Don Juan d'Auſtria.

Don Juan d'Auſtria.

Heldenlied

von

Ludwig Auguſt Frankl.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem

verehrten Freunde

Anaſtaſius Grün

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Kinderspiele	1
Sonnenaufgang	19
Stiergefecht	41
Duell	59
Isabella	73
Maurenschlacht	95
Lepanto	109
Maria	135
Tunis	145
Diana	165
Sonnenuntergang	187
Leichenzug	217

Don Juan d'Auſtria.

Kinderſpiele.

Ein Rudel Kinder ſpielt und treibt mit Lärmen
Im Thale ſich am Rand der kühlen Fluth;
Die muntre Jugend und die Wellen ſchwärmen,
Wie Vögel luſtig in der Abendgluth.
Ach Jugend, Vogel und die Welle härmen
Sich wenig in der Welt und haben's gut,
Bis Schmerzen, Jäger und die Stürme kommen,
Dann iſt es mit den Freuden aus, ihr Frommen!

So ſpielt nur zu, denn ſpielen ſeh ich gerne;
Des Ernſten hat das Leben nur zu viel!
Ihr wollt den Ernſt und den aus tiefſtem Kerne
Und denkt: was läd't uns der zu Kinderſpiel?
So folget nur, ich führ euch in die Ferne,
Ins Leben und das Menſchenherz iſt Ziel.
Laßt zu Euch kommen nur die kleinen Lieben,
Bald hätte euer Griesgram ſie vertrieben.

Dort an des Berges grünem Hang hinunter
Die Knaben und ein Mädchen luſtig ziehn.
Den Einen ſeht, den blonden Jungen drunter,
Aus all den ſchwarz gelockten kennt ihr ihn.
Wie iſt er ſchön, die Augen blau und munter,
Welch ſchlankes Gliederſpiel iſt ihm verliehn.
Ein ſtattlich Wild in dieſen waldgen Auen,
Der Jäger Schickſal wird es bald erſchauen.

Die Knaben ſtellen ſich um ihn und fragen:
‚Was ſpielen wir, Juan?‘ — „Turnier, Turnier!“
‚Du willſt nur raufen ſtets, dich immer ſchlagen,
Uns freut es heute nicht, wir wollen hier
Aus Moos uns den Altar zuſammen tragen;
Die Heilgenrolle wird, Maria, dir.
Wir putzen Locken dir und Kleid mit Kränzen,
Als Muttergottes ſollſt du oben glänzen.‘

Juan lieſt Meſſe, die ſind Miniſtranten,
Die Andern ſingen — „Ei da ſpielt allein!“
Juan rufts trotzig. ‚Seht einmal den Fanten!
Sein Wille ſoll uns ſtets Kommando ſein.
Dich ſtecken doch die Eltern und Verwandten,
Wie du dich ſträubſt, in eine Kutt hinein.
Ei laßt ihn nur!‘ ſo ſpotten ſie und zanken,
‚Den Don Juan mit prinzlichen Gedanken.‘

Juan verſtummt, ſein Antlitz glüht im Zorne
Und eine Thräne netzt ſein Angeſicht,
Die erſte bittre aus dem tiefen Borne,
Der unerſchöpflich aus der Seele bricht.
Von Thatenruhm und Schwert und goldnem Sporne,
Von Macht und Schlacht nur ſeine Zunge ſpricht;
Er träumt es Nachts und ſinnt darauf am Tage,
Er faßt es nicht, daß er die Kutt einſt trage.

Iſts auch der Eltern gläubiges Verlangen,
Ihm dünkt ein Leben ohne That nur Schmerz.
Und hört von Carol er, da glühn die Wangen
Und ſeine Seele wie geſchmolznes Erz.
Der große Kaiſer iſt im Ruhmesprangen
Ein Alexander, Cäſar für ſein Herz;
Von dieſen und von Carolus die Kunde,
Sie trinkt er durſtig von des Lehrers Munde.

Wie lauſcht er oft in grünen Waldeshallen,
Wenn ihm der Eremit erzählt. Er ſagt
Von Schlachten ihm, wie muthge Helden fallen,
Von Tunis, von der kühnen Räuberjagd,
Und wie in Deutſchland Kampfſtromweten ſchallen,
Und wie der Mönch in Worms zu reden wagt.
Dem Knaben iſts, als müßt er in das Leben,
Hinaus, hinaus, und Kränze wird es geben.

Vom Kaiſer aber kann er Eins nicht faſſen,
Wie er, des Ruhmes müde, ſich entſchloß,
Den Söhnen all' ſein weites Reich zu laſſen,
Zufrieden mit der Zelle dunklem Schooß. —
Die Dämmrung ſenkt ins Thal die Schattenmaſſen,
Des Abends Röthe weilt auf Gipfeln bloß,
Und von des Eremiten Waldkapelle
Ertönt Ave Maria glockenhelle.

Juan entblößt ſein Haupt und kniet im Mooſe,
Des Knaben Herz belebt ein frommer Geiſt,
Wie es auch keck im Jugendmuthe toſe
Und aus dem ſtillen Thal zur Welt ihn reißt.
Auf ſeinen Wangen blüht des Muthes Roſe,
Indeß ſein Mund den Herrn der Schöpfung preiſt.
Zu ſeiner Andacht Sinnen ihn zu ſtören,
Läßt rufend ſich der Schwarm der Knaben hören:

‚Juan!‘ Er ſpringt entgegen den Genoſſen,
Den Spott vergaß er lang. ‚Komm, ſpielen wir!
Das Spielen ohne dich geht nur verdroſſen
Und auch Maria ſpielt nur gern mit dir.‘
Das Mädchen ſteht von Purpur übergoſſen,
Erröthend blickt der junge Held nach ihr:
Zwei Herzensknospen, die auf einmal ſprangen,
Ein Morgen in zwei Seelen aufgegangen.

‚Zum Spiel, zum Spiel!‘ So drängen die Gesellen.
Juan sinnt nach: „des Kaiser Carol Zug
Nach Tunis spielen wir. Ihr müßt euch stellen
An jenem Busch, wir Andern sind genug
Zum Sieg und kommen auf des Flusses Wellen,
Im kleinen Kahn entgegen euch im Flug.
Und dich, Marie, entreiß ich den Corsaren!“
So ordnet er und theilt die Kriegerschaaren.

Indeß die Kinder hier beim Abendstrale
Den Kaiser spielen mit Geschrei und Lust,
Spielt in der schwarz behangnen Kathedrale
Der große Kaiser Leiche zu Sanct Just.
Er ruht im Sarg, im Mönchskleid statt im Stale,
Das Bild des Heilands drückt er an die Brust;
Ins bleiche Antlitz hängen grau die Haare
Und grell beleuchten Fackeln rings die Bahre.

Ihr mattes Licht erfüllt der Kirche Bogen,
Der Säulen Schatten fallen ſchwarz hinein;
Hinbrauſt der Orgelhall in dumpfen Wogen,
Poſaunenſturm ertönt in Pauſen drein.
Vom Chore Mönchsgeſänge, bang gezogen,
Der bleiche Mönch im Sarge fällt mit ein;
Ja, ſinge nur und ſpiel lebendge Leiche,
Der Kaiſer ging ſchon längſt zum Todtenreiche.

Er winkt. Erheben plötzlich ſich die Streiter
Für eine Welt? Erſchallt ein Sieggeſang?
Wo rüſten Flotten ſich? Erheben Reiter
Zu Roßgewieher Schwert- und Schilderklang?
Es ſchweigt der Chor, die Orgel tönt nicht weiter.
Es naben Mönche durch den Säulengang,
Sie heben ſtumm den Sarg von ſeiner Stelle
Und tragen dumpfen Ganges ihn zur Zelle.

Dies jetzt dein ganzes Reich? polarisch hingen
An deinem Scepter Welten. Deines Blicks
Ein Wink genügte, Heere zu bezwingen,
Ein Meister schienst du allen Weltgeschicks.
Nicht einer hier von deinen Kronenringen?
Ein Todtenkopf nur und ein Crucifix —
Und an den Wänden ringsherum, bewegen
Einförmig Zeiger sich mit Pendelschlägen.

Sie lassen ihn aufs harte Lager nieder,
Wie finstre Schatten ziehen sie hinaus;
Der Kaiser bleibt allein und streckt die Glieder,
Die sterbensmüden, auf dem Lager aus.
Nur Einer kehret von den Mönchen wieder,
Der greise Prior ists vom Ordenhaus:
‚Mein Bruder, du hast mich zu dir beschieden!‘
„Ehrwürdiger Vater, ja, zu meinem Frieden.

Die Schuld, ein Mahner, tritt vertröſtet lange
Mit ungeſtümem Drang ans Lippenthor.
Das Herz iſt matt und jagt zur bleichen Wange
Die Röthe bitterer Scham nicht mehr empor;
Ich zögerte ſo lang; dem Seelendrange
Jetzt folgend, leihe, Vater, mir dein Ohr:
Mir lebt ein Sohn" — „zwei Söhne, gnadenhuldig.'
„Du ſprichſt von Jenen. Höre mich geduldig:

Es war zu Regensburg in deutſchen Landen,
Am Reichstag, wo der Völker Streit und Loos
Mit Sorgenfeſſeln mir den Geiſt umwanden,
Daß ſich Melancholie um ihn ergoß.
Einſt lag ich ſchlummerlos in ihren Banden,
Als ein Geſang zu meinem Ohre floß,
So ſchön, ſo klar, dazwiſchen Harfenrauſchen
Und ich entſchlief in weltvergeſſend Lauſchen.

Ich hielt für einen Traum, da ich erwachte,
Was alſo ſüß zu meiner Seele ſprach;
Selbſt durch des Tages Mühen klang es ſachte
Verhallend noch in meinem Buſen nach.
Und Abend ward's, des Trübſinns Dämon brachte
Die Einſamkeit zurück; da, durch's Gemach
Erſcholl derſelbe Klang, daſſelbe Singen,
Wie ſelge Geiſter ſich durch Himmel ſchwingen.

Ich ſprang empor von meiner Lagerſtelle, —
Es war kein Traum, ich öffnete den Saal;
Da kniete, engelſchön, in Mondeshelle
Ein Mädchen, ſanft der großen Augen Stral,
Zum Nacken floß der Locken blonde Welle,
Geſang und Harfe ſtockten allzumal.
Erröthend ſah ſie auf, doch nicht beklommen.
‚Biſt du vom Himmel jetzt zur Erd' kommen?'

„Verzeiht, o Herr!“ Es klang wie Silberglocken,
So ſüß wie jetzo mir der Hora Klang.
Ich hob ſie auf, ſie folgte mir erſchrocken,
Zu meinen Füßen mir in holder Unſchuld ſang
Barbara Blomberg mit den goldnen Locken,
Daß mich ein ſelger Zauber überdrang.
Der finſtre Saul hat nun in trüben Stunden
Der Davidsharfe ſüßes Spiel empfunden.

Nun kam ſie oft. Ehrwürdger Prior, ſaget,
Wie lohnte Saul des Knaben tröſtend Lied?“
‚Er warf nach ihm, vom finſtern Geiſt geplaget,
Die Lanze, die der Knabe kaum vermied.‘
„O, wie an mir Erinnerung jetzt naget!
Für Troſt und Liebe, die ſie mir beſchied,
Für Roſen an des Herrſchers Dornenkranze,
Ward meiner Sinne Glut an ihr zur Lanze.“

Ermattet ſchweigt er mit geſchloſſnem Munde
Und drückt das Kreuz zur Bruſt. Der Prior ſpricht
Beſänftigend ihm zu. „Es drängt die Stunde,
Verhänget, Vater! dort der Lampe Licht,
Mein Auge brennt. Habt Dank! Ihr wißt die Kunde
Des Schmerzlichſten, was mich erdrückt, noch nicht:
Ich ließ als Mutter ſie, in Lieb verrathen;
Mich riß es fort im wilden Strom der Thaten.

Nie hört ich mehr von ihr, ſie war verſchwunden,
Es hieß: in eines Kloſters Schutz entflohn;
Fern von Valladolid nur wenig Stunden
In eines Dieners Obhut blieb der Sohn.
Nie ſah ich ihn, nur aus Quiadas Kunden
Vernahm ich Freuden oft auf meinem Thron.
Juan! nie hielt ich dich an meinem Herzen,
Das jetzo zuckt in Lieb und Reu und Schmerzen.

Der Knabe ſollte, meine Schuld zu büßen,
So dacht ich oft, ſich einem Kloſter weihn;
Doch anders iſt ſein Muth, der will begrüßen
Die weite Welt mit ihrer Luſt und Pein.
Ehrwürd'ger Vater! zu des Königs Füßen
Bringt dies mein Wort, wenn ich im Todtenſchrein:
Der Kaiſer will, daß er ihn Bruder nenne,
Und laut als Prinzen Auſtrias erkenne."

Der Kaiſer ſchweigt. Mit frommgekreuzten Händen,
Geſenkten Angeſichts der Prior ſteht.
Der Pendelſchlag der Uhren an den Wänden
Einförmig tönend auf und nieder geht.
„O daß die Herrſcher alleſammt empfänden,
Was jetzt als kalte Wahrheit mich durchweht.
Sieh, Vater, ſieh! die Uhren kalt und düſter
Mit ihrem Hohn und pickendem Geflüſter.

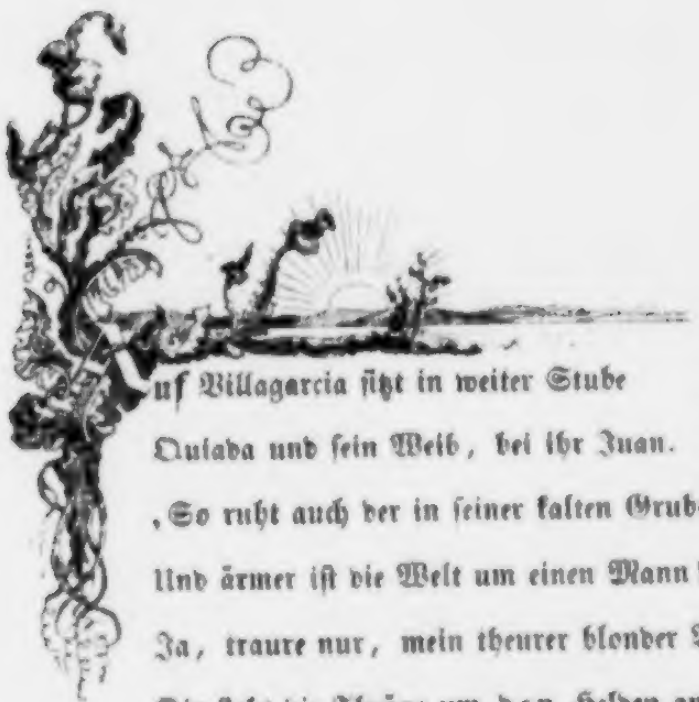
Ich mühte ab mich manche Nacht und Tage,
Daß die Maſchinen gingen gleichen Gang;
Beherrſchen wollt ich, daß mit einem Schlage,
Die Zeit ſie kündeten mit einem Klang.
Sieh, würdger Vater hin, ſieh hin und ſage,
Ob mit den Automaten mirs gelang?
O um die Könige, die Allmachtrollen,
Die Herzen gleich zu ſchlagen zwingen wollen!

Mein Schwert, mein Schwert! herunter mit den Glocken,
Sie läuten Hohn herab mir von der Wand.“
Er ſpringt empor, wild flattern ſeine Locken,
Sein Auge flammt, wie ſonſt im Schlachtenbrand.
Die Trümmer fliegen ringsumher — erſchrocken
Faßt ihn der Prior ſänftgend an der Hand.
Der kranke Kaiſer ſinkt aufs Lager wieder,
Es klirrt das Schwert an ſeiner Seite nieder.

Der Prior ſpricht mit inniger Bewegung:
„Mein Bruder! biſt du ſo zum Tod bereit?“
„Ach, würdger Vater! vor der Grabeslegung
Ergriff mich Einmal noch des Lebens Streit,
Der ſtolzen Majeſtät allletzte Regung.
Jetzt über meinem Haupt ſteht ſtill die Zeit.
Willſt du das Kreuz mir in die Hände legen?
So, habe Dank und ſprich mir vor den Segen.“

Der Prior betet an der Lagerſtelle,
Der Kaiſer betet Wort um Wort ihm nach —
Nun matter, nun nicht mehr — die Lampenhelle
Wirft ſterbend raſche Schatten durchs Gemach;
Da tönt der Hora ruf herein zur Zelle,
Mehr keine Hora ruft den Todten wach.
Erſchrocken hallt es durch des Kloſters Frieden:
Der große Kaiſer iſt in Gott geſchieden!

Sonnenaufgang.



Auf Villagarcia ſitzt in weiter Stube
Quiada und ſein Weib, bei ihr Juan.
‚So ruht auch der in ſeiner kalten Grube
Und ärmer iſt die Welt um einen Mann!
Ja, traure nur, mein theurer blonder Bube,
Dir ſteht die Thräne um den Helden an.
Die Welt war reich, ſo lange der noch lebte,
Wie arm, wie ſchal, da ihr ſein Geiſt entſchwebte!‘

Er ſucht im Aug die Thräne zu bezwingen,
Zum Knaben blickt die Gattin ſchmerzbewegt,
Der trüb ſein Haupt mit goldnen Lockenringen
Der lieben Mutter in den Schooß gelegt.
‚Du theures Kind! mir will das Herz zerſpringen,
Du ahnſt es nicht, wie dein Geſchick ſich regt.‘
Sie denkt's mit Gram und ihre Lippen beben,
Heiß liebt ſie ihn, als wär er ihr gegeben.

So bleibt die Gruppe lang — verſchiednes Sinnen
Bewegt die drei: er trauert um den Herrn,
Sie um des Knaben Schickſal und Beginnen,
Den aber trägt die Fantaſie ſchon fern;
Es ſtarb ſein Held, doch ſeine Träume ſpinnen
Ihm Hoheit vor, ihm glänzt des Ruhmes Stern.
Er rufet träumend auf, zu eignem Schrecken:
„Hinaus zum Sieg!“ bis ihn die Eltern wecken.

‚Du träumſt, Juan! du mußt dich ſchlafen legen,
Es iſt ſchon ſpät. Dein Antlitz ſteht in Brand.
So geh, vergiß mir nicht den Abendſegen
Mein Kind!‘ Er küßt der Eltern Mund und Hand
Und geht. Ihm folgt mit innerem Bewegen
Der Mutter Auge bis zur Schwelle Rand:
‚Da geht die arme Waiſe hin, verlaſſen,
Wir wollen wärmer nur ihn jetzt umfaſſen.‘

„Ja, Weib! und Kloſterzucht muß er gewöhnen,
Ich brächt' ihn lieber in die offne Schlacht;
Doch iſt des Kaiſers Wille ſo. Horch, tönen
Trompetenklänge fern nicht durch die Nacht?
Still! klingt es näher nicht? ja, Hufe dröhnen;
Es hält, des Schloſſes Thor wird aufgemacht.
‚Was ſoll's ſo ſpät?‘ Da öffnet ſich die Pforte,
Ein Ritter tritt herein und ſpricht die Worte:

‚Iſt Don Quiada hier?‘ „Ihr nennt mich eben.“
‚So nehmt von unſrem Herrn, dem König, dies.‘
Er reicht ein Blatt, Quiadas Hände beben,
Da er's durchſchaut, er reicht's der Gattin: „Lies!“
Und ſieht ſie freudig an; ſie trifft's ins Leben,
Weil ihr das Blatt den liebſten Wunſch zerriß.
„Ihr brachtet frohe Botſchaft, Herr! gefalle
Euch Raſt und gaſtlich Mahl in unſrer Halle.“ — —

Der Morgen iſt hell roſig aufgegangen,
Vom Lager ſpringt Juan und ſteigt zu Roß
Und reitet glühend Stirne ſich und Wangen
Und mit dem Mittag kehrt er erſt zum Schloß.
Die Mutter grüßet ihn mit ſtillem Bangen,
Er aber tummelt noch des Sturms Genoß,
Sein Pferd im Hof, dann ſitzt er ab und ſtreichelt
Die Mähnen ihm, es wiehert ſtolz geſchmeichelt.

‚Mein theures Kind! ſeit früher Morgenſtunde
Harrt ſchon mit Ungeduld der Vater dein,
Für dich, mein Kind, mit einer wichtgen Kunde.‘
„Muß ich ins Kloſter! Nein, o Mutter, nein!“
‚Du hörſt es bald aus ſeinem eignen Munde;
Sieh dort, er winkt zum Garten uns hinein.‘
Und ſchweigend folgen ſie, am Eiſengitter
Erwartet beide ſtill der biedre Ritter.

‚Juan! du hörteſt geſtern die Trompete,
Die ſpät zu Nacht vorm Schloſſe noch erklang?‘
„So war es wirklich, bald nach dem Gebete,
Als kaum der erſte Schlummer mich bezwang.
Mir war, als ob ein Helmbuſch mich umwehte,
Ich ſaß zu Roß in wildem Schlachtendrang,
Ich ſchwang ein blankes Schwert, ach, Traum war Alles,
Bis auf das Schmettern des Trompetenſchalles!“

‚Juan! er tönt in deine Knabenſpiele
Als ernſter lauter Ruf. Vernimm mein Wort:
Nicht red ich dir, wie ſonſt, von dem Aſile
Der Kloſterzelle, von der Kirche Port;
Dich ruft der helle Klang zu andrem Ziele,
In Träumen zog es hin dich fort und fort.
Du ſollſt hinaus, ſollſt helle Waffen tragen
Und mit dem Leben, mit der Welt es wagen!‘

Outada ſchweigt, der Knabe ſteht betroffen
Und in das Antlitz ſchießt ihm roth das Blut.
‚Erſchrickſt du, Knabe! wagſt es kaum zu hoffen,
Es hat dich überraſcht, nun faſſe Muth,
Und ſchau ins Auge mir freudig und offen.‘
„Wann muß ich fort aus eurer treuen Huth?“
‚Bereite dich, Juan! bevor es morgen.‘
„Was wird mit mir?“ ‚Nicht bleibt es lang verborgen.‘

Juan verſtummt, er wagt nicht mehr zu fragen.
„O Vater! Mutter!“ bringt er endlich vor
Und weiter nichts. „Ich muß noch Eins dir ſagen,
Sei ſtark, Juan! und waffne Herz und Ohr:
Du weißt, wie wir dich warm im Herzen tragen,
Auch du blickſt liebevoll zu uns empor;
Die du als Mutter ehrſt, die ſchmerzverloren
Jetzt bitter weint, ſie hat dich nicht geboren.

Ich bin dein Vater nicht.“ Quiada ſchweiget,
Ihm ſtirbt das Wort; der Knabe faßt ihn nicht
Und ſtarrt ihn an und Todesbläſſe zeiget
Das lockengold umwallte Angeſicht.
Er wankt, Quiadas fromme Gattin neiget
Sich über ihn, ihr Aug in Thränen bricht;
Der alte Krieger wendet ſich zum Gehen,
Nicht minder bang und weh iſt ihm geſchehen.

‚Juan! ſo zittre nicht.‘ Mit Herzenbeben
Spricht ſie ihm zu: ‚O ſtiere nicht ſo kalt!
Du ſehnteſt immer dich nach Kampf und Leben,
Nun faßt zum erſtenmal dichs mit Gewalt.
Der Vater wird dir das Geleite geben
Und deiner Mutter Liebe wird nicht alt.
Die Namen gieb uns ſtets zu unſrer Labe,
Du bleibſt ja unſer Kind, mein ſüßer Knabe!‘

„O ſage mir, wo meine Eltern weilen?
Wer ſind ſie? doch ſie beide ſind wohl todt,
Sonſt möchten ſie die Elternſchaft nicht theilen,
Sie reichten mir, was eure Liebe bot.
Die Zähren, die vom Auge dir enteilen,
Sie ſagen mir's. O ſeelenbittre Noth!“
Ihm engt's die Bruſt, er kann nicht weiter ſprechen,
Bis Thränen ihm hervor vom Auge brechen.

„O ſprich, wer waren ſie? in welchem Lande?“
‚Juan! nicht jetzt verlange den Beſcheid.‘
Sie zieht ihn mit bis zu des Gartens Rande,
Der Knabe folgt betäubt in tiefem Leid.
Was ſeine Seele füllt mit hellem Brande,
Es iſt erreicht, nun kommt mit ſeinem Neid
Das Leben raſch, verbittert's ihm mit Qualen,
Läßt Herzensluſt mit Herzblut ihn bezahlen. — —

Noch iſt es Nacht, im Oſt nur blaſſe Helle
Und an der Thür Juans wird angepocht;
Er ſpringt empor von ſeiner Lagerſtelle,
Der Schlaf hat über ihn heut nichts vermocht,
Gedanken drängten ſich, wie Well auf Welle,
In heißer Wallung hat ſein Blut gekocht.
Betäubt noch öffnet er die Kammerpforte,
Ein Diener grüßt herein und ſpricht die Worte:

‚Erlaubt, Juan! daß ich euch ſchnell bekleide,
Bald wird es Tag, ſchon harrt der Herr im Saal.‘
Der Diener kleidet ihn in weiße Seide,
Mit Gold geſtickt. Einſchließend edlen Stahl
An goldnem Gürtel hängt die ſammtne Scheide,
Umglänzt von Perlen und Juwelenſtrahl;
Der Purpurmantel ſchließt mit goldnen Schlingen,
Und vom Baret ſich weiße Federn ſchwingen.

Im Dunkel ſieht der Knabe nicht den Schimmer
Und läßt umkleiden ſich mit all der Pracht;
Nun eilt er fort, im weiten Bogenzimmer
Begrüßt Quiada ihn in Eiſentracht.
So ſchön, ſo ſtolz ſah er den Knaben nimmer,
Jüngling geworden ſcheint er über Nacht.
‚Ich grüße dich, Juan! Nun ſchnell zu Roſſe.‘
„Und ohne Gruß der Mutter aus dem Schloſſe?“

‚Sie ſchläft.‘ „So will ich ſchweigend ſie begrüßen.“
Er eilt in ihr Gemach und leiſe ſinkt
Er auf die Kniee zu der Mutter Füßen —
Der Lampe Schimmer im Gemach verblinkt,
Und wie zum Segen neigt er ſich, die ſüßen,
Gewohnten Züge ſeiner Mutter trinkt
Er einmal noch mit durſtig warmer Seele,
Hebt leiſe ſich und folget dem Befehle.

Quiava ſitzt zu Roß, winkt ihm zum zweiten,
Das noch des Reiters harret prachtgeſchirrt.
Der Jüngling ſtaunt: „Soll ich dies Prachtthier reiten?
Und dieſes Kleid, dies Schwert, das mich umklirrt?
Was ſoll die Pracht, wohin willſt du mich leiten?“
Er ſieht beim Morgenſchein ſich jetzt verwirrt.
‚Das Pferd iſt dein, Juan! raſch in den Bügel.‘
Er ſchwingt ſich auf und faßt die goldnen Zügel.

Quiada ſpornt den Renner in die Flanken,
Ihm folgt Juan erſtaunt und ohne Laut;
Des Abſchieds Schmerz umdämmert die Gedanken,
Doch wenn er ſich in ſeinem Glanz beſchaut,
Will freudge Luſt in ihm empor ſich ranken
Und was er kaum zu ahnen ſich getraut,
Und ſeiner Fantaſie traumhaftes Walten
Scheint ſich zu ſchöner Wahrheit zu geſtalten.

Ein Wald nimmt jetzt in ſeine grünen Hallen
Die Reiter auf und grüßt mit friſchem Duft,
Mit tauſend Stimmen und mit Widerſchallen,
Das luſtig wach den Waldesmorgen ruft.
Die Gräſer glänzen rings von Thaukriſtallen,
Ein leichter Nebel flattert durch die Luft,
Und durch die Bäume von des Waldes Rande
Glänzt es herein von purpurrothem Brande.

Jetzt reiten ſie empor durch dunkle Bäume
Und oben thut ſich's auf mit einemmal —
Es ſchweift der Blick hinaus in weite Räume,
Auf ferne Berge, in ein tiefes Thal.
Quiada zieht an ſich des Roſſes Zäume.
‚Hier halten wir. Siehſt du im Morgenſtrahl
Noch ſchwach erhellt ſich jene Zinnen heben?
Valladolid mit ſeinem reichen Leben.

Der Berg, auf dem wir ſtehn, heißt Toros. Dorten
Thut ſich, dem ſanften Hügel angelehnt,
Das Dornenkloſter auf mit ſeinen Pforten
Für fromme Andacht, die nach Gott ſich ſehnt.'
Der Blick Juans folgt nur zerſtreut den Worten,
Da klingt durchs Thal ein Hornton, lang gedehnt.
‚Juan, nun guten Muths, es naht die Stunde,
Es bringt der laute Klang dir Glück und Kunde.'

Er ſteigt vom Roß und faßt des Jünglings Zügel:
‚Geruht herab zu ſteigen nun vom Thier.‘
Juan ſchwingt raſch und roth ſich aus dem Bügel:
„Welch Wort, und all die Pracht und Fürſtenzier!
So führe mich ins Kloſter nur am Zügel,
Wozu der Rummenſchanz? Mir dünkt es ſchier,
Du willſt dich aller Liebe mir entkleiden,
Wozu noch Hohn mir durch die Bruſt zu ſchneiden!“

‚Mich wird davor die heilge Jungfrau wahren!
Erlaubt mir, Don Juan! die Hand zum Kuß.‘
Der Jüngling weigerts. ‚Bald ſollt ihr erfahren,
Daß ich euch kniend alſo huldgen muß.‘
Da naht ein bunter Zug von Jägerſchaaren,
Es ſchweigt der Klang, es hält an Bergesfuß.
Was iſt für Glanz von Gold und Stahl zu ſchauen,
Von Waffen, Purpur und von ſchönen Frauen.

‚Das iſt des Königs Jagd, der hoch zu Pferde
Zu uns heran jetzt ſprengt; begrüßet ihn
Als unſern König, Don Juan!‘ Zur Erde
Sinkt auf ein Knie Herr Villagarcia hin.
Der König naht mit forſchender Geberde,
Sitzt ab und winkt dem Diener zu verziehn.
Juan entblößt das Haupt, ſich edel neigend
Und fällt ins Knie, erhobnen Blicks und ſchweigend.

Der König blickt mit prüfendem Genügen
Den edlen Jüngling an und er erkennt
Den großen Kaiſer in den ſchönen Zügen,
Im blauen Aug, das wie des Vaters brennt.
‚Erhebe dich, den Geiſt zu kühnen Flügen,
Den man fortan Juan von Auſtria nennt,
Und nur vor Gott und ſeinen blutgen Zeugen
Soll ſich ein Sohn des großen Carol beugen.‘

Juan erhebt ſich ſchweigend, zu empfangen
Den Bruderkuß von ſeines Helden Sohn.
Wie brennen lichterloh des Jünglings Wangen,
Ihm klingt wie Traum der Königsrede Ton.
Jetzt wird es hell, vom Horizonte ſprangen,
Wie dienend, Strahlen auf, gewärtig ſchon
Der Sonne, die ſich nun herauf geſchwungen,
Noch halten ſich die Fürſten feſt umſchlungen.

Und dreifach Heil ertönt im Widerhalle,
Der Chor der Jäger in die Hörner ſtößt.
Da webts vom Kloſter her mit Glockenſchalle,
Der König kniet, in Andacht aufgelöſt,
Bei ihm Juan; dem Beiſpiel folgen Alle,
Sich fromm bekreuzend und das Haupt entblößt:
Die Fürſten oben hell im Sonnenſcheine
Und unten tief die kniende Gemeine.

Die Glocke ſchweigt, vom grünen Teppich ſtehen
Die Fürſten auf und ihnen folgt die Schaar —
Und auf zu Roß, wie da die Federn wehen,
Und Speergeblitz, gebäumtes Mähnenhaar.
Sie ſchaaren ſich und aller Augen ſehen
Entgegen jetzt dem edlen Fürſtenpaar,
Und Jubelruf und Hörnerklang und Brauſen,
Ha, wie ſie durch den Plan im Sturme ſauſen!

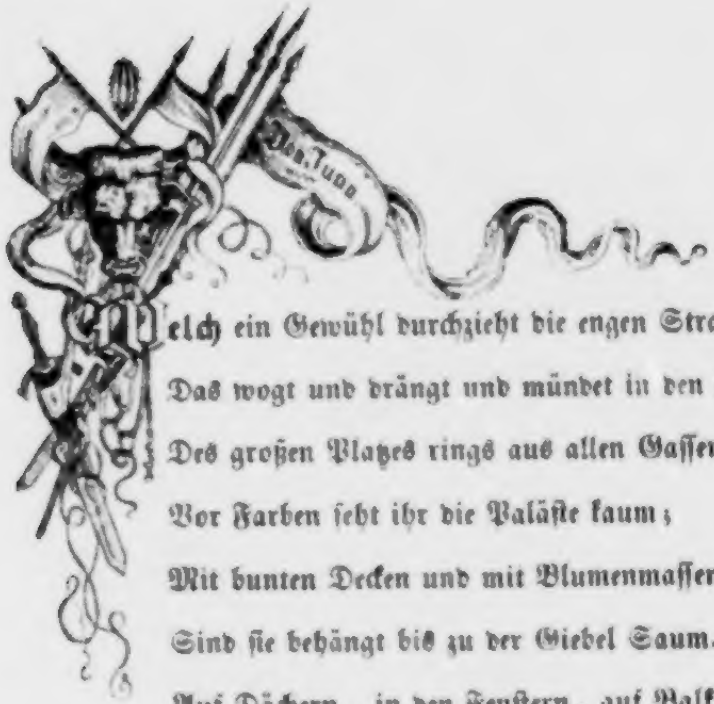
Der Jüngling ſitzt ſo leicht auf ſeinem Braunen
Und Ritt und Haltung ſehen froh die Herrn,
Die ſchönen Damen, kennerhaft, beſtaunen
Sein helles Haar, der Augen blauen Stern;
Welch ſüßes Spiel einſt für verliebte Launen!
Quiada reitet im Gefolge fern,
Still lächelnd freut ihn der Triumph des Knaben,
Des Zöglings, reich an Geiſt und Körpergaben.

Der aber iſt in Träumen ganz verſunken,
Wie Schwingen trägt ihn fort des Roſſes Flug.
Ich bin des Kaiſers Sohn! ah, wie das trunken,
Ein Blitz dem Jüngling in die Seele ſchlug!
Und Hoheit, Sieg, Triumphezüge prunken
An ihm vorbei in regem Geiſteszug.
Des Abſchieds Schmerz, die Spiele ſind vergeſſen,
Auf thut die Welt ſich feenhaft unermeſſen.

Aus Dörfern und aus Hütten in dem Thale
Tritt ſtaunend der Bewohner bunte Schaar,
Der helle Zug in Purpur, Gold und Stahle
Stellt ſich ein Wunder ihren Augen dar.
Ein blondes Mädchen zieht im Sonnenſtrahle,
Jetzt hält auch ſie, und fürchtend die Gefahr,
Eilt ſcheu ſie ſchnell empor zu einem Hügel,
Jetzt brauſts vorüber mit verhängtem Zügel.

Erſchrocken ſieht Marie Juan im Zuge,
Sie ſtarrt ihn an, auch er erblickt ſie jetzt,
Die Blicke treffen ſich, ein Gruß im Fluge:
„Maria, lebe wohl!“ und weiter ſetzt
Der wilde Zug. Wie einem Sinnentruge
Blickt nach ihr Auge, das ſich leiſe netzt.
‚Juan!‘ ruft ſie, von tiefem Weh durchdrungen,
Und bricht in Thränen aus, von Schmerz bezwungen.

Stiergefecht.



Welch ein Gewühl durchzieht die engen Straßen,
Das wogt und drängt und mündet in den Raum
Des großen Platzes rings aus allen Gassen;
Vor Farben seht ihr die Paläste kaum;
Mit bunten Decken und mit Blumenmassen
Sind sie behängt bis zu der Giebel Saum.
Auf Dächern, in den Fenstern, auf Balkonen
Scheint Spaniens ganzes Menschenheer zu wohnen.

Und auf dem Platz, umzäunt von Paliſaden,
Zeigt ſich ein zweiter für das Stiergefecht,
Zu dem der König ſein Madrid geladen;
Rings fügen ſie Tribunen noch zurecht,
Und auf dem Platz bewegt ſich mit Paraden
Zu Roß das junge, adlige Geſchlecht.
Das winkt den Damen, läßt die Roſſe bäumen,
Iſt glücklich, wenn auf ihm die Blicke ſäumen.

Du aber dort, auf deinem flinken Renner!
Blauäugig, blond gelockt und ſchön und ſchlank,
Wir ſahn als Knaben dich; im Kreis der Männer
Blickſt du nach Damen jetzt anmuthig frank,
Und ſcheinſt doch theilnahmlos — ei feiner Kenner!
Um ſie zu heilen nur machſt du ſie krank.
Du biſt ein Prinz, ſie gehen in die Falle,
Ariſtokratiſch ſind die Weiber alle.

Doch luſtger treibt das Volk viel hundert Poſſen
Und harrt mit Ungeduld und lärmt und ſchreit,
Das hat ſich ſcharenweiſe, unverdroſſen
Schon eingefunden ſeit der Morgenzeit
Und wettet, welcher Matador entſchloſſen?
Und welcher Stier zumeiſt zum Kampf bereit?
Indeß Geſchrei und Lärm die Lüfte füllen,
Ertönt von Zeit zu Zeit der Stiere Brüllen.

Und unaufhörlich in das Brüllen, Schreien,
Vom nächſten Thurm das Seelenglöcklein klingt
Für Jene, die ſich heut dem Kampfe weihen.
Der dumpfe Chor der frommen Mönche ſingt
Und betet laut: ‚St. Jago benedeien
Wirſt du, wer heute ſich zum Opfer bringt.
O Jungfrau! nimm ſie auf in deinem Schooße,
Die ſterben werden von der Hörner Stoße.‘

Da ſchallt der Ruf: ‚der König kommt vom Schloſſe!‘
Mit Hofgeſind viel goldne Wagen nahn,
Drauf folget, leer doch, die Reſpektscaroſſe
Und langſam zieht der König dann heran,
Umgeben von der Garden reichem Troſſe,
Von Pagen, degenlos, ſchwarz angethan;
Und unter Paukenſchall und Jubelrufen
Beſteigt der König der Tribune Stufen.

Um ihn reiht ſich der Hof im Feſtgeſchmeide,
In Spaniens ſchön drapirter, dunkler Tracht.
Dort Albas Angeſicht, ſo weiß wie Kreide,
Von Haß gefurcht und der Gedanken Schlacht.
Farneſes Prinz, in goldgeſticktem Kleide;
Don Carlos, den kein Scherz je lächeln macht,
Und herrſchend, in der zahmen Höflingsrotte,
Steht ernſt der Dichter dort des Donquirotte.

Der König winkt — und in die Schranken reiten
Sechs Alguazils mit weißem Stab und Hut;
Und einer ruft hinaus nach allen Seiten:
‚Wem in den Adern rollt kaſtiliſch Blut,
Deß Stamm katholiſch war zu allen Zeiten,
Wer mit dem Thier zu fechten fühlt den Muth,
Er reite vor zum Kampfe mit dem Stiere!‘
Drauf naht ein Zug beſtlustiger Cavaliere.

In reichem Staate, prächtig anzuſehen.
Auf ſchlanken Pferden ſtolz drei ſchlanke Herrn;
Sie kleidet ſchwarzer Sammt und Federn wehen
Weiß vom Baret aus der Agraffe Stern.
Nach ihren buntgeſtickten Schärpen ſpähen
Auf den Tribunen rings die Damen gern.
Leicht ſchwingt ein Jeder eine weiße Lanze
Und ſpornt das Roß zum Gange nicht, zum Tanze.

Zwölf Pferde führt mit prächtigem Geſchirre
Man jedem nach der Herrn, ſtolz aufgezäumt;
Dann folgt ein buntes, lärmendes Gewirre,
So toll wie einen Maskenzug man träumt:
Halbnackte Wilde und mit Schwertgeklirre
Ein Zug von Räubern, Tänzern, bunt geſäumt,
Zigeuner, Gaukler, Juden, dann Graziosen,
Die keck durch Winke mit den Damen koſen.

Bei Cimbelſchall und bei Trompetentone
Geht rings der Zug, die Alguazils voran;
Jetzt halten ſchweigend ſie vor dem Balkone
Des Königs mit geſenkten Häuptern an.
Der erſte ſpricht in klingender Canzone,
Fechtfreiheit heiſchend, zum Balkon hinan;
Der König wünſcht den Herrn Sieg und Gelingen —
Und jubelnd jauchzt das Volk, Trompeten klingen.

Und aus den Schranken, die den Raum umgeben,
Entfernt ſich das Gefolge und galant
Grüßt jeder von den Herrn, vielleicht im Leben
Zum letztenmal, die Dame mit der Hand,
Die ſeine Seele liebt und die mit Beben
Des Kampfes harrt, dem Schauplatz zugewandt,
Und doch mit Stolz, die Seele liebestrunken,
Den Liebling ſieht auf muthgem Roſſe prunken.

Jetzt nahn zwei Alguazils dem Thron zu Pferde,
Den Schlüſſel zu empfangen für den Stall;
Drauf öffnen ſie mit ängſtlicher Geberde,
Zum Spottgelächter für des Volkes Schwall;
Fort jagen ſie, als zitterte die Erde —
Und unter ſchmetterndem Trompetenſchall
Springt in den Kreis, das Volk mit Jubel füllend,
Der Stier in wilden Sätzen, laut aufbrüllend.

Die Ritter halten ſtill, dem Stier entgegen
Ziehn Kämpfer jetzt zu Fuß in bunter Tracht:
Viel Volk aus der Provinz, das ohne Degen
Den Stier mit ſpitzen Stangen raſen macht;
Mit Fähnlein werfen Haken ſie verwegen
Ihm an den Hals und ſeine Wuth erwacht,
Die Augen glühn, die weiten Nüſtern rauchen,
Und brüllend ſcheint er Wuth und Gluth zu hauchen.

Er raſt im Kreis herum in hohen Sätzen,
In weiten Sprüngen, wie ein tolles Roß.
Die Kämpfer fliehn und nahn und ſchrein und hetzen —
Jetzt bleibt er ſtehn, als wählt er in dem Troß;
Brüllt dumpf, die ungeheuern Hörner wetzen
Am Boden ſich, es ſcharrt der Thierkoloß,
Peitſcht mit dem Schweife ſich und wirft die Haken
Und bunten Fähnlein ſchüttelnd aus dem Nacken.

Blickt wild umher und plötzlich ſtürzt er, ſteigend,
Auf einen Reiter ſich, der ſpornt das Pferd
Entgegen raſch, den blanken Spieß ihm zeigend;
Der Stier ſenkt das Gehörn und Schrecken kehrt
In jede Bruſt, weithin die Menge ſchweigend —
Und raſend in des Pferdes Rippen fährt
Des Stieres Horn, es ſinkt, die Kniee brechen,
Und röchelnd fließt ſein Blut in rothen Bächen.

Raſch lenken nun die Kämpfenden zu Fuße
Den Stier von dem geſtürzten Reiter fern;
Der König winkt mit gnädigem Beſchluſſe
Den Ritter fort, der folgt dem Winke gern,
Er wanket weg und wie zum letzten Gruße
Erhebt den Kopf das Pferd nach ſeinem Herrn,
Dumpf wiehert's noch und traurig bricht's zuſammen,
Des Blutes Strom löſcht ſeiner Augen Flammen.

Des Ritters Sturz, der Ghulos leichtes Necken
Iſt Vorſpiel nur der Kampfbeluſtigung.
Der König winkt: jetzt gilts, den tollen Recken
Zu fällen mit dem Schwert; mit leichtem Sprung
Sitzt nun der Reiter ab vom edlen Schecken,
Der lang ſchon bäumte ungeduldig, jung.
Er geht allein und mit gezücktem Degen,
Am Arm das rothe Tuch, dem Stier entgegen.

Der läßt gleich ab von der Verfolger Meute,
Als merkt er, daß ihm nun das Unheil naht —
Und ſammelt Kraft, die er bis jetzt zerſtreute,
Und zögert noch entgegen wilder That;
Und feſten Schrittes tritt der tollen Beute
Der kühne Matador nun in den Pfad;
Doch wurzelnd ſteht der Stier in ſtarrem Grimme
Es bebt ſein Leib, er brüllt mit heiſrer Stimme.

Jetzt rückt heran der ſtolze Herr der Heerde,
Den rothen Mantel ſchwingt der Matador,
Des Stieres Augen glühn, er ſcharrt die Erde,
Wühlt mit dem Horn den Sand im Kreis hervor;
Es ſchweigt das Volk mit lauſchender Geberde
Und athmet in Erwartung kaum empor.
Den Mantel raſch um ſeine Linke ſchlingend
Steht feſt der Matador, den Degen ſchwingend.

Und jetzt, ein losgeriſſner Fels im Falle,
Stürzt wild der Stier auf ſeinen Gegner los,
Er ſenket das Genick, rings beben Alle,
Doch ruhig trifft und feſt des Kämpfers Stoß —
Dumpfbrüllend ſinkt bei lautem Jubelſchalle
Sein Blut verſtrömend hin der Fleiſchkoloß.
Ein donnerndes Gejauchz erhebt die Menge
Und Cimbeln tönen und Trompetenklänge.

Der Matador wiſcht in des Mantels Falten
Den blutbenetzten Degen ab und ſchwingt
Ihn grüßend zum Balkon, den Säulen halten,
Wo ſtumm der König ſitzt, vom Hof umringt.
Und unter tauſend blühenden Geſtalten
Winkt er der einen, die ſein Herz umſchlingt,
Dann geht er raſch hinaus mit ſtolzem Gange,
Des Volkes Jubel hallt ihm nach noch lange.

Auf einem Karrn, beſpannt mit muthgen Roſſen,
Wird im Galopp der Stier jetzt fortgebracht.
Des Stalles Thür wird wieder aufgeſchloſſen,
Es ſtürzt ein neuer Feind heraus mit Macht.
Der Kampf beginnt auf's neu und unverdroſſen
Hebt an vorerſt zu Fuß die kleine Schlacht,
Und raſend rennt er auf den dritten Reiter,
Der ſpornt das Roß entgegen kühn und heiter.

Und trifft ſo ſtark den Tollen mit der Stange,
Daß der von ſeinem Gegner weicht entſetzt,
Und vorwärts ſpornet er ſein Roß zum Gange.
‚Gebt acht, der Prinz Juan iſt Kämpfer jetzt.‘
‚Ha, bei Sanct Jago! dem iſt niemals bange.‘
‚Seht, ſeht! ſchon iſt ſein Pferd von Schaum benetzt.‘
‚Wie ſchön er iſt!‘ So ſpricht es rings im Kreiſe,
Die Männer laut, die Damen denken's leiſe.

Er ſpringt vom Pferd und mit gezücktem Degen,
Den rothen Mantel in der linken Hand,
Geht er dem Stiere grad und kühn entgegen,
Der ſtürzt, wie auf der Sonne rothen Brand
Die Wetterwolke, auf das Tuch verwegen
Und ſtreift in blinder Wuth nur ſeinen Rand.
Juan bleibt ſtehn mit Anmuth und gelaſſen
Und ſucht in neuem Kampf den Stier zu faſſen.

Der aber weicht zurück bis an die Planken
Und ſenkt das Haupt und lauert ſtumm empor,
Ihm folgt Juan und ſchlägt ihn in die Flanken,
Duelo bietend; ruhig wie zuvor
Bleibt doch der Stier. Das Volk rings um die Schranken
Ruft Beifall zu dem kühnen Matador
Und ſchmäht den Stier, zum Kämpfen ihn zu wecken,
Den feigen Cavalier und zahmen Gecken!

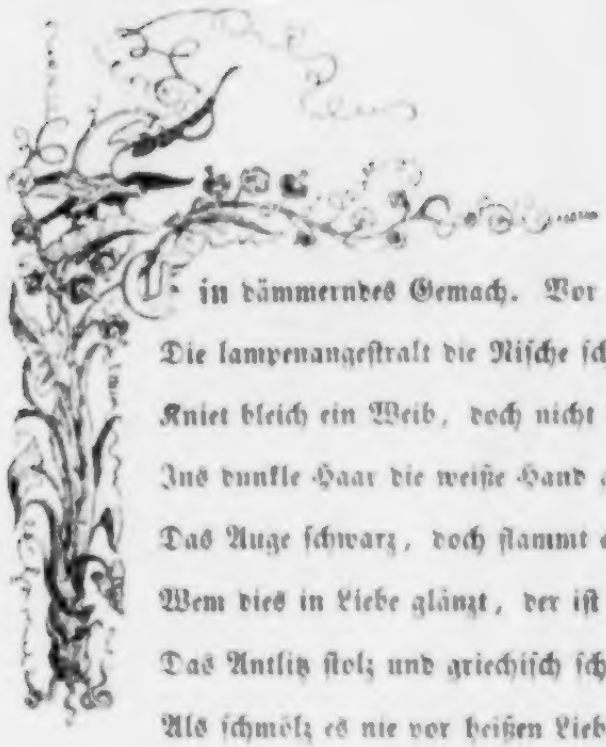
Verwegnen Muthes trifft Juan den Rücken
Des tückiſch ſchlauen Thiers, das ſich nicht regt.
‚Laßt Hunde los, die ſollen es zerſtücken!‘
So ruft die Menge, ſchon von Zorn bewegt.
Der König ſchweigt; ihm ſcheint, es dürfte glücken,
Daß ihm vielleicht der Stier den Feind erlegt,
Den Baſtard, der des Vaters Namen ſchändet,
Dem Aller Herzen freudig zugewendet.

Doch ungeduldig ruft das Volk: ‚die Hunde!‘
Nicht zögern kann der König mehr, er winkt.
Juan beachtet's nicht, begrüßt die Runde
Und wirft den Mantel fort, sein Degen blinkt —
Und wie erlauernd den Moment, zum Grunde
Reißt plötzlich ihn das schlaue Thier, er sinkt —
Doch mit ihm, rasch durchbohrt, zur Erde nieder
Streckt brüllend aus das Thier die Riesenglieder.

Und lautlos vor Entsetzen bleibt die Menge,
Doch den Balkon verläßt der König gleich.
Jetzt bricht der Beifall los, Trompetenklänge
Begrüßen laut den kühnen Meisterstreich.
Aufspringt Juan und grüßet ins Gedränge,
Noch ist manch Frauenantlitz todtenbleich;
Nur eines sieht er nicht, dem er so gerne
Grußblicke senden möchte in die Ferne.

Und murrend, weil der König sie verlassen,
Erhebt die Menge sich und lärmt davon —
Und um den Prinzen wälzt es sich in Massen
Und ruft „dies ist des Kaisers echter Sohn!“
Und jubelnd folgt es ihm durch alle Gassen
Und der Palast nahm auf den Sieger schon
Als lang noch macht der Ruf die Luft erbeben:
„Der echte Kaisersohn Juan soll leben!“

Duell.



Ein dämmerndes Gemach. Vor der Madonne,
Die lampenangeſtralt die Niſche ſchmückt,
Kniet bleich ein Weib, doch nicht in heilger Wonne,
Ins dunkle Haar die weiße Hand gedrückt;
Das Auge ſchwarz, doch flammt es wie die Sonne,
Wem dies in Liebe glänzt, der iſt beglückt!
Das Antlitz ſtolz und griechiſch ſcharf geſchnitten,
Als ſchmölz es nie vor heißen Liebesbitten.

Und eine Klarheit drüber ausgegossen,
Erschreckend groß und doch so süß zugleich,
Der rothen Lippen Sammt nur halbgeschlossen,
Den schwellenden durchschimmerts perlengleich.
Gewiß, wer die von Lächeln sieht umflossen,
Ihm öffnet sich ein wonnig Zauberreich.
Beglückt, wer diese klaren, schönheitstolzen,
Gediegnen Züge sieht in Lieb geschmolzen.

Was betet sie? was kann sie so bethören,
Daß sie des Heißgeliebten Tod erfleht?
. Du hast die Flamme, die mich zu zerstören
Und zu vernichten brennt, ins Herz geweht.
O lasse mir allein ihn angehören,
Laß Alle blind sein, höre mein Gebet!
Daß meines Helden Schönheit sie nicht sehen,
Wo nicht, so mache diese untergehen.'

Ein Prieſter iſt indeß hereingetreten,
Es decket die Capuze ſein Geſicht,
Er höret unbemerkt des Weibes Beten,
Aus dem die Liebe heiß wie Wahnſinn ſpricht.
„Was deine Worte, gottlos Weib! erflehten,
Die heilge Jungfrau, ſie erhört es nicht.“
Er ſpricht es dumpf, ſie blickt empor erſchrocken,
Entſchüttelnd ihrem Angeſicht die Locken.

„Wer ſeid ihr, Herr, der alſo kühn vermeſſen
Sich zwiſchen mich und die Madonna drängt?“
„Ich, Weib! das meine Schönheit gottvergeſſen
Mir wegzubeten kühn ſich unterfängt!“
Er warf vom Haupte die Capuz indeſſen,
Sie ſpringt empor, an ſeinem Halſe hängt
Das ſchöne Weib, an ſeinem Herzen ſchwellen
Des Buſens ſturmbewegte, weiße Wellen.

‚Du biſt's, Juan?' „Ich bin's. Bei meinem Leben!
Noch umgewandelt nicht durch dein Gebet."
‚Du biſt's, Juan! Wie warſt du preisgegeben;
Ich hör es noch: er iſt verloren, ſeht!
Aufſchrei ich in der Angſt, die Pulſe beben,
Wild pocht das Herz und Sinn und Sehn vergeht —
Und heimgebracht wird aus des Dieners Munde,
Du ſeiſt gerettet, ſpät mir erſt die Kunde.

Sie drückt an ſeine Bruſt des Hauptes Locken,
Als wolle lauſchen ſie dem Herzensgang.
„Willſt einen Helden frein und biſt erſchrocken,
Du thöricht Kind! macht die Gefahr dich bang?
Ich mag nicht leben, wenn die Pulſe ſtocken,
Mir wird die Zeit an dieſem Hofe lang,
Schwarz im Kalender ſtehn die öden Tage,
Roth werden ſie, wenn ich einſt Schlachten ſchlage.

Iſts keine Schmach? der Kaiſer ließ als Erbe
Mir ſeinen Ruhm und ich verzehr ihn ſtumpf!
Mich ſieht die Welt; beim Himmel! ich erwerbe
Vor ihren Augen Sieg mir und Triumph.
Mein Bruder feſſelt mich, damit ich ſterbe,
Ein flackernd Irrlicht in des Hofes Sumpf.
Es ſoll die Welt ſich vor der Wahrheit beugen:
Wie ſelten auch, daß Helden Helden zeugen.

Der Chriſtenfeind drängt Maltas heilgen Orden,
Schon harrt ein Schiff, ich helf ihm aus der Schmach.“
Sie iſt bis in die Lippen blaß geworden
Und er erſchrickt, daß er die Worte ſprach;
Er kennt ihr Lieben, glühend bis zum Morden,
Ihn reut es, daß er ſein Geheimniß brach.
Sie ſchaut ihn lange an, er ſchweigt betroffen —
‚Ich ſchaue dir ins Herz, mir liegt es offen!‘

Er ſenkt den Blick; ſie ſchweigt und zieht ihn leiſe
Auf bunte Decken, ſanft geſchwellt und weich,
Und ſchlingt um ihn der Arme Zauberkreiſe.
Es fällt auf ihn die Nacht der Locken reich.
Warm weht ihr Hauch und wär er ſelbſt von Eiſe,
So ſchmilzt ſein Heldenſinn in Liebe gleich.
Ein tiefes Schweigen rings, als ſollten eben
Zwei Engel ſtumm im Kuß vorüberſchweben.

Sie ſieht ihn ſchmachtend an — aus Eden ſtammen
Mag dieſes Auges feuchtverklärtes Licht.
Er neigt ſich und magnetiſch zu den Flammen
Des ſüßen Kuſſes zieht es ſein Geſicht —
In Seligkeit und Dämmerung zuſammen
Zerſchmelzen ſie. ‚Nicht wahr, du fliehſt mich nicht?
Du bleibſt bei mir, Juan?‘ die Worte klingen
Wie Glocken, die zu Liebesfeſten ſingen. — —

Ein mauriſcher Palaſt mit Steinzieraten,
Mit ſpitzem Bogenwerk und Säulenflucht
Ragt finſter in die Nacht voll Sternenſaaten;
Nur rückwärts, wo mit laſtend ſüßer Frucht
Ein Garten ruht von Mandeln und Granaten,
Iſt heimlich er vom Mondenſchein beſucht.
Hier helle Wipfel, dort grünſchwarze Bäume,
Dazwiſchen plätſchern hell des Springquells Schäume.

Und um des Quells porphirne Rieſentaſſe
Das Blumenvolk auf grünem Teppich kniet;
Auf all die Fluth und Baum- und Blumenmaſſe,
Aus denen Duft und Kühlung lieblich flieht,
Sieht marmorſchwer die offene Terraſſe,
Die ſich entlang das Prachtgebäude zieht.
Zwei Männer ſitzen dort am Marmortiſche
Und laben ſich an Wein und nächtger Friſche.

Der Eine blickt ſo frei und fröhlich munter,
Gedankenblitze hell im Antlitz drinn;
Der Andre neigt das düſtre Haupt verunter
Und drückt aufs kniegehaltne Schwert das Kinn.
Von hoher Stirne fällt das Haar herunter,
Der feſtgeſchloßne Mund zeigt ſtarren Sinn,
Das Auge ſcheu, wirft unſtät graue Funken,
Und ruhet es, iſts trüb in ſich verſunken.

‚Wo nur der Tolle bleibt?‘ Der ſchöne Ritter
Nimmt ſo das Wort: ‚Was meint ihr wohl, Infant?‘
Der hebt den Kopf nicht auf, erwidert bitter:
‚Iſt wohl von einer Donna feſtgebannt!
Ah, wo es Schranken gibt und Gartengitter,
Da ſetzt er drüber tapfer und galant.‘
Farneſes Prinz erwidert ihm mit Scherzen:
‚Ei ſpürt ihr Eiferſucht in eurem Herzen?

Nun trinkt's hinab!' Er füllet die Pokale;
Da naht ein Schatten durch den Gartenplan.
‚Don Carlos, ſeht! Dort kommt im Mondesſtrahle
Ein Mönch, der predigt noch zu Nachts uns an.'
Und der Infant ſteht auf mit einemmale
Und harrt verlegen auf des Mönches Nahn;
Doch jetzt vernehmen ſie ſein luſtges Rufen:
„Gegrüßt ihr Herrn!" er ſpringt herauf die Stufen.

Er wirft die Kutte ab; ausrufen Beide:
‚Biſt du's, Juan?' und Carlos fügt hinzu:
‚Was ſpielſt du frevelnd mit dem Prieſterkleide?'
„Infant! ich bin ein guter Chriſt, wie du;
Doch mit Baret und Sammt und heller Seide
Schleicht man zum Liebchen nicht in ſichrer Ruh.
Die Kutte ſchützt und wärmet die Gefühle,
Doch gebt mir Wein, daß ich die Seele kühle!"

Er läßt auf einen Sitz ſich fröhlich nieder,
Er löſt das Wams, den Spitzenkragen auf.
Don Carlos ſchlägt ein Kreuz und ſetzt ſich wieder
Und ſtemmt das Kinn auf ſeines Schwertes Knauf.
Juan faßt den Pokal: „Das ſtärkt die Glieder!
Ah, und wie wehts von unten friſch herauf!
Mein Alexander! fülle noch den Becher,
Ich bin ſo ſelig, heiß, ein durſtiger Zecher.“

‚Vom Kampfe mit dem Stier?‘ fragt Carlos ſpitzig.
Juan faßt den Pokal und leert ihn friſch.
‚Er lebt, mein Neffe Carlos wird gar witzig!‘
Er dehnt bequem die Arme auf dem Tiſch:
„Bringt Eis! der Wein iſt wie die Hölle hitzig,
Er giebt mit meinem Blut ein toll Gemiſch.“
‚Seid froh, Juan! das kommt ihm wohl zu Gute,
Dann wird es ebenbürtig ſpaniſchem Blute.‘

„Gebt acht, Infant! daß nicht die deutſche Quelle
Vom Herzen in die Fauſt, in's Schwert mir ſchießt!“
Aufſpringt er; unbeweglich auf der Stelle
Bleibt Carlos und ein kaltes Lächeln fließt
Ihm um den Mund, das in die heiße Welle
Des rothen Zorns das Eis des Hohnes gießt.
Raſch nimmt Farneſes Prinz die muntre Rede:
‚Halt, Herrn! ſonſt wird der Scherz zur blutgen Fehde.‘

Juan ruft heiß und ſtark: „du kennſt nicht dieſen!
Farneſe laß, ſein Scherz iſt giftdurchglüht.
Weil ſie den neidiſchen Freier abgewieſen,
Drum kocht im Zorn ſein tapferes Gemüth.“
‚Du wagſt zu denken, was du kannſt erkieſen,
Mach wallen je mein königlich Geblüt!
Tollköpfger Baſtard!‘ Mit erdrücktem Tone
Sagt Carlos dies dem großen Kaiſerſohne.

Der ſteht erſtarrt und regungslos die Glieder,
Sein Auge ſtiert, die Wangen werden bleich,
Die Arme hängen ſchlaff vom Leibe nieder,
Vernichtet iſt ſein Herz vom Wetterſtreich;
Nach langer Pauſe kehrt das Leben wieder,
Es zuckt im Aug, bebt um die Lippen weich,
In Thränen löſt ſich ſein gepreßter Oden:
„O arme Mutter!“ ruft's und ſtürzt zu Boden.

Und auf die Scene lagert ſich ein Schweigen,
Drei Herzen ſchlagen nicht minutenlang;
Nur hörbar die kryſtallnen Wogen ſteigen,
Die mondbeglänzt der Quell im Garten ſchwang.
Farneſe will ſich zum Geſtürzten neigen,
Der das Bewußtſein plötzlich ſich errang,
Er ſpringt empor, im Antlitz rothe Flammen:
„Du höhnſt mich Baſtard? Mich ſoll Gott verdammen,

Iſt nicht mein Vater beſſer als der deine?
Heraus, mein echter Prinz, mit deinem Stahl!"
Sein Auge flammt in hellem Wetterſcheine,
Sein blankes Schwert im bleichen Mondenſtral.
Don Carlos zieht wie wütend jetzt das ſeine.
Ein Stier, der lange kalt, mit einemmal
Fühlt auf dem Haupte die Rakete brennen,
Jetzt wird er raſend auf den Gegner rennen.

Die Prinzen fechten. Wie die Schwerter blinken!
Und raſend ſtürmt und planlos der Infant,
Juan führt bald zur Rechten, bald zur Linken
Klirrende Blitze auf den Feind gewandt,
Don Carlos wankt und ſeine Kniee ſinken.
„Ha, ha! das echte Blut wird jetzt erkannt!"
Wild rufts Juan und ſchleudert fort den Degen,
Farneſe eilt dem Sinkenden entgegen.

Dem rinnts vom Haupte roth und tropfenweise,
Farneſe kniet bei ihm und ſtillt das Blut
Und ſpricht dazwiſchen zu dem Freunde leiſe:
‚Jetzt mußt du fort, Juan! im Hafen ruht
Das ſegelfertge Schiff zu unſrer Reiſe,
Die Freunde harren ſchon mit friſchem Muth.‘
Er bindet mit der Schärpe jetzt die Wunde:
‚Biſt du noch hier? fort, fort, es drängt die Stunde!‘

Isabella.

Im Purpurzelt auf zeltumreihter Stelle
Ruht, kaum erhellt von einer Ampel Licht,
Der Prinz im Schlaf auf einem Tigerfelle;
Ein lichter Glanz ſpielt um ſein Angeſicht,
Als ob ein Traum von innen es erhelle,
Der Sieg dem jungen Heldengeiſt verſpricht.
Vor ihm ſteht mit geſenktem Helmesgitter
In blanker Rüſtung ein bekreuzter Ritter.

Zum Schläfer ſieht er lang und ſchweigend nieder,
Dann ſchlägt er raſch den Helmſturz hoch empor,
Befreit vom blanken Erz die ſchlanken Glieder
Und windet weiß und glänzend ſich hervor.
Ein runder Buſen wogt aus goldnem Mieder,
Ein voller Arm erglänzt aus leichtem Flor,
Und roſenblaß durch die Umhüllung ſchwellen,
Wie Mondenſchein umſpielt, die Gliederwellen.

Das Haupt iſt noch bedeckt mit blankem Stahle,
Da ruft Juan noch in des Traumes Macht
„Biſt du der Bote, der vom Himmelsſaale
Mir in die Bruſt den Traum vom Sieg gebracht?
Die Schultern deckt, mit Regenbogenſtrahle
Ein Flügelpaar, ſich breitend durch die Nacht!
Dein dunkles Auge flammt, willſt du entfliehen,
Ins lichte Heimathland des Aethers ziehen?“

Von ſeinem Lager halb emporgerichtet,
Streckt er die Rechte aus nach der Geſtalt,
Die ſich das Haupt vom blanken Helm gelichtet,
Daß eine Lockennacht herunter wallt.
Ruft: „Iſabella!“ Freudenſchreck vernichtet.
„Ich bins!“ von ihrem ſchönen Munde ſchallt.
An ſeine Bruſt ſinkt die Geliebte nieder —
Und er umſchlingt die wonnereichen Glieder.

„Und iſt es wahr, ich halte dich umſchlungen,
An meinem Herzen pocht dein Herzensſchlag?“
„Zu dir hats ſtürmiſch jubelnd mich gezwungen!“
„Wie kamſt du her, wann? Iſabella, ſag!
Und biſt durch Flur und Wald und Strom gedrungen,
Dich ſchreckte nicht die Nacht, der heiße Tag?
Wie kamſt du unerkannt durch Feindeshorden?“
„Die Liebe war zum Führer mir geworden!

Ein alter Diener, der mir treu ergeben,
Verſchaffte mir ein Panzerkleid, ein Roß.
Mir halfen Liſt und Muth zu dir zu ſtreben
Und mich zu ſtehlen durch der Feinde Troß.
Nun bin ich hier und halte dich, mein Leben,
Mein ſüßer Freund, mein liebender Genoß!
Gefahr iſt jetzt nur märchenhafte Kunde,
Ich fühl den Kuß von deinem ſchönen Munde.'

Sie ſchlingt um ſeinen Hals die Arme wieder;
Sich löſend, eine Wolke weich und ſchwer
Und dunkel, ſinkt ihr Haar auf Beide nieder,
In eine Nacht ſie hüllend ringsumher,
Drin glänzt das volle Mondlicht ihrer Glieder;
Die Bruſt, zwei weiße Wellen auf dem Meer,
Bewegt ein ſelger Sturm von den Gefühlen,
Die Flammen wecken und die Flammen kühlen.

‚O mein Juan! mich tödtet dein Entzücken.‘
Sie ſchlingt um ihn die Arme, weich und weiß,
Ihn unauflöslicher an ſich zu drücken
Und küßt ihm Mund und Hals und Wangen heiß;
Bis ſie beglückt und müde vom Beglücken
Tief athmend löſt der Arme Zauberkreis.
Im Auge nur der feuchte Schimmer trauert,
Daß ſolcher Wonneſturm nicht ewig dauert.

Sie ruhn, von wildem Taumel ſüß bezwungen —
Der Kuß wird mild, der Seufzer wird zum Wort:
„Wie haſt du dich der Mutter Arm entrungen?
Wie deines Hauſes ſüß verſchwiegnen Port?“
‚Du fragſt, Juan? was iſt noch je mißlungen,
Wenn Liebe kühn gewollt? Sie riß mich fort.
Dem Sterne folgt ich, der voran mir eilte,
Bis er, mir heilverkündend, hier verweilte.

Fortzogſt du aus Madrid, des Volkes Maſſen
Bewegten ſich den goldnen Strom entlang;
Es wogte bunt und lärmend durch die Gaſſen
Und Jubelruf erſcholl und Glockenklang.
Die Frauen hatten ihr Gemach verlaſſen,
Die ſonſt der Traum noch liebevoll umſchlang;
Die Erker wurden rings zu Blumenbeeten,
Ein Frauenfrühling war herausgetreten.

Voran dem Heer, im Kreiſe deiner Ritter,
Zogſt Mauren zu bekämpfen du hinaus,
Verkündend ſchon ein ſiegendes Gewitter
Brach blitzend es aus deinem Aug heraus.
Du grüßteſt rings zu der Balkone Gitter —
Es preßt ein Ach manch ſchönen Lippen aus.
Die Damen prieſen dich und ſahen trunken
Im Zug nur dich auf ſtolzem Roſſe prunken.

Jetzt lächelt er! Wie glänzt er unter Allen!
Die Augen ſeht, welch zaubervolles Blau!
Wie golden ihm vom Haupt die Locken wallen!
Wie kühn die Haltung und wie ſchlank ſein Bau!
So hört ich rings von hundert Lippen ſchallen,
Im Gruß dir winken ſah ich manche Frau
Und Glockenklang, Muſik und Blumenregen
Und weiße Tücher wehten dir entgegen.

Mir ſchlug das Herz in Jubel und in Bangen,
In ſeligem Triumphe: Er iſt dein!
Nach dem ſie Alle heiß und kühn verlangen,
Sie möchten dienſtbar ihm in Liebe ſein!
Doch jagte Zorn mir Gluth auch in die Wangen,
Sie wagten dich mit Wünſchen zu entweihn!
Jetzt kam der Zug vorbei an unſrem Erker,
Mein Buſen ſprengte faſt des Schleiers Kerker.

Dir rufen wollt ich. Ach, er zieht von dannen!
Erſcholl es durch des Herzens öden Raum.
Was wird der Stunden Einſamkeit verbannen?
Mir naht der ſchöne Freund nur mehr im Traum.
Und kommt er dir zurück? die Thränen rannen,
Ich zitterte durchauält und hielt mich kaum;
Da ſcholl ein Schrei — ein Mädchen, ſchwindeltrunken,
War vor des Roſſes Hufe dir geſunken.

Da ſchwangſt du raſch und ſchlank dich von dem Pferde,
Noch lange prieſen ſie den ſchönen Zug,
Und hobſt das Mädchen freundlich von der Erde,
Und winkteſt mir, dann ging es fort im Flug.
Du wandteſt dich mit liebender Geberde
Noch einmal um in deines Sattels Bug —'
„Und haſt du, Iſabell! den Wink verſtanden?"
'Nur feſter hielt er mich in deinen Banden.

Der Zug war fort, leer wurden alle Gaſſen,
Ich ſah erſtarrt ins Leere lange nach.
Bald ſah ich dich in wilder Feinde Maſſen,
Und von Verrath des eignen Bruders ſprach
Die Menge ſcheu. Er ließ dich heimlich faſſen,
Da Malta du zu retten zogſt aus Schmach.
Blut ſoll gefloſſen ſein durch deinen Degen, —
Schlau ſchickt er dich zehnfacher Macht entgegen.'

„Und jenes Mädchen?" ‚Wie, Juan?' erſchrocken
Sieht ſie ihn an: ‚Mein Freund, du hörſt mich nicht!
Ein Mädchen, ſagſt du?' „Ja, mit goldnen Locken
Und wunderbar verklärtem Angeſicht."
‚Du ſprichſt im Traum, Juan!' Die Worte ſtocken,
Sie blickt ihm ſcheu ins helle Augenlicht.
„Das Mädchen in Madrid, das ſchwindeltrunken
Vor meines Roſſes Hufe hingeſunken.

Du haſt doch meinen letzten Gruß verſtanden,
Der die Erſchrockne deinem Schutz befahl?“
Sie reißt ſich los aus ſeiner Arme Banden,
Zum ſcheuen Blitze wird ihr Augenſtral,
Und ihrer Bruſt bewegte Wellen branden,
Das Antlitz flammt im Zorn mit einemmal,
Sie wirft zurück die Locken von der Stirne:
‚Nicht mir galt jener Gruß, der fremden Dirne!

Ich ſollte mich zum Staub hinunterbücken,
Sie bei mir halten, bis der Sieger naht;
Die Locken ihr mit einem Kranze ſchmücken,
Den holden Leib mit feſtlich weißem Staat,
Und ihm entgegen führen mit Entzücken,
Als ſüßen Lohn errungner Heldenthat!
O ewges Weh! Ihr himmliſchen Gewalten!
Iſt ſolcher Hohn und Schmerz mir vorbehalten?‘

Die Stimme zittert, bleich ſind ihre Wangen,
Zum Herzen floh erſchreckt zurück das Blut.
Was gleicht dem Schmerz: in Liebe ſein gefangen
Und freudig glauben an die fremde Glut,
Und durch ein Wort zur Kunde nun gelangen,
Das halb nur auftaucht in der Rede Fluth,
Durch einen Blick, der unbewußt entflogen,
Daß ſich das Herz mit Liebeswahn betrogen.

Die Liebe weicht dem Haß, und Zorn verblendet
Ein greller Blitz das nachtumfloſſne Herz,
Daß es den Liebesreichthum ſo verſchwendet
An ein Gemüth, kalt wie im Froſt das Erz.
O bliebe dieſer Zorn! Doch milder wendet
Sich bald der Geiſt, wach wird der tiefre Schmerz:
Sich losgeriſſen fühlen und verlaſſen
Und liebend noch den ſüßen Feind umfaſſen!

Und wenn die Schmerzen Tag und Tage dauern,
Schleicht Mitleid ſich ums eigne Herz heran,
Das unverdient gequält muß einſam trauern,
Und milder klagt es das Geſchick nur an,
Nicht ihn, der es vollführt. Die Thränen ſchauern,
Nachklagend nicht dem todten, ſüßen Wahn;
Nur daß die Augen, denen ſie entfloſſen,
Der Tod vor dieſem Gram nicht hat geſchloſſen.

Und Iſabella? Stumm, die Augen offen,
Doch keine Thräne rollet mild herab.
Es hat gewitterſchwer ihr Herz getroffen
Und ſeinen Lenz verwandelt in ein Grab.
Du ſprichſt ihr zu, Juan? und kannſt du hoffen
Es ſchmeichelt ihr dein Wort ein Lächeln ab?
Liebſt du ſie noch? verhülle nicht in Blüthen,
Daß du nicht liebſt, daß nur die Sinne glühten.

Sie kniet erſtarrt, die Augen heiß und trocken,
Des Buſens Wallen zeigt von Leben bloß;
Wie dunkle Schlangen rings die ſchwarzen Locken,
Die Arme ruhen ſchlaff in ihrem Schooß.
Er ſpricht ſie freundlich an. Sie zuckt erſchrocken
Und blickt ihn ſchweigend an und regungslos.
So kniet ſie da, vom Ampellicht beſchienen,
Ein Marmorbild in ihres Glücks Ruinen.

„Geſtört iſt, Iſabell, die ſchöne Stunde,
Vorbei des Wiederſehens Seligkeit;
Sei ruhig, Kind! es blüht noch unſrem Bunde
In holder Zukunft eine ſchöne Zeit.
Bald hat die Nacht vollendet ihre Stunde,
Der Maure rüſtet ſich zum letzten Streit.
Noch eine Schlacht, ſo iſt das Werk geſchehen,
Und ſieggekrönt wird meine Fahne wehen.

Doch bin ich müd, der Schlaf wirft ſeine Schlinge
Mir um das Haupt. Von ſüßen Liedern tönt
Dein ſchöner Mund oft, Iſabella! ſinge,
Vielleicht, daß ſich in uns der Sturm verſöhnt.
Mir hält es fern des Schlafes dunkle Schwinge,
Bis das Signal zum Schlachtengange dröhnt.
Da will ich ſichrem Schutze dich vertrauen,
Dann kampfesfroh dem Feind ins Auge ſchauen.

Hier lehnet die Guitarre. Willſt du, Traute!"
Doch ſie verharrt im Schweigen grauenhaft.
Wer einmal je in ſolche Züge ſchaute,
Erkennt die dunkle Macht der Leidenſchaft.
Es zuckt der Mund — vorbei, ſie faßt die Laute
Und prüft der Saiten Harmonie und Kraft.
Entfeſſelt rauſcht ein wilder Strom von Klängen,
Wie Schreie aus zerriſſnem Herzen drängen.

Und ihrer Stimme Wohllaut tönt nicht drunter,
Sie bebt, ein Weinen ringt herauf ſich tief.
Es ſank ſein Haupt zu ihrem Schooß herunter,
Sie ſchaut ihm in das Antlitz, er entſchlief.
Ein Riß, die Saite ſpringt, er wird nicht munter,
Den ſchon ein Traum in ſchönre Räume rief.
Ein ſanftes Lächeln ſpielt um ſeine Mienen,
Iſt ihm verklärt ſein Ideal erſchienen?

Sie läßt die Laute aus den Armen fallen
Und hebt ſich raſch empor, zum Knoten ſchlingt
Sie wild der Locken feſſelloſes Wallen.
Was iſts, das ihre Seele heiß durchdringt?
Der Rache Geiſt, du kühnſter unter allen,
Entſetzenvoller Dämon! wild umringt
Von Schlangen iſt dein Haupt, in Todesgrauen
Erſtarren Blicke, die in deine ſchauen.

„Geliebter, ſchläfſt du? Ha, Geliebter, nimmer!
O um den argen, herzerzeugten Wahn!
Er ſchläft — in mir der Hölle rother Schimmer,
Und ihre Schrecken faſſen wild mich an.
Was blitzt dort her? O Dank mein Lampenflimmer,
Du zeigſt den Dolch, ich zeige ihm die Bahn
Durch des verhaßten Herz!“ Sie faßt die Klinge
Und Wahnſinn heftet an den Stahl die Schwinge.

Hoch ſteht ſie über ihm emporgerichtet,
Den hellen Dolch in hoch erhobner Hand,
Das Antlitz blaß, die Augen gluthgelichtet.
Der bleiche Engel aus dem Schattenland
Mag ſo wie dieſe ſtehn, wenn er vernichtet,
Und Seelen löſt von ihrem Körperband.
Trompetenklang hat jetzt die Luft durchdrungen,
Es iſt dein Auferſtehungsruf erklungen!

Er ſchlägt die Augen auf, ſie zuckt erſchrocken,
Der Dolch entſinkt ihr. „Iſabella! du?“
Die Stimme tönt ihr, wie Verſöhnungsglocken,
Ein blauer Himmel, glänzt ſein Aug ihr zu,
Ein Liebesheilgenſchein die goldnen Locken,
Entwaffnet iſt ihr wilder Muth im Nu.
Zu Füßen ſinkt ſie ihm: ‚Kannſt du vergeben?
Dich lieb ich mehr, als meiner Seele Leben!‘

Maurenschlacht.

Ein Palmenbaum auf herbſtgefärbtem Hügel,
Von Morgennebel feucht und hellem Thau,
Streckt in die Luft der Blätter grüne Flügel;
Ein Ritter hält und eine ſchöne Frau
Von ihnen überdacht in blankem Bügel.
Die Landſchaft, rings verhüllt in Nebelgrau,
Durchklingts von Trommeln und Trompetentönen,
Die nahe bald, und bald von ferne dröhnen.

Ein röthlich goldner Duft, das Morgenleuchten
Taucht fern allmälig auf und langsam hebt
Die Sonnenscheibe sich empor mit feuchtem,
Blutrothem Licht. Der weiße Nebel bebt,
Den kalte Morgenwinde bald verscheuchten,
Zerrissen durch die Luft, wie Schleier schwebt
Er dicht um halbenthüllte Felsenzinnen,
Die bald erglänzen, bald im Duft verrinnen.

Und in dem Thal, wo noch die Nebel wogen,
Ist unsichtbares Kämpfen laut erwacht,
Und Hornsignale lang und bang gezogen,
Ein Brausen von geheimnißvoller Macht.
Sinds Geisterheere, die heran geflogen,
In Wolken zu erneun die wilde Schlacht?
Im Sattel vorgebeugt, ins wundersame
Nur hörbar wilde Kämpfen lauscht die Dame.

In ſtummem Zorn hält neben ihr der Ritter,
Der durch des Feldherrn Wort ihr Hüter iſt.
Ihm wäre wohler in dem Schlachtgewitter,
Wo ihn vielleicht der junge Prinz vermißt.
Er faßt das Schwert, wirft zu des Helmes Gitter —
Ob er das Amt des Hüters nicht vergißt?
Das Roß ſcheint ſeine Ungeduld zu theilen,
Es ſchäumt und knirſcht und bäumt und will nicht weilen.

Ein friſcher Hauch zieht aus den Felſengängen
Und reißt entzwei die duftig weiße Nacht —
Und plötzlich ſieht im Thal man Reiter drängen,
Aus Felſen blitzt es auf in Waffenpracht.
Und wie ein Zauber an den Bergabhängen
Hüllt in den weißen Flor ſichs wieder ſacht;
Als hätt es ſchattenhaft, in dieſen Thalen
Der Fee der Luft beliebt, ein Bild zu malen.

Die Sonne ſteigt empor, noch grau umfloſſen;
Ein Blitz, ein Riß, jetzt liegt der goldne Stral!
Und plötzlich leuchtend liegt es ausgegoſſen
Auf Felſen, Waffen, Berg und Wald und Thal.
Die Dame mit dem kriegriſchen Genoſſen,
Sie ſehn die Schlacht enthüllt mit einemmal:
In Gruppen aufgelöſt, gedrängt in Maſſen,
In Kampf, in Flucht, um wieder ſich zu faſſen.

Kanonen donnern von den Bergen nieder,
Der Maure wirft hinab die wilde Gluth,
Ihn aber trifft der Chriſten Macht nicht wieder
Geborgen iſt er in der Felſen Huth,
Und ſprengt im Thal die feſt gereihten Glieder;
Hinſtrömet ungerächt der Chriſten Blut.
Geſchrei, Geheul, ein wildes Waffentoſen,
Schon Tauſend ruhn bedeckt mit blutgen Roſen.

Und durchs Gefilde ſprengt in blauem Stale
Der junge Prinz auf ſchaumgeflecktem Pferd.
Aus ſeinem Antlitz brennen Feuerſtrale:
„Herr Gott! halt deinen Knecht des Sieges werth.“
Dem Heere ruft er zu: „Bald friſt im Thale
Zu Tauſenden die Feinde unſer Schwert;
Nur haltet aus, ein Wunder wird geſchehen
Und Sieg und Ruhm wird unſer Haupt umwehen!“

Laut hallt ſein Wort, denn plötzlich ſtumm geworden
Iſts auf den Bergen und, ein Katarakt
Aus Stahle, ſtürzen ſich die Maurenhorden
Ins Thal, wie von allmächtgem Sturm gepackt.
Lautloſes Staunen — dann ein blutig Morden,
Trompetenruf dazu in wildem Takt.
Die Feinde jetzt zwei Stürme, die ſich faſſen
Aus Nord und Süd in tollen Wirbelmaſſen.

Und von den Bergen jagt ein Wetterbrauſen
Den Mauren nach der kühne Hinterhalt.
Die Schilde klirren und die Schwerter ſauſen,
Anſtürmen jetzt die Reiter mit Gewalt.
Nur einzeln dröhnen noch nach langen Pauſen
Die Donner des Geſchützes. Rauch umballt
Die kämpfenden, die todten Menſchenknäule;
Hoch ragt Juan, der Schlacht granitne Säule.

Es wogt und brauſt, es iſt ein wildes Schlagen,
Fanatiſch dringt das Heer der Chriſten ein;
Die Gräber werden ſie uns nicht verſagen,
Scheint der Moslimen Loſungswort zu ſein.
Das Kreuz auf den Standarten ſtolz getragen
Iſt Zeuge wieder ach ſo vieler Pein;
Bald wird es über einen Friedhof ſchweben,
Der Maure kämpft um Heimath und um Leben.

Der Feldherr jagt durch Schwerter und Geſchoſſe
Und feuert kühn durch Wort und Thaten an.
Der Mauren Fürſt auf wetterſchwarzem Roſſe,
Im Wind den weißen Shawl, ſprengt jetzt heran:
‚Ein Todter bald, doch du biſt mein Genoſſe,
Du wilder Sohn vom großen Kaiſerahn!‘
Die Helden treffen ſich wildſtolzen Blickes,
Die Wage wankt des großen Schlachtgeſchickes.

Die Beiden auf dem Hügel ſehn ſeit Stunden
Hin nach der Schlacht mit wechſelndem Gefühl;
Die Dame regungslos, doch überwunden
Vom Anblick jetzt, hinunter ins Gewühl
Jagt ſie ihr Pferd, hinein, wo losgebunden
Die Schrecken wandeln wild und todesſchwül.
Vielleicht kann wehren ſie dem Todesſtreiche,
Wenn nicht, doch ſinken an des Helden Leiche.

Quiada, ungedenk der Hüterrolle,
Der tiefbewegt zum Kampf hinunter ſah,
Zur blutgen Wahlſtatt, wo das Schickſalvolle
Für den geliebten Kaiſerſohn geſchah,
Er ſieht mit Schreck die ſtille, plötzlich tolle
Hinſprengen, dem bedrängten Feldherrn nah —
Und reißt das muthge Pferd hinab zum Hügel,
Jagt durch die Fläche, wie mit Sturmesflügel.

Er bricht mit blankem Schwert der Feinde Ketten,
Doch iſt der Prinz befreit ſchon fern im Heer.
So gilt es, Iſabella ihm zu retten,
Die liegt auf blutgem Grunde lebenleer.
Erfüllt ihr Sehnen: ſich im Tode betten —
Seit Liebe ſtarb, was iſt das Leben mehr!
Quiada, ſchwer verletzt von einem Streiche
Sinkt leblos hin zu der befreiten — Leiche.

Und auf der Wahlſtatt ſchweigt das Waffenlärmen,
Trompetenklang und Trommelwirbel ruft
Plötzlich heran, die fern noch kämpfend ſchwärmen.
„Victoria!“ tönt es jauchzend durch die Luft,
So laut, als könnt zum Leben es erwärmen
Die Todten ringsum, harrend auf die Gruft.
Bei einem todten Weib und einem Krieger
Kniet tief erſchüttert, ſtumm der bleiche Sieger.

Iſt ihnen noch der Siegesruf erklungen,
Als ein verſöhnend letzter Erdenton?
Und du? Sieg iſt, dein kühnſter Wunſch errungen,
Der erſte Lorbeer, kühner Kaiſerſohn!
Und doch biſt du von tiefem Weh durchdrungen,
Zwei Seelen, die dich liebten, ſind entflohn.
Er neigt ſich an den Mund der Leichen nieder,
Rafft ſich empor und ſitzt zu Roſſe wieder.

Und aus der Nähe und der Ferne lenken
Zu Roß, zu Fuß heran die Krieger jetzt;
Wie ſie mit Jubelruf die Fahnen ſchwenken,
Von bunten Stangen flatternd, wild zerfetzt!
Und wie ſie vor dem Feldherrn alle ſenken,
Da iſt ſein Auge thränenfeucht genetzt.
Er ſtreckt des Schwertes Kreuz empor dem Heere
„Mit uns war Gott und Gott allein die Ehre!

Führt die Gefangnen vor.“ „Feldherr! wir haben
Nur Todte. Keiner todt und Keiner lebt.“
„So laßt im Waffenſchmucke ſie begraben;
Dem Tod, wer plündernd ſeine Hand erhebt.
Und dies, mein Schwert und Schild, als Ehrengaben
Dem Maurenfürſten in die Grube gebt.
Ich rang mit ihm, er fiel, von Gott zerſchmettert,
Als Schwert an Schwert, gleich Blitzen hat gewettert!“

Und plötzlich hallt es von der Felſen Zinnen,
Wildfremd, ein ſchauerlicher Grabgeſang:
Die Weiber des erſchlagnen Volks beginnen
Seltſamen Reigen an der Felſen Hang,
Zum Kreis verſchränkt und Kinder mitten innen
Zieht in den Abgrund ſie der Freiheit Drang.
Koſtbar geſchmückt ſind alle anzuſchauen,
Umweht von Todesluſt und Todesgrauen.

Jetzt ſind ſie nah dem ſchroffen Felſenrande —
Ein Sprung, ein Schwung, noch ſichtbar in der Luft —
Jetzt ſtürzen ſie mit flatterndem Gewande
Hinunter in die bodenloſe Kluft.
Das Lager oben ſteht in lichtem Brande,
Als Leichenfackel an der Rieſengruft.
Lautloſes Schweigen in dem tiefem Grunde —
Und lautlos ſteht das Heer in weiter Runde.

Und lange hält das Grauen es umfangen,
Bis laut: „Auf nach Madrid!“ der Feldherr ſpricht;
„Der König wird uns gnadenreich empfangen,
Ein Heer liegt auf dem Feld vernichtet nicht,
Ein ganzes Volk iſt heute untergangen.
Uebt demuthvoll die Todtengräber-Pflicht,
Dann zum Triumph! Bald werd ich Alle laden
Zum Wallfahrtzug nach Compoſtellas Gnaden.“

Lepanto.

Venedigs Maſte liegen arg zerſplittert,
Sein goldnes Vließ ward, Cipern, ihm geraubt,
Der Doge im Palaſt Sanct Marcos zittert.
Schon an den Untergang des Kreuzes glaubt
Pius in Rom, bekümmert und erbittert
Schickt Boten er an jedes Fürſtenhaupt:
Zum Kreuzzug ſoll die Chriſtenheit ſich waffnen
Für Gottesſohn, den wunderbar erſchaffnen.

Nur Einer überblickt Europas Karte;
Das tiefste Herz von Eifersucht geschwellt,
Dünkt gut ihm an Venedigs Ruhm die Scharte.
Katholisch schilt ihn ehrfurchtsvoll die Welt,
Nur zögernd hat sich seines Heers Standarte
Dem aufgebotnen Christenheer gesellt.
In ihm, zu wunderlichen Liebkosungen
Sind Religion und Politik verschlungen.

Umgeben ist Juan von Philipps Räthen,
Stets rüsten und doch zaudern ist ihr Plan;
Er aber läßt sich lenken nicht an Drähten
Marionettenhaft auf ihrer Bahn.
Wenn alle Mächte ihm entgegen träten,
Er schlägt sie, bietet sich die Schlacht ihm an.
Und glorreich dünkt ihm nur und schön auf Erden
Ein Held der Schlachten und unsterblich werden.

Die Sterne flackern hell am Himmelsbogen;
Weit aufgerollt im lichten Nebelduft
Hebt ſich, vom finſtern Horizont umzogen,
Die See als graue Fläche in die Luft.
Der halbe Mond liegt röthlich auf den Wogen,
Ein düſtrer Fackelbrand auf einer Gruft,
Bald ſichtbar, bald verhüllt, ſo wie die Wellen
In raſchem Zuge auf und niederſchwellen.

Ein rother Blitz, jetzt iſt der Mond verſunken —
Und um den Horizont gelagert Nacht;
Bald wird hervor ein andrer Halbmond prunken,
Von ſtolzen Maſten wehn in blutger Pracht.
Bald wälzen ſich die Wogen leichentrunken,
Blutzungen der verhängnißvollen Schlacht,
Entſcheidend mit der Kraft gewaltger Heere,
Ob Chriſt, ob Muſelmann der Fürſt der Meere.

Allmälig ſtirbt am dunklen Himmelsbogen
Der Sterne Glanz, ein ſilbergrauer Schein
Beginnt zu ſpielen mit des Meeres Wogen,
Ein raſcher Morgenwind bläſt friſch hinein.
Vom Horizonte kommt es hergezogen,
Auftaucht es ſchattenhaft, ſinkt ſchwankend ein,
Wie Wipfel eines Walds im Sturme ragen,
Der Wurzel in dem Grund des Meers geſchlagen.

Und rauſchend wächſt der Wald empor, es zeigen
Sich Bäume ſchlank, mit Wimpeln aufgeſchmückt,
Und deutlich jetzo Kiel und Segel ſteigen
Aus dunkler Fluth, ſo wie er näher rückt;
Gewaltger Schiffe kriegsentſchloßner Reigen
Bedeckt das Meer, von ſolcher Laſt gedrückt.
Die Wogen ſtiehn, in weißer Brandung ſchäumend,
Wie weiße Roſſe ſcheu und wild ſich bäumend.

Blaßröthlich färben ſich des Himmels Hallen,
Lichtlanzen wirfts durch weißen Nebelflor;
Die Wogen heben, dienſtbar wie Vaſallen,
Jetzt raſch die Königin des Lichts empor
Auf blankem Silberſchild. Im Glanze wallen
Zweihundert Schiffe ſegelfrisch hervor.
Die Flaggen rauſchen dem Geſchick entgegen —
Und weithin tönts von tauſend Ruderſchlägen.

Es ziehn voran ſechs Rieſengaleaſſen,
Noch ſchweigende Vulkane, durch die Fluth.
Und hundert mächtige Galeeren faſſen
Roms Jugend, Maltas ritterliches Blut,
Venedigs Macht, Hiſpaniens ſtolze Maſſen
Und Parmas Kraft und Genuas Siegesmuth.
Die Flotte dehnt ſich weithin, unabſehbar,
Todtſchwanger, ſegelſchnell, unwiderſtehbar.

Den hundert Maſten folgt ein Zug Fregatten
In guter Ferne nach, vom Wind bewegt,
Des Maſtenwalds zurückgeworfner Schatten,
Der ſich, ein Rieſenkreuz, aufs Meer gelegt.
Das ächzt, als müßt es ſolcher Wucht ermatten,
Eh ebnend ſich die Welle wieder regt.
Ein Zeichen — und es ruhen die Matroſen,
Die Flotte wurzelt in des Meeres Toſen.

Entlang das Heer auf leichter Brigantine
Zieht, blank geharniſcht, jetzt der Admiral;
In Blau und Gold erglänzen Helm und Schiene,
Ein Crucifix und den gezückten Stahl
Hält er empor; verklärt iſt ſeine Miene,
Und kühne Hoffnung blitzt des Auges Stral.
Wie freudig ihn vorbei die Wellen tragen,
Scheint er, ein Gott des Sieges, ſtolz zu ragen.

Mit lautem Freudenruf begrüßt vom Heere,
Zieht der begeiſternd kühne Kaiſerſohn
Ermuthgend von Galeere zu Galeere,
Mit ſeines Rufs melodiſch ſtarkem Ton:
„Entſcheiden wird ſich hier in dieſem Meere
Ein großes Schickſal, eh der Tag entflohn.
Dies Meer iſt unſres Ruhms Gruft oder Wiege,
Die Welt ſieht zu, will Gott es, unſrem Siege!

Kein niedrer Knecht iſt unter euch Soldaten,
Des Heilands Ritter iſt ein jeder Mann.
Und die geſchmiedet an die Ruderſpaten,
Frei ſind ſie all, ich löſe ihren Bann.
Das Paradies lohnt der Gefallnen Thaten,
Und Gold und Ruhm, denen der Tod entrann.
Laßt um der Nachwelt goldnen Spruch uns werben
Und unſer Schwert im Schlachtenpurpur färben!

Zum Heiland betet, daß er Sieg verleihe
Im Kampfe, den er ſelbſt uns kämpfen heißt.“
So ſegelt er hinab die lange Reihe,
Der Rieſenflotte erzumflammter Geiſt,
Der mit dem Hauch der Kraft, der Heldenweihe
Die Flotte bald zu kühnen Thaten reißt.
Dann kehrt er raſch zurück zum Mittelpunkte,
Wo grün beflaggt das Admiralſchiff prunkte.

Ein halber Mond, aus dreimal hundert Schiffen,
Todleuchtend, kommt heran der Türken Macht
Und ſtaunend harrt ein jedes Heer, ergriffen
Vom Anblick, auf das Zeichen nun der Schlacht.
Die Sonne ſpielt in Waffen, blank geſchliffen,
Es flammt ein Meer von Glanz und heller Pracht,
Und goldne Wimpel wehn und rothe Fahnen;
So ziehn ſie langſam durch der Wogen Bahnen.

Und Ali Paſcha überblickt die Flotte —
Vorahnend ſinkt ſein ſchlachtenführer Muth;
Ihm ſchien die Chriſtenmacht erſt eine Rotte,
Aus allem Land geweht in dieſe Fluth,
Der junge Prinz ein Zielpunkt ſeinem Spotte,
Der wie die Woge zittern wird im Blut.
Unzählbar nahen jetzt die ſtolz bemannten
Schlachtfertigen, beflaggten Seeriganten.

Zwei Knaben ſtehn dem Helden an der Seite,
Wie der Carthager ſeinem jungen Sohn
Will er ſie lehren Feindeshaß im Streite.
Er rieth allein zum Kampf und trieb mit Hohn
Die zagen Wegs, die er ſich ſo entzweite;
Der Siegesglaube iſt ihm jetzt entflohn.
Wenn heute nicht durch ihn die Feinde ſtürzen,
Fällt um ein Haupt Sultan Selim ihn kürzen.

Er birgt das Graun und die Signalkanone
Begrüßt von ſeinem Bord das Chriſtenheer;
Erwidert von der Admiralmahone
Pfeift eine Kugel ziſchend übers Meer.
Die Seele flammt dem jungen Kaiſerſohne,
Noch iſt ein Blatt in der Geſchichte leer;
Bald ſteht ſein Name drauf in goldnen Lettern,
Ein Gott des Siegs, verkündend ſich in Wettern.

Des Flottenkreuzes Schiffe wandeln mächtig,
Gothiſche Dome durchs gefurchte Meer;
Des Flottenmondes ſchlanke Maſten prächtig,
Wie Minarete ſegeln ſie daher.
Wie webt als Schlachtenweihrauch todesnächtig
Der Pulverdampf, Kanonen orgeln ſchwer,
Gefeiert wird von Kreuz und Minarete
Ein Todtenamt, Schlachtrufe die Gebete.

Vom Mittelpunkt des halben Mondes steuern
Galeeren mit Kanonenschlag heran,
Und jetzt begegnen sie den ungeheuern
Vorschwimmenden Vulkanen auf der Bahn,
Den Christengaleassen; und ein Feuern
Hebt endlos donnernd von den Schiffen an,
Als träfen alle Erd- und Himmelsflammen
Rasenden Kampfes tödtlich hier zusammen.

In weiße Wolken und in Todesbangen
Verhüllen sich die Schiffe und der Tag,
Drin winden Blitze sich, als rothe Schlangen,
Und wilde Donner krachen Schlag auf Schlag.
Die Sonne zittert, wenn der Rauch vergangen —
Was ihrem Auge bang sich zeigen mag?
All ihrem Lichte wird die Nacht nicht weichen,
Die sich gelagert hat um tausend Leichen.

Jetzt ſchweigt der Donner, nur die Wogen beben
In einzelnen Kanonenſchlägen nach;
Und wie die Wolken ballend ſich erheben,
Zerriſſen fliegen, zeigen allgemach
Sich einzeln Schiffe, im Verſinken eben,
Und andre, denen Maſt und Segel brach.
Zehn Türkenſchiffe fliehen um die Wette,
Im Kampf verbrannte, hölzerne Skelette.

Vorſegeln Andre und verwirrend faſſen
Die Fliehnden ſich und Neuen ohne Wahl;
Doch wurzelnd ſtehn die Chriſtengaleaſſen
Und feuern auf der Feinde wilde Zahl.
Chaotiſch ſchwimmt es auf den Wogenmaſſen —
Heult ſo die See, heult ſo der Menſchen Qual,
Die bleigetroffen, brandzerſchmettert jammern,
An Ruder ſich und Borde ſterbend klammern!

Jetzt durcheinander wirft der Kampf die Heere —
Am linken Flügel ringt Venedigs Macht,
Liegt Barbarigos donnernde Galeere,
An Schaulaks Schiff, gehüllt in Dampf und Nacht.
Drei Königreiche gilts, Venedigs Ehre
Ist eingesetzt im Würfelspiel der Schlacht.
Und Barbarigos Schiff geentert eben,
Ringt mit dem Feinde kühn auf Tod und Leben.

Ein wilder Kampf. Von Barbarigos Degen
Sinkt Schaulak hin durchstochen aufs Verdeck.
Der Christen Freudenschrei! Aufs Fliehen legen
Die Türken sich, erfüllt von wildem Schreck.
Und der Proveditore fliegt verwegen
Den Fliehnden nach; ein Türke wendet keck
Sich noch im Fliehn und schnellt den Pfeil vom Bogen
Der tief in Barbarigos Aug geflogen.

Und wie die Spanier es im Centrum hören,
Daß links Venedigs Siegesruf erſchallt,
Scheint ſich in Stolz ihr Buſen zu empören;
Ausholend mit erneuerter Gewalt,
Speit Feuer ſie aus zwanzig Tauſend Röhren,
Daß ringsher der Himmel donnernd widerhallt.
Seit Stunden ſchwanket hier des Sieges Wage,
Ruht Don Juan nicht aus vom Schwerterſchlage.

Veniero tobt, der Greis mit weißen Locken,
Bald da, bald dort, von blankem Schild gedeckt;
Vom Blute wird ſein gutes Schwert nicht trocken,
Das wie ein Blitz die Feinde niederſtreckt.
Und wo Colonna kämpft, da fliehn erſchrocken
Die Muſelmanen, Blut und Schmach befleckt;
Er ragt, vom Blut umbrandet, eine Säule
Der Schlacht, umtönt von Sterbender Geheule.

Die Sklaven faßt, von Don Juan entkettet,
Der Freiheit Luſt, der alten Wildheit Zug;
Weh, der vor ihrem Schwerte ſich nicht rettet,
Den Sklaven iſt nicht Sieg, nur Mord genug.
Ein Jeder hat ſchon Hundert kalt gebettet —
Am Hintergranſen, bald am Vorderbug,
Aus tiefſtem Raume, von der Maſten Spitze
Dämoniſch ſchleudern ſie die Feuerblitze.

Es mäht der Türke auch den Feind in Maſſen,
Doch kämpft auf ſeiner Flotte der Verrath;
Die Chriſtenſklaven, hier auch freigelaſſen,
Sind rücklings ihrem Peiniger genaht.
Im Schiffe zwei Orkane, die ſich faſſen,
Hinwerfend Schiffe als verlorne Saat,
Als Rieſenkörner, Tod und Feuer blinkend,
Im aufgefurchten, weiten Meer verſinkend!

Juan dringt an den Bord der Capitane,
Auf Tod und Leben ficht Held Ali drauf,
Er ſtürmet an und ſchwingt die rothe Fahne,
Und ſtürzt, durchbohrt von einer Kugel Lauf.
Die Türken ſehn den Fall vom Capudane
Und heulen im Entſetzen furchtbar auf.
Ein Spanier ſpießt, zum Jubel jetzt der Schaaren,
Am Maſt das Haupt des fürſtlichen Barbaren.

Victoria! ſchallt es aus der Sieger Munde,
Ein Freudendonner hallt entlang die Fluth,
Und Barbarigo hört die Siegeskunde,
Der pfeilgetroffen fern im Schiffe ruht.
‚Jetzt ſtröme hin mein Leben aus der Wunde!‘
So ruft er aus mit todesfreudgem Muth.
Dich Todten nennt die Königin der Meere,
Epaminondas in dem Chriſtusheere.

Des Prinzen Flagge weht als Siegeszeichen;
Der Türken Flucht ergießt ſich nah und fern —
Er fliegt durch Wrake hin und über Leichen,
In Todesnacht ein blanker Siegesſtern.
Rechts in der Bucht will noch der Feind nicht weichen,
Kämpft d'Oria mit Algiers kühnem Herrn:
Zwei Stiere, die auf weitem Plan ſich faſſen,
Und, nur ſich tödtend, von einander laſſen.

Und fernher rollt ein flammendes Gewitter,
Die Nachhut mit Alvaro de Bazan,
Farneſe naht und Maltas kühne Ritter
Und greifen Uluſch Ali mächtig an;
Der tobt im Kampf, ein fürchterlicher Schnitter
Und ſteuert kühn zu Alis Schiff heran.
Drauf flattert Auſtrias Banner ihm entgegen,
Er ſieht am Maſt das blutge Haupt ſich regen.

Und er erkennt die Schmach des Capudanen,
Und die Galeere wendet er im Flug,
Den Seinen einen Rettungspfad zu bahnen —
Fliehn muß, der vorwärts ſtets die Fahne trug.
Das Meer bedecken Leichen, Wrake, Fahnen,
Und graunhaft iſt gehemmt der Wellen Zug.
Um die Bewohner, ſchwimmend auf den Wogen,
Sind vierzigtauſend Gräber hier betrogen.

Nur einzeln dröhnen ferne ſchon Kanonen —
Gewitter, die verhallen rings umher.
Es flohn nur wenig feindliche Mahonen,
Und andre taumeln auf den Fluthen leer.
Zurückerobert ſind drei goldne Kronen
Und mählig brennt in Purpurpracht das Meer.
Färbt es mit ſeinem heißen Blut der Todte?
Iſts Widerſchein vom ſcharfen Abendrothe?

Der Himmel läßt es auf die Leichen fallen,
Als einen reichen Purpurbaldachin —
Und mit des Meers bewegten Fluthen wallen
Die Ströme des vergoßnen Blutes hin;
Und vielen Jammer gab der Tag hier Allen:
Den Siegern, so wie denen, die jetzt fliehn.
Schwer aber wärs, den Wogen anzukennen,
Ob sie vom Blut der Christen, Türken brennen? —

Nacht ists. Auf einem Schiff liegt auf dem Schilde
Ein bleicher Mann verwundet. Kniend neigt
Ein zarter Knabe sich zu ihm mit Milde,
Belauscht den Hauch der Brust, die wallend steigt;
Schaut ihm ins Auge, in das glanzvoll wilde,
Ins Angesicht, das edle Ruhe zeigt.
Er möchte gern der Wunde Schmerz begraben,
Mehr thut dem Krieger weh der Gram des Knaben.

Wenn er ſich heftiger regt, ſo zuckt erſchrocken
Der Knabe: ‚Ach, mein Vater! fühlſt du Schmerz?‘
Da ſtreicht er lächelnd matt des Knaben Locken,
Und wie zum Segen blickt er himmelwärts.
Er blutet wieder und die Pulſe ſtocken,
Der Knabe reißt ſein Wams auf bis ans Herz,
Und mit dem Linnen ſeines Hemdes ſtillet
Er raſch das Blut, das von der Hand ihm quillet.

Wie ſich der Knabe ſo zum bleichen Ritter
Knieend hernieder neigt beim Sternenlicht,
Da rollt dem kindlich frommen Johanniter
Zur rundenhüllten Bruſt die Locken dicht.
„O meine Tochter! mehr als Sterben bitter
Iſt mir dein angſterfülltes Angeſicht.“
‚Mein Vater, ſprich nicht ſo, du wirſt nicht ſterben,
Chriſtus läßt ſeinen Streiter nicht verderben!

Erzählſt du nicht, als fern im Sklavenlande
Du oft verlaſſen irrteſt und allein,
Da dachteſt du mit heißem Sehnſuchtsbrande
Der todten ſchönen Mutter und auch mein.
Jetzt folg ich dir im männlichen Gewande,
Um niemals, niemals ferne dir zu ſein;
Nun iſt dirs Schmerz, daß ich dein Leiden ſtille —
O ſprich nicht, Vater! daß dein Blut nicht quille!'

Sein großes Auge ruht auf ihr voll Güte,
Wie eine Sternennacht ſo tief und mild —
Und lieblich, in dem innerſten Gemüthe
Erſcheint ihm der Geliebten ſchönes Bild;
Als auf der Bahre ihre Jugendblüthe
Verwelkend lag und er im Schmerze wild
Sein Kind genommen und hinausgetragen,
Den Felſen und dem Wald ſein Leid zu klagen.

Jetzt fällt ein Schimmer auf die Gruppe blendend,
Es naht Juan bei grellem Fackellicht,
Und über das Verdeck die Blicke sendend,
Sieht er des Kriegers bleiches Angesicht;
Und zu den Fürsten im Gefolg sich wendend,
Der schöne Sieger zu den Siegern spricht:
„Es fließt hier Königsblut zu unsern Füßen,
Uns ziemt, mit Ehrfurcht diesen Mann zu grüßen.

Die Tropfen, die aus seiner Wunde fallen,
Sie hüllen ihn in einen Purpur weich.
Er sieht die Sonne nicht hinunterwallen
In seinem Land, dem großen Kaiser gleich:
Ihm dienen Wort und Bilder als Vasallen,
Das Menschenherz ist sein unendlich Reich.
Wenn alle Könige vergessen modern,
Wird glorreich noch Cervantes Namen lodern!“

Der Krieger mit dem bleichen Angeſichte
Sagt ſeinem Mädchen: ‚Richte mich empor.‘
Er glänzt verklärt im rothen Fackellichte.
‚Ich grüße dich, mein Held, im Fürſtenchor!
Ein Mann der Nachwelt biſt du, im Gedichte
Aufſchließt ſich dir des Ruhmes goldnes Thor.
Los iſt die Chriſtenheit des Sklavenbannes,
Du Menſch, von Gott geſandt, Namens Johannes.‘

Er ſinkt zurück zum Schilde, ein Prophete.
Und unbeweglich ſteht Juan und ſinnt —
Traf mit dem Wort ihn alſo der Poete?
Ergreifts ihn, daß ſein Weltruhm jetzt beginnt?
Des Knaben Haupt, das lockengoldumwehte,
Es mahnt ihn ans verklärungsſchöne Kind,
Das damals in Madrid, von Schwindel trunken,
Vor ſeines Roſſes Hufe war geſunken.

„Lebt eine Schweſter dir?“ fragt er erſchrocken
‚Nein, Herr!‘ erwidert ihm der Knabe drauf.
Aus ſeiner Jugend klingt, wie Abendglocken
Der Klang der Stimme dämmernd ihm herauf.
Der Knabe ſchüttelt ſeine blonden Locken,
Zum Munde hebt er ſtill den Finger auf,
Er fleht um Schweigen, ſchmerzenſtillend ſanken
Des Schlummers Schwingen auf den bleichen Kranken.

Und weiter eilt der Fürſt, ihm folgen Alle
Von Schiff zu Schiff und ſpenden Wort und Troſt.
Tief waltet Nacht ſchon in der Himmelshalle,
Stumm ringsumher, die kalte See nur toſt,
Bis morgen mit dem goldnen Weltenballe
Sie wieder ewig jung, lichtſpiegelnd koſt;
Sie trägt nicht, wie das Menſchenherz, die Spuren
Von Stürmen, die an ihr vorüber fuhren.

Maria.

Der Himmel glänzt weit über allen Landen,
Der Quell ſpringt auf, es grünt hervor am Baum.
Zu ſchauen, ob der Lenz ſchon auferſtanden
Erwacht der Blumen Auge ſcheu vom Traum.
Der Schmetterling, befreit von dunklen Banden,
Durchflattert duft- und ſonnenfroh den Raum.
Es ſproßt und ſingt in Thälern und in Lüften;
Nur regungslos die Todten in den Grüften.

Und all der ſüße Duft, die blaue Helle,
Der Vögel Lied, die Frühlingsfreudigkeit,
Sie ziehn, ein Freudenſtrom, zu einer Zelle
Ach endlos traurigſter Verſchwiegenheit.
Und eine Nonne kniet drin an der Schwelle,
Die mit Gebet zum erſtenmal ſie weiht.
Verſchränkter Arme ſteht am Fenſtergitter,
Gefurchten, edlen Angeſichts ein Ritter.

Und langſam hat die Nonne ſich erhoben,
Ein eingeſchneiter Lenz, in weißer Tracht.
Hell iſt ihr Auge, wie der Himmel oben,
Das Antlitz bleich, wie weißer Roſen Pracht,
Thauperlen drauf. Das Haar, zurückgeſchoben,
Von weißem Tuch gedeckt, ſtreng und bewacht.
Ein Kettengurt, aus Eiſen ſeine Glieder,
Umſchließt den Leib, ein Roſenkranz hängt nieder.

Dem Krieger naht ſie und vor ihm mit Zagen
Stillſtehend, ſieht ſie lang ihn ſchweigend an.
‚Mein Vater!‘ bricht ſie endlich aus in Klagen:
‚Ich hab ins tiefſte Herz dir weh gethan —
Vereinſt allein in deinen grauen Tagen,
Drängt ſich kein theures Herz an dich heran.
Das eigne Kind des großen Dichterhelden
Verließ den Vater, wird die Sage melden.

Doch weiß ſie nicht, wie ſchwer mein Herz gerungen —
Daß du gewollt — wie Angſt nicht, nicht Gebet
Durchſchütternd ſüßen Zauber je bezwungen,
Der ſeit der frühen Jugend mich umwebt.‘
Der Krieger hat ſie wehmuthvoll umſchlungen,
Und wie um Troſt fürs Herz des Kindes ſteht
Sein Aug empor, und kann die eignen Schmerzen
Nicht zügeln im erprobten Männerherzen.

„Laß ab, Maria! lange dich zu quälen,
Auf meine Züge blicke ſorgend nicht,
Die von vergangnem Kampf und Gram erzählen,
Im Leben halb erlebt, halb im Gedicht.
Ich ſprach dir zu, den Schleier zu erwählen,
Zu dämpfen deine Glut durch kalte Pflicht.
Phantaſtiſch wilder Sinn von mir, die Güte
Der Mutter einen ſich dir im Gemüthe.

Es ſucht ein Herz, ein wundes Reh, inmitten
Der Waldeseinſamkeit den kühlen Quell.
Du glaubteſt mir, nachgabſt du meinen Bitten,
Den eignen Schmerz riß aus der Bruſt ich ſchnell;
Doch als ſie deine Locken dir durchſchnitten,
Fiel eine Glorie dir vom Haupte hell,
Ich konnte den Gedanken nicht erdrücken,
Daß ſie ein Opfer ſchmähen, ſtatt es ſchmücken.

Wie du dann ſchweigend lagſt vor dem Altare,
Verhüllt von ſchwarz bekreuztem Ueberhang,
Der Kirche Boden deine Marmorbahre,
Und Orgel und Poſaunen hoben an;
Da riß mein Herz, es ſprach in ihm: Nun fahre
Zur Grube einſam du gequälter Mann!
Vergieb, mein theures Kind! du mußt es wiſſen,
Wie ich dich liebe, wie es mich durchriſſen.

Denn Abſchied nehm ich nun für alle Zeiten —
Du lebſt im Grab für mich fortan, mein Kind!“
Erſchüttert weint ſie, ihre Glieder gleiten
Zu Füßen ihm, er hebt empor ſie lind.
„Sieh, ſchöner Frühling iſts in allen Weiten —
Wie dieſer Zweig am Fenſter ſchwankt im Wind;
Er will ums Fenſterkreuz herum ſich ſchleichen,
Und ſeine duftge Hand dir freundlich reichen.

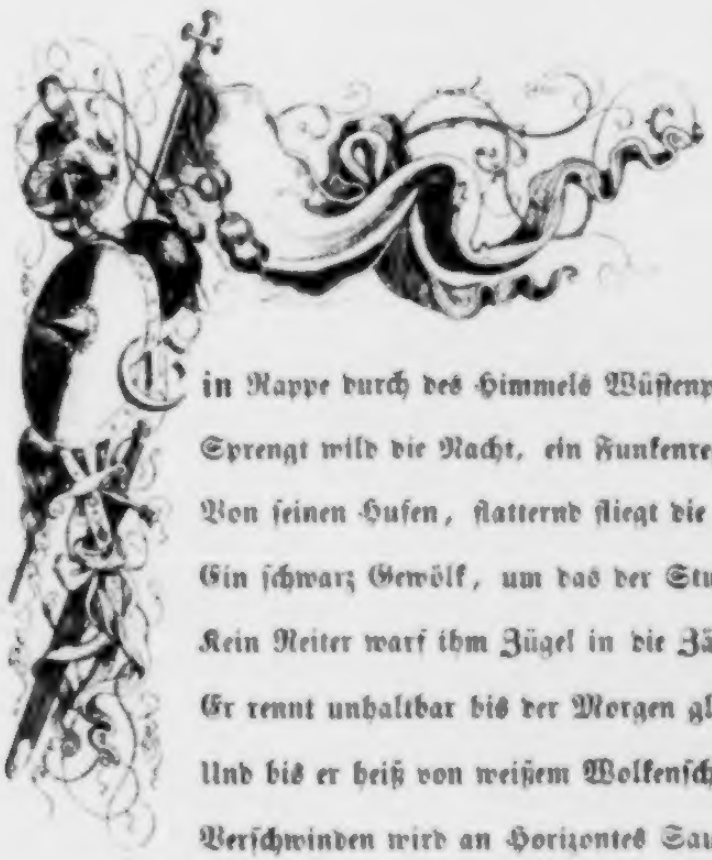
Trink aus den Blumenkelch, gereicht voll Güte,
In ihm iſt Zauberkraft. Nachts blick empor,
Die Sterne leuchten Troſt dir zum Gemüthe,
Dann öffnen Träume dir des Himmels Thor.
So ſtehn die Zeiten und was früh dir blühte,
Schmerzſtillend kommt die Ruhe wie zuvor.
Mit Menſchen nicht, mit Lied und Stern und Landſchaft
Verſenke dich in liebende Verwandtſchaft.“

„Du ſprichſt ein troſtreich Wort! dann mit Gebete
Bann ich ſein Bild doch aus der Seele mir.“
„Nicht bann es, theures Kind! o nicht in Liebe
Darf untergehn, was heilig lebt in dir;
Nicht um den Schmerz, der flammend mich durchwehte,
Um den Verluſt nicht, den ich finde hier,
Um deiner Seele willen nicht, darf ſterben,
Was ſie erfüllt mit weihendem Verderben.

Der Heiland zürnt nicht; nur mit Wünſchen nähre,
Die irdiſch ſind, nicht deines Herzens Glut.
Das edle, ſchöne Heldenbild verkläre
Zum Heiligen in dir mit frommem Muth.“
Er ſchweigt, ſein Blick getrübt von einer Zähre,
Gegriffen plötzlich in der Landſchaft ruht:
Ein heller Zug in Purpur, Gold und Stahle
Bewegt zu Roſſe ſich im Sonnenſtrahle.

Juan voran, um noch einmal zu ſehen
Der Jugend Schauplatz, zog ihn Sehnſucht her.
Wie ſchwank und glänzend weiße Federn wehen,
Im Sonnenſcheine blitzt der Jäger Speer!
Und durch die Bruſt der jungen Nonne gehen
Voll Weh Gedanken und Gefühle ſchwer —
Und Jagdruf fern und Hörnerklang und Brauſen,
Ha, wie ſie durch das Thal vorüber ſauſen!

Tunis.



Ein Rappe durch des Himmels Wüstenpläne
Sprengt wild die Nacht, ein Funkenregen sprüht
Von seinen Hufen, flatternd fliegt die Mähne,
Ein schwarz Gewölk, um das der Sturm sich müht;
Kein Reiter warf ihm Zügel in die Zähne,
Er rennt unhaltbar bis der Morgen glüht,
Und bis er heiß von weißem Wolkenschaume
Verschwinden wird an Horizontes Saume.

Schwarz auf des Mittelmeers bewegten Wogen,
Noch hat der Rappe nicht den Lauf vollbracht,
Kommt eine Flotte ſiegbeflaggt gezogen,
Gewaltig wogt ſie her in dunkler Pracht.
Verſunken iſt im Meer der Küſtenbogen
Von Afrika. Vorbei die Säulenwacht,
Grenzſteine hingeſtellt vom müden Gotte,
Zieht nach Hiſpanien die ſtolze Flotte.

Vom erſten Schiff, dem in gemeßner Ferne
Die andern folgen durch der Wogen Haſt,
Wirft Stralen in die See die Brandlaterne,
Mit Spaniens Flagge ſpielend auf dem Maſt.
Und du, dich grüßen dieſe Wogen gerne
Als ihren ungewohnten alten Gaſt.
Du Kaiſerbild am Kiel, aus Holz gezimmert,
Wie dir das Haupt im Sternenlichte ſchimmert!

Dich trug dies Meer mit zehnmal tausend Sklaven,
Als ihre Fessel kühn dein Schwert zerschlug,
Zum Leben, zu der Freiheit goldnem Hafen.
Es war des deutschen Adlers schönster Flug,
Als kühn den Christenfeind die Blitze trafen,
Die gottverliehn er in den Fängen trug.
Wie freudig jetzt die Wogen dich umwallen,
Die treulosen, dir treuen Ruhmvasallen.

Und wieder ist der Ruf durchs Meer erklungen:
Zur Räuberjagd nach Tunis heißem Land!
Da sind die Wogen dienstbar aufgesprungen
Und trugen huldgend dich zum Feindesstrand,
Und wieder ist der Räuber Trotz bezwungen,
Durch deinen Sohn gesprengt der Fessel Band.
Befreit sind See und Sklaven von den Pressern,
Der Geist des Kaisers ging auf den Gewässern.

Vertieft vor alten aufgerollten Blättern
Sitzt lesend Don Juan beim Lampenstral.
Die Rüstung lehnt an der Kajüte Brettern,
Hell glänzt der schöne Sinnspruch seiner Wahl:
‚Lieb, Wahrheit, Ehre‘ drauf mit goldnen Lettern,
Und um des Helmes blau geschliffnen Stal
Schlingt sich, verheißen ihm zum Siegeslohne,
Aus purem Gold der Barbareskenkrone.

Du kühner Held! in deinem Siegesfeuer
Zu früh geschmiedet dünkt die Krone mir.
Du kommst und Philipp nennt ein Abenteuer
Den Kreuzeszug und lohnt mit Lächeln dir.
Im Golf Levantos standest du am Steuer,
Schwangst nach der ewgen Schlacht das Siegspanier;
Wie lohnt er eifersüchtig die Trophäen?
In träger Ruhe soll dein Ruhm vergehen.

„Mein Lorbeer welkt!“ ſprichſt du zu ihm verwegen
Nach aufgedrungner Raſt: „Des Kaiſers Geiſt
Will ſeine Flammen nicht zur Ruhe legen,
Im Bruder höhne nicht den Vater dreiſt.“
Da gab er wieder dir den Feldherrndegen,
Du trauſt dem Wort, das ſeine Lippe gleißt.
Verlockt von eines Reifes eitlem Glänzen,
Eilſt du hinaus, die Stirne dir zu kränzen.

Es ſah die Welt, als du hinausgezogen
Erneuen ſich des Kaiſers ſchönſte Thal.
Ein Cäſar, der die Räuber jagt auf Wogen
Dünkſt du dich kühn und biſt dem Land genaht,
Ein blanker Pfeil, geſchnellt von ſtraffem Bogen —
Ins Herz getroffen iſt der Räuber Staat.
Und ſiegumjauchzt von freien Chriſtenſklaven
Nimmt morgen dich ſchon auf Hiſpaniens Hafen.

Und von den Schiffen, die noch ferne wallen
Durch Nacht und Wogen prächtig tönt Geſang:
Der Sklaven Freiheitschor. Die Ruder fallen
Dazwiſchen ein mit taktgemäßem Klang.
Wie wunderbar die Chöre wiederhallen,
Und geiſterhaft verwehn die See entlang;
Als ob erwacht zu mitternächtgem Leben
Im Meeresgrund die Todten Antwort gäben!

In dem Kajütenraum beim Admirale
In leichten Ketten ſitzt ein ſchöner Greis.
Roth glänzt ſein Angeſicht im Lampenſtrale,
Zum Gürtel wallt der Bart, wie Silber weiß.
Ein grüner Turban ſchlingt aus weichem Shawle
Sich um des tiefgefurchten Hauptes Kreis;
Und eine Geiſtesfeſſe, ſonſt voll Funken,
Iſt jetzt ſein Auge tief in ſich verſunken.

Und es verharrt die Gruppe ernſt und ſchweigend;
Doch wechſelnd in des Prinzen Angeſicht,
Auf Pergamente ſich hernieder neigend,
Spielt Schatten bald und wieder helles Licht.
Aufſpringt er jetzt, auf eine Stelle zeigend
Mit dem gezückten Dolch: „Du zitterſt nicht,
Dieweil mein Zorn in wilden Flammen lodert,
Und dieſer Zeilen Schmach zu rächen fodert?“

„Die Tage meines Lebens ſind gezählet,
Dein Zorn, wie deine Huld thun nichts hinzu,
Und gegen Todesfurcht bin ich geſtählet.
Den raſchgezückten Dolch laß raſten du!
In einem dunklen Grabesdenkmal wählet
Die ſtille Wohnung ſich der Marabu,
Einſiedleriſch von Todten nur umgeben,
Die vor ihm ſchon beſchloſſen drin ihr Leben.

Und ſenket ſich auf ihn des Tods Umnachtung,
Ein Marabu erbt den verlaßnen Port,
Die Gräber predigen rings ihm Weltverachtung,
So erbts von Einem auf den Andern fort.
Ich ſaß an einem Tage in Betrachtung,
Der Erbe fünfzig Jahre war ich dort;
Da drang zu meiner Gräber ſtiller Runde
Wie der Samum hein, eine Schreckenskunde:

Sie ſagten mir, es ſei der Sohn gekommen,
Entflammt von ſeines Vaters wildem Geiſt,
Ein Sohn der Liebe, der mit chriſtlich frommen,
Fanatiſchen Gefühlen uns zerreißt.
Den hat kein Mutterarm ans Herz genommen,
Wie wären unſre Kinder ſonſt verwaiſt?'
Es zuckt Juan, von dieſem Wort ergriffen —
Der Hand entſinkt der Dolch, zum Tod geſchliffen.

Da ſtandeſt du, ſo heldenhaft gegliedert
Vor meinem Grab, des blutgen Kaiſers Sohn!
Wie Pfeile deine Blicke, todbefiedert.
So jung und ganz und gar ſo blutig ſchon
Wie er, der wild mein Heimathland erniedert,
Der Menſchlichkeit ins Antlitz ſchlug mit Hohn.
Da ſtandeſt du und herrſchteſt mir entgegen,
Des Kaiſers Thatenbuch dir vorzulegen.

Es war die Kunde bis zu dir gedrungen,
Daß ich es ſchrieb, und mich als Comentar
Haſt du mit Ketten in dein Schiff gezwungen.
Lies nun den Tuniszug, ſo wie er war,
Nicht wie ihn Dichter märchenhaft beſungen,
Nicht feil erzählt von eurer Prieſter Schaar.
Lies muthig fort und dir iſt es zum Ruhme,
Wenn dir es graut vor eurem Heldenthume!

Verbrannte Städte, unbegrabne Leichen,
Die Chriſten, als Hiänen drüber her,
Die Tempel, eingeſtürzt von wilden Streichen,
Und unſer Blut hinwogend als ein Meer.
Drin färbt der Kaiſer ſich die Siegeszeichen,
Und du den Mantel dir zum Purpur ſchwer.
Wir aber beten unter den Ruinen:
Allah! vergilt mit Fluch und Sterben ihnen!"

So wogt es flammend von des Greiſes Munde,
Roth ſtralt ſein Antlitz und ſein Blick iſt Glut.
Erſchüttert in des Herzens tiefſtem Grunde
Iſt Don Juan, die Wangen flieht das Blut.
Es fühlt zum erſtenmal in dieſer Stunde
Der edle Held erſchüttert ſeinen Muth.
Der noch zuvor ſo ſieg- und kronentrunken
In düſtres Schweigen ſteht er da verſunken.

Und von den Schiffen, die noch ferne wallen,
Durch Nacht und Wogen prächtig tönt Geſang:
Der Sklaven Freiheitschor. Die Ruder fallen
Dazwiſchen ein mit taktgemäßem Klang.
Wie wunderbar die Chöre wiederhallen,
Und geiſterhaft verwehn die See entlang!
Auflauſcht Juan und im Geſang verloren,
Wird wieder freudger Muth in ihm geboren.

Ein tiefer Zauber wohnt in einem Liede,
Das Freiheit ſingt. Du ſeltner Erdenklang,
Seit zwiſchen Gott und uns der Edenfriede
Gebrochen ward. Wenn plötzlich dein Geſang
Verbannt von unſrer armen Erde ſchiede,
Sie ſänke hin in Todesſchweigen bang.
Der Freiheit ſchönſter Hymnus doch vor allen:
Geklirr der Ketten, die von Sklaven fallen.

Und es verhallt das Lied der freien Sklaven,
Und Wind und Wogen rauſchen durch die Nacht.
Nur die am Ruder ſind nicht eingeſchlafen,
Bald iſt die muthge Wogenfahrt vollbracht.
Und mit dem ſeltſamen Hiſtoriographen
Noch unſer Held in der Kajüte wacht.
Der Zorn des Marabu hat ausgewettert,
Und ruhiger Juan das Buch durchblättert.

Bewegter als des Meeres ſchwanke Wellen
Ziehn Bilder an des Prinzen Blick vorbei —
Umdunkeltes beginnt ſich zu erhellen,
Lebendig wird die Meereswüſtenei.
Es liebt die Phantaſie ſich zu geſellen,
Wenn ſie bemerkt, daß Gram im Herzen ſei;
Vergangnes zeigt ſie glorienhaft umgeben,
Und fahl und blüthenlos der Stunde Leben.

Schlaflose Nacht, Vampir mit finstern Schwingen,
Du legst die durstgen Lippen gerne an,
Wo heiß im Herzen rothe Flammen springen,
Und liebst es, wo das Unglück wohnt, zu nahn;
Des Lichtes Zauber flieht, Gestalten ringen
Sich aus der stummen Finsterniß heran —
Schlaflose Nacht mit deinen wachen Träumen,
Emporgesendet aus der Hölle Räumen!

Er denkt der Stunde, als im Walde prächtig
Der Zukunft weite Ferne sich erschloß,
Und da er niederrang den Mauren mächtig,
An jene Nacht an Isabellas Loos.
Ihm dünkt der Erde Glanz und Reiz verdächtig,
Feil für die beste Kraft im Menschen blos.
Er lernt begreifen jetzt, zum erstenmale,
Den Kaiser in Sanct Justus Kathedrale.

Jetzt neigt es ſich zu ihm mit ſüßen Mienen,
Ein räthſelhaft bekanntes Frauenbild,
Das eilig flieht, ſo oft es ihm erſchienen:
Mit goldnem Lockenhaupt, madonnenmild
Die Züge, tiefes Sehnſuchtsweh in ihnen,
Die Augen blau, fremdgeiſtig, märchenwild,
Verwandt und fremd, erfaßt kaum und verloren,
In Schaum zerronnen, wie aus Schaum geboren.

Erkaltet ſchlägt ſein Herz dem Chriſtenthume,
Das er mit einer Glorie ſonſt umgab,
Zerriſſen fliegt von ſeines Vaters Ruhme
Der Purpur hin. Wo liegt der Mutter Grab?
Die rührend ſchöne welkgeküßte Blume,
Sie ſank im Sturme wohl ſchon längſt hinab;
Vielleicht in Kloſtermauern ſtreng verborgen,
Träumt ſie vom Sohn, vom ſchönen Jugendmorgen.

So wogt es träumeriſch in ſeinem Haupte,
Und Erdenekel faßt den Helden an.
Wie dünkt ihm welk, was er unſterblich glaubte,
Der Lohn für Höchſtes, was ein Menſch gethan,
Ein Leichentuch! Das roſenfriſch umlaubte
Gefühl der Liebe nur ein eitler Wahn —
Mit Schmerz belächelt er, ironiſchbitter,
Den goldnen Reif um ſeines Helmes Gitter.

Die Lampe ſtirbt in dem Cajütenraume,
Bleich ſcheint der Morgen durch die Fenſterwand.
Jetzt weckt ihn ein Kanonenſchlag vom Traume,
Der ſchlaflos Ketten um den Geiſt ihm band.
Er eilt auf das Verdeck. An fernem Saume
Des Horizonts begrüßten froh ſie Land,
Das ſchattenhaft ſich hebt aus Dämmerungen,
Ein Felſenhalbkreis weit ums Meer geſchlungen.

Und von den noch entfernten Schiffen ſchmettern
Kanonen jetzt als Antwort übers Meer.
Empor auf Takelwerk und Maſte klettern
Matroſen, die Verdecke füllt das Heer.
Die Sklaven knien und danken ihren Rettern
Die ungehofft erſehnte Wiederkehr.
Vom Admiralſchiff der Kanone Flammen
Lärmt die zerſtreuten Schiffe jetzt zuſammen.

Und durch der Wogen weiches Silber ſchneiden
Sie ſchnell, den Prinzen grüßt ein Freudenſchrei.
Schwer iſts, in ſeinem Antlitz zu entſcheiden,
Obs bleich vom friſchen Hauch des Morgens ſei,
Ob von der Nacht gedankenſchweren Leiden!
Die Schiffe legen jetzt, verſammelt, bei;
Wie friſch im Morgenwind von allen Kielen
Schnell aufgehißt die bunten Wimpel ſpielen!

Und eine Glocke heißt der Prinz erſchallen,
Frühmeſſe kündend durch die Waſſerwelt,
Und andachtsvoll auf ihre Knie fallen
Die Schiffer betend zu dem Himmelszelt.
Zerrißne Wolken durch die Lüfte wallen,
Von weißem Morgenglanze ſchon erhellt.
So langſam zieht die betende Gemeine,
Pilgrime auf der See, im Morgenſcheine.

Und plötzlich brennt die weite Waſſerwüſte,
Auf Wogen rollt der Sonne goldner Ball,
Im feuchten Morgenduſte flammt die Küſte,
Und Licht und Farben ſpielen überall —
Als ob der Tag die Nacht verbannen müßte
Aus Menſchenherzen ſo, wie aus dem All.
Purpurn das Meer, als gälts für ſpäte Erben
Der Erde Königsmäntel drin zu färben.

Doch unbemerkt, nicht fern vom Admirale,
Zum Borde drängte ſich der Marabu;
Gekreuzt die Arme, kehrt dem Morgenſtrale,
Dem heilgen Oſten er das Antlitz zu.
Schlimm paßt ſein Wort zum chriſtlichen Chorale,
Er betet zu Allah: ‚Vernichte du
Im Zorn, die zum gekreuzigten Prophbeten,
Die roth vom Blut der Deinen jetzt hier beten.

Doch deinen Prieſter laſſe nicht vergeben,
Am Strand der Feinde dort in bittrer Schmach.‘
So tönt ins offne Meer ſein heißes Flehen,
Er ſtürzt ſich über Bord den Worten nach;
Er ſinkt und um das Haupt ihm Blitze wehen,
Wie über ihm die Fluth zuſammenbrach.
Wie leuchten noch die aufgewühlten Maſſen,
Und mälig Blitz und Glorie erblaſſen.

Diana.

Die Nacht iſt auf Neapels Golf geſunken,
Aus ihrem finſtern Blau erglänzen klar
Und mild die Sterne, Millionen Funken.
Es ſchläft der Wellen windbewegte Schaar,
Vom Glanz des Tags, vom Duft der Inſeln trunken.
Oft fliegt ein rother Schimmer wunderbar
Entlang die Fläche und die Wellen meinen
Erwacht, daß Morgenroth beginnt zu ſcheinen.

Verſchwunden iſts und wieder wiegt die Welle
Im Schlafe dehnend ſich und murmelt ſacht,
Und wieder zuckt das Meer in Purpurhelle
Und durch die Lüfte ein Gewitter kracht:
Es wirft Veſuv, die ewge Flammenquelle,
Glanzſtralen träumend in die finſtre Nacht;
Dann ſinken ſie herab, in ſich zuſammen,
Ein Trauerweidenbaum aus goldnen Flammen.

Ein halber, offner Kreis von Felſen wendet
Sorent ſich zu des ſchönſten Golfes Fluth.
Beglückter Boden! dem der Süden ſpendet,
Was er nur hat an Duft und Glanz und Gluth.
Der ewge Lieder in die Welt geſendet
Hat hier als Kind in deiner Pracht geruht,
Bis er aus dieſem Zauberkreis vertrieben,
Im Kerker ſühnte allzukühnes Lieben.

Was läſſeſt du durchſeelte Lieder hören
Melodiſch aus dem Kerkerhoſpital?
Willſt du den ſchlau erfundnen Wahn zerſtören,
Daß dir umdüſtert glüht des Geiſtes Strahl?
Zwei Augen, ſchmachtend, können dich bethören,
Ein Wort, ein Lächeln feſſeln ohne Wahl —
An eines Weibes Lippen kannſt du hängen
Und das Gedächtniß an die Welt verdrängen!

Und iſt dies Wahnſinn nicht? Wie willſt du's nennen:
Der Sinne Beben und des Geiſtes Flug,
Dies Fliehn und Nahn, dies zitternde Erkennen,
Der Ahnung Martirthum, den ſüßen Trug,
Der trunknen Herzen jauchzendes Verbrennen,
Wenn ihre Flamme in einander ſchlug?
Ein Wahnſinn iſts, von dem wir ſchwer geneſen,
Wenn auch ein ſeliger, der Liebe Weſen.

Es tödtet Haß in ſeinem wilden Grollen,
Die Liebe tödtet mehr mit ihrem Spiel;
Der Geiſt wird kühn, wenn Haſſesdonner rollen,
Doch iſts vorüber, wenn das Opfer fiel.
Ein Sclaventhum von längrer Dauer zollen
Der Liebe wir: Zwei Herzen ſind ihr Ziel,
Die von dem Pfeile krank, der ſie getroffen,
In Sehnſucht langſam untergehn und Hoffen.

Und wenn zwei Liebende ſich heiß umſchlingen
Und jeder Kuß, ein todesewger Schwur —
Und jeder Zug ein Ineinanderringen —
Es iſt ein Tod, ein wonnereicher nur;
So müſſen wir beglückt, entzückt vollbringen
Den dunklen, ſchlauen Willen der Natur.
Verſagte Seligkeit und kühnes Werben,
Ein heißes Leben und ein ſüßes Sterben!

Und glühnde Herzen faſſen kühn den Becher,
Und leeren bald den goldnen Inhalt aus;
Nach friſchem Trunk wird lüſtern bald der Zecher,
Denn ach, er trank nicht ewgen Rauſch heraus —
Und es verlockt den ſeligen Verbrecher
Zu neuem Ritt der Leidenſchaft hinaus.
Denn Herzen giebts, die niemals müde werden
Zu lieben, wenn auch ungeliebt auf Erden.

Und wer es wagt, ein ſolches Herz zu führen,
Umleuchten wird ihn hell der Glorienſtral,
Der ſeligſte, den Lieb ums Haupt kann führen,
Selbſt untergehend noch beglückt die Wahl.
Doch hütet Euch! die Herzen zu berühren,
So wie den blitzdurchſeelten Wetterſtal.
Wenn er nicht tödtet, wird er bald erkalten,
Kein Flehn kann feſt die fliehnde Flamme halten.

Und iſt es Liebe noch? für die an Flammen
Gewohnten Seelen, wenn die Liebe droht
Zu ſterben und in Aſche matt zuſammen
Zu ſinken, der nur kümmerlich entloht
Ein Funke dort, hier. Beſſer ſich verdammen
Zu neuem Wahn und neuem raſchen Tod.
Den beſten Herzen war es ſchon verderblich
Das Martirthum des Wahns: daß Lieb unſterblich.

Doch die von Ewigkeit der Liebe träumen,
Hold eingewiegt in ihren ſüßen Wahn,
Gefährlich führt in mondbeglänzten Räumen,
Doch ſelig ſicher ſie die Schwindelbahn.
Wenn ſie am Abgrund träumeriſch nun ſäumen,
O weckt ſie nicht, ſonſt iſts um ſie getban.
Entflöge ihnen dieſer Wahn, was bliebe?
Sie leben nicht, ſie träumen nur die Liebe!

Doch wer ihr Freiheit will und Seele ſchenken,
Der mag von ihrem Wunderthum beſiegt
In ihre Seligkeiten ſich verſenken;
Beglückt iſt, wer in weichen Armen liegt
Und es vergißt: die Liebe zu bedenken.
Wer hat nicht, holdem Buſen angeſchmiegt,
In ſüßer Raſerei vergeſſen gerne,
Der Erde Frühling und des Himmels Sterne? —

In einer duftumfloßnen Laube ſäumet
Ein ſchönes Weib ſo ſpät noch auf Sorent.
Hört ſie der Brandung zu, die lärmend ſchäumet,
Lockt ſie der Sterne Glanz am Firmament?
Ob ſie an eine ferne Bruſt ſich träumet,
Der ihre Seele heiß entgegenbrennt?
Im Graſe ſtumm liegt eine Mandoline,
Viel ſüßern Lauten harrt der Herrin Miene.

Von weißem, luftigen Gewand umfloſſen
Die ſchlanke, ſchmiegſam üppige Geſtalt,
Wie lieblich auf dem Hals, aus Schnee gegoſſen,
Das kleine Haupt mit braunen Locken wallt.
Der üppig rothe Mund, nur halb geſchloſſen,
Hat ſüßen Schwur, ſo ſcheint es, ſchon gelallt;
Die tiefdurchſeelten Augen blau, von jenen,
Die ſich nach Untergang in Liebe ſehnen.

Es rauſcht im Laub, ſie horcht, wen wird ſie grüßen?
Ihr ſchlägt das Herz, er naht, ſie fliegt ihm zu —
Und einem hohen Ritter liegt zu Füßen
Das edle, plaſtiſch ſchöne Weib im Nu.
Er zieht empor ſie, drückt mit heißen Küſſen
Sie an ſein Herz. Levanteſieger du?
Juan! Du ſcheinſt Triumphen nachzutrachten
Im Kampf mit Helden und in Liebesſchlachten.

‚Juan! ſo ſpät?‘ beginnt ſie ſüß zu ſchmälen:
‚Was hielt ſo lang dich fern? o ſag es mir!
Doch rede nicht? Du könnteſt mir erzählen —!
Nun iſt es gut, du biſt, Geliebter, hier.‘
Und ihre Lippen ſeinen ſich vermählen
In langem, ſüßem Kuß, auf ewig ſchier;
Es wird, wie ſie im Kuſſe ſo verloren,
In jedem eine Seele neu geboren!

Sie hat zum Laubenſitz ihn ſanft gezogen
Und kniet vor ihm, den Blick empor gewandt,
Und ſtreichelnd ſpielt in ihren Lockenwogen,
Dem Wind dies Spiel mißgönnend, ſeine Hand;
Doch widerſprechend iſt der Braunen Bogen
Gedankenernſt auf ſeiner Stirn geſpannt.
‚Wie biſt du ſtumm, Juan?‘ fragt ſie erſchrocken
Und ſchüttelt mit dem Haupt zurück die Locken.

„Wohin, Geliebter! flattern deine Träume
Und die Gedanken deiner Bruſt, wohin?
Bin ich der Herbſt, daß ſie in ferne Räume,
Wie dunkle Schwalben treulos mir entfliehn?
Juan, mein Stern, mein Licht! o ſäume, ſäume!“
Und auf ſich rankend heiß umſchlingt ſie ihn.
„Du biſt der Lenz, Diana! und dein Koſen
Durchduftet mir die Bruſt, wie ſeine Roſen.

Du knieteſt und es glänzte mir entgegen
Dein Buſen weiß, wie Schnee im Mondenſchein,
Und blaue Flämmchen, die ſich leicht bewegen,
Schienen die Veilchenadern mir zu ſein.
Der Sage dacht ich: wo ſich Flämmchen regen,
Schließt einen goldnen Schatz die Erde ein.
Vergieb, die Frage faßte mich: ob ſchliefe
Der treue Schatz in deines Buſens Tiefe?“

„Wie redeſt du, Juan? fürwahr, ich tödte,
Wenn du nicht ſchweigſt, mit Küſſen dir den Mund!
Wenn du mir fehlſt, mein ſüßer Freund! was böte
Die weite Erde mir, das Himmelsrund?
Heiß wie aus dem Vulkan dort Flammenröthe,
Strömt Lieb zu dir aus meiner Seele Grund!
Ich ſchwöre dir' — „O ſchwöre nicht, mein Leben!
Du ſollſt gefeſſelt nicht mir Liebe geben."

„Mein Seelenfreund! wie biſt du anders heute,
So ſeltſam ernſt, die ſüßen Augen ſtumm?
Dein Mund vergaß das Lächeln, ſprich, wie deute
Ich alles dies, mein holdes Eigenthum?'
„Diana! was ein Gott an Blüthen ſtreute
Verwelkt und eine ſchöne Zeit iſt um —
Mehr wie die Seele lieb ich dich, mein Leben!
Es drängt zu dir und drängt hinaus zu ſtreben.

Ich kann der Ruhe Glück nicht länger tragen,
Und es verlangt nach Kämpfen meinen Geist.“
‚O wehe mir!‘ beginnt ſie laut zu klagen:
‚Du liebſt mich nicht, dein Wort hat nur gegleißt;
Falſch hat dein Herz im Buſen mir geſchlagen —
O daß ſo ſpät des Truges Schleier reißt!
So zieh hinaus, Triumphe zu erwerben,
Im Schlachtenpurpur deinen Ruhm zu färben!

Nicht lieben kann der Mann und nimmer ahnen
Der Frauenliebe Unermeßlichkeit —
Ein Schwert, ein ſchönes Roß, des Ruhmes Fahnen,
Die machen ihm die Bruſt, die Seele weit;
Das Leben feſſelt ihn, der Sterne Bahnen,
Sein nennt er Alles, ſich zum Dienſt bereit.
Dem Weibe fiel ein bangeS Loos auf Erden:
Wir können nur in Liebe ſelig werden!‘

„Wild haben die Provinzen ſich erhoben,
Seit Carl, mein kaiſerlicher Vater ſtarb;
Oel ſoll ich gießen in der Wellen Toben,
Gut machen, was Don Philipps Zorn verdarb.
Froh bin ich neuen Kampfs, ſonſt iſt zerſtoben,
Vergeſſen bald der Ruhm, den ich erwarb.
Und Sieg und Lorbeer winken, willſt du zügeln
Die Träume, ſo die Seele mir beflügeln?“

Und ſtehend ſpricht ſie mit entfärbten Wangen,
Der Sturm der Nachricht traf ihr Blumenherz:
‚Vergieb, Geliebter! o vergieb mein Bangen —
So ſelig erſt, befällt mich ſchwer der Schmerz.
Du folgſt der Seele glühendem Verlangen,
Dich lockt der Ruhm, du hüllſt die Bruſt in Erz,
Mit dir wird freudig ſich der Sieg vereinen,
Verlaſſen hier wird meine Seele weinen.

Ich klage dich nicht an, vergieb, mein Leben,
Du ſchönes Heldenbild! daß du es biſt,
Hat jubelnd mich zu eigen dir gegeben
Und macht, daß hier mein Geiſt ſchon ſelig iſt.
Du ziehſt zum Kampf, ein Lichtſtreif wird ſich heben,
Ein heiliger Beerg kämpfſt du für Chriſt,
Die goldnen Locken werden dich umwallen,
Wie eine Glorie und die Feinde fallen!

Ich werde hier mit meinem Kummer weilen,
Der Welle lauſchen, die dich nimmer bringt;
In Sehnſucht und in Liebesſorgen theilen
Wird ſich der Tag, bis ihn die Nacht verſchlingt.
Ein Name wird indeß die Welt durcheilen,
Kein Dichter lebt, der ſeinen Ruhm nicht ſingt;
Und eines Tags in einſam trüber Stunde
Dringt zu der Einſamen auch hier die Kunde.

Dann ſpring ich auf, der Freude Flammen brennen
Ins Antlitz mir, es pocht des Herzens Schlag:
Ich kenn ihn wohl, den ſie bewundernd nennen,
Der mir beſeligend am Herzen lag.
Und Niemand ahnt, daß wir uns heimlich kennen,
Daß ich dein Mädchen bin, daß du mein Tag.
Die Leute ſehn mich ſtaunend an und fragen;
Wie will ich ſtolz: mein Liebſter iſts! dann ſagen.

Von ihrem ſchönen Mund die Rede fließet,
Und tiefer, heller ſtrahlt ihr Augenlicht,
Des Morgenroth Begeiſtrung übergießet
Ihr geiſtbewegtes, ſüßes Angeſicht.
Ihr Buſen ebbt und wogt. Beſeligt ſchließet
Er ſie ans Herz, die innig ihn umflicht.
Beglückte Gruppe, wenn in ſelgem Schweigen
Vier Arme ſich, zwei Seelen feſt verzweigen!

Am Horizont erhebt aus finſtern Wellen
Ein Schimmer licht und lichter ſich empor,
Die glatte See beginnt ſich zu erhellen,
Und langſam glänzt der halbe Mond hervor.
Es wallt ein Schiff im Golf, die Segel ſchwellen,
Wie Schwäne weiß, durch leiſen Nebelflor;
Es löſt ein Boot ſich ab und kommt gezogen
Mit einem goldnen Lichtſtreif durch die Wogen.

„Diana, lebe wohl!“ Sie zuckt zuſammen
In der Umarmung. ‚Iſt die Nacht ſo weit?
Du kamſt doch erſt; bis wieder Sterne flammen,
Ach, gleich den Todten dehnt ſich mir die Zeit,
Die dunkle Mächte zu dem Grab verdammen,
Bis wieder mitternächtge Einſamkeit;
Dann leben ſie und ſchlingen ihre Runde,
Doch währt die Seligkeit nur eine Stunde!‘

„Diana! Bitter in die Seele ſchneidet,
Was mich beſeligt ſonſt: dein Wort, dein Ton.
Du ahnſt es nicht, wie meine Seele leidet —
Siehſt du das Schiff, das Boot im Golfe?“ „Schon?“
Sie ſchreits und los von ſeinem Buſen ſcheidet
Diana ſich, den Wangen iſt entflohn
Das Blut, zum Herzen flüchtet ſeine Welle,
Zu ſtarrem Glanz erfriert des Auges Helle.

Sie wurzelt da in regungsloſem Schweigen,
Ihr Mund nach einem Laut vergebens ſtrebt.
Erſchüttert will Juan zu ihr ſich neigen,
Sein tapfres Herz, das nie gezittert, bebt.
Und plötzlich ſinkt ſie unter Roſenzweigen
Der Laube hin zu Boden, wie entlebt.
So liegt auf Moos, geſtürzt vom Piedeſtale,
Ein weißes Marmorbild im Mondenſtrale.

Er kniet zu ihr und küßt ſie auf den bleichen
Geſchloßnen Mund in weben Schmerz verſenkt.
Ein Zeichen tönt, doch hört er nicht das Zeichen,
Bis durch den Gang ein Mann die Schritte lenkt:
Hoch, ſchlank, im Antlitz einen Zug von Leichen,
Wie Einer, der an Lebensluſt nur denkt;
Es ſcheint das dunkle Auge Muth zu heucheln
Zu kühnen Thaten nicht, zu ſtillem Meucheln.

Sie ſchlägt die Augen auf — es beben beide
Empor ſich, in Umarmung ſtumm geſellt.
Jetzt geht der Mond durch eine Trauerweide,
Die Gruppe glänzt, von ſeinem Licht erhellt;
Auf Gräbern werden ſo, in tiefem Leide
Geſtalten oft aus Marmor hingeſtellt.
Und von dem Manne aus dem Schattengange
Fällt auf die Scheidenden ein Schatten bange.

Der naht, zum Aufbruch noch einmal zu mahnen:
‚Mein hoher Prinz! das Boot hat angelegt.
Des Schiffes Segel wehn wie weiße Fahnen,
Sie winken ſchon zur Reiſe windbewegt.‘
Ein banger Schauer zuckt durchs Herz Dianen,
Wie die Geſtalt ſich fremd und ſprechend regt.
„Dies Graf Batiſta“, ſpricht Juan: „zur Seite
Bleibt er dir ſtets und giebt dir das Geleite.“

Der Welſche beugt ſich tief. Von einem Schuſſe
Erbebt die Luft und zittert ſtill das Meer;
Und ſie umarmen ſich im letzten Kuſſe,
Sie drückt wie eine Welt der Abſchied ſchwer.
‚Noch einmal, o Juan! mit einem Gruße
Von deinen ſchönen Augen blicke her —
Den Anblick will ich in die Seele trinken,
Jetzt kannſt du, ſüßer Freund, nicht unterſinken!

Er reißt ſich los und geht mit raſchem Gange,
Sie lehnt an eine Brüſtung ſich hervor.
Vom Ufer ſtößt ein Boot mit Ruderklange
Und theilt mit goldnem Streif der Wellen Chor.
Sie blickt dem Glanze nach, noch lange, lange,
Der von den Wellen längſt ſich ſchon verlor. —
Was iſt das Glück? Ein Schimmer auf den Wogen,
In Nacht geboren und in Nacht verflogen.

Sonnenuntergang.

Gewaltge Adler, mondbeglänzt die Schwingen,
Ziehn finstre Wolken durch den Himmelsplan.
Still ist die Nacht: zu heimlichem Vollbringen,
Zu Traum, zu Blumenduft, zu Zauberwahn,
Zu Treubruch und zu seligem Umschlingen,
Zum Sterbelied vom seeumspielten Schwan,
Zu Nonnensehnsucht, zum Gebet der Waisen;
Still ist die Nacht für das Banditeneisen.

Tot in Madrid die sonst bewegten Gassen,
Paläste ragen schweigend in die Nacht,
Und weiten finster ihre Schattenmassen
Gespenstisch in die mondenhelle Pracht.
In Nischen vor Madonnen brennt verlassen
Die matte Lampe. Brunnen glätschern sacht,
Nur Glocken sprechen jetzt mit ehrnem Munde,
Herolde der gespenstervollen Stunde.

Und zu der Manzanares Brücke schreitet
Vom königlichen Schloß ein Mann mit Hast.
Ist er von doppelm Schatten denn begleitet?
Mit seinem Schatten geht ein Schattengast.
Rasch schreitet er, auf Angriff vorbereitet
Hat unterm Mantel er sein Schwert gefaßt.
Der fremde Schatten nähert sich dem seinen —
Ein Sprung, ein Stoß, ein tödtliches Vereinen!

Ein lautes Klirren mondbeblitzter Klingen —
Der nächtge Wandrer fällt und ächzt empor,
Und ſeines Herzens rothe Quellen ſpringen.
Dem Sterbenden höhnt der Bandit ins Ohr:
‚Die Geiſter reiſen ſchnell, zu überbringen
Den rothen Gruß der König dich erkor.
Beſtell ihn gut bei deinem Herrn in Flandern,
Den Umweg nimm bei deinem Himmelswandern.‘ — —

Im Dornenkloſter in des Waldes Grauen
Klingt Horaruf, der Widerhall erwacht,
Und durch die Gänge wandeln Kloſterfrauen,
Das ſchwarze Kreuz auf ihrer weißen Tracht;
Wie Leichenſteine ſind ſie anzuſchauen,
Die Wallfahrtluſt ergriff um Mitternacht.
Des Mondes Glanz fällt in die Bogengänge,
Und monotones Echo der Geſänge.

Und wie vom finſtern Chor Gebete hallen,
Kniet in der Kirche tief am Hochaltar
Stumm einſam eine Nonne; dämmernd fallen
Mondſtralen ihr auf Wangen und Talar.
Wie betend jetzt, ſo einſam unter Allen
Lebt ſtumm die Nonne hier ſchon manches Jahr.
Sie kam in ſtiller Nacht zur Kloſterpforte,
Fremd klangen, Einlaß flehend, ihre Worte.

Wie ihre Sprache waren fremd die Mienen,
Die Augen feucht verklärtes Himmelblau.
Ein ſchmerzlich ſchöner Zauber ſprach aus ihnen —
Demuth umfloß und Hoheit ſtill die Frau.
Blickt ſie zurück auf eines Glücks Ruinen?
Bringt Reue ſie zum ſtillen Kloſterbau?
Iſts ein Gelübde? Niemand hats erfahren,
Fremd wie am erſten Tag iſt ſie nach Jahren.

Sie zeigte der Aebtiſſin einen Reifen
Aus Kronenerz, geformt wie Kronen ſind.
Dies, mehr ihr Anblick wußte zu ergreifen,
So wurde ſie des Dornenkloſters Kind.
Sie wagens nicht, den Schleier abzuſtreifen,
Streng in der Pflicht, iſt ihr Gehorſam blind.
Iſts, weil ſie fremd, weil ſie den Namen kennen,
Daß ſie die Nonnen Soror Barbara nennen?

Einmal in ſtiller Nacht, erſcholls zur Hore
Mit gellem Klang. Vom Schlafe aufgeſchreckt
Ziehn raſch die Nonnen zu dem finſtern Chore;
Da ſtand, den Arm wie ſegnend ausgeſtreckt,
Todtbleich die fremde Nonne an dem Thore,
Die Augen offen und doch ſchlafbedeckt.
In ſpaniſchen Lauten, nie von ihr vernommen,
Ruft ſie: ‚Des Kaiſers Augen ſind verglommen!‘

Und ſtürzte hin. — Nach Wochen kam die Kunde
Ins Dornenkloſter, daß der Kaiſer ſchied,
In jener Nacht und in derſelben Stunde,
Da ſie prophetiſch ſang das Todtenlied.
Sie aber ging mit ſtreng verſchloßnem Munde
Im Kloſter einſam wie zuvor, und mied
Verkehr und Worte mit den Kloſterfrauen,
Die ſie erfüllt mit Ehrfurcht und mit Grauen.

So lebt ſie fort, doch anders ſchon ſeit Tagen,
Es färbt ein zartes Roth ihr bleich Geſicht,
Ihr Auge, ſonſt zur Erde ſtill geſchlagen,
Blickt ſcheu umher, durchzuckt von geiſtigem Licht.
Fühlt ſie ſich krank? ſie wagens nicht zu fragen,
Die Strengſte, übt ſie läſſig jetzt die Pflicht.
Sie weiſt nicht, ſingt nicht, betet nicht, ſeltſame
Geſpräche führt mit ſich allein die Dame.

Die Nonnen gehn zurück von dem Chorale,
Die am Altar hebt langſam ſich empor,
Harrt an der Kirche ſchweigendem Portale,
Jetzt kommt an ſie heran der weiße Chor;
Und zur Aebtiſſin ſpricht zum zweitenmale
Ihr Mund: „Erſchließe mir des Kloſters Thor,
O fromme Mutter! Dank für Schutz und Frieden;
Ich bin vom Herrn in fernes Land beſchieden.“

Erſtaunt hört die Aebtiſſin ihre Worte,
Sie fragt die Nonne nicht: wohin? woher?
„Einſt ſchloß zum Schutz ſich hinter dir die Pforte,
Und öffnet wieder ſich auf dein Begehr.“
Die Nonne ſinkt ins Knie und küßt die Borte
Von ihrem Kleid, und auf der Gruppe ſchwer,
Und auf der Nonnen tiefergriffnem Reigen
Ruht ein gedankenvolles, ernſtes Schweigen.

Jetzt ſteht ſie auf, umarmet ſtumm die Nonnen,
Um ihre Lippen zuckt ein tiefer Gram;
Die Augen leuchten, zwei bethränte Sonnen,
Fremd ſcheidet ſie nach Jahren, wie ſie kam:
Ein Räthſel, das geheimnißvoll begonnen,
Und keine Löſung bringet wunderſam.
Ihr Kommen und ihr Gehn, ihr Kloſterwallen,
Ein geiſterhaftes Klingen und Verhallen.

Still iſt die Nacht, am Himmel nur Bewegung,
Mit Mond und Sternen ſpielt das Luftgebild;
Cypreſſen ſtehn, wie Säulen ohne Regung,
Die weite Welt ſo ſtill, die Luft ſo mild.
Das Kloſter, fern in finſtrer Waldumhegung,
Die Thürme ſtreckt es in das Sternenfeld,
Ein Eremit in Waldeseinſamkeiten,
Der ſeine Arme betend ſich zum Himmel breiten.

Im Schatten bald und bald in Mondeshelle,
In innerſt aufgeregter Stimmung geht
Die Nonne hin auf freier Waldesſtelle.
Vom Hauch der Nacht, der freien Welt umweht
Fließt raſch ihr durch das Herz des Blutes Welle.
Sie ſpricht, halb iſts Geſang und halb Gebet —
Was ihrer Bruſt ſich wunderbar entringet,
Durch Waldes Finſterniß, durch Mondlicht klinget. — —

Ein Reitertrupp ſprengt durch Namurs Portale,
Bleich iſt des Führers edles Angeſicht,
Bekannt, doch fremd. Wir ſehn zum erſtenmale
Den Helm, die goldenblaue Rüſtung nicht.
Doch damals glomm ſein Haupt im Siegesſtrale
Aus ſeinen Augen brach der Jugend Licht.
Wo war es doch, da ſie ihn glorreich nannten:
Europas Helden, Chriſti Abgeſandten?

Und jetzt in ſpäter Nacht mit dumpfem Brüten,
Beſiegt im Kampf, zerſprengt ſein kleines Heer,
Die Jugend welk, bedroht des Ruhmes Blüthen, —
Der Hunderttauſend ſchlug im weiten Meer,
Der trotzend ſtand der Elemente Wüthen,
Er reitet tief gebeugt und hoffnungsleer.
Der jüngſt noch ſiegumjauchzt und kronentrunken,
Iſt froh, daß rings die Nacht auf ihn geſunken.

O eine tiefe Nacht! die neuen Thaten
Umdunkeln deines Ruhmes Sonnenpracht.
Ein Volksherz iſt in edlen Zorn gerathen
Und waffnet ſich zur aufgedrungnen Schlacht.
Zur blutgen Ernte wuchern Albas Saaten,
Ein Schnitter rüſtet ſich das Volk mit Macht,
Und furchtbar werden, wie bei Ernten pflegen
Leuchtende Donner ihre Flügel regen.

Und du? du ſollſt die Wetternacht beſchwören,
Und leiteſt dir den Blitz aufs eigne Haupt!
Sie wollen nicht aufs Wort des Mannes hören,
Der ſich im Lehn des ewgen Himmels glaubt.
Sie laſſen ſich mit Künſten nicht bethören,
Die ſich die ſchlaue Majeſtät erlaubt.
Falſchmünzen ſollſt du Worte, Thaten heucheln,
Vertraun erobern und es plötzlich meucheln.

Du kannſt es nicht! Was hat dich abgewendet
Von deinem edlen Selbſt? und einmal ſchon
Von einer Krone hellem Glanz verblendet,
Zogſt du nach Tunis, kühner Kaiſerſohn.
Und da der Kreuzzug glorreich war vollendet,
Ward dir vom Bruder der verſprochne Lohn?
Da konnteſt du den Kronenglanz entrathen,
Es wurden Sklaven frei durch deine Thaten.

Hier aber ſollſt du Freie niederzwingen,
Und ſollſt des finſtern Königs Scherge ſein!
Zum Lohne darfſt du dann mit England ringen
Und Schottlands ſchöne Königin befrein.
Den todverfallnen jungen Leib umſchlingen
Und alle Zauber und die Kron iſt dein.
Ein Weib und eine Krone! Nichts auf Erden,
Das mehr der Hölle Köder taugt zu werden!

Doch dir mißlingt das Amt des Diplomaten,
Oranien wacht, der große, ſchlaue Feind;
Da wirfſt du raſch dich auf das Feld der Thaten.
Nie hat die Siegesgöttin dir verneint
Den Kuß; ein Weib hat ſie dich jetzt verrathen,
Das treulos noch um den Verlaßnen weint.
Noch iſt es Zeit, du kannſt den Ruhm noch retten:
Brich deinen Ehrgeiz, ſchmiede du nicht Ketten!

Mein edler Held! halt ein des Roſſes Zügel,
Viel ſchlimme Botſchaft kam ins Schloß zu Gaſt.
Sonſt überholteſt du des Sturmes Flügel,
Wankſt jetzt von Gram gebeugt im Sattel faſt. —
Er ſetzt den Fuß ermattet aus dem Bügel,
Und ſteigt empor die Stufen zum Palaſt;
Und an den Pforten kommt Farneſe, ſchweigend
Zum Gruße ſich an ſeine Lippen neigend.

„Mein Freund! ich ſehe ſchmerzliche Signale
In deinem Antlitz. Alexander, ſprich!“
‚Vergönne Ruhe dir.‘ „Im Eskuriale,
Beim Kaiſer, meinem Vater, trifft ſie mich.
Kommt Geld? daß ich die Truppen endlich zahle,
Naht der Succurs? Läßt Philipp mich im Stich?
Du ſenkſt dein Haupt? du ſchweigſt? noch kann ichs tragen,
Hat in mein Glück der Donner eingeſchlagen?

..

Man wirft das Leben hin dem Schlachtenſtreiche,
Zerdrückt mit eigner Hand das rothe Herz,
Wenn es rebelliſch wird; doch mächtge Reiche
Wirft man nicht weg. Ererbtes Kronenerz
Vertheidigt noch ein Mann mit ſeiner Leiche.
Und Philipp ließe mich? Du treibſt nur Scherz,
Nicht lange kann die Hülfe ferne bleiben;
Schreibt Escovedo? Ja, der mußte ſchreiben."

„Sei ſtark, mein Freund! Der bringt mehr keine Kunde,
Gemeuchelt fiel er durch des Königs Haß."
Erſchüttert in des Herzens tiefſtem Grunde
Steht Don Juan, bis in die Lippen blaß:
„Und von Diana noch kein Brief zur Stunde?"
Es füllen ſich Zarnetes Augen naß.
„Sie ſoll bei Freunden Gold und Krieger werben,
Sie rettet mich von Schmach und von Verderben.

Kein Brief von ihr? Hat dir des Himmels Feuer
Gelähmt die Zunge? Wird es jüngſter Tag?
Bricht Alles ein?“ — ‚Wenn dir dein Leben theuer,
Beherrſche dich!‘ — „Sag mirs mit einem Schlag,
Und ſei es wie ein Weltſturz ungeheuer;
Du tödteſt langſam. Auch ermordet? ſag!“
‚Sie lebt, dem welſchen Grafen Lieb zu ſpenden.‘
„Mein einzig treuer Freund, ſo hilf mir enden!“

Er reißt das Schwert heraus: „Halt mirs entgegen —
Ein Sklave thats, da ihn der Feldherr bat.
Gewähre mir des Todes ſtillen Segen,
Eh der Verluſt der blanken Ehre naht.
Sieh, wie ſie ringsumher die Kohlen legen,
Stets enger, enger wird das Feuerrad —
Ein Skorpion — weh! wie wird mir zu Muthe?
O Kain! Philipp! mir brennt Gift im Blute.“

Rasch in den Arm fällt ihm der Freund erschrocken —
Auflacht Juan in wilder Raserei,
Er reißt den Helm von seinen goldnen Locken,
Vom Panzer macht er wild den Busen frei
„Ein Höllenfeuer macht den Schlund mir trocken,
Schleppt mir im Helm den Ocean herbei,
O ich vergeh!“ Mit schmerzlicher Geberde
Hinraffelnd stürzt der kranke Held zur Erde. —

Ein Dörflein, das ein Wall von Bergen wahrte
Vor Krieg und Sturm, liegt Bonge, Namur nicht fern,
Zu klein, stets nicht gezeichnet auf der Karte,
Und auch die Zukunft nennts vereinst nicht gern.
Kein Trommelklang, kein Senken der Standarte,
Kein Freudenlaut begrüßte heut den Herrn,
Den Krieger trauernd in das Dörflein brachten;
Doch ists ein Kaisersohn, ein Held der Schlachten!

Er fühlt den Tod in ſeinen Adern toben,
Der Traum, der ſeinem Herzen Nahrung gab,
Von Schlacht und Kronen iſt in Nacht zerſtoben —
Farneſen ließ er den Commandoſtab,
Den Sturm zu ebnen, der ſich rings erhoben,
Und ihn geſchleudert an ein frühes Grab.
Dann ließ er ferne ſich vom Lager bringen,
Um einſam hier den letzten Kampf zu ringen.

In Höhlen geht der Löwe, um zu ſterben,
Die ſollen ihn im Todeskampf nicht ſehn,
Denen er war ein leuchtendes Verderben,
Drum mag Juan auch fern vom Lager gehn.
Er ließ die Hoheit dem beglücktern Erben,
Da nahen Todes Schauer ihn durchwehn.
Vollendet ſind der argen Welt Geſchäfte,
Zum Himmel drängen ſich der Seele Kräfte.

In engem Hüttenraum, die Lippen trocken,
Liegt Don Juan, vom Fieberbrande heiß.
Oft färben ſich die ſchwärzeſt dunklen Locken
In einer Nacht, voll Seelenkummers, weiß.
So giebts Geſchicke, die urplötzlich ſtocken
Und frieren machen heißes Blut zu Eis.
Hat es dich angehaucht aus giftgem Munde,
Bringt andres Gift die frühe Todesſtunde?

Die Nonne, die uns betend hinter Bäumen
Entſchwand auf ihrem mitternächtgen Gang,
Sitzt an dem Lager, lauſcht den Fieberträumen,
Und jedem Wort und jedem Athem bang.
O könnte machen ſie ſein Leben ſäumen,
Sie zögerte mit ihrem Tod nicht lang.
Schön iſt vom Pelikan die Wundermähre,
Daß er, ſich tödtend, ſeine Jungen nähre.

O Mutterherz, der ewgen Liebessonne
Irdischer Widerglanz, nur du bist wahr.
Ein selger Rausch ist alle Liebeswonne,
Ein Mutterherz allein bleibt ewig klar.
Wie recht das deine dir, du bleiche Nonne!
Du brächtest seinen letzten Tropfen dar,
Die Flammen, die in diesem Herzen wühlen,
Die heiße Stirne deines Sohns zu kühlen!

Als einst dein Mund, dein Blick um Einlaß flehte
Im Dornenkloster, dachtest du wohl nicht,
Daß noch einmal dein Fuß die Welt betrete;
Demüthig stiller Wandel schien dir Pflicht,
Seit dir vom Haupt der Kronenglanz verwehte,
Verglommen war der Liebe goldnes Licht.
Die einen Kaiser einst beseligt haben,
Die Jugend und die Schönheit sei'n begraben!

Wie Götter einſt genaht den ſterblich Schönen,
Süß ſchaurig ſie beglückt und ſie geweiht,
Kam er, ein Schickſal, dich als Weib zu krönen —
Und dich zerſtörend traf die Seligkeit
Des abgrundtiefen Glücks. Doch zu verſöhnen
Magdlicher Mutterſchaft ſo tiefes Leid,
Willſt du dein Kind im Leben nie begrüßen,
Und ſo die ſelge That im Kloſter büßen.

Und oft, wenn Kunde drang in ſeine Mauern
Von deinem Sohn, dem kühnen Heldenſohn,
Wie jubelte dein Herz in ſelgen Schauern;
Doch ſprach die ſcheue Lippe nie davon,
Sie könnten dein Geheimniß dir erlauern —
Und iſt es nicht die ſchwerſte Buße ſchon:
Des Kindes Ruhm und Hoheit durſtig ſchlürfen,
Und nie: mein Sohn iſts, mein Sohn! ſagen dürfen?

Ihm nie zu nahn mit treuem Muttergruße,
Begraben ſein für ihn, lebendig todt.
Und doch, du nahteſt jetzt mit raſchem Fuße,
Dich drängt zu ihm ein innerſtes Gebot.
Frei fühlſt du dich der angelobten Buße,
Dir dünkt ſein Ruhm, ſein ewges Heil bedroht,
Du biſt für ihn vom Grabe auferſtanden,
Den Kronen locken zu der Hölle Banden.

Er wird der Mutter Warnungswort vernehmen —
Der Nonne ſagt ein menſchlich milder Geiſt,
Daß an der Ketzerjäger Diademen
Das Blut vergoßnen Menſchenrechtes gleißt.
Er muß ſie hören, muß die Luft verfehmen,
Die ihn vom Weg des blauen Aethers reißt.
Kein Fleck darf ſeines Ruhmes Sonne ſchwärzen,
Kein leb ein Kind in ſeiner Mutter Herzen.

Du kommſt — o welch ein Anblick! Schnell vergeſſen
Iſt deine Sendung, Leben, Gott und Welt!
Und mit der Glut von allen Feueressen
Der Erde hat das Weh dein Herz geſchwellt.
Die Mutter kommt, ihr Kind ans Herz zu preſſen,
Von allen Leuchten des Gefühls erhellt,
Sie kommt, zum erstenmal die Züge ſchauen —
Und drüber weht des Todes kaltes Grauen.

Zum Steine ward das Weib nach griechiſcher Sage,
Als ihr der Gott die Kinder hingerafft;
Doch alle waren ihr die frühern Tage,
Und alles Heil beglückter Mutterſchaft.
Doch du! ach du! Bei lautlos tiefer Klage
Pflegt ſie den Sohn mit weiblich frommer Kraft.
Sie betet nicht und ſie vergießt nicht Zähren,
Es wird der Herr, was ihm gefällt, gewähren.

Und ſchon geſendet hat er ſchöne Träume
Dem jungen Helden auf dem Sterbepfühl:
Aufthun vor ihm ſich unermeßne Räume,
Drin wälzt die rothe Schlacht ſich todesſchwül.
Er ſchwingt das Schwert, er hält des Roſſes Zäume,
Und überherrſcht das tolle Schlachtgewühl.
So liegt er Stunden ſchon in Fieberflammen —
Und Flotten, Heere ſtürmen wild zuſammen.

Und ſieghaft ſtets, wie einſt im friſchen Leben,
Scheint er in der geträumten Schlacht zu ſein.
Die Sonnenkugel iſt im Sinken eben,
Und wälzt ein Meer von Abendroth herein.
Jetzt wähnt er ſich im Sattel zu erheben:
„Das Roß geſpornt und in den Feind hinein!
An unſre Hufe will der Sieg ſich heften!“
Er rufts und ſpringt empor mit Rieſenkräften.

Rasch hält die Nonne seinen Leib umschlungen.
„Jesus Maria!“ ruft sie aus entsetzt.
Und plötzlich, wie von diesem Laut bezwungen,
Sinkt er zurück, von Ruhe sanft gelegt.
Der Schlachtruf seines Lebens ist erklungen,
Aufschlägt er hell die blauen Augen jetzt.
Und staunend blickt er ringsumher im Kreise —
Die Nonne kniet am Lager weinend leise.

Marias Gruß — und dunkle Nebel fliegen
Von diesem Klang empor mit einemmal:
Voll rother Morgengluthen sieht er liegen
Der Kindheit Glück und Villagarcias Thal,
Quiadas Schloß, die Waldung tief verschwiegen,
Der Spielgenossen wilde, muntre Zahl,
Ein Mädchen auch mit goldnen Lockenwellen,
Wie Feen schlank, mit Augen wunderhellen.

Wem ward nicht ſchon bei früher Morgenſtunde
Ein Gruß von freund-bekanntem Angeſicht?
Man quält, es ſchwebt der Name auf dem Munde,
Tagüber ſich und kennt den Grüßer nicht —
Und plötzlich, andres ſinnend, tauchts im Grunde
Der Seele auf, ſo wie des Blitzes Licht:
Es war ein Freund, der treue, wohlbekannte,
Der einen Gruß, vorbeigeeilt, uns ſandte.

Als ob ein Schleier plötzlich abgeſunken,
Wird ihm die liebliche Erſcheinung klar:
Das Mädchen, das, von ſeinem Anblick trunken,
Vor ſeinem Roſſe hingeſunken war,
Hat auf Cervantes Schiff ihm ſtill gewunken,
Beglänzt von rothen Fackeln wunderbar.
Er blickt ſo mild, ein ſeliges Erinnern,
Wie Hauch durch Harfen, klingt in ſeinem Innern.

„Jugendgespielin! Schön, daß du gekommen;
Weil ich verlassen bin, naht Liebe mir
Und giebt sich zu erkennen. Liebentglommen
War oft mein Herz, nur Sehnsucht wars nach dir.
Schön, daß du kommst mit deinem milden, frommen,
Verklarten Angesicht, o weile hier!
Lustwandelnd seh ich dich in einem Garten
Mit meiner Mutter fromm der Blumen warten.

Nie sah ich sie zuvor, der Liebessonne
Irdischen Widerglanz, o Mutterherz!
Und niemals gab ich meiner Mutter Wonne.“
So redend blickt er schmerzlich himmelwärts;
Und zitternd rafft sich auf die bleiche Nonne,
Entzücken jauchzt in ihr und tiefster Schmerz:
„Mein Sohn, mein Sohn!“ sie rufts und sinket wieder
An seinem Lager in die Kniee nieder.

„Wer ruft mich noch? Beſorgt iſt alles Leben!
Biſt du es, Mutterherz?“ Er ſpricht es matt.
In ihrer Seele mehr Gefühle beben,
Als Sterne an dem blauen Himmelsblatt.
Und Worte tiefen Klanges ihr entſchweben,
Und Alles, was ſie je durchzittert hat,
Und ſelig weint voll Jubel und voll Schmerzen
Ein Liebeshimnus aus dem Mutterherzen.

Er lauſcht, wie man verirrt, von Nacht umgoſſen
Den Glockenſtimmen lauſcht aus fernem Thal,
Die Ahnung naher Heimath iſt erſchloſſen
Und freier athmet ſichs mit einemmal.
Er regt ſich nicht, die Augen nachtumfloſſen,
Nach innen iſt geſenkt ihr heller Stral.
Ein ſtilles Lächeln ſpielt um Mund und Wangen —
Einhält die Mutter, lauſcht dem Hauch mit Bangen.

„Hörſt du mich noch? Mein Kind, mein Kind, verweile!“
„Du ſingſt ein ſchönes Lied, mein weißer Schwan!
O ſinge, ſüßer Liedermund und theile
Melodiſch mir die blaue Aetherbahn.
Mich trafen ſcharf des Bruders giftge Pfeile,
Doch ſink ich nicht, du flügelſt mich hinan.
Ein ſchönes Schlaflied ſingſt du deinem Kinde
Von Mutterliebe — Nachwelt — Stralenbinde —“

Er ſchweigt. Die Nonne ſenkt das todtenbleiche
Und bange Antlitz auf des Helden Hand.
Frei zieht die Seele ſchon zum Sternenreiche —
Durchs Fenſter wirft der rothe Abendbrand
Leis einen Purpurmantel auf die Leiche,
Den ſeine Sehnſucht nicht im Leben fand.
Ein tiefes Schweigen rings, nur hörbar hämmert
Ein banges Herz; das Abendroth verdämmert.

Leichenzug.

Wild ist die Schlucht, rings steile Felsenwände,
Zerrißne Waldung drängt sich schwarz herauf.
Es rollen unsichtbare Geisterhände
Der Mitternacht blaufinstre Fahnen auf.
Daß sich die Einsamkeit beseelt empfände,
Rauscht fernher eines Waldstroms dumpfer Lauf;
Ein Adler kreischt in den verlaßnen Räumen,
Von Königsbeute scheint das Thier zu träumen.

Dann ſchweigt es wieder in den finſtern Lüften,
Die Einſamkeit herrſcht ringsum wie zuvor —
Doch plötzlich hallt es, wie aus Kloſtergrüften,
Vom Winde hergewebt ein Geiſterchor.
Ein rother Schein fliegt aus den Felſenklüften,
Spielt an den ſchwarzen Wipfeln raſch empor,
Die Wildniß brennt, die Luft bewegen Lieder,
Ein voller Männerchor, dann ſchweigt es wieder.

Das Echo in entfernten Felſenklauſen
Bewegt das weite ſtille Meer der Luft;
Maultiergeklingel hörbar in den Pauſen,
Und langſam zieht's empor jetzt aus der Kluft
Phantaſtiſche Männer, die in Bergen hauſen,
Die nur hervor die Luſt nach Beute ruft.
Bunt iſt ihr Kleid, wild bärtig die Geſichter,
Umſpielt von rothem Glanz der Fackellichter.

Ein Zug voran, bewehrt mit blanken Waffen,
Ein ſchwarzes Maulthier folgt, beladen ſchwer,
Ein Bahrtuch hängt mit ſilbernen Agraffen,
Verhüllend eine Leiche, drüber her.
Es gilt, auf ſpaniſche Erde ſie zu ſchaffen
Von Frankreichs Grund durch heimlichen Verkehr.
Jetzt kommen ſie hervor am Felſenbuge,
Und eine Nonne folgt dem Trauerzuge.

Seltſam Begängniß in den Pyrenäen!
Der wilde Sohn der Berge führt es an.
Nicht Leichenpomp erglänzt und nicht Trophäen,
Statt Kreuzes blinkt des Führers Schwert voran,
Und ſtatt Gebeten klinget von der jähen
Felswand improviſirt ein Lied hinan.
Der Führer ſingt und reimend folgt ein Zweiter,
So klingts melodiſch durch die Gruppen weiter:

„Finster ziehn wir durch die Schluchten.“
„Seht der Mond ist untersunken.“

„Ward ihm bange vor dem Todten?“
„Der die Türken schlug und Mohren!“

Mußte früh sein Stern hinunter.“
„Böser König, er ging unter!“

„Traurig ist sein Glanz erloschen.“
„Was hat sich der Held erworben?“

„Das Geleit vom Sohn der Schluchten.“
„Nach dem Kampf ein ewges Ruhen.“

„Nichts hat er vor andern Todten?“
„Nachhall auf dem Erdenbogen.“

„Hörst du nicht des Sturmwinds Toben?“
„Bald sind spurlos sie verflungen.“

„Wohin ziehn wir mit dem Todten?“
„Zu des Séculiales Pforten.“

„Und was will die Nonn im Zuge?“
„Laßt mich ziehn mit bangem Muthe.
„Will dort ſehen zwei der Todten
„Und hilft Gott mir ſterben dorten.“

So hallt der Wechſelſang der Bergesſöhne,
Der Nonne Antwort drauf durch Wald und Nacht;
Drein brauſet eines Waſſerfalls Gedröhne,
Die Männer ziehn um einen Felſen ſacht —
Nur aus der Ferne noch des Liedes Töne,
Ein rother Widerglanz der Fackelpracht,
Jetzt iſt der Zug, der Glanz in Nacht verſunken,
Vom Liede nur iſt rings die Wildniß trunken.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bemerkung der Verlagshandlung.

Das auf dem Titel befindliche Bruſtbild Don Juan's d'Auſtria iſt nach einem in dem k. k. Münzkabinette zu Wien aufbewahrten Goldmedaillen (gravirt von Melon im Jahr 1571) in Reliefmanier durch E. Kretzſchmar in Leipzig ausgeführt.

Die Initialen zu den 12 Büchern ſind durch denſelben Künſtler nach Zeichnungen von C. Richard in Holz geſchnitten.

Das Schwert des Helden, gezeichnet nach dem in der k. Rüſtkammer zu Dresden aufbewahrten Originale, befindet ſich auf dem Goldſtempel der Vorderſeite des engliſchen Einbandes und iſt durch die verſchiedenen Zeichen auf der Klinge leicht kennbar.

Bitte.

Nachfolgende Aenderungen wolle der geneigte Leſer gefälligſt berückſichtigen:

Seite	34.	Zeile	14.	ſtatt	jenem: jenen.
″	81.	″	12.	″	verſchwiegnen: verſchwiegnem.
″	86.	″	16.	″	Iſt: Sind.
″	89.	″	13.	″	Stunde: Runde.
″	92.	″	7.	″	verhaßten: Verhaßten.
″	98.	″	3.	″	feuchtem: feuchten.
″	113.	″	2.	″	lichter: leichter.
″	113.	″	14.	″	Blutzungen: Blutzeugen.
″	120.	″	12. / 13.	″	Minerete: Minarete.
″	138.	″	14.	″	gedeckt, ſtreng: gedeckt ſtreng.
″	140.	″	1.	″	lange: bange.
″	169.	″	15.	″	iſte: iſt.
″	181.	″	11.	″	deß: das.
″	190.	″	6.	″	glätſchern: plätſchern.
″	200.	″	6.	″	iſt: ſind.
″	204.	″	11.	″	ſtets: ſteht's.
″	210.	″	2.	″	Iſt: Sind.

Gusle.

Serbische Nationallieder.

Von

Ludwig August Frankl.

Wien, 1852.

Verlag von Albert A. Wenedikt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Fräulein

Wilhelmine Karadſchitſch.

Der geiſtvollen Serbin

der

deutſche Dolmetſch.

Die Deutschen, die Kosmopoliten in der Literatur, haben bereits seit Jahrzehnten sich die durch einfache Größe, fantastische Pracht, wie durch süßeste Innigkeit ausgezeichnete Poesie der Serben angeeignet.

Goethe, in Kunst und Leben vorempfindend, schlug den ersten Ton an. Er übersetzte aus des Abbé Fortis italienischem Reisewerke den berühmt gewordenen Frauengesang des Asan-Aga. Der Sammler der „Stimmen der Völker" schöpfte aus derselben Quelle die morlatischen Geschichten: Radoslaus und die schöne Dolmetscherin.

Es trat nun für Deutschland eine lange Pause ein, während welcher, noch im vorigen Jahrhunderte, einzelne Männer: Katantschitsch, Ferritsch, Appendini in ihren Schriften Proben serbischer Volkslieder im Originale mittheilten. Katschitsch veröffentlichte in merkwürdig nachempfindenden. Tone Lieder, die das Volk, weniger kritisch, ebenfalls sang, wie seine von ihm selbst gedichteten, ursprünglich nationalen. Katschitsch wäre, nach dem Urtheile eines tiefen Kenners serbischer Nationalpoesie, der beste Liederdichter geworden, wenn er nicht hätte — lesen können.

Diese Erscheinungen tauchten aber nur zerstreut und einzeln auf, bis Wuck Stefanowitsch — Wolf Stefans Sohn — aus der Familie Karadschitsch, im Jahre 1814 zuerst eine größere Sammlung von Volksliedern herausgab, und seitdem in wiederholten Auflagen in 4 starken Bänden mittheilte.

Karadschitsch hat sich ein unsterbliches Verdienst um sein Volk, um die „Weltliteratur" überhaupt mit diesen Liedern erworben. Durch sie wendete er die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sein Vaterland. Wenn das herrlich begabte Volk — verleih ihm Gott noch langes Blütenthum — wie Alles, einst dem „alten Blutvergießer" erlegen sein wird, so wird mit seinem Namen auch der seines Liedersammlers fortbestehen. Das serbische Volk kann nun geistig nicht mehr untergehen, es lebt in seinem Liede, in diesem sein Herz und sein Geist, seine Sage und seine Geschichte. Wie der Lichtglanz über den in der Moldau versinkenden Wortheiligen Johannes, werden diese Lieder noch schimmern und tönen, wenn das serbische Volk in den Wogen der Zeit verschwindet.

Karadschitsch begnügte sich aber nicht allein, die Lieder seines Volkes, welches sie erst zu achten anfing, als es merkte, welche Begeisterung sie in der gebildeten Welt finden, zu sammeln; er wurde auch der Gesetzgeber der serbischen Sprache, er schrieb die erste Grammatik, das erste Wörterbuch, er übersetzte seinem Volke die heilige Schrift, er sammelte seine Sprichwörter und

war in einer langen Reihe mannigfacher Arbeiten unermüdet thätig, nach zwei Richtungen hin zu wirken. Wie er selbst, an der Grenze von Serbien und Bosnien geboren, als Knabe in zwei Gebiete schaute, so suchte er auf seine Heimat geistigen Einfluß zu üben, zugleich diese dem Auslande bekannt zu machen; nicht allein durch Schrift, sondern auch durch das Wort.

Dieser treffliche Mann ist der Apostel des serbischen Volksgeistes.

Es ist ein Vorzug und zugleich eine Beglaubigung für die vorliegende durch ihn angeregte literarische Arbeit, daß sie nur durch seine mir gewordene Belehrung und Erklärung möglich wurde. —

Ich kehre an die Stelle zurück, wo die Deutschen nach Goethe und Herder wieder anfingen, sich der durch Karadschitsch nun geöffneten Schachte voll edlen Erzes zu bemächtigen und dieses in ihrer Sprache auszuprägen.

Grimm, durch Kopitar aufmerksam gemacht, begeisterte sich an diesen Gesängen. Seine Anschauungen, die als Machtsprüche eines glänzenden Geistes in der literarischen Welt gelten, machten, daß die Deutschen sich mit diesen kostbaren Schätzen einer ihnen neuen Nationalpoesie fort und fort bereicherten.

Im Jahre 1825 trat Fräulein Therese Auguste Louise von Jakob — T A U B J — mit Uebersetzungen serbischer Frauen- und Heldenlieder hervor. Ihr folgte im Jahre darauf Eugen Wesselh, diesem P. v. Goetze im J. 1827, und im folgenden Wilhelm Gerhard.

Indeſſen machte uns früher ſchon Engel, dann Otto von Pirch, Ranke, Stieglitz und wieder Karadſchitſch durch ſeine Schrift: „Montenegro und die Montenegriner“ mit dem Volke ſelbſt hiſtoriſch bekannt.

Minder thätig als die Deutſchen erwieſen ſich die andern europäiſchen Völker, wenn ſie es auch nicht verſäumten, ſich des herrlichen neuen Literaturſchatzes zu bemächtigen. John Bowring verdolmetſchte viele Volkslieder den Engländern, Joſeph Szekacz den Ungern; während Merimé erfundene Lieder den Franzoſen als echt national-ſerbiſche mittheilte, wie er auch ſein Volk mit dem Theater der ſpaniſchen Zigeunerin Klara Gazul geiſtreich miſtifizirte. Frau Eliſe Vaïart gab ſerbiſche Lieder in franzöſiſcher Proſa heraus. In neueſter Zeit erwarb ſich ein gleiches Verdienſt der geiſtvolle Carara um die Italiener. Czelakowski überſetzte für die Czechen. Ob es Jemand unternommen, den ſtammverwandten Ruſſen und Polen dieſe Lieder in größerer Anzahl zu vermitteln, iſt mir nicht bekannt.

Seltſam iſt es, daß, während an eine Million Menſchen in Oeſterreich ſerbiſch reden und der Stoff ſo nahe lag — näher doch als dem deutſchen Norden — es außer dem Mähren Weſſely kein Oeſterreicher unternommen hat, ſich des zu Tage liegenden gediegenen Metalles zu bemächtigen.

Als ob ſie ſich plötzlich beſonnen hätten; und um das Verſäumte einzubringen, taucht nun eine ganze Gruppe öſterreichiſcher Poeten auf, um das ſerbiſche Lied

zu überſetzen, oder nachzudichten. Der Glänzendſte: Anaſtaſius Grün, ſchritt mit der Ueberſetzung der krainerischen, den ſerbiſchen nahe verwandten Volkslieder voran; ihm folgten Siegfried Kapper mit ſeinem, ſerbiſchen Nationalgeſängen nachgedichteten „Lazar, der Serbenzar,“ und J. N. Vogl mit der Ueberſetzung der Lieder vom Kraljewitſch Marco. Und ſo mögen dieſe Drei einem Vierten geſtatten, auf der Wanderung durch den prachtvollen Urwald ſerbiſcher Poeſie ſich zu ihnen zu geſellen. —

Die ſerbiſche Nationalpoeſie iſt zum deutſchen Gemeingut geworden, ihr Verſtändniß wurde durch Viele und zumeiſt durch Goethe, Grimm, Vater, Ranke u. ſ. w. vermittelt. Nach ſo Trefflichen könnte ich nur Geſagtes wiederholen. Es erübrigt hier nur das Zerſtreute zuſammen zu faſſen, wobei es denn auch kommen mag, irgend eine neue, durch ſpäter gebotene Stoffe angeregte Anſchauung mitzutheilen, und über die in dieſem Buche zum erſten Male in deutſcher Sprache vorgeführten Bettlerlieder, Klagelieder und Sprichwörter Erklärung zu geben; ſo wie über die bis jetzt nicht genug bekannte Entſtehungsweiſe des ſerbiſchen Liedes ein aufhellendes Wort zu verſuchen. Auch hier gilt des Meiſters Spruch:

„Wer das Dichten will verſtehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen.“

Der Serbe lebte, trotz der türkiſchen Herrſchaft, freier als alle chriſtliche Bevölkerung Europas, beſon-

ders in Friedenszeiten. Das Land wurde theilweise von Spahis, Grundherren, besessen, die keine Beamten unterhielten. Nur der Zehent wurde eingefordert, oft nur ein Mal im Jahre, da die Bewohner sehr zerstreut auf einsamen Höfen lebten. Dafür schützte der Türke auch seine Leute vor der Gewalt Anderer, was er sich zur besonderen Ehre anrechnete. Der Serbe konnte, ohne darum die Erlaubniß einzuholen, sich auf das Gebiet eines andern Grundherrn, in einen andern Bezirk, in ein anderes Dorf begeben. Hier baute er, wenn er seinen früheren Besitz frei verkaufte, ein neues Haus, und machte das umliegende Feld urbar. Er reiste durch die ganze Türkei paßlos. Der Türke verachtet jede Art von Spionerie, wohl auch aus Verachtung: Was können die Hunde, die für uns erschaffen sind, uns schaden?

Der Türke kümmerte sich wenig um den Serben, er wohnte in Städten, und ließ diesen sich in Dörfern und Klüften ansiedeln, und dieß zu seinem Heile: es blieben Religion, Sitten und Gebräuche ganz ungestört. Es lebten Viele, ohne jemals die Stadt oder einen Türken gesehen zu haben. Die treue Anhänglichkeit an alte Sitten geht klar aus dem Sprichworte der Serben hervor:

„Besser das Dorf, als daß seine Gebräuche zu Grunde gehen."

Eine Vereinigung der Serben selbst fand nur bei Klöstern, bei den wenigen Kirchen, auf Jahrmärkten,

denen Spiele zu folgen pflegten, bei Heiraten, Berathungen, Festlichkeiten u. dgl. statt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die geringe Bevölkerung machten sorglos ums Leben. Niemand arbeitete mehr, als eben nöthig, schon aus Furcht, der Türke möchte es ihm wieder nehmen. Die Besitzlosigkeit macht unabhängig, das Bedürfniß den Menschen zum Sklaven.

Der Serbe liebt vor Allem Waffen. Waren sie auch verboten, hatte er sie doch heimlich in seinem Hause und bei Festen. Nur wenn er einem Türken begegnete, zog er sein Kleid über die Waffe, wie etwa ein Raucher die brennende Cigarre vom Munde entfernt, wenn er bei uns an einem Wachposten vorübergeht. Von Zeit zu Zeit wurden, namentlich nach dem Kriege mit den Oesterreichern, die Waffen abgefordert, und zwar von jeder Gemeinde so und so viele Pistolen, Flinten u. s. w., und da wurden die schlechtesten gekauft und abgeliefert. Dieß geschah jedoch sehr sorglos. Als um das Jahr 1805 z. B. die in der Gegend von Jadar abgeforderten Waffen in ein Kloster gethan wurden, begnügte sich der Türke, den Schlüssel des Verwahrungsortes mitzunehmen. Das Volk, in dessen Mitte das Kloster stand, nahm sich naiv die Waffen wieder.

Wem diese fast völlige Selbstständigkeit nicht genug war, wenn er sich etwa beleidiget fühlte, der ging ins Gebirge, um öffentlich Waffen und schöne Kleider zu tragen, d. h. er wurde ein Räuber, ein

Haiduke. Sein Weib und seine Kinder lebten in dem Dorfe, das er verließ, ruhig weiter und waren unantastbar. Oft wurde der Serbe Haiduk, um sich zu rächen, oder weil ihm ein Mädchen, um das er freite, versagt, oder von einem Andern heimgeführt wurde; oft weil er von den Türken schöner Waffen wegen, oder weil er ein trefflicher Schütze, beneidet wurde. Ein Haiduke war aber nichts weniger als verachtet; wenn er umkam, thats allen Serben leid. Ward er des Räuberlebens müde, ließ er den Aeltesten des Dorfes sagen, er wolle sich übergeben „predati se" und erhielt einen Freibrief „Buruntia." Oft zwang ihn erst das Alter, oder wenn ihm die Aeltesten zur Rückkehr riethen, heimzukehren. Niemand durfte ihn daran mahnen, wenn er auch Morde vollbracht hatte. Er genoß der Achtung, die wohl auch aus Furcht entspringt. Nur Knes konnte er nicht werden.

Der Räuber unter den Serben ist nicht selten der Dichter des Volksliedes. Im Frühling und Sommer der Bewohner des Waldes, der Felskluft, flüchtet er im Winter in die einsame Hütte eines Freundes und singt für gastliche Aufnahme zur Gusle das Lied von blutigen Schlachten, von Mädchenraub, von den weißen Wilen, von Hochzeiten, von seinen Heiligen, von Kraljewitsch Marco, von den Helden gegen die Türken und dünkt sich wohl selbst ein Junak, ein solcher Held zu sein!

So wild das Leben des Räubers in der Bergschlucht, so innig und fromm ist das Familienleben in

der Hütte. Mit den Eltern leben die verheirateten Söhne und Enkel unter einem Dache, bis der Raum es nicht mehr gestattet. — Nicht der Einzelne, jedes Haus hat seinen ihn beschützenden heil. Patron. Das geschwisterliche Verhältniß ist besonders innig und ausgebildet. Die Schwester schwört den heiligsten Eid bei ihrem Bruder; beim Haupte des Gatten zu schwören verbietet die Schamhaftigkeit. „Sie ist schwurlos," bedeutet, sie hat keinen Bruder; sie und die Mutter, nicht die Gattin beklagen den Todten. Eine Schwester klagte so lange um den Tod ihres Bruders, bis sie in einen Kukkuk verwandelt wurde. Der Kukkuk ist seitdem der Todtenvogel der Serben. Witwen heißen Kukkukweibchen, Schwestern des Verstorbenen Kukkukinnen. Die Grabkreuze der Serben sind häufig mit Kukkuken bemalt.

Die Verbrüderung ist einer der schönsten Gebräuche der Serben: „Du in Gott mir Bruder!" heißt sich mit Jemanden fürs ganze Leben so innig verbinden, daß weder Politik noch Religion hindern dürfen, sich in jeder Lage des Lebens beizustehen. Diese Verbindungen finden zuweilen in der Kirche, oder in Volksversammlungen Statt. Ein Geistlicher segnet die Männer und ihre Waffen ein. Pobratim heißt der Bundesbruder, Posestrima die Bundesschwester. Es verbrüdern sich auch Serben und Türken. Der wunderbare Held Kraljewitsch Marco mit der Wila, ein Jüngling mit dem Brombeerstrauche, daß er ihm sein

fliehendes Mädchen festhalte. — Die Heirat verbindet die Menschen noch inniger. Die im vorliegenden Buche mitgetheilten Heldenlieder werden die eigenthümlichen Gebräuche lebendig erzählen. Das Sprichwort:

„Wer sich nicht rächt, wird nicht heilig!“

läßt die wilde Sitte der Blutrache erkennen.

So fromm der Serbe ist, so gläubig er zu den in herrlichen Waldschluchten gelegenen Klöstern wahlfahrtet und beichten geht, hat sich doch mehr als die Spur eines alten Naturdienstes bei ihm erhalten. Dieser durchwebt nicht nur die Kirchenfeier, er grünt in eigenthümlichen Gebräuchen und Festen fort. Vor dem Palmsonntage feiern Jungfrauen den erwachenden Frühling, indem sie auf Bergen ein Lied von der Auferstehung des Lazarus singen; am Palmsonntage selbst, wenn der erste Morgenstreif erglänzt, schreiten sie zu einem Brunnen und tanzen Kolo und singen, wie der Hirsch mit seinem Geweihe das Wasser trübe, mit seinen Augen aber wieder kläre. Der Tag des heiligen Georg wird von den Frauen durch ein Bad begangen, sie sammeln dazu am Vorabende Wasser, das von Mühlenrädern abfließt und thun junge Kräuter, die sie selbst pflücken, hinein. Wenn der heilige Geist in feurigen Zungen redet, ziehen Jungfrauen durch die Straßen, deren eine die Kraljiza, die Königin, eine zweite der König, eine dritte der Fahnenträger ist, und singen zarte Liebeslieder, deren Strofen mit Leljo! der Anrufung einer altslavischen Liebesgöt-

tin enden. Das Feſt des heiligen Johannes ſcheint dem Serben ſo groß, daß an dieſem Tage die Sonne aus Ehrfurcht dreimal ſtehen bleibt. Die Hirten zünden am Vorabende Birkenreiſer an, umſchreiten die Hürden und beſteigen dann mit den leuchtenden Bränden die nachtfinſtern Berge. Wenn Dürre eintritt wird ein Mädchen, das Regenmädchen, mit Kränzen, Waidenzweigen und Sumpfblumen geſchmückt; ein Haufe Mädchen begleitet ſie, um ſie her mit Liedern tanzend, die um Regen flehen. Die Lieder enden mit dem Refrain: „Oj dodo, oj dodolo!“ Daher das Regenmädchen Dodola heißt. Sie ziehen von Haus zu Haus, vor einem jeden tritt die Hausfrau heraus und übergießt die Dodola mit Waſſer. Den heil. Elias nennt der Serbe den Donnerer, die feurige Maria iſt die Göttin des Blitzes, der heilige Panteleion ſein Aeolus. Am St. Barbara-Abend werden verſchiedene Getreidegattungen in einem Topfe gekocht. Wo am Morgen der Brei im Topfe höher aufgetrieben iſt, nach der Richtung hin wird das Brachfeld gepflügt. Der Schwur: „So mir die Sonne! So mir Erde!“ iſt nicht ſelten. Am Weihnachtsabend wird der „Badnjak,“ eine vom Hausherrn gefällte junge Eiche, in die Kohlen gelegt. Am Morgen ſchüttet der erſte Gaſt Getreide durch die Thüre mit dem Gruße „Chriſt iſt geboren!“ Man antwortet: „In Wahrheit, er iſt geboren.“ Der Badnjak wird nun mit einer Zange geſchlagen: „So viele Funken, ſo viele Pferde, Bienen, Rinder“ u. ſ. w. Der vom

bösen Blick Getroffene wird krank, und stirbt nach kurzer Zeit.

Der Vampyrglaube ist unter den Serben geboren. Wieschtizen, Heren, essen den Schlafenden das Herz aus dem Leibe. Der Mensch, dem so geschehen, kann nur so lange leben, als das Herz nicht ganz aufgefressen ist. Gott sendet, wenn das Maß der Sünden voll ist, weiße Frauen mit weißen Schleiern, wie in Griechenland, Lithauen und in der Bretagne, sie tragen die Pest durch das Land. Plastisch schön hat die Fantasie des Volkes die Wila gebildet. Diese ist mit den magyarischen Willis, gestorbenen Bräuten, die ihre Bräutigame zu Tode tanzen und küssen, nicht zu verwechseln; wohl aber mit der Wela der böhmischen, mit der Schalawila der polnischen Volkssagen und mit der Wola der Edda verwandt. Die Wila ist eine weiße Jungfrau in weißwallendem Gewande, mit flatterndem Haare und dunklen, schönen Augen; sie wohnt im tiefen Walde und auf Berggipfeln, sie sammelt Wolken, weissagt und ist heilkundig, den Helden freundlich, vorzüglich, wenn sie mit ihr verbrüdert sind, ist sie zuweilen Mundschenkin. Die Wilen sind aber auch feindlich, wenn man sie bei ihren Kolotänzen überrascht, sie beim Essen stört.

Diese Sitten und Gebräuche, die wunderbar vermischten, tief religiösen und abergläubischen Vorstellungen, der fortgesetzte Kampf mit den Elementen und den feindlichen Nachbarn, große nationale Erinnerungen, der

Schmerz um die verlorene Freiheit und Selbstständigkeit, eine großartige Natur, die Einsamkeit des Urwaldes, die weithinrollende See stimmen den Serben ernst, träumerisch und tapfer. Er ist ein Poet. Jedes Ereigniß, die blutige wie die lustige Begebenheit werden Stoff; die Lieder sind die Chronik der Familie, des Stammes, des Dorfes, des ganzen Landes.

Es gibt kaum einen Serben, der nicht einige Lieder, oder wenigstens Fragmente von solchen, wüßte. Das Muster lebt also in seinem Gedächtnisse. Die Lyra des Serben, eine nur mit einer Saite aus Roßhaaren bezogene Geige, die „Gusle," ist, wie ehemals in Tyrol die Zither, die tönende Freundin eines jeden Hauses. Der das Heldenlied begleitende Gesang ist ein einfacher, mit wenig Modulation stets derselbe; das epische Maß ist, wie das der Griechen, unwandelbar: ein fünffüßiger weiblich und reimlos ausgehender Trochäus mit einem Abschnitte nach den ersten vier Silben. Der Vers und die Melodie sind somit die festen Formen, in welche der Serbe, vom Gedächtnisse unterstützt, seine Gedanken und Gefühle gießt, ohne eben ein Dichter im modernen Sinne des Wortes zu sein.

Das Lied tönt selten vollendet von des ersten Sängers Munde; ein Zweiter hört es und gibt aus eigener Anschauung ein Bild, einen Gedanken hinzu, oder er läßt weg; des Dritten Fantasie modellirt mit feinerer Empfindung und so fort, bis sich allmählig aus dem rohen Marmorblocke die reine schöne Göttergestalt formt.

Eigenthümlich ist die Bescheidenheit des Serben. Nie gesteht er, ein Lied, das er singt, gedichtet zu haben; hat er es ja wirklich nicht hervorgebracht, sondern das Volk selbst, der große Poet. Es dünkt ihm aber auch nichts Besonderes, ein Lied zu machen, wo so viele wie die Blumen des Waldes entstehen. Die Muse ist verschämt.

So ist uns denn in Serbien gegönnt, in die Werkstätte des Liedes zu schauen: wie hier ist es auf den griechischen Inseln, in der alten und in der neuen Zeit, im schottischen Hochlande, in Spanien und überall, wo Volks- und Heldenleben sich poetisch selbst verklärte, entstanden.

Das Lied in Serbien wird vom Großvater den Enkeln gelehrt, diese überliefern es ihren Kindern. Wenn die Gusle fehlt, oder wenn Niemand singen kann, so werden die Lieder sprechen gelehrt. Eigenthümlich ist es, daß Viele die Lieder wohl singen, aber nicht hersagen, Manche wieder nur erzählen können. Naht ein Gast dem Herde, so wird ihm die Gusle — so sehr setzt man die Kenntniß von Liedern bei Jedem voraus — mit der Einladung gereicht: „Nasgoworite nas!" Unterhaltet uns! Der Räuber, wie bereits erwähnt, trägt es in die tiefsten Schluchten, auf die höchsten Gebirge. Zumeist aber sind es die herumziehenden Blinden — wer denkt nicht an die blinden Heroen des epischen Gesanges: an Homer, Ossian, Milton, Camoens — welche als wandernde Rhapsoden die Lieder verbreiten. Der Blinde, wenn er vor ein Haus kommt, fängt die Gusle

zu ſtreichen an und zu ſingen, und hört auf, wenn er beſchenkt iſt; nur aufgefordert ſingt er weiter.

Manches Lied geht wohl auch verloren, es verweht wie der Windhauch, der auf einer Wieſe Blumenduft weckte.

Ueber das Alter der vielen überlieferten ſerbiſchen Geſänge läßt ſich kaum Beſtimmtes ſagen. Nur in den Frauenliedern ſind Spuren einer vorchriſtlichen Zeit, und in einigen wenigen epiſchen. Die Vorzeit der Königsfamilie Nemanitſch klingt in keinem Liede wider. Es iſt als ob der breite Blutſtrom auf dem Amſelfelde mit der Freiheit auch die Geſänge verſchlungen hätte. Die ſchönſten Lieder ſind durch die türkiſche Eroberung entſtanden.

Die Lieder werden von Serben und ſtammverwandten Türken geſungen, nur mit dem Unterſchiede, daß wenn der Türke ſie ſingt, er ſeine Männer ſiegen läßt. Während manche Lieder ſpäter, namentlich in Sirmien, von den Oeſterreichern verboten wurden, ließ der Türke ſie ſingen und hörte zu. Wenn aber die Türken als geſchlagen dargeſtellt wurden und er ſich darüber beklagen mochte, ſo reichte ihm der Serbe die Gusle mit den Worten: „Singe! Ich ſinge, wie ich es weiß. Weißt Du es anders, ich werde Dich nicht ſtören.“

Das Lied iſt unparteiiſch, es vertritt das Gericht.

Das Lied lobt auch den Türken, wenn er ein Held iſt; dies letztere aber iſt eine unerläßliche Bedingung. Als Philipp Wiſchnjtſch, einer der beſten Guslaren, ge-

fragt wurde, warum er nicht den Mladen, die erste Person im Senate, die aber nicht den Ruhm der Tapferkeit besaß, besinge? antwortete er lakonisch: „Wer besingt eine Kuh!“ Ein Volkslied läßt den sterbenden Murad die kräftigsten und weisesten Gedanken über die Kunst zu regieren sprechen.

Die Lieder und das religiöse Element haben die Nationalität erhalten; vorzüglich nährten die Lieder den Haß gegen die Türken, sie waren ein fortgesetzter gesungener Krieg.

Aber der Gesang beginnt zu verhallen!

Mit der strengeren staatlichen Einrichtung, mit der unterdrückten freien Entwicklung des einzelnen Menschen fingen die poetischen Stimmungen an, seltener zu werden. Die langsame aber sicher erobernde Fluth der Bildung trug das ihre bei.

Als unter Leopold I. und Karl VI. Tausende von Serben nach Ungarn einwanderten, verstummten sie. Länger erhielten die Lieder sich in Dalmatien, weil die Venetianer nur die Seestädte inne hatten, und wenig Aufmerksamkeit dem Volke widmeten, das sich national ungestört bewegen konnte. Im jetzigen Fürstenthume Serbien klingt wohl das Lied noch, aber es ertönt selten mehr; sogar in Montenegro beginnt es zu sterben.

Wie ein Held, wenn er vom Feinde gedrängt wird, zieht sich das Heldenlied aus der Fläche zurück, immer den Bergen zu; da klingt es noch fort in seiner letzten Zufluchtsstätte — es ist todt.

Um so mehr müssen wir das glückliche Geschick preisen, das Herrn Karadschitsch schon vor 37 Jahren beginnen ließ, diese Gesänge zu sammeln; sie wären verloren für alle Zeiten. Venedig besaß im J. 1837 wenigstens noch einen greisen Gondoliere, der mir Tassos Jerusulem singen konnte; die Männer, welchen Karadschitsch die schönsten Lieder abhorchte, sind todt. Dankbar seien ihre Namen hier genannt, u. A. der tapfere Türkenvernichter Milia, der blinde Philipp Wischnjtsch, der im Kampfe gefallene Teschan Podrugowitsch, d. i. der Anderthalbe, wegen seiner Größe so genannt.

Jetzt beginnen in Schulen durch allgemeines Wissen gebildete Dichter in serbischer Sprache zu singen, sie reichen aber, nach dem Urtheile der Kenner, weder durch Schwung der Fantasie, noch durch kühne Charakteristik und einfache Größe, an die Lieder, die das ganze Volk gedichtet hat. Der Vladika von Montenegro und der junge Lyriker Branko Raditschewitsch sind die glänzendsten modernen Dichter. Des Ersteren Drama „Vienaz Gorsky" — der Gebirgskranz — hat die serbische Bartholomäusnacht, die Vertreibung der Türken aus Montenegro im Jahre 1700, ein zweites: Stefan Mali, den falschen Demetrius der Serben, zum Gegenstande. In neuerer Zeit lernte ich in Wien eine anmuthige Serbin, Militza Stojadinowitsch, kennen, die, angeregt durch die letzten Kämpfe Serbiens, von Vaterlandsliebe begeisterte Gesänge singt. Sie ist die erste und einzige jetzt lebende serbische Dichterin.

Zum Schluße noch ein erklärendes Wort über die vorliegende Sammlung von Ueberſetzungen:

Aus dem reichen Schatze der Helden-, Frauenlieder und Legenden ſind jene zur Verdeutſchung gewählt worden, die bisher durch eine ſolche nicht bekannt geworden ſind. Durch keine frühere Mittheilung aber ſind die Klage- und Bettlerlieder und die Sprichwörter der Serben den Deutſchen vorgeführt; ſie bedürfen eines einleitenden kurzen Vorwortes:

Karadſchitſch, dem die Kunde von Klageweibern, deren es in Montenegro und Herzegowina geben ſollte, oft zugekommen war, hatte deren doch keine gefunden, bis auf einer ſeiner neuerlichen Reiſen in Dalmatien, und zwar in der Gegend zwiſchen Trau, dem römiſchen Tragurium und den Ruinen von Salona, im ſogenannten Caſtella. Wenn da Jemand ſtirbt, ſo werden von Freunden und Verwandten als Zeichen der Theilnahme alte Frauen — Klagefrau „Narikatſcha" von dem ſerbiſchen Worte: wehklagen ſo genannt, die Präfica der Römer — in das Trauerhaus geſendet. Sie treten an die Leiche heran, erzählen ihr, von wem ſie geſchickt und preiſen die Tugenden des Todten, ſchildern die Trauer ſeiner Familie und geben ihm Aufträge und Bitten für die andere Welt. Anfangs ſingen und wehklagen die Weiber alleſammt, dann, wenn ſie ermüden, abwechſelnd und wieder im Chor. Es ſcheint dieſer Gebrauch im ſüdlichſten Slavenlande ein Ueberbleibſel des Römerthumes. Die Klage iſt in ungebundener Rede; nur in Montenegro metriſch.

Von den Bettlerliedern, von denen ebenfalls den Deutschen hier zum Erstenmale Kunde wird, ist zu bemerken, daß sie nur in Sirmien, Slavonien, in Batschka und im Banate, wo das Heldenlied völlig ausgestorben ist, vorkommen. Bettler singen sie stehend zur Gusle vor Klöstern und Häusern, und auf Jahrmärkten auf der Erde sitzend, um ein Almosen zu erhalten: diese Lieder heißen: „Prodkutnize," Vorhauslieder; die auf Jahrmärkten gesungenen heißen: „Klanjalice," d. i. Beugelieder, weil sich der Sänger vor den Leuten beugt und bittet.

Den Sprichwörtern der Serben, deren eine kleine Anzahl hier mitgetheilt wird, sei die angenehme Nachricht beigegeben, daß von den 6000, die Karadschitsch gesammelt und neuerlich herausgegeben hat, 1000 der charakteristischesten und strengst nazionalen mit erklärenden Noten von seiner geistvollen Tochter ins Deutsche übersetzt, demnächst, ein willkommenes Geschenk für die deutsche Literatur, erscheinen werden.

Die Uebersetzung des hier Mitgetheilten ist möglichst wort- und formtreu, so daß ein serbischer Sänger, wenn er Deutsch verstünde, die Verse zur Gusle singen könnte. Wer meinen Originaldichtungen einige Aufmerksamkeit zu schenken so freundlich war, wird mir nicht nachsagen, daß ich für Melodie und Rhitmus des Verses, die hier zuweilen verletzt tönen, unempfindlich bin. Bei so bedeutender Persönlichkeit, als es das Poetenthum der serbischen Nation ist, schien

mir die möglichſte Treue eine Pflicht. Kein Individium ſteht höher, als ein ganzes Volk, kein Poet höher, als der poetiſche Geiſt einer Nation. —

Slaviſche Lieder, die der Czechen, klangen an meiner Wiege, und ſo die der ſtammverwandten Serben mir nicht fremd. Möge die innige Vereinigung, die zwiſchen Slaven und Deutſchen durch Verſündigung von hüben und drüben nicht möglich ſcheint, wenigſtens auf dem idealen Gebiethe der Dichtung ſich verwirklichen!

Wenn Böhmen mir durch Geburt zum Mutterlande geworden iſt, ſo nenne ich doch durch die Bildung, die mir der tiefernſte deutſche Geiſt gewährte, *ſeine* Heimat mein Vaterland.

Lieder ſind ein verſöhnend ſchöner Farbenbogen, der als das alte Zeichen des Friedens und des Bundes zwiſchen Slaven und Deutſchen ſich ſpannen mag!

Deutſche ſchwammen die Donau hinab nach Serbien und brachten dort durch bureaukratiſches Thun vor mehr als hundert Jahren glücklich das Sprichwort zu Wege:

„Beſſer, daß dich der Türke mit dem Säbel verfolge, als der Deutſche mit der Feder.“

Ich hoffe, daß die Serben ſich nicht von der Feder derjenigen Deutſchen verfolgt glauben, welche, die Dolmetſche ihrer herrlichen Lieder, dieſe deutſch niederſchreiben.

Heldenlieder.

Der Tod des Wojwoden Prijesda.

Briefe folgen ſich auf Briefe häufig,
Woher kommen ſie, von wem geſendet?
Von Mehmed, dem Türkenkaiſer, alle
Hergeſendet in die Feſtung Stalatſch,
Zu dem Wojwod Prijesda von Stalatſch:
„Prijesda! noch Herr der Feſtung Stalatſch,
Sende gleich mir drei von deinen Gütern:
Sende mir dein Schwert, den Nawolija,
Welcher Holz und Stein entzwei kann ſchneiden,
Holz und Stein und auch das kalte Eiſen.
Sende mir dein Pferd, den guten Kranich,
Welches Pferdchen in zwei kühnen Sätzen
Zwei der Schanzen raſch kann überfliegen,
Und dein drittes Gut, die treue Gattin.“
Prijesda den Brief betrachtend lange,
Ihn betrachtend ſchreibt er einen feinen:
„Höre türkiſcher Herr Mehmed, o Kaiſer!
Sammle Heere ſo viel dir belieben
Hier vor Stalatſch, wenn es dir beliebet,
Von den Gütern, geb ich dir nicht eines.
Nur für mich hab' ich mein Schwert geſchmiedet,

Meinen Kranich nur für mich ernähret,
Und für mich nur heimgeführt die Gattin,
Von den Gütern geb' ich dir nicht eines."
Es erhebt ein Heer Mehmed, der Kaiſer,
Er erhebt ein Heer und kommt vor Stalatſch.
Drei der Jahre ſchlägt er ſich vor Stalatſch,
Kann ihr weder Stein noch Holz abſchlagen,
Kann die Feſtung nicht mit Sturm erobern,
Kann nicht ziehn, ſie unerobert laſſen.
Eines Morgens, war ein Tag vor Sonntag,
Stieg des Wojwod Prijesda Gemalin
Zu der Schanz' empor des kleinen Stalatſch,
Sah hinab zur Morawa von Oben,
Aber trübe fließt ſie vor der Feſtung.
Spricht des Wojwod Prijesda Gemalin:
„Prijesda, mein Herr und theurer Gatte!
Furcht, o theurer Herr! bewegt das Herz mir,
Daß die Türken uns mit Minen ſprengen."
Ihr erwidert drauf der Wojewode:
„Schweige Gattin und erſtick durchs Schweigen!
Wo wird Minenwerk ſein unterm Baue?"
Und nach dieſem kam der erſte Sonntag
Und zur Kirche ziehn die Herren alle,
Und verbleiben bei dem Gottesdienſte.
Als die Herren aus der Kirche gingen
Fing der Wojwod an zu ſprechen alſo:
„Wojewoden! Ihr mein rechter Flügel,
O mein Flügel! mit euch werd ich fliegen.

Laßt uns trinken, und zu Mittag ſpeiſen,
Oeffnen aber dann der Feſtung Thore,
Gegen unſern Feind den Sturm erheben,
Und was Gott und Glück verleih'n, erwarten."
Prijesda rief drauf die junge Gattin:
„Gehe Gattin in den Keller nieder,
Bringe kühlen Wein herauf und Branntwein."
Jela nimmt ſogleich zwei Silberkannen,
Steigt gehorſam zu den Kellern nieder.
Als zum Keller kam hinab die Herrin,
Iſt da alles voll von Janitſcharen,
Trinken kühlen Wein aus den Pantoffeln
Auf das Wohl der edlen Herrin Jela,
Auf die Seelenruh des Wojewoden.
Als nun Solches ſah die Herrin Jela,
Mit den Kannen ſchlug ſie auf die Steine,
Eilte in die herrſchaftlichen Höfe:
„Schlecht ſei dir der Wein, mein theurer Gatte!
Schlecht ſei dir der Wein, der Branntwein bitter.
Sind die Keller voll von Janitſcharen,
Trinken kühlen Wein aus den Pantoffeln.
Zur Geſundheit trinkt der Feind mir unten
Und begräbt, mein Herr, dich mir lebendig.
Für die Ruhe trinkt er deiner Seele."
Raſch empor ſpringt da der Wojewode,
Von der Feſtung ſchließt er auf die Thore
Und ſie ſtürmen auf die Türkenfeinde,
Fechtend ſchlagen ſie ſich mit den Türken.

Bis Wojwoden ſechzig umgekommen,
Aber von dem Türkenheere tauſend.
Und zurück dann eilt der Wojewode,
Hinter ſich das Thor verſchließt er eilig,
Zieht den Säbel raſch, den Nawolija,
Haut herab den Kopf dem Kranichpferde:
„Weh mein theures Gut, du ſchöner Kranich!
Reiten ſoll dich nicht der Türkenkaiſer.“
Und zerbrechend drauf den blutgen Säbel:
„Meine rechte Hand, du Nawolija
Dich umgürte nicht der Türkenkaiſer!“
Und zur Herrin geht er in die Höfe,
Faßt die Herrin bei den weißen Händen.
„Jeliza! o ſprich, vernünftige Herrin!
Willſt du mit mir jetzo untergehen,
Oder treue Gattin ſein dem Türken?“
Thränen fließen von der Herrin Auge:
„Lieber ehrlich will ich mit dir ſterben,
Als zur Schande mir die Türken lieben,
Meinen Glauben werd' ich nicht verlieren,
Und das heil'ge Kreuz entehren nimmer.“
Beide faßten drauf ſich bei den Händen,
Gingen ſchweigend zu der Feſtung Schanze,
Und es nahm das Wort die Herrin Jela:
„Prijesda, mein Herr und theurer Gatte!
Stets hat uns ernährt die Morawafluth,
Und ſo mag ſie uns nun auch begraben.“
Und ſie ſprangen in den Fluß hinunter.

Stalatſch ward drauf von Mehmed erobert,
Von den Gütern doch erhielt er keines,
Und der Kaiſer flucht in wildem Grimme:
„Gott vernichte dich, o Feſtung Stalatſch!
Hergeführt hab' ich dreitauſend Krieger
Und ich führe heim nur fünfmalhundert."

Heirath des Paul Pletikoſſa.

Lieber Gott, was iſt für großes Wunder!
Kracht von Zara denn Kanonendonner,
Oder ſauſen ſo die Meeresſtürme,
Daß das Echo im Gebirge hallet?
Weder krachen die Kanonen Zaras,
Weder ſauſen ſo die Meeresſtürme;
Hochzeitsgäſte ziehn mit einem Mädchen
Und entladen die Piſtolen luſtig.
Bei dem Kreuzweg ſpricht das ſchöne Mädchen:
„Brautführer und Beiſtand, hört mich Freunde!
Schande iſt es mir, euch anzuſchauen,
Schande mir noch mehr, mit euch zu ſprechen;
Der Moment doch kam und ich muß reden:
Als ich klein noch war und bei der Mutter,
Freiete um mich Paul Pletikoſſa,
Freite ſieben Mal in ſieben Jahren,
Doch es gab mich nicht die treue Mutter.
Meinetwegen ging er unter Räuber,
Und man ſagt, daß er ein Räuber worden,
Hauſend in dem Kunaragebirge,
Mit ihm, ſagt man, noch der Räuber dreißig.

Fürchtet, Freunde, den Paul Pletikoſſa."
Brautführer und Beiſtand aber ſprechen:
„Unſre liebe Schnur, ſei du nicht thöricht!
Hat der Paul bei ſich auch dreißig Räuber,
Haben wir der Hochzeitgäſte ſechzig,
Einen Angriff wird er nimmer wagen."
Da ſie Worte ſo um Worte wechſeln,
Krachen aus dem Wald Gewehre dreißig,
Mitten in die Schaar der Hochzeitgäſte;
Dreißig fallen todt zur Erde nieder.
Wieder krachen drauf Gewehre dreißig,
Dreißig fallen todt zur Erde wieder,
Nur das Mädchen bleibt aufrecht zu Pferde.
Und es eilt herbei Paul Pletikoſſa,
Und ergreift das Pferd des ſchönen Mädchens,
Führt es ſtill zu des Gebirges Höhe,
Setzet hin ſich, goldnen Wein zu trinken.
Den das ſchöne Mädchen ihm kredenzet.
Traurig aber iſt das ſchöne Mädchen,
Thränen fließen ihr aus dunklen Augen.
Pletikoſſa Paul ſpricht zu ihr fragend:
„O bei Gott! was fehlt dir, ſchönes Mädchen?
Welche große Noth haſt du zu leiden,
Daß dir Thränen aus den Augen fließen?
Bin entweder dir kein ſchöner Bräutigam,
Dir mißfallen wohl die Hochzeitgäſte,
Oder trauerſt du um deinen Führer?
Wenn du bang um dieſen trauerſt, Mädchen!

Iſt mein Schweſterſohn, der junge Militſch,
Welcher ſchöner iſt als jedes Mädchen,
Er wird führen dich als Braut, mein Mädchen!"
Aber darauf ſpricht das ſchöne Mädchen:
„Pletikoſſa Paul, Herr Räuberhauptmann!
Ach, um all das bin ich nicht in Trauer.
Du biſt wahrlich mir ein ſchöner Bräutigam,
Herrlich ſind die ſchmucken Hochzeitgäſte,
Schön dein Schweſterſohn, der junge Militſch,
Führen kann er wohl als Braut ein Mädchen;
Heute aber thut mir's leid am meiſten,
Daß ich Gaben nicht von Seide habe,
Die geſchmückten Gäſte zu beſchenken.
Ach, am Kreuzweg blieb ja Alles liegen!"
Pletikoſſa ruft getäuſcht den Militſch:
„Bei der weißen Hand nimm du die Muhme,
Führe ſie zum Kreuzweg an der Straße,
Wo umkommen ſind die Hochzeitgäſte.
Sucht die ſeidnen Gaben dort zuſammen,
Bringt zum Gipfel ſie des ſteilen Berges."
Als nun dieſes Wort vernommen Militſch,
Bei der weißen Hand faßt er die Muhme,
Führet ſie zum Kreuzweg an der Straße.
Aber ſiehe jetzt das ſchöne Mädchen!
Sammelt alle ſeidenen Geſchenke,
Und von Leiche gebt ſie hin zu Leiche.
Und beſchenket alle Hochzeitgäſte.
Jeden Hochzeitgaſt bedeckt ſie leiſe,

Leis bedeckt sie ihn mit seidnem Hemde,
Und sein Haupt mit feingesticktem Tuche.
Doch als sie den Brautführer gefunden,
Tiefer Wehmuth voll spricht da das Mädchen:
„O mein goldner Ring, o du mein Führer!
Unlängst glänztest du mir noch am Finger,
Eben erst, und nun bist du verschwunden.
Weßhalb böse bist du mir geworden,
Daß du mich an weißer Hand nicht führest,
Zu bewirthen die geschmückten Gäste?“
Doch der todte Kopf weiß nicht zu reden,
Und es weinet auf das schöne Mädchen,
Deckt mit einem Silberhemd die Leiche,
Einem goldnen Tuch das Haupt der Leiche.
Und von Leiche geht sie hin zu Leiche.
Wie den lieben Beistand sie erblicket,
Küßt sie ihm die Hand, den Saum des Kleides,
Tiefer Wehmuth voll ruft aus das Mädchen:
„Lieber Beistand! du warst meine Sonne,
Gut und warm war ich von dir beschienen,
Warum gingst du mir am Berge unter?
Weßhalb böse bist du mir geworden?
Daß du Kränze nicht und Ringe hattest,
Zu vermählen nun die liebe Pathin?“
Doch der todte Kopf weiß nicht zu reden.
Viele Thränen weint das schöne Mädchen,
Deckt mit einem Silberhemd die Leiche,
Einem goldnen Tuch das Haupt der Leiche.

Schreitet dann durch alle Hochzeitgäste,
Bis sie endlich trifft den jungen Bräutigam.
Und sie zieht hervor den Blutbedeckten,
Wischt ihn leise ab mit seidnem Tuche,
Küßt die Stirn ihm, nah den schwarzen Augen:
„Du mein Herr!“ spricht drauf das arme Mädchen,
„Weßhalb bist du böse mir geworden?
Blickt ihr mich nicht an, ihr schwarzen Augen,
Und umarmt mich nicht ihr weißen Arme,
Weßhalb küßt ihr mich nicht, Honiglippen?
Du, mein theurer Herr! warum denn zürnst du?“
Doch der todte Kopf weiß nicht zu reden.
Schmerzlich ziſchet auf das schöne Mädchen,
Ziſcht, so wie im Grimm die Schlange ziſchet;
Deckt mit einem goldnen Hemd die Leiche,
Einem goldnen Tuch das Haupt der Leiche.
Aus dem Gürtel zieht sie drauf ein Messer,
Stößt es tief ins Herz sich bis zum Hefte,
Und stürzt leblos hin bei ihm zur Erde.
Und der Schwesterſohn gewahrend dieſes,
Schnell empor eilt er zum Waldgebirge.
Aber siehe da ein größres Unglück:
Ein Getöſe auf des Berges Gipfel,
Kreiſchen Adler und die Raben oben.
Als er vorwärts kommt zur Schäferquelle,
Iſt das Waſſer trüb, gar trüb und blutig.
Liegen seine zwei Gefährten dorten,
Mirinko der Eine, und der Mirko;

Ihnen ſind zerhaun die weißen Hände,
Wunden klaffen wild an ihrem Leibe,
Daß man ſehen kann die ſchwarze Leber.
Militſch kommt und fragt die beiden Räuber:
„Ihr Gefährten ſprecht, beim guten Gotte!
Wie habt dieſe Wunden ihr bekommen?
Haben täuſchend euch verlockt die Türken,
Und euch gräßlich dann verwundet alſo?
Wo ſind denn mein Ohm, mein lieber Oheim,
Pletikoſſa Paul und die Gefährten?"
Aber ſprechen drauf die beiden Räuber:
„Höre Knabe uns, o Knabe Militſch!
Als du gingſt zum Kreuzweg an der Straße,
Wegführteſt das unglückſelige Mädchen,
Unverhofft da überfallen wurden
Wir vom Paſcha, der in Graſchaz wohnet.
Dreißig ſchlug er todt von den Gefährten,
Und auch deinen Ohm, Paul Pletikoſſa.
Und da ſchlug er uns auch Wunden, Bruder!"
Alſo ſprechen ſie, im Tode ringend,
Sprechen alſo, bang den Geiſt aufgebend.
Als nun Alles dies Jung Militſch ſiehet,
Netzen Thränen ihm die weißen Wangen,
Läßt den Wald und geht zum weißen Hofe,
Zu ernähren fromm die alte Mutter.

Räuber Nowak und Knes Bogoſſaw.

Nowak, Radwoj und der Boßna trinken
Goldnen Wein bei Bogoſſaw, dem Kneſen,
Trinken goldnen Wein am kühlen Waſſer.
Als ſie ziemlich viel des Weins getrunken,
Bogoſſaw, der Knes, fing an zu reden:
„Bundesbruder, ſage, alter Nowak!
Sage recht, ſo wahr du mögſt geſund ſein,
Weßhalb, Bruder, biſt du Räuber worden?
Rede, welche Noth hat dich gezwungen,
Als ein Räuber in dem Wald zu irren,
Dir bei ſchlechten Werk den Hals zu brechen,
Und im Alter, wo dazu nicht Zeit iſt?“
Ihm erwidert drauf der alte Nowak:
„Bundesbruder! weil du drum mich frageſt,
Will ich dir es recht und gründlich ſagen:
Bittre Noth hat mich dazu gezwungen.
Wenn du wiſſen kannſt und dich erinnern,
Als die Jerna Smederewo baute,
Hat ſie mich zum Frohndienſt hin beſchieden,
Hab' gedient ihr drei der vollen Jahre,
Führte fleißig zu ihr Holz und Steine,

Auf dem Wagen, vorgespannt die Ochsen,
Und erwarb für Dienst drei voller Jahre
Keinen Para mir und keinen Pfennig,
Für die Füße nicht einmal Opanken.
Dieß auch, Bruder! hätt' ich ihr verziehen.
Als die Festung da stund Smederewo,
Da begann sie auch den Bau von Thürmen,
Zu vergolden Thür und Fenster prächtig,
Legte Steuern auf dem ganzen Lande,
Einem jeden Haus drei Litra Goldes,
Dies sind dreimalhundert Stück Dukaten.
Wers besaß, der hat das Gold entrichtet,
Wers entrichtet hat, der konnte bleiben.
Ich doch bin ein armer Mensch gewesen,
Hatte nicht das Geld, um es zu steuern —
Nahm die Haue, mit der ich gefrohnet,
Mit der Haue ging ich fort als Räuber.
Nirgend aber war ich sicher, nirgend
In der Herrschaft der verfluchten Herrin,
Und ich floh zum kühlen Drina-Ufer,
Und erreichte bald die Felsen Bosniens.
Als ich nahe war bei Romanija,
Kamen Hochzeitgäste mir entgegen,
Türken führten stolz ein adlig Mädchen;
Ruhig zogen sie an mir vorüber;
Nur der Bräutigam folgte nach dem Zuge,
Stolz auf seinem Braun, 'nem großen Pferde.
Der wollt ruhig nicht vorüberziehen,

Schwang die dreimal feſt verſchlungne Geißel,
Dreifach hart beſetzt mit Meſſingknöpfen,
Und ſchlug grauſam los auf meine Schulter.
Dreimal hab' ich ihn bei Gott beſchworen:
Bräutigam! ich bitte dich, o Türke!
Dich, bei deinem Glück und Heldenthume,
Und bei deiner glückverleihnden Hochzeit,
Laß mich, deinen Weg zieh du in Frieden!
Siehſt du doch, daß ich ein armer Menſch bin.
Doch nicht innehielt der grauſe Türke,
Trotzig fing er an, noch mehr zu geißeln.
Als er wehe mir gethan ein wenig,
Da ergriff mir Zorn die wilde Seele,
Von der Achſel hob ich auf die Haue,
Und den Türken ſchlug ich auf dem Braunen.
Ob ich ihn nur leicht geſchlagen hatte,
Warf ich ihn ſogleich doch von dem Pferde,
Und ich eilte ſchnell zu dem Geſtürzten,
Schlug ihn noch zu zwei, zu dreien Malen,
Bis ich ihn von ſeiner Seele trennte.
Fuhr dann mit der Hand in ſeine Taſche,
Fand darinnen an drei Beutel Goldes,
Und ich ſteckte mir ſie in den Buſen.
Seinen Säbel nahm ich ihm vom Gürtel,
Ihn entgürtelt ich, mich zu umgürten.
Ueberm Kopfe ließ ich ihm die Haue,
Daß die Türken ihn damit begraben;
Aber dann beſtieg ich ſeinen Braunen,

Und ritt gradwegs in die Romanija.
All dem ſahen zu die Hochzeitgäſte,
Keiner, ſchien es, wollte mich verfolgen,
Wollte nicht, vielleicht auch wagt es Keiner.
Vierzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen,
Ans Gebirge hab' ich mich gewöhnet
Beſſer, Bruder! als an meine Höfe.
Denn ich hüte durchs Gebirg die Straſſe,
Harr' der Jungen dort von Sarajewo,
Nehme ihnen ab ihr Gold und Silber,
Und ihr ſchönes Tuch und ihren Sammet,
Damit kleid ich mich und die Genoſſen.
Einzuholen, zu entfliehn, im Stande
An fahrvollem Punkt mich zu behaupten,
Fürcht ich Niemand bis zum lieben Gotte!"

Milan Beg und Dragutin Beg.

Herzlich liebten ſich zwei tapfre Brüder,
Hießen Milan Beg und Dragutin Beg.
Wie die Brüder beid' ſich liebten, küßten
Unter ihnen ſich die guten Pferde.
Milan Beg ſprach einmal zu dem Bruder:
„O mein Bruder, Dragutin Beg, komme
Theurer Bruder, daß wir uns vermälen.“
Dragutin Beg ſprach zu ſeinem Bruder:
„Leicht iſt's Bruder, daß wir uns vermälen,
Doch wenn fremde Schweſtern wir vereinen,
Fremde Schweſtern werden uns entzweien.
Werden bauen uns getrennt die Höfe,
Und dazwiſchen ſäen ſpitze Dornen,
Waſſer leiten durch die ſpitzen Dornen,
Daß die Dornen in die Höfe wachſen,
Daß wir nie mehr uns vereinen können.“
Milan Beg doch folget nicht dem Bruder,
Und er gehet, freit ein ſchönes Mädchen;
Hochzeitgäſte, ſchön geſchmückte, ſammelnd,
Führt er fröhlich heim das ſchöne Mädchen,
Feiert Hochzeit und begehet Feſte.

Als es war vor Mitternacht geworden,
Führt zur Stube man die Jungvermälte,
Und als Milan Beg trat in die Stube,
Steht das Mädchen noch verhüllt vom Schleier;
Hinter ſich der Beg ſchließt zu die Thüre,
Hebt vom Antlitz ihr den feinen Schleier,
Strahlt ihr Antlitz wie die glühnde Sonne.
Es umarmt der Beg das ſchöne Mädchen,
Und er will nun auch das Mädchen küſſen;
Doch es ſpricht zu ihm das ſchöne Mädchen:
„Milan Beg, o Herr! Die Worte höre:
Nicht zu küſſen geb ich dir das Antlitz,
Bis ich nicht den Kopf des Bruders ſehe,
Wie er todt im weißen Hofe hinrollt.“
Und der Milan Beg ſagt zu dem Mädchen:
„Nicht ſo närriſch ſprich, mein ſchönes Mädchen!
Werther als mein Aug' iſt mir der Bruder,
Und wer legt die Hand an ſeinen Bruder?“
Ihm erwidert drauf das ſchöne Mädchen:
„Wenn's dir leid thut, Hand an ihn zu legen,
Stehe morgen auf mit frühſter Sonne,
Zieh hinaus zur Jagd in das Gebirge.
Nehmet, Brüder! mit die weißen Falken,
Nehmt die Falken mit, das raſche Windſpiel,
Scheucht die Vögel auf, das ſcheue Rebhuhn;
Laßt empor die weißen Falken ſteigen,
Daß ſie munter euch Rebhühner fangen,
Jagt empor das Reh, jagt auf den Dammhirſch,

Laßt das Windſpiel los, laßt los den Fanghund,
Daß ſie Dammhirſch euch und Reh' erlegen.
Dann o Milan Beg! ſtell an zum Schluſſe
Eine kühne Jagd an im Gebirge,
Scheuch das Raubthier auf im Wald, den Löwen,
Stelle auf den Anſtand deinen Bruder,
Dort, wo ſicher muß der Löwe kommen,
Und zerreißen wird ihn da der Löwe."
Und ſogleich war dies erwünſcht dem Milan,
Sagt ihr zu, daß er's vollbringen werde,
Dann erlaubte ſie zum Kuß das Antlitz.
Als am Morgen glomm die Morgenröthe,
Und erwacht war Milan Beg vom Schlafe,
Ging er ſchweigend in die andre Stube,
Um den Bruder aufzuwecken drinnen.
Früher aber war der aufgeſtanden,
Lehnet ſchweigend an des Fenſters Brüſtung,
Und er denket wechſelnde Gedanken.
Milan Beg wünſcht ihm die Hilfe Gottes,
Ihm erwidert Dragutin noch ſchöner,
Und der Milan Beg ſpricht drauf zum Bruder:
„Luſt zum Jagen hätt' ich heut, mein Bruder!
Laß zur Jagd uns ins Gebirge gehen."
Dragutin Beg ſpricht darauf zum Bruder:
„Milan Beg, o mein leiblicher Bruder!
Einen böſen Traum träumt ich zur Nachtzeit:
Abendher zuckt' auf ein rother Blitzſtrahl,
Donner krachte aus dem hellen Himmel,

Praſſelnd ſchlug es ein in unſre Höfe —
Ueberlebend ſahſt du mich als Leiche.“
Es erwidert Milan Beg dem Bruder:
„Dragutin Beg, o mein theurer Bruder!
Traum iſt Trug und Gott nur iſt die Wahrheit,
Und zu glauben iſt nicht einem Traume.
Laß uns gehn zur Jagd in das Gebirge.“
Dragutin Beg folgt und ſpricht zum Bruder:
„Gehe Bruder hin und ruf die Diener,
Daß ſie Fanghund uns, das Windſpiel bringen,
Mir uns bringen auch die weißen Falken;
Gruß indeß bring ich der theuren Schwägrin.“
Von der Erde ſpringt er auf die Füße,
Und zur Schwägrin geht er in die Stube,
Die ſitzt ſtille drin am hellen Fenſter.
Dragutin ruft zu ihr: „Guten Morgen!“
Ihm entgegen geht die junge Schwägrin
Und empfängt in Gott den Dragutin Beg,
Küßt die weiße Hand dem guten Schwager,
Rückt ihm nahe den vergold'ten Seſſel,
Reicht ihm Kaffee, überſüß gezuckert,
Reicht ihm Kaffee, bringt ihm Doppel-Branntwein,
Und zur Schwägrin ſpricht Beg Dragutin Beg:
„Meine Schwägrin, Milan Begowiza!
Haſt du geſtern dich mir ſehr ermüdet,
Als du ritteſt auf dem großen Pferde?
Haſt du über Nacht dich ausgeruhet,
Im Gemache, weich auf Federkiſſen,

In dem rechten Arm von meinem Milan?"
Ihm erwidert drauf die Schwägrin alſo:
„Brautführer, o du mein goldnes Ringlein!
Geſtern hab ich wohl mich ſehr ermüdet,
Aber über Nacht auch ausgeruhet
Im Gemache, weich auf Federkiſſen,
In dem rechten Arm von deinem Milan."
Könntet ihr da ſehn den Dragutin Beg!
Mit den Händen fährt er in die Taſchen,
Zieht hervor draus neun der hellen Ringe,
All aus reinem Gold gegoſſen prächtig,
Edelſteine ſind an ihnen ſchimmernd;
Zieht hervor noch hundert Goldukaten,
Und beſchenkt mit all dem ſeine Schwägrin.
Dieſe küßt die Hand dem lieben Schwager,
Zieht hervor ein Tuch, ein goldgeſticktes,
Schenkt es ihrem Schwager Dragutin Beg.
Drauf zum Jagen ziehn ſie ins Gebirge.
Vögel jagen ſie, das ſcheue Rebhuhn,
Steigen laſſen ſie die weißen Falken,
Fangen Vögel ein und manches Rebhuhn,
Scheuchen manches Reh auf, manchen Dammhirſch.
Eine Treibjagd noch zuletzt anordnend,
Ordnet Milan Beg für All' den Anſtand;
Dragutin Beg ſtellt er auf den Anſtand,
Dort, wo ſicher muß der Löwe kommen.
Ruf erhoben im Gebirg die Treiber,
Scheuchten bald das Raubthier auf, den Löwen.

Grade auf den Beg zu ſtürzt der Löwe,
Der vertheidigt ſich mit Holz und Steinen,
Und zuletzt noch mit dem goldnen Tuche,
Mit dem ihn beſchenkt die liebe Schwägrin;
Doch ihn faßt das wilde Thier, der Löwe;
Dragutin Beg ſchreit um Hilfe mächtig:
„O wo biſt du, Milan Beg, mein Bruder?
O mich tödtet jetzt das Raubthier Löwe!“
Als der Milan Beg den Ruf vernommen,
Thut es leid ihm um den theuren Bruder,
Und der Stimme nach eilt er zum Bruder.
Wie er auf den Anſtand kommt zum Bruder,
Fehlt der ſchwarze Kopf ſchon an dem Bruder.
Und es ſchmerzt den Milan Beg im Herzen,
Und ſein großes Pferd beſteigt er eilig,
Kommt zum weißen Hof auf die Terraſſe,
Und das treue Weib ergreift er oben,
Wirft hinunter ſie von der Terraſſe,
Wirft hinab ſie in den Hof von Marmor.
Todt fällt hin die Elende im Hofe.
Ein Felleiſen voll Dukaten nehmend,
Auf ſein großes Pferd ſteigt Milan Beg jetzt,
Und verläßt den Hof, ſein Haus für immer,
Geht durch alle Welt fortan alleine.

Mujo und Alija.

Zween Brüder lebten treu zuſammen,
Einer Mujo hieß, der andre Alija;
Haben alſo gut gelebt zuſammen,
Daß ſie unter ſich getauſcht die Pferde,
Und getauſcht an ſich die hellen Waffen.
Gingen einſt zum Strand des trüben Sees.
Und erblickten drin den Waſſervogel,
Beide Flügel ſind ihm hell verſilbert.
Mujo läßt gleich auf den weißen Falken,
Alija läßt die Schuriza aufſliegen.
Fingen in dem See den Waſſervogel.
Mujo ſprach: „Es fing mein Falk den Vogel.“
Alija ſprach: „Ihn fing die Schuriza mir.“
Auf der Welt iſt's leid geweſen Mujo,
Und ſie ſetzten ſich zur grünen Tanne,
Tranken kühlen Wein in ihrem Schatten,
Bis der Schlaf ſie überfiel beim Weine.
Plötzlich ſchauten auf drei weiße Wilen,
Spricht die Aelteſte zu den jüngern Wila:
„Wunderbar die beiden guten Helden!

Welche Wila ſie entzweien würde,
Ihrer ſeien hundert Stück Zechinen."
Und ſogleich flog auf die jüngſte Wila,
Flog empor gleich mit den weißen Flügeln,
Ließ ſich auf den Kopf des Mujo nieder,
Und benetzte ihn mit heißen Thränen,
Bis dem Mujo das Geſicht verbrannte.
Aufſprang Mujo, ſo als wär' er raſend,
Und umblickend ſieht er gleich das Mädchen
Und er rufet zu dem Bruder Alil:
„Alil auf, daß wir nach Hauſe gehen!"
Von der Erde ſpringt empor der Türke
Und zum Bruder ſpricht der Bruder Mujo:
„Alija! Roſt ſoll dich verzehren, Bruder!
Zweie haſt du, gönneſt mir nicht Eine!"
Auf der Welt iſt's leid geweſen Mujo,
Aus dem Gürtel reißt er ſeinen Handſchar,
Stößt ihn in das Herz dem Bruder Alil,
Und ſein Bruder fällt zum grünen Raſen.
Auf ſein gutes Pferd raſch wirft ſich Mujo,
Werfet hinter ſich das ſchöne Mädchen,
Und zum Hofe lenkt er in's Gebirge.
Alijas Rappe da begann zu wiehern,
Und dem Bruder nachrief, der in Wunden:
„Mujo, Bruder du und wilder Mörder!
Mujo kehre um in deine Staſen,
Kehre um und nimm den kleinen Rappen,
Daß im Wald er herrenlos nicht ſchreie,

Es wird dir Dank werden von der Freundschaft,
Da du Bruder selbst dir nahmst die Augen."
Auf des Bruders Ruf zurückkehrt Mujo,
Kehret um und nimmt den kleinen Rappen,
Hebt empor auf ihn das schöne Mädchen.
Mujo reitet fort in das Gebirge,
Und inmitt' der Strasse angekommen,
Fliegt ein Rab', dem fehlt der rechte Flügel,
Und zum Vögel spricht er diese Worte:
„Schwarzer Vogel sprich, wie ist dir, Rabe?
Sprich, wie? da dir fehlt der rechte Flügel?"
Aber krächzend sprach darauf der Vogel:
„Mir ist, Mujo, ohne rechten Flügel,
Wie dem Bruder, dem der Bruder fehlet,
Mir ist so, wie dir ist ohne Alija."
Da sprach Mujo zu sich selbst im Stillen:
„Weh dem Muthe, den ich heut bewiesen,
Da die Vögel schon mich laut verspotten,
Wie die Brüder erst und die Gesellschaft!"
Und es sprach zu ihm die weiße Wila:
„Mujo, kehre um in deine Stapfen,
Bin heilkundig einst gewesen, Mujo!
Und den Bruder könnt ich jezt dir heilen."
Mujo kehrte um in seine Stapfen;
Als zum trüben See er war gekommen,
Wandte schauend sich zurück der Türke,
Sieht den Rappen wohl, doch nicht das Mädchen.
Und er eilet schnell zum Bruder Alil,

Aber diesem ist entflohn die Seele.
Als dieß Mujo sah, der junge Türke,
Riß er seinen Handschar aus dem Gürtel,
Und das eigne Herz durchschnitt er tödtlich.

Militſch, der Fahnenträger.

Lieber Gott, o welch ein großes Wunder!
Als heirathen wollt' der Fahnenträger,
Da bereiſt er ringsum Land und Städte,
Reiſt umher vom Oſten bis zum Weſten,
Findet ſich kein Mädchen, das ihm paßte,
Mängel trifft der ſchöne Held an jedem.
Von der Heirath will er ſchon abſtehen,
Aber ſieh, ein unerwartet Wunder!
Eines Morgens, es iſt heiliger Sonntag,
Früh ſtand Militſch auf, der Fahnenträger,
Zum Gebet im Kirchlein Miljiſchewa.
Vor der Kirche brachte ihn der Zufall
Mit dem Helden Maleta zuſammen,
Von der weißen Feſtung Kolaſchin her.
Zu ihm redet Maleta, der Wojwod:
„O bei Gott dir, Fahnenträger Militſch!
Haſt bereiſet ringsum Land und Städte,
Haſt bereiſt vom Oſten bis zum Weſten,
Fandſt kein Mädchen, das nach deinem Willen.
Aber ich will dir ein Wunder ſagen:
Da iſt für dich ein gar ſchönes Mädchen,

Lebt in Sagorz an dem grauen Meere
Bei dem Wida Maritſchitſch, ein Mädchen;
Von der ſagen Wunder ſich die Leute:
Schlanken Leibes, die Geſtalt voll Hoheit,
Ihre Haare ſind 'ne Seidenſträhne,
Ihre Augen helle Edelſteine,
Ihre Brauen, Blutegel vom Meere,
Ihre Wangen ſind zwei rothe Röslein,
Ihre Zähne ſind zwei Perlenſchnüre,
Und ihr Mund ein ſüßes Zuckerbüchslein.
Wenn ſie ſpricht, iſt's wie die Taube girret,
Wenn ſie lacht, als ob ſie Perlen ſä'te,
Wenn ſie blickt, gleich einem grauem Falken,
Wenn ſie wandelt, iſt's wie Gang der Pfauin.
Bundesbruder! ſie iſt ſchön vollkommen,
Keine gleicht ihr, ſagt man, weit im Lande.
Und ein prächtiger Freund iſt auch der Wida,
Paßt für dich und paßt zu deinem Hauſe,
Alles paſſet, lieber Bundesbruder!
Wida iſt mit dir auch nicht im Nachtheil,
Wird das Mädchen ohne Wort dir geben.
Freie nicht um ſie, gib keinen Apfel,
Sammle gleich dir ſchmucke Hochzeitgäſte,
Und zum Wida gehe um das Mädchen."
Gleich bereit iſt Militſch zu der Heirath,
Gebt zu ſeinem Hofe aus der Kirche,
Und verſammelt ſchmucke Hochzeitgäſte
In ganz Bosnien, in Herzegowina,

Und in Schupa und im ebnen Gottar,
Lauter junge, unvermälte Helden,
Gute, früher ungerittne Pferde.
Nimmt den Stojan Jankowitsch zum Kume,
Und zum Aeltsten sich von Piwa Bajo,
Manduschitsch Wuk, ihm die Braut zu führen.
Als versammelt nun die Hochzeitgäste,
Macht er sich mit ihnen auf zum Mädchen.
Da sie nach dem Hof des Wida kamen,
Lehnet Wida eben an dem Fenster,
Spricht zu sich, wie er die Gäste siehet:
„Lieber Gott! wie schöne Hochzeitgäste!
Wessen wohl? wo gehn sie hin ums Mädchen?“
Noch hat er das Wort nicht ausgesprochen,
Glänzen schon an seinem Hof die Güste
Und es nimmt das Wort der Fahnenträger:
„Maritschitsch! Mein lieber Schwiegervater!
Mein sind diese schmucken Hochzeitgäste,
Und wir nahn, auf Gott und Glück vertrauend,
Deine Tochter frei'n Ljeposlawa.“
Angenehm ist dieß dem Wid zu hören,
Und er ruft nach seinen treuen Dienern:
„Meine Diener! öffnet rasch die Thore,
Uebernehmt die Pferd' der Hochzeitgäste,
Führet mir sie in die untern Keller,
Auf den weißen Thurm die lieben Gäste.“
Es gehorchten ihrem Herrn die Diener,
Machten auf die Thore in dem Hofe,

Von den Gästen nahmen sie die Pferde,
Führten diese in die untern Keller,
Auf den weißen Thurm die lieben Gäste.
Wida ehret seine Hochzeitgäste
Und bewirthet sie drei weiße Tage,
Bis erfüllt, was lieb ist einem Jeden.
Als der vierte Morgen angebrochen,
Zwei der Brüder führen vor die Schwester,
Welch ein Mädchen ist Ljewoslawa!
Durch die Schleier glänzet noch ihr Antlitz,
Und geblendet sind die Hochzeitgäste
Von dem schönen Angesicht und Anzug.
Senken all das Haupt die Hochzeitgäste,
Blicken nieder zu der schwarzen Erde,
Ob dem schönen Mädchen ganz verwundert.
Und es sprach der Bräutigam des Mädchens:
„Schwiegermutter! Mutter meines Mädchens!
Hast du sie aus Gold gegossen, oder
Hast du sie aus Silber dir geschmiedet,
Oder gar der Sonne sie entwendet,
Oder gab sie Gott von deinem Herzen?"
Fängt zu weinen an des Mädchens Mutter,
Sie erwidert traurig unter Thränen:
„Lieber Sohn, o Fahnenträger Militsch!
Weder hab ich sie aus Gold gegossen,
Weder sie aus Silber mir geschmiedet,
Hab sie auch der Sonne nicht entwendet,
Doch mir gab sie Gott von meinem Herzen.

Solcher Mädchen neun hab ich beſeſſen,
Acht von ihnen hat behauſ't die Mutter,
Aber keine hat beſucht ſie jemals,
Von verſchrienem Stamme ſind die Armen,
Es durchbohrt ein Pfeil ſie auf dem Wege."
Sie beſchenkt den Schwiegerſohn bei Thränen,
Sie beſchenkt ihn mit 'nem goldnen Hemde.
Aber ſehen ſollt ihr Preis und Wunder!
Was der Vater ſchenkt dem Schwiegerſohne:
Schenkt ihm einen ſchönen Rappen, Bruder!
Schenkt ein ſchwarzes Roß ihm, ohne Flecken,
Eine Decke drauf bis zu den Knieen,
Reiner Scharlach ganz, mit Gold durchwirket,
Goldne Quaſten ſchlagen an die Hufe,
Und der Sattel iſt von Buchsbaumholze.
Glänzt ein edler Stein am Sattelknopfe,
Ringsum hängen herrlich blanke Waffen,
An der einen ein beſchlagner Säbel,
An der andern Seite hängt der Kolben,
Sechsgetheilt in Spitzen und vergoldet.
Und das Pferd, mit dem er ihn beſchenket,
Aufgezäumt iſt es mit goldnem Zaume.
Doch das Beſte ſchenken ihm die Schwäger:
— 's iſt das Beſte und voll bittern Leides! —
Ihre Schweſter geben ihm die Schwäger,
Ihre Schweſter ihm die Ljepoſlawa.
Nachdem Militſch das Geſchenk empfangen,
Steigt zu Rappen er, der mit ihm tanzet,

Und der Säbel klirrt ihm an der Hüfte,
Auf der Bruſt ihm klingen hell die Knöpfe,
Auf dem Kalpak wiegen ſich die Federn.
Solch ein Mädchen iſt fürwahr nichts Kleines!
Solche Gaben keine Kleinigkeiten!
Und es brechen auf die ſchmucken Gäſte,
Es entrollen ſich die ſeidnen Fahnen,
Es ertönen muntre Inſtrumente,
Und geſchlagen dröhnt die Talambaſſe,
Laut erſchallen hochzeitliche Lieder,
Die arab'ſchen grauen Stuten traben,
Und ſo ziehn mit Gott ſie ihres Weges.
Wie ſie alſo durchs Gebirge reiſen,
Da erreicht das Mädchen die Beſchreiung,
Und ſie ſpricht zum Brautführer gar traurig:
„Manduſchewitſch Wuk, o du mein Führer!
Schande iſt es mir, dich anzuſchauen,
Viel mehr Schande noch mit dir zu ſprechen;
Doch ich fühle mich von Qual genöthigt:
Laſſe doch den Beiſtand, laß den Aeltſten,
Die arabſchen grauen Stuten halten,
Und die lauten Inſtrumente ſchweigen,
An die Tannen lehnen alle Fahnen,
Mich herab vom guten Pferde nehmen;
Laßt mich nieder in den grünen Waſen,
Kopfſchmerz hat mich wüthend überkommen.
O verhaßt iſt mir die helle Sonne,
Und die ſchwarze Erde lieb geworden.

Gebe Gott, daß gut es enden möge!“
Klagend ſchreit der Brautführer des Mädchens:
„Beiſtand halt! halt, Aelteſter der Gäſte!
Bundesbruder, Fahnenträger Militſch!
Laſſet alle Inſtrumente ſchweigen,
Und verſtummen laßt die Hochzeitlieder.
An die Tannen lehnet alle Fahnen,
Daß vom Pferde wir das Mädchen nehmen.
Meine liebe, ſchöne Schnur klagt bitter,
Bittre Schmerzen fühlt ſie in dem Kopfe.
Ach, verhaßt iſt ihr die helle Sonne
Und die ſchwarze Erde lieb geworden.
Gebe Gott, daß gut es enden möge!“
Stille hielten die geſchmückten Gäſte,
Ließen ſchweigen Inſtrument und Lieder.
Und der Führer hebt vom Pferd das Mädchen,
Läßt ſie nieder in den grünen Waſen;
Ließ ſie nieder, ſie entließ die Seele.
Bittre Thränen weinen alle Gäſte,
Doch am meiſten weint der Fahnenträger,
Wehеklagt der Bräutgam in Verzweiflung:
„O Verlobte, junge Ljepoſlava!
Mußte hier der letzte Tag dich finden?
Nicht in meinem, nicht in deinem Hofe,
Nicht bei meiner, nicht bei deiner Mutter,
Hier im Walde unter grüner Tanne.“
Es verſammeln ſich die ſchmucken Gäſte,
Zimmern einen Sarg ihr mit den Säbeln,

Graben ihr das Grab mit ihrer Streitart,
Und begraben dann das schöne Mädchen,
Gegen Oſt, der Sonne hellen Aufgang.
Streun Dukaten auf ſie und Piaſter,
Ob dem Kopfe leiten ſie ein Waſſer,
Bauen um die Quelle Ruhebänke,
Pflanzen Roſen hin von beiden Seiten.
Wer da müd iſt, möge ſich erholen,
Wer da jung iſt, ſchmücke ſich mit Blumen,
Wer da durſtig, möge Waſſer trinken,
Für die Seele dieſes ſchönen Mädchens.
Wieder klagt der Fahnenträger Militſch:
„Schwarz Gebirge! ſei du ihr nicht ſchrecklich,
Sei nicht ſchwer dem Mädchen, ſchwarze Erde.
Schlanke Tanne, ſtrecke breit die Aeſte,
Mache Schatten meinem lieben Bräutchen.
Weck ſie nicht zu früh auf, Vogel Kukkuk,
Ruhig ſoll ſie in der Erde ruhen.“
Dann ſagt er das Wort noch zu den Gäſten:
„Meine Brüder, ſchmucke Hochzeitgäſte!
Auf, ihr Brüder, laſſet nun uns reiſen.
Jeder gehe wo und wie ihm möglich,
Ich auch gehe, wie dem Pferd es möglich,
Als ein Vorboth geh ich zu der Mutter.“
Es erheben ſich mit Gott die Gäſte,
Jeder gehet wo und wie ihm möglich,
Militſch reitet wie ſein Pferdchen konnte.
Es erblickt von Weitem ihn die Mutter,

Kommt ein wenig näher, ihm entgegen.
Sie umhalst das Pferd und küßet Militsch:
„O mein Kind, mein Militsch, Fahnenträger!
Wo denn sind die Gäste, wo das Mädchen?
Führst du zu mir eine Stellvertretrin,
Welche mich des Morgens wird vertreten,
Scheuern mir den Hof und Wasser bringen,
Und mir ordnen wird die schönen Stühle?"
Aber sprach der Fahnenträger Militsch:
„O du Alte, meine liebe Mutter!
Gäste kommen wohl, doch ohne Mädchen.
Ach geblieben ist die Stellvertretrin
Nicht in meinem, nicht in deinem Hofe,
Nicht bei meiner, nicht bei ihrer Mutter.
Eile schnell zum weißen Hofe, Mutter!
Und bereite mir ein weiches Bette,
Weder lang noch breit sehr, liebe Mutter!
Denn ich werde dir nicht krank sein lange."
Von der Mutter Augen fließen Thränen,
Wehklagend kehrt sie um zum Hofe,
Und bereitet schnell ein weiches Bette,
Weder allzu breit, noch allzu lange.
Als dann kam der Fahnenträger Militsch,
Niederläßt er sich aufs weiche Bette,
Läßt sich nieder und verhaucht die Seele.
Bis die schmucken Hochzeitgäste kamen,
Bis dahin lag Militsch todt schon lange.
Als dies sahn die schmucken Hochzeitgäste,

Kehrten ſie die Lanzen zu der Erde,
Umgekehret führten ſie den Kolo,
Stimmten an ein traurig Lied voll Wehmuth.
Zimmern ihm den Sarg dann mit den Säbeln,
Graben ihm ein Grab mit ihren Aexten,
Und begraben ſtill den Fahnenträger,
Gegen Weſt, den Untergang der Sonne.
Und es blieb die unglückſelge Mutter,
Blieb die ſelbſt ſich überlaſſne Mutter,
Und ſie wehetlaget wie der Kukkuk,
Doch melodiſch klagt ſie, wie die Schwalbe.
Und ſie geht in ihren Rebengarten,
Schneidet ab ihr Haar, und bindet Reben,
Thränen weint ſie und begießt den Weinſtock,
Spricht dann leiſe zu dem Rebengarten:
„Rebengarten, liebe Händearbeit!
Der dich mir mit Sorgfalt hat gepflanzet,
Nie mehr wird er deine Reben pflücken.“
Aus dem Garten ſchreitet dann die Mutter,
Und ſie ſpricht und blicket nach der Sonne:
„Wohl mir, wohl mir, bis zu meinem Gotte!
Von der Jagd ſchon kommt mein Sohn der Mutter,
Bringt der Mutter mit verſchiedne Beute.“
Doch nicht kommt der Sohn, vom Sohn nicht Nachricht.
Als im Aufgehn war die helle Sonne,
Geht hinaus ins Freie Militſch Mutter,
Und ſie ſpricht und blicket nach der Sonne:
„Wohl mir, kommt da meine Schwiegertochter,

Von der Quelle kühles Waſſer bringend,
Will vertreten mich die ſchwache Alte.“
Doch nicht kommt die Tochter, keine Nachricht,
Nur die Mutter wehklagt voll Jammer,
Wie ein Kukkuk klagt die Unglückſelge,
Doch melodiſch, wie die Schwalbe, klagen
Wird ſie bis zu ihren letzten Tagen.

Der Pilger von Risano und Limun, der Kaufmann.

Als der Pilger sich vermälen wollte,
In die Ferne zog er um ein Mädchen,
Zog jenseits der Fluth, der kühlen Save,
Hat im schönen Mitrowitz geworben,
Hat geworben bei dem Schloßvogt dorten,
Ueberreicht den Ring und setzt die Hochzeit
Fest auf dreier Monden weiße Tage:
„Bis ich geh nach Risano zur Grenze,
Bis ich sammle schmucke Hochzeitgäste,
Bis zu dieser Stadt ich wiederkehre.“
Spendet tausend Stücke Golddukaten,
Sattelt seinen Braun und graden Weges
Zieht er heim nach Risano zur Grenze.
In das ebne Glassinaz gekommen,
Holt er Limun ein, den Kaufmann; Ochsen
Treibt er tausend und trägt schöne Waffen:
In dem Gürtel trägt er zwei Pistolen,
Ganz mit reinem Gold sind sie umgossen,
Und ein grünes Schwert um seine Hüften,
Um die Schultern hängt die Ueberseeische,
Dreißig Ringe sind um sie geschmiedet,
Jeder Ring im Werth von zehn Dukaten,

An dem Ziele der Dukaten dreißig.
Zu ihm ſpricht von Riſano der Pilger:
„Limun! Limun! He, Kaufmann vom Meere!
Welche Waffen haſt du, gut und glänzend,
Wollteſt ſolche du mir machen laſſen,
Geben möcht ich tauſend der Dukaten.“
Ihm erwidert Limun drauf, der Kaufmann:
„Ei bei Gott, von Riſano mein Pilger!
Nach Venedig treib ich meine Ochſen,
Bis die tauſend Ochſen ich verhandelt,
Kauf ich ſicher dir die blanken Waffen,
Laß vollenden ſie in unſrem Zara,
Um ſie dir nach Riſano zu ſenden.“
Aber ſpricht von Riſano der Pilger:
„Gib mir, Limun, gib die zwei Piſtolen,
Daß ich ſehe, ob ſie ſchön mir ſtehen.“
Und es reicht ihm Limun die Piſtolen.
„Gib mir Limun! noch den grünen Säbel,
Daß ich ſehe wie er wohl mich kleidet.“
Limun reicht ihm auch den grünen Säbel.
„Limun, gib die lange Ueberſeeiſche,
Daß ich ſehe, wie ſie wohl mich kleidet.“
Limun reicht ihm auch die Ueberſeeiſche.
Als der Pilger alle Waffen hatte,
Sich umgürtet und geſchmückt mit ihnen,
Lenkt er um raſch den arabiſchen Braunen,
Sprengt das ebne Glaſſinaz hinunter.
Rufend folgt ihm nach der arme Limun:

„Beim lebendgen Gotte! Bruder Pilger,
Trage mir nicht weg die blanken Waffen.
Meine feste Treu haſt du zum Pfande,
Bis ich nur verkauft die tauſend Ochſen,
Beſſre Waffen noch laß ich dir ſchmieden,
Beſſre Waffen, um ſie dir zu ſchenken."
Umkehrt ſich von Riſano der Pilger,
Und ergreift die lange Ueberſeeiſche,
Und zu Limun ſpricht er ſo, dem Kaufmann:
„Kehre um, du Schurke, Kaufmann Limun!
Sonſt dich tödt ich mit der eignen Flinte."
Als nun Solches ſah der Kaufmann Limun,
Kehrt der Arme um mit ſeinen Ochſen,
Und ruft nach von Riſano dem Pilger:
„Trage du nur fort die Waffen, Pilger!
Gut bekannt iſt mir, wo du geweſen.
An der Save freiteſt du ein Mädchen,
Und ich ſchwörs bei meinem feſten Glauben!
Nicht umarmen wirſt du ſie zu Hauſe,
Nie, bei meinem Wohl und meinem Leben!
Weit iſt es vom Meer bis an die Save,
Und wir können leicht uns wo begegnen!
An das Meer hin treib ich meine Ochſen,
Bis verkauft ich hab die tauſend Ochſen,
Beſſre Waffen dann laß ich mir ſchmieden,
Länger werd ich nicht mehr Handel treiben.
Hab in Gott 'nen tapfern Bundesbruder,
In Peraſto dort, von Piva Bajo,

Und Gefährten bei ihm hundert zwanzig.
Zu ihm übergeh' ich als Haiduke.
Sammeln werd ich gleicher Zahl Gefährten,
Harren dein in Korita, der Ebne,
Bis du gehſt, dein Mädchen heimzuholen.
Und was Gott und Glück uns dann gewähren:
Ich vergelte Gleiches dir mit Gleichem,
Oder meinen Kopf werd' ich verlieren."
Weiter zog von Riſano der Pilger,
Weiter 'gen das dicke Meer der Kaufmann,
Seine tauſend Ochſen vor ſich treibend.
In Venedig fertigt er ſich Waffen,
Nach dem weißen Veraſto dann ziehend,
Geht zum Bajo über als Haiduke,
Hundert zwanzig der Gefährten ſammelnd.
Kund ward dies von Riſano dem Pilger,
Hochzeitgäſte wagt er nicht zu ſammeln,
Und ſo bleibt es vier der vollen Jahre.
Als jedoch das fünfte Jahr begonnen,
Schreibt 'nen Brief der Mitrowitzer Schloßvogt,
Schickt ihn hin nach Riſano, dem Pilger:
„Schwiegerſohn in Riſano, o Pilger!
Langher freiteſt du bei mir ein Mädchen,
Weder holſt du es, noch gibſt du Nachricht,
Und verfloſſen ſind bereits vier Jahre.
Wär ſie damals ſieben alt geweſen,
Wäre ſie ſchon reif zur Heirath wahrlich."
Als das Brieflein ankam an der Grenze,

Es empfing von Risano der Pilger,
Sieh da, welche Noth für ihn, welch Unglück!
Einen andern Brief macht da der Pilger,
Schickt ihn an den Mitrowitzer Schloßvogt:
„Theurer Schloßvogt, o mein Schwiegervater!
Als ich weiterzog von deinem Hofe,
Ward ich Feind mit einer grimmen Schlange,
Limuns Feind auf Glassinaz, der Ebne;
Ich beraubt' ihn seiner blanken Waffen,
Drauf ging Limun über zu den Räubern.
Fort und fort harrt im Gebirg er meiner,
Mit ihm hundert zwanzig der Gefährten,
Mit der gleichen Zahl Gefährten Vajo."
Hochzeitgäste fängt er an zu sammeln,
Sammelt tausend schmucke Hochzeitgäste,
Und bestellet seinen Bruder Durmisch,
Ihm als Braut das Mädchen heimzuführen,
Und ermahnt den Bruder Durmisch also:
„Durmisch Beg, o höre mich, mein Bruder!
Heimlich geh durch Korita, die Ebne.
Gehe hin und dann zurück, mein Bruder!
Kennst die grimme Schlange doch der Ebne,
Grimme Schlange: Räuberhauptmann Limun."
Und es brachen auf die Hochzeitgäste.
Als sie kamen durch die weite Ebne,
Ritten friedlich sie entlang die Fläche.
Einen Angriff mag nicht Limun machen,
Denn der Pilger fehlt, es fehlt das Mädchen.

Schön empfing der Schloßvogt ſie im Hauſe,
Einge Tage hielt er ſie bewirthend,
Und beſchenkte dann die ſchmucken Gäſte,
Den mit Wäſche, den mit einem Tuche;
Durmiſch übergab er Pferd und Mädchen:
„Uebernimm das Pferd und nimm das Mädchen,
An der Grenze, in der Heimat nehme
Dir das Pferd, dem Pilger gib das Mädchen.“
Jetzt dem Mädchen eilet nach die Mutter,
Leiſe ſpricht die Mutter zu dem Mädchen:
„Wo du immer übernachteſt, Tochter!
Sende mir von jedem Ort ein Briefchen,
Daß ich weiß, wo ihr geſund geblieben.“
Und es brachen auf die Hochzeitgäſte,
Zogen langſam nach dem weißen Zwornik,
Schlugen Nachts hier auf das erſte Lager.
Es erhob ſich früh das ſchöne Mädchen,
Machet einen Brief, ſchickt ihn der Mutter:
„Wir ſind, Mutter! dir geſund in Zwornik.“
Und von Zwornik brachen auf die Gäſte,
Zogen ſtill nach Glaſſinaz, der Ebne,
Zu dem weißen Hof des Schain Paſchitſch.
Schlugen Nachts hier auf das zweite Lager.
Als der Tag am Morgen leuchtend anbrach,
Macht das Mädchen gar ein feines Brieflein,
Schickt es fort an ihre alte Mutter:
„Wir ſind, Mutter! dir geſund in Glaſſinaz.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,

Bis nach Pratſcha zogen ſie, dem Flecken,
Schlugen Nachts da auf das dritte Lager.
Früh erhebt am Morgen ſich das Mädchen,
Machet einen Brief auf ihren Knieen,
Schickt zurück ihn an die alte Mutter:
„Sind geſund dir in dem Flecken Pratſcha.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,
Schlugen Nachts das Lager auf in Zagorje,
Schlugens auf im weißen Schloß des Tſchengitſch.
Auch von da ſchickt einen Brief das Mädchen:
„Wir ſind Mutter! dir geſund in Zagorje.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,
Schlugen Nachts das Lager auf in Jabuka,
Bei dem weißen Schloß des Pawlatſchitſch Beg.
Und von dort ſchickt einen Brief das Mädchen:
„Wir ſind Mutter! dir geſund in Jabuka.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,
Auf der Ebne Tſchemerno anlangend,
Schickt von da auch einen Brief das Mädchen:
„Sind geſund dir auf der Ebne Tſchemerno.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,
Kamen an im kleinen Flecken Wrbiza.
Auch von da ſchickt einen Brief das Mädchen:
„Wir ſind Mutter! dir geſund in Wrbiza.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,
Schlugen Nachts das Lager auf in Zerniza.
Als am Morgen ſich der Tag geröthet,
Da erhob ſich früh das ſchöne Mädchen,

Thränen floſſen ihr vom weißem Antlitz.
Durmiſch, der ſie führt, ſpricht zu dem Mädchen:
„O bei deinem Leben! meine Schwägrin,
Was vergießeſt Thränen du vom Auge?
Schreibſt du keinen Brief auf deinen Knieen,
Schickſt den Brief nicht deiner alten Mutter.“
Da erwidert ihm das ſchöne Mädchen:
„O bei Gott, mein lieber Führer, Durmiſch!
Träumte Nachts heut ſonderbare Träume:
Wir betraten ſtill die Ebne Korita,
Nebel hüllten ein das ganze Korita,
Aus dem Nebel ſtürzten vor ſich Wölfe
Und zerſprengten alle unſre Gäſte.
Dir ach, bißen ab ſie beide Hände,
Rißen mir das Herz heraus lebendig.“
Durmiſch Beg ſpricht drauf zum ſchönen Mädchen:
„Sei nicht närriſch, meine Schnur, du Theure!
Traum iſt Lüge, nur in Gott iſt Wahrheit.
Schreibe du nur einen Brief der Mutter.“
Und das Mädchen machte noch ein Briefſlein:
„Hier o Mutter! noch ein Brief, der — letzte.“
Von da brachen auf die Hochzeitgäſte,
Durmiſch Beg warnt jetzt die Hochzeitgäſte:
„Singet nicht, noch feuert ab die Flinten,
Schweigen laß't die hellen Inſtrumente,
Und zuſammen rollt die ſeidnen Fahnen,
Bis wir durch ſind in der Ebne Korita.“
Es gehorcht dem Beg die Schaar der Gäſte.

Als ſie waren in dem ebnen Korita,
Laſſen ſchweigen ſie die Inſtrumente,
Und ſie rollen ein die ſeidnen Fahnen,
Niemand ſingt und feuert ab die Flinte.
Heimlich ziehn ſie durch das ebne Korita,
Niemand ſehn ſie in der weiten Fläche.
Aber Limun und der Bajo ſchauten
Von dem Felſen aus dem Stutenkopfe,
Und der Bajo ſprach zu dem Gefährten:
„Limun höre, theuerſter Wahlbruder!
Oft gehört hab ich die Leute ſprechen:
Seit der Vogel Rabe ſchwarz geworden,
Schlug der Haiduk niemals Hochzeitgäſte.
Sünde iſts, die Hochzeitgäſte faſſen,
Und das Glück des Mädchens zu vernichten,
Laſſ' uns heut die Hochzeitgäſte ziehen,
Warten, bis von Riſano der Pilger
Zu beſuchen geht die Schwiegermutter."
Limun höret auf das Wort des Bruders,
Läßt vorbeiziehn die geſchmückten Gäſte.
Als am Ausgang ſie der Ebne waren,
— Schlage Gott den ſchwärzlichen Zigeuner,
Der aus weißen Halſe jetzo ſchreiet:
„Rühret an jetzt unſre Muſikführer!
Rührt dem Limun an zum Spott, dem Bajo.
Da wir gingen durch die Ebne Korita,
Wagten ſie es nicht uns anzugreifen."
Laut ertönten gleich die Inſtrumente,

Und die Trommeln und die Pfeifen klangen,
Die Piſtolen und die Flinten krachten,
Und es jauchzten auf die guten Helden.
Als dieß Limun hörte und der Bajo,
Sprangen Beide zornig auf die Füße
Und nach ihnen Zweimalhundertvierzig
Bundesbrüder und Gefährten alle.
Stürzen raſch ſich in den feſten Engpaß,
Stellen ſich den Türken da entgegen,
Laſſen unter ſich die Türken kommen,
Geben dann auf ſie lebendig Feuer.
Und gedenkend des alleinigen Gottes,
Ziehen muthig ſie die ſchneidgen Schwerdter,
Stürmen ein mit ihnen auf die Türken,
Und zerſprengen ſie nach allen Seiten,
Wie die Wölfe weiße Lämmer jagen.
Was dem Bajo Pavljanin entkommet,
Das erwartet Räuberhauptmann Limun.
Richten an genug des herben Leides,
Es entkommt nicht Einer von den Gäſten;
Auf der Straße nur das arme Mädchen,
Und bei ihr der Durmiſch Beg, ihr Führer,
Mit den Armen hält er ſie umſchlungen.
Und heran fliegt Limun jetzt, der Hauptmann,
Redet alſo zu dem jungen Durmiſch:
„Mit den Händen weg, von meinem Mädchen!“
Ihm erwidert drauf ihr Führer Durmiſch:
„Nein, bei Gott nicht, Räuberhauptmann Limun!

Ob ſie bis zur Schulter auch mir fallen."
Schwingt das Schwert der Räuberhauptmann Limun,
Haut ihm ab die Hände bis zur Achſel.
Nieder ſinkt der Beg zum grünen Raſen,
Bei der Hand faßt Limun jetzt das Mädchen.
Große Beute ſammeln ſie zuſammen,
Steigen wieder auf zum Stuttenkopfe,
Setzen ſich, um goldnen Wein zu trinken;
Wein kredenzt das arme Türkenmädchen
Mit der weißen Hand aus goldnen Bechern.
Ausgegangen war indeß der Pilger,
Zu begegnen die geſchmückten Gäſte;
Und ihm folgen hundert Riſanotten.
Und betretend Rudine, die Ebne,
Hört der Pilger Schüſſe in der Korita;
Seines Unglücks hat er ſich entſonnen,
Und zieht eiligſt in das ebne Korita.
Als er ankam in dem ebnen Korita,
Ueberſtrömt mit Blut ſah er den Engpaß,
Fand den Bruder Durmiſch, abgehauen
Bis zur Achſel ſind ihm ſeine Hände.
Alles ſagte ihm der Beg getreulich,
Zu ihm ſprach von Riſano der Pilger:
„Durmiſch Beg, mein Bruder! wenn du Gott kennſt,
Sag, wohin ging Limun und der Bajo?
Und es ſagte ihm der Beg getreulich:
„Gingen Beide zu dem Stuttenkopfe."
Es verfolgt denſelben Weg der Pilger,

Windet ſich von Tanne auf zu Tanne,
Bis erklommen iſt die Felſenhöhe.
Sieh, da ſitzen Bajo und der Hauptmann,
Und ſie trinken goldnen Wein und Branntwein,
Still kredenzt vom armen Türkenmädchen,
Mit der weißen Hand aus goldnen Bechern.
Als dieß ſah von Riſano der Pilger,
Das Gewehr vom Räuberhauptmann nimmt er,
Und er legt es an längs ſeiner Linken,
Bringt es eifern an die rechte Wange,
Er vereint auf Limuns Haupt die Ziele,
Und gibt lebend Feuer mit der Rechten.
Das Gewehr kracht wie der blaue Donner,
Doch es traf den Räuberhauptmann nimmer,
Aber über ihm das ſchöne Mädchen,
Traf das Mädchen mitten durch den Buſen.
Als dieß ſahen Bajo und der Limun,
Sprangen ſchnell ſie auf die leichten Füße,
Stürmten auf das Feuer los in Eile,
Und zerſprengten hundert Riſanotten.
Sich verbarg von Riſano der Pilger,
Und zurück zum ſchönen Mädchen kehrend,
Faſſet Limun an der Hand das Mädchen,
Und es ſpricht zu ihm das Türkenmädchen:
„Laß mich, Limun! laß mich, Räuberhauptmann!
Mich getroffen hat die erſte Kugel,
Hat im Buſen mir das Herz zerſtöret.“
Dieſes ſpricht ſie und verhaucht die Seele.

Theodor von Bara.

Trinken kühlen Wein in Udbina zwei
Bundesbrüder auf gewölbtem Erker:
Boitschisch Alija ist des einen Name,
Aber Osman Tankowitsch des Andern.
Als sie roth mit Wein geschmückt sich hatten,
Fing zu reden an der eine Bruder:
„Boitschitsch Alija, sprich, mein Bundesbruder!
Warst du unlängst an der Küste unten,
An der Küste in dem Christencottar?
Bundesbruder! bist du nicht gekommen
Vor den hohen Thurm des Smiljanitsche?
Bist zum Fenster du emporgeklettert,
Hast du Kossa Smiljanitsch gesehen?"
Boitschitsch Alija drauf erwidert also:
„Schlanker Aga, du mein Bundesbruder!
Unlängst war ich an der Küste unten,
Bin gekommen zu dem Christencottar,
Zu dem schlanken Thurm des Smiljanitsche;
Bin geklettert zu des Thurmes Fenster,
Habe Kossa Smiljanitsch gesehen;
Bei ihr sitzt die Jela Manduschitsch dort,

Ein Geſchlinge ſchlinget Koſſa emſig,
Neben ihr ein fein Gewand ſpinnt Jela.
Aber wie iſt Koſſa ſchön und prächtig!
Was die Erde gibt an allen Enden,
Schöneres auf aller Welt gibts nimmer!
Zum Vermälen ſchon herangewachſen,
Zählt ſie noch nicht mehr als zwölf der Jahre,
Und gepflegt hat ſie zum Kuß ihr Antlitz.
Doch vergebens, ſüßer Bundesbruder!
Denn verlobt erſt unlängſt wurde Koſſa
Mit dem Findling Theodor von Sadar.
Schon am Samſtag, der zunächſt erſcheinet,
Werden Koſſas Hochzeitgäſte kommen,
Sonntag werden ſie tagüber ruhen,
Montag werden ſie den Tag erwarten,
Und heimführen dann die ſchöne Koſſa,
Für den Findling Theodor von Sadar."
Als der ſchlanke Aga dies vernommen,
Schlug er mit der Hand ſich auf die Knie,
Daß das neue Tuch zerſprang am Knie:
„Bis zum lieben Gotte, weh dem Findling!
Sehnend harr' ich ſchon auf ſie vier Jahre,
Und heut geht ſie fort für einen Andern.
Du in Gott, mein theurer Bundesbruder!
Sei du ſchnell in eurem Zettinje mir,
Sammle dort mir dreißig Zettinjaner,
Ausgewählte und auch gute Reiter,
Führe dann zu mir herüber alle,

Schon am nächſten Samſtag, mir herüber."
Voitſchitſch Alija ſpricht kein Wort dagegen,
Von der Erde ſpringt er auf die Füſſe,
Und beſteigt ſein Roß, den fetten Braunen,
Jagt ihn raſch nach Zettinje hinüber.
Doch der ſchlanke Aga bleibt bei Hauſe,
Schreibet einen Brief auf ſeinen Knien,
Schickt den Brief ab nach Herzegowina,
Auf das Knie dem Scharaz Mahmud Aga,
Und nebſt ihm dem Greiſe Merdan Aga.
„Hier ein Brief von mir zwei alte Agas!
Seid bei mir in Udbine am ſchnellſten,
Schon am Samſtag, der zuerſt da kommet.
Führt mir dreißig Türken zu ein Jeder,
Alle gute, ausgewählte Reiter.
Einen andern Brief ſodann ausſchmückend,
Schickt er hin nach Awala dem Portſcha,
Und nebſt ihm dem Topal Kamatar auch:
„Hier ein Brief von mir zwei theure Agas!
Seid bei mir in Udbina am ſchnellſten,
Schon am Samſtag, der zuerſt da kommet.
Führt mir dreißig Türken zu ein Jeder,
Alle gute, ausgewählte Reiter.
Einen dritten Brief darauf auszierend,
Schickt er eilig in das türk'ſche Kladuſch,
Auf das Knie dem Chrnjo Muſtav Aga,
Seinem Bruder auch dem Gojen Alil:
„Hier ein Brief von mir, leibliche Brüder!

Seid bei mir in Udbina am ſchnellſten,
Schon am Samſtag, der zuerſt da kommet.
Führt mir dreißig Türken zu ein Jeder,
Alle gute, ausgewählte Reiter."
Einen vierten Brief darauf noch ſchreibt er,
Schickt ihn eilig fort zur Felſenhöhle,
Auf das Knie dem Kowatſchewitſch Ramo,
Und nebſt ihm der Vogt der Felſenhöhle:
„Hier ein Brief von mir, zwei theure Agas.
Seid bei mir in Udbina am ſchnellſten,
Schon am Samſtag, der zuerſt da kommet.
Führt mir dreißig Türken zu ein Jeder,
Alle gute, ausgewählte Reiter."
Einen fünften Brief darauf auszierend,
Sendet ihn nach Krbowy und Lika,
Auf das Knie dem Muſtai Beg von Lika,
Und nebſt ihm von Araſchaz dem Tale:
„Hier ein Brief von mir, zwei Heeresführer!
Seid bei mir in Udbina am ſchnellſten,
Schon am Samſtag, der zuerſt da kommet.
Führt mir dreißig Türken zu ein Jeder,
Alle gute, ausgewählte Reiter."
Als die Briefe nun Osman verſandte,
Trägt heraus er eine grüne Fahne,
Steckt ſie feſt in den begraſ'ten Boden,
Sammelt unter ihr die Udbinjaner.
Als er ihrer dreißig hat verſammelt,
Alle gute, ausgewählte Reiter,

Setzt er ſich mit ihnen Wein zu trinken,
Tag für Tag bis Samſtag war gekommen.
Als am Samſtag früh der Morgen graute,
Aber noch nicht ſchien die gold'ne Sonne,
Kam der Voitſchitſch Alija angezogen
Her von Zettinje, der weißen Feſtung.
Mit ihm kommen dreißig Zettinjaner,
Alle gute, ausgewählte Reiter.
Mit dem Selam ſie Osman empfanget,
Und ſie ſteigen von den guten Pferden,
Setzen gleich ſich zu der vollen Tafel,
Fangen an vom kühlen Wein zu trinken.
Hat das erſte Glas gemacht die Runde,
Kommen an aus der Herzegowina
Mahmud Aga mit dem greiſen Merdan,
Und mit jedem kommen dreißig Türken.
Mit dem Selam ſie Osman empfanget,
Und Sie ſteigen von den guten Pferden,
Setzen gleich ſich zu der vollen Tafel,
Fangen an den kühlen Wein zu trinken.
Hat das erſte Glas gemacht die Runde,
Kam ſchon an von Awala der Portſcha,
Mit ihm Joval Kamatar, der Recke.
Jeder führet zu ihm dreißig Türken.
Mit dem Selam ſie Osman empfanget,
Und ſie ſteigen von den guten Pferden,
Setzen gleich ſich zu der vollen Tafel,
Fangen an den kühlen Wein zu trinken.

Hat das erſte Glas gemacht die Runde,
Aber kommt ſchon an von Kladuſch Mujo,
Und zugleich mit ihm ſein Gojen Alil,
Jeder führet zu ihm dreißig Türken.
Mit dem Selam ſie Osman empfanget,
Und ſie ſteigen von den guten Pferden,
Setzen gleich ſich zu der vollen Tafel,
Fangen an den kühlen Wein zu trinken.
Hat gemacht das erſte Glas die Runde,
Aber kommt ſchon Muſtai Beg von Lika,
Und mit ihm von Draſchaz der Tale,
Auf dem Fuchſe, dem gewalt'gen Roſſe,
Auf der Schulter mit der Kirſchbaum-Keule,
In der Keule drin ſind tauſend Nägel;
Jeder führet zu ihm dreißig Türken.
Mit dem Selam ſie Osman empfanget,
Und ſie ſteigen von den guten Pferden,
Setzen gleich ſich zu der vollen Tafel,
Fangen an den kühlen Wein zu trinken,
Bis der weiße Tag ſie hat verlaſſen.
Und die dunkle Nacht hier übernachtend,
Trinken fort und fort ſie Wein und Branntwein.
Als der weiße Tag am Morgen anbrach,
Fingen an die Türken ſich zu rüſten,
Sich zu rüſten und die guten Pferde;
Sie beſtiegen drauf die guten Pferde,
Und das Feld bei Udbina zertretend,
Kamen ſie ins Kunaragebirge,

Ziehn gesund durch das Gebirge Kunar.
Steigen dann ins Teligagebirge,
Kommen in das Teligagebirge.
Und gesund durchziehen sie auch dieses.
Kommen in das Dinara hinunter,
Und betreten ruhig das Gebirge
Und gesund durchziehen sie auch dieses.
Kamen zu der Halbinsel am Meere,
Da hat sie der weiße Tag verlassen,
Sie beschlossen da zu übernachten.
Führten ringsum erst die guten Pferde,
Hingen ihnen um den Hals den Haber,
Und die Agas setzten sich zum Nachtmal.
Tranken kühlen Wein und Branntwein, aßen
Fettes Schöpsenfleisch und Brod und Käse,
Legten dann sich um den Schlaf zu schlafen.
Montag war es und der Morgen graute,
Doch es schien noch nicht die goldne Sonne;
Aufgesprungen ist von Kladusch Mujo,
Und er wecket Alil, seinen Bruder:
„Stehe auf, mein Bruder, Gojen Alil!
Laß uns gehen auf die rothen Felsen,
Laß betrachten uns das stein'ge Cottar."
Und sie gingen auf die rothen Felsen,
Und gekommen auf die rothen Felsen,
Sprach der Mujo zu dem Bruder Alil:
„Steig empor du auf der Tanne Wipfel,
Nimm mit dir das Fernrohr von Kristalle,

Zieh heraus aus ihm die ſieben Glieder,
Lehn es feſt auf einen Aſt der Tanne,
Richt das Fernrohr nach dem ſtein'gen Cottar.
Faß das Feld von Cottar mit dem Auge,
Und betrachte ſcharf das Thor der Feſtung.
Iſt das Thor der Feſtung ſchon geöffnet?
Sind die Gäſte ſchon heraus gekommen?
Wollen ſie zur Halbinſel des Meeres?"
Bei dem Jüngern gibts kein Widerſprechen.
Aufſteigt Alil in der Tanne Wipfel,
Nimmt mit ſich das Fernrohr von Kriſtalle,
Zieht heraus aus ihm die ſieben Glieder,
Lehnt es feſt auf einen Aſt der Tanne,
Richtet hin es nach dem ſtein'gen Cottar,
Und er faſſet auf das Feld von Cottar,
Und er nimmt auch auf das Thor der Feſtung,
Und zum Mujo fangt er an zu ſprechen:
„O mein Bruder, Hrnjo Muſtaf Aga!
Offen ſind die Thore ſchon von Cottar,
Ausgezogen ſind die Hochzeitgäſte,
In der Mitte fährt von Gold ein Wagen,
Ueberdeckt mit purpurrothem Sammet,
Auf demſelben ſind vier goldne Aepfel,
Alle ſind aus reinem Gold gegoſſen,
Und auf ihnen glänzen Edelſteine,
Daß bei ihrem Schein man reiſen könnte,
Tief um Mitternacht als wie am Mittag,
Und ſie kommen jetzo durch die Inſel.

Könnteſt du doch ſehn, mein Bruder Mujo!
Könnteſt ſehn du, von der Tanne ſchauend,
Vor den ſchmucken Hochzeitgäſten ziehen
Hell in rothem Venetianertuche,
Ziehen neun der Reiter, Bruder Mujo!
Unter ihnen her neun rothe Pferde,
Und voraus ein Held auf einem Rothen;
Mit 'nem rothen Schnurbart bis zur Schulter,
Der ihm bis an die Piſtolen fallet;
Ungewöhnlich iſt ſein Blick und Auge.
Könnteſt du doch ſehn, mein Bruder Mujo!
Hinter ihnen ſind noch ſieben Reiter,
Hell in grünem Venetianertuche,
Hell in Grünem und auf Apfelſchimmeln,
Und voraus ein Held auf gleichem Pferde.
Mujo! braun ſein Schnurbart bis zur Schulter,
Ihm auch reicht er bis an die Piſtolen.
Könnteſt du doch ſehn mein Bruder Mujo!
Hinter ihnen her ſind fünf der Reiter,
All' in ſchwarzem Venetianertuche,
All' in Schwarzem und auf ſchwarzen Pferden,
Und voraus ein Held auf einem Rappen.
Mujo! ſchwarz der Schnurbart bis zur Schulter,
Fällt hinab ihm über die Piſtolen.
Glänzen durch den Bart die Bruſtbeſchläge,
Wie der volle Mond von fünfzehn Tagen,
Wenn er ſcheinet durch die Tannenäſte.
Ungewöhnlich ſind ſein Blick und Auge,

Ungewöhnlich die Geſtalt, das Antlitz.
Könnteſt du doch ſehn, mein Bruder Mujo!
Hinter ihnen her ſind drei der Reiter,
Hell in weißem Venetianertuche,
Unter ihnen her drei weiße Pferde,
Und voraus ein Held auf einem Schimmel;
Bis zur Schulter reicht ſein blonder Schnurbart.
Wenn du könnteſt ſehn, mein Bruder Mujo!
Einen jungen Serben bei dem Wagen,
Auf dem Rappen, einem muth'gen Kampfroß,
Ohne Bart an Kinn und Oberlippe,
Schöner iſt er, als ein jedes Mädchen.
Könnteſt du doch ſehn, mein Bruder Mujo!
Was für edler Held auf braunem Kampfroß,
Stolz zur Seite geht der Hochzeitgäſte.
Kaum geſchwärzt hat ihm der Bart die Lippe,
Immer ſpringt, dem Haſen gleich, ſein Brauner,
Ueberwirft mit Schaum den edlen Helden.
Könnteſt du doch ſehn, mein Bruder Mujo!
Welch' ein Held den Zug beſchließt der Gäſte,
Stolz auf einem weißgefußten Kampfroß,
Bräunlich iſt ſein Schnurbart bis zur Schulter,
Fällt bei ihm auch über die Piſtolen,
Glänzen durch den Bart die Bruſtbeſchläge,
Wie der volle Mond von fünfzehn Tagen,
Wenn er durch die Tannenäſte ſcheinet.
Federn glänzen ihm ums Haupt, Agraffen,
Schöne Federn neun und zwölf Agraffen.

Glänzt ihm noch ums Haupt ein Straußenflügel,
Der beweglich iſt, leicht wie ein Haſpel,
Um, woher der Wind weht, anzuzeigen.
Und der Weißfuß bäumt ſich, ihn verſteckend.
Ungewöhnlich iſt der Held zu ſchauen,
Ungewöhnlich die geſchmückten Gäſte."
Und darauf ſpricht Hrnjo Muſtaf Aga:
„O mein Alil, Bruder von der Mutter!
Gut iſt's nicht, noch hoffe davon Gutes,
All' die Helden kenn' ich wohl mit Namen:
Die neun Reiter, die voran dem Zuge,
In dem rothen Venetianertuche,
Unter ihnen her die rothen Pferde,
Die neun Reiter ſind die Tomkowitſche;
Und voraus der Held auf einem Fuchſen,
Dem der rothe Schnurbart reicht zur Achſel,
Deſſen Blick und Auge ungewöhnlich,
Iſt der Elia Tomkowitſch, mein Bruder!
Jene ſind ſich all' leibliche Brüder,
Jene ſind die Schlangen unterm Steine.
Hinter ihnen her die ſieben Reiter,
In dem grünen Venetianertuche,
O mein Alil, mein leiblicher Bruder!
Jene ſind die ſieben Damtſchidſch Brüder!
Und der Held auf einem Apfelſchimmel,
Mit dem braunen Schnurbart bis zur Schulter,
Niederfallend bis an die Piſtolen,
Jener iſt der Djuro Danitſchidſche.

Jene ſind ſich all' leibliche Brüder,
Und ſie ſind die Schlangen unterm Steine,
Keine grimmern in dem Küſtenlande!
Hinter ihnen gehend die fünf Reiter,
All' im Schwarzen und auf ſchwarzen Pferden,
Es ſind jene die fünf Mrkonjitſche.
Und voraus der Held auf einem Rappen,
Dem der Schnurbart fällt auf die Piſtolen,
Und durch den die Bruſtbeſchläge glänzen,
Wie der volle Mond von fünfzehn Tagen,
Wenn er durch die Tannenäſte ſcheinet,
Deſſen Blick und Auge ungewöhnlich,
Ungewöhnlich die Geſtalt, das Antlitz.
Jener iſt der Peter Mrkonjitſche.
Jene ſind ſich all' leibliche Brüder,
Alle ſterben Einer für den Andern,
Keiner wird den Anderen verlaſſen.
Jene Brüder ſind die Sonnenſchlangen,
Grimmre gibt es nicht im Küſtenlande.
Hinter ihnen her im Zug drei Reiter,
All' in weißem Venetianertuche,
All' in weißem Kleide und auf Schimmeln,
Es ſind jene die drei Kuliſchitſche,
Jene ſind ſich all' leibliche Brüder;
Und voraus der Held auf einem Schimmel,
Mit dem blonden Schnurbart bis zur Achſel,
Jener iſt der Niklas Kuliſchitſche,
Jene ſind die Küſtenräuber, Bruder!

Alle ſterben Einer für den Andern,
Keiner wird den Anderen verlaſſen.
Und der junge Jüngling bei dem Wagen,
Auf dem Kampfroß, einem ſchwarzen Pferde,
Welcher ohne Bart an Kinn und Lippe,
Und viel ſchöner iſt als jedes Mädchen,
Und er iſt der Brautführer des Mädchens,
Er auch iſt ein Hurenſohn, mein Bruder!
Und ſein Namen iſt von Zeng Thadeus.
Grimmre Schlangen gibts nicht an der Grenze,
Unter Türken nicht und unter Chriſten!
Der zur Seite zieht der Hochzeitgäſte,
Dem der Bart erſt keimend ſchwärzt die Lippe,
Auf dem braunen Pferd', dem ſchönen Kampfroß,
Welches immer tanzt gleich einem Haſen,
Und mit Schaum den Herren überwerfet,
Jener iſt ein Hurenſohn, mein Bruder!
Jener iſt der Bräutigam des Mädchens,
Und ſein Name Theodor von Zara.
Drei der Jahre war er in Venedig,
Und hat ſich und ſeinen Braun beſchlagen,
Schneiden kann ihn nicht der ſcharfe Säbel,
Nicht durchbohren die Piſtol' am Sattel.
Und der Held zuletzt der Hochzeitsgäſte,
Auf dem ſtolzen Kampfroß, einem Weißfuß,
Mit dem braunen Schnurbart bis zur Achſel,
Der ihm niederfällt an die Piſtolen
Und bedeckt den Apfel der Piſtolen,

Den hindurch die Bruſtbeſchläge glänzen,
Wie der volle Mond von fünfzehn Tagen,
Wenn er durch die Tannenäſte ſcheinet,
Dem am Kopfe Federn und Agraffen,
Neun der Federn, zwölf Agraffen glänzen,
Und erglänzt am Haupt ein Straußenflügel,
Der beweglich iſt, ſo wie ein Haſpel,
Um, woher der Wind weht, anzuzeigen,
Deſſen Weißfuß bäumend ihn verſtecket,
Deſſen Heldenanblick ungewöhnlich,
Jener iſt der Stojan Jankowitſche,
Jener iſt dir ein gar alter Kämpe,
Eine grimme Schlange unterm Steine.
War dem Sultan und dem deutſchen Kaiſer,
Im Lateiner Land dem König läſtig.
Gutes iſt es nichts, mein Bruder Alil!
Umkommt Alles, wenn wir ſie erwarten,
Wenn wir fliehen, trifft uns Spott und Schande,
Und die Grenzer werden uns verhöhnen."
Alil ſteigt jetzt von der hohen Tanne,
Und ſie geben, die Gefährten wecken,
Um ſich in den Hinterhalt zu ſtellen.
Als heran die Hochzeitgäſte kamen,
Da ſchrie Theodor aus weißem Halſe:
„Halt geſchmückte Hochzeitgäſte, Brüder!
Pauken höret auf, hört auf ihr Flöten,
Laſſet ſchweigen jetzt die Inſtrumente,
Daß ich Held den Gäſten voran gehe,

Denn allein iſt niemals dieſe Inſel,
Ohne braunen Wolf und ohne Räuber,
Ohne Türken oder Chriſtenränkler.“
Und voran ging Theodor von Zara,
Zur Halbinſel vor den Hochzeitgäſten,
Die geſchmückten Hochzeitgäſte folgten.
Theodor ſtößt auf der breiten Straſſe,
Stößt zuerſt auf Scharaz Mahmud Aga,
Bei ihm iſt der greiſe Merdan Aga.
Halten überm Schooße lange Flinten,
Halten an den Zügeln gute Pferde,
Neben jedem ſind noch dreißig Türken.
Theodor grüßt ſie mit gutem Morgen,
Den ſie ſchöner noch ihm drauf erwidern;
Zieht an ihnen Theodor vorüber,
Führt geſund die ſchmucken Hochzeitgäſte.
Wie er vorwärts kommet auf der Inſel,
Theodor ſtößt auf der breiten Straſſe,
Stoßet auf von Awala, den Portſcha,
Ihm zur Seite Loyal Kamataritſch.
Halten überm Schooße lange Flinten,
Halten an den Zügeln gute Pferde,
Neben Jedem ſind noch dreißig Türken;
Theodor grüßt ſie mit gutem Morgen,
Den ſie ſchöner d'rauf ihm noch erwidern.
Zieht an ihnen Theodor vorüber,
Führt geſund die ſchmucken Hochzeitgäſte.
Wie er vorwärts kommet auf der Inſel,

Theodor stößt auf der breiten Straße,
Auf den Mujo da, auf den von Kladuſch,
Und zugleich auch auf den Gojen Alil.
Halten überm Schooße lange Flinten,
Halten an den Zügeln gute Pferde,
Neben Jedem ſind noch dreißig Türken.
Theodor grüßt ſie mit gutem Morgen,
Den ſie ſchöner noch ihm drauf erwidern.
Zieht an ihnen Theodor vorüber,
Führt geſund die ſchmucken Hochzeitgäſte.
Wie er vorwärts kommet auf der Inſel,
Theodor ſtößt auf der breiten Straße,
Stoßet auf den Komatſchewitſch Mamo,
Bei ihm iſt der Vogt der Felſenhöle;
Halten überm Schooße lange Flinten,
Halten an den Zügeln gute Pferde,
Neben Jedem ſind noch dreißig Türken.
Theodor grüßt ſie mit gutem Morgen,
Jene ihm in Gott darauf erwidern.
Zieht an ihnen Theodor vorüber,
Führt geſund die ſchmucken Hochzeitgäſte.
Wie er vorwärts kommet auf der Inſel,
Theodor ſtößt auf der breiten Straße,
Auf den Zettinjaner Alija Boitſchitſch,
Dem zur Seite Jankowitſch Osman iſt,
Der das ſchöne Mädchen haben möchte.
Beide halten Flinten überm Schooße,
Halten gute Pferde an den Zügeln.

Neben Jedem ſind noch dreißig Türken.
Theodor grüßt ſie mit gutem Morgen,
Jene ihm in Gott darauf erwidern.
Zieht an ihnen Theodor vorüber,
Führt geſund die ſchmucken Hochzeitgäſte.
Wie er vorwärts kommet auf der Inſel,
Theodor ſtößt da auf breiter Straſſe,
Stoßet auf den Muſtai Beg von Lika,
Ihm zur Seite Oraſchaz der Tale.
Halten gute Pferde an den Zügeln,
Ueberm Schooß hält Muſtai Beg die Flinte,
Tale aber hält die Kirſchbaum-Keule,
In der Keule drin ſind tauſend Nägel.
Theodor grüßt ſie mit gutem Morgen
Muſtai Beg in Gott ihm drauf erwidert;
Aber Tale will ihm nicht erwidern,
Sondern ſpringet auf die leichten Beine,
Redet ſo zum Theodor von Zara:
„Hurenſohn! ſteh, Theodor von Zara.
Steh' ein wenig, daß wir uns beſprechen.
Weſſen Mädchen willſt du weg denn führen?
Führen weg zur Schande aller Grenzer?
Schneiden kann dich nicht der ſcharfe Säbel,
Nicht durchbohren die Piſtol' am Sattel,
Ob es kann wohl meine Kirſchbaum-Keule?“
Und empor ſchwingt er die Kirſchbaum-Keule;
Uebers Roß beugt Theodor ſich aber,
Spaltet ſeinem Feind entzwei den Sattel.

Als der Tale ſchlug mit ſeiner Keule,
Da entſtann ein Streit ſich auf der Stelle,
Und vom Himmel fiel zur Erd' ein Nebel;
Doch kein Nebel iſts von Gott geſendet,
Nebel iſts von Blei und ſchnellem Pulver,
Und die Erde ſtöhnt, die Inſel hallet.
Mancher rufet aus: „Weh, meine Mutter!"
Mancher rufet: „Halte mich, Gefährte!"
Mancher rufet: „Schafft mich aus dem Wege,
Daß die guten Pferde mich nicht treten!"
Uebers Thal hin flieht manch' ein Gefährte,
Und die Brüder, die ſo ſehr man lobte,
Kennen ſich im Kampfe nicht erkennen,
Wie viel weniger noch ſich Türk und Chriſten.
Sähet ihr den Stojan Jankowitſch jetzt,
Zieht zurück ſich hinter alle Gäſte;
Wie er kommt zum erſten Hinterhalte,
Mit dem Diener Marko Jeroglawatſch,
Welcher Held nicht weiß von Gott dem Herren;
Jankowitſch trifft da zwei alte Agas,
Trifft daſelbſt den Scharatz Mahmud Aga,
Und bei ihm den greiſen Merdan Aga.
Beiden bindet er zugleich die Hände,
Uebergibt ſie Jeroglawatſch Marko,
Marko bindet ſie an grüne Tannen.
Dann ruft Stojan laut aus vollem Halſe,
Ruft beim Namen Theodor von Zara:
„Theodor! wo biſt du Bundesbruder?

Welche Wilen haben dich beſieget,
Heute Bruder auf der Seehalbinſel?
Dich und die neun Tomkowitſch, mein Bruder?"
Theodor im Haine drauf erwidert:
„Theurer Bruder Serdar Jankowitſche!
Nicht die Wilen haben mich beſieget,
Sondern hier bin ich dir nach der Stimme."
Und ſieh da den Theodor von Zara!
Mit ihm gehen die neun Tomkowitſche,
Und ſie führen Muſtai Beg von Lika,
Mit am Rücken feſt gebundnen Händen.
Führen auch von Oraſchaz den Tale;
Ganz mit rothem Blut bedeckt iſt Tale,
Denn nicht binden ließ er ſich die Hände,
Nimmer binden ſich, ein muth'ger Kampfheld.
Mit ihm führen ſie den Woitſchitſch Alil
Von dem ſtein'gen Zettinje der Feſtung.
Führen mit den Tomkowitſch Osman auch,
Und ſie übergaben ſie dem Stojan,
Dieſer dann dem Jeroglawatſch Marko.
Marko bindet ſie an grüne Tannen,
Dann ruft Stojan laut aus vollem Halſe,
Ruft den Djuro Danitſchitſch: „Wo biſt du?
Welche Wilen haben dich beſieget
Heute Bruder auf der Seehalbinſel,
Deine Brüder, die ſechs Danitſchitſche?"
Djuro drauf im Hain erwidert alſo:
„O mein Bruder, Serdar Jankowitſche!

Nicht die Wilen haben mich beſieget,
Sondern hier bin ich dir nach der Stimme,
Hier bin ich mit meinen lieben Brüdern."
Siehe, kommt da Djuro Danitſchitſche,
Führt herbei von Awala den Pertſcha,
Mit am Rücken feſtgebundnen Händen,
Bei ihm iſt der Topal Kamatar auch,
Uebergibt dem Stojan Jankowitſch ſie,
Stojan dann dem Jeroglawatſch Marko;
Marko bindet ſie an grüne Tannen.
Dann ruft Stojan laut aus vollem Halſe,
Ruft den Peter Mrkonitſch beim Namen:
„Welche Wilen haben dich beſieget
Heute, Bruder! in der Seehalbinſel?
Noch mit vier der Brüder dich beſieget,
Mit vier Brüdern noch, den Mrkonitſchen?"
Ihm erwidert Peter drauf im Haine:
„O mein Bruder, Stojan Jankowitſche!
Nicht die Wilen haben mich beſieget,
Sondern hier komm ich dir nach der Stimme."
Siehe da, kommt Peter Mrkonitſche,
Mit ihm vier der Brüder Mrkonitſche,
Und drei Brüder Kuliſchitſch mit dieſen,
Und ſie führen Kowatſchewitſch Ramo,
Mit am Rücken feſtgebundnen Händen,
Uebergeben Stojan Jankowitſch ihn,
Stojan gibt ſie Jeroglawatſch Marko,
Marko bindet ſie an grüne Tannen.

Nun verſammeln ſich die Serben, Türken,
Sammeln all die abgehaunen Köpfe,
Bringen Helden, die im Kampf verwundet.
Als dies Stojan Jankowitſch erblickte,
Hin und her auf die Gefährten blickte,
Schlug er mit der Hand auf ſeine Knie:
„Weh mir, wehe, bis zum lieben Gotte!
Fehlt der Beſte uns von den Gefährten,
Wehe, fehlet uns von Zeng Jadia!
Umgekommen iſt gewiß Jadia!“
Dann ruft Stojan laut aus vollem Halſe:
„O Jadia! Ach, wo biſt du, Bruder?
Welche Wilen haben dich beſieget
Heute, Bruder! auf der Seehalbinſel?“
Stojan ruft es, Niemand drauf erwidert.
Wieder ruft aus vollem Halſe Stojan:
„Bruder! wo biſt du von Zeng Jadia?
Biſt du heute mir am Leben, Bruder?“
Darauf ruft der Held aus grünem Haine:
„Ach, wo biſt du, Theodor von Zara?
Ach, ich komme dir heut um im Haine!“
Theodor lauft zu ihm nach der Stimme;
Wie er hin nun zum Jadia eilet,
Stößt ſogleich auf ihn die grimme Schlange,
Eine grimme Schlange, Kladuſch Mujo,
Und des Mujo Bruder, Gojen Alil.
Mujo will das Mädchen und den Wagen,
Um mit ihr nach Udbina zu fliehen;

Doch dieß gibt nicht zu von Zeng Ladia,
Und ſie ſchlagen ſich mit Holz und Steinen,
Faſſen dann ſich bei den Heldenbeinen,
Ringen mächtig in dem grünen Haine;
Und es ſchäumt mit weißem Schaum Ladia,
Aber Mujo ſchäumt mit blutgem Schaume.
Um die Beiden her ſpringt Gojen Alil,
Schwingt in ſeiner Hand den blanken Säbel,
Und haut tapfer ein auf Zeng Ladia,
Hauet auf ihn ein zu ſieben Malen,
Beigebracht hat er ihm ſieben Wunden,
Sieben Wunden ihm zu ſieben Spannen.
Als herbei kam Theodor von Zara,
Schrie er mächtig an den Gojen Alil;
Fort warf dieſer den beſchlagnen Säbel;
Theodor band drauf ihm ſeine Hände,
Und er kam und ſprach zu Mujo alſo:
„Höre du mich jetzt, von Kladuſch Mujo!
Laſſe los mir nun den Bundesbruder,
Leid iſt mir, dich umzubringen, Mujo!
Denn ich hörte, und die Leute ſagens,
Daß ein guter Held du biſt im Kampfe.“
Wenig achtet deß von Kladuſch Mujo.
Als dieß ſah der Theodor von Zara,
Holte aus er mit dem ſchweren Kolben,
Holte aus und ſchlug den Kladuſch Mujo.
Erſt nach dreimal hochgeſchwungnen Streichen,
Hat getrennt er ihn von dem Ladia.

Und vereinigt mit der ſchwarzen Erde,
Und er bindet rückwärts ihm die Hände.
Jetzt auf Lanzen legen ſie Tadia,
Denn entkräftet haben ihn die Wunden,
Tragen ihn zum Jankowitſch verwundet,
Und gebunden führen ſie den Mujo,
Führen mit den Jüngling Gojen Alil.
In den Wagen legen ſie Tadia,
Schwer verwundet zu dem ſchönen Mädchen.
Sie zerreißet das geſtickte Sacktuch,
Um das Blut zu ſtillen dem Tadia.
Dann erhoben ſich die Hochzeitgäſte,
Mit ſich führend die gebundnen Türken,
Und ſie kamen in das weiße Zara,
Warfen in den Kerker alle Türken,
Suchten Aerzte ſchnell für den Tadia.
Als Tadias Wunden heil geworden,
Ließen ſie um Löſegeld die Türken,
Und vermälten Koſſa mit dem Todor.
Längſt iſt dieß geſchehn, jetzt denkt man deſſen,
Wie man denkt im Jahr des Georgstages,
Wie des Helden unter den Gefährten.
Ahorn wuchſen dort und grüne Eſchen,
Wachſe unter uns Geſundheit, Friede!

Legenden.

Djakon Stefan und die zwei Engel.

Djakon Stefan macht ſich auf am Morgen,
Früh am Sonntag vor der warmen Sonne,
Vor dem Gottesdienſt, der warmen Sonne;
Doch er geht nicht in die weiße Kirche,
Schreitet ſchweigend zu dem offnen Felde,
Weißen Weizen auszuſä'n im Felde.
Siehe, kommen da zwei greiſe Wandrer,
Rufen fromm ihm zu die Hülfe Gottes,
Rufen: „Helfe Gott dir Djakon Stefan?“
Drauf erwidert er den Männern ſchöner:
„Gutes gebe Gott! ihr greiſen Wandrer!“
Sprachen aber drauf die greiſen Wandrer:
„Beim lebendgen Gott, o Djakon Stefan!
Große Noth ſcheinſt du im Haus zu leiden,
Daß du alſo früh biſt aufgeſtanden,
Früh am Sonntag vor der warmen Sonne,
Vor dem Gottesdienſt, der warmen Sonne,
Weißen Weizen auszuſä'n im Felde.
Wahnſinn hat dir, Held! den Geiſt ergriffen,
Biſt, ſo ſcheint es, heut' ein Türke worden,
Haſt das heilige Kreuz, den ſchönen Glauben

Mit den Füßen frech getreten, Djakon!
Und den Glauben dran haſt du verloren;
Da du alſo früh biſt aufgeſtanden,
Früh am Sonntag vor der warmen Sonne,
Vor dem Gottesdienſt, der warmen Sonne,
Weißen Weizen auszuſä'n im Felde."
Es erwidert drauf der Djakon Stefan:
„Beim lebendgen Gott, ihr greiſen Wandrer!
Da ihr fragt, will ichs euch gründlich ſagen:
Ich, der Held, bin nicht wahnſinnig worden,
Oder worden ein ungläubger Türke;
Noch hab' ich das Kreuz, den ſchönen Glauben
Mit den Füßen frech getreten heute;
Aber große Noth hab' ich zu leiden,
Denn in meinem Hof muß ich ernähren
Neun der Stummen, neun der armen Blinden,
Die ernähr' ich mit der treuen Gattin,
Und die Sünde wird mir Gott verzeihen."
Und es ſagten drauf die beiden Alten:
„Gehen wir zum Hof des Djakon Stefan,
Um zu ſehn die Gattin Djakon Stefans,
Was die Gattin dort des Djakon ſchaffet?"
Langſam gingen ſie zum Hofe Djakons;
Doch die Gattin iſt früh aufgeſtanden,
Früh am Sonntag vor der warmen Sonne,
Vor dem Gottesdienſt, der warmen Sonne,
Um zu reingen ihren weißen Weizen.
Rufen fromm ihr zu die Hülfe Gottes:

„Gattin Stefans, helf' dir Gott zur Arbeit."
Drauf erwidert sie den Männern schöner:
„Gutes gebe Gott, ihr greisen Wandrer!"
Sprachen aber drauf die greisen Wandrer:
„Beim lebendgen Gott, o Gattin Stefans!
Große Noth scheinst du im Haus zu leiden,
Daß du also früh bist aufgestanden,
Früh am Sonntag vor der warmen Sonne,
Um zu reingen deinen weißen Weizen.
Du bist, junges Weib! wahnsinnig worden,
Oder wurdest zur ungläubgen Türkin;
Hast das heilge Kreuz, den schönen Glauben
Mit den Füßen frech getreten, Thörin!
Und den Glauben dran hast Du verloren,
Da du also früh bist aufgestanden,
Früh am Sonntag vor der warmen Sonne,
Vor dem Gottesdienst, der warmen Sonne,
Um zu reingen deinen weißen Weizen."
Aber sprach die Gattin drauf des Djakon:
„Beim lebendgen Gott, ihr greisen Wandrer!
Da ihr fragt, will ichs euch gründlich sagen:
Ich, das Weib, bin nicht wahnsinnig worden,
Oder worden zur ungläubgen Türkin,
Noch hab' ich das Kreuz, den schönen Glauben
Mit den Füßen frech getreten heute;
Aber große Noth hab' ich zu leiden,
Denn in meinem Hof muß ich ernähren
Neun der Stummen, neun der armen Blinden,

Die muß ich mit meinem Herrn ernähren,
Und die Sünde wird mir Gott verzeihen!"
Und es ſagten drauf die greiſen Wandrer:
„Beim lebendgen Gott, o Gattin Steſans!
Gib du muthig uns dein männlich Kindlein,
Gib dein männlich Kind aus goldner Wiege,
Schlachten wollen wir dein männlich Kindlein,
Und das rothe Blut vom Kindlein nehmen,
Deinen weißen Hof damit beſprengen,
Und was ſtumm iſt, wird ſogleich dir reden,
Und was blind iſt, das wird ſehen Alles."
Und die Gattin ſann des Djakon Steſan,
Dachte ſinnend allerlei Gedanken,
Bis das junge Weib den Entſchluß faßte,
Und das Kindlein gab aus goldner Wiege.
Und ſie ſchlachten gleich das kleine Kindlein,
Fangen auf von ihm den rothen Blutſtrom,
Und den weißen Hof damit beſprengend,
Hat, was ſtumm war, jetzt ſogleich geſprochen,
Und was blind war, hat geſehen Alles.
Weiter gingen dann die alten Wandrer,
Weiter reiſten ſie mit Gott, dem Herren.
Und es ſah ſich um des Djakon Gattin,
Und ſie ſchaute hin zur goldnen Wiege;
Aber ſaß ihr Kind in ſeiner Wiege,
Lächelnd ſpielt es mit 'nem goldnen Apfel,
Und die Gattin ſpricht des Djakon Steſan:
„Lieber Gott! dir ſei nun Dank für Alles,

Daß die beiden alten Wandrer kamen,
In der Wiege mir das Kind geſchlachtet,
Auf das rothe Blut vom Kinde ſingen,
Mit dem Blut beſprengt die weißen Höfe;
Denn was ſtumm war, hat ſogleich geſprochen,
Und was blind war, hat geſehen Alles.
Sieh, jetzt ſitzt das Kind auch in der Wiege,
Lächelnd ſpielt es mit 'nem goldnen Apfel."
Da beginnt das Kind aus ſeiner Wiege:
„Süße Mutter, o du ſüße Nahrung!
Jene waren keine alten Wandrer,
Engel Gottes ſind die Zwei geweſen!"

Die Gattin des reichen Gawan.

Gott der Herr befahl einmal
Zweien, dreien Engelein:
„O ihr meine Engelein,
Heeresführer himmliſche,
Steigt hinab zur Erde mir,
Schnitzt euch unten Geigelein,
Schnitzt von trocknem Ahorn ſie.
Bienen gleich auf Blüthen
Wandelt auf der Erde hin.
Geht vom Gottesfenſter,
Von dem Sonnenaufgang,
Prüfet alle Glauben,
Nach der Reih die Städte,
Ob von Gott ſie wiſſen,
Und von Gottes Namen.“
Und die Engel ſtiegen
Nieder zu der Erde,
Schnitzten unten Geigelein
Sich von trocknem Ahorne.
Durch die Welt hin gingen ſie,
Bienen gleich auf Blüthen,

Aus von Gottes Fenſter,
Von dem Sonnenaufgang.
Alle Glauben prüften ſie,
Reihe nach die Städte,
Wußt von Gott ein Jeder,
Und von ſeinem Nahmen.
Als zum Hof des reichen
Gawan ſie gelangten,
War juſt heilger Sonntag;
Bis zum Mittag ſtanden
Sie am Sommertage,
Schmerzten ſie die Füße,
Wehrten große Hunde
Ab mit weißen Händen.
Irat die ſtolze Herrin
Aus dem Hofe, Helena,
Vor ihr Kammerfrauen,
Nach ihr Dienerinnen,
Trägt am Kopfe Pfauen,
Die ihr Schatten wehen.
Und heraus bringt Helena,
Sie, die ſtolze Herrin,
Halbverbrannte Rinden,
Die geknetet Freitag,
Eingeſcharrt am Samſtag,
Vorgewühlt ſind Sonntag.
Doch es gibt nicht Helena,
Wie es Gott gefällig,

Wirfts mit den Pantoffeln
Ihres rechten Fußes.
„Da, ihr Bettler, nehmet!
Was für Gott ist Euerer,
Der nicht seine Diener
Kann bei sich ernähren,
Sondern mir sie schicket?
Einen Gott im Hause
Hab ich, der erschuf mir
Einen Hof aus Bleie,
Stühle mir aus Silber,
Geld und Vieh in Fülle."
Ziehen fort die Engelein,
Und begegnen Stefan,
Gawans treuem Diener,
Und die Bettler sprechen:
„Höre Bruder Stefan!
Theil um Gott uns etwas!"
Stefan spricht zu ihnen:
„Höret Brüder, Bettler!
Nichts besitz ich, Brüder!
Außer einem Lämmchen.
Hab gedient dem Gawan
Neun der vollen Jahre,
Gab mir nichts zum Lohne,
Außer einem Lämmchen.
Milch hab ich erbettelt
Und genährt das Lämmchen,

Nun iſt es das beſte
Unter allen Schafen.
Wäre hier mein Lämmchen,
Sollte gleich ihrs haben,
Denn es drohn die Hirten,
Mir das Lamm zu ſtehlen."
Doch die Engel ſprechen:
„Dank dir, Bruder Stefan!
Gleicht dein Herz der Zunge,
Iſt gleich hier das Lämmchen."
Als ſich Stefan wendete,
Kommet ſchon das Lämmchen
Uebers Feld her blöckend.
Freuet ſich des Stefan,
So wie ſeines Mütterchens.
Stefan nimmt das Lämmchen,
Küßts zu dreien Malen,
Gibt es dann den Bettlern.
„Brüder Bettler, nehmet!
Euch ſeis eine Gabe,
Ein Gebet vor Gott mir."
„„Dank dir Bruder Stefan!""
Und die Engel gingen
Nahmen mit das Lämmchen.
Als die Engel kamen
Zu dem Throne Chriſti,
Sagten ſie dem Herren,
Wie es war auf Erden.

Doch der Herr weiß beſſer,
Als ſie ihm es ſagen,
Und es ſpricht der Herr Gott:
„Höret mich, ihr Engelein!
Steigt hinab zur Erde,
In des Hof des reichen
Gawan ſteiget nieder,
Laßt entſtehn im Hofe
Einen See, den Palaten.
Fangt die ſtolze Helena,
Fangt die ſtolze Herrin,
Bindet kalte Steine
An den Hals der Herrin;
An die Steine bindet
Böſe Teufel, ſchleifen
Laßt ſie durch die Hölle,
Wie ein Schiff durchs Meer hin.“

Frauenlieder.

Beim Kolotanzen.

Peter prahlte: „Keine schönre
Gattin gibt es, als die meine,
Schöner als die weiße Wila!“
Als dieß hört des Waldes Wila,
Kommt sie zu des Helden Hofe,
Und beim Namen ruft sie Peter:
„Führ' heraus, Held! deine Gattin,
Die mich überstrahlt an Schönheit,
Mich, die Wila in dem Walde.“
Und als Peter dieß vernommen,
Nimmt er bei der Hand die Gattin
Und bekleidet sie mit Prunke:
Fließt ihr Seidenkleid zur Erde,
Blondes Haar bis an die Hüfte,
Feine Perlen bis zum Gürtel.
In den Ohren goldne Ringe.
Vor den Hof führt er die Gattin,
Dreimal schöner als die Wila.
Als die Wila sah die Wahrheit,
Sprach die Wila zu dem Helden:
„Leicht wird Held! es dir, zu prahlen,

Daß viel ſchöner deine Gattin,
Als vom Wald die weiße Wila.
Sie geboren hat die Mutter,
Sie gelegt in ſeidne Windeln,
Und mit Muttermilch geſäuget:
Aber mich, des Waldes Wila,
Hat der wilde Wald geboren,
Mich in grünes Laub gewickelt;
Wenn des Morgens Thau gefallen,
Hat er mich geſäugt, die Wila;
Wenn vom Wald die Lüftchen wehten,
Haben ſie gewiegt die Wila,
Waren meine Wärterinnen."

Blume, Kuß und Quelle.

Klar und kühlig quoll das Waſſer einer Quelle,
Auswarf ſie ein Sträußlein immer grün Baſilikum.
Schafe hütet dort die ſchöne Mara, weiß und roth.
Kommt zu Pferd ein alter, alter Junggeſelle,
Rufet: „Gottes Hilfe, ſchöne Mara, weiß und roth!
Sag mir, kann man trinken kühles Waſſer, klar und kalt?
Sag mir, kann man pflücken immer grün Baſilikum?
Iſt zu küſſen wohl die ſchöne Mara, weiß und roth?“
Ihm erwidert drauf die ſchöne Mara, weiß und roth:
„Du zu Pferd, mit Gott, du alter Junggeſelle!
Nicht zu trinken iſt das kühle Waſſer, klar und kalt,
Noch zu pflücken iſt das immer grün Baſilikum,
Noch zu küſſen iſt die ſchöne Mara, weiß und roth.“

Klar und kühlig quoll das Waſſer einer Quelle,
Und warf aus ein Sträußlein immer grün Baſilikum,
Schafe hütet dort die ſchöne Mara, weiß und roth.
Kommt zu Pferd ein junger, junger Junggeſelle.
Rufet: „Gottes Hilfe, ſchöne Mara, weiß und roth!
Sag mir, kann man trinken kühles Waſſer kalt und klar?

Sag mir, kann man pflücken immer grün Baſilikum,
Iſt zu küſſen wohl die ſchöne Mara, weiß und roth?“
Ihm erwidert drauf die ſchöne Mara, weiß und roth:
„Du zu Pferd, bei Gott du junger Junggeſelle!
Wenn du willſt vom Waſſer trinken, komm des Morgens,
Jedes Waſſer iſt am frühen Morgen klar und kalt;
Willſt du von der Staude pflücken, komm des Mittags,
Um den Mittag duftet jede Blume ſchöner;
Wenn du willſt die Mara küſſen, komm des Abends,
Einſam, ſeufzt ein jedes Mädchen, wenn es Abend.

Wasserschöpfen.

Lief das schöne Morgensternchen,
Um dem Mond zuvor zu kommen;
Konnte nicht zuvor ihm kommen,
Bis sie Beide untergingen,
Hinter einem hohen Berge,
Hinter einem grünen Wäldchen,
Hinter einem kühlen Wasser.
Bei dem Wasser steht ein Mädchen,
Schöpft und gießt das kalte Wasser,
Mit vergoldeter Glaskanne
Und mit ihren weißen Händchen.
Kommt zu Pferd ein alter, alter Junggeselle,
Rufet zu ihr: „Gottes Hilfe, Mägdlein, weiß und roth!
Soll ich kommen, dir zu helfen Wasser schöpfen?"
„„Du zu Pferd, mit Gott, du alter Junggeselle!
Lieber bis zur Nacht allein, als mit dir schöpfen.""

Lief das schöne Morgensternchen,
Um dem Mond zuvor zu kommen,
Bis sie Beide untergingen,
Hinter einem hohen Berge,

Hinter einem grünen Wäldchen,
Hinter einem kühlen Waſſer,
Bei dem Waſſer ſteht ein Mädchen,
Schöpft und gießt das kalte Waſſer
Mit vergoldeter Glaskanne,
Und mit ihren weißen Händchen.
Kommt zu Pferd ein junger, junger Junggeſelle,
Rufet zu ihr: „Gottes Hilfe, Mägdlein, weiß und roth!
Soll ich kommen, dir zu helfen Waſſer ſchöpfen?“
„„Du zu Pferd, willkommen, junger Junggeſelle!
Komme zu mir, hilf mir ſchöpfen kühles Waſſer.““

Veilchen.

Sprach bei ſich das blaue Veilchen:
Bin die erſte Sommerblume,
Hab ich auch ein krummes Hälschen,
Spend' ich dennoch ſüße Düfte.
Wenn die holden Mägdlein wüßten,
Was der Duft iſt blauer Veilchen,
Möchten ſie die Blumen laſſen,
Und das Veilchen nur begießen.

Rosenspende.

Ach so lang die Nacht gedauert,
Kam mir Schlaf nicht auf die Augen,
Hörte immer Kolotanzen;
In dem Kolo war die Theure,
Alle meine Lieder singend,
Nannte mich in jedem Liede.
Konnte nicht dem Herzen wehren,
Sondern ging hinab zum Kolo,
Um zu sehn das Liebe, Theure.
Aufgelöst doch war der Kolo,
All die Jungen eingeschlafen:
Jedes Schwesterchen beim Bruder,
Jede Tochter bei dem Vater,
Jede Schnur bei ihrem Djewer,
Meine Arme schlief alleine.
Und ich pflückt ein Rosenzweiglein,
Legt's der Theuern auf den Busen.
Als die Theuerste erwachte,
Wundert sie das große Wunder,
An der Brust den Strauß zu finden,
Und sie denket in Gedanken:

„Wär er mir von Gott beſchieden,
Wär ich deſſen nimmer würdig.
Wenn er von Verwandten wäre?
Ach! als Waiſe hab ich keine.
Iſt das Sträußchen von dem Liebſten?
Ach, mein Liebſter iſt mir ferne!“
Und ſie drückt an ſich das Sträußchen,
Küßts und ſteckt es in den Buſen.

Witwe und Mädchen.

Es erging ſich Jowan Beg, ſpazierend
Längs des Hofs der Frau des Beges Radul;
Es betrachtet ihn die Begowiza,
Sie betrachtet ihn und ſpricht die Worte:
„Lieber Gott, ach welch ein großes Wunder!
Ach wie ſchön iſt dieſer Jüngling Jovo!
Hätt' ich eine heiratsfähige Schweſter,
Meine Schweſter würde ich ihm geben,
Sie ihm geben und ihn Schwager nennen.
Hätt' ich eine heiratsfähige Tochter,
Meine Tochter würde ich ihm geben,
Sie ihm geben, Schwiegerſohn ihn nennen.
Habe keine Schweſter, keine Tochter,
Um ihn Schwager, Schwiegerſohn zu nennen,
Mit dem Jüngling will ich mich verbrüdern,
Mich verbrüdern und ihn Bruder nennen."
Was die Frau des Radul Beg geſprochen,
Hat geſprochen, hat ſie auch gehalten,
Mit dem Jüngling Jovan ſich verbrüdert,
Sich verbrüdert und genannt ihn Bruder.
Da bat ſie die Witwe Angelina:

„Liebe Herrin, Frau des Beges Radul!
Schenke du mir deinen Bruder Jovan.“
Aber zu ihr ſagt die Begowiza:
„Nein, ſo Gott mir, Witwe Angelina!
Keiner Witwe will ich ihn vermälen,
Waſſer nicht zum Trunk dem Bruder reichen.
Jeden Brunnens Waſſer machet Kopfſchmerz,
Und die Witwen all ſind eigenſinnig.
Ich vermäl' den Bruder einem Mädchen,
Und ich geb' ihm rothen Wein zu trinken.
Von dem Weine röthet ſich das Antlitz,
Heitrer iſt das Herz von einem Mädchen.“

Verſchiedene Trauer.

Hinterm Berg voll Immortellen ſank die Sonne.
Und es ſchifften ſich die Helden aus dem Meere.
Und es zählte ſie die junge Gattin Georgs,
Und ſie findet an der Zahl voll alle Helden,
Doch nicht voll an Zahl drei Schätze, ihre Schätze:
Ihren erſten Schatz nicht, ihren Gatten Georg,
Ihren zweiten Schatz, der ſie zur Trauung führte,
Ihren dritten Schatz nicht, ihren Leibesbruder.
Um den Gatten ſchert ſie trauernd ab die Haare,
Um den Brautführer zerfleiſchet ſie das Antlitz,
Um den Bruder ſticht ſie aus ſich ihre Augen.
Schert das Haar ab, doch die Haare wachſen wieder.
Sie entſtellt das Antlitz, dieſes aber heilet;
Doch die Augen werden niemals wieder wachſen,
Weder heilt das Herz mehr um den theuern Bruder.

Klagelieder.

Auf dem Grabe.

Sind nun dieſes deine Höfe?
Ach wie ſind ſie ſchmal und enge,
Ohne Thüren, ohne Fenſter,
Wie wirſt du dich hier gewöhnen,
Nach Genuß all deines Guten,
Ohne Licht und ohne Wache,
Ohne treffliche Geſellſchaft,
Und geſprächige Genoſſen,
Ohne Küße, Anerbiethen,
Und ſo ohne alles Guten!
Aber Gott wird dir doch helfen,
Und dort wirſt du Gutes finden,
Schönes Sträußchen von Verwandten,
Vater und die Mutter finden:
Haſt auch deine lieben Brüder,
Welche dich empfangen werden,
Auf dem Wege dir begegnen,
Sehnlichſt dich empfangen werden,
„Biſt du müde? fragen werden
Und dich niederſetzen heißen,
In die eignen goldnen Stühle.

Und ſie werden dir dann bringen
Eine Kanne kühlen Waſſers,
Eine Kanne goldnen Weines,
Lebenstrank in einer dritten,
Daß du ſchön anhebſt zu ſprechen,
Antwort gibſt auf ihre Fragen

Die Schweſter trauert.

Wo biſt du mir hingeflogen,
O mein Falke!
Aus der ſchönen Schaar der Freunde,
O mein Bruder!
Kannteſt doch treuloſe Türken,
Gott verdamm ſie!
Daß ſie dich betrügen werden,
Edles Haupt!
Hab durch dich mein Licht verloren,
Meine Sonne!
Ohne Heilung meine Wunden,
Schwere Wunden!
Meine ausgerißnen Augen,
Ohne Lichtglanz.
Wem haſt Alle hinterlaſſen,
Ruhm der Brüder!
Deinen alten Vater Peter,
Weh dir Peter!
Und die jungen Schweſtern, deine
Kukkukinnen.
Sieben deiner Schwägerinnen,
Schwägerinnen.

Warum haſt du ſie geſchoren?
Ach die Armen!
Wahrteſt nicht dein junges Haupt dir,
Menſchenwila!
Deinen Mördern zum Ergötzen,
Stolz der Brüder!
Haben treulos dich ermordet,
Die Treuloſen!
Sie verzierten ſchön ihr Trawnik,
Sollens zahlen!
Es mit deinem ſchönen Kopfe,
Wehe, wehe!
Wer wird nun die Schaaren ſammeln?
Edler Führer!
Wer der Grenze Flügel ſchützen?
Bruderflügel!
Wer der Türken Köpfe ſäbeln?
Scharfer Säbel!
Wärſt im Kampf du umgekommen,
Starker Krieger!
Wo ſich rauft die Serbenjugend,
Junger Recke!
Um die Köpfe, um die Waffen,
Seis der Wunden!
Du doch durch Verrath gefallen,
Treues Haupt!
Könnt' ich nur wahnſinnig werden,
Schwarze Schweſter.

Um dich Theurer zu vergessen,
Ich Kukkukin.
Denn du warst unendlich lieblich,
Junger Bruder!
Hättest du gelebt beim Kaiser,
Weises Haupt!
Wärest sein Vezier geworden,
Deiner Schwester.
Hättest du gelebt beim König,
O mein Sprößling!
Wärst sein General geworden,
Meine Rose!
Wenn ich mich besprechen könnte,
Du mein Herze!
Doch mit deinem todten Kopfe,
Du bist Stein mir.
Daß ich deine Augen sähe,
Meine Augen!
Daß den todten Kopf ich küßte,
Statt des Bruders.
Daß das lange Haar ich kämme,
Weh mir, wehe!
Dir den Heldenturban winde,
Deine Schwester.
Jetzt bist du in Mörderhänden,
Daß sie's zahlten!
Deinen schönen Kopf entstellend,
Aergste Mörder.

Du wirſt viele Brüder finden,
Weh uns, wehe!
Viele auserleſne Falken,
Wehe Brüder!
Auf dem Mauerwerk von Travnik,
Gott verdamm es!
Wirſt die Köpfe nicht erkennen,
Ach wir Armen!
Denn es haben ſie entſtellet
Die Treuloſen.
Wohin ſoll nun deine Gattin?
Weh ihr, wehe!
Deine zwei unmündgen Kleinen?
Ach die Waiſen!
Was ſoll dein Großvater Vajko
Nun beginnen?
Der dich auferzog mein Vatritſch!
Weh ihm, wehe!
Tiefe Wunden ſelbſt vernarben,
O mein Vatritſch!
Aber endlos iſt der Kummer,
Volk! dir wehe!
Türkiſch wird das Land jetzt werden.
Gott verdamm es!
Stein geworden ſind die Häupter,
Stein ihr Eigen!

Bettlerlieder.

Was der thun ſoll, welcher göttlich zu ſein wünſcht.

Menſch, Gerechter, Diener Gottes!
Wenn du Gott willſt angehören,
Thue Gutes hier im Leben,
Ehre deinen ältern Bruder,
Und dich werden es die Jüngern.
Sei nicht ſtolz in deinem Glücke,
Und verzage nicht im Unglück.
Laß nach fremdem Gut die Habſucht,
Denn, gerechter Menſch, das merke:
Wenn der Tod den Menſchen findet,
Nimmt er nichts mit ſich zur Erde,
Als gekreuzte weiße Hände,
Nichts, als die gerechten Thaten.
Was du theilſt um Gotteswillen,
Und was du vermeinſt den Seelen,
Dafür wird dirs wohlergehen,
Hier in dieſer Welt und jener.

Vor Gott werden wir Alle gleich sein.

Nichts weiß man von Königen,
Und man kennt die Kaiser nicht,
Arme nicht erniedern sich,
Und die Reichen prahlen nicht,
Wenn wir vorm Gerichte sind,
Wo der Herr Gott richten wird
Sünder und Gerechte.

Der Blinde auf dem Jahrmarkt.

Lieber Gott! es ſei dir Dank für Alles,
Lieber Gott, dir und dem jungen Sonntag!
Lieber Gott! hilf einem jeden Menſchen,
Jedem Bruder, jedem guten Helden,
Hilf dem Ochſen und im Feld dem Ackrer,
Welcher ackert und die Waiſen nähret,
Waiſen, Ameiſen und Würmer nähret.

O beſchenket mich, Ernährer!
Ihr Ernährer und ihr Eltern!
O beſchenkt mich, meine Brüder,
Glückliche und edle Brüder!
Gehet nicht an mir vorüber,
Tragt vorbei nicht meine Gabe,
Meine arme, kleine Gabe,
Klein iſt eine Kreuzergabe,
Doch ein großes Werk die Gutthat.
Theile Bruder und vermehre,
Aller deiner Todten denke!
Ein Gebetlein werd' ich beten,

Für das Glück des ganzen Hauſes,
Für den Pflüger und den Ochſen,
Für den Wandrer und den Krieger,
Für den Hirten und Soldaten,
Für den Schüler und Studenten,
Seine Mutter mag ſich freuen!
Ach, beſchenkt mich, liebe Brüder!
Daß ihr ſo nicht ſchauen möget,
Und kein blindes Kind mögt haben,
Nicht im Haus, nicht in der Freundſchaft,
Und es in die Welt nicht ſchicket,
Wie mich meine Mutter ſchickte,
In die unbekannte Fremde,
Wo mich fremde Augen ſehen,
Hingeſchlagen und geſtoßen
Vom Unlieben zum Untheuren,
Wie das Waſſer an die Ufer.
Siehe, mein barmherziger Bruder!
Fremdes Auge muß mich führen,
Eure Hände mich ernähren,
Eure Hände, ſchwere Qualen!
Muß die weiße Welt entbehren,
Weißen Tag, die glühnde Sonne,
Muß entbehren Mond und Sonne,
Und die ſchöne Welt zu ſchauen,
Ringsumher all meine Brüder,
Und vor mir die ſchwarze Erde,
Ueber mir den klaren Himmel.

Ach, mich führen fremde Augen,
Kann allein mir nimmer helfen,
Ohne eure rechten Hände.
Weder kann ich für mich ackern,
Ackern nicht, für mich nicht graben.
Was für euch sind helle Tage,
Das sind mir tiefdunkle Nächte.
Siehe Bruder den Gefangnen,
Eingekerkert und gefangen.
Kann den weißen Tag nicht sehen,
Schwere Straßen muß ich reisen,
Und durch schwere Furten waten,
Kenne und erkenne Niemand,
Stoß und schlag von Baum zu Baume,
Schlag mich an von Stein zu Steine,
Vom Unlieben zum Untheuren,
Wie das Wasser an die Ufer!
Sich befrein wird der Gefangne,
Und herausgehn aus dem Kerker,
Ewig ich nicht aus der Blindheit,
Ich nicht bis zur Todesstunde,
Bis zu meinem Lebensende!
Schwere Qual ach ist die Blindheit,
Schwere Qual, ein schweres Leiden.
Seht mich an mit euren Aeuglein,
Hört mich an mit euren Oehrchen,
Schenkt mir was mit euren Händchen!
Schenkt des heutgen Tages wegen,

Wegen eures guten Glückes!
O genießt genug des Glückes,
Lebt genug des ſchönen Lebens,
Gutes Glück, ſchöne Geſundheit!

Dank für gespendetes Almosen.

Dank dir Christ, mein treuer Bruder!
Möge dich der Herr beschenken,
Ruhm dir werden groß und göttlich.
Geb dafür Euch Gott Gesundheit,
Was ihr thut zum Seelenheile,
Wo die guten Werke stehen
Für das christliche Almosen,
Das ihr fromm mir habt ertheilet,
Und für Gott den Herrn vermeinet.
Mögt Gesundheit ihr genießen,
Von dem Kleinsten bis zum Großen,
Von der Jugend bis zum Alter.
Satt genieße deine Jugend,
Blumig blühe deine Rechte,
Und das Paradies der Seele.
Ruhn soll sie im Paradiese,
Und bei Gott dem Herren wohnen,
Paradiesesruhm genießen,
In dem ewgen Reich des Himmels
Bis zu dem Gerichte Gottes.

Eine blinde Bettlerin.

O ihr Chriſten, liebe Brüder,
Chriſtinnen und liebe Mütter!
Ach erfreut mich und beſchenket
Wegen des alleinigen Gottes,
Wegen eurer Todesſtunde,
Um des großen Hausvatrones!
Daß kein blindes Kind euch werde,
Daß ihrs in die Welt nicht ſchicket,
In die unbekannte Fremde,
Wie mich meine Mutter ſchickte,
Ach, von ihrem Herzchen ſchickte,
Um zu gehn nach fremden Augen,
Schwere Wege zu durchwandern,
Schwere Furten zu durchwaten.
Fremde Mutter nenn ich Mutter,
Fremden Vater nenn ich Vater,
Fremden Bruder nenn ich Bruder,
Fremde Schweſter nenn ich Schweſter.
Sondert euch nicht Mütter, Väter,
Sondert euch nicht Brüder, Schweſtern
Von der chriſtlichen Gemeine,

Von der göttlichen Verſammlung.
Geh vorbei nicht, ſüße Mutter!
Geh vorbei nicht, theurer Vater!
Geht vorbei nicht an der Blinden,
An der Blinden, Unglückſelgen.
Süßer Bruder, ſüße Schweſter!
Seht mich an hier in dem Staube.
Euerer Verſtorbnen denket,
Euerer geſtorbnen Aeltern,
Welche euch geboren haben,
Welche übern Schooß euch legten,
Und gebracht euch auf die Füße.
Reiche Bruder deine Rechte,
Deiner ſchönen Seele willen!
Reich mir eine kleine Gabe,
Und des Paradieſes Thore
Thuen auf ſich deiner Seele.
Was du austheilſt für den Herren,
Was der Seele du vermeineſt,
Schreibt ein Engel und der Herr ſchaut
In des Engels rechten Flügel.
Geht vorbei nicht an der Blinden,
Tragt vorbei nicht meine Gabe,
Sünde iſts, vorbei zu gehen
An der Blinden, Unglückſelgen.

Nach gespendetem Almosen.

Dank sei dir du Rechte! Blühen
Soll die Rechte dir mit Blumen,
Von der Sonne warm beschienen.
Heilig soll die Rechte werden,
Die mit Gaben mich beschenket.
Lohne euch des Himmels König,
Und die Königin des Himmels
Möge in der Nacht, am Tage
Ueberall euch Hülfe spenden.
Eure Seele und der Aeltern
Soll das Paradies erreichen,
Dorten Gottes Antlitz küssen,
In dem Paradiese wohnen.
Paradiesesruhm genießen.

Sprichwörter.

Wo die Ehre, iſt auch die Seele.

Der Weingarten bedarf keines Gebetes, ſondern der Haue.

Wenn auch nackt, ſo iſt er doch ein Falke.

Wer weiſe ſchweigt, ſpricht ſchön.

Leben wir auch im Stalle, ſo eſſen wir doch kein Stroh.

Heirathe mit den Ohren, nicht mit den Augen.

Beſſer verſteht es der Papſt und der Bauer, denn der Papſt allein.

Beſſer einen Tag der Hahn ſein, denn einen Monat die Henne.

Schneller iſt der eigene Eſel, als eines Anderen arabiſcher Hengſt.

Der Wein ſagt nicht: Geh! ſondern: Bleib!

Gott zahlt nicht jeden Samſtag.

Der Froſch ſah zu, als man die Pferde beſchlug, und hob auch den Fuß auf.

Ein Bruder ſticht dem Bruder am tiefſten die Augen aus.

Unſere Haut wird nicht getragen, unſer Fleiſch wird nicht gegeſſen, was iſt dann an uns, wenn die Ehre nicht?

Wegen der Waiſen ſcheint die Sonne.

Den Ochſen bindet man bei den Hörnern, den Menſchen bei der Zunge.

Ein müßiger Prieſter tauft auch die Böcklein.

Wenn er keine Naſe hätte, könnte er weiden.

Zwei Mal nur iſt der Menſch fröhlich: wenn er heiratet und wenn er ſein Weib begräbt.

Wo hat die Eule einen Falken ausgebrütet?

Dieweil die Weiſen ſich ſatt ſtudirt, haben die Dummen ſich ſatt gelebt.

Einem ſchlechten Mädchen rede gut nach, einem guten, wie du willſt.

Auch der Teufel, wenn er Recht ſpricht, verdient Anerkennung.

Auch die beſoffene Henne weiß, was ein Geier iſt.

Das Volk iſt eine ſtarke Stutte.

Wenn Gott nicht will, wollen auch die Heiligen nicht.

Wenn alle Welt ruft: Du biſt betrunken! dann lege dich nieder, wenn du es auch nicht biſt.

Des Hauſes Schwelle iſt das größte Gebirge.

Es gibt keine Kälte ohne Wind, keinen Gaſt ohne Türken.

Wenn du eine fremde Henne aufgezehrt haſt, binde die deine ſogleich am Fuße an.

Wer bettelt, und trüge er auch eine Krone, dem gib!

Von einem Hunde, den man tödten will, ſagen ſie: er iſt wüthend.

Wer arbeitet, den ſtört Gott nicht.

Wer die Sterne anbellt, dem werden die Zähne ausfallen.

Wer ſich vor dem Weibe fürchtet, ſäuge Kinder.

Das Blut kann nicht einſchlafen.

Der Maulwurf geht unter der Erde, und doch kann er ſich nicht verbergen.

Der iſt kein Wolf, dem die Hunde nicht nachbellen.

Manchem ſchwimmt das Blei, Manchem geht auch das Stroh unter.

Mit Schweigen quält man den Teufel.

Trete der Waiſe nicht auf den Saum, ſo wirſt du du dir nicht auf's Glück treten.

Venedig iſt eine Blume, Konſtantinopel eine Welt.

Die Abkunft iſt nichts gegen einen ruhmvollen Namen.

Wer keinen Falken hat, freut ſich auch des Kukkuks

Kurze Stämme, fertige Klötze;
Späte Kinder, junge Waiſen.

Handle nicht mit Jenem, mit dem du bloßköpfig rechnen mußt.

Meide den Narren, wie den Heiligen.

Etwas nimmt der Türke mit Gewalt, etwas der Pope mit dem Buche, und ſo bleibt dem Armen nichts.

Vom Wort zur That, wie vom Blatt zur Wurzel.

Gib dem Prieſter, was des Prieſters, dem Herrn, was des Herrn iſt, und fliehe ſie.

Beweglich, wie der untere Mühlſtein.

Jeder Vogel hat über ſich einen Geier.

Was du mir ſagſt, geſchehe mir, was du mir wünſcheſt, geſchehe dir.

Gott hat wollene Füße, aber eiſerne Hände.

Treffe Gott den Schuldigen, der Unſchuldige iſt ohnehin ſchon umgekommen.

Der Deutſche iſt ein Heiliger.

Zwei Fiſche werden an einem Feuer gebraten, und einer glaubt es dem andern nicht.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	VII
Heldenlieder.	
Der Tod des Wojwoden Prijesda	3
Heirat des Paul Pletikossa	8
Räuber Nowack und Knes Bogossaw	14
Milan Beg und Dragutin Beg	18
Mujo und Alija	24
Militsch, der Fahnenträger	28
Der Pilger von Nisano und Limun, der Kaufmann	39
Theodor von Zara	51
Legenden.	
Djakon Stefan und die zwei Engel	77
Die Gattin des reichen Gawan	83
Frauenlieder.	
Beim Koletanzen	89
Blume, Kuß und Quelle	91
Wasserschöpfen	93
Veilchen	95
Rosenspende	96
Witwe und Mädchen	98
Verschiedene Trauer	100
Klagelieder.	
Auf dem Grabe	103
Die Schwester trauert	105
Bettlerlieder.	
Was der thun soll, welcher göttlich zu sein wünscht	111
Vor Gott werden wir Alle gleich sein	112
Der Blinde auf dem Jahrmarkt	113
Dank für gespendetes Almosen	117
Eine blinde Bettlerin	118
Nach gespendetem Almosen	120
Sprichwörter	123

Gedruckt bei H. Kleyi sen. und A. Gurlach.

Zur

Geschichte der Juden

in Wien.

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Der alte Freithof.
Der Tempelhof.

Wien, 1853.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger's Witwe.
Leihbibliothek Nr. 179.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den

Hochwohlgeborenen Herren

Leopold Edl. von Wertheimstein,
Josef Wertheimer, Heinrich Sichrovsky,
Moriz Goldschmid, Josef Biedermann,

Vertretern der israelit. Kultusgemeinde in Wien,

in

hochachtungsvoller Ergebenheit

gewidmet.

„Der alte Freithof," erscheint hier mit manchem Detail vermehrt, in zweiter Auflage, ich habe nur wenige Zeilen rücksichtlich der Skizze: „Der Tempelhof" voranzuschicken; sie ist nach Dekreten, Protokollen und Aufzeichnungen* entworfen und nimmt keinen schriftstellerischen, sondern ausdrücklich nur den Werth eines aktengemäßen, treuen Berichtes in Anspruch.

Das Archiv
der israelitischen Kultusgemeinde.

Die Akten der Gemeinde, mehrere Tausend an der Zahl, wurden mir, als ich vor fünfzehn Jahren mit dem Amte des Secretärs derselben betraut wurde, als ein an mehreren Orten zerstreutes Gut übergeben, zu dessen Sammlung und Entwirrung ich mehr als zweier Jahre bedurfte. In einem Berichte vom Jahre 1841 konnte ich dem geehrten Gemeindevorstande mittheilen, daß die Akten in ein wenigstens im Allgemeinen geordnetes, übersichtlich Ganzes gebracht, vor Verlust oder Zerstreuung gesichert seien. Im Jänner des Jahres 1848 wurde, durch die Vorsorge des Vorstandes, im Gemeindehause, in der Stadt Nr. 893 eine Wohnung zu einem, bis dahin noch nicht bestan-

Die Erinnerung an das Ringen und Vollbringen unserer theuerer Voreltern ist ein stets frommes Gefühl; dieses aber soll, um kein bloß träumerisches zu sein, zu Thaten wecken. Was die Vorfahren mit ihrer Hände

denen Amtslocale für das Sekretariat und die Leichenhof-Verwaltung, dann für das Archiv angewiesen. Hier befinden sich nun in reichenen, mit Aufschriften versehenen Kästen die Akten und Rechnungen der Gemeinde; die ersteren vom Jahre 1626 bis 1853; die Rechnungen vom Jahre 1807 bis 1853. Das älteste Aktenstück ist vom 15. Juni 1626 datirt und sind aus dem siebzehnten Jahrhunderte nur 19, aus dem achtzehnten nur 1 Stück vorhanden. Eine frühere Zeit in der Gemeinde scheint ohne Pietät, vielleicht auch ohne Verständniß für historisch Interessantes, die Akten zerstreut, oder dem Zufalle Preis gegeben zu haben, denn erst seit den letzten drei Jahrzehenden sind sie reichhaltiger, aber kaum vollständig vorhanden.

Als Archivar liegt mir der Wunsch nahe, daß hier, wenigstens in Abschrift, Alles gesammelt wäre, was das soziale und das religiöse Leben und die Schicksale der Juden in Oesterreich betrifft, eine reichströmende Quelle für den Historiker, wenn er die Sitten- und Kulturgeschichte des Landes, vorzüglich aber Wiens schreibt. So reiches Materiale das treffliche Buch: „die Juden in Oesterreich" enthält; noch reichhaltigere, unerschöpfte Fundgruben sind die k. k. Regierungs- und die Archive der Stadt Wien. Eine im angelegentlichen Interesse an die selbe gerichtete Bitte würde gewiß nicht erfolglos bleiben und der Kostenbetrag für die Abschriften nicht zu groß sein.

Fleiß, mit ihres Geistes Arbeit erworben und geschaffen haben, uns Nachlebenden kommt es zu Gute. Stets sind wir die Schuldner der Vergangenheit und wir gingen als schlechte Zahler aus dem Leben, wenn wir der Vorkämpfenden, Vorerwerbenden uns nur erinnerten und nicht durch eigene Anstrengung und That, die wieder unseren Nachlebenden zum Heile und zur Freude werden soll, die alt hergebrachte Schuld tilgen wollten.

Eine Erinnerung in diesem Sinne soll der vorliegende Versuch einer Darstellung der allmäligen Entwicklung des israelit. Gottesdienstes und religiösen Jugendunterrichtes in Wien sein; eine Erinnerung in dem Momente, wo die Gemeinde daran gehet, ein zweites Bethaus in der Leopoldstadt — das in der Stadt faßt höchstens 1500 Andächtige — auf einem von ihr im Jahre 1851 in der Wältischgasse erkauften Grunde zu erbauen.

Diese Arbeit ist eine andere und leichtere geworden. Was einst mit geistiger Selbstverläugnung, mit zaghafter Demuth nur, begonnen und nicht ohne sorgenvollen Blick in die Zukunft vollendet werden konnte, das bedarf jetzt, wo den Juden in unserem Vaterlande eine lichtere Gegenwart umgiebt, fast nur materieller Mittel. Diese wer-

den reichhaltig fließen, deſſen können wir gewiß ſein, denn es gilt einem religiöſen Bedürfniſſe genügen, im oben ausgeſprochenen Sinne eine heilige Schuld abtragen, und unſerer Gegenwart ein frommes, architektoniſch-ſchönes Monument ſetzen!

Im Monate der Geſetzgebung 5857.

F.

Der alte Freithof.

„Die Lebendgen zu verſtehen,
Muſt du zu den Todten gehen."
Iſaia 8, 19.

Ich ſchlage eine wunderliche Chronik auf — ſiebenhundert einzelne Blätter mit vermoderten Schriftzeichen, mit meiſt verſchollenen Namen, mit Jahrzahlen und Sprüchen, die über Leben und Vernichtung, über Hoffnung und Ewigkeit von Liebe und Trauer ſprechen. Dieſe Blätter ſind ſteinerne Tafeln, den Leſer ergreift eine ſinnende Wehmuth, wenn er die ſeltſamen Lettern und fremdartigen Zeichen betrachtet, und wenn er an all das untergegangene Leben denkt, von dem ſie erzählen und berichten; es ſind die verſinkenden Leichenſteine des alten Judenfreithofes in Wien. Wer kennt dieſen? Er iſt ſelbſt von denen niemals oder nur ſelten betreten, deren Urväter unter ſeinem Raſen liegen, und ausruhen von den ihnen, bedrängt und verfolgt, wie ſie oft waren, doppelt ſchweren Mühen des Lebens. Von ihnen galt Byrons ſchmerzlich ſchöner Gedanke:

„Die Taube hat ihr Neſt, der Fuchs die Kluft,
Der Menſch die Heimath, Juda nur die Gruft!"

Wien iſt eine an hiſtoriſchen und monumentalen Denkmälern reiche Stadt; ſeltſam genug fand das, eigentlich aus ſo vielen Monumenten beſtehende Monument Keinen, der es be-

schrieben hätte, und doch liegt es uns so nahe, in der nicht fernen Vorstadt Rossau, still von Planken eingefriedet, von Hollunder- und Rosensträuchen überblüht.

Schön bezeichnet der Deutsche das Feld, dahin er seine Todten legt: Freithof, frei von den Mühen des Lebens, Friedhof, wo aller Kampf zu Ende ist, und Gottesacker, wo

„Die Saat gesät von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen."

Bedeutungsvoller bezeichnet der Jude seinen Leichenhof, er nennt ihn „Beth Olom," das Haus der Welt, dahin alle Welt mündet, und „Beth Chajim," das Haus des Lebens, wo das Leben erst beginnt und den guten Ort.

Indem ich eintrete, um die im Lapidarstil geschriebene Chronik zu lesen und einen Beitrag zur Kunde interessanter Denkmäler Wiens zu liefern muß ich mit dem Leben vergangener Geschlechter beginnen.

Die ältesten Chronisten Oesterreichs, Haselbach, Hagen, Rasch, später der Paulaner-Mönch Fuhrmann, sprechen von einem alten Judenreiche im Lande unter der Enns; nach ihnen soll bald nach der Sündfluth ein Judenreich in dem heutigen Oesterreich begründet worden sein, das von Königen, Herzogen und Markgrafen, die bald zu Tulln, bald zu Stockerau, bald in Korneuburg Hof hielten, beherrscht wurde. In dem wichtigen Werke: „Scriptores rerum Austriacarum" sagt Hieronymus Pez rücksichtlich der Chronik von Hagen: „In qua tot fabulas et deliramenta legas quot verba." Wir sind anderer Meinung, bemerkt der Verfasser des trefflichen Buches „Die Juden in Oesterreich," wir finden auch in diesen „Fabeln und Träumereien" Sinn und Bedeutung, wenn nicht als

Hinweisungen zu einer Geschichte der Juden in Oesterreich, doch als Ueberreste alter Sagen, welche die Männer des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr zu beherrschen verstanden, und daher mit andern Ueberlieferungen in Verbindung brachten. In diesem Sinne und weil vielleicht die Neugierde des Lesers nach jenen wenig bekannten Tradizionen rege geworden, sei hier Einiges kurz anzuführen: Im Jahre 2,282 nach Erschaffung der Welt, also 624 Jahre nach der Sündfluth und 1700 Jahre vor Christi Geburt, hat sich ein Jude Saunas und nach ihm Judai Sapta in Oesterreich angesiedelt. — Eine andere Tradizion läßt 810 Jahre nach der Sündfluth einen zweiten Abraham mit seinem Weibe Susanna und mit zwei Söhnen, Salim und Ataim, aus dem Lande Theomanaria (?) nach Stokerau in Oesterreich kommen, welches damals Auratim in Judaisaptan hieß. Der Chronist zählt 72 Fürsten jüdischer Abstammung auf, welche bis 291 vor Christi Geburt Oesterreich beherrschten. Lacius führt einige ihrer Namen an: Maman, Raran, Esras, Chaptan, Laptan, Saptan, Roban, ihre Gattinen: Vachan, Semina, deren Graber in Nußdorf, in Korneuburg, Greifenstein, Tulln, Stokerau, Neustadt sich befinden und wo unter andern auch ein Grab aufgefunden worden ist, in welchem ein Jude Mordachai, aus dem Riesengeschlechte, 2560 Jahre nach der Erschaffung der Welt, begraben wurde.

Wahrscheinlich kamen einzelne Juden oder Familien schon mit den Römern nach Oesterreich; historisch läßt sich ihre Ansiedlung in größerer Anzahl nicht über Carl den Großen hinauf nachweisen. Eine selbstständige Rechtsbegründung der Juden in Oesterreich ist erst unter Heinrich Jasomirgott zu suchen; doch — begraben mußten die Todten schon früher werden, und der Beschauung der Gräber, nicht der Entwickelung politischer und

sozialer Verhältnisse der Juden in Oesterreich sind diese Blätter gewidmet. Die Juden sollen, nach einer übrigens nicht widersprochenen Angabe, sich zuerst auf dem Stapelplatze der Donau, auf dem oberen Wörth, in der Nähe der jetzigen Vorstadt Roßau, angesiedelt haben. Bei einer Brunnengrabung fand man in nicht unbedeutender Tiefe Grabsteine, mit leider schon unleserlich gewordenen Inschriften, irdene Geschirre und Baumstämme, was auf eine frühere tiefere Lage der ganzen Gegend, die durch Ueberschwemmungen bedeutend gelitten haben mag, unwiderleglich hinweiset. Die urkundliche Nachricht über einen Judenfreithof beginnt von Friedrich dem Streitbaren, im zwölften Jahrhunderte. In der Leopoldstadt auf der Haide wurden ebenfalls Judengräber aufgefunden, und in dem Buche der Käufe, C. Seite 139, kommt mit der Bezeichnung: Actum am 2kt. Blasiustag 1385 folgende Stelle vor: „Ulrich Bader vor dem Kärntnerthor zu Wien und seine Erben verkauften ihre Badstube, gelegen vor dem Kärntnerthore in Wien, zunächst dem Judenfreithofe." Bei dem gegen die Juden im Jahre 1421 ausgebrochenen Aufstande wurden ihre Häuser, die Sinagoge auf dem Judenplatze und der Freithof vor dem Kärnthnerthore demolirt, und die Grabsteine zu Grundsteinen, auf denen die Vorstadt Gumpendorf ruht, vandalisch verwendet. Die ältesten erhaltenen Urkunden, die über einen Judenfreithof in Wien ausführlich und ausschließlich sprechen, sind vom 5. April 1629 und vom 11. October 1641 datirt:

Gewähr.

„R. und R. Die allhiesige Judenschaft haben empfangen Nutz und Gewähr zweier zusammen gerainten Grund, welche theils ihnen vor vielen Jahren, der andere aber ohngefahr vor

zwölf Jahren, auf ihr gehorsames Anhalten und Bitten, zu ihrer Begräbniß aufgeben worden. Darauf derzeit zwei Häuser gebaut stehen, hält in der Länge an beiden Orten sammt dem Graben Einhundert acht und vierzig Daumeln, über Zwerch oben und unten, auch mitsammt dem Graben Einhundert acht und zwanzig Daumeln, davon man fürohin Innhalt der von den wohlverordneten Herrn Superintendenten und Spittelmeisters des Bürgerspitals, bei einem edlen hochweisen Stadtrath der Stadt Wien eingereichten und den 4. September dieses laufenden 1641sten Jahres ratifizirten berichtlichen Anzeigen, jährlich dient, dem bemeldeten Bürgerspital 6 Schilling 20 Pfennig zu rechtem Grunddienst und nicht mehr; darumben hiervor in libro Nr. 4 Folio 138 umbbesagte Grund und Häuser, anfangs gemeldete Judenschaft in Nutz und Gewähr wiederumben wie gebräuchig verneuern und umschreiben lassen, damit mögen sie Judenschaft fürohin all ihr Nutz und Fromben schaffen und betrachten, wie sie Verlust der Stadt Wien und Grundbuchsrecht ist, mit dieser ausdrücklichen Condition, daß sie obligirt sein, umb solchen Grund und darauf gebauten Häusel, sowohl als der Christens Gemein, alle zehn Jahr, Innhalt ausgegangener kaiserl. Generalien, die Gewähr wieder zu renoviren und zu verneuern, als der Stadt Wien recht ist.

Actum Wien den 11. October 1641."

Die weiteren Gewähren enthalten die Ueberlassung zweier Grundstücke von 86° 4′ und 110½° in der Vierung.

Als am 10. Juli 1669 der Befehl Kaiser Leopold I. erschien, daß die Juden Wien und Oesterreich verlassen sollen, löste der Wiener Magistrat um eine Summe von 100,000 fl. den Juden ihre Stadt ab, die von nun an zu Ehren des Kai-

ſers den Namen Leopoldſtadt erhielt. Auf dieſe Weiſe gelangte auch der Judenfreithof in den Beſitz des Magiſtrates. *

* Der Stand der Häuſer und deren Beſitzer in der Judenſtadt, der jetzigen Leopoldſtadt, beim Abzuge der Juden in Wien im Jahre 1670 war folgender: Sperlgaſſe: Nr. 1; Eigenthümer Veith Munkh. — Tandelmarktgaſſe: Nr. 2—11; Eigenthümer: David Nathan, Jacob Schneid, Joachim Gerſtel, Hirſchel Mayr, Welf Pindl, Israel Joachimb, Hirſchl Recht, Jeichal, des David Nathan Enkel, Joſeph Oberländer. — Taborſtraße: Nr. 12; Eigenthümer: Jacob Salomon. — Tandelmarktgaſſe: Nr. 13—21; Eigenthümer: Abraham Hecht, Johann Gibis, Jeremias Mayr, Samuel Hecht, Jacob Jigenner, Medl Puſchl, Joſeph Plandt, Abraham Steckhl, Samuel Israel. — Herrngaſſe: Nr. 22—28; Eigenthümer: Israel Salomon, Jacob Hecht, Samuel Israel, Leml Riſt's Kinder, Abraham Hecht, N. Pollak, Moſes Aron Fränkel. — Badgaſſe: Nr. 29—34; Eigenthümer: Abraham Frankl, Gepl Riſt, Abraham Fleiſchhacker, Iſak Halles, Alte Moſes oder Samſon Stadtſchreiber, Leml Riſt. — Taborſtraße: Nr. 35; Eigenthümer: Jacob Schleſinger. — Badgaſſe: Nr. 36—38; Eigenthümer: Moyſes Kirſchner, Perl Geltſchmitt, Hönig Frankel. — Herrngaſſe: Nr. 39—41; Eigenthümer: Gepel Frankl, Gemeinhaus, David Aicherl. — Große Pfarrgaſſe: Nr. 42—49; Eigenthümer: Alte Synagoge, Jacob Herrlinger, Lazar Khaſtes, Hirſchel Samſon, Joſeph N., Mayr Perlhoffer, Gepel Frankl Jun., Victor Lazarus. — Rothe Kreuzgaſſe: Nr. 50; Eigenthümer: Gepl Fränkl. — Große Pfarrgaſſe: Nr. 51—52; Eigenthümer: Schenchmandl, Medl Riſt. — Taborſtraße: Nr. 53—54; Eigenthümer: Hirſchl Auer, Jechalin Piet. — Große Pfarrgaſſe: Nr. 55—62; Eigenthümer: Michael Gerſtl, Samuel Geltſchmiet, Gebrüder Benjamin und Salomon Fränkl, Jacharias Mayers Erben, N. Schenuh, Auſterlitz Erben, Aron Frankl, Aron Hönig. — Herrngaſſe: Nr. 63—66; Eigenthümer: Abraham Hönig, N. Löwl,

Dem Juden iſt die Ruheſtätte ſeiner Todten heilig, heiliger noch denn den anders Gläubigen. Ein Grab muß unange-

---

Elias Pollak, David und Perl Pollack. — **Kleine Pfarrgaſſe**: Nr. 67—75; Eigenthümer: Iſak Niß, Marces Israel, Salomen Engſen, Iſac Wermeßer, Jonas Iſac und Salomen Iſak, Abraham Munk, David Juel, Zacharias Mayr, Markus Benedikt. — **Augartenſtraße**: Nr. 76; Eigenthümer: Löwel Geldſchmid und Aron. — **Kleine Pfarrgaſſe**: Nr. 77; Eigenthümer: Benedikt Hirſchl. — **Augartenſtraße**: Nr. 78; Eigenthümer: Benedikt Leiak. — **Kleine Pfarrgaſſe**; Nr 79—80; Eigenthümer: Samuel Kallſtadt, Marr Wenzel. — **Rauchfangkehrergaſſe**: Nr. 81—100 Eigenthümer: Meyſes Neuſtedt, Löwel Meyſes Mayr, Iſak Münzhändler, Lazar Iſac, Marr Wenzel, Salomen Auerbacher, Lazar Mandl, Mayr Seibl, der alte Löw Schulſinger, Simon Hirſchl, Abraham Wolß, Joſeph Salomen Marr Linz, Mayer Scheyer, Löwel Mayr, Aron Theman, R. Scheb, Joſeph Neuſtall, Mayr Aiher Sen, Löwel Jonas. — **Herrngaſſe**: Nr. 101—103; Eigenthümer: Lippman Juriſt, Bermann Frank, Alte Iſak Judenſchulmeiſter. — **Große Pfarrgaſſe**: Nr. 104; Eigenthümer: Simon Wiener. — **Herrngaſſe**: Nr. 105—119; Eigenthümer: Mar Schleſinger, Simon Pollak, Lazar Werler, Simon Wolß Hirſchl Mayr, Jacob Seue de Banco, Hirſchl Bingy, Salomen Frankl, Perl Eiſenkramer, Löwel Schleſinger, Hirſchl Geldſchlager, Samuel Müllerberg, Joſeph Heniq Kall, Salomen Mauther, Joachim Rehmeles Witwe. — **Sperlgaſſe**: Nr. 120; Eigenthümer: Salamen Aſchlirz. — **Zuchthausgaſſe**: Nr. 121—122; Eigenthümer: Joſeph Greißler, Perl Greißler. — **Zuchthaus**: Nr. 23—24; Eigenthümer: Jacob Treſtel. — **Große Schiffgaſſe**: Nr. 25—27; Eigenthümer: Judengemeinhaus, Judengemeinhaus, Stuterhaus. — **Auf der Haide**: Nr 28—31; Eigenthümer: Spitalhaus, Joachim Pollak, Hirſchl Pollak, Löwel Karch. — **Große Pfarrgaſſe**: Nr. 132; Eigenthümer: Neue Synagoge.

tastet bleiben, die Gebeine dürfen nicht ausgegraben werden; die Judenfreithöfe müssen, wenn sie keinen Raum mehr für die ewigen Schläfer haben, stets im ihrem Umfange erweitert werden.

Aus dem Lande verbannt, das ihnen zur Heimat geworden war, bedrängt und hinausgestoßen, um in einem fremden Lande eine Stätte aufzusuchen, wo neue Schmach und neue Drangsale sie erreichen sollten, vergaßen zwei gottesfürchtige Männer nicht, was ihr frommer Glaube, was die Scheu vor Entweihung der Gräber ihrer Väter und Glaubensgenossen sie thun hieß. Ehe sie den Wanderstab zum bittern Gange in eine ihnen wieder fremde, feindliche Welt ergriffen, wendeten sich Isak und Israel Frankl, Kopel Frankl'sche Erben, mit der Bitte an den Magistrat, daß der jüdische Freithof unangetastet und die Grabsteine unverrückt bleiben möchten, wofür sie eine für die damalige Zeit große und selbst für unsere nicht unbedeutende Summe von 4000 Gulden in Silber anboten.

Es gewährt eine Befriedigung eigenthümlicher Art, diese fromme That, die zur Stunde des hereingebrochenen Drangsales nur noch schöner leuchtet, aus der Vergangenheit zweier Jahrhunderte hervorziehen und erzählen zu können von Männern, deren Urenkel der Schreiber dieser Zeilen ist.

Der frommen Bitte konnte selbst die Erbitterung des Moments nicht widerstehen, der Magistrat stellte aus:

Revers.

Der Judenschaft Begräbnus betreffend.

„Wir N. Bürgermeister und Rath der Kaiserl. Residenzstadt Wien, bekennen hiemit für uns und unsere Nachkommen, demnach die jüdisch abgezogene Kopl Frankliſche Erben daß wir der allhier gewesten Judenschaft in der Rossau gehabte Begrabnus und Gruber unveranderlich bleiben lassen wollten, ge-

horſamblich gebeten, uns auch hierumb per vier Tauſend Gulden Satisfaction geleiſtet haben; als gebben, zu ſagen und verſprechen wir, daß beſagte ihre Gräber und Stein darauf, wie ſie zu Zeit ihres Abzugs geweſen und noch ſein, mit einer Planken eingeplanket werden ſollten. Deſſen zur wahren Urkundt haben wir zur Verſicherung dieſes mit unſerem Stadt-Inſiegel verfertigen und ausfolgen laſſen!

So beſchehen in Wien den 12. Juli anno 1671."

Während der türkiſchen Belagerung im Jahre 1684 brannte die Planke des Gottesackers und das anbei befindliche Haus ab. Ein Herr von Wagenhaimb bevarb ſich um einen Theil des zum Freithofe gehörigen, jedoch von Gräbern noch ganz leer geweſenen Platzes. Die Kommiſſion, welcher der Magiſtrat das Geſuch zutheilte, ſchrieb Folgendes:

„Wohledel hochweiſer Stadtrath!
Gnädig und günſtige Herrn!

Des Herrn Simon von Wagenhaimb Röm. Kaiſ. Majeſtät Rath und Schlüſſelamtmann zu Krembs, eines von dem Judengottesacker ihme zu überlaſſenden kleinen Orts halber beſchehenes dienſtliches Anhalten, haben Euer Gnaden und Gunſten uns mit den Auftrag zudekretiren laſſen, daß wir mit Zuziehung der Herrn Superintendenten des allhieſigen Bürgerſpitals nach eingenombenen Augenſchein, dieß Begehren mit Mehreren überlegen, ſodann die Beſchaffenheit gutechtlich relationiren ſollen. — Zu hierigehorſamen Vollzug deſſen haben wir uns den 2. an den Ort des Gottesackers verfügt, allda Herrn Spittelmeiſter, Herrn Grundſchreiber und Remanenzer des gedachten Bürgerſpitals (weilen die Herrn Superintendenten anderwärtig occupirt und abweſend geweſen, und die Augenſcheins-Einnehmbung vermeldeten Herrn Spittelmeiſter committirt) gefunden,

den Augenschein mit einander eingenomben, den Ort des Gottesackers oder Freithofes, in der Breite und Länge abmessen lassen, und hat sich befunden daß selbiger in der Länge, von dem Hagischen Garten bis hinauf in das Gassel 46 Klafter, in der Breite aber, von sein des Herrn Wagenheimb Garten bis zu des Herrn von Gatterburg Garten 49 Klafter halte. Von diesem Ort begehrt der Herr von Wagenheimb in der Breite fünf, und in der Länge fünf und dreißig Klafter: Nun haben wir mit gedachtem Herrn Spittelmeister das Werk examinirt, und gutachtlich befunden, daß seines des Herrn von Wagenhaimb Begehren referirt, und das begehrte Ort hierumb gelassen werden kann, wann er seinen Anerbieten gemäß auf der ihm überlassenen Seiten eine Planke führen und fürohin erhalten wird, wodurch auf einer Seiten entweder die Stadt oder die Judenschaft der Einplankung überhoben würde. Nicht weniger hat er sich erklärt, daß da zum Fall gemeine Stadt wegen Ueberlassung solches Orts, wider Verhofen, von der Judenschaft solle angefochten werden, er dieselbe schadlos halten, und deßwegen einen Revers von sich geben wollte. — Damit aber gemeine Stadt dieser Hinumblassung halber, und desto sicherer sein möge, haben wir auch bei der Stadtkanzlei und Oberkammerambt nachschlagen lassen und befunden, daß die Kopl Franklische Erben gemeiner Stadt, daß selbige die allhie gewesste Judenschaft, in der Roßau gehabte Begräbniß und Gräber unveränderlich bleiben lassen wolle, vier Tausend Gulden baar Geld dargeben, die nachgehends 12. Juli 1673 von Ihre Excellenz, Herrn Paul Sixt. Trauthsohn Grafen zu Falkenstein, neben vier hundert Gulden Interesse, zu gemeiner Stadt Oberkammerambt erlegt hat, derentwegen sich ein löblicher Stadtrath laut Revers dahin verobligirt, daß besagte Gräber und Stein darauf, wie sie zur Zeit ihres der Judenschaft Abzugs gewesen

und noch sein, mit einer Planken eingemachter verbleiben, und nicht verändert werden solten. — Nun gibt es der klare Augenschein, daß an solchem Platz, so Herr von Wagenheimb begehrt, niemalen kein Jud begraben worden, sondern, daß derjenige Innmann, so in dem, von der Judenschaft erbauten Häusel gewohnt, und die Obacht auf die Planken, Gräber und Stein gehabt, ein Bleich darauf gehabt; so seind auch von dem, durch Herrn von Wagenheimb begehrten Ort bis an die erste Stein noch zwölf Klafter Erden weit, wo kein Grab, sondern die Bleich gewesen, folgends würde wider den Revers nicht gehandelt, noch die Gräber oder Stein geändert. Stellen also Euer Gnaden und Gunsten zu gnädigem Belieben, ob dieselbe ihme Herrn von Wagenheimb gegen sein Anerbieten von solchen Ort 5 Klafter in die Breite, und 35 Klafter in die Länge, überlassen wollen.

Dienstgehorsambe

Daniel Fokhi
Senior und Oberstadtkämmerer.
Nikolaus Hoche."

Decretirung des Magistrats.

„Diese Relation bei der Kanzlei aufzubehalten und lassen es Bürgermeister und Rath auch ihres Theils allerdings dabei verbleiben.

den 6. October 1684."

Als den beiden Frankl, die mittlerweile sich in Fürth seßhaft machten, Nachricht von diesem Vorgange zukam, richteten sie an den Magistrat in Wien folgendes Schreiben:

„Hochedel gestrenge, firsuchtig und hochweise, gnädige Herrn!

Euer Gnaden wird Zweifels ledig, in noch unabfälligen

Andenken beruhen, welcher Gestalten nach unserem, und der gesambten Judenschaft Abzug von Wien, derselben wir Kopl Frankliſche Erben, gegen Erlegung vier Tausend Gulden baar Geld eine ohnwiderruflich und mit dero löbl. Stadt-Insiegel bekräftigte Verschreibung unterm 12. Juli anno 1671 erhalten, vermöge derer wir versichert worden, daß Euer Gnaden, der in Wien gewesten Judenschaft gehabte Begräbniß und Gräber mit ihren Steinen und Planken, wie solche bei derer Abzug gewesen, ohnveränderlich verbleiben zu lassen, verbunden sein wollten. Obwohlen nun in Betrachtung dessen, eines Würdigen uns befahren zu haben, wir außer allen Sorgen gestanden, so haben wir doch kurz verruckter Zeit durch vertraute Hand in Erfahrung gebracht, daß eine vornehmbe Standesperson sich öffentlich vernehmben lassen, daß weilen bei jüngster Belagerung dero preiswürdigster Stadt, die umb gedachte unser Begräbniß gewesene Planken, nebst dem darauf gestandenen Haus, von Grund abgebrannt worden, er die gnädige Bewilligung von Euer Gnaden erhalten habe, daß einen gewissen Platz, so inner denen vorigen Planken gelegen, und der vorige Possessor des Hauses bei unserer Begräbnuß, ehemalen einige Bleich darauf zu legen gepflogen, er zu seiner nächst angelegenen Garten einfangen, und solchen nach eigenem Belieben nutzen und gebrauchen möge. — Demnach aber wie gemeldet, solche uns vorgebrachte Einträchtigkeit dero Sinuration schnurstraks entgegen wäre, wir auch so schlechterdings in die Alienir und Absonderung gedachtes Platzes von dem Begräbnuß wir uns nicht versehen können. Als gelangt an Euer Gnaden unser gehorsambes Ersuchen und Bitten, dieselben geruhen dero hohen Orts die gnädige Verfügung widerfahren zu lassen, damit die viel erwähnte Judenbegräbnuß mit diesem Bezirk, als die alten Rudera deren vorigen Planken ausweisen, ohnveränderter gelassen

und auf einige Weis, der beschehen schriftlich gefertigten Assecuration nach, das Geringste davon nicht möchte anderwärts verwendet werden. — Gleichwie nun solches an sich selbsten ganz billig und, den Rechten gemäß, als wollen wir an dero gnädigen Referirung desto weniger Zweifel setzen, sondern uns einer gnädig gewährtiger Resolution und ohnmaßgeblicher Erklärung auf dieß unser gehorsambes Anlangen in weniger Antwort in Unterthänigkeit versehen, anbei verharrend Euer Gnaden unterthänig gehorsambste.

Fürth, den 18. December 1684.

Isak und Israel Frankl

„beide Gebrüder und Koyl Franklische Erben in Fürth bei Nürnberg."

In Folge dieser Eingabe wurde vom Magistrate eine zweite Kommission, zu welcher drei Juden zugezogen wurden, bestellt, welche Letztere die Zustimmung der Erben zu veranlassen versprachen. Das Resultat dieser Kommission liegt in folgendem Aktenstücke ausgedrückt:

„Wohl edel hochweiser Stadtrath! Gnädig und günstige Herrn!

Ueber die an uns ergangene Auflag, haben wir den 16. dies den Augenschein des Judenfreithofs in Gegenwart des Herrn Simon von Wagenheimb Kaisl. Raths und Schlüsselambtmanns zu Krembs, des Herrn Augustin von Hirneis dieses löbl. Mittels Senioren und Superintendenten des Bürgerspitals und dessen Remanenzers, wie auch des Samuel Oppenheimber, Abraham Zindrachen und Wolf Schlesingers, aller dreien Juden, eingenomben und befunden, daß auf dem ganzen Freithof, außer

den Steinen, ein Leinwanthbleich, so der Bleicher, ohne Einwilligung des Stadtmagistrates halten thunt. — Item haben wir gesehen, daß die Löcher zu denen Bachstellen an des Herrn von Wagenheimb seinem Garten und an dem Weg gegen den Häusel zu, aus der Juden Befelch, wie der Bleicher vorgeben, gegraben worden. Nach eingenombenen Augenschein haben wir die hiervor ergangenen Nothdursten-Relation und Reversen gemeiner Stadt gegen die Judenschaft, und sein des Herrn von Wagenheimb und der Juden abgelesen, und die Juden befragt, ob sie wider die dem Herrn von Wagenheimb in der Breite fünf in der Länge aber fünf und dreißig Klafter, hinumb zu seinem Garten, gegen hereingegebenen Revers verwilligter Platz Bedenken trügen, weilen dem klaren Augenschein nach, solcher Ort weder denen Steinern, noch der Judengräber und Begrabnissen der geringste Schaden nicht beschehen, sondern noch Spatium genug vorhanden sein; die nach gepflogener Unterredung so viel vermeldt, daß sie dieser Sachen halber kein Gewalt zu traktiren hätten, sondern er Oppenheimber nur den Ort einplanken zu lassen erbeten worden; er wollte aber an die Kopl Frankfische Freund nacher Nürnberg schreiben und dahin cooperiren, daß wider solche Ueberlassung kein Bedenken sein werde, sie könnten unterdessen wider eines Stadtraths Disposition nichts hindern. — Nun haben wir das Werk auch unsers Theils mehrmalen erwogen, und weilen dieser dem Herrn von Wagenheimb überlassene Ort, der 5 Klafter in der Breite, und 35 Klafter in der Länge, den Judengräbern, Steinern und Begrabnissen das Geringste nicht benimbt, und noch übriger Platz genug bis zu den Steinen ist. — Als wären wir der unmaßgebigen Meinung: es mochte bei der ihnen den 6. October 1684 beschehenen Bewilligung gegen den bereits hereingegebenen Revers allerdings verbleiben und er Herr von Wagenheimb

selbigen einplanken könne, jedoch stellen Euer Gnaden und Gunsten wir alles amheimb, uns dienstgehorsamst empfehlend.

Daniel Fokhi
Senior und Oberstadtkämmerer.
Augustin Hirneis
Nicolaus Hoche."

Magistrats-Decretirung.

„Diese Relation bei der Kanzlei aufzubehalten, und denen Interessirten, außer Gutachtens, auf Anlangen davon Abschrift zu ertheilen; benebens lassen es Bürgermeister und Rath dabei auch ihres Theils verbleiben.

Wien den 18. Mai 1685."

So blieben Gräber und Grabsteine unangetastet und unverletzt, bis auf jene, welche durch die Zeit oder die öftern Ueberschwemmungen, da sie größtentheils aus weichem Sandsteine gemeisselt waren, gelitten haben.

Isak Frankl hinterließ drei Söhne: Aron, Isaschar Bermann und Sacharia, welche in einer im Jahre 1695 ausgestellten hebräischen Urkunde den ererbten Grundbesitz des jüdischen Gottesackers in Wien, ihrem Oheime Israel Frankl abtraten.

Die über diesen Kauf ausgefertigte Urkunde lautet in treuer Uebersetzung:

„Wir, die endesgefertigten Brüder, beurkunden anmit, daß wir die von unserem frommen Vater, David Isak Frankl, auf uns übergangenen Ansprüche, und zwar jene, welche die Erben unsres edlen Großvaters, Koppel aus Wien, nemlich unseres obbenannten Vaters und dessen Bruder Israel, Rabbiner zu Brody, mit göttlicher Hülfe rechtmäßig sich erworben,

die, indem sie unter den jüdischen Exulanten, die von Wien auswandern mußten, sich befanden, aus ihrem eigenen Vermögen ein Darlehen von vier Tausend Gulden rheinisch zu fünf Prozent an die Herren von Wien machten, auf daß die hievon kommenden zwei hundert jährlicher Interessen, als jährliches Grundgeld für den bestehenden Gottesacker der jüdischen Gemeinde zu Wien angerechnet, eingetragen und in Abschlag gebracht werden — und welches Darleben, laut dem Archivs-Protokoll der Stadt Wien, sich annoch gegenwärtig bei den Herren Wiens befindet — daß wir — sagen wir Kraft aller uns als Erben und Vormünder zustehenden Berechtigung uns dieser Ansprüche entschlagen, und auf die, Kraft des Darlehens von 4000 fl. und die hievon kommenden Interessen uns zustehende Berechtigung Ein für Alle Mal verzichten, und selbe unsrem Onkel Israel, Rabbiner zu Brody, als Schenkung für immer übergeben. Nur bedingen wir uns anmit im Moment der zu machenden Schenkung, daß jener Grund, worin die Gebeine der heiligen Todten bereits eine Grabesstätte gefunden, nie und nimmermehr, weder durch ihn selbst, noch durch die einem Andern übertragene Vollmacht, zu einem andern Zwecke verwendet werde, oder auch durch Verkauf an einen Andern übergehe, nachdem der Boden einmal durch die darin ruhende Asche der heiligen Todten geweiht wurde. Wogegen die Verwendung jenes Theiles des Grundes, worauf sich gegenwärtig noch keine Gräber befinden, von obigen Bedingnissen ausgeschlossen, und gänzlich dem Gutdünken unsres obbenannten Oheims anheim gestellt bleibt.

Aron, Isaschar Bermann und Zacharia Frankl."

Israel Frankl, Rabbiner in Brody, veräußerte den Freithof später an Samuel Oppenheim. Er fertigte eigenhändig eine

Urkunde in hebräiſcher Sprache aus. Hier eine Stelle aus derſelben in treuer Ueberſetzung:

„Ich der Endesgefertigte bekräftige anmit, daß ich das Erbbegräbniß, nämlich den außerhalb der Stadt Wien auf dem Grunde Roſſau ſich befindlichen Gottesacker, rechtmäßig verkaufe. Dieſen Friedhof haben ich und mein Bruder Iſak Seckel ſeligen Andenkens, nach der Fortſchaffung der ehemals zu Wien anſäſſigen Juden, von dem kaiſerl. Rathe der Stadt Wien käuflich an uns gebracht, wie dies aus den Protokollen der Rathsbücher, allwo er auf unſern Namen eingetragen, erſichtlich. Nun aber haben im verfloſſenen Sommer 1695 durch jegliche Form der Bekräftigung, benannten Friedhof von den Erben meines Bruders, ſammt allen von Seiten ihres Vaters darauf haftenden Anſprüchen und Berechtigungen laut Kaufsurkunde rechtmäßig an mich gebracht, ſolcher Art, daß durch das Entſagungs-Dokument dieſer Erben auf jedweden fernern Antheil, dieſer Gottesacker nur mir allein eigenthümlich gehört — und ſomit verkaufe ich unter heutigem Datum, für immer und zu ewigem Eigenthume, nach allen rabbiniſchen Bekräftigungsformeln: dieſen Friedhof an Samuel Oppenheim in Wien, auf daß er, ſammt allen dazu gehörigen Berechtigungen, ihm und ſeinen ſpäteſten Erben für ewige Zeiten eigenthümlich angehöre — und alle Anſprüche, die ich darauf habe, übergeben anmit an Samuel Oppenheim und deſſen Erben; der Art, daß es ſelben zu verkaufen, zu verſchenken, zu vermiethen, zu vertauſchen und zu verpfänden, ihm frei und anheim geſtellt bleibt, und ihm überhaupt damit, wie mit ſeinem übrigen Gute zu verfahren frei ſteht. Zur Bekräftigung deſſen meine eigenhändige Fertigung.

Montag im Monat Kislav (5456) 1696.

Israel Sohn Koppels (Frankl) aus Wien,
Rabbiner zu Brody.

So blieb der Freithof in der Roſſau der Begräbnißplatz der hieſigen Juden bis zum Jahre 1784, wo auf Befehl Joſephs II. die Gottesäcker außerhalb der Linien Wiens verlegt und die in der Stadt und Vorſtadt verkauft wurden; nur der der Juden, weil ſie einen neuen vor der Währinger Linie auf eigene Koſten ankauften, blieb verſchont; worüber folgendes Dekret erlaſſen worden iſt:

„An die hieſige Judenſchaft!

Ueber einen erſtatteten allerunterthänigſten Bericht, daß die Uebergabe des jüdiſchen alten Freithofs an die Cameralad-miniſtration und der ſohinnige Verkauf desſelben nicht ſtatt habe, da den Juden zur Herſtellung eines neuen Freithofes auſer der Linien auch kein Vorſchuß aus dem Religionsfond gemacht, ſondern derſelbe ex propriis beſtritten wurde, iſt unterm 19. vorigen und praesentato 14. dieſes die höchſte Entſchließung herabgelanget, daß dieſer Antrag begnehmigt werde. Welches derſelben hiermit zur Wiſſenſchaft erinnert wird.

Wien den 17. Mai 1784.

Graf von Bergen.
Hegelin."

Der Beſitzer des Begräbnißplatzes, Samuel Oppenheim, wurde Stifter und Begründer des israelitiſchen Spitales in Wien, deſſen Geſchichte, ſo wie die des neuen israelitiſchen Freithofes in Währing, als ein anderer Beitrag zur Geſchichte der Juden in Wien vorbehalten bleiben mag.

Während der türkiſchen Belagerung verbrannte die hölzerne Einfriedung des Gottesackers. Oppenheim ließ dieſelbe um das Jahr 1704 von Stein aufführen, die bis zum Jahre 1784 aushielt, wo ſie durch die große Ueberſchwemmung faſt ganz niedergewühlt wurde. Viele Grabſteine, vielleicht die älteſten,

gingen bei dieser Gelegenheit zu Grunde. Kaiser Joseph II. kam persönlich um die Verwüstung zu besichtigen und ordnete den neuen Aufbau des bei dieser Gelegenheit auch zerstörten Spitals an; die Ausführung kam durch mannigfache Hindernisse erst im Jahre 1793 zu Stande. Um diese Zeit kaufte die israelitische Gemeinde in Wien den Samuel Oppenheim'schen Erben den Grundbesitz des Spitalgebäudes und des Leichenhofes ab, und sie wurde fortan als Eigenthümer an die Gewähr geschrieben, welche im Jahre 1845, wie dies von zehn zu zehn Jahren zu gegeschehen hat, wieder erneuert wurde.

Fast ein halbes Jahrhundert blieb nun der alte Leichenhof unbeachtet. Zwischen seinen Grabsteinen, unter wildem Hollundergebüsch, lagerten nur im Hochsommer die Reconvalescenten des anliegenden Spitales, um sich des nach langer Leidensnacht wieder gegönnten Sonnenscheins zu freuen, der ihren Urvätern so selten auf dornenvolle Wege geleuchtet hatte. Im Jahre 1844 liesen die Vertreter der hiesigen israelitischen Cultusgemeinde über Antrag des im Jahre 1849 an der Cholera verstorbenen Spitalvaters Abraham Herrman, den Gottesacker von Gestrüpp und Gebüsch befreien, die gesunkenen Steine aufrichten, die fast unleserlich gewordenen Inschriften vom Mose reinigen und auf die Gräber einige hundert Rosenbäume pflanzen. Gleichzeitig wurden, um die Inschriften auch für späte Zeiten zu retten, dieselben von einem Sprachkundigen treu abgeschrieben, die Grabsteine siebenhundert und einer an der Zahl, numerirt, die Numern der entsprechenden Grabschrift im Verzeichnisse angefügt und dieses im Archive der Cultusgemeinde niedergelegt.

Mögen sich hier einige Grabschriften — in deren wortreuer Uebersetzung wir von dem kundigen Herrn M. E. Stern unterstützt worden sind — anschließen, und neben dem Beispiel des hebräischen Lapidarstils zweier Jahrhunderte an einige Männer

und Frauen erinnern, deren Urenkel und Enkel noch in Wien leben, und ſich freudig des edlen Wirkens ihrer Vorfahren rühmen dürfen.

Iſak Halfen.

1517.

Hier ruhet ein allgemein hochgeachteter Jüngling, in der Gottesfurcht ausgezeichnet, Herr Iſak, Sohn des berühmten Doktors Elias Halfen, Enkel des Doktors Abba Mari, Urenkel des hochgelehrten Elias Halfen, Ururenkel des hochgelehrten Abba Mari Halfen, einer der Exulanten aus Hispanien. Geſtorben am 25. Ab 5377.

Rabbi Schalom.

1539.

Hier ruhet der beſcheidene und redliche, rechtliche und aufrichtige Mann, der gelehrte Denker, Dichter, Redner, Lehrer und Vorbeter Rabbi Schalom, Sohn des R. Simon, ſeligen Andenkens. Geſtorben am 17. Ellul 5300.

Samuel Filipp Lämml.

1622.

Tief betrauert und beweint ward allgemein der Verluſt dieſes edlen, frommen und beſcheidenen Mannes, der Allen väterlich war zugethan und von Allen auch Vater ward genannt, des ehrwürdigen Herrn Samuel Filipp, aus der hochgeachteten, ruhmvollen Familie Lämml abſtammend, die ſeit undenklichen Zeiten ihrer Mitbrüder mächtige Vertreterin war und ſo manches Unheil von ihnen hat abgewendet. Ein unantaſtbares Heiligthum war die Sabbatruhe ihm; Lehre und Gebote waren ſeines Zieles Streben ſeit ſeiner früheſten Kindheit und Wohlthun und Gaſtfreundſchaft ſein täglicher Beruf. — Er ſtarb am 8. Jjor 5376.

Samuel Oppenheim.

1703.

Grabstein des weit und breit als Wortführer und Vertreter hochberühmten Herrn Samuel, Sohn des Simon Wolf, Oppenheim gestorben 73 Jahre alt am 17. Ijor 5463.

O, Ihr Zeitgenossen, bliket hieher und erhebet Klagelieder, ohne zu ermuden, und ergießet Euer gramerfülltes Herz, darob, daß die Krone von Euerem Haupte gefallen, Euer edelmüthiger Wortführer, der Erhalter, die Stütze und das Panier seines Volkes, dem er heldenmüthig vorstand, schied. Groß und verklärt stand er da; mit Weisheit ausgerüstet stand er da; mit Weisheit ausgerüstet, weihte er unermüdet sein ganzes Leben seinem Volke, dem er Schild und Schirm immer war. Offen stand stets sein Haus, von des Reichthums Gottessegen voll, der Armuth aus der Nähe, aus der Ferne, der er Nahrung und beruhigenden Trost gespendet. Er war es, der in seinem weihevollen Streben gar viele Denkmäler seiner Tugendwerke sich begründet, indem er in vielen Gemeinden Sinagogen und Lehrhäuser erbauen ließ, der großmüthig bis zur Verschwendung gegen Arme war, und eines authorisirten Ansehens sich erfreute. Darum klaget, Alle, die Ihr der Gottesgemeinde Euch anreihet, an allen Eken! Wo der, der unseren bedeutungsreichen Verlust zu würdigen wüßte? Lasset Thränen in Strömen Eueren Augen entquellen, denn zur Trauer ward unser Harfenklang umwandelt, durch den jammerschweren Streich, der von der Allmacht uns traf. — Mögen diese Steintafeln von den edlen Vorzügen des verklärten Entschlafenen Kunde geben, der seiner Zeitgenossen Schmuck und Krone war. Und Samuel erhob zu den Höhen sich und seine irdische Hülle legte an dieser Stätte zur Ruhe sich nieder.

Rabbi Samson Wertheim.

1724.

Segnungen auf des Frommen Haupt, der nur zur Ehre Gottes Tugenden geübt unter uns, mit dem die Krone unseres Hauptes, die Luſt unserer Augen und unser Ruhm und Stolz uns ward entriſſen, der hochberühmte Rabbi Samson Wertheim, Rabbiner zu Prag, Worms und Wien und Oberlandesrabbiner über Ungarn.

Beerdigt am Sonntage am 17. Ab 5484.

Samson erhob in seiner Macht sich zu den Höhen und versenkte, gleich einem der alten Lehrer, zur Tiefe des unermeßlichen Talmudmeeres sich, so daß sein Spruch als Satzung für das praktische Leben galt und keiner der Gelehrten ihm gleichkam. Sein Wort war gediegenes Gold, den Schachten des Wissens entgraben, das er, einem himmlischen Borne ähnlich, allenthalben verbreitete. An Geisteskraft ein Samson, stiftete Eintracht er, wo er weilte. Das Geheimste lag offen seinem Blike und so erleuchtete die Weisen er im Gesetze. Und dieser mit Tugendschöne Geschmükte welkt im Staube nun und — weilt im Himmel. O, trauert, ob des Goldkranzes zwiefacher Reinheit, der da verblüht! Diese Sonne, in hehrer Klarheit strahlend, sie ist untergegangen vor der Zeit. Er war es, der mit Selbstaufopferung alles Irdische hingab, um seine Zeit der wahrhaften Lehre zu weihen, in deren Gebiet er Macht sich errang. Gleich der Sonne Heil verbreitend, war sein unendlich wohlthatiges Wirken, darob er auch das Licht Israels genannt ward, denn groß war sein wissenschaftliches Wirken, darum begleiten ehrfurchtsvolle Segnungen sein Andenken. Dieser große, berühmte Rabbi, der unter den größten Lehrern seinen Siz hatte, und dem die Mitglieder unserer Gemeinde,

mehre Gemeinden und Provinzen und die Gemeinden zu Chebron und Zefath im heiligen Lande gehorsam erg ben waren, ward am 13. Schabat 5418 (1658) geboren, kam nach Wien 5445 (1685) und ward durch seine große Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn immer reicher und angesehener bis zu seinem Tode. Er war der Sohn des greisen Josef Joseln Wertheim aus Worms, der ein Segenscapital zum Genusse für zehn Generazionen armer Anverwandten hinterließ. Rabbi Samson ist's auch, der im Jahre 5478 (1618) eine sehr schöne Sinagoge in Rechnitz (in Ungarn) erbauen ließ.

Eine feste Säule und Stütze war er für die Armuth, seinem ganzen Zeitalter eine schattenreiche Tanne; Wissen unter Israel verbreitend, um es dem ewigen Gottesheile zuzuführen; darum, als dieses grosen Mannes Licht erlosch, erlosch mit ihm Israels lichte Sonne. Groß und an Ruhm verklärt, stand als Zierde seines Zeitalters er herrlich da, durch sein authorisirtes Wort lösend und bindend und das Gesetz haltend und verbreitend und mit der Armuth sein Brod brüderlich theilend. Heldenmüthig, wie Samson, jegliche Leidenschaft bekämpfend, stand er, ein verklärtes Vorbild für die Reichen, da, Recht und Tugend übend; jegliche schwierige Frage lösend, welche die Gemeinden Israels von allen Zeiten an ihn richteten, mit göttlicher Einsicht begabt, war alles Verworrene ihm klar, darum freuten Alle seines Ausspruches sich. Eine Säule, ein mächtiger Wortführer für seine Zeitgenossen, oft durch seine wirksame Fürsprache seines Volkes Retter, ist sein Verlust seinen Zeitgenossen unersetzlich und sein Angedenken der Nachwelt heilig. Der erste überall, wo es wohlzuthun galt, war er Vertreter vieler Gemeinden; darum ward er als einzig in seinem Zeitalter bezeichnet. An Schönheit, an Autorität, an Reichthum und an Weisheit ausgezeichnet, stand als kräftiger

Wortführer für seine Nazion er da, in der Residenz Wien als Oberrabbine weilend, versah er auch zu Eisenstadt u. s. w. das Rabbinat. Mit den Steinen der Satzung die Herden Israels begründend und umzäunend, zeigte er machtvoll an Gelehrsamkeit sich, spendete er Wissensperlen seiner Mitwelt, und sein Lehren brachte ihm und seinem Wohnorte Ruhmesverklärung. Und dieser Stein ward zum Denkmale ihm gesetzt, auf daß er seinen Nachkommen von seinen Tugendwerken Kunde gebe, dessen ganzes Streben war, das Heil seines Volkes zu fördern, in dessen Wohlfahrt er die seine fand, und der bei seinem Tode weit und breit als Vater von ihm beweint und tief betrauert wurde.

Jehuda Efraim Sinzheim.

1743.

Schauest Du diesen Grabstein und fragest, wessen Denkmal es sei, so antworten die Einwohner des Ortes Dir: Es ward dem göttlichen Manne Jehuda gesetzt, der verklärt durch seine Tugendwerke war und hochgeachtet und verherrlicht an Würde und Ansehen, nämlich dem Jehuda Efraim, genannt Leopold, Sohn Joachims Sinzheim; der die Gelehrten liebte und ehrfürchtete und zu würdigen wußte, und um den die biblische Klage ertönet: Ach, der Herr und dessen Glanz und Würde ist dahin! Wie da Alles weinet um den, der kinderlos nun ist heimgegangen und der Erde spurlos entrissen. Doch hat er einen Namensruhm, wie eine Felsenfeste für immer durch edles Wirken sich begründet, indem er wohlthätig gegen die Dürftigen war, und mit unerschütterlicher Treue dem Gottesdienste anhing. Er war es, der die Ruinen des Lehrhauses des großen Kommentators Raschi zu Worms wieder herstellen ließ, um es für Lehrer und Jünger zu ewigem Lehrinstitute

einzurichten, indem er mit einem bedeutenden Kapitale zu ewigem Unterstützungsfonde derselben es versah. Darum ging er auch allgemein hochverehrt und hochgewürdiget zur Ruhe ein am 24. Sevan 5504. Und hier ruhe sie, die schattenreiche Zeder, deren Zweige weithin sich dehnten, deren Wipfel hoch empor ragten; hier das erloschene edle Licht im Bereiche der Menschheit. Ihn beweinen die armen Töchter in Israel, deren häusliche Versorgung er so oft väterlich übernahm. Und dieser in Tugendschöne Prangende, er ward zum Höchsten nun empor gerufen, um in den Sfären des ewigen Seins vor der Gottheit die Hände betend zu falten, und für den Rest seines Volkes dort, wie hier das Wort zu führen und ihm Gnade zu erwirken.

Abraham de Parera.

1743.

Und Abraham ward alt und hochbetagt, der sein ganzes Leben dem Gebete und der Andacht weihte, bis er da zu den Himmelshöhen ward emporgerufen, um am Ende der Zeiten einst aufzuerstehen, und zu schauen des ewig lebenden Weltenkönigs Verherrlichung, während bis dahin er im Schatten des Allerhöchsten weilet, der allgerecht und tadellos als ewiger Schutzfels der würdige Herr Abraham Lagis de Parera aus Italien, gestorben am 4. Schebat 5504.

Aron Isak Arnstein.

1744.

Denkmal des Mannes, der die lieblichen Pfade der Tugend stets gewandelt, die diesseits ihn stets geleitet und jenseits ihm zur Seite steht, der Zutritt bei Königen hatte, und seinem Volke als Gesetzgeber galt, dessen Sonne hier unterging, um dort nun herrlicher zu prangen, des ausgezeichne-

ten rühmlichst bekannten Herrn Aron Isak Sohn des Nathan Arnstein, gestorben am 7. Elul 5504.

Er wars, der heldenmuthig, als Vertreter, vor Fürsten seine Gemeinde vertrat, der reich an Gütern sein Haus zum Einigungspunkt für die Weisen machte, von Hoheitsglanz umgeben, stand ehrwürdig er da. Ein Born des Rathes, aus dem auch Fürsten schöpften, war der Liebling er seiner Mitbrüder, die seinem Spruche gehorchten, als einem Manne des Glaubens, der Treue und der Ehrfurcht, als einem Manne, den Geboten freudig ergeben, und auf Gott bauend, und vertrauend und fromm dreimal täglich im Gotteshause seine Andacht verrichtend. Die Gottesfurcht zog der Weisheit er vor, die aus den Augen ihm strahlte, und mit welcher er, zu seines Volkes Schutz und Beistand, den Königspallast betrat, allwo ein ehrenvoller Namensruhm ihm voranging. Edelmüthig wendete seinen Blik den Lehrhäusern er zu, den Schulunterricht der Jugend und der Weisheitsjünger zu fördern, auf daß die jungen Zedern im Libanon der Lehre emporblühen, und die zarten Reiser zu herrlichen Ranken sich gestalten, und Früchte des Heiles und der Gotteserkenntniß tragen mögen; darum führte er täglich an seinen Tisch sie, setzte jährliche Stipendien für sie aus, und bestimmte ein Kapital zu deren Unterstützung für ewige Zeiten. So die Tugendsaaten, die Isak gesäet in Milde und Erbarmen, so schuf er Heileswerke allenthalben, für Reiche und Arme, für Bedrängte und Darbende: darum genoß er der Erde Glück bienieden schon, und Friedensheil und ewiges Leben harret seiner im Jenseits!

Fanni Lea Frankl.

1744.

Bescheiden fromm im häuslich stillen Kreise wirkend, war

ihr Augenmerk auf den Gottesdienſt ſtets gerichtet, bis in das Jenſeits ſie einging, um mit den Frommen in Eden zu weilen. Den Lehren liebend ergeben, unterſtützte ſie die Armen, unermüdet im Wohlthun war Schirmerin der Witwen und Waiſen ſie, ohne Unterſchied des Glaubens; bedächtig, allbeliebt und geachtet war ihr Name allenthalben rühmlich bekannt. Die fromme Frau, die hier ruhet Fanni Lea Frankl, Tochter des S. Frankl aus Fürth. Geſtorben am 6. Niſſan 5505.

Sara Parera.

1754.

Hier ruhet die ehrwürdige Frau, ein biederes Weib, wie gar ſelten man es findet, deren Erbe koſtbarer denn Perlen, deren Namensruhm dem duftigen Salböhl ähnlich, unter den Frauen im Zelte unſrer Ahnfrau Sara gleich, die beſcheidene fromme Sara Parera; und Sara ſtarb, indem ein allgemeiner Trauer- und Jammerruf ertönte, am 28. Ellul 5506. Dahin iſt die Freude, in Klagen will ich dem Meere gleich mich ergießen, von des Sturmes Toben ſchwer getroffen, fühlt mein Gemüth ſich unaufhörlich beklommen und bewegt. Ach und Wehe muß über meinen Verluſt ich rufen, und jammernd fordre zur Trauer ich auf. Dahin iſt, die den Armen ihres Hauſes Pforte ſtets öffnete, und Milde und Tugend ſtets übte, die viele der Erſchöpften und Sinkenden empor gerichtet, und ihre Nachkommen zu heiligem Glaubenszwecke erzog. Macht und Majeſtät war ihre Hülle, indem das Heil der Lehrhäuſer ſie förderte, und lächelnd ſah dem Tage ihrer Heimkehr ſie entgegen. Stets der Gottheit Vorſchrift ſtrenge beachtend, war Gottesfurcht und Liebe ihrem Herzen eingeprägt, bis ſie nach langem und freudenvollem und glücklichem Erdenwallen, in ihrem neunzigſten Lebensjahre zu den Höhen ſich empor ſchwang.

Mordachai Schlesinger.

1755.

Der da weilet auf dem Throne der Höhen und furchtbar in seinem Wirken, berief heim zu sich, bis zur Stunde der Auferstehung, den ausgezeichneten Gelehrten und anerkannten Wortführer, den durch ausgebreiteten Namensruhm verklärten Mordachai, Sohn des Wolf Margolith Jose (Schlesinger) am 2. Neujahrstage 5515. Nur einen Theil seines Lobes künden die Zahlen dieses Grabsteines; zu beschränkt um das Ganze zu fassen, bezeichnen sie die Ehrenstätte nur, wo der Ehrwürdige ruhet. Mordachai zog hinweg, um des Lichtglanzes des Allerhöchsten sich zu erfreuen, und Klage und Jammer bezeichneten seinen Austritt aus dem Leben; tief betrübt ist jeglich Herz, ob des Verlustes dieses Erwählten, dessen Größe und Würde kein Stein vermag zu künden. Groß an Scharfsinn und Wissensmacht, gleich einem der alten Lehrer stand er da, als Wortführer allenthalben der erste, war sein Name allseitig anerkannt, als Friedens- und Hülfesstifter so lange er lebte. Im Purpur des Wohlthuns prangend und mit dem Harnisch der Tugend gerüstet, trat er oft als Retter für einzelne und ganze Gemeinden seiner Mitbrüder in die Schranken. Darum ist's Jammer erregend, daß solch ein Haus, ein Sammelplatz für Wissensjünger, nun ward zerstört! Dahin der Volksvertheidiger und des Glaubens Schild. Am Sterbetage kindlich rein, wie am Tage, da er zur Welt kam, schwang, im Alter von achtzig Jahren, seine Seele zu den Höhen sich empor, während seine Lippen bis zum letzten Hauche Gebete stammelten — um der ewigen Ruhe und Friedenserklärung sich zu erfreuen.

Perez Sanvil Leiderdorf.

1761.

Grabstätte des mit allen rühmlichen Vorzügen geschmückten, gründlich gelehrten und weisen Mannes, des allgemein hochgeachteten Herrn Perez Sanvil, Sohn des ehrwürdigen Armenvaters Jakob Leiderdorf, dessen Seele rein und verklärt zu den Höhen sich erhob, während bei dessen Begräbniß laute Klagen ertönten — am 25. Nissan 5522. Da ward die Macht und Stütze unseres Heiles uns entrissen, und beweint der Gemeinte, den der Herr in das Reich der Wahrheit zu sich aufnahm, da ward tief betrauert der unwiederbringliche Verlust, den das Haus Perez (Israel) durch seinen Tod erlitt. Von seltener Gemüthsreinheit und Seelenweihe, strebte fromm er den göttlichen Satzungen stets nachzuleben — und nun versenkt zwischen diesen Säulen bejammert das Haus des Perez ihn. Als Mann redlich beitretend, wo es die Förderung der heiligen Sache galt, als Lehrer in seinem Umkreise hochgeachtet, der erste und letzte in der Synagoge stets, ward jegliches Amt ihm anvertraut. Abstammend von Trefflichen, wählte Weise und Rabbinen er zu Schwiegersöhnen, da er Gelehrte würdigte, und seine Söhne zur Lehre und Gottesfurcht erzog, und nun erlosch das Licht, das so schön als Vorbild uns vorangeleuchtet! Zur Nacht und am Tage weihte jede Stunde, die sein Berufsgeschäft ihm frei ließ, der Gottesehre er und seine Tugendwerke und Wohlthaten unzählbar sind sie.

Leopold Eskeles.

1761.

In dieser Grabesstätte schlummert friedlich der Mann, der reich an Gaben der Tugend und des Wohlthuns, der gelehrte würdige Herr Leopold Eskeles, Sohn des Jakob, de-

rühmten Rabbinen der Gemeinde zu Schaffa seligen Andenkens, der mit ganzer Seele der Redlichkeit und dem Rechte anhing, und Wohlthaten voll Milde und Seelenruhe übte, dessen Seele, wohlgefällig dem Herrn, leicht dem Aron gleich sich erhob zu den Höhen. Gestorben am 23. Kislaw 5524.

Emanuel Mazzarato.

1773.

Hier ruhet der ausgezeichnete Gelehrte, der vorzüglich anerkannte Doktor Menachem (Emanuel) Sohn des Joachim Mazzarato, seligen Andenkens gestorben am 20. Kislaw 5533.

Juda Leopold Joseph Königswart.

1775.

Verzeichne dir, Erdensohn, diesen Tag, an welchem da starb, um hier eine Ruhestätte zu finden, der würdige gelehrte Juda Leopold Joseph, Sohn des verehrten Herrn Baruch Königswart, dessen Seele in Reinheit und Weihe sich erhob, am 10. Ijor 5535.

Meine Leidensgenossen in aufgeregtem Gemüthe, und laß die Thränen unaufhaltsam fließen, ob des Mannes, der hier ruhet, dessen höchster Schatz die Gottesfurcht war, dessen Lehre er im Herzen trug, der Macht und Wort und Vermögen der Aufhülfe der Armuth weihte, der mit Einsicht und Wissen ausgerüstet, seinem Volke ein schirmender Fels stets war, an Königshöfen und in fürstlichen Pallästen sprach das Wort für dasselbe, um dessen Heil zu fördern. Zur Gottesfurcht erzog seine Kinder er, selbst bei des frühen Morgen Grauen zur frommen Andachtsverrichtung eilend. Jeder Redliche klaget, jeder Arme weinet, daß seiner Mitbrüder Heilsbegründer, der Armuth Stütze hingeschieden.

Der Tempelhof.

„Keine Umgebung, selbst die gewünschte nicht, soll in uns das Gefühl der Göttlichen stören, das uns überall hin begleitet und jede Stätte zu einem Tempel umweihen kann."

Goethe.

„Größer soll sein die Herrlichkeit dieses zweiten Tempels, als die des ersteren; und an dieser Stätte werde ich Euch den Frieden geben."

Haggai 2, 9.

Bald nach der im Jahre 1670 erfolgten zweiten Verbannung der Juden aus Wien, welche durch die, der Anwesenheit der Juden schuldgegebenen Frühgeburt einer spanischen Fürstin veranlaßt wurde, wurde es nach wenigen Jahren einzelnen Familien wieder gestattet, sich daselbst anzusiedeln, aber erst nach mehr als einem Jahrhundert gelang es ihnen, sich in einem Gotteshause zur Andacht zu versammeln. Die in der Stadt auf dem Judenplatze in alter Zeit wahrscheinlich bestandene Synagoge war längst verschwunden, ebenso die im Umfange des heutigen Carmelitergebäudes in der Leopoldstadt; während die Kirche des heiligen Leopold daselbst auf den Fundamenten der letzten Synagoge sich bereits erhob.

So fanden die sich wieder ansiedelnden Juden in Wien Häuser, aber kein Gott ebenso. Wie die Christen in den ersten Jahrhunderten in Höhlen und Katakomben nur heimlich Gott zu dienen wagten, so waren es in Wien nur dumpfe Stuben in abgelegenen Gäßchen, wo sich wohl Andächtige, — so viele bilden ein „Minjan," eine jüdische Gemeinde — versammelten, um zu ihrem alten Gotte, der sein Antlitz von ihnen abgewendet zu haben schien, in heißer Inbrunst zu beten.

Nur dreißig Familien mosaischen Glaubensbekenntnisses lebten in Wien, als des unsterblichen Kaisers großes menschenfreundliches Herz das natürlichste Recht des Menschen, die Duldung jeden Glaubens befehlen mußte. Wiewohl nach zwei Jahren, 1784, die Zahl der Familien sich verdoppelt hatte, so wurde ihnen auf ihre Bitte, im Widerspruche mit der proclamirten Toleranz, doch nicht gestattet ein Bethaus zu errichten. Der im edelsten Sinne autokratische Monarch scheint gewungen die damals noch dumpfe Volksmeinung in dieser Beziehung geschont zu haben. Diese Thatsache ist um so auffallender, als die in Wien wohnenden türkisch-jüdischen Unterthanen, schon während der Regierungszeit der prächtigen Maria Theresia eine Synagoge offen halten durften, wie dies die amtlich bestätigten „Punkten" darthun, die der „in Sachen aufgestellte königl. Commissarius, der gesammten allhier sich befindenden türkischen Judenschaft, um die allhiesige türkisch-jüdische Synagoge in gute Ordnung zu bringen und in Selber zu erhalten, ex officio aufgesetzt und von der gesammten Gemeinde einstimmig sind angenommen worden. Per sacrae caes. Reg Majestatis deputationem Bancalem in justitialibus. Franz Adami, Wien den 17. Juni 1778." Das Dokument ist deutsch und vom „geschworenen türkischen Partheyen Dolmetsch, Carl Ludwig Mayer in die spanisch-hebräische Sprache treulich übersetzt."

In den Jahren 1780 bis 1790 waren unter den Familien mosaischen Glaubensbekenntnisses die angesehensten, welche zugleich in ihren Häusern eine Betstube für sich und ihre Hausgenossen hatten darfen, die der Wertheimer, Oppenheimer, Arnstein, Leibesdorf, Fekeles, Parera, von Henigsberg* u. s. w.

* Die Letzteren waren die ersten Juden, die in der österreichischen Monarchie — wo sie auch nicht Burger sein durften — in den Adelstand erhoben worden sind. Israel Henig, Ritter von He-

Nicht allen Familienhäuptern war ein Gleiches gestattet. Die Juden, welche ab- und zureisten, mietheten ein Gewölbe im Hofraume des Stadthauses Nr. 532, „zum weißen Stern," in dem sie des Morgens und des Abends sich zum Gebete versammelten. Der Besitzer der „Insl" d. i. des Brauerhauses Koppel Prach und sein Schwager Veit Wertheles aus Nikolsburg waren die Vorsteher der Bethausstube, in welcher der in demselben Hause wohnende fromme Kascher-Weinschenke unentgeldlich verbreitete. Dieser starb im Jahre 1792, worauf durch Wertheles empfohlen, Koppel Marktbereiter aus Nikolsburg als Verleger angestellt wurde.

Wer in der Gemeinde erinnert sich nicht der ehrwürdigen Greisengestalt, wie sie das schneeweiße Haupt mit einem zweispitzigen Hute bedeckt, in einem dunklen Mantel mit kurzem Krägelchen, mit einem Buche unter dem Arme durch die Straßen wandelte? Wangen und Augen waren noch klar und in seinem Gruße, den er den Vorübergehenden spendete, lag ein befreundetes Lächeln, er kannte sie ja Alle, die zur Gemeinde gehörten; die Neugeborenen segnete er, als sie in den heiligen Bund auf-

---

nigsberg, der Großvater des Schreibers dieser Skizze, war in Kuttenplan in Böhmen am 30. October 1724 geboren und starb als k. k. aller. Regierungsrath und Herr der Herrschaft Pellin in Niederösterreich, zu Wien am 19. Jänner 1808. Seit dem Jahre 1789 hat sich die Zahl der adeligen jüdischen Familien in Oesterreich bedeutend vergrößert; es sind folgende hinzugekommen: Die Freiherren: Arnstein, Eskeles, Rothschild; die Ritter Arnstall, Löwenthal, Liebenberg; die Herren von Herz, von Wertheimstein, von Albert, von Mansfeld, von Hofmannsthal in Oesterreich; von Lämel, von Popper, von Salomonsohn, von Perthein in Böhmen; von Ullmann, von Alex. Neustadt in Ungarn; Freiherr Treuer, Ritter Mayburg, Herr von Parente in Italien.

genommen wurden, für ihre Väter und Mütter, wenn sie schwer daniederlagen, hat er Psalmen gesprochen, mit dem Greis- und Krankenvater, wenn sie heimlich klagten, das letzte Gebet „gesagt." Er war die wandelnde Genealogie der Gemeinde; er wußte jeden Verband und kam in den Mitgliedern derselben mit strenger Gewissenhaftigkeit und erinnerte sie, daß sie auf das „Grab der Väter" in frommer wehmüthiger Erinnerung gehen müssen. Alle aber kannten auch ihn und nahmen den lieben Alten freundlich auf, es machte sie beinah gemüthern, daß der Greis auch mit ihnen noch „fuhr" konnte! Und so suchte dieser erste Seelsorger der wieder werdenden Judengemeinde in Wien, ein frommes bescheidenes Dasein und die Menschen hatten Wohlgefallen an ihm; aber auch der Herr, der ihn nach einem achtzigjährigen frommen Wandel zu sich nahm und auf seinem Grabsteine ist zu lesen:

„Gestorben am letzten Tag des Jahres 1818."

Doch wir kehren zum weißen Stein zurück. Da hatte nach dem Tode Drachs, Aron Isaacs die Leitung der Betstunde übernommen. Die Betstunden der einzelnen Familien hatten allmälig mit dem Tode Beider, die sie fromm in ihrer Wohnung hegten, abgenommen und somit besuchten alle in Wien wohnenden Juden die Betstunde in der Seitengasse. Es war das, aber ist vielmehr noch ein gar dumpfes, wenig lichtes, niedriges Gemölbe. Es mußte die Andacht aus tiefem Herzen quellen und die Wände mit ihrer heiligen Nähe verklären, um den traurigen Aufenthalt vergessen zu machen. Ob aber da die im „Gesetz" d. h. in der Verbannung sich befindenden Juden nicht weniger geweint, als in den später lichtbesetzten Räumen, wer mag es entscheiden?

Die Juden in Wien versäumten keine Gelegenheit, um ihre Theilnahme an den Schicksalen des im Anfang unseres Jahrhunderts bedrängten Vaterlandes und seines Herrn zu bewei-

sen. Ihre Liebe und ihr Dank waren aufrichtig. Sie hatten noch die dunkle, schmachvolle Zeit, ehevor der unsterbliche Joseph sie durchlichtet und geehrt hatte, gelebt und nun erfreuten sie sich, wenn auch noch Vieles schwer auf ihrem Herzen und auf ihrem Nacken lastete, im Abglanz der finsteren Vergangenheit einer lichteren Gegenwart. Manches fliegende Blatt, das sich zufällig erhielt, gibt davon Kunde; da lagen noch vor:

„Andacht und Gebet. Bei Gelegenheit als die Annahme der erblichen Kaiserwürde in Wien gefeiert wurde, gesungen von der hiesigen Judenschaft am Sabbat, den 6. Iewath 5565; nach der christlichen Zeitrechnung den 8. December 1804."

„Dankgebet am 16. Jänner 1807 als dem Erinnerungstage der Rückkehr Sr. Majestät des Kaisers Franz I., gefeiert von den Einwohnern Wiens israelitischer Religion."

Nach dem Gottesdienste wurden 571 fl. für die dürftigen Witwen der vor dem Feinde gebliebenen Soldaten gesammelt und der Polizei-Ober-Direction übergeben; worüber unterm 6. Februar 1807 folgendes Decret erfloß: „Die hohe Landesstelle hat diese höhere Verwendung Sr. Majestät vorgelegt, worüber Allerhöchstdieselben allergnädigst zu entschließen geruht haben, daß ihnen das allerhöchste Wohlgefallen auf eine ermunternde und anziehende Weise bezeugt und von diesen Handlungen des Patriotismus, der Unterthanstreue und der Menschenliebe auch in der Wiener Zeitung ehrenvolle Erwähnung gemacht werden solle."

„Hymne auf die Vermählung Sr. k. k. Majestät Franz I. mit Ihrer k. Hoheit Maria Ludovica Beatrix; gesungen im Namen der jüdischen Glaubensgemeinde in Wien."

Der Wiener Magistrat stattete bei diesem Anlasse achtzig Mädchen aus. Laut Einlösung vom 1. Februar 1808 trugen die Juden hiezu fl. 2398 bei. In diesem Jahre lebten 119

tolerirte Familien in Wien, die an sämmtlichen ihnen zur Last fallenden Steuern 16,283 fl. 44 kr. zahlten.

„Kriegsgabe der israelitischen Gemeinde in Wien aus dem Jahre 1809."

„Brautgesang auf die Vermählung des großen und erhabenen Königs Napoleons I. Kaisers der Franzosen und Königs von Italien mit Maria Louise, Tochter des großen und erhabenen Königs Franz I. Kaisers von Oesterreich. Dargebracht von der israelitischen Gemeinde in Wien zum Hochzeitstage."

Dies letztere Stück ist nur in hebräischer Sprache abgefaßt, die ersten genannten in hebräischer und deutscher.

Im Jahre 1809 stellten die Juden täglich dreißig Mann freiwillig zur Schanzarbeit; leisteten, nachdem sie schon früher als Kaufleute im Allgemeinen in Anspruch genommen waren, einen Betrag von fl. 14,000 zur Ausrüstung des 1. Wiener Landwehrbataillons und zahlten eine französische Kriegscontribution von 60,000 Frc.

Nach dem Abschlusse des Friedens, als der Kaiser von den Bürgern Wiens mit dem historisch gewordenen Jubel, mit Glockengeläute und Kanonenfesten empfangen wurde, blieben die Juden nicht zurück und waren festlich gekleidet „Paar um Paar," um in ihrem dumpfen, möglichst geschmückten Gewölbe zu beten und dem Herrn zu danken.

Bei solchen Anlässen und sonst auch erwachte immer mehr die Sehnsucht nach einem würdigeren und größeren Raume zum Gottesdienste. Ein Festessen, welches der Spitalvater Ascher Mandel dem Arzte des israelitischen Spitals in der Rossau, Doktor Elias Hirschfeld am 17. Februar 1810 veranstaltete, gab Anlaß einen seit manchen Jahren schon still und immer wärmer gefühlten Wunsch zu erfüllen. Es waren die Vertreter der Gemeinde, die Spitalvorsteher, angesehene Gemeindemit-

glieder, der Feldsuperior Hartmann, der Regierungsrath La Roze als Gäste versammelt. Doktor Hirschfeld brachte einen Toast auf den Letzteren aus und dankte ihm für die besondere Sorgfalt, die er stets dem Spitale zuwende und drückte den Wunsch aus: er möge durch seinen Einfluß dahin wirken, um dürftige Siechе, die im Spitale nicht Aufnahme finden können, zu unterstützen. La Roze versprach, wenn sich ein Fond hierzu bilden sollte, die menschenfreundliche Angelegenheit nach besten Kräften zu fördern. Die Stimmung war eine frohe, heitere und die Anwesenden nannten sogleich namhafte Summen, die sie zu dem Werke der Humanität spenden wollten; unter ihnen auch der hochwürdige Feldsuperior einen Betrag von fl. 50.

La Roze forderte alle in Wien wohnenden und dahin reisenden Israeliten zu Beiträgen mit so terroristisch glücklichem Erfolge auf, daß bis zum 24. Mai 1810 schon 52,272 fl. beisammen waren.

Die damaligen Vertreter, die Herren Isak Löw Hofmann (später von Hofmannsthal) und Michael Lazar Biedermann regten unter ihren Collegen den Gedanken an: mit dem ursprünglich beabsichtigten einen Zwecke den für geregelte Andacht und für Unterricht der Jugend zu verbinden: der letztere war eben so vernachlässigt, wie es der Dienst des Herrn, wenigstens seiner äußern Erscheinung nach, war. Sie faßten den Plan, noch weitere Beiträge zu sammeln und dann, wenn die Bewilligung des Monarchen hierzu ertheilt würde, ein Haus anzukaufen.

Die Behörden erstatteten an den Kaiser einen einrathenden Bericht, in Folge dessen Seine Majestät unterm 8. Februar 1811 den Juden gestattete, ein Haus für eine Schule an sich zu bringen, jedoch müsse vor Allem eine zum Ankaufe eines Hauses und zur Dotirung der Schule hinreichende Summe sicher-

gestellt werden, da die Verwendung der bis 24. Mai v. J. eingegangenen Summe von 52,272 fl. zu dem gedachten Zwecke der Absicht der Geber entgegen zu sein scheine, weil selbe zur Verpflegung sieeher Israeliten gesendet wurde und daher zu keiner anderen Bestimmung verwendet werden könne."

Es bot sich der damals im Besitze des Freiherrn Felix von Friedenthal befindliche Dempfingerhof am Kazensteig Nr. 528 zum Kaufe dar, der am 13. October 1811 um den Betrag von fl. 80,000 und fl. 10,000 Schlüsselgeld für die Gemeinde abgeschlossen wurde. Der Dempfingerhof hieß ursprünglich Pempfinger- auch Pempflingerhof nach einer alten Bürgerfamilie, aus der Christof Pempfinger im Jahre 1486 Stadtrichter war. Im Jahre 1552 besaß ein Johann Graf den Hof als ein Freihaus, im Jahre 1589 und 1591 Mathias Wollmuet oder Wohlgemuth, vielleicht ein Verwandter jenes Bonifaz Wohlmuet, dem wir einen Plan der Stadt Wien verdanken. Im Hofe des Hauses war auf einer Tafel zu lesen:

„Haec ego Mathias Wollmuth monumenta paravi, essent ut generis signa relicta mei MDLXXXCX;" auf einer zweiten: „Haec sibi post ortos terrae saepissime motus Mathias struxit Wohlgemuth ipse domum MDLXXXIX."

Seit 1700 befindet sich das Haus unter dem unrichtigen Namen Dempfingerhof verzeichnet; er gehörte damals als Schank- und Gasthaus wieder einem Graf, dann Joh. Bapt. von Weifenbach. Zur Zeit der ersten Numerirung war das Haus den Franz Pollierschen Erben eigen; später einem Johann Kramer. Die Straße, in der das Haus steht, erhielt den jetzigen Namen im Jahre 1823, als der alte gegenüber gelegene Gamingerhof vom Stifte Seitenstätten angekauft und in das jetzige Stifthaus umgewandelt wurde. Noch jetzt heißt das Haus im Volksmunde der Dempfingerhof, wohl auch der Judentempel; Tempelhof

schiene dem Gebäude entsprechender, welchen Namen ich mir vorzuschlagen erlaube und an die Spitze dieser Skizze setze.

Die Behörde ernannte unterm 12. April 1812 zur Ausführung des Baues, der Schule, der Siechenversorgung zwölf Repräsentanten „der tolerirten Judenschaft," als einen Beirath der Vertreter; es waren folgende k. k. p. iv. Großhändler, die Herren:

Arnstein Nathan Freiherr von; Biedermann Michael Lazar; Eskeles Bernhard Ritter von; Herz Leopold von; Herz Salamon von; Kohn Kaspar; Lackenbacher Moses; Lämel Simon von; Leidesdorfer Markus von Neuwall; Liebmann Ignaz von Liebenberg; Trebitsch Maximilian; Wertheim David.

Die Vertreter und Repräsentanten wählten einen Ausschuß aus ihrer Mitte: Die Herren von Liebenberg, von Neuwall und Wertheim, als Administrator Herrn von Herz, als dessen Adjuncten Herrn Emanuel Oppinger, als Rechnungsführer Herrn Benjamin Landesmann, der früher, bis ihm im Jahre 1806 Herr Moses Mitlinger folgte, Actuar der Gemeinde war. Da nach einem Auftrage der Regierung auch Mitglieder der Gemeinde zugezogen werden mußten, wählte man die Herren M. Bunzel, Samuel Lewinger, M. Mühlberg und Wilhelm von Wertheimstein. Der Vertreter Herr Hofmann mußte den Sitzungen dieser Herren jedesmal anwohnen, weil er, wie der diesfallige Regierungsauftrag lautete: „mit möglichster Anstrengung und strengster Genauigkeit zum Besten seiner Nation sorge."

Das Haus wurde unterm 8. Mai 1815 im Stadtbuche Nr. 1 Fol. 37 an die Gewähr geschrieben, mit der Bedingung, daß diese alle zehn Jahre erneuert werde; nachdem bereits unterm 14. März 1815 die Grundbuchs-Gebühren mit 3019 fl. 33 kr. W. W. entrichtet worden waren.

Die Einrichtung eines Bethauses, das aber nur den Namen „Betzimmer" führen durfte, eines Lehrzimmers und des

Frauenbades wurde schon früher im Sommer des Jahres 1812 unternommen und rasch vollendet. Am 4. September 1812 versammelte sich die fromme Gemeinde unter Vortritt ihrer Vertreter, der Herren: Hönigsberg Max von, Leideesdorfer Aron, Hofmann Isak Löw, Lewi Joseph, Biedermann Lazar Michael, und der früher genannten Repräsentanten zum ersten Male in dem Bethause zu feierlicher Einweihung.

Die zeremoniellen Geräthe, die seidenen, mit Gold gestickten Vorhänge der Bundeslade, einige Exemplare der auf Pergament geschriebenen Bibelrollen wurden vom „weißen Stern" herübergebracht und mit diesen und neuen, namentlich von Frauen gespendeten Altardecken zur Ausschmückung verwendet. Folgende von etwa 40 Spendern herrührenden Gegenstände wurden aus dem weißen Sterne übernommen: 19 auf Pergament geschriebene Bibelrollen; 9 seidene mit Gold und Silber gestickte Ueberzüge für dieselben; 1 Megila; 18 solche Vorhänge für die Bundeslade; 9 gleiche Decken für den Tisch, auf dem die Thora gelesen wird. Eine Sammlung von Gebetbüchern; eine Lampe von Silber für das ewige Licht; ein Waschbecken mit Krug und zwei Bechern für die Priester an hohen Festtagen; eine Gewürzdose für den Sabbatabend; 3 Schilder, 2 Pyramiden, eine Krone zum Schmucke der Bibelrollen; 5 Weiser in Handform; ein Schophar.

Besondere auf die Feier bezügliche Gebete und Psalmen wurden gesungen und eine deutsche Rede vom Schriftgelehrten Benedikt Zeitteles, zu nicht grosser wissenschaftlicher Ehre der damaligen Juden in Wien — von Prag her „verschrieben," die über den Text Esra I, 1 und 2. verfaßt von dem zum Bethausvorsteher erwählten Hrn. Benjamin Landesmann, dem drei Jahre später Herr Isak Lewi folgte, vorgetragen. Die Gemeinde und viele zur Feier geladene Gäste waren tief gerührt; sie begrüßten,

bescheiden angewohnt, die Thatsache als einen glücklichen Fortschritt und vom Dank gegen den Monarchen für die gespendete religiöse Wohlthat durchdrungen, sprach die Gemeinde zum Erstenmale nach Verlesung der Thora, wie dieß noch jetzt, aber in deutscher Sprache in Uebung ist, einen Segensspruch für den Landesfürsten und seine Familie. Für den Regierungsrath La Roze und seine Familie wurde ein Segensspruch angefügt. Eine spätere Zeit erinnerte sich nicht mehr in gleich frommer Weise dieses Mannes von eigenthümlicher Weltanschauung. Die bisher nicht sankzionirte Schule für die Jugend wurde zwei Monate später, im November 1812, im Tempelhofe eröffnet; für den Religionsunterricht Herr Salamon Herz, für den Unterricht im Schreiben Herr Abraham Kohn angestellt. Die Aufsicht übernahmen die Herren Max von Hönigsberg, Benjamin Landesmann, David Wertheim, Letzterer substituirte seinen Sohn, Herrn Samson Wertheim. Später wurde mit der Religionslehre ein Privatunterricht in den deutschen Normal-Gegenständen verbunden und weil dies die Theilung der Schüler in mehrere Klassen nöthig machte, Herr Josef Veit — der tüchtig gebildete Bruder des Directors des k. k. Thierarzenei Institutes Dr. Emanuel Veith, jetzigen Domprediger in Prag — als zweiter Lehrer angestellt. Die Prüfungen fanden halbjährig aus den deutschen Gegenständen bei St. Anna, aus den religiösen im Tempelhofe, unter Vorsitz des Schuloberaufsehers und der — Polizei statt.

Im Jahre 1813 schritt die Gemeinde um die Bewilligung einer Religionsschule ein. Die Regierung äußerte, daß es ihr nach dem Patente von 1782 freistehe, eine deutsche Normalschule zu errichten; sie möge sich nur äußern „ob sie diese und eine Religionsschule gründen wolle, oder nur die letztere allein. Wenn dies der Fall, so müsse sie einen Plan vorlegen, in keinem Falle seien aber die Schüler verpflichtet, außer dem reli-

giosen Unterrichte an dem der hebräischen Sprache Theil zu nehmen."

Hier ist eines schönen und kostbaren Geschenkes des „k. k. priv. deutsch- und hebräischen und auch n. ö. Landschafts-Buchdruckers" Hrn. Anton nachmals von Schmied dankbar zu gedenken. Er übersendete für die Schule ein Exemplar jedes bei ihm erschienenen Werkes auf feinem Papier in Prachtband mit Goldschnitt, zusammen 133 Bände mit einem beigelegten gedruckten Widmungsschreiben, in welchem er alle, noch bei ihm in Zukunft zu druckenden Werke zu senden versprach. Er hielt Wort; indem er bis zum Jahre 1819 noch 169 ungebundene Bücher, im Jahre 1844 ein Werk in 4 Foliobänden spendete; im Ganzen also 306 Bände und so die Schulbibliothek der Gemeinde begründete, für deren Vermehrung auf den vom Religionslehrer Herrn Leopold Breuer im Jahre 1848 gestellten Antrag die Herren Vertreter der Cultusgemeinde freundlich eingingen und einen jährlichen Betrag von fl. 60 C. M. bestimmten. * Eine literarhistorische Notiz, hebräische Gebetbücher betreffend, möge hier ihren Platz finden: Als Herr Schmid die Redelheimer-„Machsorim" mit Heidenheims Uebersetzung nachdruckte, verhängte der Frankfurter Oberrabbiner, Pinkas Lewy Horowitz, den großen Bannfluch über ihn. Ein Dekret der k. k. Polizei- und

* Seit dieser Zeit wurden meist geschichtliche, archäologische, Cultur- und Literarhistorische Werke angeschafft und die Bibliothek durch Schenkungen der Herren Joseph Wertheimer, Hermann Dukes, des Vaters des bekannten Schriftstellers und des Schreibers dieser Zeilen vermehrt. Gewiß befinden sich im Besitze der hiesigen Gemeindemitglieder hebräische und auf das Judenthum bezügliche deutsche Bücher, die im Hause vielleicht unbenützt vergilben, einer Schulbibliothek aber von Bedeutung wären. Möge diese Note eine Anregung zu großmüthiger Bereicherung der Schulbibliothek sein!

Censurstelle, welche die Druckbewilligung ertheilt hatte, bezeichnet diese Thatsache als einen „widersinnigen Schritt“ und befiehlt den österr. Rabbinern, die Juden über die „Widerrechtlichkeit“ desselben zu belehren: während sie selbst zu dem damals gang und gäbe gewesenen, seitdem durch ein wohlthätiges Gesetz in Oesterreich verpönten Diebstahl des Nachdrucks, ihr bekanntes „Imprimatur“ setzte.

Wir kehren wieder in das Berhaus zurück. Hier wird am 5. September 1813 ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, um Sieg der Waffen Oesterreichs gebetet, ein „israelitisches Kriegslied“ gesungen und 1352 fl. 8 kr. und 50 Ellen Leinwand für verwundete Krieger gespendet. Der Kaiser, dem davon Kunde zukam, befahl in einem von Töplitz am 14. September datirten Handbillete, „daß der israel. Gemeinde das allerhöchste Wohlgefallen zu erkennen zu geben und davon in öffentlichen Blättern Kenntniß zu nehmen sei.“

Als der Monarch in seine Residenz wiederkehrte und die Stadt am 14. Juni 1814 beleuchtet ward, wurde, — der Zufall ist oft humoristisch-ironisch — nach Angabe eines zu Rathe gezogenen Censors! auch der Tempelhof *erleuchtet*. In einem „Denkbuche“ wird dies mit folgenden Worten geschildert:

„Die Beleuchtung des Tempelhofes stellte ein, mit neunhundert Lampen beleuchtetes Portal vor. Auf dem gemalten, mit Arabesken verzierten Pilaster war ein acht Schuh hohes Gesimse angebracht, auf welchem die allegorischen Figuren, der Unterricht, die Mildthätigkeit und die Andacht, als Symbole, wozu dieses Haus bestimmt ist, vorgestellt waren. Ueber denselben schwebte ein doppelt gekrönter Adler, zu dessen Füßen alle Gattungen Armaturen sich befanden. Ueber seinem Haupte glänzte in Brillantfeuer ein aus Eichen und Lorbeern und Palmenzweigen gewundener Sieges- und Friedenskranz, aus

dessen Mitte der Majestäts-Name Franz hervorstrahlte. Obige drei allegorische Figuren hoben ihre Rechten empor und leiteten durch ihren Zeigefinger den Blick des Beobachters auf des Kaisers Namen „Franz.“ Unter diesen Figuren waren die einfachen, aber vielsagenden Worte zu lesen: „Alles Gute kommt von oben!“ gleichsam als wollten die Wohlthätigkeit, die Andacht und der Unterricht sagen: Wir verdanken unser Dasein der Gnade Franzens. Noch ein tieferer Sinn liegt in diesen Worten verborgen: da der Name Franz die Haupt-Zierde dieser Illumination war und folglich einen wesentlichen Theil derselben ausmachte, bedeuten diese Worte auch: „Alles Gute, nämlich Unterricht, Milde und Andacht und Franz, kommt von Gott.“ Im ersten Sinne bedeutet das Wort oben den Kaiser Franz, im zweiten Gott. — Im Gesimse des Portals waren die drei Worte: — צדק חסד ומשפט — zu deutsch: Milde, Gnade und Gerechtigkeit — transparent zu lesen, als Beziehung auf den Spruch des Talmud: „Die Majestät Gottes ruhet bei dem Fürsten, der die drei Eigenschaften, Milde, Gnade und Gerechtigkeit besitzt,“ — und standen hier ebenfalls in Beziehung auf die Siechenverpflegung, die Andacht und den Religionsunterricht.“

Mehrere Tage darauf fand im Bethause selbst eine Feier statt, welche die Wiener-Zeitung vom 21. Juni mit folgenden Worten schildert:

„Die hier wohnenden Israeliten haben am 19. d. M. früh um 10 Uhr in ihrem Bethause zum Dempfingerhofe die glorreiche Rückkehr unseres gnädigsten Kaisers auf eine eben so erbauliche, als musterhafte Weise gefeiert. Festlich gekleidet versammelten sie sich in ihrem herrlich verzierten und beleuchteten Tempel. Eine angemessene Symphonie eröffnete die Feierlichkeit. Hierauf wurden mehrere Psalmen gesungen und dann eine auf diesen Festtag von dem hebräischen Censor Herzfeld verfaßte

Rede, welche durch den trefflichen Vortrag des Herrn Bernard Pollak zum Herzen drang, abgehalten. Die Thora wurde unter Musik und Chor, componirt von dem rühmlich bekannten israelitischen Tonkünstler Moscheles, von den Gemeinde-Aeltesten in Procession herumgetragen. Des Kaisers Segen wurde von dem ehrwürdigen Greise Michael, Oberrabbiner zu Eisenstadt, gesprochen. Ein Schlußgebet, ebenfalls von dem Verfasser der Rede und das Volkslied: „Gott erhalte!“ machten den Beschluß. Es waren mehrere hohe Herrschaften, geistliche Herren und Staatsbeamte, die diesem Gottesdienste beiwohnten und mit Rührung für das Wohl des Kaiserhauses ihr Gebet mit dem der Gemeinde vereinigten. Der Weg zum Guten ist Einer; redliche Herzen müssen da sich begegnen!“

Aus Anlaß dieses Festes wurde der „Almemr,“ die Erhöhung in der Mitte des Bethauses, wo die Thora gelesen wird, mit einem prächtigen, mit einer Krone geschmückten Seidenbaldachin, der von vier Säulen emporgehalten wurde, überdeckt. Die bei dem Gottesdienste gesungenen Psalmen, Gebete, die Segenssprüche und die Rede wurden in einem Quartheste unter dem Titel:

„Dankopfer der Israeliten bei der glorreichen Rückkehr unseres sieg- und ruhmgekrönten Kaisers Franz I. in seiner Haupt- und Residenzstadt Wien“

bei Anton Schmied gedruckt und vertheilt. Aus der zu dem Anlasse von dem uns bereits bekannten, erleuchtenden Censor verfaßten Hymne scheint der ängstliche Mann, seinen Ruhm selbst opfernd, jede Spur von Poesie gestrichen zu haben; aber treu und herzlich war sie gemeint.

Der Regierungspräsident Freiherr von Reichmann zu Hochkirchen, welcher der Feier anwohnte, berichtete über dieselbe an den obersten Kanzler, und es wurde den Vertretern und Repräsentanten zu erkennen gegeben: „daß die hohe Landesregie-

rung daraus ihre, auch bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegten patriotischen Gesinnungen mit Vergnügen entnommen habe."

An der um diese Zeit errichteten Stiftung des Invalidenfondes betheiligten sich die Juden in Wien in Folge einer eigenhändig vom Fürsten Josef zu Schwarzenberg unterm 28. Mai 1814 an sie ergangenen Aufforderung, welche „die vielen Beweise von patriotischer Gesinnung der Juden" rühmt, mit 36,800 fl. in Obligationen und 4562 fl. und schrieben in ihrer Eingabe an die Regierung datirt 28. December 1814, „daß sie bei dieser, rücksichtlich ihrer geringen Anzahl allerdings nicht unbedeutenden Beisteuer mehr ihre Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, als ihre mäßigen Vermögenszustände zu Rathe gezogen haben."

Die für die Residenz seit fast anderthalb Jahrhunderten verschwundene, nun wieder aufgetauchte Erscheinung einer Synagoge, die Eigenthümlichkeit des Gottesdienstes, der Trauungen, die nunmehr einen Akt der Oeffentlichkeit bildeten, regten die Theilnahme für die Entwicklung einer neuen, sich langsam vergrößernden Bevölkerung, wohl auch die Neugierde immer mehr an, die durch die persönliche Beziehung einzelner Juden zu Behörden und bedeutenden Persönlichkeiten noch erhöht wurde. So erklärt sich auch der Besuch zweier Erzherzoge, Brüder des Monarchen, im Tempelhofe am 10. Jänner 1815. Sie wurden von den Vertretern und Repräsentanten empfangen, besichtigten das Betzimmer, das Frauenbad und die Schule, wo ihnen zu Ehren eine Prüfung der Schüler vorgenommen wurde.

Die Gemeinde freute sich fortgesetzt des nun würdigeren lichteren Raumes zum Gottesdienste und bewährte dies durch einen nicht allein auf Sabbate und hohe Festtage beschränkten Besuch; die Frommen versammelten sich jeden Morgen und jeden Abend, namentlich aber an Montagen und Donnerstagen und am Neumondfeste, wo ein Theil der Thora gelesen wird.

Heutzutage betheiligen sich nur die untergeordneten Functionäre und ein kleines Häuflein Andächtiger an diesem Gottesdienste.

Allmälig wurde der Raum zu eng und mit Bewilligung der Behörde im Jahre 1817 eine Erweiterung vorgenommen; indem eine an der Abendseite des Betzimmers befindliche Mauer abgebrochen und die an sie im ersten und zweiten Stockwerke stoßenden Zimmer mit der Betstube vereinigt wurden. Der bereits genannte Herr Eppinger leitete den Bau, nach dessen Vollendung das Bethaus am 5. September 1817 Abends wieder eingeweiht ward. Gleichzeitig wurde ein Dankgebet für die eben vollendete glückliche Ernte abgehalten.

Die Ausgaben für den ersten und zweiten Bau, für die innere Einrichtung des Betzimmers, der Schule, des Bades waren bis zu diesem Jahre auf 48,120 fl. gestiegen. Dieser Betrag wurde durch Vermiethung von Betplatzen, von Wohnungszinsen und durch Spenden hereingebracht; so daß die Gemeinde ein Jahr darauf das Haus bereits schuldenfrei und im October 1821 noch einen Ueberschuß von 11,781 fl. besaß.

Unterm 17. September desselben Jahres wurde den Vertretern ein vom Zensor Herzfeld schon im Jahre 1814 verfaßter Schulplan zur Ausführung übergeben, der den Unterricht in zwei Klassen theilte, in deren erster Religionsunterricht im Allgemeinen, in der zweiten religiose Gebräuche, hebräische Sprache, — die Bibel als Lesebuch — gelehrt werden sollten.

Der Gottesdienst, wenn auch nun in größerem und lichterem Raume abgehalten, blieb seinem Wesen nach derselbe und mahnte nicht nur an jene unwürdige, vielfach dem Spotte Andersgläubiger preisgegebene Weise, wie sie zu schmerzlicher Beachtung noch heutzutage nicht allein in sehr vielen Landgemeinden, selbst in Hauptstädten der österreichischen Monarchie Statt findet. Das Bedürfniß nach einem weihevollen Gottesdienste, das sich in den

Gemüthern zu regen anfing, oder in ihnen schon lange lebte, drückt sich am besten in folgender am 18. November 1819 ergangenen Aufforderung vom Vorstande an die Gemeinde aus:

„Die täglich fühlbarer werdende Nothwendigkeit unsere gottesdienstlichen Verrichtungen verständlicher, erbaulicher und mehr dem Zeitgeiste gemäß einzurichten, hat bei den Unterzeichneten den Wunsch erregt, den zu Berlin und Hamburg mit so günstigem Erfolg entstandenen israelitischen neuen Kultus nachzuahmen, und auch hier in der k. k. Residenzstadt Wien einen ähnlichen Gottesdienst einzuführen, wo das höchste Wesen auf eine, den Geist und das Gemüth mehr ansprechende Weise angebetet wird, wo das Herz jedes Andachtsbeflissenen durch Predigten und Reden moralischen Inhalts erbaut und belehrt, und wobei vorzüglich auf die Jugend — auch des weiblichen Geschlechtes — welche nicht ferner, wie bisher, theils in einer ihr unverständlichen Sprache beten, theils ganz von der öffentlichen Gottesverehrung ausgeschlossen bleiben soll — ein Hauptaugenmerk gerichtet werde; bei welcher neuen Einrichtung sie sich nicht nur der Genehmigung, sondern selbst der gnädigsten Unterstützung der höchsten und hohen Behörden im voraus erfreuen dürfen. Sie ersuchen daher Jeden, der von gleichem Wunsche beseelt und dessen Ausführung befördern zu helfen geneigt ist, sich unterzeichnen zu wollen, um dann über das Locale und die ferneren Einrichtungen berathen zu können."

Fünfzig Mitglieder der Gemeinde unterzeichneten sich.

Gleichzeitig erkannten die Vertreter wiederholt in einem Protokolle an, daß für einen entsprechenderen Unterricht in der Schule gesorgt werden müsse. Ein neuer, erweiterter Plan, der den Unterricht in eine Vorbereitungs- und in drei Klassen theilte, wurde entworfen und eingeführt; doch scheint es an den Männern gefehlt zu haben, die ihn geistig zu beleben im Stande gewesen wären.

Vom 7. Jänner 1820 ist der Entwurf eines Bittgesuches an die n. ö. Landesregierung datirt; in diesem wird zwar um Beibehaltung der althergebrachten Gebete in hebräischer Sprache gebeten, aber auch „um Zulassung einer deutschen Erbauungsrede, deutscher Gebete und Gesänge unter Orgelbegleitung; indem Viele der Gemeinde, namentlich aber die Frauen, der hebräischen Sprache unkundig, keine Andacht fühlen können, wenn sie unverstandene Phrasen gedankenlos hersagen."

Seitdem sind 33 Jahre verflossen, die Zahl der des Hebräischen Kundigen ist eben keine größere geworden; aber deutsche Gesänge und Musik widerhallen erst seit zwei Jahren an Sonntagen, nicht für die Gemeinde, — die doch, wie wir oben erzählt haben, selbst einen feierlichen, von Musik begleiteten Gottesdienst wiederholt beging — nur für die Zöglinge des israelitischen Handwerk-Vereines im Tempel. Der Vorstand des Vereins darf sich dessen rühmen, daß er den zu Herzen gehenden, weil verstandenen Gottesdienst, im Einvernehmen mit den Vertretern der Cultusgemeinde, den jugendlichen Arbeitern als ein neues Element der Erbauung und Erhebung bietet.

Ein vom 22. Jänner 1820 datirtes Handbillet des Kaisers gab allen hier angedeuteten Bestrebungen eine eben so unerwartete, als folgenreiche Wendung. Die Juden Wiens baten im Jahre 1817 um bürgerliche Gleichstellung, oder um ihre einst schon zugestandenen, wieder entzogenen Rechte, oder wenigstens um keine neuen Bedrückungen, wie eine solche das sogenannte „Zettelgeld" war. Der Monarch ließ diese Bitten unbeantwortet, und erließ drei Jahre später ein allerhöchstes Handbillet, das nach einer allgemein ausgesprochenen Absicht: die Stellung der Juden in politischer und sozialer Beziehung in nächster Zukunft verbessern zu wollen, wie folgt lautet:

„Gleich jetzt finde ich zu bestimmen:

1. Daß nach einer festzusetzenden angemessenen Zeit in meinen Staaten kein Rabbiner mehr angestellt werde, der nicht in einer vorläufigen Prüfung vollkommen zureichende Beweise einer gründlichen Kenntniß der philosophischen Wissenschaften und der jüdischen Religionslehre abgelegt hat.

2. Daß für den angemessenen und gesicherten, übrigens von der Judenschaft zu bestreitenden Unterhalt der mit den vorgeschriebenen Kenntnissen ausgerüsteten Rabbiner gesorgt werde.

3. Daß die Gebete, Religionsübungen und Belehrungen in den Synagogen nach einer gleichfalls zu bestimmenden angemessenen Zeitfrist, falls keine Anstände, die mir anzuzeigen wären, dagegen obwalten, in der deutschen oder der Landessprache abgehalten, und die in dieser Beziehung erforderlichen Uebersetzungen der Religions- und Gebetbücher veranstaltet werden.

4. Endlich, daß die jüdische Jugend gehörig zum Schulbesuche verhalten und dabei getrachtet werde, daß sie aus der Religionslehre den nöthigen Unterricht empfange."

In Folge dieses Handbillets wurden nun, nach einer durch nichts zu rechtfertigenden Zögerung nach fünf Monaten am 22. Juni zehn Großhändlern die Frage über eine nothwendige Abänderung der Liturgie vorgelegt und ihnen aufgetragen, aus der Mitte der Gemeinde noch zehn Individuen zu wählen, die mit ihnen einer Berathung über die einzuführende Liturgie bei der Landesstelle zugezogen werden sollen. Die Gemeinde schien es bei den aufgeforderten Männern bewenden haben zu lassen, denn wir sehen außer ihnen in der am 27. Juni abgehaltenen Kommissionssitzung keine anderen als die zehn aufgeforderten Mitglieder versammelt. Es sind die durch Ehrenhaftigkeit und kaufmännische Intelligenz noch im Andenken der Gegenwart gefeierten Laien:

Arnstein Nathan Freiherr von, Biedermann Michael Lazar, Eskeles Bernard Ritter von, Hönigsberg Max von, Landesmann Benjamin, Liebenberg Ignaz von, Neuwall Markus von, Preysach Salamon, Reitlinger Moses, Wertheimstein Wilhelm von.

Von der Polizei-Oberdirektion, wo die Kommission statt fand, waren anwesend:

Siber Freiherr von, k. k. Hofrath; Persa von, k. k. Regierungsrath; La Roze, k. k. Regierungsrath; Peyfuß, Oberkommissär.

Die oben Genannten erklärten:

„Die gebildetere Klasse der hiesigen Israeliten hat schon lange den Wunsch einer Verbesserung des bisherigen Kultus im Herzen gehegt, ohne es zu wagen, denselben laut werden zu lassen; nun aber Se. Majestät selbst aus allerhöchst eigener Entschließung diese Verbesserung des Kultus allergnädigst befehlen, so ist es um so mehr unsere Pflicht, dieser allerhöchsten Vorschrift Folge zu leisten, da deren Zweckmäßigkeit, und der davon zu hoffende gute Erfolg unverkennbar ist. Doch können wir nicht darauf rechnen, daß sämmtliche Tolerirte zur Theilnahme an der neuen Liturgie geneigt sein werden; vielmehr müssen wir voraussetzen, daß noch Manche bei dem durch Alter und Gewohnheit ihnen ehrwürdig und beruhigend gewordenen bisherigen Kultus verharren wollen. Allein wir vertrauen auf die Weisheit und Gnade Sr. Majestät, daß Allerhöchstdieselben keinen Religionszwang werden eintreten lassen, und mit diesem Vertrauen im Herzen bitten wir, die zu verbessernde Liturgie von der älteren abgesondert errichten, und den Beitritt zu derselben, oder das Verbleiben bei der bisherigen, der eigenen Wahl eines jeden Israeliten ganz frei stellen zu dürfen. Indeß geben wir uns die Ehre, der löblichen Kommission ein Verzeich-

niß vorzuzeigen, worin schon 30 der hiesigen Tolerirten sich zum Beitritte eigenhändig unterschrieben haben welche Anzahl sich gewiß noch früher oder später vermehren wird; denn es ist nicht zu zweifeln, daß mit der Zeit, je mehr der innere Werth und Nutzen des neu einzuführenden Gottesdienstes erkannt wird, sich auch dessen Theilnehmer vermehren, und daran sich auch solche anschließen werden, welche jetzt noch bei dem alten Kultus verharren. Uebrigens wollen wir zur Vorbeugung eines jeden Mißverständnisses noch bemerken, daß wir durch die Veränderung der Liturgie auch nicht die geringste Abänderung in der israelitischen Religion, in so weit von deren Grundsätzen und ihrer Ausübung die Rede ist, herbeiführen, daher auch nicht in dem geringsten wesentlichen Glaubenspunkte irgend eine Abweichung oder einen Sektizismus beabsichtigen. Unser Zweck besteht blos darin, daß wir die in der Ausübung des Gottesdienstes durch die Länge der Zeit eingeschlichenen Mißbräuche abschaffen, das von früheren willkürlichen Einrichtungen Herrührende, aber für unsere Verhältnisse unzweckmäßig Gewordene mit etwas Zweckmäßigem vertauschen und das Mangelnde hinzufügen und ersetzen wollen, ohne übrigens unter den Bekennern des israelitischen Glaubens auch nur zu der mindesten Religionsspaltung Anlaß zu geben. — Die Grundzüge des verbesserten Gottesdienstes dürften in folgenden Punkten bestehen:

1. In Beibehaltung der ältesten und wichtigsten Gebete in hebräischer Sprache, so wie in der Vorlesung des Pentateuchs ebenfalls im Urtexte.

2. In Einführung deutscher Gebete und Gesänge, die den jetzigen Verhältnissen angemessen und die Andacht zu erwecken geeignet sind.

3. In Begleitung der Gesänge mit Musik, namentlich mit

einer Orgel zur Erhaltung einer regelmäßigen Gesangweise und Erhöhung der andächtigen Stimmung.

4. In öffentlichen Kanzelreden, religiös-moralischen Inhalts über biblische Texte, die zur Erbauung und Belehrung der Andächtigen vorzüglich der Jugend an jedem Sabbate und Feiertage in reiner deutscher Sprache sollen gehalten werden.

Unseres Erachtens ist keine neue Uebersetzung der Gebete und Lehrbücher vonnöthen, denn die bereits vorhandenen erfreuen sich des allgemeinen Beifalls. Indeß, da nicht nur in Berlin, sondern auch in Hamburg und Frankfurt am Main solche liturgische Bücher in deutscher Sprache bestehen, und seit mehreren Jahren wohlgefällig gebraucht werden, so wäre unser Wunsch, daß ein Komité von sachkundigen, vorurtheilsfreien und redlichen Männern dieselben mitsammen vergleiche, prüfe und die angemessensten, besten für uns hier in Wien auswählen, auch, wenn allenfalls noch hier und da Veränderungen anzubringen wären, dieselben bewerkstelligte. Zu dem Ende erbitten wir uns die Erlaubniß, ein solches Komité unverzüglich zusammensetzen zu dürfen, welches sohin seine vollendete Arbeit der hohen Stelle zur Einsicht, Prüfung und Genehmigung vorlegen wird. Zu wünschen wäre es, daß im Dämpfingerhofe — welcher nebst anderem auch zum Bethause bestimmt und hohen Orts bestätigt worden ist, — ein schickliches Lokale zur Unterbringung der neuen Anstalt möchte aufgefunden werden; allein dieses Auffinden dürfte allerdings schwer halten, weil es unser einstimmiger Vorsatz ist, daß die ältere Betanstalt nicht soll beirret werden. Ehe wir also, uns darüber bestimmt zu äußern, in den Stand gesetzt werden, müssen wir den Gegenstand von Bauverständigen untersuchen lassen, und ihre Meinung in reifliche Erwägung ziehen. Sollte nun die neue Betanstalt nicht füglich mit der älteren in einem Hause können vereinigt

werden, ohne daß die eine der anderen Störung oder Aergerniß verursachte, so hoffen wir von der Gnade Sr. Majestät, dann von der Huld der höchsten und hohen Behörden, daß es als Mittel zum Zwecke uns werde gestattet werden, zur Einrichtung der verbesserten Liturgie ein besonderes passendes Locale zu wählen. Gleichwie die angesehensten der hiesigen Tolerirten bereits der neuen Betanstalt beitreten, und ihre Zahl sich ohne Zweifel stets vermehren wird, so wird es auch ihre ernstliche Sorge sein, die Art und Möglichkeit auszumitteln, wie die dazu nöthigen Kosten werden aufgebracht und bestritten werden können, ohne Jemandem den geringsten Zwang aufzulegen. Wir wünschen daher, mit hoher Genehmigung einen eigenen Verein oder Ausschuß bilden zu dürfen, welcher sich vorzüglich mit diesem Gegenstande befassen soll. Dieser Verein wird den Erfolg seines Bemühens der hohen Behörde zu Kenntniß vorlegen, auch, wenn es verordnet wird, über die Einnahmen und Auslagen gehörige Rechnung legen."

Welcher Leser dieser Erklärung wird die sorgfältige Schonung, die pietätvolle Aengstlichkeit gegen die Glaubensgenossen der älteren Observanz, aber auch die fromme Gesinnung, die edle Sehnsucht verkennen, die dumpfen Räume des Ghetto mit lichterer Erkenntniß, mit gottesfreudigerer Andacht aufzuhellen? Und doch — es sträubt sich die Hand es niederzuschreiben; aber der Wahrheit werde ihr Recht, dem Zelotenthume seine Schmach! Die israelitischen Oberjuristen (Rabbiner) und Religionsvorsteher einer großen Gemeinde in der Monarchie richteten unterm 2. Juni desselben Jahres an den Monarchen ein Memoir, in welchem Eingangs erzählt wird, wie im Auslande „Würflinge" der israelitischen Nation, die sich „Puristen" nennen, dahin streben, eine „gereinigte Naturreligion" zu gründen, die, weil in Preußen abgewiesen, sich in Hamburg bemühen, eine ab-

gesonderte Synagoge, in welcher die Andacht „in der für Jeden verständlichen deutschen Landessprache abgehalten wird," zu bauen und der altmosaischen Religion „eine deistische Form" zu geben. Nachdem so die ehrwürdigen Herren zur Ehre ihrer theologischen Bildung bewiesen, daß ihnen Naturreligion und Deismus identisch seien; gehen sie unmittelbar in ihrem heiligen Eifer zu einer Gedankenentwicklung über, welche eine böswilligere Feder eine denunziatorische nennen würde:

„Mit größtem Leidwesen haben wir in Erfahrung gebracht, daß einige Individuen von den in Wien tolerirten Israeliten, angefeuert von der neuen Sekte durch einen zu diesem Ziele abgesendeten jüdischen Landläufer, der seit einem Jahre öfters vom Ausland nach Wien als Missionär in dieser Angelegenheit hin und wieder reiset, eine deutsche Synagoge zu gründen gesonnen seien. Ihre Tendenz geht nur dahin, den Deismus einzuführen."

Doch genug von dem finstern Geiste, der auf acht eng geschriebenen Seiten dunkelt, als ein trauriges Zeugniß, wie vielleicht sonst ehrenhafte Charaktere und große „Lamdonim," d. i. Schriftgelehrte, aus Fanatismus dumm und voll Niedertracht werden können! Die erzählte Thatsache scheint uns dadurch glänzend gesühnt, daß in der Stadt, aus der sie hervorging, sich seit dem Jahre 1837 — also nur sechszehn Jahre später — ein Tempel befindet, dessen Liturgie eine weiter als die in Wien fortgebildete ist, dessen Gesänge von den Tönen einer Orgel begleitet die Gemüther erheben.

Der Eingabe selbst widerfuhr die gerechte Würdigung, sie blieb unbeachtet liegen. Die Fünfzig in Wien aber fuhren fort, das von ihnen längst ersehnte, angeregte und nun auch vom Kaiser befohlene Werk zu fördern.

Das Jahr 1821 sollte allmälig zeitigen, was in den

vorangegangenen Jahren gepflanzt und sorgfältig gepflegt wurde. Am 4. Juni d. J. fand eine Regierungskommission unter Vorsitz des Präsidenten Freiherrn von Reichmann statt, der die israelitischen Ausschußmänner, der Schul-Oberaufseher Leonhard, und der Vizedirektor der philosophischen Studien Wilde beigezogen waren. In dieser Sitzung wurden die Fragen, die wir bereits von der Sitzung her bei der Polizei Oberdirektion kennen, nur noch ausführlicher erortert und in einer Eingabe vom 30. Juli schriftlich beantwortet. Neben der religiösen Frage kam aber auch die materielle, ohne welche jene nicht gelöst werden konnte, die des Kostenpunktes, zur Betrachtung. Die größere Zahl der Juden Wiens hing der alten Observanz an, diese durften somit nicht aus ihrem Bethause verdrängt werden. Den neuen Ritus neben dem alten in einem und demselben Hause, im Tempelhofe einzurichten, war bedenklich, und so mußten die Mittel aufgebracht werden, um entweder ein Lokale zu mieten, oder ein neues Haus anzukaufen. In der eben angeführten Eingabe berichtet zwar der Ausschuß, daß 28 Individuen sich zu einem in 18 Jahren gegen 5 % zurückzahlenden Darlehen von 60,000 fl. C. M. und mehrere von ihnen sich zu einem durch 5 Jahre zu leistenden Beitrag von 3,000 fl. bereit erklärt haben; daß aber dies nicht ausreiche und sie bäten, ihnen das auf dem Kienmarkte Nr. 460 wegen Baufälligkeit leer stehende k. k. Lottogebäude zu überlassen. Am Schlusse dieser Eingabe wurde die Bitte gestellt: es möge auch der zweite Theil des kaiserlichen Handbilletes: die politischen Rechte der Juden in Oesterreich zu erweitern, bald einer hohen Berathung unterzogen werden.

Die Vertreter und Repräsentanten versammelten die Gemeinde, um ihr in einem bündigen Vortrage pflichtschuldigst Bericht über das bisher Geschehene zu erstatten und sie zur För-

derung des begonnenen Werkes aufzumuntern. Die Regierung hatte unterm 5. September die besondere Zufriedenheit mit der Bereitwilligkeit der hiesigen Tolerirten in Ausführung des kaiserlichen Willens in den wohlwollendsten Ausdrücken ausgesprochen, sich jedoch dagegen erklärt, daß die Gründung der neuen Anstalt durch ein Darlehen und auf fünf Jahre versprochene Unterhaltungsbeiträge eingeleitet werden solle; da die anbefohlene Errichtung nicht als ein Privatunternehmen, sondern als eine vom Staate selbst, zur Beförderung des allgemeinen Besten für nützlich und nothwendig anerkannte Maßregel anzusehen und dem Landesfürsten zur Genehmigung vorzulegen sei."

In Folge dieser Erklärung spendeten 37 Individuen 35,500 fl. C. M. und sicherten, in so lange es nöthig sein würde, für jedes Jahr 1580 fl. C. M. * Gleichzeitig wurde der Plan entworfen, 100,000 fl. C. M. durch Actien à 1000 fl. C. M. verzinst mit 5% zu kreiren.

Wir wollen, uns unterbrechend, nun wiederholt der Schule unsere Aufmerksamkeit zuwenden. So zweckmäßig die im Jahre 1820 getroffene Einrichtung der Schule gewesen, so führte sie doch nicht zu den gehofften Resultaten, vielleicht aus dem oben angeführten Grunde, theils auch weil diejenigen, die ihre Kinder in die Schule schicken sollten, dieß unterlassen zu haben scheinen;

---

* Die größten Beiträge spendeten die Freiherren von Arnstein, von Eskeles jeder 4,000 fl. C. M., die Herren M. L. Biedermann, J. H. Biedermann, jeder 2,500 fl., S. Biedermann, 2,000 fl., J. von Liebenberg 1,800 fl., J. Lewi 1,500 fl., J. L. Hofmann, J. S. Wertheimer, L. G. Goldstein jeder 1,000 fl. u. s. w. bis herab zu 100 fl. Unter den frommen Spendern waren auch zwei Frauen: Rosalia Trebitsch 500 fl., Rosalia Lewi 250 fl. u. s. w.

denn ein Regierungsdekret vom 18. September 1821 befiehlt in strengem Tone, ein Verzeichniß aller schulpflichtigen Kinder vom 6. bis zum 15. Jahre vorzulegen und macht die Tolerirten auch für den Schulbesuch der Kinder ihrer Dienstleute verantwortlich.

„Die Absicht dieser Anordnung," heißt es, „zielt einzig dahin, die Israeliten zu verhalten und der Regierung die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die hiesigen Israeliten ihren älterlichen Pflichten nachkommen und ihre Kinder in den nöthigen Gegenständen hinlänglich unterrichten lassen. Es wird ferner die Aufstellung eines Schulaufsehers angeordnet, der die vom Lehrer unterfertigten, von nun an gedruckten Zeugnisse mit zu unterschreiben habe." In einem zweiten Dekrete, das dem vorangehenden schon am 24. desselben Monats folgte, werden über eine Mittheilung des Vizedirektorats der Gymnasialstudien, daß der vorgeschriebene Religionsunterricht nicht gehörig ertheilt werde und sich die Schüler weigern, am Sabbat den schriftlichen Uebungen sich zu unterziehen, die Vertreter zu einer Aeußerung aufgefordert, und ihnen aufgetragen, daß fortan auch die Schüler der vier ersten Gymnasialklassen Religionsvorträge hören und sich prüfen lassen müssen." In Ansehung des Schreibens am Sabbat sollen die Vertreter die Familienväter damit beruhigen, daß die oberste Staatsverwaltung in Folge des ausgesprochenen Geistes der Duldung in keiner Hinsicht einen Gewissenszwang zulasse; sie sollen aber dem Lehrer Herz die Weisung geben, daß er in seinem Religionsunterrichte auf diesen einzelnen Fall des Schreibens am Sabbate Bedacht nehme, daß diese Handlung (das Schreiben) allerdings sich auch mit der talmudischen Lehre vertrage."

Die ununterbrochen drängende Sorgfalt der Regierung für die moralische und intellektuelle Bildung der Juden in Wien geht aber zumeist aus einem Dekrete vom 31. Oktober desselben

Jahres hervor, das überdieß zu freudigster Ueberraschung auch die Hoffnung auf verbesserte bürgerliche Verhältnisse eröffnete. Das Dekret lautet:

„Die Verhandlung hinsichtlich der Verbesserung des israelitischen, moralisch-religiösen Kultus ist nun bereits beendigt und der hohen Hofkanzlei vorgelegt worden. Hievon sind die Vertreter der hiesigen Israeliten vorläufig mit dem Beisatze in die Kenntniß zu setzen, daß die Regierung erwarte, sie werden das neu aufzulegende Gebet- und Gesangbuch sammt der Ordnung, wie der neue Gottesdienst gehalten werden soll, bestimmt bis Ende November, als der hierzu ihnen ausgemessenen Frist, der Regierung überreichen; wie auch gemäß ihrem in dieser Angelegenheit bisher bewährten rühmlichen Eifer alles aufbieten, um durch eine thätige Betreibung der zur Sicherstellung des Erforderlichen mit so gutem Erfolge bewerkstelligten Sammlung, die Auslagen sowohl für den Etablirungsfond, als auch für den jährlichen Unterhalt baldmöglichst zu ergänzen, und dadurch die vollkommene Konsolidirung jener Anstalt realisiren. Bei dieser Gelegenheit findet die Regierung sich veranlaßt, die Polizei-Oberdirektion zu beauftragen, ja selbst schwer verantwortlich dafür zu machen, daß dieselbe auch ihres Orts mit Eifer alles beitrage, was immer auf dieselbe ankommen kann, damit der Ausführung dieser neuen Anstalt in Folge der bestimmt erklärten Allerhöchsten Willensmeinung aller mögliche Vorschub geleistet und jedes feindselige Hinderniß eiligst und unfehlbar beseitigt und überwältigt werde. Der Gegenstand einer abgesonderten weiteren Verhandlung ist aber übrigens noch die, über eine von den Israeliten voriges Jahr Sr. Majestät überreichte Vorstellung Allerhöchstangeordnete Revision der Toleranz-Vorschriften. Um zu dieser Verhandlung zu schreiten, gebricht es an einem Anhaltspunkte, weil jene Vorstellung nur in allge-

meinen Ausdrücken abgefaßt, nichtsweniger als die eigentlichen Beschwerdepunkte bezeichnet. Die Vertreter sind daher anzuweisen, daß sie diejenigen Toleranznormen, durch die sie eigentlich sich gekränkt und beschwert halten, namhaft zu machen und denselben — Punkt für Punkt — die von ihnen gewünschte Art der Abänderung beirücken, welche Eingabe die k. k. Polizei-Oberdirektion mit ihrem wohlerwogenen Gutachten bis Ende Dezember der Regierung vorzulegen haben wird. Diese hohe Entschließung wird den Herren Vertretern zur Wissenschaft und Benehmung mit dem Beisatze bekannt gemacht, daß man hierorts nicht zweifelt, diese vorstehende, wahrhaft väterlich ausgesprochene Anordnung der hohen Landesstelle werde die Gemüther aller Herren Vertreter mit dankbarer Freude erfüllen, mit erneuertem Eifer beseelen und sie mächtig antreiben, zu gleichen Gefühlen auch die übrigen Tolerirten zu entflammen, damit ein gemeinschaftlich guter Geist auch die gemeinschaftlich gute Sache der Verbesserung des Kultus sobald als möglich ins Dasein rufe, um so mehr, als die hohen und höchsten Behörden, ja selbst Se. Majestät Allergnädigst derselben entgegensehen."

Auch das Ansuchen der Vertreter, ihnen zur Vorlage des Gesangbuches den Termin bis 1. März 1822 zu gestatten, wurde ihnen mittelst Dekret vom 15. Dezember bewilliget, mit dem Beisatze:

„Es werde von ihnen zugleich erwartet, daß sie bei der Auswahl der Gesänge und Gebete mit reifer Ueberlegung zu Werke gehen, und mit Beseitigung bisheriger ganz veralteter, mit dem Zeitgeiste und mit dem Zeitverhältnisse der Israeliten zum Staatsverbande ganz kontrastirender Andachtsformeln, nur solche auffassen und ausheben werden, welche die eigentliche wahre Andacht fördern. Eine solche zweckmäßige Auswahl von Gebeten und Gesängen erwartet man von der Einsicht und dem

Eifer der Vertreter umsomehr, als eine nicht in dieser Art geläuterte Arbeit und eine Darstellung nicht ganz rein moralischer Gesinnungen von Seite der Staatsverwaltung nicht gutgeheißen, mithin die Realisirung der neuen Kultusanstalt von ihnen selbst unverantwortlich würde verzögert werden."

Unterm 31. Dezember d. J. legten die Vertreter und Repräsentanten ihre Bitte wegen Erleichterung der bestehenden Toleranzgesetze vor. Da es nicht die Aufgabe dieser Skizze ist, die Bestrebungen der Juden in Wien in dieser Richtung zu schildern; so sei nur dieses ehrerbietig muthigen und wohl begründeten Memoirs erwähnt, das sein Grab in irgend einer Registratur fand, dessen Abschrift im Archive der Gemeinde befindlich, wohl verdiente veröffentlicht zu werden, zur Ehre der Männer, die es unterzeichneten, zur Aufhellung der Verhältnisse der Juden, wie sie zum größten Theile bis zum Jahre 1848 bestanden.

Im Jahre 1822 wurden die Sammlungen, Vorarbeiten für das Bethaus fortgesetzt und der Passauerhof in der Stadt ausersehen, dahin es verlegt werden sollte. Es scheint, daß dem Vorstande eine Privatweisung rücksichtlich dieses Hauses zugekommen sei; denn sie verzichteten auf dasselbe und der Kaiser erließ eine von Laxenburg am 14. Juni datirte Entschließung, er habe „mit Vergnügen vernommen, daß die Israeliten von selbst auf die angekaufte Baustelle im untern Passauerhofe Verzicht leisten, weil sie zu nahe an einer Kirche gelegen ist." Der Monarch behielt sich gleichzeitig die Bewilligung eines andern, ihm zur Kenntniß zu bringenden Lokales vor.

Nach wiederholt nachgesuchter und bewilligter Terminserstreckung legten die Vertreter ein Gebetbuch in Manuskript, und ein in Hamburg gedrucktes Gesangbuch der Regierung vor; diese stellte beide zurück, das Gesangbuch bemängelnd, „da in demselben hie und da zwar Abänderungen angedeutet, die eigentlichen

Verbesserungen aber nicht beigerückt sind; überhaupt konnten die Bücher erst nach vorhergegangener Prüfung in „polizeilicher" Hinsicht Sr. Majestät dem Kaiser vorgelegt werden."

Auch in diesem Jahre wurde die Schulangelegenheit Veranlassung mancher Rüge und mancher Erörterung. Rücksichtlich der Mädchenschule mußten die Vertreter über eine von der Regierung abgeforderte Aeußerung das für ihre Glaubensgenossen beschämende Bekenntniß ablegen, daß ein Lehrzimmer eröffnet, aber nicht eine Schülerin angemeldet worden sei. Dem Auftrage, die Mädchen, welche Privatunterricht genießen, zur Prüfung in die Wiedhagen'sche Stiftungsschule zu bringen, wurde fortan streng nachzukommen versprochen. Der wiederholten Anregung, eine Trivial- oder Hauptschule ins Leben zu rufen, setzten die Vertreter die Ansicht entgegen, daß die Auslagen für eine solche die Gemeinde überbürden würden, und zugleich überflüssig sei, da so viele Schulen in Wien bestünden, die von israelitischen Kindern besucht sind. Der Gedanke, einen noch größeren Separatismus von der christlichen Bevölkerung selbst zu veranlassen, schien wohl der vorherrschende, wenn auch nicht der ausgesprochene Grund zu sein, der die Vertreter blos zur „Reservirung" des lang her eingeräumten Rechtes veranlaßte. Bei diesem Anlasse wurde die Gemeinde auch folgerichtig mittelst Dekrets der Pflicht enthoben, den Wiederholungsunterricht in deutschen Gegenständen für israelitische Handwerks-Lehrlinge ertheilen zu lassen, den sie bei dem sehr unzulänglichen Stande der diesfälligen Vorstadtschulen nichts desto weniger fortsetzen ließ. Die geringe Theilnahme am Unterrichte überhaupt wurde mit der Thatsache in Verbindung gebracht, daß das religiöse Gefühl besonders erhebende Element eines verstandenen Gottesdienstes noch immer fehle und mit dem Lebendigwerden desselben auch der theoretische Unterricht in Religion mehr Anregung

zur Theilnahme finden werde. Statt des bisher fungirenden Schulaufsehers Herrn Max von Hönigsberg wurde, als er die Stelle niederlegte, Herr J. L. Hofmann gewählt und ihm Hr. Sal. Semler beigegeben. Eine energische Instruktion bürdete diesen Herren eine nicht unbedeutende Sorge auf. Die Kontrolle über Unterricht, über genaues Einhalten der Stunden Seitens der Schüler und Lehrer, die Kontrasignatur der Zeugnisse, die Revision der Kataloge, Befreiung vom Schulgelde u. s. w. wurde damals strenger und erfolgreicher gehandhabt, als es nachmals — eben nicht zum Vortheile dieser wichtigen Anstalt — zu geschehen pflegte. Zur Aneiferung des Schulbesuches gründete Herr M. L. Biedermann eine Stiftung mit 2,600 fl. C. M. zu Prämien; und im darauf folgenden Jahre der Kaufmann Herr Achilles Zacharias Wertheim, aus Anlaß eines ihm gewordenen großen Gewinnstes durch die Staatslotterie-Ziehung, 500 fl. C. M. zu gleichem Zwecke.

Die Bethausangelegenheit trat jetzt in eine neue Phase.

Ein Auftrag des Magistrats vom 7. März 1823, den Dempfingerhof, den in mehreren Theilen den Einsturz drohte, abzubrechen, überhob plötzlich die Juden Wiens der Sorge, ein neues Haus anzukaufen, oder für die Betstube zu miethen. Man vereinigte sich, das Haus für den Gottesdienst, die Schule, das Frauenbad neu herzustellen, und beschäftigte sich eifrig mit dem Programme, mit einem nach diesem zu entwerfenden Plane, mit Kostenüberschlägen u. s. w., und war nach einigen Monaten schon im Stande, um die Baubewilligung einzuschreiten; welche nach Vorlage des vom Architekten Herrn Joseph Kornhäusel entworfenen Planes, unterm 29. December ertheilt wurde.

Die auf 100,000 fl. C. M. veranschlagten Kosten wurden durch ein in 100 Parzialen à 1,000 fl. C. M. getheiltes, zu

5% verzinsliches Anleben gesichert. Die Verloosung und die Rückzahlung sollte binnen 22 Jahren erfolgen:

In den 3	ersten Jahren	3 Parzialen à 1000 —	15,000
	folgenden	4	20,000
		5	25,000
		6	30,000
			fl. 100,000

Die im Oktober 1823 an die „Herren und Frauen Jeleriten" vom Verstande gerichtete Aufforderung hatte den günstigsten Erfolg, denn schon nach 8 Tagen waren 98,000 fl. vergriffen. *

Unterm 12. April 1827 nahm der Verstand „zur Deckung der gesammten bei der neuen Erbauung des Hauses, Stadt Nr. 494, verwendeten Kosten," noch ein mit 2½% verzinsliches Capital von 40,000 auf. Von den diesfalls kreirten 160 Stück Parzialobligationen à 250 fl. C. M. wurden jedoch nur 122 Stücke ausgegeben.

Im Jahre 1847 fand die letzte Verloosung des Anlehens à 5% Statt; die Rückzahlung des 2½% hat im J. 1848

* Es betheiligten sich die Freiherren von Eskeles und von Arnstein, die Ritter v. Neumann und v. Liebenberg, M. L. Biedermann, jeder mit 10,000 fl. C. M., die Herren Jakob Biedermann mit 6,000 fl., Herr Moriz Kalmann mit 5,000 fl., Herr Jakob Lang mit 4,000 fl., Herr J. L. Hofmann mit 3,000 fl., die Herren C. Lämel, Sal. Preßach, L. G. Goldstein jeder mit 2,000 fl., die Herren Max v. Königsberg, Wilh. v. Wertheimstein, M. Stern, Mor. Neitlinger, Sam. Leuinger, J. Pentzen, Ernst Wertheim, Jakob Levy, Moriz Königswarter, Jakob Warfeld, David Pollak, Bernh. Grünbaum, M. H. v. Wertheimstein, Mayer und Landauer, S. Wertheimber, M. Hermann, Herrm. Schiffer, J. Strisow, und die Frauen Rosalie Trebitsch, Rosalia Levi, Nina Biedermann à 1,000 fl.

à 1,000 fl. C. M. begonnen, und sind somit bis jetzt 20 St. d. i. 5,000 fl. verloost; 8 St. d. i. 2,000 fl. zurückgekauft, 1 St. Rosa von Königsberg'sches Legat.

So eifrig und werkthätig sich die Juden Wiens zur Schaffung eines Bethauses vereinigt hatten; so geringe Theilnahme zeigten sie fortgesetzt für den Religionsunterricht ihrer Kinder. Wieder äußert sich die Regierung unterm 11. Juni 1823 wie folgt:

„Das Verzeichniß derjenigen israelitischen Mädchen, verglichen mit dem Verzeichnisse derer, welche sich hätten zur Prüfung stellen sollen, läßt mit Mißfallen bemerken, daß ein großer Theil der Schulpflichtigen sich nicht eingefunden habe; deswegen den Eltern derselben das Mißfallen der Regierung bekannt gemacht und durch die Vertreter bedeutet werden soll, daß eine wiederholte Unfolgsamkeit nicht ungeahndet wurde gelassen werden."

Das Jahr 1824 wurde größtentheils von materiellen Arbeiten: Kontraktabschlüssen, Anschreibung des Anlehens, Streitigkeiten und Ausgleichungen mit den Besitzern des Nachbarhauses Nr. 493 u. s. w. in Anspruch genommen; es bietet sich kaum etwas zur Aufzeichnung dar, was die geistige Entwicklung der Gemeinde gefördert oder gehemmt hätte. Zu bemerken ist nur, daß während das Haus niedergerissen wurde, die gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde im sogenannten Hakmüller'schen Hause in der Stadt Nr. 469 stattfanden.

Es ist schon ermüdend darüber zu berichten, aber auch in diesem Jahre wurde von der Regierung eine Rüge erlassen, weil die öffentliche Religionsschule für Mädchen wieder völlig leer blieb und auch diejenigen, welche ihre Kinder als von Privatlehrern unterrichtet anmeldeten, sie doch nicht zur Prüfung verführten. Statt des verstorbenen Lehrers Salamon Herz wurde der zweite Lehrer Herr Veith substituirt.

Während man, wie wir gesehen haben, eifrig bemüht war,

ein für den Dienst des Herrn würdiges Haus zu errichten, vergaß man nicht, die schöne neugeschaffene Form auch geistig zu durchseelen. Damals fungirte der, früher in Kopenhagen als Kantor angestellte, aus einer ungarischen Familie stammende Däne Herr Isak Nee Mannheimer als Prediger in Leipzig, wo während der Messe, nach der veredelten Kultusweise des Tempels in Hamburg, der Gottesdienst versehen wurde. Es war dies ein für den Fortschritt im Judenthume begeisterter junger Mann, der mit einem mehr philosophisch-theologischen, als rabbinischen Wissen eine vertönende Rednergabe verband. Er wurde als Lehrer für Katheder und Kanzel gewonnen; bald darauf auch der mit einem glänzenden Gesangtalente und mit dem nöthigen rituellen Wissen begabte Herr Sulzer aus Hohenems als Oberkantor. Beide Männer, in Verbindung mit dem Vorstande, gaben dem Gottesdienste die geordnete Form und jene auferbauende Weihe, wie sie Jeden ergreift, der den Tempel, namentlich am Sabbat und hohen Festtagen, betritt. — Ein reges Streben, ein lebendiges Wirken, noch so sorgfältig zu Protokoll genommen, gewährt einem Nachlesenden doch nur ein schwaches, saftloses Bild und es mag den beiden genannten, mit seltenem Talente begabten Männern überlassen bleiben, selbst für das Gedächtniß der Nachlebenden niederzuschreiben, was und wie sie es geschaffen haben.

Das Gebäude baute sich allmälig seinem Giebel entgegen und man schritt am 12. Dezember 1823 (2. Jedeth 5584) zur feierlichen Grundsteinlegung.

Um 10 Uhr vor Mittag wurden von den Vorstehern, Repräsentanten und Baumeister in in der Vorhalle folgende geladenen Gäste empfangen: Der Minister des Innern und oberster Kanzler Graf von Zaurau, der Präsident der Polizei-Hofstelle Graf von Zedlitzky, der Regierungspräsident Baron von Reichmann,

der Vizepräsident Baron Werner. Die Hofräthe: Freiherr von Stuppan, v. Braulich, v. Vegel, v. Ehms, v. Schefulan, v. Persa. Die Regierungsräthe Graf von Spaur, v. Haimbucher, v. Kraitsa und v. Schulz. Der Regierungssekretär Baron von Erben. Sekretäre Strobl, Dumbacher, Perfuß. Der Bürgermeister Lumpert, der Vizebürgermeister Hellein, die Räthe Embel und Stooß, der Schulaberaufseher und Domherr von Turrian.

Nachdem die versammelten Herren die vom Architekten Joseph Kornhäusel und Baumeister Hrn. Jakob Hainz bereit gelegten Pläne besichtigt hatten, las der Aktuar Hr. Joseph Veith eine Denkschrift vor, die im Auszuge das in den voranliegenden Blättern mitgetheilte Handbillet des Kaisers vom 11. Februar 1811 enthält, in Kürze die Ankaufs- und Baumomente, den Kostenbetrag aufzählt und mit tief gefühlten Dankesworten für die Gnade des Monarchen, für die kräftige Förderung der Behörden schließt.

Alle Anwesenden unterfertigten hierauf die Denkschrift, die nebst im Jahre 1826 in Gold, Silber und Kupfer geprägten Münzsorten in eine gläserne Urne gethan, in den Grundstein versenkt wurde.

Der damalige mitunterfertigende Vorstand bestand aus folgenden Männern: Arnstein Nathan Freiherr von, Biedermann Michael Lazar, Eskeles Bernhard Freiherr von, Hofmann L. Löw, Hönigsberg Max von, Lämmel von, Liebenberg Ignaz von, Neumann Markus Ritter von, Preisach Salamon, Wertheimstein Wilhelm von.

Herr Mannheimer hielt hierauf folgende Rede:

„Hochgeborne und hochverehrte Anwesende!

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die mannigfachen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung, die jeden Israe-

lten beseelen, der für sich und seine Nachkommen der Wohlthaten dieser Anstalt theilhaftig werden soll, deren Begründungsgeschichte wir heute der Nachwelt übergeben, — im Namen der Vertreter und Repräsentanten der hiesigen Glaubensgenossen auszusprechen. — So schüchtern ich auch einen solchen Auftrag übernehme, wenn ich die Würde, das Ansehen, die vollendete Bildung, den hohen Stand der erhabenen Anwesenden berücksichtige, so kann doch anderseits die reiche Fülle von erhebenden Gedanken und Empfindungen, die aus dem Gegenstande selbst hervorgehen und den Rednerschmuck entbehrlich machen, jede Besorgniß einer ungenügenden Darstellung beseitigen. Und so wage ich es, als Wortführer meiner Glaubensgenossen aufzutreten. — Jedes Werk der menschlichen Thätigkeit muß im Namen Gottes und unter dem Schutze Gottes begonnen und vollzogen werden. Wenn der menschliche Fleiß den Stoff gesammelt hat zu einem reichen Bau, wenn menschliche Einsicht und Geschicklichkeit den reichen Verrath ordnet und verarbeitet mit kunstreicher Hand — da muß Gottes Name genannt werden im Anbeginn und beim Ende, auf daß erfüllt werde Gottes Verheißung: „und wo ihr nennt meinen Namen, da bin ich bei euch und gebe euch meinen göttlichen Segen!“ Das gilt von jedem Werke der menschlichen Thätigkeit, vielmehr nun von einem Werke, dessen Zweck und Bestimmung es eben ist, das höhere und Geistige im Menschen lebendig zu erhalten, anzuregen und auszubilden. Eine Religionsschule haben wir hier bereitet, das heißt, an dieser Stätte soll die Gotteslehre verkündet werden, unsere Jugend soll hier erzogen werden zur Ausübung aller menschlichen, aller körperlichen, aller bürgerlichen, aller gottesdienstlichen Pflichten. — Gewiß gar Vieles und Hehres ist in diese wenige Worte zusammengedrängt, — aber ein Größeres noch ist dieser Anstalt vorbehalten. Wir bauen hier auch ein Gotteshaus! Eine Stätte

ist hier bereitet, wohin der Mensch trägt seine Sorgen und Alles, was im Leben ihn darnieder beugt, um vor Gott seinem Schöpfer und Erlöser sein volles Herz zu ergießen in kindlichem Vertrauen und in freudiger Zuversicht. Schule und Gotteshaus, beide geheiligt durch Gottes Gebot und Verheißung, sind sie die Grundlage aller menschlichen Veredlung, aller menschlichen Glückseligkeit; verschieden sind sie, wie die Gotteserkenntniß verschieden ist von der Gottesverehrung, aber einig sind sie in ihrer Bestimmung und in ihrer Wirksamkeit, weil sie beide umfassen Alles, was den Menschen mahnet an seine höhere Abkunft, an seine geistige Kraft, an seine überirdische Bestimmung. — Ein solches Werk bedarf nun gewiß vorzüglich des göttlichen Segens, da muß denn auch Gottes Name genannt werden beim Anbeginn. — Wie es hervor gegangen ist aus einer gottesfürchtigen Absicht, so muß diese Absicht feierlich anerkannt werden und beherzigt, auf daß alles Fremdartige und Störende beseitigt werde, das während der mannigfachen Zurüstungen und Vorbereitungen den geistigen Gedanken trübt und zerstreut, und jenes Wort aus der Schrift, das die Seele ist des ganzen Unternehmens, das muß ausgesprochen werden feierlich und bestimmt: „So Gott nicht baut das Haus, vergeblich ist der Künstler Fleiß und Müh'!" Bevor wir aber mit diesem feierlichen Bekenntnisse vor Gott treten, haben wir noch einer Pflicht Genüge zu leisten, die gewiß unsere innigsten Gefühle und Empfindungen ebenso ungetheilt, ebenso lebendig in Anspruch nimmt. Es ist die Pflicht der Dankbarkeit. Auch die Dankbarkeit ist eine religiöse, eine gottesdienstliche Pflicht, dem Israeliten geboten und eingeprägt. An jede Hoffnung, die diesen Bau belebt, — an jeden Wunsch, der in den Herzen der Israeliten keimt, an jede freudige Empfindung über das gelungene erhabene Werk knüpft sich das Gefühl der innigsten Dankbarkeit gegen den Gefallen Gottes, unsern erhabe-

nen Monarchen und Landesvater, den Kaiser Franz den Ersten! Ihm unser unsern innigsten, unsern lebendigsten Dank, wie ihn die schwachen Laute eines einzelnen Menschen nicht aussprechen vermögen. Alles, was Gutes und Heilbringendes aus dieser Schule, aus diesem Gotteshause hervorgeht, nicht Gott hat der Fürst es hervorgeführt und bereitet, unter dessen Zepter das Land seinen Frieden erhielt, der auf Gerechtigkeit seine Herrschaft gründet, der überall in dem großen weiten Reiche, das sein Herrschergeist belebt, Volkslehre und Sittlichkeit und Gottesfurcht schützt und fördert. Seine kaiserliche Gesinnung, seine väterliche Huld verbürgt auch dem Israeliten eine glückliche Zukunft. Was braucht der Israelit wohl mehr, als einen Landesherrn, dem er widmet seine irdischen Sorgen; ein Vaterland, dem er anvertraut seine Sicherheit und Ruhe, und dann noch ein Heiligthum, an das sich knüpfen die alten Erinnerungen, die heiligen Wahrheiten, die göttlichen Verheißungen und der Glaube, der auch ist von Abraham her! Das habt Ihr, Israeliten! und Alles durch die Vaterhuld des erhabenen Monarchen, der Euch gestattet, daß Ihr Theil nehmet an dem Glücke des großen und gesegneten Landes. Dies Gefühl unserer Dankbarkeit und unserer liebevollen Verehrung, das wir hiermit abgelegt haben vor Gott und unserer Obrigkeit, gibt der Handlung, die uns hier vereinigt hat, ihre festliche Bedeutung. Denn nicht blos für uns und die Unsrigen, die wir jetzt im Leben sind, ist das Gotteshaus erbaut und die Schule begründet, auch die spätern Nachkommen, die nach uns ins Leben treten, die in der fernen Zukunft noch die Wohlthaten dieser Anstalt genießen werden, die ihnen durch Gottes Segen und des Fürsten Huld in unserer Zeit bereitet wurden, auch sie müssen ihre Wohlthäter kennen und den Monarchen segnen, der ihren Vätern seine Huld bewies. Und so werde die Geschichte

der Entstehung und Begründung dieser Anstalt aufgezeichnet und der Nachwelt übergeben. Wir legen sie wieder an heiliger Stelle als ein Denkmal, das der Nachwelt gehört. — Mit dieser Verehrung gegen unsern Landesvater, als Urheber alles Guten, das unter seinem Schutze geschieht, verbinden wir zugleich, wie sehr wir den höchsten und hohen Staatsbeamten, Ministern und Räthen, und den obrigkeitlichen Behörden, die des Fürsten Willen vollführen, aufs Innigste verpflichtet sind für jeden schützenden Beistand, für jede aufmerksame Theilnahme, die eine so hoffnungsvolle Entwickelung unserer Angelegenheiten im Allgemeinen und die Herstellung dieser religiösen Anstalt im Besondern befördert haben. Sie waren die Mittler, die unsere Wünsche bis zum Throne gelangen liessen und uns von dort her das Gnadenwort überbracht haben. Mit der aufrichtigsten Erkenntlichkeit und Verehrung, der die Worte nicht genügen, wo Gesinnung und That so laut und kräftig werden, begrüßen wir Ihnen hiermit unseren Dank. So wie wir noch besonders Ihnen hochgeborne und hochverehrte Herren Anwesende, die Sie durch Ihre persönliche Gegenwart unser heutiges Fest verherrlichen, auch für dieses Zeichen der Huld und Theilnahme unterthänigst danken. Auch in unserm Herzen baue die Dankbarkeit ein Denkmal bleibend wie jenes, das Sie der Nachwelt mit eigener Hand überliefern. Mit diesen Gesinnungen der Dankbarkeit und Verehrung gegen Gott, den Urheber alles Guten, gegen unsern Monarchen und seine Räthe, die Israels Heil lieben und fördern, betreten wir nun diese Stätte, die wir heiligen werden dem Dienste Gottes, um uns zu erbitten Gottes Schutz, Gottes Segen über dieses Haus' über dieses Land!"

Die Weihung des Grundsteines wurde hierauf gebetet und die üblichen drei Hammerschläge und der dreimalige Maurerlau-

warf mit der Kelle vollbracht. Nach dieser Zeremonie nahm der Redner wieder das Wort:

„Das Wort aus der Schrift, das der heutigen Feier angemessen, unseren Empfindungen entspricht, ist enthalten im Buche der Chronik, im 1. B. 29. Kap. vom 10. bis 19. Vers. „David lobte Gott in Gegenwart der ganzen Gemeinde und sprach alle: „Gelobt seist du ewiges Wesen, Gott, der du Israel dich offenbarest, du unser Vater von Ewigkeit her; dein ist das Reich, die Macht, der Sieg und die Herrlichkeit, Alles im Himmel und auf Erden ist in deiner Gewalt, Herr, der du erhaben bist über jegliches Haupt! Aller Reichthum, alle Ehre kommt von dir, der du schaltest über Alle, und machest groß und stark, denn die Größe und die Kraft sind in deiner Hand. — Dieß Bekenntniß legen wir ab vor dir, indem wir preisen deines Namens Herrlichkeit, denn was bin ich, was ist mein Volk, daß wir sollten vermögen ein solches Werk herzustellen? von dir kommt alles, aus deiner Hand ward es uns gegeben, Fremdlinge sind wir ja auf Erden, Gäste sind wir nur bei dir, wie unsere Väter auch; wie ein Schatten flieht unsere Lebenszeit vorüber, ohne Hoffnung, daß sie bleibe. Ewiger! Gott! Alles was wir gesammelt haben und bereitet, um ein Haus zu bauen, worin dein Name werde geheiligt, das Alles kommt aus deiner Hand, und ist und bleibt dein. Aber ich weiß auch, daß du Allwissender die Herzen prüfest und an Aufrichtigkeit dein Gefallen hast. Mit aufrichtigem Herzen habe ich Alles dir geopfert, auch sah ich, wie dein Volk, das hier vor dir steht, mit Freuden seine Gaben brachte. Ewiger Gott! unserer Väter Abraham, Isak und Jakob, bewahre deinem Volke stets eine solche Anhänglichkeit, daß sie werde zur bleibenden Gesinnung, und richte du ihr Herz empor zu dir! Mit denselben Empfindungen übergeben wir heute

auch diese Anstalt, Herr Gott, in deinen väterlichen Schutz! Segne du Alle, die sie begründet und ins Leben gerufen! Alle, die ihre Herstellung mit Wohlwollen befördert haben! Alle, die an dem Werke, das wir heute deiner Obhut anvertrauen, gearbeitet haben mit Einsicht, Eifer und Geschicklichkeit! Gib Ihnen, Gott! deinen väterlichen Segen, Gesundheit und langes Leben, Glück und Zufriedenheit, und was sie unternehmen zum Guten, das laß' gelingen und gedeihen. So verleihe auch Allen, denen diese Stätte bereitet ward zur Veredlung und zur Seelenruhe, Allen, die sie betreten in Andacht, verleihe Einsicht und Kräfte, daß sie dich anbeten mögen in Wahrheit und Frömmigkeit! Erfülle, Herr! die Hoffnungen, mit denen wir heute unseren Nachkommen das Denkmal unserer Dankbarkeit übergeben, auf daß erfüllt werde deine göttliche Verheißung: „Dies ist mein Bund mit Israel, mein Geist, der auf dir ruhet, spricht Gott der Herr, meine Lehre, die dir ward überliefert, die sollen nimmer weichen von dir, auch von deinen Kindern nicht und deinen Enkeln, in Ewigkeit." —

Die Inschrift des Bethauses mußte, ehevor sie angebracht wurde, der Regierung vorgelegt werden. So fromm, so loyal sie auch abgefaßt war, wurde in der diesfälligen Eingabe doch ganz zaghaft bemerkt: da sie nur in dem vor dem Eingange befindlichen Hofe angebracht werden soll und selbst beim Offenstehen der Hausthüre von der Straße aus nicht gesehen werden kann, so hoffen die Vertreter dennoch u. s. w. Es hängt dies mit dem Umstande zusammen, daß bis zur bürgerlichen Gleichstellung nur katholische Gotteshäuser in Oesterreich die Fronte eines Bethauses in die Straße stellen durften.

Die Aufschrift lautet: „באו שעריו בתודה חצרתיו בתהלה הודו לו ברכו שמו" d. h. „Ziehet ein in seine Pforten, mit Dank in seine Höfe mit Lob; danket ihm, lobet den Namen Gottes."

Das Wort „שערים" deutet zugleich chronologisch die Jahrzahl der Erbauung 5586 (1826) an.

Die deutsche Aufschrift lautet:

Ziehet ein
In seine Pforten mit Dank,
Lobet, preiset Gott!
Er erweckte das Gemüth seines Gesalbten
Kaisers Franz I.,
welcher
Den Israeliten Wiens huldvoll bewilligte
Zu weihen dieses Haus,
Dem Dienste Gottes
Dem Unterrichte der Jugend
Und frommen Werken,
Im 34. Jahre seiner glorreichen Regierung.

Wir lassen den von einem Augenzeugen in der Wiener Modezeitung geschilderten Eindruck, den die Einweihungsfeier in ihm hervorrief, diese Skizze schließen:

„Am zweiten Sonntag des Aprils 1826, am Tage, an dem Kaiser Franz nach einer lebensgefährlichen Krankheit die erste Ausfahrt machte, hatte Abends, wo die Stadt glänzend beleuchtet wurde, um sieben Uhr eine religiöse Feierlichkeit, die Einweihung des neuerbauten israelitischen Tempels Statt. Man tritt in eine Rotunda, die durch eine kühngeschwungene Kuppel reichliches Taglicht empfängt. Zu den beiden Seiten des hohen Portales, in einiger Entfernung von der Hauptmauer, laufen zwölf Säulen von jonischer Ordnung und den reinsten Verhältnissen in gemessenen Zwischenräumen, die eine Doppelgallerie bilden, gegen die Schranken hin, welche die erhöhte Bühne im innersten Halbkreis von dem übrigen Raume des Tempels abscheidet. Sie steigt auf einigen Stufen, von den Schranken,

vor denen das mit grünem Sammt bedeckte Sängerpult steht, zu dem mit rothem Sammt ausgeschlagenen Rednerpulte, und von diesem zu der Bundeslade empor; diese insbesondere, ja diese allein fordert und fesselt, mit großartiger Einheit des Eindruckes, den Blick des Beschauers. Es war verhängt mit einem Sammtstück von Carmesinfarbe, worauf ein Spruch in hebräischer Goldschrift prangt. Hoch über denselben ragen in Stein gehauen und von einer Glorie umgeben, die Tafeln des Gesetzes, gleichfalls mit prächtiger Goldschrift und auf dem Gesimse unterhalb rief eine Zeile dem frommen Gläubigen zu: „Bedenke! vor wem du stehest.“ Vor dem Auftritte zu dem Allerheiligsten sieht man rechts und links einen Prunkleuchter, weit über die Mauerhöhe, und darauf brennen zwölf Kerzen, nach der Anzahl der Stämme Israels, wenn man bei dieser Zahl nicht überdies an die zwölf Monate denken darf, in die, nach Herodot, schon die Aegyptier, unter denen die Israeliten so lange lebten, das Jahr eingetheilt hatten. Die übrige Beleuchtung ging von einer Reihe Kerzen in den beiden halbrunden Seitenlogen und von einer Menge anderer auf den riesigen Kronleuchtern von starkvergoldeter Holzarbeit aus, die von der Wölbung im Vordertheil herabhangen. So viel von Bauart und Ausschmückung dieses Tempels, der an Größe und Pracht übertroffen werden kann, aber was Geschmack betrifft, mit jedem sich messen mag.

Zu dem Feste dieses Abends hatte sich eine gewählte Versammlung eingefunden. Alle Männer erschienen, wie gewöhnlich, mit bedecktem Haupte, und einer andern Sitte des Morgenlandes gemäß, bildeten die Frauen der Israeliten eine abgesonderte Versammlung auf den beiden leicht und zierlich vergitterten Seiten-Gallerien zur Rechten, während die Mitte der oberen zum Chor gewidmet war. Denn nach dem Beispiele an-

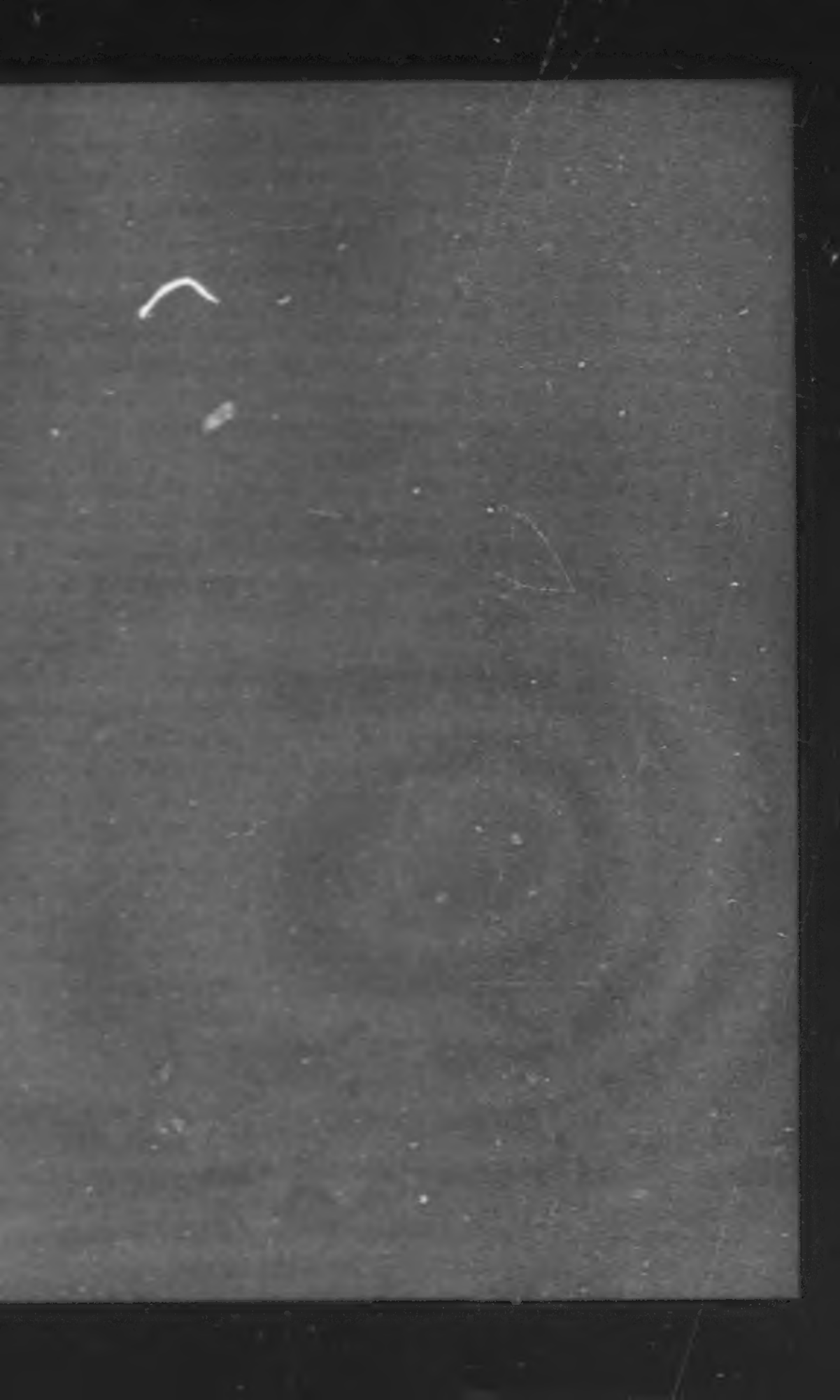
derer Gemeinden hat man sich auch hier entschlossen, der Tonkunst, dieser allgemeinen Sprache des Herzens, mehr Antheil als bisher zur Verschönerung des Gottesdienstes einzuräumen. Als nun auch die 12 Vorsteher ihre Sitze unmittelbar an den inneren Schranken der erhöhten Bühne eingenommen, erschien, von dem Vorsänger begleitet, der Prediger. Er stieg die Stufen hinan, um vor dem Vorhange des Allerheiligsten, tief geneigt, mit lauter Stimme in hebräischer Sprache anzubeten. Als er geendigt, stimmte der Vorsanger mit reinem kräftigen Baß den Psalm LXXXIV. an, in welchen der Chor abwechselnd mit Gesang und Instrumental-Musik einfiel. Sie war feierlich und rührend, wie der Psalm selbst, von dem ich blos die Worte anführe: „Auch der Vogel hat sein Haus, und die Schwalbe hat ihr Nest, wohin sie bringet ihre Jungen; das sind uns Deine Altäre, Gott Zebaoth mein König und Gott!“ Die Harfen-Akkorde, die dazwischen ertönten, Klänge, gleichsam aus dem fernen Lande Israels, und aus den Tagen seines Königs David herüber gekommen, waren von unbeschreiblicher Wirkung.

Zu dem Inhalte der Hymne stimmte die Rede, die sofort von dem Prediger gehalten wurde. Sie behandelte die Frage: Was heiligt das Gotteshaus? würdig, lichtvoll und übrigens weniger in schulgerechter Form, als im Tone der Begeisterung, zu der schon die aus der Bibel genommene Stelle des Einganges erhob: „Der Himmel ist mein Thron, die Erde meiner Füße Schämel; was für ein Haus wäre das, das ihr mir bauen könntet, wo wäre der Ort meiner Ruhe?“ Der deutsche Ausdruck des Redners war rein, ungekünstelt, kräftig; die Aussprache richtig; die Stimme stark und biegsam; die Betonung gefühlt, und im Ganzen angemessen. Hiemit waren die Gemüther auf die Hauptshandlung vorbereitet, die darin

beſtand, daß die 12 Vorſteher den Tempel verließen, um, von Fackelträgern begleitet, jeder ein Geſetzbuch auf dem linken Arme dahin zurückzukommen. Dieſe Geſetzbücher, auf Pergamentrollen geſchrieben, in koſtbare Stoffe gehüllt und alterthümlich um ſilberne Walzenſtabe gerollt, wurden mit den unten hervorragenden Enden derſelben gehalten; die obern waren mit allerhand Aufſätzen im morgenländiſchen Geſchmacke verziert. Während des Zuges ertönte der Pſalm XXIV, gleichſam eine erhabene Bewillkommnung der Gottheit, die ſich würdigte, in dieſe neuerbaute Stätte einzuziehen. Es heißt darin: „Erhebet ihr Thore euer Haupt! Oeffnet euch Pforten der Welt, daß einziehe der König der Ehre!“ Die Vorſteher aber waren kaum angekommen auf den oberſten Stufen der erhöhten Bühne, vor dem Allerheiligſten, als der Vorhang mittelſt einer Vorrichtung ſich wegſchob, die Thürflügel aufſprangen, und das Innerſte ſichtbar ward — eine ſchmale Niſche, deren Hauptwand auf himmelblauem Grunde ſilberne Sternchen zeigte, und in deren Lade die Geſetzbücher, Denkmäler uralter Weisheit, wunderbarer Schickſale des Volkes, und die aus dem Untergange geretteten Trümmer ſeines Staates feierlich hinterlegt wurden. Eines derſelben nahm jetzt der Prediger auf den linken Arm, und indem er vor das Rednerpult trat, erhob er ſeine Rechte, um abermal in deutſcher Sprache und in Form eines Gebetes den Segen auszuſprechen. Dieſer Segen, ein Redeſtück voll Kraft und Würde, war gerade an dieſem Tage, den die allgemeine Freude über die Wiedergeneſung Sr. Majeſtät verklärte, von erſchütternder Wirkung. Er begriff den „erhabenen Landesvater und Herrn, den Kaiſer Franz I. — das erhabene Vorbild weiblicher Tugenden, die Kaiſerin Carolina Auguſta — die Hoffnung unſerer Nachkommen, unſeren gnädigſten Kronprinzen, Erzherzog Ferdinand, die ſämmtlichen durchlauchtigſten Sprößlinge des aller-

höchsten Kaiserstammes," und nebst den Ministern und Behörden, das geliebte Vaterland, seine Bewohner und Alle, wes Volkes sie seien, die den Namen des Herrn verehren. Eine Hymne (Einweihungsgebet), in die gleichfalls der Chor einfiel, beschloß die hocherhebende Feierlichkeit. Es war halb neun Uhr Abends, als die Versammlung sich trennte."

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Schriften

herausgegeben

vom

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Bonn.
Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig.
Dr. C. Herzfeld in Braunschweig.

Neuntes Jahr: 1863 — 1864.

Frankf. L. A.. Ahnenbilder.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1864.

Ahnenbilder

von

Ludwig August Frankl.

Leipzig
Oskar Leiner.
1861.

BIBLIOTECA
REGIA.
VALENSIS.

Herrn

Wilhelm Frankl,

Gemeinderath der Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien, Mitdirigent der israelitischen Kultusgemeinde, des Vereines für fromme und wohlthätige Werke, für häuslebedürftige Madchen, Rath der k. k. ober-österr. Handelskammer, Inhaber des kais. österr. goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone,

meinem treuen Bruder.

Als ich durchs Meergebrause
Zog durch der Wüste Gluth,
Da warst du meinem Hause
Ein Hüther treu und gut.

Im Zelt des Beduinen
War ich indeß ein Gast,
In heiligen Ruinen,
An Quellen hielt ich Rast.

Dem Windhauch sann ich lauschend
In stiller Mitternacht,
Der an den Weiden rauschend
In Harfen war erwacht.

Geſtalten und Legenden,
Gleich Monden ſtiegen auf —
Seitdem ſah ich ſchon enden
Manch eines Jahres Lauf.

Die Schatten werden länger,
Es will ſchon werden Nacht;
Es iſt der müde Sänger
Der Heimkehr ſchon bedacht.

Ich ſammle ſtill die Lieder,
Die ich, noch jung einſt ſang;
Faſt hallen ſie ſchon wider
Mir als ein fremder Klang —

Als ein verlornes Singen —
Bilder verweht vom Sand —
Laß Dir die Grüße bringen
Aus dem gelobten Land!

Inhalt.

Seite

Widmung.

Rachel.

Die Bestattung 1
Josef 5
Saul 9
Wanderung ins Exil 14
Sehnsucht nach Rachel 18

Mose.

Die Mutter des Propheten 24
Die Lampen 29
Aron's Sterben 31
Das Grab 33
Wo ist Mose? 36

König Davids Leichenzug 37
Der Todtenkopf 39
Ein Gräber-Eremit 43
Jochanan ben Sakai 46
Der letzte Hoheprieſter 51
Chaniwa ben Teradjon 54
Der Wiedergefundene 60
Der neunte Ab 70
Der Rabbi und die Rose 73
Zehn tausend Seelen 78
Leſſing und Mendelsohn 81
Gott weint 83

Seite
Moderne Legende 85
Juden und Zigeuner 88
Touriſt und Cicerone am Titusbogen in Rom 93
Gladiatoren im Circus Maximus in Rom 97
An Jeruſalem 100
Begegnung 105
Beduinen-Gaſtfreundſchaft 107
Die Roſe von Jericho 112
In der Ebene Es Draelom 115
Am Seegeſtade des Carmel 117
Der Carmel 119
Im Zedernwalde 120
Ein ſchönes Sterben 122
An der Quelle 124
Gazellen-Leben 125
Juda's Farben 127
In der Laubhütte 129
Thau 132
Handwerkerlieder.
Uns macht der Hände Arbeit frei 134
Wir ſind die Arbeittreuen 136
Jahrzeit-Licht 138
Schöpfung des Menſchen 139
Eine Urweltſcene 142

Rachel.

Die Bestattung.

Und Jakob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dasselbe ist das Grabmal Rachels bis auf diesen Tag.

Mose I. 35. 20.

In die Heimath mit den Seinen
Zieht der Patriarch von fern,
Und errichtet fromm aus Steinen
Einen Altar für den Herrn.

Betend gießt er in die Flamme
Duft'ges Oel und Opfertrank;
Heil verheißen seinem Stamme
Ward, als er in Schlummer sank.

„Ich bin Gott! Geh hin, es werden
Völker stammen einst von dir,
Mächt'ge Könige auf Erden
Herrschen, deiner Lenden Zier!"

Mit verheißungstrunknem Herzen,
Gläubig weiter zieht der Greis,
Doch bald nahen bittre Schmerzen
Seiner stolzen Seele heiß.

Nah bei Efrat mit den Seinen
Gräbt der Patriarch ein Grab,
Senkt mit Herz getrübtem Weinen
Sein geliebtes Weib hinab.

Rachel starb als sich der Knabe
Ihr entwunden unter Qual;
Jakob schichtet auf dem Grabe
Ihr aus Steinen fromm ein Mal.

Weiter mit betrübter Seele
Zieht er einsam, freudenarm —
Und ihm folget der Kameele
Und der Heerden reicher Schwarm. — —

Heute noch, wenn Pilger ziehen
In's gelobte Wunderland,
An dem Grabe Rachels knieen
Sie in Andacht festgebannt.

::

Doch vom Herrn der guten, frommen,
Schönen Mutter iſt's gewährt.
Aus dem Grab heraufzukommen,
Wenn die Kinder Gram verzehrt.

Tröſtend darf ſie auferſtehen,
Lindern ihrer Kinder Qual,
Bald als Stimme ſie umwehen,
Bald begeiſtern als ein Stral.

Eine Mutter — beſter Segen,
Den der Himmel uns verlieh,
Wenn ſie auch in's Grab ſie legen,
Sie verläßt die Kinder nie.

Unſichtbare Stralenfäden
Knüpfen Herz an Herz gelind,
Die von Engelhand in Eden
Uns zum Troſt geſponnen ſind.

Wenn ein frommes Kind geſunken
Selig an der Mutter Bruſt,
Trinkt es ein Erinnern trunken
An des Paradieſes Luſt.

Daß wir uns gewöhnen lernen
An die Unermeßlichkeit
Jener Liebe über Sternen,
Hält das Leben uns bereit:

Mutterliebe — ſüße Wonne,
Dich begrüßt Begeiſterung,
Einer ew'gen Liebesſonne
Irdiſch ſchöne Spiegelung!

Josef.

So haben wir den Jusuf festgestellt im Lande Egiptens, um ihn zu lehren die Auslegung der Begebenheiten und Sagen. Koran, 30. Sure.

In dem Wüstenozeane,
Langsam in der Sonne Brand,
Zieht die müde Karavane
Hin zu der Egipter Land.

Schwarzes Volk mit krausen Haaren
Weißem Turban, buntem Kleid,
Giebt beladnen Dromedaren
Unter Liedern das Geleit.

Aufgeschreckt im Windesfluge,
Jagt Gazellenvolk heran —
Und die Männer in dem Zuge
Halten stumm die Zügel an.

Bis ſich von dem ſchlanken Volke
Keine Spur im Raume zeigt,
Und die aufgejagte Wolke
Gelben Sand's ſich wieder neigt.

Schöner Jüngling vom Kameele
Blickſt du ſchweigend vor dich hin —
Andre Bilder deiner Seele
Scheinen trüb vorbei zu ziehn!

Fette Heerden, helle Glocken,
Hügel ſchönen Au'n gepaart,
Deines Vaters weiße Locken,
Deiner Brüder wilde Art.

Fremden Männern preisgegeben,
Ach, ein Sklave biſt du jetzt,
Wie die ſchönen Lippen beben,
Und die Augen ſind genetzt.

Einſam biſt du, arme Waiſe!
Wehmuth füllt das Herz dir an —
Plötzlich weht es duftig, leiſe —
Zieht Daſenhauch heran?

Und es fächelt, ſchimmert blendend,
So wie weißer Tauben Flug,
Und den Blick zum Glanze wendend
Fühlt der Jüngling raſchern Zug.

Und es hat ihn überkommen,
Himmelher, ein Frühlingsſtral,
Wie ein Roſenduft geſchwommen,
Lieblich kommt aus Sarons Thal.

Geiſt der Mutter, Geiſt des Troſtes,
Kommſt du bei des Kindes Schmerz?
Heil dir mutterliebumkoſ'tes,
Du beglücktes Kindesherz!

Raſch verſiegen ſeine Thränen,
Holder Leichtſinn ſchwellt ſein Blut,
Antheil an den Wüſtenſzenen
Nimmt ſein friſcher Reiſemuth.

Und im Pharaonerlande
Iſt's der Mutter frommer Geiſt,
Der ihn aus dem Sinnenbrande
Jenes ſchönen Weibes reißt.

Und sie lehrt ihn Träume deuten,
Führt ihn aus des Kerkers Haft,
Zeigt prosetisch ihm die Zeiten,
Lehrt ihn Weisheit, Herrscherkraft.

Aus des jüngern Bruders Mienen
Lächelt sie verwandt ihn an;
Und er weint gerührt mit ihnen,
Da sich ihm die Brüder nahn.

Als nach schön durchkämpftem Leben
Er im Sterben schweigend lag,
Traurig Alle ihn umgeben
Bis zum letzten Herzenschlag:

Weht es plötzlich fächelnd, leise;
Ein Oasenduft umkos't
Alle ringsumher im Kreise,
Und es überkommt sie Trost.

Geist der Mutter! schwebst du nieder
Ruhe suchend in der Gruft?
Bis aus deiner Heimath wieder
Dich der Gram der Kinder ruft?

Saul.

Der Herr aber ſprach zu Samuel, ſie haben nicht dich, ſondern mich verworfen, daß ich nicht ſoll König über ſie ſein.
Samuel 8, 7.

Grüne Arme ſtreckt die Palme
Betend in die Morgenluft,
Aus dem Meer der goldnen Halme
Steigt mit Lerchen friſcher Duft.

Von des Libanones Zedern
Rauſcht ein Adler kühn hervor,
Auf den ſchwunggeübten Federn
Steigt er königlich empor.

Und im Glanz des Morgenlichtes
Schreitet ſtumm ein Jüngling fort,
Träumeriſchen Angeſichtes,
Sinnend des Propheten Wort:

„Bin ich vom geringſten Stamme
Denn nicht der geringſte Sohn?
Und mein Aug ſoll Herrſcherflamme
Leuchten von Judäas Thron?

Meines Vaters Eſelinnen
Aufzuſuchen ging ich aus —
Bringe, ſeltſames Beginnen!
Eine Krone mir nach Haus.

Hat im Hauſe des Proſeten
Mich bethört ein Traumgeſicht?
Iſt er nicht zu mir getreten?
Salbt' er mir den Scheitel nicht?

Küſſend ſprach er mich zu ſegnen:
Gott verleiht ſein Erbe dir.
Träume! Träume! — doch begegnen
Sollen zween Männer mir;

Redend: „die du ſuchen gangen,
Beide ſind gefunden nun;
Und dein Vater ſpricht mit Bangen:
Was ſoll um den Sohn ich thun?“

Und er schreitet langsam weiter,
Zweifel hegt er fort und fort;
Und zween Männer kommen heiter
Ihm entgegen mit dem Wort:

„Die du bist zu suchen gangen,
Beide sind gefunden nun;
Und der Vater spricht mit Bangen:
Was soll um den Sohn ich thun?"

Und der Jüngling zieht betroffen
Stumm vorbei an ihrem Gruß;
Soll er das Verheißne hoffen?
Flüchtiger eilt des Wegs sein Fuß.

„Eines traf von seinen Zeichen,
Doch bin ich nicht zweifelfrei!"
Und bei Tabor an den Eichen
Nahen ihm der Männer drei.

Böcklein, Wein und Brode tragen
Opfernd sie nach Bethel hin.
„Laß vom Brode dir behagen,
Eh' wir uns vorüberziehn."

Zwei der weißen Brode reichen
Sie dem Jüngling, die er nimmt;
„Auch das zweite seiner Zeichen,“
Spricht er weiterschreitend, „stimmt!

Wahrgesprochen hat der Seher,
Doch mein Herz ist zag und bang!“
Plötzlich kommen Stimmen näher —
Welche Lieder? welch' ein Klang?

Und mit Harfen und mit Psalter
Kommt heran ein Männerkreis,
Bleich gefärbt das Haar vom Alter,
Die Gewänder silberweiß.

Und vom Hügel singend, klingend
Wallen langsam sie herab
Und Prophetenworte bringend
Kommen sie zu Rachels Grab.

Und der Jüngling steht erschrocken,
Hebt die Hand empor geschwind
Und befühlt des Hauptes Locken,
Die von Salböl duftig sind.

Neben ihm, vom Grabe hebt es
Säuselnd sich und unsichtbar,
Vor des Jünglings Augen schwebt es,
Wie ein Glanz in Wellen klar.

Steigst du wieder aus der Erde
Mit dem milden Mutterblick?
Ahnst du, daß den Kindern werde
Auferstehn ein neu Geschick?

Und ihn faßt es, und ergreift es,
Muthig tritt er in die Schaar,
Und prosetenkundig streift es
Ihm die Seele wunderbar.

Und er weissagt unter ihnen,
Und er hat ein ander Herz,
Und es sprüht aus Blick und Mienen
Adlermuthig himmelwärts!

Singend mit dem Sängerorden
Zieht er hin in freier Luft,
Und der Geist ist König worden
In des Hirten zager Brust.

Wanderung ins Exil.

Man hört eine klägliche Stimme und bittres Weinen auf der Höhe: Rahel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen. Jeremias 31, 15.

Auf Judäas Berge traurig
Sank die sternenlose Nacht,
Lautlos liegt das Land, und schaurig,
Wie ein Wachfeld nach der Schlacht.

Weithin lagert durchs Gefilde
Israels gefangne Macht.
Schweigend hält mit Schwert und Schilde
Stolz der Babilonier Wacht.

Ausgebrannt sind alle Feuer
Und in Schlaf versenkt der Gram,
Der verzehrend, ungeheuer
Ueber Israels Kinder kam.

Plötzlich durch die nächt'ge Schwüle
Fängt es heimlich an zu ziehn,
Eine frische Windeskühle
Wiegt den Oelbaum her und hin.

Und des Himmels Wolken schweben
Plötzlich wie vom Sturm geraubt,
Dumpf und träumerisch erheben
Schläfer da und dort ihr Haupt.

Seltsam rauschts in allen Wipfeln,
Und ein bittres Weinen zieht
Durch das Thal von Bergesgipfeln,
Wie ein banges Klagelied.

Rachel weint um ihre Kinder,
Jeden Trost verschmäht sie bang,
Weil der mächt'ge Ueberwinder
Sie, die nicht mehr sind, bezwang.

Und erwiedernd aus den Lüften
Klingt es durch die Wolken fort,
Wie ein Donner fern in Klüften,
Also spricht des Herren Wort:

„Spar' und trockne deine Zähren,
Deine Treue wird erkannt,
Und sie werden wiederkehren
Aus dem bittern Feindesland."

Wieder überm Schläfervolke
Lautlos herrscht die Nacht und schwer,
Ruhig wieder schwebt die Wolke,
Und der Oelbaum schwankt nicht mehr.

Als die Blumen sich besuchten
Morgenfrisch in Ramas Thal,
Und Judäas Berge leuchten
In der Sonne goldnem Strahl:

Weicht vom Lager rings der Schlummer,
Es erwachen Alle froh,
Und der seelentiefe Kummer
Von den Kindern Rachels floh.

Und es hat sie überkommen,
Himmelhehr ein seel'ger Trost,
Wie ein Traum, der halb vernommen
Noch am Morgen uns umkos't.

Alles Trübsal wird entfliehen,
Ihrer wird der Heimath Gut;
Und in die Verbannung ziehen
Sie mit gläubig stillem Muth.

Sehnsucht nach Kanaan.

Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimath, Juda — nur die Gruft!
Boxen, nach Hilschers Uebersetzung.

Uns kann nicht der Mensch verschmerzen,
Eine Sehnsucht bleibt zurück:
Nach dem lieben Mutterherzen,
Nach der Heimath stillem Glück.

Wehe wer verbannt von Beiden
Einsam, lostgerissen irrt,
Wer sich muß von ihnen scheiden,
Wem die bange Trennung wird.

Kanaan! du Land der Väter,
Wo in Strömen Honig fließt,
Wo ein ewig blauer Aether
Sich um Jedermuthsel gießt;

Land der Harfen, Land der Pſalmen,
Gottverheißnes Wunderland,
Aus dem Schatten deiner Palmen
Iſt dein Volk verbannt, verbannt!

In der Erde heißen Wüſten,
Ueber die Gebirge weit,
Und an alle Meeresküſten
Iſt's verweht und hingeſtreut.

Ein Benoni auf der Erde
Irrt's meſſiasgläubig hin,
Hofft, daß ihm Erlöſung werde,
In das Heimathland zu ziehn.

Wenn ſie auferſtehen ſollen,
Die geſtorben ferneher,
Werden die Gebeine rollen
Qualvoll unter Land und Meer;

Bis ſie den geweihten Boden
Langſam, gräberſprengend nahn
Und des Lebens friſcher Odem
Zuerſt in Kanaan.

Doch das Volk, zu lang geknechtet,
Seiner Abkunft kaum bedacht,
Arg verhöhnt und bös geächtet,
Ruht's auf ihm mit finstrer Macht.

Einen Abgott hat's erkoren
Halb verbrech'risch, thöricht halb,
Und wie damals — sinnverloren
Tanzt es um ein goldnes Kalb.

In der Passahnacht den Becher
Füllt es fromm mit Purpurwein,
Hofft, ein unsichtbarer Zecher,
Stelle sich befreiend ein.

Halbverstandne Weisen singt es
In der Passahnacht hinan:
„Ach wer bringt dein Volk, wer bringt es
Herr! zurück nach Kanaan?"

Oeffnet ihm die Länderpforten,
Alle Häfen thut ihm auf —
Und es bleibt! ruft es mit Worten —
Und es achtet nicht darauf!

Wie ein lang Gefangner nimmer
Aus dem Kerker ziehen mag,
Blendet es der goldne Schimmer,
Fürchtet es der Freiheit Tag.

Geiſt der Mutter, Geiſt des Troſtes,
Sehnſucht füllt das Herz nach dir!
Ach verlaſſe dein bemooſtes
Grabmal, lang ſchon harren wir!

Deines Wandels Segensnähe
Haſt du immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt.

Gab ein Machtſpruch die Befehle
Abzuſchwören ihren Gott,
Warſt du nahe ihrer Seele,
Und ſie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimathlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß ſie noch die Hüter
Des geſunknen Tempels ſind.

Abglanz wars von deinem Bilde,
Der die Jungfrau überwob,
Daß der trunkne, sinnenwilde
Fürst zum Herzen sie erhob.

Wenn ein Mann von unsrem Stamme
Forschend bei der Lampe denkt:
Du bist nahe, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne schwenkt.

Komm und sammle mild zur Einheit
Jedes Geist- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Durch die Nacht die Sonne bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke;
In ein Kanaan will sein Herz?
Führe denn als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

Daß es hier auf Erden walle,
Seiner Sendung sich bewußt,
Und die Urim Tumim schnalle,
Priesterlich um seine Brust.

Und ein Jeder von dem Stamme
Trage wie das Würmlein ſacht,
Still die reine Gottesflamme,
Schützend durch die Erdennacht.

Wenn ſie dich verhöhnen, trage!
Leuchtend wandle immerdar;
Mache ſo, verklärt, die Sage
Von dem ew'gen Juden wahr.

Moses.

Die Mutter des Propheten.

Die Linnen ſind ſo weiß und weich
Und Pharao kann nicht ſchlafen,
Ihn laſſen in ſeinem weiten Reich
Nicht ruhn die Judenſklaven.

Es gingen in der jüngſten Nacht
Durch's Haupt ihm bange Träume:
„Der Rächer dieſes Volk's erwacht,
Entreißt dir der Herrſchaft Zäume.“

Er ſandte ſeine Zaubrer aus,
Zu fragen die Dämonen,
Die in den baſaltenen Bergen zu Haus
Und die in Wüſten wohnen.

Der Herr hat den Cherubim vertraut:
„Mich erbarmt des Volkes Bedrängniß,
Jungfräulich feiert eine Braut
Am Freitag des Retters Empfängniß.“

Erzengeln erzählen es Cherubim,
Und die den Engeln wieder,
Und so gelangt die Botschaft von ihm
Zu den Dämonen nieder.

Die plaudern es den Zaubrern gleich,
Dem König bringen's die Sklaven.
„Bei meiner Gottheit! das Himmelreich,
Ich werd es Lügen strafen!"

Läd't Freitag Nachts die Juden ein
In seinen Pallast zum Feste;
Es dusten Fische, Fleisch und Wein,
Es schmausen und trinken die Gäste.

Wie freuen sich der Königshuld
Die armen Judensklaven,
Indeß verwittwet voll Ungeduld
Die Weiber zu Haus nicht schlafen.

Es kamen die Männer ohne Zahl,
Und preisen Pharaos Güte,
Der jeden Juden zu peitschen befahl,
Der nicht kommt mit frohem Gemüthe.

Die Hände, die aus Lehm und Stroh
Nur frohnend Ziegel schlagen,
Wie greifen die in die Schüssela froh
Und trinken mit frohem Behagen.

Nur Einer hütet das Schlafgemach
Des königlichen Herren.
Vom Lager ruft Pharao: „Bist du wach?
Laß alle Pforten sperren!“

Und Amram eilt und kommt zurück:
„Herr, ruhig sei dein Schlummer!“
Er wacht, statt in der Brautnacht Glück,
Wie sein Weib daheim, in Kummer.

Noch duftet der Kranz in ihrem Haar,
Der Schleier umwogt die Glieder,
Und aus dem schwarzen Augenpaar
Heiß fallen Tropfen nieder.

Es drängt sie vom Lager empor,
Als hätte sie Rufe vernommen —
Sie steht in Mondnacht vor dem Thor,
Ihr Herz ist so beklommen.

Sie schreitet durch die würzige Nacht,
An Sphinxen und Tempeln vorüber,
Die Palmen neigen die Blätter sacht,
Die rauschenden Brunnen gehn über.

Ein seltsam Treiben von Wolken geht,
Am Himmel ein leuchtendes Zittern;
Fast traumhaft wandelt sie und steht
Vor des Pallastes Gittern.

Es schallen die Flöten und Zinken heraus
Und klingen die silbernen Becher;
Sie tritt in des Königs goldenes Haus,
Vorbei an dem Jubel der Zecher.

Die ahnen nichts und fröhnen dem Leib,
Der Sklavenlust verfallen —
Und hören nicht, als reines Weib
Die Freiheit vorüberwallen.

Die Pforten schlozen unhörbar auf
Und leuten die Jungfrau zur Stelle,
Die Stufen empor, zum Saal hinauf,
Bis vor des Königs Schwelle.

Der Hüter ſieht erſchrocken ſein Weib,
Vor Gefahr und Wonne erblaſſend —
Sie ſchmiegt ſich nieder an ſeinen Leib,
Er küßt ſie ſelig umfaſſend.

Und Wehruf tönt von nah und fern,
Von Warten und Thürmen im Dunkeln.
Die Zauberer ſehn einen neuen Stern
Durch finſtre Wolken funkeln.

Der König ruft vom Lager empor
Den Wächter im Säulengange.
Sie windet ſich raſch und ſchlank hervor,
Er ſteht vor Pharao bange.

„Was ſtört die nächtige tiefe Ruh
Wie Wehruf, wenn Feuer beginnen?“
„„Es rufen, Herr, die Wächter ſich zu
Die Stunden von den Zinnen.““

In Schlaf zurück ſinkt Pharaos Leib,
Sich ſicher dünkend der Horden —
Und Amrams Braut iſt ein ſeliges Weib,
Profetenmutter geworden.

Die Lampen.

Als noch der Herr in milder Art
Den Menschen sich geoffenbart,
Da dachte der Proset einst nach,
Mit dem der Herr oft menschlich sprach,
Ob auch den Herrn der Weltenhalle,
Der zürnt und liebt, denn Schlaf befalle?
Der Herr, langmühtig, mild gesinnt,
Ein Vater jedem Menschenkind,
Schickt gleich auf glänzendem Gefieder
Zu Mose einen Engel nieder:
„Zwei Lampen brenne leuchtend an,
Die mußt du unterm Himmelsplan
Die ganze Nacht durch bis zum Tagen,
Auf vorgestreckten Händen tragen.
Sei wach' und sorge streng, Proset!
Daß ihre Flamme nicht verweht."
Und der Proset verwundert zwar,
Weil Gottes Absicht ihm nicht klar,

Thut folgsam doch nach dem Befehle;
Es steht ihm klar noch vor der Seele
Wie er den Zorn einst auf sich lud,
Da er in zweifelvollem Muth,
Vom Felsen Wasser zu erhalten,
Ihn statt mit Worten, mit dem Stab gespalten.

Er steht hindurch die halbe Nacht,
Der Himmel glänzt in Sternenpracht,
Fast scheint ihm Spott in seinen Händen
Der Strahl, den seine Lampen senden.
Wie sauer ihm die Müh' auch schmeckt,
Er hält die Arme vorgestreckt;
Doch plötzlich fühlt er sich erschreckt,
Durch Scherbenfall vom Schlaf geweckt.
Die Lampen liegen rings zerstückt,
Denn der Prosel war eingenickt;
Da hört er von der Höhe nieder
Des Engels helle Stimme wieder:
„Du lerne jetzt aus diesem Spiele:
Wenn Gottes Auge Schlaf befiele,
Auch würden Mond- und Sonnenballen,
Die Weltenlampen, niederfallen!"

Aron's Sterben.

Verklärungen des Abends fingen
Zu glühen auf den Bergen an;
Profet und Hoheprieſter gingen
Selbander eine Schlucht hinan.

Der Prieſter ſpricht voll heitrer Weiſe,
Doch Moſe ſchweigt, trüb im Gemüth,
Er merkt, daß um das Haupt dem Greiſe
Bleich der Profetenglanz ſchon glüht.

Er weiß, es iſt die Todesſtunde
Dem treugeliebten Bruder nah —
Da ſteht, den ſie nicht ſahn im Grunde,
Ein Baum vor ihnen plötzlich da.

Seltſam geformt ſind Aeſt' und Krone
Und Blatt an Blättern rauſchend weht
Als Baldachin ob einem Throne,
Der golden unterm Baume ſteht.

Als wär' er zu dem Thron berufen,
Der Hoheprieſter ſchreitet ſchnell
Hinan die goldgeformten Stufen,
Sie klingen unterm Tritte hell.

Er läßt ſich auf dem Throne nieder
Und durch den Baum ein Rauſchen geht
So ſeltſam, wie wenn das Gefieder
Des Todesengels leiſe weht.

Wie nie ſo ſchön glänzt ihm entgegen
Die Welt in Duft und Abendſchein —
Einziehen Blick und Hauch den Segen;
Im Anſchaun ſelig ſchläft er ein.

Und ſchweigend lagert der Profete
Sich an des goldnen Thrones Fuß;
Es iſt, was ihn als Traum umwehte
Faſt Luſt, doch weher Abſchiedsgruß.

Und ſpät erwacht bei Sternendüſter,
Scheint das Erlebte nur ein Traum —
Verſchwunden mit dem Hoheprieſter
Sind Glanz und Thron und Duft und Baum!

Das Grab.

Als Moſe müde ſchon und alt
Von Silberlocken war umwallt,
Das heil'ge wunderbare Licht
Schon bleicher ſchien um ſein Geſicht,
Da fühlt er, daß ihn von der Erde
Der Herr bald zu ſich nehmen werde

Nicht mocht' er, daß ſein Volk verwaiſt —
Will noch bei regſam friſchem Geiſt
Dem Diener Joſua, voll Gunſt
Vertrau'n der Herrſchaft ſchwere Kunſt.
Luſtwandelnd gehn ſie und berathen —
Da ſteht ein Mann mit einem Spaten.

Der gräbt und gräbt mit emſ'ger Haſt
Ein Bett für eine letzte Raſt.
Mit raſchem Wort fragt der Prophet,

So wie er war neugierig ſtät,
Der einſt in Sinais Wolkengrauen
Selbſt Gottes Antlitz wollte ſchauen:

„Für wen bereiteſt Du das Grab?“
„„Komm in den Grund zu mir herab,
Ich nenne dir den Todten gern.““
Als gleich drauf der Proſet des Herrn
Hinabſtieg lauſchend ſeinem Worte,
Schloß über ihm des Grabes Pforte.

Es war des Todesengels Hand,
Die ſanft die Seele ihm entwandt;
Nah'n darf er den Proſeten nicht
Mit ſeinem Schreckensangeſicht.
Und Joſua mit betrübtem Schritte
Kehrt heim in ſeines Volkes Mitte.

Das Volk erhebt ein Klaggeſchrei,
Eilt zu dem Grabesplatz herbei,
Will ſeinen Führer ſehn noch todt,
Der es befreit aus Sklavennoth.
Wie ſie das Grab aufthun mit Beten,
Lag nur das Herz drin des Proſeten.

Da ließen sie vom Weinen ab
Und schlossen wieder fromm das Grab.
Sie sahn als süße Tröstung drin,
Daß unter ihnen ist sein Sinn,
Sein Fühlen, Denken und sein Lieben,
Bei seinem Volk sein Herz geblieben.

Wo ist Mose.

Als nun der Herr befahl dem Todesengel
Die Seele des Propheten ihm zu bringen,
Ging der zur Erde um ihn aufzusuchen;
Der Engel aber konnte ihn nicht finden.
Da ging er an den Strand des großen Meeres:
„Ist Mose hier?“ sprach er zum großen Meere.
Und das erwiedert ihm: „Ich sah ihn nimmer,
Seit er das Volk geführt durch meine Wogen!“
Da ging der Todesengel zu den Bergen:
Und die erwiedern ihm: „Wir sah'n ihn nimmer
Seitdem die Tafeln er am Berg empfangen.“
Dann ging der Todesengel zum Gehenem:
„Ist Mose hier?“ da wurde ihm die Antwort:
„Der Herr, der seinen Wandel wohlgemerket,
Weiß, wo er jetzo weilt. Zum ew'gen Leben
Ist der Prophete heilig eingegangen.“

König David's Leichenzug.

Will denn kein gottbegeistert Lied
Zum Harfenschlag erschallen?
Der königliche Sänger schied,
Der Stral aus Zions Hallen.

O Stadt der Städte, wie verwaist
Stehst du im Wittwenkleide!
Dir ist entflohn der holde Geist,
Du weinst in tiefem Leide.

Trubheiße Gluth drückt Kanaan,
Kein Hauch in Palmenzweigen,
Der Ostwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen schweigen.

Der lange Leichenzug beginnt,
Fast nicht zu überschauen —
Aufweint durchs Straßenlabirint
Der Chor der Klagefrauen.

Das Heer zieht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten —
In scheuer Ferne folgen bang
Die Priester und Leviten.

Da schwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreisen,
Die letzte Ehre auch dem Sohn
Des Liedes zu erweisen.

Und spannet seine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Und so gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger schreiten.

Der Adler ist des Königs Schild,
Deß Geist auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Geist erfüllt
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun bestattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langsam sich empor der Aar
Mit rauschendem Gefieder.

Der Todtenkahn.

Hundert Reiche, hundert Throne
Sind gestürzt in dunklen Staub
Und des Morgenlandes Krone
Alexanders Siegesraub.

Sein ist ganz der goldne Osten,
Und kein Sieg harrt mehr auf ihn;
Zu des Todtenreiches Pfosten
Will er, da er lebt noch ziehn.

Eine Nacht bleibt er geborgen
In dem Graun der Schattenwelt,
Dreimal hat indeß der Morgen
Rings den Erdenkreis erhellt.

In der Seele tiefes Grausen
Schreitet er dem Ausgang zu,
Will nicht länger einsam hausen
In der kampflos öden Ruh.

Ihres Pförtners Hände reichen
Einen Todtenkopf ihm dar,
Für des Königs Heer ein Zeichen,
Daß im Todtenreich er war.

Den empfängt der ſtolze König,
Trägt ihn leicht hinaus zum Thor;
Wieder klingt es hunderttönig,
Rauſcht das Leben rings empor.

Doch der Schädel leicht getragen,
Immer ſchwerer, wird zur Laſt;
Und der König fühlt von Zagen
Sich zum Erſtenmal erfaßt.

Länger kann er ihn nicht halten,
Faſt zu Boden reißt er ihn.
„Sind es hölliſche Gewalten,
Die im Todtenkopfe ziehn?

Werft den Schädel auf die Wage,
Wägt mit Eiſen mir ihn auf!“
Doch der ſchwingt mit Einem Schlage
Selbſt das Eiſen hoch hinauf.

„Wägt mit Gold, das wird ihn heben,
Wenn das Eisen ihm zu leicht.“
Unten bleibt der Schädel schweben,
Und der Heldenfürst erbleicht.

„Hält die Hölle mich umschlungen,
Hat denn Wahnwitz mich erfaßt?
Den noch keine Macht bezwungen,
Höhnst du mich, du bleicher Gast?“

Und er reißt vom Haupt die Krone,
Wirft sie bebend zum Gewicht;
Doch der Schädel wie zum Hohne
Wird nur schwerer, regt sich nicht.

„Herr! den Zauber kannst du lösen,“
Spricht dem König nah ein Greis,
„Nur ein Trug ist es vom Bösen,
Der dein Inn'res kennt und weiß.

Nimm, o König! so viel Erde,
Als ein Mensch im Grabe wird —
Und wie durch ein mächt'ges Werde
Rasch empor die Wage klirrt.“

Es geſchieht — und leicht gehoben
Schwebt der Todtenkopf wie Flaum.
Alle ſehn erſtaunt nach Oben,
Und dem König dünkt's ein Traum.

Und der Weiſe nimmt die Rede:
„Sieh des Lebens ſchnöden Kauf,
Jede ſtolze Herrſchaft, jede
Wägt Verweſung ſpielend auf.

Königsträume, kühne Plane,
Den Gedanken und den Traum —
Und die Macht liegt nur im Wahne
Und das Glück, es iſt nur Schaum!"

Ein Gräber-Eremit.

Vom großen König Alexander,
Deß Name heilig iſt den Juden,
Weil ehrfurchtsvoll er ihren Tempel
Betreten und begrüßt die Prieſter,
Und der aus ihren Pergamenten
Im goldnen Glanz der Sage ſchimmert,
Von ihm erzählt der fromme Talmud:
Der König kam mit ſeinem Heere
Von Sieg geſchmückt und Glück und Jugend
Zu einem fremden, fernen Lande,
Wo Könige einſt mächtig herrſchten,
Die Ahn auf Ahn zurück die Krone
Erglänzen ſahn in ihrem Stamme,
Bis in den fernſten blauen Zeiten.
Auf Monumenten die Geſtalten
Der Könige kaum zu erkennen,
Auf ausgegrabnen, goldnen Münzen
Vergriffne Namen, kaum zu leſen!

Da Alexander fragt im Kreiſe:
„Lebt keiner mehr vom Königsſtamme?“
Wird ihm die wunderbare Antwort:
„Nur Einer, Herr! ihn nennt die Sage
Den Sprößling jenes Königsſtammes;
Ein Bettler lebt er zwiſchen Gräbern
Und ſchläft zu Nacht auf Leichenſteinen.“

Fanfaren tönen, Zinken klingen,
Der König zieht im Herrſcherglanze,
Ihm folgen Führer ſeines Heeres
In Pardelfellen, goldnen Helmen,
Auf denen Adlerflügel rauſchen.
So zieht's zum Gräber-Eremiten,
Der wägt juſt prüfend in den Händen
Betrachtend ernſt zwei Todtenſchädel,
Blickt kaum empor zum Purpurgaſte.
Und auf die Frage: „Unter Gräbern
Warum verweilſt du?“ ſagt er Antwort:
„Den Unterſchied will ich erforſchen,
Weiß' einer war von dieſen Schädeln,
Ob eines Sklaven oder Königs?“

Und wieder ſpricht zu ihm der König:
„Ich lade dich zu mir aus Gräbern;
Der königlichen Ahnen würdig,

Mit mir im Goldpallaſt zu wohnen.
Wie? oder hegſt du andre Wünſche?
Sprich du zu mir aus freier Seele!“
Und zu ihm ſpricht der bleiche Bettler:
„O Schwerterführer, Kronenhalter!
Kannſt ohne Tod du mir das Leben
Und eine Jugend ohne Alter
Und Freuden ohne Sorge geben?“

Und wieder in Betrachtung ſinkend,
Kaum hört er noch den König ſagen:
„Fürwahr, ein Weiſ'rer als der Weiſe,
Der mich, beſcheidnen Sinn's, geheißen,
Ihm aus der warmen Sonne gehen.“

Vorgarnen ben Sakai.

Es ſtürmt der Feind ſchon vor den Mauern,
Der Aufruhr in Jeruſalem;
Bald ſinkt ihr Strahlendiadem
Für alle Zeit in dunkles Trauern.
Von Pfeilen ſind die Köcher leer,
Verzweiflung hält nur Gegenwehr,
Kein Gottesglanz im Tempel mehr —
Den Gram will keiner überdauern.

Nur Einer räth der weiſen Väter:
„Die Waffen ſtreckt, hier ſiegt kein Muth!“
Ihn ſchmerzt es tief, daß ſo viel Blut
Vergebens dampft zum blauen Aether.
Sie aber hören nicht ſein Wort,
Sie rufen: „Wo iſt Zions Hort?“
Sich rettend eilt ben Sakai fort,
Sie ſteinigen ſonſt ihn als Verräther.

Und durch das Rasen der Zeloten
Zieht mit Gebet ein Männerchor,
Im Sarge tragen sie vor's Thor
Ben Sakai, als Lebendig-Todten.
Gerettet in der Römer Kreis,
Steht vor dem Feldherrn bang der Greis.
„Zum Frieden riethest du, ich weiß,
Sie wählen glücklich ihren Boten!"

„„O Herr! sie bitten nicht um Gnade,
Legionen Gottes, treu dem Schwur,
Sie lassen untergehend nur
Jehovahs heil'ge Bundeslade.
Was auch Empörerzorn beginnt,
Da sie, o Herr! doch Helden sind,
Die Mutter schone und das Kind
Auf deinem blut'gen Siegespfade.""

„Ein Römer, todt' ich, die sich wehren,
Beim Zeus! ich bin Herodes nicht!
Doch weil du sie gemahnt zur Pflicht,
Darfst eine Gnade du begehren."
„„Herr! wenn dein Blitzstrahl niederfuhr
Und du vertilgst des Tempels Spur,
In Jabneh laß mich gründen nur
Ein Haus, die Jugend drin zu lehren.""

Der Feldherr, lächelnd, winkt Gewährung,
Wie überreicht ihm die Bitte scheint!
Und abwend nicht gewährt der Feind:
Des Volkes ewige Verklärung.
Das ehrne Rom wird untergehn,
Der Völker viel der Sturm verwehn,
Doch Juda's Geist wird auferstehn,
Ein Adler über der Verheerung.

Es forscht und lehrt der Gottesstreiter,
Die Jugend mehrt, was er erwarb;
Wenn ein Geschlecht von Weisen starb,
Geschlechter erben's muthig weiter;
Bis, ob umdroht von Tod und Nacht,
In tausendjähr'ger Geisterschlacht
Der Bau des neuen Reichs vollbracht,
Ein für die Ewigkeit gefeiter.

O Königin Jeruschalaim!
Thu' ab der Wittwe schwarz Gewand,
Es krönten neu mit goldnem Band
Dich die Geschlechter der Tanaim.
Unsterblich, wird dir nie ein Grab,
Wie Mosen keins die Erde gab,
Der mit dem wundervollen Stab
Dein Volk geführt hat aus Mizraim.

Noch ziehen deines Geist's Gebete,
O Königin des Zedernthrons,
Empor gleich Adlern Libanons!
Ein Dichter sang es, kein Prosete:
„Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft.
Der Mensch die Heimath, Juda nur die Gruft.“
Du bleibst der grüne Strauch voll Duft,
Wenn ihn die Flamme auch umwehte.

Und wenn in Zeiten, die verschollen,
Der Holzstoß flammend dich umloht!
Da sangen sie dich in den Tod
Mit Psalmenklang, die Mitleidsvollen!
O, schön're Rache ward dir nie:
Der Psalmen heilige Melodie,
Von deinem Dichter borgen sie
Die Hymnen, wenn sie beten wollen.

Die Sänger aller Völker dichten
An deiner ewigen Elegie;
Entflammt ist ihre Phantasie
Von deinen heiligen Gesichten.
Es ist unsterblich nur allein,
Wen sanft umfließt der Mythe Schein —
Und ist die Gegenwart nicht dein,
Es muß sich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du hast der Denker bleichen Ruhm,
Du hast purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerstreut im irdischen Revier,
Sie beten, ewiger Gott, zu dir;
Gedankenschaaren weidend hier,
Jehovahs heilige Nomaden.

Der letzte Hohepriester.

Die stolze Zion ist gefallen,
Es liegt die Gottesstadt verheert,
Die kühnen Säulen, Marmorhallen,
Wo sonst des Opfers Düfte wallen,
In Schutt und Trümmerwerk verkehrt.

Des Tempels Priester sind erschlagen,
Die Leichen ruhn in kalter Nacht;
Es stört das mitternächtige Jagen,
Nur wenn ein Bogen, kühn getragen,
Nachberstend in die Oede kracht.

Ein Priester nur entging dem Morden,
Das Schwert reicht nicht an ihn heran;
Und als es tiefe Nacht geworden,
Da legt, verbrämt mit blauen Borden,
Sein weißes Priesterkleid er an.

Auf seiner Brust ein helles Prangen:
Der Urim Tummim Feuerschein,
Und seine Silberlocken hangen
Um edle tiefgefurchte Wangen
In seines Bartes Schnee hinein.

So schreitet er durch öde Gassen,
Der Nachhall nur begleitet ihn,
Die Trümmerwerke rings erblassen,
Wenn durch gejagte Wolkenmassen
Sie plötzlich Mondeslicht beschien.

Und auf des Tempels Quaderstücke
Steigt stumm der Priestergreis hinauf;
Getroffen sieht von dem Geschicke,
Schickt er das Wort mit feuchtem Blicke
Zum schwarz umhangnen Himmel auf:

„Du bist von deinem Volk gewichen,
Dein heiliger Tempel ist verheert,
Die hellen Schimmer sind erblichen,
Die durch des Tempels Dunkel strichen,
Mit Glanz der Cherubim Haupt verklärt.

Dein Zorn hat den Altar gespalten,
Ein Opfer fiel der Priesterschaar.
Du hast uns würdig nicht gehalten,
Um deinen Tempel zu verwalten,
Dein Volk ist todt und dein Altar.

So nimm des Tempels Schlüssel wieder,
Ihn reich ich bebend dir empor!"
Und in die Kniee sinkt er nieder,
Von ferne tönen wilde Lieder
Und dumpfer Siegerjubelchor.

Wie betend so die Arm' erhoben,
Des Tempels greiser Pförtner kniet,
Neicht dunkel es herab von oben,
Wie eine Hand aus Licht gewoben,
Die hoch empor den Schlüssel zieht.

Und die es schon von ferne dämmern,
Die halten es für Blitzesruth —
Als ringsh im Tag der Hohen schimmern,
Liegt auf des Tempels Mauertrümmern
Der letzte Hohepriester todt.

Chanina ben Teradjon.

Fern der Stadt in wüſten Trümmern,
Lehrt geheim die heil'ge Kunde
Ben Teradjon ſeine Schüler,
Weisheit fließt aus ſeinem Munde.

Auf des Greiſes Knieen liegen
Aufgerollt die wunderbaren,
Heilig theuern Pergamente,
Drans die Blitze Gottes fahren.

Jene ewige Lichtgedanken,
Jene tiefe Liebesgluthen,
Die erwärmend durch die Herzen,
Durch den Froſt der Zeiten fluthen.

Mit der Worte goldnen Eimern
Schöpft der Rabbi aus dem Meere,
Aus dem Sonnenherzen Gottes
Und ſie trinken von der Lehre.

Wie ſo prächtig tönt die Lehre,
Halb geſprochen, halb geſungen,
In der mächtigen Gottesſprache,
Die am Sinai erklungen.

Das Verfaſſungswerk des Himmels,
Das der Erdenherrn Bezwinger
Grub in ewige Marmortafeln
Mit dem lichten Demantfinger;

Das er dem erwählten Volke
Und den künftigen Seelen allen,
Die am Berg unſichtbar wogten,
Kündete in Donnerhallen.

Das Geſetz der Marmortafeln,
Das in aller Erde Landen
Frei macht die zerſtreuten Juden,
Sie umſchlingt mit Einheitsbanden.

Wie die Schüler den geheimen
Ueberlieferungen lauſchen,
Hören ſie die leiſen Schritte
Nahenden Verraths nicht rauſchen.

Sehn von einem Himmelsfeuer
Ihrers Lehrers Haupt umfloſſen,
Wie es einſt um die Tanaim
Wenn ſie lehrten, ſich ergoſſen.

Sichrer wär' es mit Schakalen
Nachts die Gräber zu durchwühlen,
Als in heil'ger Fluth die Flammen
Heißen Durſt's nach Weisheit kühlen.

Todesſtrafe auf die Lehrer
Hat verhängt der Heidenkaiſer,
Das Gebet hat er geächtet
Und geſperrt die Gotteshäuſer.

Denn er fürchtet die Gebete
Dieſes Volks, das er zertreten,
Denn ſein Gott erfüllt ihm Alles, —
Fluchen könnt' es, ſtatt zu beten.

Doch Chanina ben Teradjon
Bebt nicht, ſtark in ſeinem Gotte,
Da vor ihm in blanken Waffen
Steht die wilde Schergenrotte.

Zornig herrſcht ihn an der Heide:
„Folgſt du alſo dem Befehle?“
Ruhig aber ſpricht der Weiſe:
„Gott befiehlt es meiner Seele!“

Und ſie ſchleppen Weidenruthen
Eilig um ihn her zuſammen,
Langſam werden ſie ihn tödten
In geſchürten feuchten Flammen.

Um den Leib die Pergamente
Haben ſie dem Greis geſchlagen,
Solchen heilig koſtbar'n Mantel
Hat kein König je getragen.

Und ein Tuch von feuchter Wolle
Binden ſie ihn feſt am Herzen,
Daß er langſam untergehe
In den wilden Feuerſchmerzen.

Ziſchend, eine zornige Schlange,
Beißt das Feuer in die Ruthen,
Doch Chanina ben Teradjon
Betet ruhig in den Gluthen.

Von dem Pergament die Lettern
Springen ab und flattern leiſe,
Schweben auf wie ſchwarze Funken
Ueber ſeinem Schülerkreiſe.

Und er deutet ſeinen Schülern:
„Gottes Wort kann nicht vergehen,
Seht wie es beſchwingte Lüfte
Tragen und nach oben wehen.

Wie die pergamentnen Rollen,
Bald verbrannt iſt auch mein Leben;
Doch aus ihm, die Tochter Gottes,
Wird empor die Seele ſchweben."

Der die Gluth ſchürt, ſtaunt der Rede
Und erbarmend ſich der Schmerzen,
Leiſe räth er in die Flammen:
„Streif' das feuchte Tuch vom Herzen."

Der erwiedert ihm mit Ruhe:
„Darf ich ſterbend Gott betrüben?
Wenn ich meine Qualen kürze,
Möcht' ich da nicht Selbſtmord üben?"

Und es ſchlagen hoch und höher
Um ihn her die wilden Flammen;
Rufend: „Unſer Gott iſt einzig!“
Stürzt der Märtirer zuſammen.

Und der Heide tief erſchüttert,
Will mit ihm den Himmel erben,
Stürzt ſich, rufend: „Gott iſt einzig!“
In die Gluth, um mit zu ſterben.

Der Wiedergefundene.

1420.

Im engen Stübchen ſtumm zuſammen
Sitzt betend der Familienkreis,
Die Meſſinglampe ſpendet Flammen,
Den Tiſch bedecket Linnen weiß.

Doch ach, die Fenſter feſt verſchleiert, —
Denn bricht ein Schimmer nur hinaus,
Daß hier ein Sabbath wird gefeiert,
Erkennen ſie des Juden Haus.

Es ſitzt das Weib in weißem Kleide,
Zwei Kinder — Mädchen — neben ihr,
Und wie verſenkt in tiefem Leide
Ein Alter ohne Leben ſchier.

So wird der tiefe Gram gemeißelt,
Er redet nicht, er betet nicht,
Wie scharf es seine Seele geißelt,
Zeigt das versunkne Angesicht.

Das fromme Weib hat ausgebetet,
Das Betbuch schließt sie trauernd bleich:
„Geht, meine Kinder, geht und tretet
Zum Vater hin, er segnet euch."

Die Kinder nahn mit heitrer Miene
Entgegen frommem Segenswort,
Als ob ein Dämon ihm erschiene,
Winkt er entsetzt sie von sich fort.

Zur Mutter fliehen bang die Kleinen,
„Sind wir entdeckt? was ist geschehn?
O rede, Gott ist mit den Seinen,
Er läßt uns nimmer untergehn!"

Verneinend schüttelt er die Locken
Und redet nicht und blickt nicht auf —
Und ihres Mundes Laute stocken
Und Angst hemmt ihres Blutes Lauf.

Doch bringt in ſilbernem Pokale
Sie zum Gebeth geweihten Wein,
Den faßt er — ſtarrt beim Lampenſtrale
In ſeinen blanken Grund hinein.

Bringt ihn der Anblick denn zum Raſen?
Täuſcht ihn der Lampe dunkle Gluth?
Der goldne Wein wirft rothe Blaſen.
Der Wein verwandelt ſich in Blut.

Er ſchleudert wild den Kelch zur Erde,
Der tönend auseinanderklirrt.
Und mit erſchrockener Geberde
Wähnt ſie, daß Wahnſinn ihn umirrt.

Sie ruft entſetzt: „Bei unſrem Gotte!
O rede doch, was iſt geſchehn?
Er lacht empor mit wildem Spotte:
„Bethörtes Weib! was nennſt du den?“

Sie führt erſchrocken ihn zum Sitze,
Er folgt ihr ſtarr und willenlos,
Er ſchiene todt, wenn's nicht wie Blitze
So ſchen durch ſeine Augen ſchoß.

„Bei deinem, deiner Kinder Leben,
O ſprich! mich tödtet ſonſt die Qual!“
Es ſcheint, als woll' er ſich erheben,
Er lauſcht, ſpringt auf mit einem Mal;

Er wirft zurück die ſchwarzen Locken,
Ha, wie ſein Antlitz weint und lacht.
Vom Stefansdome künden Glocken
Des Herrn Geburt in heil'ger Nacht.

Hörſt du nicht auch die Stimmen rufen?“
„„Wie? Stimmen? Glocken ſind's vom Dom!““
„Fort, fort, mich ruft's zu ſeinen Stufen,
Zu wallen mit dem Chriſtenſtrom!“

Entſetzen zuckt durch ihre Wangen,
Ein Schrei durch ihre Seele reißt,
„Weh mir, der Wahnſinn hat gefangen
Mit ſeinen Schlingen deinen Geiſt!“

Er blickt ſie an mit wüſten Augen!
„O möchten Wahnſinnsſchlangen doch
An meiner Seele Leben ſaugen,
Wie wären wir ſo glücklich noch!

In letzter Nacht — du schliefst schon lange,
An deinem Halse lag im Traum
Ein Kind mit rothgeschlafner Wange,
Das zweite an des Lagers Saum.

Sie lächelten mit holden Mienen,
Ich dachte in den Herzen mir:
Ihr guter Engel spielt mit ihnen,
Der Herr gab reichen Segen dir.

Und mußt du auch verborgen leben,
In Angst um Seelenheil und Leib,
Er hat dir Freuden viel gegeben,
Die Kinder und ein liebend Weib.

Und auf die Gruppe sah ich lange,
Auf's Glück, das blühend vor mir lag,
Dann macht' ich auf mich zu dem Gange,
Den mir der Christ verwehrt am Tag.

Und wie ich durch die Gasse schreite,
Da tönen Menschenstimmen gell,
Im Schatten an der Häuser Seite
Verberg' ich mich entsetzenschnell.

Bei einer Fackel rothem Brande
Bewegt ſich her ein Menſchenſchwarm,
Voran in purpurnem Gewande
Ein Mann, ein blankes Schwert im Arm.

Und ihm zur Seite ein Beſchorner,
Er drückt das Kreuz an ſeine Bruſt.
„Wen dieſer ſucht, iſt ein Verlorner!“
Ich denk' es in der Seele juſt;

Mein Athem ſtockt in langer Pauſe,
Es folgt mein Blick der Menge Bahn, —
O wehe mir, vor meinem Hauſe
Hält ſtill der bleiche Prieſter an.

Die Kinder ſeh' ich ſchon im Blute,
Geſchlachtet mit mein holdes Weib,
Da ſtürz' ich vor in wildem Muthe,
„Die ſchont und tödtet meinen Leib!“

Die Menge ſchweigt und ſtumm entgegen
Hält er das Kreuz mir in der Hand,
Mir pocht das Herz in wilden Schlägen,
Im Haupte lodert mir ein Brand.

Ich zög're noch, es murrt die Menge,
Der Prieſter winkt, es ſpringt das Thor,
Gott flieht aus meines Buſens Enge,
Die Finger ſtreck' ich ſtumm empor.

Die Menge jauchzt: „Sie ſchlafen oben,"
So flehʼ ich bang, „o weckt ſie nicht!"
Und Blick und Hand zum Kreuz erhoben
Schwör' ich mich zu der Chriſtenpflicht!"

Er ſchlägt vor's Angeſicht die Hände,
Zerſchmettert ſinkt der Jude hin.
Du heil'ger Gott der Väter ſende
Den Todesengel über ihn,

Daß nicht ſein Herz vernichtet werde
Vom wildentſetzenvollen Leid;
Es wirft ſein Weib ſich auf die Erde
Und ſie zerreißt um ihn ihr Kleid.

Den Kindern wird nun bang, ſie weinen,
„Weint, ihr habt keinen Vater mehr!
Todt iſt er uns, laßt ab, ihr Kleinen,
Laßt ab von ihm! Kommt her, kommt her!"

Er will ſie einmal noch umſchlingen,
Nur einmal noch als letztes Glück;
Doch weh, zu ihrer Mutter ſpringen
Sie ſcheu und bang vor ihm zurück.

Entſetzenvollen Angeſichtes
Schaut er empor: „Du ew'ger Hort,
Es nahn die Schrecken des Gerichtes!“
Er ruft's und ſtürzt entſchloſſen fort. —

Und durch die Straßen zieht's zum Dome,
Der leuchtend ſteht in ſchwarzer Nacht,
Und auf der Orgeltöne Strome
Schifft das Gebet empor mit Macht.

Und tauſend Lichter ſind enzündet
Und eine bunte Menge kniet,
Geſang und Glockenklang verkündet,
Daß Chriſtus in das Leben zieht.

Da tritt herein zur Kirchenpforte
Der Jude bleich, geſträubt das Haar,
Und donnert durch den Chor die Worte:
„Geſchändet hab' ich den Altar!

Und eurem Gotte falsch geschworen,
Da mich die Vaterangst durchtobt,
Ich rufe, bin ich auch verloren,
Gott meiner Väter, sei gelobt!"

Die Menge schaut empor erschrocken,
Der wilde Rufer läßt nicht ab,
Und das Gebet verstummt, die Glocken,
Stumm wird die Kirche wie ein Grab.

Da donnert Hohn von seinem Munde,
Die Menge gährt und braust empor
Und stürmt um ihn in wilder Runde
Und schleppt ihn vor das Riesenthor.

Aus eines Betstuhls Trümmern bauen
Sie einen Holzstoß hoch hinauf,
Wie prasseln durch das nächt'ge Grauen
Die rachedurst'gen Flammen auf.

„Werft ihn hinein und schürt die Flammen!"
Der Jude steht im Flammenhaus,
Gejaus und Glocken dumpf zusammen,
Verhallen in die Nacht hinaus — —

Des Juden Weib in ſtummem Jammer
Liegt auf der Erde lebenbaar,
Da bricht ein Leuchten in die Kammer,
Ermuntert ruft das Kinderpaar:

„Ah! Morgenroth kommt freundlich blühend!“
Die Unſchuldvollen ahnen nicht,
Daß ihres Vaters Herz verglühend
Zum Abſchied grüßt in dieſem Licht.

Der neunte Ab.

1492.*)

Wieder iſt der Schreckensmond erſchienen,
Der zweimal Jeruſalems Ruinen
Und der Juden gramdurchfurchte Mienen
Oft geſehen hat, der Monat Ab.

Der verhängnißvolle Tag iſt's wieder, —
Von Granada's gold'nen Hügeln nieder
Wallt der Gram und weinen Trauerlieder,
Wandern Juden wieder in's Exil.

Aus dem Land, „wo ſchön die Ströme klingen,
Myrrhendüfte ſelbſt den Staub durchdringen,
Und die Lüfte kühn den Geiſt beſchwingen,"
Wie der Dichter Don Jehuda ſang.

Ziehn vom Boden, wo den Pflug ſie führten,
Wenn Gefahr gedroht, die Schwerter rührten,
Kunſt geübt, des Wiſſens Flammen ſchürten,
Mit dem Brudervolk von Ismael.

*) Entſpricht dem 2. Auguſt 1492, an welchem Columbo eine neue Welt zu entdecken auszog.

Als die Väter in's Exil einſt zogen,
Wie auf Blumenthau vom Himmelsbogen,
Taubenſäuſelnd kam der Troſt geflogen,-
Den da Rahel ſprach zu ihrem Volk.

Wo ertönen jetzt Proſetenzungen?
Harfen nicht um Weiden mehr geſchlungen,
Stimmen, die einſt himmelher geklungen,
Alle Offenbarung iſt verſtummt.

Ach ſie zieh'n, den Fluch nur zum Gefährten,
Männern funkeln Thränen in den Bärten,
Und mit Blumen der verlaſſ'nen Gärten
Iſt geſchmückt der Frauen dunkles Haar.

Blumen, daß ſie welk noch mahnen ſollen
An der Heimath liebgeword'ne Schollen;
Greiſe ziehen mit der Thorarollen
Pergamentnen Fahnen ſtumm voran.

„Sonne, leuchte unſ'rem Pfad nicht nieder,
O verſtummt, verſtummt nicht, Trauerlieder!
Welches Land nimmt die Vertriebnen wieder,
Die von Gott Verlaſſ'nen, Müden auf?

Ach, wo iſt die Ruh für dein gejagtes,
Armes Volk, ſelbſt um ein Grab verzagt es,
Wo iſt Gott?“ So ſingt es und ſo klagt es
Durch's Gebirg, bis an das blaue Meer.

Konntet ihr im Buch der Zukunft leſen,
Von dem Grame wär't ihr bald geneſen:
Seht es ziehn des kühnen Genueſen
Schiffe eben in das fremde Meer.

Ueberkommt die Herzen nicht ein Ahnen?
Jenſeits über allen Ozeanen
Glänzt ein Land, entrollt der Freiheit Fahnen,
Gold'ne Pforten thut es gaſtlich auf!

Und den Schiffern, ſo dahin die Enkel tragen,
Wird voran die Feuerſäule ragen —
Laßt das Weinen, laßt das bange Zagen,
Ihrer wird ein neues Kanaan!

Der Rabbi und die Rose.

Der alte Rabbi lernt und ſinnt
Vor aufgeſchlagener Gemare.
Zu ſchwärzen wieder ſchon beginnt
Das falbe Weiß ſich ſeiner Haare.

Schon ein Jahrhundert ging vorbei
An ſeinem frommen Thun und Sinnen;
In ſeinem Stübchen weben frei
Und ungeſtört die klugen Spinnen.

Die mit ihm jung gelebt, geſtrebt,
Sie ruh'n am guten Ort ſchon lange,
Urenkel hat er überlebt —
Iſt vor dem Leben ihm nicht bange?

Er will nicht ſterben. „Gottes Wort“
Vertrauten der Kabalah Geiſter,
„Scheucht ſtreng den Todesengel fort,
In Gott lebt ewig fort ihr Meiſter.“

Drum forſcht und forſcht er immerdar
Und badet in der Gotteslehre
Sich Geiſt und Sinne jung und klar,
Daß er dem Todesengel wehre.

Als einſt der Würger ihm erſchien,
Rang eine Nacht er mit dem Dunkeln.
„Du biſt der Sieger! Laß mich zieh'n!“
Rief er ihm zu beim Morgenfunkeln

Der Tod, ingrimmig wie er iſt,
Entfloh, doch naht er bald dem Alten,
Mit Blendwerk allerlei und Liſt,
In immer wechſelnden Geſtalten.

Als König einſt in goldner Pracht
Mit Kriegerpomp und Roßgebrauſe,
Mit Fahnen, flatternd in die Schlacht
Zog er vorbei an ſeiner Klauſe.

Der Rabbi ſprach: „Dem ew'gen Heil!
Deß Stralen alle Welt umgeben,
Der ſeiner Allmacht einen Theil
Auch einem Sterblichen gegeben.“

Ein andermal als ſchönes Weib
Betrat der Tod des Rabbi Schwelle,
Beſeligend von ihrem Leib
Ergoß ſich Glanz und Roſenhelle.

Der Rabbi ſeinen Blick erhob
Und ſenkt' zur heil'gen Schrift ihn wieder:
„Dem Weltenſchöpfer ew'ges Lob,
Der ſolche Pracht erſchuf der Glieder!"

Das Volk in wildem Aufruhr ließ
Der Tod einmal vorübertoben,
Pechkränze ſchwang's und Schwert und Spieß —
Der Rabbi fing an Gott zu loben:

„Der Herr allein kennt jede Kraft
Und das Geheimniß aller Geiſter!"
Und ſchnell zerſtoben, ſchattenhaft
War das Gewühle vor dem Meiſter.

Als ein Gewitter raſ't der Tod,
Daß Berge und die Himmel zittern,
Umflogen von der Blitze Roth,
Die Felſen und die Eichen ſplittern.

Er betet in die wilde Pracht,
Aufblickend von den heil'gen Schriften:
„Gepriesen, der mit seiner Macht
Die Himmel füllt, der Erde Triften."

So lebt der Rabbi fort und fort,
Nichts kann den frommen Geist ihm stören,
Auf seinen Lippen Gottes Wort
Macht Todesruf ihn überhören. —

Die Lamp' ist wieder Oel getränkt —
Wie seltsam funkeln alle Lettern —
Einschlief, das Haupt zur Brust gesenkt,
Der Rabbi vor den heil'gen Blättern.

Durch's offne Fenster weht herein
Die Lenznacht mit dem milden Hauche,
Vom Himmel fließet Sternenschein,
Es singt die Nachtigall im Strauche.

Ein Flüstern geht, ein Rauschen auf,
Von Lied und Schimmer ein Gekose.
Ein grüner Zweig zieht sich herauf
Und grüßt herein mit einer Rose.

Den Schlummernden umſpielt ein Traum
In ſeinem engen Stübchen drinnen;
Ihn mahnt's wie Glück — doch kann er kaum
Auf Lenz und Jugend ſich beſinnen.

Einathmet er die würz'ge Luft,
Rings iſt ein bleicher Glanz entglommen —
Es iſt der Tod, als Roſenduft
Zum frommen Rabbi ſanft gekommen.

Zehn tausend Seelen.

1748.

Es meldet sich das alte Schicksal wieder,
Im Ghetto pocht es an jede Thür.
Den Frauen stürzen heiß die Thränen nieder,
Bleich fragen Männer: „Was verbrachen wir?“

Sie sollen wieder Herd und Haus verlassen,
Das Ackerland mit ihrem Schweiß getränkt,
Umirrend wieder ziehn auf fremden Straßen,
Um ihren ew'gen Gott geschmäht, gekränkt.

Und bitterer als je ist dieses Scheiden
Aus der uralten Stadt in Böhmerland,
Sie wohnten friedlich hier schon mit den Heiden,
Aus der sie jetzt die Christenfürstin bannt.

Die Greise ziehn zur alten Friedhofstätte,
Um Rettung zu erflehn an einem Grab,
Als ob der Rabbi Kraft zu Wundern hätte,
Gesenkt vor tausend Jahren hier hinab.

Nachdrängt die ganze zitternde Gemeine,
Zehn tausend bange Seelen, weil sie weis,
Es ruh'n zahlloser Märtirer Gebeine,
Hier ruhen Haß und Schmerz, wenn noch so heiß.

Daß sie der Väter Grüfte lassen müssen,
Mehr schmerzt sie's als Verlust von Hof und Haus,
Sie decken sie mit Thränen und mit Küssen,
Von diesen erst ziehn sie verarmt hinaus.

Wer sie so sieht in weißen Sterbgewanden
An Gräbern beten, knien im weiten Raum,
Er könnte meinen, daß sie auferstanden,
Noch bleich und wirre sind vom Todestraum.

Doch der Primator und die Apellanten
Sind fortgeeilt nach Wien zur Königin,
Um das Geschick zu wenden der Verbannten,
Der weisen Fürstin argberath'nen Sinn.

Sie stehn betrübt im goldnen Vorgemache,
Der Audienz zu harren demuthvoll
Und sinnen zaghaft wählend nach der Sprache,
Die herzergreifend sein und retten soll.

Durch hohe Flügelthüren tritt zu ihnen
Heraus ein Kavalier jetzt, goldbetreßt,
Verkündend mit verächtlich stolzen Mienen,
Daß sie die Majestät nicht vor sich läßt.

Da ruft verzweifelnd Einer der Rabbinen:
„Sie muß uns hören! das ist alter Brauch:
Eh Kinder man verstößt, red't man mit ihnen —
Es läßt ja Gott selbst mit sich reden auch!"

Erschrocken winkt der Kavalier zu schweigen,
Der Rabbi merkt, die Majestät sei nah' —
Und lauter ruft er noch: „Sie muß sich zeigen,
Es sind ja ihre treuen Kinder da!"

Der Hofmann zürnt: „So bändigt eure Kehlen!"
„„Wie bändigen? Ein Greis kann schreien, wie?
Das schrein aus mir heraus zehntausend Seelen!""
Die Fürstin hörte und — erhörte sie.

Leſſing und Mendelsſohn.

Der weiſe Dichter und der dichteriſche Weiſe
Vertraulich ſitzen ſie in einem Bücherkreiſe;

Der Meiſter Ephraim lieſt ſeinem Freunde vor
Das Mährchen von dem Ring und Moſe iſt ganz Ohr.

Das reiche Wiſſen ſtaunt er ſeines Freundes an,
Wer hat den Quell des „Midraſch“ ſelbſt ihm aufgethan?

„Woher die Geiſter dir all deine Stoffe holen!“
„„Kennſt du Boccaccio nicht, den anmuthig Frivolen?

Ein Frommer war er doch, der ſolch ein Bild erſinnt,
Der Gottheit Purpurblut in ſeinen Adern rinnt.

Wer mir vermeſſen den Decamerone ſchmäht,
Leſ' ich dies hohe Lied vor der Humanität.““

Bedenklich wiegt ſein Haupt der weltenweiſe Moſe,
Naſcht, wie er gerne pflegt, aus einer Zuckerdoſe.

Aus dem Boccaccio geſchöpft, den ſeltnen Quell,
Der halb verſchüttet fließt, nennt er dem Freunde ſchnell.

„Was dich als Ideal, der Menſchheit angeweht,
Erfunden hätt' es nie ein chriſtlicher Poet!

Du weißt, ſein Glaube läßt nur Jene ſelig werden,
Die brünſtig ſich allein zu dem bekannt auf Erden.

Bricht ſich im Prisma auch die Farbe ſiebenmal,
Das Judenthum erkennt doch nur den einen Stral;

Wie auch der Menſch gefärbt, den man zur Erde trägt,
Es glaubt den Heiden auch an Gottes Herz gelegt.

Und was dein Nathan ſpricht, es ſpricht es nicht der Eine,
Das Wort iſt's einer groß' und heiligen Gemeine.

Und was begeiſtert dir in deinem Werk geglückt,
Die ſpäte Nachwelt noch als Ideal entzückt.

Es iſt der ſüßte Duft, die tiefſte Farbenflamme
An dem verpflanzten, doch geweihten Gottesſtamme!"

Gott meine.

Ich seh' ihn noch: mit strengen Mienen,
Im schwarzen seidenen Talar,
Mit weißem Barte den Rabbinen,
Dem tiefes Wissen eigen war.

Er lebte streng und sprach nur selten,
Er forschte, betete zumeist,
Auf Erden nicht, in andern Welten
Schien aufzugehn sein frommer Geist.

Einst fragt' ich ihn mit dreistem Munde:
„Sind dir des Lebens Freuden Nichts?"
Da gab er mir tiefernste Kunde,
Geheimnißvollen Angesichts:

„Jedweden Tag eine Sekunde
Weint um sein Volk Jehova's Herz,
Daß er's auf weitem Erdenrunde
Zerstreuen mußte, sich zum Schmerz.

Erheben wird er es auf's Neue,
So kündet der Kabalah Schrift,
Wenn des abtrünnigen Volkes Reue
Mit dem Moment zusammentrifft.

Wie aber, wenn mich Lust bethörte,
Wenn der Moment dereinst erscheint?
Und ich, den Friedensbund zerstörte,
Wenn Gott und Volk Versöhnung weint!"

Moderne Legende.

Zur Nacht in's weiche Bett geſchmiegt
Der junge Prediger ſinnend liegt,
Zwei Kerzen geben hellen Brand,
Er hält die Predigt in der Hand;
Im Herzen hegt er liebe Sorgen,
Er hält die erſte Predigt morgen!

Er lieſt und lieſt ſie wieder dann,
Und denkt: „Du biſt ein ganzer Mann!
Wie alles dies ſo prächtig klingt,
Erbaulich in die Seele dringt;
Der Text nur hat Erklärung nöthig,
Mein Sinn erſt macht ihn ſechzehnlöthig.“

So denkt er viel noch her und hin,
Da überkommt der Schlummer ihn,
Und langſam zu der Thür herein

Es tritt ein bleicher Schatten ein;
Er kann es deutlich nicht erkennen,
Wie ihm vor Schlaf die Augen brennen.

Es naht und faßt ihn bei der Hand,
Und führt sie zu der Kerze Brand —
Und plötzlich wird's im Zimmer licht,
Daß ihm es in die Augen sticht,
Und weh, in hellen rothen Flammen
Brennt seine Predigt ihm zusammen.

Erschrocken will er retten noch,
Der Schlaf bewältigt ihn jedoch,
Nur der Gedanke peinigt ihn:
Sein Rednerruhm ist morgen hin,
Wenn die Gemeinde sich versammelt
Und er gebrochne Sätze stammelt.

Der Morgen kommt nach langer Nacht,
Der junge Prediger ist erwacht;
Da ist der langersehnte Tag,
Doch pocht sein Herz in schnell'rem Schlag,
Ist froh, daß Alles Traum gewesen,
Und will nochmals die Predigt lesen.

Doch weh, als Asche liegt zerstreut,
Was selbstgefällig ihn erfreut,
Auf seinem Bett, auf seinem Haupt
Was er so schön, so tief geglaubt;
Der Text der heiligen Schrift entschrieben,
Ist unversehrt nur liegen blieben.

Juden und Zigeuner.

Im Schatten ruht am Waldesrande
Die feiernde Zigeunerbande.

Es hängen flüſternd in den Zweigen
Der gelle Zimbal und die Geigen;

Die Kinder, baar der Kleiderfeſſel
Sehn zu dem Sud in einem Keſſel;

Ein Weib ſchürt unter dem die Flammen,
Brockt Fleiſch und Brod und Lauch zuſammen.

Die Männer lagernd auf dem Raſen
Aus Pfeifen blaue Wolken blaſen.

Ein Mann hat ſich geſellt zu ihnen
Mit krauſem Haar, ſeltſamen Mienen,

Die Augen voll unſtäten Brandes,
Ein Sohn auch iſt's des Morgenlandes.

Nur ungern, müde hergekommen,
Hat er im Schatten Ruh' genommen.

Auf einem Sack voll Trödelsachen
Zwingt er sich, bang vor Raub, zu wachen.

„He Jude! kommst zu guter Stunde,
Dir wässert's sicher schon im Munde?

Die Weiber schmoren, klug beflissen
Von Schwein und Rößlein feine Bissen.

Eh! mußt nicht gleich so finster schmollen!
Ich habe dich nicht kränken wollen.

Kannst du das Land noch nicht vergessen,
In dem die Väter dir gesessen?

Sieh diese Wiesen, diese Saaten —
Wie Alles heuer schön gerathen!

Gut ist doch unser aller Mutter:
Gibt Menschen Brod und Thieren Futter;

Selbst für der Weiber schwarze Locken
Viel Blüthentand und Blumenglocken.

Sieh doch, wie alle Weiber lachen!
Kann dich das Jud! nicht fröhlich machen?"

„„Was dich erfreut in deinem Herzen,
Bereitet mir nur herbe Schmerzen:

Wie Dolche in die Seele ritzen
Die Aehren mit den goldnen Spitzen.

Warum darf ich ein Feld nicht haben
Um drauf zu ernten und zu graben?

Wie süßer muß der Wein dem munden,
Der ihn gepflanzt. geharkt, gewunden!

Ich soll mir keine Hütte zimmern,
Drin meines Herdes Flammen schimmern.

Bald möchten sie, nach Erdenplagen
Den Grund zum Grab mir noch versagen!""

„Wie kann dich das so traurig machen?
Ich muß zu deinem Grame lachen!

Mich wollen sie in Hütten wieder —
Mir aber sind sie dumpf und nieder.

Ein freier Sohn der Erde bin ich,
Nur auf Muſik und Freiheit ſinn' ich.

Den alten Fluch will ich betrügen:
Im Schweiß des Angeſichts zu pflügen.

Ei, mögen plagen ſich die Andern,
Ich will genießen, ich will wandern.

Und wenn ſie einſt mich nicht begraben,
Thun's meine Freunde ſchon, die Raben!"

Und lachend von dem Eichenzweige
Langt er herab ſich ſeine Geige

Und ſtreicht gewaltig auf und nieder
Viel muthige Rakoczylieder.

Zuweilen zitterts durch die Klänge,
Wie unbewußte Klaggeſänge;

Des Niles Heimatlaute ziehen
Vielleicht in ſeinen Melodien.

Der Jude ſinkt in ſtilles Lauſchen —
„Sind's Harfen, die durch Weiden rauſchen?"

Er denkt der Stadt Jeruſchalaim —
Es geigt ſein Bruder aus Mizraim

Bis die Zigeunerinnen ſchreien:
„Kommt eſſen, was wir luſtig breien!“

Der Jude hebt auf ſeinen Rücken
Den Sack mit Kram und Trödelſtücken;

Waldein trägt er die ſchwere Bürde,
In ſich des Gottes heil'ge Würde.

Tourist und Cicerone

am Titusbogen in Rom.

1837.

„Du führst durch der Cäsaren
Weltstätte, mich Barbaren
Und prächtig aufgethan
Sind Marmorsäle, Stanzen,
Ich sah den herrlich ganzen
Olymp im Vatikan.

In Villen und Pallästen,
Umrauscht von schattigen Aesten
Saß ich an Tassos Baum;
Im Thale von Egerien,
Auf alten Cimiterien
Umfloß mich mancher Traum.

Ich hab erstaunt betreten,
Drin jetzt die Christen beten,
Auch den Allgötterdom.

Ich ſah Policinellen
Und ſchiffte auf den Wellen
Vom blonden Tiberſtrom.

Die Obeliske, Bronnen
Und Raphaels Madonnen
Ergriffen mich mit Macht.
Nun, auf des Forums Bühne!
Nun, zeige mir die kühne,
Des Titusbogens Pracht."

„„Ich hab' euch Herr geleitet,
Doch durch den Bogen ſchreitet,
Von meinem Volk kein Mann.
Seht in den Stein gemeißelt,
Mein Volk beſiegt, gegeißelt,
Vor dem Triumphgeſpann.

Der Leuchter und die Lade,
Den auf dem Siegespfade
Uns Titus grauſam nahm;
Sehn wir die Heiligthümer,
Faßt uns ein ungeſtümer,
Ein nie beſiegter Gram.

Seit achtzehnhundert Jahren,
Zum Hohn jetzt des Cäsaren
Ragt dieses Bogens Wucht.
Wo sind, die ihn gegründet?
Wir leben noch verbündet,
Wenn auch auf stäter Flucht!

Sanct Peters heil'gem Hüter
Und all' der gold'nen Güter,
Am Bogen der Triumph,
Giebt der nicht mahnend Kunde:
Es sind in unsrem Munde
Die Zähne noch nicht stumpf?

Die Schlange auf dem Wege,
Die Otter auf dem Stege,
— Der Segen ist's von Dan —
Des Rosses Ferse beißen
Wir tiefgekrümmt und reißen
Von seinem Bug den Mann.

Ich hab' euch, Herr! geleitet,
Doch durch den Bogen schreitet
Ein Mann von Israel nicht.

Steigt durch den Bogen nieder
Allein — und jenseits wieder
Ueb' ich die Führerpflicht.""

„Mein treuer Cicerone!
Du gehst allein nicht, ohne
Mein trauerndes Geleit,
Den Weg durch lass' den Andern —
Wir zweie müssen wandern
Dem Bogen an der Seit."

Der Augen Paar weit offen,
Sah er mich an betroffen,
Mein Antlitz prüfend wohl —
Die Hand gelegt zur Wange,
Halb gläubig und halb bange
Rief er: „Schema Jisrol!"

Sein und mein Auge glänzte,
Als ich den Spruch ergänzte:
„Adonai echot!"
Und stumm am Titusbogen
Sind wir vorbeigezogen,
Jehovah unser Gott!

Gladiatoren

im Circus Maximus in Rom.

„Te, Caesar, morituri salutant.“

Im Circus hier? Seltſame Gräberſtätte
Für's arme Ghettovolk am Tiberſtrom;
Gladiatoren kämpften um die Wette
Und fielen hier zur Luſt dem alten Rom.

Ich höre wieder zieh'n die wilden Fechter:
„Dich Cäſar, ſterbengehend grüßen wir!“
Des Italus entartete Geſchlechter,
Sie waren Juda's Volk! nicht minder feindlich dir.

Ob Einer waltet, ob der Götter viele,
Zu dulden und zu denken iſt dein Ruhm;
In dem zweitauſendjähr'gem Trauerſpiele
Ward dir unſterblich ſchönes Martirthum.

Die Trümmer sahst du schon von hundert Reichen,
Dich nicht verschlang der Weltgeschichte Strom —
Wie Hanna auf der Söhne sieben Leichen
Weint rauschend er auf's Siebenhügel-Rom.

Einmal in deines Ghettokerkers Ritzen,
Urplötzlich brach's herein wie Sonnenpracht —
Und wieder, nur der Glanz war es von Blitzen,
Liegt über dir und Rom die alte Nacht!

Und wenn sie drin das Fastnachtspiel beginnen,
Auf Silberschüsseln bringst dein Gold du dar —
Um wieder, die Erlaubniß zu gewinnen,
Des Ghetto Luft zu athmen für ein Jahr.

Doch, wie auch Schmach dir deine Seele geißelt,
Zerbröckelnd zeigt der Titusbogen noch
Höhnischen Trostes voll, kunstreich gemeißelt,
Die Väter ziehen in der Römer Joch.

O welch ein Schmerz: Das Vaterland zertreten,
Im Brand der Tempel und im Staub der Thron,
Und nur die Wahl zu sterben oder beten,
Treulos dem Herrn zu knien im Pantheon

Sie aber springen in die Gluth der Scheiter,
Sie stürzen in den Strom, in Schwerter sich —
Und rufen Todgeweihte Gottesstreiter:
„Herr! die wir sterben gehn, wir grüßen dich!“

An Jerusalem.

1856.

„Wie geht das zu, daß die heilige Stadt zur Bublerin geworden ist?
Jesaia, 1. 21.

Ich schüttle ab den Staub von meinen Schuhen
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, in dem Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar stand.

„Wer weilen dürfte an den heil'gen Stellen!"
War meiner Jugend Wunsch und früher Traum.
Es sehnt der Hirsch nach frischen Wasserquellen,
Wie nach Jerusalem mein Herz sich kaum!

O hätt' ich niemals deinen Grund betreten
Und dich geschaut nur mit der Sehnsucht Blick.
Was führte, günst'ger mir als dem Propheten,
Mich in das Land der Väter das Geschick?

Gebälk von Zedern sah ich stolz sich heben,
Musik der Psalmen tönte wunderbar —

Und ſchöner als es jemals war im Leben,
In Glorien ſtellte ſich dein Bild mir dar!

Ich kann — o nur die Berge ſind geblieben,
Zu Gräbern ausgehöhlt bis hoch empor;
Drin ruhn, vom Zorn Jehova's aufgerieben,
Sein Volk, die Könige, der Prieſter Chor.

Wo ſind die Palmen, wo die duft'gen Blumen?
Und der ſo lang um Zions Fall geweint,
Und Spiegel war von ſeinen Heiligthumen,
Der Kidron ſelbſt er iſt verſiegt, verſteint.

Unſterblicher Genoß! dein muß ich denken,*)
Den auch hierher geführt der Sehnſucht Pein,
Mit Thränen dieſen heil'gen Staub zu tränken
Und an das Herz zu drücken jeden Stein.

Wie eine Harfe in des Sängers Händen
In Sehnſucht zitterte, wie mir dein Herz.
Wenn Königskronen ſich um's Haupt dir wänden,
Du würdeſt ſie hinſchleudern hier im Schmerz.

*) Juda Halevi, der berühmteſte ſpaniſch-hebräiſche Dichter ſtarb im zwölften Jahrhundert, der Sage nach, vor dem Thore Jeruſalems.

Und als du sahst die Hunde hier, zerfleischen
Dein Volk, den edlen königlichen Leu'n,
Gehört die Hungerbrut der Raben kreischen,
Die Adler zu verzehren sich nicht scheu'n:

Da haben Zorn und Gram dein Herz bezwungen
Und auf Ruinen weinend vor dem Thor,
Hast du dein schönstes, ew'ges Lied gesungen,
Es brach, wie Wasser rauscht vom Fels, hervor.

Ein Reiter sprengte da von Zion nieder
Und warf die Lanze funkelnd dir in's Herz,
Und auf den Lippen noch das Lied der Lieder
Verging dein Geist in wehem Doppelschmerz.

Gleicht auch mein Lied nicht deiner Zionide,
Juda Halevi hieß mein Vater auch,
Und Zions Untergang im Klageliede
Besing' auch ich, umweht von Gräberhauch.

Doch meinen Namen nennet ein Jahrhundert
Dem andern nicht, wie deinen stolzen Ruhm.
Warum traf mich, wenn nicht gleich dir bewundert,
Auf Zions Schutt ein gröss'res Martirthum?

Ein Lanzenstoß hat dir das Herz durchstochen,
Mir gingen tausend durch die Seele hier;
Ein fremder Feind hat dir das Herz gebrochen,
Der Stammgenosse und der Bruder mir!

Du Glücklicher! vom Feind sahst du getreten
Dein Volk; ich aber wie es selbst sich schlägt
Und in der Stadt des Herrn und der Profeten
Zur Schau die geistigen Ruinen trägt.

Zerbroch'ne Säulen und geborst'ne Quadern,
Was sind sie werth noch, denen Gott gegrollt!
Wenn dem, der um sie weint, nicht in den Adern
Der rothe Strom der echten Liebe rollt!

Sie kommen, in Jerusalem zu sterben
Und auszuruh'n im Thale Josaphat —
Es starb auch mein Herz, als ich diesen Erben
Von Gottes heil'gem Königreich genaht.

Ich sah auch sie, die neuen Zionswächter,
Den Reigen tanzen um das goldne Kalb,
Von Israel verachtete Verächter
Sind halb des Glaubens sie, des Wahnes halb.

Jehova's Wittwe ſeit uralten Tagen,
Legt ſie den Schleier ab, getröſtet ſchon?
Seh' ich das Heiligſte zu Markt ſie tragen,
Scheint ſie vielmehr das Weib von Babilon!

Und wenn es noch nicht in Ruinen läge
Das dreimal heilige Jeruſalem,
Jetzt müßten es zerſchmettern Gottes Schläge,
Zerbrechen ihm das Stralendiadem.

Wohl leben zehn Gerechte unter ihnen —
Von welchem Volk? zu ſagen wär' es ſchwer!
Wie ſtürzte ſonſt ſich über die Ruinen
Vertilgend nicht, ein neues todtes Meer!

Doch iſt der Tempel Gottes nicht mehr deiner,
Du weine nicht mein Volk an ſeiner Wand!
Wird doch in ihm verehrt, wie einſt, nur Einer,
Der unſichtbar der Welten Kreiſe ſpannt.

Ich ſchüttle ab den Staub von meinen Schuhen,
Und pilg're fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, wo die Profeten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar ſtand.

Begegnung.

Hin im heißen Wüſtenſand
Einem Mann begegnet,
Der zur Bruſt gelegt die Hand,
Grüßend mich geſegnet.

Die Profetenabkunft ließ
Grün ſein Turban merken,
Und aus ſeinem Schlauche hieß
Er, mich friſch zu ſtärken.

Für ſo gaſtlich ſchöne Art
Reicht' ich ihm vom Sattel,
Die ich für den Weg geſpart,
Eine ſüße Dattel.

„Eh wir ſcheiden, ſprich zuvor,
Welches Ziel iſt deines?"
Und er ſprach: „Weiß ich's, du Thor!
Gott beſtimmt mir meines."

Einer hin, der And're her
Zogen wir jetzt weiter —
Und noch viel im Wüſtenmeer
Dacht' ich an den Reiter.

Beduinen-Gastfreundschaft.

Im Abendsonnenbrande
Die weite Wüstenwelt;
Es leuchtet aus rothem Sande
Hervor ein weißes Zelt.

Drin wohnen Beduinen,
Viel Kinder und Männer und Frau'n,
Sie kommen mir zu dienen
Und gaffend mich anzuschaun.

Ein Alter hilft aus dem Bügel
Treu dienend heiter mir,
Befreit von Sattel und Zügel
Mein müdes heißes Thier.

Ein kecker Bube leitet
Es langsam zu einem Quell;
Ein andrer, als Teppich breitet,
Ein goldenes Tigerfell.

Ich war in meinem Leben
So koſtbar gelagert noch nie.
Es legte ein Hund ſich neben
Und leckte mir Fuß und Knie.

Und eine verſchleierte Dirne
Mit zerzauſtem langem Haar,
Legt die Hand an Bruſt und Stirne,
Reicht einen Tſchibuk mir dar.

Ich blaſe viel blaues Geringel
Behaglich vom Mund empor,
Es ſpielt ein brauner Schlingel
Mit meinem Feuerrohr. —

Dann kam mit verhüllten Wangen
Und nackten Brüſten ein Weib,
In hölzerner Schüſſel zu langen
Mir Milch und Brod einen Laib.

Es hocken die Beduinen
Sich rings umher im Kreis,
Es muß mein Dolmetſch ihnen
Erzählen von mir, was er weiß.

Und ich betrachte ſchweigend
Mir Ismaels Geſchlecht —
Das, Liebe mir erzeigend,
Meines Ahnherrn That nicht rächt.

Es iſt der Tag zu Ende,
Die Nacht brach plötzlich heran,
Vorſichtig zünden Brände
Ums Zelt die Männer an;

Die halten mit dem Strale
Bis zu dem Morgenſtern
Die Tiger und Schakale
Von Zelt und Heerde fern.

Ich lag zu ſchlafen ſchon lange,
Die Männer hielten Wacht,
Und ſtörten mit wildem Geſange
Mit Plaudern mir die Nacht.

Als zögernd drauf erſchienen
Die helle Morgenzeit;
Zum Aufbruch rief ich — zu dienen
War Niemand mir bereit.

Die Schüſſel mit Milch bis zum Rande
Stand vor mir und friſches Brod;
Es ſcharrte mein Pferd im Sande,
Es zu füttern that ihm noth.

Ich mußte ſelbſt es gurten
Und heben des Sattels Laſt;
Fernſtehend müßig, murrten
Die Beduinen faſt

Zum Aelteſten von ihnen
Sprach ich das Wort erſtaunt:
„Wie war't ihr geſtern zu dienen
Mir alle ſo froh gelaunt.

Wie ſchaut ihr, da ich ſcheide,
So feindlich trotzig jetzt?
Hab' ich zu tiefem Leide
Des Zeltes Sitte verletzt?“

„„Wir prieſen Allah's Walten,
Der einen Gaſt uns beſcheert;
Drei Tage Raſt zu halten
Iſt Brauch an unſrem Herd.

Du aber willſt nicht verziehen,
Du kehrſt eine Nacht nur ein;
Und ſollen wir noch zum Fliehen
Dem Gaſte behülflich ſein?""

Ich neigte zum Gruß mich vom Pferde
Und ritt in die Wüſte fort —
Nie ward mir auf weiter Erde
So gaſtliches Abſchiedswort!

Die Rose von Jericho.

Du Rose in der Wüste,
Von keinem Thau geküßte,
Von jedem Stral versehrt;
Im heißen Sand geboren,
Und ungegrüßt verloren,
Mir bist du lieb und werth!

Tags schmachtest du im Strale,
Nachts singen die Schakale
In Schlaf dich armes Kind!
Bei solchen wilden, grimmen,
Entsetzenvollen Stimmen
Wiegt dich der Wüste Wind.

Ich steige vom Kameele,
Dich mit der schönen Seele
Heb' ich empor zu mir;

Du wirſt den wundervollen,
Geheimen Glanz entrollen,
Bin ich allein mit dir. —

Die Karavane raſtet,
Die Thiere ruh'n entlaſtet,
Es nickt des Führers Haupt;
Es zuckt in ſeinen Mienen,
Weil er mit Beduinen
Im Traum ſich kämpfend glaubt.

Nach altem Wüſtenbrauche
Noch reicht aus einem Schlauche
Ein Sklav mir Waſſer dar;
Im weißen Mondenſcheine
Der Schwarze ſcheint mir eine
Geſtalt der Höllenſchaar.

Als ich mich ſatt getrunken
In einen Becher tunken
Hieß ich die Roſe ihn.
Ein Wunder hat begeben
Sich mit der Roſe Leben,
Als drauf der Morgen ſchien:

Ich ſah erblüht die Blätter,
Als ob ein Zauberwetter
Nachts durch die Wüſte ging;
Ein Duften und ein Glänzen,
Wie von erſtand'nen Lenzen,
Durch einen Magierring.

Der Stämme dacht' ich ſinnend,
Die ihren Zug beginnend,
Fort aus Mizraims Schmach
Durch dieſe Wüſte kamen,
Beſitz vom Lande nahmen,
Das ihnen Gott verſprach.

Wann wird er ſie vereinen?
Dürr und vertrocknet ſcheinen
Der Stämme Blätter auch;
Doch tief in ihrem Marke
Da lebt der ewig ſtarke,
Der Auferſtehungshauch.

An der Ebene Es Draelom.

In den ſchlanken Bug gepflanzt
Der arabiſchen Stute,
Wie ſie mit mir jagend tanzt,
Heiß vom Feuerblute.

Aufgeſtöret ſpringen auf
Weidende Gazellen;
Schon ſind ſie in flücht'gem Lauf
Hinter Hügelwellen. —

Schattenlos und Menſchenleer
Dehnen ſich die Flächen,
Sengend ſtrömt es himmelher
Nur von Stralenbächen.

Plötzlich in dem weiten Feld
Bäumt mein Pferd im Gange,
Weil ſich ihm entgegenſtellt
Züngelnd eine Schlange

Und es folgt nur ungeſtüm
Meinen Schmeichelrufen
Und zertritt das Ungethüm
Mit den ſchlanken Hufen.

Weiter jagts, die Pulſe glühn,
Zwiſchen Felſenmauern,
Ob nicht hinter denen kühn
Beduinen lauern?

Und ein Geier ſchießt empor,
Rauſchendes Gefieder,
Mit dem guten Feuerrohr
Hol' ich raſch ihn nieder.

Todesbange, Todesfroh
Zieh ich ſchweigend weiter —
In dem Land der Väter ſo
Ein verlorner Reiter.

Am Seegestade des Carmel.

Zwischen Meer und sand'gen Dünen,
Ich und mein Genoß,
Reiten auf dem flüchtig kühnen
Beduinenroß.

Da und dort auf einem Hügel
Ragen Palmen schön,
Wehen wie Profetenflügel
Zu des Himmels Höh'n.

Und Geschichte und Legenden,
Längst schon todt geglaubt,
Funkeln mir, den Blick zu blenden,
Kronenhaft um's Haupt.

Unter meines Rosses Füße,
Huld'gend vor mir her
Silberteppiche als Grüße
Giesst das stolze Meer.

Und ſo zieh ich, eh' ich ſterbe
Wie ein Fürſt mit Glanz,
Als ein nachgeborner Erbe
Dieſes Wunderland's.

Der Carmel.

Zerklüftet ragt der Berg, Gewölkumflogen,
Aus dem der Blitze rothes Feuer fährt,
Und tief zu seinen Füßen braust und gährt
Das Meer mit seinen trotzig wilden Wogen.

Ich muß den Berg in scheuer Ehrfurcht grüßen,
Selbst scheint er der gewaltige Proset,
Dem blitzend Zorn von Mund und Auge weht,
Indeß das Volk ihm murrend wogt zu Füßen.

Auf seinen Ruf fiel Gottes Feuer nieder,
Geschlachtet hat er Priester hier des Baal;
Groß angewachsen wieder ist die Zahl,
Profete du des Herrn! wann kommst du wieder?

Im Zedernwalde.

Ich bin des Wegs geritten
Vom Zedernwald umsaust,
Rasch ist mein Pferd geschritten,
Der Sturmwind hat gebraust.

Doch plötzlich zitternd bäumte,
Hielt an das Pferd im Gang,
Knirscht' in den Zügel, schäumte,
Bis ich es niederzwang.

Lag da auf moos'ger Erde
Ein Löwe hingestreckt
Mit sterbender Geberde,
Der sonst den Wald erschreckt.

Die goldnen Mähnen lagen
Zerzaust, von Staub bedeckt,
Wie wenn ein König erschlagen,
Die Krone liegt befleckt.

Hoch über ihm in den Zedern
Ein Adler ſah dem zu,
Und wetzte an den Federn
Den Schnabel in ſtiller Ruh.

Die finſtern Wolken hingen
Tief über den Libanon,
Und dumpfe Donner ſingen
Fern an zu rollen ſchon.

Da hab' ich entſetzt in die Flanken
Dem Pferd die Sporen gedrückt;
Es waren wilde Gedanken,
Die mir das Herz durchzückt!

Ein schönes Sterben.

Vom Ritte war ich müd, das Abendlicht erhellte
Die Höhn, ich stieg von dem Kamehl vor einem Zelte.

Gastfreundlich grüßend trat mir Niemand draus entgegen,
Und Niemand gab zurück mir des Willkommens Segen.

Ein Mann von Juda's Volk, des Gotteshulderfreuten,
Gotttragenden und drum durch alle Welt zerstreuten,

Ein Mann von Juda's Volk lag schweigend da zu sterben,
Die Seinen rings, um noch ein Wort von ihm zu erben.

Ein schöner Spruch von Lippen, die im Tod sich schließen,
Kann wunderbaren Glanz um Sterbende ergießen.

Der Rabbi aber schwieg, doch zeigt der Lippen Regen,
Daß ihm Gebete fromm den Geist noch still bewegen.

Die Augen schlug er auf, dann hielt er sie geschlossen —
Und offen — wieder zu — hat sie schon Tod umflossen?

Die Gattin tief bewegt sah zu dem Gatten nieder,
Und sah dem Spiele zu der müden Augenlieder.

„Warum, noch eh' du mußt, verschließest du die Augen?
O lass' mich letzten Trost und Licht aus ihnen saugen!"

Aufschlug der Freund des Lichts die Augen jetzt auf's Neue
Und wie zum letzten Gruß sah er sie an voll Treue:

„An's Schließen muß ich sie, mein theures Weib, gewöhnen
Wie könnt' ich mit der Nacht des Tod's mich sonst versöhnen?"

Er sprach nicht mehr, sie sah nicht mehr die Augen scheinen —
Erschüttert mußte sie aus vollem Herzen weinen.

Dies Sterben füllte mich mit einem heil'gen Schauer
Und scheidend ohne Gruß ließ ich das Zelt der Trauer.

Ich sattelte mein Thier und hieß es niederknieen,
Um einsam in der Nacht noch meines Wegs zu ziehen.

An der Quelle.

An keiner Quelle zieh vorüber
Im heiß durchglühten Sonnenland,
Gaſtfreundlich rauſchend geht ſie über
Berührt von deinem Lippenrand.

Mirjaden pilgern, die im Grabe
Verweht vom Wüſtenſande ſind,
Gewährte Kühlung ſchon und Labe
Das bergentſprungne, friſche Kind.

Wie auch vom blauen Himmel nieder
Der Sonnenblick verſengend flammt,
Sie regt die hellen Silberglieder
Und übt ihr friſches Schenkenamt.

Sie weht mit ihrem Palmenfächer
Dir Kühlung zu und grünen Troſt
Und ſingt ein Schlummerlied dem Zecher,
Er träumt von ihrem Hauch umkoſt.

Gazellen-Jeben.

Schneebedeckt im Sonnenglanze
Ragt der Hermon himmelan —
Beduinen mit der Lanze
Führen uns im Thale an.

Langsam geht der Zug des Trosses
In der Mittagssonne Gluth
Und sie drückt selbst meines Rosses
Muthiges Araberblut.

Plötzlich Einer aus dem Truppe
Weis't auf Bergeszinken hin —
Von Gazellen eine Gruppe
Sehn wir horchen und entfliehn.

Seinem zielenden Gewehre
Wehr' ich rasch mit Wort und Hand.
Krachend schlägt es in das Leere —
Das Gazellenvolk verschwand.

Schlankes Leben der Gazelle,
Ungetrübtes, frohes Sein!
Kühles Ruhen an der Quelle,
In die Berge dann hinein!

Stehend auf den höchsten Spitzen,
Klares Schauen in die Welt,
Hinzuschießen dann gleich Blitzen
Unterm blauen Himmelszelt.

Wer dem gliche: rasches Streben,
Heitre Kraft und sel'ge Ruh!
Mich macht der Gedanke beben:
Welchem Schicksal schreit' ich zu?

Juda's Farben.

Der Jude kehrt nach Oſt den Blick
Und ſeiner Seele Sorgen;
Er denkt an ſeines Reichs Geſchick
Und an der Freiheit Morgen.

So wie ein Herrſcher, der verbannt
In des Exiles Schmerzen,
Sich noch von dem verlornen Land
Als König fühlt im Herzen.

Anlegt er, wenn ihn Andacht füllt
Die Farben ſeines Landes;
Da ſteht er beim Gebet verhüllt,
Weiß ſchimmernden Gewandes.

Den Rand des weißen Mantels breit
Durchziehen blaue Streifen,
Sowie des Hohenprieſters Kleid
Die blauen Fädenſchleifen.

Die Farben ſind's des theuren Lands,
Weißblau ſind Juda's Grenzen:
Weiß iſt der prieſterliche Glanz,
Und blau des Himmels Glänzen!

In der Lauberhütte.

1853.

Und ſo iſt die Hütte wieder
Leicht aus grünem Laub gezimmert,
Mond und Sternenleuchten ſchimmert
Aus der luft'gen Decke nieder.

Blumen, Goldſchaumfrüchte hängen
Aus des Zeltes grünem Dache;
In der Väter heil'ger Sprache
Preiſ' ich Ernte mit Geſängen.

Sei gegrüßt mit duft'gem Prangen
Palmenblatt und Laub der Weide,
Myrthen ſchlingen ſich um Beide,
Um der Hadas gold'ne Wangen!

Land der Pſalmen, die wir ſingen,
Fremd ſind wir uns längſt geworden,
Seit ſie an des Stromes Borden
Harfen an die Weiden hingen.

Sei gegrüßt, ach nur im Traume!
Gold'ne Frucht und Pflanze mahnen
An das Erntefeſt der Ahnen, —
Ich ſteh hier im fernen Raume.

Meinem neuen Vaterlande
Fleh' ich nieder Thau und Regen —
Gib des Geiſt's, des Friedens Segen,
Löſe, Herr, die letzten Bande!

Ach es ſchmerzt, wenn noch ſo leiſe:
Den ich fromm den Segen ſpreche,
Für das Brot, das ich jetzt breche,
Zog ich nicht des Ackers Gleiſe!

Süßer wär' der Wein dem Munde,
Den ich mir gepflanzt mit Mühe,
In der Mittagsgluth und Frühe,
Reben auf dem eignen Grunde!

Doch das Zelt ist aufgestellet,
Grünes Waldeslaub die Wände;
Segnend heb' ich Blick und Hände,
Zelt und Herz sind schön erhellet.

Gottverklärt und Fluchbeladen
Bleiben ewig wir auf Erden,
Weidend die Gedankenheerden,
Gottes wandernde Nomaden!

Thau.

Wie ſchön iſt das Gebet,
Wenn bei des Frühlings Nah'n
Der Sohn aus Kanaan
Um Thau zum Himmel fleht!

Wenn ſein Geſang beginnt
Aus alter Tempel Bau:
„Laß rieſeln deinen Thau,
Und wehen laſſ' den Wind!"

Das ruft und ſingt und bebt
Zum Lenz hinaus ſo klar,
Wie weißer Tauben Schaar
Auf grünen Hügeln ſchwebt.

Wie rührend dies Erglühn!
Iſt doch das Feld nicht ſein,
Die Wälder nicht, der Wein —
Wenn ſie nur Andern blühn!

Es hat ein ſolch Gemüth
Der fromme Dichter auch,
Ein jedes Lied, ein Hauch
Von Menſchenlieb durchglüht.

Wie iſt er hold beglückt,
Iſt auch nicht ſein das Land —
Wenn Thau, als Diamant
Und Perle ſchön es ſchmückt.

Wo auf dem Ambos roth
Ein Herz in Qualen bricht
Da betet er und ſpricht:
Gieß Thau in ſeine Noth!

Wo eines Auges Gluth
In Glück, in Schmerzen flammt.
Uebt er ſein Beteramt:
Gieb ihm der Thränen Fluth!

O frommes Dichterherz!
Du darbſt beim reichen Mahl
Und biſt für jeden Strahl
Ein tönend Memnonserz.

Handwerkerlieder.

Uns macht der Hände Arbeit frei.

Die Tafel glänzt, es prunkt der Saal,
Licht ſchimmert zu dem Feſte;
Wir ſind vereint zum Oſtermahl,
Des Handwerkbundes Gäſte.
Nicht Lieb allein und Wein und Luſt,
Uns einet und verbündet
Der heil'ge Glaube in der Bruſt,
An Gottes Berg entzündet.

Chor.
Der heil'ge Glaube in der Bruſt,
An Gottes Berg entzündet.

Zerſtreut uns auch der Hände Fleiß,
Werkſtätten ſind uns theuer;

In Funken so im weiten Kreis
Lebt hell das Gottesfeuer.
O denket nicht an Sklaverei
Im Land Mizraim immer,
Uns macht der Hände Arbeit frei
Und Gottes Gnadenschimmer.

Chor.
Uns macht der Hände Arbeit frei
Und Gottes Gnadenschimmer.

Wir freun uns so und singen so:
Gott lohn' es noch auf Erden
Dem Männerbunde, der uns froh
Läßt unsrer Zukunft werden.
Die Sorg' ist noch ein fremder Gast
In unsrem jungen Leben;
Nach Mühen Lust, nach Arbeit Rast,
So wird's der Himmel geben!

Chor.
Nach Mühen Lust, nach Arbeit Rast,
So wird's der Himmel geben!

Wir ſind die Arbeittreuen.

Wir ſitzen hier in weitem Kreis
Bei heilig heitrem Feſte;
Wir ruhen von der Arbeit Schweiß
Als dankbar frohe Gäſte.
Wer iſt es, der uns noch verletzt:
„Die ſind die Arbeitſcheuen!“
Wir hämmern, mauern, zimmern jetzt,
Wir ſind die Arbeittreuen!

Chor.
Wir hämmern, mauern, zimmern jetzt,
Wir ſind die Arbeittreuen.

Und iſt kein eigen Haus zu Raſt,
Kein Acker uns beſchieden;
Wir bau'n die Hütte, den Pallaſt,
Verſtehn die Pflugſchar ſchmieden;
Doch Schwerter auch in Flammen roth
Zu ſchwingen und zu ſchweißen;

Wir wiſſen, gilt's der Heimath Noth,
Was Makkabäer heißen!

Chor.
Wir wiſſen, gilt's der Heimath Noth,
Was Makkabäer heißen!

Wir bau'n den Sarg, der Freude Saal
Verzieren wir mit Prunke.
Wir wölben ſingend den Pokal
Zu feſtlich heitrem Trunke.
Erhalt' uns Gott der Arme Kraft
Und in der Bruſt den Glauben;
Wir ſchaffen auch, was Einer ſchafft,
Wer will den Muth uns rauben?

Chor.
Erhalt uns Gott der Arme Kraft
Und ſeinen Sinaiglauben!

Jahrzeit-Licht.

Wie iſt die Sitte ſchön, wenn wiederkehrt der Tag,
Da uns im Todeskampf ein theures Herz erlag,
Daß eine Kerze wir mit frommem Sinn entzünden,
Dem Todten unſern Gruß in einer Flamme künden.

Die Flammenzunge ſpricht: „Ich denke feurig dein!
Weil du erloſchen biſt, geb' ich auf Erden Schein.
Du biſt im Lichte ganz und ſchwach nur iſt mein Leben,
Drum ſiehſt du zitternd mich empor zum Himmel beben."

Es ſpricht die Flamme auch: „Ich bin verklärter Geiſt!
Ein Finger, der zu dir ein Herz voll Wehmuth weiſ't,
Ein Herz, das dein gedenkt, das ſinnig mich entflammte,
Und das als Prieſter dient beim heil'gen Todtenamte."

Erſchöpfung des Menſchen.

Arabiſche Legende.

„Ich will“, ſprach der Herr zum Engelchore,
„Einen Stellvertreter auf der Erde!“
„„Wirſt du einen ſetzen““, fragten dieſe.
„„Der Verderben übt und Blut vergießet?““
Drauf der Herr: „Ich weiß, was ihr nicht wiſſet!“

Und der Herr befiehlt der Engel einem,
Auf die Erde nieder ſich zu laſſen,
Eine Hand voll ihm herauf zu bringen,
Draus den Menſchen er erſchaffen möge.
Und zur Erde kommt herab der Engel.
„Was verlangſt du?“ fragte bang die Erde.
„Eine Hand voll nur von dir, draus ſeinen
Stellvertreter will der Herr erſchaffen,
Der dir Herr ſein wird und dich beherrſchen
Mild an ſeiner Statt'“ Spricht drauf die Erde:
„Ich beſchwöre dich bei Gott dem Schöpfer,
Schone mein! Der Gottheit Stellvertreter

Wird mit Sünden mich und Blut beflecken,
Sich empören wider ſeinen Herren,
Mich mitſchuldig machen der Verbrechen."
Und der Engel kommt zurück zum Herren
Und berichtet ihn der Erde Flehen.

Doch der Herr ſchickt einen zweiten Engel,
Sendet einen dritten dann hinunter;
Und der Engel kommt zurück zum Herren
Und berichtet ihm der Erde Flehen.
Sendet nun der Herr den Todesengel,
Welcher unerbittlich iſt durch Thränen,
Kein Erbarmen fühlt in ſeiner Seele.
Eine Hand voll nimmt er von der Erde,
Das ſind aber vierzig Joche Ackers,
So viel faßt die Hand des Todenengels;
Draus erſchuf der Herr des Menſchen Körper
Und befahl den Engeln, auf die Erde,
Das unförmliche Gebild zu legen.
Vierzig Jahre lag es auf der Erde,
In dem Strom der freien Elemente,
Bis der Sonnenſtrahlen milde Gluthen
Ihm die menſchlich ſchöne Bildung gaben.
Drauf befahl der Welten Herr dem Geiſte,
Einzuziehen in den neuen Körper.

Als der sah die ihm bestimmte Wohnung:
Eng und finster und für ihn ein Kerker,
Mocht er nicht den todten Leib durchseelen
Und es sprach der Herr: „Mit Widerwillen
Ziehst du ein, entgegen meinem Worte;
Also sei's verhängt zur ew'gen Strafe,
Daß du ausziehst auch mit Widerwillen!“

Und der Geist ringt in der letzten Stunde
Nur mit bangem Kampf sich los vom Körper.

Eine Urwelt-Scene.

Ein einſames Gebirge, abgewendet
Vom Morgen, ragt empor zum Himmelsraum,
Dem hat der Erdenfrühling nichts geſpendet,
Auf ſeinen Felſen grünt kein Halm, kein Baum.
Gewaltig zieht ein Strom zu ſeinen Füßen
Und ſchnelle Wogen rollt er brauſend fort,
Um Stellen wieder, wo es blüht, zu grüßen,
Flieht unaufhaltſam er von dieſem Ort.
Vom Strahl geliebt nur, ruhn die Felſenmaſſen,
Noch aber nicht in ſtolzer Sicherheit,
Es werde ſie die Sonne nicht verlaſſen,
Die Ruhe lehrte ſie noch nicht die Zeit.

Dort ſitzt das erſte Paar, er ſtarrt zur Erde,
Das Haupt geſtützt auf die geballte Fauſt;
Sie thränenreich, voll Wehmuth die Geberde,
In ihm ein Stromſturz von Gedanken brauſt:
„Es iſt geſchehn, weh mir, ich bin verloren,“

So ſinnt er ſchweigend und verzweiflungsvoll,
„Geächtet von dem Leben und erkoren
Zum wilden Fluche, daß ich ſterben ſoll!
O wehe mir! Die Erde hör' ich klagen:
Du finſtrer Menſch, was hab' ich dir gethan?
Durch dich verflucht, muß ich jetzt Diſteln tragen,
Und bot dir Saatengold und Roſen an.
Und meine Kinder hör' ich fluchend jammern,
Das endet nicht, Geſchlechter auf Geſchlecht,
Die heiß und glühend ſich ans Leben klammern,
Sie alle, alle ſind des Todes Knecht.
Wer wird von dieſem Fluche ſie erlöſen?
Es erbt die finſtre Sünde fort und fort,
Verſtoßen All', gehören ſie dem Böſen
Und ewig fällt zurück auf mich ihr Mord.
Dem Tod geboren All', ſo viele kommen —
Dem Tod! Ich kenn' ihn nicht, was iſt der Tod?
Iſt er der Schmerz, der heiß in mir entglommen,
Iſt er die Reue? Banger Zweifel-Noth?
Iſt's wie das Blatt, das dumm bewußtlos ſinket
Vom Baum, der Blüthe Welken und ihr Fall?
Iſt's Schlaf, aus dem mir kein Erwachen winket,
Iſt's ein Vergehn im weſenloſen All?!
Was iſt das Sterben? Meine Seele ſuchet
Umſonſt! doch iſt es wohl ein furchtbar Loos,

Ein gräßliches, da Gott damit geflucht,
Und ach ſein Segen iſt unendlich groß".

„Ich werde ſterben! doch warum ſie Alle,
Die kommen werden! Wird der Fluch nicht ſatt?
Hetzt er Jahrtauſende auf dieſem Balle
Die arme Menſchheit bis zum Tode matt!
Doch glücklich ſind die Künftigen auf Erden:
Sie ſinken hin in ihrem eignen Schmerz,
Der mir von Allen, die da kommen werden,
Gehäuft iſt auf mein gramgebrochnes Herz!
Warum? Hat er nur dieſes nicht geſehen
In ſeiner ſchläfrigen Allwiſſenheit?
Er ſchuf mich ſo, es mußte ſo geſchehen,
Ich ſchleud're Fluch zurück der Ewigkeit!
Ohnmächt'ger Thor! an's Daſein angebunden
Hat er dich ſchlau. Er wirft, du biſt das Ziel.
So höhnt er unverwundbar deine Wunden,
Die er dir ſchlägt, mit dem barmherz'gen Spiel.
Ihn trifft kein Wurf, er hat ſich feig verſtecket,
Ihn ſchlägt kein Wort, er ſchob die Wolken vor.
Er ſieht nicht Arme flehend ausgeſtrecket,
Weinſt du zur Tiefe, weineſt du empor!
So trifft ihn nichts. Doch Eins, das trifft, das Eine!
Ich fiel, da iſt er ſtrafend ſchnell genaht

Mit ſeinen Cherubim, dem Flammenſcheine —
Ihn trifft das Eine doch, ihn trifft die That!“

Er ruft's und das Gebirg wird plötzlich düſter
Und ſchneller ſchäumt der Strom in ſeiner Schlucht,
In Lüften ein erſchrockenes Geflüſter
Von Wolken, vor dem Sturme auf der Flucht.
Ein Fels gebärt, vom Schreck getroffen, Feuer,
Die Erde zittert, bebt zum erſtenmal
Vor dem Gedanken wild und ungeheuer
Und Donner ſchlägt und zündend Strahl auf Strahl.
Ein Grauen faßt das Weib, ſie neigt erſchrocken
Zum Manne ſich vorm Aufruhr der Natur,
Doch ſchweigend, wilder aus den dunklen Locken
Und ſchreckenvoller blickt ſein Antlitz nur.
Erſtarrend blickt ſie an den theuren Gatten
Und hält ihn feſt und dunkel zieht und wallt
Hin übers Antlitz ein Gedankenſchatten
Und unbegriffner Schmerz um die Geſtalt.
„Weh mir, das iſt der Tod, jetzt wirſt du ſterben!“
„„Weil ich es will.““ — „Du willſt? ich faß dich nicht. —“
„„Ich will, ich lernte endlich das Verderben““!
Ein Zittern fährt durchs Herz ihr und Geſicht:

„Sonſt ſchien mir's Liebe, wenn die Wolke wetternd
Zum Felſen flog und ſegnend überfloß,

Und ſtürzte ſich der Strom zum Abgrund ſchmetternd.
So war's die Liebe zu dem dunklen Schoos.
Und jetzt? Die Wolke zieht am Himmelsbogen
Und ſturmgetrieben ſcheint ihr Wandel Fluch,
Und wenn ſie müde ſich und ſchwer gezogen,
Stürzt ſie an Felſen ſich zum Todesbruch.
Es rollt der Strom und will er nicht mehr rollen,
Er ſtürzt als Kataract ſich in den Schlund.
Ich habe einmal in des Herzens Grollen
Ein Thier gejagt auf einem Felſengrund,
Da fiel es, ſtürzte von dem Felſenwalle,
Ich hörte einen kläglich bangen Schrei,
Es ſtand nicht wieder auf von ſeinem Falle,
Verweſte bald, es war mit ihm vorbei.
Und was der Strom, die Wolke kann vollbringen,
Was mit dem Thier geſchah, ich will's bewußt!"
Und Blitze ſprühn und ſtärkre Donner dringen
Jetzt aus der Wolken hochgeſchwellter Bruſt.

„Ha, regſt du dich in dem Verſtecke droben?
Du donnerſt mir umſonſt, des Blitzes Licht
Verſchwendeſt du, ich habe mich erhoben,
Der Satan floh vor dir, ich fliehe nicht!
Ich fliehe nicht, der Menſch! und ſo vernichte,
Weil ich es will, ich deiner Schöpfung Plan;

Dann brauche wieder Ewigkeit und dichte
Dir neue Weſen aus und Allmacht an!
Erzitterſt du, weil ich es dir verderben,
Verleiden kann die ſchöpferiſche Luſt!
Ich ſchaffe: Tod und ſtürze mich, zu ſterben,
Hinunter auf der Felſen harte Bruſt."

„„Ich ahn' es nur, doch furchtbar dein Beginnen —
Ich dann im weiten Weltenraum allein:
Die Tage kommen traurig und verrinnen —
Von dir getrennt, wie kann ich ſelig ſein?""
„So ſtürze mit!" — ruft er ihr wild entgegen.
„„Ich bangte nicht und folgte deinem Sinn,
Doch überkam mich mit dem Fluch der Segen,
Ich fühlt's lebendig, daß ich Mutter bin!""

Und in die Arme ſtürzt ſie ihm mit Zähren,
Erſchrocken nimmt er ſie und ſchweigend auf;
Es fängt der Himmel an ſich zu verklären,
Durch Wolken bricht der Sonne goldner Lauf.
So ſtehn ſie lang und endlich ſchweigend, nieder
Von dem Gebirge wandeln ſie in's Thal,
Und ſeines Buſens Aufruhr legt ſich wieder,
Und Ruhe kommt ihm mit dem Abendſtrahl.
Und Bäume fügt er weich und dicht zuſammen,

Er baut dem Weib ein schönes Laubenzelt,
Das sie beschütze vor der Sonne Flammen,
Wenn sie sein Kind ihm bringet in die Welt.
Er baut im Schweiß des Angesichts die Erde
Und trägt geduldig fort des Menschen Loos,
Und sinkt mit Dank und lächelnder Geberde
Ans Herz ihr auf des Lagers weichem Moos.

So hat des Mutterherzens heißes Pochen
Gerettet das Geschlecht vom Staub;
Die Mutterliebe war's, die laut gesprochen,
Die Liebe rettet's vor des Todes Raub.
Doch schlug mit unaussprechbar bangen Schmerzen
Der Mordgedanke aus des Mannes Mund
Zu seines Weibes weichgefügtem Herzen,
Und traf ein Wetterschlag in seinem Grund.
Und unterm Herzen war im Werden eben
Des Erstlings Herz, das traf der Schreck zugleich —
So ward der Mord hineingezeugt ins Leben
Und seinen Bruder traf des Bruders Streich.

Druck von Oskar Brandstetter in Leipzig.

Tragiſche Könige.

Epiſche Geſänge

von

Ludwig Auguſt Frankl.

Wien 1876.
Alfred Hölder
k. k. Univerſitäts-Buchhändler
Rotenturmſtraße 15

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Aus dem Morgenlande.

	Seite
Weckruf	1
Sesostris:	
Triumfzug	5
Siegesmal	10
Salomo:	
Der Aufruhr	17
Sulamit	22
Flucht	27
Der Zimmermann	30
Der Goldschmidt	34
Der Gärtner	40
Der Korbflechter	42
Asmodi	46
Kohelet	49
Sprüche	55
Der Märchenerzäler	59
Das Sterben	62
Todesbotschaft	55
Heimkehr	67
Makamen:	
Der Thron	74

Seite

Krieg mit den Dämonen 77
Satans Gefangenschaft 82
Drei Genien 86
Der Ostwind 88
Tieraudienzen 89
Die Nachtigall 89
Die Ameise 91
Der Schlangenkönig 92
Die Zikade 94
Die Königin von Saba 96
Der Besitz 107
Der Fisch 108
Der Todesengel 110
Der Edelstein Tom 113

Alexander:
Der Zweigebörnte 117
Das Orakel 118
Die Amazonenkönigin 120
Dara 123
Ein Gräber Eremit 125
In Jerusalem 129
Der Garten Eden 132
Gog und Magog 137
Der Quell der Unsterblichkeit 144
Der Tod 149
Apotheose 152

Kleopatra:
Auf dem Schiffe 159
In der Pyramide 162

Helena von Trapezunt: 165

Seite
Theodor von Abyssinien 173
Gesang in der Wüste 181

Aus dem Abendlande.

Albrecht I.
Beim Gelage 187
Der Mord 191
Josef II
Der nächtliche Reiter 197
Abfall der Niederlande 199
Der Aufruhr 201
Quarin 206
Die Sterbestunde 209
Carlo Alberto:
Schlacht bei Novara 215
In Oporto 220
Otto von Griechenland:
An König Georgios 229
Maximilian von Mexico 233
Anmerkungen 241

Frühere Schriften

von

Ludwig August Frankl.

Habsburglied, Balladen aus Oesterreichs Geschichte. Wien, 1832.
Sagen aus dem Morgenlande. Leipzig, 1834.
Christoforo Colombo, Gedicht in 6 Gesängen. Stuttgart, 1836.
Gedichte. Leipzig, 1840.
Rahel, biblisches Gedicht. Wien, 1842.
Don Juan de Austria, Gedicht in 12 Gesängen. Leipzig, 1845.
Ein Magyarenkönig, Gedicht in 7 Gesängen. Leipzig, 1852.
Hippokrates, drei Satyren. Wien 1853.
Die moderne Medizin.
Charlatane.
Cholera.
Helden- und Liederbuch. Prag, 1861.
Der Primator, Gedicht in 7 Gesängen. Leipzig, 1862.
Ahnenbilder. Leipzig, 1864.
Vor fünfhundert Jahren. Satyre. Leipzig, 1864.

Uebersetzungen und Sammelwerke:

Das Paradies und die Peri von Moore. Leipzig, 1834.
Parisina von Byron. Wien, 1839.
Gusle, serbische Heldenlieder. Wien, 1852.
Libanon. Wien, 1855.

In Prosa:

Das Mozarthaus in Wien. Wien, 1850.
Zu Renan's Biografie. Wien, 1854.
Nach Jerusalem. 2 Thl. Leipzig, 1857.
D. B. Frankl's Biografie. Wien, 1857.
Aus Egypten. Wien, 1858.
Schiller, Goethe und Bethoven in Karlsbad, 1862.
Das Bethovendenkmal in Heiligenstadt. Wien, 1863.
Inschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien. Wien 1870.
Gottf. Schmelkes Biografie. Weimar, 1870.
Sonntagsblätter. Von 1842—1848.

Paula

gewidmet.

Nieder ging die Sonne, es glüh'n in Purpur die Alpen,
Und im Abendwind wiegt ſich der rauſchende See
Auf bewaldetem Pfad zieht einſam der träumende Sänger,
Miſcht in der Wellen Geſang rhythmiſche Strofen des Lied's.
Ob ſie der Adler vernimmt, der dunkel im Aether dahinſchwebt?
Hört ſie der brauſende See? oder verweht ſie der Wind?
Aufhorcht allein vielleicht die Alpenfee in den Bergen,
Die, wiederholend das Lied, leiſer und leiſer es ſingt —
Schatten fließen empor, die purpurgoldenen Flammen
Löſcht der Abendwind aus, mächtiger atmet der See
Finſter ſteht der Wald; und aus zerriſſnem Gewölke
Schauen leuchtend doch kalt, flackernd die Sterne herab.
Einſam fühlt ſich der Sänger in der erhabenen Bergwelt,
Welche anteillos Schauer der Seele ihm weckt!
Und zur Heimat lenkt er den Schritt, wo am traulichen Herde
Widerhallend ein Herz, liebend, geliebt, ihn begrüßt.

Am Traunſee, im Herbſte 1875.

Weckruf.

Ghaſel.

Es ſind die gold'nen Pforten aufgeſprungen
vom Morgenland,
Zu Piramiden bin ich vorgedrungen
vom Morgenland.

Ich ſpreche kühn ein Sarkophage-ſprengend
Zauberwort:
Und Könige ſind aufzuſtehn gezwungen
vom Morgenland.

Die Mumien heben ſich empor im bunten
Gräberkleid,
Das Haupt von allem Mythenglanz umſchlungen
vom Morgenland.

Mit des Profetenthumes Strahlenhörnern
haben ſie
Des Abendlandes Welt und die umrungen
vom Morgenland.

Poſaunenrufe ihre Stimmen, weithin
hallten die —
Die Geißel haben ſie, das Schwert geſchwungen
vom Morgenland.

Von ihnen ſpricht auf Monumenten
Hieroglifenſchrift,
Sie pries der Weiſen Mund mit Feuerzungen
vom Morgenland.
Doch iſt es all der Macht und Pracht, den Tod zu
tödten je,
Profeten und Heroen denn gelungen
vom Morgenland?
Der ewge Weltbeſieger hat die Siegenden
beſiegt,
Staub ſind ſie in der Gräber Dämmerungen
vom Morgenland,
Sandkorner in der Wüſte: Leben, That und
Ruhm verweht,
Wie Klang der Memnonsſäule, ſtill verklungen
vom Morgenland.
Unſterblichkeit gewährt allein der
Mythe bleicher Glanz,
Der Sage und des Lieds Erinnerungen
vom Morgenland.
Ein Echo iſt mein Vers nur der ver-
hallenden Muſik —
Wie bald verhallt auch der, den ich geſungen
vom Morgenland!

Sesostris.

Triumphzug.

Nach Theben, auf dem Nil, auf Wüſtenbahnen
Zieh'n unabſehbar Völkerkarawanen
Durch hundert Rieſenthore wogend ſchwer.
Bis zu Oaſen drang in fernen Wüſten,
Auf die Gebirge, zu den Meeresküſten
Seſoſtris Ruhm, der Ruhm von ſeinem Heer.

Vor dunklen Jahren ſchon, auf Meereswogen
Iſt er mit ſeinen Kriegern ausgezogen,
Zur Erde Gränzen lenkend ſeinen Schritt.
Die Siegesheimkehr wird er feiern heute,
Vom Morgen und vom Abend bringt er Beute,
Von mächt'gen Königen die Kronen mit.

Vorbei an Säulenkuppeln und Paläſten,
An heil'gen Wohnungen von Göttergäſten,
Zu Rieſenobelisken zieht's heran,
Durch Palmengärten und durch Sphynxalleen,
Beſiegter Völker Waffen und Trophäen,
Wie niemals noch ſie Nil und Sonne ſah'n.

Auf falben Roſſen ſchwarze Reiterſcharen
Zieht äthiopiſch Volk mit krauſen Haren,
Und wenn ſie lachen, weiß blitzt ihr Gebiß;
Die Leiber ſchlank und nackt bis an die Lenden,
Die Mähnen in der Fauſt, dreh'n ſie und wenden
Funkelnde Lanzen, jedes Wurfs gewiß.

Und ihnen nach Kameel' und Dromedare,
Beſiegter Länder koſtbar reiche Ware,
Des Elefanten Zähne, Bernſteingold,
Von Edelſtein und Silber tauſend Laſten,
In Körben tragen ſie aus Palmenbaſten,
Was nur an Glanz und Frucht die Erde zollt.

Ein Heer von Elefanten folgt bedächtig,
Behängt mit purpurnen Schabraken prächtig,
Es führen Männer ſie vom Indusſtrand;
Egyptens Volk ſtaunt an die Fleiſchkoloſſe,
Berüßelt, ſind es Stiere, ſind es Roße,
Die ſäulenfüßig ſchreiten durch den Sand?

Aus Widderhörnern Rufe, weithin hallend,
Verkünden jetzt die Prieſterchöre, wallend
In weißem Linnenkleid und baſtbeſchuht,
Vom Nacken glänzt das Fell des Leoparden,
Im duftigen Gewölk von Ambra, Narden,
Hinſchreiten ſie in heißer Sonnenglut.

Handtrommeln tönen, Harfen und Gesänge,
Tanzender Mädchen wogendes Gedränge,
Vorschreitend jubeln sie, zurückgewandt:
„Laßt preisen uns den Sonnensohn und singen
Sein kühn Beginnen, mächtiges Vollbringen
Und die Triumphe seiner Siegerhand!“

All den gesehn'nen Pomp und Glanz verdunkelnd,
Auf goldner Biga, in der Sonne funkelnd,
Sechs mächt'ge Riesenlöwen vorgespannt —
Der König naht, weiß schimmernden Gewandes,
Ein Schwert als Schmuck des Purpur-Lendenbandes,
Krummstab und Geißel führend in der Hand.

Um seine Stirne und die braune Wange
Hell schimmert die geflügelt goldne Schlange,
Der faraonisch stolzen Macht Simbol;
Die Lippen streng, mit Augen eines Sperbers
Gleicht er dem Bilde eines Welterwerbers,
Der als ein Sturmwind fährt von Pol zu Pol.

Sein Herz macht der Triumph nicht höher schlagen,
Die Jungfraun nicht, die goldne Harfen tragen,
Als Ammon-Ra ihn feiernd mit dem Lied;
Es klingt als Hohn im Ohre des Despoten,
Er weiß, er muß hinab einst zu den Todten,
In des Amenthes schattenhaft Gebiet.

In Gold und Purpur, um den Siegeswagen
In Ketten ſind zwölf Könige geſchlagen,
Gebeugten Hauptes ſchreiten ſie dahin;
Die goldnen Kronen, die ſie trugen, blitzen
Gleich Sonnen auf den hohen Lanzenſpitzen
Von Reitern, welche um die Biga ziehn.

Geblendet, heilge Scheu in der Geberde,
Küßt mit der Stirne alles Volk die Erde —
Und Einer aus dem Volke wirft ſich hin,
Im Opferwahnſinn ruft er Göttergrüße,
Zermalmend treten ihn die Löwenfüße
Und gehn der Biga Räder über ihn.

Es jauchzt das Volk der wilden That entgegen,
Zorn ſcheint des Königs Antliz zu bewegen,
Er winkt, es hält der Löwenlenker an.
Sein Blick begegnet einem Königsgreiſe,
Der ſtarrt die Räder an in ihrem Gleiſe —
Seſoſtris fragt: „Es faßt dich welch ein Wahn?“

„„Den Rädern ſeh ich zu an deinem Wagen,
Die rollend niedergehn, bald aufwärts ragen,
Die goldnen Speichen ſind das Bild vom Glück.
Du oben jetzt in deiner Siegeswonne,
Des Weltalls mächt'ger König, Sohn der Sonne,
Ich ſink' in Nacht vor deinem Glanz zurück!““

Seſoſtris hört ihn ſtumm, um ſeine Wangen,
In ſeinem Blick ſind Schatten aufgegangen,
Dem greiſen Warner winkt er mit der Hand
Und heißt ihn ſchweigend mit des Hauptes Neigen
Der Löwenbiga goldnen Sitz beſteigen
Und löst von ſeinem Arm der Feſſel Band.

Die Prieſter, Feldherrn, Alle, die es ſehen,
Sie können nicht des Königs Thun verſtehen —
Der Bigalenker treibt die Löwen an,
Aufbrüllen ſie, die wilden Mähnen ſträubend,
Und wieder Hornruf, Paukenſchall betäubend,
Erbrauſt Geſang und Jubel himmelan.

Nachdrängt es in chaotiſch lauten Maſſen
Und wälzt ſich brauſend durch die weiten Gaſſen,
Ein Menſchenozean von Sturm gejagt;
In tauſend Ströme muß er ſich zertheilen,
Die durch die Ammonſtadt hinlärmend eilen,
Die felſenruhig alles überragt.

Schon ſenkt die Sonnenſcheibe ſich weißglühend,
Es ſteht in violetem Purpur blühend
Die grau granitne Piramidenwelt;
Paläſte, Tempel mit den Sphinxkoloſſen,
Als wären ſie aus rotem Gold gegoſſen,
Und ſtrömt der heil'ge Nil vom Glanz erhellt.

Der Zauber währt nur wenige Momente,
Als ob die ganze Welt in Flammen brennte;
Schon fließen blaue Schatten aufwärts sacht
Um Säulen, Tempelzinnen, und es blitzen
Nur noch der höchsten Obeliske Spitzen,
Nicht Dämmrung, plötzlich sinkt herab die Nacht.

Siegesmal.

Tief schweigend liegt die Ammonstadt; wie eine
Lichtinsel glühet nur mit hellem Scheine
Aus dunklem Häusermeer des Königs Haus;
Von ferneher verklingende Posaunen —
Nur Brunnen rauschen, und die Sphinxe raunen
Den Palmen Räthsel zu in lauer Nacht.

Im Marmorhause dehnt die Königshalle
Sich riesig aus, es nahn die Priester alle,
Die Feldherrn, die der König lud zu Gast.
Auf weißen Marmorsäulen schlank gezogen,
Aus gelbem Alabaster ruht der Bogen
Von Genien getragne, kühne Last;

Sie ſind durch keiner Kuppel Dom verbunden,
Solch einen weit zu wölben und zu runden
Wagt nur, wer mit Dämonen ſteht im Bund.
Der Himmel ſchaut herein aus tiefer Ferne,
Es flackern, Geiſteraugen gleich, die Sterne
Durch Palmen, ragend aus der Halle Grund.

Und um die Wette mit den Palmenbäumen
Empor der Brunnen flüß'ge Säulen ſchäumen,
Verbreitend Kühle durch den weiten Raum,
Emporgeſpien von ſchwarzen Krokodilen,
Wie ſie in Regenbogenfarben ſpielen,
Ein Edelſtein iſt jeder Tropfen Schaum.

Und zwiſchen Palmen, Säulen und den Bronnen
Das Feſt des Königgottes hat begonnen,
Unzählbar lagern Gäſte ringsumher
Auf Purpurteppichen, auf Palmenmatten;
Auf Schlangenfüßen ruhen gold'ne Platten,
Geſchirre drauf aus Gold und Silber ſchwer.

Ein Mädchenchor, geſchmückt mit Roſenkränzen,
Aus Kannen, die von Edelſteinen glänzen,
Gießt' ein den Helden ſüßen Purpurwein.
Die Zimbeln klingen, Schellentrommeln dröhnen,
Und, ihren wilden Aufruhr zu verſöhnen,
Sanft ſpielen Harfen und die Flöten drein.

Erhaben ruht auf purpurner Eſtrade
In eines Blumengartens duft'gem Bade
Seſoſtris in weißfaltigem Gewand;
Mit Geierflügeln, feſt an Purpurſtangen,
Wehn Sklaven Kühlung ſeinen heißen Wangen,
Nur heißer loh't in ſeiner Bruſt der Brand.

Tiefſinnend blickt der König, ohne Regung,
In all die wilde rauſchende Bewegung,
Den Sturm nur in der eig'nen Bruſt er ſpürt;
Umſonſt verweht der Duft von ſeinem Male,
Der Purpurwein im goldenen Pokale
Bleibt von des Königs Lippen unberührt.

In dumpfem Grolle ſpricht der Faraone
Halblaute Worte, wie ſich ſelbſt zum Hohne:
„Was kann ſie bieten einem Heldentraum,
Wert iſt die Welt nicht, um ſie zu betrachten,
In Sklavenketten liebt ſie es zu ſchmachten,
Sehnt ſich, ein Unthier, nach der Herrſchaft Zaum!

Es blies kein Sturm, wenn ich befuhr die Wogen,
Gefahrlos mir, ſind Donner hingezogen,
Ich war allein der wilde Katarakt.
Nach Heldenarbeit ſehnte ſich die Seele,
Mir aber ſtand die Menſchheit zu Befehle,
Ein Weltengeier hab ich ſie gepackt.

Die ew'gen Götter hätt' ich froh gesegnet,
Wenn ein Sesostris wäre mir begegnet,
Mit ihm zu ringen um der Welt Besitz.
Sie war nur jener Mann, der vor die Füße
Sich meiner Löwen warf, mir Jubelgrüße
Zurief, bethört von meiner Gottheit Blitz.

Ich sah so lange in des Ruhmes Sonne,
Bis mir verging des Schauens selge Wonne,
Gut ist das Sterben nach der höchsten That.
Soll Krankheit mich, das Alter niederringen,
Der Tod den Niebesiegten endlich zwingen?
Noch ragen hoch die Speichen an dem Rad!

Der Priester hieß im Aethiopenlande,
Wenn alt und ruhmlos sich zu eigner Schande
Der König ward, ihn zu den Todten gehn.
Noch bin ich Ammon-Ra, der Sohn der Sonne,
Gleich ihr will sterben ich in Purpurwonne,
So lang der Schlange Flügel mich umwehn!

Lang ist der Piramide Bau schon fertig,
Der Sarkofag der Mumie gewärtig,
Der Todtenrichter hält die Wage schon;
Es liegt mein Herz darauf, die Flaumenfeder,
Osiris prüft mein innerstes Geäder
Und neigt das Haupt mir gnädig von dem Thron.

Dreitauſend Jahre werd' ich gehn und kreiſen,
In Thieren werd' ich leben und in Weiſen,
Als Weltenheros wieder auferſtehn.
Neu wird die Welt ſein, andre Träume ſpielen,
Die Menſchheit ringt nach ungeahnten Zielen,
Und andre Götterbilder werd' ich ſehn.

Und neue Heldenarbeit wird beginnen,
Mir heißer durch das Herz der Blutſtrom rinnen,
Dem neuen Weltendrachen in den Schlund
Bohr' ich die Fauſt und breche ſeine Zähne,
Bis wieder das Gerüſt der Welt in Späne
Zuſammenbricht und neu ſich hebt vom Grund."

Und Mohnſaft gießt er in die goldne Schale,
Er winkt heran die Lieblingsfrau zum Male:
„Den Schlaftrunk reiche mir Geliebte Du!"
Sie naht und knieend reicht ſie ihm den Becher,
Er trinkt, ein müder, todesfroher Zecher —
Und ſenkt ſein Haupt in ihren Schooß zur Ruh.

Laut in der Halle tobt des Feſtes Freude,
In Glanz und Jubel ſchwimmt das Prachtgebäude,
Das Feſt zu enden zögert ſelbſt die Nacht.
Die Welt, die er gefaßt mit Adlerklauen,
Sinkt auseinander — leiſes Morgengrauen —
Sein Auge nicht, die Sonne nur erwacht.

Salomo.

Der Aufruhr.

Schwarzblaue Nacht liegt auf den Zinnen
Der heiligen Jerusalem,
Sie trägt, verhüllt wie Königinnen,
Wenn sie auf Gräbern trauernd sinnen,
Das Sternenstralen-Diadem.

Der Umriß ist der Tempelmassen
Noch schwärzer als die Finsterniß.
Zuweilen nur von den Terassen
Glühn Gottesschimmer und erblassen,
Wie Blitze durch der Wolken Riß.

Durch Palmen rauscht des Windes Wehen,
Er überrauscht der Männer Schritt,
Die schweigend durch das Dunkel gehen
Und schauernd nach dem Leuchten sehen,
Das von Jehovas Tempel glitt.

Doch auf des Oelbergs ſteilem Rücken,
Jenſeits des Kidron wacht und lebt's:
Der Männer Gruß, ein Händedrücken
Und Worte, ſo wie Waffen zücken,
Von eines Mannes Lippen bebt's:

„Einſt konnte Jeder ſicher wohnen
Im Land von Berſeba bis Dan
Im Schatten eigner Oelbaumkronen,
Der Weinſtock blühte, uns zu lohnen —
Wo ſind die Zeiten, die wir ſahn?

Es ſind ſchon bleich des Königs Haare,
Von Weisheit glänzt ſein Blick nicht mehr.
Wo bleiben nun mit Gold und Ware,
Mit Elfenbein die Dromedare,
Goldſchiffe jetzt von Ophir her?

Geächtet ſind, verbannt die Braven,
Der Freie wie der Sklave grollt,
Das Laſter wandelt ohne Strafen,
Es ſind die Löwen eingeſchlafen
Vor ſeinem Richterſtuhl von Gold!“

„Wo ist der König?“ spricht ein Zweiter:
„Fragt seine tausend Weiber doch!
Durch seine erzbehelmten Reiter
Schützt er vor Feinden uns nicht weiter,
Und schwer und schwerer drückt sein Joch.

Es muß das Volk ihm sklavisch frohnen,
Verarmt sind Hütten und Palast;
Er schlägt mit Geißeln ohne Schonen,
Und züchtigen wird mit Skorpionen
Nach ihm der Sohn uns ohne Rast.“

Geschwungne Schwerdter, Lanzenzischen,
Ein Lärmen durch die Menge braust;
Wie Donner sich in Blitze mischen,
Zornrufe, wildes Schrei'n dazwischen,
Und Dolche zucken in der Faust.

Ein Greis erhebt sich in dem Kreise:
„O den Gesalbten schont des Herrn!
Er ist der Mächtige, der Weise,
Wallfahrend nahn, zu seinem Preise,
Die Fürsten ihm von nah und fern.

O hütet Euch! Mit goldnen Schilden
Hält eine Kriegsschar bei ihm Wacht,
Zu wehren nächtigen Gebilden,
Sie halten fern die trotzig wilden,
Die grausen Schrecken ihm der Nacht.

Den weiten Erdenball umkreist er;
Mit seinem goldnen Zauberring
Ist er der Thiere, Menschen, Geister
Unüberwindlich mächt'ge Meister,
Es folgt der Erdkreis seinem Wink."

Aufschreit es: „Steiniget den Alten!
Hört nicht, es spricht ein blöder Thor!"
Und aus den nächtigen Gestalten
Hebt eine, in des Mantels Falten
Gehüllt, sich mächtiger empor.

Der Priester ist's, aus Edelsteinen
Den Gottesharnisch umgeschnallt:
„Jehova zürnt schon lang den Seinen!
Seht ihr den König je erscheinen,
Wenn Opferrauch vom Altar wallt?

Daß er Jehovas Tempel ſchände,
Zieht zu den Höhen er hinan;
Bethört von Weibern, Opferbrände
Und Weihrauch zünden ſeine Hände
Dem Gräul von Moabs Söhnen an.

So aber ſprach der Herr: Ich werde,
Nennſt du die fremden Götter dein,
Ausrotten dich von meiner Erde,
Du ſollſt nach Noth und nach Beſchwerde
Ein Märchen allen Völkern ſein!"

Wie Oel in hellen Brand gegoſſen,
Strömt in der Männer Herz das Wort.
„Führ' uns hinan mit Wurfgeſchoſſen!" —
„Die Fakeln an!" — „Die Leiterſproſſen!" —
„Jehova unſer Herr und Hort!" —

Der Oelberg brennt und ſcheint zu ſchreiten,
Es ſteigt vom Kidronthal hinan
Zur Zionsburg von allen Seiten,
Und um des Königs Herrlichkeiten,
Um ſeine Macht iſt's bald gethan.

Sulamit.

Ein helles Leben hat begonnen
Im Haus vom Walde Libanon,
Es ſtrahlen tauſend Lampenſonnen
Zur Feier der ſüßheil'gen Wonnen
Der Liebesgöttin von Sidon.

Daſs Duft und Kühlung ſich vermähle,
Springbrunnen werfen weißen Glanz,
Und ſchmückt ein Blumenlenz die Säle,
Um Zedernſäulen-Kapitäle
Glüht der Granate Blüthenkranz.

Im Saale tief, von Licht umfloſſen,
Der Liebesgöttin Huldgeſtalt,
An ihrer Stirn zwei Hörnerſproſſen,
Ein Stern dazwiſchen, goldgegoſſen,
Prangt ſie mit feſſelnder Gewalt.

Hellſilberne Poſaunen tönen —
Der König naht, weiß ſein Gewand,
Kein goldner Reif, nur Roſen krönen
Das Haupthaar dem erhaben Schönen,
Der Herrſchaft Ring nur ſchmückt die Hand.

Und ihm entgegen tritt zu grüßen
Egyptens üppig ſchönes Weib,
Schwarz fließt ihr Har bis zu den Füßen,
In Flor gehüllt ſchwingt ſie den ſüßen,
Den plaſtiſch wonnevollen Leib.

Sie lagern ſich auf Palmenmatten,
Mit Tyrus Purpur weich belegt,
Nubiſche Mädchen fächeln Schatten
Mit Pfauenfedern auf die Gatten,
Die warmer Liebeshauch bewegt.

Vor der Geſtalt der Göttin wecken
Zwei Prieſterinnen Kohlenbrand,
Und ſtreun und weih'n aus Silberbecken
Zu heiligen geheimen Zwecken
Die Opferdüfte mit der Hand.

Die ſelig Liebenden beginnen
Geſpräche jetzt ſo ſüß, ſo hold,
Und Liebeshymnen, zärtlich Minnen,
Wie Faden ſich zum Teppich ſpinnen
Aus Seide, Purpur und aus Gold.

„Wie deine ſchlanken Glieder prangen,
Du Palme an der Quelle Saum!
Wie glänzen lieblich dir die Wangen
In deines Schmuckes goldnen Spangen,
Gleich Aepfeln vom Granatenbaum."

Und es erwiedert ſcherzhaft leiſe
Der Berge ſchönes Hirtenkind:
„Schwarz bin ich in der Mädchen Kreiſe,
Gar lieblich doch iſt meine Weiſe,
Wie Teppiche des Königs ſind!"

„„Wie die Granatfrucht, roth geſpalten,
Wie Honig iſt dein Lippenpar,
Dein Blick voll lieblicher Gewalten,
Und, wie gelegt in weiche Falten,
Der Königspurpur wallt dein Har.""

„Mich überſtrömen deine Gluten —
Stark iſt die Liebe wie der Tod.
In meinen Adern fühl' ich's fluten,
Wie Flammen aus dem Herzen bluten
Der ſelgen Göttin Aſtarot."

„„Du friſcher Quell in roter Wüſte,
Betäubend duftger Mirhenſtraus.
Ich küße heiß die kalten Brüſte —
Ich trink', und wenn ich ſterben müßte,
Glutwein aus Bernſteinbechern aus.""

Es ruht ihr Haupt auf ſeiner Linken
Und er umſchlinget ihren Leib:
„Wie ſchwellend deine Lenden blinken,
Zum Kuß, wie Cyperntrauben winken
Die Brüſte mir, du ſüßes Weib!"

Fern jetzt ertönen Harfenſaiten
Und ein verſchwebender Geſang —
Und nach empfang'nen Seligkeiten
Still auf des Königs Wimpern gleiten
Des Schlummers Schatten tief und lang. — —

Sie wacht beim mächt'gen Weltumſchlinger,
Selbſt prüfen will ſie ſeine Macht
Und ſtreift den goldnen Geiſterzwinger,
Dem Könige den Ring vom Finger —
Und plötzlich iſt ein Sturm erwacht.

Dämonen brauſen frei im Raume,
Die ſonſt des Königs Ring bezwang.
„Wo biſt du?“ ruft er aus im Traume,
„Anſtürmt es von des Oehlbergs Saume“ —
„„Mein Herr und König ſei nicht bang.

Die Schar iſt's, die mit goldnen Schilden
Vor deinem Hauſe hält die Wacht,
Ringend mit nächtigen Gebilden,
Hält ſie dir fern die trotzig wilden,
Die grauſen Schreckniſſe der Nacht.““

„Ich ſeh' es glühn, wie irre Funken —
O Sulamit! was ſtört das Glück?“
„„Sternfunken ſind herabgeſunken.““
Und ſorglos ſinkt, vom Schlafe trunken,
In ihren Arm ſein Haupt zurück.

Auf der Flucht.

Ein Wandrer zieht im Sonnenbrande
Durchs Jordanthal zum todten Meer;
Wol eines Bettlers die Gewande,
Wenn nicht ein Tiegerfell am Bande
Ihm fiele um die Lenden her.

Von Hoheit ſtralt ſein Antlitz wider,
Sein Blick iſt antheillos und kalt,
Weiß fällt ſein Bart zum Gürtel nieder,
Und hoch die wuchtig ſtarken Glieder,
Hinſchreitet ruhig die Geſtalt.

Herab von Moabs Felſenkamme
Fliegt raſch ein Vogel wellenher,
Er iſt vom Königsadler-Stamme,
Noch ſchwebt er nah der Sonnenflamme
Und ſinkt ſchon todt ins todte Meer.

Der Wandrer ſpricht auf ſeinem Gange
Dumpf hin: „Ich kenne dein Geſchick!“
Und ſchwingt wie eine Lanzenſtange
Den Wanderſtab um ſeine Wange,
Verachtung zuckt in ſeinem Blick:

„Profeten kamen und Dämonen,
Dienſtbare Fürſten in mein Haus,
Geſchmückt mit Pracht aus allen Zonen,
Mein Haupt umglänzten hundert Kronen —
Wo ruht es heute müde aus?

Noch nicht gelernt hab' ich zur Stunde,
Wie man um Obdach hilflos fleht:
Gebt einen Biſſen Brod dem Munde,
Den liegen ließen eure Hunde,
Ein Bettler dank' ich's mit Gebet.

Nur dieſer Stab iſt jetzt mein eigen,
Den ſich der Menſchen Urahn ſchnitt,
Von jenes Lebensbaumes Zweigen,
Als er in trauervollem Schweigen,
Zu Noth verbannt, aus Eden ſchritt.

Er ſpaltete des Meeres Pfade,
In Moſe's Hand rief er den Quell,
Bewahrt dann in der Bundeslade
Ausſchlug er durch Jehovas Gnade
Und ſtand in Mandelblüthen hell.

Vorüber ſind der Wunder Zeiten,
Er iſt zum Bettlerſtab verdorrt,
Mich bis zur Grube zu begleiten —
Schon will ſich ringsum Nacht verbreiten,
Wo zeigt zur Nachtruh ſich ein Ort?"

Zur Erde neigt er ſeine Glieder
Und legt ſein Haupt auf einen Stein:
„Es zieh'n, wie einſt zum Ahn, nicht wieder
Auf goldner Leiter Engel nieder, —
Komm Schlaf, verhülle meine Pein!"

Der Zimmermann.

In einer Werkſtatt weitem Kreis
Von Zimmerleuten iſts lebendig,
Es brennt die Sonne glühend heiß,
Doch klingt die Axt mit regem Fleiß,
Und heben Hämmer ſich beſtändig.

Der Meiſter geht mit Maß und Loth,
Die Balken mißt er, die Gelände.
Ein Bettler naht, gebeugt von Noth,
Und ſpricht: „Gib Arbeit mir und Brod!“
Und flehend hebt er ſeine Hände.

Gebälke, heißt der Meiſter ihn,
Die Hämmer und die Aexte tragen,
Bald wieder ſchwere Karren ziehn;
Was kaum dem Meiſter möglich ſchien,
Vollbringt der Bettler ohne Klagen.

Es taucht in ſeinem Geiſt empor,
Wie einſt von Tyrus Künſtlerhände
Behau'n der Zedern ſtolzen Chor,
Bis Säulenwerk ſich hob hervor
Und trug des Tempels goldne Wände.

Er träumt von Tadmors Säulenpracht,
Er denkt an Iſtachar's Paläſte,
Die dienſtbar ihm der Dſchinnen Macht
Gebaut, geſchmückt in einer Nacht
Für Genien-, Thier- und Menſchengäſte.

Er ſinnt die Nacht hindurch und ſitzt,
Als wie von Genien berathen,
Das Werkzeug in der Hand ihm blitzt,
Er zeichnet, ſägt und mißt und ſchnitzt
Geſtalten, Laubwerk und Zierrathen.

Der Meiſter kommt bei Morgenſchein
Und ſieht die herrlichen Gebilde;
Er denkt: „Wer muß der Künſtler ſein?
Iſt denn ſolch ein Geſelle mein,
Ich kenne keinen in der Gilde!“

Ein Wächter tritt an ihn heran,
Giebt dem erſtaunten Meiſter Kunde,
Was nächtlings ſeine Augen ſahn,
Welch Werk der Bettler hat gethan
Vom Abend bis zur Morgenſtunde:

„In einer fremden Sprache Klang
Hat er bei ſeinem Werk geſungen,
Es war ein ſeltſamer Geſang,
Mir ward bei ſeinem Treiben bang,
Sind Funken rings um ihn geſprungen.“

Der Meiſter geht zur Werkſtatt fort,
Da ſieht er auf und ab die Treppen
Wie jeden Tag den Bettler dort,
Gehorchend der Geſellen Wort,
Die Trame und das Werkzeug ſchleppen.

Der Meiſter zu dem Träger ſpricht:
„Wer biſt du Alter und von wannen?
Es iſt ein feiger Bettler nicht,
Des Geiſter bei des Mondes Licht
So kunſtreich ſchönes Werk erſannen.“

Der Alte ſpricht: „Nicht frage du!
Laß ruhig ſchleppen mich und frohnen,
Was hier erſtand in nächt'ger Ruh,
Vielleicht die Geiſter trugens zu,
Die in der Wüſte Höhlen wohnen.“

„„Wenn dir die Geiſter unterthan,
So laß ich nimmer dich von hinnen;
Entwerfen ſollſt du einen Plan,
Wie Menſchenaugen noch nicht ſahn,
Ein Götter-Tempelhaus beginnen.““

Da zuckt des Greiſes Angeſicht,
Und der Gebeugte ſcheint zu wachſen:
„Für Götzenbilder bau' ich nicht,
Jehovas iſt das Weltgericht,
Nur er bewegt des Weltalls Achſen!“

Dem Meiſter graut, er ſinkt ins Knie;
Ein Blitz fährt jäh in die Geſtalten,
Die kühn des Bettlers Fantaſie
Erſonnen und geformt — und nie
Mehr ſah er den entſchwundnen Alten.

Der Goldſchmied.

Der Blasbalg haucht, die Eſſe ſprüht,
Roth glühend ſind des Herdes Ziegel,
Und über Kohlen raucht und glüht
Geſchmolznes Gold in irdnem Tiegel,
Vor dem ſich ein Geſelle müht.

Gar ſeltſam ſind Geſtalt und Art
Des mächtigen und friſchen Alten,
Im Blick ſind Kraft und Schmerz gepart,
Und über ſeines Kleides Falten
Fließt lang und weiß ihm Har und Bart.

Er handhabt kräftig das Gerät,
Er ſchmiedet, hitzt und feilt und hämmert
Vom Morgen früh bis Abend ſpät,
Er ruht nicht aus noch, wenn es dämmert,
Und Nacht die goldnen Sterne ſät.

Und was er ſpricht, zuweilen ſingt,
Der Meiſter kann es nicht begreifen,
Was ſo wie goldne Weisheit klingt,
Scheint oft an Thorheit ihm zu ſtreifen,
Wenn er das Wort zu deuten ringt.

Er kam einmal ein fremder Gaſt
An einem Abend ſpät geſchritten,
Mit eines leichten Bündels Laſt,
Am Bettlerſtabe, um zu bitten
Um Obdach nur für kurze Raſt.

Es ſieht der Meiſter, früh erwacht,
Den Gaſt am Herde ſtehn und ſchmieden.
„Für Brod und Obdach dieſer Nacht,
Wenn du mit meinem Dank zufrieden,
Hab' ich dies kleine Werk vollbracht!"

Der Meiſter ſtaunt die Arbeit an,
Nie ſah er Gold ſo kunſtreich treiben;
Er ſpricht zu ihm: „Seltſamer Mann,
Willſt du in meiner Werkſtatt bleiben?"
„„Ich will, ſo lang mit Gott ich's kann!""

Schon weilt er Tage, Wochen lang,
Die Werkſtatt ruht nicht vom Gebrauſe,
Die Feile nicht, des Hammers Klang;
Es mehrt der Reichthum ſich im Hauſe,
Faſt wird davor dem Meiſter bang.

Denn oft in ſpäter Mitternacht
Wie Arbeit klingt's von hundert Händen,
Von Geiſtern unſichtbar erwacht,
Nur Schatten ſpielen an den Wänden,
Der Alte ſteht in Funkenpracht.

Es überſtrömt, vernommen nie,
Dabei ſein Mund von fremden Liedern,
Und Geiſterlippen ſcheinen ſie
Hoch in den Wolken zu erwiedern,
Selſamer Rhythmen Melodie.

Er breitet dann am Morgen aus
Mit Edelſtein beſetzte Spangen,
Schwertgriffe, goldner Blumen Strauß
Und mit Rubinenaugen Schlangen —
Ein Leuchten fließt durchs ganze Haus.

Und wenn er von der Arbeit ruht,
Fremdweltliches ſcheint er zu ſinnen —
Und ſelbſt dem Meiſter fehlt der Muth,
Mit ihm Geſpräche zu beginnen,
Unheimlich alles, was er thut.

Er redet oft mit ſich allein,
Wie Segen klingt's, wie Fluch zuweilen,
Dann wieder ſchreibt er Blättern ein
Mit fremden Zeichen flüchtge Zeilen,
Sie leuchten wie ein Wetterſchein.

Im Hauſe graut es Jedem faſt
Vor dieſem ſeltſamen Geſellen;
Doch kam mit ihm das Glück zu Gaſt,
Des Hofs ſonſt leere Speicher ſchwellen,
Und mehret ſich des Goldes Laſt.

Der Werkſtatt Ruhm klingt mehr und mehr,
Der Meiſter wird weithin geprieſen;
Es kommen Fürſten ferneher,
Kunſtreichen Zierrath zu erkieſen
Und golden ziſelirte Wehr.

Und eines Tags, von Wüſtenſand
Bedeckt, kommt eine Karawane,
Kamele vom Egypterland,
In weißem Turban und Kaftane
Die Männer, ſchwarz vom Sonnenbrand.

Der Führer tritt zur Werkſtatt ein,
Berühret Herz und Haupt zum Gruße:
„Ich bringe koſtbares Geſtein
Weither vom Nil, dem heilgen Fluße,
Und eine Laſt vom Golde fein,

Draus ſchmiede eine Krone blank,
Als eine Sonne muß ſie glänzen,
Die von dem Himmel niederſank,
Des Königs Stirne ſtolz zu kränzen,
Wenn er beſteigt die Herrſcherbank.“

Der Alte hört des Mannes Wort,
Ein Zornblitz ſchießt aus ſeinen Augen,
Er wirft den Hammer ſchmetternd fort:
„Es mag zu ſolcher Arbeit taugen
Von deinen Sklaven Einer dort.

Verflucht, wer für ein Menſchenhaupt
Die erſte Krone hat geſchmiedet,
Wer an die Huld von Köngen glaubt,
Der weiß nicht, wie durch ſie entfriedet
Die Völker werden und beraubt.

Wenn meine Hand ſolch Werk beginnt,
Soll ſie am Arm verdorren eher!
Nicht weiß ein Volk es, was es ſinnt,
Umſonſt gewarnt ward es vom Seher,
Als es verlangt' nach Köngen blind!"

Und wie die Rede zornig ſchallt
Vom Mund des mächtigen Geſellen,
Gewachſen ſcheint noch die Geſtalt,
Und von dem Herd empor in grellen
Lichtſäulen hoch das Feuer wallt.

Er greift nach ſeinem Wanderſtab,
Wild wehen um ſein Haupt die Locken.
„Sei Gott mit dir bis an dein Grab!"
Der Fremde hört's und ſieht erſchrocken
Schon fern den Alten ziehn thalab.

Der Gärtner.

Der Winter iſt vergangen ſchon,
Gewölk und Regen ſind entflohn,
Die Blumen bunt hervorgekommen,
Und der Geſänge ſüßer Ton,
Die Turteltaube wird vernommen.

Der Feigenbaum ſetzt Knoten an,
Der Weinſtock blüht den Berg hinan,
Ein ſüßer Ruch weht durch die Lande.
Wer iſts, der dort im Gartenplan
Verweilt, in ärmlichem Gewande?

Mit Spaten und mit Harke geht
Der Greiſe hin von Beet zu Beet,
Er hat als Gärtner ſich verdungen,
Er gräbt und harkt und pflanzt und ſät,
Ihm helfen die Erinnerungen:

Er kennt der Pflanzen Art und Sinn,
Der Blumen zierliches Geſpinn
Und merkt durchs innerſte Geäder
Der Säfte heimliches Gerinn,
Vom Yſop bis hinan zur Zeder.

Da aus der Gartenmauer drängt
Ein Zweiglein ſich, noch eingezwängt,
Und ſchießt empor und wächſt an Stärke,
Mit Blättern iſt der Stamm behängt
Schon rieſig auf dem Mauerwerke.

Der Gärtner traut den Augen kaum,
Er mißt erſtaunt den Rieſenbaum,
Und ſeine Wangen faſt erbleichen,
Er fragt: „Was willſt du hier im Raum?
Nie ſah ich wachſen deinesgleichen!“

Da ſpricht es in dem Baume drin:
„Ich bin die Mauerbrecherin,
Ich ſprenge ſelbſt des Marmors Adern,
Und wo ich feſt gewurzelt bin,
Zerſpringen der Palläſte Quadern.

Dann hüll' ich in Vergeſſenheit
Der Städte ſtolze Herrlichkeit,
Die Säulenhallen und Palläſte,
Und über die Ruinen weit
Zum Tod umarmen meine Aeſte."

Erſchrocken fällt aufs Angeſicht
Der Greis und bangen Herzens ſpricht:
„Du Gott der Gnade, Gott der Stärke,
O laße das Verderben nicht
Auf Zion nahen meinem Werke!"

Der Korbflechter.

An Nebo's Fuß, einſam geborgen,
Vor einer Höhle dunklem Raum
Noch Abend ſpät, vom frühen Morgen
Sitzt ſtill der Alte, dunkle Sorgen
Umnachten ſeiner Seele Traum.

Noch wenn des Abends Nebel qualmen,
Iſt er des Palmenwaldes Gaſt,
Andächtig ſingend fromme Pſalmen;
Dann flicht er Körbe ſchön aus Halmen
Und duftig weichem Palmenbaſt.

So ſchönes Flechtwerk auf dem Markte
Hat kein Bewohner noch geſehn;
Wenn er dem Künſtler auch verargte
Vermeßnen Preis, doch keiner kargte
Solch herrlich Flechtwerk zu erſtehn.

Sie bringen Milch ihm, Honigwaben,
Wohl auch das Fell des Lamms zum Kleid;
Ein jeder möchte für die Gaben
Solch kunſtreich ſchönes Flechtwerk haben.
Schon klingt der Ruhm des Künſtlers weit.

Einſt als die Schatten niederglitten,
Und er von Arbeit müde ruht,
Da kam zum Höhleneremiten
Ein greiſer Mann herangeſchritten
Und ſprach zu ihm mit freiem Muth:

„Vergieb, wenn dich mein Wort verletze,
Du wohnſt in einer Höhle Nacht
Und ſorgeſt nicht für deine Schätze,
Rings zu bebaun ſtehn freie Plätze,
Die Höhle liebſt du, ſchlecht bedacht.“

„Ich wollte mir ein Haus erbauen,
Auflas im Feld ich Steine mir,
Die aber ſprachen: Dir wird grauen,
Um Herrenloſes mußt du ſchauen,
Schon Gräberſteine waren wir.

Da ging ich Bäume mir zu fällen,
Die aber ſprachen: Laß o Thor!
Die Säfte, die uns grünend ſchwellen,
Wir ſogen ſie aus Herzensquellen,
Aus Menſchenmark zu uns empor.

Da hab' ich Erde nehmen wollen,
Sie ſprach zu mir: Was willſt du thun?
Staub nur von Staub ſind meine Schollen,
Es möchten dir die Todten grollen,
Die traurig mir am Herzen ruhn.

Kein Stein, der noch kein Grab geſchloſſen,
Kein Baum, des Wurzelfaſern nicht
Aus Menſchenknochen Mark genoßen,
Kein Stäubchen, das nicht blutdurchfloſſen
Beſelt ſchon war im Sonnenlicht.

Nichts iſt die Erde als die Stätte
Des Todes, nichts iſt Gegenwart,
Nichts iſt, was mehr der Dauer hätte,
Als Wellen in des Stromes Bette,
Als, wenn es ſtürmt, der Diſtel Bart.

Als ſolches ich gehört und ſchaute,
In dieſe Höhle zog ich hier.
Vor jeder Menſchenwohnung graute
Es mir fortan, und darum baute
Kein Haus ich, keine Hütte mir.""

Asmodi.

Seit jenen nächtig finſtern Stunden,
Als mit unheimlichem Gewog
Der Aufruhr gegen Zion zog,
Blutet das Volk aus tauſend Wunden,
Sind Feuer in dem Land entzunden.

Iſt ſolches Davids Sohn im Stande,
Der nur um Weisheit bat den Herrn?
Erbarmen und die Huld ſind fern,
Recht ſpricht der Wahnſinn, und die Schande
Geht ſchleierlos umher im Lande.

Der Hoheprieſter merkt mit Schrecken
Den Glanz im Tempelhaus vergehn;
Durch unſichtbarer Schwingen Wehn
Läßt auf Altar, in Räucherbecken
Sich mehr kein Opferbrand erwecken.

Ein Dämon herrſcht auf Zions Throne,
Seit er von Sulamit empfing
Des weiſen Herrſchers Zauberring,
Als der betäubt von Schlummermohne
Und Liebesluſt verlor die Krone.

Gleich an Geſtalt und an Geberde
Iſt er dem König Salomon,
Er täuſcht das Volk ſeit lange ſchon;
Im Blick nur, einem Feuerherde,
Zeigt ſich der wilde Sohn der Erde.

Man forſcht und merkt auf That und Zeichen,
Fragt ſelbt die Frauen im Harem,
Wer König in Jeruſalem?
Und wenn er naht den Kuß zu reichen,
Ob Liebkoſung und Kuß ſich gleichen?

Leviten, Prieſter nahen alle,
Das Volk, der Sängerknaben Chor,
Gebete ſenden ſie empor,
Beginnen ſie mit leiſem Schalle
Zu beten vor des Königs Halle.

Dabei ein Schaukeln, Neigen, Wiegen,
Ein Klopfen auf die Brüſte ſchwer;
Es iſt als ob im Aehrenmeer,
Wenn wild im Sturme Wolken fliegen,
Die Aehren ſchwanken und ſich biegen.

Und lauter immer lauter tönen
Der Pſalmen heilge Melodien,
Und Weherufe zwiſchen hin,
Der Widderhörner Rufe dröhnen,
Den Zorn Jehovas zu verſöhnen.

Der Dämon iſt entſetzt im Hauſe,
Er flieht vor dieſes Lärmens Qual,
Vom Dach zum Keller, Saal um Saal,
Als ob ihm nach die Meeresfluth brauſe,
Schon Stunden währt es ohne Pauſe.

Nie litt er im Dämonenpfuhle
So wilden Zwang und arge Pein;
Um ſich zu retten vor dem Schrei'n
Und Toben dieſer wilden Schule,
Springt er entſetzt vom Königsſtuhle.

Ausbreitet er zwei Riesenschwingen,
Er hält das Beten nicht mehr aus,
Auf schwingt er sich aus dem Gebraus,
Dem wilden Sturm sich zu entringen
Tobender Andacht, grellem Singen.

Wirft sich verzweifelnd in die Wogen
Des See's Genezaret hinab,
Da gleitet ihm vom Finger ab,
Von unsichtbarer Macht gezogen,
Des Zauberringes goldner Bogen.

Kohelet.

Der See Genezaret wallt rot
Von der versunknen Sonne Gluten,
Goldfurchen zieht ein Fischerbot,
Von weißer Segel Glanz umloht,
Durch seine spiegelglatten Fluten.

Es kehrt ein Fiſcher heim zum Strand,
Er hebt ſich dunkel ab vom Bote,
Kaum führt das Ruder ſeine Hand,
Die Segel, hell vom Abendrote,
Wie Schwingen über ſich geſpannt.

Er dient den Fiſchern nur als Knecht;
Heut iſt der Fiſchzug nicht gelungen,
Vom glitzernd wimmelnden Geſchlecht
Iſt nur ein kleiner Fiſch geſprungen
In ſeines Netzes Garngeflecht.

Die Uferberge nur noch ſind
Erhellt, es liegt der See im Dunkeln.
Der kleine Fiſch plötzlich beginnt
Fosforiſch in dem Netz zu funkeln,
Wie angefachte Glut vom Wind.

Den Herrſcherring, verloren lang,
Hat ſtumm der kleine Fiſch verſchlungen.
Es iſt ſo wunderbarer Fang
Noch keinem Fiſcher je gelungen,
Er holt hervor den Geiſterzwang.

Er hält den mächtgen Ring empor,
Und über alle Wellen gleitet
Ein weißer Glanz hinab, hervor,
Ein flüchtges Netz von Blitzen breitet
Sich auf der Berge dunklen Chor.

Wie Sturmwind brauſt es in der Luft,
Die Genien ſind's und wilden Geiſter
In Wolken, in der Wellen Gruft,
Sie harren, bis der alte Meiſter
Zu Sklavendienſt ſie wieder ruft.

Er hört ihr Atmen, fühlt ihr Nahn
Und ſinnt und ſinket in Betrachtung —
Dem Wellenſpiel läßt er den Kahn,
Die Seele voll von Weltverachtung,
Hebt er in Nacht ſein Klaglied an:

„Eitel iſt Alles ganz und gar!
Was hat von Sorgen, von Gefahr
Der Menſch, von Mühen und Beſchwerden?
Geſchlecht kommt um Geſchlecht — es war,
Ewig allein iſt nur die Erde.

Ich hatte Gold und Silber viel,
Mehr Weiber und mehr Saitenſpiel,
Als alle Könige auf Erden;
Was meinem Herzen wolgefiel,
War's noch nicht, mußte mein es werden.

Weinberge pflanzte meine Hand,
Viel Städte baut' ich in dem Land,
Den Wald zu wäſſern, macht' ich Teiche,
Was Menſchenwolluſt je erfand,
Es blühte mir in meinem Reiche.

Mein mächtger Herrſcherarm umſchlang
Den Aufgang und den Niedergang,
Die Geiſterkrone trug mein Scheitel,
Mein Name war Poſaunenklang —
Und es iſt alles, alles eitel!

Aus einem Kerker Mancher ſchon
Stieg auf zu einem Königsthron,
Und der in Purpur war geboren,
Er ward dem eignen Volk zum Hohn,
Und ging als Bettler hin verloren.

Als solches meine Augen sahn,
All Werk das meine Hand gethan,
War es wie Staub des Wasserfalles —
Die Lust, das Glück es ist nur Wahn
Und Jammer nur und eitel alles!

Da hab ich blöden Trug verbannt
Und mich der Weisheit zugewandt.
Was bist du toll? sprach ich zum Lachen,
Wie bald fließt ab des Lebens Sand,
Willst Hochzeit mit der Freude machen?

Da hat mein Geist geforscht, gesucht,
Ich merkt auf Thiere, Blüth und Frucht,
Was alles Thun ist unter'm Himmel?
Ach zu unselger Müh verflucht
Ist all das menschliche Gewimmel.

Ich sah des Weisen Augen sehn,
In Finsterniß den Narren gehn,
Doch gings dem Einen wie dem Andern;
Zu forschen hört ich auf, zu spähn,
Der Wesen Allheit zu durchwandern.

Ich ſagte in dem Herzen mir:
Weil es dem Narren geht wie dir,
Was haſt nach Weisheit du geſtanden?
Auch das iſt eitel, eitel hier,
Denn auch der Weiſe wird zu Schanden!

Es geht dem Menſchen wie dem Vieh,
Der gleiche Hauch belebet ſie,
Auch Thiere Staub! Wer kann gewahren,
Ob Menſchengeiſt zum Himmel zieh',
Thierſelen in die Hölle fahren?

Eitel iſt Alles, was geſchieht,
Des Helden That, des Dichters Lied,
Des Predgers Wort, der Liebe Wonne.
Was war, kommt wieder und entflieht,
Nichts Neues unter dieſer Sonne!

Der Menſch nur, der mit friſchem Mut
Des Lebens Arbeit fröhlich thut
Und ißt und trinkt, wird nicht des Spottes,
Sich wärmt an ſeines Weibes Glut,
Das ſind die echten Gaben Gottes.

Ein König war ich in Jeruſalem,
Verzagt ein Bettler nur ſeitdem,
Mich reizt nicht, daß ich wieder zwinge
Ums Haupt das goldne Diadem
Mit dem gefundnen Herrſcherringe.“

Er ſchleudert hoch den Ring empor,
Aus Wolken eine Hand hervor
Langt ſchattenhaft nach ihm herunter, —
Verſchwindet, wie ein Meteor,
Und Macht und Pracht geht ſchweigend unter.

Sprüche.

Der Himmel ſteht im Abendbrand,
Es glüht der Wüſte roter Sand,
Und von dem hellen Brand beſchienen
Ragt auf an der Oaſe Rand
Das grüne Zelt des Beduinen.

Es ſchürt ſein Weib des Keſſels Glut,
Drin brodelt ſchon des Waſſers Flut,
Sie ſputet ſich das Mal zu ſchaffen;
Die nackten Kinder in den Sud
Hinein mit giergen Blicken gaffen.

Und plötzlich iſt's geworden Nacht,
Kein Dämmern nach der Abendpracht.
Es leuchten groß und nah die Sterne,
Als hätte ſie der Geiſter Macht
Herabgezogen aus der Ferne.

Ums Zelt des Beduinen Hand
Anzündet einen hohen Brand,
Die wilden Thiere wegzuſchrecken,
Die hungrig in dem Wüſtenſand,
Nach Atzung ſuchend, jetzt ſich recken.

Da naht, auf einen Zedernaſt
Geſtützt, dem Zelte noch ein Gaſt.
„Sei Sohn des Weges uns willkommen!
Milch vom Kamel, des Schlafes Raſt
Mag dir bei deinem Sklaven frommen.“

Abnimmt den Stab dem Gaſt er ſchnell,
Bereitet ihm ein Bad am Quell,
Reicht Speiſe dann, gaſtlich befliſſen,
Und breitet weich ein Löwenfell
Im Zelt ihm aus als Ruhekiſſen.

Als bei des Morgens friſchem Wehn
Der Gaſt will dankend weitergehn,
Faſt feindlich ſtehn die Beduinen,
Die ihren Gaſt ſo gern geſehn,
Sind abgewandt mit finſtern Mienen.

Befremdet fragt der greiſe Gaſt,
Weil das nicht zum Empfange paßt,
Und zu ihm ſpricht der Beduine:
„Willſt du, der erſt gekommen faſt,
Beim Scheiden eine freudge Miene?

Drei Tage und drei Nächte weilt
Ein Gaſt, eh er von dannen eilt.
Nicht fragt der Wirth: wohin? von wannen?
Und welchem Volk er zugetheilt?
Erſt wenn der Tage drei verrannen.“

„„Nun denn es ſei!““ ſpricht drauf der Greis.
„„Doch ſchon zu ſchwach, mein Har zu weiß,
Um Brod durch Arbeit zu erfrohnen;
Laß mich in deiner Kinder Kreis
Denn Lehrer ſein, um dir zu lohnen.““

Und mit dem Beduinen zieht
Nun von Gebiet er zu Gebiet,
Bald an dem Rand der roten Wüſte,
Bald wo des Jordans Welle flieht,
Und an des todten Meeres Küſte.

Und lagern ſie im Schatten hin,
Die Kinder ſammeln ſich um ihn.
Er lehrt ſie Weisheit, Gott erkennen,
Die Tugend lieben, Laſter fliehn,
Und Thier, Geſtein und Pflanzen nennen.

Der Märchenerzäler.

Von Sternen iſt die Nacht erhellt,
Rings tiefe Stille um das Zelt,
Nur fernes Bellen der Schakale.
Um eines Keſſels Glut geſellt
Ruhn die Bewohner aus beim Male.

Und in der Wüſtenſöne Kreis
Erzälend ſitzt der fremde Greis,
Sie lauſchen ihm mit offnem Munde
Und tief erſtaut, was all' er weiſs,
Vergangner Zeiten ernſte Kunde.

Und ſpricht er von des Konigs Macht,
Vom Zedernhaus, der Tempelpracht,
Von tauſend Wagen, tauſend Roſſen,
Iſt es, wie Sternenglanz in Nacht
Ihm übers Antliz ausgegoſſen.

Dann von Dämonen redet er,
Die er versenkt ins tiefste Meer,
Und eingezwängt in Marmorbrüchen.
„Der König ich! ich strafe schwer
Mit viel geheimen Zaubersprüchen.“

Ungläubig schauen Weib und Wirt,
Es scheint ihr Gast ihnen verwirrt,
Zu äußern wagen sie's doch nimmer.
Was unstät ihm im Auge irrt,
Ists Wahnsinn, ists Prosetenschimmer?

Er ist mit ihnen traulich fast,
Und ihnen fremd doch scheint der Gast,
Mit Pflanzen spricht er und mit Bäumen;
Oft wenn das Abendlicht erblaßt,
Spricht Reden er, so wie aus Träumen.

In sternenheller Nacht sie sahn
Von Felsen ihm Gazellen nahn,
Und Adler kamen ihn zu grüßen,
Sie sahen Löwen, unterthan
Wie Hunde, liegen ihm zu Füßen.

Dann wieder ſingt er in die Nacht,
Wie Wind in Harfen klingt's mit Macht.
Wie zu Jeruſalem die Pſalmen,
Sein Haupt umfließt's, wie Sternenpracht,
Und neigen ſich vor ihm die Palmen.

Und oft bei heißer Mittagsglut
Er ſchreibt, wenn er im Schatten ruht,
Raſch auf Papyrus Worte, Zeilen,
Die ins Gewand er haſtig tut,
Wenn zu ihm her die Kinder eilen.

Dann liebkoſ't er die kleine Schar,
Stellt ſich geſellig menſchlich dar
Und neigt ſich küſſend zu ihr nieder —
Und Sprüche, weiſ' und wunderbar,
Lehrt er die Kinder freundlich wieder.

Und ſeit er weilt als Gaſt im Zelt,
Hat Segen reich ſich eingeſtellt,
Er findet Quellen in der Erde,
Neuer Oaſen grüne Welt,
Und zehnfach iſt vermehrt die Herde.

Das Sterben.

Und einmal ſind in finſtrer Nacht
Die Zeltbewohner aufgewacht,
Sie hören donnern, Sturmwind wehen,
Sie ſehn in roter Blitze Pracht
Die fernen Berge Moabs ſtehen.

Der Beduine tritt hervor,
Er ſpäht hinaus und lauſcht empor,
Erfaßt von nie gefühltem Schauer,
Es dringt ein Beten ihm ans Ohr,
Und herzerſchütternd bange Trauer:

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Biſt du! Kurz iſt des Menſchen Zeit,
Und ein Jahrtauſend kommt und gehet —
Zukunft iſt ſchon Vergangenheit —
Wie Wächterruf in Nacht verwehet.

Der Menſch fährt durch Gefahr und Not
Auf wildem Strom in ſchwankem Bot —
Er gleicht dem Winde, gleicht dem Schaume,
Der Blume, die am Abend rot,
Des Morgens welk, dem Traum im Traume!“

Es geht der Stimme nach der Hirt,
Die immer leiſer, leiſer wird;
Da unter einem Palmenbaume
Erblickt er, ſtaunend und verwirrt,
Den Gaſtfreund knien am Jordanſaume.

Und in dem Palmengipfel ſitzt
Ein Adler, wie ſein Auge blitzt,
Sich regen ſeine dunklen Schwingen —
Der Tod iſt's, der die Sele itzt
Des Beters ſoll zum Herren bringen.

Proſeten darf er nahen nicht
Mit ſeinem Schreckensangeſicht,
Sie ſterben, als ob ſie berühre
Ein flüchtger Kuß, ein blendend Licht,
Ob Gottes Hauch vorüberführe.

Es ahnt der König seinen Tod,
Er merkt, der sonst sein Haupt umloht,
Sanft den Profetenschein erblassen,
Und spricht: „Mein Gott, Herr Zebaot,
Du wirst nicht deinen Knecht verlassen!“

Noch einmal atmet er — und aus
Der Palmenkrone mit Gebraus
Erhebt der Adler sein Gefieder,
Trägt über Wolken weit hinaus
Zum Licht das Lichtgeborne wieder.

Und eine Stimme ist erwacht,
Ein kläglich Weinen durch die Nacht,
Bist du es Geist der Mutter wieder?
Ein Löwe naht zur Leichenwacht,
Streckt zu des Königs Haupt sich nieder.

Todesbotſchaft.

Auf Nebos Fels flammt Morgenglut,
Es blitzt und rauſcht des Jordans Flut,
Die Palmen ſtehn im Morgenthaue,
Und wo der tote König ruht,
Voll Roſen blüht die Jordanaue.

Der Wüſte Sohn mit banger Scheu
Neigt ſich zur Leiche und zum Leu,
Der an des toten Königs Seite
Die Wache hält geduldig treu,
Bis nahen wird das Grabgeleite.

Ums Angeſicht des Todten weht
Erhaben ſtille Majeſtät;
Ein Buch liegt bei des Hauptes Locken;
Was auf der erſten Seite ſteht,
Der Hirte lieſt's zu Tod erſchrocken:

„Ich war, umglänzt vom Diadem,
Einſt König von Jeruſalem,
Vertrieben und vom Volk verlaſſen,
Ich diente, wanderte ſeitdem
Des Elends und Exiles Straſſen.

Ich ſann und ſang ein Trauerlied
Poſaunenklangs: Kohelet zieht
Zu meinem Volk als ein Vermächtniß;
Jahrtauſend um Jahrtauſend flieht,
Fort lebt es in der Welt Gedächtniß."

Der Wüſte Sohn, von Schreck erfaßt,
Weiß nun, wer ſeines Zeltes Gaſt,
Und wer geweſen iſt ſein Segen.
Hinauf zum Tempel ohne Raſt
Eilt er Jeruſalem entgegen.

Dem Hohenprieſter kündet er
Des toten Königs Wiederkehr;
Vernehmend die geheime Kunde
Gebietet tiefes Schweigen der
Des Beduinen Botenmunde.

Heimkehr.

Die Erde deckt tiefblaue Nacht,
Ein friſcher Windhauch iſt erwacht,
Der dunklen Palmen Kronen zittern,
Der bleiche Schein der Mondennacht,
Des Oehlbaums Silberblätter flittern.

Durch das Gebirg von Juda ziehn
Drei ſchweigende Geſtalten hin,
Auf weißem Maulthier ſitzt die eine,
Und von des Thieres Hufen fliehn
Zuweilen Funken am Geſteine.

Es ſitzt der König auf dem Thier,
Die Wangen bleich, die Augen ſtier,
Und an des Stummen Seite ſchreitet
Der weiſe Aſſaf, ſein Vezier,
Der ſtumm am Zaum das Maulthier leitet.

Nachſchreitet über Stein und Block
Ein Mann in weißem Prieſterrock,
Verbrämt mit purpurblauer Wolle,
Er trägt des Königs Bettlerſtock
Und von Papyrus eine Rolle.

Seltſamre Reichskleinode trug
Man vor noch keinem Krönungszug,
Bei keiner königlichen Feier;
Ueber den Drei'n mit ſtillem Flug
Hoch in den Lüften kreiſt ein Geier.

Gefräßig Thier, was lockt dich an?
Die Männer ziehn lautlos die Bahn
Durch des Gebirges dunkle Reiche
Zur Stadt Jeruſalem hinan —
Es trägt das Maulthier eine Leiche.

Der Mond ſcheint hell in blauer Nacht,
Ein friſcher Windhauch iſt erwacht,
Des Oelbaums Silberblätter flittern,
Dem Zuge folgt der Geier ſacht,
Die Königsleiche mag er wittern.

Die Höhe ſteigen ſie empor,
Und Mauerzinnen, Turm und Tor
Aufragen jetzt vor ihnen mächtig,
Und auf Moria hebt hervor
Jehovas Tempelbau ſich prächtig.

Drin zog der Ewge wieder ein
In einer Wolke Dämmerſchein;
Durchſcheinend ſind die mächtgen Quadern,
Sie glänzen in die Nacht hinein,
Als flöße Licht in ihren Adern.

Die Männer nahn, bald Morgen ſchon,
Dem Haus vom Walde Libanon,
Sie ſchnallen ab vom Thier die Leiche
Und tragen ſtill hinauf zum Tron
Die totgefällte Königseiche.

Es lag die Stadt im Schlaf und Traum,
Glanzvoll iſt jetzt des Himmels Raum,
Des Morgens Silbertropfen näſſen
Den purpurnen Granatenbaum,
Die ſchwärzlich grünenden Zipreſſen.

Und Freudenrufe, Jubelhall
Durch Straſſen hin, entlang dem Wall,
Den Kidron auf, den Oelberg nieder,
Dem Volke ſagt Poſaunenſchall:
Der König iſt gekommen wieder.

Weit auf iſt des Pallaſtes Tor,
Es blickt das Volk erſtaunt empor
Und ſiehet auf dem Löwentrone,
Gehüllt in Gold und Purpurflor,
Den König, auf dem Haupt die Krone.

Aufragt die rieſige Geſtalt,
Der Bart ſchneeweiß zum Gürtel wallt,
Gleich einem mächtgen Waſſerfalle;
Zur Stunde des Gerichtes ſchallt
Poſaunenruf jetzt durch die Halle.

Geſtemmt auf ſeinen Stab die Hand,
Zur Stadt hinab, hinaus zum Land
Sehn regungslos des Königs Blicke;
Dem Volke ſcheint es, ſtumm gebannt,
Als ob er mit dem Haupte nicke.

Der weiſe Aſſaf tritt heran,
Er beugt das Knie und betet an,
Er lauſcht, als ob er es vernähme,
Was jetzt der König kundgetan,
Als ob's von ſeinen Lippen käme.

Ausrufer dann, mit lautem Ton,
Den Ausſpruch künden ſie vom Tron,
Fortbrauſt er durch des Volkes Wogen;
Indeß die Prieſter haben ſchon
Dem Tron den Teppich vorgezogen.

Das Volk erfüllt ein froher Mut,
Es wallt der Freudenopfer Glut,
Der König herrſcht auf Zion wieder,
Den ſie verjagt in blinder Wut —
Sie ſegnend, blickt er auf ſie nieder.

Auf Höhen dampft mehr kein Altar,
Wo Opferbrand entzündet war
Dem wilden Gräul von Moabs Volke;
Glanz Gottes wieder wunderbar
Wohnt in dem Dunkel einer Wolke.

Des Volks iſt viel, wie Sand am Meer,
Es ißt und trinket nach Begehr,
Reich fällt die Frucht vom Feigenbaume,
Der Weinſtock iſt von Trauben ſchwer,
Vom Meere bis zum Wüſtenſaume.

Nur in dem Haus von Libanon
Erſchallt kein Laut, erklingt kein Ton;
Ein traurig Kommen, ſtummes Gehen,
Kein Auge hat, ſeit lange ſchon,
Den König opfern mehr geſehen.

Die Krieger halten ſchweigend Wacht,
Die Schrecken ſcheuchen ſie der Nacht,
Mit ihren goldnen Schilden klirrend.
Kein Laut, nur die Hyäne lacht,
Zuweilen in den Gärten irrend.

Vezier und Prieſter hält Gericht,
Die Stämme Israels ahnen nicht,
Daß ein Fantom nur niederblicke
Vom Tron, wenn es zu ihnen ſpricht,
Der Prieſter nur lenkt die Geſchicke.

Doch unſichtbar hat ſtill ein Gaſt
Sich eingefunden im Pallaſt,
Des Unterganges finſtrer Bote,
Kaum ſichtbar bebt der Zedernaſt,
An dem ſich aufrecht hält der Tote.

Doch wenn es ſtill iſt in der Nacht,
Iſt Leben in dem Stab erwacht,
Ein Picken, Ticken iſt zu hören,
Es ritzt und bohrt und hämmert ſacht,
Läßt in der Arbeit ſich nicht ſtören.

Es übt ſein Gräberamt der Wurm,
Was brauſend nicht vermag der Sturm,
Erdbeben nicht, der Berge Flammen,
Es ſinken Burgen, Tron und Turm
Vor ſeiner ſtillen Macht zuſammen.

Nachts einmal iſt das Volk erwacht,
Des Wurmes Arbeit war vollbracht,
Morſch brach der Stab, es fiel der Tote —
Verſchlungen Macht und Pracht in Nacht,
Und Zion glänzt im Morgenrote.

Makamen Salomo des Königs.

So erzählte der König Salomo, der mächtige und der einst prächtige König in Jerusalem, geschmückt mit dem Profeten- und Geisterdiadem, als er arm mit Pfeil und Bogen mit den Beduinen durch die Wüste gezogen, wenn sie lagerten in einer Oase, die Kamele und Esel grasten im Grase. Oder wenn die Nacht Kühlung sandte, vor den Zelten das Feuer brannte, das fern die raubenden Tiere der Wüste bannte. Sie fragten nicht bei seinen Makamen, woher ihm die wundersamen Kunden kamen, die sie von ihm vernahmen. Ihm aber im traurigen Exil gewährte der Erinnerung Spiel wehmütiger Freuden viel, durch vergangenen Glanzes Heraufbeschwörung und Verklärung zu seines Nachruhms Vermehrung und der Menschen Belehrung.

Der Tron.

Und Salomon baute einen Tron, wie einen gleichen kein Volk noch schaute, und herzustellen kein König auf

Erden sich getraute, mit künstlich schön geformter Zier aus Elfenbein und Gold von Ophir; auch blitzte von funkelndem Gestein der Tron, von Beril, Smaragden und Chalzedon. Erblinden hätten müssen die Augen davon, wenn Engel, ihn umflügelnd ganz, nicht beschatteten das Licht und den Glanz. Oben von Löwen und Adlergestalten war der Sitz für den König gehalten. Sechs Stufen führten hinan von rothem Porphir, auf der ersten stand ein goldener Stier, gegenüber sah ihn an ein goldenes Löwenthier; auf der zweiten Stufe ein goldener Wolf mit rotem Gefrieße und gegenüber ein Lamm mit goldenem Vließe; auf der dritten kam ein goldener Panther geschritten, ein goldenes Kamel lag ruhig inmitten. Auf der vierten Stufe ein goldener Ar breitete aus ein mächtiges Flügelpar, ein goldener Pfau ihm gegenüber war. Auf der fünften Stufe ein goldener Hahn sah friedlich eine goldene Katze an; auf der sechsten blickte ein Sperber wild auf einer Taube goldenes Bild. Doch auf der Spitze des Trons über des Königs Haupt schwebte ein Sperber, von einer Taube geraubt. Des Königs erhabene Gegenwart besiegt, was ewig sich bekämpft und bekriegt. Neben dieser Gruppe glänzte eine goldene Lampe, eine von goldenen Rosen bekränzte, mit Pfannen für Oel, mit schlanken Zangen, die aus gegossenem Golde prangen. Hinter dem Trone, um dem Könige Schatten zu geben, waren gepflanzt zehntausend goldene Reben. Vor dem Tron auf zwöltausend Altären saßen der Heiligen

Scharen, auf Stühlen von Sandel zwölftauſend Weiſe und in unnahbarem Kreiſe auf Teppichen zwölftauſend Profeten, um den König anzubeten. Ueber dem Trone hoch oben ſchnoben in Wolken drinnen die Genien-ungeheuer und Dſchinnen und, verhüllend faſt der Sonne Stral, Rieſenvögel ohne Zal. Denn Salomon, des Königs David Sohn, herrſchte über tauſend Nazionen, über ſiebenzig Religionen, über alle Tiere, die auf der Erde wohnen, die durch des Meeres Tiefen gleiten und in der Luft die Flügel ſpreiten. Wenn der König ſtieg den Tron hinan, da faßten ihn die Tiere an und hoben von Stufe zu Stufe ihn nach oben, bis ſie auf ſeinen Sitz ihn erhoben, wo ihn mit rauſchenden Schwingen die goldenen Adler empfingen, und der Höchſte und Letzte ihm aufs Haupt die Krone ſetzte. Eine goldene Taube kam mit des Geſetzes Buch' in den Krallen und ließ es in die Hände des Königs fallen; mit ihm war das Geſetz, in das er leſend ſich verſenkte, das alle Tage des Lebens den Geiſt ihm tränkte. Wenn nun der König zu richten begann, hielt ſeinen Atem der Sturmwind an, es hörte das Meer auf zu rauſchen, und fing an das Weltenall zu lauſchen. Es blieb die Sonne ſtehen, um nach dem König unverwandt zu ſehen. Dann war des Königs Spruch zu hören, geflügelte Boten trugen ihn zu allen Weltenſphären, und eh ſie ihn verkündeten, zitterten auf der Erde alle Verſündeten. Und wagte ein falſcher Zeuge ſich heran, da fingen auf des Trones

Stufen die Löwen zu brüllen an, die Adler zu kreiſchen, als wollten ſie den Zeugen zerfleiſchen, der Wolf fing an zu heulen, der Pfau zu krähen, in wildem Aufruhr waren alle Tiere zu ſehen, ſie ſträubten die Flügel, ſchüttelten die Mähnen und fletſchten mit den Zähnen. Und die falſchen Zeugen ſchrien entſetzensvoll: „O haltet ein mit eurem Zorn und Groll. Laſſet ſein das Drohen und Flügelſchlagen, wir wollen die unverfälſchte Wahrheit ſagen. Nicht ſoll um uns die Unſchuld ſterben, und die Welt in ihren Urveſten verderben.“ Wenn vorbei war die Stunde des Gerichts, genügte vom König ein Blitz des Augenlichts, da fingen die Meere wieder zu rauſchen an, die Sonne verfolgte ihre Bahn. Unter dem Trone brauſte und ſchnaubte der Genien Kariatidenhaupt, die Winde fingen an die Flügel zu ſchlagen, um den Tron durch die Lüfte zu tragen. Peris und Vögel regten und bewegten die Schwingen, um mit Wächeln und Fächeln dem Könige Kühlung zu bringen und des Trones Glanz und Licht und Gefunkel zu hüllen in heiliges Dunkel.

Krieg mit den Dämonen.

Wie mächtig und prächtig auch Salomo regierte, die goldenen Zügel der Herrſchaft führte, als Meiſter über Tiere und Menſchen und Geiſter; ſo waren doch viele von ihnen nicht erſchienen, um dem Gottgeſandten

huldigend zu dienen. Vor Allen widerſpenſtig waren die Dſchinnen, die im Mondgebirge auf Empörung ſinnen. Die wilden Geiſter ſind ergrimmt, daß Mancher von ihnen am Hofe Dienſte nimmt, als Höfling den Rücken krümmt und als ſklaviſcher Kariatide trägt den Tron des ſtolzen Königs Salomon; ſtatt frei in der Gebirge Regionen unter Fürſten ein Fürſt zu wohnen, und es ſandten Botſchaft zur Hölle die Dämonen, wo die Teufel tronen, um ſich mit ihnen zu verbinden, den ſtolzen Herrſcher zu überwinden. Und Satan, ſelbſt voll Rachedürſten, berief die ſtärkſten der Höllenfürſten: den Teufel der verbotenen Getränke, den Teufel der falſchen Ränke, den Teufel, der die Lügen verbreitet, den Teufel, der zu Gottloſigkeit verleitet, den Teufel der Religionsneuerungen und der Gebetzerſtreuungen, den Fälſcher von Verträgen, und der lehrt mit falſchen Gewichten zu wägen, der Tyrannen geheimen Rat, den Teufel der falſchen Tränen und des Verrats, den Teufel, der an Gott erweckt den Zweifel, den Mord- und Wolluſtteufel. Und die Dſchinnen aus Meeren, Gebirgen und Wüſten kamen heran, um ſich zu rüſten. Viele als Kamele mit Drachenſchwingen, als Eſel mit Löwenmähnen-Ringen, mit Elefantenrüſſeln als Mäuſe, auf Naftaſchläuchen reitende Vogelgreife, tauſend und abertauſende ſchleppen Wolken herbei; im Sturme ſauſende Vulkane, in Feuer erbrauſende und, um zu toſen, wirbelnde Waſſerhoſen.

Der König Salomo unterdeſſen berief ſeine Here, an Zal unermeſſen. Den Bannfluch über die Dämonen ließ er niederſchreiben auf metallene Scheiben und ſie befeſtigen an des Trones Kanten mit Nägeln von Diamanten, die weithin bunte blendende Blitze ſandten. Hierauf befal er den Engelgeſtalten an allen Ausgängen des Himmels und der Erde Wache zu halten, denn ſchwerer als die Dämonen beſiegen, iſt es den Satan gefangen zu kriegen. Salomo zwang auch den Weltendrachen, mit ihm gegen die Dſchinnen gemeinſame Sache zu machen, durch ſein zaubermächtiges Siegel. Der Weltendrache hat ſiebenmalhunderttauſend Flügel aus biegſamen Edelſteinen, ins Unendliche ſich ſtreckend, das Weltenall bedeckend. Auf jeder Feder dieſer Flügel mit feuriger Lanze ſteht ein Engel, lobpreiſend Gott im ewigen Glanze. Nach ſiebenmalhunderttauſend Jaren einmal ſpricht der Drache: „Gott iſt groß, ſeine Wunder ſind ohne Zal! Er iſt der Welten Herr und Held!“ Das ſind die Jubeljare der Welt. Wenn der Drache ausatmet, ſpeit er ſieben Höllen aus, und Kampf und Mord beginnt in dem Erdenhaus; wenn er einatmet, kehren Ordnung und Ruhe wieder in alle Sphären. Die Sterne ſind die Schuppen ſeiner Haut, ſein Schweif iſt das Chaos, vor dem es Gott ſelbſt graut. Alles umringend, alles umſchlingend, in ſich ſelbſt verſchlungen hält er die Unendlichkeit umrungen und hat mit Salomos Helden die Dſchinnen bezwungen. Es ſtoben die Dämonen auseinander

nach allen Weltenzonen, um sich zu retten vor Gefangenschaft und Ketten. Doch gerieten viele in Gefangenschaft und wurden getan in ewige Haft, in Weinschläuche, in Flaschenbäuche. Viele wurden in eherne Riesentöpfe getan, und legte Salomo selbst die Siegel an. Andere, die sich am wildesten erhoben, ließ er in gespaltene Bäume einkloben, wo sie ewig im Zorne toben, viele zwischen platte Steine klemmen und diese verbleien und mit Eisenklammern verstemmen, um ihnen Atem und Leben zu hemmen.

Nur Satan war nicht zu erreichen, er rettete sich stets mit hundert Listen und Streichen und wußte immer glücklich zu entweichen, als Feuer, als Wasser bald, als Wind und zu Rauch geballt. Und endlich, um ganz sicher zu sein, schlich er sich frech zum Tron des Königs ein. Da fingen die Tiere an ängstlich zu schrein, ein Zittern ergriff sie, ein Flügeldehnen, es schwollen die Kämme, und bebten die Mähnen. Die Schlange nur und der Pfau erkannten ihn genau, die durch ihn verführt das Paradies verloren und verwiesen wurden aus seinen Toren, und es lispelte der Pfau in des Königs Ohren den allmächtigen Bann, dem der Satan nicht widerstehen kann:

O Herr, der du die Engel hast mit
Licht geschmückt,
Der Welt mit Herrlichkeit das Angesicht geschmückt,

Kein Gott iſt außer dir, du biſt der
Welten Herr,
Es iſt dein Mund mit Allmacht, wenn er
ſpricht, geſchmückt.
Dem Tag gabſt du den Glanz, der Nacht der
Sterne Schein,
Das Herz haſt du mit des Erbarmens
Pflicht geſchmückt.
Des Himmels Pracht, der Hölle Tor haſt
du gewölbt,
Ihr Ende mit dem ewigen Ge-
richt geſchmückt.
Der Fürſt der Hölle ſelbſt, er iſt dir
untertan,
Nur ihn haſt du mit deiner Liebe
nicht geſchmückt,
Bis mit Gebet und Reue und durch
frommes Werk
Sich endlich das rebelliſche Ge-
ſicht geſchmückt.

Dem Spruche vermochte Satan nicht zu widerſtreben und mußte auf Gnade und Ungnade ſich ergeben. Salomo ließ ihn feſſeln mit einem Har aus ſeinem Gürtel, der aus Adams Locken gewoben war.

Satans Gefangenſchaft.

Im Lande Kanaan, welch eine Wandlung, kein Schiff zog durch die Brandung zu glücklicher Landung. Verödet lagen und verlaſſen durchs ganze Land die Straßen. Die Buden alle waren geſchloſſen in den Bazaren, und Niemand kaufte und verkaufte Waren. Verſchwunden der Tſchinnen und Profeten Heer, ſie kamen nicht zu huldigen mehr. Der König ſaß auf ſeinem Trone einſam, nur mit ſeinen Gedanken gemeinſam. Als er an die Könige und Profeten ſandte, zu fragen durch ſeine Vogelgeſandte, warum ſich Alles aus ſeiner Nähe verbannte? Da ließen ihm ſagen Könige und Profeten, daß ſie lieber Gott, als ihn anbeten. So blieb Salomo allein mutterſelen, es fing auch an ihm an Proviant zu fehlen und Hunger ihn zu quälen. Die Körbe, die er geflochten, keine Käufer anzuziehen vermochten. Den einzig ihm treu gebliebenen Diener hieß er laufen, der ging in den Bazar unter die Buden, da traf er einen Juden, der im ganzen Land als größter Wucherer bekannt. Er bot die Körbe ihm ſpottbillig, doch dieſer ſprach unwillig: „Was ſtörſt du mich in meiner Erbauung und in Gottes Anſchauung?“ Bei dieſer Kunde aus des Erzwucherers Munde fing es zur Stunde den König zu grauen an. Verödet war ſein Divan, und waren alle Geſchäfte der Regierung abgetan.

Seit Satan eingekerkert, haben die Könige sich gegenseitig nicht mehr geärgert; die Völker alle lagen in Frieden, und jeder Streit war von der Erde geschieden, Schwertfeger hatten keine Schwerter zu schmieden, langweilig wurde es hiernieden. Schon Tage lang hatte der König nicht zu essen und, um seinen Hunger zu vergessen, ging er, abgelegt sein Diadem, spazieren durch die Straßen von Jerusalem. Da kamen und flehten in Gottes Namen säugende Mütter ihm entgegen: „Wie sollen wir, o Herr und König, die Kinder nähren und pflegen? Groß ist die Hungersnot, wir schmachten, ohne Milch und Brod. O rette die Kinder und uns vor dem Tod!“ Da befahl, Erbarmen fühlend mit Mutter und Kind, der König dem Wind, zu schütteln die Palmen, an denen Datteln sind und diese herzuwehen, damit die Säuglinge vor Durst nicht vergehen. Kaum hatte der Wind den Befehl erhalten, schien's als ob sich Wolken dunkel ballten, ein Rauschen ließ sich hören, in den Lüften ein Bewegen, und es fiel herab ein reicher Dattelregen. Die Mütter nährten sich mit Behagen, und es hörten auf die Kinder zu weinen und zu klagen. Es füllte der König selbst sich die Taschen, um heimgekehrt von der süßen Frucht zu naschen. So währte viel Tage und Wochen der Segen, der goldne Dattelregen, bis im ganzen Morgenland ohne Frucht jede Palme stand.

Da erschien Chiser, ein Weiser und Proset, vor des Königs Majestät. Sein tiefgeheimes Wesen entdeckte

in der Felsengebirge Finsternissen des ewigen Lebens Quelle, grüner Glanz fließt aus von ihrer Welle. Er selbst ein ewiger Jüngling bewacht der Quelle smaragdene Pracht, er nippt nach jedem Jahrtausend einmal von ihrem Schaum, grün ist um seine Lippen der Flaum und grün sein Gewand, einen Weinstock führt seine Hand. Seit Äonen wandelt er auf der Erde, ewig jung ist seine Gestalt und schön seine Geberde. Er beginnt, wenn des Winters Schnee zerrinnt, zu schmücken den Frühling und das Land, mit grünem Teppich die Wiesen und läßt aus Knospen grün die Blätter sprießen. Er befreit die Quellen und Flüsse vom Eise, daß sie rauschen zu Gottes Preise. Grün ist des Wachsthums Zeichen, der Schein der Hoffnungsreichen, grün ist die Kraft des Ruhms und der Kranz des Heldenthums. König Salomo in seiner Einsamkeit war von dem Besuche Chisers hoch erfreut; er weiß, daß schon in uralter Zeit er viel mit Moses verkehrte und manch ein Geheimniß und Wunder ihn lehrte, als noch das Joch Egyptens sein Volk beschwerte. Und Salomo sprach mit freundlichem Munde: „Gesegnet sei die Stunde, in der du gekommen bist, wo mein Reich in tiefer Betrübniß ist." Und Chiser sprach: „Den Sieger begrüß' ich im Dämonenkriege und wünsche dir Glück über Satan zum Siege. Aber, o König, bedenke, daß Satans Ränke die Leidenschaften der Menschen bewegen, damit sie ihre Geister regen. Seitdem du ihn gefesselt hast, ist die Welt in Untätigkeit fast, und tödtliche

Ruhe ihr Gaſt. Satan ſetzt der Menſchen Blut in Brand, und auch er iſt von Gott geſandt. Er dient dem Herrn als widerſpenſtiger Knecht und treibt unwillig des Menſchenrades Geflecht, er ſtachelt zum Böſen, das Gutes bringt dem Menſchengeſchlecht.“ Der König fragte, als er dies vernommen: „Und wird nie der Tag der Verſöhnung kommen? wo die Finſterniß vergeht, nur Licht das Weltenall als Aether umweht? Weißt du es Profet?“ Und Chiſer erwiderte darauf: „Es geht der Weltentag einſt auf, wenn Satan reuig die Formel ſpricht, die mit Licht auf des Geſchickes Tafeln ſteht, mit der Satan um Erlöſung fleht.“ Und Salomo fragte: „Wie lautet die, Profet?“ Chiſer fing wieder an zu reden und ſprach die Formel aus Eden:

Kein Gott iſt außer Gott, dem Guten,
im Weltenall;
Doch rächend macht er Böſe bluten
im Weltenall.
Kein Gott iſt außer Gott, dem uralt
Mächtigen,
Den Reu'gen ſtraft er nicht mit Flammenruthen
im Weltenall.
Kein Gott iſt außer Gott, wer zu
verſinken droht,
Er faßt und hebt ihn aus den Fluten
im Weltenall.

Kein Gott iſt außer Gott, und wer ſich einſt
empört,
Den rettet er, ſelbſt aus der Hölle Gluten,
im Weltenall.

Nachdem der König dies vernommen, iſt noch mehr Weisheit über ihn gekommen. Anbetend ſprach er: „Gott allein iſt allwiſſend und groß!“ und gab den Satan wieder frei und los. Der erhob ſich entfeſſelt als Wetterwolke, es bebten die Herzen allem Erdenvolke, ſein Antlitz glühte als rotes Meteor, bis es in weiter Ferne ſich verlor, und donnernd aufſprang der Hölle ehernes Tor.

Drei Genien.

Es ſaß einmal der König allein in ſeinem Sal, der aus Zedernholz gezimmert, von goldenen Knäufen iſt umſchimmert. Das Haupt von Profetenſchein erhellt, ſann der König nach den Geſchicken der Welt und in ihr Geheimniß verſunken zuckten in ſeinem Blick ihm Funken. Da tauchten aus der Tiefe im Corridor drei ungeheure Geniengeſtalten empor, doch je näher ſie kamen heran, nahmen ſie kleinere, menſchliche Formen an. Als heran die Erſte trat, der König an ſie die Frage tat: „Wer biſt du Fremdling, der mir naht?“ Der Genius erwiderte, es klang wie Geſang: „Ich ſehnte mich nach dir ſchon lang. Die Sanftmut bin ich und ewig ſinn'

ich, zu dir o König zu kommen und zu werden von dir aufgenommen.“ Der König drauf: „Du bist ein guter Geselle, bei einem König doch ist nicht deine rechte Stelle. Sein Ansehn würde sich bald verlieren. Wolle lieber bei meinen Untertanen dich einquartieren.“ — Und herein jetzt majestätisch wallt die zweite, Glanz umflossene Gestalt. „Wer bist denn du, die so schön mir naht und hehr, was ist dein Begehr?“ Und sie erwiderte, es klang wie Gesang: „Ich bin die Vernunft, nur selten zu finden in der Könige Zunft; doch mit dir möcht' ich verbinden mich gern, mit dem Könige, vieler Könige Herrn!“ Der sprach zu ihr: „Ich danke dir; dich halt' ich hoch in Ehren, doch muß ich gegen dich mich wehren. Immer mit dir umzugehen, da wär' es um jeden Lebensgenuß geschehen. Hofmeisternd würdest du stets mir die Lust verderben, langweilig wär' es zum Sterben. Doch will ich dir meinen Hof nicht verwehren, nur mußt du viel mit meinen Ministern verkehren.“ — Rührend schön, die Lippen weich geschwellt, von Wehmut die Augen erhellt, nahte jetzt der Gestalten dritte und sprach: „Ich bin die Bitte. Andere nennen mich das Gebet, ich möchte stets weilen bei deiner Majestät.“ Und der König sprach zu ihr: „Sei willkommen mir! Weiche nicht von meiner Seite, du bist des Menschen bestes Geleite. Zu Gott die Erhebung ist des Herzens beste Belebung, durch des Gebetes Leitung gewinnt das Leben erst Sinn und Bedeutung.“

Der Oſtwind.

Der König Salomo pflegte zuweilen, um mit den Wolken die Reiſe zu teilen, ſein Gefolge fort zu ſchicken und ſich zu ſchwingen auf des Oſtwinds Rücken, um einſam, mit Sonnen und Sternen nur gemeinſam, in unermeßlichen Räumen, Herrliches zu ſchauen und zu träumen. Bald trug ihn ſo hoch ſein luſtiges Roß, daß er war der Sterne Genoß, bald ſchoß es pfeilſchnell nieder und berührte die dunſtigen Täler wieder. Erhob der Oſt ſeine gewaltigen Flügel, da halfen nicht Zaum noch Zügel; und wieder kein Ruf, kein zürnendes Wort trieb ihn aus den Tiefen fort. Der König ſtaunte über die Erſcheinung und fragte um ſeine Meinung Simurg, den Vogelweiſer: „Erkläre mir, warum der Oſtwind unter mir nach oben fährt und plötzlich, wie ein tolles Pferd, ein nicht zu bändigender wilder Geiſt, wieder in die Tiefe mich reißt?“ Da ſprach Simurg, der Vogelgreis, der um jedes Geheimniß weiß, dem es gegönnt war in der Himmelsburg zu wohnen mit allen voradamitiſchen Salomonen: „Wenn du wieder auf dem Oſtwind, o König, reiteſt und durch die Wolken gleiteſt, dann merke, was deine Seele denkt, in ſich verſenkt. Sind es erhabene Gedanken, trägt dich der Oſtwind über der Erde Schranken hoch empor, durch der Sterne Chor; doch wenn deine Sinne mit Irdiſchem ſpielen, ablenkend von höchſten Zielen, ſtürzt der Oſtwind aus des Himmels freien Lüften hinab mit dir zu den Erdenklüften.“

Tier-Audienzen.

Nachdem der König Salomon geerbt ſeines Vaters Tron und auf Hebron tauſend Brandopfer dargebracht, erſchien ihm Gott im Traum der Nacht, und er betete, vor allen Gütern im Leben, ihm Weisheit zu geben, damit in ſeinem Reiche und am Weltenrad keine Speiche, im Tier- und Menſchenleibe, ihm nichts verborgen bleibe. Dann bat er auch, ihm die Gnade zu gewähren, in allen Sfären Alles zu hören, bis auf die Ameiſe, die leiſe kriecht hervor aus des Elefanten Ohr. Er bat, daß die Winde, ihm dienend, regen die Schwingen, um aus aller Welt ihm Kundſchaft zu bringen. Was immer mag geſchehen, er wollte Alles auch ſehen bis auf die Mücke, die auf einem ſchwarzen Felſenſtücke in finſterer Nacht aus dem Schlaf erwacht. Seitdem kam auch, um ihm zu huldigen, ihm Geheimniſſe zu ſagen und über Unrecht zu klagen das Tiergeſchlecht, er ſprach ihm Recht und war ſtets bereit, zu ſchlichten jeden Streit.

Die Nachtigall.

Es kam einmal zu ſeinem Richterſal klagend eine Nachtigall.

Zwei Sperber hatten ſie ingrimmig gezupft, ihr die Federn ausgerupft, weil ſie längſt den Tieren allen mit ihrem Singſang zur Laſt gefallen, ein leichtſinniger

Müßiggänger, ein bummelnder lyriſcher Sänger, der ewig mit ſeinem verliebten Gekoſe verfolgt die Roſe. Als Zeugen ſolcher Faullenzerei kamen die Gans und der Rabe herbei. Die Nachtigall fing an zu ſprechen, es war zum Herz zerbrechen: „Sieh Herr! wie mich die Sperber zugerichtet, ich ſtehe vor dir in Scham vernichtet, faſt nackt und blutig zerhackt. Doch bevor deine Weisheit richtet und die Böſen vernichtet, erlaube, daß ich in meinem tiefen Leide, zuerſt Zeugen ausſcheide, denn unglaubwürdig ſind beide. Als Noa den Raben ausgeſandt, kam er nicht mehr zurück vom Land, er hat in ein Aas ſich feſtgefreſſen und den Auftrag treulos vergeſſen. Wie darf ein ſolcher Lump es wagen, vor dir, o Herr, als Zeuge auszuſagen? Und die Gans mit ihrem kleinen Gehirne, wie kann die Dirne mit frecher Stirne ſich unterſtehen, vor dir als Zeugin zu ſtehen, um mich zu ſchmähen? Als Jona, der Profet war aus des Fiſches Bauch getreten, und alle Tiere kamen ihn anzubeten, war die dumme Gans es nicht, die vergeſſen die Anſtandspflicht, und indeſſen in einer Kohlſtaude wühlte, welche als Schattenzelt den Profeten kühlte? Und hat Gott dafür dem blöden gefreſſigen Tier die Sprache nicht genommen? Jetzt will ſie als Zeugin ſchnattern kommen!“ Der König lächelte vor ſich hin, ihm ſchien die Sängerin recht tapfer ſich zu verteidigen und ließ Gans und Raben nicht beeidigen. Der ſelbſt fünftauſend Lieder geſungen, fühlt ſich von den Gründen bezwungen,

welche die Dichterin der Nacht, die Sangesgenoſſin vorgebracht. „Ei“ ſprach der König Salomon „du ſingſt jetzt in ganz anderem Ton, als ich gewohnt bin zu meiner Freude dich zu hören, Nachts im Roſengeſtäude. Dir aber ſoll, troz aller Vögel Groll, die Freiheit bleiben zu ſingen, die Nächte verliebt zu verbringen, all dein Lebelang. Deine Arbeit iſt der Geſang.“ Der Richterſpruch ſetzte alle Tiere in Erſtaunen und fingen an ſich leiſe zuzuraunen: „Die Gerechtigkeit ſchied aus des Königs Haus; es hackt eine Krähe der andern die Augen nicht aus. Solch ein partheiiſcher Richter kann nur ſein ein Dichter, der ſelbſt das hohe Lied hat geſungen und tauſend Weiber verliebt umſchlungen“. Die Nachtigall hüpfte fröhlich davon und ſingt mit ſchmelzend ſüßem Ton, nach wie vor, zum Aerger dem fleißigen Vögelchor.

Die Ameiſe.

Und an demſelben Tage kamen unzälige Tierkarawanen mit Klauen, auf Schwingen, Geſchenke huldigend dem Könige darzubringen. Auch die Ameiſe kam, und der König nahm, ihr gnädig zugewandt, ſie auf die Hand. Als ein Geſchenk im Munde hat ſie ein Fäſerchen von einem Blatt. Sie ſprach mit beſcheidenem Sinn: „Ich bin die Ameiſenkönigin. In meinem State wohnen arbeitſamer Untertanen Millionen, die ſich in ſtäter Arbeit quälen, gehorchend meinen Befehlen. Klein iſt

unſere Kraft, doch was der Einzelne nicht ſchafft, vollbringen Alle treu und gut, denn groß iſt unſer Mut. Du aber biſt ein Meiſter der Menſchen und der Geiſter, du biſt ein Profet, dem die ganze Welt zu Gebote ſteht. Alle Schätze ſind aufgehäuft vor dir, verſchmähe drum nicht das kleine Geſchenk von mir, die dir ehrerbietig naht, um Huld zu erflehen für ihren Stat." Dem König hat die Rede wolgetan und er nahm dankend von ihr das Faſerchen an. Am Trone die Tiere von Gold nickten und haben Beifall gezollt.

Der Schlangenkönig.

An einem Tage nahte der Schlangenkönig auch mit ſeinem Heer und State. Er lag, auf dem Haupte eine Krone goldgezackt, auf einem Teller von Smaragd, und dieſer wurde auf einem Edelſteinwagen von einem Rieſendrachen getragen. Er trug eine grünblaue Panzerhaut, wie eine ſolche der König noch nie geſchaut. Selbſt unter den goldenen Tieren am Trone fing an eine Bewegung, als ſie das Seltſame ſahn: Die Adler fingen zu regen an die Schwingen, es ſchlug der Pfau ein Rad, golden, grün und blau, es blöckte das Lamm, der Löwe ſchüttelte den Mähnenkamm, es hob der Wolf die Tatze und miaute die Katze, der Panter ſchlug mit ſeinem Schweif einen gewaltigen Reif, es krähte der Hahn, Stier und Kamel fingen zu brüllen an. So grüßten erſtaunt und ſeltſamtonig die Tiere den Schlangenkönig.

Der reckte und ſtreckte ſein Haupt empor, und weil er ſeit Eden ſeine Stimme verlor, ſo züngelte er ſtumm zum Gruß im Kreiſe herum. Und auch Salomo neigte ſein Haupt und, ſo weit der Horizont ſich zeigte, ehrerbietig beugten ſich all der Könige und Profeten Scharen, die um den Tron verſammelt waren. Dann wies Salomo dem Gaſte mit ſeinen Völkerſchaften Jeruſalem an zum Pallaſte. Und vor dem Schlangenkönig einher zog ſein Heer: Baſilisken, Eidechſen, Drachen und Schlangen vom Oelberg herab zur Stadt zu gelangen, bedeckt war wimmelnd jeder Pfad im Thale Joſafat und an des Kidrons Gelände ohne Ende. Erfüllt mit Schrecken hat es die heilige Stadt, als ſie es ſchaute ſich dehnen und recken und immer weiter ſich ſtrecken. Doch als die Bewohner ſahn den hohen Prieſter, mit dem Steine-funkelnden Schilde angetan, ſich nahn, und ſingend die Chöre der Levitten dem Heere entgegen ſchritten; da faßten ſie wieder Vertrauen und fingen an ſtaunend zu gaffen und ſchauen. Der Schlangenkönig befal ſeiner Drachenzal zu ſchließen den Augenſtral, der weit auf ſieben Meilen Menſchen und Tiere kann tödtlich ereilen, gleich vergifteten Pfeilen. Er hieß den Baſilisken zur Erde zu blicken, damit ſie nicht die Vögel berücken, die ſonſt vom Zauberblick gebannt aus den Wolken fallen aufs Land. Dann ſchnellte der König ſich herab vom Drachen, in Jubel ſeine Heere ausbrachen. Vom Hohen-prieſter ehrerbietig eingeholt, hat er ſich demütig geringelt

und gerollt bis zu der Tempelstätte und verharrte da anbetend lang im Gebete. Erst dann zur Burg begab sich der Schlangenkönig mit seinem Stab.

Die Zikade.

Nun fragte der König den Widhopf und den Raben, ob sie die Zikade vorgeladen haben. Verklagt war sie vor dem Tron von einer Vogeldeputazion, daß sie durch ewiges Geschrei zuwider allen Vögeln sei und ihnen jede Freude an Bäumen und Wiesen verleide. Ihre Antwort dem König vorzubringen, zitterten dem Widhopf und Raben die Schwingen; bis ihnen wieder der König zu reden geboten. „O Herr nicht zürne deinen Boten. Als wir die Vorladung brachten der Zikade, schrie sie: ich suche bei Hofe keine Gnade. Was soll mir der Weg zu Salomo frommen? Bedarf er meiner, so mag zu mir er kommen." Alle Tiere bebten, als sie dies vernommen, daß des Königs Zorn erwachte, der aber lachte über die putzige trutzige Kleine: „Nun denn demnächst erscheine, bemüht sie sich nicht zu mir, ich bei ihr." Aufhob der König den Divan drauf und schwang auf sein Reitpferd, den Ostwind sich auf, um nach Palmyra zu eilen, die Nacht hindurch bei seinen tausend Frauen zu weilen. Doch wie der König und Zikade zusammen kamen und sich benahmen, erzähl' ich in einer der nächsten Makamen.

Am folgenden Tag begab der König ſich zur Zikade ins Thal hinab, um das kleinſte keckſte Geſchöpf unter den Sternen doch kennen zu lernen. Sie ſprang ihm ſogleich entgegen, fing an ihr kecks Maul zu bewegen: „O großer König Salomon! du ſteigſt herab ſelbſt von deinem Tron, um einer armen Sängerin zu verbieten den fröhlichen Sinn? Kennſt du mich denn auch und meine Lebensweiſe?“ ſchrie die Naſeweiſe. „Ich preiſe Gott durch meiner Stimme Klang den Tag hindurch, die Nächte lang, ſein würdigſter Preis iſt froher Mut und Geſang. Ich eſſe kein Korn, weil Adam durch ein Korn das Paradies verloren. Ich trinke Waſſer nicht, weil es als Sündflut die Menſchheit zu Grunde gericht'. Demütig leb' ich auf der Au und nähre mich nur vom Tau. Du weißt, o König, wie weiſe du auch biſt, es nicht, daß Demut die ſchönſte Tugend iſt, durch ſie wird groß das Kleine, das Niedrige erhöht mit ihr im Vereine. Weil der Ararat vor anderen Bergen demütig ſich erwies, belohnte ſich dies, und er durfte in der Sündflut Tagen die Arche auf ſeinem Rücken tragen. Alle Berge nach Erſchaffung der Welt haben ſtolz ſich aufgeſtellt. In Demut ſchwieg allein der Ararat, drum als die Wogen der Sündflut genaht, wallten ſie über die Gipfel der höchſten Berge Chor, den niederen Ararat hoben Engel empor. Ich ziehe die Bäume als Wohnort den Steinen vor, demütig zieht der Baum das Waſſer an, er trägt's bis in ſeine Krone hinan, hartherzig aber iſt der Stein, er nimmt

kein Waſſer an. Dafür läßt ihn, ins Waſſer getan, das Waſſer untergehn, doch trägt es freudig ſtolz auf ſeinem Rücken das Holz. Der kleinſte Dienſt in der Welt hat Geltung und bringt dankbare Vergeltung, den kleinſten Dienſt, ſelbſt vom kleinſten Geſchöpf erwieſen, Gott ſieht ſelbſt dieſen und wird vom Herrn in Gnade geprieſen. O großer König wie klein ich bin, laſſe mich als Sängerin bei frohem Mut und freiem Sinn." Salomo hörte herablaſſend, die Lehre von Demut ins Herz ſich faſſend und erlaubte, in ſeiner Gnade, zu ſingen und zirpen der Zikade, zum Aerger der Vögelſcharen, die klagen über ſie gekommen waren.

Die Königin von Saba.

Von den Tieren an Salomons Tron, war vor Monden der Waldhahn entflohn, und als der König zornig fragte, wo der durch alle Welten jagte, da kam er juſt geflogen und ſagte: „Gnade, Gnade! Beherrſcher der Welten! o wolle mich nicht ſtrafen und ſchelten. Seit Monden ſchon eſſ' ich in Trauer mein Brod und trinke Waſſer in banger Not. Mein unſteter Flug hat mich getragen, bis wo der Welten Grenzberge ragen. Ich fand ein Land, wo du noch nicht als Herrſcher anerkannt. Doch mich trugen vergeblich nicht die Schwingen, ich hörte fremder Meere Rauſchen und Klingen und in fremden

Lauten reden und ſingen. Ich ſah vor mir ein unermeßliches Reich, an Schönheit dem Garten Eden gleich. Wie bei uns Staub und Steine auf den Straßen liegen, dort eitel Silber und Gold gediegen. Es ſchmeckt wie Milch das Waſſer der Quellen, Muſik iſt das Rauſchen ihrer Wellen, wenn ſie ſinken und ſchwellen. Die Flügel der Vögel glänzen und ſcheinen gleich bunten Edelſteinen. Ein ewiger Frühling ſendet durch die Lüfte der Blumen ſüße Düfte. Und über all der Länder Verbreitung hat eine Königin die Leitung. Nun aber höre die merkwürdigſte Zeitung: ſie gebietet über gewaltige Heere, doch gilt ihr als höchſte Ehre, daß ſie niemals ſchwingen die ſauſenden Klingen und Spere, um Siege zu erringen und Beute heim zu bringen. Ein ewiger Frieden iſt ihren Völkern beſchieden. Sie beten zu Geiſtern, wohnend in den Planeten, die wieder anbetend auf ſafirnen Gleiſen um die Gottheit der Sonne kreiſen. Die Planetengeiſter ſchaffen und weben auf der Erde alles Leben, und nach dem letzten Augenblick kehrt es wieder zu ihnen zurück. Der Menſchen Selen allein kehren in den Sternen ein und erfreut ſie ein ewiges Sein, nur müſſen ſie von einem Stern zum andern, ſich ſtets veredelnd, wandern. Die Schönheit der Königin überſtralt, was die Fantaſie ſich Herrlichſtes malt. Ihre Hare ſind nicht wie die der andern Frauen ſchwarz zu ſchauen; als Sonnentochter umfließt ſie und bis auf die Ferſen ergießt ſich ein Strom von goldenen Fäden, wie

Sonnenstralen blenden sie Jeden. Eine Silbertafel, wie ein weißes Rosenbeet glänzt ihrer Stirne Majestät, an ihr sind die Brauen als Wageschalen des Geschicks zu schauen für den, der es wagt sich ihr liebend zu vertrauen. Die Augen, Selenräuber und Selenjäger sind Feueranleger und Herzenbeweger. Zwei Lilienblätter sind die Wangen, über denen das Morgenrot aufgegangen. Ein lachender Granatapfel sind die Lippen, um Glut und Kühlung von ihnen zu nippen, zwei Purpurfäden, ihr Kuß der Lebensquell aus Eden. Wenn sie reden klingt ihr Schall als tausendstimmige Nachtigall. Wie Silber des Wasserfalls prangt und schwankt ihr Hals, wenn er sich neigt und anmutig dankt. Zwei weiße Perlen sind die Brüste, zwei Anmutverse, die nachdem er sie schuf, Gott selber küßte. Die Mitte des Leibes ist geweiht als Geheimniß der Verborgenheit. Wenn sie schreitet, ists wie eine Lanze, geschwungen im Mondenglanze. Durchsichtig weiß sind ihre Gewänder, die Schönheit verhüllen nur lose Bänder. Nun aber muß ich, o Herr, dir noch berichten, die seltsamste der Geschichten: als eines Tages die Königin zum Bade ging, aus Neugierde hing ich mich in einen Papageienring. Nackt sah ich ihre Gestalt bis zu den Lenden, ich konnte den Blick nicht von ihr wenden, es kann die Sonne mehr nicht die Augen blenden. Ihre Beine nur blieben verhüllt und wurden unter dem Wasser erst enthüllt. Als ich um den Grund einen Vogelnachbar fragte, da kicherte

er und sagte: was nützt es dem Pfau zu schwingen sein glänzendes Rad mit dem Regenbogenstat, wie auch seine Schönheit flunkert und funkelt, sie wird von seinen garstigen Füßen verdunkelt. Wie herrlich auch die Königin erscheine, es sind, sprach leise mein Nachbar, behart ihre Beine."

Als solchen Bericht der König vernommen, war er von Sehnsucht durchglommen, die schönste der Frauen des Morgenlandes zu schauen; doch war es auch ein neugierig süßes Grauen, so seltsam beharte Reize zu schauen. Weit weniger schien es ihn zu rühren, die Heidin zu Erkenntnis Gottes zu führen; doch hat er an sie ein Manifest erlassen, das lautete solchermaßen: „Ich König Salomo biete dir Frieden an und Gruß deinem Divan. Gott, des Name sei gepriesen, hat mich zum Könige aller Völker erliesen, zum Meister der Tiere, Gespenster und Geister. Finsterniß und Hölle sind mir untertänig, von tausend Reichen bin ich König. Komme dein Fernbleiben zu entschuldigen und meiner Macht zu huldigen. Doch unterlasse durch Weigern meinen Zorn zu steigern; sonst send' ich die wilden Vögel in deine Länderreviere, die unbändigen Wieselliere, die Dämonen und Drachen, dein Land zur Wüste zu machen." Das Manifest hing man dem Waldhahn unter dem Flügel an, und dem Vogelgesandten schloßen sich an unzälige fliegende Genossen, nach Kitur der Hauptstadt der Königin, die so begabt mit Schönheit und weisem

Sinn. Als über Kitur die Vogelgesandtschaft sich niedergelassen verdunkelte sie die Palläste und Straßen, man sah die Bewohner vor Schreck erblassen. Da Balkis die Botschaft vernommen, ist Schrecken auch über sie gekommen. Sie beriet mit ihren Weisen und Raten, was zu tun sei in solchen Nöten, und ob es sei geraten, die Reise anzutreten? Nachdem sie lange vergebens sich peinigten, die Schädel durch Nachdenken fast steinigten und endlich sich einigten, rieten sie der Königin sich nicht zu erniedern, doch das Manifest höflich und klug zu erwiedern: „Ich Balkis, von Saba die Konigin, entbiete Gruß mit ehrerbietigem Sinn, dem mächtigen Profeten, Herrscher und Meister über Tiere, Menschen und Geister. Ich habe deinen Ruf vernommen und werde huldigend zu deinem Trone kommen. Das Kostbarste aus meinen Reichen will ich doch erst sammeln, um es dir zu reichen. Auch brauche ich sieben Jahresreisen mit meinem Gefolge zu dir zu reisen. Drum wolle in Hulden dich gedulden. Ich und meine Untertanen wissen, was sie dir schulden, um ihre Ehrfurcht zu beweisen und würdig durch seltene Gaben dich zu preisen." Der Waldhahn und sein Gefolge indessen bekam, wie noch nie, koniglich zu fressen. Dann band die Königin huldreich mit eigener Hand mit einem purpurnen Band das Antwortschreiben, belegt mit goldenem Siegel, dem Waldhahn unter den Flügel, und sofort zog die Gesandtschaft uber Thal und Hügel fort. Doch freute die Königin sich

nicht lange mit ihrem weiſen Anhange, daß durch ihr Zögern mittlerweilen Salomo könnte das Los aller Sterblichen ereilen. Der König aber, als er die Botſchaft vernommen, ſprach, von Bekehrungseifer durchglommen, zu ſeinem Geſandten: „Kehre zurück nach der Königin Landen und ſprich zu ihr: dein König braucht nicht Gold und eitle Zier, ihm ſind alle Schätze der Erde eigen, du darfſt ohne Geſchenke dich vor ihm zeigen. Um dir jedoch die Mühe und Gefahren der ſieben Jahresreiſen zu erſparen, ſchickt er ſeine mächtigſten Geniengeſtalten, um deinen Tron zu heben und empor zu halten und auf ihren ſiebzigtauſend Schwingen dich mit deinem Gefolge vor ihn zu bringen, um dich zu des alleinigen Gottes Lehren, zum Herrn der Himmel und der Erde zu bekehren.“ So ſprach der König laut, doch im Herzen ſtill dacht' er an der Königin Schönheit viel, und trieb ſeine Fantaſie ihr Spiel; neugierig lüſtern nach allen Reizen, ſchienen der Königin behaarte Beine ihn zumeiſt zu reitzen. Indem fort raſ'ten im Sturme die Dſchinnen, ließ er nicht ab auf Mittel zu ſinnen, wie es wäre zu beginnen, wenn die Königin naht mit ihrem Stat, ohne Säumniß zu kommen hinter das Geheimniß. Endlich befahl er ſeinen Dämonen: „Ich will in einem Hauſe wohnen, in durchſichtigen Hallen, gebaut aus ſpiegelhellen Kriſtallen, die wie Waſſer ſcheinen zu wallen. In einem ſolchen blendenden Pallaſt will ich empfangen meinen königlichen Gaſt.“ In Kitur indeſſen war angekommen

der Dämonen Schar und ſtellte ſich der Königin und ihren Räten dar. Der Sonne Glanz verdunkelten ihre Schwingen ganz, und war von ihnen zu hören ein Brauſen, wie wenn Stürme, die ſonſt in Klüften hauſen, durch die Lüfte ſauſen. Die Königin ſprach zu ihren Räten: „Wir haben zu tun es mit einem Profeten, der in ſeiner Macht und Majeſtät Geſchenke verſchmäht; ihm gehört nicht allein die Herrſchaft der Erde an, ihm ſind die Geiſter untertan, ihm will ich in Ehrfurcht huldigend nahn.“ Um aufgenommen zu ſein in höheren Gnaden, ließ ſie dennoch Schiffe mit Gold und Edelſteinen beladen, mit koſtbaren Gewürzen und edlem Holze, ihrer Wälder rauſchendem Stolze. Dann berief ſie ihres Landes Schneider und ließ anfertigen purpurne Kleider für ſechstauſend Jünglinge und Jungfrauen, die ſchönſten ſo die Sonne je mochte ſchauen; alle geboren im gleichen Jahr, an gleichem Tag, zu gleichem Stundenſchlag; mit gleichem Schmuck, in gleiche Gewänder gekleidet, zu prüfen, ob der Profet ſie unterſcheidet, wenn an ihnen ſein Auge ſich weidet. Dann mit ihren Räten und Trabanten vertraute ſie ſich den Dämonengeſandten, die ihre Flügel weit ausſpannten, den goldenen Tron aufhoben, die Königin und ihre Scharen trugen nach oben und die Lüfte erbebten von dem ſchallenden Toben, wie wenn Gewitter erbrauſen in Wolken droben. Doch all dies war durch einen Augenwink des Königs geſchehen, der Pallaſt ſtand vollendet da, und vor ihm iſt ſchon die Königin

zu ſehen. Der König ſaß zu Tron im gläſernen Pallaſt und neigte huldreich ſich zu ſeinem ſchönen Gaſt. Die Königin, zu zeigen ihre Macht und Pracht, war erſchienen in purpurgoldener Tracht; wie ihre Edelſteine und Perlen auch funkelten, ſie waren doch die verdunkelten von ihrer Schönheit Diademe, von ihr, der Perle aller Hareme. Und wie ſie herrlich ſo in ihrem State dem blendenden Glaspallaſte nahte, ſchien es ihr gar nicht wunderbar, daß der König, der aller Zauber mächtig war, auf ſeinem Trone der Kühle wegen im Waſſer wohne. Um nicht zu benetzen ihr koſtbar Gewand, hob ſie es zierlich empor mit der Hand, und Salomo ſah die ſchönſte der Waden, die Gott je geſchaffen in Gnaden, ſo plaſtiſch edel geformt und blank wie Schnee, der auf den Libanon ſank; kein Härchen war zu ſehen noch ſo fein, die Beine geſchnitzt wie aus Elfenbein. Verleumdung war nur, was der König geglaubt; er neigte ſein geſalbtes Haupt und hieß, von Liebesglut raſch durchglommen, die Königin von Saba und deren Frauen willkommen. Sie ſprach: „Ich habe von deiner Allmacht Wundern vernommen, und durch ein Wunder bin ich hierher gekommen. Wie auf Eiderdunen weich, gelangt' ich getragen in dein Reich, dieweil ich die Augen auf und niederſchlug, war vollendet der rieſige Reiſeflug. Der Ruhm von deiner Weisheit geht durch alle Welt, o König und Profet! Doch neugierig, du weißt, iſt der Frauen Weſen, möchteſt du mir nicht Rätſel löſen?“ Gern winkt der König ihr Gewährung.

„So höre und gieb die lösende Erklärung zu deines Weisheitsruhmes Vermehrung:

Welches Wasser fällt vom Himmel nicht?
Welches Wasser quillt aus Felsen nicht?
Süß, bald bitter schmeckt's dem Zecher,
Und doch fließt's aus Einem Becher!"

Der König sinnt nicht lange und erwiedert mit rhythmisch vollem Klange:

„Die Träne fällt vom Himmel nicht,
Die Träne quillt aus Felsen nicht,
Doch sie entströmt bei Glück und Pein
Dem Menschenauge nur allein."

Und wieder fragt die Königin: „Was war im Kästchen drin, das meine Mutter, eine Peri, mir lieh:

Das eine wird gebohrt,
Das andre dient zum Bohren,
Im Meer ist eins und eins
Ist im Gebirg geboren.

Der König schweigt, dreht nur am Siegelringe, schon rauscht es heran mit mächtiger Schwinge, ein Adler, dem in den Fängen die herrlichsten Perlenschnüre hängen, und aus seinem Schnabel leuchtet und brennt der größte Diamant im Orient. Und der König lachelnder Geberde schmückt damit die schönste Frau der Erde. Die Königin entzückt auf zum König blickt, daß

er sich fühlte tiefbeglückt, und sie sprach: „Ich denke schwereren Räthseln nach, der Ruhm deiner Weisheit, o Herr und König, hallt über die Erde tausendtönig.

Von Negern stammt's und von der Erde
ist's geboren,
Sich zu vermehren speist's die eigne
Mutter auf;
Wie Wasser quillt es aus dem Erden-
schoß herauf,
Als Sklave leuchtet es dem Weisen
und dem Toren."

Der König sprach mit lächelnder Geberde: Nafta brennt und leuchtet und ist doch Wasser aus der Erde."

„„O Herr und König, dir ist nichts verborgen, es leuchtet die Nacht vor deinem Geist als heller Morgen. O wolle in Hulden dich noch gedulden, deine Weisheit wird die Antwort nicht schulden:

Ich bin nicht tot und werde doch begraben,
Ich ruh' im Erdenschoß und bin doch wach,
Geheimnißvoll bereit' ich beste Gaben,
Und meinen Tod belohn' ich tausendfach.

Der König winkt seinen Geistern leise, und rauschend zu sprießen beginnt es im Kreise, zu wogen und zu wehen, ein Aehrenfeld ist rings um den Pallast zu sehen aus goldenen Sangen, die windbewegt aneinander klangen,

ſich wiegten und hoch ſich ſchwangen bis ſie des Pallaſtes Dach umfangen. So ſaßen alsbald König und Königin allein im goldenen Wald, und er umſchlang ihre holdſelige Geſtalt; ſie aber wehrte mit verſchämter ſanfter Gewalt. „Ein Rätſel noch löſe“ ſprach die Königin, „verborgen mir ſelbſt iſt ſein Sinn, ein doppelter gar wohnt drin; ſo haben's der Sonne Prieſter verkündet, dem Menſchen wird Heil, der die Deutung findet, weil es die Erde mit dem Himmel verbindet:

Hell klares Leben,
Ein zur Erde Schweben,
Ein verdunkelt ſein;
Ein Wiederkehren
Zu den Wolkenſphären,
Hell klar und rein.“

Der König ſinnt nicht lange und erwiedert mit rhythmiſch vollem Klange:

„Schnee fällt aus Wolken nieder
Als klares Waſſer wieder,
Als Wolke ſteigt's hinan:
Die Sele kommt von oben,
Iſt hier von Nacht umwoben,
Gott hebt ſie himmelan.“

Die Königin hatte noch nie vernommen, daß Selen Gott entglommen in der Menſchen Leiber kommen; ihr, die nur Sterne anbetete und das nicht wußte, fiel

es vom Geiſte, wie eine Kruſte, und ſie lernte durch Salomos Belehrung, der Menſchheit ſchönſte Verklärung. Sie neigte demütig ihr Haupt vor dem König und Profeten und ſank zur Erde, um anzubeten. „Wie mächtig“ ſprach ſie „muß erſt der Mächtige ſein, dem deine Gedanken, Erhabener, ſich dienend weihn, laſſ', o Herr, ſeine und deine Sklavin mich ſein!“ der König, tief beglückt, umſchlang die ſchönſte Frau entzückt, er küßte ſie auf die weiße Stirne und weihte ſie zum Stern unter ſeines Harems Geſtirne.

Der Beſitz.

Es lebte ein Mann in Schiras, der ein ſchönes Weib beſaß, einen Garten voll Wolgeruch und ein prächtig gebundenes Buch; Weisheit enthielt es aller Arten, er liebt' es drin zu leſen, fleißig den Garten zu warten und trieb mit ſeinem ſchönen Weib viel ſüßen Zeitvertreib. Und als er ſeinem Ende nah, ſprach er zum Garten da: „Was hab ich von dir zu erwarten, ich habe dich treu getränkt und gepflegt, wenn man mich zur Ruhe legt?“ Da rauſchten windbewegt der Bäume Spitzen, und eine Stimme rauſchte durchs Geäſt: „Es wird ein Andrer mich nach dir beſitzen, ich kann dir nicht folgen, denn ich wurzle feſt.“ Und traurig gieng des

Gartens Herr in seines Harems Verkerr, wo er zu seinem jungen Weibe sprach: „Meine Kräfte lassen nach, ich fühle mich schwach. Bald werd' ich scheiden von hinnen. Sprich was wirst du für mich beginnen?" Und ihm erwiederte das schöne Weib: „Dein bin ich mit Sel' und Leib. So lange du lebst, werd' ich dir dienen mit heiteren Mienen und klagen, dich begleiten, wenn sie zur Gruft dich tragen; doch wenn du ruhst in ihr, kann ich nicht folgen dir; aber nachweinen werd' ich dir treu, bis die Zeit des Witwenstandes vorbei." Und traurig gieng er in sein Gemach, wo er zu seinem Buche sprach: „Buch, mein liebes Buch, mein treuer Gefärte, das im Unglück als Freund sich stets bewährte und glückliche Stunden mir bescherte, das in der Einsamkeit mich zu trösten war bereit zu jeder Zeit. Scheiden muß ich auf Erden, wirst auch du nach des Lebens Beschwerden mir treulos werden?" Und ihm erwiederte das Buch: „Begleiten werd' ich deinen Leichenzug, dich auch im Grabe verlassen nicht, und dein Helfer sein beim jüngsten Gericht."

Der Fisch.

Es saß beim Male im hellprunkenden Sale der Beherrscher der Menschen und Tiere mit Assaf dem Veziere und Balkis, der schönen Königin, und aß vergnüglich vor sich hin. Springbrunnen verbreiteten Kühle,

und zu mildern die Sommerschwüle, wedelten Sklaven mit Palmenfächern den Essern zu und Zechern. Da trugen Diener auf den Tisch auch einen leckern dampfenden Fisch, und mit heiterem Sinn sprach die schöne Königin: „Wäre durch Zauberfachen dieser Fisch nicht wieder lebendig zu machen?“ Und der weise Vezier erwiedert ehrerbietig ihr: „Wahrheit allein ist die Zaubermacht, die Totes wieder lebendig macht. Versuchen will ich sofort, ein wahres Wort zum Besten zu geben, vielleicht verhilft's dem Fische zum Leben.“ Und weiter sprach er gleich: „Alles in des Königs Reich ist meiner Leitung anvertraut, man horcht auf meinen, wie auf des Königs Laut, und viele Macht ist mein; doch gesteh' ich's ein, ich möchte der König selbst noch lieber sein!“

Und auf dem Tisch fing an zu regen sich der Fisch.

Drauf sprach die Königin mit holdem Sinn und lächelnder Geberde: „Keine Königsfrau auf der Erde kann sich rühmen eines so erhabenen Gatten, er ist eine Sonne unter aller Könige Schatten. Ich teile mit ihm alle Herrlichkeit und Pracht und der Herrschaft Macht, der Liebe seligen Genuß und aller Erdenfreuden Ueberfluß. Nur eines fehlt meinem Glücke, wenn ich einen jüngeren Mann als ihn erblicke, da fällt mir im Herzen ein: möchte so jung auch mein Gatte sein!“

Und auf dem Tisch regte lebhaft sich der Fisch.

Drauf nahm Salomo das Wort: „Die Welt vom Süd zum Nord, von Ost zu West ist mein, geschaffen

mit all ihrem Sein für mich allein, mit Gütern und mit Schätzen mir zu huldigen und mich zu ergötzen. Auf Flügeln des Windes, auf Meereswogen, auf Regenbogen komm' ich, ein Gesandter Gottes, gezogen. Und doch, wenn zwei Menschen vor meinem Tron erscheinen und sehe ein Geschenk mir bringen den Einen und den Andern mit leeren Händen, fühl' ich mein Herz zum Beschenker sich wenden."

Da von dem Tisch in den Wasserkessel sprang lebendig der Fisch.

Der Todesengel.

Aufhob der König und Profet einmal die Hände zum Gebet: „Lasse Herr es gnädig geschehen und vor des Todes Wehen den Feind allen Lebens mich sehen, als Freund und nicht in furchtbarer Gestalt." Da wallt und hebt es sich empor, eine Gestalt, der König wird bleich und bebt davor; doch bald gefaßt, fragt er den unheimlichen Gast noch bang, ob er zu Empfang, oder zu Besuch gekommen? Drauf hat er des Todesengels Antwort vernommen: „Sei nicht bang, nur zu Besuch, nicht zu Empfang." Seitdem kam der Tod, vom Morgen oft bis zum Abendrot, in des Königs Pallast, als Gast, und aus seinem Mund ward dem König manches Geheimniß kund, manche tröstende Betrachtung und erlösende

Weltverachtung. Auch pflegt' er zu erzälen zuweilen, wie er sich muß beeilen und in seine Geschäfte teilen, wie die Frommen im Himmel werden aufgenommen. Zu den ewigen Freuden muß er sie früher in weiße Seide kleiden, durchhaucht von Moschusduft, damit verwehe der Moderhauch der Gruft. Dagegen in Lumpen gehüllt, von Gestank erfüllt, muß er die Lumpen und Lasterhaften zur Hölle schaffen. Er erzählte: „Aus einer einzigen Perle prangt die Tafel des Geschickes, sie langt vom Himmel bis zu Erde nieder und ist breit von Osten bis Westen wieder. Zur Rechten von Gottes Tron hält ein Engel sie seit Äonen schon. Mit einer Riesenfeder aus Licht schreibt er mit Licht in die Tafel ein, was Gottes Rathschluß spricht, der Leben und Tod, Unglück und Heil vorbestimmt, als der Menschen Teil, und jedem ist, was ihn unabänderlich trifft, mit unsichtbarer Schrift, was keine Weisheit ihm kann sagen, auf der Tafel seiner Stirne eingetragen."

Nach langem Gespräche wieder einmal verließ der Todesengel den Sal; da trat ihm des Königs Vertrauter entgegen, starr sah er ihn an, ohne die Augen zu regen. Ein Frosthauch wehte bei seinem Vorübergehen, der Angeblickte meinte, es sei um ihn geschehen und wollte vor Schreck vergehen, er fing an am ganzen Leibe zu beben und fühlte erstarrt des Herzens Leben; es zitterten ihm die Glieder alle und wankend ging er zu des Königs Halle und warf sich nieder vor des Königs Tron: „Herr

ſende mich davon, fern nach Babylon! Anſtarrte der Tod mich eben, Herr und König rette mein Leben. Leihe den Oſtwind mir als Pferd, ehe der Todesengel wiederkehrt!" Der König mit gnädigem Neigen heißt ihn den Oſtwind beſteigen, und eilig fortzuziehen, um dem Tode zu entfliehen. Als der zum Beſuche wieder kam, ſeltſame Auskunft von ihm der König vernahm, da er die Frage an ihn getan: „Warum ſahſt du ſo feſt meinen Diener an?" Der Todesengel ſprach: „Weil ich erſtaunt ihn ſah in deinem Gemach, und ich ſollte doch zur ſelben Stunde nach dem Gebot aus des Herren Munde ihn fallen in Babylon. Ich eilte, um dort ihn zu treffen, davon; denn der Tod darf nur dort die Selen rauben, wo es des Schickſals Beſtimmungen erlauben. Dort ſah ich erſtaunt ihn vor mir ſchon angekommen und habe ſeine Sele in Empfang genommen." Verwundert lernte der König erkennen, daß die Sterblichen nichts ändern können, nicht durch Flucht und durch Gebet, was auf der Tafel des Geſchickes geſchrieben ſteht. Was zu verhindern wird unternommen, muß zu deſſen Befördern frommen, und was der Menſch zu entfernen hofft, dient juſt es anzunahern oft.

Der Edelſtein-Dom.

Wenn König Salomo auf Reiſen war, mußte Humaiar, der Paradieſesvogel, ihn ſtets umkreiſen. Ein ewig kreiſender, durch die Wolken Reiſender hat er nie Geſehenes geſchaut und viel Geſchehenes war ihm vertraut. Er wußte auch ſchön zu erzälen, drum liebt es der König ihn zu wälen, den Vielgelehrten zum Reiſegefärten. Einmal nach gutem Erzälerbrauch erzälte er dem Könige auch: „Im Himmel ragt ein Rieſenberg empor aus goldenen Kieſen, ein funkelnder Pallaſt iſt auf dieſen ſo hoch und herrlich gebaut, daß er faſt in den nächſten Himmel ſchaut. Sein Dom wölbt ſich aus Edelſteinen, die wunderbar glänzen und ſcheinen, gefaßt in Ringen, welche die Finger umfingen von ſiebzigtauſend Salomonen, die ſeit Äonen, vor Adams Zeiten die Weltenherrſchaft leiten. Nachdem jeder der Salomonen erobert alle Kronen, ſtürmte im Hochmut jeder ſelbſt den Himmel an, auch ihn zu machen ſich untertan. Doch vor des Pallaſtes Toren iſt ihnen mit drohend abwehrenden Mienen der Engel der Gräberſtätten erſchienen. Er forderte ihnen die Ringe ab und wölbte den Dom daraus über ihrem Grab. Die Talismane und des Herrſchers Name, in jedem Ringe eingeſchnitten, ſind Gebete und Bitten derer, die in Sarkofagen wohnen, ſind die Grabſchrift-Sammlung aller Salomonen. Ein einziger Ring nur fehlt, er iſt zum Schlußſtein

der Kuppel gewählt, er ſchließt und trägt der Kuppel Laſt, es iſt der Ring, den du ſelbſt o König am Finger haſt. In marmornen Sarkofagen wohnen in dem Pallaſte die ſiebzigtauſend Salomonen; nur ein Sarg ſteht leer noch, du Königlicher, dein harrt er geduldig ſicher.

Der König hat ſtill und beklommen, wie es frommt den Frommen, die Kunde in Demut gläubig vernommen.

Alexander.

Der Zweigehörnte.

Des Morgenlandes Sage nennt Jskender,
Des Königs Philipp Sohn, den Zweigehörnten,
Weil er mit ſeiner Siege mächt'gen Armen
Das Morgenland und Abendland umfaßte
Und eine goldne Brücke ſchlug vom Aufgang
Zum Niedergang der Sonne, drauf die Geiſter,
Metallne Spiegel haltend in den Händen,
Hinſchreiten, ihrer Welten Wunder zeigend.
Doch anders kündet eine andre Sage:
Zwei Stralenhörner ſchoſſen ihm vom Haupte,
Begeiſtrungsflammen des Profetentumes,
Des Genius Heilgenſcheine und des Ruhmes.

Da er geboren ward, umgab ſein Vater
Mit weiſen Männern ihn, an deren Spitze,
Ein Weltenpharus aller Wiſſenſchaft,
Der weiſe Ariſtoteles geleuchtet.
Dem Kinde ſtellten ſie das Horoſkop,
Daß es dereinſt erobern wird die Erde,
Weil Zeus und Aphrodite in Verbindung

Bei ſeinem Eintritt in die Welt geſchimmert,
Und Schönheit mit des Herſchers Macht im Bunde
Die Geiſter zwingt der ganzen Erdenrunde.

Das Orakel.

Mit Fußvolk und mit Reitern zieht der König
Zum Heleſpont, der eine Silberbrücke
Das Abend mit dem Morgenland verbindet
Und jenſeits aufſchließt Aſiens goldnes Thor.
Zu Pferde ſitzt er ſtolz, Helmbuſch umflattert,
Sein Purpurmantel, in der Sonne leuchtend,
Scheint eine Wolke, die den Kriegsgott trägt.

Sein Auge feſſelt jetzt ein ſeltſam Schauſpiel:
Aufragt aus Marmor eine ſchlanke Säule,
Auf die ein Knabe ſich emporgeſchwungen,
Den König und ſein Waffenvolk zu ſehen;
Da fängt die Säule ſich in raſchem Umſchwung
Zu drehen an, und wirbelnd rings im Kreiſe
Hat es den Geiſt des Knaben mit ergriffen:
Proſetiſch fließen Reden ihm vom Munde,
Seltſame Sprüche, ferner Zeiten Kunde.

Zu seinem Lehrer wendet sich der König,
Er heißt ihn, die Erscheinung ihm zu deuten,
Und Aristoteles spricht zu dem König:
„Begraben ruht hier ein Profet des Volkes,
Wer seinem Denkmal naht, es hält umschlungen,
Den weht ein Hauch an heiliger Begeistrung,
Weissagen muß er jedem kühnen Frager."

Und zu dem Knaben spricht der Mazedonier:
„Du deute mir den selsamsten der Träume,
Den ich, des Ostens fremde Welt betretend,
Geträumt in langer Nacht: von sieben Schlangen,
Von sieben Perlen, sieben glühnden Rosen,
Von sieben Lichtern, sieben Strömen, sieben
Gebirgen und von einem Riesendrachen,
Der siebenköpfig meinem Haupt gedroht."
Des Knaben Augen, glanzlos stierend, scheinen
Nach innen alle Schauenskraft zu richten,
Sein Antlitz zuckt, es bebt von seinen Lippen:
„Sieben Veziere sind die sieben Schlangen,
Die du besiegen wirst durch List und Weisheit.
Die Perlen sind die sieben Königreiche,
Die glüh'nden Rosen deuten ihre Schätze,
Erobern wirst du sie, ein Weltbeherrscher.
Die sieben Lichter sind die sieben Weisen;
Mit sieben Armen greift der Nil ins Meer;
Es tront die Stadt der Welt auf sieben Hügeln,

Du wirſt am Heleſpont ſie mächtig gründen,
Am Nil die andre, die dein Name ſchmückt.
Doch der dir ſiebenköpfig droht, der Drache,
Die wildeſten der Völker ſind's der Erde,
Du wirſt ſie bändigen mit deiner Fauſt,
Der Herrſchaft Zaum in ihre Zähne werfen.
Dann wird die Sehnſucht nach Unſterblichkeit
Dich faſſen, und du wirſt ein Gott dich dünken.
Du aber wirſt doch nach Triumph und Siegen
Dem mächtigeren Herrn, dem Tod erliegen."
Der Knabe ſchweigt. „Sprich, wer wird mich beerben?"
„„Es folgt kein Sohn einſt deines Ruhmes Gleiſen.""
„Noch einmal rede mir: wo werd ich ſterben?"
„„Wo Gold der Himmel und die Erde Eiſen.""

„So werd' ich ewig leben!" ruft der Heros.
Dem Heere läßt er das Orakel künden,
Das ſieht vom Haupt ihm Stralenbündel ſchießen,
Wie er voran zieht auf dem muth'gen Pferde,
In Kraft und Jugend leuchtend und in Schönheit.

Die Amazonenkönigin.

Seltſame Kunde brachte man dem König
Von einem Lande, wo nur Weiber wohnen,
Die, einer mächtgen Königin gehorchend,

Wenn Feinde sie bedrohen, tapfer kämpfen,
Zu Pferde sitzend goldne Lanzen schwingen,
Und Bogen spannend giftge Pfeile schnellen.

Der König zieht allein voran dem Heere,
Nur Feldherrn ohne Waffen sein Geleite,
Und als er vor die wallumringte Hauptstadt
Der Weiber kam, da schloßen sie die Tore.
Er aber sandte lachend seinen Herold
Zur Königin der stolzen Amazonen
Und ließ um Speise ihrer eignen Kochkunst
Sie bitten, denn ihn hungre und die Feldherrn.

Die kluge Königin hieß von dem Walle
Durch ihre Frauen einen Tisch von Gold
An Purpurschnüren langsam niedersenken,
Drauf goldne Becher und kristallne Schalen,
Doch alle waren leer, nicht Wein, nicht Speisen
Enthielten sie, ein Blatt nur auf dem Tische
Mit Pfeilschrift sprach: „Es ist der König hungrig
Nach Gold nur. Von der königlichen Schwester,
Er wolle huldreich dies Geschenk empfangen."

Die Feldherrn lächelten und sahen schweigend,
Einander winkend an mit flüchtgem Blicke;
Der König aber ließ den Weibern sagen:
„Wenn ihr so muthig seid, mich zu verhöhnen,

So tapfer, wie der Ruhm von euch verkündet,
So schneidig euer Schwert, wie eure Zunge.
Kommt denn heraus, gepanzert und gerüstet,
Mit meines Heeres Vortrab nur zu kämpfen,
Das ganze würde euern Stat vernichten
Und euch zum Märchen machen auf der Erde!"

Und wieder flog ein Pfeil herab vom Walle,
Darauf geschrieben stand mit roter Pfeilschrift:
„Dir huldgen, o gewaltger Heldenkönig,
Vom Morgenland und Abendland die Völker
Und beugen sich vor deinen Stralenhörnern,
Vor dem Profetentume deines Geistes —
Und wäre Ruhm dir's Weiber zu besiegen?
Und welche Schmach für dich, wenn wir doch siegten!"

Drauf hieß der König eine Tafel schmieden,
Kunstreich aus Erz, mit einer goldnen Inschrift,
Und sie einmauern in des Stadtwalls Brüstung:
„Der Könige besiegen geht und Länder,
Zog ohne Kampf vorbei an diesen Toren,
Des Weib's gedenkend, das ihn hat geboren,
Fügt keinem Weib ein Leides zu Iskender."

Dara.

Es liegen hunderttausend Krieger tot,
Der Erde kühnste Feldschlacht ist geschlagen,
Fanfaren schmettern, Paukenschläge dröhnen,
Von ferneher ein dumpfes Donnerrollen,
Der Mazedonier Sieg und Ruhm verkündend.
Von seiner Feldherrn mutger Schar umgeben,
Hin über Leichen reitet stolz der König,
Helmbusch umflattert und im Purpurmantel.
Doch plötzlich hemmt er seines Rosses Zügel,
Es liegt ein Krieger sterbend ihm zu Füßen,
Dem Pfeil und Bogen aus den Händen sanken.
Zwei Rosse, vorgespannt der goldnen Biga,
Stehn mit gesenkten Köpfen, leise wiehernd,
Und sehen zu dem Sterben ihres Lenkers.
Schwer hebt sein bleiches Haupt der von der Erde
Und spricht, sich krampfhaft stemmend auf die Rechte:
„Der du zu Rosse tronst, du bist der König!
Ich muß der Herrschaft goldne Zäume lassen,
Er ist jetzt herrenlos, nimm hin, den Erdkreis."

Ausatmend sinkt zurück der König Dara.
Den Mantel von den Schultern löst Iskender,
Den Purpur legend auf des Feindes Leiche.
Dann Pfeil und Bogen, königlicher Herrschaft
Symbol im Morgenland, hebt auf der König
Der goldnen Biga Speichen stolz besteigend,
Der Rosse Zügel fassend in der Faust,
Und über Heldenleichen und Standarten,
Zerbrochne Schwerter, abgehackte Lanzen,
Kamel' und Pferde, über alle Beute
Des Morgenlandes fährt dahin der Sieger.
Ein blutiger Komet, die Geißel schwingend,
Ihn sieht das Heer und hunderttausend tönig
Grüßt es als einen Gott den Heldenkönig! —

Zehntausend Palmen heißt der Sieger fällen
Und von Zipressen einen Riesenwald,
Draus Scheiterhaufen schlichten auf dem Schlachtfeld
Für König Dara und für seine Krieger.
An steinernen Altären bringen Magier
Schlachtopfer dar des Landes dunklen Göttern,
Anstimmend heilger Todtenlieder Chor.
Und wie die Lohe steigt von den Altären,
Verhüllten Angesichtes reicht der Priester
Dem König die entbrannte Totenfakel;
Iskender schleudert ihren roten Blitz
Stumm in die höchste Palmenpiramide.

Auf der in königlichem Schmucke Dara
Mit ſeinen Waffen ruht und goldnen Schätzen.
Die Magier gießen betend Oel von Roſen
Und ſtreuen eine Sat von Weihrauchkörnern
Und Ambra in die raſch geweckten Flammen,
Die Rieſenflügeln gleich von goldnen Adlern,
Des toten Königs Angeſicht umwehn.

Das Heer, das lautlos ſtand in ſcheuer Ehrfurcht,
Erhebt jetzt banngelöſt ein Kriegsgeſchrei,
Das mit des Sturmes Allgewalt die Lüfte
Erbeben und erzittern macht die Erde;
Dazwiſchen Hörnerrufe, Paukendonner,
Und in die Tauſende von Scheiterhaufen,
Darauf ein ganzes Volk von Leichen ruht,
Sie ſchleudern jubelnd ihre Fackellanzen;
Es brennt der Palmen- und Zipreſſen-Urwald.

Ein Gräber-Eremit.

Ruinen und Ruinen von Palläſten,
Geborſtne Mauern, eingeſtürzte Kuppeln
Und Säulenhallen liegen aufgetürmt,

Weithin geworfen, von Dämonen ſcheint es,
Ward dieſer Trümmerwelt wirr große Szene.
Erdbeben hätten nicht und Kriegesſtürme
Vermocht zu ſchaffen ſolch ein wildes Chaos.
Geſchlechter um Geſchlechter mußten ſterben,
Bis ſie geplündert alle Marmorbrüche
Der Erde, um die Pracht einſt aufzubauen,
Die ſeit undenkbar alter Zeit zerſtob,
Erreichbar nicht dem menſchlichen Gedächtniß.
Denn tauſendjährge Rieſenbäume breiten
Weithin die Schatten aus, wie ſtumme Hüter,
Die mit des Wachstums Kraft dereinſt die Quadern
Geſprengt und mächtig eingezahnt die Wurzeln.

Der König wandelt ſtaunend durch der Trümmer
Erhabne Einſamkeit und ihre Schauer.
Die altſten Prieſter nur ſind ſein Geleite,
Die, alter Sagen kundig und Geſchichten,
Seltſames künden auf des Königs Fragen:
„Es iſt der Name dieſer Stadt verſchollen.
Die Sage ſelbſt, nicht nennt ſie mehr die Götter,
Die hier geherrſcht, es zeigen einzle Trümmer
Die Mächtgen als geflügelte Geſtalten,
Mit Löwenhäuptern und mit Tigerklauen.
Schatzgräber fanden einſtmal in Gewölben,
Die tiefer ſind, als hoch die Trümmer ragen,
In irdenen Gefäßen goldne Münzen,

Seltſamer Zeichen Schrift bedeckte ſie,
Undeutbar, wußte Niemand ſie zu leſen.
Ein greiſer Bettler nur, der zwiſchen Gräbern
Hier einſam wohnt, in ſtetem Schweigen wandelnd,
Der las die Schrift, wir hörten fremde Laute,
Seltſame Sprüche, niegehörte Namen
Zalloſer Völkerſchaften und von Kön'gen,
Die von Geſchlechtern zu Geſchlecht hier herrſchten.
Doch wunderbarer noch als all die Wunder
Klang, was, zum erſtenmal das Schweigen brechend,
Der Bettler ſprach, für immer dann verſtummend:
Er nannte jene Kön'ge ſeine Ahnen
Und ſich den letzten ihres Götterſtamms."

Der König hört die ſeltſamſte der Kunden,
Und zu den Prieſtern ſpricht er, die ihm folgen:
„Ich will den Götterſohn, den königlichen
Genoſſen grüßen gehn in den Ruinen!"

Vor einem Grabgewölbe ſitzt der Bettler,
Weiß fließen Bart und Har ihm um das Antlitz,
Verwittert und durchfurcht gleicht es dem Felſen,
An dem er lehnt. Auf vorgeſtreckten Händen
Wägt ſtieren Blickes er zwei Totenſchädel,
Nicht achtend ſeiner Gäſte in der Wildniß.
Als ihn der König fragt: „Was iſt dein Tun hier?"
Erwiedert er und wägt die Schädel weiter:

„Es ſieht mein greiſes Auge nicht mehr klar,
So ſoll mir prüfend das Gewicht es zeigen,
Weiß' einer dieſer beiden Schädel war,
Ob einem König, oder Sklaven eigen?"

Den König hat der Spruch ins Herz getroffen,
Und ſeines Heeres Zuruf dünkt ihn Spott,
Das bei dem Leichenpomp von König Tara
Ihn ſiegestrunken pries als einen Gott.
Und zu dem Bettler ſpricht der König wieder:
„Ich lade dich zu mir aus dieſen Gräbern,
Um, deiner königlichen Ahnen würdig,
Mit mir fortan zu wohnen im Pallaſte.
Wie oder iſt dein Wunſch beflügelt anders?
Er iſt gewährt. Sprich du aus freier Sele!"
Und ſpricht darauf der Gräber-Eremit:
„Purpurner Schwerterführer, Kronenhalter,
Kannſt du mir Freuden ohne Sorgen geben,
Und eine Jugend, der nicht folgt das Alter,
Und ohne Tod das flüchtge Erdenleben?"
Und wieder ſchweigt er, in Betrachtung ſinkend,
Die Schädel läßt er rollend niederfallen
Und achtet nicht des ſtolzen Purpurgaſtes,
Der ſinnend aus der Marmorwildniß ſcheidet.

In Jeruſalem.

Vom Meeresſtrande durch die Ebne Saron
Und das Gebirge Juda zieht der König
Mit ſeinen Kriegern, Roſſen, Heereswagen,
Faſt ſinken unter ihnen ein die Berge,
Erſchrocken retten Adler ſich in Wolken,
Und Löwen zagen in den Palmenwäldern.
Der König will Jehovas Stadt erobern,
Das auserwählte Volk ſich unterwerfen.

Als nach Jeruſalem die Kunde kam
Vom Heereszug, war alles Volk erſchrocken.
Es brachte Opfer dar der Hoheprieſter,
Die Aelteſten des Volks berieten lange
Und ſprachen aus: „Nur Unterwerfung rettet.“

Der greiſe Hoheprieſter Simeon
Legt an die weißen ſchimmernden Gewande,
Verbrämt ihr Saum mit purpurblauer Wolle,
Und ſchnallt um ſeine Bruſt die Urim Tumim:
Den Silberpanzer mit zwölf Edelſteinen,

Die leuchtend jeden Stamm des Volkes nennen.
Er ſchreitet mit den Aelteſten des Volkes,
Die rote Fackeln in den Händen tragen,
Des Königs Heer entgegen vor die Tore
Jeruſalems; helltönende Poſaunen
Verkünden durch das Lager ihre Ankunft.
Und da ſie vor des Königs Antlitz kamen,
War juſt die Sonne ſtralend aufgegangen;
Und als der König vor dem Hohenprieſter
Sich tief verneigte, ſeine Augen ſchließend,
Da meinten ſeine Feldherrn und die Krieger,
Es neige ſich der König vor der Sonne,
Geblendet, alſo tief zur Erde nieder —
Und ihren Irrtum merkend ſprach der König:
„Solch eine heilige Geſtalt, wie dieſe
Erhaben ſchön, mit hellen Geiſteraugen,
Sie ſtieg empor vor mir in goldnem Nebel,
Wenn ich mein Heer in eine Feldſchlacht führte,
Und ſie zerfloß, bis ich den Sieg errang.“

Zum Hohenprieſter, Simeon dem frommen,
Sprach drauf der König: „Mich geleite du
Hin auf Moria zu Jehovas Tempel.“
Dem König ſchritt voran der Hoheprieſter,
Die Aelteſten des Volkes aber folgten.
Sie ſchritten ſchweigend durch des Tempels Vorhof,
Wo ſtill das Waſſer fließt des eh'rnen Meeres,

Dann wo auf goldnem Tiſche lag das Schaubrod.
Doch als ſie kamen nah der Bundeslade,
Die, Cherubimbewacht, mit heilgem Schauer
Erbeben macht das Herz, da ſprach der Prieſter:
„Eintreten darf hier einmal nur im Jahre
Der Hoheprieſter, wenn mit ſeinem Volke
Sich Gott verſöhnt, denn ſeines Weſens Abglanz
Wohnt drinnen in der Dämmrung einer Wolke,
Aus der hervor Jehovas Blitze fahren
Und töten, wer vermeſſen naht dem Heilgen."
Der König trat zurück in ſcheuer Ehrfurcht
Und hieß dem Gott Jehova Opfer ſchlachten,
Zwei weiße Stiere, die kein Joch getragen;
Dann in dem Vorhof ſprach er mit den Weiſen
Und hieß ſie Antwort geben ſeinen Fragen:

„Was war zuerſt da, Himmel oder Erde?"
Und ihm erwiderte der Weiſen Einer:
„Der Himmel, denn es ſteht im heilgen Buche:
Gott ſchuf im Anfang Himmel und die Erde."
„„Was ward zuerſt, Licht oder Finſterniß?""
„Die zweite Sure ſagt des heilgen Buches:
Es war die ganze Erde wüſt und öde,
Und tiefe Finſterniß lag auf dem Abgrund,
Und dann erſt rief der Herr: Es werde Licht!"
„„Was war einſt vor der Schöpfung, und was wird ſein,
Wenn wieder in das Nichts zerfällt das All?""

„Nicht faſſen würde Menſchengeiſt den Urſprung,
Und Wahnſinn ihn ergreifen und Verzweiflung,
Mord üben würde an ſich ſelbſt die Menſchheit,
Wenn ſie den Untergang der Welt begriffe —
Und wie dem Einzelnen der Herr das Ende
Geheimnißvoll verhüllt in ſeiner Gnade,
Steht auch im heilgen Buche nichts vom Ausgang
Der Welt geoffenbart, und ſie iſt ewig.“

Und keine Frage mehr ſprach aus der König,
Er hieß dem Prieſter eine goldne Kette,
Den Weiſen purpurne Gewänder reichen
Und ſchonte gnadenreich das Volk Jehovas.

Der Garten Eden.

Auf ſeinen Heereszügen kam Iskender
Zu einem Fluße im Araberlande,
Deſs Wogen, herrlich rauſchend durch die Ufer,
Urwälder mächtger Palmen ſpiegelnd trugen.
Seltſame, buntgefärbte Vögel ſchwirrten,
Beſchwingte Edelſteine, durch die Lüfte,
Wenn Sonnenſtralen auf ſie niederfielen,
Die durch den wolkenloſen Aether bebend,
Verſengend heiß zur Erde niederbrannten.

Verſchmachtend kam das Heer durch rote Wüſten,
Jetzt aus den Wogen tranken Roß und Reiter.
Der König ſtieg allein hinab zum Bade,
Und wie die Wellen ſeine Bruſt umkühlten,
Es ſtrömte ſüßer Wolduft ihm entgegen,
Die Glieder löſend wonnevoller Hauch.
„Gewiß, es kommt der Fluß vom Garten Eden!“
Und ſolches ſinnend ſtieg er aus dem Bade
Und ging dem Strom entgegen, der die Wellen
Vom Sonnenaufgang her zur Erde wälzte,
Fern ſeinem Heereszuge, traumverloren,
Einſam verſenkt in ſinnende Betrachtung.
Bis ein Gebirge ſich vor ſeinen Blicken
Erhebt, des Himmels Wölbung ſcheint's zu tragen,
Es funkeln große Lichter um das Haupt ihm,
Ein Stralendiadem von hellen Sternen;
Ein Waſſerfall ſtürzt vor aus ſeiner Bruſt,
Es ſcheinen Silberroſen ſeine Wellen,
Die Duft verbreiten, leiſen Falls zerfließend,
So ſüßen Hauch, als alle Erdenlenze
Hervor nicht brachten ſeit der Urwelt Zeiten.
Und ſelig atmend ſpricht vor ſich der König:
„Mich weht beglückend an der Garten Eden!
Mir aber leiht kein Adler ſeine Schwingen,
Und in die Höhe rudert mich kein Kahn —
Wer öffnet mir das Tor vom Garten Eden?“
Er ruft es laut, und überm Waſſerfalle

Erſcheint die mächtige Geſtalt des Hüters,
Deſs Haupt zum Himmel ragt wie eines Berges,
Es ſind zwei dunkle Wolken ſeine Flügel
Und ſeine Augen brennende Kometen,
Und von dem Schwert, das er zum Himmel ſchwingt,
Schießt Blitz um Blitz auf, rote Stralenbündel.
Des Waſſerfalles Brauſen übertönend
Ruft er hinab: „Wer biſt du kühner Fremdling?“
„„Tu' auf, ich bin des Morgenlandes König.
Die Sehnſucht füllt mein Herz, nur eine Nacht
Der ſelge Gaſt zu ſein vom Garten Eden!““
Und ihm erwiedert der gewaltge Hüter:
„Das Tor iſt Gottes. Einziehn nur die Frommen.“
Iskender ruft dem Hüter ſtolz entgegen:
„Ein König bin ich, Frommen gleich zu achten!“
Der Hüter aber auf die ſtolze Rede
Gab ſtrenge Antwort ihm: „Gut iſt kein König,
Es haftet an des Beſten Händen Blut.“
Und ſchloß nicht auf das goldne Tor von Eden.
„So gieb ein Zeichen mir für meine Krieger,
Daß ich bis zu den Pforten vorgedrungen
Vom Garten Eden,“ ruft empor der König.
Da, weißen Bogens aus der Höhe nieder,
Als hätte losgeriſſen ſich ein Stern,
Sinkt es herunter vor des Königs Füße,
Blinkt ihm entgegen eine Silberkapſel,
Unſcheinbar klein und funkelnd wie ein Auge.

Der König hebt das Kleinod von der Erde,
Und in der Bruſt verwahrend trägt er's ſinnend
Auf ſeiner Wanderung zurück zum Heere.

Und wie er weiter ſchreitet wird das Kleinod
Auf ſeiner Bruſt ihm ſchwer und ſchwerer immer,
Faſt beugt's den Nacken ihm, doch mächtig atmend
Trägt er es ſchweigend bis zu ſeinem Zelte,
Wo ihres Königs bang die Feldherrn harren.
Er hört erſtaunt, ihm ſchienen es nur Stunden,
Daß er der Tage drei und drei der Nächte
Dem Heere fern geweſen und den Seinen.
Und er erzält von ſeinem Gang nach Eden,
Vom Kleinod, das der Hüter ihm gegeben,
Das alſo klein, doch ſchwer wiegt wie ein Felſen.
Zu prüfen ſein Gewicht heißt eine Wage
Der König bringen, in die eine Schale
Das Kleinod legen, legen in die andre
Laſtender Schätze viele, Schwerter, Kronen,
Doch ſchnellen ſie empor wie Nebelflaum,
Und bleiern bleibt das winzge Kleinod liegen.
Der König ſieht erſtaunt es, und die Feldherrn
Und ſeine Zeichendeuter heißt er kommen,
Das wunderbare Rätſel zu erklären.
Und Einer ſpricht von ihnen vor dem König:
„Was dir der Hüter gab vom Garten Eden,
Es iſt ein Menſchenaug' im Silberſarg.

So tief iſt das Gewölbe nicht des Himmels
Und alle Meere nicht, um es zu faſſen,
Was unerſättlich dieſer kleine Spiegel
An Pracht und Macht verſchlingt der ganzen Schöpfung.“
„„Und welche Kraft bezwingt““, fragt ihn der König,
„„Die durſtge Habſucht eines Menſchenherzens,
Der Sehnſucht und der Hoffnungen Dämonen,
Den Geier, der in eine prometheiſch
Geſtimmte Sele hackt die wilden Klauen?““
Und Antwort giebt der Magier dem König:
„Ein Grab laſſ' öffnen und daraus den Staub,
In den ein Menſchenherz zerfallen, nehmen,
Und das Gewicht von allen Diademen
Der Erde, aller Weltbeherrſcher Raub,
Des Leibes Wonnen und des Geiſtes Klage
Schnellt auf das Menſchenauge auf der Wage.“

Den Kriegern rings im Kreiſe ſchlägt die Rede
Wie Schwertſtoß an die ſtahlbewehrte Bruſt;
Des Königs Sele aber iſt voll Demut,
Und von der Wage nimmt er auf das Kleinod,
Erſt zentnerſchwer, jetzt wieder leicht wie Flaum
Umhing er es an einem Purpurbande
Und trug's an ſeinem Herzen bis zum Tode.

Gog und Magog.

In ſeinem Zelte ruht auf Pardelfellen
Vor einem Spiegel aus Metall der Heros,
Den er, allein im Kampf mit einem Dämon,
In einer wilden Nacht dem abgerungen.
Lang im Beſitze ſchon voradamit'ſcher
Weltherrſcher, mächt'ger Divenbändiger
War dieſer Spiegel, welcher den Heroen
Die ganze Erde zeigt und ihre Grenzen,
Was in den Tiefen ſchlummert der Gebirge,
Und was geheimnißvoll verbirgt das Weltmeer.
Doch heute lebt kein Bild im Zauberſpiegel,
Wie weiße Nebel bebt es auf der Fläche
Vor Sonnenaufgang, ſteigend bald und fallend,
Bald reißen ſie, zuſammenfließend wieder,
In lautlos trägen Wandlungen begriffen.
Wie Windhauch fliegt es jetzo durch den Spiegel,
Die Nebel ſteigen auf, von Sonnenſtralen
Vergoldet als ein roſenheller Vorhang —
Und eine niegeſehne große Bergwelt
Liegt vor des Königs glanzerſchrocknem Auge.

Des Urgebirges wild gezackte Höhen.
Zu denen wagt den Flug empor kein Adler,
In Furcht, daß ihn der Schwingen Kraft verlasse,
Daß sie die Sonnennähe ihm versenge.
Es schäumen Wasserfälle in die Tiefen,
Endlos hinab in wilde Kesseltäler;
Drin wimmelt zahlos Volk, seltsam gestaltet,
Behart wie Tiere, die in Höhlen wohnen,
Die Augen blutig rot, in Mordlust glänzend,
Das Haupthar trotzig aufgebäumte Mähnen
Des kampfbereiten Löwentiers im Zorne.
Wie Lanzen schwingen sie die Wucht von Eichen,
Unbändig scheinen sie gewalt'ge Riesen.

Der König läßt von Statira den Weisen
Ins Zelt entbieten, Kunde zu erlangen,
Wie das Gebirge heißt und die Bewohner?
Der spricht zu seinem königlichen Schüler:
„Das ist das Weltgebirge Kaukasus,
Dess schneeige Kuppen in den Himmel ragen.
Drin wohnen Jafet's Söhne, Noa's Enkel,
Die wilden Völkerschaften Gog und Magog.
Da steigt kein Rauch empor von frommen Hütten,
Der goldnen Ernte reift kein Feld entgegen,
Und keine mildgestimmten Götter schütten
Herab der Sitte und des Geistes Segen,
Die wilden Kräfte der Natur zu bändigen

Und des Barbarentumes Nacht zu endigen.
Aus dieſer Felſenwelten dumpfen Nebeln
Führt nur ein Tor von wilden Berggiganten
Zur heitern Welt der Götter und der Menſchen;
Draus bricht von Zeit zu Zeit das tieriſche
Geſchlecht hervor, wie rieſge Waſſerfluten,
Verheerend alles Land, fruchtſchwere Saten,
Die Menſchen tötend und die Herden raubend,
Mit des Barbarentumes wilder Roheit
Vernichtend, was des Menſchen Sinn erfunden,
Und was der Geiſt mit göttergleicher Hoheit
Geformt, was er gelöſt hat und gebunden."

Der König hört des weiſen Lehrers Worte
Und ſpricht zu ihm: „Du biſt der Erde kundig,
So leite mich und meine Heeresſäulen
Zur Urwelt des Gebirgs, das im Metalle
Sich zauberhaft vor unſern Augen ſpiegelt.
Mit einem unverwüſtbar mächt'gen Walle
Sei das dämoniſch wüſte Reich verriegelt,
So wehren will ich dem Barbarentume,
Der Welt zum Heil, dem Griechenvolk zum Ruhme!"

Und als Iskender kam zu dem Gebirge
Und zu der Rieſenſchlucht, die weit ſich auftut,
Aus der hervor die Völker Gog und Magog
Verheerend brechen in die weite Welt:

Da ließ er hundert Tage lang und Nächte
Das Eisen und die Kohlen der Gebirge
Aufhäufen in der Schlucht bis zu den Höhen,
Brennspiegel dann, groß wie die Sonnenscheibe
Dem Blick erscheint, aufstellen an Gerüsten.
In Feuer bringen sie die Kohlenschichten,
Das Blasebälge, die wie Stürme schnauben,
In Flammen setzen bis empor zum Himmel,
Bis alles Eisen rot und glühend wurde,
Bis daß es schmolz zu einem Riesendamme,
Grundtief empor bis zu der Felsen Kamme.

Und nach vollbrachter Arbeit bringt der König
Den Göttern Opfer dar, dann einen Seher
Läßt er weissagen von der Zeiten Zukunft.
Ein Knabe führt den greisen blinden Seher,
Der redet vor dem König und den Feldherrn:
„Laß' Herr das Feuer erst auf dem Altare,
Das deinen Göttern brennt, in Asche sinken;
Gedanken werden dann mir eingegeben
Von meinem Gotte, und dann will ich reden."
Wein gießt der Priester auf die roten Kohlen,
Die zischend, weißen Rauch aufwirbelnd, sterben.
Und von des Sehers Lippen strömt die Rede:
„Kein Volk ist ewig, und die Götter sterben,
Bis Einer nur beherrschen wird das Weltall.
Die du jetzt eingedämmt die trotzig wilden

Gewalten, ewig rütteln ſie am Damme,
Ohnmächtig ſeinen Widerſtand zu brechen.
Doch einmal auf Geheiß des Welten-Einen,
Es wird der Tag des Weltgerichts erſcheinen.
Ein Heerrauch wird durch vierzig Tag' und Nächte
In eine weiße Nacht den Erdball hüllen,
Bis er ſich langſam hebt, wie Morgennebel
Zerfließend, aufgetrunken von der Sonne,
Die rückwärts rollt vom Oſten hin zum Weſten.
Die Himmel ſpalten ſich, wie Oel zergehend,
Und Mond und Sterne ſinken in die Meere,
Die, rot entflammt, gewaltge Wogen wälzen.
Dann werden ſein drei Sonnenfinſterniſſe,
Und Grauen faßt des Menſchen bange Sele.
Der Mann, wenn er am Grabe eines Mannes
Vorbeigeht, ſpricht: O wär ich tot wie dieſer!
Das Weib, verhöhnend alle Zucht und Schranken,
Wird rufen: Ich will gleich ſein mit dem Manne.
Der Prieſter, goldbegierig, tichtet Böſes,
Und Zwiſt und Hader ſtreut er aus wie Dornen.
Und ein Profet wird auferſtehn und predgen,
Falſch iſt ſein Sinn, betörend ſeine Sprüche,
Bis er, vom unſichtbaren Gott aus Wolken
Getroffen, niederſtürzt durch eine Lanze.
Dann läßt der Weltenherr den Mann erſtehen,
Der nicht gezeugt, von keinem Weib geboren,
Aus einem Felſen tritt, in Erz gerüſtet.

Er ruft die Völker auf von Gog und Magog,
Den Eisendamm der Felsschlucht zu durchbrechen,
Der seit Jahrtausenden der Welt sie abwehrt.
Und sie ergießen sich unwiderstehlich,
Wie Wasserfluten aus den Hochgebirgen,
Hin über alle Erde, Krieg, Verherung
Und Brand verbreitend, Meere Blut vergießend.
Sie werden dünken sich die Herrn der Erde,
Dem unsichtbaren Gott selbst Krieg erklärend,
Giftvolle Pfeile schleudern in die Wolken,
Die rückgeschnellt auf ihre Häupter fallen
Und sie vernichten. Ihre Leichen decken,
Dicht liegend wie die Halme, die Gefilde,
Wenn sie mit scharfer Sense mäht der Schnitter —
Und länger wird es regnen als die Sündflut,
Um das vergoßne Blut hinweg zu spülen
Von aller Erde. Eine grüne Fahne
Wird wehen dann vom Auf- zum Niedergange
Als Zeichen des Hervorbruchs von dem Erdtier,
Das sich gewaltig aus den Eingeweiden
Der Erde wühlt: halb Elefant, halb Löwe,
Stiernackig und mit Augen eines Ebers,
In sich vereinend all der Tiere Kraft!
Es trägt den Mosesstab in seinen Klauen
Und König Salomos urheilges Siegel.
Die Auserwählten streifend mit dem Stabe,
Verklärt zu heilger Wonne sich ihr Antlitz,

Doch den Verworfnen brennt es mit dem Siegel
Das Zeichen der Verdammniß auf die Stirne.
Dann wird der Herr seinen Gesandten senden,
Es wird das Recht der Gurt sein seiner Lenden,
Und fortan wird es Friede sein auf Erden,
Das Schwert zur Pflugschar, Lanzen Sensen werden;
Es wird die Schlange bei der Taube wohnen,
Der Löwe an dem Pflug im Felde frohnen,
Des Tigers Höhlen werden zu Asylen,
Der Basilisk wird mit dem Säugling spielen,
Dem Feuerberge Ruhe sein beschieden,
Den Stürmen Rast, den Menschen Frieden, Frieden!"

Der Seher hat der Zukunft Wort gesprochen,
In dunkler Röte glühen ihm die Wangen,
Die toten Augen fangen an zu leuchten,
Er ruft verzückt: „Gepriesen sei die Allmacht.
Ich seh den Himmel und die Sonne wieder,
Die Erde wieder und der Menschen Antlitz."
Und mit den Worten sinkt er tot zur Erde.

Die Feldherrn und die Weisen rings im Kreise,
Sie hörten zu mit Staunen und mit Grauen,
Der König nur spricht unbewegten Herzens:
„Es sind der Seher, wie der Dichter Träume.
Wenn aber dieser Tote wahr gesprochen,
Nicht möcht' ich sein der Bürger jener Zukunft,

Wo matt im Herzen fließt des Blutes Welle,
Und eingesargt in Ruhe liegt die Menschheit.
Kampf ist das ewige Gesetz der Geister,
Und ohne Hoffnung ist allein der Tod.
Es ist die Erde traurig ohne Heros,
Achilleus fehlt, es singet kein Homeros.
Gerüstet ist mein Heer, es harrt die Flotte,
Zum Indus auf mit unsrem Siegesgotte!"

Die Quelle der Unsterblichkeit.

Vom reich vergoldeten Gebälk des Sales
Fließt Purpurleuchten aus krystallnen Schalen,
In Edelstein geschmückten Kronen spiegelnd,
Die von besiegten Fürstenhäuptern sanken,
In Schwertern, in Standarten und in Lanzen,
Den schimmernden Trofän von tausend Siegen.
Satrapen, Feldherrn, Priester, Sternendeuter
Ruhn hingelagert in dem weiten Sale,
Umkränzte Becher schwingend goldnen Weines,
Den schwarze Mädchen, angetan mit Bissus,
Eingießen aus kunstreich geformten Krügen.

Und zwiſchen ſeinen Feldherrn ſitzt der König,
Sein edles Haupt geſchmückt mit keinem Kranze,
Ein Ledergurt umſchlingt die weiße Toga,
An dem ſein Schwert mit goldnem Griffe funkelt.

Es tönen Pauken dumpf und helle Flöten,
Gemeſsnen Schrittes zu dem Sale kommen
Goldbraune Mädchen und wie Schnee ſo weiße,
Purpurne Schleier um die ſchlanken Hüften,
Von golddurchwirkten Gürteln feſtgehalten.
Die Haare, aufgelöſt, ſind ſchwarze Wolken,
Die Nacken zeigend und die runden Brüſte.
In plaſtiſch ſchön gehobnen Armen ſchwingen
Die Pauken ſie und ſchütteln Schellenſtäbchen,
Und weich im Takte wiegen ſie die Leiber,
Wie Palmen ſchlank, bewegt von einem Sturme.

Der König aber ruht in ſich verloren,
Das ſchön geſchnittne Haupt zur Erde ſenkend.
Und immer kühner wird der Tanz der Mädchen,
Zu Melodien den Reiz der Glieder ſchwingend,
Von ihren Lippen tönt ein Lied dem König:

„Goldene Kronen, Purpurgewänder,
Rauſchende Meere, blühende Länder,
Der Erdball König iſt dein.
Morgen und Abend grüßen den Helden,

Tönende Lieder ſingen und melden:
Unſterblichkeit iſt ſein!"

Der König ſpricht, vernehmbar kaum den andern,
So wie im Traum den Mädchen nach die Worte:

„Morgen und Abend grüßen den Helden,
Tönende Lieder ſingen und melden:
Unſterblichkeit iſt mein!"

Und wieder ſingt der Chor der Tänzerinnen:

„Willſt du die Liebe, willſt du den Becher?
Mädchen kredenzen ſelig dem Zecher,
Erfaßt der Zauber dich ſchon?
Völker der Erde ruhn dir zu Füßen,
Wonnen der Götter winken und grüßen,
Evoe, blühender Götterſohn!"

Und finſter blickt der König auf die Mädchen
Und winkt, erſchrocken in die Kniee ſinken
Sie alle, und es herrſcht lautloſe Stille;
Er aber ſpricht zu der erſtaunten Runde:
„Mein iſt die Erde, mein ſind ihre Kronen.
Was fehlt dem Götterſohne? daß dies alles
Doch bald ihm fehlen wird nach allzu kurzem
Beſitz, wenn er hinunter muß zu Lethes

Klanglosem, ödem Strand, um zu vergessen,
Was groß und schön ist: Kampf mit den Gewalten,
Die sich dämonisch bäumen auf der Erde,
Und die ich niederrang wie wilde Rosse.
Vergessen soll ich, daß ich einst das Schicksal
Der Menschheit war, und den als Gott sie grüßte,
Dess Blick sie jubeln hieß und hieß vergehen.
Wert ist dies Leben nimmer all der Arbeit,
Um auszuruhn zuletzt im Leichentuche.
Und was sie Nachruhm nennen, ist Nachleben
Nur eines großen Menschentraums auf Erden,
Dess schwächliche Geschlechter sich erinnern
Und meinen groß zu sein, weil sie ihn denken."

Und von den Priestern, welche rings im Kreise
Gelagert sind, ein Greis spricht zu dem König:
„Uralte Kunden sind auf uns gekommen,
Geheimnißvolle Verse eines Liedes:
Im Land der Finsterniß fließt einer Quelle
Grüngoldne Flut, und wer beglückt sie findet
Und von ihr trinkt, kann nicht auf Erden sterben."

In tiefes Sinnen wieder sinkt der König —
Die schwarzen Mädchen mit den goldnen Kannen
Kredenzen Wein in die umkränzten Becher,
Es tönen Flöten, schallen Silberglöckchen,
Aufflackert neue Lust im weiten Sale.

Goldbraune Mädchen und wie Schnee ſo weiße,
Sie tanzen und ſie ſingen vor dem König:

„Hörſt du die Quelle brauſen und wallen?
Finſterer Felſen rieſige Hallen
Beſchirmen die flüßige Glut.
Seliger Finder! glühende Wellen
Genien ſchöpfen, reichen in hellen
Smaragdnem Pokal dir die Flut!“ — —

Im Oſten graut's, und Hörnertöne wecken
Des Königs Heer in hunderttauſend Zelten.
Standarten heben ſich und farbge Banner,
Doch ihnen nach die ſtalgeſchmückten Reiter,
Die Feldherrn, Führer und Satrapen,
Und allen vor der goldbehelmte König.
Nicht zieht er aus, um Feinde zu vernichten,
Uralter Reicher Trone zu zerbrechen;
Er führt ſein Heer in unermeſsne Wüſten,
Die ſelige Oaſe aufzufinden,
In welcher Geniengehütet flutet
Der Quell, der ewges Leben giebt auf Erden.

Der Tod.

Ein ſchwarzes Zelt wölbt ſich der nächtge Himmel
Mit Sternenlampen über Babels Ebne,
Von Rieſenpalmen und Zipreſſenſäulen
Getragen; Windhauch macht die Sterne flackern.

Das Heer der Griechen lagert auf der Ebne,
Wachtfeuer brennen da und dort durchs Dunkel,
Wie Augen eines Rieſenungeheuers,
Bald rote Schatten werfend auf die Zelte,
Bald ſie verſchlingend, Rauch und Qualm verſendend.
Kein Kriegsgeſang, kein Hornſignal zu hören,
Kein Waffenklirren und kein Ruf der Wachen,
Die Schwerterträger und die Lanzenſchwinger
Sind hingelagert, auf dem Bug der Pferde
Und der Kamele liegt das Volk der Reiter.
Sie reden nicht, dumpf horchend in das Dunkel,
Welch eine Botſchaft kommt vom Königszelte,
In banger Ahnung pocht ihr Herz und Kummer,
In ſtummem Schmerz um ihren Heldenkönig.

Am Himmel jagen ſich geſpenſterhaft
Jetzt Wolken, aller Sterne Glanz verdunkelnd,
Gewaltge Vögel, breitgeſpannter Flügel,
Bewegen kreiſchend ſich irrſcheuen Fluges.
Seltſame Stimmen lärmen in den Wolken,
Als kämpften eine Schlacht die wilden Adler,
Zu der ein Sturmwind plötzlich bläſt die Tuba,
Des Raums Irrlichter, Meteore, leuchten.

In ſeinem Zelte liegt der junge Heros,
Bleich iſt und welk ſein eingeſunknes Antlitz.
Die Augen glänzend von der Glut der Krankheit,
Die Lippen feſt geſchloſſen, mit der Hand
Wehrt er den Arzt, der in kryſtallner Schale
Nicht mehr Arznei, nur Labetrunk will reichen.
Kriegsfürſten ſtehen rings in weitem Kreiſe,
Die Erben ſeiner Macht, nicht ſeines Ruhmes,
In Schweigen harrend auf des Königs Sterben.
Der Herrſchaft goldnes Vließ ſchon in Gedanken
Zerreißen ſie, ſich teilend in die Beute.
Nur Einer ſpricht zum König, ihn zu tröſten:
„Wie bang die Stund' auch iſt, die auf dir laſtet,
Es iſt, o Herr, die Stunde nicht des Todes.
An das Orakel denke jenes Knaben,
Der von der Säule nieder dir geweiſſagt:
Du wirſt erſt nach Triumph und Siegen ſterben,
Wo Gold der Himmel und die Erde Eiſen."

Der König hört das Wort, ein flüchtges Lächeln,
Schon wieder ausgelöscht, spielt um die Lippen:
„Du mahnst mich recht, und wahr sprach das Orakel:
Sieh ruhn mein Haupt auf meines Schildes Eisen,
Und golden über mir des Zeltes Himmel."

Ans Lager heißt er seinen Schreiber kommen
Und auf Papyrus mit dem Schilfrohr schreiben:

„Olympias, meine vielgeliebte Mutter!
Ich denke sterbend dein, dir ach so ferne.
Die Arbeit meines Lebens ist vollendet,
Bald tragen schon des Scheiterhaufens Flammen
Mich zu den Göttern auf, die mich gesendet.
Was ihre Gunst an Tausende verschwendet
In tausend Jahren, haben sie zusammen
Als herrlichen Besitz mir zugewendet.
Mein war der Erde alle Macht und Pracht,
Wol Weisheit auch aus der Gedanken Schlacht.
Doch ist der Ruhm purpurne Asche nur,
Die Macht der Distel Bart auf sturm'scher Flur.
Arbeit und Sorge ist das Elternpar
Der Menschheit, die da kommen wird und war,
Und Sterblichkeit ist jedes Daseins Last,
Wir schleppen sie durchs Leben ohne Rast,
Bis sie uns niederringt ins Leichentuch —
Des Dichters Lied nur und des Weisen Buch
Ist ewig. Trümmerhaft zerfällt mein Thron,

Gleichgiltig weiter geht die Welt — ich ſterbe;
Es wird nur leben, was ich mit den Waffen
Der Weiſen in die Welt hinein geſchaffen.
Erbt auch mein Schwert, mein Glück, mein Reich kein Sohn,
Die Nachwelt iſt mein lichtumfloßner Erbe!
Nur Eins geliebte Mutter ſchmerzt mich bang,
Daß deinem Herzen fern ich ſterben muß,
Mir ſchließt die Augen nicht zum Schlaf dein Kuß.
Du aber traure um den Sohn nicht lang.
Du Sonnenherz, geliebte Mutter wiſſe,
Wenn ich auch nimmer kommen kann zu dir,
So wirſt doch du durch Todesfinſterniſſe,
Mein Aug wird dunkel — kommen bald zu mir."

Er zieht den Herrſcherring von ſeinem Finger
Und preßt ihn auf den Brief, kaum atmend ſchon,
Er läßt ihn fallen — und der Weltbezwinger
Liegt tot auf ſeinem Schild in Babilon.

Apotheoſe.

Nur Ariſtoteles, der weiſe Grieche,
Ging mit dem Zuge nicht der Heeresſäulen,

Die selige Oase aufzufinden,
In welcher Geniengehütet flutet
Der Quell, der ewges Leben giebt auf Erden.
Er wandert einsam, auf Gedanken sinnend.
Er weiss, daß nicht auf breiter Heeresstraße
Des Lebens Rätsel und der Welt Geheimniß
Sich offenbart dem dumpf geführten Volke.
Durch einsame Gebirge, die den Himmel
Auf urgranitnen Riesenjochen tragen,
Zieht Aristoteles. Kein Baum giebt Schatten,
Selbst Geier fehlen, wenn er sterben sollte,
Ihn zu bestatten in den Einsamkeiten.
Nach tagelangem Wandern, kurzem Rasten,
Braust ihm ein Sturm entgegen aus den Bergen
Und wehrt dem Wandrer weiter vorzudringen,
Und Finsterniß ist ringsumher gelagert.
Er weiss, es sind von mächtigen Dämonen
Die Riesenschwingen, die ihm wehren wollen,
Und ahnt im tiefsten Dunkel das Geheimniß,
Bis er gefesselt steht vor einem Wunder:

Von einem Felsenhaupt, als Silberschleier,
Herunterfließt die heißersehnte Quelle,
Es glänzen Funken in dem weißen Strome,
Umirrend, wie der Blitz aus Geisteraugen,
Und weich und klanglos fällt er in ein Becken,
Porfirenblank und löst sich auf in Tropfen.

Es ſcheinen, leuchtend durch ſich ſelbſt, die Wellen
In Sonnenglanz zerſchmolzene Smaragde,
Grün wie die Hoffnung, wie die Welt im Frühling,
Grün, wie ein Herz voll Jugend und voll Liebe.

Der Weiſe neigt ſich zu der Quelle nieder,
Und ihm entgegen rauſchen Genienſtimmen,
Weht ihn ein Atem an wie Frühlingslüfte.
Er ſchöpft mit hohler Hand von ihrer Welle
Und ſpricht in ernſter ſinnender Betrachtung:
„So nenn' ich mein die vielerſehnte Welle!
Wie ſie die Lippen netzt, ihr Zauber wandelt
Mein weißes Haar in ſchwarze Locken wieder,
Und in die Seele zieht ein ewger Frühling.
Das Leben dehnt ſich weit und unermeſſen
Vor meinen Blicken aus — und wiederleben
Soll ich Durchlebtes? Schmerz und Gram und Wonnen,
Der Forſchung Glück, die nie erfüllte Sehnſucht,
Der Drang, der Schöpfung Rätſel zu ergründen,
Sie werden wieder ſein die wilden Geier
An meinem Geiſte, der nach Wahrheit lechzt.
Was es an Schönheit hat, an Qual, an Weisheit,
Ich habe durchempfunden alles Leben,
Mit Fantaſie erſchöpft den Kreis der Menſchheit.
Nur Wiederholung kann das Leben bieten,
Der Jahreszeiten Wechſel nur, die immer
Dieſelben ſind im Kreislauf dieſer Erde.

Ich trinke nicht! Sich aber soll erfüllen
Des Königs heiße Sehnsucht nach der Quelle.
Geartet anders ist sein Sinn und sieghaft
Und schöpferisch. Er soll vom Quelle trinken."

Er schöpft in einen Krug die Zauberwelle
Und eilt zurück die öden Felsenpfade,
Um den geliebten Schüler zu erreichen.
Da wird von einem Wandrer ihm die Kunde:
„Der König liegt in Babylon im Sterben."
Und als er sie betritt, die Stadt des Herrschers,
Schallt Trauer ihm entgegen durch die Straßen,
Von Zinnen, aus Palästen. Bleiche Männer,
Sie klagen um den toten Königshelden.
Zum Totenbette des geliebten Schülers
Im goldenen Pallaste tritt der Weise.
Noch hängen Kränze rings von Freudenfesten,
Noch funkelt Wein in schimmernden Pokalen,
Doch die sie schwangen, sind entsetzt enflohen,
Die Fackeln löschend, die zum Fest geleuchtet.

Der Weise hebt das Leichentuch vom König,
Es rollen Tränen ihm die Wangen nieder,
Und schmerzvoll spricht er mit bewegter Sele:
„Hier ist der Quell, die Sehnsucht dir zu stillen,
Du aber trinkst ihn nicht. Es haben Götter
Ihn dir versagt, weil du ein Gott sein wolltest.

O nach Unſterblichkeit zu durſtge Sehnſucht,
Vorzeitig führt ſie in die dunklen Lande."

Und auf des Heros Haupt gießt er die Tropfen,
Die grün wie Lenz, wie ewge Jugend leuchten,
Und es verklärt ſich ſtill des Königs Antliz,
Geſchloßner Augen ſcheint er nur zu ſchlafen,
Traumſelig ſprechend ſich der Mund zu öffnen,
Erhabne Majeſtät ruht auf der Stirne.
In wunderbarem roſgen Glanz zu leuchten
Beginnt die Leiche, und ſie ſcheint zu leben.
Der Weiſe ſtaunt bewundernd an die Schönheit
Und ſpricht, den bleichen Marmorgott betrachtend:
„So iſt der Quell dem Tode noch verderblich,
Und wenn auch irdiſch nicht, du biſt unſterblich!"

Kleopatra.

Auf dem Schiffe.

Das Meer im kühlenden Abend rollt
Voll Purpur und Gold,
Ein Singen drüber und Klingen;
Mit roten Planken und rotem Maſt
Zieht durch die Wogen ein Schiffpallaſt
Mit leuchtenden Segelſchwingen.

Und ſchwarze Sklaven in weißem Gewand,
Die Ruder zur Hand,
Sie fahren entlang die Küſte.
Von bräunlichen Mädchen am Bord eine Schar,
Durchflittert mit Gold das wallende Har,
Nackt ſchimmern die Arme und Brüſte.

Sie greifen in goldene Harfen hinein
Mit Elfenbein
Und ſchwingen Trommeln und Schellen;
Es tönt ihr melodiſcher Chorgeſang,
Dazwiſchen ein Jauchzen und ſeltſamer Klang
Hin über die rauſchenden Wellen.

Und auf dem Verdeck im luftigen Zelt,
Von Glanz erhellt,
Drin ruhet auf Pardelfellen
Die Königin in losem Gewand,
Die schönste der Frauen im Morgenland,
Ihr klingen die Harfen und Schellen.

Und selig stumm an des Tronbetts Fuß
Antonius.
Sie lächelt süß zu ihm nieder,
Sie zieht ihn mit schmachtenden Blicken empor —
Hebt ein Windhauch auf den rosigen Flor?
Weiß schimmern die Wellenglieder.

Mit tastenden Augen, mit zagender Hand,
Von der Schönheit gebannt,
Umschlingt er die wonnedurchbebte —
Die leuchtenden Sterne beginnen schon sacht
Den stillen Reigen der duftigen Nacht,
Die von Traum und Gesängen belebte.

Er spricht zur Geliebten: „Wie wirst du so bleich?“
Sie erwiedert ihm weich:
„Die Sterne machen mich bläßer.“
Und Küße wieder, umschlungen traut,
Von bebenden Lippen der Wonne Laut —
Es rauschen Gesang und Gewässer.

„Die goldene Kanne reiche mir du,
Die Schale dazu
Und gieße mir ein vom Weine.“
Sie ſchüttet hinein den zerriebenen Glanz
Der größten Perle des Morgenlands,
Es leuchtet mit dämmerndem Scheine.

Sie nippt von der Schale und ladet ihn ein
Zum perlenden Wein:
„Wir feiern die glücklichſte Stunde!“
Doch ſpiegelt ihr Wehmuth im feuchten Blick,
Als ahnte ſie bange ein Trauergeſchick;
Er trinkt mit durſtigem Munde.

„Und werden wir morgen auch ſelig ſein
Bei Sternenſchein?
Du lächelſt mit ſeltſamem Blicke.“
Und zu ihm redet das ſchöne Weib:
„Das Morgen laſſ'! heut blüht noch mein Leib.
Schon ſchreiten die Geſchicke.“

Die Harfen und Glöckchen am ſchäumenden Bord,
Ein ſchriller Akkord —
Die ſingenden Mädchen ſchweigen.
Die Wogen nur rauſchen, die Segel im Wind,
Bis wieder die Schiffer gelandet ſind.
Die Sterne ſind im Reigen.

In der Pyramide.

In der Grabpyramide in dämmernder Nacht,
Welch funkelnde Pracht:
Die Königin ruht, umfloſſen
Von einem leuchtenden Purpurgewand,
Im gelöſten Haar der Herrſchaft Band,
Auf Polſtern hingegoſſen.

Rings ſchwarze Sklaven in weißem Gewand,
Die Spaten zur Hand,
Und bräunliche Mädchengeſtalten,
Die bei dunkelrot brennendem Fackelſchein
Geräte von Gold und von Edelſtein
In ſilbernen Körben halten.

Die Königin winkt, ſie ſenken den Schatz
In vertieften Platz,
Es wird ihn Niemand verraten.
Wer zurück aus dem Grabdom zum Lichte kehrt,
Es fallen die Sklaven, die Mädchen dem Schwert
Der bewachenden Soldaten.

So ſtumm geſchieht alles im heimlichen Raum,
Wie Schatten im Traum
Die Mädchen und Sklaven verſchwinden;
Nur Eine noch reichet der Königin
Ein zierlich geflochtenes Körbchen hin
Aus Palmenblätter-Gewinden.

Wie ſind der Königin Wangen ſo blaß,
Die Augen naß,
Hinſtarrt ſie mit zuckendem Munde:
„Die Flotte zerſtreut, geſchlagen das Heer,
Der Römer beherrſcht ſchon die Stadt und das Meer;
Gekommen für mich iſt die Stunde.“

Und aus Palmenblättern langt ſie hervor,
Und hält ſie empor
Eine grüngoldene Spange;
Feucht glänzend auf ihren Arm gelegt,
Wie wollüſtig um die Schönheit bewegt
Sich die tötende, rettende Schlange.

Da kommt herein mit wankendem Fuß
Antonius.
„Was folgſt du mir mit Beben?
Und iſt ſie verloren die Männerſchlacht,
Und war es die letzte, die ſelige Nacht,
Willſt du ein Feiger noch leben?“

Aufrafft ſie vom Boden ſich ſtolz und wild,
Aus Marmor ein Bild
Steht ſie in der Grabrotunde;
Sie ſieht der Schlange am Arme zu:
„Wann vollbringſt dein rettendes Werk denn du?
Mein iſt nur noch die Stunde.

In Rom, wo zu Füßen der Cäſar mir lag,
Wie wechſelt der Tag,
Da ſoll den Triumfzug ich ſchmücken?
Wo im Venustempel aus Marmor glänzt,
Mein Bild, vom Cäſar mit Roſen bekränzt,
Da ſoll ich als Sklavin mich bücken?“

Und Hörnerrufe und Schwertergeklirr
Und Stimmen ſo wirr —
Die Königin ſinkt zuſammen.
Antonius, ihr zugekehrt,
Bohrt in die Bruſt ſich ſchweigend das Schwert;
Und draußen Sturm und Flammen.

Die Pforte ſpringt auf, es dringet herein
Bei Fakelſchein
Der Feldherr und die Krieger;
Von den Schultern den Purpurmantel legt
Er auf die Leichen tief bewegt
Und ſpricht: „Nur der Tod iſt Sieger!“

Helena

von

Trapezunt.

Weh dir Trapezunt, du goldne Stadt,
Weh den Gärten und Paläſten,
Feuersbrunſt wird nimmer an dir ſatt,
Wild geſchürt von deinen Gäſten.

Wie ſich rauchend dehnt der heiße Strom
Ueber Säulen und Altane,
Hoch von deinem ſtolzen Kuppeldom
Weht Mohammeds rote Fahne.

Und dein Kaiſer und dein mächtges Heer
Liegen tot vor deinen Toren,
Der Komnenen Herrſchaft iſt nicht mehr,
Reich und Krone ſind verloren.

Auf dem Schlachtfeld mit den Seinen hält
Noch der ſtolze Ueberwinder;
Er befiehlt: „Führt mir heraus vom Zelt
Die gefangnen Kaiſerkinder.“

Sieben Knaben bringen sie heran,
Ihre Eisenfesseln klirren;
Bogenschützen sehn den Feldherrn an,
Bis er winkt — die Pfeile schwirren.

Wilder Aufschrei, dann ein Schweigen bang,
Tief ergreift es selbst die Krieger;
Dumpfe Paukenschläge, Zimbelklang,
Lärm des Heeres grüßt den Sieger. — —

Heiße Mittagsschwüle lastet schwer
Auf der blutgetränkten Erde,
In den Zelten müde ruht das Heer,
Lagern rings Kamel' und Pferde.

Aus der Kaiserburg geborstnem Tor,
Ueber Marmorschutt und Leichen
Tritt ein hoheitvolles Weib hervor,
Um das Haupt der Herrschaft Zeichen.

Weiße Schleier hüllen ihren Leib,
Schwarzes Haar bis an die Lenden,
Glut und Feinde achtet nicht das Weib,
Einen Spaten in den Händen.

Schreitet durch die Straſſen, blutgenetzt,
Bis vor die zerſtörten Mauern,
In der Sele, auf den Tod verletzt,
Ein entſetzenvolles Trauern.

Feuchter Todeshauch bedeckt die Au,
Bebend in des Mittags Gluten,
In den Nebel tritt die Kaiſerfrau,
Wo noch Sterbende verbluten.

Schreitet langſam, lauſcht und ſpäht hinaus,
Ihre Augen vorgetrieben,
Schreitet ſtumm das weite Schlachtfeld aus,
Liegen da der Knaben ſieben,

Liegt der Kaiſer tot auf blutgem Moos.
Lange ſtarrt ſie an die Bleichen —
Und ſie löſ't vom Haupt die Schleier los
Und bedeckt damit die Leichen.

Niederſitzt ſie dann auf einen Stein,
Fromme Todtenwache haltend,
Zu den Knieen ſinkt das Haupt ihr ein,
Und die bleichen Hände faltend

Eine Todtenklage hebt ſie an,
Wie ein Singen iſt's und Sprechen —
Hörten es Lebend'ge auf dem Plan,
Ihre Herzen würden brechen.

Keine Träne furcht ihr Angeſicht,
Selbſt ſcheint ſie der Toten eine,
Und ſie ſingt nicht mehr und redet nicht,
Rühret ſich nicht auf dem Steine.

Nur wenn Raben näher ihr und nah
Leichenhungrig ſie umkreiſen,
Hebt abwehrend ſtumm empor ſie da
Ihres Spatens helles Eiſen.

Schwarz und kreiſchend flattert es davon —
Ohne Regung ſitzt ſie wieder.
Lang verſunken iſt die Sonne ſchon,
Schwarze Wolken hängen nieder.

Plötzlich durch das Nachtgewölk hervor
Bricht der Mond mit weißen Stralen,
Und von fern zuweilen gellt empor
Das Gebelle von Schakalen.

Von dem Stein empor hebt ſich das Weib,
Gürtet feſter die Gewande,
Einen Rieſenſchatten wirft ihr Leib
Zu des Schlachtfelds fernem Rande.

Acht der Gräber gräbt ſie in den Grund,
Ihre Kinder zu begraben;
Nennt beim Namen, küßt ihn auf den Mund
Weinend, jeden ihrer Knaben.

Und des Kaiſers Leiche naht ſie nun,
Dem küßt ſie die bleichen Hände,
Und auf ihm, auf ihm am längſten ruhn
Ihres Aug's erloſchne Brände.

Und ſie läßt nicht ab von ihrem Tun,
Achtend nicht der nächtgen Schrecken,
Bis die Toten all gebettet ruhn,
Schollen ſchützend ſie bedecken.

Kühler Morgenhauch beginnt zu wehn
Durch die finſtern Nachtgebilde,
Und der Sonne weiße Boten gehn
Leuchtend über das Gefilde.

Wie auf Gruften oft im Morgenrot
Marmorne Geſtalten lehnen,
Kniet die Fürſtenmutter weiß und tot
Auf dem Grabe der Komnenen.

Theodor

von

Abyssinien.

Bis an den Mond die nackten Felſenzinken,
Gegoßnes Silber ſcheinen ſie und blinken!
Ein Geier hält flugmüd ſo hoch nur Raſt.
Ein Menſchengeier auch, ein königlicher,
Zu kurzer Ruhe, kaum des Lebens ſicher,
Iſt mit der Seinen Reſt der Felſen Gaſt.

Es ſtört die ſtille Nacht nur Ruf von Poſten,
Zum letzten Kampf iſt, wenn es tagt im Oſten,
Bereit die kleine Schar von Magdala.
Wer von dem Wall zur Ebne ſpäht im Dunkeln,
Kann die Kanonen ſehn, Gewehre funkeln,
Denn Englands Macht rückt näher ſchon und nah.

Gedeckt von einer mächtgen Felskurtine,
Im offnen Zelt aus weißem Mußeline,
Ruht Abyſſiniens König Theodor;
Er bläſt von ſeinem Purpurpolſter-Sitze
Aus einem Tſchibuk mit der Bernſteinſpitze
Die duftig blauen Ringe ſtumm empor.

Die ſchmalen Lippen und die breite Stirne,
Sie zeigen, daß in dieſes Manns Gehirne
Gedankenhämmer mächtig ſchwingt der Geiſt.
Die Augen glühen faſt in mildem Lichte,
Ein weißer Blitz im braunen Angeſichte
Zuckt auf, wenn er die Zähne lächelnd weiſt.

Ein ſatter Geier ruht auf Felſenkiſſen
So aus, wenn er im Thal ein Lamm zerriſſen:
Des eignen Unterganges ſich bewußt,
Dreihundert Krieger, die gefangen lagen,
Hat er blutdürſtig kalten Muts erſchlagen,
Mit eigner Hand durchdolchend Bruſt um Bruſt.

Es ruht die Königin an ſeiner Seite,
Ihr goldner Gürtel, losgelöſt, befreite
Der ſtolzen Büſte mondenhelle Pracht;
Bisſusgewand umfließt die ſchlanken Glieder,
Ihr ſchwarzes Haar, bis an die Lenden nieder
Glänzt hell von Perlen, eine Zaubernacht.

Bis an den Gürtel nackt, wie in der Wüſte
Die Sphynx gelagert auf die vollen Brüſte,
Der Fürſtin ſchwarze Lieblingsſklavin kniet.
Die Augen rötlich weiß und kraus die Haare,
Zur Schellentrommel ſang dem Königspaare
Sie wilden Tons ein blutgetränktes Lied.

Es ſpricht die Königin mit milden Worten:
„Laß' uns entfliehn durch die geheimen Pforten,
Die Wüſte bietet Schutz, befreit von Not."
„„Bis nun ſind Feinde nur vor mir geflohen,
Eh ſoll mit uns die Stadt in Flammen lohen,
Und wenn ich fliehn ſoll, iſt es in den Tod!""

Ihm rät das Negerweib mit andrer Stimme:
„Aufbäume dich wie ſonſt im Schlachtengrimme,
Auf mit den Deinen noch in dieſer Nacht!
Die ſchlafend in baſaltnen Hölen wohnen,
Dir dienſtbar kämpfen Nachts nur die Dämonen,
Vertauſendfacht durch ſie wird deine Macht.

Mit ihnen haſt du Könige geſchlagen,
Bis hundert dir beſiegt zu Füßen lagen,
Vom Strand der Meere bis zu Wüſtenein."
Der König hört die Reden an mit Schweigen,
Läßt nur vom Mund die blauen Ringe ſteigen,
Schlürft wieder Duft des ſchwarzen Krautes ein.

Er winkt Hatſchiſch zu legen auf die Kohlen,
Noch einmal will er atmend Wonne holen,
Weltlöſend ſüßen Paradieſes-Traum.
Ein leiſer Schauer bebt durch ſeine Glieder,
Und ſanft der Königin zum Schoße nieder
Sinkt bald ſein müdes Haupt, er atmet kaum. — —

Ein frischer Morgen weht, im purpurfeuchten
Lichtglanze rings die Bergesspitzen leuchten,
Der letzte furchtbar wilde Kampf wird wach.
Verhundertfacht vom Widerhall der Klüfte
Folgt roten Blitzen nach durch Morgenlüfte
Der donnernden Kanonen wild Gekrach.

Die Waffe, eingelegt mit Diamanten,
Die Englands Königin von Abgesandten
Einst zum Geschenk dem König bringen hieß,
Er tut sie in den Gürtel fest entschlossen,
Dann heißt er Steine von den Felskolossen
Abschleudern, regnen heißes Oel und Kies.

Schon füllt der Grund sich an mit blutgen Leichen,
Ein Stürzen, Sterben rings, kein mutlos Weichen,
Sturmleitern setzen Englands Krieger an;
Ob zwischen durch auch die Kanonen wettern,
Wenn hundert sinken, tausend Andre klettern
Die schroffen Felsenwände kühn hinan.

Das nackte, braune Volk der Abyssinen
Kämpft auf erstiegnem Walle noch mit ihnen,
Aufpflanzet England seine Flagge schon —
Und immer enger ziehen sich die Flammen
Zum undurchdringbar heißen Ring zusammen
Um einen tollen Königsskorpion.

„Viktoria" ruft es wild und tausendtönig —
Vom Gürtel reißt die Waffe jetzt der König
Und schießt die Todeskugel sich durchs Herz.
Die schöne Frau, die Königin der Wildniß,
Die nah ihm steht, ein weißes Götterbildniß,
Ihr Mund will aufschrein und versagt im Schmerz.

Doch rasch mit ungeahnter Kraft der Arme
Rafft sie den Todten auf aus wildem Schwarme,
Zur Kirche trägt sie schleifend ihn mit Hast;
Am Altar bettet sie des Königs Glieder,
Dann sinkt sie selbst als Leiche zu ihm nieder,
Und hält den Gatten noch im Tod umfaßt.

Vom Kampfplatz ist die Schwarze nicht gewichen,
Dem heiß, doch stumm Geliebten nachgeschlichen,
Verworren wild, versenkt das krause Haar,
Glut in dem Blick, im Grimm gefletschte Zähne,
Sie kriecht am Boden hin, eine Hyäne,
Zu seiner Leiche vor dem Hochaltar:

„Mit den Dämonen hast du Bund geschlossen,
Doch in der Nacht nur kommen die Genossen,
Wer hieß am Tag zu schlagen dich die Schlacht!
Was trautest du dem bleichen Christengotte,
Doch sollst du werden nicht dem Feind zum Spotte,"
Dem Todten raunt sie 's in die Ohren sacht.

Und einen Funken raſch in die Gewande
Tut ſie der Leiche, bläſ't ſie an zum Brande
Und rafft vom Altar eine Fackel auf;
Sie raſ't zum Turm hinauf mit raſchem Schritte,
Die Fackel wirft ſie in des Daches Mitte,
Und Flammen zucken nieder und hinauf.

Ein ſchwarzer Dämon ſteht ſie in den Flammen,
Es ſinkt der Kirche prächtger Bau zuſammen,
Mit Grauen ſieht der Feind die grauſe Pracht.
Bald ſprühn aus Trümmern nur mehr einzle Funken,
Es iſt ein König und ſein Reich verſunken
In ewge Nacht, erloſchen Pracht und Macht.

Geſang in der Wüſte.

Kaßide.

Unermeſſlich iſt die Wüſte, rötlich golden
weht der Sand,
Als ihr ſtummer Wächter, tiefes Schweigen
ſteht im Sand.
Nur die Wüſtenungeheuer, Äzung ſuchend,
lärmen grell,
Wenn der Welten Herr die Sterne durch den Himmel
ſät wie Sand.
Toter Karawanen Geiſter reiten ſchattenhaft
dahin —
Wehe, wenn die Schar der Pilger in den Saus ge-
rät im Sand.

Das Kamel, das Schiff der Wüſte, und ſein Steuermann, der Menſch
Halten zitternd, wenn der Glutwind wirbelnd dreht den Sand.
Roter Nebel heißer Atem füllt des Himmels weiten Raum,
Und der Pilger ſtürzt aufs Antlitz, Rettung hoffend fleht im Sand. —
Eh mein Haar vom Widerglanze ewgen Lichts noch weiß geglänzt,
Selber zog ich, faſt verloren, ein Anachoret im Sand.
Städte, Tempel, Piramiden, Völker, ihre Könige ruhn,
Der Jahrtauſende Geſtalten in dem tiefen Beet von Sand.
Trümmerwerk, verſteinte Wälder, wo die Meerflut einſt gerollt,
Ungelöſte Hieroglyfen ſchweigen ſo beredt im Sand.
Selbſt die unnahbaren Götter ſterben, andre tronen dann,
Andere Gebote ſchreibet wieder ein Profet in Sand.
Flüchtge Spiegelung iſt alles, nur im Menſchenauge lebts;

Weh, wer nach den Luftgebilden ſehnſuchtsvoll aus-
ſpäht im Sand.
Grünende Oaſen, Palmen winken
ferneher,
Bis Verlechzenden die Täuſchung wie ein Hauch ver-
geht im Sand.
Leuchten ſoll in der Oaſe ewger Jugend
grüner Quell,
Den kein Auge, keine Sehnſucht jemals noch er-
rät im Sand.
Alles wechſelt, alles Wandlung in dem weiten
Wall der Welt,
Nur der Wüſte Einſamkeiten, nur der Tod iſt
ſtet im Sand.
Ewige Gedanken willſt du denken flüchtger
Sohn des Wegs!
Iſt es ungemeſſner Stolz nicht, daß dein Zelt ſich
bläht im Sand?
Königskronen, Dichterſagen, der Profeten
Wunder ſind
Dornen, die der ewge Schnitter ſinken macht und
mäht im Sand.
Morgen iſt die Spur verloren, die du heut ge-
treten haſt,
Neige demutvoll dein Antlitz heute zum Ge-
bet im Sand.

Wer Vergänglichkeit will lernen, durch die Wüste
muß er ziehn,
Wo als Sphynx aufragt des Todes Maje-
stät im Sand.

Albrecht I.

Beim Gelage.

Am hohen Felſenſchloſſe in ſchwarzer Tannenpracht
Erglänzen hundert Fenſter hinaus in die finſtere Nacht,
Ertönt Muſik in Pauſen und Lieder zu Harfenklängen,
Dazwiſchen Waldesbrauſen, der Ache rauſchendes Drängen.

Von Alpe jetzt zu Alpe aufblitzet Stral um Stral,
Die hellen Feuer wandeln und leuchten hinab ins Tal;
Von hundert Purpurfahnen ſcheint es ein fröhliches Wallen,
Es kam viel frohe Botſchaft hinein in des Schloſſes Hallen.

Im Waffen- und Blumengeſchmückten, in dem getäfelten Sal
Sitzt zwiſchen heitern Gäſten der Kaiſer Albrecht beim Mal.
Bei goldenen Pokalen Prälaten viel und Ritter,
In Sammt und Seide prunkend mit Kreuz und Kettenflitter.

Dem Kaiſer ſitzt zur Seite ein dämoniſch ſchönes Weib,
Es wohnt die Sünde fröhlich in ſolchem weißen Leib.
Die roten Haare fließen herab den ſtolzen Rücken,
Ein Kranz von weißen Roſen will der noch mehr ſie ſchmücken?

Die Augen ſchwarze Sonnen unter kühner Brauen Rund,
Und Perlen ſät, wenn er lächelt, der üppig ſüße Mund.
Und wenn er redet, werden des Kaiſers Mienen heiter,
Solch ſchöne Curtiſane kein König hat ſie weiter.

Und wenn vor ihrer Schönheit das Auge ſich retten will,
In ihrem Glanze ſchwelget es wieder beſeligt ſtill.
Nur Einer, den ſie möchte in ihre Netze flechten,
Achtlos und wie verloren ſitzt zu des Kaiſers Rechten.

Bleich iſt des Jünglings Wange und traurig iſt ſein Blick,
Der junge Schwabenherzog ſinnt auf ſein Mißgeſchick.
Den Becher hebt der Kaiſer, und lautlos wird's im Sale:
„Ihr Herren, auf frohe Botſchaft erhebet die Pokale.

Der übermütge Biſchof von Mainz, der uns bekriegt,
Mit ſeinen ſtolzen Genoſſen, ſie ſind am Rhein beſiegt.
Er rühmte ſich zu haben in ſeiner Reiſetaſche
Noch manchen neuen König, ſtreut jetzt auf's Haupt ſich Aſche.

Zu Rom der heilge Vater erkennt uns als Kaiſer an,
Bald werden die Schweizerlande demütig untertan.
Wir fahren auf ſie nieder mit unſrer Waffen Blitze,
Und die Reichskleinode wieder, ſie ſind in unſrem Beſitze."

Ein Sturm von Freudenrufen erwacht im weiten Sal,
Die Hörner blaſen Fanfaren, Pokal klingt an Pokal.
Und zu des Kaiſers Herzen die Dame neigt die Wangen,
Errötend iſt auf ihnen ein Lächeln aufgegangen.

Und mitten im Tumulte ſpringt auf den Tiſch der Narr:
„Was ſoll das Lärmen, Jubeln und das Trompetengeſchnarr?
Der Kaiſer hat des Höchſten zu rühmen ſich vergeſſen,
In Feindesburg gefangen iſt ihm ſein Narr geſeſſen.

Durch eigne Liſt und Treue iſt er ihm wieder frei,
Die Majeſtät hat wieder im Beſitz die Narretei.
Mein Vetter kann ſich rühmen, da ich entrann dem Tode,
Der Pritſche und der Kappe, der echten Reichskleinode".

Gelächter ſchallt im Sale, Fanfaren bläſt die Muſik,
Der bleiche Schwabenherzog nur ſitzt mit trübem Blick.
Die ſchöne Teufeline ſpricht zu ihm mit holdem Neigen:
„Was ſinnet unſer Liebling in ſeinem finſtern Schweigen?"

Das Wort gleich einem Blitze fährt durch ſein Angeſicht,
Aufhebt er ſich vom Sitze zum Kaiſer geneigt und ſpricht:
„An deinem Hofe müßig verbrennen meine Tage,
Gieb, Herr, mir einen Kampfraum, mich ekeln die Gelage

Und weil du gut gelaunet, ſchwelgſt in der Herrſchaft Glück,
Gieb mir mein Vatererbe, mein Schwaben mir zurück!“
Aufhorchen im weiten Sale die Ritter und Prälaten.
Der Narr ruft: „Als Miniſter will ich dir Kaiſer raten!“

Es ſpricht tiefernſt der Kaiſer: „Du biſt zu jung mein Kind.
Der Herrſchaft eherne Zäume kein leichtes Spielzeug ſind.“
Er nimmt der ſchönen Fraue vom Haupt die Roſenkrone
Und drückt ſie auf die Locken dem bebenden Bruderſohne:

„Es würde dir die Schläfen noch drücken der Herzogshut,
Wie ſtehen dir die Roſen der fröhlichen Jugend ſo gut!“
Scham rötet ſeine Wangen, es zuckt im Augenſtrale,
Aufklirrt er mit dem Schwerte und ſtürzt hinaus zum Sale.

Der Kaiſer aber lächelt und greift nach dem Pokal,
Muſik und frohliche Reden erbrauſen wieder im Sal.
Die Frau ſteht auf vom Male und nickt mit ſüßen Mienen,
Auf Träume zu harren hinter purpurenen Gardinen.

Der Mord.

Das blaue Eis der Gletſcher zerſchmilzt im Sonnenſchein,
Bergquellen rauſchen voller in grüne Täler herein,
Von Herden Glockenklänge, von Alpen Lawinenſauſen,
Es geht mit Lerchengeſängen ein friſches Frülingsbrauſen.

Im Argau an ſchäumender Ache zieht eine Reiterſchar,
Den Helmen mußte leihen die ſchmückende Feder der Ar.
Doch drohen auf weitem Felde die Lanzen keinen Tod,
Vom Schmuck der Alpenroſen ſind heute ſie ſo rot.

Zum Kampf nicht wehn die Fahnen, die Kränze nur im Wind,
Heut iſt der Frühling König, die Reiter ſein Hofgeſind.
Und lang gedehnt in Pauſen tönt fröhliches Hörnerſchallen,
Vorüber am Waſſerbrauſen, die Berge widerhallen.

Und fort durch grüne Matten, an weißen Höfen vorbei,
Wie reitet ſichs ſo fröhlich hinein in den friſchen Mai.
Und in der Schar der Reiter, geſchmückt wie ſeine Gäſte,
Zieht Kaiſer Albrecht heiter zum fröhlichen Frülingsfeſte.

Nur der ihm zur Seite reitet, iſt bleich, in ſich gekehrt,
Karg iſt ſeines Mundes Rede, er zügelt ſcharf ſein Pferd,
Noch andre Herren folgen, wie ihre Blicke ſpähen,
Sich haltend nah dem Kaiſer, ein Unheil wird geſchehen.

Jetzt iſt der Zug gekommen bei Windiſch an die Reuß
Die durch die Fläche brauſet mit lärmendem Geſäus.
Der Kaiſer beſteigt die Fähre auf ſeinem mutigen Roſſe,
Sein junger bleicher Neffe iſt auf der Fahrt ſein Genoſſe.

Nur die mit ihm Verſchwornen, ſie drängen nach allein,
Es muß der Troß noch harren, ihn holt der Fährmann ein.
Es landet drüben die Fähre, die Reiter brauchen die Sporen,
Es ſind ſchon alle hinter Gebüſch und Bäumen verloren.

Und jetzt von ihnen einer drängt zu dem Kaiſer heran,
Er faßt die Zügel des Pferdes: „Dein Ende naht, halt an!“
Ein Zweiter nach dem Haupte fährt mit dem ſcharfen Spere:
„Verräter an Reich und Krone, du Schänder deutſcher Ehre!“

Der Kaiſer ruft: „Mein Neffe! zu Hilfe mein Johann!“
„Hier, Länderdieb,“ ſchreit dieſer, „Treuloſer, arger Mann!“
Nachbohrend mit dem Schwerte ſtößt er ihm's in die Kehle;
Vom Pferde ſinkt der Kaiſer, aushauchend ſeine Sele.

Die Mörder ſehn's und ſprengen, verfolgt von der eigenen Tat,
Fort in die waldigen Berge, fort auf geheimem Pfad,
Bis ſie die deutſche Erde in wilder Flucht überſchreiten
Und einzeln und geächtet durch ferne Lande reiten. —

Am Ufer der Reuß zieht wandernd ein braun Zigeunerweib,
Sie ſieht da liegen erſchlagen des Kaiſers blutigen Leib.
Erſchrocken, mit Erbarmen beugt ſie zu ihm ſich nieder,
Und ſagt betrübten Herzens: „Der wird nicht aufſtehn
wieder!“

Sie ſteigt herab zum Fluſſe, ſchöpft Waſſer mit der Hand,
Die blutige Leiche wäſcht ſie mit ihrem zerriſſnen Gewand;
Sie nimmt von ihrem Haupte ein rotes Tuch herunter:
„Auf Purpur ſollſt du liegen!“ und breitet ihm es unter.

Aus Dorn und wilden Roſen flicht einen Kranz ſie dann:
„Das iſt ſtatt einer Krone, du kronenloſer Mann!“
Und ſingend halb und redend beginnt ſie mit bangem Munde
Die Totenklage, es rauſchet der Strom dazu im Grunde:

Wie liegſt du unter Tannen, gebettet auf Dorn und Stein!
Wo ſind deine ſtälernen Mannen? Sie laſſen dich allein.
Wo ſind deine ſtolzen Sippen, die ſüße Königinne?
Laß einer Bettlerin Lippen dir erweiſen die letzte Minne!

Was ſcharrſt du Roß im Sande, ſo treulos deinem Herrn?
Dir iſt es ewige Schande, was trugſt du ihn nicht fern?
Du Schwert an ſeiner Lende, auch du biſt treulos worden?
Und ließeſt verfluchte Hände den mächtigen Helden morden!

Und wo ſein Mörder zittert, jetzt flüchtig und unbedacht,
In Schluchten ihr Wölfe, wittert ihn aus in finſtrer Nacht.
Es werden für dieſen Einen viel tauſend Männer ſterben,
Und viele Mütter weinen, die Rache wird weiter erben!

Wer wird zur Gruft dich bringen, dich armen König nun?
Willſt du bei Vogelſingen im grünen Walde ruhn?
Es ſenkt als Fahnenſchatten die Aeſte herab die Eiche,
Die Bettlerin wird beſtatten die arme verlaſſene Leiche.

Die ſchwarzen Prieſter haben begonnen ſchon das Gebet:
„In blauer Luft die Raben für die tote Majeſtät.“
So ſingend halb und redend mit bebendem bleichen Munde
Halt ſie die Todtenklage, es rauſcht der Strom im Grunde.

Joſef II.

Der nächtliche Reiter.

Auf Berg und Flächen ruht die Nacht,
Kein Mondlicht ſcheint, kein Glanz der Sterne,
Schneeflocken fallen weich und ſacht,
Lautloſes Schweigen nah und ferne.
Ein Mann zu Roß, Gefolge mit,
Sie reiten in geſchärftem Schritt.
Entblättert ſtehen Buſch und Baum,
Es ſauſt der Wind im öden Raum,
Zuweilen krächzt erſchreckt empor
Ein Rabe durch den weißen Flor.
Der Pferde Hufſchlag früher ſtumpf,
Jetzt dröhnt er plötzlich hölzern dumpf.
Es kann der Reiter ſie nicht ſehn,
Doch hört er tief die Donau gehn,
Die überjocht vom Brückenbau
Hinrauſchet durch die Taborau.
Die Sporen in die Flanken ſetzt
Der Reiter ſeinem Pferde jetzt,
In raſchem Trabe geht es fort,
Der dunkle Reiter ſpricht kein Wort,
Schon iſt er im geliebten Wien.

Was bringt er wol für Botſchaft hin?
In's luſtge Wien, die Kaiſerſtadt,
Die Spiel und viel der Freuden hat,
Jetzt aber Trauer fühlt genug,
Weil Oeſtreichs Heer der Türke ſchlug.
Es gährt in Kaiſers Landen rings,
Es harrt der Aufruhr nur des Winks.
In Wien dem armen Volke bangt,
Fern iſt der Kaiſer und erkrankt,
Es geht ein heimliches Beſorgen,
Was hält er ſich und wo verborgen?

Es trabt der nächtge Reiter fort
Auf engverſchlungner Gaſſenbahn;
Verſpätet nur geht da und dort
Und kommt ein Wanderer heran.
Vor Heiligenbildern Lampenſchein
Fällt trüb nur in die Nacht hinein.
Zuweilen weckt der Pferde Huf
Gebell von Hunden, Wächterruf.
Am Stefansfriedhof angelangt,
Dem ſonſt ſo mutgen Reiter bangt.
Im Rieſenturm iſt es erwacht,
Es ſchlägt und läutet Mitternacht.
Der Reiter hüllt ſich tiefer ein,
Zieht Fieberfroſt durch ſein Gebein?
Er ſpricht halblaut: „Du treues Tier,

Wär's beſſer nicht, wir hielten hier?
Wozu denn fürder reiten noch,
Zu meinem Grabe reit' ich doch!
Es ſchüttelt ſich, als ſpürt das Pferd,
Was ſeines Reiters Herz beſchwert,
Er läſſt es langſam weiter gehn,
Um ſpäter nur die Burg zu ſehn;
Er ahnt in ſeinem trüben Sinn,
Es harrt viel ſchlimme Botſchaft drin.
Der Poſten an der Hofburg Tor
Streckt ſeine Hellebarde vor.
„Die Loſung?" fragt er, „Kaiſer" ſagt
Der Reiter, und der Pförtner ſchlagt,
Sich ehrfurchtsvoll verbeugend, drauf
Des Tores mächtge Flügel auf.
Den Reiter hat ohne Willkommen
Die Burg der Ahnen aufgenommen.

Abfall der Niederlande.

Der Kaiſer ſitzt im Prunkgemach,
Verdunkelt iſt es von Gardinen,
Lieſt eine Schrift, dann ſinnt er nach,
Ein tiefer Ernſt liegt in den Mienen.
Sein blaues Auge nur erglüht,

In tiefem Rot ſein Antlitz blüht;
Wer faſſen würde ſeine Hand,
Er ſpürte raſchen Fieberbrand,
Der ſcheinbar der Geſundheit Flor
In's Antlitz ihm zurück beſchwor.
Er ſtarrt noch lang in's Blatt hinein,
Dann taucht er raſch die Feder ein;
Noch einen Blick mit trübem Sinn
Zum Bild der großen Kaiſerin,
Das, leuchtend vor ihm an der Wand,
Droht oder ſegnet mit der Hand.
Er unterſchreibt, bekümmert tief,
An Niederland den Scheidebrief.
„Mein deutſches Reich, dich läſſt das Glück.
Vom Kaiſermantel iſt's ein Stück,
Herabgeriſſen und verloren —
Wills Gott, der Aufruhr iſt beſchworen."

Von Straßen her, vom Stefansdom
Wälzt ſich zur Burg ein Menſchenſtrom,
Und voll und voller wird die Flut,
Die ſchon ſich ſtaut und nimmer ruht.
Es faſſt des Burghofs weiter Raum
Die froh bewegten Wogen kaum,
Und Rufe, weißer Tücher Wehn,
Das Volk will ſeinen Kaiſer ſehn.
Es iſt dem treuen Volke bang,

Unheil vernahm es Wochen lang.
Der Kaiſer wankt zum Fenſter hin,
Sie jubeln, grüßen, ſegnen ihn.
Wie freut ſie ſeiner Wangen Rot,
Und ahnen nicht, daß dies der Tod.
Er lächelt mild hinab zu ihnen,
Grüßt mit der Hand und heitren Mienen.

Der Aufruhr.

Der Kaiſer winkt dem Kämmerlinge:
„Fürſt Kaunitz!“ dieſer tritt herein.
„Dein Antlitz kündet böſe Dinge!
Was lief für eine Botſchaft ein?“
„„Es drängt nicht, Herr, erſt werde wohl.““
„Iſt Kunde da vom Land Tirol?
Was ſchreibt der Burggraf uns aus Prag?“
„„Es gährt, ſchon fiel der erſte Schlag.““
Der Kaiſer ruft mit ſtarkem Ton:
„Sprichs aus nur: es iſt Rebellion!
Was will das trotzige Geſchlecht?
Der Bauer war leibeigner Knecht,
In jedem Schloß mit ehrner Fauſt
Hat frech ihm ein Tyrann gehauſt.
Hat heimgeſucht ſie Hungersnot,

Ich kam und brachte Troſt und Brod.
Hab' ich umſonſt verſucht den Pflug?
Mir aber war es nicht genug.
Auch durch die Geiſter ſollt er gehn
Und neue Saat mir auferſtehn.
Kaſernen für der Mönche Heer,
Die dumpfen Klöſter ſind nicht mehr.
Des Geiſtes Feſſel ſind geſprengt,
Frei iſt, was Jeder glaubt und denkt.
Der Wahlſpruch meines Lebens heißt:
Deutſche Cultur durch freien Geiſt!
Und Rebellion?" Der Kaiſer wankt;
Raſch faßt der Kanzler ihn: „Erkrankt,
Tut dir, o Herr, die Ruhe not."
„„Not tut als Arzenei der Tod,
Die bringt den guten Schlaf."" Und trauernd
Sinkt er zurück, in Fieber ſchauernd.
Erfüllt von Mitleid, eigner Pein
Blickt Kaunitz auf den Kaiſer nieder,
Denn ſchlimmre Kundſchaft harrt noch ſein.
Zu ſprechen winkt der Kaiſer wieder.
„Dein Volk nicht ſchmähe, das iſt gut,
Verführt nur; heimlich ſchürt die Glut
Der Adel, der dir grollt, dir feind,
Sich mit der dunklen Macht vereint.
Es ſpricht der Mönch Geſetzen Hohn,
Im Beichtſtuhl, von den Kanzeln drohn

Sie mit der ewgen Höllenpein,
Weil Ketzer auch ſoll'n ſelig ſein.
Sie lehren rings: Das freie Wort,
Es iſt der gläubgen Selen Mord;
Der Väter Sprache ſei verbannt
Fortan im tapfern Czechenland.
Du wollteſt, Herr, des Volkes Glück;
Du gabſt zu früh, o nimm zurück."
Es rafft der Kaiſer ſich empor:
„Zurück? ich aber rufe: Vor!
Und dieſe Hand, ſie ſei verflucht,
Wenn ſie den Federzug verſucht.
Zurück, zurück! und Kaunitz du,
Mein Kampfgenoß rät mir dazu?"
„„Die Noth gebeut."" — „Und ſag ich: Nein!
Wer will ſo kühn zu trotzen ſein?"
„„Schon trotzen ſie, noch floß kein Blut,
Ein Zögern, und es raſ't die Wut.""
„Raſch die Magyaren ruf ich auf,
Sie kommen kühnen Mut's herauf,
Wie ſie ſchon einſt gekommen ſind
Zum Schutz der Mutter und dem Kind.
Es tönt ihr Moriamur! wieder,
Tot liegt Verrat und Aufruhr nieder."
Der weiſe Kanzler wagt kein Wort,
In ſeiner Sele tief ergriffen;
Der Kaiſer tobt im Zorne fort:

„So seien Waffen denn geschliffen!
Wo ist ein Kanzler, der mir rät?
Wer schützt des Kaisers Majestät?
Wo ist ein Laudon, Prinz Eugen,
Wenn Oestreich droht zu Grund zu gehn?"
Der Kanzler bange zögernd spricht:
„O Herr! du weist noch alles nicht.
Darf ich es wagen Majestät?
Soll ich Quarin, den Arzt, dir senden?
....Nicht auch den Priester zum Gebet?
Was du noch weisst, sollst du vollenden."""
„Herr! riefst du auch, sie kämen nicht,
Die Männer vom Magyarenlande;
Sie weigern kühn schon lang die Pflicht
Und rütteln an dem Einheitbande.
Ihr trotzger Stolz zurückbegehrt
Die Krone und St. Stefans Schwert.
Seitdem aus ihrer Krönungsstadt
Sie deine Hand genommen hat,
Scheint ihnen der Kleinodien Glanz,
Die Sonne trüb des Ungarland's.
Weil sie dich wissen jetzt bedrängt
Reiten, die Zügel stolz verhängt,
Trompeten schallten frech darein,
Bewaffnet die Magnaten ein.
Sie wollen kommen, eh's zu spät,
Vor ihres Königs Majestät,

Dich mahnen an den heilgen Eid,
Der dich nur feſſelt, ſie befreit,
Zu fordern vor des Königs Trone
St. Stefans Schwert und ſeine Krone."
Und draußen in dem Vorſal klirrt
Von Säbeln es, und raſſeln Sporen,
Herein ein lautes Reden irrt
Wie Drohung zu des Kaiſers Ohren.
Der Kanzler eilt hinaus, winkt Ruh
Den lärmenden Magnaten zu.
„Wir kommen", rufen ſie, „ſofort
Zu hören unſres Königs Wort!"
Der Kaiſer hört bis in's Gemach,
Was kühn der Mund der Männer ſprach.
Ruft mit Entſetzen aus: „Gewalt?"
Und mächtig reißt er auf vom Sitze
Die ſchon verſunkene Geſtalt,
Und ſeine Augen ſchleudern Blitze.
Doch wie er ſtark ſich aufgerafft,
Er wanket, ihn verläßt die Kraft.
Er ſinkt zurück zum Lehnſtuhl ſchwer:
„Enttront! Ich bin kein Habsburg mehr."
In ſich verloren, vor ſich hin
Spricht er in abgeriſſnen Lauten:
„Vorbei der Traum, wie Wolken ziehn,
Es fällt in Trümmer, was wir bauten.
Nehmt denn zurück, dünkts euch ein Ruhm,

Das funkelnde Barbarentum.
Es ſollte ſein Ein Oeſterreich,
Dem keines auf dem Erdkreis gleich;
Es ſollt' allein Geiſt der Kultur
Durchgluhn es und zuſammenhalten —
Ihr wollt, ſo gehet unter nur,
Das Reich zerriſſen und geſpalten!"
Zu Kaunitz blickt er jetzt empor:
„Nicht mein iſt, was ich muß vererben.
Bereite Abſchiedsworte vor
An meine Völker und dann ſterben."
Und Blatt um Blatt an jedes Land
Bezeichnet haſtig ſeine Hand.
Was plötzlich inne hält ſein Stift?
Nicht wieder ſoll in Wort und Schrift
Frei der Gedanke fortan ſein —
Er unterſchreibt auch dies mit Pein.
Der Hand entſinkt die Feder matt,
Ein Zittern bebt durch ſeine Glieder,
Nur auf dies eine, letzte Blatt
Fallt eine heiße Träne nieder.

Quarin.

Umblickt der Kaiſer in dem Sale:
„Wo iſt mein treuer Arzt Quarin?"

Der naht und reicht in einer Schale
Arznei dem kranken Herren hin.
Der Kaiſer weiſt den Becher fort:
„Ich bin ſchon mit dem Tod am Bord.
Wie lang zu leben hab' ich Zeit?"
„„Glaubt Joſef an Unfehlbarkeit?""
„Ob wahr dein Mund, ob irrig ſpricht,
Ich zittre vor dem Tode nicht."
„„O wer verkennte, Herr, dich ſo,
Den Freund Voltairs und von Roußeau?""
„So taſte meinem Leben nach,
Wenn der noch lebt, dem's Herz zerbrach!
Des Herrſchers Arbeit iſt vollbracht,
Ich muß noch derer ſein bedacht,
Die mir gedient, dem Fürſten nicht,
Nur menſchlich gut und nicht aus Pflicht.
Mein Dank gewährt die Freiheit ihnen,
Die Treuen ſollen nicht mehr dienen."
Quarin erfaſſt des Kaiſers Hand,
Deſs Blick hängt an des Arztes Munde.
„Es tobt dein Puls im Fieberbrand,
Still wird er ſteh'n zur Morgenſtunde."
„„Hab Dank!"" iſt ſanft des Kaiſers Wort
Und winkt dem treuen Freunde fort —
Der aber fällt vor ihm auf's Knie:
„So bittre Stunde lebt' ich nie;
Herr! lebe wol für immerdar!

Jetzt wird die Nachwelt dir beginnen
Gerecht zu sein. Unsterblich war
All deines Lebens Tun und Sinnen."

Nach einem Tabourette winkt
Der Kaiser, drauf es silbern blinkt:
„Die Urne reiche mir von Erz,
In diese werden bald mein Herz
Die Augustinermönche tun —
Hier also wird es endlich ruhn,
In dieser Urne schmal und klein,
Zu eng schien ihm die Welt zu sein.
Unbändigstes der Sonnenpferde:
Hochmut, hinab zum Staub der Erde!"
Und leiser spricht des Kaisers Mund:
„Sie werden meinen Arzt, dich fragen:
Woran ging Josef denn zu Grund?
Da mußt du treue Antwort sagen:
Er hat verzweifelnd, weltbetrübt
Selbstmord am eignen Tun geübt.
Und sinnen sie auf einen Spruch
Für meinen Gruftstein, sag: ein Fluch
Hat diesem Könige gegrollt,
Das Gute nur hat er gewollt,
Dem aber, wie er sann und rang,
Das Gute nimmermehr gelang.
Wer fühlt sich mutig noch und stark,

Predigt alſo ein Königsſarg?
Ich weiß, eh noch zerfällt mein Staub,
Iſt, was ich ſchuf, der Böſen Raub,
Mit meinem Namen werden ſie
Rechtfert'gen jede Despotie.
Denkt Zukunft milder einſt von mir,
Vielleicht, vielleicht? iſt dann zu leſen:
Er iſt auf einem Trone hier
Ein Menſch, ein Denker nur geweſen?"

Die Sterbeſtunde.

Der Kaiſer iſt allein, er ſpricht,
Seltſam ſein Ton und ſeine Sprache;
Im Vorgemach die wiſſen nicht,
Ob laut er träume oder wache?
Iſt was er redet Fieberwahn?
Geſtalten ſcheinen ihm zu nahn;
Quält ihn das Leben nicht genug,
Hetzt noch fantaſtiſch wilder Trug?
„Maria, mein geliebtes Weib!
Die Sele nicht, mein war dein Leib.
Unſeliges Geheimniß ſprach
Beichtend dein Herz, bevor es brach.

Warum nahmſt du zur Gruft nicht mit,
Woran mein Herz unheilbar litt?“
Er ballt die Fauſt, ſich ſträubt ſein Har,
Was wird im Leren er gewahr?
„Du blondes Haupt im Totenflor.
Blutrote Stralen ſprühn empor,
Was ſtarrſt du vom Schafott mich an?
Hat Frankreich nicht, hab' ich's getan? —
Ich ſinke, weh, es wankt der Tron,
In allen Landen Rebellion.
Es tritt heraus dort aus der Wand,
Wer iſt's? Es droht mir mit der Hand,
Die Augen ſtarr'n und ſind doch zu,
Erhabne Kaiſermutter du?
Vollendet ſich zu meinem Fluch
Die Arbeit um ein Leichentuch.“
Der Kaiſer ſtönt: „Bin ich allein?“
Die Diener ſtürzen raſch herein.
„Wo iſt mein Sohn? Bringt mir den Sohn,
Es gilt zu erben einen Tron.“
Sie ſehn, bethört von Fieberwahn
Den kinderloſen Kaiſer an.
Erwachend jetzt aus Fantaſien
Hebt er ſich auf und ſcheint zu lauſchen:
„Mein Steuermann, die Fahrt wohin?
Wie friſch des Meeres Wogen rauſchen!“
„Was ſo zu brauſen jetzt beginnt,

Vom Stefansdom die Glocken ſind,
Was dir erſcheint als rauſchend Meer,
O Herr! es wogt dein Volk daher.
Sie fragen, weinen, ſteh'n gedrang
Im Burghof, in den Gängen bang.
Es harrt die Menge, und ſie hofft,
Du trittſt heraus zu ihr, wie oft,
Wenn du dem Volk dein Ohr geliehn,
Recht ſprachſt und Troſt und oft verziehn;
Die Kirchen alle ſind gefüllt,
Das Allerheiligſte enthüllt.
Vor den Altären knieen ſie,
Gebet ſchallt, Orgelharmonie.
Es werden Pſalmen fromm geleſen,
Gott hört uns, Herr, du wirſt geneſen.""
„So arm iſt euer Kaiſer ſchon,
Daß ihm des Volkes bittre Schmerzen
Erklingen als ein Freudenton,
Verſöhnend ihn in ſeinem Herzen."
Und wieder ruht er, daß er lebt,
Zeigt nur die Bruſt, die athmend bebt;
Dann ſpricht er: „Hebet mich empor
Und laſſ't den künft'gen Kaiſer vor."

Erherzog Leopold tritt ein.
Der Kaiſer fragt: „Sind wir allein?"
In's Knie am Lager ſinkt der nieder,

Der Kaiſer hebt die Stimme wieder:
„So trage weiter du die Welt,
Die mir vom müden Nacken fällt.
In keinem Sarkofag aus Erz
Begrabe mich. Ich will das Herz
Des Volkes hören in der Gruft,
Bis ſie dich ſelbſt einſt niederruft.
Sei gut, ſei gut. Gib Freiheit, Licht!'
Der Kaiſer ſprach's, ſein Auge bricht.

Auftun die Pforten ſich vom Sal,
In langer Flucht, aus goldnen Zimmern
Bricht hell herein mit Einemmal
Ein grelles Leuchten und ein Schimmern.
Und einzeln und in Gruppen fern
Knie'n Damen im Gebet und Herrn.
Den Gruppen kniet ein Mann beiſeit,
Sein Geiſt iſt finſter, wie ſein Kleid,
Sein ſcharfes Auge ſchaut in Zeiten,
Die, ihm zum Heil, ſich vorbereiten —
Und aufragt aus der Beter Chor
Ein Mann im Purpur, hoch empor
Hält ſegnend er im Lichterglanz
Die weithin blitzende Monſtranz.

Carlo Alberto.

Schlacht bei Novara.

Wilde Feldſchlacht hat gewettert
Auf der Ebne von Novara,
Heere liegen hingeſchmettert,
Und Italien ſteht erblaßt;

Steht erblaßt, zu Stein geworden,
Eine Niobidenmutter,
Der ein blutig wildes Morden
Hingerafft der Söhne Schar.

Und der König reißt vom Haupte,
Wirft verzweifelnd hin die Krone,
Das von Lorber ſonſt umlaubte
Schwert Italiens liegt zerſtückt;

Liegt zerbrochen, und von Blute
Rot iſt die bekreuzte Fahne,
Die er ſchwang in kühnem Mute,
Da er auszog in die Schlacht.

Setz' ihm Sporen in die Flanken,
Deinem flüchtgen weißen Pferde,
Raſcher folgt dir als Gedanken,
Wildgelöſten Hars, die Schmach;

Ein Geſpenſt ſitzt bleich ſie hinter
Dir zu Pferde, und es ſtarret
Um dich her der weiße Winter
In dem wilden Apenin.

Beſſer wäre dir, es ſchwände
Unter deinem Pferd der Saumweg,
Und du fielſt die Rieſenwände
Nieder in der Felſen Schlund.

Doch du ziehſt die grauſen Strecken
Durch die Winterwüſtenein,
An der Ströme wilden Schrecken,
Nur ein Reiter dein Geleit.

Nachts entzündet er ein Feuer,
Dich zu wärmen, armer König,
Wacht bei dir ein ſtiller, treuer
Hüter deines kurzen Schlafs.

Speiſe reicht er, karg bemeſſen,
Und des Weins nur wenig Tropfen.
Solchen Trauerpfad gemeſſen
Hat kein König noch der Welt.

Nächte ſind vorbei und Tage,
Krank und müde iſt der König;
Doch ſein Mund ſpricht keine Klage,
„Trage!“ ſagt ihm nur ſein Herz.

Plötzlich ſchwärzet ſich der Himmel,
Wolken ſchütten eines Schneefalls
Dichtes blendendes Gewimmel
Nieder, eine weiße Nacht.

Und die Pferde ſtehn und zittern
Schweißgebadet an dem Abhang,
Ein unheimliches Gewittern
Rollet durch die Berge dumpf.

Ein Moment — in roten Gluten
Leuchtet zuckend auf die Schneewelt,
Und die ewig fest geruhten
Urgebirge beben rings.

Schon vorbei — und rasch erheitern
Sich die Wolken, kaum geschlagen
Zehnmal hat das Herz den Reitern,
Sie bekreuzten stumm die Brust.

Weiter ziehn sie, weiter wieder,
Kurze Rast und lange Strecken,
Zu dem blauen Meere nieder,
In der Täler Frühlingspracht.

An der Gränze seines Reiches
Auf die Erde sinkt der König,
Und zum letzten Kuß sein bleiches
Antlitz drückt er auf den Grund:

„Dich hab ich geliebt vor allen,
Wie der Jüngling seine Braut liebt,
Und so lang die Pulse wallen,
Lieb' ich dich, Italia!

Deine Schönheit zu beſchauen,
Du Europas goldner Garten,
Hat der Herr dir zweier blauen
Meere Spiegel hingelegt.

Aller Völker Liebesdürſten
Weckſt du ſchon mehr ein Jahrtauſend,
Und der Erde ſtolze Fürſten
Buhlten ſchon um dich als Braut.

Dich am liebſten küßt die Sonne;
Doch durchs Herz dir, ſüße Mutter,
Wie der heiligſten Madonne
Bohren ſieben Schwerter ſcharf.

Eine Sprache nur, ein Glaube
Bindet hier Millionen Herzen,
Und doch flieht des Friedens Taube
Ewig das zerrißne Land.

Höre mich in Demut beten,
Retten wollt' ich dich, o Mutter;
Doch der Herr hat mich zertreten
Und zerbrochen mir das Schwert.

Süße Heimat, heilge Erde,
Lorberreiche, blutgetränkte!
Und ſo lang ich atmen werde,
Lieb' ich dich, dein treuſter Sohn!"

Von der Erde in den Bügel
Setzt den Fuß der bleiche König,
Grüßt noch einmal Tal und Hügel,
Reitet trauernd ins Exil.

In Oporto.

In dem Land der Luſitanen,
In der ſchönen Stadt Oporto
Aller Glocken Zungen mahnen
In die Kirchen zum Gebet.

Glockenſturm und Menſchenwogen
Ueberbrauſen noch die Brandung,
Die in weitem Rieſenbogen
Anwälzt das atlantſche Meer.

Ausgeſtellt ſind auf Altären
Goldne Edelſtein-Monſtranzen,
Auf den Knieen liegt in Zären
Betend laut Oporto's Volk.

Durch die trauernden Choräle
Ruft es leiſe bald und lauter:
„Nimm des Königs arme Sele,
Herr, im Himmel gnädig auf!“

Auf der luftigen Teraſſe
Seines Gartens liegt der König,
Ferne dem Gewühl der Straße,
Fern der Glocken Klagelaut.

Ragen aus des Gartens Grunde
Finſter grünende Zipreſſen,
Eine ſtolze Säulenrunde
Um des Königs ſtilles Haus.

Und zu ſeines Tronbetts Stufen
Tritt ein Mönch, in Schweigen harrend,
Endlich redet er: „Gerufen
Ward ich, Herr, dir nah zu ſein.“

Doch der König ohne Regung
Lieget da geſchloßnen Auges,
Wenn nicht wäre die Bewegung
Seiner Lippen, ſchien' er tot.

Jetzt, die Augen aufgeſchlagen,
Starrt der König an den Prieſter,
Grußlos, nur die Blicke ſagen,
Daß den Mönch der König kennt.

Jugendglanz umfloß ſie Beide,
Da ſie zu der gleichen Stunde
Mit der Carbonari Eide
Sich Italien verlobt.

Der ein König iſt geworden,
Hat den Mönch geächtet ſpäter,
Weil er dem geheimen Orden
Treu geblieben immerdar.

„Treffen wir uns alſo wieder?"
Spricht der König zu dem Mönche.
„Knie' an meinem Lager nieder,
Brüder ſind wir im Exil."

Aus des Mönches Augen ſchießen
Aber wilde Zornesblitze,
Von den bleichen Lippen fließen
Worte, jedes Wort ein Dolch:

„Falſcher König! feig verraten
Haſt du deiner Jugend Glauben,
Und mit dunklen Herrſchertaten
Sühnteſt du der Freiheit Traum.

Ließeſt treten dir den Nacken,
Büßend flehteſt du um Gnade,
Für der Krone goldne Zacken
Warfſt du hin der Freiheit Ruhm.

Nun du ſpät dich haſt beſonnen
An den Eidſchwur für Italien,
War der Jugend Kraft zerronnen,
Ward zum Schwertgriff ſchwach die Fauſt.

Auszogſt du, um zu vereinen
Unſres Lands zerſtücktes Banner;
Gott ſelbſt ſchlug aus den nicht reinen
Händen dir Italiens Schwert!“

Und im Zorne innehaltend
Plötzlich faſſet ſich der Prieſter.
„Deiner Rede Macht entfaltend,
Sich erbarmend ſchickt dich Gott.

Predge, ſtrafe! und verſöhnter
Schlägt das Herz in meinem Buſen.
O, ich war nur ein gekrönter
Kriegeriſcher, armer Mönch,

Der gehorſam zog zum Streite
Erſt, als ſelbſt der heilge Vater
Uns Italiens Waffen weihte,
Dem bekreuzten, frommen Heer.

Hörſt du nicht die Wogen dröhnen
Des atlantiſchen Ozeanes?
Einen Schmerz nur übertönen
Sie mir nicht in meiner Bruſt:

Daß ich fern der Heimat ſterbe,
Die ich liebte über alles,
Daß ich nicht als heilges Erbe
Ihr der Einheit Banner ließ!'"

Bleicher werden und verſunken
Des verlaſſnen Königs Wangen,
Und des Lebens letzte Funken
Irren nur in ſeinem Blick.

In die ſtarren weißen Hände
Legt der Mönch ein Kreuz und fraget:
„Glaubſt du noch in deinem Ende
An die Kraft des heilgen Bund's?“

Von des Königs Lippen ringen
Leiſe ſich die letzten Worte:
„Gott wird's durch den Bund vollbringen,
Einig — frei — Italien.“ —

Und der Mönch ſpricht nach die Rede:
„Einig, frei, bis ausgefochten
Sein wird die blutrote Fehde
Um die große Republik!“

Niederſteiget er die Stufen
Der Teraſſe, winkt den Dienern,
Und von dumpfen Trauerrufen
Widerhallt des Königs Haus.

Breiten auf des Königs Leiche
Betend einen Purpurmantel —
Und verklärend auf das bleiche
Land sinkt still das Abendrot.

Otto

von

Griechenland.

An König Georgios.

„Von meinem alten Schloße
In treuem, deutſchen Land
Iſt, junger Königsſproſſe,
Mein Blick dir zugewandt!

Ob nicht von Gottes Gnaden,
Doch biſt du König auch,
Zu joniſchen Geſtaden
Trägt dich der Winde Hauch.

Sie werden jubeln, ſingen,
Wie mir einſt, dir jetzt zu —
Doch wenn ſie Gaben bringen,
Die Danaer fürchte du!

Ich kam — die Erde rauchte
Noch von der Brände Glut,
Der wilde Kleſte tauchte
Den Handſchar kühn in Blut.

Zu den unſterblich ſchönen
Ruinen alter Welt
Lag, um ſie zu verhönen,
Der Städte Schutt geſellt.

Doch über die Verheerung
Erglänzte hoffnungsmild,
In nahender Verklärung
Still des Erlöſers Bild.

Es wichen Kampf und Grauen,
Erſt ſpät die Not, die Schmach;
Ich mußte mir erſt bauen
Fürs eigne Haupt das Dach.

Nach Termopylenkämpfen,
Nach kühnſtem Heldentum,
Es galt die Gluten dämpfen,
Zu pflanzen ſtillern Ruhm;

Es galt die Pflugſchaar lenken
Durch Geiſter wie durch's Land,
Den heilgen Oelbaum ſenken,
Die Rebe in den Sand.

Ich wollte Friedensbahnen
Sie führen treu und gut;
Vom Trotze der Titanen
War noch in ihrem Blut.

Sie wollten nicht den Frieden,
Des Schaffens edle Ruh;
Mir fiel der Danaiden
Fruchtlose Arbeit zu.

Und da schon grau die Locken,
Verbraucht das Leben fast,
Da tönten Festesglocken,
Sie luden mich zu Gast.

Zu meiner Inseln Borden
Stolz über's blaue Meer,
Von Liedern und Akkorden
Geleitet, zog ich her.

Als ich der „Hellas" Steuer
Wieder zurückgekehrt,
Hat der Geschütze Feuer
Die Heimkehr mir verwehrt.

Umrauscht noch von den Liedern
Und von der Blumen Kuß,
Ich mochte nicht erwidern
Solch treulos argen Gruß.

Ich wollte Lügen ſtrafen
Die Sage lang vererbt,
Daß ſich im Blut von Sklaven
Ein Königsmantel färbt.

Der Krone goldne Spitze,
Von Lorber ſelbſt umlaubt,
Sie lockt Kronions Blitze
Dem Träger auf das Haupt.

Von der Hellenen Lande
Fuhr kronlos ich und arm,
Mitnahm ich nur vom Strande
Nach ihm der Sehnſucht Harm.

Ich ſegne und ich grüße
Dich der Hellenen Reich!
Du junger König büße
Nicht Herrſcherluſt mir gleich.

Wenn ihr Verrat ſich wieder
Auch gegen dich erfrecht,
Reif ſind ſie, mäh' ſie nieder,
Nur die Gewalt hat Recht."

Maximilian

von

Mexico.

Auf des Weltmeers finſtren Wogen
Ruht die ſtille Mitternacht,
Rauſchend durch ſie hergezogen
Kommt ein Schiff in dunkler Pracht.

Hinter ſich mit bleichem Scheine
Weckt es Phosphorflammen wach,
Zieht es majeſtätiſch eine
Rieſen-Feuergarbe nach.

Schwarze, lange Trauerflöre
Hängen ſchlaff herab vom Maſt,
Und der Winde wilde Chöre
Halten ehrfurchtvolle Raſt.

Und das ſchöne Sternenzeichen,
Das dem Schiff ſo hell geblinkt,
Südens Kreuz iſt im Erbleichen
In dem Nachtdom und verſinkt.

Dunkle Männer werfen Kohle
Auf des Keſſelraumes Roſt,
An dem Steuer die Bußole
Zeigt die Fahrt zum fernen Oſt.

Und des Meeres dumpfes Toſen
Brauſt eintönig durch die Nacht,
Alles ſchläft, nur zwei Matroſen
Stehn vor der Kajüte Wacht.

Schwarz behangen ſind die Wände,
Nur zwei Lichter leuchten karg,
Werfen ihre roten Brände
Zuckend über einen Sarg.

Wie es zittert zwiſchen ihnen,
Nach Geſtalt geſtaltlos ſtrebt,
Bald beſchattet, bald beſchienen,
Leicht zerfließend, neu belebt.

Nicht empor, ſpricht die Legende,
Kann der Sele Lichtgeſtalt,
Bis nicht auf des Sarges Wände
Dumpf die Scholle niederhallt.

Bei dem Körper muß die Sele
Büßend weilen, Angſt berührt,
Ihn betrachten, der zum Fehle,
Der zur Sünde ſie verführt.

Hier von dieſem Sarkofage,
Den die ſchwanke Woge trägt,
Leiſe tönt der Sele Klage,
Wie an Bord die Woge ſchlägt:

„Wehe mir, wie kehr' ich wieder
In der Heimat Land zurück?
Ach dahin ſind Glanz und Lieder,
Krone, Purpur, Lieb' und Glück!

Vom Geſchlecht der Adler ſtammend,
Sang man mir mit ſüßem Ton,
Mich zu Adlerſinn entflammend,
Lieder in der Wiege ſchon.

Und ich lenkte kühn das Steuer
Nach des Ruhmes goldnem Vließ,
Das ein Arger, Ungetreuer,
Meines Hauſes Feind verhieß.

Als das Höchſte ſchien auf Erden
Herrſchaft mir, von Ruhm erhellt,
Sonnenaufgang wollt' ich werden
Einer nachtumfloſſ'nen Welt.

Träume blendeten die Blicke
Mit fantaſtiſch holdem Schein,
Und ich griff in die Geſchicke
Eines Weltteils frevelnd ein.

Einſt ſchon ſchwamm auf dieſen Wogen
Tot ein Cäſar heimatwerts,
Der wie ich den Pfeil vom Bogen
Sandte in der Freiheit Herz.

In der Kraft, der jugendwarmen,
Sank ich blutend in den Sand,
Einſam, fern der Mutter Armen,
Fern dem teuern Vaterland.

Wenn ſie meine Taten meſſen,
Meldet die Geſchichte blos:
Lebte, ſank und ward vergeſſen,
Tronlos, kronlos, kinderlos."

Alſo klagt es, alſo ſtöhnt es
Mit gedämpftem, leiſem Klang,
In den Schlaf den Schiffer tönt es,
Wie der Wogen dumpfer Sang.

Plötzlich durch die Nacht ein Sauſen,
Das die Segel raſcher ſchwellt,
Wogen wölben ſich und brauſen,
Von geſpenſtgem Schein erhellt.

Taucht der weißen Meeresfrauen
Mitleidvoller bleicher Chor
Aus des Meeres kalten Grauen
Um das Totenſchiff empor.

Und er redet und er ſinget
Dulder tröſtenden Geſang:
„Des Gerichtes Wage klinget,
Drum iſt dir die Sele bang.

Deines Kaiſermantels Säume
Sind von Blut ſo purpurrot,
Adlerwildheit, Dichterträume
Sühnteſt du mit deinem Tot.

Deiner Aſche werde Friede,
Deinen Taten Untergang;
Nur dein Tod lebt fort im Liede,
Im unſterblichen Geſang!“

In das Wellenrauſchen ſchallen
Ihre Worte ſchickſalſchwer,
Und in fernen Widerhallen
Bebt davon das weite Meer.

An dem Horizonte zitternd
Weiße Streife tauchen auf,
Durch die Flut, wie Silber flitternd,
Geht des Totenſchiffes Lauf;

Pötzlich glüht es auf den Wellen;
Mit der Sonne Siegesblick
Sendet ihren morgenhellen
Gruß die ferne Republick.

Anmerkungen.

Seſoſtris, Salomo, Alexander.

Dieſe Königsgeſtalten, die auf den vorhergehenden Blättern, von epiſchen Geſängen begleitet, aus dem Hintergrunde der Jahrtauſende hervortreten, ſind ſolche welche zugleich von der Fantaſie der Völker mit dem Lichtſcheine der Mythe umgeben ſind.

Nur wer mythiſch geworden, iſt unſterblich.

Die genannten Heroen, wie ſie auch einander durch dieſes Merkmal der Unſterblichkeit gleichen, ſo verſchieden iſt die Weltanſchauung, von der ſie durchdrungen ſind:

Während Seſoſtris dem altägyptiſchen Glauben an eine Wanderung der Sele durch tauſende von Geſtalten anhängt, iſt Alexander von dem Schmerze durchdrungen, daß er ſterben muß und nicht alle Wonnen des Lebens in ununterbrochener Jugend genießen kann, durchzelt Salomo der Glaube an nur Einen Gott, den Schöpfer von Himmel und Erde.

Doch wie getrennt durch viele Jahrhunderte, ſind ſie in Einem Gefühle vereinigt und von der Einen demütigenden Erkenntniß durchdrungen, daß trotz aller ihrer Macht und Pracht, trotz Siegen und Triumfen alles Irdiſche vergänglich und eitel iſt.

Das ist die der Menschheit innewohnende Tragik überhaupt, die ihre Schatten vor Allem in die Seelen jener Sterblichen wirft, die auf den einsamen Höhen des Herrschertums wohnen, und seine verhängnißvolle Macht und Last, wie jener Atlante die Welt, gebeugt auf ihrem Nacken tragen. Der Historiker bezeichnet jene Könige als tragisch, die sich an dem ethischen Gedanken der Menschheit oder doch an der Freiheit des von ihnen beherrschten Volkes versündigt haben, und diese ihre Schuld sühnend, untergehen oder durch menschliche Schicksale, wie sie auch den Bettler treffen können, ihr Ende finden. Auch solchen hat der Rhapsode einige Gesänge gewidmet. Anders ist die Volksfantasie, sie empfindet jene Tragik heraus, welche wir als die der Herrscher im Allgemeinen bezeichnet haben, sie schaut sie mit dem Gemüte, nicht mit dem Verstande an, sie erkennt den geheimsten Schmerz und die unerfüllte Sehnsucht einzelner Weltbeherrscher, wo der Geschichtschreiber nur von ihren Siegen und Triumfen zu erzählen weiß. Aber diese Heroen liebt oder haßt der im Volke lebende, der unsichtbare Poet zumeist. Heil dem Helden, den er zu seinem Liebling erkoren hat, wehe jenem, den er verurteilt, den er sagenhaft verklärt oder verdammt.

Unsterblichkeit ist eine immer als Gegenwart sich darstellende Vergangenheit.

Drei Culturvölker: die Juden, die Araber, die Perser haben Salomo mit der dreifachen Krone des Herrscher des Profeten und des Märtyrtums bekränzt. Er ist ihnen wie der mächtigste, der weiseste, so auch der prächtigste und üppigste König des Morgenlandes, bis er wegen seines Abfalles von Gott, seiner Schwelgerei und Volksbedrückung vom Volke verjagt wird und mit seinem Klageliede, „Kohelet" genannt, „Alles ist eitel" endet. Salomo herrschte, verschiedene Degradazionen erfahrend, nach „Sanhedrin 80, 6." zuerst über die Geisterwelt, dann über die ganze Erde, dann über Israel, dann über Jerusalem, dann

über sein Bett; ja selbst auf diesem war er kein König mehr, denn er fürchtete sich vor den Dämonen. Endlich war nur ein Stab, nach Anderen nun, ein Mantel sein Besitz. „Nach Rabba Ruth V." bettelte er nun, während ein Dämon seinen Tron einnahm, an den Türen der Israeliten und sprach: „Ich Kohelet, Davids Sohn, war König über Israel in Jerusalem." Eine Hausfrau setzte ihm eine Speise vor, schlug ihm aber mit einem Schilfrohre aufs Haupt, indem sie zu ihm sagte: „Sitzt nicht Salomo auf dem Trone? Wie kannst du dich Salomo nennen?" In demselben Buche heißt es: „Salomo sah der Welten drei: er war König, Privatmann, König; Tor, Weiser, Tor; reich, arm, reich. Darum sagte er, „Prediger 1, 12.": „Ich Kohelet war König über Jerusalem. Ich war es, als ichs war, jetzt bin ichs nicht mehr" und „Prediger 7, 15.": „Das Alles sah ich in den Tagen meiner Eitelkeit. Der Mensch spricht von seiner Not erst, wenn er von derselben befreit ist." Ob er zu seiner Machtstellung wieder zurückkehrte, beantworten die Einen bejahend, die Andern verneinend. Auch die Sagen der Araber und Perser lassen ihn verbannt umher irren und durch verschiedenes Werk seiner Hände, wobei ihm seine Zauberkunde zu Hilfe kommt, im Schweiße des Angesichts sein Brod erwerben, während ein Dämon seinen Tron einnimmt, bis er selbst wieder, aber nur als Leiche, zurückgebracht wird, um als Phantom noch einige Zeit die Zügel der Herrschaft in den toten Händen zu halten. Und dieser Salomo, nicht wie ihn das kanonische „Buch der Könige" historisch hinstellt, ist der Held der vorangehenden epischen Gesänge, wobei der Rhapsode, wiewol einzelne Züge, Schilderungen und Sprüche auch der Bibel entlehnend, mit der zustehenden vollen Freiheit die Märchen, Legenden und Fabeln benützte, um ein in sich geschlossenes Gedicht organisch und selbstständig zu gestalten.

König Salomo, der selbstverständlich im Bewußtsein der Juden lebt, lebt aber auch noch in dem der morgenländischen

Völker überhaupt. Wo irgend in Ruinen liegende Riesenbauten sichtbar sind, wähnt das Volk, daß die Säulen und Paläste auf Suleimans (Salomos) Geheiß durch die ihm frohnenden Dämonen und Dschinnen (Genien) ins Leben gerufen worden sind. Hahnenfüße, den Steinen in Siegelringen eingeschnitten, gelten noch jetzt als die Stapfen der Dämonen, die Salomo beherrschte u. s. w. Der wandernde Rhapsode dieser Gesänge erlebte solches selbst im Sonnentempel zu Balbek, in der libischen Wüste vor den Göttertempeln und Sphynxgestalten. Die Beduinen schilderten ihm alle diese Werke als vom großen König und Zauberer Suleiman herrührend. Er hörte Märchenerzähler auf der Esbekieh in Cairo, an einem Brunnen in Damaskus, auf dem Atmeidan in Constantinopel, die ihre Hörer mit Abenteuern des biblischen Königs unterhielten.

In einer Bibliothek der letzteren Stadt findet sich nach einem Berichte Hammer-Purgstalls ein Manuskript in 70 Foliobänden, das unter dem Titel „Suleimaname", d. h. Buch des Königs Suleiman, nichts anderes als Sagen, Märchen und Legenden von diesem enthält. Das Werk ist von einem einzigen Manne, unter dem Sultan Bajazed II. und zwar in 360 Foliobänden zusammen geschrieben worden, die aber selbst dem Beherrscher der Gläubigen zu viel waren. Er ließ 290 Bände ins Feuer werfen und nur 70 aufbewahren.

In dem Reichtume der salomonischen Märchenwelt schwelgend, konnte der Rhapsode kaum den tausendsten Teil dessen für seine Gesänge verwenden; vieles davon mußte, um ein organisch componirtes Ganze nicht zu zerstören oder psychologisch widersprechend zu führen, geradezu abgewiesen werden. Davon ist aber vieles so farbenprächtig, so urtümlich, daß nur die Märchen von „Tausend und eine Nacht" ihm gleichgestellt werden können, und diese doch weitaus überragend durch ethischen Gehalt. Um nun diese Schätze einer üppig schaffenden Fantasie, der Weisheit,

nicht selten eines originellen Humors wenigstens teilweise zu verwerten und den Horizont der Szenen, auf der die Gestalt des Königs wandelt, ins zauberhaft Unendliche zu erweitern und zu vertiefen, hat der Rhapsode sie in einer der orientalischen Literatur eigenen Form, der gereimten rhythmischen Prosa, in der der „Makome" behandelt und seinen Gesängen gleichsam als Schluß-Chöre nachfolgen lassen. In diesen Makamen erzählt der Held selbst, aber unerkannt, im Exile sich gerne seiner glücklichen Tage erinnernd, den Beduinen, unter denen er in der Wüste weilt, von der Herrlichkeit, von der Größe und Pracht seines Hofes, von seinem Verkehre mit Menschen, Tieren und Dämonen. Dieser Teil der Dichtung ergänzt erst das ganze Bild des Helden, während der epische Gesang, gleichsam wie der fünfte Act einer Tragödie, anhebt und tragisch ausklingt.

Ebenfalls anders als die Geschichtschreiber der Griechen und als die Sage der antiken klassischen Welt stellt das Morgenland den Weltbeherrscher Alexander dar, ihm ist er zugleich ein Proset, ein nach Erkenntniß strebender, philosophirender Schüler der Magier, der Zeichendeuter und der Weisen. Der Rhapsode folgte in seinen epischen Gesängen nur dieser Darstellung, weil sie dem abendländischen Hörer neu ist. Er schöpfte den Stoff aus dem „Iskendername" d. h. das Buch Iskenders, welches auch als „Chiridname" d. h. Buch der Weisheit von Abu Mohamed Nisami, der im 12. Jahrhunderte in Gentsch in Persien lebte, überschrieben ist; ferner aus dem Talmud: Traktat „Tamid" Midrasch „Raba" und Megilat „Tanith." Beide Sagenkreise, den persischen und den ebräischen zuweilen in einanderschlingend, hat der Rhapsode in plastische Formen gegossen, was er an edelstem Metalle in den Fundgruben des Morgenlandes erblickt und zu Tage gefördert hat.

Seſoſtris erklärt ſich ſelbſt. Sein Tod wird verſchieden erzählt. Ein Schriftſteller läßt ihn durch Gift erfolgen, das er, im Alter völlig erblindet, genommen haben ſoll.

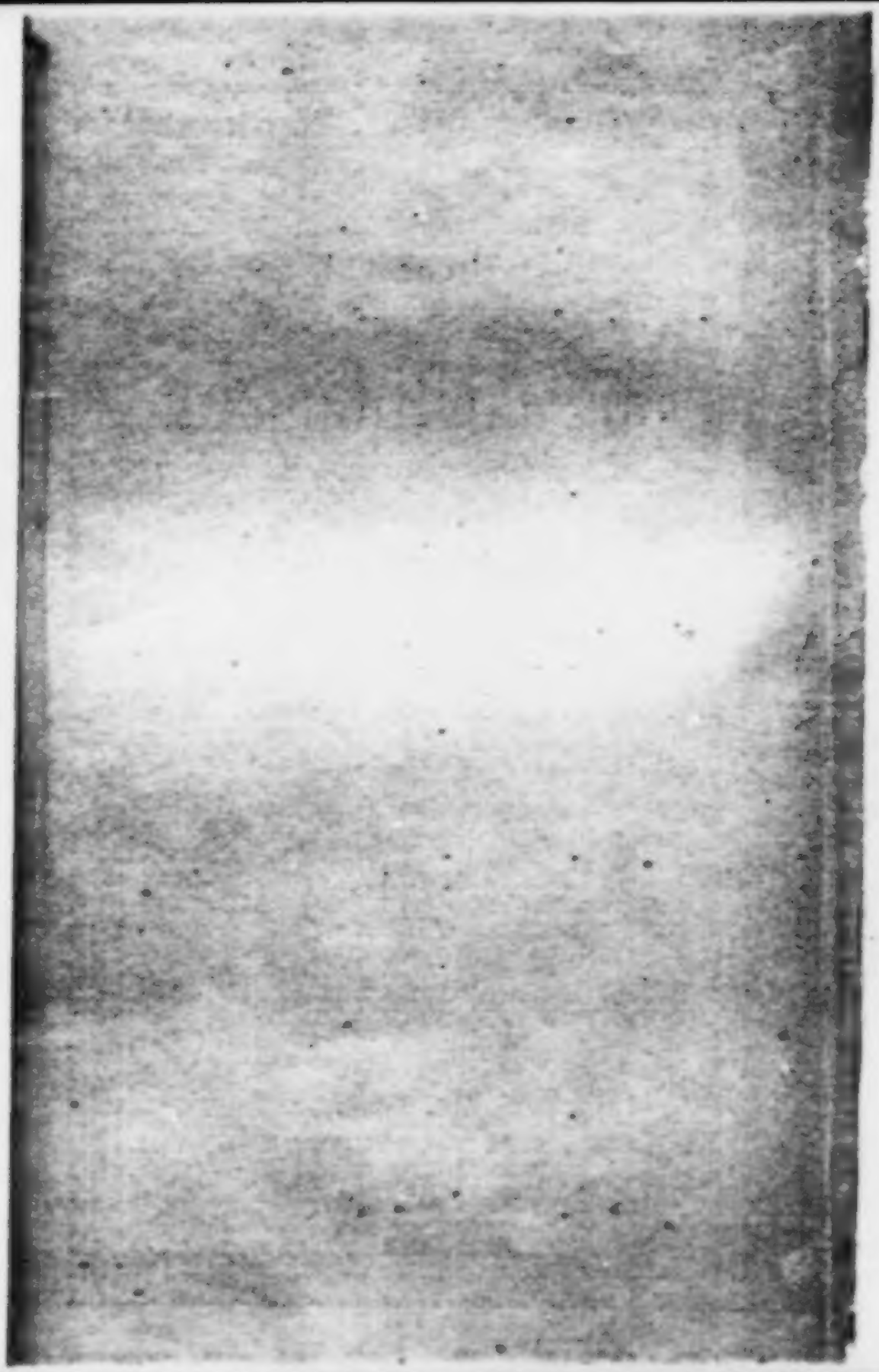
Helena von Trapezunt.

Sultan Mohamed II. ließ den Kaiſer David und ſeine ſieben Söhne im Jahre 1461 unter dem Beile fallen. Nur die Kaiſerin Helena, eine Cantakuzenin, litt und ſtarb wie die Mutter der Makkabäer. „So hat", berichtet Hammer-Purgſtall in ſeiner „Geſchichte des osmaniſchen Reiches I. Bd. S. 468", „das byzantiniſche Kaiſerhaus im Oſten und Weſten in Schmach und Blut geendet, und ſo iſt das griechiſche Kaiſertum in Europa und Aſien vom Herrſcher zweier Meere und zweier Weltteile, wie ſich Mohammed ſeit Conſtantinopels Eroberung nannte, verſchlungen worden."

Carlo Alberto.

Daß der Prinz von Carignan der Geſellſchaft der Carbonari angehörte und ihr abſchwor, iſt bekannt. Nicht ſo, daß er als König gegen ſeine Vertrauten ſich noch als einen Carbonari erklärte. Es iſt dies in einem panegyriſchen Buche über den König zu leſen, das der italieniſche Senator Luigi Cibrario in Turin, in der königlichen Druckerei 1850 drucken ließ, und das den Titel führt: „Ricordi d'una missione in Portogallo", in welchen S. 284 Note 1 wörtlich zu leſen iſt: „Durante il suo regno ripeteva spesso a suoi famigliari: Je vous déclare moi que j'ai une foi de Charbonnier."

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.



Franz Grillparzer.

Zur Biographie

Franz Grillparzer's.

Von

Ludwig August Frankl.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1883.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Einleitung.

Wir hofften uns einer Lebensbeschreibung Franz Grillparzer's schon näher gerückt, als uns mitgetheilt wurde, sein Vetter Theobald Freiherr von Rizy habe testamentarisch verfügt, daß viele in seinem Besitze befindliche Familienpapiere, Tagebuchblätter, Briefe, ungedruckte Gedichte und Epigramme im Archive der Stadt Wien hinterlegt und erst nach fünfzig Jahren entsiegelt werden sollen. Also erst im Jahre 1932 wird einem Biographen das möglichst vollständige Materiale für eine psychologisch darstellende Lebensbeschreibung vorliegen. Von den Zeitgenossen des Dichters aber, denen allenfalls Züge aus dessen Leben bekannt sind, um die Biographie zu ergänzen und reichhaltiger zu erklären, wird zu der bestimmten Frist keiner mehr leben, und so scheint es uns als ihre Pflicht, das, was sie mit erlebt, beobachtet und in ihrer Erinnerung bewahrt haben, für die Zukunft bereit zu legen. Es ist dies bei Grillparzer um so wünschenswerther, als er ein nach Außen hin wenig erfaßbares, ein nur mehr nach Innen gekehrtes Leben geführt hat.

Schon haben einige Freunde Grillparzer's, bald nach seinem Tode, Mittheilungen über sein Leben und Schaffen veröffentlicht und Schätzbares für die künftige Biographie geliefert. Wir wollen ihrem guten Beispiele folgen und zum größten Theile nur mit dem Dichter persönlich Erlebtes, wie es einem Andern nicht bekannt sein kann, schildern.

Erste Begegnung.

Es war im Prater, an einem Wintertag des Jahres 1829, daß ich den Dichter zum erstenmal sah. Er bewegte sich unter Tausenden von Spaziergängern. Ein mich begleitender Freund zeigte mir den unscheinbar aussehenden Mann: „Das ist Grillparzer!"

Als Knabe hatte mich seine „Ahnfrau", die sich durch einen Studenten in die kleine czechische Stadt, wo ich geboren worden bin, verirrt hatte, mit allen ihr innewohnenden Schauern erfaßt. Ich wußte das Trauerspiel vom Anfang bis zum Ende bald auswendig und declamirte: „Ja, ich bin's, den Räuber Bruder nennen", mitten unter meinen Schulkameraden.

Ich verließ meinen Begleiter und folgte dem Dichter, der mit dem Strome der Menschen im Prater hinging und, gewiß ohne sich dessen bewußt zu sein, wie phantasiereiche Menschen pflegen, laut dachte, indem er ganze Sätze, einzelne Wörter vor sich hin sprach. Dabei bewegte er seine Arme, als ob er zu den in ihm erwachten Gedankenmelodien Tact schlüge.

Erst einige Jahre später wurde mir der ersehnte Wunsch erfüllt, ihm vorgestellt zu werden. Der Dichter war, wie man erzählte, über mannigfach, namentlich von Censur und Kritik, widerfahrene Unbill schweigsam geworden. Ich wagte es, ein Gedicht an ihn zu richten, das ich in einer Wiener Zeitschrift drucken ließ. Es glossirte die bekannten Verse Uhland's „Singe, wem Gesang gegeben", und sind mir dessen letzte Verse noch erinnerlich:

Edler Sänger, bist Du todt?
Oder ist verstummt dein Leben
Und des Liedes heil'ge Ahnung
Für die kräftig schöne Mahnung:
Singe, wem Gesang gegeben!

Ich ging mit einem Freunde, dem ich einen Abdruck der Verse gegeben hatte, in's Parterre des Burgtheaters. Da saß auf der sogenannten „Militärbank", die schmal und unbequem zwischen dem ersten und zweiten Parterre hinziehend, sich dem letzteren anschloß, Grillparzer. Diese Bank hatte ihren Namen darum, weil eigentlich die k. k. Officiere, die das Parterre bis zum heutigen Tage für zehn Kreuzer, „damit sie sich eine höhere Bildung aneignen", besuchen, auf derselben Platz nehmen. Die Direction des Hofburgtheaters hat sich niemals veranlaßt gefühlt, dem Dichter einen permanenten gesperrten Sitz einzuräumen. Er besaß bis an sein Lebensende nur eine Karte für einen Stehplatz im Parterre. Die zufällige Abwesenheit von Officieren verschaffte Grillparzer an dem Abende die Bequemlichkeit, sitzen zu können.

Ich war tief erschrocken, als mein Freund, der populäre Badearzt in Marienbad, Dr. Samuel Lucca, ein Cousin der Sängerin gleichen Namens, Pauline Lucca, sich ihm näherte, und, wie ich sehen konnte, ihm das Blatt mit meinen Versen gab. Grillparzer stand auf und verfügte sich zum Ausgange des Parterres, wo damals noch neben der Anzeige des am folgenden Tage aufzuführenden Stückes eine trübe Oellampe hing, um die Verse lesen zu können. Ich heftete meine Blicke auf seine Gesichtszüge, um den Eindruck zu erspähen, den meine Verse auf ihn machten. Er stellte meinem Freunde das Blatt wieder zurück und sprach mit ihm. So sehr ich darauf brannte, sein Urtheil zu hören, verließ ich, ängstlich, das Parterre, und erst am folgenden Tage hatte ich den Muth, meinen Freund um das Urtheil Grillparzer's zu fragen. Ich darf seine Aeußerung, ohne unbescheiden zu sein, mittheilen, weil ich glaube, daß sie der zu Satire und

Epigramm stets aufgelegte Dichter vielleicht nur wohl wollend ironisch that: „Da steigt wieder eine junge Lerche in Oesterreich auf!“ Damals habe ich den Ausspruch für ein Lob genommen, und ich schwelgte in Lorbeerglück.

Nicht ohne Widerstreben muß ich noch von mir selbst sprechen, weil sich Gelegenheit bietet, eine Eigenthümlichkeit Grillparzer's zu charakterisiren. Der geistvolle Bibliothekar des Erzherzogs Karl, Herr Karl Sengel, lud einen Kreis von literaturfreundlichen Männern ein, unter ihnen Grillparzer, denen ich mein eben vollendetes Gedicht „Cristoforo Colombo“ vorlesen sollte. Grillparzer hörte, wie ich aus seinen nach der Vorlesung gemachten eingehenden Bemerkungen entnehmen konnte, mit aufmerksamer Theilnahme zu und schloß dieselben, indem er sagte: „Ich habe die Matrosen nicht genug bei ihrer Arbeit, ich habe sie nicht rudern gesehen.“ Ich habe erst später diese seine Kritik verstanden, daß er, bei vieler ausgesprochener Anerkennung, das Gedicht zu lyrisch und die plastische Gestalt des Helden zu wenig episch actuell gefunden habe.

Grillparzer's Kritik, überhaupt seine Sprechweise war stets eine einfach klare; sie illustrirte immer den Goethe'schen Spruch:

> Es trägt Verstand und rechter Sinn
> Mit wenig Kunst sich selber vor.

Der verständige Hörer konnte, selbst wenn Grillparzer lobte, auch seinen Tadel vernehmen, wenn er einen solchen auszusprechen sich für verpflichtet hielt. Man mußte eben feinhörig sein, um sich von seinen immer bedingenden Redewendungen, die einen energischen Ausspruch zu vermeiden suchten, nicht täuschen zu lassen. Auf diese Eigenart bezieht sich eine Aeußerung

Grillparzer's, die er that, als der Vorwurf gegen ihn ausgesprochen wurde, daß er viele literarische Sünden durch sein zu unbedingtes Lob begangen habe. Er äußerte: „Wenn ich Einem nicht geradezu gesagt habe, daß er ein Esel ist, so hat er schon behauptet, daß ich ihn gelobt hätte. Da schickte mir einmal eine Frau R. von München her ein Märchen, das mir total mißfallen hat. Was sollte ich thun? Ich mußte ihr doch antworten, und so schrieb ich ihr, wie schwer es sei, in unserer nüchternen Zeit mit einem Märchen zu kommen, und entwickelte meine Ansicht über das Märchen überhaupt. Wenn sie zu lesen weiß, dachte ich mir, wird sie mich wohl verstehen, so glaubte ich mich klug herausgezogen zu haben. Sie soll aber durch meine Antwort sich sehr geschmeichelt gefühlt haben und über meine Anerkennung ganz entzückt gewesen sein."

Lebensweise und Wohnungen.

Grillparzer's Lebensweise war eine sehr einfache, seine Bedürfnisse mäßig. Die Morgen- und Vormittagsstunden widmete er seinen Studien und poetischen Schöpfungen, daher er kaum rechtzeitig, namentlich als er eine höhere Stelle einnahm, in seinem Amte erschien. Er gehörte nicht zu den eifrigen Beamten, keinesfalls aber zu jenen, die sich einer Pflichtverletzung schuldig machen. Sein klarer Verstand, seine stylistische Gewandtheit ließen ihn eben in kürzerer Zeit mit den ihm obliegenden Arbeiten fertig werden. Keineswegs aber strafte er den Glauben, daß Poeten wenig zu Beamten taugen, Lügen. Uebrigens arbeiteten damals die Beamten mit mäßigster Schonung ihrer Kräfte.

wie dies die beiden nachfolgenden Züge aus dem Leben Grillparzer's beweisen mögen:

Er hatte nach einer lange unbesoldeten, später nur mäßig dotirten Stelle die eines Directors der Hofkammer, jetzt Reichsfinanzministerium, erreicht. Der Präsident derselben, als die Geschäfte denn doch zu langsam erledigt wurden, schrieb an die Vorstände der einzelnen Abtheilungen, sie möchten die ihnen untergeordneten Beamten zu größerem Fleiße ermahnen und sie selbst diesen durch größere Thätigkeit als Beispiel voranleuchten. Nachdem Grillparzer dies den ihm Untergebenen vorgelesen hatte, schloß er mit ernsthaftem Humor: „Nu meine Herren! ich werde mir eine Laterne anschaffen." Die Beamten lachten. Eines Tages kam ein Beamter zu ihm, um ihn auf die Nachlässigkeit eines anderen aufmerksam zu machen, der täglich statt um 8 Uhr, wie es Pflicht sei, erst um 10 oder gar um 11 Uhr ins Amt komme. „Ich," erwiderte Grillparzer, „kann ihm diese Rüge nicht ertheilen, ich komme ja selbst erst um 12 Uhr. Ich bin kein guter Vorleuchter!"

Nach den Amtsstunden speiste er einfach, mäßig, Jahre lang in dem noch heute in der Spiegelgasse bestehenden untergeordneten Gasthause „Beim Jägerhorn", wo er später die Gestalt seiner Novelle „Der Spielmann" fand. Wir werden an geeigneter Stelle davon erzählen. Er ließ sich nicht gerne zu Tische bitten, und in seinen letzten Jahren gar nicht mehr. Gesellige Verpflichtungen waren ihm unbequem, und er pflegte Familien, wo er mit Freundlichkeit und Auszeichnung empfangen wurde, plötzlich, ohne jede äußere Veranlassung fern zu bleiben. Es wurde dies um so tiefer empfunden, als ihm die edelsten Gesellschaftsformen eigen waren und seine Gespräche stets

geistig anregten. Jahre lang speiste er täglich mit einem pensionirten Rittmeister. Die Freunde waren auf den völlig unbedeutenden Mann, von dem es nebenbei hieß, daß er im Dienste der geheimen Polizei stehe, eifersüchtig. Als man Grillparzer auf den letzteren Umstand aufmerksam machte, äußerte er: „Das ist mir ganz recht. Er soll nur über mich rapportiren, damit die Fexen erfahren, welch' ein gefährlicher Mann ich bin. Uebrigens ist er mir bequem. Ich brauche ihm nicht, ohne daß er darüber empfindlich wäre, zu antworten. Er stört mich auch in meinen Gedanken nicht, während mir die Anwesenheit eines Menschen angenehm ist."

In den späteren Abendstunden besuchte er das seinerzeit bekannte, sogenannte „Silberne Kaffeehaus" in der Plankengasse, das ich in meinem Beitrage zur Biographie Nicolaus Lenau's ausführlich geschildert habe. Neben dem Billardzimmer war ein zweites, das den Schachspielern eingeräumt war. Es herrschte da immer eine tiefe, selten durch eine Bemerkung unterbrochene Stille. Grillparzer sah bei einer Tasse schwarzen Kaffees, aus einer langen Thonpfeife rauchend, den Spielern aufmerksam zu, und so Tag um Tag, ohne jemals durch ein Wort seine, wie es schien, lebhafte Theilnahme an dem Spiele kund zu geben, oder selbst zu spielen.

Nach der Theaterzeit versammelte sich eine Gruppe von Schriftstellern im ersten Stockwerke des Gasthauses „Zum blauen Stern" auf dem jetzt verschwundenen Platze, „Die Brandstätte" genannt, nahe dem Stefansplatze: Bauernfeld, Alexander Baumann, Castelli, Frankl, Holtei, Christ. Wilh. Huber, Graf Majláth, die Redacteure Withauer, Kaltenbaek, Hofschauspieler Schwarz u. s. w., Grillparzer saß obenan. Hier

erging er sich bequem gesellig im Gespräche. Die Ereignisse des Tages, Theaterangelegenheiten, Bücher und Personen, selbst politische Zustände, meist die der Censur, wurden besprochen. Alle schwiegen, wenn Grillparzer zu reden begann, die meisten seiner Tischreden, die nicht selten von Humor gefärbt waren, seine kritischen Widerlegungen fesselten alle Anwesenden.

Die eben so geistvollen, als das Gemüth anregenden Zusammenkünfte fanden nur einmal eine Unterbrechung, die für Grillparzer und Bauernfeld kritisch verdrießliche Folgen hatte. Das kam so:

M. G. Saphir war, von München und Berlin weggewiesen, nach Wien gekommen, um mit Ad. Bäuerle gemeinschaftlich die „Theater-Zeitung", die damals eine literarische Macht war, herauszugeben. Der ebenso witzige als freche Satyr kündigte das Compagnie-Geschäft mit den Versen an: „Arm in Arm mit Dir ford're ich das Jahrhundert in die Schranken." Bäuerle und Saphir!! Er wünschte in dem geschilderten Kreise aufgenommen zu werden. Als dies der Hofschauspieler Schwarz, der die Mißachtung, die Saphir in den Schriftstellerkreisen Wiens genoß, kannte, verkündete, und Alle schwiegen, versprach er trotzdem Saphir am folgenden Abend mitzubringen. Er brachte ihn auch, aber die täglichen Gäste waren, verabredeter Weise, nicht ohne Einfluß Grillparzer's, fern geblieben. Schwarz und Saphir saßen allein bis Mitternacht. Saphir rächte diese ihm zugefügte Beleidigung — es waren ihm deren noch mehrere zugefügt worden — durch die herbsten Angriffe. Hier sei erwähnt, daß das folgende Epigramm Grillparzer's sich auf Saphir und Bäuerle bezieht und entstand, als deren Porträts in der Kunstausstellung neben einander hingen:

Die Aehnlichkeit ist unbestritten,
Es fehlt der Heiland nur inmitten.

Grillparzer hat Saphir noch drei Epigrammhiebe versetzt und ihm in dem Salon des berühmten Orientalisten Hammer-Purgstall, von dem Saphir ebenfalls ausgeschlossen war, einen Beweis gründlicher Verachtung geliefert.

Die uns von Baron Rizy mitgetheilten Epigramme lauten:

Wenn der Humor der Scherz des Ernstes ist,
Bist Du fürwahr ein Humorist:
Am lächerlichsten, wenn Du ernsthaft bist.

Schon einst Voltaire war auf der Spur,
Der Phrerors und Saphire:
Er meint: Un sot trouve toujours
Un plus sot, qui l'admire.

Der Teufel wollte einen Mörder schaffen
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das ihre;
Nur Eins vergaß der Ehrenmann: den Muth,
Da drückt er ihm die Nase ein voll Wuth
Und rief: Lump, werd ein Jud — und recensire!

Die geschilderte Lebensweise fand nur dann eine Unterbrechung, wenn Grillparzer im Sommer einen Landaufenthalt nahm, oder auf Reisen ging.

In dem oben geschilderten Kreise durfte ich, damals noch sehr jung, täglich, zu gedeihlicher Belehrung, zu freundlicher Aufmunterung verkehren, die mir namentlich von Grillparzer zu Theil wurde. Erst später, als ich ihm eine angenehme Wohnung zu procuriren in der willkommenen Lage war, lud er mich in dieselbe ein, und da die Stürme des Jahres 1848 auch die Gesellschaft im „Silbernen Kaffeehause" auseinander geweht hatten, kam ich nicht selten zu Grillparzer.

Die Wohnung war bei der verwitweten Mutter des Ritter Anton Schmerling, Tochter des berühmten Rechtslehrers Zeiler, in der Jakobergaſſe Nr. 107, jetzt Seilerſtätte 2.

Sie beſtand aus zwei, im zweiten Stockwerke gelegenen zweifenſtrigen Zimmern. Er verkehrte kaum mit der geiſtvollen Familie. Nur wenn er der ebenſo ſchönen, als poetiſch angeregten Tochter Eugenie zufällig im gemeinſchaftlichen Corridor begegnete, drückte er ihr durch zuvorkommende Redeweiſe ſein Wohlgefallen aus.

Später bewohnte er zwei Zimmer im Hauſe Nr. 960, jetzt Nr. 16 in der Himmelpfortgaſſe mit der Ausſicht auf die Seilerſtätte. Vielleicht iſt die Benennung der Straße, in der er wohnte, Veranlaſſung zu dem folgenden Epigramme:

Es ſteht ein Chriſt an der Himmelspforte,
Sanct Peter läßt ihn nicht ein;
Es ſtürmt juſt eine Cohorte
Getaufter Juden hinein.

Ein dem Sinne nach verwandtes iſt das nachſtehende Epigramm Grillparzer's an einen mir unbekannten Herrn gerichtet:

Etwa erwählt iſt dein Geſchlecht,
Trotz Börſenſpiel und Trödelbuden;
Altgläubige ſind mir ganz recht,
Nicht aber die getauften Juden.

Grillparzer wählte zweimal aus der Geſchichte der Juden den Stoff zu Trauerſpielen: den der „Eſther" aus der alten, den der „Jüdin von Toledo" aus der viel ſpäteren Zeit. Wenn auch dieſer Umſtand nicht wäre, dürften die den Juden Feindſeligen ihn doch nicht zu den Ihren zählen. Er kannte ihre Fehler, doch auch ihre Tugenden, und eine gute Zahl ihrer zählte er zu ſeinen Bewunderern und Freunden.

Die letzte Wohnung, die Grillparzer bezog, und in der er starb, war die in der Spiegelgasse Nr. 1097, jetzt 21. Er hatte sie gemeinschaftlich mit den drei Geschwistern Fröhlich inne.

Eine derselben war eine verheiratete Bogner, deren Sohn Grillparzer sehr sympathisch war. Er ertheilte ihm Unterricht und widmete ihm eine fast väterliche, sogar mißdeutete Zärtlichkeit. Dieser junge Mensch erlag im Knabenalter einer Brustkrankheit. Grillparzer konnte sich über den Verlust nicht trösten. Der zu Trübsinn neigende Mann fühlte sich vereinsamt in seiner Wohnung, in welcher sein Liebling ihn täglich stundenlang umgab und erheiterte. Da munterte ihn Katharina Fröhlich auf, das Zimmer, das nunmehr durch den Tod ihres Neffen frei geworden war, einzunehmen und ihr und ihrer Schwester unmittelbarer Nachbar zu werden. „Jetzt sind wir Beide alt genug, um das ohne üble Nachrede thun zu können," sagte sie, und Grillparzer folgte ihrem Rathe.

Man trat, im vierten Stockwerke angelangt, in eine etwas dunkle Küche, deren Thür eine Magd zu öffnen pflegte. In diesem Raume mußte man sich links wenden — nach rechts wohnten die Geschwister Fröhlich — um in ein länglich schmales Cabinet zu gelangen, das durch ein Fenster vom Hofraume her Licht erhielt. Hier standen, dem Eintretenden gegenüber, fünf vollgefüllte Bücherkästen, die Glasscheiben hatten. Auf einem derselben befand sich die Gypsbüste des Feldmarschalls Radetzky, auf einem anderen eine Alabaster-Vase. An der entgegengesetzten Mauer hing ein Aquarellbild: Sappho darstellend, die vor einem Altare steht, auf dem Flammen emporlodern und den Amoretten bekränzen. Die bereits genannte Frau Bogner, die als Sängerin und Malerin ausgezeichnet

war, hat dieses Bild nach der Aufführung der „Sappho“ dem Dichter verehrt. Die dem Fenster dieses kleinen Gemaches gegenüberliegende Thüre führte in die eigentliche Wohnstube des Dichters, die zugleich sein Arbeits-, Empfangs- und Schlafzimmer war. Dem Eintretenden zur Linken stand ein Bett, daneben ein Kästchen, rechts ein Canapée, davor ein Tisch mit einigen Stühlen und dem Fenster nahe gerückt ein Schreibtisch, vor ihm ein bequemer Lehnstuhl, am zweiten Fenster ein Clavier. Das ganze Mobiliar altmodisch, fast ärmlich, dem die grauviolett gemalte Wandtapete entsprach.

Dieses Zimmer hat die Ritterschaft von der „Grünen Insel“ anläßlich des siebzigsten Geburtstages des Dichters durch ihren Ritter Stilfried, den bekannten Ethnographen Philipp Felix Kanitz, zeichnen und photographisch vervielfältigen lassen. Grillparzer erschien bei unserem, ihm zu Ehren gegebenen Festcapitel und sprach den Wunsch aus, unter dem Namen „Zdenko von Borotin“, an die Gestalt des Grafen in der „Ahnfrau“ erinnernd, fortan der Ritterschaft angehören zu wollen. Laube, der an demselben Abend als Pilgrim erschienen war, sprach über die Bedeutung der „Ahnfrau“ für die deutsche Bühne und über die Verballhornung dieses Trauerspiels durch Schreyvogel-West, der den Dichter veranlaßte, die Schicksalsidee, die durch Werner und Müllner in Mode gekommen war, hineinzudichten. Als wir am folgenden Tage das oben bezeichnete Aquarellbild in Deputation überbrachten, schrieb Grillparzer unter einen photographischen Abdruck desselben folgende Verse:

Mit krankem Aug' und trüb geword'nem Sinn,
Und meine Welt des Zimmers enge Schranken,
Und sah' ich auch zur grünen Insel hin,
Geschieht's — aus Furcht vor Stürmen — in Gedanken.

Die beiden letzten Verse beziehen sich auf den Umstand, daß sich Grillparzer wegen seiner Kränklichkeit entschuldigte, nicht regelmäßig im Capitel erscheinen zu können.

Anerkennung.

Wir haben unseren Erinnerungen vorgegriffen, indem wir an die Schilderung der Wohnung Grillparzer's eine Feier seines siebzigsten Geburtstages knüpften, weil dieselbe in gewissem Zusammenhange mit jener war.

Wir werden in den nachfolgenden Mittheilungen ebenfalls nicht chronologisch vorgehen, das sachlich Zusammengehörige aneinanderfügen und einzelne Züge, die das Bild des Dichters und seines Charakters anschaulich machen, zusammenstellen.

Vor Allem müssen wir der allgemein üblichen Klage entgegentreten, als hätte der Dichter nicht genug Anerkennung bei seinen Zeitgenossen, in Oesterreich wenigstens, gefunden. Schon die „Ahnfrau" lenkte die allgemeinste Aufmerksamkeit auf ihn, und vollends „Sappho" wurde mit Jubel begrüßt und auch — materiell anerkannt. Bis zur Einführung der Tantième honorirte das Hofburgtheater jedes ernste Drama mit 400 fl. Silbergeld. Dasselbe fand sich jedoch veranlaßt, nach der Aufführung der „Sappho" das Honorar zu verdoppeln und dem Dichter unterm 1. Mai 1818 durch Contract für die nächsten fünf aufeinander folgenden Jahre eine Rente von 1000 fl. Silber zuzusichern. An diesen Ehrensold war keine andere Verpflichtung geknüpft, als daß der Dichter seine Dramen im Hofburgtheater zuerst zur Darstellung

überreiche. Gleichzeitig kam dem Dichter das nachfolgende, hier zum erstenmal mitgetheilte Schreiben zu:

„An den Verfasser des Trauerspieles „Sappho"!

Eine Gesellschaft von Freunden dramatischer Kunst fühlt sich berufen, ihre Schuld für mehrere genußreiche Stunden, welche Ihr vortreffliches Gedicht ihr gewährte, thätiger, als durch leeren Weihrauch der Bewunderung abzutragen. Selten sind irdische und himmlische Gaben gleichmäßig vertheilt; sie sollten sich stets schwesterlich die Hände reichen und austauschen, was den Reiz des Lebens erhöht. Ohne Scheu und Bedenken darf daher wahres, über Schmeichelei erhabenes Verdienst ein Opfer inniger Verehrung annehmen, und als solches ist die Gesellschaft so frei, Ihnen die beiliegende Bank-Actie anzubieten. Möge dieses Schärflein Andere zum Wetteifer anspornen, die Muße des Dichters zu sichern, jedes Wölkchen von Nahrungssorgen zu zerstreuen, welches seine heitere Welt trüben könnte und so die schönen Hoffnungen verwirklichen, wozu sein hohes Talent berechtigt.

Wien, am 1. Mai 1818."

Das Schreiben war ohne Namensunterschrift, um dem Dichter jeden persönlichen Dank zu ersparen, die beigelegte Actie im Werthe von 1000 fl. in Silber. Es ist mir nicht bekannt, wer diese Ovation anregte, und von wem sie durchgeführt worden ist.

Nach der Aufführung von „König Ottokar's Glück und Ende" sendete ihm der regierende Fürst Liechtenstein für einen in der Tragödie vorkommenden Vers 100 Ducaten in Gold. Die Worte, die Kaiser Rudolf, ehe er in die Schlacht mit König Ottokar zieht, spricht, lauten:

Sucht ich einen Schützer
Für dies mein Haupt, ich wüßte keinen bessern
Als einen Liechtenstein.

Es war nicht das erstemal, daß wie von der Ritterschaft der „Grünen Insel" der Geburtstag des Dichters gefeiert wurde, und zwar der zweiundfünfzigste, im Kreise der aus Schriftstellern, Musikern, Malern und Schauspielern zusammengestellten Gesellschaft, die unter dem Namen „Concordia" bis nach den Märztagen des Jahres 1848 in Wien bestand. Sie nachtete jeden Samstag im Hofsaale des Gasthauses „zum goldenen Kreuz" auf der Wiedener Hauptstraße. Es gehört zu der befriedigenden Erinnerung meines Lebens, daß es mir gegönnt war, dem von mir verehrten Meister ein Zeichen meiner Huldigung zu geben, indem ich die Feier beantragte und durchführen half.

Alle Schriftsteller Wiens — nur Saphir war ausgeschlossen — die ersten Componisten, Sänger, Maler und Bildhauer waren in dem glänzend beleuchteten Saale versammelt. Ueber einem Claviere an der Wand hing das von Waldmüller eigens für die Feier gemalte, sehr ähnliche Porträt Grillparzer's, von Lorbeeren umgeben. Darunter waren die Worte angebracht, die der Reimchronist Ottokar von Hornek in dem Trauerspiele „König Ottokar's Glück und Ende" zum Lobe Oesterreichs spricht:

Was noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offen richt'ge Sinn,
Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden!

Alle wetteiferten, ihre Huldigungen darzubringen. Grillparzer saß still und bescheiden und ließ, weil er nun einmal nicht anders konnte, wie ein Geopferter

Alles über sich ergehen. Endlich erhob er sich; man erwartete ein Bedeutendes, Geistvolles zu vernehmen. Er sprach, sein Glas erhebend, folgenden, seltsam klingenden, kurzen Toast: „Ich trinke auf das Wohl all' derer, welche *seinen* und nicht blos scheinen!" Am meisten verfing ein Gedicht Withauer's, das geistvoll die Nichtverleihung des Ordens pour le mérite an Grillparzer persiflirte. Am folgenden Tage übergab dem Gefeierten eine Deputation alle Gedichte, Compositionen, Zeichnungen und Aquarelle in einer künstlerisch ausgestatteten Enveloppe und das von Waldmüller in Oel ausgeführte Brustbild des Dichters.*)

*) Es sind mir 14 lithographirte und in Stahl gestochene Porträts des Dichters, die einzeln oder in Taschenbüchern und Zeitschriften erschienen sind, bekannt; ihre Zahl mag noch größer sein.

Ein Oelbild in Lebensgröße malte Aigner, der den Dichter bat, ihm zu sitzen. Der Hofschauspieler Ludwig Löwe kaufte es an. Nach dessen Tode acquirirte es der Reichsraths-Abg. Nicolaus Dumba. Fried. Amerling malte den Dichter im Jahre 1856, worauf dieser mit folgenden Versen erwiderte:

Ich malte einst Menschen wie Du
Und durfte auf Aehnlichkeit hoffen;
Doch stimmte die Menge nicht immer zu,
Am wenigsten, die der Meister getroffen.

Der Besitzer desselben ist dermalen der Goldrahmen-Fabrikant Bühlmeyer. Die Buchhandlung Wallishausser besaß ein von Daffinger meisterhaft gemaltes Aquarell-Porträt, das sich ebenfalls im Besitze Dumba's befindet, nebst der Abbildung der Wohnung Grillparzers von Rudolf Alt. Otto Prechtler hatte ein vom Tiroler Maler Schärmer gemaltes Aquarellbild aus der Jugendzeit des Dichters, das jetzt Eigenthum der Dichterin Marie Ebner-Eschenbach ist.

Ein ähnliches Porträt zeigt auch eine zweite von F. Schön geprägte Medaille; die Reversseite schmückt seine lorbeerumwundene Harfe und die Legende: „Von seinen Verehrern zur Feier des 15. Jänner 1841."

Die Verse unter dem Bilde wurden, wegen der fortgesetzten Ignorirung des Dichters durch die norddeutsche Kritik, tendenziös gewählt; wohl auch, weil die Künstler Wiens sich in Grillparzer verletzt fühlten, daß der König von Preußen Friedrich Wilhelm den eben von ihm creirten Orden pour le mérite nicht auch ihm verliehen hatte. In des Dichters gesammelten Gedichten befindet sich ein auf diesen Orden bezügliches Epigramm. Bisher ungedruckt und in meinen Aufzeichnungen enthalten ist das folgende Epigramm, das in den damaligen Wiener Gesellschaftskreisen colportirt wurde, und sich auf die oben bemerkte Ignorirung Grillparzer's von der deutschen Kritik, die er übrigens oft und bitter geißelte, bezieht:

Ihr wollt' versagen mir den Kranz,
Mich stetig ignorirend. Sei's!
So liefert ihr mir den Beweis
Von eu'rer eignen Ignoranz!

Charakteristisch ist das Wort „Sei's!" Grillparzer wendete es auch im gewöhnlichen Leben häufig an, wo Andere etwa „Meinetwegen" sagen. Bauernfeld

Es scheint uns hier der geeignete Platz zu sein, um die äußere Erscheinung Grillparzer's mit Worten zu schildern:

Er war mittlerer Größe, nicht beleibt, das Haupt, wie hinhorchend, etwas zur Seite geneigt. Die Haltung nicht stramm, der Gang fast träge, langsam, wie der eines Menschen, der kein bestimmtes Ziel verfolgt und nachzusinnen scheint. Das Antlitz war unschön, die Nase derb und der Mund sinnlich breit und wulstig. All' dies aber wurde von großen hellblauen Augen verklärt. Sie mahnten daran, daß der Mann, dem sie eigen waren, ein phantasievoller Denker sei. Sein Aufblick hatte einen bezaubernden Ausdruck und war das Entzücken mancher Frauen, denen der Dichter gerne feurig und dankbar entgegenkam. Das Haupthaar war reich, schwarzbraun. Es verdient, weil es physiologisch interessant ist, bemerkt zu werden, daß es bis zum dreißigsten Lebensjahre des Dichters blond gewesen sein soll.

hat bei einer Ovation für Grillparzer es in einem Gedichte, dem er auch die Ueberschrift: „Sei's!“ gab, paraphrasirend angewendet.

Im Jahre 1850 wurde Grillparzer die damals noch seltene Auszeichnung zu Theil, daß ein Kreis von Verehrern auf ihn vom Medailleur Professor Karl Radnitzky eine goldene Medaille prägen ließ. Sie zeigt auf der Vorderseite das wohlgetroffene Porträt des Dichters.

Der Ausspruch Lord Byron's: „Der Name Grillparzer ist schwer auszusprechen, aber die Nachwelt wird ihn auszusprechen lernen müssen,“ die glänzende Besprechung der „jungfräulichen Muse“ Grillparzer's von Ludwig Börne, die poetischen Huldigungen einer großen Zahl von Dichtern*), waren in Wien

*) Wir haben Einsicht genommen in einhundert und zwei Gedichte, die im Laufe der Zeit an Grillparzer gerichtet worden sind, darunter von den namhaftesten Poeten: Bauernfeld, Bodenstedt, Canaval, Castelli, Enzenberg, Feuchtersleben, La Motte Fouqué, Frankl, Halm, Hermansthal, Hell, Leuthold, Littrow-Bischof, Löwenthal, Kurzenbeck (im Namen der Damen Kalkreuth, Zichy, Ruhla, Mühlholz und Schäffer), Moienthal, Naimajer, Pollhamer, Rollet, Schäfer, Weißenbach, Wickenburg, Witthauer, Zedlitz. Ebenso liegen Gedichte in griechischer, französischer, italienischer Sprache vor. Marie Ebner-Eschenbach richtete im Namen des Damen-Komit-s für Errichtung des Schiller-Denkmales (Auguste Littrow-Bischof, Zerline Gabillon, Henriette Zimmermann, Paula Frankl, Henriette Wiener-Welten, Wilhelmine Wickenburg-Almasy) bei Uebersendung eines Lorbeerkranzes folgende Verse an Grillparzer:

Dem Wunsche nach sei Dein Geschenk gestaltet,
Den wir als Sinnbild in den Strauß gelegt,
Erfahre, daß zur ganzen Pracht entfaltet,
Der ernste Lorbeer endlich Blüthen trägt.

Früher schon hatte, als er noch im Knabenalter stand, Erzherzog Max, der nachmalige tragische Kaiser von Mexiko, sich von seiner Mutter, der Erzherzogin Sophie, die Erlaubniß er-

populär, wie die persönliche Erscheinung des Dichters selbst. Bei ihm bewährte sich, wenn er durch die Straßen ging, des römischen Dichters Wort: „Ecce Fidicen!“ Man betrachtete ihn mit Ehrfurcht und beneidete die wenigen Familien, mit denen er verkehrte. Man kannte seine liberale Gesinnung und betrachtete ihn als eine Art politischen Märtyrer. Es hat sich, wie um solche stets, eine Art Legende gebildet. Dazu kam seine Zurückgezogenheit. Er liebte die Einsamkeit, vielleicht instinctmäßig, denn nur in ihr ist dichterisches Schaffen möglich. Im Wirbel der meist alltäglichen blöden Gesellschaftskreise ist das Vließ des Ruhmes nicht zu holen.

Erbübel.

Und doch! Bei all' der Bewunderung, begeisterten Verehrung, der vielfachen Anerkennung, die dem Dichter zu Theil wurde, woher die tiefe Verstimmung in seinem Gemüthe, die Unzufriedenheit mit der ihn umgebenden Welt, die nervöse Reizbarkeit? Wir wissen, welche Bitterkeiten ihm bereitet worden sind, was das damals herrschende politische System an ihm verbrochen

beten, dem Dichter ebenfalls einen Lorbeerkranz senden zu dürfen. Das begleitende Gedicht hatte zum Inhalt den Gedanken, daß der junge Dichter im Garten zu Schönbrunn lustwandelt und darüber nachsinnt, wodurch er dem von ihm verehrten Dichter seine Bewunderung und Liebe ausdrücken könnte; da streift ihn zufällig im Warmhause des Gartens ein Lorbeerzweig, und sein Entschluß ist gefaßt. Grillparzer fühlte sich verpflichtet, der erzherzoglichen Mutter seinen Dank für die Ovation ihres jugendlichen Sohnes auszudrücken. Freundlichst von der Erzherzogin empfangen, fragte sie den Dichter, wie ihm die Verse ihres Sohnes gefallen hätten? Er erwiderte lächelnd: „Für einen Erzherzog sind sie recht schön!“

hat. Doch das war in Oesterreich ein allen strebenden Naturen gemeinsames Schicksal. Wir müssen den Grund seines zur Melancholie stark neigenden Temperamentes in anderen Motiven suchen.

Die Seelenstimmung Grillparzer's war eine ererbte.

Der Vater war eine in sich verschlossene morose Natur. Nach der Schilderung des Sohnes nahm er sich die unglücklichen Kriege Oesterreichs zu Anfang des Jahrhunderts, als ein intentiver Patriot, so sehr zu Herzen, daß er durch sie tiefst erschüttert starb.*) Die Mutter, eine treffliche Clavierspielerin — Grillparzer mag, wie das begeisterte Oesterreichthum vom Vater, so die musikalische eminente Begabung von ihr bekommen haben — war in ihrem Wesen zerstreut, hastig wechselnden Stimmungen unterworfen. Eines Abends kam der Sohn nach Hause und trat, um die Mutter zu begrüßen, in ihr Zimmer. Der Dichter deutet nur leise, kaum verständlich, es in seinen „Erinnerungen" an: sie stand als Leiche an die Pfosten ihres Bettes gelehnt. Sie hatte sich erhängt. Niemals entschwand aus der Seele des zärtlichen Sohnes das Entsetzen über dieses Ereigniß. Es unterbrach auch die Vollendung seiner „Medea", und er selbst schrieb den auffallend undramatischen fünften Act der Trilogie demselben zu, indem er sich nicht mehr in die nöthige schöpferische Stimmung versetzen konnte. In dem Gedichte „Die tragische Muse" apostrophirt der Dichter die ihm erscheinende Medea mit den Worten:

*) In das Gebetbuch seiner Gattin, als sie ihn mit dem Erstgebornen beglückte, schrieb er Folgendes ein: „Heute wurde mir mein Sohn Franz geboren, Gott lasse ihn gedeihen zu unserer Freude und zur Ehre des Vaterlandes." Die Mutter schenkte später das Gebetbuch dem Fräulein Katharina Fröhlich.

Was ist mir gemein mit Dir?
Den Vater hab' ich kindlich verehrt,
Und als die Mutter starb,
Flossen fromme Thränen
Ihr nach in's unerwünschte Grab.

Aber nicht die Mutter allein verfiel dem dunklen Geschicke der Familie. Ein jüngster Bruder des Dichters, Ludwig, ging, erst 17 Jahre alt, ohne jede äußere Veranlassung, freiwillig in den Tod.

Viele Jahre später war Grillparzer auf Reisen, und wegen eines unglücklichen Familienereignisses zu rascher Rückkehr bestimmt, erfuhr er, daß sein nach ihm ältester Bruder, Karl, beim Gerichte in Wien die Selbstanzeige über einen von ihm verübten Mord erstattet habe. Er gab die genauesten Details seiner That an, bezeichnete die Stelle, wo er den Ermordeten vergraben habe. Wochenlang beschäftigte sich das Gericht, um nach den Angaben des Verbrechers alle Erhebungen zu pflegen. Keine der genauest gegebenen Thatsachen fand eine Bestätigung. Der Selbstankläger wurde endlich entlassen, er war — wahnsinnig. In späteren Jahren heiratete er. Aus seiner Ehe stammten ein Sohn und zwei Töchter. Der Erstere war ein begabter Arzt in Weidlingau bei Wien; er verlobte sich, schon vierzigjährig, und sollte die Vermählung stattfinden. Die Einladungen waren ausgegeben. Diesen folgte unmittelbar die Nachricht, daß er sich vergiftet habe. Eine äußere Veranlassung war nicht erfindbar. Seine Schwestern sind die Letzten, die den Namen Grillparzer führen.

Ein dritter Bruder, dessen Name uns entfallen ist, verkam in wüstem Leben und ist verschollen.

Ein vierter Bruder, Camillo, der den Dichter überlebte, war ein wenig begabter Mensch, der nur eine

geringe Stelle als Beamter zu erreichen im Stande war. Er sah dem Dichter frappant ähnlich.

Jedenfalls wird der Psychiater, wenn er von der Erblichkeit des Wahnsinns in einer Familie spricht, die hier geschilderten Vorgänge als einen neuerlichen Beweis für dieselbe anzuführen haben.

Bei unserem Dichter wurde der Wahnsinn, der ihm stets als Schreckbild vorschwebte und in ihm, nach seiner eigenen Aeußerung, Selbstmordgedanken zuweilen wachrief, zur Poesie verklärt, ein Commentar zu Shakespeare's Vers:

Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend

Die Art und Weise, wie der Dichter producirte, war eine anomale:

Die Schaffenslust kommt plötzlich, unvorbereitet über ihn, er kann ihr nicht widerstehen, und er vollendet, wie in einem Paroxysmus, sein Werk. Plötzlich hält dieser inne, und der Dichter fühlt seinen Gedankenstrom gehemmt und fügt, z. B. die beiden letzten Acte des Trauerspieles „Des Meeres und der Liebe Wellen" den ersten dreien nur an, damit dasselbe eben vollendet sei, ohne daß es ihn selbst befriedigt. Er besinnt sich kaum, wie er das Trauerspiel „Esther", in gleicher psychologischer Empfindung wenigstens, weiterführen soll, und es bleibt ein Fragment. Er hat den wohldurchdachten Plan seiner „Medea" plötzlich und so völlig vergessen, daß es ihm nicht möglich ist, an die Ausarbeitung zu gehen. Erst nach Wochen hört er während eines Besuches bei der Dichterin Caroline Pichler ein von ihrer Tochter gespieltes Musikstück, und Plan und Gestalten stehen plötzlich vor ihm, plastisch und lebendig. In den meisten seiner Dramen, am auffallendsten in seinen größten, „Medea" und

„König Ottokar's Glück und Ende", tritt nach der gewaltigen Exposition und dem monumentalen Aufbau der ersten drei Acte eine Ermüdung ein. Er erreicht in den folgenden sich selbst nicht mehr.

Und im Leben selbst, wie wir gesehen haben, bei vollauf reicher Anerkennung, lebt eine ununterbrochene Verstimmung in ihm, er sucht seiner ruhelosen Unzufriedenheit durch öfteres Reisen, durch Aufsuchen von Curorten Herr zu werden. In seinem Gedichte: „Abschied von Wien" im Jahre 1844 sagt er trüb gesinnt:

Zu andern Grenzen, lebenssatt
Die irren Schritte lenk' ich.

Grillparzer machte immer den Eindruck eines Verdrießlichen, was sich auch in seiner ihm eigenthümlichen, klagenden, unentschiedenen Redeweise kund gab. Er selbst meinte, daß sein vieles Kopfleiden von der übermäßigen Anstrengung in der Entwicklungsperiode herrühre. „Ich mag nicht beichten," äußerte er einmal, „am wenigsten einem Arzte. Sie taugen nichts bei Krankheiten, die einen Theil meiner Biographie ausmachen. Mein Uebel ist nicht Schwäche, sondern unendliche Erregbarkeit der Nerven, was die Aerzte immer verwechseln." Ihn empörten die heimischen politischen Zustände, er fühlte sich von ihnen bedrängt und gehemmt. Er war aber des Entschlusses nicht mächtig, die Heimat zu verlassen, um freiere Gedankenzüge zu thun, ein norddeutsches geistiges Stahlbad zu nehmen. Auch ihn beherrschte und entnervte das von ihm als „Capua der Geister" besungene Wien. Nur Aeußerungen gegen Freunde, hingeworfene Epigramme entluden seinen elektrischen Zorn.

Er ist ein Dichter, doch kein Mann

sang ihm ein jüngerer Poet entgegen und gab, vielleicht unbewußt, auch dem allgemeinen über ihn herrschenden Urtheil Ausdruck, daß er keine männlichen Charaktere zu schaffen verstehe.

Es ist eine müßige Frage: was hätte Grillparzer, wenn er Oesterreich verlassen und einen freieren deutschen Gedankenstrom geathmet hätte, geschaffen? Gewiß ist, daß er der politischen Opposition, des Widerspruches, der inneren Auflehnung gleichsam wie eines Stachels bedurfte. Sein Genie glich einer Stahlfeder, die nur gedrückt emporschnellt. Er liebte es mehr, Stoffe zu träumen, seine Phantasie mit ihnen spielen zu lassen, als sich der Arbeit, dieselben auszuführen, hinzugeben. Als ihn Freunde fragten, warum er seit Jahren poetisch verstummt sei, erwiderte er: „Mir ist es ein Bedürfniß, Großes zu denken, aber nicht zu schreiben." Gemeine Noth in den Tagen der Jugend, unsägliche, ihm von seinen nächsten Verwandten zugefügte Kränkungen im späteren Alter hingen sich wie Bleigewichte noch zu den dargestellten subjectiven Leiden des Dichters, und es ist zu verwundern, wie er all' dem doch Stand hielt bis zu hohen Lebenstagen.

Heitere Laune.

Der Leser wäre, nach dem Dargestellten, getäuscht, wenn er annehmen möchte, daß er es nur mit einem hypochondrischen, stets morosen Menschen zu thun habe. Im Gegentheile ist es erfahrungsgemäß, daß solche rasch in eine entgegengesetzte Stimmung übergehen und lustiger werden, als es sonst bei normal heiteren Menschen der Fall ist.

Grillparzer erzählte uns, als uns Holtei einmal kalten nordiſchen Punſch beim „Blauen Stern“ bereitet hatte und Toaſte ausgebracht wurden, wie er ſelbſt einmal bei der Novelliſtin Gräfin Thereſe Zay, auf deren Schloß Zay-Ugroz er zu Gaſt war, einen Toaſt improviſirt habe. Es waren viele Gäſte zur Tafel geladen. Grillparzer ſaß, die Dichterin Caroline Pichler zur Rechten, einen Tabla Biro zur Linken. Es wurde von des Dichters „Ahnfrau“ geſprochen, da äußerte der magyariſche Edelmann: „Möcht' ich ſehr gern den Grillparzer kennen lernen. Das Stuck hat mir ſehr gefallen.“ Als die Pichler ihm darauf ſagte: „Hier ſitzt er“, ſtarrte ihn der ſchon etwas weinſelige Mann ungläubig an und brachte den Wunſch vor: „Wenn Sie Verfaſſer von dem „Ahnfrau“ ſind, machen Sie Vers.“ Grillparzer erhob lachend ſein Glas und improviſirte:

Es trinket wohl ſo Mancher
Gern Rheinwein und Champancher!

Der Magyar ſah den Dichter groß an und äußerte, zu allgemeiner Heiterkeit: „Pfuſcher können Sie ſein, aber nit Grillparzer!“

Selten, wiewohl ihm Humor und Satire zu Gebote ſtanden, aber doch ſchrieb er manche Scherzverſe. So richtete er ein poetiſches „Sendſchreiben“, das in der Geſammt-Ausgabe der Werke nicht enthalten iſt, an die Geſellſchaft, in der ſich auch der Dichter und Patriarch Ladislaus Pyrker in Gaſtein bewegte, und in der er gern verkehrte. Es iſt an eine aus dem Wildbade ſcheidende Frau:

Gaſtein iſt nur ein großer Sarg,
. . . . Es klagt der Sänger,
Es klagt um Euch je länger deſto bänger
Trotz ſeines Cölibats der Patriarch.

Der früher geschilderte Kreis von Schriftstellern übersiedelte vom „Blauen Stern" auf der Brandstatt in das in der Herrengasse ebenerdig gelegene Bierhaus „Zum Adelgeist". So hieß der Gastwirth. Man war übereingekommen, wenn das neue Lustspiel von Bauernfeld „Die Bekenntnisse" gefallen sollte, sich zu einem Abendessen zu versammeln. Wir waren Alle fröhlicher Dinge. Der Wirth credenzte seinen ältesten Gumpoldskirchner Wein und es entstand eine lodernde Lustigkeit. Wir fingen zu tanzen an, der Aelteste unter uns, J. F. Castelli, mit der ganz jungen, anmuthigen Wirthstochter. Dr. Karl Hock, der nachmalige k. k. Sectionschef Freiherr v. Hock, als philosophischer und national-ökonomischer Schriftsteller bekannt, des Tanzes unkundig, wie er war, drehte die dicke, schwerfällige Wirthin im Kreise. Die übrigen Männer tanzten untereinander, nur Grillparzer hatte keine Tänzerin. Da ergriff er den großen Hund des Wirthes, der beim Ofen lagerte, bei den Vorderpfoten und zerrte das erschrocken sich fügende Thier tapfer und stark im Kreise herum. Schallendes Gelächter und Vivatrufen. Grillparzer ließ die Pfoten des Hundes aus und rief, athemlos geworden: „Ja, ja, die Kunst in Oesterreich kommt auf den Hund. Sei's!"

Urtheile über eigene und fremde Werke.

Ich hatte mein episches Gedicht „Der Primator", dessen Stoff einer Prager Chronik entlehnt ist, und zu welchem Karl Rahl die Illustrationen entworfen hat, veröffentlicht und ein Exemplar Grillparzer zugesendet. Als ich ihn bald darauf besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Es ist ein grausam erhabener

Stoff, den Sie zum Vorwurf Ihres Gedichtes gewählt haben. Aber die Zeiten solchen Martyriums der Juden, solcher entsetzlichen Thaten, wo der Sohn den Vater auf das Geheiß der Rabbiner tödtet, weil er zum Christenthume übergetreten ist, und wo eine entmenschte Horde, im Namen Christi, Raub, Mord und Brand an den Juden begeht, sind vorüber. Solche Zeiten sind unserer Theilnahme entrückt, um so mehr muß ich die Kunst und Gestaltungskraft anerkennen, mit der Sie" u. s. w.

Bei diesem Besuche kam die Rede auf des Dichters Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" Ich wagte die Ansicht auszusprechen, wie es auffallend sei, daß der Bischof mit der herrlichen, gegen die Lüge gerichteten Rede auftrete, ohne daß dies motivirt sei. Wie anders aber, wenn Attalus nicht, wie es im Stücke dargestellt ist, der Neffe, sondern der Sohn des katholischen, an den Cölibat gebundenen Priesters wäre. Als solcher muß er all' sein Lebelang den leiblichen Sohn, an dem er mit aller Zärtlichkeit hängt, verleugnen. Er ist zu fortgesetzter Lüge gezwungen, und nun begriffe sich die Zornrede, mit der er auftritt.

Grillparzer erwiderte: „Die Quelle, der ich den Stoff entnommen habe, spricht ausdrücklich nur von einem Neffen des Bischofs. Sie haben aber den Sohn richtig herausempfunden. Die Handlung wird dadurch wahrer und dichterischer. Es lag auch in meiner ursprünglichen Absicht, die Handlung so zu führen. Aber kennen Sie nicht unsere Censur, die in Schiller's „Kabale und Liebe" den Vater in einen Oheim, den Präsidenten in einen Vicedom verwandelt hat?"

Er erging sich hierauf über die allgemeinen Zustände in Oesterreich, gebrauchte, wie nicht selten, die heftigsten Invectiven gegen die maßgebenden Personen,

Er bewährte sich auch hier, wie überhaupt, als einen der Söhne seiner Vaterstadt, von welcher der Reimchronist Wolfgang Schmeltzl schon vor drei Jahrhunderten sang, daß sie Schimpfer sind.

Grillparzer hatte das Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" seinen Freunden Bauernfeld und Feuchtersleben vorgelesen. Beiden erschien die Figur des trottelhaften Galomir, der fast nur in unarticulirten Lauten spricht, bedenklich, abgesehen davon, daß sie an Shakespeare's Caliban erinnerte. Wirklich erregte diese Gestalt bei der Darstellung Widerwillen. Herrlich repräsentirt waren der Bischof und der Koch durch den rhetorischen Heinrich Anschütz und den feurigen, humortiefen Ludwig Löwe. Völlig unzulänglich erschien die ihrer Zeit zu viel gepriesene Julie Rettich als Edrita. Und vollends die komische Wirkung hervorrufende Scenirung, wo Attalus und Edrita nebeneinander sich im nachtfinstern Walde zur Ruhe niederlegen. Ich war Zeuge der ersten Aufführung. Man lachte, zischte wohl auch, und der Dichter äußerte schmerzlich, als ihm seine Freundin diesen Erfolg berichtete: „Das habe ich nicht verdient!"

Und er hatte es nicht verdient, wie der Erfolg des nach bald einem halben Jahrhunderte wieder aufgenommenen, durch und durch originellen und poetischen Lustspiels es beweist. Er verstummte fortan für die Bühne, auf welcher bei seinen Lebzeiten nur einzelne Scenen und Fragmente, wie das Vorspiel zur „Libussa", zwei Acte der „Esther" und „Hannibal und Scipio" erschienen sind.

Bald nach der Aufführung des „Esther"-Fragmentes erlaubte ich mir meine Bewunderung auszusprechen.

„Das freut mich," sagte Grillparzer, „mir gefällt das Fragment auch. Ich unterließ die Vollendung des

Dramas, weil die Scene, wo die Rede ist: „Was würdest du einem Manne thun, der das und das und das gethan hat?“ und es dann heißen muß: „Nun, Du sprachst dein eigenes Urtheil“, mir komisch vorkam, eher für ein Lustspiel, als für ein Trauerspiel geeignet.“

Als ich mittheilte, daß der Hofschauspieler Lewinsky das Fragment öffentlich vortragen wolle, äußerte er: „Ich begreife das nicht. Wie will er die kurzen Sätze markiren? Und immer die Namen der Personen lesen? Tieck las, als ich bei ihm war, Shakespeare, den ich doch gründlich kenne. Aber allmählich verwirrten sich mir die Gestalten derartig, daß ich ganz taumelig wurde. Zudem soll Lewinsky eine monotone Vortragsweise haben, sonst aber ein guter Schauspieler sein.“

Die Schauspielerin Rettich las auf Verlangen der Erzherzogin Sophie das Fragment vor, und wurde von dieser der Wunsch ausgesprochen, daß es bald wieder aufgeführt werde, aber auch das Trauerspiel „Libussa“, dessen Vorspiel schon so sehr gefallen habe. Friedrich Halm übernahm es, dem Dichter den Wunsch der Erzherzogin mitzutheilen. „Daß ich ein Narr wäre“, ließ ihn Grillparzer an, „bei der herrschenden Ungründlichkeit und Gemeinheit der Kritik, die mit Vorliebe sich und nicht das Werk zu zeigen bemüht ist. Nach meinem Tode können Sie geben, was Sie von mir vorfinden werden. Ich will mir nicht die Ruhe stören lassen. Gefiele die „Libussa“, würde es mich kaum mehr freuen; mißfiele sie, würde es mich sehr schmerzen. Wen Gewinn nicht freut und Verlust schmerzt, der darf nicht spielen. Nach meinem Tode meinetwegen! Ich kenne die Fehler an der Sache zu gut, kann sie aber nicht mehr verbessern.“

Es war aber der Mißerfolg des Luſtſpieles, die herbe Kritik nicht allein, die ihn veranlaßten, ſeine neueren drei Trauerſpiele: „Libuſſa“, „Ein Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg“ und „Die Jüdin von Toledo“ im Pulte ſtreng zu verſchließen. Vielmehr war es eben ſeine Selbſterkenntniß, „daß er deren Fehler ſehr gut kenne, aber nicht zu verbeſſern im Stande ſei“, die ihn einen jedenfalls koſtbaren, poetiſchen und dramatiſchen Schatz verborgen halten ließ. An die Großartigkeit und dramatiſche Gewalt ſeiner Trauerſpiele, die er bis zu ſeinem 36. Lebensjahre vollendet hatte, reichen ſie nicht hinan, wie ſich dies bei deren Aufführung nach des Dichters Tode auch zeigte.

Dieſes Geizen mit ſeinen Producten, ſein allmaliges Verſtummen ließen den Dichter lange Jahre hindurch in den Hintergrund treten. Auf dem Hofburgtheater ſingen untergeordnete Dichter das Bedürfniß des Repertoires zu befriedigen an, und nur die „Ahnfrau“ pflegte man einmal im Hochſommer vor einem kaum gefüllten Parterre zu geben, damit ein trefflicher Mann, aber mittelmäßiger Schauſpieler, der Gatte der Tragödin Julie Rettich, ſich trochäiſch austoben könne.

In ſtolzem Selbſtbewußtſein äußerte ſich Grillparzer, man werde nach wenigen Decennien ſeine jetzt vernachläſſigten Dramen wieder hervorgraben. Dieſes Verdienſt um den Dichter ſich zu erwerben, war Heinrich Laube vorbehalten und der Schauſpielerin Bayer-Birk. Er führte nicht nur die Dramen des Dichters wieder vor, er ſchrieb auch über ihn und entwarf in der Zeitſchrift des „Oeſterr. Lloyd“ ein geiſtvoll lebendiges Bild des Dichters.

Wir kehren noch einmal zum Trauerſpiele „Eſther“ zurück.

Als ich Grillparzer fragte, warum er es nicht vollendet habe, — gab er mir folgenden wunderlichen Bescheid: „Ich wohnte damals im Sommer in Döbling. Die Hausleute waren sehr freundlich gegen mich, ebenso deren Kinder. Diese machten viel Lärm. Zuthunlich und lustig, wie sie waren, mochte ich ihnen nicht wehren. Sie besuchten mich jeden Morgen, pumperten wohl auch, wenn ich sie verschlossen hielt, an meiner Thüre. So wurde ich fort und fort gestört und ich verlor die Stimmung. Wohl auch, weil die Handlung mir politisch auszuarten drohte".

Es ist mir gestattet, hier einzuschalten, was der Aesthetiker Professor Dr. Robert Zimmermann aufgezeichnet und bisher nicht veröffentlicht hat:

Grillparzer empfing ihn in gewohnter freundlicher Weise: „Ich habe Ihren Essay in der Londoner „Review" gelesen. Es freut mich immer, wenn ich eine Anerkennung finde. Die jetzigen Herren Literarhistoriker, sehr gescheidte Leute! Der Gervinus und der Julian Schmidt, sehr gescheidt, sehr gescheidt, auch wohl mit rechtem guten Willen; aber sie haben lauter Schachteln fertig, da stecken sie Einen hinein. Sie lesen den Goethe, den Schiller, in den Anderen blättern Sie nur so zwischen Schlafen und Wachen, da sind Sie gleich fertig, und vollends über die Oesterreicher!"

Als Zimmermann ihn auf die wieder aufgeführte „Esther" brachte, äußerte sich Grillparzer:

„Die Esther! Was gedruckt ist, sind nicht ganz zwei Acte, die letzte Scene des zweiten fehlt. Geschrieben ist sie, aber ich wollte sie nicht abdrucken lassen, weil sie schon zu sehr in's Weitere eingeht. Es ist die Scene, wo Mardochai an der Thüre des Palastes sitzt. Weiter ist nichts fertig. Ich pflege mir die Sachen nicht ins Detail zu notiren; nicht wie

Leſſing, der ſeine Oden erſt in Proſa ſchrieb und dann verſificirte. Ich will denn auch beim Arbeiten eine Freude haben, ich will mich überraſchen laſſen. Der König ſollte ſich als ſchwacher, aber edelmüthiger Mann zeigen, Eſther und Mardochai ganz nach der Bibel gehalten werden. Haman würde durch ſeine Frau verleitet erſcheinen, auch die Partei der Königin Vaſthi. Zuletzt ſollte ſich Alles ganz gut löſen, mehr wie im Schauſpiel. Niemand ſollte umkommen, außer Haman. Sie haben recht, das wäre ein verſatiler Patron geworden, eine Art Polonius. Die Scene zwiſchen Eſther und dem König, die iſt gut, das glaube ich auch. Das iſt Alles, was ich weiß, ich könnte es jetzt auch nicht mehr weiterführen, wenn ich auch wollte."

Das Geſpräch nahm, in Beziehung auf den bereits erwähnten Eſſay, eine andere Wendung, und Grillparzer äußerte:

„Den Kaiſer Franz haben Sie zu gut gemacht, das iſt das Einzige, was ich auszuſetzen habe. Alles, was Sie von dem Zuſammenhang der Entwicklung des Dramas mit der öſterreichiſchen Staatsidee ſagen, das iſt mir ganz recht. Nur vom Kaiſer Joſef II. iſt's wahr. Aber der Kaiſer Franz hat nie eine ſo großartige Idee gehabt und der Kaiſer Ferdinand überhaupt keine. Der Kaiſer Franz Joſeph .... Der „Ottokar", das war ein gut öſterreichiſches, echt nationales Stück. Ich hätte wohl noch ſechs ſolche geſchrieben, wenn man mir dazu Luſt gemacht hätte. Das hätte gewirkt in Oeſterreich und in Ungarn. Man exercirt lieber Soldaten."

Hebbel, Schiller.

Grillparzer las Alles, was Friedrich Hebbel schrieb, mit ganz besonderem Interesse.

„Er hat viele Begabung, aber kein Talent, daher ausgezeichnete Einzelheiten, die er aber nicht harmonisch zu vermitteln versteht. Bei einem Dichter gehen die Gedanken vom Kopf aus durch das Herz in die Fingerspitzen. Bei Hebbel direct vom Kopf in die Finger. Die „Nibelungen" sind kein Stoff für's Drama. Es fiel ja auch keinem Griechen ein, den Homer zu dramatisiren. Es sind so viele Voraussetzungen, die Hebbel natürlich nur andeuten konnte, die ihn aber unverständlich machen müssen. Er hat vielerlei poetische Eigenschaften. Aber das Publikum hat es angenommen und da gilt das Tasso'sche Se piace e lice. Ich freue mich über den Erfolg. Je mehr sich das Publikum zumuthen läßt, im Tragischen namentlich, wo die Motive nicht eben zahlreich sind, um so besser. Vielleicht, daß Hebbel dieser volle Erfolg aufmerksam macht, daß seine Philosophie und nicht selten spitzfindigen Schrullen nicht zur Sache gehören und sie ihm verderben. Was schreiben sie jetzt Alles über die Romantiker. Romantik ist zunächst Abenteuerliches, und das sind doch die Nibelungen ganz und gar. Wenn man Musiker über Richard Wagner gefragt hätte, sie hätten gewiß seine Musik verworfen; das Publikum aber hat sie angenommen, und so ist es gut."

Als ich mir die Gegenbemerkung erlaubte, daß das Publikum nicht selten auch Schlechtes annehme, erwiderte er schalkhaft lächelnd:

„Ich meine auch nicht, daß es gut für das Publikum, sondern gut für den Autor sei."

Ich theilte mit, daß Hebbel jetzt den Demetrius zum Helden einer Tragödie gewählt habe:

„Der Stoff ist gut", erwiderte Grillparzer, „Schiller faßte ihn vielleicht nur an, um das Haus Romanow zu verherrlichen, weil er dorther Unterstützung für Weib und Kind hoffen durfte. Die Großartigkeit des damaligen russischen Hofes ist bekannt. Wäre das kleine Dänemark nicht gewesen, das große Deutschland hätte ihn hungern lassen. Bei allen großen Schönheiten des Fragmentes mißfällt mir aber entschieden, daß man gleich Anfangs weiß, daß den Helden das Mädchen nicht liebt. Er erscheint somit als lächerlich, während man zu Anfang den Helden verklären muß. Später kann ein solches Motiv die Situation verstärken."

Auf Hebbel wieder zurückkommend, äußerte er:

„Seine Tragödie „Judith und Holofernes" ist dem Grundgedanken nach ebenso geistvoll, als die Ausführung fratzenhaft. Dieser junge Mensch scheint noch nicht zu wissen, was das Mögliche im Leben ist. Aber er ist ein Dichter, wenn ihm auch das, was in der Kunst das Höchste ist: die Schönheit noch nicht aufgegangen scheint."

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Das Gespräch über Hebbel führte auf Feuchtersleben, dessen gesammelte Werke jener eben herausgegeben hatte. Ich bemerkte, daß die beigegebene Biographie, bei aller Richtigkeit der Daten, doch den Dichter unrichtig darstelle, weil er ihn nicht aus den österreichischen Verhältnissen heraus, die er als Fremder eben nicht genau kennen konnte, hervorwachsen ließ.

„Allerdings nicht!“ entgegnete Grillparzer. „Wenn ich einmal todt bin, muß man mich im Zusammenhalte mit meiner Zeit schildern. Unter Kaiser Franz mußte jeder Dichter oder Literator, wenn nicht vernichtet, so doch verkümmert werden.“

Auf meine Bemerkung, daß dies nur dann möglich sein werde, wenn er selbst Memoiren hinterließe, theilte er mit:

„Nun, ich habe diesfalls etwas gethan. Ich schrieb, aufgefordert wie jedes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, eine Biographie, aber nur bis zur Verfassung von „König Ottokar“. Später hätte ich über Andere schreiben und anklagen müssen. Uebrigens wird man Einiges in meinem Nachlasse finden.“

Ueber Feuchtersleben sprach er sich folgendermaßen aus:

„Das war ein wahrhaft gebildeter Mensch! Seine Frau wurde böse auf mich, daß ich ihn nicht als einen ersten Geist, einen Gedankenführer anerkennen konnte; wie sie Hebbel haßt, weil er, als von der Bescheidenheit Feuchtersleben's die Rede war, sagte: „Nur Lumpe sind bescheiden!“ So ein hingeworfenes Wort Goethe's, dem übrigens ein bischen mehr Bescheidenheit auch nicht geschadet hätte, das dieser seinem ihm gegenüber stehenden, wirklich kleinen Gegner sagte! Feuchtersleben war wie Pillersdorf (Minister des Innern im Jahre 1848), der in ruhigen Zeiten Alles gemacht hätte, und selbst in bewegten, wenn es mit der Feder zu machen gewesen wäre. Feuchtersleben hatte keine Kraft, er war zu weich. Als Unterstaatssecretär im Ministerium für Unterricht begegnete er dem medicinischen Professor Töltöny. Dieser fragte: „Ich höre, Sie wollen mich pensioniren?“ Feuchters-

leben antwortete: „Was fällt Ihnen ein?“ Zu Hause angekommen, fand Töltöny sein Pensionsdecret. Nun war Feuchtersleben ein durchwegs rechtschaffener, wahrheitsliebender Mensch. Er war aber feig, und fürchtete eine Straßenscene. Er hätte nicht in den Octobertagen des Jahres 1848 seine Stelle niederlegen sollen. Man hätte dann Etwas für ihn thun müssen. So befand er sich vis-à-vis de rien. Ich ging später für die Witwe zum Unterrichtsminister Grafen Leo Thun bitten. Ich will nicht damit sagen, ich hatte ihr eine Pension erwirkt. Ich habe viel an ihm verloren, er kam oft zu mir und vermittelte mir die jüngste Literatur. Wäre er im Amte geblieben, er hätte viel wirken können. Und in einer Literaturgeschichte Oesterreichs wird ihm ein vornehmlicher Platz eingeräumt werden müssen.“

„„Schwerlich während der Concordatszeit, er war kaum christlich, geschweige denn katholisch, vielmehr Goethe'isch griechisch gestimmt.““

„Er hätte, weich wie er war, sich gefügt, schon aus dem fatalen Grundsatze, den Viele haben, um Schlimmes zu verhüten. Uebrigens, die Religion nahm er, wie ich und wie Sie wohl auch, als ein Bestehendes, nicht zu Umgehendes, während Humanität und Cultur das Höchste ist. Unbegreifliches muß man eben walten lassen!“

Karl Beck.

„Was nützen in dem Gedichte „Jadwiga“ die schön klingenden Verse, wenn der Dichter die innere Wahrheit verletzt. Kann in der Situation, wo fort und fort die Wölfe den Schlitten, in welchem die Mutter mit ihrem Kinde sitzt, umdrohen und gleich

auf sie losspringen werden, kann die Frau eine lange Geschichte erzählen? Hätte er allenfalls die Pferde, für kurze Zeit einen Vorsprung gewinnend, ausschnaufen lassen, damit auch Ruhe in das Gemälde komme, da hätte die Frau allenfalls erzählen können. Beck macht sehr schöne musikalische Verse, in denen aber mehr die Gedanken, als ein eigentlich tieferes Gefühl zu Tage kommen."

Kotzebue.

„Ich lese jetzt Kotzebue. Die Modernen, die ihn über die Schulter ansehen, verstehen es doch nicht, so gesund, so drastisch zu sein wie er. Sie können geistreicher reden, aber das Beste, was sie an Handlung, Situation, Witz zusammenbringen, — ich rede von den jetzt lebenden Lustspielmachern — das hat er weit besser gekonnt. Ich habe vor unseren sogenannten Wiener Volksdichtern weit mehr Respect. Der einfache schlichte Sinn geht immer mehr verloren."

Urtheile über Schauspieler.

Bei einem meiner Besuche fand ich Grillparzer in dem Buche Wilhelm Hebenstreit's „Ueber die Schauspielkunst" lesend. Nach kurzer Begrüßung begann er zu sprechen:

„Die Schauspieler werden empört sein über dieses Buch, weil der Verfasser ihnen gerade heraus sagt, daß ein Schauspieler kein Künstler ist. Er sagt es ihnen grob, und ich muß gestehen, daß ich's, nicht eben artig, eigentlich auch denke. Und ich bin in gewissem Sinne auch undankbar. Ich verdanke ihren Künsten manchen Erfolg auf der Bühne, vor Allem

der Schröder, die als Sappho und Medea unübertroffen war. Da lieſt man immer: dieſer Schauſpieler oder jene Schauſpielerin hat einen Charakter geſchaffen; ſie drücken's lateiniſch aus: „creirt"; ſollte freilich heißen „reflectirt". Ich habe noch keinen Mimen, wie ſie ſich gerne nennen hören, geſehen, der einen Shakeſpeare'ſchen Charakter geſchaffen hätte, er mußte froh ſein, wenn er ihn annäherungsweiſe erreichte. Allerdings ſteht mancher Schauſpieler geiſtig höher und iſt phantaſiereicher als ein untergeordneter Poet, wo es etwa kein beſonderer Ruhm iſt, dieſen zu überragen. Ludwig Lowe z. B. war ein ſolcher, und dann ſehr Viele nicht, die es zu ſein meinen."

Grillparzer ſah keines ſeiner Dramen, ſeit ihm die erſte Aufführung der „Ahnfrau" ein wirkliches Entſetzen einflößte, darſtellen; erſt wenn ſie ſich durch wiederholte Aufführungen eingelebt hatten, ließ er ſich bewegen, ſie anzuſehen. Bei den Proben, bei denen er anſtandshalber erſchien, ſaß er, ohne irgend einen Einfluß zu nehmen, ſchweigend, in ſich gekehrt da, ohne aufzublicken. Ein Schauſpieler ſagte ihm: „Aber Sie ſehen uns ja gar nicht an, um uns zu ſagen, wie wir es machen." Er erwiderte: „Ich höre die Worte und dabei ſehe ich ungeſtört die Geſtalten, wie ich mir ſie gedacht habe."

Julie Rettich.

„Sie iſt eine der gebildetſten Frauen, hielt aber nicht, was ſie als Fräulein Glei verſprochen hat. Sie hat mir ein halb Dutzend meiner Stücke verdorben, bis die Bayer Birk wenigſtens die Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen" zur Geltung brachte. Sie verſtand es vor Allem nicht, ſich gut anzuziehen,

und hatte eckige Bewegungen. Sie ist jetzt noch eine hohe, hübsche Frau, trotz ihrer doppelten Physiognomie, was ihre unschön gebogene Nase verschuldet. Friedrich Halm schadete ihr, indem er nur für sie die Rollen schrieb. So lernte sie fast nur declamiren, kleinlich auseinandersetzen. Später nahm sie Einiges von der Rachel und Ristori an; sie war aber dazu schon zu alt, um es wieder zum Eigenen umzugestalten. Sie hatte mehr Feuer als Wärme und war darum eine gute Declamatrice. Hochtragische Charaktere, die Wetterhexen, waren für sie nicht geschaffen."

Fanny Janauschek.

Von dieser seit mehreren Jahren in Amerika in englischer Sprache tragirenden Dame äußerte Grillparzer, daß sie bei einem Besuche, den sie ihm abstattete, einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn gemacht habe. Gesehen habe er sie nicht. „Die Schauspieler verderben mir die Gestalten meiner Phantasie und bilden sich doch ein, es vortrefflich zu machen. Sind eben arrogante Leute, die das Publikum verhätschelt. Die Janauschek soll als Medea vortrefflich sein. Gestalt und Organ mögen sie dabei wohl unterstützen. Wiewohl nicht schön, macht sie doch einen sympathischen Eindruck, trotzdem sie eine Czechin ist."

Adelaide Ristori.

Völlig verhaßt waren ihm die Schauspieler, die man reisende Virtuosen nennt. Darauf bezieht sich seine Aeußerung: „Wie trefflich muß sie gewesen sein, ehe sie noch berühmt geworden ist."

Religiöse Anschauung.

Ich hatte, von meiner Orientreise zurückgekehrt, Wein vom asiatischen Olymp und aus der alten Patriarchenheimat Hebron mitgebracht und davon einige Flaschen Grillparzer verehrt. Als ich ihn darauf besuchte, äußerte er lächelnd: „Der Olymp gefällt mir besser als der Horeb, dagegen ist mir Golgatha gleichgiltiger. Wenn es schon gewissermaßen Pflicht ist, sich zu irgend einer Religion bekennen zu müssen, so gefallen mir viele Götter besser, als etwa nur Ein Gott. Als ich dies in meinem Gedichte „Campo vaccino" wie auch schon Schiller in seinen „Göttern Griechenlands" sagte, hat es mir mit der Censurbehörde viel Verdruß bereitet, und man vertraute mir, daß es ein Dichtergenosse, Zacharias Werner, war, der das Gedicht denuncirt haben soll. Ich danke Ihnen für den eigenthümlich schmeckenden, würzhaften Wein, er war aber etwas trüb; nun, wie es eben auch Legenden und gemalte Kirchenfenster sind."

*

Wenn die nachfolgenden Züge auch den Stempel des Humors an sich tragen, so sind sie doch die Reflexe innersten Glaubens oder Unglaubens.

Grillparzer äußerte einmal: „Ich wünsche nichts mehr, als von einem leichten Schlage getroffen zu werden, und ohne daß ich es weiß, zu sterben."

Als ich mir dagegen die heitere Bemerkung erlaubte: „Da müssen Sie mit dem Himmel auf gutem Fuße stehen!" erwiderte er: „O ja! wie zwei Leute, die einander nicht kennen."

*

Grillparzer war zur Taufe des erstgeborenen Sohnes des Dichters Josef Ritter von Weilen ge-

laden. Ehe der Geiſtliche kam, um den Taufact zu vollziehen, bat er den Vater: „Laſſen Sie mich das Kind anſehen, ſo lange es noch ein Heide, ſo lange noch der Teufel in ihm iſt.“ Als das Kind gebracht wurde, apoſtrophirte er es mit den Worten: „Glückliches Kind! Jetzt glaubſt Du noch an Jupiter. Du ſiehſt noch Hebe und alle übrigen Götter. Seliges Kind!“

Nach dem Taufacte, und nachdem ſich der Geiſtliche entfernt hatte, ſprach er wieder zu dem Kinde: „Alſo jetzt glaubſt Du an Chriſtus! Ich ſehe nichts, was Dein Weſen verändert hätte. Es muß ein Vergnügen ſein, ſo ganz teufelsfrei ſich zu fühlen, ſo ausgewaſchen. Der Teufel iſt fort aus Dir; ich hoffe nicht ganz, ſonſt würde nichts aus Dir werden, liebes Kind!“ Darauf küßte er es.

*

Als Grillparzer zu einer Abendgeſellſchaft geladen wurde, wo auch Hebbel erſcheinen ſollte, äußerte er: „Ich kann nicht kommen. Der weiß Alles, ſelbſt was Gott iſt, und ich weiß es nicht. Wie ſollen wir da mit einander reden!“

*

Nichtsdeſtoweniger ſind die Werke unſeres Dichters von ſittlich-religiöſen Ideen, wie jedes echte Kunſtwerk, durchſeelt, wenn er auch auf Ceremonien nichts hielt, und Weilen hat einen Ausſpruch des Dichters, den dieſer in ſeinem letzten Lebensjahre that, aufbewahrt: „Ich bin in letzterer Zeit religiös geworden. Der Glaube, wie der Unglaube ſind ſchließlich nicht zu beweiſen. So wähle ich das, was mich mehr beruhigt.“

Als er ſchwer darniederlag und ſein Aufkommen bezweifelt werden mußte, verlangte er trotzdem nicht nach der Kirche, und weil Katharina Fröhlich, die

er „seine Weisheit" zu nennen pflegte, seine Gesinnung kannte, ließ sie erst, als er sterbend, bewußtlos dalag, den Geistlichen bitten, um ihm die letzte Oelung zu geben. Nichtsdestoweniger sagt der von Grillparzer's Bruder Camillo noch am Todestage ausgegebene Partezettel, daß der Dichter am 21. Jänner 1872 „nach Empfang der heiligen Sterbesacramente" gestorben ist.

*

Des Dichters religiöse Weltanschauung kam in einem Gespräche mit dem Hofrathe Papst zum Ausdrucke, der ihn von Dresden her besuchte.

Hofrath Papst sprach ihn mit einer sichtlich vorbereiteten Rede an: „Ich freue mich der Auszeichnung theilhaftig zu werden, den bewährten Dichter u. s. w. Schon als Knabe von sieben Jahren hat mich die „Ahnfrau" außerordentlich lebhaft ergriffen." Grillparzer unterbrach ihn in seiner schlichten Art: „Nun, die Kinder von sieben Jahren interessirt sie noch, Gervinus und Consorten, wenn sie von mir in Gnaden reden, wissen nichts von mir, als daß ich die Schicksals-Idee dargestellt habe. Nun, einmal ist's Zufall, dann Schicksal, menschliche Nothwendigkeit und wieder Vorsehung. Wenn Sie Einen wissen, der über den letzten Zusammenhang Auskunft zu geben weiß, so bitte ich ihn, zu veranlassen, daß er mir's, aber in einem frankirten Briefe schreibe. Weil ich schon seinen Namen nannte, Gervinus meint, die Poesie soll gesund sein, nicht pathologisch. Was ist aber Leidenschaft anders als ein pathologischer Zustand? Was er krank nennt, ist eben das Gesunde in der Poesie."

Das Beethoven-Monument in Heiligenstadt

Wir bedurften zur Einweihung des Beethoven-Denkmales in Heiligenstadt bei Wien — des ersten in Oesterreich — einer Cantate. An wen anderen konnten wir uns glücklicher wenden, als an den berühmten Zeitgenossen Beethoven's, der dessen Grabrede, einen unvergeßlichen poetischen Nachruf, verfaßt und für ihn den Operntext „Melusina" gedichtet hatte. Wir verfügten uns denn, der Schreiber dieser Zeilen und der Hofopernkapellmeister Bernhard Randhartinger, zu dem Dichter. Er empfing uns im Lehnstuhle sitzend und klagte, wie immer, wenn man in seinen letzten Lebensjahren zu ihm kam, über seine geschwächte Gesundheit, über die Leiden des Alters. Wir erzählten ihm über das Aufgreifen des Gedankens, Beethoven in Heiligenstadt, wo er wiederholt seinen Sommeraufenthalt genommen und eines seiner schönsten Werke, die Mondschein-Symphonie, componirt hatte, ein Denkmal zu setzen.

„Es ist nicht artig von mir", wendete er sich gegen mich, „Ihnen gegenüber, der Sie schon zwei Monumente, das Gluck's und Hilscher's, in's Leben gerufen haben, von meiner Antipathie gegen diese modernste Monumentenmode zu sprechen. Da wollen sie jetzt in Wien ein Theodor Körner-Denkmal errichten, weil er hier 1½ Jahre gelebt und Sachen gedichtet hat, die er eben so gut oder schlecht auch anderswo hätte machen können. Sie waren deshalb bei mir, ich hätte dabei, ich weiß nicht was, mitthun sollen."

„„Sie sind gegen Dichter-Monumente? Mögen Sie zur Freude der Welt noch viele Jahre frisch und heiter uns erhalten bleiben. Ihr Widerwille gegen Monumente wird sich aber rächen. Gerade Sie, unser

erſter Meiſter, wird, kaum von der Erde geſchieden, ein Denkmal erhalten.““

Hier war es, wo Grillparzer humoriſtiſch ſagte, daß er nur dann ſeine Erlaubniß dazu geben könne, wenn man ihm eine Reiterſtatue verſpreche. Das lange Stehen würde ihn zu ſehr ermüden.

Auf unſere Bitte eingehend, äußerte Grillparzer:

„Mir wurde es immer ſchwer, Verſe zu machen. Ich denke mir das Holzhacken leichter. Und jetzt in meinem Alter! Leſſing ſchrieb einmal, der Dichter müſſe bei ſeiner Arbeit ſchwitzen, wenn er ſie aber veröffentlichen will, den Schweiß davon früher abwiſchen. Bei den meiſten meiner lyriſchen Gedichte merkt man aber den Schweiß, trotz des nachträglichen Abwiſchens, wiewohl ich mir dies nicht immer ſorgfältig angelegen ſein ließ.“

Als ich ihn an einige, ſoeben von ihm bekannt gewordene formſchöne Verſe erinnerte, erwiderte er:

„Ja, ich hatte zugeſagt, konnte nicht Wort halten und habe, gedrängt, endlich mir nothdürftige vier Verſe abgerungen.“ *)

*) Der Kaiſer von Oeſterreich hatte, mittelſt einer in der k. k. Wiener Zeitung veröffentlichten a. h. Entſchließung die Anfertigung eines Pracht-Pocales befohlen, um ihn dem Deutſchen Schützenbunde in Frankfurt a. M. zum Geſchenke zu machen. Der geniale Machold entwarf die Zeichnung und Grillparzer auf deſſen Bitte folgende Verſe:

Dem Land der Eichen,
Was es auch ſchied,
Blieb' Einheitszeichen
Das deutſche Lied.

Die bald nach der Beſtellung eingetretenen politiſchen Verhältniſſe ließen die Angelegenheit gänzlich in Vergeſſenheit gerathen.

„„Verzeihen Sie unſer unbeſcheidenes Drängen.““

„Es handelt ſich wohl nicht um einen originellen Gedanken für eine Cantate. Dergleichen iſt für einen Compoſiteur nicht gut. Die genialſten Opern der älteren Zeit hatten die dümmſten Verſe.“

Ehe wir noch an unſere Bitte gingen, und von einem Concerte ſprachen, deſſen Einnahme für das Denkmal verwendet werden ſollte, ſagte Grillparzer:

„Nun, ſoll ich eine Sonate ſpielen?“

Eben ſo heiter erwiderten wir:

„„Das Concert würde uns gewiß dann eine enorme Summe einbringen.““

„O ja, wie der alte Kunſtfreund, der dicke Franck, eines veranſtalten wollte. Er beabſichtigte drei Abende hintereinander die Heinriche von Shakeſpeare gegen freien Eintritt zu geben. Nur wer ſich langweilt und fortgeht, ſagte er, muß zahlen. Er hoffte ſo die größte Einnahme zu erzielen. Ich höre, daß dieſer Dingelſtedt die Abſicht hat, alle hiſtoriſchen Dramen Shakeſpeare's an auf einander folgenden Abenden ſpielen zu laſſen. Wer zweifelt an der Größe Shakeſpeare's, den wir Alle bewundern? — aber die hiſtoriſchen Dramen können nur die Engländer und dieſe auch nur vom hiſtoriſchen Standpunkte aus intereſſiren.“

Wir ſchieden, und als wir nach acht Tagen wieder kamen, hatte Grillparzer, wie er uns ſagte, es „mit dem redlichſten Schweiße“ verſucht, unſeren Wunſch zu erfüllen.

„Ich brachte es über den Verſuch nicht hinaus. Es geht wirklich nicht mehr!“

Shakespeare-Verein.

Grillparzer erzählte mir einmal, daß er eben auch eingeladen worden sei, dem projectirten Shakespeare-Vereine als Mitglied beizutreten.

„Ich will beitragen, aber nicht beitreten. Es ist meiner innersten Empfindung entgegen, diese Vergötterung der Genien. Ich fühle mich feierlich, wenn ich die Namen Shakespeare, Calderon, Goethe, Schiller aussprechen höre, aber es widerstrebt mir die Idolatrie, die man mit ihnen treibt. Und doch ist es gut, das gestehe ich, wenn Vereine sich bemühen, damit auch das Gesindel von den Männern etwas erfahre. Die Deutschen begeistern sich jeden Augenblick für Etwas, und wie die Phlegmatiker es immer ärger treiben, als die Cholerischen, wenn sie sich einmal für etwas erhitzen, so ist es auch mit den Deutschen. Jetzt schwärmen sie für den Herzog von Augustenburg, für Schleswig-Holstein; was sie durch 300 Jahre zu zerstören und nicht aufkommen zu lassen bemüht waren, das wollen sie jetzt haben. Aber um wieder von Shakespeare zu reden, er ist über alles Lob groß, wenn er auch nicht in Allem zu loben ist. Die Nachtebenden haben auch Gutes geschaffen, was dadurch noch besser wird, weil sie seine Fehler eben zu verbessern bemüht waren. Aber ich wiederhole es, ich kann diese deutschen Begeisterungen nicht leiden, die immer wieder aufflackern, um wieder zu vergehen!"

„Der Spielmann."

Diese Novelle Grillparzer's, welche zu den wenigen classischen Novellen in der deutschen Literatur zählt, und deren seelisches Motiv Musik ist, veranlaßte mich,

den Dichter einmal zu fragen, woher er den Stoff zu derselben genommen habe?

„Ganz zufällig! Ich speiste viele Jahre hindurch im Gasthause „zum Jägerhorn“ in der Spiegelgasse. Da kam häufig ein armer Geiger und spielte auf. Er zeichnete sich durch eine auffällige Sauberkeit seines ärmlichen Anzuges aus und wirkte durch seine unbeholfenen Bewegungen rührend komisch. Wenn man ihn beschenkte, dankte er jedesmal mit irgend einer kurzen lateinischen Phrase, was auf eine genossene Schulbildung und auf einstige bessere Verhältnisse des greisen Mannes schließen ließ. Plötzlich erschien er nicht mehr und so eine lange Zeit nicht. Da kam die große Ueberschwemmung im Jahre 1830. Am meisten litt die Brigittenau, wo ein berühmter Kirchtag, ein lustiges Volksfest, jeden Sommer gefeiert wurde. Ich wußte, daß der arme Geiger dort wohnte, und da er nicht mehr aufspielen kam, so glaubte ich, daß auch er unter den Menschenopfern in der Brigittenau seinen Tod gefunden habe. Ich wurde eingeladen, für ein Taschenbuch eine Novelle zu schreiben, und so versuchte ich eine solche, in welcher mein armer, guter Bekannter als Held figurirt.“

Schiller-Monument in Wien.

Grillparzer hatte, bereits im hohen Alter, durch den Sturz von einer Treppe im Römerbade an seiner Gesundheit gelitten, und, was ihn am empfindlichsten traf, das Gehör fast gänzlich eingebüßt. Der Umgang mit ihm war dadurch erschwert, man mußte sehr laut sprechen, und er empfing die ihn Besuchenden immer mit Klagen über seine zunehmende Gebrechlichkeit.

„Ich höre nichts. Mit mir geht es, wie mit dem Waldbauern: die Hälfte verſteht man nicht, und die andere Hälfte muß man ſich denken. Wie ſoll ich als Mitglied des Herrenhauſes reden? Ich ſitze ja unter lauter Pfaffen. Auch höre ich nichts, und das iſt noch mein Glück, da müßte ich reden. Uebrigens weiß ich genau, was ich zu thun habe: ſteht der Windiſchgrätz auf, bleibe ich ſitzen; bleibt er ſitzen, ſtehe ich auf."

Als ich ihm einmal ſagte, daß mich meine Verehrung für ihn öfter zu ihm führen würde, um mich nach ſeinem Wohlſein zu erkundigen, wenn ich nicht fürchtete ihm beſchwerlich zu werden, erwiderte er:

„Kommen Sie nur! Vielleicht treffen Sie's gut, manchen Tag höre ich gut, manchen gar nicht. Sie verſtehe ich ſehr genau, weil Sie ſcharf vocaliſiren und mit mir langſamer ſprechen. Aber meine Landsleute, und ich mit, haben eine ſchlaffe, verſchluckende Ausſprache. Seit Jahren iſt mein Clavier nicht mehr geſtimmt. Ich vermiſſe die Muſik ſchwer. In ihr allein liegt das Geheimniß der Poeſie, wiewohl ungelöſt. Ich höre nur die Vocale klar. Es könnte mir paſſiren, wenn mir wer ſagte: Sie ſind ein Eſel! daß ich mich dafür bedankte, weil ich zu hören meinte: Sie ſind edel!"

Auch ſein Augenlicht hatte begonnen ſich zu trüben.

„Ich leſe jetzt Calderon, weil mein Exemplar groß gedruckt iſt. Freilich ſteht es genug ſchlimm damit, wenn ich zuweilen im Wörterbuch nachſchlagen muß. Er iſt mit ſeinen vielen Fehlern ein großer Dichter."

„„Sie ſelbſt ſind es für unſere Zeit, und wenigſtens was die Wahl des trochäiſchen Versmaßes in zwei Ihrer Dramen und die Titel der meiſten anderen betrifft, gewiſſermaßen ſein Nachahmer, indem Sie dieſelben mit ganzen Sätzen überſchrieben. „König Ottokar's Glück und Ende" „Weh' dem, der lügt" — „Ein

Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg“ — „Traum ein Leben“, in welchem Sie das entgegengeſetzte Thema von Calderon's „Leben ein Traum“, mit dem Dichter wetteifernd, behandelten; endlich „Die Jüdin von Toledo“, wo Sie den Kampf mit Lopez de Vega aufnahmen.““

Grillparzer ſah wie überraſcht zu mir auf und lächelte.

*

Als es galt einen Aufruf zur Errichtung eines Schiller-Denkmales in Wien zu erlaſſen, wurde mir die Aufgabe, Grillparzer zur Mitunterſchrift einzuladen.

„Ich bin,“ äußerte er ſich, „auch aufgefordert worden, dem Schiller-Vereine beizutreten. Ich habe es nur gezwungen gethan. Und wie ich es mir gedacht habe, wird gleich Herr Gutzkow dabei ſein. Ich haſſe die ſogenannten Literaten, ich ſelbſt bin nie einer geweſen. Ich war ein Beamter, der, wenn ihm Etwas eingefallen iſt, es niedergeſchrieben hat, mir zur Freude und dann zunächſt Wiens. Es geht nicht und ſoll auch nicht gehen, von der Poeſie einen Erwerb zu haben. Es iſt aber auch gut, daß Alles für Schiller geſchieht, wiewohl Goethe der größere Dichter iſt, nur muß man nicht etwa den zweiten Theil des „Fauſt“ ins Auge faſſen.“

Darauf unterſchrieb er den Aufruf.

„Wo wollen Sie das Monument aufſtellen? Ich kenne meine liebe Vaterſtadt nicht mehr. Da höre ich von Kant-, Peſtalozzi-, Fichte-, Humboldt-, Hegel-Gaſſen u. ſ. w. reden. Was wiſſen meine guten Landsleute von all' dieſen Menſchen? Sie haben niemals etwas von ihnen geleſen und die Gaſſennamen werden ſie ſchwerlich dazu aufmuntern. Es iſt unglaublich,

welche Unbildung in ihnen liegt. Ich wohnte einen Sommer in Hietzing und fuhr ausnahmsweise zeitlicher zur Stadt, um Uhland, der damals Studien halber sich in Wien aufhielt, noch in seiner Wohnung zu treffen. Ein Wiener Buchhändler gesellte sich zu mir und fragte mich, warum ich so zeitlich zur Stadt fahre. Als ich ihm den Grund sagte, fragte er: „Uhland? wer ist das?" und doch war schon, ich weiß nicht, die wievielste Auflage seiner Gedichte erschienen. Und der Mann gehörte nicht zu den Letzten seines Gewerbes. Ich gehe jetzt seltener aus und bewege mich innerhalb nur weniger Gassen. Ich habe es überhaupt niemals geliebt, viel auszugehen. Jetzt gewöhne ich mich schon lange, unter der Erde mich zu verstecken, um es zu lernen. Ich liebe meine Zeit, ich habe mich in sie eingelebt. Jetzt wird Alles anders. Ich kann mich, wie in den neuen Gassen, nicht mehr zurecht finden. Es ist Zeit für mich!"

Auf Schiller wieder zurückkommend, fügte er humoristisch bei: „Ich kann mir den fatalen Zustand einer Schiller-Statue im Winter denken. Da hat der arme Schiller fort und fort Schnee in den Haaren und es ist ihm kalt. Ein Feldherr erträgt's schon leichter. So ein Kerl ist ans schlechte Wetter gewöhnt."

„Hannibal und Scipio."

Noch einmal führte mich eine Schiller-Denkmal-Angelegenheit zu Grillparzer. Ein Kreis von Damen, an deren Spitze die kunstliebende Fürstin Marie Hohenlohe stand, veranstaltete zu Gunsten des Monumentes eine musikalisch-declamatorische Akademie im Hofoperntheater. Eine Dame schlug die noch nie dar-

gestellte Scene „Hannibal und Scipio", die gedruckt vorlag, zur Aufführung vor. Es galt die Erlaubniß dazu vom Dichter einzuholen. Er gab sie, gegen alle Erwartung, sofort in zuvorkommendster Weise. Er verfaßte sogar für den Hofschauspieler Lewinsky, der den Hannibal zu spielen hatte, auf dessen Bitte einige Verse hinzu, um, wie es in der Theatersprache heißt, ihm einen „Abgang" zu ermöglichen.

Das Fragment machte einen mächtigen Eindruck bei der Darstellung. Als ich am folgenden Tage zum Dichter kam, um ihm den glänzenden Erfolg zu verkünden und den Dank des Comité's auszusprechen, äußerte er: „Mich freut es, das zu hören. Eigentlich meinte ich, es werde abblitzen. Es freut mich aufrichtig, es hätte mir leid gethan, da es doch das letzte Mal ist, daß ich, bei Lebzeiten, auf der Bühne erscheine. Nun in Gottes Namen, sei's! Als ich den Stoff im Tacitus" — er wiederholte den Namen zweimal und verbesserte sich, auf sein sehr geschwächtes Gedächtniß anspielend — „im Plutarch las, schrieb ich die Scene als Studie. Ich dachte weder früher noch später an die Composition eines Trauerspieles zu gehen, in welcher Hannibal, der in der betreffenden Scene wie ein Schulbub abgekanzelt wird, Unrecht behielte. Ich muß doch wohl sagen, die Scene ist gut. Hannibal ist doch größer als Scipio, trotzdem dieser siegt. Er ist ein Napoleon seiner Zeit."

Als ich wieder auf die große Wirkung, welche die Scene hervorrief, zu sprechen kam, sagte er: „Ja, die Wiener sind von ungewöhnlich großer Beweglichkeit; sie lassen nichts fallen, oft ist es ein glückliches Adjectiv, das sie bewegt. Es ist mir ein paar Mal mit den Wienern gelungen. Man muß die menschlichen Gefühle im Drama zur Hauptsache machen,

nicht, wie häufig jetzt, die historische oder politische Geschichte. Regt man meine Landsleute nicht vom Gefühle aus an, so sind sie eben auch wie Gassenbuben, ein Gesindel, kein Publikum. Ich gestehe, daß ich etwas ängstlich war, bis man mir den guten Erfolg mittheilte."

„„Die Dame, die durch Ihren Vorschlag Ihnen diese Sorge bereitete, wird betrübt sein, wenn ich ihr das erzählen werde.""

„Nun, es sei ihr verziehen, nachdem es so glücklich ausgefallen ist. Es wird mich freuen, sie bei mir zu sehen. Man erzählt mir viel Gutes von ihr, und das muß wahr sein, weil es ihr Frauenzimmer nachsagen."

Der achtzigste Geburtstag.

Wir werden anläßlich dieses Jubeltages des Dichters, der in allen Zeitungen die ausführlichsten Schilderungen gefunden hat, nur das mittheilen, was sich nicht öffentlich begab und sich gleichsam hinter den Coulissen abspielte.

„Die Huldigungen, die mir dargebracht werden," äußerte sich Grillparzer, „betäuben mich. Mir ist, als ob ein Wolkenbruch auf mich niederginge. Es ist viel zu spät! Nicht als ob ich's jemals erwartet hätte, aber meine physische Kraft reicht nicht mehr aus, um all' den so gut gemeinten Lärm und Andrang zu ertragen. Die Menschen sind nicht klug, zu ihrem Nachtheil nicht klug. Der hundertste Theil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend anthun, hätte mich in meinen jungen Jahren vollauf erquickt, mich zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte. Es

ſind jetzt doch nur die letzten Gnadenſtöße, die man mir verſetzt. Sei's!"

Die Ritterſchaft der „Grünen Inſel" hielt zu Ehren ihres Ritters „Borotin" ein Feſtcapitel ab. Der Großmeiſter Gonzaga der Recke (Dr. Boczek) hielt die feierliche Rede, der ſich begeiſterte Lieder, muſikaliſche Vorträge, poetiſche Toaſte, humoriſtiſche Verſe, Alles in Beziehung zu dem gefeierten Ritter, anſchloſſen. Der Burgkeller wurde geöffnet und die Humpen wacker geleert. Am folgenden Tage wurde eine kalligraphiſch ausgeführte, mit einem von Rudolf Alt gemalten Aquarelle, die „Grüne Inſel" darſtellend, gezierte Adreſſe dem Dichter in ſeiner Wohnung überreicht. Sie begann mit den Worten: „In deinem Lager iſt Oeſterreich! Du ſangſt dieſe geflügelten Worte von dem ſiegreichen Feldherrn, heute gelten ſie von Dir. Du zeigſt uns das Bild eines einigen, einmüthigen, von einem und demſelben Gedanken begeiſterten Oeſterreichs. Dich preiſt heute das ganze Vaterland, es nennt Dich mit Stolz den Seinen. Der Unſere aber biſt Du doppelt, als der große Dichter des gemeinſamen Volkes und als Ehrenritter der „Grünen Inſel!"

Noch einmal gedachte ſie feierlich ſeiner: nach ſeinem Hinſcheiden durch Veranſtaltung eines Trauercapitels. Der Rede des Großmeiſters folgte der Trauer-Rundtrunk aus dem Inſel-Pocale und wurde der von L. A. Frankl gedichtete Geſang: „Wenn ein Ritter ſtirbt" angeſtimmt, in deſſen Refrain die Ritterſchaft im Chore einfiel. Den Sarg ſchmückte der Großmeiſter der „Grünen Inſel" mit einem Lorbeerkranze, den ein grünes Band umwand.

Das Ehrenbürger-Diplom von Wien.

Als Grillparzer von der Absicht, ihm das Ehrenbürger-Diplom der Stadt Wien zu verleihen, erfuhr, sagte er sarkastisch-heiter:

„Da muß ich mich denn doch erkundigen, ob damit die unentgeltliche Aufnahme in das städtische Versorgungshaus verbunden ist? Es scheint, daß sie mich dafür belohnen wollen, ein so hohes Alter erreicht zu haben. Geht das etwa den Dichter an, der ich eigentlich langher nicht mehr bin?"

Er empfing in der bereits geschilderten Wohnung den Bürgermeister, Dr. Andreas Zelinka, der von den Gemeinderäthen Wilhelm Frankl, Dr. Helm und Dr. Moriz Stubenrauch begleitet war, um ihm das von Ersterem beantragte Diplom zu überreichen. Die in der Küche befindliche Magd empfing die Herren:

„Bitte, sind Sie der Herr Bürgermeister?"

Auf die bejahende Antwort sagte sie:

„Der Herr von Grillparzer erwartet sie schon!"

Als die Herren eintraten, reichte er zum Willkomm Jedem die Hand. Nach kurzer gemüthlicher Ansprache, fing der Bürgermeister das Diplom zu lesen an. Eingangs war der Ruhm des Dichters glänzend hervorgehoben. Grillparzer hörte ruhig, fast gleichgiltig zu. Bei der Stelle, daß er nicht blos ein großer Dichter, sondern ein großer Patriot sei, zuckte er empor, und den Leser unterbrechend rief er, die Hand des Bürgermeisters ergreifend, lebhaft aus:

„Ja, das ist wahr. Diese Anerkennung meiner Mitbürger erfreut mein Herz!"

Nachdem Grillparzer an Jeden einige freundliche Worte gerichtet hatte, fragte der Bürgermeister, weil jener immer, um besser zu hören, die hohle Hand

vor's Ohr hielt, seit wann er denn schwerhörig sei? Er erzählte seinen Unfall im Römerbade und daß er, von einer Treppe herab, auf's Hinterhaupt gestürzt sei. „Doch tröstet mich," so schloß er, „der Gedanke, daß ich erst im hohen Alter auf den Kopf gefallen bin."

Sich herzlich verabschiedend, stiegen die Herren die hohe Treppe hinab und, einen Moment ausruhend, sagte Wilhelm Frankl: „Diese kleine, ja geradezu ärmliche Wohnung gewährt einen Blick in unsere socialen und literarischen Zustände. So wohnt der erste österreichische Dichter!" Zelinka erwiderte: „Corrigiren Sie sich, mein Lieber, so wohnt „ein treuer Diener seines Herrn!"

Die Verleihung des Ehrenbürger-Rechtes hatte ein unangenehmes, aber charakteristisches Vorspiel. Die Linke des Gemeinderathes erklärte, als sie von dem zu stellenden Antrage hörte, gegen denselben stimmen zu wollen. „Hat er nicht," rief ein Stimmführer, „in seinem Gedichte: „An Radetzky" geschrieben: „In deinem Lager ist Oesterreich?" Mit diesem Verse hat er den Bürgern Wiens einen Dolchstoß in ihr patriotisches Herz versetzt. Die Wiener Bürger, die während der Türkenbelagerung Gut und Blut opferten, die zu allen Zeiten den Mittelpunkt treuer Gesinnung bildeten, denen sagt man, im Soldatenlager ist Oesterreich? In Wien, in der deutschen Stadt Wien ist Oesterreich. Wir werden gegen die Verleihung stimmen." Der Antragsteller erwiderte: „Habt Ihr das wohl überlegt? Es wäre eine Schmach für die Stadt, die Ihr eine deutsche nennt, wenn sie nicht dem größten jetzt lebenden deutschen Dichter in Oesterreich, den auch Deutschland in Ehren nennt, einhellig das Ehrenrecht eines Bürgers, in seiner Geburtsstadt

dazu, verliehe, wir haben es mit dem Dichter, nicht mit dem Politiker zu thun.“ Nach einer weiteren, längeren Auseinandersetzung, erklärten die zwei von der Linken abgesendeten Herren, keine Opposition erheben, aber, treu ihrer Ueberzeugung, nicht für den Antrag stimmen zu wollen. Es war wohl aus Furcht vor einem immerhin möglichen Mißton, daß, nach Verabredung, unmittelbar nach dem Antrage sich einzelne Mitglieder des Gemeinderathes erhoben und im Chorus ausriefen: „Hoch Grillparzer! Der Stolz unserer Stadt, er lebe hoch!“

Politische Gesinnung.

An diese Mittheilung dürfte sich am schicklichsten ein Wort über die politische Gesinnung des Dichters schließen.

Die österreichischen Leser werden sofort den vollen Inhalt derselben erkennen, wenn wir von Grillparzer berichten, daß er ein Josefiner war. Das ist ein Mann, wie deren es in der vormärzlichen Zeit Viele gab, der in der freiheitlichen Stimmung, die Kaiser Josef II. hervorrief, aufgewachsen, an ihr um so fester hing, als dieselbe in einer späteren Zeit, namentlich auf religiösem Gebiete, verdunkelt, wohl auch vernichtet worden ist. Es war genug, des Josefinismus verdächtig zu sein, um als Lehrer, Priester, Beamter, oder gar als Schriftsteller überwacht und ungefördert zu bleiben.

Grillparzer liebte Oesterreich, Wien vor Allem, wenn er auch einen tiefen Groll gegen dessen politische Zustände, gegen das Niederhalten jedes geistigen Aufschwunges, die Aechtung jedes freiheitlichen Gedankens

im innersten Herzen hegte. In vertrautem Freundeskreise gab er diesem Gefühle auch einen energischen, wie Hagel scharf treffenden Ausdruck, eben so in nach Tausenden zählenden Epigrammen, deren verhältnißmäßig nur sehr wenige bis nun veröffentlicht worden sind.

Anders aber, und diesen charakteristischen Zug hatte Grillparzer mit vielen österreichischen Poeten: Zedlitz, Halm, Castelli und Anderen gemein, klangen seine beißend verurtheilenden Worte, wenn er sich über herrschende Personen öffentlich in Gedichten äußerte. Wir führen nur eines derselben an, das mit dem Verse beginnt:

Um Mitternacht in Habsburgs alten Mauern.

Mehr als das Gedicht „An Radetzky", das im Revolutionssturme des Jahres 1848, wo der Reichsrath selbst sich weigerte, der sieghaften Armee in Italien den Dank zu votiren, die heftigsten Schmähungen gegen den Dichter wachrief, verletzten die Verse, die er im Jahre 1849 nach Empfang des Leopoldordens bekannt werden ließ. Sie sind in den „Gesammelten Werken" enthalten.

Es war im Winter des Jahres 1847, daß der Landtags-Abgeordnete Anton Freiherr von Doblhoff, ein Jahr darauf Minister des Innern, im Landhause seinen Salon Freunden und freiheitlich gesinnten Männern zu gegenseitigem Gedankenaustausche öffnete. Es waren da Grillparzer, Dr. Alex. Bach, Graf Hoyos, Feuchtersleben, Graf Montecuccoli, Bauernfeld, Vesque v. Püttlingen, Prof. Seligmann, Freiherr v. Stifft, Moriz v. Stubenrauch, Hammer-Purgstall, L. A. Frankl, Freiherr v. Adrian, Adalbert Stifter, Anton v. Schmerling und viele Andere, deren Namen

uns eben nicht mehr erinnerlich sind. Um der Gesellschaft einen völlig unbefangenen Anstrich zu geben, war auch der Compositeur Josef Dessauer geladen, der die vom Sänger Reichard vorgetragenen Lieder am Clavier zu begleiten pflegte. Ein reiches Buffet war aufgestellt. Man saß in weitem Kreise umher, um einen oder den andern Redner, der über irgend ein politisches Thema, das sich zunächst auf Oesterreich bezog, sprach, anzuhören, an das sich dann nicht selten eine lebhafte Debatte knüpfte. Es traten oft scharfe Gegensätze zu Tage. So erinnern wir uns einer funkensprühenden Zornrede Schmerling's gegen den Staatskanzleihofrath Vesque v. Püttlingen, der die Tactlosigkeit beging, in diesem Kreise die Partei des Fürsten Metternich zu ergreifen. Man nannte später diese Versammlungen, die jede Woche einmal des Abends stattfanden, das österreichische Vorparlament. Hier war es, wo der immer schweigsam sich verhaltende Grillparzer plötzlich einmal, zur Ueberraschung Aller, seine Stimme erhob und die Lage Oesterreichs in einer Weise beleuchtete, daß die Versammlung fast erschrocken aufschaute. Es waren aber nicht allein die literarischen und künstlerischen Zustände, die der Redner seiner Kritik unterwarf, vielmehr streifte er sie nur. Er wies das völlig verkommene Gebahren auf national-ökonomischem Gebiete, auf dem der Finanzverwaltung, des Heerwesens nach. Es sprach nicht der Dichter, vielmehr ein von gründlichen Studien durchdrungener Staatsmann. Es war ein eisiger Hagel, der auf die Politiker und das Beamtenthum niederschmetterte, ein Zornstrom, der sich über seine Lippen ergoß, von denen man sonst nur die Musik melodischer Verse zu hören gewohnt war. Die sonst am Redner gewohnte, etwas schwankende, sich immer

in mildernden Einschränkungen bewegende Weise war ungeahnt kräftig und hinreißend und ließ den ständischen Freisinn weit hinter sich zurück. Wie unbarmherzig radical der Redner auch sprach, den Patrioten ließ er nicht verkennen, der sein Vaterland schmäht, weil er es liebt, es geißelt, um die ihm innewohnende Kraft aufzustacheln.

Diese Versammlungen waren natürlich nicht unbekannt geblieben und erregten die Aufmerksamkeit des Polizeimannes Grafen Sedlnitzki. Eines Tages kam der Jäger des Baron Doblhoff, um ihm zu melden, daß er von einem Polizisten aufgefordert worden sei, gegen eine angemessene Belohnung Bericht zu erstatten, wer bei seinem Herrn erscheine und was gesprochen werde. Doblhoff rieth ihm, in den Sold der Polizei zu treten, und schrieb selbst jedesmal den Bericht, den der Jäger abschrieb und getreulich übergab. Wir lachten, die wir Alle um diese Mystification wußten.

Grillparzer hatte wegen seiner Gebrechlichkeit, namentlich aber Schwerhörigkeit nicht mehr das Herrenhaus, zu dessen lebenslänglichem Mitgliede er vom Kaiser ernannt wurde, besucht. Es kam zur Abstimmung der interconfessionellen Gesetze, und da jede Stimme für die liberale Majorität von größter Wichtigkeit war, holte Anastasius Grün seinen unsterblichen Sangesgenossen im Wagen zu der historisch denkwürdigen Sitzung ab. Er mußte die Treppe emporgetragen werden. Sein Erscheinen wurde mit lautem Jubel begrüßt. Als die Erzherzogin Sophie davon hörte, äußerte sie:

„Der alte Mann hätte auch gut zu Hause bleiben können und bedenken sollen, daß er bald Gott Rechenschaft abzulegen haben wird."

Grillparzer beſaß, zur Erhöhung ihres Werthes wohl, viele Orden, auf die er wenig hielt. Als ihm der Miniſter-Präſident, Fürſt Felix Schwarzenberg, für das Radetzkylied den Leopoldsorden perſönlich überbrachte, äußerte Grillparzer ſpäter:

„Der edle Fürſt bemühte ſich vier Treppen zu mir herauf. Er hätte beſſer gethan, mir die Mittel zu bringen, damit er nur Eine Treppe hoch zu mir hätte ſteigen müſſen.“

Als ihm der bayeriſche Michaelsorden zugeſendet wurde, meinte er:

„Ich trinke nur Wein, was ſoll mir das bayeriſche Bierzeichen?!“

Er beſaß auch das Großkreuz des mexikaniſchen Guadeloupe Ordens; es war ihm, als eine Erinnerung des tragiſchen Kaiſers, werth.

Der Kaiſer von Oeſterreich verlieh ihm zu ſeinem achtzigſten Geburtstag, neben einer glänzenden Penſion auch das Großkreuz des Franz Joſef-Ordens. Um ſich zu bedanken, legte er zum erſtenmal die Orden an und rief die Hausleute herbei, damit ſie ihn „behängt“ ſähen. Er ging eine Weile lächelnd vor ihnen auf und ab. Er konnte ſpäter nicht genug die Freundlichkeit, mit der ihn der Kaiſer empfing, rühmen.

Als man Grillparzer aufforderte, weil er ſchon in Gala ſei, auch zur Erzherzogin Sophie danken zu gehen, die ihm einen Lorbeerbaum verehrt hatte, lehnte er, in Erinnerung ihres über ſeine Abſtimmung gethanen Ausſpruches, dies ab.

Nichtsdeſtoweniger war Grillparzer empfindlich, daß er bei der Verleihung des vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gegründeten Ordens pour le mérite übergangen worden war. Er rächte es mit folgendem Epigramme:

Den Orden, der französisch hieß,
Hat man auf deutsch geschnitten,
Und gibt ihn halb an das Verdienst
Und halb an die Meriten.

Es erinnert dieser Zug an van Beethoven, dessen republikanische Gesinnung bekannt war, der aber, auf das holländische „van" fußend, durchaus als Adeliger behandelt werden wollte und bei einer Rechtsangelegenheit dem Wiener Magistrate jede Folgeleistung versagte, weil eine solche von ihm nur dem Landrechte zustehe.

Büste und „Ahnfrau".

Ich kam nur noch zweimal in der Oeffentlichkeit in Beziehung zu Grillparzer, und zwar ebenfalls anläßlich seines achtzigsten Geburtstages. Um dem verehrten Manne, und stolz darf ich es sagen, dem Freunde, eine Freude zu bereiten, stellte ich an den Präsidenten der „Concordia" den Antrag, eine Büste des Dichters modelliren und in Marmor ausführen zu lassen. Der Antrag wurde mit lebhafter Zustimmung angenommen und die Modellirung einem bewährten Künstler übertragen. Vorläufig in Gyps ausgeführt und gelungen ähnlich, wurde sie später bei der Gedächtnißfeier für Grillparzer im großen Musikvereinssaale, lorbeerbekränzt aufgestellt, wo sie, sorgfältig aufbewahrt, kaum zur Ausführung in Marmor gelangen wird, nachdem dem Dichter eben ein großartiges Monument vorbereitet wird.

Zugleich richtete ich ein Schreiben an die Direction des Theaters an der Wien, mit der Anregung, die „Ahnfrau," die von dieser Bühne vor 50 Jahren ausgegangen ist und des Dichters jungen Ruhm be-

gründet hatte, durch Hofschauspieler zur Darstellung zu bringen. Meine Anregung fand Anklang, und wurde mir die ehrenvolle Aufgabe, den Prolog zu schreiben, der nach dem mit ungeheuerem Beifall aufgenommenen Trauerspiel, wie er nur einem gelungensten, neuen Werke zu Theil zu werden pflegt, allen das Theater Verlassenden als ein Erinnerungsblatt übergeben wurde.

Ich brachte am folgenden Morgen Grillparzer den Prolog. Er empfing mich im Lehnstuhl sitzend.

„Unter allen Huldigungen, die man mir bis zur Erdrückung meiner restlichen Kraft darbringt, hat mich die Aufführung der „Ahnfrau" am meisten gefreut, und daß sie just auf der Bühne stattfand, wo sie vor einem halben Jahrhundert zu leben anfing und jetzt wieder lebt. So vielen literarischen Kummer mir dieses Stück auch bereitet hat, so liebe ich es doch ganz besonders, wie die Mütter ein körperlich mißrathenes Kind am zärtlichsten lieben. Mich hat nur Eines ebenso erfreut, daß mich die Universität in Leipzig zum Ehrendoctor promovirt hat, wiewohl ich nicht weiß, wovon ich Doctor sein könnte."

Ich erwiderte: „Nun, wie Haydn von der Oxforder Universität zum Doctor der Musik ernannt worden ist. Sie sind ein Doctor der Poesie!"

Er antwortete lachend: „Ja, ja, die Engländer verstehen eben nichts von Musik."

Als ich mich zum Gehen anschickte, erhob er sich, gebrechlich, wie er schon war, und durch die Aufregungen der vielen Huldigungen geschwächt, nur mühsam von seinem Lehnstuhle. Ich bat und nöthigte ihn, sitzen zu bleiben.

„Ich werde doch aufstehen!"

„„Warum aber? — Ich bitte inständigst!""

„Nun, weil sich's so schickt, wenn mich auch die Füße nicht mehr tragen wollen. Ich fürchte trotzdem noch lange zu leben, weil ich gar so regelmäßig lebe und mich streng schone."

Er begleitete mich bis zur Thüre, reichte mir die Hand und sagte mit freundlicher Miene:

„Erinnern Sie sich meiner, wenn ich todt bin."

Nun ich thue das, und preise es als eine Gunst des Lebens, seiner Aufmerksamkeit, seines Wohlwollens gewürdigt gewesen zu sein, eines Unsterblichen, wie ihn Friedrich Hebbel nannte.

Katharina Fröhlich.

Sie war eigenartig.

Schon im Kinde äußerte sich Selbstbewußtsein, gepaart mit einem frischlebendigen Stolze. Acht Jahre alt, ungewöhnlich schön, ging sie durch den von Kaiser Josef II. her berühmten Controlorgang in der Hofburg. Kaiser Franz begegnete dem Kinde, das ihm auffiel. Er fragte: „Wie heißest Du?" Unerschrocken antwortete sie: „Katharina Fröhlich." Der Kaiser fragte weiter: „Wer ist Dein Vater?" Mit dem Ausdruck kindlichen Stolzes erwiderte sie: „Ein Bürger von Wien!" Der Kaiser erwiderte lächelnd: „Da ist er sehr viel!"

Diese Scene hat Grillparzer in seiner Tragödie „König Ottokar's Glück und Ende" verewigt.

Rudolf von Habsburg hat auf der Insel Kaumberg in der Donau das Lager aufgeschlagen. Das Volk drängt heran, um ihn zu begrüßen. Ein Kind mit einem Blumenstrauße läuft auf ihn zu.

Rudolf:

Wem ist das Kind? Wie heißt Du?

Das Kind:

Katharina!
Kathrina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien.

Rudolf:

Fall' nicht, Kathrina! Ei, was ist sie hübsch!
Wie fromm sie aus den braunen Augen blickt.
Und schelmisch doch. Ziert Du Dich auch schon, Kröte?

Katharina Fröhlich war sehr jung, als sie Grillparzer kennen lernte. Er schilderte sie in dem Gedichte: „Als sie zuhörend am Claviere saß":

Still saß sie da, die Lieblichste von Allen,
Aufhorchend, ohne Tadel, ohne Lob.

Sie sprachen nie von ihrer Liebe, aber sie wußten, daß sie sich liebten. Nur einmal kam es zu einer kurzen, sehr aphoristischen Erklärung. Katharina erhielt als 16jähriges Mädchen einen Heiratsantrag. Grillparzer hörte davon und suchte sie allein zu sprechen: „Ist's wahr, daß Sie heiraten sollen?" — „„Ja."" — „Gefällt Ihnen der Mann?" — „„Er ist mir nicht unsympathisch. Er versorgt mich, wir sind arm."" — „Sie haben Recht. Heiraten Sie ihn, aber ich werde unglücklich sein." — „„Dann heirate ich ihn auch nicht.""

Der Dichter schildert die Geliebte in dem Gedichte: „Allgegenwart."

Wo ich bin, fern und nah,
Stehen zwei Augen da,
Dunkelhell. . . .

Abends, wenn's dämmert noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poche an's Thor,
Streckt sich ein Hälslein vor,

Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
D'runter mein Augenpaar

Sie waren, ohne daß es jemals ausgesprochen worden ist, verlobt, und wurden sowohl von der Familie, wie von den Freunden des Hauses auch so angesehen. Man fand es begreiflich bei dem sehr geringen Gehalte, den Grillparzer derzeit bezog, daß eine eheliche Verbindung erst nach Jahren möglich sein werde. Aber auch dann, als sich die materielle Lage Grillparzer's verbessert hatte, mußte er so unabweislichen, auch sonst verstimmenden Verhältnissen seiner Familie genügen, daß wieder, ohne sich geradezu in Noth zu stürzen, an eine Heirat nicht gedacht werden konnte.

Katharina Fröhlich nahm durch ihre anmuthige Erscheinung, ihr feines Betragen, wie durch ihr geistvolles Gespräch in der Gesellschaft eine bevorzugte Stellung ein.

Aber die Jahre vergingen, und wie in jedem Liebeleben traten Verstimmungen ein, die rasch vorübergingen, um wieder aufzutauchen. Der temperamentvolle, junge Mann, den das „Ewig Weibliche" nicht immer „hinan" zog, weckte die Eifersucht der Geliebten, die ihn durch streng rückhaltende Ruhe gerne zur Ascetik verhalten hätte.

Freiherr v. Rizy, der Grillparzer nahestehende Verwandte, sagte mir einmal: „Es haben sich selten zwei Menschen so geliebt und gegenseitig so gequält, wie die Beiden." Er schien geneigt, die größere Schuld, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein durfte, Katharinen beizumessen. Ihr energisches Wesen, das

immer herber hervorherrschte, je älter sie ward, scheint das weiche Gemüth, die magnetempfindliche Seele des Dichters nicht selten verletzt zu haben.

Im Jahre 1835 veröffentlichte Grillparzer nach längerem Stillschweigen plötzlich seine „Tristia ex Ponto", welche die tiefinnerste Biographie seines Seelenlebens sind. In einem dieser Gedichte: „Jugenderinnerungen im Grünen", giebt er, ohne Bezeichnung der Person, erschütternde Auskunft über sein Liebesverhältniß, das ihn fesselte und doch nicht frei zu machen stark genug war.

Die Gedichte erregten das größte Aufsehen. Man rieth hin und her und bemühte sich, die mannigfachen poetischen Räthsel zu lösen. Wir wissen, wiewohl es noch niemals ausgesprochen worden ist, daß die Strophen des tiefsten Wehes von Katharina Fröhlich sprachen. Sie lassen wie in einen abgrundtiefen und doch klaren See blicken und lauten:

Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie,
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur Die!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenn gleich von Güte überragt.
An's Märchen grenzt, was sie für And're konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? Durch sie ward er erhellt.
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

In Gluthumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und auch Licht,
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz.
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzu fest geschlungen war der Kranz.

So standen Beide, suchten sich zu einen,
Das Andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all' umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich, war immer: ich!

Er hat Katharinen mit in seine Unsterblichkeit hinüber genommen, wie Tasso Eleonoren, Bürger Molli, Hölderlin Diotyma, Lenau Sophien.

Als die äußeren Lebensverhältnisse Grillparzer's sich günstiger gestalteten, und er seinen eigenen Herd hätte gründen können, und dies doch nicht geschah, wurde er in der Gesellschaft nicht selten hart getadelt, wobei stets für Katharina Fröhlich Partei genommen wurde, da sie ihm ihre Jugend, ihr Lebensglück geopfert habe. Die inneren Motive, welche ein eheliches Bündniß nicht werden ließen, kannte Niemand, und was auch die nach fünfzig Jahren zu veröffentlichenden Briefe und Tagebuchblätter an einzelnem Detail enthalten mögen, wir wissen den eigentlichen Grund, der die Beiden schied: er lag in Beider Charakteren, die sich liebten und doch bekämpften. Wir wissen das jetzt aus des Dichters Munde selbst.

Doch! Als im Jahre 1866 das österreichische Heer bis zur Vernichtung fast geschlagen wurde und der deutsche Feind die Hauptstadt des Reiches bedrohte, fühlte sich Grillparzer, wie einst sein Vater, während die Franzosen Wien einnahmen, bis ins Innerste erschüttert. Wie Jenem drohte ihm sein patriotisches Herz zu brechen. Er fühlte sich plötzlich außer allem Zusammenhang mit der Welt, und es erwachte in ihm das Bedürfniß, sich in die des inneren Hauses

zu flüchten. In dieser Stimmung, vielleicht auch um einen denn doch in ihm erwachten Vorwurf zu besänftigen, trug der, damals schon 75jährige Greis, seiner treuesten Freundin auf Erden an, sich mit ihr in der Stephanskirche trauen zu lassen. Deß aber weigerte sich Katharina Fröhlich, indem sie um die Ehre ihres Freundes besorgt, entschieden äußerte: „Man würde, und mit Recht, sagen, daß Sie für den Fall, daß ich Sie überlebe, mir eine Pension zuwenden wollten. Welchen anderen Zweck hätte für uns, die wir Beide in Ehren greis geworden sind, unsere Verheiratung!"

Als die Leiche des Dichters aufgebahrt lag, hatte sie nicht die Kraft, allein hinzutreten. Der langjährige Freund des Hauses, Josef v. Weilen, führte die Wankende zum Sarge. Sie betrachtete lange den Todten, dann neigte sie sich über ihn, küßte ihn und sagte scheidend:

„Einen anderen Kuß, als den der Freundschaft, haben wir uns nie gegeben."

Bald nach dem Tode Grillparzer's ließ die Mutter des Kaisers, die Erzherzogin Sophie, sie zu sich bitten, um ihr, der vestalischen Witwe, in herzlichster Weise ihr Beileid über den großen Verlust auszudrücken, den „Katharina Fröhlich, den Oesterreich, den das Vaterland" erfahren habe.

Wie Katharina Fröhlich bis zu ihrer letzten Lebensstunde das Andenken des Dichters durch Schenkungen, Stiftungen und pietätvollste letztwillige Bestimmungen ehrte, ist den Zeitgenossen bekannt und wird für alle Zukunft Zeugniß ablegen für ihr edles Herz, ihre in einem festen Charakter ruhende menschenfreundliche Gesinnung, wie für ihren von Idealen emporgetragenen Geist.

Ich selbst lernte sie erst anläßlich des achtzigsten Geburtstages Grillparzer's kennen, als mir die Aufgabe

zufiel, mit ihr die Reihenfolge einiger Deputationen zu besprechen. Die damals schon betagte Frau war von schlanker, mittelgroßer Gestalt. Ihre noch schwarzen Haare hatten nur einen leisen Anflug von Weiß. Die Augen braun und ruhig klar, eine fein geformte Nase senkte sich zum kleinen Munde und dem rundgeformten, noch immer von Anmuth umflossenen Kinne. Man konnte sich ihre Jugenderscheinung, wie sie die Meisterhand Daffinger's verewigt hat, vorstellen.

Ihre Sprechweise war bestimmt und klar, wie ihr Blick, der Gedankengang ließ vorwiegend einen aufs Praktische gerichteten Verstand erkennen. Auffallend war mir eigentlich nur eine Bemerkung von ihr, die mir im Gedächtnisse geblieben ist. Das Gespräch hatte einen Uebergang auf den Beruf der Frauen genommen. „Was meinen Sie, wäre mein Beruf gewesen? Ich glaube alle Eigenschaften dazu besessen zu haben: Beobachtung kleiner Details, Ruhe, Entschlossenheit, um ein guter Arzt zu werden. Ich glaube meinen Beruf verfehlt zu haben, und habe es nur zu einer Krankenwärterin gebracht."

Ich sah Katharina Fröhlich nur noch zweimal: bei der von Herm. Rollett poetisch begrüßten und von Heinr. Laube geistreich inaugurirten Enthüllung der Bronzebüste Grillparzer's im Badener Parke und auf der Straße in Wien, wo wir uns zu flüchtigem Austausch weniger Worte begegneten.

Noch zwei Gedichte schrieb Grillparzer an Katharina Fröhlich. Das eine ist in der „Neuen Illustrirten Zeitung 1881" erschienen und ist nicht in den „Gesammelten Werken Grillparzer's" aufgenommen. Die anderen Verse schrieb der Dichter am 6. März 1821 dem geliebten Mädchen ins Album:

Ist gleich, seit ich Dich kenne,
Fast nur ein Augenblick,
Doch, wenn ich werth Dich nenne,
Nehm' ich es nicht zurück u. s. w.

Frauengallerie.

Aristokratisch sind die Weiber alle.
Don Juan de Austria.

Frauen lockt der Ruhm oft bis zur Verblendung. Ihre Phantasie, mehr noch als ihr Herz, ist zur Bewunderung geneigt, sie fühlen sich gerne Sklavinnen, wenn sie lieben, und doch schwärmen sie für die Freiheit, besonders wenn sie ihnen in plastischer Gestalt entgegentritt. Poeten und Krieger erfreuen sich zumeist ihrer Gunst; Venus, die den Mars liebt, ist ihr Vorbild, und Apollo wird von Musen und Grazien umschwärmt.

Die erste Liebe, die Grillparzer erfaßte, hätte ihn bald vernichtet.

Ein Jugendgenosse vermählte sich am 15. Jänner 1818 (Grillparzer's 27. Geburtstag) mit einem, wie uns Rizy erzählte, anmuthigen und durch große Lebhaftigkeit des Geistes und des Temperamentes ausgezeichneten Mädchen. An ihn richtete Grillparzer das Gedicht: „Einem Neuvermählten".

Er ahnte wohl nicht, daß das jugendliche Wesen, welches nun in den Kreis seiner nächsten Freunde eintrat, dazu bestimmt sein sollte, einen tiefgreifenden Einfluß auf sein Leben zu nehmen. Die Bewunderung, welche die enthusiastische Frau den Werken des Dichters zuwendete, lenkte unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf sie, und das Interesse, das er einer so warmen und liebenswürdigen Verehrerin seiner Poesien zu

wendete, ging nur allzubald in eine zur Leidenschaft gesteigerte Neigung über, die sein ohnehin gereiztes Gemüth durch mehrere Jahre den heftigsten Aufregungen hingab. Es war die Zeit, während welcher die schwere Arbeit seiner Trilogie „Medea" auf seinem Geiste lastete, wo der entsetzensvolle Selbstmord seiner Mutter ihn bis ins Innerste erschütterte. Einzelne Gedichte aus dieser Periode zeigen die Spuren des unablässigen Ringens mit der von ihm selbst als unselig erkannten Leidenschaft für die Frau des Freundes, welche auf höchst eigenthümliche Weise die Muse seiner „Medea" geworden war. Der völlige Abschluß dieses aufreibenden Kampfes findet sich in einer an sie im Jahre 1831 gerichteten Widmung, welche bestimmt war, den gedruckten Exemplaren des „Goldenen Vließes" vorgeschrieben zu werden. Wir glauben, daß die Gedichte: „Verwünschung" und „Trennung" in der Abtheilung „Tristia ex Ponto" an sie gerichtet sind. Das Erstere endet mit folgenden Versen:

Und so gemischt aus Wonne und aus Grauen,
Stehst Du, ein Todesengel, neben mir,
Ein Engel zwar, doch auch ein Tod zu schauen,
Und wer da lebt, der hüte sich vor Dir.

Das andere, geradezu furchtbare Gedicht beginnt:

So laß' uns scheiden denn, thut's noth, zu scheiden,
Allein als Freunde, ohne Groll und Haß.

*

Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er sich in eine Theatersängerin „verliebt" habe, die als Cherubim in Mozart's „Figaro" in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen, jugendlichen Schönheit sich seiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Er schrieb ein Gedicht an sie, von dem der Dichter sagt, „daß man es wohl

gut nennen könne, obwohl die Gluth darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unsittliche streife.“ So urtheilte der Dichter, als er alt geworden war. Das Gedicht ist in den gesammelten Werken unter der Aufschrift „Cherubim“ aufgenommen und als im Jahre 1812 geschrieben bezeichnet. Der Verfasser, damals 19 Jahre alt, hatte nicht den Muth, sich zu demselben zu bekennen. Als ihm ein Freund, der zu der Sängerin in intimer Beziehung stand, erzählte, „das Mädchen sei über ein Gedicht, das ihr anonym zugesendet worden, wie wahnsinnig geworden. Sie habe Alles aufgeboten, um den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn ihr dies gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte.“ Grillparzer bat ihn das Gedicht lesen zu lassen und erkannte es, ohne es zu gestehen, für das seine. „Während ich mich,“ schließt Grillparzer diese Episode, „in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegenzukommen.“

Es wäre leicht zu finden, welche Dame damals die Rolle des Pagen inne hatte, wiewohl der Verfasser sie nicht nennt, und so glauben wir, die wir den Namen wissen, ihn nach nun mehr als 70 Jahren nennen zu dürfen und ihr Bild in der Frauengallerie des Dichters zu befestigen. Es war die reizend schöne Sängerin Henriette Teimer, nachmals mit dem Hofopernsänger Forti vermählt.

*

Rizy erzählte uns:

„Der Dichter befand sich lange auf der Irrfahrt stürmischer Jugend.“ Dahin gehört das Gedicht „Werbung“, das mit der ersten hier folgenden Strophe beginnt, mit der zweiten schließt:

Mädchen, willst Du mir gehören,
So sprich ja und schlag' nur ein!
Kann nicht seufzen, kann nicht schwören,
Willst Du? Gut! Wenn nicht, mag's sein!

Dichters Gram ist bald verschlafen,
Seine Kunst ist trostesreich,
Und die Lieder, die Dich strafen,
Trösten heilend ihn zugleich.

*

Wir wissen nicht, wer sie war, um die der Dichter ebenfalls warb, und kennen auch „die gewisse Ungewisse" nicht, an die er reizende anakreontische Verse richtete. Wir erfahren nur, was das Persönliche betrifft, daß sie blonde Haare und blaue Augen hatte.

Siehst Du der Saaten
Wallenden Streif,
Blond sind die Aehren
Und sie sind reif.
Blond, wie dein Häuptchen —
's ist an der Zeit,
Schon hält der Schnitter
Die Waffe bereit.

Weil Du die Liebe schon gekannt,
Gefühlt ihren Kuß,
Wer tadelt Dich in seinem Wahn
Und darbt, weil er muß?
Ein Jeder treibt, wozu er ward,
So will's ein ewiger Schluß,
Hephäston steht die Arbeit wohl,
Cytheren der Genuß.

*

Seelischer und das Gemüth tiefer anregend war eine Beziehung zu einer Frau, die er im Jahre 1820 in Gastein kennen lernte, wohin der Dichter in Begleitung des Patriarchen und Sangesgenossen Ladislaus Pyrker gekommen war. Die beiden befanden sich mit Vorliebe in Gesellschaft zweier feingebildeter Damen,

die, um ebenfalls Genesung zu finden, zu den warmen Quellen gekommen waren: Frau Maria v. Moro aus Klagenfurt und Frau Josefine v. Werhowitz, die anmuthige Gattin des nachmaligen Gerichtspräsidenten in Wien.

Wir dürfen jetzt mittheilen, daß diese, durch die Einfachheit ihres zugleich lebhaften und milden Wesens ausgezeichnete, nur wenige Jahre ältere Frau auf die damals überreizte Stimmung des Dichters den wohlthätigsten Einfluß übte. An sie richtete er das Gedicht „Abschied" in Gastein, das hier fragmentarisch mitgetheilt sei:

Wie wird mir denn so weh und bang,
Jetzt, da Du scheiden mußt?
Hab' Dich gesehen tagelang,
Und still war meine Brust. . . .

Du kehrst zum Gatten nun zurück,
Zum eig'nen Hauseshalt,
Da findest Du genügend Halt,
Vergißt wohl meiner bald.

Ich aber, Frau, ich hab' kein Haus,
Kein Band, das Liebe flicht;
Die Mutter trugen sie hinaus,
Und Schwestern kannt' ich nicht.

Mir bleibt wohl keine and're Wahl,
Muß denken spät und früh, —
Gott segne Dich zu tausendmal!
Frau, dein vergeß' ich nie.

Noch einmal dachte er, nachdem sie abgereist war, dieser Frau, die mehr als kindliche Gefühle in ihm weckte, wiewohl er sang: „Du warst Mutter mir." Er schildert in einem Gedichte: „Am Hügel in Gastein" des letzteren Schönheit und schließt mit den Versen:

Erinn'rung kommt, der still vertraute Zeuge
Von dem, was einst das Glück mir hier verlieh,
Und, wie geschloss'nen Aug's ich mich hinüberbeuge,
An ihrer Hand die Poesie.

Auch sie schläft schon den langen Schlaf, und indem wir ihren Namen nannten, verklärt sie, spät zwar, aber für alle Zukunft, der Glanz der Poesie.

*

„Am 5. Mai 1822", schrieb Grillparzer, „begegnete mir einer der sonderbarsten Zufälle in meinem Leben." Die Schilderung desselben ist in seinen „Gesammelten Werken" enthalten. Er beschreibt in meisterhafter Kürze, wie er im Hause einer Familie von P. eingeführt, ohne es zu ahnen, eine tiefe Leidenschaft im Herzen der Tochter Marie geweckt habe. „Sie war ein höchst geistreiches, gebildetes gutes Mädchen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch besonders durch ihren über allen Ausdruck schönen Wuchs auch äußerliche Vorzüge genug besaß." So schildert sie Grillparzer. Sie starb jung. Er ging zufällig — nachdem er schon lange das Haus ihrer Eltern nicht mehr besucht hatte — an der Stefanskirche vorüber und sah einen Leichenzug sich hinein bewegen. Es war ihr mit einem Jungfrauen-Kranze geschmückter Sarg, den man vorübertrug. Er wohnte ihrer Einsegnung an. Nach Wochen zu ihrer Mutter geladen, erzählte sie ihm, daß Marie in einem zurückgelassenen Schreiben ihre Liebe zum Dichter bekannt und ihre Eltern gebeten habe, den Dichter in ihr Haus zu nehmen und so für ihn zu sorgen, als ob er ihr Sohn geworden wäre.

Grillparzer ließ es bei diesem Besuche bewenden, und dankte schriftlich für das Porträt der Hingeschiedenen, als es ihm von der Mutter derselben zugesendet wurde.

Wir wissen jetzt durch einen ganz besonderen Zufall den vollständigen Namen des Fräuleins und eine höchst interessante Aufklärung des Sachverhaltes.

Als mehrere Jahre nach dem Tode Grillparzer's sein Mobiliar wieder gereinigt und geordnet wurde, fiel das bezeichnete Porträt zur Erde. Die Rückwand löste sich ab, und es lagen drei zwischen dem Porträt und Deckel befindliche Schriftstücke vor, deren Inhalt mitzutheilen der Curator des Grillparzer'schen Nachlasses, Herr Medicinalrath Dr. Preyß, gütig gestattete. Dieselben mögen Grillparzer unbekannt geblieben sein, weil sie einige Unrichtigkeiten in der von ihm gegebenen Darstellung klarlegen. Die Mutter der Todten mochte sie wohl, ohne Grillparzer davon zu verständigen, hinter dem Porträte eingerahmt haben.

Die drei Stücke sind ein Partezettel, die Schilderung eines Traumes und die letztwillige Anordnung des Mädchens.

Der Partezettel lautet:

„P. Pignot, k. preußischer Legationsrath, großherzoglich sächsisch. Weimar. Geschäftsträger am kais. österr. Hofe, giebt in seinem, seiner Gattin Anna Caroline Jenflamm und seines Sohnes Karl Namen die Nachricht von dem betrübenden Todesfalle ihrer innigst geliebten Tochter, respective Schwester Maria Amalia Theresia, welche den 17. März 1822, um 7 Uhr Abends, am Nervenfieber sanft in dem Herrn entschlafen ist. Der entseelte Leichnam wird am 19. d. M., Nachmittag um 3 Uhr, in der Metropolitankirche St. Stefan in der Stille beigesetzt und die heiligen Seelenmessen in verschiedenen Kirchen gelesen werden. Die Beileidsbesuche werden verbeten."

Die Schilderung des fantastischen, vorahnenden Traumes ist vom 22. März 1821, also dreizehn

Monate vor dem Tode datirt und steht mit der letzten testamentarischen Verfügung in genauem Zusammenhange.

„Ich habe heute Morgens einen Traum von so merkwürdigem Inhalte und so besonderer Klarheit und Bestimmtheit gehabt, daß ich nicht unterlassen kann, ihn aufzuschreiben. Nachdem ich um ½6 Uhr auf einige Augenblicke aufgewacht war, schlief ich bald wieder fest ein und träumte mir Folgendes:

„Ich war an einem Ort, den ich nie zuvor gesehen zu haben mich erinnere, obwohl ich mir bewußt war, daß es ein Theil der Stadt Wien war. Ich stieg, oder kroch vielmehr einen jähen Abhang hinauf, und als ich oben war, waren wieder von mehreren Seiten Abhänge hinunter von schwindelnder, fürchterlicher Steile, aber alle waren wie ordentliche Stadtstraßen gepflastert und mit Häusern eingefaßt. Ich wollte den Namen einer dieser Straßen wissen und näherte mich einem Eckhause, das eine Inschrift trug. Es war zwar eine frische und unversehrte, aber durch die ganz veralteten Züge mir völlig unleserliche gothische Schrift. Bei längerer Betrachtung kam es mir wieder nicht wie eine Schrift, sondern wie ein etwas verdunkeltes Bild vor. Nun kommt eine dunkle Stelle im Traume, deren ich mir nicht deutlich bewußt bin. Mir ist dunkel, als wäre ich in einem seltsamen Wagen gefahren, wo die Pferde mit mir durchgingen. Bald aber war ich wieder an derselben Stelle. Dann kam ich in ein Haus, in ein düsteres Zimmer, das vis-à-vis des Eingangs einen Ausgang hatte. Ich öffnete die Thüre und sah nun vor mir einen ziemlich großen freien Platz, mit hohen Eisengittern umgeben; das Ganze sah halb garten- halb kirchhofartig aus. Links zurück aus einer Art von Kirchenthor kamen eine

Menge Menschen — ich glaube nur Männer — in altdeutscher Bürgertracht, meist alle mit gescheiteltem, zur Seite gelocktem goldgelben Haar — ein Theil trat in das düstere Zimmer, unter ihnen ein Priester, wie sie jetzt gekleidet sind, aber nicht im Ornat, sondern in der schwarzen, härenen Tunica der Weltpriester, der redete mich auf französisch an und fragte, wer ich sei? Ich habe vorher zu sagen vergessen, daß ich, als ich die Thüre ins Freie öffnete, zu Karl (dem Bruder), der erst in diesem Augenblick neben mir stand, sagte: „Sieh, da sind ja altdeutsche Leute, wir sind in die Vorzeit zurückversetzt, so mag Wien vor 300 Jahren gewesen sein.“ Nachher, als der Priester mich anredete, war ich allein ohne Karl unter den fremden Menschen, und bald darauf ganz allein mit dem Priester. Ich antwortete ihm schon zuerst auf französisch: „Ich könnte mich leicht für eine Fremde ausgeben, aber ich will die Wahrheit sagen — ich bin eine Wienerin,“ setzte ich deutsch in wienerischer Mundart dazu.

„Du bist hier,“ sagte er wieder auf deutsch, „in der Wohnung der Abgeschiedenen, sieh, so hat Wien vor 300 Jahren ausgesehen.“ Ich sah umher.

„Daß Du im Traum hierher versetzt worden,“ hub er wieder an, „ist ein Zeichen, daß Du noch heute wirklich unter uns sein wirst.“ — „Wie Gott will,“ sagte ich, kniete nieder und betete. Darauf zeigte er mir eine beschriebene oder bedruckte Tafel, ebenfalls in uralter, gothischer Schrift, wo nach einer großen Ueberschrift mehrere Abtheilungen von einigen Zeilen waren und zwischen jeder dieser weit gesonderten Abtheilungen eine große gothisch verzierte und verschlungene Zahl, einen Bruch vorstellend, wie $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{6}$. Er nannte diese Zahlen der

Reihe nach und da konnte ich nachher eine schwache Aehnlichkeit mit unseren jetzigen Ziffern herausfinden. Dann rechnete er sie still zusammen, zeigte mir dann eine Uhr, die ¼ nach 12 zeigte und sagte: „Um 10 Uhr." — „Morgen Abends?" fragte ich. — „Ja," sagte er, „aber bis dahin lache nicht laut, scherze nicht." — „Wie Gott will," sagte ich wieder, konnte aber die Thränen nicht zurückhalten. „Warum weinst Du?" fragte er, „freue Dich vielmehr." — „Ach," sagte ich, „wenn man vom Leben scheiden soll." — „Es kostet immer etwas Kampf," fiel er ein.

„Ein schwerer Kampf," versetzte ich, „zumal, wenn man noch jung und lebensfroh ist, und ach! meine armen Eltern —" Hier fing ich heftig an zu weinen und die Gegenstände verdunkelten sich, verflossen und ich erwachte.

„Dieser Traum war ein Morgentraum. Man sagt, sie gehen in Erfüllung. Ich glaube zwar nicht eigentlich an Träume; aber ich kann's nicht leugnen, daß dieser mich tief erschüttert hat. Für den Fall, daß er in Erfüllung gehen sollte, richte ich diese Zeilen an Dich, mein guter Karl, der Du immer so ganz mein Bruder, mein treuer, liebevoller Freund warst. Sie sollen die Stelle meines letzten Willens vertreten:

„Wenn ich sterbe, so weine um mich, mein guter Karl, weint Alle um mich, meine theuren Eltern, Verwandte und Freunde, und zumal bewahrt mein Andenken, vergeßt mich nicht. Der Gedanke, von all' meinen geliebten Freunden vergessen zu werden, ist mir schrecklich und ich habe es auch nicht verdient, denn ich war bei all meinen Fehlern gut, habe Niemanden beleidigt und Euch Alle zärtlich geliebt. Also beweint mich, aber hadert nicht mit Gottes Fügung,

murret nicht über meinen frühen Tod. Gott hat es wohl gemacht, und mein Leben war ja in den letzten Jahren nichts als eine fortgesetzte Kette wechselnden Kummers aller Art. Abgerechnet den beständigen Gram, den mir die hinfällige Gesundheit meiner guten Mutter und später auch das fühlbare Hinwelken meiner eigenen verursachte, so verlor ich meine gute Mariandel, deren Tod ich wohl nie ganz verschmerzen würde, wenn ich auch lange gelebt hätte. Nach einem Jahre indeß war diese Wunde doch etwas vernarbt, da muß in meinem Herzen die unglückselige, unerwiderte Neigung zu Grillparzer entstehen und mir aufs Neue zahlreiche Thränen kosten. Ja, ich habe ihn wahrhaft geliebt, und obgleich er meine Liebe nicht erwidert, ja nicht einmal geahnt hat, so verliert er doch viel an mir, denn bei seinem Mangel an den äußeren Vorzügen, die das weibliche Geschlecht meist ausschließlich anziehen, wird er nicht leicht ein Weib finden, die ihn so heiß, so unaussprechlich liebt, umsomehr, da vielleicht nicht viele Menschen eines solchen Grades von Liebe fähig sind.

„Es ist, ich gestehe es, ein heißer Wunsch von mir, daß er ein Geschenk von mir als Andenken erhalte, und ich bestimme dazu sein von mir gezeichnetes Bild, und daß er einen, wenn noch so kurzen Nachruf an mich dichte, nicht als Grabschrift, sondern um in den Händen meiner Familie zu bleiben. Sagt ihm, oder laßt ihn wenigstens errathen, daß ich ihn geliebt, und daß ich das von ihm fordere, gleichsam als Ersatz für die unsäglichen Leiden, die er, ohne es zu wissen und ich zu wollen, mir verursachte. Sagt es ihn, denn dann wird er mir doch vielleicht eine Thräne des Mitleids, des Schmerzes nachweinen, und diese Idee hat für mich etwas unendlich Tröstendes,

ſowie mir im Gegentheil der Gedanke, ganz unbedauert von ihm zu ſterben, ſchrecklich iſt.

„Sollte Grillparzer, was ich nicht glaube, ein Bild von mir zu beſitzen wünſchen, ſo gebt ihm mein erſtes, wo ich im grünen Kleide mit der ſchwarzen Perlenſchnur gemacht bin, oder laßt mein letztes im Contékleid gearbeitetes Porträt für ihn copiren.

„Und nun, mein guter Karl, bitte und beſchwöre ich Dich, pflege und warte meine guten Eltern und mache ihnen Freude, wo Du kannſt. Denke, daß Du jetzt ihr Einziger biſt und daß Du mein Dir gewiß theures Andenken nicht beſſer ehren kannſt, als wenn Du ihnen Freude machſt. Bitte ſie, mir zu verzeihen, daß ich an ſie keine Zeile richte, aber erſtlich iſt meine Zeit ſehr kurz, und dann glaube ich nicht, daß ſie die Kraft haben würden, ſie zu leſen. Von Dir, lieber Karl, fordere ich aber, Du biſt der Jüngſte, der Geſundeſte, derjenige, der am wenigſten gelitten hat, Du mußt Kraft für ſie haben. Sage ihnen, ſie möchten mir verzeihen, wenn ich ſie jemals gekränkt hätte, ſie möchten meine Fehler vergeſſen und meiner in Liebe gedenken. Ich würde, wenn uns jenſeits noch eine Erinnerung an das verlaſſene Leben bliebe, auch jenſeits nie ihrer unendlichen Liebe und Güte vergeſſen, und vorzüglich nie die liebevolle Weichheit und Zartheit, mit der zumal meine vortreffliche Mutter mich ſeltſames, allzu weiches und reizbares Mädchen immer behandelt hat.

„Sage meiner geliebten Mutter, daß ich ihr ſterbend meinen Taſſo empfehle, ſie ſoll ihn als ein theures Vermächtniß von mir anſehen und ihn nie verlaſſen, ſie ſoll als mütterliche Freundin für den Armen ſorgen, der doch ſo gut als allein ſteht in der Welt, und der gewiß viele Bewunderer, aber vielleicht nicht

einen einzigen wahren, sorgenden Freund hat. Es wäre sehr schön, wenn Ihr ihn in's Quartier nehmet, um ganz für seine Gesundheit und seine Stimmung zu sorgen. Die Welt kann nichts dawider einwenden, da ich todt bin. Noch einmal, sorgt mir für meinen Grillparzer.

„Und nun lebet wohl, meine theuern Eltern, lebe wohl, mein geliebter Karl, Du mein lieber Onkel, Du meine gute Tante. Vergeßt mich nicht, Jenseits sehen wir uns wieder."

Grillparzer erfüllte ihre Bitte, ihr einen poetischen Nachruf zu widmen, nicht, wohl aber schrieb er Folgendes nieder, was allenfalls als ihre Grabschrift, die sie ausdrücklich von ihm nicht wünschte, benützt werden konnte. Wir wissen nicht, ob es geschehen, oder ob die Worte der trauernden Familie zugekommen sind:

„Jung ging sie aus der Welt, ohne Genuß, daher aber auch ohne Reue."

Eine fast geisterhafte Erscheinung in dem Leben unseres Dichters, wird sie mit ihm fortleben.

*

Der künftige Biograph Grillparzer's wird in dessen Nachlasse zwei sich reimende, fast wie ein Epigramm stachelnde Verse finden, deren Sinn ihm völlig unverständlich bleiben müßte, wenn wir nicht durch eine zufällige gesellschaftliche Beziehung in der Lage wären, vollen Aufschluß zu geben. Eigentlich enthalten die Verse nur einen Scherz, der uns aber auf eine interessante weibliche Persönlichkeit, zu der Grillparzer in einem Verhältnisse, von dem in seiner Selbstbiographie keinerlei Andeutung sich findet, stand, hinweist, das leidenschaftlich begonnen, sich in wohlwollende Freundschaft auflöste.

Der Ruhm, unserem Dichter theuer gewesen zu sein, soll einem Mädchen nicht vorenthalten bleiben, das durch körperliche und geistige Schönheit ausgezeichnet war. Sie war schlanker und doch plastischer Gestalt, das hellbraune Haar umlockte, nach damaliger Mode, ein blaßrothes Angesicht, das von blauen Augen, denen lange Wimpern einen schwärmerischen Glanz verliehen, wie verklärt erschien. Die schön geschwellten Lippen, welche mit tiefer Empfindung Verse zu sprechen verstanden, mußten den Gedanken erwecken, daß sie auch zärtlich küssen könnten.

Wir dürfen, damit ihr ihr poetisches Recht werde, ihren Namen nennen, denn sie ruht lange schon in der Erde, und Niemand von ihren Verwandten lebt mehr.

Heloise Hechner hieß sie, sie war die Tochter eines in einem Bankhause in Wien angestellten Mannes und einer Französin, die frühzeitig starb. Heloise und ihre beiden jüngeren Schwestern führten die Wirthschaft des Vaters. Sie sprachen, wiewohl geborene Wienerinnen, vollendet schön deutsch und französisch.

Heloise schwärmte für den Dichter der „Sappho" und der „Medea" und es war ihre Sehnsucht, ihn kennen zu lernen. Ein Freund des Hauses, Eugen von Stubenrauch, der Vater jenes Professors Dr. Moriz von Stubenrauch, der mit seiner Gattin so tragisch endete, führte ihn in dasselbe ein. Grillparzer stand damals im vollen Mannesalter, als ihm die jugendlich Begeisterte entgegenflog. Sie mag selbst darüber erschrocken sein, als sie merkte, daß die Begeisterung für den Dichter von Liebe zu ihm schwer auseinander zu scheiden sei. Der stets leicht zündliche Dichter konnte trotz aller Besonnenheit, die ihm sein Verhältniß zu Katharina Fröhlich auferlegte, dem phantasiereichen, bildschönen Mädchen nicht widerstehen.

Sie las und declamirte ihm die weiblichen Rollen aus Racine und Molière in der Ursprache vor, sie sprach ihm aber zumeist die Reden der Sappho und der Medea vor, spielte sie auch wohl, und er mußte sich es lächelnd gefallen lassen. „Sie sind," pflegte sie ihn zu necken, „der in eine Andere verliebte Jason," oder: „Sie sind der grausame Jason, der so schrecklich eifersüchtig machen kann."

Zuweilen wurden an Spätabenden Spaziergänge in Begleitung einer jüngeren, noch kindlichen Schwester — Leonore hieß sie und ist ebenfalls schon todt — unternommen, wohl auch auf das Kahlengebirge, um den Sonnenuntergang zu sehen. Hier war es, wo sie angesichts der herrlich aufgerollten Landschaft die unsterblich schöne Rede sprach, die der Dichter in seinem „Ottokar" dem Reimchronisten Ottokar von Horneck in den Mund legt.

Heloise mochte wohl daran gedacht haben, sich dem Dichter für's Leben zu verbinden; er mag auch vielleicht zu diesem Glauben unwillkürlich Anlaß gegeben haben. Sie erzählte ihm, daß ein junger Mann sich um ihre Hand bewerbe. Grillparzer hielt, mißtrauisch, diese Mittheilung für erfunden, etwa um ihn zu einem Geständnisse zu veranlassen. Nachdem er sich um die Verhältnisse des Bewerbers erkundigte und ihm diese in jeder Beziehung als günstig dargestellt wurden, rieth er dem Mädchen, sich ihm anzutrauen. Sie war tief erschrocken in ihrem Herzen und folgte, enttäuscht, dem Rathe. Sie heiratete nach langem, vielleicht nicht völlig überwundenem Liebesgrame den jungen, gebildeten Mann, der einer wissenschaftlichen Richtung angehörte. Sie folgte ihm, wir glauben, tief nach Ungarn, wo er eine Stelle fand. Sie starb jung, ohne Kinder zu hinterlassen.

Der zweite Vers, von dem wir Eingangs der Erzählung dieser bis jetzt völlig unbekannten Episode in des Dichters Leben sprachen, lautet:

St. Anna legt ein Ei und brütet Heloisen.

Heloise ist kein Kalendername und so wird er, wo nach katholischer Sitte die Namenstage gefeiert werden, einen Tag nach dem Namensfeste der heiligen Anna begangen. So gab dieser Umstand Anlaß zu den Scherzversen. Ob der Dichter Heloisen besungen hat? Wir wissen es nicht. Die jüngere Schwester Eleonore glaubte es. Gewiß ist es aber, daß das Bild des poetischen schönen Mädchens in der Frauengallerie des Dichters nicht fehlen darf.

Wir wüßten die zur Biographie Grillparzer's hier zurechtgelegten Mittheilungen nicht besser zu schließen, als durch vier Gedichte, die in den „Gesammelten Werken" nicht aufgenommen, oder von den Herausgebern nicht vorgefunden worden sind.

Das Erste derselben sollte am 10. November 1816, am Vermählungstage der Kaiserin Caroline Augusta, im Hofburgtheater von der ihrer Zeit berühmten Schauspielerin Korn gesprochen werden, die in einem kleinen Lustspiele als armer Gänsejunge aufzutreten hatte. Das Gedicht erlebte schon damals das Mißgeschick, weder vorgetragen, noch gedruckt zu werden. Freiherr Theobald von Rizy berichtet darüber in seinem nur „für Freunde als Manuscript gedruckten" Buche, daß das Gedicht aus unbekannten Gründen beseitigt und bei jener Festvorstellung durch einen in hochtrabenden Jamben geschriebenen Prolog eines Verfassers ersetzt worden ist, dessen der Nachwelt fremd klingender Name am Tage der Feier auf der Ankündigung der Hofbühne prangte.

Das anmuthige „Willkommen!“ lautet:

Ich hab' sie gesehen,
Apart und genau,
Ich hab' sie gesehen
Die herrliche Frau.

Ja, staunet nur, staunet!
Ich stand dort am Rain.
Ich trieb meine Gänse
Ins Wasser hinein.

Und wie wir so stehen,
Ein Jedes für sich,
Und schauen — der Gänserich,
Mein Pudel und ich:

Da hebt sich's von ferne,
Da wirbelt der Staub,
Da kommt es gerasselt
Durch's fallende Laub.

Ein Zug kommt geflogen
In goldener Pracht,
Wie Wolken, wenn Morgens
Die Sonne erwacht;

Und mitten im Wagen,
Ganz schlicht ohne Glanz;
Doch glänzt er vor Allen,
Er führt unsern Franz.

Und an seiner Seite
So lieblich und mild
In züchtigem Schweigen
Ein Frauenbild.

Ha, dacht' ich mir selber,
Wer mag das wohl sein?
Dem Herrn zur Seite
Muß Herrliches sein.

Ich schau' ihr in's Auge,
Da trifft mich ihr Blick,
Noch denk' ich mit Zittern,
Mit Wonne zurück.

Daheim in der Kirche,
Am hohen Altar,
Da ſtehet ein Bildniß
So herrlich und klar;

Die Mutter des Heilands
Am Sternenthron,
In liebenden Armen
Den göttlichen Sohn;

Mit freundlicher Wehmuth
So troſtreich und lind,
Verweilet ihr Auge
Am ſchlafenden Kind;

Sie ſcheint's zu geleiten
Auf künftiger Bahn —
So ſah mich die Hohe,
Die Liebliche an.

O Blick ohne Gleichen,
Voll himmliſchem Sinn!
Er ſtammet vom Himmel
Und führet dahin.

Da ſtand ich und ſtaunte,
Mein ſelbſt nicht bewußt,
Mit thränenden Augen,
Mit ſchwellender Bruſt.

Jetzt lächelt die Hohe,
Da fuhr's durch mich hin:
Es iſt unſere Mutter,
Die Kaiſerin!

Laut will ich ſie grüßen,
Ich ſuche das Wort —
Da rauſcht es vorüber,
Und Alles war fort.

Ich, Alberner, rückte
Nicht einmal den Hut,
Nun wird ſie wohl glauben,
Ich ſei ihr nicht gut.

Glaubt wohl, daß in Oest'reich
Ein Einziger sei,
Der sich ihrer Ankunft,
Sich ihrer nicht freu'!

Noch heut' soll sie kommen,
So hört man, zur Stadt,
Da sehet, Ihr glücklichen
Städter, Euch satt.

Wenn Ihr nun ihr zuruft
Im Freuden-Erguß,
So bringt ihr auch meinen
Verspäteten Gruß.

Und sagt ihr: Der Junge
Da draußen am Bach,
Er stehe an Liebe
Den Besten nicht nach.

Für sie unser Leben,
Für sie unser Blut!
Kein Einz'ger in Oest'reich,
Der weniger thut.

Das zweite hier folgende Gedicht ist an die Braut des Kaisers Ferdinand, die als dessen Witwe jetzt in einsamer Trauer auf dem königlichen Hradschin in Prag wohnt. Es werden, wenn die Verse unseres Dichters ihr zufällig wieder zu Gesicht kommen sollten, wehmuthsvolle Erinnerungen an den Tag in ihr erwachen, wo sie, als die durch Procuration dem Kronprinzen von Oesterreich angetraute Prinzessin, Maria Anna von Savoyen, am 26. Februar 1831 in Wiener-Neustadt begrüßt wurde. Ein Mädchen hatte der königlichen Braut einen Strauß aus Treibhausblumen mit den Versen zu überreichen:

O Fürstin! Du, dem schönen Land entnommen,
Wo Myrt' und Lorbeer steht, wo die Orangen blüh'n,
Sei Du auf deutschem Boden uns willkommen,
Im Laub der Eichen, die nicht minder grün.

Und sah'st Du, kommend, schneebedeckte Flächen,
Der Flüsse Lauf gehemmt von starrem Eis,
Wir konnten doch Dir diese Blumen brechen,
Was dort Natur, giebt Neigung hier und Fleiß.

Und so auch harre nur noch kurze Stunden!
Wir haben einen Lenz, und er ist schön,
Hat erst die Flur des Frühlings Hauch empfunden,
Wird prangend sie, gleich Deiner Heimat steh'n.

Sei Du die Sonne! Laß' die Decke schwinden,
Die unsr'er Zukunft Boden noch verhüllt,
Und in Hesperien sollst Du froh Dich finden,
Mit Herzen, nicht mit Blumen nur erfüllt.

Das dritte Gedicht: „An Kaiser Ferdinand", dem hohe Damen im Jahre 1849, als er in Prag residirte, einen gestickten Teppich überreichten, wurde von Grillparzer auf den Wunsch der Damen verfaßt, um das Geschenk, wie sie sich äußerten, „zu erhöhen". Das Gedicht ist auch in Rizy's „Grillparzer-Album" nicht enthalten, es lautet:

Erst, wenn der Mensch aus diesem Leben scheidet,
Wird ihm gerecht das Urtheil dieser Welt,
Nicht angefeindet mehr, und nicht beneidet,
Steht fest die Hand, die uns're Wage hält.

Du bist, o Herr, schon vor der Zeit geschieden,
Hörst lebend noch der Nachwelt Richterspruch,
Die Dich den „Güt'gen" nennt, Dein Werk den Frieden,
Dich einschreibt in der Zukunft gold'nes Buch.

Zu fern gestellt, das Bitt're zu versüßen,
Das Kopf und Brust dann etwa doch beschleicht,
Laß' uns den Teppich breiten Dir zu Füßen,
Auf daß Dein Schritt nach so viel schweren leicht!

Das vierte Gedicht: „Bertha's Lied", ursprünglich für die Darstellung der „Ahnfrau" verfaßt, wo es Bertha singen sollte, mußte wegbleiben, weil die Dar-

ſtellerin des Singens unkundig war. Grillparzer ſelbſt hat es in dem ſpäter in Druck gelegten Buche wahrſcheinlich vergeſſen aufzunehmen. Doch haben es Franz Schubert, von Moſel, Hoven und Mozart Sohn componirt und unter dem Titel: „Bertha's Lied in der Nacht" herausgegeben. Wir haben, unſeres Erinnerns, kein Concert-Programm mit dieſem Liede geſchmückt geſehen. Eine erneuerte Auflage der geſammelten Werke wird es gerne aufnehmen.

Nacht umhüllt
Mit wehendem Flügel
Thäler und Hügel,
Ladend zur Ruh.

Und dem Schlummer,
Dem lieblichen Kinde,
Leiſe und linde
Flüſtert ſie zu:

„Weißt Du ein Auge,
Wachend in Kummer,
Lieblicher Schlummer,
Drücke mir's zu."

Fühlſt Du ſein Nahen?
Ahnen Du Ruh?
Alles deckt Schlummer,
Schlumm're auch Du!

Wir ſchließen mit dieſem Wohllaut aus dem Munde des Dichters die vorliegenden Blätter, mit einem ſchönen Tone

„Aus halbvergangener Zeit."

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erste Begegnung	2
Lebensweise und Wohnungen	5
Anerkennung	13
Erbübel	19
Heitere Laune	24
Urtheile über eigene und fremde Werke	26
Urtheile über Schriftsteller:	
Hebbel, Schiller	33
Ernst Freiherr von Feuchtersleben	34
Karl Beck	36
Kotzebue	37
Ueber Schauspieler:	
Julie Rettich	38
Fanny Janauschek	39
Adelaide Ristori	39
Religiöse Anschauung	40
Das Beethoven-Monument in Heiligenstadt	43
Shakespeare-Verein	46
Der Spielmann	46
Schiller-Monument	47
Hannibal und Scipio	50
Der achtzigste Geburtstag	52
Ehrenbürger-Diplom von Wien	54
Politische Gesinnung	56
Büste und „Ahnfrau"	61
Katharina Fröhlich	63
Frauengallerie	70
Gedichte	85

Sandwirthshaus
Andreas Hofer
Pfandler-Alpe

Andreas Hofer

im

Liede.

Herausgegeben

von

Ludwig August Frankl.

Mit Original-Urkunden, bis nun unbekannten Radirungen und Porträten Hofers und seiner Familie.

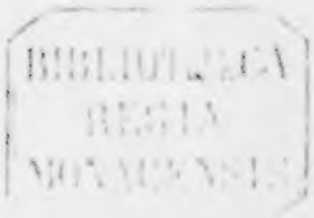
Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1884.

„Roter, Tiroler Wein
Warum bist du so rot
du machst, mich
Weil Feindesblut mich
Das ist so purpurroth,
Darum bin ich so roth."

Johannes



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	VII
Zur poetischen Literatur	X
I. Aus den Gedenkbüchern am Sand	1
II. Lieder und Balladen	25
Augst Ludwig, des Helden Geburt	27
Barth J. N. Ritter v., Vorgefang	28
Bube Adolf, im Merker	30
Cerri Cajetan, in der Scheune	32
Erler Josef, vor seinem Standbilde	33
Fastenrath Johannes, die Komödianten	34
Flir Alois, der treue Sweth	36
Foglar Ludwig, die Andreaskugel	40
Frankl Ludwig August, Andreas Hofers Weib	42
Friedmann Alfred, das Wappen	48
Fries Karl, wer rettet?	51
Goldmann Louise, die Wette	52
Gelle Grazie Marie Eugenie, Hofers Heimkehr	54
Grün Anastasius, Wallballas Nichtgenoß	58
Hahn-Hahn Gräfin Ida, der treue Wächter	60
Hammerle A. J., unter sein Bild	61
Hartmann Moriz, ich bin's nach dem Ihr späht	62
Haßlwander Friedrich, an Ihn	65
Hohenbühel-Heufler Ludwig Freiherr v., die Passer	65
" " " sein Bild	66

Seite

Kaufschnit Peter, die Juden in der Politik . . . 66
Kerner Theodor, sein Tod 68
Kind Wilhelmine, die Botschaft Napoleons 69
Lemierre Jean Gust, an seinem Grabe 71
Lettow-Vorbeck, erster Kanzler 71
Mayer Alois, Andreä 74
Nissen Julius, in Wien 76
Ulrich Johann Georg, der Anna hat sich aufgemacht 78
Vilmar Karl A., Jakob im Himmel 80
Wehler Rud. Mario 81
Zuccalmaglio Adolf F., aus Montag nach Innsbruck 81
Pap Walther Dr., Verlorene 83
„ Widerhall 84
Neuenhofer Wilhelm Ritter v., das Grabmal . . 85
Arendt Rud., im dunklen Abteil 85
Bellhaus Wilhelm, in der Wohnung 86
Billert Hermann, der letzte Busch 87
Bodert Friedrich, Tirol stammumant 88
Eichendorff Max v., die Stalvuten 89
Eichhorn Max, das nächtliche Te Deum 92
Friedrich Heinrich, das Standbild 96
Gerok Johann Gottlieb, ein schlechter Held . . . 97
Hieber Karl, zu Terrigers Bild 100
Hieber Karl v., die Wasserkette 101
Hoven P. Lorenzo Dr., Tirol, Land, Volk, Vaterland 104
Hunold Wilhelm Ritter v. Trostburg, Tirols Waffenschmiede 106
Hutterstätter Walter v., vom Kaiser 108
Ungenannte, Volkslied 110
Zu einem lebenden Bilde Peters 112
O Heldt vom Land Tirol! 113
Soldier 114
Sachsen-Weimar, in der Heimat 116

Seite

Bradley Bengel, Lebenserinnerungen 117
Bruch Albert, Richterspruch 122
Weiser Bela, Verklärung 118
Weißenbach Alois Dr., Sein Schatten 122
Zartlmeier Alexander Graf, Heimführung der Gebeine 126

III. Andreas Hofers Gebeine 132

Gerichtliche Untersuchung 130
Nachweis 132

IV. Zu den Porträten 166

Andreas Hofers Nachkommen 161
Denkmale 168

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorrede.

Ich bin seit einer längeren Reihe von Jahren mit Herrn Karl Erben von Hofer, dem letzten noch lebenden Enkel des volkstümlichen Nationalhelden, in freundschaftlichem Verkehre. Häufig war sein herrliches, von ihm geliebtes Heimatland unser Gesprächsstoff und tauchte die tragische Gestalt seines Ahn's vor unseren Augen auf. Der Enkel wußte nicht müde zu erzählen, auch Manches was in den hunderten von Büchern, Broschuren und fliegenden Blättern, die über Andreas Hofer berichten, nicht enthalten ist. Er zeigte mir einmal eine kleine Sammlung von Liedern, die zu Ehren des berühmtesten Tirolers gesungen worden sind. Aber es waren nur wenige, während eine im vollen Sinne des Wortes unzählige Menge von solchen in aller Welt zerstreut war. Da tauchte der Wunsch auf, daß sie gesammelt werden möchten. Als ich dem zustimmte, fragte der pietätvolle Enkel des „Blutzeugen von Tirol", ob ich geneigt wäre, mich der Mühe zu unterziehen und zugleich einzelne, bisher nicht bekannt gewordene Thatsachen zu erzählen?

Der Gedanke mutete mich an, zumal ich über am Beginne meiner literarischen Laufbahn, wo der Thaten und dem Sterben Andreas Hofers begeistert, lange die Absicht hegte, ihm als Helden eines epischen Gedichtes zu huldigen. Nur eine, die in dem vorliegenden ein Bande enthaltene Episode: „Andreas Hofers Tod", wurde ausgeführt. Zu anderen Lebens- und literarischen Zwecken gegen, unterließ ich die Ausführung des ganzen. Die Idee tauchte in mir wieder auf, als ich in späteren Lebenstagen das herrliche Gebirgsland selbst betrat und seine kernige Pracht und Erhabenheit bewundern und lieben lernte. Was ich nun selbst im Drange des Lebens unterlassen hatte, sollte von anderen Federn erfüllt und neben den in Farbe, in Marmor und in Erz ausgeführten Denkmalen auch eines „im Liede" errichtet werden.

Ich ließ eine Einladung in den Journalen drucken, mit der ergebenen Bitte, mich auf einzelne mir unbekannt gebliebene Vorgänge aufmerksam zu machen, und es möchten sich getreuherzige Gesangsgenossen angeregt fühlen ein auf Andreas Hofer bezügliches Lied oder eine Romanze, die einen Moment aus seinem Leben darstellt, zu verfassen, um damit das ungeschriebene Denkmal zu schmücken. Ich erhielt von Oesterreich und Deutschland her so zahlreiche Zusendungen, daß ich in nicht geringe Verlegenheit und Verdrießlichkeit geriet, schon weg von der Verlagshandlung meine vergrößerten Räume wegen. Aber auch Briefe, die mir zu

kam, entbehrte wenn auch gut patriotisch gemeint, des poetischen Ausdrucks einer edleren Form. Eine Anzahl der Balladen behandelt zudem ein und denselben Stoff — siebenundzwanzig befangen allein den Todesgang des Helden — und es mußte, um Monotonie zu vermeiden, manches gelungene Gedicht zurückgelegt werden.

Diese Umstände entheben mich schließlich nicht, den zahlreichen Einsendern für ihr theilnehmendes Wohlwollen den wärmsten Dank auszusprechen. Ich habe, unter Voraussetzung der Zustimmung, die Absicht, die aus den angegebenen Umständen nicht aufgenommenen Gedichte in ihrer Originalschrift dem Vaterländischen in Innsbruck mit der Bitte zu übergeben, daß sie in dem Andreas Hofer gewidmeten Saale, wo seine heiligen Reliquien ausgestellt sind, zur Ehre des tapfern Helden aufbewahrt werden mögen. Ein künftiger Sammler sei auf diesen literarischen Besitz hiermit aufmerksam gemacht und noch auf Eines:

Es konnte in der vorliegenden Sammlung nur auf Lieder und Romanzen Rücksicht genommen werden, während umfangreiche Epen und Dramen, deren Held Andreas Hofer ist, in deutscher Sprache gedichtet worden sind. Sie sind mir nicht entgangen. Ich lasse, deren Titel, übersichtlich für den Literaturhistoriker und zunächst für Jene, die sich mit den einzelnen Werken bekannten wollen, hier folgen.

X

Zur poetischen Literatur Andreas Hofers.

Episches.

Andreas Hofer. Balladen-Cyclus von Emil v. Berzberger. Fulda, Aloys Maier 1856. 104 S. Oktav.

Landwirth Hofer. Der Mann von Tirol. Zur hundertjährigen Geburtsfeier gereimt von Lortha (Josef Thaler) J. B. Stadhauser, Meran 1876. 62 S. Oktav.

Landwirth Hofer. Von Karl Hantram, Wien K. Hartleben 1867. 49 S. Oktav.

Tirolische Balladen. Von Alois Flir. Innsbruck, Wagner 1878 II. Aufl. (In dem Werke: „Bilder aus der Vergangenheit Tirols" S. 249—334.)

Andreas Hofer. Von Johann Baur in 27 Gesängen. (Noch ungedruckt.)

Dramen.

Andreas Hofer. Vaterländisches Gemälde von Karl Isenflieb in Berlin. Frankfurt 1816.

Das Trauerspiel in Tirol. Dramatisches Gedicht von Karl Immermann. Hamburg 1827.

Andreas Hofer oder „das Jahr 1809". Historisches Gemälde in zwei Aufzügen mit Arien und vorangehenden musikalischen Darstellungen, im Volksdialekt und Versen von Vitus Augerer. Innsbruck 1836. Aufgeführt zur Huldigungsfeier des Kaiser Ferdinand.

Andreas Hofer. Trauerspiel in 5 Akten von Wilhelm Gärtner. Leipzig 1845.

Andreas Hofer. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten von Berthold Auerbach. Leipzig 1850. Es ist wichtig zu bemerken, daß Erzherzog Johann, der mitbeschloß in

hiesem Drama auftritt, in der offiziellen Zeitung gegen die ihm unterlegten Motive und Tatsachen, als der Wahrheit nicht entsprechend, Protest erhoben hat.

Der Landwirth Andreas Hofer. Volksstück mit Gesang und Tanz in 2 Akten und einem Vorspiele von Jos. Böhm. Wien 1868.

Andreas Hofer oder der Freiheitskampf der Tiroler. Historisches Volksstück in 3 Akten von W. Held. Musik von W. Kirchhof. Aufgeführt in Mainz 1869.

Das letzte Aufgebot. Vaterländisches Volksstück mit Gesang in 10 Bildern von Eduard Dorn. Wien 1876. Aufgeführt in Wien im Jubiläum-Theater.

Andreas Hofer und der Freiheitskampf Tirols im Jahre 1809. Ein Trauerspiel in 5 Akten von Josef Vogelsang. Neuß 1874.

Handschriftlich.

Andreas Hofer. National-Trauerspiel in 3 Aufzügen von Johann Kaspar v. Wörndle. Manuskript in Schönhof. Dem Manuskripte ist die Anmerkung beigefügt: „Eigenthum der Aloisi Schilling" der dasselbe, es ist nicht bemerkt von wem, am 2. August 1829 empfangen hat. Es hatte 23 Aufschriften und ist in Versen geschrieben. Am Schlusse steht von anderer Hand geschrieben: „Wurde schon zur Aufführung des hochlöblichen Kaiser Franz verfertigt, durfte jedoch aus dem Grunde nicht aufgeführt werden, weil noch viele Personen, unter Anderem auch Franzl, der lange irrthümlich für den Verräther Hofers gehalten wurde, noch lebte." Es wurde also vor das vaterländische Schauspiel von Paul Troxler lange vor Immermann verfaßt. Es ist voll dramatischen Umfang und dürfte, etwa unter freiem Himmel von Bauern-Schauspielern, aber von Stadtleuten dargestellt, ein sehr nationales Schau-

viel bieten. Es spielt Meile in Bozen, theils auf der Seiseralpe und in Mantua. Das Manuscript ist Eigenthum des Museums (Ferdinandeum) in Innsbruck und liegt handschr., wie das nachfolgende auch der k. k. Studienbibliothekar in Salzburg Herr Alois Josef Hammerle in Kufstein, dessen Güte wir manchen bibliographischen Nachweis zu danken haben; ebenso dem Verfasser des obigen, hochw. Herrn Dr. Constantin v. Wurzbach.

Andreas Hofer, oder das gerettete Tirol. Ein Trauerspiel in 6 Aufzügen. Zur Rettung der Ehre meines Vaterlandes von Benitius Mayr, Serviten-Priester und k. k. Professor in Innsbruck.

Das Manuscript befand sich im Besitze des Erzherzog Johann und wurde aus dessen Nachlasse von seinem Sohne Hugo Johann von Meran dem Museum Ferdinandeum in Innsbruck zum Geschenke gemacht.

Aus den Gedenkbüchern am Sand.

„Zu Thale, wo ein guter Mensch beerdigt
Ist ungesehn. Nach vielen Tagen kommt
Ein Wort an: Eine That von Gutes wieder."

Goethe.

Einleitung.

Gewiß haben Viele auf ihren Wanderungen durch Tirol auch das Passeierthal gesehen und den mehr nützigen Ritt auf einem Saumthiere nicht gescheut, um das Wirthshaus am Sand, das Anwesen Andreas Hofers, zu besuchen und des tragischen Volkshelden in erinnerungsvoller Wehmuth zu gedenken. Die Namen dieser Wallfahrer nach der von Geschichte und Ruhm geweihten Stätte sind unbekannt geblieben, oder doch vergessen worden.

Um die Namen der künftigen Besucher festzuhalten, hat ein kais. Oberst Graf v. Wimpffen im Jahre 1833 der Familie Hofer in theilnehmenden Wohlwollen ein Gedenkbuch zu dem Zwecke gewidmet, daß jeder im Sandwirthshause Einkehrende sich in dasselbe einschreibe. Der Landrichter Pertauer hat dasselbe, durch das Siegel: „k. k. Landgericht Passeier" beglaubigt, dem Hause übergeben.

Dieses Gedenkbuch, Quartformat, in rothen, mit Goldarabesken verzierten Saffian gebunden, ist mit einem

silbernen Schlosse versehen. Die Blätter haben Goldschnitt. Das erste derselben zeigt das „nach der Natur gezeichnete", von A. Zwölfer gestochene, von Franz Unterberger in Innsbruck herausgegebene Bild Andreas Hofers. Der rothe Vorhang ist mit einer hellgrünen Quaste befestigt. Die Wand ist von weißer Farbe, nur etwas dunkler mit hellrothen Einfassungen. Ein breiter schwarzer Streif, dem die Buchstaben A. H. (Andreas Hofer) weiß eingenäht sind, umschließt die Figur. Die schwarze Hose reicht bis an die nackten Füße, von denen ab blaue Strümpfe in die Bundschuhe hinabreichen. Die Kopfhaare des Mannes sind kurz gehalten, ein spärlicher Schnurrbart bedeckt unter einer etwas kurzen Nase die Oberlippe des etwas gerötheten breiten Gesichtes, das ein voller schöner, langer Vollbart einrahmt, der von einem rothen Backlatz eingefaßt absteht. Die Brust herab hängt eine goldene Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers Franz, die dieser dem Helden gespendet hat, und die Auszeichnungsmedaille an grünweißem Bande. An einem schwarzen Riemenzeuge, das von der rechten Schulter zur linken Hüfte geht, hängt in schwarzer Scheide ein mit gelbem Metallgriffe versehener Degen, den Hofer mit der linken fest an den Schenkel drückt. Die Rechte die eine weiße Kelle hält, lehnt knapp neben einem breiten mit schwarzem Bande versehenen Hute, der auf einem Felsstück liegt. Der Hut ist von einem Lorbeerzweige umwunden und mit zwei rothen Rosen geschmückt.

Den Hintergrund bilden zwei grüne Hügel, einige kleine Gehöfte und in weiter Ferne die Alpen.

Ein zweites Blatt zeigt den Helden, wie er in der Hofkirche zu Innsbruck vor Meister Schallers Hand in Marmor gemeißelt, und im Archiv-Zimmer in Innsbruck im Originalgusse zu sehen ist.

Die folgenden drei Blätter füllt eine kurze Lebensbeschreibung Hofers, die, in italienischer, englischer, französischer Sprache übersetzt, lateinisch eingetragen ist. Ueber den Portraits A. H., die den obern Theil der Blätter einnehmen, ist ein umlorbeerter Stern sichtbar, das ein Eichenkranz umgiebt.

Die Lebensbeschreibung hebt mit den Worten an:

„Ein schlichter, einfacher, aber tüchtiger Landwirth, ohne angeborene hohe Geistesgaben, ohne höhere Ausbildung, war er durch strenge Sittlichkeit, religiösen, gläubigen Sinn, glühende Vaterlandsliebe und ein reines kindliches Gemüth ausgezeichnet. Gott, sein Kaiser, Oesterreich und Tirol waren sein Denken und Trachten seines Lebens und Wirkens."

Es setzt hierauf eine lapidarisch kurze Schilderung seiner Thaten, seines Ruhmes und Todes. Der Verfasser dieser gut gezeichneten Skizze ist nicht genannt. Dieselbe erhielt eine besondere Bedeutung durch die Einschrift eines Namens dem das Fremdenbuch verdankt wurde. Der Mann war Erzherzog Johann von Oesterreich. Er schrieb:

„Vorliegende Schilderung ist die beste, welche über diesen treuen, edlen Mann voll Gemüth,

Redlichkeit und seltener Uneigennützigkeit gemacht wurde. Er war der, welcher sein biederes Vaterland so schön vertrat, — er war der Blutzeuge von Tirol.

Erzherzog Johann. Am 30. Juni 1835.

Als zweiten Gast am 4. August 1835 schrieb sich Friedrich August zu Sachsen, der nachmalige König mit dem Adjutant Hauptmann von Steinitz ein.

Am 1ten September finden wir von einem gewissen Pezzeka folgende Verse eingetragen:

„Tirol, wo der Vater seine Alpen durchirrt,
Da steht ein einsam Haus am Strand;
Dort mag das deutsche Herz mit Lachen,
Es nicht erblicken der Wirth vom Land?
Das Haus ist du, der Strahl, wo er lebte,
Die Gattin auch, die liebend ihn umfangen,
Doch ab der Mann, vor dem der Feind erbebte,
Ist nach Walhalla eingegangen."

Unter vielen andern Namen finden wir auch den der bekannten, einst wegen ihrer Schönheit berühmten Fürstin Pauline Schwarzenberg, den des Fürsten Johann Adolf und der Fürstin Maria Liechtenstein, die es nicht scheuten in später Nachtzeit den Namen des Helden ihre Huldigung darzubringen.

Die letzte Eintragung im Jahre 1835 datirt vom 28. December und rührt vom k. k. Oberlieutenant Anton Freiherrn v. Ebert her, der durch ein Büchlein Berichte: „Erinnerungen aus Tirol" bekannt geworden ist und als preußischer Hauptmann, in Posen lebend, kürzlich ein trauriges Ende genommen hat.

Er schrieb:

„Was führte dich in's Todesgrauen,
Was hieß am Glücke deines Volkes dich bauen?
Was ließ dich lächelnd in die Augen schauen?
Dein unerschütterliches Gottvertrauen.
Dir kann die Welt den Strahlenkranz nicht trüben,
Denn du warst Held und bist doch Mensch geblieben."

Ein Italiener, Matteo Debeli, eröffnet das Jahr 1838 am 15. Januar mit einem längeren poetischen Gruße in italienischer Sprache. Nach ihm finden wir eingeschrieben einen Dr. Alois v. Oesterreicher, der sich „Hausarzt der Familie Hofer" nennt. Dann am 26. Mai den Fürstbischof von Trient Johann Tschiderer. Am 20. Juni feiert L. Hildebrandt aus Halle a. S. den Helden mit den nachstehenden Versen:

„Es wird des Waldes grünendes Laub,
Welklich welkend, dem Sturm ein Raub;
Es fließen die Wogen
Stets vorwärts gezogen,
Es stürzen die Berge mit Bielen und Baum
Vermodert als Asche im Thalesraum.
Es welket, es fließet, es stürzet herab,
Was die Erde gewonnen in zeitiges Grab.

Doch über dem Irdischen Ewiges währet,
Das hast du Tirolerheld herrlich verklärt,
Weit schöner als Waldes lieblichres Grün,
Weit länger als ewiger Berge Erglühn,
Weit lauter als fließender Wogen Gewalt
Dein Leben und Lieben Jahrtausende schallt.

Wiewohl sie den Kerker gierig trank,
Nur sich hat die Mit- und Nachwelt kein Gedenken.

Am 5. August schreibt sich ein Nachkomme des berühmten Pandurenführers aus nachmaligen Gefangenen auf dem Spielberg: Freiherr von der Trenk, k. k. Hauptmann etc., ferner Graf Heinrich von Bellegarde aus Egen Vorstadt von Klosterneuburg, der Advokat aus Mähren des Dichters Karl Egon Ebert, den dieser durch einen klangvollen Denkmalsvers verewigt hat. Die darauf folgende Einschrift gewinnt als eine Reminiscenz des am 6. Okt. 1848 in Wien durch Volkswuth tragisch untergegangenen Abgeordneten Grafen Latour ein besonderes Interesse:

„Ruhm und Ehre dem Andenken des Helden, der das Vertrauen seiner Landsleute zu seinem Schilde berufen hat. Warum mußte er auch durch Verrath den Untergang finden, während der Tod seines edlen Kaisers und die Achtung der Welt sein Leben verherrlichen sollen wurde? Möge sein großes Beispiel noch in künftigen Geschlechtern Nachahmung finden.

Am Tage des 12. August 1848.

Graf Latour, k. k. F.-Z.-M."

In seiner Begleitung waren Theodor Graf von Thun aus Hohenstein, Siegbert Baron Hebel von Hochstraat, k. k. Oberlieutenant und Adjutant.

Vom 2. September datiert die Einschrift von Dr. Ludwig Rödl, kais. Rath, Erzieher der Söhne des Allerhöchsten Erzherzog Karl und später des berühmten Virtuosen Sigmund Thalberg.

Am gleichen Tage ist eingezeichnet Dr. Ad. Ritter Praterberra von Wiesberg, k. k. Staatsrath Offizial, der später in den Freiherrnstand erhoben als kaiserl. österr. Justizminister fungirte und als Landmarschall von Niederösterreich gestorben ist.

Das nachgelassene Gedicht widmete am 9. September der Dichterfürst Franz Grillparzer dem Helden:

„Schon sind der Jahre viel in Gruft gesunken,
Seit du gekommen für Gott und Vaterland,
Mit Rath und Tapferkeit und starker Manneshand
Den Feind, der sich verschanzt, hast weggetrunken.

Und manch Matrosenauge sah bei uns die Stunden
Der Schmerzen Jedem, der sich hat gesammt,
Mit Nahrung wird dein Name stets genannt,
Es glänzt von Väter Glanze umwunden.

Gewiß, o Held, in den seligen Höhen,
Es werden dich mit ihrem hellen Schimmer
Die Siegespalmen, die sie weben, krönen.

Dein Vaterland blickt auch hienieden stolzend immer,
Stets wird mit Lieb', und Dank dein Bildniß sehen
Treu, nie wird bei uns dein Lob verloren."

Das Jahr 1857 eröffnet ein Ungenannter A. Dauart mit einem in seiner Muttersprache gedichteten Liede, das Andreas Hofer mit Wilhelm Tell vergleicht.

Am 10. August besingt Otto Heber aus Sachsen Tirol und seinen Helden in nachfolgenden Versen:

„Es hat gelebt, geblühet,
Der treue Hirte vom Land,

Den Heldentod erlitten
Für Fürst und Vaterland.

Vor allen Siegesmälern
In Marmor und in Erz,
Steht fest in Berg und Thälern
Tirol dein treues Herz."

Neben den Namen der Maler Schwemminger aus Wien und Pevold aus Salzburg, der Grafen J. C. Montenuovo und Clemens Brandis, fesselt uns der Name Alois Knibenschedels, dem beigefügt ist: „k. k. Oberlieutenant, Commandant im Jahre 1813, welcher Andreas Hofer zum Grabe trug."

Im Jahre 1838 findet sich Max v. Schenkendorfs Gedicht:

„Als der Sandwirth von Passeier" u. s. w.

von einem Gaste eingetragen.

Der Jahrgang 1839 enthält das Haus am Sand von einem Hauptmann von Kampter gezeichnet; die Namensfertigungen von Moriz Carriere, Grafen Otto Fünfkirchen, Gräfin Louise geborne Gräfin Wurmbrand und M. C. Nefflers „ehemaligen Landesvertheidigers unter Andreas Hofer."

Zwei Verse von G. S. im Jahre 1870 lauten:

„Edler Hofer, treuer Mann,
Schau der Landsleut Glück jetzt an!"

Von namhaften Persönlichkeiten sind eingeschrieben: Albrecht von Reen mit der Bezeichnung: „Hauptmann im Generalstabe Sr. Majestät des Königs von Preußen." Maximilian von Tarnoczy „Dr. der Theologie, k. k. Professor der Dogmatik in Salzburg" später Fürsterzbischof und Cardinal; J. A. Perthaler aus Olang, der später unter dem Staatsministerium Schmerling viel verwendete Publizist.

Das Jahr 1841 wird am 29. Jänner von V. Strasser, k. k. Collez. Rath mit einem Gedichte: „Hofer und der gefangene Major" eingeleitet, das in Versen einen edlen Zug aus dem Leben Hofers sein Benehmen gegen einen Feind schildert und in seinen 60 Strofen zu breit ausgesponnen ist, um es hier einzuschalten.

Ranke (der berühmte Historiker?) schreibt am 24. September ein:

„Hofer, so lang des Gebirg's Sturzbäche den Wanderer umrauschen
Bleibt von Fürsten und Volk immer gepriesen dein Ruhm,
Bleibe denn auch an reglbarer Treu' und dem tapferen Muthe,
Fest, wie die Höh' des Gebirgs, Hofer! dir ähnlich das Volk."

Die letzte Eintragung in diesem Jahre ist von Franz v. Pfeiffenhaus, dem oberösterreichischen Dialekt-Dichter Franz Stelzhammer.

Das Jahr 1842 schließt ein Student Eugen von Arnim auf uns vermeldet Poser mit dem ebenfalls auf Napoleons Boden hingerichteten Labitt.

Am 24. August schrieb sich Erzherzog Stefan, der nachmalige Palatinus von Ungarn und sein Thronfolgers Gemahl Graf Pisa ein.

Im Jahre 1843 trugen wir am 2. September der Dichter Adolf Ritter v. Tschabuschnigg einzeichnet und dann den Namen des Tiroler Poeten Dr. Adolf Pichler. Letzterer fügt bei:

„In der Weltgeschichte findet das Recht seine Bewährung und Verklärung. Übermuth und die Freiheit sind die Hebel der modernen Geschichte. Wer für einen großen Gedanken kämpft, ob irrend, ob untergehend, der ist ein Held, er sei auch wer er sei, aber ihn wird die Nachwelt richten, wohl ihm, wenn sein Name nicht wie Todtenglocken in die Zukunft klingt."

An gleichem Tage trug von Theodor Georgi, Juristen aus Tübingen, folgende Verse eingeschrieben:

„Die Berge deine Wiege sind
Und du ein ächtes Alpenkind,
Warst fest und treu, wie sie:
Der Kaiser, dem du Treu' geschworen,

Der hatte euer Land verloren,
Das konnten du verschmerzen nie.

Ihr nahmt den Sinnen von der [illegible] und
Zar Kaiser, Gott und Vaterland,
Daß euer Land wird frei.
Ihr schwurt begeistert zu den Fahnen
Und im euch Herz von euren Ahnen
Trat hoher euer Blut.

Ich hab' verlassen Kindesrecht,
Und [illegible] dort zu welschen Land
Trat dich tapferlich Blei.
Doch ich mir deine Wunde heben
Verbandet du in den Tod zu geben,
Im Tode heilen noch frei."

Am 4. September schrieb sich der Lieutenant im Kaiser Jägerregiment Josef v. Hofer, „Enkel des Sandwirth Andreas Hofer," ein.

Er fiel 1848 bei Goito. Sein Bruder Johann, Karl, wurde daselbst schwer verwundet, in bewußtlosem Zustande fortgetragen, für tot gehalten und im Rapporte als tot gemeldet. Daher schrieb Feldmarschall Radetzky, beide Brüder für gefallen haltend, in seinem Armeebefehle: „Nie wird diese Familie entarten." Johann v. Hofer, von seinen Wunden genesen, wurde gefangen gehalten. Auf das Zureden des italienischen Kommandanten, mit Avancement zu den Bersaglieri überzutreten, antwortete er: „Ein Hofer kann nur dem Kaiserhause Oesterreich dienen." Er wurde hierauf schlecht behandelt, bis die Gesandtschaft

sich seiner energisch annahm. Josef v. Hofer hat gegenüber dem Denkmale seines Großvaters in der Hofkirche zu Innsbruck einen Grabstein, der nur seinen Namen eingemeißelt zeigt, unter dem er aber nicht begraben liegt, da man seine Leiche auf dem Schlachtfelde nicht gefunden hat. Der jüngste Enkel Hofers Ferdinand fiel bei Magenta 1859.

Am 18. September schrieben sich als Gäste ein: Franz Josef, Erzherzog von Oesterreich, jetzt Kaiser von Oesterreich, Ferdinand Max, Erzherzog von Oesterreich, nachmals Kaiser von Mexiko. Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich.

In ihrer Begleitung waren: H. Graf Bombelles, Graf Serenini, Oberst Graf Morzin, Oberstlieutenant und Dienstkämmerer Franz von Gerstutti.

Josef von Hofer befand sich auf Urlaub am Landhof, die kais. Prinzen erwartend. Sie kamen bei heftigem Sturm und Regen an. Auf seine Bemerkung, daß er die Herrschaften bei solchem Wetter nicht erwartet habe, erwiderte Erzherzog Franz Josef: „Kein Wetter kann mich hindern, den Ort zu besuchen, wo Ihr Großvater lebte, dem unser Haus und das Vaterland so viel dankt."

Zwei Tage später am 21. besuchte der Vater des jungen Prinzen Erzherzog Franz Karl das Wirthshaus am Land. Mit ihm schrieben sich zugleich seine Begleiter ein: F.-M.-L. Graf Falkenhayn, Major Baron Reischach und Oberst Mervelt.

Im Jahre 1845 schrieb sich im Gastbuche ein: Wilhelm König von Würtemberg und legte Dr. W. A. Lampadius aus Leipzig folgendes Gedicht ein:

„Hofer du wackerer Held, wofür du gestritten, geblutet,
Gott und Kaiser und Land! wahrlich es war kein Phantom!
Lernten wir Alle von dir nur Gott und Vaterland lieben,
Furchtbar wären wir dann auß'rem wie innerem Feind.
Möglich wäre dann nie mehr ein schmählicher Rheinbund,
Der dem gallischen Hahn lecke die Stiefel, den Sporn;
Noch auch duldeten wir, daß je der russischen Knute
Mancher entehrender Schall schwirrte dem Preußen um's Ohr,
Oder, daß Albions Trug aus tausend donnernden Schlünden
Hemmte den freien Verkehr auf dem umfluthenden All,
Und der gierige Dän', an Holsteins grauenden Auen,
Spottend des deutschen Vereins, legte die lüsterne Hand.
Auf denn! Ein großes, ein freies, ein starkes, einiges Deutschland,
Hofers blutiger Saat entspriesse die edelste Frucht."

Im Jahre 1846 besuchten Graf Brandis, Gouverneur von Tirol, das Haus, die Dichter von Kobell und Hermann von Wilm, Gräfin Carolyi, Generalmajor Graf Gyulai, Graf Josef Mailath, Gräfin Sofie Petren, und schreibt Oberamtsrichter Lang die Verse ein:

„Käm' wiederum das Vaterland in Noth,
Und du, du ständen wieder vor dem Tod,
Du würden wiederum dein Blut vergießen,
Und sie? Sie ließen wieder sich erschießen."

Im Jahre 1847 schrieb sich bei wiederholtem Besuche mitten im Winter, Johann v. Hofer, Cadet beim Tiroler Jägerregiment, der bei Gelte tot geglaubte, im Hause seines großväterlichen Ahnes ein. Wenige Monate später, im April meldet eine Nachschrift: „Er blieb im Heldenkampfe bei Gelte, was unrichtig ist, er fiel beim Rückzuge von Mailand im Jahre 1859 bei Magenta. Würdig seines Namens und seines Ahne, des Landwirthes von Passeier."

Es folgt die Einschrift: Ottilie v. Goethe, geborene Freiin v. Pogwisch, Schwiegertochter des Dichters.

Hector Berlioz trägt die Verse ein:

„Zauberlaute und Gesang", mein König sprach es aus,
Drum König-wort zieht in das Bauernhaus."

Noch finden wir die Namen: Rainer, Erzherzog von Oesterreich und seines Erziehers Raschütz-Weinberg; den Prinzen Karl von Preußen in Begleitung des Hauptmannes im Generalstabe von Vercke und den Prinzen G. Ghika aus Bukarest.

Im Trauerjahre 1848 kamen nur wenige Gäste in das fernabliegende Passerthal.

Wir finden von namhaften Besuchern eingeschrieben: Leopold Prinzen zu Sachsen Coburg-Gotha, k. k. Rittmeister, Ferdinand Grafen Brandis, Grafen Georg Rubin von Stockheim, Josefine Gräfin Wallis, und am 27. Juni Carl von Hofer mit der Einschrift:

„Von Neuem schließe ich mich der Vertheidigung Tirols an. Möge meine trübe Ahnung nicht zur Wahrheit werden, möge ich Deutsch-Tirols heilige Erde wieder betreten können."

Dagegen können wir ein volksthümliches Lied „Sandwirthsbart" mittheilen, das nach dem uns vorliegenden Original-Manuskripte am 17. Juli 1848 gedichtet wurde. Der Verfasser ist der vor wenigen Jahren verstorbene Johann Obrist und wie er seiner Unterschrift beifügt: „Bauer zu Stans bei Schwaz." Von ihm rühren mehrere Gedichte und Aufsätze in tiroler Blättern her. F. M. Radetzky, dem er sie eingesendet haben mochte, schrieb zwei Briefe an ihn und Kaiser Nikolaus sandte ihm eine goldene Medaille, welch' letztere ihm der Statthalter, wie Obrist an Herrn Karl von Hofer im Jahre 1850 schreibt, längere Zeit nicht ausfolgte, wie er meint „weil er bei demselben als ‚Radikalist' angeschrieben wurde." „Ich gehöre und gehörte, schließt der Brief, zur gemäßigten liberalen Partei und konnte die ‚Segaturen', die mir der mich Anschwärzende — in seiner Dummheit in Superlativ entgegensetzte, nicht dulden."

„Sandwirthsbart.

Sandwirthsbart, o welche Ehre
Wird dir bei uns angethan;
Viele Häupter, leichte, schwere
Tragen dich und weder Schere,
Weder Messer rührt dich an.
Selbst die Frauen, fein und zart
Lieben diesen Sandwirthsbart.

Wie der Same in der Erde
Sich entwickelt frühlingsgrün,
So entsprossten, auf das Werde
Unſrer Freiheit, Sandwirthsbärte
Jetzo vieler Männer Kinn,
Borſtig, roth, oft grauer Art,
Blond und ſchwarz, wie Sandwirthsbart.

Bärte ſind der Männer Zierde
Schon ſeit Adams Zeiten her,
Tragen wir ſie nur mit Würde,
Drücket auch des Lebens Bürde
Manchen aus uns, zentnerſchwer.
Dies iſt wackrer Männer Art,
Die da tragen Sandwirthsbart.

Hohe Achtung vor dem Manne,
Der den Bart mit Würde trägt:
Nein, welcher bei der Manne
[illegible]
[illegible]
Stutzer ſind oft ganz vernarrt
In den ſchönen Sandwirthsbart.

Bin zwar ſelbſt kein Bärtekenner,
Find' es aber lobenswerth,
Wenn die Schützen, die vom Brenner
Heimziehn, ha! die bart'gen Männer!
Mir vor Allem ſeid geehrt.
Jeder trägt wohl, ſtolzer Art,
Ehrenvoll den Sandwirthsbart.

Möchten manche Standesſchützen,
Deren Kinn an Haaren reich,
Doch auch höhres Herz beſitzen!

Wie die Herrlichen dort ſchwitzen,
Ihrem tapfern Hauptmann gleich.
Dort am Gardaſee. Deutſchlands Wart'
Zeigen ihren Sandwirthsbart.

Selbſt die Welſchen, die dort hausen,
Tragen Bärte, wie wir ſahn;
Aber unſre Schützen zausen
Ihre Bärte, bis ſie mausen,
Kommt ihr Kerle nur heran!
Vaterlandes Schützenart
Trägt mit Recht den Sandwirthsbart.

Auf, hinein Tiroler Schützen,
Nehmt den Stutzen friſch zur Hand,
Laß't ihn auf die Welſchen blitzen,
Jagt ſie aus den Felſenritzen,
Wenn ſie noch in unſ'rem Land.
Nur die Kugeln nicht geſpart,
Schießt ſie [illegible] Sandwirthsbart"

Im Jahre 1849 am 30. Auguſt beſuchten das Sandwirthshaus: Rainer, Erzherzog von Oeſterreich, Rainer Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich, Heinrich Erzherzog von Oeſterreich, in ihrer Begleitung Feld-Marſchall-Lieutenant Baron Englehart, der Leibarzt Dr. Luggia.

Im Jahre 1850 am 4. Juli: Fürſtin Maria Lobkowitz-Liechtenſtein, Fürſt Moritz Lobkowitz, der Dichter Eginhard (Freiherr von Buſchmann), Familie Eisler.

Im Jahre 1851 am 10. Juli widmet Otto Prechtler dem Gedenkbuche die Verse:

„Dir, du mein heilig treues Tirol,
Dir drang die Freiheit zu Herzen!
Du dachtest zuerst an das Vaterland's Wohl
Und dann an die eigenen Schmerzen."

Am 11. August: Erzherzog Heinrich von Oesterreich mit Karl Freiherr von Reinungen, k. k. Hauptmann. Diesem Namen schließen sich die Verse an:

„Und nun zum Schluß
Einen herzlichen Gruß,
Dem Wirth am Land
Im Tirolerland."

Auf der letzten Seite des Gedenkbuches haben sich eingeschrieben, Franz Baron Kuhn, Feldmarschall Lieutenant, Landesvertheidigungs-Kommandant von Tirol und Vorarlberg; Anton Graf Brandis, Dr. Haßlwanter, Landeshauptmann.

Wir schließen die Auszüge aus dem 137 Folioseiten umfassenden Gedenkbuche ab. Es zählt einige tausende Personen aus allen Ständen; aus allen Ländern Europas auf, die in dem Zeitraume von nur 16 Jahren die pietätvolle Wallfahrt zum Hause des „Blutzeugen von Tirol" angetreten haben. Prosa und Verse zieren das Buch, verunzieren zuweilen wohl auch manchen — Verfasser und kommen, wie in dergleichen, in Gasthäusern aufliegenden Gedenkbüchern zu ge-

ſchehen pflegt, abgeſchmackte Bemerkungen, cyniſche Albernheiten vor. So daß der ſonſt nicht ſtrenge „Oeſterreichiſche Anakreon", wie er von Wolfgang Menzel genannt wurde, Ignaz Franz Caſtelli ſich zu folgenden Zornverſen angeregt fühlte:

„Hofers Ruhm wird ewig bleiben,
Doch verdorren ſoll die Hand,
Die's gewagt an mancher Stelle Rand
In dem Buch, des Helden Ehrenband,
Recke Gleſien hinzuſchreiben."

Wir haben uns, ſchon der Raumverhältniſſe wegen, auf nur in deutſcher Sprache gedichtete Lieder, die der Band enthält, und nur auf diejenigen, die einigen poetiſchen Werth haben, beſchränken müſſen; doch kommen Apherismen, Gedichte, Diſtiche in griechiſcher, lateiniſcher italiäniſcher, franzöſiſcher, engliſcher, magyariſcher, ruſſiſcher und czechiſcher Sprache vor. Selbſt die franzöſiſchen Beſucher erinnern ſich mit Schmerz des von ihrem Nationalhelden hingerichteten Andreas Hofer und ein Zerrgericht eines Engländers erlebte ein eigenes Schickſal.

„Eines Tages", erzählte uns der letzte noch lebende Enkel unſeres Helden Herr Karl von Hofer, dem wir die Einſicht in das in ſeiner Verwahrung befindliche Gedenkbuch zu verdanken haben, „kam ein vom Kreisgerichte in Meran abgeſendeter Beamte in Begleitung eines zweiten in das Landwirthshaus und zeigte dem Wirthe den ſchriftlichen Auftrag vor: aus dem Ge-

denkbuche ein Blatt zu entfernen. Er schnitt sorgfältig das englische Gedicht heraus und äußerte, es werde sofort dem Fürsten Metternich eingesendet werden." Vielleicht findet sich das Gedicht noch einmal vor, wenn es nicht vernichtet worden ist. Es muß jedenfalls von einschneidender politischer Bedeutung gewesen, oder demselben von der Zensur ein solche beigelegt worden sein.

Die Familie Hofer spendete, nachdem das Buch voll war, in gleichem Formate ein zweites Gedenkbuch, und nachdem auch dieses bis zum Jahre 1882 keinen Raum mehr zum Einschreiben bot, ein drittes, das seit dem 1. Jänner 1882 im Gasthause am Sand aufliegt.

Wir werden nur Weniges aus dem Buche, das innerhalb des rothen Einbanddeckels mit dem Spruche „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen!" beginnt und einige Verse von Byron aus der Belagerung von Corinth, auf Hofer angewendet, als Motto enthält, für unsere Leser excerpiren.

Von Guido Unterrichter sind nachfolgende Verse:

„Zwischen hohen Fichtenwäldern
Hat die Mutter dich gesäugt,
Auf den blutigen Kriegesfeldern
Hast du für dein Volk gezeugt.

Zwischen hohen Fichtenwäldern
Hast du hier als Knab' gespielt,
Und in Welschland's heißer Ebne
Ward auf deine Brust gezielt.

Und die Kugel, die dein Herz ereilte,
Drang in unser Aller Herz
Und die Trauer, Mann, um dich sie theilte
Eines ganzen Volkes Herz."

Johann Dietel, Theologe aus Regensburg schreibt:

„Deine Gedanken, sie waren des Volkes Gedanken,
Ewig Tirol in Dir, ewig dein Ruhm in Tirol."

Echt national äußert sich Olaf Grochinsky aus Smolensk:

„Hofer und sollt' ich deinen Verräther in der Hölle finden, er bekommt die Knute."

Unleserlich unterschrieben datiren die nachfolgenden Distichen aus dem Jahre 1853:

„Gegen die Fremden aus Westen, im Kampf für Freiheit und Glauben
Starbst du deutscher Held: ewiger Ruhm schmückt dein Haupt.
Lebtest du heute noch, den Kampf der Deutschen zu kämpfen,
Ge'n die Barbaren aus Nord, großer noch wäre dein Ruhm."

M. Klein aus Mainz fragt:

„Lorbern dem Märtirer für's Vaterland,
Doch welche dem, der es in Fesseln band?"

S. Wolf aus Neumarkt in Schlesien schreibt:

„Dein Herz, das für die Freiheit laut geschlagen,
Schuf dieses kleine Haus zum Freiheitstempel um."

Wir nennen noch von namhaften Besuchern den Prinzen zu Hohenlohe-Ingolfingen, Freiherrn von Plattenburg, k. preuß. Offizier. Darunter die Inschrift:

„Du wolltest nur Tirol
Und deinem Kaiser wohl;

Doch du hast mehr gethan:
Als Deutschland lag in Schande,
Zerhieltst du fremde Bande.
Du stelltest dich zur Wehr
Und rettest deutsche Ehre."

Wir nennen noch einige namhaftere Besucher aus den folgenden Jahren: Graf v. Meure, Sohn des Prinzen Albrecht von Preußen, in Begleitung der Officiere Freiherr v. Dankelmann und v. Prittwitz, den Dichter v. Kobell, Dr. Vischer aus Tübingen, Erzherzog Franz von Oesterreich Este, Herzog von Modena, Landesschulrath Dr. Maximilian Enzel, Franz Graf von Meran, Herzog von Braganza, Fanni und Therese Eteler, Landgraf Fürstenberg, York Raleigh, Emil Baleske, Karl Ludwig Erzherzog von Oesterreich, Ignaz Zingerle, Josef und Maria Vaburner, Karl und Leopold Ritter von Hofer, Erzherzog Johann mit Franz Freiherrn von Wimffen, G. Getscher, Jurist aus Wernigerode, Dr. Adolf Ficker, Präsident des statistischen Bureaus in Wien u. s. w. u. s. w.

Mit den Worten, die Dessby eingezeichnet, die auch die Meinung aller Besucher ausdrücken dürften, wollen wir diese Mittheilungen schließen:

„Ob Berge stürzen und wanken,
Und Ströme verlassen den Lauf,
Doch niemals zu dieser Hütte
Hört die Wallfahrt auf."

Lieder und Balladen.

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn!"

Schiller.

Ludwig Angst.

Des Helden Geburt.

Es ruht die Nacht auf Berg und Wald,
In den Schluchten ein tiefes Schweigen,
Der Wind weht von den Alpen kalt,
Dem sich die Wipfel neigen.

Den Saumweg schreitet im Lodenrock
Ein Mann empor behende,
Es klirrt auf den Stein sein Alpenstock,
Rings starren die Felsenwände.

Nur aus der Tiefe, wie Donner rollt
Die unsichtbare Wasser,
Ueber Stein und gestürzte Tannen grollt
Empor das rauschende Wasser.

Er mußte lassen sein treues Weib,
Nun eilt er ihr entgegen,
Es trägt und bringt ihr blühender Leib
Ihm bald des Hauses Segen.

Scharf blickt er aus forgend hinein in die Nacht,
Ist ihm ein Zeichen gesendet?
Aufflackt es plötzlich mit gellender Brandt,
Und immer hält er geblendet.

Es flammt ein hintreibes Wetter,
Zieht über seinem Dache,
So seltsam gefärbt, wie ein Feuerrad,
Aufsprühet unten die Asche.

Doch plötzlich, wie ein Blitz entflieht,
Ist der Glanz in Nacht verloren —
Er tritt in den Hof, es ist ein Lehn
Dem biedern Landwirth geboren.

J. F. Ritter v. Barth.

Zu dem in Wien veranstalteten Feste zu Ehren des Vaterunsers für die gefallenen Türken 1854.

Wer ist der fromme Held, bewahrt
Durch Treu' und lautes Wagen,
Den noch im Grab des Kaisers Schwert
Zum Ritter hat geschlagen?
Der Heiden ist's, der Mann von Stahl,
Der Landwirth vom Passeierthal.

Hoch oben im Tirolerland,
Wo sich die Gletscher thürmen,
Faßt er, die Büchse in der Hand:
„Faßt nur die Feinde stürmen,
Auf! für den Kaiser, für Tirol,
Ihr, Weib und Kinder, lebet wohl.“

Nur um ihn reiht sich eine Schaar
Von treuen Streitgenossen,
Die oft im Kampf für Oestreichs Aar
Nach manchem Ziel geschossen.
Auf! für den Kaiser, Mann für Mann,
Andreas Hofer führet euch an.

Doch ach! was nützt die kühne That,
Wenn Macht und Arglist siegen,
Dem schnöden Trutze, dem Verrath
Muß selbst die Kraft erliegen.
In Fesseln schmachtend ruft der Held:
„Weh! Oestreich! deine Veste fällt.“

In Welschlands reich gesegneten Auen,
Wo milde Lüfte wehen,
Wo fromme Sitte und Vertrauen
Und Heldenkraft vergehen,
Viel stolz und finster ragt
Die alte Feste Mantua.

Auf ihren Wällen thront der Tod,
Der Franken Waffen blitzen,
Hell funkeln durch das Morgenroth
Der Bajonette Spitzen,
Und mancher Mund still klagend spricht:
„Der Hofer steht am Hochgericht.“

Der Franken Führer spricht ihm Hohn:
„Nichts half dein kecker Wagen,
Napoleon bietet dir Pardon,
Willst du für ihn dich schlagen?“
„„Nein, nicht für einer Krone Glanz,
Ich bleibe treu dem Kaiser Franz.““

Den letzten Blick zu Gott gewandt
Der Sandwirth betet leise:
„Gott! schütze mein Tirolerland!“
Still wird's im weiten Kreise,
Der Führer winkt, die Salve kracht,
Den Helden deckt Todesnacht.

Adolf Bube.

Im Kerker.

Im engen Kerkerraume
Sitzt Hofer still und wacht
Gedankenvoll, im Traume.
Noch spät nach Mitternacht

Er weilt im Geiſte wohl
Daheim bei ſeinen Lieben,
Im treuen Land Tirol

Da öffnet ſich die Pforte,
Geheimnißvoll, allein,
Tritt, flüſternd dieſe Worte,
Der Kerkerwart herein:
„Schwörſt du Napoleon,
Dann ſchmückt er dich mit Ehren,
Sonſt bleibt der Tod dein Lohn.“

Der hört den Sandwirth ſprechen:
„Meinſt du dem Kaiſer Franz
Könnt' ich die Treue brechen,
Um eitlen Rang und Glanz?
Ich bin zum Tod bereit
Und will mir froh erwerben
Des Himmels Seligkeit.“

Er hat ſich ſtolz erhoben
Und ſteht voll Würde da,
Sein Auge blickt nach oben,
Als ſei der Herr ihm nah;
Er zeigt den Buſen frei,
Gottſelig zu empfangen
Das mörderiſche Blei.

Cajetan Cerri.

In der Schenke.

Zur Abendzeit, bei kargem Mahl
Tiroler in der Schenke sitzen;
Man spricht vom Heim — wie blanker Stahl
Die Worte und die Augen blitzen.
Der Hofer ist wohl auch dabei;
Er lauscht und sinnt gar Mancherlei
Und ist so ernst, so eigen —
Doch seine Lippen schweigen.

Ein fremder Aar naht und kreist
Dem Vaterland mit blut'ger Fehde
Und dabei Wirrniß Zwang und Noth,
Da wird gar trüb der Ton der Rede:
„Was, ohne Führung, nützt der Muth,
Und was, bei Mangel, Kraft und Gluth?
Kein Retter will sich zeigen!"
Der Hofer wahrt sein Schweigen.

„Und geht's zum Kampf, wer wird dann schier
Mit uns sich erst befassen?
Ein kleines armes Volk sind wir,
Gar schlicht und weltverlassen!
Uns schmückt nur Eins: ein tapfres Herz,
Das Treue hält, trotz Leid und Schmerz;
Treulos sind nur die Feigen."
Da endet Hofer's Schweigen.

Aufspringt er, und ruft laut und warm:
„Und da sprecht Ihr noch von Beschwerden?
Ein großes Volk, und reich, nicht arm,
Nennt Ihr ein teureres auf Erden!
An Führern fehlt's? Auch dieser kommt,
Ein Treuer, glaubt mir's, der Euch frommt,
Bis sich sein Stern wird neigen,
Drum laßt die Herzen schweigen."

Josef Exler.

Vor seinem Standbilde.

Nah der Gruft des letzten Ritters
Naht im Frieden das Gebein
Dieses, unsres schlichten Helden,
Warmerwünscht schließen wir ein.

Stolzer Fürsten Grabgebilde
Halten ernstlich Tag und Nacht
Bei Maximilian's Mausoleum
Stille, ernste Ehrenwacht.

Dieser noch nicht ganz bescheiden
Seitwärts nur im Zwielichgewand,
Mit dem Heldenschwert zur Linken
Und die Fahne in der Hand.

Als die Statuen reicher Fürsten
Goß man einst aus edlem Erz,
Goß auch, der Name ist Verge,
Hatte man ein treues Herz.

Gab in seiner Lieb' zum Laute,
Weil von Falsch nur klingt sein,
Darum ward sein Bild gegossen
Auch aus weißem Marmorstein.

Mädchen, sieh zu auf uns nieder,
Denn du bist ihr wohl verwandt,
Daß du ja das schönste Denkmal
Ewig bist in unserer Brust.

Johannes Kastenrath.

Die Comödianten.

Als die Herren gekommen in Innsbruck hieher,
Da hieß es „Komödien hinaus!
Wir müssen vom Tanz uns, vom wälschen, befrein,
Es ist uns der Wälsche ein Graus!"

Hat in Innsbruck just wälsche Comödie war,
„Ihr Comödianten zieht weit!
Denn unser Lied ist dem Herrn ein Altar,
Den schmückt ihr Komödien entweiht."

Doch ob rund die Uhren der Kanzel grollt,
Spricht eine Aktive: „Ich weiß,
Ihr bleibt!“ Den Hals unsichtbar naht,
Tritt sie vor den Herrn Hofrat.

Und die Dame, gepudert und gepreßt, geschminkt,
Verneigt sich bezaubernd wie nie,
Mit lächeln, d'rin Amor, der schelmische, winkt:
„Erlaubt Sie die Cemetrie!“

Monsieur le Commandant ist Kind,
Die Künstler, die kommt aus Paris
Und spielt die Stück aus der Metropol,
Erlaubt Sie die Cemetrie!“

Dann schmeichelt sie, daß sie den Herren betört:
„O Monsieur!“ Doch dem klingt es wie Spott,
Er wirft ihr zu einen eisigen Blick
Und die Worte nur: „Fräul'n Sie red't!“

Und der Bürgliche, der Maklerin meint er zu Ihm
„Ze geht all' die Franzosen hinweg,
Bleib' rein, da mein bisheres Lieb, hinfür
Dem Deutschen, das schämet mir sich!“

Und der Herr beichtet noch in schlichter Stund':
„Ihr Mädchen aus der Fremd',
Ihr dürft Euch nicht kleiden in Flitter bunt,
Seid sittsam wie Lilie auch scheu!“

Aloiz Flir.

Der treue Zwerg.

In der Alpenhütte an dem Herde
Sitzt der Hausherr, leicht den Kopf nur schüttelnd
Manchmal, vornüber sinkt er zur Erde.
Stürme toben, an dem Dache rütteln.

Emsig nährt das kleine Zwerg, der treue,
Spaltet aus dem Stamm noch blanke Späne:
Oftmal spürt er hin mit Angst und Scheue
Auf des Hausherrn Gram und stille Thräne.

„Ist mir doch der ganze Tag mißlungen!
Trank und Speisen habt Ihr nicht genossen;
Hat mir Jeder heut entweder gelungen,
Euer Kummer hat sich mir verschlossen!“

Senkt sich Nacht auf alle tiefen Zinnen;
Doch ein Herz, fängt stürmisch an zu schlagen,
Hoch auf reckt die Brust, mit Zähren rinnen
Worte stammelt: „Nun so will ich's sagen.“

Langsam schreitet er zum nahen Schranke,
Reicht ein Schreiben hin mit schwere Rollen:
„Junger Herrn nimm dies zum kleinen Danke;
Gott mir Dir für mich den größer'n zollen.

Knie nieder und empfang den Segen!
Wie ich Dich mit Vaterlieb' umschlinge,
Darf ich wohl auf's Haupt die Hände legen!
Aber nimm zuerst nur diese Dinge!""

Doch der Jüngling stößt zurück die Gaben,
Zitternd stürzt das Geld nach allen Seiten.
„Eher laß' ich lebend mich begraben!
Gott, was habt Ihr vor? Wie soll ich's deuten?"

„„Länger Dich zu halten wäre Sünde.
Sieh, schon wankt es unter meinen Füßen!
Und ich reiße mit mir in die Schlünde
Alle, die sich jetzt noch an mich schließen.

Drum entfleh'! Ich bitte, ich beschwöre!
Morgen früh, eh' sich die Berge röthen!
Aber leise, ohne daß ich's höre.
O, ich hielt' e nicht aus, mich würd' es tödten!""

„Vater Hofer, seht Ihr nicht zu trübe?
Jener Eine hat sein Wort verpfändet;
Sorgsam wacht für Euch der Andern Liebe,
Engel sind zu Eurem Schutz gesendet.

Eine Garde habt Ihr an den Stürmen,
Die da schreckend rasseln und trompeten,
Schnee und Eis auch kommen, Euch zu schirmen,
Wie einst Flammen schirmten den Propheten!"

Und der Hauswirth zieht herbei den Jungen:
„„Vor der Thüre hört' ich Waffen rauschen
Heute Nacht; bin auf vom Bett' gesprungen,
Nichts mehr war zu seh'n, nichts zu erlauschen.““

„Es war ein Traum.“ „„Gedenke bis zum Ende'
Selber dacht' ich so und ging zu Bette.
Plötzlich stieß und klirrt' es durch die Wände,
Auf zu Boden fiel die Gnadenkette.

Jetzo dacht' ich doch, es seien Zeichen,
Hasenpinzer hat's auch vorher gekündet.““
„Glaubt Ihr dies, so laßt uns schnell entweichen
Dorthin, wo uns kein Franzose findet!“

„„Gottes Hand kann Niemand sich entziehen.
Still erwart' ich hier, was er mir schicket.
Aber Du, so höre, Du mußt fliehen!““
Rasch sucht er das Gelt, mühsam gebücket.

Doch der Jüngling zwingt mit heft'gem Drängen
Ihn empor und hält ihm beide Arme:
„Meinen Vater mit Euch kann nichts zersprengen!
Dulden mich bei Euch in Eurem Harme!

Wie zwei Vög'lein zwitschern in dem Bauer
Und im Nester mit einander spielen,
Bleibe ich bei Euch in Eu'rer Trauer;
Mütterlich kann ich nur bei Euch mich fühlen.

Wißt Ihr noch, wie ich zu Euch gekommen?
Nach der Eltern Tode eine Waise
Habt Ihr hülfreich meine Hand genommen,
Habt mir tröstend Obdach, Trank und Speise.

„Frischen Herzens sind ja die Studenten!“
Sagtet Ihr, „Tritt ein in unsre Reihen!
Dien' mit uns dem Besten der Regenten,
Dem sich die Tiroler alle weihen!“

Und so bin ich denn bei Euch geblieben,
Frei zum erstenmal' an Eurer Seite;
An der Güte klomm erst auf mein Leben,
Und der Muth entbrannte erst im Streite!

Nein, Ihr könnt, Ihr dürft mich nicht verbannen!
Weshalb? Sagt es! Nennt mir mein Verschulden.“
Sie umarmten sich, und Zähren rannen.
„„Freund und Sohn, bedenk' Dein künftig Dulden!““

„O, wie Euer Herz und Wort mich binden!
Nehmt mich hin zum ew'gen Eigenthume!
Sollten Fesseln beide uns umwinden,
Schwingen will ich sie mit stolzem Muthe!

In den Kerker folg' ich Euch mit Lächeln;
Frohe Lieder scheuchen fort den Kummer;
In der Schwüle will ich Kühlung fächeln,
Tiefe Brust hier biet' ich Euch zum Schlummer.

Gibt der Wüthrich auch den Tod uns Beiden,
Ruhen wir in Einem Grab beisammen.
Mancher Edle wird mich dann beneiden,
Und für Treue werd' ich ihn entflammen!"

„„Laß Dich küssen, tapfrer Knabe!
An mein Herz muß ich dich freudig drücken.
Ach! verdien' ich solche Himmelslabe?
Gott, wie kannst im Unglück du beglücken!""

Und er läßt ihn aus den Armen gleiten,
Niederkniend zieht auch ihn er nieder:
„„Gott wird gnädig uns zur Freiheit leiten,""
Betet fromm er und umarmt ihn wieder.

Ludwig Foglar.

Die Andreaskugel.

Das war beim Scheibenschießen
Zu Innsbruck in Tirol,
Da braust' unheimlich Reden,
Wie Meerflut dumpf und hohl;

Aus all den wüsten Banden
That sich nur Eines kund:
„Der Hofer ist verrathen!"
So ging's von Mund zu Mund.

Erstarrt war manche Gruppe.
Es schwieg der Büchse Knall
Und nur den Schwur: Vergeltung
Gab Hall und Widerhall.

Doch Einer von den Schützen
Zog aus dem Lauf das Blei,
Und stieß den breiten Kolben
Zur Erd' und sprach dabei:

„Du sollst in's Schwarze treffen,
Doch nicht auf blödes Holz;
Antreasbugel! räche
Der Heimat Ruhm und Stolz!"

Er barg in seinem Kleide
Das rächende Geschoß,
Ging schweigend dann von dannen,
Ihm folgte kein Gruß.

Der Rächer blieb verschwunden
Aus Werkstatt, Kirche, Spiel —
Und die Antreasbugel
Nahm nicht an's hohe Ziel:

Doch hat sie still allmälig
In und auch um Tirol,
Bedeutsam und erkennbar,
Vererbt sich als Symbol

Wird dem erwählten Arme
Das Rachgeschoß zu Theil,
Trifft die Armbrustbolzen,
Wie jener Heldenpfeil.

Ludwig August Frankl.

Andreas Hofer's Weib.

Die Wasserfälle tosen,
Es staut der Gletscher Eis,
Roth glühn die Alpenrosen,
Es glänzt das Edelweiß.

Doch schallt kein Lied, von Thaten
Geschehen nicht im Land,
Von Frankreich die Soldaten
Sie herrschen mit eiserner Hand.

Doch rührt euch Thal und Berge
Sich frisch des Volkes Fleiß:
Am grünen See der Hirte,
Der Jäger hoch am Eis.

Im Wald der Tannenfäller,
Der Bauer an dem Pflug,
Der kluge Vogelsteller,
Der Zitherbursch beim Krug.

Die Feinde zu bethören,
Scheint Muth und Trotz zu ruh'n.
Ein heimliches Verschwören
Ist all des Volkes Thun.

Am Herde mit Gebrause
Recht Wasser wallend auf,
Es setzt die Frau vom Hause
Den Deckel plötzlich drauf:

Da merkt der Männer Ränke,
Ein Fremder ist im Hause,
Vom Herzen darf zum Munde
Kein sprudelnd Wort heraus.

„Liegt schon der Flachs in Knoten?"
Fragt einer aus den Reih'n.
„„Es braucht nicht ganz den Terien
Uns Leichenhemd zu sein?""

„Wie bald kommt für St. Marien
Die Glocke aus der Gluth?"
„„Die Glockengießer warten
Nur auf's Kanonengut.""

„Des Hirsches Läufe wagen
Sich nieder in das Thal."
Voll ist schon, will das sagen,
Der Kuttenläufe Zahl.

„Sind fertig schon die Kränze?
Bald ist es Zeit zum Schnitt.“
„Sie winden an der Grenze
Und haben Tanz damit.

Ich sah am Felsenhange
Den jungen flinken Aar,
Er wetzte sich die Klauen,
Das gibt ein gutes Jahr.“

So reden und verstehen
Die Männer sich im Land,
Ein Wort genügt, zu Sehen,
Als Sie ein Trunk vor Hand.

Fällt Einer eine Eiche
Und sieht ein Andrer zu,
Heißt das: mit gleichem Streiche
Trifft unsre Axt zu!

Wenn mit dem Netz ein Andrer
Den reichen Fischzug thut,
Verübergaben der Wanderer
Merkt sich die Lehre gut.

Wenn eine Alpenrose
Die treue Sennin pflückt,
Mit zärtlichem Liebkose,
Die Brust der Lichten schmückt,

Ist selbst der Liebe Rosen
Für Kampf nur ein Symbol:
„In's Herz brennt rothe Rosen
Dem Feinde von Tirol!“

Noch ist es still im Lande,
Die Feinde ahnen nicht,
Daß ihre blut'ge Schande
Entgegenwächset dem Licht.

Auf Alpen liegt verspätet
Der Abendsonnenglanz,
Der fromme Sandwirth betet
Noch seinen Rosenkranz.

Heut' will's, daß in die Scheide
Den rothen Schuß er thut,
Er spricht zu seinem Weibe:
„Thu' Späne in die Glut!“

Gekommen ist die Stunde,
Das blutige Geschick.
Er sagt's nicht mit dem Munde,
Und es versteht's ihr Blick.

Sie geht und legt zusammen
Im Hofe viel Gespän,
Bald wird von Flammen
Das Land im Aufruhr stehn.

Sie geht hinab zum Waſſer
Mit Gottvertrauendem Muth
Und wirft der mächt'gen Paſſer
Die Späne in die Fluth.

Der Wildbach ſchäumt im Zorne,
Stürzt durch der Ufer Rand,
Raſch trägt der Mitverſchworne,
Die Späne in das Land.

Als tauſend Boten jagen
Die Wellen von Ort zu Ort,
Um es der Eſch zu ſagen,
Die trägt es weiter fort.

Und zitternd ſteht im Dunkeln
Andreas Hofer's Weib,
Sie ſpäht, ob Lichter funkeln,
Mit vergebengtem Leib.

Ob eine Glocke dröhnet?
Sie horcht, doch ſchweigt das Thal;
Nur Vesperglöcklein tönet
Dem letzten Sonnenſtrahl.

Sie ſieht und hört nur brauſen
Der Wellen wilde Schaar,
Erwartungsvolles Grauſen
Sträubt ihr empor das Haar.

Ha, flammt's nicht auf? und wieder
Wird es tief dunkle Nacht,
Die Gluth wallt auf und nieder,
Verlischt bald und erwacht.

Von einer Alp' zur andern
Seh'n zündend Brände auf,
Die Feuersäulen wandern
Den Horizont herauf.

Von fernen Schluchten dringet
Ein Glockenruf empor,
Von Glocken schwingt und klinget
Bald drauf ein ganzer Chor.

Das ist ein Donnern, Sausen,
Von Flammen ein Orkan,
Kanonendonnergrollen brausen,
Der Wetterdienst hebt an.

Verhallet das Getöhne,
Verlischt der Feuerschein,
Es werden ohne Söhne
Viel' Mütter, Witwen sein.

Es ist in's Knie gesunken
Andreas Hofers Weib,
Die Seele freiheitstrunken,
Sie bebt am ganzen Leib.

Sie ſpricht den Blick erheben:
„Jetzt zeige, was du kannſt,
Herr Gott im Himmel droben!
Daß Du ſie übermannſt!“

Es ſchreiten in lohen Flammen
Die Rieſenberge all'
Und ſchließen ſich zuſammen
Zum glühenden Feuerwall.

Der Skorpion muß enden,
Der mitten innen raſt —
Es kracht von Felſenwänden
Das Horn der Alpen blaſt.

Dazwiſchen in Chorälen
Gejauchz' die Luft durchbebt;
Ein Tag iſt's Allerſeelen,
Wenn ſich ein Volk erhebt.

Alfred Friedmann.

Das Wappen.

Im Wirthshaus zu Paſſeier,
Da bin ich eingekehrt,
Es war zur Abendfeier,
Die Wirtin ſtand am Herd.

An den verrauchten Wänden
Manch wunderliches Bild!
Ich konnte den Blick nicht wenden
Von einem gevierten Schild.

Die Zither klang, es ſchwangen
Die Burſchen zur Decke die Dirn';
Jodler von draußen klangen,
Im Mondlicht ſtand der Firn.

Im Wirthshaus zu Paſſeier
War ich der letzte Gaſt;
Zum Horſte kehrte der Geier,
Der letzte Trinker zur Raſt.

Da ſetzte die Wirthin ſich nieder
Mit den Töchtern zu meinem Krug,
Die Blicke ruhten wieder
Auf dem Wappen, nach dem ich frug:

„In Roth der deutende Schütze,
Das iſt des Hofer's Bild;
Er traf manch rothe Mütze,
Manchen Felsblock ſchleudert er wild.

In Gold der Adler, der rothe,"
Sprach die würdige Alte ſodann,
„Iſt Landeswappen! Zum Tode
Für Tirol geht jeglicher Mann!

Was soll ich vom Lorbeer melden
Auf Rothgrund? da wißt Ihr Bescheid!
Er kündet den siegreichen Helden,
Unsterblich in Ewigkeit

In Gelb auf grünem Grunde
Die eich'ne Gefängnißthür
Bedeutet die böse Stunde,
Da der Hofer trat herfür

In Mantua erschossen
Ward er mit Pulver und Blei,
Vielleicht, weil er deutsche Genossen,
Weil er Bayern auch schmettert entzwei.

So sagt zwar nicht der Lehrer,
Ich hab' mir's halt immer so dacht',
Daß ein himmlischer Vater, ein hehrer,
Der Menschen That überwacht

Der Adler, die Flügel gebreitet
Ist unser Oesterreich.
Ob aufsteigt, ob abwärts er schreitet,
Wir lieben es immer gleich!

Nun weißt Du, was bedeutet
Das Wappen des Wirthes vom Land:
Dem Mantua zu Grabe geläutet
Wird Andreas Hofer genannt'"

Carl Frie's.

Wer rettet?

Die Stürme rasen, die Donner rollen,
Die Blitze zucken am Himmel auf,
Und der Wehruf ist durch das Land erschollen,
Nichts hemmt der Zerstörung verwegenen Lauf.
Die Freiheit, die goldne, sie ist verloren,
Tirol, das treueste deutsche Land,
Tirol, zum höchsten Ruhm erkoren,
Tirol verschmachtet in Feindeshand.

Ist Keiner, die fränkischen Ketten zu brechen?
Ihr Männer, ihr Deutschen, wer schafft uns Rath?
Wer wagt die Schmach seines Landes zu rächen,
Wer wagt die kühne erhabene That?
Und ein Mann tritt hervor aus den Braven allen,
Der noch nicht der Freiheit vergessen hat,
Und von Berg zu Berge hört man es schallen:
Der Sandwirth ist es, er wagt die That!

Auf der Schulter den Stutzen, den Gemsbart am Hute,
Mit mächtigem Barte, so tritt er hervor,
Es strahlt sein Auge von feurigem Muthe,
Hoch schwingt er das Banner der Freiheit empor.
Und wie durch den Funken, vom Steine geschlagen,
Die zündende Lohe zu Flammen erglüht,
So schlug des Sandwirths muthiges Wagen
Den Funken der Freiheit aus jedem Gemüth.

Die Stürme rasen, die Donner rollen,
Die Blitze zucken in Süd und Nord,
Doch es ertönen die Töne, die schauervollen,
Sich in einem mächtig erhab'nen Akkord.
Nur herrlicher strahlt dem Lande die Sonne,
Die gesunkene Freiheit ersteht auf's Neu,
Und das Herz schlägt höher in freudiger Wonne:
Tirol ist gerettet, Tirol ist frei!

Doch ihn verließen die treulosen Freunde,
Er schmachtet einsam in Kerkers Nacht,
Ihn haben die Listen und Ränke der Feinde
Zum Elend — zum Kerker — zum Tode gebracht.
Es zuckt das Blei mit feurigem Scheine,
Ein Knall — ein Schrei — das Blut fließt roth.
Tirol, Tirol, o jauchze und weine,
Die Freiheit strahlet — dein Held ist todt!

Louise Goldmann.

Die Wette.

Andreas Hofer war ein Held,
Das ist ja weltbekannt,
Doch hat man neckend ihn auch oft
Pantoffelheld genannt.

Frau Anna stets das Scepter schwang
Im häuslichen Revier,
Und weil's das Weibchen so gebot,
Fehlt' ihm des Bartes Zier.

Denn häßlich schien ihr solch' ein Ding,
Beschattend das Gesicht,
Drum gab sie die Parole aus:
„Den Bart, den leid' ich nicht!"

Nur wenn das kleinste Flämmchen sich
Bescheiden blicken ließ,
Geschwind es streng der Dorfbarbier
Zu seine Grenzen wies.

Doch spottend riefen Freunde: „Du
Bist Mann in Rath und That,
Doch z'Haus regt 's Weib das große Wort,
Und Du bist allweil stad.

Weil's Annle nit erlauben will
Gehst bartlos Du einher."
„„Kreuz Himmeldonner-Element,
Kein Wort, Ihr Freunde, mehr!

Zwei Ochsen setz' ich ein als Pfand,
Daß, eh' das Jahr entrückt,
Der schönste Bart im Passerthal
Andreas Hofer schmückt.""

Um richtig, eh' die Frist noch um,
Frau Anna's Starrsinn wich,
Des Landwirths Bart in vollster Pracht,
Dem Barbarossa's gleich.

Um Alle riefen: „Du bist Held
Vom Wirbel bis zur Zeh',
Ein Held nicht in dem Kampf allein,
Ein Held auch in der Eh'!"

Marie Eugenie delle Grazie.

Hofers Heimkehr.

Still ist's rings. In Schmerz und Trauer
Staub des Tages goldne Pracht,
Tief voll ahnungsvoller Schauer
Naht die kühle Nacht.
Sternumglüht, wallumzogen
Thürmt sich Mauna's Zinnenkranz,
Um die grünen Wiesenwogen
Schlanken sich im Sternenglanz.

Ihrem sinnigen Gesange
Lauscht das heilige Castell,
Doch in seinem Wiedergange
Wird es plötzlich seltsam hell:

Leiſe Flüſterlaute ſchweben
Wie aus einem Grabesſchacht,
Und ein räthſelhaftes Leben
Naht im Schutz der Mitternacht.

Hohe männliche Geſtalten
Huſchen ſpähend hin und her,
Seltſam iſt ihr ſtilles Walten,
Trotzig ſchimmert ihre Wehr.
An dem Fuß des Rieſenwalles
Hält der Zug am Uferrand,
Klirrend, doch gedämpften Schalles
Wühlt ein Spaten in dem Sand.

Forſchen ſie nach eitler Habe,
Nach verſunk'nem Zaubergut?
Nein ſie ſteh'n an einem Grabe,
D'rin ein Held der Freiheit ruht.
Keines Fremdes Auge bewachte
Schützend den vergeſſ'nen Platz,
Doch die treue Heimat dachte
Fromm an ihren größten Schatz;

Dachte an den muth'gen Hüter
Ihrer ſtolzen Freiheitsmacht,
Für das höchſte aller Güter
Fand der Held in Grabesnacht.

Als die Kugel ihn durchbohrte,
Rief er trauernd: „Lebe wohl!“
Und die letzten seiner Worte
Zogen schrill durch's Land Tirol.

Zogen um die Alpengipfel,
Die mit ihm den Feind belauscht,
Und durchdröhnten alle Wipfel,
Die von Hofers That gerauscht.
Nährten in den Hochwaldpressen
Den gewalt'gen Rachebrand
Und erzählten den Genossen,
Daß sein Grab im wälschen Land.

Drum enthüllen wack're Brüder
Nächtlich seinen morschen Schrein,
Gilt es doch, die Heldenglieder
Für die Heimat zu befrei'n.
Nicht das Lied der Winterwelle
Töne künftig an sein Ohr;
Doppelt frei und doppelt schnelle
Brauet der Sturm durch's Felsenthor.

Sanfte Hirtenmelodien
Schweben dort um Busch und Baum,
Und in wilden Symphonien
Preist der Sturm den Freiheitstraum.

Unerſchrocken, ohne Bande
Thront die Wahrheit dort wie Erz,
Nur im mächt'gen Alpenlande
Iſt ein Grab für Hofers Herz!

Horch! die blanken Spaten knarren,
Rieſelnd ſinkt das Erdreich ein,
Aus dem feuchten Grunde ſcharren
Sie den morſchen Eichenſchrein.
In dem Bogengang der Veſte
Harrt ein hoher Prieſterzeig,
Segnet ernſt die heil'gen Reſte
Und entfernt ſich aus dem Kreis.

Heimlich flüſtern die Genoſſen,
Rings herrſcht weihevolle Ruh',
Kühn, auf ſchlankgebeinten Roſſen
Jagen ſie der Heimat zu.
Bange Mänzchenrufe dringen
Aus der Feſtung dumpf und hohl,
Doch ein Aar mit ſtolzen Schwingen,
Schwebt vor ihnen nach Tirol!

Anastasius Grün.

Walhalla's Nichtgenoß.[1])

Ein Bauer, derb und feist,
Ein Gutmüthgen Mann von schwarzem Bart umkreist,
Die Büchse auf sein Lederwammes geladen;
Sah man ihn so vor sich, man glaubte dreist,
Sein Werth und größt' Verdienst lieg' in den Waden.
Doch trägt ein Banner er, ich kenn' es wohl,
Das ist der Felsenadler von Tirol.

Mit seinem Kolben klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Sah ich nicht dort die Rüttlimänner geh'n?
Ich that wie sie, bei ihnen will ich steh'n!
Ich bin kein beßrer Mann als alle Andern,
Doch einer muß für alle Brüder wandern;
Es wird ein schlichter Stein Schlußstein der Halle,
Ein einfach Blatt zum Wipfel über Alle.
Kein Einzler komm' ich, nein ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwollen brausend,
Das rettend in sein Felsenschloß getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstren Tagen
Und lenkend ihn bewahrt in Ungewittern,
Als Deutschlands Thron nur ein knechtisch Zittern.

[1]) Es ist unvergessen, daß der König Ludwig I. von Baiern, als er in Regensburg die Walhalla für deutsche Helden, Dichter und Gelehrte gründete, deren Büsten er daselbst aufstellen ließ, die Andreas Hofer's ausschloß.

Hat unser Rohr manch Deutschen hingebraunt,
Was trug der Schelm französisch Knechtgewand!
Wie hier ich steh' stand ich auf Mantua's Walle
Und bot dem Blei die Brust, Einer für Alle.
Thut auf! Es pocht Tirol, das Heldenland!
Statt Aller Einer nur, der Wirth vom Sand!"

Unfern ragt ein Gerüst von festem Bau,
Ein Richtmaß scheint's, Rekrutenwuchs zu proben;
Der Pfahl trägt Landesfarben weiß und blau,
Und Aufschrift gothisch auf der Tafel oben:
„Allhier Wallhallagrößen seient Messung,
Doch bairisch deutschen Maßstab Nichtvergessung!"
Es winkt ein Mann, gut deutsch genannt Gensdarm,
Zu treten an des Maßstabs Arm.
Dem Maß beugt Hofer nun sein starr Genick,
Doch eine Stimme ruft: „Zu dick, zu dick!"

Da kehrt der Sandwirth um auf Südens Wegen.
„Schier etwas dick war's, doch nicht dick genug,
Die Feind' und Fleißner alle wegzufegen!
Dick aufgetrag'ne Farben: Felsenflug
Und Pulvernebel, Hiebe, Kugelregen!
Ade! Auf's Neu' bezieh' ich heimatsfreh
Mein alt Quartier: derzeit unwissend wo!"

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Der treue Wächter.

In Innsbruck in der Kirche
Steht Max, des Kaisers, Grab,
Umringt von hohen Herren
Mit Kron' und Herrscherstab.
Fantastische Gestalten,
Sie zeigen drunter sich,
So wie der große Alfred
Und Held Theoderich.

Nur zu des Grabmals Füßen,
In schlichter Landmannstracht,
Steht fern ein Marmorbildniß
Und hält getreulich Wacht.
Das ist der Andre Hofer,
Der Achte Sohn der Treu,
Ihm ziemet wohl die Ehre,
Daß er dort Wächter sei!

Für Treue kämpft' und starb er,
In Treue hing er ganz
An seinem frommen Glauben
Und an dem Kaiser Franz.
Er ahnte nichts vom falschen,
Verderbten Freiheitsschein,
Er wußte nur, man müsse
Treu seinem Kaiser sein.

Doch wäre ich die Wittwe
Des Wirth's im Passerthal,
Ich hätt' gesagt zum Kaiser
Nein ein für alle Mal:
„Ich danke für den Adel
Und für des Wappens Kranz,
Ich trage Hofers Krone,
Die strahlt im reinsten Glanz;

Die brachten ihm die Engel
Vom allerächt'sten Gold,
Als dort auf Mantuas Wällen
Sein Blut in hingerollt.
Denn der Verheißung schönste
Steht in der Bibel schon:
Bist du getreu zum Tode,
Wird dir des Lebens Kron'!"

A. J. Hammerle.

Unter sein Bild.

Im östreicher Herzen: Gott, Kaiser und Vaterland,
Büchse, Schwert und den Rosenkranz in der Hand,
Litt, stritt, siegte und regierte der Tirolerheld
Hofer bis in den Tod, der Treue Muster für alle Welt.

Moritz Hartmann.

„Ich bin's, nach dem Ihr spürt."

So ruht auf jenen Bergen
Verborgen der Kommandant,
Indeß die blutigen Schergen
Durchstreifen ringe das Land.

Der Landwirth von Passeier
Des trägen Ausgangs harrt,
Sein Auge glänzt als Wachtfeuer,
Wie Fahnen weht sein Bart.

Die Gletscherriesen steigen
Und glänzen himmelweit,
Sie sind der Freiheit Zeugen
Von Treu' und Ewigkeit.

Vom Thal' wenn die Strahlen eilen,
Hier weilt die Sonne noch;
Hier wird die Freiheit weilen,
Wenn Thal und Land im Joch.

Durch's Rauschen grüner Tannen
Tönt Adlerflittigschwung,
Und Alpenröslein hangen
In Felsentrümmerung.

Der Adler schallt, es läuten
Die Herdenglocken mild,
Als wollten sie Liebe deuten,
Die Alpenherzen füllt.

Auf seinen Bergen hütet
Sich der Tiroler gut,
Drum hat sich dahin gerettet
Das treue Herzensblut.

Nacht ist's, da pocht's an die Hütte,
Andreas Hofer geht
Hervor mit festem Schritte:
„Ich bin's, nach dem ihr späht."

Weh dir Tirol! deinen Bergen
Raubt man den schönsten Demant,
Umringt ist von fränkischen Schergen
Der tapfere Kommandant.

In Mantua durch die Straßen
Tönt trumpfer Trommelschall,
Heut' soll das Leben verlassen
Der Bauern General.

Dort tönt das Lied von Marseille,
O Frankenschmach und Hohn!
Da tönt die letzte Reveille
Dem treuesten Freiheitssohn.

Als er durch die Straßen gegangen,
Da blicken, mit Augen hohl,
Durch's Gitter All', die gefangen,
Im heiligen Land Tirol.

Sie schütteln mit ihre Ketten:
„Weh uns weh' unserer Noth!
Uns weh' vom Tirolerlande,
Der Hofer geht in den Tod!"

Zu Mantua an der Schanze
Andreas Hofer steht,
Die Sonne mit hellem Glanze
Am Firmamente geht.

„Dem Vaterlande hab' ich ergeben
Mit meinem Kaiser mein Blut,
Mein Blut, meine Seele, mein Leben,
Ihr fränkischen Schützen, zielt gut!"

Der Landwirth vom Passeier,
Er ist nicht niedergekniet,
Er selbst kommandirt noch: Feuer!
Und so verhallt das Lied.

Friedrich Hafslwander.

An Ihn

Als der Tyrannen wilde Scharen waren
Auf's schöne Bergesland Tirol gedrungen,
Da hast der Freiheit Fahne Du geschwungen,
Ein echter Held in Sturm und Kriegsgefahren.

Dem Rufe nur gefolgt der Deine Scharen,
Sie haben für ihr Höchstes Blut gerungen;
Nur Uebermacht hat endlich sie bezwungen,
Die kühn gekämpft, ihr gutes Recht zu wahren.

Du aber fielst mit den Fahn voranen,
Du Bester von der tapfren Streitern allen:
Verlassen nur verraten, ehrlich fallen!

Doch wie Dein Tod zur Schande konnte bringen
Dem Feind, der grausam Dich hat schon verderben,
So wird's Dein Ruhm, für's Vaterland zu sterben!

Ludwig Freiherr v. Hohenbühel-Heufler.

Die Kaiser.

Kaiser heiß ich allweg, nur allzeit auch darf ich an
Höhen,
Welcher der tragische Held wurde des Landes und
Volk's.

Sein Bild.

Just wie Hofer einst war und nicht, wie die Künstler ihn schufen,
Stellet mein Bildniß ihn dar, mit dem tirolischen Hut.

Peter Vanichnik.

Die Feier in der Hofkirche.

Hofer, welcher mit dem starken
Selbstvertrauen aus den Bauernmarken
Allen Feind verjagt, wie Wild,
War Tirols Regent geworden,
Ohne Adrem, ohne Orden,
Aber väterlich und mild.

Bei des Kaisers Namensfeier
Ward dem Landwirth von Passeier
Nun gar große Ehr' erzeigt.
Hochamt und Tedeum schallen
In den gottgeweihten Hallen,
Bis auf einmal Alles schweigt.

Hofer kniet an heil'ger Stätte,
Eine goldne Gnadenkette
Wird ihm festlich umgehängt:
Oesterreichs geliebter Kaiser,
Der erhabne Dankbeweiser,
Hat dem Treuen sie geschenkt.

Nur der Abt mit seiner Meinung
Schildert, was zu dieser Sendung
Franzens Kaiserherz bewog.
Nach des Priesters letztem Worte
Kanzelt im Tempel nur im Orte
Demerur laut ein Lobspruch.

Lesern gilt es. Er spricht „Gott gebe,
Daß ich mich nicht überhebe'
Arcunte, bitter ihn darum'
Ich will täglich zu ihm flehen
Für des Landes Wohlergehen,
Ohne eben ganz so leicht krumm."

Mittags wurde in der alten
Kaiserburg ein Mahl gehalten,
Reich an Gästen und an Pracht.
Hier ward ein dem fernen Kaiser,
Dann dem Landwirth, gar nicht leiser,
Die Gesundheit ausgebracht.

Abends ging es zum Theater,
Das dem schlichten Landesvater
Noch viel Leid bereitet hat.
Aber nach der ersten Pause
Schleicht er sich ganz still nach Hause,
Denn er ist des Lobes satt.

Arcunte, die ihm folgten, lauten
Ihn, den Oberkommandanten,

Als er, wieder, Briefe las.
„Lebt hier, seufzt er, Elisiums Klage.
Nur ich lese an jedem Tage
Neber Ohren volle Maß."

Theodor Körner.

Trin Lee.

Wir liegen zu jedem alten Ärmel an;
Trin weiß zu jede alte Mat erfinden;
Er Arbeit thun ist sein Lust zu heilen,
Verlacht zu süß die große Schreiberbahn.

Nur treu kam auch sein Weib zu sei heran,
Ob sie sei Mann Mühl erkämpfen müssen.
Ach! wer vermag, mit Herbes Trauer zu richten?
Er Ehre Mannes war sein höchst Gut.

Es jungen sich zu Glück zwei Frauen,
Doch wie jene Liebe Mild zu himmelsmilde.
Er Arbeit Weg geht rasch zu seiner Schmerz!

Nur sahn sehn zu ihre Söhnen spannen:
Sie schlagen an; sie Mannt tritt ins Herz.
Nur treue sein Ziele liegt vor Tannen!

Wladimir Luk.

Die Verbannung Napoleons.

„Nun, laßt mir beiseit den Peter,
Daß er seine Zeitung lönte."
Also sprach Antreas Hofer
Zu dem barocken Gesichte.

Es betrat der stolze Hetling
Leichten Fußes die Parquetten,
Weißen Zimmet' Zierat und Prunklast,
Flimmerten die Epauletten.

„Komm' in meines Kaisers Namen,
Excellenz," Euch zu verhaften —
„Excellenz nicht bin ich, merk
Antreas Hofer nur geheißen."

„Nun wohin denn Antreas Hofer,
Heller Hohn mein Kaiserwort —"
„Fahret wie die leeren Lüfte,
Acht Euch kurz und gut — ich hör'."

„Ehr' und Reichthum Euch zu bieten,
Bin ich her zu Euch gefahren,
Denn mein hoher Herr hat gnädig
Seinen Zorn von Euch gewendet."

„„Ehr' und Reichthum vom Franzosen'
Nur, vom Munde von Polignac!
Mehr mir nun, doch weiter weiter,
Ihr begreift ungeheuer.““

„Zahlt, den Titel eines Marschalls,
Adelichen Schild und Krone
Hat Preußen auch, reich bemessen,
Euch zum Lohne.

Wenn Ihr Euch wollt unterwerfen
Nun die Waffen niederlegen,
Nur als Zeichen seiner Gnaden
Schickt er Euch Ehrenzeichen.“

„„Gehet hin zu Eurem Vater,
Der Euch hat bisher gefüttert,
Der will Futter, wie Ihr gelernet,
Nun statt Ruhm gewendet.

Gehet hin und sagt: der Corse
Ist kein Schurke' sagt nichts weiter,
Gehet, ich gib Euch bis zu Grunde
Euch're Schätzen als Begleiter.““

Hugo Graf Lamberg.

An seinem Grabe.

Hier an seiner Grabesstätte
Rufet: Heil dem Vaterland!
Dessen Volk die Flammenkette
Band mit deutscher Heldenhand.

Jahrelange tiefen Wunden
Immergrüne Kränze blüht,
Webet auch in deutschen Herzen,
Was ein tiefes Herz durchglüht.

Laß die Flammen nie verderben,
Edelmut, pflege Land und Lieb!
Tue ja deine nur nur werben
Herz um deutsch um Heldenlied.

Bertha Hoisel Thaler.)

Unser Ausflug.

Gestern hat versammelt
Vor seinem Hause am Land
Der Volksmann alle Männer
Vom Thal zur Schützenbank.

Hier in der tapfern Mitte,
Mit grünem Reis geschmückt,
Die Hand am breiten Gürtel,
Der Landwirth heimatlich blickt:

Auch steht er da vor Allen
In ragender Gestalt,
Das Haar von reichem Barte,
Der Männer Ehrfurcht, umwallt.

„Gott grüß euch, tapfre Männer
Von Hasel bis Zastrow!
Ihr Stamm der Cheruska,
Ihr seid's. Der Feind ist aus!

Schon steht im Land die Befreier,
Das kaiserliche Heer,
Schon flattert auf Tiroler Berzen,
Der in nicht heimisch mehr.

Genug haben die Schweine,
Die welschen, gewühlt im Land,
Nun ist gemacht ein Ende,
Drum, Männer, die Wehr zur Hand!

Wer von der Väter Zitte
Nun frisch auf zur Ehrjagd!
Ihr müssen vor Wut erliegen,
Erhalt der Herren sagt.

Unbändiges ſchlagt nieder,
Gefangenes quälet nicht!
Denn über unſere Feinde
Wir halten der Herr Gericht."

Der Landwirth ruft's, da jubeln
Die Schützen, und im Nu
Vier Kompagnien ziehen
Gerüſtet dem Haufen zu.

Da kommt des Wegs ein Alter;
Der ſpricht den Hofer an:
„Muß, Anderle, geh'n zu ſtreiten
Denn jetzt ein jeglicher Mann?"

„„Wer arme will, ruft Hofer,
Gezwungen wird keiner mit!""
Der Alte ſpricht: „Wenn's ſo iſt,
Dann zieh' ich auch noch mit."

Schon dunkelt's, da man rücket
Den ſteilen Berg hinauf,
Nun gegenüber ragt
Ein lichter Bergeskauf.

„Das iſt die Plattenſpitze,
Die glänzt auch in der Nacht,
Die rief, Andreas Hofer,
Einſt hat zur Welt gebracht.

Da sah ob dieser Spitze
Die Amm' ein Glanzgebilde,
Das zeigte gar hinunter
Zum Landwirthshauses Dache.

Das Bild war's einer Muschel,
Das keinem Frauen glich;
Was konnte das bedeuten,
Ach, Hofer, eben dich?"

Mit feierlicher Miene
Erzählte der Schlosplan,
Nur Hofer und Alle hören
Die Kunde staunend an.

Aloys Mages.

Andreä.

Wie er einst ins Thal, im Wetterstrahl,
Die heilige Bibel in der Faust,
Von schmählichen Ketten das Land zu retten,
Von den Bergen herabgebraust,
Wie er trutzig und kühl, den Feinden ein Schreck,
Zerschmetternd im Krieg, demüthig im Sieg,
Für Land und Kaiser stritt,
Und ein Opfer der Treue, in heiliger Weihe,
Zum Tode in Mantua schritt:

Auf dem Marmorblock, im Lorbeerkranz,
Mit dem Antlitz bieder und schlicht,
Steht der Held von Passeier, des Landes Befreier,
Und durch die Hallen bricht
Ein heller Schein. Es legt auf den Stein
Der Geist des Land's den frischen Kranz,
Und weit in Zeit und Raum
Erklingt die Kunde aus der Wiege Traum:
'S ist Hofer's Ehrentag.

Ist in flammender Noth der Himmel nicht roth,
Sind die gährenden Wetter im Bann?
Wie's die Alten zu Zeiten schalten im Streiten,
Ist der Enkel ein schlechter Mann?
Noch zäumt sich ums Land die zackige Wand,
Noch blüht aus dem Eis das Edelweiß,
Der Erben rankt sich noch traut
Um die Schloßruine, noch bricht die Lawine,
Was sich ihr entgegenbaut.

Von den Bergen herbei, wer im Herzen frei
Die heilige Flamme genährt.
Ihr Männer und Jungen, die Fahne geschwungen,
Die Faust mit dem Stutzen bewehrt.
Und die in der Fern' die Wiege des Herrn
In den Thälern tief zur Feier rief,
Auf Flügeln der Seele herbei,
Und zeiget den Manen auch wieder der Ahnen,
Ein Volk frei, einig und treu.

O führ' in den Stein heut Leben hinein,
Und gib ihn heraus das Grab,
Es schwelle die Stirne, wie Wellen am Riffe,
Er springe vom Sockel herab,
Und es rauschete fern wie Eichen Wehn,
Wie wo die Gemse auf geht,
Wo die Gletscher glänzen, hin an die Grenzen,
Wo der wilde Hahn balzt und blüht.

„Wach auf mein Land, hast schönen Stand,
Der gleissende Weis geht um —
Mein Schaf der Heerde, kein' handvoll Erde!
Schlag jeden Verräther nieder.
Wahr, keusch und stark sein Herz und Mark,
Sey' Gut und Blut mit jedem Muth
Für Fürst und Vaterland ein,
Die Reigen und Schlachten nur lassen sich knechten.
Titel, wenns gilt, schlag drein!"

Julius Mosen.

In Wanna in Banden

In Wanna in Banden
Die treue Hefer war,
In Wanna zum Tode
Führt ihn der feinde Schaar.

Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland ach in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering:
Der Tod, den er so manchermal
Vom Berg geschaut in's Thal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Hand' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit Euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Zauberer will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel ver,
Als man Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Der stand er fest auf der Planke,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen.
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich will,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein ganz Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Corporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ah, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein ganz Tirol!"

Johann Georg Obrist.

Der Andrä hat sich aufgemacht.

Der Andrä hat sich aufgemacht,
Es ging ihm nicht ums Geld,
Er fand den Feind und schlug die Schlacht,
Als Mann im offnen Feld.

Musketen hin, Musketen her!
Uns hilft der Stutzenlauf.
Ein sichrer Blitz aus sichrer Wehr
Nimmt's auch mit Baiern auf.

Wir kennen unser Land zu gut,
Das will nie fränkisch sein.
Abprallen soll der Uebermuth
An unsrer Burg von Stein.

Haubitzen her, Haubitzen hin!
Franzosen, gebt gut Acht!
Die Berge steh'n, die Wolken zieh'n,
Nur wir, wir halten Wacht.

Die Wolken fliegen. Felsengleich
Ist er gestanden da.
Da traf ihn jener Todesstreich
Im welschen Mantua.

Doch treu hat er sich aufgemacht,
Ist todt und lebt noch heut.
Nun wird voll Ehrfurcht sein gedacht
In Bild, in Schrift und Lied.

Und was am schönsten Heger malt?
Das ist sein schlichter Sinn,
Der, kräftig von ihm ausgestrahlt,
Uns Enkeln bringt Gewinn.

Paul A. Pfitzer.

Lage im Himmel.

Der Landwirth, der sie gut verstanden,
Wie man das Bild auf Alpen hegt,
Hat sich vom Streit mit Bölkerbanden
Zu Innebruck an den Tisch gelegt,
Um seine toten Schützen liegen
Der Rache würdig, statt vom Siegen,

Da regt sich's drängend in den Gassen
Vermischte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge fassen,
Herr Jung und Alt erwartet's schaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lobgedicht dem Landwirth bringen.

Doch er, der Vorder Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:
„Seht das, ich bin ein schlichter Schütze;
Und wenn ich selbst der Kaiser wär,
Ihr sollt't einen Höhern preisen,
Der uns beschützt, will's euch weisen."

Drauf faltet er die rauhen Hände,
Und betet auf den Knieen still,
Daß Gott der Siege Segen sende,
Viel tausend Seelen ein Gebet'
Die Kämpfer üben, und wenig Stunden,
Da strömt das Blut aus frischen Wunden.

Nur soll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das ist der Fluch von unsern Sünden,
Daß er, der fest am Glauben hing,
Verlassen starb den Tod der Schächer,
Nur fand nur treuen einen Rächer.

Doch nun der Landwirth ausgestritten,
Seit ihm die Kugel schlug durchs Herz,
Kränkt euch der Tod, den er gelitten,
Er aber schwang sich himmelwärts,
Nur sagt mehl, wo die Sterne blitzen
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

Adolf Pichler.

Welle.

Herrn und Knecht, im Siegesrausch, am roten blutige
Schlachtaltar:
Wer sterben wie Du, gehört zu den Helden des Volks!

Adolf F. Porinelli.

Zu Kaunus nach Innsbruck.

Im Himmel viel trübene Wolken hangen,
Kein Strahl verrieth sie, die nächtliche Spur
Der tapfern Treiber, die finstern Bangen
Erfüllen wollen gleichen Schaum.

So viele Jahre verwehrt und der Rächer
Schuf längst für den Corsen den Sarkophag,
Indeß Andrä Hofer, noch als ein Verbrecher
In weihloser Erde begraben lag.

Bis zur Mauer des Gartens glücklich gekommen'
Ein Pfeifen leis' in die Luft entschwant!
Ein Wackrer, der dieses Signal vernommen,
Der Hüter des Gartens, vor ihnen stand.

Seine Blendlaterne die Wege lichtet,
Vorsichtig Geschaufel vernimmt die Nacht.
Gar bald war das edelste Werk verrichtet,
Bald des Helden Gebein in die Heimat gebracht.

Vierzehn Jahre vergingen, ach! eh' man bereitet
Diesem Staube die vaterländische Rast.
Nun, wenn der Tiroler um Freiheit streitet
Und abwirft des Fremdlings verhaßte Last:

Dann weiß er begeistert ihn wieder zu suchen,
Den weihevollen Reliquienschrein,
Wo sich läßt am Besten dem Dränger fluchen,
Dort, wo ruhmvoll ruht des Sandwirts Gebein'

Dr. Gottlieb Putz.

Verhörung.

Bei seinem Vetter in Saltaus
Sitzt Hofer im Gespräche still:
„Nun Freund!“ klagt er, „ist Alles aus,
Ach, daß es Gott so haben will!
Ich bin nun nicht mehr Kommandant,
Hab' alle Leut' nach Haus gesandt.“

Da stürmt, den Stutzen in der Hand,
Ein Landsmann wild zur Thür herein
Und schreit: „„die Stutzen von der Wand.
Du mußt noch unser Führer sein!““
„Ich kann“, spricht Hofer, „nichts mehr thun,
Seid still, nun laßt die Waffen ruh'n!“

Der Stürmer schreit: „„Dir Spott und Schand'
Vom Volk, das heut noch kämpfen will.
Stets weiter rückt der Feind in's Land,
Und du sitz'st da, so taub und still?
Verrath, Verrath ist solches Thun,
Was sagst nun, laßt die Waffen ruh'n?

So sprichst du jetzt? du fingst es an,
Nun Anderle! so mach's auch aus!
Und willst du nicht, mir liegt nichts d'ran,
Daß dir zum Kopf meine Kugel sauß'!““

„Nun denn, gibt Gott sein Zeichen mir,
In Gottes Namen, kämpfen wir!

Ach Döninger! und mache schnell
Den neuen Aufruf an das Land,
Daß alles Volk zum Kampf sich stellt.
„Gott hat mir den Befehl gesandt".
Erhörtes Wort! das hat ein Held!
Zu Mantua sein Grab bestellt.

Widerhall.

Zu Mantua, auf der Bastei,
Zwölf Schüsse sind gefallen,
Und einer noch! den hört Tirol
Noch heute wiederhallen.

Sie tödteten den Wirth am Sand;
Sein Blut ist hingeflossen.
Für Gott und Fürst und Vaterland,
Ein Held hat es vergossen.

An seinem Grabe kniet Tirol,
Und legt d'rauf Kränze nieder;
Es denkt an Hofers Lebewohl,
Und weiht dem Helden Lieder.

Wilhelm Ritter v. Ratzenhofer.

Das Grabmal.

Fürsten umstehn uns fürstliche Frau'n Maximilians Grabmal,
Aber die Brust ist von Erz, aber das Grab es ist leer!
Deines o Hofer umschließt die Gebeine, gekehret zur Heimat,
Deines umstehen noch heut Männer mit Herzen wie dein's!

Albert Regent.

Ein dunkler Fleck.

Zu Mantua auf dem Walle,
Da ist ein dunkler Fleck,
Mag heiß die Sonne schauen,
Kühl Regen niederthauen,
Sie tilgen ihn nicht weg.

Zu Mantua auf dem Walle,
Da wächst kein grünes Gras,
Kein Blümlein mag entsprossen,
Von Himmelsluft umflossen,
Der Boden, blutig naß.

Zu Mantua auf dem Walle,
Da floß des Hofers Blut,
Er gab so treu ergeben,
Für's Vaterland sein Leben,
Die Seel' in Gottes Hut.

Ludwig Rellstab.

In der Wohnung.

Ehrfurchtsvoll betretet diese Hütte,
Wirthlich aufgebaut an Weges Rand,
Seht den Tisch, wie gastlich in der Mitte!
Fromm die Heiligenbilder an der Wand.

Ihren Schutz erbat' zu kühnen Thaten
Wohl der Wack're, der in jener Zeit
Hier mit Freunden oftmals sich berathen,
Die, gleich ihm, dem Tode sich geweiht.

Nur wie ernst sie saßen hier im Kreise,
Wie erhab'ner Gram ihr Herz durchdrang,
Tönte doch nach vaterländ'scher Weise
Angefüllter Becher Feierklang:

„Bringt's dem Kaiser, treue Kampfgenossen,
Weinet nur, es bringt Euch keinen Spott:
Männer sind wir doch, und fromm entschlossen
Fechten wir, und bau'n auf unsern Gott."

Laßt auch uns hier einen Becher leeren
Auf des Sandwirths Angedenken! Trinkt!
Und die Thräne soll uns nicht entehren,
Die in's Auge uns gewaltsam dringt.

Hermann Rollett.

Letzter Hauch.

Mit dreizehn Kugeln im Leibe lag
Der Hofer auf der Bahr',
Die trug man alsbald am Jammertag
Zur Messe an den Altar.

Ein Linnen bedeckte den Leib voll Blut
Des Helden, der muthig sank,
Im Sinken rufend: „O treffet mich gut!
Ich weiß es, wem ich's dank'!"

Und wie der Priester die Hände hebt,
O siehe das Linnen sich regt,
Nur schaudernd flüsterte: „Er lebt noch, er lebt!"
Und leis' auch die Brust sich bewegt.

Und leise regten die Lippen sich auch
Des Märtyrers für Tirol,
Das war des Sandwirths letzter Hauch —
Ach, Jeder verstand ihn wohl!

Friedrich Rückert.

Tirols Kommandant.

Aus Mantua von dem Wall
Komm' ich geschritten her,
Wo noch von meinem Fall
Ein Fleck ist blutig sehr:
Die Augen unverschlossen,
Von der Franzosen Hand,
Wär ich allda erschossen,
Als Tirols Kommandant.

Im Jahre, da man setzte
In Insurrektion
Tirol, das Schwerter wetzte
Für Oesterreichs Kaiserthron,
War ich es, den erkannten
Die Häupter der Partei
Als Tirols Kommandanten,
Daß ich's für Oesterreich sei.

O Oesterreich ich habe
Die Kommandantenschaft
Bewahret bis zum Grabe
Für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdrossen,
Daß als Verräther ich
Vom Feinde war erschossen,
Weil ich es war für dich.

O Oesterreich, ich habe
Die Kommandantenschaft
Bewahret auch im Grabe
Für dich mit treuer Kraft:
Muß auch mein Blut zerstieben,
Auf fremden Mauern wehl,
Im Tod bin ich geblieben
Kommandant von Tirol.

Ich hab' als treuer Hüter,
Nachdem ich längst erblich,
Behütet die Gemüther,
O Oesterreich für dich.
Als Geist bin ich geschritten
Stets hoch mein Haar hinweh,
Und habe unbestritten
Bewahrt in deine Burg.

Nun heut, da unser Hoffen
Gekommen ist zum Ziel,
Daß Tirol frei und offen,
Zurück an Oestreich fiel:
Hier von mir eingebändigt
Nimm hin das theure Pfand:
Heut ist mein Amt geendigt
Als Tirols Kommandant.

Nimm hin das Land der Treue,
Das dein von Anfang war,
Das dein jetzt ist auf's neue,
Und dein sei immerdar.
Aus meiner Hand ich thue
Den Kommandantenstab,
Ich gehe so zur Ruhe
Zufrieden in mein Grab."

Max von Schenkendorf.

Die Studenten.

Als der Landwirth von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre,
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille;
Wir sind all' dem Tode eigen!

Ich ließ nicht um eitle Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen:
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'schen Feind besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen;
Dieß sind meine besten Geigen,
Wenn die Augen betend glänzen
Wird sich Gott der Herr d'rin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dieß ist mir das liebste Carmen,
Gott schütz' edle Fürstenhäuser.

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe:
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen;
Gott allein kann uns beschützen."

Alois Schlern.

Das nächtliche Te Deum.

Was deuten die blutigen Feuer
In kalter Winternacht,
Ringsum auf vielen Gletschern
Von Geistern angefacht?

Was klingen so früh die Glocken
Im Echo durch's Land Tirol?
Die Leute rufen den Landsturm
Ihr Ferner kennt sie wohl.

D'rob springen in Berg und Thal
Die Riegel am Feinerhaus:
D'rob gährt's in finstern Schluchten,
D'rob schweigt der Ströme Gebraus.

D'rob steigen aus ihren Gräbern
Die todten Schützen herauf,
Es schwingen zwei Knochenhände
Die Fahne voran dem Lauf.

Am löch'rigen Hut die Feder,
Den Bart vom flücht'gen Gams,
Im Arm den rostigen Stutzen,
Das Pulverhorn im Wams.

So zieh'n mit lustigen Schritten
Die Burschen von Thal zu Thal
Von Nord und Süd nach Innsbruck,
Wer nennt mir der Schädel Zahl?

Und dort in der Klosterkirche
Wird's heller Kerzentag,
So gähnen die ehr'nen Bilder
Bei der zwölften Stunde Schlag.

Maximilian fasst die Waffe,
Die ihm an der Seite lehnt,
Und steigt vom Marmorgerüste,
Daß d'rob der Boden erdröhnt.

Die edlen Riesengestalten,
Die Fürsten vergangener Zeit,
Die wacker das Land geschirmet
In Unglück und in Streit,

Sie rütteln die Heldenglieder
Und steigen in's Schiff herab,
Und wandeln in langen Reihen
Die Hallen auf und ab.

Da naht aus dem Seitengange,
Vom Kaiser Max geführt,
Mit festem Schritt der Hofer,
Der fromme Passeierwirth.

Den Bart um die bleichen Wangen,
Das Aug' gen Himmel gewandt,
Die Büchse hängt von der Schulter,
Die Fahne wallt in der Hand.

Und auf der Brust sechs Sterne,
Vom röthlichen Glanz umflort:
Es haben dazu Knopflöcher
Sechs feindliche Kugeln gebohrt.

Da strömt bei den offnen Thüren
Verein der Schützen Schaar,
Speckbacher voran der Erste,
Wie er einst der Erste war.

Sie drücken dem alten Führer
Frisch jubelnd die Knochenfaust,
Und schwingen die Federhüte,
Die der Schlachtenwind zerzaust.

Da wallt es bunt durcheinander,
Die Zeus' und das Kaiserschwert,
Der Fürst ist seiner Schützen
Der Bauer des Fürsten werth.

Schon steht zum Dankgebete
Verrüstet der Altar,
Da tritt durch der Schützen Reihen
Ein verspätetes Schattenpaar.

Sie haben Marschallsleiter,
Verblichen im Grabe, an;
Sie drücken die Hand dem Hofer,
Einst hätten sie's nicht gethan.

Lefebvre und Fürst von Brede,
Sie kamen aus ferner Gruft,
Den Haß, am Aspl geboren,
Erstickte der Moderduft.

Da schallen die Trauertöne
Herab vom hohen Chor;
Es drängen die bleichen Schädel
Sich zum Altare vor.

Sie singen ein Te Deum
Zum Dank für den Heldentod,
Es färben sich ihre Wunden
Vom frischen Blute roth.

Sie beten um ewigen Frieden
Für's wüste Vaterland,
Sie beten für's Haus Oestreich
Und seinen Herrnstand.

Doch bleibt im Knochengedränge
Ein Priesterschädel leer,
D'rauf liegen, vom Blute rostig
Ein Säbel und Kreuz die Quer.

Der Schimmel wird von den Schützen
Dem Haspinger aufbewahrt,
Den sich für spätere Ernte,
Der Knochenmann gespart.

Dies ist das Nacht Te Deum,
Das die Schützen jedes Jahr
Vereint in der Klosterkirche
Am zwanzigsten Februar.

Heinrich Stieglitz.

Das Standbild.

Er hat gesiegt! Nicht der Erfolg entscheidet,
Den Zwingherrlaune, oder Pöbelwahn
Mit flücht'gen Beifalls Faschingstracht bekleidet,
War stets der Sieger auf der Heldenbahn,
Der mit der Zuversicht der stillen Kraft
Zum Ziele dringt, sei's Lebens oder Sterbens
Der Menschheit ewig junge Palme erwerbend.

Er hat gesiegt! So rein blüh'n wenig Palmen,
So laut erklingen wenig Siegespsalmen.
Als das Gebet des Volks an Hofers Gruft.
Drum aber schwimmet auch jenseits Kluft
Des Hehren nur des Niedern. Großer Kaiser,
O Maximilian, zu Hehr und Weiser,

Den ich im Geiſt hier weh'n und walten ſehe,
Du fühlſt geehrt dich durch des Bauern Nähe
Und reichſt aus deinem feſten Eiſengitter
Die Hand zum Druck dem ebenbürt'gen Ritter.

Johann Gabriel Seidl.

Ein ſchlichter Held.

Im Sand im Thal Paſſeier,
Da lebt ein ſchlichter Mann;
Frug um die Welt gar wenig,
Trieb was ein Bauer kann.

Oft jagt er über'n Zaunen
Sein Sammreß wohlgemuth
Und dachte nicht an's Raufen,
Und dachte nicht an Blut.

Da brach in's Land das Feuer,
Des Kampfes Noth herein,
Da fiel auch in's Paſſeier
Blutroth ſein Wiederſchein:

Da wühlt's in allen Herzen,
Wie Wuhr- und Lahnenſturz;
Der Freie läßt nicht ſcherzen,
Er will und handelt kurz.

K. K. PHILOSOPH. STUDIEN

Die Hirten ſteh'n zuſammen:
„Der Hofer führt uns an!“
„„Nun! Habt Ihr keinen Beſſern
So ſtell' ich meinen Mann!““

Der Hofer war der Rechte,
Die Freunde fühlten's gut,
Brannt Ihnen auf den Brennern
Der Kopf in voller Gluth.

Ward dreimal auf dem Iſel
Für ſie ein ſchlimmes Spiel,
Als wie ein Steingerieſel
Die Saat der Kugeln fiel.

Der Hofer war kein Prahler,
Vollzog's auf Ja und Nein:
„Thut's, oder laßt es bleiben,
Ich kann nicht üb'rall ſein!“

Und als er ſaß zu Innsbruck,
Umjauchzt von ſeinem Land,
Auch in der Gnadenkette
War's noch der Mann vom Sand.

Er rief, zu Gott gewendet
Sein redlich Angeſicht:
„Ich werd' Euch nicht verlaſſen,
Verlaßt auch Ihr mich nicht!“

Da war ſein Stern geſunken,
Da ſchlich Verrath ihm nach,
Da ward der Held gebunden,
Sein Ruhm befleckt mit Schmach.

Der Feind konnt' ihn nicht ſehen,
Den Hauptmann mit dem Bart;
„In vierundzwanzig Stunden
Sei er mir eingeſcharrt!“

Zu Mantua früh Morgens
Geht auf das Kerkerthor:
„Ade! du ſchönes Leben,
Leicht kommt der Tod mir vor.“

Zu Mantua früh Morgens,
Da ſtehen auf dem Wall'
Zwölf finſtere Soldaten,
Das Rohr geladen all'!

„Faßt mir die Augen offen,
Sah oft in's Aug' dem Tod!
Mit Gott! Zielt gut! Gebt Feuer!
's hat mit dem Treffen Noth.“

Da lag er in dem Sande
Der ſchlichte Held vom Land;
Dort reicht der letzte Ritter
Ihm grüßend ſchon die Hand.

Karl Stieler.

Zu Defreggers Bild.

Da traußten gehn d' Trummeln
Und d' Luft is wia Blei;
Jetzt führen s' ihn außi,
Dort kimmt er vorbei.

Und eh'n bei der Stieg'n
Da warten s' all' samm,
An die Krucka, am Knie'n,
Die zu ihm g'standen ham.

Die packt na bei'n Arma,
Beim G'wand, bei die Händ;
I kennt d' Mander derbarma,
Wie er s' wieder derkennt,

Die Manner — die alten!
Die laßn'a nit 'na;
Wie s' ihn bitten und halten:
„Laß uns geh'n — bleib da!"

Er aber sieht drinna,
Pfeilgrad unter d' Leut —
Jetzt weiß er's erst inna,
Was 's Sterben bedeut'!

Und nur mit die Augen
Sagt er: „Alle b'hüt Gott" —
Waaß er wirkli zum Sterb'n?
Und thaat 's Leben so weth!

Es is d'Heamat verderbt;
Er kann nimmer dazu;
Und kann nimmer helfa —
Unser Herrgott, hilf Du!

Jetz' führen s' ihn aussi
Zum Pulver und Blei!
No' (ch) drei Vaterunser —
Und all's is vorbei

Karl v. Thaler

Die Gnadenlette.

Ein Stern erglänzt in dunkler Nacht,
Dem deutschen Volk zu melden:
Geschlagen sei die Hellschlacht,
Tirol befreit und Frankreichs Macht
Zerschellt an Felsenhelden.

Die Kunde flog zum Donaustrand,
Da ward bei Hof beschlossen

Ja senden rasch in's Alpenland
Des Kaisers Dank dem Wirth vom Sand
Und seinen Kampfgenossen.

Nach Innsbruck kam der Cavalier,
Wie man's ihm aufgetragen.
Er frägt: Wo wohnt der Hofer hier?
„Geht in die Burg, sein Hauptquartier
Hat dort er aufgeschlagen."

Der Hofer hielt im Fürstensaal
Von seinen Treu'n umgeben,
Berathung jetzt beim Weingenuß,
Der sich den mächtigen Pokal
Mit Wein aus Etschlands Reben.

Doch eh er auch mit regem Fleiß
Die traur'ge Kehle feuchtet,
Die schwere Jacke macht ihm heiß,
Er wirft sie ab und blüthenweiß
Sein Hemd vom Arme leuchtet.

Da meldet ihm die Ordonanz,
Ein Tartscher aus Passeier:
„Herr Kommandant, vom Kaiser Franz
Kommt Einer her in vollem Glanz;
Ihr seiner Ehrgeizer."

„Nun", sprach der Landwirth, „laß ihn ein;
Er sei mir gut bekannt!"
Doch als der Hofmann schmuck und fein
Den Saal betrat, ward er zu Stein
Vor Schrecken fast verwandelt.

Denn sitzen bleibt in stolzer Ruh'
Der Hofer ohne Zagen,
Er läßt ihn stehn und nickt ihm zu:
„Grüß Gott, Herr Graf, was hast denn du
Vom Kaiser mir zu sagen?"

Da ruft, verletzt durch solchen Ton,
Der Mann der Etiquette:
„Erhebt euch Landwirth, seht den Lohn,
Den Kaiser Franz euch schickt vom Thron,
Die gold'ne Gnadenkette."

Der Hofer aber rührt sich nicht,
Er streicht den Bart bedächtig,
Dann röthet sich sein braun Gesicht
Und als er nun die Antwort spricht,
Dröhnt seine Stimme mächtig:

„Die Kette hängt mir um und sag'
An Wien, was du vernommen:
Daß ich mit treuem Dank sie trag',
Bis meines Lebens letzter Tag
Durch Gottes Rath mir kommen

Dem Kaiser reich' ich Gut und Blut
Im Siegen und Verlieren;
Doch in Tirol, das merk' dir gut
Du Schreiber, der so wichtig thut,
Hab' ich zu kommandiren!"

P. Laurenz a. Br. Ehöny.

Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland!

„Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland!"
So ruft der Held Tirols zum ersten Mal;
Das Echo hallt und schallt von Thal zu Thal:
„Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland!"
Und Hofer nimmt den Stutzen in die Hand,
Bestreitet mit geringer Streiterzahl
Den Feind, der starrt in Eisen und in Stahl,
Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland.

Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland
Der Edle streitet, leitet, bringt sogar
Sein Gut und Blut, sein Lebensopfer dar
Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland
Tirol, bleib fest, sieh treu, wie Hofer stand!
Wie Hofer kämpfe stets, du rother Aar,
Wie Hofer weihe dich am Weihaltar
Für Gott, für Kaiser, für das Vaterland!

Victor Amlant Ritter v. Frankwell.

Tirols Waffenschmiede.

Folgt mir in's Oetzthal! Wo sich zwieseln
Zwei Thäler, dort liegt Zwieselstein.
Die Matten grünen, Bäche rieseln,
Wie einst im Achtzehnhundert neun.
Doch damals zogen Hirten, Hämmer
Zerstreut, von Hirten nicht bewacht;
Laut auf den Ambos schlugen Hämmer
Und Essen flammten durch die Nacht.

Die Hirten, Jäger, Bauern, Pfaffen
In tiefverborgner Felsenkluft
Alltags hämmerten gewebte Waffen,
Zu kämpfen, wenn der Landwirth ruft.
Und wo das Felsgestein sonst Büchsen
Die silberhellen Perlenbäche bot,
Wuchs Eisenwehr aus spreizten Büchsen,
D'rum lag für Feinde sicherer Tod.

Die Feilen kreischen, Hämmer pochen,
In Wasser zischt glühheißer Stahl,
Alltags ward kein Sterbenswort gesprochen,
Doch tausendstimmig klang's zumal.
Im Chor erklang die Eisensprache,
Ein ehern Wort war jeder Schlag:
Dem Feinde schwöret blut'ge Rache!
O komme, der Vergeltung Tag!

Da jagt heran ein Hirtenbube,
Der athemlos vom Berge flieg.
Der Lärm verstummte, starr im Kuhe
Blieb jeder Arm, der Hammer schwieg.
„Der Landwirth ruft! Verlaßt die Gegen,
Der Landwirth ruft! Zum Kampfe fort!“
Bewegt, erregt sich Alle drängen,
Und trinken rasch jedes Wort.

Auf, auf! die blutgetränkten Spähne
Als Kampfruf schwimmen schon im Bach!
Ergreift die Büchsen, zieht die Zähne
Dem Feinde rächt des Landes Schmach!
Vorwärts! am Ausbruch euch versammelt:
Voraus schon ging der Normannen!
Zum Jun die Völker sind versammelt.
Vorwärts! die Büchsen schnell zur Hand!“

Hurrah! Erschallt es laut aus lauter,
Stolz jeder Schmied als Schütze schritt
Wie sehr auch seiner Büchse traut er,
Den Hammer nahm noch Jeder mit
Erlöschen sind wohl bald die Essen,
Doch in den Herzen brennt es heil.
Das Hämmern werden nie vergessen,
Nicht Rad, nicht Meister, nicht Gesell.

Bei Innsbruck wurden Alle Schmiede,
Es war im Blüthenmonat Mai,
Sie hämmerten in Reih und Glied:
Drauf auf verhaßte Tyrannei.
Sie schlugen Bairn und Franzosen,
Der Inn vom tollen Feinden schwoll
Viel freien blutge Heldenreihen,
Gerettet aber war Tirol.

Des Sieges Jubel durch's Gewölbe
Der Kämpfer schäumend wogt und rauscht
Da ruft vom tannenumkränzten Hügel
Der Landwirth: schweigend jeder lauscht.
„Euch, meinen braven Waffenschmieden
Gelang's, der Sieg, weil flieht der Feind!
Doch für die Tapfern, die im Frieden
Nun ruhen, beten wir vereint!

Und beugt die Knie, hoch zu preisen
Tirols allmächt'gen Waffenschmied!
Seht hin, da sich'n in weiten Kreisen
Die Bergeshöhen, Glied an Glied.
Das sind der Ahnen starke Garben,
Und hüten jetzt des Landes Zinn;
Drum rauscht dem, der sie erhoben
Zu unser theuren Heimat Schutz!"

Guido v. Unterrichter.

Dein Namen.

Der schwarze Tod der fränk'schen Legionen
Lag auf Europa schwer, wie Wetternacht;
Es war die Zeit, wo Völkern und den Thronen
Am Nacken stieg des Usurpator's Macht.

Da strahltest Du, den Gott dazu erkoren,
Du erster Mann! wie Alpenglüh'n am Schleern.
Der Freiheit Herz, ein Siegesmeteor,
In dunkler Nacht der erste lichte Stern.

Dein Roland schwang sein Schwert, der Mann von Rinn,
Und alle deine kampfbewährten Mannen,
Der Etsch und Rienz, vom Eisack, Drau und Inn,
Ja alles schwor Verderben dem Tyrannen!

Im ganzen Land und fast in jedem Strom
Schwamm Botschaft auf der Flut vom Berg zum Thale:
Wie loderten auf jedem Bergesdom
Um Mitternacht die flammenden Signale!

Das ſichre Rohr, tiroler Schwert und Spieß
Mäht hin die Sieger von den Pyramiden:
Der Adler Frankreichs ſank, wie Er's verhieß:
Der Feind fleht in der Kaiſerburg um Frieden!

Verrathen warſt dem Feind du nur: Brigant,
Dein Tod, er rächte ſeine eigne Schmach;
Allein als Held verehret dich dein Land,
Das die verhaßte Fremden-Herrſchaft brach.

Ja Hofer! Deine Wiege ſtand im Sand,
Doch Sand von Blut geröthet, war Braut,
Der den Tiroler mit dem Heimatsland
Verbindet feſt und treu, wie Mauerkitt.

Auch unſer Land iſt jetzt im Sand gebettet,
Der Strom verſchüttet unſer Heim und Haus,
Doch ſo wie du des Landes Ehr' gerettet,
So graben wir die Heimath wieder aus!

Viel' fremde Brüder lieben unſern Stamm
Sei Ehre, Hofer, deinem edlen Namen,
Wir bauen wieder neu und feſt den Damm,
Der Sehn bewacht die Gräber ſeiner Ahnen!

Ungenannte.

Volkslied.

Ach Himmel, es ist verspielt,
Ich kann nicht länger leben,
Der Tod steht vor der Thür,
Will mir den Abschied geben.
Mein' Lebenszeit ist aus,
Womit hab' ich's verschuld't?

Hier liegt mein Säbel und Gewehr
Und alle meine Kleider,
Ich bin kein Kriegsmann mehr,
Ach Himmel ich bin leider,
Ich bin verlassen ganz
Von meinem Kaiser Franz.

Die großen Herrn im Land
Die sind mit mir verfahren!
Sie bringen's noch so weit,
Bis man mich thut begraben.
Tilgt Haß und Ketzerei
Und macht den Landwirth frei.

Die Hauptstadt in Tirol,
Die haben sie mir genommen,
Es ist kein Mittel mehr
Dieselbe zu bekommen,
Es ist kein Mittel mehr,
Kommt's nicht von oben her.

Mich General vom Land,
Den führen sie in gefangen,
Meinen harten blutigen Schweiß
Hat man nicht angenommen;
Sie führen mich aus dem Land
Mit größtem Spott und Schand.

O trauervolle Zeit,
Was wird daraus noch werden,
Die Waffe ist schon hier,
Erschossen muß ich werden.
Es ist schon lang bekannt,
Im ganzen römischen Kaiserland.

O große Himmelsfrau,
Auf die ich noch vertraute,
Weil du in unserm Land
Dein' Wohnung hast gebauet,
O Himmelsfrau, ich bitt,
Verlaß den Sauwirth nit!

Text zu einem lebenden Bilde: „Hofer's Auszug" im Theater zu Posen 1821.

Die Trommel und die Pfeife
Schallt mächtig durch das Thal,
Der Landmann greift zur Wehre,
Er kennet das Signal.

Er sagt mit bangem Herzen
Den Seinen Lebewohl,
Reißt blutend sich vom Weibe,
Ihn ruft sein Land, Tirol.

Die treue Büchs' im Arme,
Die Feder auf dem Hut,
So geht der Schütz zum Kampfe
Und opfert Gut und Blut.

Und in der Schützen Mitte,
Den Säbel in der Hand,
Zieht aus dem finstern Thore
Der biet're Wirth vom Land.

Der facht voll Gottvertrauen
Den Muth der Seinen an,
Im Pulverdampf zu stehen
Bis auf den letzten Mann.

Den Schwur, den ſie ihm geben,
Die Treue bis zum Tod,
Sie werden ihn auch halten,
Wenn Kaiſer und Land in Noth.

Und wie nun in die Lüfte
Die Adlerfahne ſteigt
Und rings das Volk am Wege
Den Helden Kindern zeigt,

Da mochte Niemand ahnen,
Daß einſt im fremden Land
Die Kugel wird empfangen
Des Landes Kommandant.

L. heilt dem Land Tirol!

Vom Himmel ſah hernieder Andreas Hofer jetzt,
Da hat ihm eine Thräne die Wange wohl benetzt;
Es blutete ſein treues Herz,
Weil er da ſah in Noth und Schmerz
Sein ſchönes Land Tirol.

Die Hände that er falten und hub zu beten an:
„O heil'ge Mutter Gottes, woll'ſt unſer'm Land dich nah'n.
Sieh unſ'rer Thäler große Zahl,
Verwüſtet ſind ſie allzumal
Im armen Land Tirol."

Drauf kam der alte Blücher, der war ihm wohlbekannt,
Er sprach nur wenig Worte und drückte ihm die Hand.
„Im deutschen Reich vergißt man nicht,
Daß Helfen hier ist Christenpflicht
Dem Bruderland Tirol.

Une kennt' man dir nicht danken, so wie du es verdient,
An Kindern und an Enkeln wird heut' die Schuld gesühnt.
Im Unglück standet ihr uns bei;
Sag' nicht, die alte deutsche Treu'
Hilft jetzt dem Land Tirol!"

Da hat der alte Sandwirth die Thräne schnell zerdrückt,
Une feurig hat nun wieder sein Heldenaug' geblickt:
„Das war ein Trost im herben Schmerz,
Schlägt so wie deins jed' deutsches Herz,
Dann hoff', mein Land Tirol!"

Volkslied.

Frisch auf, frisch auf, Tirolerbua,
Geh, richt dir jetzt dein Stutz'n zua;
Hast du ihn nit im Hause mehr,
So hol ihn nur vom Wald daher.

Franzes'n und Bayern, kommt nur herein,
Wir wöllen euer Begleiter sein;
So lang mir hab'n Pulver und Blei,
Bleib'n mir dem Kaiser Franz getreu.

Der Kaiser Franz, der bleibt uns wohl,
Das wissen mir alle in Tirol;
Drum hab'n wir uns auf neu erwählt
Den Hofer zum Kriegsheld!

Den Hofer zum Kriegsheld!
Als Anführer ist er bestellt in's Feld!
Er lebt noch, er lebt noch
Im Passeier auf einem Joch.

Von dorten kemmt er glei herver
Mit lustigem tiroler Corps;
Er fangt a wieder z' schlag'n an
Und schwingt auf's neu die Kriegsfahn.

Tiroler streiten für's Oesterreicher Haus
Und zeichnen sich als Siegar aus,
Damit sie werden einst befreit
Von ihrer harten Dienstbarkeit.

Miloran Vukovitz.

In der Hofkirche.

Im hohen Dom' zu Innsbruck steht
Ein Denkmal aus behau'nem Stein,
Wer einmal in die Halle geht,
Ihn zieht es wieder oft hinein.
Es stellet einen Heil'gen dar,
Den heiligsten der ganzen Schaar,
Der heilig ist für alle Zeit,
Den ganz Tirol hat eingeweiht,
Den Andreas Hofer.

Der Warmer, makellos und klar,
Ist wie die Firnen blendend weiß,
Des Helden Leben auch so war,
Wie seiner Gletscher reines Eis.
Ein Landmann von der Martinswand,
Der sinnend vor dem Bilde stand,
Der sprach zum Söhnchen an der Hand:
„Vertheidige auch du das Land
Wie Andreas Hofer.

In seiner Rechten hält er fest
Die heil'ge Fahne von Tirol,
Der Schütze kam von Ost und West,
Zu kämpfen für des Landes Wohl.

Sie stürzten auf die Feinde all,
Wie donnernder Lawinen Fall,
Ihr Schuß das Herz verfehlte nie.
Und jubelnd beugten sie das Knie
Vor Andreas Hofer."

Wenzel Wanhart.

Oest'reichs Falke.

Ein Falke blickt zürnend vom Alpenthron
Zum Strande der Etsch hernieder;
Er ruft seine Brüder mit mahnendem Ton,
Denn rings in den Bergen spreizt, wie zum Hohn,
Der gallische Hahn sein Gefieder.
Ihr kennt wohl den zürnenden Falken schon?
Es ist Oest'reichs kühner, getreuester Sohn!

Nun stürzt sich der Falke mit feurigem Muth
Dem fränkischen Hahn entgegen;
Er ringt um der Freiheit gefährdetes Gut,
Es fließet in Strömen feindliches Blut
In Schluchten, auf Wegen und Stegen.
Ihr kennt wohl den ringenden Falken schon?
Es ist Oest'reichs kühner, getreuester Sohn!

Schon hält wohl der Falke sein Werk vollbracht,
Da gilt es auf's neue zu kämpfen;
Er schleudert nun Steine mit furchtbarer Macht
Hinab in der Pässe schaurige Nacht,
Den Blutdurst des Feindes zu dämpfen.
Ihr kennt wohl den grimmigen Falken schon?
Es ist Oest'reichs kühner, getreuester Sohn!

Zum Opfer bald fällt d'rauf der Tyrannei
Der Falke, verkauft und verrathen;
Doch dringt auch in's Herz ihm das mordende Blei,
Sein Aug' sieht im Geist die Heimat noch frei
Vom Nachspiel so grau'voller Thaten.
Ihr kennt wohl den sterbenden Falken schon?
Es ist Hofer, Oest'reichs getreuester Sohn!

Beda Weber.

Verklärung.

Begeist'rung hat mich dir gesandt,
Vernimm mein hochlieb Vaterland!
Vom Ortler lass' die Flamme lodern,
Dein Hofer kann die Flamme fodern.
Die Knechte, die im Staube modern,
Im Siegessturme hingerafft,
Sie zeugen dir von Hofers Kraft.

Der Hirt auf deiner Felſenwand
Sitzt, liederlos, o Vaterland!
Verſtummet iſt dein Alpenreigen,
Die Wind' auf deinen Felſen ſchweigen,
Denn Hofer will im Tode zeugen,
Auf Fremdlings Fluren hingebrannt
Zeugt er im Tod für's Vaterland!

Der Freie fürchtet keinen Tod,
Ihm glänzt er auf wie Morgenroth.
Der Held auf ſeinem letzten Gange,
Im Herzen iſt ihm nimmer bange,
Der freie Mann im Feſſelzwange,
Voll Jubel ſei er dir genannt:
Dein Hofer ſtirbt, o Vaterland!

Ihr Sterne grüßt mit Sphärenton
Von eurer Bahn den Alpenſohn!
Ihr ſeid den Irriſchen gewogen,
Den ewig runden Himmelsbogen
Jahrtauſend ſchon im Sturm geflogen.
Doch keinen ſahl ihr noch ſo kühn,
So edel auf den Kampfplatz zieh'n.

Erhebe dich, o Schützencorps!
Und hebe ſtolz das Haupt empor!
Nicht ewig kann der Korſe hauſen,
Mit ſüßem wolluſtvollen Grauſen
Vernehm' ich ſchon des Heerzugs Brauſen,

Im dumpfgebrochnen Wiederhall,
Zerſchmetternd kracht der Rieſenfall.

Und aus des Morgens lichtem Thor
Bricht dir der Freiheit Roth hervor,
Des Völkerkrieges Donner ſchweigen,
Mir ſchallt entgegen Sennerreigen,
Und Iſel darf den Sieg bezeugen
Und Hofer ſchwebet frei und ſchön,
Verklärt auf ſeinen Felſenhöhn!

Er hebt mit Thränen ſeine Hand,
Um dich zu ſegnen, Vaterland!
Und deine Urgebirge beben,
Die heiß erfocht'nen Sieg' umſchweben
Sein Haupt mit ihrem blut'gen Leben,
Und tauſend Stimmen werden wach
Und jubeln deinem Sieger nach:

„Wie ſtrahlſt du im Verklärungsglanz,
O Märtyrer des Alpenlands!
Du haſt um deiner Heimat Hütten,
Ein Löwenherz, im Kampf geſtritten
Und für das Recht den Tod erlitten,
Deß preiſet dich, o ſtarker Held!
Im Wonnerauſch die Alpenwelt.

Der lebenswarme Jünglingschor
Fliegt rauſchend aus dem Thal empor,

Voll kühner, heimatlicher Schöne,
In Luftgebraus der Freudentöne
Begrüßen dich die Noblerſöhne,
Die Knaben ſelber ſtimmen ein:
„Der ſtarke Held muß Hofer ſein!“

Ein Greis erhebt aus alter Zeit
Die Bundesfahne, Gott geweiht,
Und voller brauſen Schützenlieder.
Die hoch entflammten Landesbrüder,
Sie ſinken alle dankend nieder,
Begeiſtert ſchwebt den Inn entlang
Im Adlerflug der Feſtgeſang:

„Wie biſt du auf den Felſenhöh'n
O Märtyrer ſo blutig ſchön!
Der freie Kampf iſt ausgerungen,
Die Heimat keiner Schmach verdungen,
Der Friede hat ſie eingeſungen,
Deß preiſet dich, o ſtarker Held,
Im Wonnerauſch die Alpenwelt!“

Alfred Weiß.

Richterspruch.

Ueber die ewigste Treue saß einst die Gewalt zu Gerichte,
Aber das richtende Wort sprach die Geschichte erst aus.

Dr. Alois Weißenbach.

Hofers Schatten.

Am Huldigungstage dem 31. Mai 1816.

Welch Strahlenmeer hat von dem Himmelsbogen
Sich um die Felsenwände hergezogen,
Die Gott als Wehre um Tirol gesteckt!
Ist denn die Sonne endlich aufgegangen,
Den Boden in Europa zu umfangen,
Den nicht die Schuld der Zeiten hat befleckt?

Und immer höher wogen Glanz und Flammen,
Und mit dem Himmel rinnt die Welt zusammen:
Zum Sterne wird mein liebes Heimatland!
Und von den Bergen, drauf ich mich geschlagen,
Seh' ich nur mehr die Giebelzacken ragen!
Ha! winken mir die Finger dieser Hand!

Und Volksjubel brauset in den Lüften
Und rüttelt wonneschauerig in den Grüften

Die Schatten ſelbſt auf fremder Erd' empor!
Tirol! Tirol! ich habe dich vernommen;
Zu deinem höchſten Feſte ſoll ich kommen,
Und führen ſoll ich deinen Reblerchor.

Biſt du es, Bote meines Vaterlandes,
Der von den Höh'n hernieder ſeines Standes
Dreimal im Kreiſe nun mein Grab umzog?
Der Aar iſt's, der, als mich die Mutter wiegte,
Mir um die Bruſt den Fittig ſchirmend ſchmiegte
Und heim mit meinem letzten Herzſchlag flog!

Wir kennen uns aus jenen blut'gen Tagen,
Wo ich von Fels zu Felſen dich getragen.
Und als von Schild und Fahne dich die Gier
Der Geier wegzuſchreckt von dieſen Bergen
Und ich geächtet ſtand vor meinen Schergen,
Da trug ich dich in meiner Bruſt bei mir.

So darf ich jetzo mich mit dir erheben
Und heimwärts über die Gebirge ſchweben,
Frei iſt der Schatten, und der Bann iſt aus!
Die Zeit iſt neu, wir beide ſind die Alten;
Wir haben mit einander ausgehalten,
Und mit einander gehen wir nach Haus!

Die heim'ſchen Alpen grüß' ich und den Brenner,
Auf dem der Bund ſich der tirol'ſchen Männer

Inmitten aller Feinde ewig flocht;
Die Schaar der Ritter in dem Todtenhemde,
Das deutsche Häuflein, das allein der Fremde
Auf Herrmanns Erbgut nicht hat unterjocht.

Und auf dem Iselberge sink' ich nieder!
Mein Kaiser, meine Berg' und meine Brüder,
Sie steh'n, eins in dem andern hoch verklärt!
Jahrtausend, rede! hast du je gesehen,
Der Erde Höchstes so beisammen stehen?
Ha! die drei Größen sind einander werth!

Grüß' Gott, mein Kaiser! sieh! du lässest jeden,
Der glaubet, hofft und liebet, zu dir reden,
Und ganz Europa nimmt dich bei der Hand!
Auch drüben gilt der Namen Franz nicht minder,
Und aus den Gräbern rufen dir noch Kinder,
Und eines ist der treue Wirth vom Sand.

Vernimm! der Herr hat deinen Thron gezimmert,
Und echt ist, was in Oest'reichs Krone schimmert;
Doch ewiger gefaßt, als das Gestein
Tirol, ist nichts im Kaiser-Diademe,
Und wenn der Sturm es zehnmal wieder nähme,
Du weißt, es setzt sich selber wieder ein.

Und ist der Sohn der Alpen hier geboren,
So hat er auch zu Oest'reich schon geschworen,

Mit jenen Lerchen nur fliegt dieſer Aar.
Hier lernen Herzen reden vor dem Munde;
Und wie ſie ſchwören? Antwort, ew'ge Runde!
Ihr Berg'! iſt einer, der nicht Zeuge war?

Auch mein Werk gilt! Ich bin dabei geweſen;
Die Weltgeſchichte darf und wird es leſen,
Was hier der Blutzeug' von Paſſeyer ſpricht:
Mein Vaterland hat keinen Sohn und Erben,
Der werth nicht wäre, meinen Tod zu ſterben;
Sein Herz kann brechen, ſeine Schwüre nicht.

Sie ſind bewährt, die heute dir geſchworen!
Viel haben ſie ertragen und verloren,
Das Feuer fraß, die Kette hat geklirrt!
Die Mütter ſahen Säuglinge ermorden;
Doch ſeit der Kaiſer Fürſt und Graf geworden,
Ihr — ſieh ſie ſtehen! — herrlich auch der Hirt.

Jetzt heim, o Männer, ſollt ihr betend gehen!
Ihr habet euren Kaiſer noch geſehen,
Und ſchöne Zeiten geh'n mit euch! Lebt wohl!
Ihr werdet friſch erblühen, ich muß modern;
Nichts als das Eine hab' ich noch zu fodern:
Franz! eine Schaufel Erde von Tirol!"

Alexander Graf v. Württemberg.

Heimführung der Gebeine.

Zu Mantua am Hochgericht,
Wen mag der Hügel bergen?
Kennt ihr den Sünder nicht,
Den dort begruben die Schergen?

Andreas Hofer modert dort,
Den sie erschossen haben,
Weil er der Freiheit sprach das Wort;
Der ruht am Stein der Raben.

Verdammte Franken! Daß sein Blut
Euch einst verderben möge,
Und eines deutschen Volkes Muth
In Schmach und Staub euch zöge!

Zu Mantua am Hochgericht,
Wer klimmt dort von den Zinnen
Des Walles? Ist's ein Truggesicht?
Verwegenes Beginnen!

Tiroler Jäger sind's, fürwahr!
Die steigen ohne Zagen
Herab, als gält' es nicht Gefahr,
Wie von der Luft getragen.

Bald hat erreicht der Fuß den Grund,
Sie ſind zur Grabesſtelle.
Den Hügel küßt der Krieger Mund,
Ihr Auge wird zur Quelle.

Zu Mantua am Hochgericht
Suchen in Schutt und Steine
Die Jäger auf aus Kindespflicht,
Des Märtyrers Gebeine.

Nicht ſoll im fremden, welſchen Land
Des Helden Aſche modern;
Es ſoll dem tapfern Wirth zum Sand
Hell die Erinn'rung lodern.

So gruben ſie in finſt'rer Nacht
Mit blankem Bajonette,
Gar bald der Leichnam ward gebracht
Aus ſeinem kühlen Bette.

Aus Mantua das Bataillon
Zieht ab im Heimatsdrange;
Doch hallt der Hörner lauter Ton
Nur ernſt im Trauerklange.

In kurzem, abgemeſſenen Tritt
Zogen ſie auf der Straßen,
Der Zug gar düſter fürder ſchritt,
Man hörte nicht ſingen, ſpaſſen.

Jedweder eifert, um ein Stück
Von dem Gerippe zu tragen.
Noch keinem Helden gab das Glück
Solch einen Leichenwagen.

Ein Bollwerk gegen welsches Land
Starrt ihnen bald entgegen,
Der Alpen steile Riesenwand
Mit kühn gewundnen Stegen.

Wie hat der Jäger tapf'res Herz
Laut in der Brust geschlagen,
Als sie den Helden alpenwärts
Zu Berge nun getragen.

Die alten Gletscher flammten Gluth
Aus ihren greisen Mienen;
Den Sandwirth grüßten, roth wie Blut,
Mit Donner die Lawinen.

Andreas Hofers Gebeine.

„Vergossenes Blut kann nicht ruhen."

Die Thatsache, daß die Gebeine des Helden von patriotisch gesinnten österreichischen Offizieren im Garten des Pfarrhauses in der Citadelle zu Mantua Nachts ausgegraben worden sind, um sie nach der blutgeweihten Erde Tirols zu bringen, ist bekannt, wohl auch besungen worden. Nichts destoweniger ist die Art und Weise, die einzelnen Details der Thatsachen, die sich bei der Ausgrabung ergeben haben und die an dieselbe für die betheiligten Personen geknüpften Folgen, noch in ein Dunkel gehüllt geblieben.

Namentlich ist dies der Fall, bezüglich eines Handbillettes, das der Kaiser Franz in der Angelegenheit an seinen Hofkriegsrath gerichtet hat. Durch einen besonderen Umstand begünstigt, kann ich dasselbe hier authentisch mittheilen, zugleich mit der Allerhöchsten Entschließung, die der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ludwig als Alter Ego dem Hofkriegsrathe zugehen ließ.

Das Handbillet lautet:

„Lieber Feldmarschall Graf Bellegarde!

Aus den Anlagen werden Sie ersehen, wie sich einige Offiziere des Meinen Namen führenden Jäger-

regimentes beikommen ließen, ganz eigenmächtig und ohne von ihrem Bataillons- oder Regiments-Kommando eingeholten Befehl und ohne allem (!) höherem Vorwissen beim Durchmarsch durch Mantua die Gebeine des dort begraben gewesenen bekannten Tirolers Andreas Hofer ausgraben zu lassen und solche mit sich zu führen. Was nun diese Gebeine betrifft, so hat das Tiroler Gubernium bereits die Weisung, was hiemit zu geschehen habe, erhalten. Allein es ist keineswegs gleichgiltig, daß sich die Offiziere ohne Vorwissen und Erlaubniß ihrer Obern, somit eigenmächtig eine Handlung erlaubt haben, die, wie sie es nach ihrer nachherigen Meldung selbst fühlen, keineswegs gleichgiltig war. Um aber auch künftig allen Willkührlichkeiten kräftig vorzubeugen, finde ich hiermit Ihnen aufzutragen, gegen diese Offiziere nach den Gesetzen allsogleich vorgehen zu lassen und Mir seinerzeit anzuzeigen, was hiernach wegen selben geschehen ist. Nach geendigtem Gebrauche sind diese Akten Meinem Oberkanzler Grafen Saurau zuzustellen.

Wien, 31. Jänner 1823. Franz."

Der Präsident des Hofkriegsrathes berief unverweilt eine Sitzung ein, die unter dem Vorsitze des Hofkriegspräsidenten und Generals der Cavallerie Freiherrn v. Stipsicz statt fand. Gegenwärtig waren die Hofkriegsräthe Feldmarschall-Lieutenant Freiherr v. Mecséry, Generalmajor Freiherr Radoschevich von Radosch und die Hofräthe v. Tekel, Ritter

von Hitzinger, Drahtschmidt, als Referent, Dembscher und Wolf Edler v. Wolffenburg.

Von diesen Herren wurde eine strengste Untersuchung eingeleitet und das Resultat derselben in folgendem „Allerunterthänigsten Vortrage“ dem Kaiser mitgetheilt:

„Euere Majestät haben unterm 31. Jänner d. J. folgendes Allerhöchste Handschreiben an den Hofkriegsrath zu erlassen geruht:“

(Dasselbe, oben mitgetheilt, wurde verlesen und fährt der Vortrag fort:)

„In Gemäßheit dieses Allerhöchsten Befehls wurden dem allgemeinen Militär-Appelazionsgerichte die herabgelangten Akten zu dem Ende mitgetheilt, um den Feldmarschall-Lieutenant Baron Fenner, als zweiten Regimentsinhaber anzuweisen, gegen die betreffenden Offiziere sogleich nach den Gesetzen vorgehen zu lassen, und das Resultat unter Rückstellung dieser Akten dem Obergerichte vorzulegen, welches sodann dasselbe unaufgehalten anher zu überreichen habe.

Hierüber hat nun das allgemeine Militär Appelazionsgericht mittelst Berichts vom 12. vorigen Monats die bei dem gedachten Regimente wider die betreffenden Offiziere deshalb abgeführten Untersuchungs- und Erkenntniß-Akten nebst seinem diesfälligen Referate anher vorgelegt. Die Offiziere, die sich dieser Unternehmung schuldig machten, sind:

1. Eduard Freiherr v. Sternbach, von Sterzing in

Tirol gebürtig, 34 Jahre alt, katholisch, verheirathet, Vater von 4 Kindern, seit 1. November 1805 dienend, wirklicher Hauptmann und Maria-Theresien-Ordens-Ritter.

2. Johann Rumpelmayer, von Königgrätz in Böhmen, 32 Jahre alt, katholisch, ledig, seit dem Jahre 1809 dienend, wirklicher Hauptmann.

3. Alexander Chevalier de Ragueville, von Regensburg in Baiern, 38 Jahre alt, katholisch, ledig, seit dem Jahre 1805 dienend, wirklicher Hauptmann.

4. Joseph Schön, von Innsbruck in Tirol, 29 Jahre alt, katholisch, ledig, seit 1808 dienend, Oberlieutenant und

5. Georg Hauger, von Freyburg im Breisgau, 29 Jahre alt, katholisch, ledig, seit 1816 dienend, Unterlieutenant.

Dieselben waren noch nie in einer gerichtlichen Untersuchung verfangen, und sind in ihrer Montirung mit Ausnahme des in einigen Rubriken nur mittelmäßig beschriebenen Schön, gut und sehr gut geschildert.

Die in Frage stehende That haben diese Offiziere sämmtlich unter folgenden Umständen eingestanden:

Als das aus Italien nach Tirol zurückkehrende 1. Bataillon des Kaiserjäger-Regiments am 9. Jänner dieses Jahres zu Mantua Rasttag gehalten, seien sie Abends im Wirthshause zufällig zusammengekommen, bei welcher Gelegenheit das über militärische Gegen-

ſtände und über die Rückkehr nach Tirol geführte Geſpräch den Anlaß gegeben, ſich des Andreas Hofer zu erinnern, wobei insbeſondere Lieutenant Hauger bedauerte, Hofers Grabmal, da er unter ihm 1809 gedient, nicht geſehen zu haben. Da ſodann von einigen aus ihnen auch erinnert wurde, daß das ehemalige Fenner'ſche Jäger Corps höheren Orts die Bitte wegen Behebung und Ueberbringung der Gebeine des Hofer aus Mantua nach Tirol geſtellt und dieſe damals nicht ganz verweigert, ſondern deren Realiſirung nur auf günſtigere Zeiten verſchoben worden ſei, habe ſich ihnen der gegenwärtige Zeitpunkt, nämlich ihre Anweſenheit in Mantua, plötzlich als den zur Ausführung geſchickte Augenblick dargeſtellt, und ſie ſeien daher auf der Stelle, ohne eigentliche Verabredung und ohne daß ſie den erſten Wortführer angeben könnten, einig geworden, die Ausgrabung der Gebeine des Hofer ſogleich zu bewirken, ſolche mit Vermeidung aller Unkoſten, unter Anhoffung nachträglicher höherer Genehmigung nach Tirol zu bringen, und dort in einem geweihten und vaterländiſchen Boden beizuſetzen. In dieſer Abſicht hätten ſie ſich ſämmtlich um halb 10 Uhr Abends mit einigen, zu dieſem Ende vom Oberlieutenant Schön herbeigeholten, mit den zum Graben verſehenen Werkzeugen verſehenen Jägergemeinen zum Pfarrer in die Citadelle begeben, und nachdem ſie an ſeine Hausthüre angeklopft, und ſich zu erkennen gegeben, gegen ihn den Wunſch geäußert, Hofers Grab-

mal zu ſehen; worauf der Pfarrer die Hausthüre aufgemacht, und ſie in ſeinen Garten, wo ſich dieſes Grabmal befand, geführt habe. Hier hätten ſie nun dem Pfarrer ihren Wunſch, die fraglichen Gebeine zu beheben, eröffnet, und auf deſſen Erwiderung, ob ſie hiezu auch die Erlaubniß haben? entgegnet: die Zeit ſei zu kurz, um ſolche einzuholen, da ſie ſchon am andern Morgen ihren Marſch fortſetzen müßten. Dagegen habe der Pfarrer auf ihre Frage, ob die Erde geweiht ſei? zur Antwort gegeben: es ſei ſein Gedanke, und auf ihre weitere Frage: ob er ihnen nicht einige Kubikklafter dieſer Erde überlaſſen wolle? gelächelt; was ſie, da er auch wirklich ſchwieg, als ſeine Einwilligung angeſehen und das Ausgraben, nachdem der Pfarrer noch den Mann gehelt, welcher Hofers Leichnam begraben, ſogleich begonnen hatten. Währenddeſſen habe ſie der Pfarrer auf ſeinem Zimmer mit Wein bedient, und ſich mit ihnen bald in dieſem Zimmer, bald beim Ausgraben aufgehalten. Als endlich die Gebeine vorgefunden worden, hätten ſie ſolche in eine Kiſte geſammelt, aus dieſer zu Trient in eine auf ihre Koſten verfertigte Urne gelegt und mit dieſer, ſo wie mit dem vom Pfarrer über die Identität dieſer Gebeine am Morgen ihres Abmarſches auf ihr Verlangen ausgefertigten Zeugniſſe, auf höheren Befehl dem Kreisamte zu Bozen übergeben. Demungeachtet hätten ſie gleich nach der That ihre Uebereilung eingeſehen, ſo hätten ſie doch ſchon am Morgen des Abmarſches hievon dem Bataillons-Kommando die

mündliche und zu Verona sodann die schriftliche Meldung gemacht. In dem Augenblicke des Entschlusses wären ihnen nur die Verdienste Hofers um das Vaterland und die ihm dagegen und seiner Familie und seinen Streitgenossen von Euer Majestät zu Theil gewordene Belohnung gegenwärtig gewesen und indem sie daher durch die Ausgrabung nur ihre treue Anhänglichkeit an den Allerhöchsten Thron an den Tag zu legen glaubten, sei ihnen nicht beigefallen, daß sie ihrer Handlung wegen eine Mißdeutung zu befürchten hätten; wohl aber hätten sie selbst nach der Hand der Hoffnung gelebt, daß ihnen verziehen werden würde, besonders als die Behebung der Gebeine nicht aus einem öffentlichen Ruheorte, sondern aus dem Privatgarten des Pfarrers geschehen sei, die Zeit, um ihren Wunsch höheren Orts zu melden zu kurz gewesen, und ihr Entschluß nur der Entschluß eines Augenblicks, folglich nicht einer überlegten Beredung, daher auch keine absichtliche Uebertretung eines Gesetzes gewesen sein. Ja! sie seien in der Ausführung ihres Vorhabens durch die Aeußerung des Pfarres: daß Eure Majestät bei Besichtigung des Grabmals Hofers Ihre Verwunderung geäußert, daß dessen Reste nicht schon nach Tirol gebracht wurden, noch mehr bestärket worden. Uebrigens bürge ihre Konduite und ihr Betragen dafür, daß sie nur aus den reinsten Absichten, ohne Willen zu fehlen, die sich ergebene schickliche Gelegenheit ergreifend, gehandelt hätten.

Die von den Untersuchten über ihr Unternehmen an das 1. Bataillons-Kommando unterm 10. Jänner dieses Jahres von Verona aus erstattete Meldung ist folgenden Inhalts:

„Durchdrungen von dem Gedanken, bei der Rückkehr nach Tirol beim Durchmarsche in Mantua die Ueberreste des allda am 20. Februar 1810 von den Franzosen erschossenen Tiroler Milizen-Anführers Andreas Hofer ins treue Vaterland mitzunehmen, und gedrängt von der Kürze der Zeit, faßten Gefertigte Abends am 9. Jänner a. c. den raschen Entschluß, die noch versündigen Gebeine des Verewigten in dem Garten des Pfarrers in der Citadelle von Mantua auszugraben und mitzunehmen, was auch ausgeführt ward. In diesem Entschlusse seien sie noch mehr bestärkt worden, daß schon wirklich im Jahre 1814 von dem damaligen Fenner'schen Jäger-Corps sich hohen Ortes um die Erlaubniß, die Ueberreste Hofers auszugraben, verwendet, diese Verwendung aber nicht mißbilliget, sondern nur zur Ausführung auf günstigere Zeiten verwiesen wurde. Da nun diese eingetreten, so glaubten sie aus reiner Anhänglichkeit für Fürst und Vaterland, und weil es auf rasche Ausführung des Entschlusses ankam, diese That ohne Verwissen der Vorgesetzten ausführen zu können."

Das Bataillons-Kommando beförderte diese Meldung an das Regiments-Kommando und dieses an das Tiroler-Landes-Gubernium, wodurch dann Euer Ma-

jestät zur Allerhöchsten Kenntniß des Geschehenen gelangten.

Außer diesen Aussagen der Untersuchten kommen noch jene des Pfarrers von der Citadelle di Porto, Antonio Bianchi, dann der bei der Ausgrabung zugegen gewesenen Zeugen, nämlich des Handelsmannes Joseph Turina und des Landsmannes Joseph Tori vor. Die Aussage des Pfarrers stimmt mit jener der Untersuchten hinsichtlich der geschehenen Veranlassung zur Ausgrabung insoweit überein, daß ihn die Offiziere darum höflich angegangen hätten; weichet aber in der Hauptsache davon insoweit ab, daß die Offiziere auf seine Frage, ob sie zur Ausgrabung ermächtigt seien? bejahend geantwortet, und die Bürgschaft für die Folgen auf sich genommen hätten. Mit Hinsicht auf diesen Umstand und den weiteren, daß mehrere Offiziere und Soldaten zugleich seine Wohnung betreten, daß einer der Soldaten am Eingange seiner Wohnung stehen geblieben, und daß die übrigen mit den zum Graben nöthigen Instrumenten versehen gewesen, habe er, Pfarrer, keinen weiteren Widerstand geleistet, besonders da die Soldaten ohne weiteres zu Werke geschritten seien. Der Festungswächter habe zur Beförderung des Ausgrabens, weil die Erde gefroren gewesen, auf Verlangen der Offiziere einige Brechstangen hergeliehen. Von diesem Wächter habe sich Zeuge in Gesellschaft dieses Offiziers zu dem Joseph Turina und Joseph Tori begeben, und beide aufgefordert, der Ausgrabung

beizuwohnen, damit die Offiziere versichert seien, daß wirklich nur die Gebeine des Generals Hofer ausgegraben werden. Beide hätten sich auch dabei, so wie der Knecht des Turina, Domenik Perfraneschi und Anton Agasti, welchem das Grabmal Hofers bekannt gewesen, eingefunden. Ein mit den Offizieren angekommener Militärarzt habe die einzeln ausgegrabenen Gebeine gesammelt, die dann die Offiziere in einem, von ihm Zeugen hiezu auf ihr Verlangen gegebenen Sacke fortgebracht hätten, nachdem ihnen Zeuge auf ihr Verlangen ein Zeugniß über die Identität dieser Gebeine auszufertigen versprochen habe, welches auch am folgenden Morgen ausgefertigt worden sei. Die Aussagen der Zeugen Turina und Tori stimmen mit jenen des Pfarrers bezüglich auf ihre Anwesenheit ganz überein, und sie seien der Ausgrabung beigezogen worden, um den ihnen bekannten Ort der Ruhe Hofers ebenfalls anzugeben, und die Offiziere von dieser Seite noch mehr zu versichern, weil besonders Tori als damaliger Knecht des Erzpriesters Borghi der Beerdigung des erschossenen Hofer beigewohnt habe. Hierüber gab nun Auditor Mika des gedachten Regimentes, welcher diese Untersuchung leitete, folgende Meinung ab:

„Die Untersuchten hätten als Absicht und Zweck ihres Unternehmens den Wunsch angegeben, Hofers Gebeine im vaterländischen geweihten Boden niederzulegen. Diese Absicht sei mit Hinsicht auf die Vor-

liebe für gedachte Erde und Land möglich, und eine andere, besonders eine auf ein bestimmtes Uebel deutende aktenmäßig nicht vorhanden.

Allein die in der Ausführung sich zeigende Gesinnung erscheine als schuldbar, weil die Bewilligungseinholung vorsätzlich unterlassen, und zur Durchsetzung des Vorhabens eine Unwahrheit, nämlich die Beihabung der Erlaubniß behauptet worden. Die versetzliche Unterlassung der Bewilligungseinholung erweise sich aus der Meldung der Untersuchten, wo sie sagten: daß es auf eine rasche Ausführung des gefaßten Entschlusses angekommen. Hiedurch stelle sich eine Eigenmächtigkeit dar, deren Umfang aber bei Nichtvorlage der früheren, dem Fenner'schen Jäger Corps gegebenen Entscheidung nicht vollständig, doch dahin ermessen werden könne, daß hiedurch von den Untersuchten ein, ihnen bekanntes aufschiebendes Gesetz verletzet worden. Dieser Verletzung seien dieselben geständig, und sie erscheine durch die gegen den Pfarrer behauptete, halb erwiesene Unwahrheit als erschwert; dagegen aber durch die tags darauf erstattete Meldung als gemildert. Die gute, ja ausgezeichnete Konduite der Untersuchten verdiene im Rechtswege keine Rücksicht, und der Charakter als Subalterner könne beim Oberlieutenant Schön und Unterlieutenant Hauger zu ihren Gunsten nicht berücksichtiget werden, weil nach Artikel 11 der Theresiana das bloß gutheißende Zuthun eines Vorgesetzten bei einem überschweren Verbrechen gar nicht,

und in andern Fällen nicht so leicht die Schuld verringern könne, im vorliegenden Falle aber nur allseitige freiwillige Mitwirkung eingestanden werde, welche eben es sei, die bei Subordinations-Verletzungen die Thatqualifikation zu der, obwohl bei diesen Offizieren nie denkbaren Konspiration steigern können, und weil sie, nämlich die Mitwirkung dieser zwei subalternen Offiziere um so leichter hätte unterlassen werden können, da die That außer allen Zug auf den Militärdienst gestanden. Die Untersuchten seien daher der gegen ein, wiewohl blos aufschiebendes, verbietendes, und den Militärdienst nicht betreffendes Gesetz gerichteten, mithin nach dem Sinne des zweiten Kriegsartikels allerdings strafbaren Uebertretung schuldig, und daher Hauptmann Rumpelmayer und Oberlieutenant Schön als diejenigen, welche von der als Gegenstand dieser Uebertretung genannten Entscheidung seit ihrer Dienstzeit im Fenner'schen Jäger-Corps eigene Wissenschaft gehabt, und die also auch als Urheber der gegen den Pfarrer behaupteten Unwahrheit angesehen werden könnten, mit einem etwa sechswochentlichen und die übrigen mit einem etwa einmonatlichen Profosen-Arreste zu bestrafen."

Der Kommissions-Präses, Major Schmeling trug bei den Hauptleuten auf einen dreimonatlichen, bei dem Oberlieutenant Schön auf einen zweimonatlichen und bei dem Lieutenant Hauger auf einen einmonatlichen Profosenarreste an; indem er versicherte: „Die Hand-

lung sei nicht das Ergebniß des Augenblicks gewesen, da nach Aussage des Hauptmannes Baron Sternbach das Vorhaben schon beim ersten Durchmarsche durch Mantua im Jahre 1821 gefaßt und doch nach der Hand die Bewilligung hiezu nicht eingeholt worden. Die Untersuchten hätten für den Fall die Wichtigkeit und Folgen ihrer eigenmächtigen Handlung, möge es ihnen klar gewesen sein oder nicht, im letzteren Falle leichtsinnig und im ersteren zugleich vorwitzig gehandelt, hiedurch die schuldige Ehrfurcht gegen Vorgesetzte verletzet, und dem großen Körper, dem sie angehören, ein Beispiel der Indisziplin gegeben. Der subalterne Offizier habe sich hier übrigens an die Autorität des höheren Ranges höchst wahrscheinlich angereihet, und sei daher auch minder strafbar.

Die Hauptleute Rosmini und Baltarini, aus welchen noch die Kommission bestanden, trugen bei den Hauptleuten auf einen sechswöchentlichen und bei den Lieutenanten auf einen vierwöchentlichen Profosenarrest an, indem sie überzeugt wären, „daß die Untersuchten bei ihrem Unternehmen die Folgen nicht ruhig überdacht, und diese erst nach der Hand, wie ihre Meldung zeiget, nicht verkannt hatten. Abgesehen die reine Absicht, welche die Untersuchten geleitet, sei die Handlung selbst als Uebertretung der höheren Befehle und Umgehung der Vorgesetzten strafbar, und wenn auch keiner als positiver Urheber derselben angegeben werden könne; so wäre doch von den Hauptleuten, als

Männern von längerer Dienstzeit und Erfahrung, eine ruhigere Ueberlegung zu erwarten gewesen, daher sie auch gegen die Untergebenen strafbarer erscheinen.

Der Regimentsinhaber, Feldmarschall-Lieutenant Baron Fenner begleitete den Untersuchungs-Akt mit der Bitte um Rücksichtsnahme zu Gunsten der Untersuchten an das Obergericht ein, und bei diesem referirte hierüber der Appellationsrath Resel folgendes:

„Ueber das Formale dieser Untersuchung sei zu erinnern.

a. Da Euer Majestät gegen die Beschuldigten nach dem Gesetze zu verfahren angeordnet hätten und da nach Vorschrift des Reglements gegen Offiziere die Aburtheilung mittelst rechtlichen Erkenntnisses, noch weniger also mittelst Gutachtens für keinen Fall Statt habe; so hätten auch die Untersuchten kriegsrechtlich behandelt werden sollen.

Die in den Akten vorkommende Bemerkung des Auditors: daß die kriegsrechtliche Behandlung nicht genehmigt worden, sei nicht ausgewiesen, nicht dargethan.

Allein selbst bei einer gutächtlichen Behandlung wie es

b. nicht nöthig, für jeden Untersuchten ein eigenes artikulirtes Verhörsprotokoll anzulegen.

c. Hätten die Untersuchten über die Aussage des Pfarrers: daß sie die Erlaubniß zur Ausgrabung vorgeschützt, allerdings konstituirt werden sollen, in-

dem das Erschleichen der Einwilligung von Seite des Pfarrers das Vergehen erschwert haben würde, wenn es sich bestättiget hätte.

d. Auch der angeblich der Ausgrabung beigewohnte Feldarzt und die beigewohnten Jäger, von welchen der Oberlieutenant Schön den Jäger Rufner namentlich anführe, seien zu vernehmen gewesen und es falle auf, daß nach der auf dem Aktenstücke sub S vorkommenden Bemerkung des Auditors, die Vernehmung des Arztes verweigert worden sein soll;

e. für Begründung des Thatbestandes wäre von dem Identitätszeugnisse eine vidimirte Abschrift ad acta nachzutragen und

f. habe der Auditor in dem Gutachten einen bestimmten und nicht einen etwaigen Strafantrag machen sollen. Ad Materiale bemerkte der gedachte Appellations-Referent folgendes:

Wenn die Gebeine eines Todten eigenmächtig von hiezu Nichtberechtigten ausgegraben werden; so geschehe es entweder mit Aergerniß in böser Absicht, oder aber ohne bösen Vorsatz und allenfalls auch in löblicher Absicht, um nämlich, wie hier der Fall sei, den Ueberresten des Verstorbenen auf geweihten vaterländischen Boden die letzte Ehre zu erweisen.

Der erstere, hier nicht vorhandene Fall werde in der Theresiana, Artikel 73 § 11 unter den Verbrechen

der öffentlichen Gewalt subsumirt, und der zweite nur im Allgemeinen ohne Rücksicht auf den Stand des Thäters dargestellt, müsse also gelinder und milder beurtheilt werden.

Die Religionsgebräuche, die Sitte und die auf die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe abzweckenden polizeilichen Vorschriften verbürgen den Ueberresten der Abgestorbenen die Ruhe in ihren Gräbern und es könne also die Entscheidung, ob und unter welchen Formen und Förmlichkeiten die Gebeine eines Verstorbenen aus seinem Grabe zu beheben seien? um an ihnen ein Verbrechen zu bestrafen, oder ein Verdienst des Verstorbenen zu belohnen, nur der über die Aufrechthaltung der Religionsgebräuche, der Sittlichkeit und der innern Ruhe wachenden Regierung zustehen. Jede eigenmächtige Störung der Ruhe der Verstorbenen, selbst in sonst löblicher Absicht, durch unberufene und unberechtigte Individuen sei demnach ein strafbarer Exceß, und in diesem Falle befanden sich allerdings die Untersuchten, indem sie die Gebeine des Andreas Hofer eigenmächtig, ohne Wissen der Regierung, ja selbst ohne Wissen ihrer unmittelbaren Vorgesetzten ausgegraben und weggeführt hätten. Die Untersuchten hätten sich hiedurch gegen die bestehenden höheren Vorschriften überhaupt, welche die Offiziere für jeden Exzeß verantwortlich machen, gegen die Reglements-Vorschriften, und weil Verbrechen und Vergehen auch durch Unterlassung des Gebotenen verbreitet wurden, auch gegen

den Anhang des zweiten Kriegsartikels vergangen, nach welchen Gesetzen die Verehrung der Grundsätze, welche zu einem moralischen Lebenswandel führen, empfohlen, und die Untergebenen in ihren Handlungen der Leitung ihrer Vorgesetzten untergeordnet, und ihnen in aller Fällen die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen angewiesen werden. Indessen werde nach Anordnung der Gesetze jedes Vergehen aus der Gefahrde und dem bösen Willen des Thäters abgemessen, und dieser müsse der Richter bei Ausmaß der Ahndung bestimmen. Eines eigentlichen unmittelbaren bösen Vorsatzes seien die Untersuchten weder geständig, noch lasse sich ein solcher Vorsatz aus der Handlung selbst, mit Hinsicht auf die hiebei geäußerte Absicht der Thäter ableiten; denn ihre Absicht, um nämlich die Ueberreste eines um Fürst und Vaterland hochverdienten Mannes in der geweihten vaterländischen Erde beizusetzen, sei löblich gewesen, und noch löblicher die Folgen dieser That selbst, indem Euer Majestät durch die so feierliche als ehrenvolle Beisetzung der Gebeine Hofers den Manen dieses Abgeschiedenen für seine Treue und seine Opferung Ihren Dank gebracht und Ihre Zufriedenheit bezeichnet haben. Es liege also das Böse und das Sträfliche der Untersuchten nur in der eigenmächtigen und willkührlichen Realisirung ihres Entschlusses. Denn Eigenmächtigkeit und Willkühr verletze die Pflichten und untergrabe die Disciplin des Militärstandes. Inzwischen sprächen auch hierinfalls zu Gunsten der Un-

terſuchten im Rechtswege die Umſtände: daß ſie den plötzlichen, augenblicklichen Einfall arglos, ohne böſe Abſicht auf der Stelle verfolgt, daß ſie hiedurch, da die Realiſirung in der Stille der Nacht, vor wenigen hiezu erſuchten Zeugen geſchehen, gar kein Aergerniß gegeben, und daß ſie die Gebeine aus einem damaligen Privatgarten des Pfarrers behoben, folglich hiebei keinen geheiligten Ort verletzet, und daß ſie endlich im Gefühle ihrer geſchehenen Uebereilung die That gleich darauf ihren Vorgeſetzten angezeigt hätten. Demnach trat der Appellazions-Referent im Rechtswege der in dem Kommiſſions-Gutachten geäußerten Meinung der Hauptleute Rosmini und Vallerini bei, daß nämlich die Hauptleute Baron Sternbach, Chevalier von Rogneville und Rumpelmayer mit Bezug auf die angeführten geſetzlichen Vorſchriften mit einem ſechswöchentlichen, Oberlieutenant Schön und Unterlieutenant Hauzer aber mit einem vierwöchentlichen Profeſſenarreſte abgeſtraft werden ſollen; weil es allerdings richtig ſei, daß die drei erſteren, als Männer von längerer Dienſtzeit und Erfahrung und auf eine höhere Stufe der Charge geſtellt, gegen die in der Regel an ſie angewieſenen Subalternen ſtrafbarer als dieſe letzteren ſeien, und weil der Grund, aus welchem der vortragende Auditor den Hauptmann Rumpelmayer und Oberlieutenant Schön für die mehr ſtrafbareren halte, theils nicht dargethan, theils auch nicht entſcheidend ſei, indem die Hauptleute Baron Sternbach

und v. Rogueville und Lieutenant Hauger, welche vor der Ausführung des gedachten Entschlusses durch den Hauptmann Rumpelmayer und Oberlieutenant Schön von der im Jahre 1814 angeblich auf bessere Zeiten verschobenen Ausgrabung der Gebeine Hofers in die Kenntniß gekommen, nichts mehr und nichts weniger, als Rumpelmayer und Schön von der Sache gewußt haben.

Da indessen die Akten für die Untersuchten im Wege der Gnade mehrere wesentliche Umstände darwiesen, als:

1. ihre durchaus gute und zum großen Theile vortreffliche Konduite,

2. die Fürsprache ihres Regimentsinhabers, Feldmarschalllieutenant Baron Fenner,

3. die Landsmannschaft des Hauptmannes Baron Sternbach und des Oberlieutenants Schön zum verstorbenen Hofer, dann die von Lieutenant Hauger unter dessen Kommando zugebrachte Dienstzeit, wodurch die Anhänglichkeit an ihn, und der Wunsch, ihm die letzte Ehre zu erweisen, in ihnen um so lebendiger geworden sein mochte, als

4. nach der Hand Euer Majestät Allerhöchst Ihrer kaiserlichen Großmuth, Gerechtigkeitsliebe und den Gefühlen Ihres Herzens folgend, den auf Veranlassung der Untersuchten ins Vaterland gebrachten Ueberresten des denkwürdigen Allerhöchst Ihnen bis in seinen Tod treu gebliebenen Mannes das Grabmal unter den Denkmälern Ihrer Ahnen mauern ließen, und in diesem

Akte der Gerechtigkeit und Großmuth schon zum Theil auch die Verzeihung zu Gunsten der Untersuchten ausgesprochen hätten.

In Beziehung auf diese lindernden Umstände stellt der Appellationsreferent im Wege der Gnade den Antrag dahin: daß die 3 Hauptleute mit einem sechstägigen, und die 2 Lieutenants mit einem dreitägigen Hausarreste, unter strenger Verweisung ihrer Eigenmächtigkeit bestrafet werden sollen.

Diesem Antrage stimmte das ganze Obergericht per unanima bei.

Gutachten.

Nach vorläufiger Erwähnung, daß in Anbetracht der von einigen der untersuchten Offiziers angeregten Angabe, als ob bereits im Jahre 1814 die Erlaubnis zur Ueberbringung der Gebeine Hofer's nach Tirol beim Hofkriegsrath angesucht worden wäre, weder bei der zu Stadel-Enzersdorf existirenden Central-Erläuterungs-Kommission noch in den hofkriegsräthlichen Registraturakten die geringste Spur vorgefunden wurde, erachtet diese treu gehorsamste Justizabtheilung über die vorliegenden Verhandlungen nachstehendes bemerken zu müssen. Unter den das k. k. Militär bindenden Strafgesetzen werden im § 11 des 73. Artikels der Theresiana einzig und allein die Handlungen jener als Verbrechen und zwar der öffentlichen Gewalt erkläret, welche die Gräber der Todten mit Aergerniß verun

ehren und erbrechen, die Gebeine höslich hin- und herwerfen, oder die todten Körper berauben, oder sogar etwas von den todten Körpern oder Gebeinen wegnehmen.

Von all diesen berührten gesetzwidrigen Handlungen haben sich jedoch die diesfälligen Offiziers nicht eine derselben zu Schulden kommen lassen, sondern es gehet aus dem aktenmäßig Erhobenen vielmehr hervor, daß sie die blos in einem Garten des Pfarrers ruhenden Gebeine des um sein Vaterland und das allgemeine Beste Euer Majestät hochverdienten Tirolers und zum Theil ihres Landsmannes Andreas Hofer durch diese ungeweihte Grabstätte nicht zureichend geehrt achteten und daher beschlossen hätten, dieselben an sich zu bringen, um sie in sein und ihr Vaterland und in demselben zugleich in eine geweihte Erde ehrenvoll und verdientermaßen zu bestatten.

Gleichwie dieser Wunsch bloß Zeuge vom Patriotismus und von einem mit hoher Achtung durchdrungenen Gefühle selbst noch für die Reste eines Mannes ist, der nebst persönliche Tapferkeit, insbesondere durch äußerste Thätigkeit und Betriebsamkeit, dann unerschütterliche Anhänglichkeit für das Beste seines Landesfürsten sich auszuzeichnen wußte, mithin dieser Wunsch in keiner Hinsicht als sträflich erscheint; ebenso kann man diesen Offiziers wohl keineswegs zu einem wirklichen Verbrechen anrechnen, weil sie den Besitzer dieser Gebeine um derselben Ueberlassung für die Erreichung

und Erfüllung ihres Wunsches ersuchten und baten. Denn war ihre Bitte, ungeachtet der solcher zum Grunde gelegenen besten Absicht, doch den Rücksichten für die öffentliche Ordnung nicht angemessen, so hätte der Besitzer dieser Gebeine dieser Bitte auch nicht willfahren sollen, indem er als Erzpriester der Pfarrkirche wohl am ersten und besten hätte einsehen, dann ermessen sollen, ob einem derlei Gesuche zu willfahren sei oder nicht? Allein selbst dieser Erzpriester Anton von Bianchi bekannte in seiner gerichtlichen Vernehmung: daß er die Hinwegführung dieser Gebeine der Vaterlandsliebe und der Achtung, welche die Offiziers für den verstorbenen Generalen (wofür Andreas Hofer früher in Italien anerkannt wurde) gehabt, zugeschrieben habe, und welche Achtung von vielen tausend Soldaten und auch sonst ansehnlichen Personen durch die häufigen Besuche seiner Grabstätte dergestalt an den Tag gelegt wurde, daß ganze Soldaten-Truppen herbeikommen, welche betend bei diesem Grabe auf ihre Knie niedersanken. In dieser Aeußerung ist nun leicht der Grund aufzufinden, warum dieser Erzpriester sich mit der bloßen Angabe dieser Offiziers begnügt haben solle, als ob sie zur Ansichbringung dieser Gebeine ermächtigt gewesen wären, anstatt dessen, daß es vielmehr selbst in diesem von ihm allegirten Falle desselben Obliegenheit gewesen wäre, sich hierüber durch Abverlangung einer schriftlichen Vollmacht der betreffenden Obern gehörig zu versichern und zu decken. Gleichwie nun

aus diesem Aktenverhalte und der Analys ihrer Handlungsweise klar hervorgeht, daß diese Offiziers sich eines wirklichen Verbrechens gar nicht, ja nicht einmal absolut einer wirklichen Eigenmacht schuldig machten, indem sie die fraglichen Gebeine keineswegs eigenmächtig, sondern mit Erlaubniß und Gestattung des genannten Erzpriesters an sich brachten, ebenso ergibt sich aus diesem Aktenverhalte gegen dieselben widrig bloß dieses,

1. daß sie diesem Erzpriester vorgespiegelt haben sollen, als ob sie wirklich ermächtiget und bevollmächtiget gewesen wären, die fraglichen Gebeine an sich zu bringen, dann
2. daß sie diese Gebeine, obwohl mit Einwilligung des Besitzers derselben an sich zu bringen trachteten, und wirklich brachten, ohne vorläufig die Erlaubniß ihrer und der betreffenden Vorgesetzten hiezu eingeholet zu haben.

Allein in Hinsicht der sub 1 vorkommenden Anschuldigung muß doch noch erwogen werden, daß sämmtliche diese Offiziers solche glattendings in Abrede stellten, daß diesfalls gegen dieselben nicht der geringste Beweis hergestellt ist, und daß diese Anschuldigung einzig und allein auf der Angabe dieses Erzpriesters beruhet, welche darum wohl wahren Glauben nicht verdienet, weil derselbe eines Theils selbst bei Auslieferung dieser Gebeine gefehlet hatte, und daher es den gegründeten Anschein gegen ihn umsomehr gewinnt, daß er diese Angabe nur bloß zur Beschönigung

seines Fehlers allegirt haben möge, als er anderntheils obenerwähntermaßen einbekannte, in Hinsicht der Hinwegführung dieser Gebeine im Grunde mit den Offiziers gleiche Gesinnung gehabt zu haben, und andurch hauptsächlich zur Gestattung derselben bestimmt worden zu sein. Ebenso darf auch in Anbetracht der sub 2 erwähnten Anschuldigung zu würdigen nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Offiziers dadurch, weil diese Gebeine bloß dem Privatgarten dieses Erzpriesters und keineswegs in einer geweihten Erde, auf einem wirklichen Leichenhofe sich befanden, leicht auf die Idee und Meinung gerathen konnten, als ob diese Gebeine daher auch als ein bloßes Privateigenthum dieses Erzpriesters zu betrachten wären, und daß zur Erlangung des bloßen Privateigenthums eines dritten die Einwilligung und Erlaubniß der Vorgesetzten „gewöhnlich nicht erforderlich sei. Inzwischen, obwohl diese Betrachtung ihr Benehmen in einem minder schuldigen Lichte darstellet, können dieselben diesfalls doch nicht von aller Schuld frei und losgezählet werden, weil sie allerdings ermessen konnten und sollten, daß ungeachtet ihrer erstenerwähnten Meinung die Hinwegnahme der Gebeine dieses bekannten Hofes, derselben Transportirung in ein anderes Land und die neuerliche öffentliche Hinterlegung derselben selbst in eine geweihte Erde doch leicht im Publikum als eine Störung der öffentlichen Ordnung angesehen, daher unter einem ein unangenehmes Aufsehen bei solchen erreget werden dürfte, und daß folg-

lich zu einem derlei auf die öffentlichen Anstalten und die dadurch beabsichtigte öffentliche Eintracht und Ruhe Bezug habenden Schritte und Unternehmen immer die Einwilligung ihrer und der betreffenden Obern erforderlich war. Auf diese Art, und nicht als eine Subordinations-Verletzung, fällt ihnen die Nichteinholung der Einwilligung der Obern zur Last.

Jedoch! nachdem selbst diese Unterlassung ihren Grund eigentlich in einer bloß unüberlegten Beseitigung der erforderlichen Klugheitsregeln, keineswegs aber in einem bösen Willen, und zwar um so weniger hat, als sie bald darauf ihren begangenen Fehler laut ihrer erstatteten Meldung selbst einsahen und anerkannten, nachdem ferner freiwilliges Erkenntniß des Fehlers bei gut konduisirten und mit erhabenem Ehr- und Tapferkeitsgefühle begabten Offiziers, wie die Untersuchten laut der Konduitenlisten als solche allerdings erscheinen, bereits als ein sicheres Anzeichen der Besserung und ihres Verhaltens betrachtet werden kann, einen derlei Fehler nie mehr begehen zu wollen, und da endlich Individuen von den erwähnt besten Gesinnungen und Patriotismus dadurch zureichende Ahndung und Warnung für die Zukunft zugehen dürfte, um sich in eine derlei nicht gehörig überdachte Handlungsweise auch nicht mehr einzulassen, wenn denselben die ihnen zur Last fallende Unterlassung nachdrücklich verhoben und die Unzufriedenheit ihrer Vorgesetzten zugleich zu erkennen gegeben würde; so dürften Euer

Majestät um so mehr allergnädigst zu gestatten geruhen, daß diesem unvorgreiflichen allerunterthänigsten Antrage gemäß an den Feldmarschalllieutenant Freiherrn von Fenner die gehörige Weisung für die Vollziehung desselben erlassen werde, als diese korrekzionelle Zurechtweisung unter Einem mit den durch die Behörden Tirols bekanntermaßen öffentlich getroffenen Verfügungen in Hinsicht der Hinterlegung der Gebeine dieses Andreas Hofer in eine geweihte Erde bei dem nun aktenmäßig aufgeklärten eigentlichen Verhalte des Anlasses zu derselben neuen Beerdigung im wahren Verhältnisse und Einklange sich darstellen würde.

Worüber sich demnach Euer Majestät Allerhöchste Entschließung in Unterthänigkeit erbeten wird.

Wien, den 9. August 1823.

Stirsicz m. p. Dratschmidt m. p., Hofrath."

Am Rande des voranstehenden Dokuments steht die Erledigung:

„Das in Sachen Veranlaßte dient Mir zur Wissenschaft, und überlasse Ich dem Hofkriegsrathe die angemessene Zurechtweisung dieser fünf Offiziere.

Weinzierl, 2. September 1823.

Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät:

Erzherzog Ludwig."

Die Gebeine wurden in eine Kiste gethan und in Trient durch einen k. k. Oberarzt Wurke mit Draht zusammengehängt. Die Hirnschale zeigte sich von zwei Kugeln durchlöchert, deren eine das Schläfenbein streifte, die andere sich den Weg durch den Backenknochen gebahnt hatte. Der in der Angelenheit genannte Baron Hauptmann Sternbach wollte die Gebeine auf seiner Besitzung bei Sterzing begraben, als der behördliche Auftrag kam, dieselben nach Innsbruck abzuliefern, wo sie förmlich bestattet werden sollen. Schon bei der Exhumirung eignete sich der bei derselben betheiligte Lieutenant Hauger von der rechten Hand des Gerippes den kleinen Finger zu. Seinem früheren Kommandanten Joh. Baptist Türk, einem Waffengenossen Hofers, schenkte er die Hälfte des Fingers, die sich als eine kostbare Reliquie noch im Besitze der Familie desselben befindet. Die andere Hälfte, ebenfalls in Gold gefaßt, die Hauger, später Verwalter des Strafhauses in Wien, an einer schwarzen Schnur am Halse trug, zeigte er einmal dem Schreiber dieser Zeilen und schenkte sie im Jahre 1848 dem Erzherzoge Johann, für dessen Sohn den Grafen von Meran.

Die Gebeine blieben im Servitenkloster in Innsbruck 14 Jahre lang beigesetzt. Es brauchte viel bis die Meinung durchdrang; nicht in seiner Dorfkirche solle der Blutzeuge von Passeyer, der Repräsentant des

tirolischen Gesammtwillens, feierlich beigesetzt werden, sondern in der Franziskaner- oder Hofkirche zum heiligen Kreuz in Innsbruck, neben dem Mausoleum Max des letzten Ritters, des Ambraser Ferdinand's und der anmuthreichen Philippine Welser, in dem Gotteshause, wo der Sandwirth manchen Ehrentag des Vaterlandes begangen hatte. Nur das Zusammentreffen mit dem Jahrestage vom Hinscheiden Josef II. hinderte, daß Hofer's Bestattung nicht gerade auf den 14. Jahrestag seines Todes auf den 20. Februar, sondern den Tag darauf fiel.

Josef Freiherr von Hormayr, der schon im Juli 1816 in seiner Zeitschrift „Archiv" die Leiche Hofers aus der angeweihten Stätte nach dem heiligen Boden Tirols zu überführen angeregt hat, ein Wunsch der wiederholt erneuert wurde, schildert wie folgt die Leichenfeier:

„Das Zuströmen der Volksmenge von allen Bergen und Thalgründen war ungeheuer. Die Uebertragung geschah aus dem Servitenkloster, die Annasäule vorbei, die Neustadt herunter über den Graben nach der Hofkirche, in Begleitung des Gouverneurs und Landeshauptmannes, Grafen Chotek, aller Civil- und Militär-Autoritäten, der Klerisei, sämmtlicher Unterrichtsanstalten, der Landesvertheidiger, worunter eine große Zahl von Hofer's Waffengefährten. Diese trugen den Sarg, neben welchen der Schützenmajor Josef Straub von Hall ging, der im April 1809 mit Josef Hutter

von Höting dem Kaiser Franz in die Hoflager von Ebelsberg und Schärding die Kunde von Sterzing und Wiltau gebracht hatte. Auf dem Sarg lagen Hofer's Hut und Säbel, die große goldene Medaille mit der Kette und der ihm verliehene adelige Wappenschild. Die Leiche wurde links in der Hofkirche, in der Nische eines ehemaligen Altares beigesetzt, und vom Erbhof kaplan, dem Abt von Wiltau, Aloys Röggl, eingesegnet. Derselbe hielt am folgenden Morgen abermal in Gegenwart sämmtlicher Civil und Militärbehörden, in der Hauptpfarre zu St. Jakob, das feierliche Requiem, und wurde eine von Johann Bap. Knoflach verfaßte Ode gesungen, die mit folgenden Versen anhebt:

„Rausche Feiergesang, laut wie der Felsenbach,
Der vom Regen geschwellt Fichten und Steine walzt;
In dem fernen Gebirge
Hört sie tosen der Landmann noch.
Donnernd rausche dahin, daß dich der stälerne
Jüngling, welcher beherzt folgt der Gemsenbahn,
Dich der silberbehaarte
Greis im ruhigen Thale höre!"

Das Gedicht schildert weiter die bekannten Thaten des Helden und sein vielbesungenes muthiges Sterben. Es ist im „Tiroler National-Kalender" für das Jahr 1827 enthalten [1].

[1] Eine genaue, kolorirte Abbildung des Leichenzuges auf einem mehr als einem meterlangen, entsprechend hohem Papierblatte befindet sich, im Besitze der Frau Caroline v. Seyfried,

Sechs Wochen nach des Sandwirths Leichenfeier versammelten sich in Innsbruck die Stände Tirols. In ihrem unterm 8. April 1823 an den Kaiser entsendeten Dankschreiben für jene dem Andenken Hofer's erwiesene letzte Ehre heißt es unter Anderm:

„In jenem denkwürdigen Kampfe Tirols, jenem Zurücktreiben ins alte Vaterhaus, 1809, stand Andreas Hofer, der wahre und treue Repräsentant ächttirolischer Gesinnung, an der Spitze des Volkes. — Als die Stimme des Gesetzes schwieg, und die Bande der bürgerlichen Unterordnung sich lösten, gab es unter uns keinen selbstsüchtigen Kampf erbitterter Parteien, keine Befriedigung niederer Rachsucht, keine Gefährdung der Personen und des Eigenthums. — Für sich selbst suchte Andreas Hofer nichts, weder Ruhm noch Gold. Das Land der Treue', wollte er dem alten Herrn wiedergeben. — Ueber den inneren Werth der That entscheidet nicht der Erfolg, sondern die Gesinnung. Die ganze Nation hat sich hochgeehrt und erhoben gefühlt durch die dem Oberkommandanten Tirols geweihte Totenfeier, die den wahren Werth seines Strebens auf die feierlichste Weise anerkannt hat."

Gattin des kais. Rates Alex. Ritter v. Seyfried, einer Enkelin Andreas Hofers. Das Bild, wiewohl von keinem künstlerischen Werthe, verdient aber wegen der Naturtreue der Kostume und Uniformen, einmal als Eigenthum des Museums in Innsbruck unter den übrigen Reliquien des Helden aufbewahrt zu werden.

Andreas Hofer's Nachkommen.

Herrn Karl Edlen von Hofer, dem letzten noch lebenden Enkel des Volkshelden, ist von seinen Ahnen nur bekannt, daß sie seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Passeier ansässig waren, und 1671 einem Johann aus der Familie Hofer das Recht ein Siegelwappen führen zu dürfen eingeräumt wurde. Die Eltern des Helden hießen Johann und Maria Hofer, letztere eine geborene Eigner. Ich folge im Nachstehenden den mir auf mein Ersuchen von Herrn von Hofer zur Verfügung gestellten, authentischen Aufzeichnungen:

Andreas Hofer.

Er war vermält mit Anna Vaburner; sie starb am 6. Dezember 1836 im Alter von 72 Jahren und liegt auf dem Friedhofe von St. Leonhard begraben.[1] Sie gebar ihrem Gatten

[1] Der ihr im „Tiroler Boten" 1836 Nr. 191 gewidmete Nachruf erzählt von ihr, daß sie seit der Zeit der verhängnisvollen Katastrophe des Jahres 1809 unbekümmert um die

Vier Töchter und einen Sohn:

Maria, verehelichte Erb, Lamwirthin, starb 1835, mit Hinterlassung dreier Töchter, Anna, Marie und Rosa — die beiden ersteren starben kinderlos, Rosa, vermält mit Peter Vögele, hat 3 Kinder.

Rosa verehelichte Holzknecht, Wirthin in St. Leonhard, sie starb 1832, bald darauf ihr Gatte. Von drei Kindern lebt nur mehr noch Andreas Holzknecht, als Inhaber des Dienstmann-Institutes und eines Pensionats in Meran; er hat zwei Söhne und zwei Töchter.

Anna starb ledigen Standes im Jahre 1836.

Bertrand, verehelichte Haller, Pfarrmesnerin von St. Leonhard, gestorben 1834 — von ihr lesen

Außenwelt in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Landgute lebte und in der kindlichen Liebe und Sorgfalt ihrer Tochter Linderung ihrer tief gefühlten Leiden fand. Doch selbst der Genuß dieser Freuden war ihr am Abende ihres Lebens nicht mehr vergönnt. Drei ihrer verehelichten Töchter starben in einem Zeitraume von nur drei Jahren, und wenige Tage sind es, daß sie durch den Tod ihrer noch unvermälten Tochter jener Stütze beraubt wurde. Dieser Verlust brach der tiefgebeugten verlassenen Mutter, die jeden Schicksalswechsel so heldenmüthig ertrug, das Herz. Sie fand jenseits Ruhe, die ihr hienieden nicht gegeben war. Abgehärtet in der Schule des Unglücks, ward ihr die Charakterfestigkeit eines gereiften Mannes, und nur einem bewährten Freunde war ihr tief verschlossenes Gemüth geöffnet, das die edelsten Gesinnungen barg, die aber leider so vielfältig mißachtet und verkannt wurden."

zwei Kinder, Anna und Georg, letzterer ist Postmeister und Tabakverleger in St. Veenhard.

Andreas Hofer's Sohn.

Johann Edler von Hofer starb als k. k. Tabak- und Stempelgefällen-Hauptverleger in Wien am 15. April 1855. Aus seiner Ehe mit Klara Weikman, gestorben am 11. April 1864, giengen zwölf Kinder hervor; fünf starben im zarten Alter, zwei Söhne fanden als k. k. Offiziere den Heldentod, nemlich Josef 1848 bei Custe, er liegt in der Innsbrucker Hofkirche begraben, und Ferdinand 1859 bei Magenta. Ein dritter Sohn Johann starb 1869 als Beamter in Wien, nachdem er als Kadet und Offizier drei Feldzüge ehrenvoll mitgemacht hat. Ein Vierter Andreas, der als Schützenhauptmann wiederholt ausgerückt ist, starb am 27. Juni 1881 als k. k. Notar und Gutsbesitzer. Er war Mitglied des Abgeordnetenhauses und Tiroler Landtages, seine Ehe mit Albertine Zelinger blieb kinderlos.

Es leben somit nur mehr drei Kinder vom Sohne Andreas Hofer's:

Karoline, vermält mit Alexander Reichsritter von Seyfried-Merenberg, kaiserlichem Rathe, kinderlos.

Adele Edle von Hofer unvermält und

Karl Franz Josef Edler von Hofer, Be-

stand des Reichsfinanz-Archives, Herr und Landmann von Tirol, Ritter des Franz Josef-Ordens, Besitzer des T. A. M.-Kreuzes, der T. V. D. und der Kriegsmedaille, Ehrenmitglied und Mandatar des Landesmuseums in Innsbruck, Ehrenmitglied von Gemeinden, Schießständen und patriotisch humanitären Vereinen Tirols, Gründer des Unterstützungsfondes für Witwen und Waisen der Kaiserjäger und Landesvertheidiger, Centraldirector des Wiener Wohltätigkeit-Vereines für Hausarme. Er ist der nunmehrige Besitzer des Sandhofes.

Aus seiner Ehe mit Margaret Hepburn aus Bristol in England zählt er zehn Kinder, Urenkel Andreas Hofers.

Franziska, Anna, Karoline Maria sind ledig.

Pola verehelicht an Pausenwein, hat einen Sohn Max.

Henriette, verehelicht an Tatsch. Dieser Ehe sind entsprossen: Bella und Friedrich, Urenkel Andreas Hofers.

Ein Sohn Andreas, k. k. Linienschiffs-Fähnrich starb in Pola am 24. Dezember 1882 an einer, im Dienste auf der k. k. Militärschießstätte zu Pola erlittenen schweren Verwundung. „Hochgeachtet", wie es in einem Nachrufe hieß, „von seinen Vorgesetzten innigst geliebt von seinen Kameraden, besaß Hofer einen so großen Pflichteifer, daß er jede Rücksicht auf seine

Person vergaß und dieser Eifer brachte ihm den Tod.“ Er wurde zu Salzburg am 30. Oktober 1855 geboren und von dem Heldenpriester Joachim Haspinger getauft. Er absolvirte die Marineakademie in Fiume und machte als Seekadet und Linienschiffs-Fähnrich mehrere große Seereisen mit. Durch 3 Jahre Instruktions-Offizier auf dem Schulschiffe Schwarzenberg, erhielt er mittelst Admiralsbefehl eine Belobung und wurde dann Instruktions-Offizier der Marine Freiwilligen.

Ein zweiter Sohn Leopold ist Bankbeamter in Wien.

Drei Kinder sind im zartesten Kindesalter gestorben.

Zu den Porträten

Andreas Hofers und seiner Gattin Anna, gebornen Ladurner.

Zahllos sind die Porträte des Tiroler Nationalhelden; nicht gerechnet derer, die in Erz, Marmor, Terracotta und Holz ausgeführt sind. Sie sind mehr, weniger ähnlich; dagegen ist das dem gegenwärtigen Buche beigegebene noch niemals vervielfältigt worden, und wird vom Enkel des Helden, Herrn Karl von Hofer, als das entschieden ähnlichste anerkannt. Seine Entstehung ist genau interessant, um hier mitgetheilt zu werden.

Zur Zeit, als Andreas Hofer nach seinem Siege in Wien war, befand sich daselbst auch ein ganz jugendlicher Maler aus Tirol, Joh. Mart. Schärmer, der, für den Helden begeistert, nicht den Muth hatte Hofer zu bitten, daß er sich ihm zur Aufnahme des Porträtes zur Verfügung stelle. Er half sich damit, daß er sich genau unterrichtete zu welcher Stunde Hofer regelmäßig ausging und folgte ihm Schritt auf Schritt, bald vor, bald neben zur Seite gehend. Er nahm getreulich Zug um Zug in sich auf und markirte denselben rasch, noch auf der Straße. So entstand allmälig ein lebensgroßes Porträt, das von Allen, die Hofer kannten, frappant ähnlich gefunden wurde. In viel späterer Zeit ließ der Maler das Porträt beim Photographen Z. B. vervielfältigen. Er hatte das erste Dutzend

der Abdrücke erhalten, als der Photograph, mißlicher Verhältnisse wegen, sich tödtete. Seine Utensilien wurden gepfändet und verauktionirt; unter ihnen das Porträt Hofers. Schärmer konnte, erst spät zur Kenntniß des Vorfalls gelangt, zu seinem großen Leid nicht erfahren, in wessen Besitz das Bild gelangt ist. Vielleicht führen diese Zeilen zur Auffindung desselben. Durch die Güte des k. k. Notars Herrn Dr. Emanuel Herzinger, der ein Neffe Schärmers ist, wurde mir ein fotographischer Abdruck des Bildes behufs der Vervielfältigung für dieses Werk übergeben.

Noch einmal trat Schärmer in künstlerische Beziehung zu Andreas Hofer. Er zeichnete einen Entwurf zu dessen Denkmale für die Hofkirche in Innsbruck: Der Genius Tirols senkt auf das Haupt des Helden einen Lorbeerkranz. Als jedoch die Statue, in Bauerntracht, die Fahne Tirols schwingend, auszuführen beschlossen wurde, entwarf und zeichnete Schärmer ein Basrelief für den Sockel, das der Bildhauer Stieber zur Ausführung in Marmor benützte.

Der geniale, im Leben nicht glückliche Künstler war in Kaltern in Tirol am 2. November 1785 geboren und arbeitete nach v. Wurzbachs „Biografisches Lexikon" Miniatur-Porträte, die kaum für den dürftigsten Broderwerb ausreichten. Eines derselben, Franz Grillparzer darstellend, ging aus dem Besitze Otto Prechtlers in den der Dichterin Maria Ebner von Eschenbach über. Als aber auch diese Arbeiten ihre Dienste nicht mehr leisten wollten, und „das Auge des Künstlers erloschen, die Hand unsicher geworden war, fand er bei seinem klein etablirten Sohne liebevolle Pflege." Er starb, nahezu 80zigjährig, am 11. Januar 1863, ein trauriges Bild von Künstlers Erdenwallen. Die Kunstgeschichte und sein Vaterland werden ihn nicht vergessen.

Das Bild der Gattin Hofers, das hier zum Erstenmale erscheint, stellt sie in ihrem späteren Alter dar, wie es vielleicht

ein Maler, der zu Gast im Wirthshause am Sand war, mit Bleistift sorgfältig entworfen haben mag. Das Original befindet sich im Besitze des kaiserl. Rathes Herrn Reichsritters Alexander v. Seyfried, dessen Gattin eine Enkelin Hofers ist.

Diese Porträts Andreas Hofers und seiner Gattin auf dem Titelblatte dieses Buches sind durch die rühmlich bekannte photographische Anstalt von C. Angerer und Goschl vervielfältigt worden.

Die vorausgehenden Mitteilungen mögen als Vervollständigung eines von Friedrich von Attlmayr in der „Zeitschrift des Ferdinandeums" (Innsbruck 1878) niedergelegten Artikels „Die Porträte von Andreas Hofer" dienen.

Denkmale für Andreas Hofer.

Außer dem bekannten marmornen Denkmale in der Hofkirche zu Innsbruck und der in Gyps ausgeführten Standbilde im Museum daselbst, zeigt das k. k. Arsenal in Wien die von Johann Preleutner aus Marmor gemeißelte Gestalt des Helden und ein Bild vom Maler Karl von Blaas, das Hofer in Verbindung mit seinen muthigen Kampfgenossen darstellt. Ein lebensgroßes Freskobild war an der Front eines Hauses in Wien angebracht, es ist mit diesem selbst, als die Stadtmauern fielen, verschwunden. Dagegen ist uns und den künftigen Geschlechtern „der Abschied von Andreas Hofer" von der Meisterhand Defreggers erhalten, das tausendfach vervielfältigt im Besitze der Welt ist.

Um den auf den 22. Nov. 1866 fallenden hundertsten Geburtstag des Helden zu feiern, erließen zwanzig namhafte Männer in Tirol, Priester, weltliche Würdenträger, Bauern und Adelige einen von Meran vom 4. Oktober 1866 datirten „Aufruf" in den „Tiroler Stimmen". Es heißt in dem-

selben: „Andreas Hofer ist für alle Zeiten in der Geschichte eine wunderbare Erscheinung. Er war kein Feldherr, er war kein Staatsmann, er erreichte aber Alles durch den Zauber seines Wesens. Sein kindlich frommer Sinn, sein felsenfester Glaube, sein Opfermuth begründet die Ehrwürdigkeit seines Charakters und machten ihn zum lebendigen Ausdruck des tirolischen Volkes, zum Manne von Tirol. Er war die Seele des Volkes. In ihm hatten die religiösen Ueberzeugungen der Tiroler, ihre Treue an das Fürstenhaus, die unaustilgbare Liebe zum heimatlichen Boden und zur ererbten Sitte, Gestalt und Leben erlangt." Dieser sich fromm ausprägenden Gesinnung der rufenden Männer gemäß und dem treu religiösen Charakter des Helden entsprechend forderten sie zum Bau einer Denkmalkapelle, dem heiligen Herzen Jesu in Passeier, geweiht, auf. Nach eingeholter Erkundigung dürfte der pietätvolle Bau noch in diesem Jahre feierlich eingeweiht werden.

Während so das Andenken des frommen Helden in andachtvoller Weise geehrt wird, haben meist Männer des Schwertes, denen sich andere vornehme Tiroler anschlossen, sich vereinigt, um dem tapfersten Soldaten Tirols eine unvergängliche Huldigung darzubringen. In dem uns vorliegenden Aufrufe heißt es: „Das Kaiserjäger-Regiment, der Kern der wehrhaftesten Jugendkraft des Landes Tirol, hat eine ruhmreiche Vergangenheit. Diese zu ehren und ihr Gedächtniß zu bewahren ist der Zweck eines militärischen Museums am Berge Isel, dessen Sammlungen die Geschichte des Regimentes versinnlichen sollen, die Geschichte der tapfern Söhne Tirols. Bei der Lösung dieser Aufgabe drängte sich überwältigend das Gefühl auf, daß sie nur in der Verherr-

lichung des höchsten und begeistertsten Patriotismus, das die Geschichte Tirols bewahrt, ihre Ergänzung und Vollendung finden könne. Es gilt die Errichtung eines ehernen Standbildes für **Andreas Hofer**, damit die noch unabgetragene Schuld des Landes getilgt werde und in alle Zeit ein Wahrzeichen rage, drohend dem Feinde, mahnend Enkel und Urenkel, würdig zu bleiben des Vorbildes, von dem der Dichter singt:

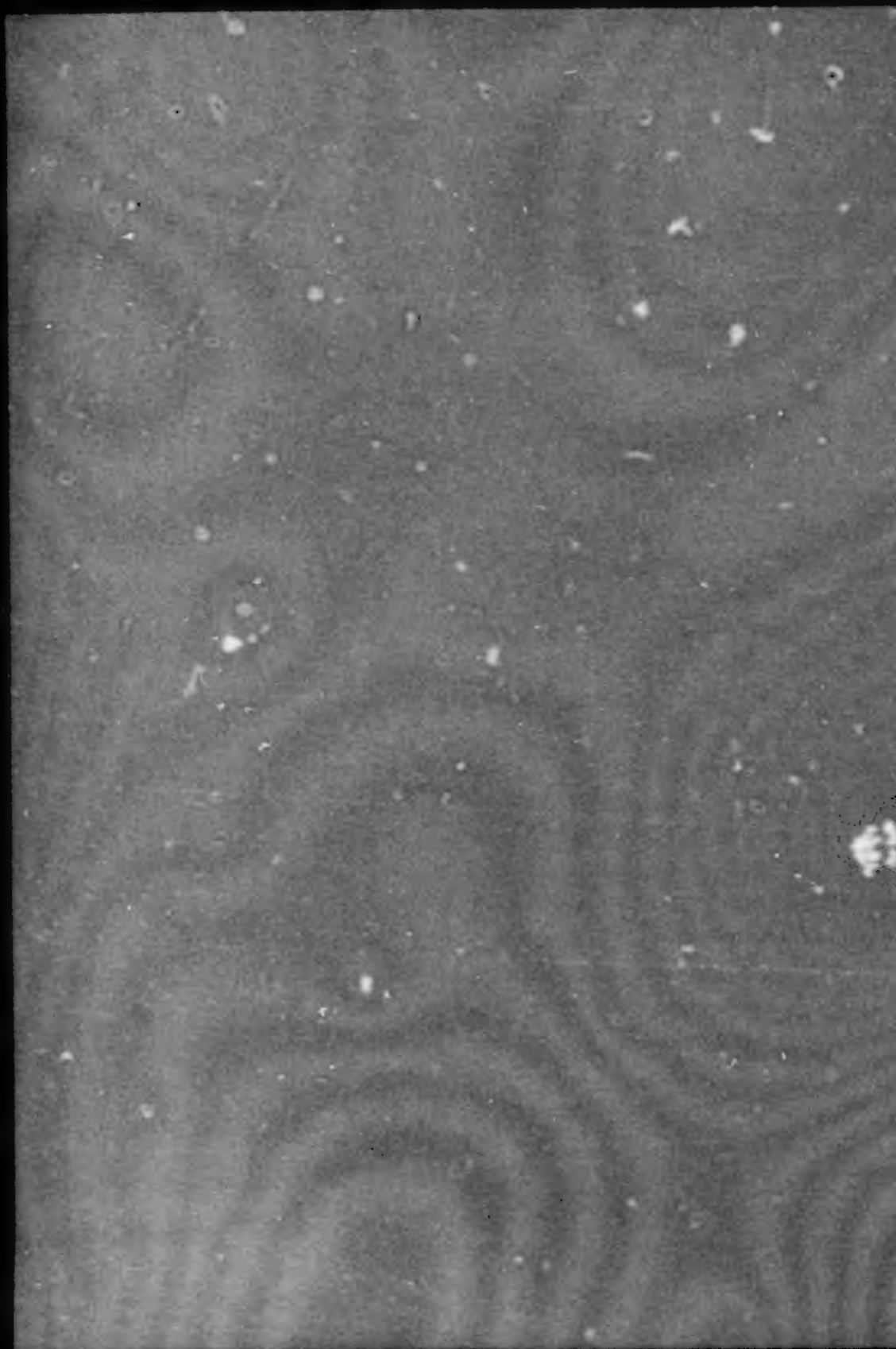
Ihm schien der Tod gering:
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal,
Im heil'gen Land Tirol!"

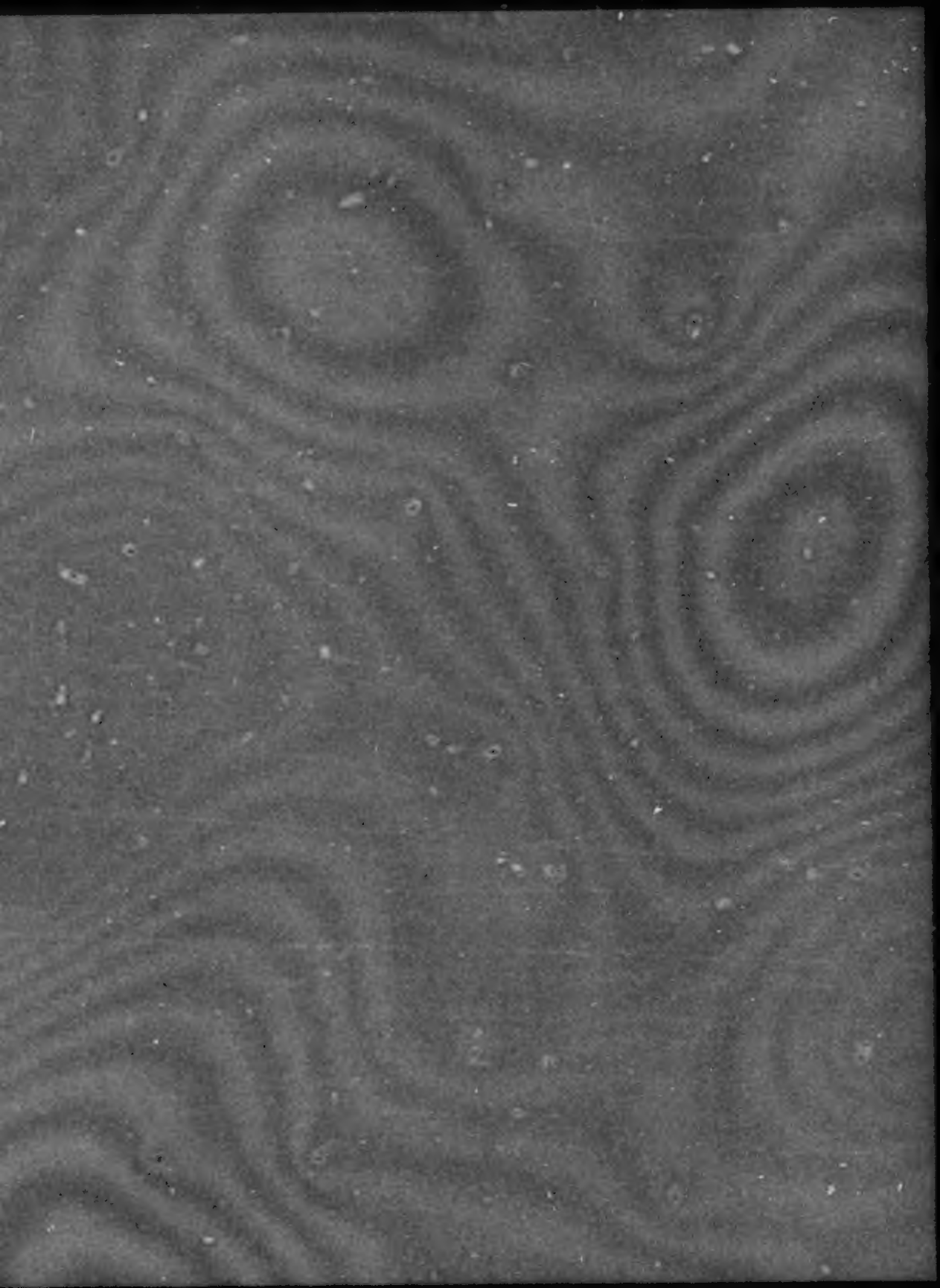
Die Vorstehung der Section Meran des österreichischen Touristen-Clubs hat so eben beschlossen, an der Mauer jenes Hauses in Meran, wo Andreas Hofer vor seiner Abführung nach Mantua als Gefangener die letzte Nacht verbrachte (das jetzige Kanacher-Haus am Rennweg), eine sein Andenken ehrende Gedenktafel anbringen zu lassen, und hat mit der Ausführung derselben den heimischen Künstler Herrn Franz Pendl betraut, dessen in der Künstlerwelt berühmter Vater ein Kampfgenosse Andreas Hofers am Berge Isel war.

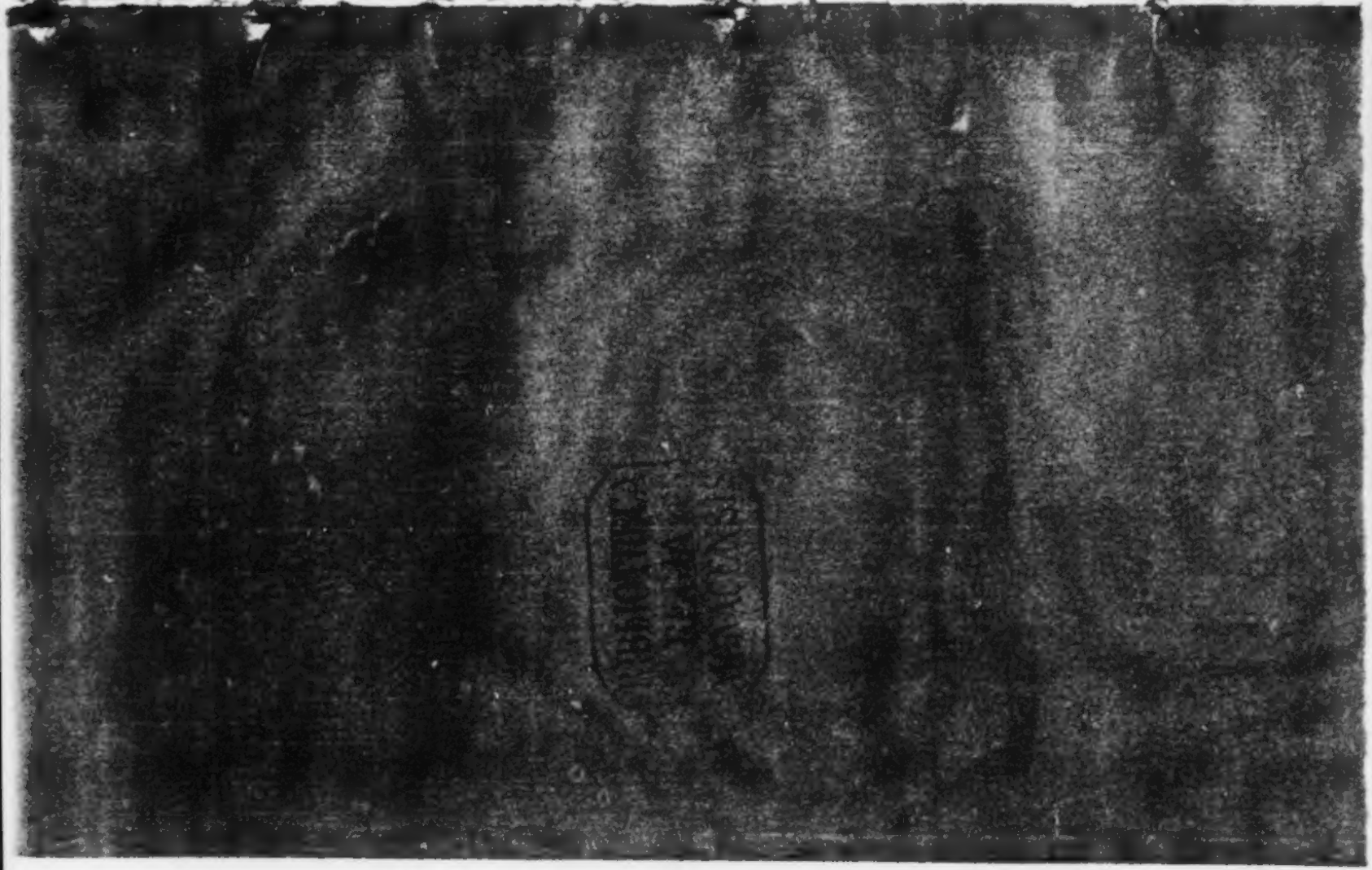
Das Andenken an Andreas Hofer ist in Mantua selbst auch noch monumental erhalten. Der Sohn unseres verewigten Freundes, Lud. v. Löhner als Dichter von Moraju genannt, erzählte in der „deutschen Zeitung" vom Mai 1882 wie folgt: „Nach einigem Suchen fand ich, von einem Platzdiener geleitet, schon in der Abenddämmerung, auf der Citadelle gegen eine mit Gras bewachsene Bastion gestellt und von Bäumen umgeben, eine kurze Säule mit der Inschrift: „Andreas Hofer,

am 21. (soll 20. heißen) Februar 1810." Darunter in erhöhter Arbeit ein kleines Kreuz und ein Häuschen von dreizehn Kugeln, an die dreizehn französischen Kugeln erinnernd, durch welche Andreas Hofer fiel. Im Garten des Pfarrhauses zeigt eine Steinplatte in der Mauer die Stelle, wo das Haupt des Tirolerhelden lag. Die Inschrift auf der Platte ist bei einer baulichen Adaptirung jüngst verwischt worden, soll aber demnächst erneuert werden." Das Denkmal haben Offiziere des Kaiserjäger-Regimentes setzen lassen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN







Ferdinand Raimund.

Ferdinand Raimund

Zur Biographie

Ferdinand Raimund's.

Von

Ludwig August Frankl.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1884.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Fruchtbares Erdreich.

Es ist ein wunderbar fruchtbares Erdreich, auf dem dieses zweitausend Jahre alte Wien sich aufgebaut hat. In fast ununterbrochener Reihe wachsen, namentlich in den letzten zwei Jahrhunderten, wie Blumen aus fettem Grunde, aus ihm vorwiegend künstlerische, originell schaffende Talente hervor. Sie gedeihen in der wohligen Luft der segenüberschütteten Ebene, die, vom breithin sich ergießenden Strome durchwogt, vom Kahlengebirge begrenzt, vom Duft des Wienerwaldes umweht ist.

»Hie seind vil Singer, Saytenspiel,
Allerley gsellschafft, Frewden vil;
Mehr Musicos vnd Instrument
Findt man gwißlich an khainem end —

sang schon vor zweihundert Jahren der Schulmeister im Schottenkloster Wolfgang Schmelzl. Eine spätere Zeit hat ihm nicht widersprochen. Wir wollen die Namen der hunderte Musiker, Schauspieler und Poeten, die in Wien geboren worden, nicht aufzählen und begnügen uns zu constatiren, daß keine Stadt Europas, Paris ausgenommen, in verhältnißmäßig so kurzem Zeitraume so viele schöpferische Talente auf dem Gebiete der Malerei, der Musik und der Poesie hervorgebracht hat. Von Wien gingen ihre Strahlen aus und warfen auf die schöne Stadt den Widerschein ihres Ruhmes.

Der Franzose Renan, die Deutschen Riehl und Braun, Letzterer in seinen »Historischen Landschaften«, und nach ihnen Andere, haben begonnen, bedeutende,

zunächst die mit schöpferischer Phantasie begabten Menschen aus der sie umgebenden heimatlichen Natur hervorwachsen zu lassen. Sie zeigen, wie Wald und Fluß, Berg und Schlucht, die Werke der Architektur mitwirken, um die jugendliche Seele zu stimmen, ihr unbewußt Eindrücke einzupflanzen, aus denen später, wie aus vergessenen Quellen, Gedanken und Träume fließen. Es mag uns als kein Zufall erscheinen, daß so viele künstlerische Naturen in Wien geboren worden sind. Ist es der Erdgeruch der Wienerstätte, in den sich der Rebenblüthenduft der sie umgebenden Weingärten mischt, ist es der erfrischende Nord, der von dem historischen Kahlenberge weht, der Blick hinaus auf den weißschimmernden Schneeberg, der Hauch und die Wellenmelodie des blauen Stromes, die sich in die Seele einleben? Der Anblick des wunderbaren Domes mit seinem in die Wolken ragenden Thurme? Ist es das fröhliche Weinleben der Eltern, oder auch die eigenartig befruchtende Mischung des deutschen, italienischen, magyarischen, jüdischen, slavischen Blutes, das sich in Wien seelig kreuzt? Vielleicht ist's all' dies zusammen, was die gesundlebigen, zu leichtem Sinn geneigten Wiener und Wienerinnen zu beglückten Eltern so phantasievoller, liebenswürdiger Kinder macht. Ein Psychologe wird diesem feinen, wunderbar verflochtenen Geäder nachzuspüren haben, wenn er die merkwürdige Erscheinung erklären will. Ein künftiger genialer Buckle wird das allgemeine Gesetz und die Ursächlichkeit der eigenartigen Thatsachen zu finden wissen. Er wird aber noch jene große Zahl poetisch schöpferischer Geister in seine Berechnung einbeziehen müssen, die nicht in Wien geboren worden sind, sondern aus weiter Ferne kamen, theils um als langjährige Gäste zu verweilen, theils um sich in Wien anzusiedeln und in seiner schöpferischem

Phantasieleben günstigen Luft die schaffensfreudigste Zeit ihres Daseins zu athmen. Welch' ein rauschender Wald mit mächtigsten Stämmen, durch den die Musik unsterblicher Geister klingt!

Ich will auf den nachfolgenden Blättern, wie schon früher Josef Emanuel Hilscher, Nikolaus Lenau, Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel, Therese v. Paradiß, eine andere, vielleicht biographisch noch interessantere Gestalt aus der geschilderten Gruppe ins Auge fassen, die in der doppelten Eigenschaft als Dichter und Schauspieler die Zeitgenossen begeistert, gerührt und entzückt hat: die Gestalt Ferdinand Raimund's. Sein künftiger Biograph wird zur Ergänzung des Lebens- und Leidensbildes des genialen Mannes meine Aufzeichnungen, Vieles, das ich persönlich erlebt, und Einiges, das mir von anderen glaubwürdigen Personen mitgetheilt worden ist, benützen können. Es sei hier zugleich auf den reichen Quellenschatz im biographischen Lexikon von C. v. Wurzbach hingewiesen.

Es war am 28. December 1830. Ich ging mit dem zu früh geschiedenen jungen Lyriker Josef Pope*, dessen ein an Ferdinand Raimund gerichtetes, veröffentlichtes Gedicht Aufsehen erregt hatte, durch die Jägerzeile, jetzt Praterstraße genannt. Es war an einem grauen, feuchtkalten Nachmittage. Ein Leichenwagen kam uns entgegen, dem nur wenige Gefährte folgten, auch ein Mann zu Fuß. Er war in einen dunkel-

* Josef Pope, zu Nikolsburg in Mähren geboren, erlag am 10. März 1831 einem Lungenleiden und ist auf dem Währinger Friedhofe begraben. Als sein Freund und Studiengenosse schrieb ich einige Verse für seinen Grabstein. Das Gedicht an Raimund des damals achtzehnjährigen Poeten war in der »Theater-Zeitung« Adolf Bäuerle's am 20. November 1828 gedruckt. Als Raimund von des Jünglings Tode hörte, kam er ins Trauerhaus und klagte, »daß ein so hoffnungsreiches,

blauen Carbonarimantel gehüllt. Mein Freund grüßte ihn und wollte ein Gespräch mit ihm anknüpfen. »Mir geht's schlecht!« sagte der Mann mit kläglichem Tone. »Sehen's, da führen sie meine Jugend. Jetzt is' sie todt!« Das Wasser trat ihm in die Augen, und ohne zu grüßen, ging er weiter. »Das ist Ferdinand Raimund,« sagte stehenbleibend und dem Leichenzuge nachsehend mein Begleiter, »und die Leiche, der er die letzte Ehre erweist, ist die der Therese Krones, der ersten Darstellerin der Jugend im »Bauer als Millionär«. Zwei Rappen zogen den Leichenwagen, in welchem, mit einem schwarzgelben Leichentuch, dem ein Tuchkreuz aufgenäht war, bedeckt, der Sarg lag. Ein Kutscher in schwarzem Mantel, an dessen zweigespitztem Hute ein schwarzer Flor hing, führte das Gespann. Kein Kranz schmückte den Sarg, keine Fackeln flammten, keine Musik, kein Gesang erscholl. So wurde die geniale, die ihrer Zeit beliebteste Schauspielerin Wiens, die poetischere Vorgängerin der Josefine Gallmayer zum Friedhofe geführt. Es war diese damals übliche einfache Fahrt zum Grabe durchaus keine Herabsetzung für die hingeschiedene Künstlerin. Man kannte damals noch nicht den in unseren Tagen zur Mode gewordenen Leichenpomp.

---

junges Leben so frühzeitig der blühenden Erde entrissen wurde, um es in die todte Erde zu senken«.

Zahlreich sind die Gedichte, die in allen Städten Oesterreichs und Deutschlands, wo Raimund als Schauspieler auftrat, an ihn gerichtet worden sind, die ihn als solchen und als Dichter preisen. Eines der schönsten richtete Med.-Dr. Samuel Lucka an Raimund, als er in Prag auftrat. Der Verfasser, selbst ein begabter Poet, war mit Raimund persönlich befreundet.

Eigenthümliche Begrüßung.

Es war meine erste, stumme Begegnung mit Ferdinand Raimund. Erst zwei Jahre später kam ich in nähere Beziehung zu ihm, die bis zu seinem tragischen Ende währte. Das kam so: Ich hatte in dem belletristischen Blatte »Der Sammler« ein Gedicht: »Entgötterung«, drucken lassen. Ich begreife jetzt, wie dieser, wenn ich so sagen darf, ikarische Schrei, dieser pathetische Schmerzensruf gerade Ferdinand Raimund, den nach dem Ideal strebenden, sich stets gefesselt dünkenden Dichter treffen mußte.

»Den möchte ich kennen lernen!« sagte er zu einem gemeinschaftlichen, literarisch gebildeten Bekannten, Hofzinser, welcher durch seine »Stunden der Täuschung«, wie er seine Taschenspielerkünste anzukündigen pflegte, noch in der Erinnerung der Wiener lebt. Er führte mich mit Raimund in dem Bierhause »Zur goldenen Rose« in der Wollzeile zusammen. Wir saßen in dem hinteren Stübchen; das vordere war von Fiakerkutschern, deren Gefährte vor der Bierstube hielten, besetzt, wie dies noch heute dort zu sein pflegt. Wir setzten uns an einen Tisch. Der von mir bewunderte Meister begrüßte mich, nachdem er mich einige Minuten forschend angesehen hatte, ganz eigenthümlich mit den Worten: »Sie müssen frühzeitig viel Kummer erlebt haben, wenn Sie schon bei einer »Entgötterung« angelangt sind. Da wäre es besser, Sie schrieben Dramatisches. Dazu gehört, daß man vom Leben schon enttäuscht ist, eine gewisse beobachtende Nüchternheit, mit einem Worte Verstand, der freilich die Begeisterung nicht ausschließen darf. Es ist ein schweres Handwerk, die Kunst; glücklicher Weise schwärmt man schon in der Jugend für sie, später hätte man nicht mehr den Muth dazu,

wenn nicht auch die Gewohnheit dazu käme.« Er war sehr mittheilsam und theilnahmsvoll eingehend. Als ich ihm den Plan zu einem dramatischen Märchen auseinandersetzte, das ich zu bearbeiten vorhatte, bemerkte er: »Bemühen Sie sich nur nicht, etwas beweisen zu wollen. Ein Märchen, überhaupt jedes Drama muß sich selbst beweisen. Ich habe das früher nicht gewußt, und darum eben gar so viel in meinen Stücken moralisirt.« Nach so geistig heiterem Zusammensein verstummte er fast plötzlich und schien, seinem Gesichtsausdrucke nach, von trüben Gedanken ergriffen. Er starrte in sein Weinglas und citirte aus meinem Gedichte, unbekümmert um uns, halblaut die Verse:

»Und so sitz' ich da
Prometheus,
Die Woge der Gemeinheit nah —
An der Brust der Sehnsucht Geier
Nach dem ätherischen, himmlischen Feuer!«

Er berührte den Wein nicht mehr, sprang auf und eilte ohne Gruß fort. »So ist er immer,« sagte Hofzinser, »wenn ihn seine Melancholie überkommt. Trösten Sie sich, er wollte Ihnen gewiß nichts Beleidigendes anthun.« Eine mit ihm erlebte Scene, mit der eben erzählten psychologisch verwandt, ist folgende: Der Schriftsteller Otto v. Müller hatte Gäste vom Rhein, die unter Anderem auch die Bekanntschaft mit Raimund wünschten. Herr v. Müller, der mit ihnen einen Ausflug nach der Brühl vorhatte, lud Raimund ein. In heiterer Stimmung schloß er sich der Gesellschaft an und trug zur Heiterkeit derselben durch witzige Bemerkungen bei. In Mödling besuchte die Gesellschaft die alte Templerkirche und den Thurm, in welchem einige Skelette und Schädel lagen. Raimund hob einen derselben auf und hielt, da er eben noch voll heiterer

Laune war, einen sentimentalen Monolog über Vergänglichkeit, dann legte er den Schädel hin und war plötzlich verschwunden. Die Gesellschaft vermißte ihn den ganzen Tag. Am folgenden Tag erfuhr man, daß Raimund, plötzlich melancholisch geworden, nach Wien zurückgekehrt sei, unbekümmert um die der Gesellschaft hiedurch zugefügte Kränkung.

Literarische Prognose.

Erfolgreicher, als bei mir, war der Rath, den Raimund einem jungen, aus Siebenbürgen stammenden Aristokraten ertheilte. Dieser hatte zur Congreßzeit, erst 20 Jahre alt, als Officier lustig in Wien gelebt und die Theater häufig besucht. Er schrieb ein hochtrabendes Drama und ging damit, auffallend genug, zu dem damals zwar schon beliebten, aber auf dem Gebiete der Kritik völlig unerfahrenen Raimund mit der Bitte, es zu lesen und sein Urtheil zu sagen. Es ist bezeichnend für Raimund, dem doch keine allgemeine Bildung und auch keine literarische Erfahrung eigen war, daß er dem jungen Manne sagte: »Sie haben kein Talent zum Drama, aber Talent zum Romanschriftsteller. Ihre Erfindungsgabe ist groß.« Es war ein prophetisches Urtheil. Zwanzig Jahre später beschenkte der junge Mann seine Nation mit dem sensationellen Romane »Abafi«, dem eine glänzende Reihe gleich trefflicher folgte, und die Magyaren nennen seitdem mit Stolz den Namen — Nikolaus Josika.

Im silbernen Kaffeehause.

Seit meiner ersten Begegnung mit ihm sah und sprach ich Raimund oft, zu Zeiten, wenn er eben in Wien war, fast täglich im sogenannten »silbernen

Kaffeehause« in der Plankengasse. Ich habe dasselbe in meinem Beitrage zur Biographie Lenau's mit allen seinen Gestalten geschildert. Unter ihnen war Raimund einer der willkommensten Gäste. Ein trefflicher Billardspieler, pflegte er seinen ebenbürtigen Billardvirtuosen Dräxler-Manfred, Christian Wilhelm Huber, Lenau, Ludwig Löwe, Johann Nep. Vogel, Friedrich Witthauer ein erstes und letztes Doublé vorzugeben und häufig doch zu siegen. In diesem Kaffeehause wurden die Getränke in silbernen Geschirren credenzt, die Kleiderhaken waren von demselben edlen Metalle, daher der Name: das »silberne«. Einmal wollten die Gäste, weil statt reinen Moccas mit Cichorie versetzter Kaffee längere Zeit gereicht wurde, auswandern; das hieß wenigstens täglich vierzig Gäste dem Kaffeesieder entziehen, Raimund rettete dem Kaffeesieder dieselben durch eine humoristische Bemerkung: »Wir können von hier nicht ausziehen. Nirgends wird es dem Pegasus so gut ergehen, aus silbernen Gefäßen gefüttert zu werden, und selten einem Dichter, an einen Haken seinen Hut hängen zu können, dessen Silberwerth zehn Castorhüte, geschweige den eines armen deutschen Poeten überwiegt.« Wir lachten und blieben.

Ich will hier einer sehr komischen Situation des Kaffeehaus-Besitzers, Neuner hieß er, Erwähnung thun, weil sie Anlaß gab, eine Schelmerei Raimund's zu inscenniren. Als Bürger von Wien bekleidete Jener in dem im Vormärz bestandenen Bürgermilitär die Charge eines Oberlieutenants und hatte als solcher das Recht, auf den vom kaiserlichen Hofe während der Faschingszeit gegebenen Bällen zu erscheinen. Die Officiere dieses Bürgercorps hatten es in ihrer Uebung, das Buffet tapfer zu belagern und zu plündern. Sie pflegten ihre Czakos und die Taschen ihrer Fracks mit Bonbons

für ihre herzallerliebste Frau und ihre braven Kinder zu füllen und mit diesen Siegeszeichen in der Familie glorios zu thun. Auf solchen Bällen pflegten Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses in huldvoller Anmuth einen oder den andern der jüngeren Officiere zum Tanze aufzufordern. Die Tochter des Aspernsiegers, des Erzherzogs Karl, die nachmalige Königin Therese von Neapel, ließ Herrn Neuner zum Tanze einladen. Um mehr Platz zu gewähren und das selten schöne Schauspiel zu betrachten, hielten alle Tänzer inne. Johann Strauß geigte einen seiner Schwingen verleihenden Walzer. Der junge, in männlicher Schönheit prangende Officier schwang, mit stolzestem Bewußtsein, die schlanke, anmuthige Prinzessin, so daß die Flügel seines Fracks nur flogen. Aber wehe! Aus ihnen streuten sich weit hinaus zahlreiche Bonbons in ihren bunten, silbernen und goldenen Hülsen. Selbstverständlich wagte es Niemand, so komisch das war, zu lachen. Man lächelte nur und erfuhr, daß die Prinzessin später im Familienkreise noch oft mit dem »süßen Tänzer« geneckt worden ist.

Raimund kaufte einen Czako aus Pappendeckel, füllte ihn vollauf mit sogenannten, in ihren Folgen bedenklichen »Zelteln«, die in Silberpapier gewickelt waren, und sendete denselben Herrn Neuner anonym zu, wovon er uns getreulich Mittheilung machte. Herr Neuner erschien längere Zeit nicht in seinen Kaffeesalons, die er sonst gewöhnlich, um die Gäste zu begrüßen, hastig durchlief, namentlich den Billardtisch mehrmal umkreisend, was die Spielenden zu stören pflegte. Raimund rieth humoristisch, ihm Fußangeln zu legen: »Dann tanzt er gewiß niemals mehr mit einer Prinzessin.«

Raimund und Grillparzer.

Es war im Hofburgtheater, bei einer Vorstellung von Grillparzer's »Traum ein Leben«. Raimund saß zufällig neben mir. Auf meine Bemerkung: »Sie kommen oft in dieses Theater?« erwiderte er: »Ich kann vom Edlen nicht lassen. Hier kann ich mich von meiner Possenreißerei erholen!« Er folgte dem phantasievollen Drama mit gespannter Aufmerksamkeit, und nach der Vorstellung äußerte er ganz wehmüthig: »Sehen's, das hab' ich selbst immer wollen, und eigentlich hat mein »Bauer als Millionär« ganz denselben Gedanken. Hier träumt der Held, bei mir ist Zauberei im Spiel. Hier wird er reich und mächtig, bei mir auch. Nur muß er Galläpfel aufbeißen, in deren jedem ein Ducaten steckt, was volksthümlich ausdrücken will, daß es bitter ist, reich und mächtig zu werden. Hier reißt sich der Held von seiner Geliebten los, bei mir die Jugend vom Helden. Nur die schöne, schwungvolle Sprach' hab' ich nicht. Die möchten's auch in meiner Vorstadt nicht verstehen. Es is ewig schad' um mich!«

Auffallend war die äußere Aehnlichkeit Raimund's mit Grillparzer. Beide waren gleich groß, Beide hielten den Kopf zur Seite geneigt. Beider Augen waren groß und von geistig durchseeltem Blau. Der Ton, die Rede war häufig wehmüthig klagend, zuweilen kläglich, der Accent ein entschieden österreichischer. Nur war Raimund blond, Grillparzer dunkelbraun, welche Farbe das Haar des Dichters — ein physiologisch merkwürdiger Fall — erst im dreißigsten Lebensjahre erhielt. Ein lebensgroßes, sehr ähnliches Porträt Raimund's, sechs Wochen vor dessen Tode von Friedrich Schilcher gemalt, hängt als ein kostbares Eigenthum über dem

Tische, auf dem ich diese Zeilen niederschreibe. Eine Abbildung desselben ziert, hier zum ersten Male veröffentlicht, diese Blätter.

Grillparzer achtete das Talent Raimund's hoch und versäumte es nie, dessen Dramen zu sehen. »Mir ist immer,« äußerte er, »als ob ich ein aromatisches Bad nähme, in welches die seltsamsten duftenden Pflanzen hineingethan sind. Daß dem Dichter die wissenschaftliche Bildung mangelt, hat ihn originell erhalten. Es ist unglaublich, wie naiv er in seinen Allegorien ist.« Einmal erzählte uns Grillparzer eine seiner Begegnungen mit Raimund. Er besuchte ihn auf dessen Besitzung bei Gutenstein und fand ihn nicht zu Hause. Man bedeutete ihm, daß Raimund in der Nähe, im Walde sei. Er ging dahin und traf ihn auch bald. Der Volksdichter trug eine blaue, schlottrige Blouse, die da und dort von Harz triefte. Hinter jedem Ohr stak ihm eine Feder, eine dritte hielt er auch nebst einem Tintenfasse und Papier in der Hand. »Aber Raimund!« rief ihm der Gast entgegen, »wie sehen denn Sie aus?« Fast ärgerlich erwiderte Raimund: »No, wie kann ich anders aussehen, wenn ich auf die Bamer (auf den Bäumen) sitz' und dicht'?!« Gleich komisch ist die nachfolgende Begegnung Raimund's mit Grillparzer in van Aken's Menagerie in Wien, die uns Karl von Holtei erzählt hat. Beide sahen mit besonderem Interesse dem Spielen der Affen zu. Die gymnastischen Uebungen eines besonders lebhaften derselben, der sich mit seinen vier Pfoten an der oberen Holzwand des Käfigs anklammerte und mit überhängendem Kopfe, grinsend die Zähne fletschte, erregte das Lachen Grillparzer's. Raimund sagte zu ihm: »Sie, Grillparzer, wissen's, das ist schwer.« Der Tragiker erwiderte: »Schafft's Ihnen wer an?« (Verlangt das

Jemand von Ihnen?‹ Als Raimund bald darauf Holtei begegnete und ihm die Scene schilderte und den kurzen Dialog erzählte, bemerkte er: ›Recht hat Grillparzer gehabt; aber ich bin völlig verdutzt gewesen, wir haben auch gar nichts weiter mit einander discurirt.‹

Der Schauspieler.

Ich habe Raimund als Schauspieler nie in dem Stücke eines Andern, nur in den von ihm selbst gedichteten gesehen. Am lebendigsten steht er vor mir als Florian im ›Diamant des Geisterkönigs‹, als Wurzel im ›Bauer als Millionär‹, als Rappelkopf in ›Alpenkönig und Menschenfeind‹, endlich als Valentin im ›Verschwender‹.

Er wirkte niemals unmittelbar komisch. Sein kläglicher Ton, der durch ein scharfes, ratschendes ›R‹ noch etwas litt, wußte den Zuschauer nicht in jene lustige Stimmung, in jenes Lachen zu versetzen, welches so heftig wirkt, daß die Augen zu thränen beginnen. ›Pudelnärrisch‹, wie die Wiener sagen, war er nie. Seine Bewegungen und Geberden waren heftig, er warf die Hände unschön umher, sprach oder polterte die Sätze abgebrochen hervor, und wenn er das Lustigste zu sagen hatte, war es, als ob er moralische Zahnschmerzen hätte. Dieser Contrast brachte dann zumeist eine unwiderstehlich komische Wirkung hervor, die seinem Wesen eigentlich nicht eigen war. Er war ein Humorist der besten und wirksamsten Art, kein Komiker; aber ihm stand die edlere, die poetische Wirkung des Humors zu Gebote. Wie der Berggeist Rübezahl ein schwarzes und ein blaues Auge hat, und das Wetter jedesmal schwarz und regnerisch, oder blau und sonnig gestaltet,

je nachdem er das eine oder das andere Auge aufschlägt, so bestimmte Raimund das Gemüthswetter seiner Zuschauer dadurch, wie sein Auge, wie sein Mund lachte oder weinte. Wo das Gemüth allein zum Durchbruche kam, war er unwiderstehlich. Die ganze Gestalt, die Geberde, der Blick, der elegische Ton schmolzen zu einer Wirkung zusammen, die den blasirtesten Menschen zu Thränen bewegte. Ich erinnere nur an die Scene, in welcher der Tischlermeister Valentin seinem früheren Herrn, dem nun verarmten Verschwender begegnet, ohne ihn gleich zu erkennen, und mit der Bemerkung: »Ein armer Mann!« in die Tasche greift, um ihm ein Almosen zu geben. Nun aber erkennt er ihn und weiß, zu Tode erschrocken, kein anderes Wort als »Gnädiger Herr!« hervorzustammeln. Er unterdrückt das Weinen, um nicht durch Mitleid zu kränken, er versucht Freude über das unverhoffte Wiedersehen auszudrücken, dabei ist er bemüht, das Almosen heimlich in der Westentasche zu verstecken. »Gnädiger Herr!« ruft er, und in diese unscheinbaren Worte legte Raimund den vollen, bewältigenden Zauber seiner Darstellungsgabe. Es war ein Triumph der Schauspielkunst, kein Auge im Zuschauerraum blieb trocken, und jedes Herz war von freudiger Wehmuth erschüttert. Ich sprach mit Raimund von dieser Wirkung. Er äußerte: »Mir ist's mit den zwei Worten seltsam ergangen. Als ich sie niederschrieb, kamen sie mir gleichgiltig vor. Ich wußte, daß ich in dieser Situation, der bitter schmerzlichen Wiedererkennungsscene, nicht viele Worte machen dürfe. Als ich sie aber für die Darstellung einstudirte und, mir die Scene vorspielend, die Worte aussprach, ergriff mich plötzlich dabei ein heftiges Weinen. Da wurde ich aufmerksam, daß in der Scene und in den Worten eine starke Kraft liegen

müſſe, die mich ſelbſt, ſo oft ich auch dieſe Rolle ſpiele, immer wieder ergreift. Ich möchte wiſſen, ob es dem Zuſchauer, wenn er das Stück wiederholt ſieht, ſo geht wie mir. Möchten Sie nicht den »Verſchwender« noch einmal anſehen? Mir zu Liebe!« Am folgenden Morgen brachte mir Raimund einen Sperrſitz in der erſten Reihe des Joſefſtädter Theaters: »Ich will Sie bei der Scene in's Auge faſſen,« ſagte er. Waſhington Irving's »Alhambra« lag auf meinem Tiſche. Ich machte ihn auf das Buch aufmerkſam, vorzüglich auf die in demſelben enthaltenen phantaſievollen Märchen. Er nahm das Buch mit lebhaftem Intereſſe auf. »Vielleicht find't ſich was drin für mich!«

Wie der ſtets ringende, ſelbſtquäleriſche Mann über ſich ſelbſt als Schauſpieler dachte, darüber liegt ein frappantes Briefſragment, das er an ſeinen einſtigen Schulkameraden und ſpäteren Collegen, den Schauſpieler Landner ſchrieb, vor:

»Es iſt ſeltſam! Je höher die Wogen des Beifalles mich umrauſchen, je ſtürmiſcher mich die Gunſt des Publicums erhebt, deſto unzufriedener werde ich mit mir ſelber. Ich fühle in meiner tiefſten Bruſt, was ich mir kaum ſelber zu geſtehen wage, wie unzulänglich mein Genre iſt, wie es in demſelben ganz und gar unmöglich iſt, Großes zu leiſten. Es iſt recht traurig! Ein ganzes volles Menſchenalter habe ich vergebens geſtrebt und gerungen; mit der letzten Scholle, die man einſt meinem Sarge nachwerfen wird, iſt auch mein Name der Vergeſſenheit anheim gefallen. Ihr Glücklichen, denen Mutter Natur ein Organ in die Bruſt gelegt, volltönend und kräftig genug, um Shakeſpeare's, Schiller's und Goethe's herrliche Worte auf der Bühne erklingen zu laſſen, jedes warme Zuſchauerherz erhebend und begeiſternd! Warum mir

gerade dieses schnarrende, mißlautige Instrument, zu meiner glühenden Seele passend, wie die Straßenorgel zum Kirchengesang! Warum mir gerade dieses tonlose Organ, eben gut genug, den Possenreißer zu spielen, um der johlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen; ohne tieferen Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung! Und an diese fluchbeladene Existenz gefesselt zu sein, wie der Galeerensclave an die Kette!«

Ich will, da schon vom Schauspieler die Rede ist, hier Einiges aus Raimund's Bühnenleben erzählen und dann zum Dichter und zur Schilderung seiner Persönlichkeit zurückkehren.

Die Lust zum Theaterwesen erwachte in Raimund frühzeitig. Neben dem Widerstande seiner Familie hatte er auch einen Sprachfehler zu bekämpfen. Er stieß mit der Zunge etwas an. Nur durch jahrelange Uebung gelang es dem künftigen Bühnen-Demosthenes, diesen Fehler zu besiegen.

Raimund spielte ursprünglich nur tragische Rollen mit Vorliebe, wobei er den damals berühmten Hofburg-Schauspieler Ochsenheimer zum Muster nahm. Da ging er denn in der Nachahmung freilich weit. Ochsenheimer hatte einen sonderbar gestalteten Mund. Mit fanatischer Beharrlichkeit stand Raimund täglich stundenlang vor dem Spiegel, um seinem regelmäßig gebildeten Munde die enorme Ausdehnung und die eigenthümliche Form der Mundwinkel, wie dies seinem Ideale eigen war, anzuformen. Die beiden Mittelfinger im Munde, zerrte und dehnte er auf wahrhaft grausame Weise an seinen Mundwinkeln, um sie nach abwärts zu biegen. Mit dieser seltsamen Arbeit war er wieder eines Tages beschäftigt, als sein seit Monaten hinsiechender, dem Tode naher Vater ins Zimmer trat. Er hatte durch eine halb offene Thür das verrückte Thun seines Sohnes

bemerkt, und sich mit letzter Kraft emporraffend, sprach er gegen den Sohn fluchende Worte aus und starb. Raimund hat die grauenhafte Scene nie vergessen, sie warf einen dunklen Schatten in sein Leben. Wie diese Scene auf den Sohn wirkte, beweist ein von dem genannten Freunde ebenfalls erhaltener Brief, den Raimund lange Jahre nachher an ihn schrieb:

»Heute zum ersten Male, während einer zwanzigjährigen Künstlerlaufbahn, drängt sich mir der Gedanke durch den Kopf, ob ich nicht besser gethan hätte, nach dem Willen meines alten braven Vaters ein friedlicher Handwerker zu werden. Ich sehe ihn vor mir, den gutmüthigen Greis mit den Silberlocken, wie er mit rastlosem Fleiße schafft und sich müht um die Existenz seiner Familie. An einem Sonntage, das einfache Mahl war verzehrt, das Tischgebet gesprochen, fragte er mich mit herzlichen Worten: welchen Stand ich mir zu wählen gedenke? Und als ich hierauf mit scheuer Stimme antwortete, ich wolle Schauspieler werden: da wurde der alte Mann bleich wie der Tod, die gutmüthigen Augen umzogen sich mit einem hervorquellenden Thränenflor; nach langer Pause entrangen sich den bebenden Lippen meines armen Vaters die beinahe unhörbaren Worte: ›Ferdinand, das kann dein Ernst nicht sein. Du wirst deine unglücklichen Eltern nicht vor der Zeit ins Grab bringen wollen!‹ Da trat auch die Mutter an mich heran und beschwor mich mit heißen Thränen, von meinem Vorsatze abzustehen, und meine liebliche Schwester Gertrude ergriff meine Hand und vereinigte ihre Bitte mit denen meiner theuren Erzeuger. Erschüttert gab ich den Meinen das Wort, nie mehr an die vorübergehende Idee zu denken, Schauspieler zu werden. Dankbar drückte mich der Alte ans treue Herz, Jubel scholl durch die Räume

unserer sonst stillen Wohnung, ein Fest wurde improvisirt, es war, als sei ich meiner Familie zum zweiten Male geboren worden. Nochmals mußte ich meinem Vater das feierliche Wort geben, dem unseligen Vorsatze, »Komödiant« zu werden, zu entsagen. Ich habe mein Wort nicht gehalten. Zürnst du mir deshalb noch, verklärter Dulder dort oben? Sieh, du bist gerächt! Vollwichtig gerächt! Trotz Allem, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, habe ich während der langen, langen Zeit, daß ich der Bühne angehöre, mich nicht eines wahrhaft glücklichen Augenblicks zu erfreuen gehabt. »Du sollst Vater und Mutter ehren.« Ich habe die letzten Wünsche der Meinen außer Acht gelassen, dafür stehe ich jetzt allein und freundlos in der Welt. Niemand, der mir angehört, alle meine Lieben ruhen im Schoße der Erde. In den bereits erbleichenden Locken wühlt kein liebes Kind, kein theurer Sprößling schaukelt auf meinem Knie, welches die Hand stützt, in der das sorgenschwere Haupt ruht.

»Du sollst Vater und Mutter ehren.«

Und doch — war es denn meine Schuld? Konnte ich dem Drange widerstehen, welcher mich unaufhaltsam den verhängnißvollen Brettern entgegenriß? Konnte ich ankämpfen gegen die glühende Neigung zur Kunst, welche mir von meinem unausweichbaren Geschicke gleichsam als Pathengeschenk in die Wiege gelegt zu sein schien? Von dem Tage an, als sich mit dem Anschauen des ersten Bühnenwerkes eine nie geahnte Wunderwelt vor meinen erstaunten Blicken erschloß, konnte ich die fieberhafte Pein, die heiße Sehnsucht nach der Priesterschaft in dem für mich heiligen Tempel der Kunst nicht eine Minute los werden.

Kaum hatten wir den braven Vater hinausgetragen auf den beschneiten Kirchhof, so waren die

feierlichen Gelöbnisse vergessen, die ich in die jetzt erkalteten Hände gelegt. Treulos den Ladentisch verlassend, der mir zur Galeere geworden war, begann ich bei wandernden Truppen ein mühsames, abenteuerliches Nomadenleben. Damals war ich glücklich! Die rasche Jugend half mir mit leichtem Sinn über Nahrungssorgen hinweg, dafür konnte ich die Kunstkenner in Steinamanger und Oedenburg entzücken und beschwichtigte den knurrenden Magen, indem ich ihm eine neue Rolle vorlas und ihn mit meinen großartigen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft tröstete, alle diese Hoffnungen sind mehr als wahr geworden. Alle meine Pläne habe ich realisirt, und dennoch — bin ich jetzt zufriedener als damals?

Du sollst Vater und Mutter ehren!

Lehr- und Wanderjahre.

Ein Zufall führte mich später mit der Tochter des Theaterdirectors in Raab, wo Raimund ebenfalls engagirt war, zusammen. Diese Dame erzählte mir: „Wir saßen eines Tages beim Frühstück, da stürzte die Wirthin Raimund's zu uns ins Zimmer mit dem Rufe: „Der Raimund ist wahnsinnig worden!“ Wir fuhren erschrocken empor und fragten um das Nähere. Sie erzählte, er habe heute die ganze Nacht durch, bald gebellt und gelacht, dann wieder gekräht und geweint. Mein Vater eilte zu Raimund, der ihm unbefangen und völlig ruhig entgegentrat. Mein Vater brach in Lachen aus, als ihm Raimund erzählte, er habe seine nächste Rolle einstudirt, die ihm vorschreibe, sich durch Nachahmung verschiedener Thierstimmen wahnsinnig zu stellen. Einmal sollte er den Geßler

spielen, und da Schiller vorschreibt, daß dieser zu Pferde zu erscheinen habe, war Raimund von diesem Gedanken nicht abzubringen. Er wollte trotz aller Vorstellungen, daß unsere Bühne zu klein und zu schwankend für das Gewicht eines Pferdes sei, auf einem solchen hereinreiten. Als endlich mein Vater erklärte, daß er die Miethskosten für ein Pferd nicht zahlen wolle, miethete Raimund, der nur eine sehr spärliche Gage bezog, eine wahre Schindmähre und führte sie auf die Bühne zur Probe. Mehr als zwanzigmal versuchte er als Pfeilgetroffener den Sturz vom Pferde. Wir lachten Alle. Er aber rief ganz ernsthaft: »Man muß sich für die Kunst opfern, oder man bleibt ewig ein Pfuscher.«

Bei diesen komisch-idealen Kunststudien hatte Raimund mit der bittersten Noth zu kämpfen, und so erklärt sich auch, daß er den Werth eines, wenn auch nur mäßigen Besitzes früh erkannte und in späteren Jahren durch strenge Mäßigkeit und Sparsamkeit wohlhabend wurde und für bedrängte Standesgenossen stets Herz und Hand offen haben konnte.

Meine Berichterstatterin Frau Reisinger erzählte weiter: »In einem Stücke hatte ein Schauspieler einen Bettler darzustellen und ersuchte Raimund allen Ernstes ihm seinen Frack zu borgen. Es war dies das einzige fadenscheinige Kleidungsstück, das er nebst einem Mantel besaß. Raimund lieh den Frack völlig unbefangen, weil er ihm für einen Bettler passend genug erschien. Auf dem Requisitenzettel wurde verzeichnet: »Ein Bettelrock — Herrn Raimund's Frack.« Einmal spielte Raimund den Prinzen Schnudi in Perinet's Posse. Während er einen Monolog sprach, riß die Schnur, die sein orientalisches Beinkleid festzuhalten hatte, es sank. Das Publicum brach in schallendes Gelächter aus; todten

blaß und zitternd wankte Prinz Schmidt von der Bühne. Er war so außer sich, daß er hinter der Bühne versicherte, sich aus Scham das Leben nehmen zu müssen. Es bedurfte des liebreichsten Trostes und des heftigsten Drängens, ihn zum Weiterspielen zu bewegen.«

Ein Liebesabenteuer.

In Raab war es auch, wo ihn eines der bittersten Ereignisse seines Lebens, an denen es in demselben nicht fehlte, traf. Zum ersten Male überkam den feurigen, phantastisch angelegten Mann die Liebe. Ein Bürgermädchen entzündete sein Herz, und weil die Eltern sich weigerten, sie dem blutarmen Schauspieler zu geben, beschlossen die Liebenden, zu fliehen. Ein Freund Raimund's versprach, ihm seine Geliebte in einem nächstgelegenen Orte zuzuführen. Raimund sollte in der folgenden Nacht sich dort ebenfalls einfinden. Mittlerweile aber hatte der Freund dem Mädchen eindringlich vorgestellt, welches elende Loos sie erwarte und wie sie mit ihm selbst sich zu weit besserem Glücke verbinden könnte. Freund und Geliebte übten so Verrath und gemeinschaftlich fliehend kehrten sie nach einigen Wochen als Eheleute nach Raab zurück. Am selben Tage spielte Raimund in Perinet's »Neuem Sonntagskinde«, aus welchem noch heutzutage das von Wenzel Müller componirte Lied:

»Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann,«

populär ist. Raimund hatte unter Anderem zu singen:

»Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus,
Der führt die Braut nach Haus.«

Ein höhnender Beifallssturm brach los. Zwischen jener Flucht und diesem spielte sich eine kleine, aber charak-

teriſtiſche Epiſode ab. Unmittelbar nach der Nachricht von der Flucht ſprach er, wie mir Frau R. ebenfalls mittheilte, ihren Vater ohne weitere Einleitung an: »Herr Director! ich komme um Ihr Fräulein Tochter zu werben.« Mein Vater, der um das unglückliche Liebesabenteuer, wie jeder Menſch in Raab wußte, fragte ganz verdutzt: »Ja, lieben Sie denn meine Tochter?« und erhielt die offenherzige Antwort: »Lieben? Nein! Es wird aber ſchon gehen. Ich möchte nur an dem Tage, an dem ſich die Treuloſen vermählen, auch heiraten, damit ſie ſehen, daß mir nichts an ihrer Treuloſigkeit gelegen iſt, gar nichts!« Dabei liefen ihm die Thränen über die Wangen. Mein Vater ſuchte den furchtbar aufgeregten jungen Mann zu beruhigen. Er warf ſich noch lebhafter als früher auf die Kunſt. Wir konnten aber bemerken, daß ihn eine ununterbrochene Traurigkeit beherrſchte. Er verließ auch bald die Stadt.«

Raimund und Spindler.

Ich will hier die Mittheilung über eine in viel ſpäterer Zeit ſtattgehabte originelle Begegnung zwiſchen Raimund und dem Romanſchriftſteller Karl Spindler, die mir der Letztere ſchilderte, anſchließen, weil ſie an und für ſich erheiternd wirkt und zugleich von Raimund's hypochondriſcher Stimmung draſtiſches Zeugniß gibt:

Raimund kam nach München. Die Proben ſeiner Dramen begannen, er leitete dieſelben mit ſeiner bekannten Unermüdlichkeit, bis Alles klappte. »Der Bauer als Millionär« war an allen Straßenecken angekündigt; die Generalprobe ging vortrefflich. Schon in früher Nachmittagsſtunde umlagerte ein neugieriges

Publicum das Theater. Da, eine Stunde vor der Vorstellung, ließ sich, zu größter Verlegenheit der Direction, Raimund krank melden. Der Intendant schickte den Schauspieler Urban zu ihm, um Raimund zum Spielen zu bewegen. Auf dem Wege begegnete ihm Spindler, er bat ihn mitzukommen und alle Beredsamkeit anzuwenden. Spindler, der Raimund persönlich nicht kannte, entschloß sich als freiwilliger Parlamentär mitzugehen. Raimund lag im Bette, bis an den Hals zugedeckt, eine Schlafmütze auf dem Kopfe. Zwischen dieser und der Bettdecke schaute ein weinerlich klägliches Gesicht mit langer Nase hervor. »Ich stelle Ihnen,« begann Urban, »Herrn Spindler vor, der es recht sehr bedauert, Sie heute nicht spielen zu sehen, und mit mir kommt, um sich um Ihr Befinden zu erkundigen.« Raimund erwiderte mit plötzlich heiteren Gesichtszügen: »Sie sind der Herr Spindler, der berühmte Romanschreiber? Mich freut es sehr, Sie kennen zu lernen.«

»Ich bedauere aber sehr, Sie nicht spielen zu sehen. Ich freute mich den ganzen Tag darauf. Es hätte mich sehr interessirt.«

»Wirklich, würde Sie das interessiren?«

»Mich und das ganze Publicum.«

»Ich bin aber krank, Sie sehen ja!«

»Nun, Ihr Auge ist klar, Ihr Aussehen nicht fieberhaft.«

»Aber ich bin doch krank, wenigstens werde ich es sein, wenn ich die Bühne betrete. Es quält mich, ich kann die traurigen Gedanken nicht los werden. Ich werde krank sein!«

»Nun, Sie sind es aber nicht. Beherrschen Sie Ihre Stimmung.«

»Ja das ist mein Unglück. Und Sie hätten mich gerne spielen gesehen? Aber jetzt ist es jedenfalls zu spät.«

Urban benützte diese Zweifel Raimund's und erklärte rasch, daß es zwar gleich sieben Uhr sein werde, aber während der Ouverture, allenfalls während einer kleinen Pause, sei das Ankleiden möglich.

»Gut, so will ich spielen, dem Herrn Spindler zu Liebe, weil er mich so gerne spielen sehen möchte, und das freut mich herzlich. Aber eine Bedingung, sonst spiele ich nicht.«

»Wir gehen jede ein.«

»Sie müssen versprechen, nach dem Theater in einen Gasthof zu kommen, wo wir ungenirt mit einander plaudern können.«

Raimund spielte eine Viertelstunde später mit unwiderstehlicher Laune den »Fortunatus Wurzel«. Das Publicum jubelte Beifall. Die Mitternacht sah noch Raimund und Spindler in herzlich mittheilsamem Gespräche. —

Wenn ihn nicht sein böser Dämon beherrschte, war Raimund voll freundlicher Zugänglichkeit, kindlich und gut. Als ihm einmal die noch im Kindesalter stehenden Enkel der Karoline Pichler sagten, sie möchten gerne das Märchen von »Der Bauer als Millionär« sehen, erwiderte er ihnen: »Es steht jetzt nicht auf dem Repertoire, aber ich werde es eigens für Euch auf Euer allerhöchstes Verlangen ansetzen lassen. Nach wenigen Tagen schickte er den Kindern eine Loge und lud sie mit den Worten ein: »Liebe Kinder! Ich werde morgen für Euch allein den Florian spielen. Das übrige Publicum wird mich gar nichts angehen. Paßt aber gut auf!« Und er spielte nur für

sie, indem er, wo es nur irgend die Rolle zuließ, immer zu ihnen in die Loge emporsah, gleichsam zu ihnen sprach, und ihnen freundlichst zulächelte.

Therese Krones.

»Heute,« schrieb er an seinen Freund Landner, »haben wir einen Theaterscandal zu gewärtigen. Die Krones tritt nach einer mehrmonatlichen Pause wieder auf. Der Leichtsinn dieser allerdings sehr talentvollen Person hat selbe in eine gräßliche Situation verwickelt. Ein reicher polnischer Cavalier sucht ihre Bekanntschaft zu machen und läßt sich bei beliebten Schauspielerin einführen. Es soll die , wie die böse Welt behauptet, eben nicht mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein. Kurz und gut, in wenig Wochen stehen die Krones und Graf Jaroschinsky auf so vertrautem Fuße, daß Erstere eine Einladung zum Mittagsessen in der Wohnung des Edelmannes annimmt. Es soll dort toll genug zugegangen sein. Während die Orgie im vollen Gange ist, wird der Graf abgerufen. Die Krones setzt sich ans Klavier und trällert ein Modeliedchen. Plötzlich öffnet sich die Seitenthüre und Graf Jaroschinsky steht umgeben von Polizeidienern und Kriminalbeamten, mit schweren Ketten gefesselt und mit todtbleichem Antlitze, vor den Augen seiner entsetzten Gäste. Die Krones fällt in Ohnmacht, ob in eine wirkliche oder fingirte, will ich dahingestellt sein lassen, wird aber durch die Hände der rauhen Sicherheitsbeamten ins Leben zurückgerufen und muß nun über ihr Verhältniß zu dem Grafen — der eines Raubmordes angeklagt ist — genaue Auskunft geben.

Es sollen dabei eben nicht die erbaulichsten Details an's Tageslicht gekommen sein. Jaroschinsky hat wirklich, wie es sich bald ergab, seinen ehemaligen Lehrer, den siebenzigjährigen ehrwürdigen Professor Blank, mit kalter, henkersmäßiger Grausamkeit gemeuchelt und bestohlen und mußte vor wenigen Wochen seine fluchbeladene That am Galgen büßen. Die Krones, hieß es damals, werde der Bühne entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen. Und jetzt, nachdem kaum mehrere Monate über dies Ereigniß hingegangen, hat die Person die Frechheit, wieder vor die Augen des Publicums zu treten. Alles ist empört, und die Krones wird, trotz ihrer Beliebtheit als Künstlerin, ein ge-

...ltiges Strafgericht zu überstehen haben. Ich bin ...ttlob in der heutigen Vorstellung nicht beschäftigt; und geht mich gleich die ganze saubere Geschichte persönlich nichts an, so schäme ich mich doch in tiefster Seele hinein, daß solche Dinge beim Theater vorgehen können. Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich unter die Zuschauer zu mengen, sondern ich werde mir irgend einen Winkel auf der Bühne suchen und die Resultate des verhängnißvollen Abends in banger Erwartung vorübergehen lassen.«

Diesen Brief ergänzte Raimund am folgenden Tage wie folgt:

»Die Krones ist gestern Abend mit einem Sturm von Applaus, ohne das geringste Zeichen von Mißfallen, empfangen worden! Ist es denkbar! Wahrlich, so sehr ich gestern fürchtete, unsern Stand beschimpft zu sehen, so empört war ich dennoch über den Ausgang. Ist dies dasselbe Publicum, welches ein Recht zu haben glaubte, sich in meine Privatverhältnisse einzumengen, und mich wüthend auspfiff, weil ich ein Mädchen nicht heiraten wollte, von deren Sittenlosigkeit ich mich leider während des

Brautstandes vollständig überzeugt hatte? Ich wurde deshalb mißhandelt, und eine gemeine Buhlerin, deren Verschwendung Miturſache an einem Morde geweſen, wird mit einem Jubel empfangen, als träte ſie nach einer großen That vor die Augen der Menge! Ja, um das Maß voll zu machen, wurden einige bezügliche Reden — man gab eine Parodie auf Spontini's Veſtalin — beſonders aber die Worte der Krones: »das dumme Volk wird doch nicht im Ernſte glauben, daß ich eine Veſtalin bin?« mit einem raſenden Beifallsſturme aufgenommen. Die Röthe der Scham brannte mir auf der glühend heißen Wange; und die Menge jauchzte! Und dieſem Götzen, charakterlos und launiſch, bringt der Schauſpieler ſein Daſein, der Künſtler den »Saft ſeiner Nerven« zum Opfer!«

Von München her ſchrieb Raimund ſpäter einmal:

»Heute habe ich einen furchtbaren Abend erlebt. Der berühmte Eßlair ſpielte am Hoftheater den Tell, eine ſeiner Forcerollen. Ich fliege ins Schauſpielhaus, um die Künſtlergröße anzuſtaunen, von welcher der Ruf ſo viel Günſtiges erzählt. Was finde ich? Eine Ruine! Eine Ruine, zerfallen und ohne Spur ehemaliger Herrlichkeit. Ein alter Mann, zahnlos, kaum noch verſtändlich ſeine Aufgabe handwerksmäßig herablallend, und das Publicum, das den einſt Gefeierten in anerkennungswerther Pietät mit einem Sturm von Applaus empfing, im Verlaufe der Darſtellung eiſig kalt laſſend. Ich kann nicht beſchreiben, wie ſchneidend wehe mir der Anblick that. Die Erſcheinung berührte mich um ſo ſchmerzlicher, als ich erfuhr, daß nur Geldnoth den Greis dazu trieb, ſeine früher errungenen Lorbeeren ſelber in den Staub zu treten. Ach, welch' ein widerlicher Anblick iſt doch ein alter Komödiant!

Wird es mir einst auch so gehen? Von jetzt an will ich sparen, die Sorge für die Zukunft soll in Folge mein Cassenverwalter sein, und der heutige Tell möge ein warnend Schreckbild als Titelbild meines Ausgabebuches stehen. Ob es nicht besser wäre, mit einem raschen Pistolenschuß diesen Sorgen zuvorzukommen, während man noch auf dem Zenith des Ruhmes steht?«

Der Regisseur.

So komisch sich die früher geschilderten Kunstbestrebungen des künftigen berühmten Schauspielers ausnehmen, sicherlich ist doch in ihnen ein sittlicher, künstlerischer Ernst nicht zu verkennen. Er blieb Raimund all' sein Lebenlang eigen; so wollte er kurz vor der Aufführung des »Verschwender« das Stück zurückziehen und dem Director alle auf dasselbe verwendeten Ausgaben, die sehr bedeutend waren, ersetzen. Und warum? Weil derselbe eine von Raimund gewünschte, in ihrem Lichteffecte ganz unmögliche Decoration nutzlos hatte ausführen lassen. Noch bei der Generalprobe am Tage der Aufführung gab es eine fatale Scene. Der auftretende Jägerchor hatte schwarze Kappen auf. »Die müssen ja naturgelb sein!« rief Raimund fast in Verzweiflung. »Die müssen noch hergestellt werden!« Der Regisseur Fritz Demmer stellte ihm vor, daß es schon drei Uhr und bis zum Beginne der Vorstellung nicht möglich sei. »Fritz, goldener Fritz,« bat Raimund, »erweise mir den Liebesdienst, ich werde Dir ewig dankbar sein. Meine Illusion wäre gestört.« Demmer versprach dem aufgeregten Freunde, den Wunsch, wenn irgend möglich, erfüllen zu wollen. Als er nach einer halben Stunde zum Kappenmacher kam, war dieser schon

in voller Arbeit, die schwarzen Kappen in grüne umzuwandeln. »Die müssen ja naturgelb werden!« sagte Demmer. »Verzeihen, Euer Gnaden!« erwiderte der Schneider, »just war der Herr Raimund da und hat grüne Kappen angeschafft.«

Castelli erzählte mir zwei Züge von Raimund's ängstlicher Genauigkeit, welche seine eben angedeutete Richtung noch mehr charakterisiren:

Der seiner Zeit berühmte Schauspieler und intime Freund des Dichters, Korntheuer, pflegte als Geisterkönig Folgendes zu sagen: »Jetzt hab' ich die »Agnes Bernauer« schon zwanzigmal gelesen und weiß halt noch nicht, warum sie in's Wasser gestürzt worden ist.« Raimund's Text aber lautete: »und weiß noch immer nicht, warum« u. s. w. Als dies Raimund rügte, meinte Korntheuer, daß das völlig einerlei sei. »Nein, das ist nicht gleichgiltig. Das Wort immer verstärkt den Spaß.« Als Korntheuer noch etwas einwenden wollte, wurde Raimund blutroth vor Zorn und lief mit den Worten davon: »Meinetwegen! Wenn Du aber das Wort immer auslassest, so bleibst Du immer ein dummer Kerl!«

Eine erste Schauspielerin kam einmal zur Probe und strickte während der Scenen, in denen sie nicht beschäftigt war, einen Strumpf. »Es ist mir nicht meines Stückes wegen,« sagte Raimund zu ihr, »aber es ist mir um Ihren Strumpf zu thun, den sie zu Hause ruhmreicher vollenden können, als hier, wo wir Sie fort und fort stören und Sie den Zusammenhang Ihres Werkes verlieren!«

Im ersten Stücke Raimund's: »Der Barometermacher auf der Zauberinsel« hat er am Schlusse des ersten Actes zum Zeichen des Sieges auf dem Rücken eines sich niedersenkenden Sclaven zu stehen. Bei der

Generalprobe hatte Raimund noch vollauf anzuordnen, damit Alles klappe. Es wollte nicht recht von Statten gehen. Voll Aerger ſtampfte er auf den unter ihm liegenden Sclaven, als ſtünde er auf feſtem Boden. Als der zu ſchreien anfing, äußerte Raimund, ganz erſtaunt über das Erdbeben, das ihn herabgeworfen: »Ja ſo! An den da unten hab' ich gar nicht mehr gedacht. Mir iſt wirklich leid!« Als er ſeine vorige Stellung wieder eingenommen hatte, ereignete ſich das Fußſtampfen noch einmal. Nach der Vorſtellung beſchenkte Raimund großmüthig den getretenen Statiſten.

So geringfügig dieſe Züge ſind, ſo charakteriſiren ſie doch den gewiſſenhaften Schauſpieler und waren die vorbereitenden Studien für den künftigen Regiſſeur, der es nicht immer mit gebildeten Schauſpielern, ſelten mit Künſtlern zu thun hatte. Und doch, wer die poetiſchen Spiele unſeres Dichters jemals darſtellen ſah, meinte durchwegs Künſtler zu vernehmen. Das kam ſo: Raimund ſtudirte mit Jedem, der in ſeinen Stücken zu ſpielen hatte, deſſen Rolle ein. Er ſprach, er ſpielte ſie ihm vor, unermüdet, bis das richtige Wort, Mimik und Bewegung zu lebendigem Ausdrucke kam. Einer ſolchen Dreſſur mußten ſich auch die erſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen unterwerfen. Dazu kam eine wahrhaft Meininger'ſche Sorgfalt bezüglich der Decorationen, der häufig vorkommenden Flugwerke, der Coſtüme, und unbarmherzig viele Proben. Es waren aber dann auch Muſtervorſtellungen, wie ſie ſeit jener Zeit kaum wieder erreicht worden ſind.

Der Verschwender.

Ich wohnte der ersten Vorstellung des »Verschwender« bei; man war auf das Höchste gespannt. Der erste Act wurde fast ohne Beifall aufgenommen, und so sehr im zweiten Acte die Chargen des alten Weibes und des Chevaliers gefielen, erst der dritte Act mit seiner Tischlerwerkstätte entfesselte einen Beifallssturm. Doch konnte man auch hören, daß Raimund in seinem »Alpenkönig und Menschenfeind« sich als schöpferischer Dichter weitaus größer gezeigt und alle seine früheren Märchenspiele übertroffen habe. Ich selbst glaube das auch noch jetzt. Raimund mochte übrigens an jenem Abend, mit seinem feinen Gehör für Beifall, in den sich einige verlorene Zischlaute böswillig gemischt hatten, auch einen Zweifel an dem Erfolge empfunden haben, bis ihn die mit jeder neuen Vorstellung gesteigerte Theilnahme vom Gegentheile überzeugte.

Der Germanist und nachmalige Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Theodor v. Karajan, theilte mir seine Begegnung mit Raimund nach der Aufführung des »Verschwender« mit, welche die Stimmung des Dichters und sein hypochondrisches Wesen scharf charakterisirt. »Haben Sie gehört, wie sie gezischt haben?« rief er. Karajan erwiderte: »Vielleicht ein oder drei Zuschauer. Was fällt Ihnen ein? Wenn etwas geschähe, wo man Ihnen helfen müßte, so glauben Sie gar nicht, wie viele Freunde Sie haben, die hiezu bereit wären.« Raimund rief heftig: »O, vergiften möchten sie mich, wenn sie könnten!« Karajan meinte: »Könnten wir das Gespräch nicht im Trockenen fortsetzen?« Es stöberte nämlich; Raimund zappelte vor Kälte mit den Füßen und sagte: »O, das thut mir

wohl!« Nichtsdestoweniger traten sie auf dem Stephansplatze in das damals bestandene Kaffeehaus Benko. Raimund hatte einen großen schwarzen Hund bei sich, denselben, der ihn nachmals biß und das tragische Ende des Dichters herbeiführte. Ich glaube, er hieß »Hüon«. Er rumorte, und als ihn Raimund zur Ruhe bringen wollte, sprang er an ihn heran und legte die Pfoten auf die Schultern seines Herrn. Dieser umarmte und küßte den Hund. »Sehen Sie, der ist mein einziger Freund!« — »So? Ich danke Ihnen!« erwiderte Karajan scherzend. Nun konnte Raimund nicht genug Entschuldigungen finden und wußte nicht warm und treuherzig genug zu sein; Karajan mußte ihn immer wieder beruhigen und versichern, daß er sich nicht beleidigt fühle. Er war es, der den Buchhändler Rohrmann veranlaßte, die Werke Raimund's herauszugeben, und beklagte es später oft, daß weder deren Text complet, noch im Stile verbessert sei. Raimund hatte damals die Absicht, den »Corvo« des Gozzi für die deutsche Bühne zu bearbeiten; doch unterließ er es, weil er nicht wußte, wie er den Raben auf der Bühne erscheinen lassen sollte.

Empfindlichkeiten.

Welcher Künstler ist nicht eitel? Die Weltklugen lassen es nur nicht merken und spielen sogar nicht selten Bescheidenheit. Eine so empfindliche Natur wie die Raimund's horchte auf Lob und Tadel mit krankhafter Aengstlichkeit. Sein hypochondrisches Temperament konnte nur seine reizbare Seelenstimmung erhöhen. Als der Schriftsteller Braun von Braunthal in Ebersberg's »Zuschauer« eine schärfere, wiewohl auch aner-

kennende Kritik über den »Verschwender« drucken ließ, rächte Raimund das von der Bühne herab mit einem leidenschaftlichen Couplet, das selbst von seinen besten Freunden nicht gebilligt wurde. — Eine Raimund bekannte Dame schrieb ihm eines Tages einige sehr verbindliche Zeilen, in welchen sie ihn bat, ihr zwei Sitze zum »Mädchen aus der Feenwelt«, die so schwer zu erlangen wären, zu procurriren. Das Billet begann mit den Worten: »Mein lieber Raimund!« Er schien die Bitte vergessen zu haben, und sie wandte sich an den Logenmeister mit der gleichen Bitte. Dieser wußte nur durch Raimund selbst Sitze zu erlangen und zeigte ihm den Brief der Dame. Kaum hatte er einen Blick auf das Papier geworfen, rief er zornig erregt: »So, Ihm schreibt sie auch: Mein lieber! Ich hab' mir eingebildet, die schreibt nur mir allein: Mein lieber! So schreibt sie wahrscheinlich an Viele noch, an Alle, wenn sie just mag und will.« Er besorgte zwar die Karten, blieb aber den ganzen Tag verstimmt und ärgerlich.

Eines Tages trat Raimund in den Laden eines Kaufmanns, um etwas zu kaufen. Dieser, hocherfreut, erzählte ihm, wie sein Sohn für ihn schwärme und ihn bewundere; jetzt sei er aber krank und könne das Theater nicht besuchen. Raimund hörte theilnahmsvoll und geschmeichelt zu. Treuherzig erzählte der Kaufmann weiter, wie der Arzt seinem Sohne eine Reise in Begleitung eines heiteren Menschen angerathen habe, und schüchtern brachte er weiter vor: »Sie, Herr Raimund, sind so lustig. Möchten Sie nicht mit meinem Sohne reisen? Ich will für Alles reichlich und dankbar sorgen.« Kaum hatte der Mann ausgesprochen, verwandelte sich die Freundlichkeit Raimund's, und er schrie dem erschrockenen Manne entgegen: »So, Sie glauben also, weil ich auf dem Theater Spaß mach'

und immer guten Humors bin, so bin ich's auch im Leben. Ich hab' manchmal ganz lustige, verdammt spaßige Augenblicke im Leben. Sie aber glauben, weil ich auf dem Theater den Leuten den Narren mach', ich soll ihn etwa außer dem Theater auch machen?« Er stürzte der Thüre zu, sie klirrend hinter sich zuwerfend.

Edler, wie an Braunthal, rächte er sich in früherer Zeit bei einem anderen Anlasse und setzte das schöne, freilich erst nach Raimund's Tode von Friedrich Hebbel gedichtete Epigramm in Thaten um:

»Künstler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde,
Schleudert er Steine nach dir, mache du Statuen d'raus.«

Es war nämlich ein sonderbarer Zug, der damals durch die literarische Gesellschaft in Wien ging, sie wollte ihren Poeten nicht glauben, daß sie die unter ihren Namen herausgegebenen Werke auch wirklich verfaßt hätten. So sollte z. B. ein katholischer Pfarrer, der es nicht wagen durfte, Romane zu schreiben, der Pfarrer Wiesinger im Spital am Pyhrn, den Frau Karoline Pichler in Begleitung ihres Gatten wiederholt besucht hatte, seine Romane dieser damals gefeierten Dichterin geschenkt haben, damit sie dieselben unter ihrem Namen veröffentliche. Besonders galt das von ihrem bedeutendsten, von Goethe glänzend anerkannten Romane »Agathokles«. Ein gleiches Schicksal widerfuhr Friedrich Halm; man behauptete, Michael Enk von der Burg, mit dem der Dichter innig befreundet war, sei der Verfasser der »Griseldis« u. s. w. Ein gleicher Zweifel tauchte bei Raimund auf. Er schwieg, meißelte aber aus den nach ihm geschleuderten Steinen die Gestalten seines allegorischen Märchens: »Die gefesselte Phantasie«.

»Ich betrat eines Abends,« erzählte mir Joh. Gabr. Seidl, »das Parterre des Theaters in der Josefstadt. Raimund lehnte an einer der Säulen. Ich grüßte ihn und bemerkte: »Heute habe ich Märchen gelesen und dabei lebhaft an Sie gedacht.« »Warum, warum?« fragte er hastig. »Sie könnten aus einem derselben ein schönes Drama bilden.« Zornig rief er: »Ich bilde nichts aus anderer Leute ihren Sachen, ich bin ganz originell!« Rief's und ließ mich, ohne zu grüßen, stehen.« —

Neue Liebe und Ehe.

Ich habe erzählt, wie das erste Liebesabenteuer Raimund's tragikomisch endete. Es warf einen trüben Schatten in sein Gemüth. Er hatte kein Glück in der Liebe. Eine schöne Collegin auf der Leopoldstädter Bühne, Fräulein Grünthal, fesselte sein Herz. Er quälte das Mädchen mit maßloser Eifersucht, so daß sie endlich ihre Liebe völlig schwinden fühlte und ihn nach einer der heftigsten Scenen weinend bat, sie zu verlassen. —

Seine Affaire mit der Tochter des Possendichters Gleich ist bekannt, ebenso, wie er am Hochzeitstage, als schon alle Gäste versammelt waren, plötzlich verschwand und trotz alles Suchens nicht gefunden werden konnte. Völlig unbekannt ist jedoch eine Scene, die mir der Dichter Julius von Ribics (Verfasser des witzigen Volksstückes »Finette Aschenbrödel«, das unter dem Namen seiner ihm später angetrauten Gattin, der idealschönen Schauspielerin Auguste Schreiber oft aufgeführt wurde) erzählte; sie ging in Theaterkreisen von Mund zu Mund. Raimund, der, nachdem er sich aus der Wohnung der Braut entfernte, in den Prateraunen herumgeirrt war, traute sich erst gegen

Mitternacht in seine Wohnung zu gehen. Als er die nicht mehr beleuchtete Treppe emporstieg und an seine Thür gelangte, lag etwas wie eine Menschengestalt vor derselben. Er mußte darüber hinwegschreiten und zündete in seinem Zimmer rasch eine Kerze an, um zu sehen, was es sei. Da lag in weißem Hochzeitskleide, mit Schleier und Kranz seine Braut Louise Gleich. »Ich gehöre zu Dir!« rief sie dem entsetzten Bräutigam entgegen. Mit Mühe brachte er sie wieder zu ihrem Vater. Nach einigen Tagen erfolgte dennoch die Trauung. Bevor dies jedoch geschah, mußte der allgemein geliebte Komiker, als er die Bühne betrat, einen furchtbaren Sturm über sich ergehen lassen. Er wurde moralisch gelyncht. Mitten durch das Toben und Pfeifen des Publicums hörte man die Rufe: »Abbitten!« »Dem Fräulein Satisfaction!« Als der Lärm nicht enden wollte, trat Raimund vor und sagte mit bebender Stimme: »Es ist mir oft vorgekommen, daß ich auf allgemeines Verlangen eine Rolle spielte; aber daß ich auf allgemeines Verlangen heiraten soll, ist mir neu.« Zischen, Gelächter, Toben von Neuem. Der Vorhang mußte fallen.

Natürlich steigerte diese unglückliche Ehe nur noch seine hypochondrische Stimmung; er wurde noch einsamer als vorher. Seinem Talente stets mißtrauend, weil er nur, wie er zu sagen pflegte, das »niedere Genre« hervorzubringen im Stande war, glaubte er sich von den Wiener Dichtern verachtet und empfand es schmerzlich, daß die Wiener Gesellschaft ihn — der nur ein »G'spaßmacher« sei, wie seine Collegen im Kasperltheater — nicht in ihre Kreise ziehe. Als wir einmal gemeinschaftlich in der Familie Alexander Baumann's, dieses originellen Wieners, dessen »Versprechen hinter'm Herd« noch heute die Theaterbesucher erfreut,

weisten, klagte Raimund wieder: zum »niedrigen Genre« verurtheilt zu sein. »Warum«, fragte Baumann, »schreiben Sie kein Stück ganz nach Ihrem Sinne und wie es Ihr Geist Sie heißt?« Er erwiderte: »Weil sie's nicht aufführen möchten, die Götter im Burgtheater. Meine Stücke werden auf allen Hofbühnen gespielt, warum nicht in Wien? Weil man mich hier verachtet. Glaub's! Bin auch nicht hoffähig. Und meinem Publicum in der Vorstadt muß ich fort und fort Concessionen machen, muß Volksscenen schreiben. Das Erhabene möchten sie auch gar nicht verstehen!« Um so mehr schmeichelte es ihm, wenn er, was seinen Collegen von den Vorstadttheatern niemals widerfuhr, doch zuweilen im Kreise der sogenannten höheren Gesellschaft eingeführt wurde. So war er mir dafür besonders dankbar, während ich es mir nur zur Ehre anrechnete, daß ich ihn in dem Salon des berühmten Orientalisten Hammer-Purgstall und dann in dem der ebenso kunstsinnigen als sentimentalen Gräfin Engel einführte, die Hormayr wegen ihres fast ununterbrochenen Gerührtseins die »wandelnde Thränenweide« nannte. Unbekannt ist mir die Beziehung Raimund's zu Adam Müller; es muß eine bedeutungsvollere gewesen sein, da Müller jeder ersten und wohl noch folgenden Vorstellung von des Dichters Bühnenspielen anwohnte. Als Müller aufgebahrt lag, erzählte dessen Diener, daß Raimund, der oft stundenlang bei seinem Herrn zu verweilen pflegte, gekommen sei, um den Todten zu sehen. Er hob den Schleier von dessen Antlitz und weinte heftig. Dann entfernte er sich, die Hände heftig zum Abschied bewegend.

Bei Caroline Pichler.

Auch hier traf ich mit Raimund zusammen. Die Dichterin hatte ihn bei einem ihr befreundeten Fräulein von Isenflamm, zu ihrem Leid nur flüchtig, kennen gelernt und wünschte ihn bei sich zu sehen. »Ohne Ceremonie!« sagte sie. »Die Herren vom silbernen Kaffeehause lieben das nicht, kommen Sie gleich zum Speisen zu uns.« Raimund war über die Einladung sehr erfreut. Wir kamen und fanden uns in einem Kreise fein gebildeter Damen und Herren, unter den Letzteren die Dichter Erzbischof Ladislaus Pyrker, Leonhard Graf Rothkirch-Panten, der Orientalist Hammer-Purgstall. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf ein Ereigniß, das, durch die Eifersucht einer Frau herbeigeführt, die Runde durch alle Salons machte. Wenn man auch die Thatsache durchschimmern ließ, so wurde sie doch nur rücksichtsvoll fein angedeutet. Und nun denke man sich den Schreck der Frau vom Hause, welche noch die Salon-Etikette des vorigen Jahrhunderts aufrecht hielt, als Raimund, der sich bis jetzt schweigend verhalten hatte, sich plötzlich seiner eigenen Ehe erinnerte und zu erzählen anfing: »Eifersüchtig hat meine Madam' auch sein können. Mein Arm hat's g'spürt. Sie hat mich aus Eifersucht 'neinbissen. Und was war Schuld an der ganzen Ehe? Der Mondschein und 's grüne Paperl.« Ein allgemeines verlegenes Verstummen der Gesellschaft schien Raimund für erwartungsvolle Theilnahme zu halten, und er fuhr treuherzig fort: »Ich bin öfter wirklich melancholisch und in einer solchen Stimmung bin ich oft allein im Prater spazieren gegangen. Es ist mir dabei allerhand eingefallen, was später den Leuten gefallen hat. Ich geh' zurück, hab' Durst und kehr' im Wurstelprater

im Gasthause »zum Paperl« ein. Da sitzt die Louis' mit ihrem Vater, der auch Localstücke geschrieben hat. Der Mondschein hat sie so schön beschein, daß sie mir auf einmal interessant vorkommen is. Ich hab' oft mit ihr Komödie gespielt, sie war mir immer gleichgiltig; aber heut hat der Mondschein sie ganz verklärt. Plötzlich bin ich verliebt in sie geworden und hab' sie bald darauf geheiratet. No, das ist ja bekannt, wie sie mich ausgepfiffen haben beim ersten Auftreten, weil ich vom Traualtar ausgeblieben bin.« Ich werde nie die Verlegenheit der älteren, die Verschämtheit der jungen Damen vergessen.

Durch seine Anstellung am Leopoldstädter Theater wurde Raimund gezwungen, mit seiner Gattin, auch nachdem er sich von ihr hatte scheiden lassen, gemeinschaftlich aufzutreten, nicht selten verliebte Scenen mit ihr zu spielen. Sie benützte, da er sich nicht wehren konnte, in boshaftester Weise die Gelegenheit, zwickte ihn in den Arm, biß ihn, wenn er sie zu küssen hatte, in die Wange und raunte ihm die entsetzlichsten Schmähungen und Beleidigungen ins Ohr. Raimund wurde so nervös, daß er in eine schwere Krankheit fiel, aus der ihm der homöopathische Arzt Lichtenfels emporhalf. Die Krankheit wurde ihm zum Heile. Aus ihr emporgetaucht, begann er, der sich in seiner Verzweiflung einem fast wüsten, schmerzbetäubenden Treiben ergeben hatte, sein Leben an Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen. Beiden blieb er bis zu seinem Ende in musterhafter Weise treu.

Wenn wir das traurige Schicksal, das Raimund mit seiner Gattin erlebte, betrachten, so mahnt es an ein eben so herbes eines anderen Mannes, mit dem Raimund auch viele andere Aehnlichkeit hat. Ich erinnere an einen genialen Dichter, der zugleich ein

glänzender Schauspieler war, der ebenfalls seine Laufbahn in der Provinz unter den ärmlichsten Verhältnissen bei sogenannten »Schmieren« beginnen mußte, bis er Ruhm und Glanz sich erwarb, dem seine leichtsinnige Frau Armande Begar das Leben verbitterte und durch Treulosigkeit entehrte. Ich spreche von Jean Baptiste Poquelin, der als Molière unsterblich ist. Der Erzbischof von Paris versagte dem »Komödianten« das ehrliche Begräbniß. Bald hätte Raimund, da er als Selbstmörder endete, ein gleiches Schicksal getroffen. Nur in Einem glichen sich die beiden Männer nicht: Molière hatte trotz des königlichen Schutzes bezüglich seiner Dramen immer mit der Censur zu kämpfen. Dagegen rühmte sich Raimund, wenn über den geistigen Druck in Oesterreich geklagt wurde: »Mir hat die Censur nie eine Zeile gestrichen.« Er meinte damit vorzüglich die streng sittliche Tendenz seiner Bühnenspiele hervorzuheben, die auch jeden zweideutigen Ausdruck, den seine Collegen mit Vorliebe pflegten, strenge vermied.

Censurstriche.

Trotzdem sich Raimund rühmte, daß ihm die Censur niemals eines seiner Bühnenspiele verboten oder gestrichen habe, was sich allerdings auf das Ganze bezog, kam es doch einmal vor, daß einzelne Stellen in den Dramen Raimund's gestrichen worden sind. Er erzählte uns von zwei solchen, die ich hier wiederholen will, weil sie zu charakteristisch für die unsittlichen, blöden Censurverhältnisse jener Zeit sind, und geeignet genug, die unglaublich geistesbeschränkten Männer, die sie handhabten und die humoristisch darstellende Persönlichkeit des Dichters zu illustriren.

In dem von der obersten Polizei- und Censurbehörde zur Darstellung erlaubten Volksmärchen kam die Stelle vor: »Mein Gott, lass' nicht den Teufel triumphiren.« Das Wort Teufel hatte der Censor in »Teuxel« umgewandelt. Die Stelle, wo ein Vater zu seiner Tochter sagt: »Komm' in mein Cabinet, mein Kind, ich habe unter vier Augen mit Dir zu sprechen,« wurde ganz gestrichen. Raimund eilte zur Polizeistelle, um sich um die Ursache dieser Censurstriche zu erkundigen. Er erlaubte sich, dem Censor gegenüber zu bemerken, wie es lächerlich wäre, wenn der Schauspieler mit vollem Pathos, das die übrigen Sätze erfordern, zu declamiren hätte: »Mein Gott, lass' nicht den »Teuxel« triumphiren.« Das Publicum wird, trotz dem Ernst der ganzen Scene, laut auflachen. Der Censor fragte den Dichter dazwischen redend, »ob er ein Katholik sei?« und als dieser sich einen guten Katholiken nannte, erwiderte der Beamte: »Da müssen Sie auch wissen, wie es gottlos ist, den Teufel aufzurufen.« Raimund wagte die Gegenbemerkung, daß es dann auch gottlos wäre, den Namen Gottes auszusprechen. Da belehrte ihn der fromme Censor, daß man Gott immer, aber den Teufel niemals anrufen dürfe, was ein Frevel gegen die Religion sei. »Wenn Ihnen aber,« fuhr der Mann fort, »das Wort »Teuxel« nicht passend scheint, so lassen Sie den Schauspieler »Mephisto« oder »Vitzliputzli« sagen. Raimund fuhr wie in Verzweiflung sich durch die Haare und rief mit kläglicher Stimme: »Ich höre schon das ganze Publicum auflachen, daß das Theater zittert, wenn die Schauspielerin mitten in der erregten Scene mit Pathos sagen wird: »Mein Gott, lass' nicht den Vitzliputzli triumphiren.« Der Censor erwiderte, daß es gut sei, wenn in einer Posse viel gelacht wird,

je mehr, desto besser. Raimund, in seinem Dichterstolze empfindlich verletzt, schrie fast: »Herr Hofrath, ich schreibe keine Possen!« Raimund schlug vor, sagen zu lassen: »Mein Gott, lass' nicht das Böse triumphiren,« was der Censor genehmigte. Schlimmer noch erging es der anderen, oben angeführten gestrichenen Stelle. Raimund fragte, was denn daran bedenklich sei, wenn ein Vater mit seiner Tochter unter vier Augen zu sprechen habe. »Gar nichts, wenn der leibliche Vater mit seiner Tochter unter vier Augen sprechen will. Da aber diese Scene von Schauspielern gesprochen wird, von denen das Publicum weiß, daß sie nicht in dem blutsverwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander stehen, so ist die Zweideutigkeit zu groß und unerlaubt.« Raimund blieb sprachlos.

Die Weiber.

Eines Sommertages nach Mittag begegnete ich Raimund in der Kärntnerstraße. Wir grüßten uns. »Sie sehen übel aus, lieber Raimund!« begann ich. »Was fehlt Ihnen?« Er nahm den Hut ab, fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und rief: »O diese Weiber, die Weiber! Sie sind noch sehr jung. Sie kennen sie noch nicht. Aber es bleibt nicht aus!« Ich erwiderte scherzend: »Die Weiber? Sind die vier in Ihrem Alpenkönig lebendig geworden?« Er sah mich verdutzt an: »Meine vier Weiber? Ich will da hinausziehen in mein Landhaus. Ich sag' der Toni, no der Toni Wagner, meiner Geliebten, sie soll einpacken. Ich will allein sein, und wie ich nach Hauf' komm', haben noch Drei, die Schwestern und noch ein Anhängsel, auch einpackt, und jetzt soll ich mit

Allen hinaus. Richtig vier Weiber. Leben Sie wohl!«

War Raimund in guter Laune, so konnte er hübsch und anschaulich erzählen. Sehr lustig war z. B. seine Schilderung einer urkomischen Scene, die sich während der Darstellung seines dramatischen Märchens »Der Diamant des Geisterkönigs« zugetragen. Der Diener Florian wird in demselben in einen Pudel verwandelt. Damit ihn der böse Geist nicht erkenne, dringt ein Rudel weißer Pudeln herein. Kleine Jungen wurden zu diesem Zwecke in Thierfelle gekleidet, und um sie zur richtigen Zeit beisammen zu haben, wurden sie in eine Requisitenkammer gesperrt. Mittlerweile brach ein heftiges Gewitter los. Das Schlagwort, auf welches hin sie auf die Bühne laufen mußten, war nicht mehr ferne. Man öffnete die Thüre, und die zehn Pudel lagen auf den Knien und beteten aus Angst vor dem Blitz und Donner ein lautes Vater unser.

Raimund war seinem religiösen Bekenntnisse nach Katholik; doch spielte er weder in seinen Volksdramen noch im Leben auf sein Bekenntniß an. Als er auf dem Todtenbette lag und nicht mehr sprechen konnte, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er schreiben wolle. Seine letzten Worte, die er mit unsicherer Hand niederschrieb, waren: »Gott anbeten!«

Das dem Menschen angeborene Temperament ist sein Schicksal; bei Raimund war es sein Märtyrerthum. Von Jugend auf erregt, dem Phantastischen nachhängend und preisgegeben der gemeinen Noth des Lebens, arbeitete er fort und fort, aber ewig mit sich, mit seinem darstellenden Talente, seinen künstlerischen Leistungen unzufrieden. Er mißtraute selbst der allgemeinen begeisterten Anerkennung, wie eine gleiche nur

wenigen Poeten während ihres Lebens zu Theil geworden. Früh schon wurde eine Medaille auf ihn geprägt, seine Büste und Statuette, die ihn in jeder seiner Rollen darstellten, von dem jung verstorbenen genialen Bildhauer Dialer geformt, fanden in tausenden von Exemplaren Verbreitung. Die Kritik nannte ihn den Schiller des Wiener Volksstückes. Hier sei angemerkt, daß Raimund, wegen der Nebeneinanderstellung tragischer und komischer Scenen einst mit Shakespeare verglichen, sich deshalb dessen Werke kaufte, um neugierig und allen Ernstes seine Gottähnlichkeit herauszufinden. Seine unglücklichen Liebesabenteuer und die entsetzliche Ehe verbitterten ihm den Geist, der einst so echt humoristische Scenen geboren, und gestalteten seine Laune zu einem wahren Galgenhumor. Auch auf ihn paßt, was ein deutscher Dichter von sich sagte, daß er viel Glück im Leben gehabt, aber nie glücklich gewesen sei. Hierzu kam körperliches Leiden. Seine Leber, in welche die altgriechischen Aerzte und Dichter den Sitz der Leidenschaften verlegen, war krank. Er ist pathologisch aufzufassen. Es ist unglaublich fast und für einen Psychologen eine interessante Aufgabe zu lösen, wie heller, klarer Verstand und komisch wirkende Thorheit in seinem Geiste parallel liefen und kaum zu vereinigen sind. Welch' ein Kunstverstand im Aufbau seiner Dramen, welches schöne Schaffen seiner Phantasie, die niemals überschäumte oder in Unklarheit sich verlor, welche scharfe, durch nichts getrübte Beobachtungsgabe, wenn er Menschen darzustellen, wenn er als Regisseur zu ordnen und zu leiten hatte, dann die spätere kluge Führung, die weise Sparsamkeit seines Hauses! Und wie seltsam, befremdend stehen alldem die oft tollen Launen, die unerträglichen Aeußerungen seines getrübten Gemüthes, es muß ge-

sagt sein, seine Narrheiten gegenüber! Er war räthselhaft, dieser geniale Mensch, der fortgesetzt mit sich in Widersprüchen und niemals glücklich gewesen ist! Ein wirrer psychologischer Knäuel, den kein Messer eines Anatomen auseinanderlösen wird.

Tiefer und einschneidender, unbarmherziger, wie die oben mitgetheilten Brieffragmente, kann kaum Jemand in seinem Innern wühlen. Die kleinen anekdotischen Züge sind es zumeist, die den individuellen Menschen charakterisiren. Der psychologisch entwickelnde Biograph wird sie, wie der Maler die der Pallette aufgesetzten einzelnen Farben, nicht entbehren können. »Zur Biographie« Raimund's sind diese Blätter überschrieben.

Todesnachricht.

Wir saßen, wie jeden Nachmittag, beim schwarzen Kaffee im silbernen Kaffeehause. Da stürzte ein Freiherr von Natorp, der Gatte der einst berühmten, auch von Zacharias Werner besungenen Sängerin Marianne Seiffi, verstört aussehend, herein: »Der Raimund hat sich erschossen!« Wir fuhren entsetzt empor. Tiefste Trauer war in unserem Kreise eingekehrt und bemächtigte sich auch bald in dem Maße, als die Nachricht bekannt wurde, der gesammten Bevölkerung Wiens. Ich habe viele Todesfälle von bedeutenden Menschen in Wien erlebt, eine so allgemeine Trauer wie um Raimund nie. Die Ursache seines Selbstmordes, die Qualen, die der durch sieben Tage bei vollem Bewußtsein Sterbende erdulden mußte, seine religiöse Ergebung und Erlösung wurden allgemein bekannt.

Das Leichenbegängniß.

Viele Herren und Frauen aus Wien und zahlreiches Landvolk im Festgewande waren nach Gutenstein geeilt, um dem berühmten Dichter, dem edlen Menschen, dem Wohlthäter der seinen Landsitz umgebenden Thalbewohner die letzte Ehre zu erweisen. Keine Fackeln umleuchteten und keine Musik umtönte den Sarg. Als aber das rührende Lied aus dem »Alpenkönig und Menschenfeind« von einem Trauergaste halblaut angestimmt wurde: »So leb' denn wohl, du stilles Haus«, waren Tausende zu Thränen gerührt und sangen es im innersten Herzen erschüttert mit. Der berühmte und noch unerreichte Schauspieler Ludwig Löwe legte, als die Schollen auf den Sarg niedergerollt waren, einen Lorbeerkranz auf das Grab und wollte sprechen; er brach statt in Worte in heftiges Weinen aus. Er sank in die Knie und faltete schweigend die Hände zum Gebet.

Das Grabdenkmal.

Die geliebte Freundin und treue Begleiterin der letzten Lebensjahre Raimund's, Antonia Wagner, ließ ihm ein Denkmal auf seinem Grabe errichten.

Man steigt auf dem Friedhofe in Gutenstein zehn Stufen zu einer Grabpyramide empor, in deren Nische die von dem jung in Armuth hingeschiedenen Bildhauer Josef Dialer, von dem auch die Büste Franz Schubert's auf dessen Grabe herrührt, geformte, von Ferdinand Köhler in Wien aus Bronze gegossene Büste des Dichters steht. Sie ist umgeben von den Symbolen der Poesie und der Ewigkeit. Die Grab-Pyramide wurde ein Jahr nach Raimund's Tode, am

5. September 1837, feierlich enthüllt und führt folgende Inschrift:

»FERDINAND RAIMUND
Dramatischer
Dichter und Schauspieler
Geb. am 1. Juni 1799
Gestorben am 5. September 1836.
Von seiner Freundin A. W.«

Es war mir gegönnt, damals einige Xenien auf die Stufen des Denkmals niederlegen zu lassen, welche die Werke des Dichters einfach bezeichnen und hier als welke Blätter noch einmal gesammelt werden mögen.

Der Diamant des Geisterkönigs.

Lustig führt der Witz mit dem Scherz den fröhlichen Reigen,
Ferne steht der Ernst, macht seine Glossen dazu.

Der Bauer als Millionär.

Blühend stand dir zur Seite der Dichtung ewige Jugend,
Abschied nahm nicht sie, treulos bist du ihr entfloh'n!

Die gefesselte Phantasie.

Welche die Ketten hasst, die Göttin hast du gefesselt,
Und die Entfesselte sehnt sich nach den Ketten zurück.

Alpenkönig und Menschenfeind.

Doppelgänger der Kunst, gewohnt, dich zwiefach zu lieben,
Liebt, weil der Mime nur schied, doppelt der Dichter das Herz.

Der Verschwender.

Leicht hast du Geist und Gemüth in goldenen Schalen verschwendet,
Fürchten durftest du nicht, Bettler zu werden an Geist.

Moisasur's Zauberfluch.

»Weinst du Freudenthränen, beglückt ob gespendeter Liebe,
Schon in den Armen des Todes rettet die Liebe dich noch«
Sähst du unseren Schmerz, du würdest sie selig vergießen,
Und aus des Orkus Nacht stiegst du zum Lichte zurück.

Schon nach neun Jahren, am 12. Juli 1846, enthielten die von mir herausgegebenen »Sonntagsblätter« folgendes »Eingesendet«:

»Ich bitte zu melden, daß der Grabstein Raimund's in Gutenstein bedeutend der Reparatur bedarf. Der Anwurf ist losgerissen, die Ziegel grinsen überall hervor und die oberste Steinplatte klafft, wie die Todeswunde des Unglücklichen, auseinander. Am Boden eines Winkels fand ich einen verwelkten Immortellenkranz.« G. R.

»Das Denkmal,« berichtet C. v. Wurzbach im »Oesterr. Biograph. Lexikon«, »mußte im Jahre 1852 restaurirt werden. Als es im Jahre 1862 neuerdings zu sinken begann, wurde das Grab geöffnet, die Knochenreste wurden in einen neuen Sarg gelegt und die Restauration neu durchgeführt. Dies kam durch eine Sammlung unter den Mitgliedern des Carltheaters und Wiener Kunstfreunden durch den Pächter und Director Bauer zu Stande, der von dem Gutensteiner Bürgermeister darum ersucht wurde. Im Jahre 1856 wurde ein Requiem zu Raimund's Gedächtniß (von wem?) gestiftet, welches alljährlich an seinem Todestage in der Kirche zu Gutenstein um 10 Uhr Vormittags abgehalten wird oder doch werden soll.«

Mir ist nicht bekannt, in welchem baulichen Zustande sich das Denkmal, dessen Abbildung die »Neue illustrirte Zeitung« im Juni 1884 brachte, befindet. Es wird wohl wieder zu Grunde gehen, wenn nicht der bröckelnde Sandstein dauernder durch Granit ersetzt wird.

Der Schädel.

Es verlautete bald nach der Beerdigung Raimund's, daß wohl sein Leichnam, aber ohne Schädel beigesetzt worden sei. Ein Schicksal, das der Hingeschiedene mit Josef Haydn gemein hat, der in der Esterhazy'schen Fürstengruft bis zum heutigen Tage ebenfalls ohne Schädel, der sich im anatomischen Museum in Wien befindet, begraben ist.

Die Sache machte großes Aufsehen; man erzählte, daß der k. k. Landesgerichtsarzt Anton Rollet aus Baden, welcher amtlich die Obduction der Leiche unter Assistenz noch zweier Aerzte vorzunehmen hatte, die Schädeldecke für sein phrenologisches Museum mitnahm. Er war der Erbe der Gall'schen Schädelsammlung. Er formte den Schädel in Gyps ab und fand: »das Organ der Einbildung, der Nachahmung, der Vergleichung, der Ursächlichkeit, Liebe zu Ereignissen, Beständigkeit, Billigung und Hoffnung (und was noch Alles!) mehr oder weniger entwickelt. Es war daraus zu sehen, daß Raimund ein geborener Dichter und Schauspieler war«. Die Lehre Gall's, nach welcher Rollet diesen Befund niederschrieb, ist längst schon, wie die Lavater'sche Physiognomik, von der Wissenschaft abgethan, wie sich ja auch schon zur Zeit, als sie bewundert wurde, kein Anatom ernsthaft mit ihr beschäftigt hatte.

Es verlautete später, daß Rollet, von der Behörde aufgefordert, den Schädel abzuliefern, einen anderen substituirt hätte. Ich wandte mich an den mir befreundeten Sohn Rollet's, den Dichter Hermann Rollet, von dem ich wußte, daß er als ganz junger Mensch von seinem Vater zu der Obduction Raimund's mitgenommen worden war und bei derselben mit assistirte. Er vertraute mir den über die ganze Angelegenheit

von seinem Vater niedergeschriebenen Bericht an, der hier zum erstenmale seinem ganzen Inhalte nach wortgetreu mitgetheilt werden soll. Er lautet:

»Am 8. September kamen zwei Herren zu mir, deren einer sich mir als Ignaz Wagner, Bruder der Antonia Wagner, der andere als Schilling, Doctor der Medicin, vorstellte, und forderten mit Grobheiten die Schädeldecke zurück, mit dem Bedeuten, daß die Seinigen diese mit ihm begraben wollen, und im Falle ich die Zurückgabe verweigere, sie mich verklagen würden, wofür ich alle Unkosten zu tragen hätte. Ich gab diesen mir unbekannten Leuten umsoweniger die fragliche Schädeldecke, weil ich erstens ein Recht hatte, selbe zu nehmen, und zweitens nur bei höflichem Ansuchen Jemand mir Bekanntem selbe vielleicht nach der Abformung gegeben hätte. Mittags kamen die Beiden in Begleitung eines dritten Unbekannten neuerdings, in meiner Abwesenheit in's Haus und begehrten mit demselben Ungestüm von meiner Gattin die Verabfolgung der Schädeldecke, welche sie gleichfalls abwies, wie die weitere Verhandlung zeigt.

Am 13. September 1836 kam folgende Klage gegen mich an das Kreisamt:

Löbliches k. k. Kreisamt V. U. W. W.! Bei der am 6. d. zu Pottenstein stattgefundenen Obduction des Leichnams des am 5. verstorbenen Herrn Ferdinand Raimund erlaubte sich der bürgerliche Wundarzt von Baden, Herr Anton Rollet, welcher auf sein eigenes Ansuchen mit Erlaubniß (?) des Herrn Landesgerichts-Verwalters zu Gainfahrn zu dieser Section zugelassen wurde, das Schädelgewölbe des Verblichenen heimlicher Weise zuzueignen, wie dieses die sub A im Original beifolgende Erklärung des dortigen Wundarztes Herrn

Raibel und des Krankenwärters Georg Rauchmann bestätiget. Da Herr Rollet nun den eigens nach Baden gefahrenen Herrn Dr. Schilling und Herrn Ignaz Wagner die Auslieferung des Schädelgewölbes trotz dem sub B beiliegenden Auftrag des Herrn Verwalters zu Gainfahrn wiederholt verweigerte, die Angehörigen und Erben des Verblichenen aber dieses Schädelgewölbe noch in die Gruft beizusetzen oder selbes wenigstens nur einem hiesigen Institute zu überlassen willens sind, so bittet der Unterfertigte als Bevollmächtigter der Erben: Ein löbliches Kreisamt wolle den Herrn Rollet zur allsogleichen Zurückstellung des widerrechtlich mitgenommenen Schädelgewölbes des verblichenen Herrn Raimund und zur Vergütung der in dieser Angelegenheit an Wägen, Diäten ꝛc. gehabten Unkosten von 30 fl. C. M. zu verhalten.«

Wien, am 13. September 1836.

Jos. Ritter v. Catharin,
Secretär des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt.

Die Beilagen zu dieser Klage lauten:

»Daß ich Augenzeuge war, daß der Herr Wund- und Geburtsarzt Rollet zu Baden das beinerne Schädelgewölbe des am 6. September 1836 zu Pottenstein obducirten Herrn Ferdinand Raimund zu sich genommen habe, wird hiermit bestätiget.

Pottenstein, am 7. September 1836.

Dominicus Raibel,
Wund- u. Geburtsarzt.

Georg Rauchmann, geprüfter Krankenwärter, bestätiget das oben Gesagte.«

»Die Ueberbringer dessen sagen, daß Euer Wohlgeboren die Schädelkappe vom Leichname des Herrn Raimund besitzen, und wollen selbe mitbeerdigen. Ich ersuche Sie daher, ihnen dieselbe unverzüglich zu übergeben und ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, da sie dieselbe durchaus haben wollen.«

Ihr ergebener Diener

Glaßer,
Verwalter.

Gainfahrn, den 8. September 1836.

Das Kreisamt, ohne mich darüber zu vernehmen, entschied mit Uebergehung der ersten Stelle — —!! folgendes:

15 15383
1844

An die Herrschaft Gutenbrunn bei Baden.

Die Herrschaft Gutenbrunn erhält den Auftrag, den Kläger durch allsogleiche, nöthigenfalls sogar zwangsweise Verhaltung des Anton Rollet, zur Rückstellung des fraglichen Objectes klaglos zu stellen und sich binnen drei Tagen hierüber auszuweisen. Die Vergütungs-Ansprüche kommen auf den Rechtsweg auszutragen.

K. k. Kreisamt V. U. W. W.

Wien, am 13. September 1836.

Stadl m. p.

Der Herr Verwalter von Gutenbrunn forderte nun laut h. Auftrag Raimund's Schädelgewölbe ab. Ich verweigerte aber durchaus die Herausgabe und gab am 19. September Folgendes zu Protokoll:

»Da ich die von Herrn Ritter v. Catharin gegen mich an das löbl. k. k. Kreisamt gegebene Klage verleumderisch, falsch und höchst beleidigend finde, so erachte ich für nöthig, eine hohe Stelle von der Wahr-

heit dieser Sache vollständig aufzuklären. Es ist nicht wahr, daß ich auf mein Ansuchen durch den Herrn Landesgerichts-Verwalter von Gainfahrn zur Section gelassen wurde, sondern auf die amtliche Aufforderung und das Ersuchsschreiben des Herrn Landesgerichts-Verwalters fuhr ich mit ihm zur Obduction, welche ich persönlich mit meinen eigenen Instrumenten an dem Selbstmörder Ferdinand Raimund landgerichtlich machte, die Notaten dictirte und den Obductionsbericht schrieb, dann selben dem Landgerichte einreichte. Auch ist es nicht wahr, daß ich mir das Schädelgewölbe heimlicher Weise zueignete, wie der verleumderische Kläger sich ausdrückt, sondern nach gepflogener Section nahm ich die abgeschnittene Schädeldecke (aus den drei oberen Schädelknochen bestehend), reinigte selbe, legte sie auf den Tisch, ersuchte Herrn Wirth um ein Packpapier, machte sie ein mit dem Bedeuten, selbe mit mir zu nehmen, weil selbe rücksichtlich der Verletzung und anderer pathologischer und phrenologischer Erscheinungen von vielem Interesse waren — daher ich selbe zur genauen Beschreibung des Obductionsberichtes und für meine Präparatensammlung mitnahm, welches ich nicht heimlich, sondern vollkommen öffentlich that, wie selbst das vom Kläger beigelegte Zeugniß vom Wundarzte Raibel und vom Krankenwärter beweiset. Alle bei der Section noch Anwesenden haben es sehen und hören können. Es ist mir um so weniger eingefallen, so etwas heimlich zu thun, da ich durch 36 Jahre, als ich landgerichtliches Beschauen und Obductionen verrichtete, immerhin alle vorkommenden wissenschaftlich interessanten, abnormen oder pathologischen Gebilde ohne allen Anstand zur Aufbewahrung mit mir nahm; umsoweniger könnte mir eingefallen sein, in diesem Falle eines landgerichtlich obducirten Selbstmörders als Obductions-

arzt den geringsten Anstand zu finden, um dieses für meine Präparatensammlung interessante pathologisch-phrenologische Knochenstück nicht mitzunehmen. Da ich auch keine Verordnung kenne, welche dieses dem Obductionsarzte verbietet (im Gegentheile ich im allgemeinen Krankenhause zu Wien nie gehört, daß die Angehörigen der Verstorbenen, von deren Leichen Präparate genommen werden, um Erlaubniß dazu gefragt werden), um so viel weniger war bei diesem Selbstmörder Jemand darum zu fragen, da weder Gattin, Eltern, Kinder, Brüder oder Schwestern, noch ein anderer bekannter Erbe wissentlich da war, alle Anwesenden waren für mich und das Landgericht Fremde, die Meisten mir unbekannte Leute. Daß ich denen in der Klage beschriebenen zwei Herren, dem Doctoranden (nicht Doctor) Schilling und Herrn Ignaz Wagner, die mir Beide fremd und unbekannt waren, auf ihr mündliches, sehr grobes und beleidigendes Auffordern am 8. Morgens die Knochendecke nicht gab, war natürlich, weil ich erstens laut erst bemerkten Angaben Recht zu haben glaubte, diese zu behalten, und zweitens mir unbekannten, besonders groben und lügenhaften Leuten nie aus Gefälligkeit etwas geben werde. Als die zwei Herren Mittags desselben Tages das Ersuchsschreiben des Herrn Verwalters (nicht Auftrag, wie sich Herr Kläger falsch ausdrückt) zu mir brachten, war ich nicht zu Hause, sondern bei meinen Krankenbesuchen beschäftigt; meine Gattin ließ mich aufsuchen, da sie ihr Grobheiten in Menge sagten, und benachrichtigen, daß die Herren mit einer Schrift des Herrn Verwalters da sind. Es war $11^1/_2$ Uhr, ich ließ ihr sagen, daß ich um 12 Uhr nach Hause kommen werde, und wenn die Herren mit mir sprechen wollen, selbe mich erwarten können. Als

ich um 12 Uhr nach Hause kam, waren sie aber schon fort, ohne mir des Herrn Verwalters Schreiben zu hinterlassen. Nur sagten sie, man solle mir sagen, daß ich allsogleich die Knochendecke zu dem Apotheker durch einen eigenen Boten auf meine Kosten nach Pottenstein senden solle. Gleich nach meiner Ordinationsstunde, 2 Uhr, nahm ich die Knochen und fuhr zu dem Herrn Landgerichts-Verwalter nach Gainfahrn und übergab ihm diese, weil mich die Sache schon ärgerte, zu seiner Disposition. Der Verwalter aber nahm selbe durchaus nicht, sondern sagte, ich solle diese Knochen ohneweiters für meine Sammlung behalten, es ist besser, ein interessantes Präparat gut aufbewahrt zu wissen, als es zu begraben; er habe das Ersuchsschreiben den Herren an mich nur auf gut Glück gegeben, wenn ich es hergeben wolle — auch sagte er, wäre es überflüssig, die Knochen nachzusenden, da die Leiche schon begraben wird. Ich nahm also die Knochen, welche der Herr Landgerichts-Verwalter durchaus nicht behalten wollte, wieder mit mir, und selbe stehen dem löblichen Kreisamte, wenn ich nach Beherzigung dieser gegebenen Erklärung kein Recht auf deren Besitz habe sollte, zur Verfügung bereit, nur bitte ich, dem Herrn Kläger seine gegen mich geschriebenen Verleumdungen und Beleidigungen, entehrenden Angaben strenge zu verweisen.

Anton Rollet.

Beilagen.

Hochverehrter Herr v. Rollet!

Da gestern Abends der Schauspieler Ferdinand Raimund an seiner Schußwunde gestorben und Sie ihn auf Ersuchen seiner Freundin, Antonie Wagner, vom ersten Augenblicke an ärztlich behandelt haben, mir auch an einer genauen und gründlichen Obduction besonders gelegen ist, so ersuche ich Sie

höflichst, zur gerichtlichen Leichenbeschau, welche bis 2½ Uhr heute Nachmittags vorgenommen werden wird, zu kommen, die Sectionsinstrumente mitzunehmen und die Section selbst vorzunehmen.

Mit aller Hochachtung Ihr ergebenster Diener

Glaßer,
Verwalter.

Gainfahrn, am 6. September 1836.

Die Abschrift des obigen Obductionsberichtes.

Das Ersuchsschreiben der Antonie Wagner lautet:

Herrn v. Rollet in Baden!

Pottenstein, 30. August 1836.

Haben die Güte, mit gegenwärtiger Gelegenheit allsogleich mitzukommen, die Krankheit ist äußerst gefährlich.

Ergebenst

Zu Herrn v. Raimund. Joh. Krieger m. p.

Auf dieses bekam ich 15. October 1836 durch die Herrschaft Gutenbrunn die Bekanntmachung folgenden kreisämtlichen Decrets:

15/15745
1891

Da das Kreisamt gesonnen ist, die von dem dortigen Wundarzte Rollet weggenommene Schädeldecke des verstorbenen Schauspielers Raimund der Direction des allgemeinen Krankenhauses zur Aufnahme derselben in das daselbst befindliche pathologische Museum abzutreten, so wird die Herrschaft angewiesen, die fragliche Schädeldecke von dem genannten Wundarzte zurück zu verlangen und diese, gehörig verwahrt, mit dem nächsten Boten anher zu senden.

Vom k. k. Kreisamte V. U. W. W.

Wien, am 13. October 1836.

Seydel.

Nach dieser so sonderbaren als ungesetzlichen Entscheidung, wobei die erste Stelle ganz übergangen wurde, sollte ich, weil man keinen Grund zur Klage fand, eigentlich gegen den ganzen Vorgang des Kreisamtes recurrirt haben; allein, da ich einen reinen Gypsabguß genommen hatte, war mir das Original zu so einer Plackerei nicht so viel werth, und ich schickte die fragliche Schädeldecke mit folgendem Berichte ein:

Löbliches k. k. Kreisamt V. U. W. W.! Nachdem mir meine löbliche Herrschaft bekannt machte, daß selbe durch ein kreisämtliches Decret Befehl erhielt, die Raimund'sche Schädeldecke von mir zurück zu verlangen, weil das Kreisamt gesonnen ist, die von dem dortigen Wundarzte Rollet weggenommene Schädeldecke des verstorbenen Schauspielers Raimund der Direction des allgemeinen Krankenhauses zur Aufnahme in das daselbst befindliche pathologische Museum abzutreten, so findet Unterfertigter nöthig, Folgendes zu bemerken: Erstens glaube ich, daß die fragliche Schädeldecke, welche ich als gerichtlicher Obductionsarzt als ein für mich interessantes Präparat öffentlich zu mir nahm (da mir selbes zu thun, kein bekanntes Gesetz verbietet) und da mir es auch der Landgerichts-Verwalter vollkommen zur Aufbewahrung für meine Sammlung überließ, mein Eigenthum geworden ist. Wie kann denn die Herrschaft etwas zurückfordern, welches nie der Herrschaft Eigenthum war? Zweitens kann das pathologische Museum des allgemeinen Krankenhauses diese Schädeldecke nie brauchen oder interessiren, weil selbe nur phrenologisch und nicht pathologisch merkwürdig ist. Da das allgemeine Krankenhaus nur ein rein pathologisches Museum besitzt, so ist selbe für diese Sammlung unter allem Werth, und ich würde es nie wagen, etwas für diese Samm-

lung so wenig Werthvolles hinzugeben. Allein für mich, da ich eine bedeutende phrenologische Sammlung besitze, ist diese Schädeldecke von hohem Werthe, ohngefähr wie ein Thaler dem Kaufmann und ein Bracteat dem Numismatiker. Nun habe ich diese interessante Schädeldecke für mein Museum getreu abgegossen und sende selbe gezwungen im Originale dem löblichen Kreisamte mit der Bitte ein, wenn, wie ich es ganz gewiß glaube, die Direction des allgemeinen Krankenhauses diese fragliche Schädeldecke nicht werth findet, in ihr Museum aufzunehmen, mir selbe als mein Eigenthum für meine phrenologische Sammlung wieder gütigst zurück zu geben.

Gutenbrunn, am 17. October 1836.

Anton Rollet.

Ein Wiener Correspondent hat über diese Geschichte in die Augsburger »Allgemeine Zeitung« vom 20. September 1836, Nr. 264, folgenden Brief einrücken lassen; die enthaltenen falschen Daten sind leicht zu finden:

»Raimund's Tod wird zu einem ganz eigenthümlichen Processe Veranlassung geben. Bekanntlich ist er auf seiner kleinen ländlichen Besitzung bei Gutenstein, unweit Baden, also etwa 4 bis 5 Stunden von Wien, verschieden. Der in Baden wohnende Bezirksarzt jener Gegend unternahm die Obduction des entseelten Körpers, wobei sich ergab, daß die schwache Kugel zwar den Knochen über dem Gaumen durchschlug, sich, was merkwürdig ist, durch das Gehirn, ohne irgend eine Verletzung, einen Weg bis zur Hirnschale oder den Scheitelknochen bahnte, hier jedoch wegen Mangel an Kraft stecken blieb. Bei dieser genauen Beurtheilung zeigte sich nun der Schädel des Verstorbenen in anatomischer Beziehung so außerordentlich interessant und wichtig, daß der Obducent sich nicht enthalten konnte, ihn heimlicher Weise vom Rumpfe zu trennen und zur weiteren Präparirung mit nach Hause zu nehmen. Allein die Familie,

welche als Universalerbe des Raimund'schen Nachlasses (seine von ihm geschiedene Gattin erhält nur ein Legat) ein näheres Interesse an seinen Verhältnissen nahm, machte noch unmittelbar vor der Beerdigung, im letzten Augenblicke des Scheidens, die nicht wenig überraschende Entdeckung jener im Eifer für die Wissenschaft unternommenen That, welche, wie man glaubt, zu weiteren Schritten führen dürfte.«

Auf diesen an das Kreisamt, 17. October 1836, eingesendeten Bericht sammt beigelegter Schädeldecke erhielt ich 11. November durch die Herrschaft den kreisämtlichen Bescheid:

15 18557
2497

Die Herrschaft Gutenbrunn hat dem Wundarzte Rollet zu bedeuten: das Kreisamt könne sich nicht berechtigt halten, die innegedachte Schädeldecke demselben auszufolgen; dieselbe werde daher gleichzeitig den Bevollmächtigten der Erben übergeben, um dieselbe ihrer ausgesprochenen Absicht gemäß einem hiesigen Institute widmen zu können. Wenn übrigens Rollet einen besonderen Werth auf dieses Präparat legt, so dürfte es am gerathensten sein, sich in Güte an die Erben zu wenden.

Vom k. k. Kreisamte V. U. W. W.

Wien, am 5. November 1836.

Seidel m. p.

Der gesetzwidrige Gang des Kreisamtes in der ganzen Verhandlung zeigt sich zu deutlich, als daß etwas darüber zu sagen oder anders zu denken wäre, als — — — —!«

Die Schädeldecke wurde jedoch keinem öffentlichen Institute übergeben. Antonia Wagner, Raimund's alleinige Erbin, behielt die ihr heilige Reliquie, und in fortgesetzter Sorge, sie könnte ihr behördlich abgefordert werden, oder verloren gehen, barg sie dieselbe im Strohsacke ihres Bettes. Zwanzig Jahre lang war sie so die treue Hüterin des ihr kostbaren Schatzes. Derzeit befindet sich derselbe im Besitze des Custos der Wiener Gemeindebibliothek, Herrn Dr. Glossy, dessen pietätvoller Bemühung wir die Rettung der Original-Manuscripte des Dichters und die kritische Ausgabe der Werke desselben zu danken haben.

Inhalt.

	Seite
Fruchtbares Erdreich	1
Eigenthümliche Begrüßung	5
Literarische Prognose	7
Im silbernen Kaffeehause	7
Raimund und Grillparzer	10
Der Schauspieler	12
Lehr- und Wanderjahre	18
Ein Liebesabenteuer	20
Raimund und Spindler	21
Thereſe Krones	24
Der Regiſſeur	27
Der Verſchwender	30
Empfindlichkeiten	31
Neue Liebe und Ehe	34
Bei Caroline Pichler	37
Cenſurſtriche	39
Die Weiber	41
Todesnachricht	44
Das Leichenbegängniß	45
Das Grabdenkmal	45
Der Schädel	48

FRIEDRICH VON AMERLING.

FRIEDRICH VON AMERLING.

EIN LEBENSBILD

VON

LUDWIG AUGUST FRANKL.

MIT DEM PORTRAIT UND WOHNHAUS AMERLING'S IN HELIOGRAVÜRE UND EINER CHARAKTERISTIK DES KÜNSTLERS VON F. v. LÜTZOW.

WIEN. PEST. LEIPZIG
A. HARTLEBEN'S VERLAG
1889
ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

K. k. Hof- und Staatsdruckerei Carl Gerold in Wien

Vorwort.

Wir wiederholen nur eine alte Klage, wenn wir sagen, dass bis heute keine Geschichte der bildenden Kunst in Oesterreich erschienen ist, zumal in der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte, die Baumeister, die Bildhauer, die Kupferstecher und Maler Oesterreichs, mit Ausnahme Einzelner, meist nur flüchtig gezeichnet sind und dieselbe manche Lücke aufweist. Geschieht dies aus unterschätzender Absicht? Gewiss nicht. Hat doch Oesterreich seit mehr als einem Jahrhundert ein reiches Contingent zu dem goldenen Schatze der bildenden Künste geliefert!

Es fehlt an leicht zu erlangenden gründlichen Vorarbeiten, an Monographieen.

Wohl existiren zahlreiche biographische Skizzen, kleine Essais, Notizen, Anekdoten etc. aus dem Leben der bildenden Künstler Oesterreichs; aber sie sind in den vielen Zeitschriften und lexikographischen Werken zerstreut. Wie soll der fernstehende deutsche Historiker, wenn er überhaupt von ihnen Kenntniss bekam, zu ihnen gelangen? Selbst dem Einheimischen dürfte dies nicht leicht werden. Nur diesem, der mit den allgemeinen geschichtlichen, politischen, socialen und religiösen Zuständen vertraut ist, aus denen er selbst hervorgewachsen, würde es auch gelingen, ein befriedigendes Werk zu liefern, und eines unvergänglichen Dankes sicher zu sein. Ihm käme auch vielleicht noch eine sich forterbende Tradition der einzelnen

Personen zu Hilfe, um sie an der Wurzel fassen zu können, an der noch der Erdgeruch haftet und die der landschaftliche atmosphärische Hauch umweht.

Ein Einzelner kann aber kaum eine solche Arbeit leisten, wenn ihm nicht, wir wiederholen es, erschöpfende Monographieen vorliegen, die er im Zusammenhalt mit dem allgemeinen Geistesleben überschaut. Aber auch eine allgemeine Literaturgeschichte Oesterreichs, die wir ebenfalls noch immer schmerzlich entbehren, ihm zu Hilfe kommen.

Dem Bilde voran geht das Wort.

Eine Geschichte der bildenden Kunst wird überdies einen weitaus grösseren Kreis von Personen als jene zu schildern haben, indem sie nicht die Deutschen allein, vielmehr alle Künstler des polyglotten Oesterreich zeichnen muss. Der bildende Künstler bedarf einer eingehenden Biographie umsomehr, weil seine Werke, in alle Welt zerstreut, für den Gesammtüberblick verloren sind, während die des Dichters und des Schriftstellers, gesammelt, eine wenigstens geistige Ueberschau und Kritik zulassen.

Die Meister, welche den Pinsel, die Kelle, den Meissel handhaben, führen nur selten die Feder, um über ihr Werden, ihren Bildungsgang, ihre Schicksale zu berichten. Wir kennen nur Zwei in Oesterreich, die in dieser Beziehung sich selbst und Allgemeines über ihre zeitgenössische Kunst in einer geistvollen Monographie mitgetheilt haben: Josef Führich und Carl Blaas. Was wissen wir Eingehendes, um nur Wenige zu nennen, von dem Leben Anton Maulpertsch's, Sicheres von Fischer von Erlach, von Friedrich Füger? Wir erschrecken, wenn wir die vielen und vielfach bedeutenden Künstler überschauen, deren Zeitgenossen wir waren, die bis jetzt keine im angedeuteten Sinne verfasste Biographie erhalten haben. Wir nennen:

Daffinger, Danhauser, Einsle, Ender, Fendi, Ferstel, Fernkorn, Gasser, Gauermann, Hasslwander, Koch, Kraft, Klieber,

Kupelwieser, Lampi, Makart, Raffalt, Rahl, Ranftl, Russ, Schaller, Schnorr, Schwind, Siccardsburg, Stöber, Schödlberger, Van der Nüll, Waldmüller, Zauner und wie Viele giebt es noch, die mit zur Ehre der Kunst in Oesterreich gewirkt haben!

Lebt kein Vasari unter uns?

Noch sind die Erlebnisse, das Werden und die Lebensschicksale der Genannten nicht verschollen. Es sind geschriebene und gedruckte Nachrichten über sie vorhanden, die noch unschwer aufzufinden wären. Vieles wäre auch noch von ihren nachlebenden Familien zu erfragen und aus der Erinnerung von Zeitgenossen zu entnehmen.

In neuerer Zeit hat es Dr. Anton Mayer unternommen, uns das Lebensbild des berühmten Malers Martin Schmidt zu zeichnen, der, weil in Krems in Niederösterreich geboren, unter dem Namen der Kremser Schmidt bekannt ist. Es ist eine mit bewunderungswürdigem Fleisse gearbeitete, dankbar anzuerkennende Monographie, die ein namhafter Beitrag zu einer künftigen Kunstgeschichte Oesterreichs ist. Auch die Arbeiten von Schlager und Kabdebo über die beiden Donner, von Dr. Const. v. Wurzbach über Steinle sollen unter den Bausteinen zu einem grösseren Werke mit Ehren genannt werden.

Wenn wir selbst es unternommen haben, die Biographie Friedrich Amerling's zu schreiben, so geschah es, abgesehen von unserer Theilnahme für die Künste im Allgemeinen, auf den pietätvollen Wunsch der Witwe des hingeschiedenen Meisters, weil sie uns mit ihm, während einer langen Lebenszeit, verbunden, und mit allen seinen Schicksalen vertraut wusste, während sie selbst mannigfaches, im Nachlasse ihres Gatten vorgefundenes Material uns zur Verfügung stellte und aus eigenem Leben ergänzte.

So bedeutend Amerling als Maler war, so erschien er uns doch origineller als Mensch und wir versuchten es, ihn, wie er leibte und lebte, zu porträtiren, indem wir seine mühselige

Jugend, seine Lehr- und Wanderjahre, seine Abenteuer, sein Liebes- und Familienleben ins Auge fassten. Ebenso wichtig erschien es uns, die Beziehungen zu seiner Zeit, zu Mitstrebenden, zu bedeutenden Persönlichkeiten darzustellen, weil es ein anerkannter Grundsatz ist, dass nur so eine künstlerisch schaffende Persönlichkeit plastisch hervortreten und verstanden werden kann.

Jedoch, da wir vorzugsweise den literarischen Gebieten zugewendet sind, wagten wir es nicht, über die Bedeutung Amerling's als Maler ein abschliessendes Urtheil zu fällen und wir baten daher die Witwe des Künstlers einen gründlichen Kunstkenner zur Niederschrift eines solchen zu veranlassen.

Prof. Dr. C. v. Lützow kam mit freundlicher Bereitwilligkeit dem Wunsche entgegen. Sein Essai ist als eine Zierde dem vorliegenden Lebensbilde beigegeben.

Möge dieses Buch selbst nur als ein bescheidener Beitrag zu einer künftigen Geschichte der bildenden Kunst aufgenommen werden! Der Verfasser derselben wird unseren Versuch zu benutzen wissen.

L. A. Frankl.

Wien, den 14. April 1889.

Friedrich Amerling's
80. Geburtstag.

Lehrjahre.

Friedrich Amerling wurde am 14. April 1803 in Wien geboren. Sein Zwillingsbruder starb nach der Geburt. Er war der Erstgeborene und so kräftig, dass er die ihm nachfolgenden 14 Geschwister überlebte und erst in einem Alter von fast 84 Lebensjahren starb.

Amerling's Vater hiess Franz Xaver. Er war der Sohn eines Musikers, der einige Zeit in der kroatischen Stadt Warasdin bei einem kaiserlichen Infanterieregimente als Kapellmeister diente. Ein zweiter Sohn des Letzteren, Johann Heinrich, wurde wegen seiner schönen, vom Vater vorgebildeten Stimme, als Chorknabe bei St. Stefan in Wien angestellt. Dies gewährte ihm den Vortheil, zugleich an der Universität juridischen Studien obliegen zu können, in deren Folge er eine Stelle im Militärauditoriat erhielt. Musik blieb seine Lieblingsbeschäftigung und als er im höheren Alter erblindete und seinen Dienst aufgeben musste, verliess er mit seiner Gattin Prag und zog, weil die Stadt damals ein billiges Leben gestattete, nach Pressburg. In der, dem an Thätigkeit gewohntem Manne, unerfreulichen Musse tröstete ihn der Gesang in den Kirchen, wohin ihn sein Führer begleitete. Dieser besass einige musikalische Begabung und wurde von seinem Herrn im Generalbass unterrichtet. Der Oheim unseres Malers, von dem wir noch zu sprechen haben werden, war auf das Schicksal seines Neffen von bedeutendem Einflusse.

Der Vater Friedrich's, geboren am 28. November 1778, betrieb das Handwerk eines Golddrahtziehers. Er war nicht ohne einige allgemeine Kenntnisse, die er ohne jede äussere Anregung sich angeeignet hatte, selbst etwas Clavierspielen und Singen hatte er autodidaktisch erlernt. Er war mit seinem unter-

geordneten Stande stets unzufrieden, zumal es ihm auch schwer wurde, seine immer zahlreicher werdende Familie vor Noth zu schützen. Dabei besass er den Stolz, vor seinen Gewerbsgenossen davon nichts merken zu lassen. Er bewirkte dies letztere dadurch, dass er, wenn er mit Handwerksgenossen bei einem „Stutzen Heurigen" (grossen Glas jungen Weines) sass, welchen Luxus er sich übrigens nicht oft erlauben durfte, eine silberne Tabaksdose in seinen Händen spielen liess, so sich den Anschein einer gewissen Wohlhabenheit gebend. Es lässt dies auf die meist ärmlichen Zustände der Kleingewerbetreibenden von damals schliessen. Die Dose hatte für ihn einen um so höheren Werth, als sie das einzige erhaltene Erbstück seines Grossvaters war, dessen Persönlichkeit, Wohnort und Verhältnisse uns unbekannt geblieben sind. Er wurde uns von seinem Sohne als ein Mann von stattlicher kräftiger Gestalt, von einer stets würdevollen Haltung geschildert, die ihn als streng erscheinen liess, wiewohl der meist wortkarge Mann seine Gattin und seine Kinder zärtlich liebte.

Einen Gegensatz zu ihm bildete Friedrich's Mutter Theresia, die Tochter eines Wiener Bürgers Friedrich Kargl, geboren am 12. October 1780. Sie war schön, voll frischer Gesundheit und besass das ihren Landsleuten eigene heitere Naturell und den hellen Verstand. Sie sang mit volltönender Stimme Lieder und nach einmaligem Hören selbst Opernarien, ohne je musikalischen Unterricht genossen zu haben. Sie reimte auch poetische Sprüche, einfache, ihrem fromm gläubigen Herzen entspringende Gebete. Den karg zugemessenen Haushalt frisch und muthig führend, reichen Kindersegen spendend, war sie stets der heitere Sonnenschein des Hauses.

Wenn wir den Ernst, die strenge Ordnungsliebe, die würdevolle Haltung des Vaters, die heitere Fröhlichkeit der begabteren Mutter ins Auge fassen, so können wir wohl die Verse Goethe's auf unseren künftigen Künstler anwenden:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabuliren."

Therese war die Tochter einer Hofstickerin, die auch von der Kaiserin Maria Theresia beschäftigt wurde. Eines Tages

besuchte Kaiser Josef II. die Werkstube, der es, wie bekannt, liebte, in die Wohnungen der Handwerker und der Armen zu treten, um das Volk bei seiner Arbeit zu sehen und dessen Bedürfnisse kennen zu lernen. Da trug sich einmal in der Werkstatt der Kunststickerin eine kleine Geschichte zu, welche die Grossmutter ihren Enkeln immer wieder zu erzählen liebte, und sich als eine erfreuende Familientradition erhalten hat. Der Kaiser trat ein, als eben Alle: Meister und Meisterin, Kinder und Gesellen, wie es damals patriarchalische Sitte war, gemeinschaftlich beim Mittagsmahle sassen. Die Ueberraschten liessen erschrocken die Löffel fallen, mit denen sie just eine Kartoffelsuppe assen, und standen ehrerbietig auf. Der Kaiser befahl ihnen zu sitzen und bat sich einen Teller Suppe aus. Die anmuthige kleine Therese, damals acht Jahre alt, nahm den Teller, nachdem ihn die Mutter mit Suppe und einen grossmächtigen Knödel angefüllt hatte, und überreichte ihn, ohne dass ihr das geheissen worden wäre, knieend dem Monarchen, der bereits am Tische Platz genommen hatte. Während er „ganz geman (gmoirn) d' fette Suppe mit 'n Knödel verschnabulirte, als wann er heut no gar nix zu essen kriegt hätt", unterhielt er sich leutselig mit Wirth und Wirthin, sie nach Absatz und Gewinn ihrer Arbeit fragend. Als der Kaiser aufstand, um zu gehen und er der kleinen Therese freundlich lächelnd zuwinkte, drängte sie sich heran und wieder niederknieend sagte sie: „Küss d' Hand, Herr Kaiser!" während sie das auch that.

Es herrschte, zumal sich der Kindersegen des Ehepaares Franz und Therese Amerling in dem Hause mehrte, bei aller Betriebsamkeit des Vaters eine stete Sorge, und als im Jahre 1809 durch die Einnahme Wiens von den Franzosen jeder Erwerb, noch mehr der eines Golddrahtziehers stille stand, gesellte sich zur Sorge auch die wirkliche Noth. Um so schärfer erwachte in diesem Hause, wie in allen anderen Wiens, der Ingrimm gegen den verhassten Feind, der sich nicht kundgeben durfte und zugleich mit der historisch gewordenen Anhänglichkeit und Treue an den Kaiser in allen Herzen lebte. Diese Gefühle und Gedanken, die nur im engsten Familienkreise sich zu äussern wagten, mögen wohl dem lebhaften Knaben Friedrich Amerling sich in die Seele gedrängt und jenen Patriotismus in ihm erzeugt haben, der ihm

für Oesterreich, zunächst für Wien, bis zu seinem Lebensende eigen blieb. Es äusserte sich dies, wie wir lesen werden, in vielen einzelnen kleineren Zügen, zuletzt durch eine grossmüthige That.

Die Familie bewohnte in der Vorstadt Mariahilf in der Pelikangasse, gegenwärtig Stiftgasse genannt, das Haus Nr. 8. Es führte drei Herzen im Schilde. In demselben bewohnte die Familie nur zwei Stuben, zu denen man durch eine Küche gelangte und deren eine als Werkstatt diente. Es ging sehr eng und karg in dem Haushalt her, wo mit dem Kindersegen zugleich der Fluch der Armuth wohnte. So galt es schon als sonntägiger Luxus, wenn eines der Kinder in das nächstliegende Gasthaus geschickt wurde, um „Abschnitzel", gehacktes Fleisch, zu holen, mit der Weisung, möglichst viel Brühe zu verlangen. Diese durften die Kinder mit ihrem trockenen Brode austunken, während die Eltern sich in die genug spärlichen Fleischbissen theilten. Sie trugen ihr Schicksal mit Geduld, fromm auf Gott vertrauend und auf eine bessere Zukunft wartend. Herzliche gegenseitige Zuneigung umschlang sie Alle. Nur einmal, erzählte uns Amerling, habe er die Eltern in heftigem Zanke gesehen. Die Ursache desselben ist komisch genug und verdient in der naiven Weise und Orthographie mitgetheilt zu werden, wie sie auf einem Blatte des von der Mutter geführten Tagebuches erhalten ist:

„Eines Tages als ich und mein Mann, Gott habe ihn selig, beysammen sassen und uns von verschiedenen besprochen, so kamen wir unter anderen auch auf die Lotori, wir theilten einander mit, was wir thun werden, wenn wir einen Terno machen. Ich sagte, das ich mir sogleich ein Haus kaufen würde, wo ein kleines Gärtchen dabei ist. Mein Mann willigte ein und sagte, dass er hernach bequem leben werde, und berechnete den Zinsbetrag. Kurz wir sahen uns schon im Hause und in Garten spazieren gehen. Endlich fiel mir ein, dass man in einem Hause das Nothwendige Uibel benöthige, nämlich einen Hausmeister. Mein Mann sagte, das wäre nicht nöthig, wir brauchen keinen, so sagte ich wer thäte den Hof butzen und die Gartenarbeiten verrichten, indem ich nie einen anderen nehmen werde, als der die Gartenarbeit versteht. Nein! rief er, da wird nichts daraus, einen Hausmeister bekommst du mir nicht, so sagte ich, sollte ich den Hof butzen? und wer spert dann bei Nacht das Thor auf? Da giebt man den Partheien den Schlüssel, sagte er, ich sagte, dass ich nie eingehen werde, dass die Parthei in Hausschlüssel bekommt. Erzürnt sprang er auf, was? einen Hausmeister willst du nehmen? und ich lief davon, und mein Mann mir nach, und zum Glück erreichte ich noch die Thür,

er schrie mir noch grimmig nach, wart ich will dir einen Hausmeister geben. Zu dem Auftritt kam gerade mein Bruder, dem ich sogleich bat, mich vor dem Zorn meines Mannes zu schützen, kurtz mir erzählten ihm alles, aber nicht das mir erst das Terno machen müssen. Dieser glaubte mir haben schon das Geld in Kasten und beruhigte meinen Mann und wändete sich zu mir und sagte, so gehe du nach, und nehme dir halt keinen Hausmeister. Wie er aber hörte, dass mir erst den Terno machen müssen, so fing er von ganzen Herzen zu lachen an, und schrie, das ist der Mühe wehrt, das mans in die Zeitung setzet. Das machte, wann mann oft so unüberlegt daherschwatzt, ohne zu denken."

Die treffliche Frau, von deren poetischer Begabung wir noch zu erzählen haben werden, schrieb an ihren von ihr zärtlich geliebten Gatten die nachfolgenden Verse:

„Beglükt durch Dich Beglükt durch mich
Sind wir genug muss beyde,
Dann (denn) Deine Aeltern zeigten Dich
Zu meiner grössten Freude.
Ich bin vor (für) Dich Du bist vor mich.
Für muss sind wir geboren,
Darum hab ich Dich
So wie Du mich
Für ihmer auserkoren.

Leb lang für mich, ich leb für Dich
Bis wir einst scheiden müssen
Dann soll sogleich um Dich und mich
Das Grab muss selbst umschliessen,
Und wann Gott einst die Todten ruft,
Sie lebent zu erheben,
Dann wollen wir,
Aus einer Gruft
Vereinigt auferstehen."

Therese Amerling
Verfasserin
Den 12 October 1801 an meinem Geburtstag
21 Jahr alt."

Eine kleine Episode aus dem Leben der trefflichen Frau und ihres Söhnchens Friedrich ist in ihrer Weise so einfach und treuherzig erzählt, dass wir sie den handschriftlichen Aufzeichnungen gerne entnehmen. Es ist, als ob wir ein niederländisches Genrebildchen sähen:

„Als ich mit meinem 3 Kind gesegnet ging, hatte ich das Uibel, das mir oft schlimm wurde und so zwar, das ich gar nichts wusste von mir bis man

mich labte. Einmal ging ich mit meinem Fritz in die Stadt, der dazumal 5 Jahre alt war, um meine Arbeit ins Gewölb zu tragen. Die Frau bezahlte mir 64 fl. Bankozetl aus, und wartete mir mit ihrer Jausen auf, die sie ihr eben gebracht haben. Ich ging überdiss mit meinem Knaben fort, kaum war ich eine weille gegangen, bemerkte ich das mir so grün und gelb vor die Augen kommt, ich nahm sogleich mein Geld, was ich nur im Tichl hatte, und nahm mein guten Fritzl seine Haube die inwendig gezogen war, so eine art Pollischer Helm, oben mit einem Knopf und steckte es hinein, und zog es wieder zu, um was ich fallen sollte, mir es niemand nehmen könne, und richtig wie gedacht so geschehen im Freysingerhof stürze in wüklich, was mag das arme Kind geweint haben als er so vielle Menschen beschäftigt um seine Mutter sah, als ich wider zu mir selbst kamm befandt ich mich in einem Schuhmachergewölb, wo sie mich hineingetragen haben und meinen armen Knaben bey mir, der wie die Leuthe sagten meine Hand nicht ausgelassen hat, ich schickte mich zu gehen an, und dankte für ihre Besorgniss aber wie erschrack ich, als ich um mein Geld ins Dichl grief, und nur das kupfergeld fand und kein Bankozetel, ich ging sogleich in das Gewölb zurück fragte ob ich etwa hier das Geld daneben gesteckt und es gefunden wäre worden, allein es war wek. Die Kaufmannin ein herzensgute Frau, war gleich so gefällig und both mir die 64 fl. an, damit ich zu Hause keinen Verdruss habe dann es war ja nicht Blos arbeitsloh, ich musste auf 64 fl. gegen 30 auslägen darauf, ich machte von ihrer gütte gebrauch, und durfte nur von jeder Liferung 2 fl. abzahlen. Doch ich bezahlte aber öfter mehr. Die Haube die schon zimlich abgetragen war warf ich unter die lumpen bis ein Jud kamm den bod ich es an, der wollte mir 30 kr dafor geben ich gab es ihm nicht weil ich 1 fl. davor wollte kurz er ging und ich dachte 30 kr. brenn ich heraus aus der porten (Gobibarde) ich zerthrente die Haube, wie erschrak ich als mir die 64 fl. auf die Schoss viellen ich sagte meinem Mann kein Wort als er nach Hause kam, sondern den andern Tag ging ich auf die Holzgestetten und kaufte 2 Klafter Holz und meinem Fritz ein Gewandel. Das war eine Freud, den meine Schuld war schon bezahlt."

Die Eltern schickten, wiewohl es damals noch keine Schulpflicht gab, den kleinen Friedrich in die sogenannte, den heutigen untersten Classen der Volksschule entsprechende Trivialschule in der Vorstadt Neubau, denn der übermuthig lebhafte Knabe störte den Vater in seiner Arbeit, die übermässig bebürdete Mutter in der Führung des Hauswesens. Nicht selten kam ihnen die Nachricht zu, dass ihr Junge sich mit seinen Schulkameraden balge, den Unterricht durch seine Lebhaftigkeit störe. Immer wieder hatte die allzeit gütige Mutter vor dem strengen Vater dergleichen zu verheimlichen. Zugleich war kein Buch, kein Papier, keine Wand in der Schule vor ihm geschützt, er beklexte sie mit Tinte, selbst mit Kohle, eckige, gewagte Menschengestalten und fratzenhafte Porträts zeichnend. Eines Tages kam

er aus der Schule zurück und sah eines seiner Schwesterchen, das längere Zeit krank war, todt im Bette liegen. Auf dem Tische war ein Blatt Papier für den Todtenbeschauer bereit, um den Todtenschein darauf auszustellen. Der Knabe, auf einem vor dem Tische stehenden Sessel emporkletternd, ergriff hastig dieses Blatt, die nebenliegende Feder und zeichnete das todte Kind, wenn auch selbstverständlich völlig ungelenk, doch schon so ähnlich, dass dies kindisch karikirte Bild immerhin als das erste Porträt des künftigen Künstlers gelten kann.

Ein Kupferstecher, der im Hause wohnte und es um den künftigen Künstler verdient hätte, dass uns sein Name erhalten worden wäre, sah die Versuche des Knaben und, dessen Talent erkennend, rieth er den Eltern, woran sie selbst nicht gedacht hätten, ihn an die Akademie der bildenden Künste zu schicken. Diese hatte ihren Sitz in der inneren Stadt, in dem von Kaiser Josef II. aufgehobenen, der heiligen Anna geweihten Kloster. Wie es damals mit der Garderobe des künftigen reichen Meisters bestellt war, davon giebt das Folgende Zeugniss: Um den Knaben akademiefähig zu machen, schneiderte seine Mutter aus einem alten Fenstervorhange für ihn ein Beinkleid. Damit geschmückt, bezeichnet Amerling in seinem Tagebuche den 27. Mai 1816 also da er 13 Jahre alt war, als den Tag seines Eintrittes in die historische Abtheilung des Professors Maurer, nachdem er vorher einige Monate die Graveurschule besucht hatte, um Zeichnen zu lernen. Sein Talent entwickelte sich nur langsam. Erst als er in der unter der Leitung des Professors Gsellhofer stehenden Schule zu Palette und Pinsel greifen durfte, zeigte sich sein ungewöhnlicher Farbensinn und seine rasche Auffassung. „Ich war überglücklich", sagte er uns einmal, „als ich mit Farben zu thun bekam. Mir war, als wäre ich plötzlich ein Zauberer geworden. Ich machte rasche Fortschritte und forderte eines Tages meine Kameraden auf, ein Porträt um die Wette zu malen. Der Schuldiener Jakob musste uns sitzen. Ich habe während die Anderen nur erst mit den Contouren fertig waren, das Porträt in einer Stunde vollendet." Es war sprechend ähnlich und hat sich lange erhalten. Der vollendete Künstler pflegte es zu zeigen und lächelnd zu sagen: „Das ist mir gut gerathen. Es zeigt sich wirklich etwas darin von Talent." Die überraschend schnelle Auffassung und Darstellung des individuell

Charakteristischen in einem Menschenantlitz blieb ihm während seiner ganzen Künstlerlaufbahn eigen. Wie hätte er sonst neben zahlreichen historischen, Genre- und Landschaftsbildern an tausend Porträts vollenden können? Er glich darin dem alten italienischen Meister Luca Giordano, dem die Zeitgenossen wegen der gleichen Fähigkeit den Namen Fapresto beilegten.

Die Freude des Schülers am Zeichnen und Malen in der Akademie währte aber nur kurze Zeit. Die Kosten der Anschaffung von Farben und Pinseln, von Papier und Leinwand übertrafen bald die vorhandenen Mittel. Er musste betrübten Herzens die Schule verlassen. Da es aber in der immer zahlreicher gewordenden Familie an Mitteln fehlte, den Knaben zu ernähren, bestimmte der Vater — die idealere Mutter fügte sich nur weinend der bitteren Nothwendigkeit — ihn einem Zimmermaler in die Lehre zu geben, damit er sobald als möglich sich selbst zu erhalten vermöge. Er theilte so das Schicksal mit dem jetzt berühmten Maler und Director der königlichen Akademie in Berlin Anton v. Werner. Er half seinem Meister mit dem ihm innewohnenden Zeichnentalent neue Schablonen schneiden, die Farben mischen. Die Pinsel zu waschen, blieb seiner Geschicklichkeit nebenbei überlassen. Aber auch die Meisterin musste er im Haushalt unterstützen, wie das noch heutzutage in Wien in kleinen Werkstätten üblich zu sein pflegt. Der Lehrjunge muss häufig die Dienste einer Magd thun: Holz spalten, Wasser schöpfen, Bier oder Wein, Mehl und Eier vom „Greissler" (Fragner) holen. „Ich war im Wachsen und immer sehr hungrig," erzählte Amerling uns einmal, „und bekam selten etwas von dem, was ich für die Küche der Meisterin holen musste. Einmal befahl sie mir, zwei Backhändel (gebackene Hühner) aus dem nahen Gasthause zu holen. Wie ich sie so nach Haus tragen hab', haben's so gut gerochen, und da hab ich nicht widerstehen können, unbekümmert um die schrecklichen Folgen, eines derselben, ausgehungert wie ich war, rasch zu verzehren. Ich gebet was drum, wenn ich jetzt noch so einen Appetit hätt'! Wie ich nach Hause komme und zaghaft erwarte, welcher Empfang mir zu Theil werden wird und mich die Meisterin fragte: ‚Wo ist denn, du Hallunk, das andere Händel? Hast wieder vergessen!' Da antwortete ich weinerlich: ‚Siecht (sieht) denn die Mastrin nit, dos is ja das andere. Sie war verblüfft."

Wenn man in viel späteren Jahren bei Amerling zu Tisch geladen war und den Gästen eine Mehlspeise oder Torte vorgesetzt wurde, liebte er es fast jedesmal, sich an seine Armuth und seine Knabenstreiche erinnernd, zu erzählen, wie er einmal Mehl, Eier und Zucker holen musste, weil die Meisterin, um einige Freunde zu bewirthen, sogenannte Bofesen aus Schmalz herausbacken wollte. „Der Meister reichte davon, um seinen Gästen merken zu lassen, wie gut es seine Lehrbuben bei ihm haben, auch mir von der süssen Mehlspeise. Da hab' ich, das einzige Gedicht, das ich im meinem Leben gemacht hab', zur Belustigung der ganzen Gesellschaft ein Schnaderhüpfel improvisirt:

„Vom Bäcker hab' i d' Semmeln 'bracht,
Und Butter hol'n bin i g'wesen,
Draus hat die Masterin a Mehlspeis' g'macht,
Mir schmecken's auch, die Bofesen."

Aus der Zeit der Zimmermalerei hat sich lange eine Reliquie erhalten; sie wurde, als der Lehrbub schon ein berühmter Künstler geworden war, von ihrem Besitzer mit lächelndem Stolze gezeigt. Der Meister malte die Wohnhäuser des Papierfabrikanten Reichle in der Wien naheliegenden Ortschaft Waltersdorf. Sein Schablonenschneider und Farbenmischer benützte eine arbeitfreie Stunde und malte in einen Deckenkranz das wohlgetroffene Porträt des Fabriksherrn. Man staunte und wollte es nicht glauben.

Die mit Widerwillen, und nur von gemeiner Noth gedrängt, unternommene Zimmermalerkunst wurde dem mit ihr gepeinigten Jungen immer mehr verhasst, zumal er, wegen seines oft nachlässig verdrossenen oder vergesslichen Wesens von seinem Meister „rechtschaffen stark geschopfbeutelt wurde". Mit jeder Stunde wurde ihm seine Arbeit widerwärtiger. Eines Tages fand der Meister auf eine vom Lehrbuben grundirten, erst zu bemalende Wand Folgendes mit grossen Buchstaben geschrieben:

„Mit diesem dummen Zimmermalen
Kann sich der Meister selber prahlen."

Und fort war der vierzehnjährige Junge, um nicht wieder zu kommen.

Wir erinnern uns an einen verwandten Reimspruch eines Zuckerbäckerlehrlings, der später auch ein berühmter Künstler und Dichter geworden ist. Nicht fern der Wohnung von Amerling's Eltern wohnten die Ferdinand Raimann's oder Raimund's, wie er sich als Dichter nannte. Die beiden Kinder besuchten die gleiche Schule und mögen, wiewohl Raimund einige Jahre älter war, miteinander gerauft haben. Zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gegeben, widerte auch ihn das Handwerk an und eines Tages fand sein Lehrherr neben Nüssen, die er zu überzuckern die Aufgabe hatte, auf einen nebenliegenden Zettel den Vers geschrieben:

„Diese überzuckerten Nuss'
Sind meine letzte Buss."

Auch Raimund ging und kam nicht wieder. Wir werden an diesen wenig dramatischen Abgang des künftigen Schauspielers erinnert, weil Amerling eine frappant ähnliche Redeweise und Betonung und schauspielerische Begabung eigen war, von der wir später zu sprechen haben werden.

Aber woher es nehmen, wenn auch nur trockenes Brot? Er malte Aushängschilder, Uhrblätter, Porträts, das eines Franz Erdek für 2 fl., das „unserer Hebamme Buda" für 8 fl., einer Theresia Herzog für 2 Hemden. Es war ein besonderer Glücksfall, als er für das Porträt „der Frau Sperner, ihrer Tochter und ihres Amateurs, Schulgehilfen" gar 53 fl. erhielt. Meist aber kamen ihm Ausbesserungsarbeiten zu statten: Madonnenbilder, Grablegungen, ein Christusbild „auf dem Peter" (in der St. Peterskirche). Er illuminirte Bilderbogen für die Trentschenski'sche Kunsthandlung, malte ein „kleines Landschaftel" für 2 fl. und trat am 11. Januar 1823 in die Steindruckerei eines Herrn Seber, den er auch porträtirte, ein. Diese viele Monate dauernde Dienstleistung gab er schon im März desselben Jahres auf, nachdem er einen Lohn von 53 fl. empfangen hatte. So vergingen die Jahre 1819 bis 1823. Er malte in dieser Zeit 37 Porträts und verdiente nebst den übrigen Arbeiten nach seinen mit grösster Genauigkeit geführten Aufzeichnungen in drei Jahren 1044 fl. 39 kr., nach damaligen Gelde. Und noch einer Einnahmsquelle müssen wir gedenken, die wunderlich genug ist: er gab

Unterricht im Guitarrespielen, in dem er selbst niemals Unterricht erhalten hat. Die Art und Weise, wie er sich das Spiel, originell genug, angeeignet hat, wurde uns in folgender Weise erzählt: Im Schaufenster der auf dem Kohlmarkt in Wien noch in ihrem alten Hause bestehenden weltbekannten Kunsthandlung Artaria war eine Guitarreschule ausgestellt, auf deren Titelblatt das Instrument an einem Bande abgebildet war. Auf diesem war die Erklärung der Noten, auf dem Griffbrette selbst die Bezeichnung jedes Griffes in Noten ersichtlich gemacht. Amerling copirte sorgfältig diese Abbildung Abends beim Oellichte der damaligen Strassenbeleuchtung. Er übte und studirte nach dieser dürftigen Anleitung Scalen und Accorde so lange, bis er es zur Fertigkeit brachte. Dabei bediente er sich einer ärmlichen Guitarre, die in der Werkstatt seines Zimmermalermeisters hing. Sein feines musikalisches Gehör kam ihm dabei zu Hilfe. Es war, wie wir gelesen haben, ein Familienerbe vom Grossvater, von seinen Eltern, von seinem Oheim. Amerling liebte und betrieb zeitlebens Musik. Viele Jahre später, als er schon für sich ein Heim gegründet hatte, lernte er, wieder ohne Lehrer, Violoncell spielen. Auch eine kleine Orgel stellte er neben seinem Atelier auf, auf der er, wenn er vom Malen müde wurde, zu phantasieren pflegte, um sich zu weiterer Arbeit aufzumuntern. Haydn und Mozart waren seine Lieblinge. Er wagte es nicht gegen Beethoven zu sprechen. Die später erwachte sogenannte Zukunftsmusik that ihm geradezu wehe. Er nannte sie, chaotisch wie sie ihm vorkam, vielmehr eine urweltliche Musik. Seine Idiosynkrasie gegen dieselbe fand in der folgenden Scene eine peinliche Illustration: In einer Amerling zu Ehren in unserem Hause geladenen Gesellschaft setzte sich ein moderner Virtuose ans Clavier und spielte ein Stück von Richard Wagner. Amerling wurde bemerkbar unruhig und sprang endlich von seinem Sessel auf und sagte zu seinen ihm zunächst Umgebenden: „Das halt' i nit aus! Aussi will i. Der Wagner soll lieber Räder zimmern die knarren noch besser als seine Musik." Seine Frau drängte, einen lauteren Zornesausbruch fürchtend, ihn in ein Nebenzimmer.

Wir kehren nun wieder zu den Hantirungen unseres künftigen Künstlers, die dem kargsten Broterwerbe galten, zurück

Wir wissen nicht, wie er, der in der in damaliger Zeit unglaublich schlechten Volksschule nur mühsam lesen, schreiben

und rechnen erlernte, sich selbst weiter gebildet hat? Las er Bücher? Er liebte dergleichen auch später kaum. Die Theater waren ihm wegen Geldmangel verschlossen. Wir nehmen an, dass er bei seinem Kunsttriebe die unentgeltlich offenen Bildergallerien fleissig besuchte und schauend lernte, wohl auch autodidaktisch ein Bild copiren mochte. Gewiss können wir annehmen, dass eine Betrachtung, die wir in seinem Einschreibbuche vom Jahre 1819 auf dessen Deckel niedergeschrieben finden, wenn sie überhaupt von ihm herrührt, einer viel späteren Zeit angehören muss. Sie lautet: „Der Geist nur sieht, die Augen stellen die Gegenstände dar; doch wie sie wirken ob Wonne sie erregen oder nicht, das hat des Geistes Blick nur zu bestimmen." Er pflegte Umgang mit gleich strebenden, von der Akademiezeit her ihm bekannten Kameraden. Er lernte von oder mit ihnen, da ihm die Akademie verschlossen blieb? Fast möchten wir es glauben. Sicher wissen wir nur, dass er endlich, körperlich erschöpft, von einer Kost, zu der man „weder Gabel noch Löffel braucht", und von dem nicht ruhenden Drange, ein Maler zu werden gequält, der „Farbenpfuscherei" müde, sich entschloss, da ihm vom elterlichen Hause keine Hilfe werden konnte, zu seinem Oheim, der in Prag als kaiserlicher Stabsauditor lebte, zu wandern.

Prag.

Er schnürte sein sehr leichtes Ränzel, denn er trug fast seine ganze Kleiderhabe auf dem Leibe und reiste mit einem Genossen, Kleiner, zu Fuss in die böhmische Hauptstadt. Sein Reisegeld bestand in 4 Gulden, „welche ich von der Fanny erhielt" heisst es im Einschreibebuch. Er malte deren Vater und die Porträts seiner drei Töchter, Fanny, Franziska und Lisette unentgeltlich und bald darauf das Porträt der Fanny noch einmal. Ertappen wir etwa da Amerling bei seiner Ersten Liebe?

Mit dem so kargen Reisegelde, zumal die Wanderung eilf Tage in Anspruch nahm, mussten die Reisenden fast jeden Tag, wie Handwerksburschen pflegen, um unentgeltliches Nachtlager ansprechen, wohl auch Brot und Milch erbitten. Es war an einem „Donnerstag den 23. September 1823, dass ich abreiste und am 4. October zu Prag im sogenannten Sixenhause angekommen bin", lautet die Notiz in dem Einschreibebuche.

Mit der Ankunft in Prag kam eine Wendung in das Schicksal Amerling's; eine glückliche. Vor Allem war er der gemeinen Noth enthoben, indem er im Hause seines Oheims die gastlichste Aufnahme fand. Oheim und Tante, die keine Kinder hatten, nahmen sich seiner wie eines Sohnes an. Es wird für seine Bekleidung gesorgt und ihm eine Taschenuhr geschenkt. Er lernt, da der angesehene Stabsauditor mit vornehmen Familien verkehrt, etwas von feinerem Betragen, von geselligem Anstande; ohne dabei seinen ihm angeborenen bis ans Lebensende treu gebliebenen Humor einzubüssen, mit dessen oft naiven Aussprüchen er die Gesellschaft zu unterhalten pflegte.

Wichtiger jedoch als all dies war es, dass er nunmehr sorgenlos gestellt, sich um die Aufnahme in die Malerakademie bewerben konnte, die unter Leitung des trefflichen Josef Bergler stand, aus der auch einige namhafte Künstler, wie der geniale Josef Führich, der in Farben schwelgende Genremaler Leopold Polak und Andere hervorgingen. Amerling machte erstaunlich rasche Fortschritte. „Den sehe ich an jedem Tage" äusserte sich Bergler, „wenn ich die Schule betrete, um einen Kopf gewachsen." Vor Allem bewunderten seine Studiengenossen die rasche Auffassung, die durchsichtig klaren Farben des Dargestellten.

Die altehrwürdige hundertthürmige Stadt blieb nicht ohne Einfluss auf des jungen Malers Phantasie. Am liebsten wanderte er über die mächtige, steinerne Brücke, die über die Moldau zur Kleinseite führt, hinauf zum Hradschin, in den herrlichen, mit Denkmälern erfüllten Dom. Die gothisch finstere Theinkirche, die alten Brückenthürme und Giebelhäuser und Statuen fesselten seinen Blick. Hier mag seine spätere Vorliebe für antike Gegenstände gekeimt, seine Sammellust geweckt worden sein. Die Stadt regte ihn auch an, was er bis dahin nicht versucht hatte, architektonische und landschaftliche Bilder zu entwerfen, die er in späteren Jahren, nicht ohne an Philipp Hackert zu mahnen, ausführte. Eine Copie einer Landschaft von diesem Meister malte er für seinen Oheim. Am entschiedensten jedoch zeigte sich das Talent Amerlings für das Porträt, das er auch bald zu zeigen Gelegenheit fand. Die vielen gesellschaftlichen Beziehungen des Oheims verschafften ihm die Möglichkeit, Porträts zu malen, und da gleich die ersten grossen

Beifall fanden, so fing ein förmliches Herandrängen an, um von dem neuen jungen Künstler gemalt zu werden. Er vollendete, *neben seinen fleissig an der Akademie fortgesetzten Studien*, in Prag 29 Porträts, darunter die der beiden Comtessen Kaunitz, der Baronin Marie Margelik und ihres Sohnes, der sich als Lyriker einen Namen erworben hatte, des Grafen Kaunitz, des Gubernialraths Neumann, des Grafen Michi, „seines Freundes" Ritter von Stahl, der Banquiersgattin Zdekauer und neben anderen auch sein eigenes im Profil für seinen Oheim. Es ist dies das erste Selbstporträt des Künstlers, dem später eine stattliche Anzahl folgte.

So verlebte er in der geschilderten Weise zwei Jahre in Prag bis zur Reise nach London. Die Abreise war in einem gewissen Sinne zugleich eine sittliche Flucht. Im Hause des später berühmt gewordenen Malers Führich lernte er eine Verwandte desselben kennen. Sie war mit einem älteren Manne verlobt. Der junge, orginelle, immer heitere Amerling gefiel ihr aber besser. Als er die Hochzeitgäste nach Schönlinde in Böhmen wo die Trauung stattfinden sollte, begleitete, verlangte die Braut nichts Geringeres, als dass sie Amerling entführe. Allerdings war ein Liebesverhältniss, wie es im Tagebuche angedeutet ist, vorausgegangen. Es dauerte nur kurze Zeit und endete nach vieler ausgestandener Pein, „nach Verdruss und Kränkung" einige Tage vor Amerling's nunmehr beschlossener Reise ach London. Als er uns einmal von diesem Erlebnisse sprach und und wie er förmlich sich losgerissen habe, äusserte er in seiner humoristischen Weise: „Ich habe in meinem Leben nicht noch einmal den ägyptischen Josef gespielt."

Die Lehrzeit Amerling's in Prag war zu Ende und er sah, fröhlichen Sinnes und muthigen Vertrauens voll, seiner Zukunft entgegen.

Wanderjahre.

Amerling mochte zur Congresszeit in Wien den Namen des berühmten Porträtisten Lawrence oft nennen gehört und manch ein Bild dieses Meisters gesehen haben, der eigens nach Wien berufen worden war, fast alle Fürsten Europa's zu malen. So ist es kein Zufall, dass man Amerling, dessen Talent sich besonders im Porträtfache zeigte, rieth, nach London zu gehen, um im Atelier des grössten englischen Porträtisten seiner künstlerischen Vollendung entgegen zu gehen. Es gehörte ein fast leichtsinniger Muth dazu, ohne Kenntniss der englischen Sprache und mit geringster Baarschaft sich auf die Reise zu begeben. Ein junger Mann Eduard Zdekauer, dessen Mutter Amerling gemalt hatte, war ihm befreundet worden und versprach ihm, in London, wohin er selbst in Geschäftsangelegenheiten gegangen war, mit Rath und That beizustehen.

„Am 18. Juni" heisst es im Tagebuche, „trat ich um 1 Uhr, vom Onkel, der Tante und dem Freunde Seitler begleitet, die Reise an. Ich habe an Baarschaft 44 Gulden, ein Geschenk vom Onkel 36 Gulden, von der Tante 3 Ducaten mitgenommen. Mittwoch den 20. traf ich in Dresden ein und kehrte zur Weintraube in der Webergasse ein. In der Gallerie machte ich die angenehme Bekanntschaft der Isabella Phillipp (?) und deren Schwester, mit denen ich einige vergnügte Abende zubrachte Zu kurz war der Aufenthalt in Dresden, um ein Urtheil über die Stadt zu fällen. Sie machte einen gemüthlichen Eindruck auf mich; klein, aber es ist eine ganze Welt. Freundlich der Charakter der Einwohner. Gute Mundart. Kunst äusserst schwach. Lieblingsgetränk ist der Kaffee, welcher äusserst schwach, aber höchst billig kömmt." Er beklagt, dass er keine Theater besuchen

konnte, die wegen der Todestrauer um den König Friedrich August *geschlossen* waren. Die Kunstkammer, das Naturaliencabinet, die Schatzkammer sah er nicht, weil das „theuer bezahlt werden muss." Er notirt genau, was er an Speisen genoss, setzt die Preise bei und was er an Miethe für ein Zimmer zahlen musste. So bewährt er sich als genauester Rechnungsführer und und ökonomischer Wirth, als welchen wir ihn werden kennen lernen, schon in seiner Jugend. Wir folgen den weiteren Aufzeichnungen:

„Mittwoch den 27. Juni abgereist. Montag darauf in Magdeburg. Die Stadt konnte mir nicht viel Geschmack abgewinnen. Hier ist der von Kaiser Otto gestiftete Dom, gothisch, gross gedacht, durch den 30jährigen Krieg sehr gelitten und auf mancherlei Weise entheiligt. Die Heiligenreliquien voller Hyperbel und Mythen. Die Stadt unreinlich, nicht anziehend. Nach Mittag abgereist. Mittwoch an die preussische Grenze Wittenberge gelangt, musste zwei Tage auf Fahrgelegenheit warten. Litt sehr viel durch Mücken, die in ungeheurer Anzahl im anhaltischen Gebiet fliegen; ihr Stich und der durch diesen hervorgerufene Schmerz bei entzündlicher Anschwellung bedeutend. In dieser Gegend, bis gegen Hamburg hin, sieht man sehr viele Störche. Beinahe jedes Haus ist mit einem Neste dieser Thiere ausgerüstet und es scheint, als wäre eine gewisse Achtung der Bewohner gegen diese Vögel vorhanden. Man erzählte mir eine Geschichte: Ein Bauer trug einen dieser Vögel nach Hause, mit der Absicht, ihn mit dem, der schon in seinem Besitze war, aufzuziehen. Kaum lässt er ihn los, so stürzt der Aeltere über den Neuling und würde ihn ohne die Hilfe des Bauers wahrscheinlich getödtet haben. Nach einiger Zeit, als der Verwundete geheilt war, entfloh er, kam aber nach Wochen wieder in Gesellschaft von noch drei Störchen. Sie umschwirrten das Haus so lange, bis sie des Feindes habhaft wurden, ihn unbarmherzig hackten und tödteten."

„Am 10. Juli Abends 8 Uhr in Hamburg angekommen und im Gasthause zum Herzog von Mecklenburg eingekehrt. Am selben Abend suchte ich Herrn Mirowsky (?) auf und wurde freundlich aufgenommen. Grosse Verlegenheit, da ich das Geld zur Ueberfuhr nicht hatte und erst in London eines beheben konnte. Capitän Entherfort traute mir und nahm mich mit. Hamburg ist gewiss unter die ersten Handelsstädte der Welt zu

zählen, doch wo Kaufmannschaft Treffer, ist Kunst Niete. Kaufläden prächtig."

London.

„Am 22. Sonntag mit dem Frachtschiffe „Thetis" von Hamburg abgereist und Donnerstag den 2. August in London angekommen und in dem Gasthause „Kings Arms", dem Castrum-Hause gegenüber eingekehrt. Darauf zu Zdekauer, wo ich drei Wochen geblieben und freundschaftlich aufgenommen war."

Amerling übersiedelte hierauf: Dorset Street 92 Salisbury Square 5/a Week, wo er sein Atelier einrichtete. Bei einem Ausflug nach dem 17 englische Meilen entfernten Hampten Court beklagt er, die daselbst befindlichen Cartons von Raphael wegen hereinbrechender Dunkelheit nicht genau sehen zu können. Es imponirte ihm auf dieser Fahrt die Grösse Londons. „Obwohl er einige Ortschaften durchzog, schien es ihm, als wären sie mit der Stadt nur eines. Ueberall Ordnung und Reinlichkeit, auch hat hier die Kunst die Oberhand, der sich die einfache, abwechselnde Natur fügen muss. Die Gegend schön, besonders Richmond Park. Ungewöhnliche Müdigkeit war der Beschluss dieser Reise."

Pflichtgemäss meldete sich Amerling, unter Vorweisung seines Passes in der Geschäftskanzlei des österreichischen Botschafters. Um etwas von seiner Kunst zu zeigen, erbat er sich die Erlaubniss, den Portier des Botschaftshauses zu malen. Das Porträt, in drei Stunden vollendet, erregte wegen seiner Aehnlichkeit und Ausführung in der unglaublich kurzen Zeit das Staunen des Kanzleipersonales. Man machte den Botschafter Fürsten Paul Eszterházy auf den auch in seinem Wesen originellen Oesterreicher aufmerksam. Der Fürst forderte ihn auf, seinen Sohn Nikolaus, die Prinzessin Rosa, nachmals vermählte Gräfin Chorinsky, und Prinzessin Mary zu malen. Die Porträte fanden allgemeinen Beifall und wurden, wie sich Amerling ausdrückte, „per Stuck" mit 40 Gulden bezahlt. Zugleich wurde ihm mäcenatenhaft gestattet, am Bediententisch jeden anderen Tag zu speisen. Die Pferde und Jagdhunde des Botschafters wurden selbstverständlich täglich gefüttert. In späteren Jahren, als Amerling auf der Höhe seines Ruhmes stand, wurde er, wenn er dem Fürsten Nikolaus begegnete, von

diesem stets leutselig angesprochen und nicht ohne anspielende Befriedigung als einstiger Schützling des fürstlichen Hauses begrüsst.

Amerling brannte, am Ziele seiner Sehnsucht angelangt, darauf, in das Atelier seines vergötterten Meisters Lawrence zu gelangen. Nicht ohne Zagen verfügte er sich mit einigen skizzenhaften Arbeiten dahin. Lawrence war nicht zu Hause. Amerling musste warten. Auf der Diele lag eine grosse Zeichnung. Er liess sich, um sie genauer betrachten zu können, auf den Boden neben derselben nieder. Da trat Lawrence ein und sah, etwas erstaunt, den Fremden an, der sich rasch emporraffte, mit stammelnden Worten sich entschuldigte und sich die Gunst erbat, dem Meister einige Skizzen zur Beurtheilung vorlegen zu dürfen. Lawrence, über den tief verlegenen, zaghaften jungen Mann lächelnd, nahm die Skizzen und betrachtete dieselben mit grosser Aufmerksamkeit. Amerling äusserte, als er uns die Scene schilderte: „Beim jüngsten Gericht kann eine arme Seel' nicht mehr zittern und auf das Urtheil des göttlichen Richters warten, wie ich damals." Endlich sagte Lawrence: „Sie können malen!" und erlaubte dem begeisterten Kunstjünger, sein Atelier zu besuchen. Zugleich rieth er ihm, an der Akademie seine Studien fortzusetzen. Lawrence, nahm fort und fort Antheil an ihm und zeigte ihm bei wiederholten Besuchen einzelne Stücke seiner kostbaren und reichen Kunstschätze. Der Einfluss des Meisters zeigte sich, namentlich in den Porträts, die er, nach Wien zurückgekehrt, zunächst malte. Es ist dieselbe Eleganz im Vortrage, aber auch dieselbe Bevorzugung der Farbenwirkung auf Kosten einer scharfen Charakteristik. Eines Tages besuchte Walter Scott das Atelier, während Amerling just anwesend war. Er konnte mit dem Dichter, dessen erstes Werk, eine Uebersetzung der Ballade „Leonore" von Bürger, gedruckt erschienen war, deutsch sprechen. Dass auch Lawrence diese Sprache verstand, müssen wir vermuthen; wie hätte sich sonst Amerling mit ihm verständigen können? Uebrigens eignete er sich die Sprache in frappant rascher Zeit so ziemlich an, wie er später in Italien sich auch in der italienischen geläufiger auszudrücken lernte.

Den Rath von Lawrence befolgend, liess er sich bescheiden als Eleve der Malerakademie eintragen, auf der er mit ununterbrochenem Fleisse arbeitete, während er zugleich durch Porträt-

malen nur spärlich die Mittel erwarb, in der theuren Stadt zu leben. „Ich habe nicht selten," pflegte er zu erzählen, „hungernd studirt. Mein Unglück bestand darin, dass ich immer hungrig war und selbst wenn ich mich sattgegessen habe, mich wunderte, keinen Appetit mehr zu haben. Wenn ich im Botschaftshôtel speiste, ass ich immer so viel um noch am darauffolgenden Tage, wo ich nichts hatte, satt zu sein." Noch in späten Tagen erzählte er aber auch jugendlich lebhaft, welchen Eindruck es auf ihn machte, als er zum erstenmale im Leben ein nacktes weibliches Modell sah. „Mir schoss das Blut in den Kopf, nicht frei athmen hab' ich können. Vom Malen war keine Red', ich schaute nur, beten hätt' ich mögen und niederknien und immerfort schauen, wie die plastische Gestalt mit aufgelösten langen Haaren, von der Kuppel herab beleuchtet, dagestanden ist mit dem himmlisch schönen Gesicht. I hab's nit malen können."

Nach elfmonatlichem, für seine Kunst erfolgreichen Aufenthalte, verliess Amerling am 5. März 1828 die Weltstadt. Beim Abschiede sagte ihm Lawrence: „Wenn ich in der Kunst ein Christus wäre, so möchte ich Sie nach dem mir so erinnerungsreichen, geliebten Wien zurückschicken als meinen Apostel." Er umarmte den zu Thränen Gerührten.

Zu den bereits genannten vier Porträts gesellte sich auch das seines wohlthätigen Freundes Eduard Zdekauer, der ihm noch mehrere andere, auch das eines Lord Nilsen, procurirte.

Vor der Abreise übergab Amerling seinem Freunde S....., der sein Reisebegleiter von Prag bis London war, mehrere von ihm selbst gemalte Bilder und Skizzen, um ihm dieselben nachzusenden. Er bezeichnet sie in seinem Tagebuche: „Faust und Gretchen aus der Kirche gehend" — „Zwei Copien nach Querfurt auf Holz" — „Zwei weibliche Modellacte" — „Ein grau in grau gemaltes Porträt, Lawrence darstellend" und eine reiche Skizzenmappe.

Paris.

Die Fahrt war keine günstige, sie musste wegen Windstille einen Tag lang unterbrochen werden. Sonntag am 9 März 1828 langte Amerling in Paris an. Hier traf ihn ein doppeltes Missgeschick: er erkrankte an einem heftigen Fieber,

und der Freund sandte ihm die in London zurückgelassenen Gemälde und Skizzen nicht nach. Wie er später erfuhr, hatte sie derselbe unmittelbar nach der Abreise Amerling's verkauft und den für dieselben erhaltenen Betrag veruntreut. Dieser an sich schon nicht unbedeutende Verlust war um so schmerzlicher, als er sich durch Vorzeigung der Gemälde bei Horace Vernet die Erlaubniss erwirken wollte, in dessen Atelier einige Zeit studiren zu dürfen. Auch die Geldmittel waren sehr sparsam bemessen. Ohne ein Wort französisch zu verstehen, miethete er sich in einem kleinen Mansardenzimmer ein, übergab das wenige Geld, das er besass, einem Deutschen, den er zufällig kennen gelernt hatte, einem Baron Tissernik zum Aufheben und suchte die Hilfe eine Arztes. Er fühlte sich elend, verlassen und schrieb in sein Tagebuch: „Zum erstenmale wird der Wunsch rege, unter den Meinen zu sein. Paris ist in jeder Hinsicht merkwürdig. Das Leben und Treiben gross. Zierlichkeit von aussen, innen überall unrein. Die Kunst oberflächlich von vielen Malern betrieben, wie es den Franzosen eigen. Schöne Plätze, Prachtgebäude, Brücken, Statuen alles unrein. Man glaubt, einige Meilen weit von der Cultur entfernt zu sein. Arm und dadurch roh, leben sie. Holzschuhe, Ziegel statt Holzdielen, Kamine, die nicht wärmen. Wie unbillig sind die Wiener, welche sich in ihrem gesegneten Lande über Theuerung beklagen. O, wie will ich mich glücklich fühlen, unter den Meinen zu sein, wie will ich ausrufen: ‚Es giebt nur a Kaiserstadt, es giebt nur a Wien!' Es ist gewiss mehr Gemüthliches, Herzerhebendes, trotz der zahllosen Missbräuche, die bei uns eingerissen, ohne der Feierlichkeit, z. B. des Gottesdienstes zu gedenken. Nur mit Hilfe des Kalenders weiss man, dass Osterfeiertage sind. Ich war in der Notre-Dame-Kirche. Leer, kahles Herabplappern der Pfaffen, kein Gesang. Hammerschläge statt der Glöckchen."

Der Leser begreift diese aus den Zuständen Amerling's hervorgegangene Schilderung. Er kann den Miethzins und das Frühstuck nicht voll bezahlen und malt das Porträt der Tochter seiner Hausfrau, der „mittelmässig schönen" Esther. So bedrängt innerst verstimmt, fieberkrank, führt ihn ein glücklicher Zufall mit einem Officier der Schweizergarde, Freiherrn von Mayenfisch, zusammen. Er malt dessen Porträt, wird dafür anständig

honorirt und erhält durch die wohlwollende Vermittlung seines Wohlthäters die Erlaubniss, an der billigen Menagekost in der Gardekaserne theilnehmen zu können. Mitten in all diesen Verstimmungen, geistiger und körperlicher Art, verlor er seine eigenste Absicht, die ihn nach Paris führte, nicht aus dem Auge, bei Horace Vernet zu studiren oder ihn doch, wenn auch nur flüchtig, kennen zu lernen.

Wieder war es Mayenfisch, der ihm dabei hilfreich zur Seite stand, indem er ihn, um als Dolmetsch zu dienen, zu Horace Vernet begleitete. Amerling liess Vernet mittheilen, dass er vorzüglich seinetwegen nach Paris gekommen sei, um ihm seine Skizzen zu zeigen und, vielleicht durch diese empfohlen, die Gunst zu erhalten, unter des Meisters Augen einige Zeit zu malen. Er schilderte das Missgeschick seiner Bilder, die ihm gestohlen worden sind, und bat endlich um die Erlaubniss, im Atelier irgend etwas malen und vorlegen zu dürfen. Vernet wies ihm sofort einen Nebensaal an und liess eine Staffelei aufstellen. Er selbst reichte ihm in zuvorkommendster Weise Palette und Pinsel, worauf er sich empfahl. Amerling copirte den Kopf eines grönländischen Hundes und eines Pferdes, die an der Wand hingen, in zwei aufeinander folgenden Tagen. Vernet war etwas erstaunt, als ihn Amerling wissen liess, dass die beiden Bilder schon fertig seien. Er kam, um sie zu betrachten, und klopfte den beglückten jungen Mann auf die Schulter: „Sie sind ja schon ein Maler. Was wollen Sie von mir lernen?!"

Nach dem Besuche des Musée Royal schrieb er in sein Tagebuch: „Ueberrascht war ich durch den majestätischen Anblick dieser Galerie, die ganz unübersehbar ist. Obgleich das k. k. Belvedere zahlreicher an Gemälden ist, so gewinnt diese durch den imposanten Anblick. Die Zahl der Gemälde ist nicht sehr gross. Die Rubens haben mich gar nicht angesprochen, Tizian's wunderschöne Krönung des Heilands weitaus mehr die Eintheilung der Gemälde ist nicht die beste, aber Alles prachtvoll." Im Louvre verweilte er, vom Fieber geschüttelt, nur drei Stunden. Er bemerkt: „Ich wollte malen, es geht nicht, wollte an meinen Oheim, an meine Eltern schreiben, mir vergingen die Kräfte, musste den Doctor Schaffler kommen lassen." Er schliesst seine sehr kargen Mittheilungen mit den Worten: „Kann ich denn über Paris ein Urtheil fällen? Was hab' ich

gesehen oder gelernt? Den grössten Theil der Zeit im Bette oder zu Hause zugebracht, die Hälfte meines Reisegeldes verzehrt und so wenig verdient. O unglückseliger Aufenthalt in Paris. Guter Gott, lass' mich nur in Gesundheit die Meinigen wiedersehen! Welche Freude, welcher selige Gedanke, wieder unter ihnen zu sein."

Am 21. Mai 1828 verliess Amerling, nach zehnwöchentlichem Aufenthalte, wie er schreibt „unter Donner und Blitz" um 5 Uhr Abends Paris. Er fuhr mit der Messagerie Royale nach Strassburg, wo er mit stark angeschwellten Beinen und Leberstechen angekommen ist und wieder um einen Arzt schicken musste. „Hinsichtlich der Stadt wurde meine Erwartung getäuscht, der Kathedrale und des berühmten Thurm's. Erstere ist alt, baufällig, schmutzig. Die Kirche ist hübsch, doch in keinem Vergleich mit der Stefanskirche in Wien, innerlich höchst unrein. Merkwürdig ist die schöne gothische vergoldete Kanzel, das Uhrwerk an der rechten Seite zerbrochen, ebenso die schönen bunten Fenster. Die Kirche geweisst und ringsum vom Anlehnen höchst abgeschmiert, was keineswegs ein achtungswerthes Gefühl erregt. Von aussen konnte ich durch Schwäche meiner Augen nichts wahrnehmen." Wohl waren sie, müssen wir annehmen, durch das ununterbrochene Fieber auch geistig geschwächt. Wie anders hätte sonst der wunderbare Münster und früher Paris auf Amerling gewirkt.

Nun ging die Reise über Karlsruhe, „in der guten Herberge zum goldenen Kreuze" einkehrend, nach Stuttgart, wo er wegen eines wiederholten Fieberanfalles zwei Tage verbleiben musste. Ueber Ulm und Augsburg reisend, langte er am 1. Juni in München an, wo er bei einem Herrn Obermayer (?) in der Rosenstrasse einkehrte.

„München hat mich wenig angesprochen, erstens durch das altdeutsche Streben und dann durch das meistentheils damit verbundene Burschenleben. Malen ist ihnen meist unbekannt." So hören wir wieder den durch Krankheit hypochondrisch verstimmten, sonst so lebhaft empfindenden, heiter angelegten jungen Mann sprechen. In Salzburg kehrte er „in der goldenen Weintraub" ein und erreichte Graz. Von hier wollte er seinen von ihm innig verehrten Oheim, der, mittlerweile pensionirt, nach Agram in Kroatien übersiedelt war, besuchen

n in unserer Gegenwart unbegreiflicher Zufall verhinderte
verdient aber immerhin erzählt zu werden, weil er, wenn
ch nur ein flüchtiges Streiflicht auf das damalige öster-
chische Polizeiwesen wirft. Amerling's Pass war zur directen
ise von Paris nach Wien visirt. Die kleine Abweichung inner-
b der damals noch einheitlichen Monarchie war also nicht
tattet, und so musste Amerling nach Wien gehen, um von da
t wieder einen Pass nach Agram zu erwerben, was er
n auch ausführte. Noch eine Unannehmlichkeit sollte er in
az erleben. Seine Baarschaft war völlig zu Ende, und er musste
e goldene Taschenuhr ins k. k. Versatzamt bringen und was ihn
meist verdross, für das dargeliehene Geld 12 Procent dem
ate zahlen, der jeden als Wucherer bestrafte, der anderseits
en das Gesetz Geld für mehr als 5 Procent lieh.

Wien.

Am 27. Juni 1828 langte Amerling nach einer vierjährigen
esenheit in Wien an. Grosse Städte mit ihren Kunstschätzen,
ihrem bewegten Leben, Sitten und Gebräuchen haben nicht
n seinen künstlerischen Gedankenkreis erweitert, mit neuen
hauungen bereichert, sondern ihm auch Welt und Menschen-
tniss beigebracht. Der tägliche Kampf um Brod konnte
Streben, ein Künstler zu werden, nicht niederhalten, wobei
eine stets temperamentvolle Heiterkeit zu Hilfe kam. Der
rstand der Verhältnisse erhöhte seinen Fleiss, sein Selbst-
auen. Eine mühevolle, an Entbehrungen aller Art gewohnte
bald auch Wanderzeit war vorüber, glücklichere Meister-
werden beginnen.

Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt, wo ihn das
rsehen seiner Eltern erquickte, begab er sich, ehe er
r an die Arbeit ging, nach Agram, um seinen Oheim, seine
zu begrüssen und wohl auch in der frischen Luft Fieber-
r, die ihn noch immer zuweilen quälten, los zu werden.
gram aus machte er Ausflüge nach Oedenburg, Petrina
astainicze. Ein frischer Hauch der Gesundheit kam über
d er schrieb in sein Tagebuch: „Diese Zeit war die
hmste meines Lebens." Nach vierwöchentlichem Aufent-
am er am 20. September wieder in Wien an und nahm

Wohnung bei dem in jener Zeit vielgenannten und beliebten Miniatur-Porträtmaler Robert Theer, in der Roth-, jetzt Gumpendorfergasse.

Um sich an der von der Akademie der bildenden Künste ausgehenden Preisausschreibung betheiligen zu können, liess er sich an derselben wieder als Zögling eintragen. Die gestellte Aufgabe war: „Dido auf dem Scheiterhaufen." Man räumte ihm wohlwollend, weil die Stube, die er bewohnte, viel zu klein war, einen Saal im Akademiegebäude bei St. Anna ein. Die Ballerine Therese, Schwester der berühmten Fanni Elssler, die nachmalige Gattin des Prinzen Adalbert von Preussen, diente ihm als Modell auf dem im Saale errichteten Scheiterhaufen. Um die Flammenwirkung zu studiren, legte er Papier und Kohlen unter die Scheite und zündete sie an. Schon qualmten Rauch und Flammen auf. Amerling malte in seinem Eifer, bis er fast zu ersticken drohte und der Akademiediener, den Rauch spürend, hereinstürzte, das Feuer unterdrückte, und durch Aufreissen der Fenster Saal und Haus vor einer Feuersbrunst rettete. Die gewandte Tänzerin hatte sich rasch herabgeschwungen. Das Bild war in 17 Tagen vollendet und zur Concurrenz eingereicht. Amerling sah mit banger Ungeduld der Entscheidung entgegen. Da ereignete sich ein seltsamer Zufall. Seine Mutter, die mit Vorliebe an diesem ihrem Sohne hing und stolz auf seine künstlerische Begabung war, träumte, dass dasjenige Bild den ersten Preis erhalten werde, das mit einer römischen III bezeichnet sei. Amerling suchte sich Eintritt in den Saal zu verschaffen, wo die Bilder aufgestellt waren, und entdeckte an dem seinen die Ziffer III, welche die Reihenfolge der eingereichten Bilder anzeigte. Einige Tage später wurde diesem Bilde der erste Preis zuerkannt. Als Amerling das glückliche Resultat bekannt wurde, schrieb er in sein Tagebuch: „Grosser Gott, habe Dank!" Es verdient bemerkt zu werden, dass das Herz des Künstlers, wiewohl er sich um die ceremonialen Religionsvorschriften zeitlebens wenig kümmerte, stets von einem frommen Gottesglauben erfüllt war. So begann er jedes Jahr die Einschreibungen in seinen Tagebüchern: „Mit Gott!", und jedes freudige und jedes schmerzliche Ereigniss in seinem Leben begleitet er mit vertrauensvollen, demüthigen Worten an die Vorsehung, mit irgend einem frommen Spruche.

Der von dem kaiserlichen Feldkriegsbeamten Josef Reichel stimmte *Preis, welcher noch derzeit zur Verleihung gelangt,* stand damals in 160 Gulden Conventionsmünze und befreite njenigen, der ihn erhielt, vom Militärdienste. Er kam zur chten Zeit, denn eben hatte Amerling den Befehl erhalten, sich r Assentirung zu stellen. Den weitaus grössten Vortheil errang er rch diese Preiszuerkennung, insofern als sein Name in Künstlerreisen bekannt und die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt wurde. hr noch nützte es ihm, als er sich bald darauf auch um den „Kaiserreis", so genannt, weil er vom Kaiser gestiftet war, bewarb. Die Aufbe war, darzustellen: „Moses zeigt dem aufrührerischen Volke der Wüste die eherne Schlange, verkündet ihm, dass Jeder, der mit Vertrauen auf Jehova anblickt, leben bleiben werde." Die werber mussten sofort nach der Bekanntgabe der Aufgabe, e Skizze entwerfen und den beurtheilenden Professoren überchen. Amerling war der Erste, der sie in zwei Stunden entrf, doch einer Hauptbedingung, von der abzuweichen ihn seine hatte Phantasie verlockte, nicht entsprach. Der Entwurf wurde, e das öffentlich abgegebene Urtheil lautete „des Ersten Preises rdig" befunden, doch wegen der, wenn auch „künstlerisch echtigten", Abweichung nicht prämiirt. Kein Mitbewerber erte eine ebenbürtige Arbeit und so wurde nur der zweite eis vertheilt.

Wir müssen, um Späteres daran anzuknüpfen, hier bemerken, s der Vater Amerling's für ihn ein Atelier in dem gräflich tek'schen Palais in der Josefstädtischen Kaiserstrasse, wo jetzt Civilmädchen-Institut untergebracht ist, auftand. Es war eine liche Stube, die nur für eine Lagerstätte, einen Kasten, n Sessel und eine Staffelei Raum bot. Ein Fauteuil für zu Malenden war das einzige, wenn auch nicht zu elegante chtstück des Ateliers. Nur langsam stellten sich Personen um von Amerling sich malen zu lassen, und er musste die übrigens von Jugend auf angewohnten Entbehrungen üben noch manchen Mangel ertragen. Bald jedoch sollte es anders besser werden. Ein Verehrer der Tänzerin Therese Elssler, wir als Dido-Modell kennen gelernt haben, liess ihr Brust- und auch ihre ganze Gestalt als Madonna malen. Amerling ert für beides ein Honorar von 480 Gulden. Bald darauf bekam er Bestellung vom Hofburgtheater, die ideal schöne Schauspiele-

rin Therese Peche zu malen. Allmählich bekannt geworden, fingen häufiger Bestellungen an ihm zuzufliegen. Er malte fleissig und, wie wir bereits wissen, unglaublich rasch; so merkt er an, dass er zwei sehr wohlgetroffene und gut ausgeführte Porträte in zwölf Stunden fertig brachte. Dabei entwarf er, um sich in der Composition zu üben, häufig Skizzen zu Genrebildern, deren eines er ausführte: einen Fischerknaben, von dessen Schicksal wir zu erzählen haben werden. Die zu jedem Porträt und Genrebilde genau notirten Honorare zeigen, wie der Künstler im Preise stieg, und welche in damaliger Zeit überhaupt üblich waren.

Immer zahlreicher wurden die Persönlichkeiten, namentlich aus den höheren gesellschaftlichen Kreisen, die sich bei dem Künstler meldeten, um von ihm gemalt zu werden. Entscheidend für ihn war, dass der Fürst Vincenz Auersperg ihm zu seinem Bilde sass. Es fiel glänzend aus, und so veranlasste der Fürst, dass seine Mutter sich ebenfalls von Amerling malen liess. Es war jene Fürstin Gabriele Auersperg, welche die gefeiertste Schönheit Wiens zur Zeit des Congresses im Jahre 1814 war und die Huldigungen des Czaren Alexander empfangen hatte. Die Fürstin erheiterte die originelle und bei aller Bescheidenheit zutrauliche Weise des Künstlers und sie erlaubte ihm wohlwollend um ihn bekannter zu machen, neben ihrem Porträt jenen Fischerknaben in ihrem Salon aufzustellen. Amerling hatte nur den mässigen Preis von 40 Gulden an demselben notirt. Trotzdem fand das Bild keinen Käufer. So brachte er es zur bald darauf stattfindenden Ausstellung bei St. Anna. Der Galeriediener sagte da: „Was Ihna nit einfallt, Herr Amerling! 40 Gulden! Schreiben's 40 Ducaten. Anders thun mir's nöt." Amerling schrieb 40 Ducaten, um die es die Kaiserin Carolina Augusta erwarb. Das Bild schmückt jetzt die k. k. Galerie im Belvedere.

Amerling malte von October 1828 bis August 1831, nebst Genrebildern an 100 Porträts, unter den letzteren den Cardinal Erzherzog Rudolf, für die Galerie des Lustschlosses in Laxenburg, ein Bild, das, wie wir lesen werden, ihm eine erfolgreiche Wendung in seinem Lebensgange bereiten sollte. Bei seiner überaus mässigen Lebensweise wurde es möglich, dass er daran denken konnte, die, wie jedem Künstler, so auch ihm innewohnende Sehnsucht zu befriedigen, das gelobte Land der Kunst zu betreten. Ein äusserer

und förderte seinen Wunsch. Er musste sein Atelier räumen, das Palais, beim Ausbruch der Cholera, die zum erstenmale in auftrat, zu einem Hospitale eingerichtet zu werden bestimmt Wiewohl bald ein anderes Atelier zu finden gewesen wäre, er jeden weiteren Wunsch, von ihm gemalt zu werden, So stark war der Drang in ihm, sich an den Kunstwerken zu begeistern, sich für seine Kunst die möglichste Vollendung zu erringen.

Rom.

Amerling verliess Wien am 16. August 1831 in Begleitung Freundes Leopold Ernst, des später berühmt gewordenen Baumeisters von St. Stefan. Seine Baarschaft betrug nicht als 180 Gulden Conventionsmünze, da der stets liebevolle zur Unterstützung seiner Eltern eine grössere Summe gelassen hatte.

Von Triest mit dem Dampfer in Venedig anlangend, bedie Freunde das Gasthaus Le tre porte. Sie blieben nur Tage und „verschlangen", wie es im Tagebuche heisst, nteressanteste Stadt der Welt". Dann ging es über Padua, a, Bologna nach Florenz. In den letzteren beiden Städten die jungen Künstler nur je zwei Tage, um jeden Abend chauen todtmude, in ihre Herberge zu gelangen. „Es sind erkwürdigen Dinge zu viele", schrieb Amerling nieder, lle sehen und im Gedächtnisse behalten zu können. Es war aum denkbar, in Rom noch mehr der alten Denkmäler er Grösse der Kunst zu finden."

Amerling war allerdings ohne alle kunsthistorische Studien, ede geschichtliche Vorbereitung nach Rom gekommen, wie ch zeitlebens fast jeder literarische Unterricht zum Nachfür seine Kunst fremd blieb. Um so ursprünglicher wirkten geahnten Kunstschätze auf seine Einbildungskraft, auf Farben schwelgendes Auge. Wenn er mit seinem Freunde orgens von seiner Wohnung im Vico de Lucelli und Capo de case aufbrach und „wie ein dafür bezahlter Arm Rom in allen Richtungen durchmaass. Galerien und beschaute, brachte er den Abend in der seinerzeit usschliesslich von den deutschen Künstlern besuchten

Kneipe al lepre und in dem gegenüber liegenden Café greco mit den Genossen fröhlich, wohl auch mannigfach belehrt zu. Mancher Tag wurde benützt, um Frascati, Torre del Greco, Tivoli zu besuchen. Eine Reise nach Neapel wurde unternommen, der Vesuv bestiegen, Pompeji durchwandelt. So vergingen nahezu sieben Monate, wie es Amerling nannte, „gaffenden A-B-C-Kunstlernens". Seine bis nun angesammelten eigenen Arbeiten kamen ihm geist- und farblos vor. Er fing zu verzagen an. Allmählich ging den bisher sorglos lebenden Freunden das Reisegeld zur Neige. Wie sollten sie in die Heimat zurückgelangen? Eines Tages sassen die Freunde, allerlei betrübte Gedanken hegend, beisammen, als ein Diener aus dem venetianischen Palaste, wo schon damals die österreichische Botschaft residirte, Amerling einen grossen, mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Brief überbrachte. Er hatte lange nicht den Muth, denselben zu öffnen: er fürchtete zu lesen, dass er sich etwa doch zur Assentirung in die Armee zu stellen habe, wiewohl damals die culturfreundliche Bestimmung galt, dass junge Männer, die sich den Universitätsstudien widmeten oder mit einem Kunstpreise ausgezeichnet waren, vom Militärdienste befreit waren. Amerling erbrach endlich, resignirt das Siegel und las zu seiner freudigen Ueberraschung, dass der Kaiser Franz „durch das höchst gelungene Porträt des Erzherzogs Cardinal Rudolf sich bewogen fühle, das eigene von Amerling malen zu lassen". Roth vor Freude und sprachlos reichte er den Brief dem theilnehmenden Freunde. Er nahm bei der Gesandtschaft einen Geldvorschuss und trat mit Ernst, während sein Skizzenbuch nur sehr wenige Aufzeichnungen enthielt, reich an Anschauungen, an entwickelterem Kunstsinn und erweitertem Gedankenhorizonte, am 11. Februar 1832 die Rückreise nach Wien an. Rom sollte ihm, viele Jahre später auch ein Ort des tiefsten Schmerzes werden!

Meisterjahre.

Am 23. Februar in Wien angelangt, begrüsste er freudigen Herzens seine Eltern, richtete sich rasch ein, und meldete sich zur Audienz beim Kaiser, der ihn mit den Worten empfing: „Das Porträt meines Bruders, des Cardinals, hat mich bewogen, Sie von Rom kommen zu lassen, um mich zu malen, ich finde es höchst ähnlich." Vom Obersthofmeister wurde Amerling bedeutet, dass der Kaiser eben sehr beschäftigt sei, und behufs seines Porträtes nicht sitzen könne; doch gestatte Se. Majestät, dass der Maler während der Familientafel sich die Züge vorläufig einprägen und skizziren könne, was zugleich den Vortheil gewähre, dass der Ausdruck der Gesichtszüge natürlich, unbefangen und besser aufzufassen sei, als bei langweiligem Sitzen.

Kaiser Franz.

So sass denn Amerling mit seinem Skizzenbuche in einer Ecke des Saales, in welchem die kaiserliche Familie, ohne ihn zu beachten, speiste. Er entwarf rasch, wie es ihm eigen war, die Porträtskizze. Da ereignete sich ein heiterer Zwischenfall. Ein Kanarienvogel, der im Saale frei herumflatterte, beging über dem Haupte des Kaisers, naiv und ahnungslos, wie schon Vögel sind, eine Majestätsbeleidigung. Die Speisenden lachten und der Kaiser sagte, zum erstenmale nach dem Maler hinblickend: „Dös (dieses) muss der Herr nit malen." Nach aufgehobener Tafel liess sich der Kaiser die Skizze reichen und äusserte: „Das Bild kann gut werden. Na, ich sitz' Ihna (Ihnen) schon." Nach wenigen Tagen war das schon der Fall. Das Gespräch, das sich während des Malens entspann, charakterisirt die beiden

Persönlichkeiten: die leutselige Einfachheit des Monarchen, besonders aber die zutrauliche, unverzagt natürliche Eigenart des Künstlers, dem es bei Sitzungen stets darum zu thun war, die zu malenden Personen immer heiter und ungezwungen zu erhalten. Er knüpfte, wie er oft und gern erzählte, ein Gespräch in folgender Weise an:

„Aber Euer Majestät! mir g'fallt die hölzerne Brucken über den Donauarm gar nit. In einer so prächtigen Residenzstadt! und wo Euer Majestät, um in den Prater zu gelangen, darüber fahr'n müssen."

Der Kaiser lächelte und gab, die Finger der rechten Hand, wie zum Geldzählen übereinander reibend, zur Antwort: „Recht haben's, aber ich hab' kane (keine) Staner" (Steine). Staner bedeutet im Wiener Dialekt auch Geld.

Bei der nächsten Sitzung, der Kaiser gewährte deren vier, ergaben sich noch mehrere solcher natürlich-jovialer Gespräche. Einmal trat, unangemeldet, Fürst Metternich ein und stellte sich hinter den Rücken des Malers, was diesen unangenehm zu stören schien. Der Kaiser bemerkte das und sagte:

„Sie, Metternich, kommen's zu mir herüber!"

Der Fürst sprach noch Einiges, was sich auf Stadtereignisse bezog und bemerkte, auf die Staffelei weisend, im Fortgehen:

„Wenn das so fortgeht, bekommen Euer Majestät das ähnlichste Porträt."

Der Kaiser erwiderte: „Ich schau' mich nicht in Spiegel, ausser wenn ich mich barbier, glaub' aber, das Bild wird gut werden," und weiter zu Amerling: „Sie hab'n, wie ich hör', auch schon allerhand Schicksal g'habt. Sie thun für Ihre Eltern manches Gute. Das wird Alles zahlt."

Während der letzten Sitzung kam auch die Kaiserin Carolina Augusta und äusserte:

„Das Bild wird gut werden."

Amerling erwiderte in scherzhaftem, durchaus nicht unbescheidenem, wenn auch selbstbewusstem Tone:

„Es ist schon gut, Euere Majestäten."

Die Majestäten lachten. Der Monarch liess sich im kaiserlichen Schmucke malen und war auch in demselben zur letzten Sitzung erschienen. Amerling beklagte in zutraulichem Tone, dass es dem Kaiser in dem Ornate schwer sein müsse.

„Sie können sich's denken", antwortete der Kaiser, „was ich bei der Feierlichkeit ausg'standen hab', als sie mich in diesem neun Pfund schweren Mantel den ganzen Vormittag herumgeschleppt haben."

Amerling that den letzten Pinselstrich und bat den Kaiser, ihm die Hand küssen zu dürfen.

„Da haben's," erwiderte der Kaiser, „d'Hand, wenn Sie's g'freut."

Noch erbat sich Amerling das Band des Maria Theresia-Ordens, das der Kaiser trug. Der Kaiser nahm das Band, das seine Brust umschlang, herab und reichte es, sich verabschiedend, dem Künstler, der es als ein ihm kostbares Eigenthum in seinem Museum verwahrte und gerne zeigte.

Nach einiger Zeit fuhr die Kaiserin Carolina Augusta bei Amerling vor. Sie sagte ihm Schmeichelhaftes über das gelungene Bild, nur bat sie ihn, die Züge des Kaisers etwas zu mildern, es scheine ihr zu streng, vielleicht wäre das durch ein leises Lächeln zu erreichen.

Amerling antwortete: „Euere Majestät! Das kann ich nicht Es wär' ein Kindesmord. Wenn ich einen so mächtigen Potentaten mal', so denk' ich mir ihn als Herrn über Millionen Menschen, über deren Schicksal er nachdenkt. Und so ein Mensch lächelt nicht."

Die Kaiserin schwieg. Das Bild aber wurde nicht nach dem Lustschlosse Laxenburg, wohin es bestimmt war, gebracht. Auch ein zweites Bild des Kaisers, in der Uniform des ihm gehörenden preussischen Husarenregiments, für den König Friedrich Wilhelm III., wurde aus gleichem Grunde nicht nach Berlin gesendet. Die Skizze, die Amerling während des Mittagmales des Kaisers entworfen und darauf in Oelfarben ausgeführt hatte, wurde später von einem Privatmanne um 1000 fl. erworben; sie kam, als dieser in missliche Verhältnisse gerieth, an Amerling zurück, wurde von Benedetti gestochen und ist in der Kunsthandlung von Artaria erschienen. Darauf erwarb das Bild der Kunstfreund Bühlmayer, und als dessen Galerie vor wenigen Jahren versteigert ward, wurde es für die k. k. Galerie im Belvedere um 1100 fl. angekauft. Es befindet sich derzeit provisorisch im Cabinet des Kaisers Franz Josef des pietätvollen Enkels Franz I. Der Stahlstich des Bildes war im Schaufenster der Kunsthandlung ausgestellt; es wirkte sensationell und wurde viel

besprochen. Wir gingen damals mit Nikolaus Lenau über den Kohlmarkt und betrachteten es. Nach längerem Schweigen äusserte sich Lenau:

„Was sie immer sagen mögen" — der Wunsch der Kaiserin, das Antlitz des Gemahls lächelnd dargestellt sehen zu wollen, war bekannt geworden — „so wird der Kaiser mit dem ihn charakterisirenden harten Ausdrucke auf die Nachwelt übergehen, wie das Bild Kaiser Karl V., das Tizian gemalt hat." — —

Amerling miethete sich in dem bereits erwähnten gräflich Chotek'schen Palais ein, wo er, wie wir wissen, einst ein kleines zu ebener Erde gelegenes Stübchen inne hatte. Jetzt nahm er die vornehmen Räume des ersten Stockwerkes ein und konnte, wenn er von der Arbeit müde war, sich in dem hinter dem Palais gelegenen parkartigen, schattigen Garten ergehen. Als die Hausbesorgerin, die Amerling als armen, jungen Maler und Miethsherrn im Palais kannte, fortan glänzende Equipagen, sechsspännige Hofwagen vorfahren und gallonirte Diener Briefe für den Künstler überbringen sah, äusserte sie: „Wenn i g'wusst hätt', dass das Malen so ein gutes G'schäft is, i hätt' mein Buben, statt Schusterei, 's Malen lernen lassen."

Der nunmehr schon als Meister anerkannte Maler vollendete bald darauf das lebensgrosse Bild des Erzherzogs, nachmals Kaiser Ferdinand im Schlosse zu Schönbrunn für die ungarische Garde, und das des Erzbischofs von Olmütz, Karl Maria Graf Chotek für das Domcapitel. Das letztere, wiewohl es ein Kunstwerk war, nicht zur Zufriedenheit des Bestellers. Amerling stellte den Kirchenfürsten in ganzer Figur auf einem Thronsessel sitzend dar und brachte die Mitra und den Krummstab auf einem nebenstehenden Tabouret an. Als er dieses mit der symbolischen, schon typisch gewordenen Darstellung eines Erzbischofs wenig übereinstimmende Bild einsandte, waren die Domherren mit demselben unzufrieden. Sie wussten den Erzbischof zu bewegen, durch einen in Olmütz lebenden Maler die Fehler verbessern zu lassen. Dieser deckte den Krummstab mit Farbe und gab denselben in die Hand des Erzbischofs. Die starre, gerade Linie zerschnitt das Bild in zwei Theile und verdarb die besonders schön gemalte Hand. Diese Malerei missfiel aber so sehr, dass das Bild wieder an Amerling nach Wien gesendet wurde

mit der Bitte, es in künstlerischer Weise zu verbessern, den Hirtenstab jedoch in die Hand des Erzbischofs zu legen. Ueber die Verunstaltung des Bildes empört, merzte Amerling die brutalen Farbenklekse sorgfältig aus, stellte das ursprünglich von ihm gemalte Bild wieder her und sandte es mit einem Briefe zurück, in welchem er, die Rechte eines Künstlers wahrend, schrieb, dass das Bild entweder wie es ist anzunehmen, oder ihm als Eigenthum zu überlassen sei.

Amerling liebte es, seitdem er in London sich die englische Sprache angeeignet hatte, besonders Begegnungen mit Frauen in englischer Sprache zu notiren. So merkt er in seinem Tagebuche an: „Am 27. März bei dem Mittagsessen Sr. Majestät die erste Sitzung gehabt." An demselben Tage: „Ich trug dem Fräulein Marie Gauermann meine Hand an. Sie erbat sich Bedenkzeit; doch es zerschlug sich die Angelegenheit schon nach kurzer Zeit." Wir wissen über diese Angelegenheit nichts weiter, da sich Amerling niemals über dieselbe zu uns geäussert und nur erwähnt hat, dass er das Porträt eines Fräuleins Gauermann (Tochter des berühmten Malers?) gemalt hat. In wessen Besitze mag es sich jetzt befinden?

Wiederholter Einladung seines Oheims und seiner Tante Amerling, sie in Pressburg zu besuchen, folgend, begab er sich dahin. Dieser Ausflug war für ihn von einem überaus glücklichen, zuletzt traurigen Erfolge begleitet. Er hatte ein Jahr früher in Wien ein Fräulein Antonie Kaltenthaler flüchtig kennen gelernt und einen sympathischen Eindruck von ihr empfangen. In Pressburg, wo sie im Hause ihrer Eltern wohnte, sah er sie wieder und notirte in englischer Sprache, was wir hier in Uebersetzung wiedergeben wollen: „Ich sah das liebliche und schöne Geschöpf wieder. Der erste sympathische Eindruck steigerte sich noch mehr, sowohl durch ihre besondere Schönheit, die durch weibliche Sanftmuth nur noch einen höheren Reiz gewann. Ich bot ihr meine Hand an, die von ihr angenommen wurde, nachdem die Eltern vertrauensvoll zustimmten. Wir fühlten uns Alle glücklich."

Am 17. Juli besuchte er wieder seine Verlobte und merkt im Tagebuche an: „Nach Pressburg zu meiner lieben Toni gereist, wo ich wieder in ihrer Gesellschaft vergnügte Stunden

verlebte. Gute Vorsehung, wie danke ich dir, dieses gute Geschöpf kennen gelernt zu haben." Wir werden sie später als treffliche Gattin, als anmuthige Hausfrau walten sehen.

Nachdem wir den bisherigen Lebensgang Amerling's geschildert haben, wollen wir sein eigenes Porträt, soweit dies in Worten möglich ist, in flüchtigem Umriss zeichnen: Er war schlank, etwas über Mittelgrösse, rasch beweglich. Die Gesichtszüge und die braunen Augen, wiewohl lebhaft, liessen einen phantasievollen Künstler nicht erkennen. Erst in späteren Jahren, besonders als die ursprünglich braunen Haare und der zugespitzte schneeweisse Vollbart den Kopf umrahmten, erschien derselbe geistig durchfurcht und interessant. Man fühlte sich angeregt zu fragen: Wer ist der Mann? Amerling liebte es, durch seine Tracht sich als Maler zu charakterisiren. Man sah ihn nie anders als in schwarzsammtener oder brauner Blouse, in braunrother, mit goldenen Knöpfen geschmückter Weste, über die eine schwere Uhrkette hing. Ein schwarzseidenes Tuch umgab, lose geknüpft, den Hals, und ein breitrandiger, weicher Hut bedeckte das Haupt. So erschien er stets in seinem Hause, auf der Strasse und, wozu oft Veranlassung war, zu Audienzen beim Kaiser, bei den Damen des Hofes. Er hasste das „niederträchtige Geschwänzel des Fracks", den er zeitlebens nicht besass. Als ihn der Obersthofmeister des Kaisers, Fürst Hohenlohe, einmal persönlich zu Tische lud, fragte ihn Amerling, ob ein Frack nöthig sei? Als der Fürst dies bejahte, lehnte er die Einladung ab. Wir werden in der eben geschilderten Lieblingstracht den Künstler nach einem langen, ruhmreichen Leben auch noch im Sarge sehen.

Er selbst malte sich oft zu verschiedenen Zeiten, am berühmtesten ist das Selbstporträt, auf dem er sich mit Palette und Pinsel, malend darstellte. Eines schmückt die k. k. Galerie im Belvedere, ein zweites und drittes die Galerie in Florenz und Mailand als Geschenk für das ihm von den Kunstakademien dieser Städte zugesendete Ehrendiplom, ein viertes den Bildersaal der Künstlergenossenschaft in Wien, ein fünftes besitzt der Schreiber dieser Zeilen, ein sechstes, siebentes und achtes aus seinen letzten Lebensjahren ist im Besitze der Familie, und noch ebensoviele dürften sich in verschiedenen Sammlungen befinden. Das bedeutendste schmückt den Bildersaal der kaiser-

lichen Akademie der bildenden Künste in Wien und ist dem vorliegenden Buche, heliographisch nachgebildet, beigegeben. Diese grosse Anzahl von Selbstporträts hatte ihren Grund zumeist in dem Schaffensdrange des Künstlers. Arbeitlosigkeit war ihm unerträglich, und wenn er eben kein Modell hatte, stellte er einen Spiegel vor sich hin und „schrieb", wie er es nannte, „sich ab". Sie sind alle neben der künstlerischen Ausführung charakteristisch und frappant ähnlich, welch letztere Eigenschaft nicht immer seinen Porträts, namentlich den weiblichen, eigen war. Er liebte es, was jeder Künstler selbstverständlich soll, zu idealisiren.

Amerling wurde Mode. Es gehörte zum Ehrgeiz der vornehmsten und der reichen Gesellschaft, hinter der die geistig bürgerliche nicht zurückblieb, von Amerling gemalt zu werden. Man strebte nach dieser Gunst des viel umworbenen Meisters, man musste wochenlang warten, bis der Einzelne an die Reihe kam. Kaum ist eine hohe Adelsfamilie in Oesterreich, Böhmen und Ungarn, die nicht ein Porträt oder ein Gemälde von Amerling besässe. Aber auch vom fernen Auslande, namentlich aus Russland antichambrirten hohe Herrschaften, um für eine Sitzung vorgemerkt zu werden. Zahllos fast sind die Personen in den angeführten Tagebüchern eingetragen, die Amerling gemalt hat, und es ist bei jedem ordnungsmässig beigefügt, welches Honorar ihm bezahlt wurde. Es überstieg weitaus dasjenige, das zeitgenössische, selbst gute Maler empfingen. Es gewährt dies zugleich ein willkommenes Verzeichniss der damaligen Preise auf dem Kunstmarkte. Eine Eigenthümlichkeit Amerling's war es, immer das Honorar in Ducaten zu bestimmen und es in solchen gerne zu empfangen.

Er war, um wieder von seiner Persönlichkeit zu sprechen, ein eigenthümlicher Mann, vielleicht origineller als seine Kunst, und das trug nicht wenig mit zu seiner Popularität bei. Er wagte oft im wienerischen Dialekte seine Meinung zu sagen, was nicht immer hochdeutschen Ausdruck vertragen hätte. Uebrigens kannte er recht gut den Effect solcher Redeweise, namentlich vornehmen Herren und Frauen gegenüber. Den Letzteren schilderte er ihre Schönheiten, jedes Anstössige tactvoll vermeidend, derart, dass sie sich geschmeichelt fühlten. Dergleichen hat man ihnen im Salon noch nicht gesagt. Sie lachten, wenn

auch erröthend. Er gefiel den Frauen und erlebte, wie wir im Verlaufe unserer Mittheilungen sehen werden, mannigfaches, vielleicht zu vieles Liebesglück. Es war ihm nicht eigen, eine, wenn noch so kurze Rede zu sprechen. Er redete in abgebrochenen Sätzen. Auffallend war die Betonung, sie war genau die Ferdinand Raimund's, seines Kameraden von der Volksschulzeit her, dessen Darstellungen er häufig zu besuchen liebte. Man glaubte den Letzteren zu hören. Frappant war sein Darstellungsvermögen. Wenn er etwas erzählte, spielte er es zugleich und illustrirte es auch durch lebendige Pantomime. Trotz all dieser einfachen Weise verstand er es sehr wohl, den nie unbescheiden zur Schau getragenen Künstlerstolz zu wahren. Als er eine durch ihre Schönheit ausgezeichnete hohe Dame malte und sie ihn in vertraulicher Weise „Lieber Amerling!" apostrophirte, erwiderte er ihr: „Ich heisse Herr Amerling, gnädige Fürstin." Es innewohnte ihm stets ein volksthümliches Bewusstsein, der nun mehr abhanden gekommene Stolz eines Bürgers von Wien. In diesem Sinne war auch seine Begegnung mit dem allmächtigen Staatskanzler Fürsten Metternich. Dieser war Curator der Akademie der bildenden Künste und liess Amerling wissen, dass er von ihm gemalt werden wolle. Der Fürst empfing ihn in freundlichster Weise und äusserte den Wunsch von ihm im Costüme eines Ritters vom goldenen Vliess dargestellt zu werden. „Hier ist," sagte der Fürst auf eine Mappe weisend, „eine Sammlung von Kupferstichen nach Lawrence's Porträt in ganzer Figur. Suchen Sie als Vorlage eine passende Stellung aus und lassen Sie sich dann bei mir melden." Der durch seine Erfolge und allseitige Anerkennung verwöhnte Künstler, welcher eben in der malerischen Stellung, die er seinen Gestalten zu geben verstand und in der geschmackvollen Anordnung des Beiwerkes seine Stärke fühlte, liess die Mappe unberührt und ging, ohne sich wieder beim Fürsten blicken zu lassen, der bald darauf den Maler Johann Ender mit der Ausführung seines Bildes betraute. — —

Antonie Kaltenthaler.

Am 15. August 1832 vermählte sich Amerling in Pressburg mit seiner Verlobten.

Antonie war die Tochter des in Pressburg pensionirt lebenden k. k. Hauptmanns Josef Kaltenthaler und der Frau Josefa, geborenen von Morawetz. Antoniens Geburtsstadt war Olmütz, wo Kaltenthaler als Adjutant des commandirenden Generals fungirte. Sie ist am 24. Februar 1805 zur Welt gekommen und erhielt in der Taufe die Namen Antonia Friederica Josefa Dominica. Sie war 27 Jahre alt, als sie dem Gatten in sein wohnlich eingerichtetes Haus folgte. Sie erzählte uns einmal in verklärter Erinnerung, mit welcher weihevollen Rede er ihr den Brautkranz und den Schleier von ihrem Haupte löste: „Ich wäre," sagte sie „vor ihm hingekniet, um zu beten, wenn er mich nicht in seine Arme genommen hätte." Sie war eine schwärmerische, für Kunst begeisterte Seele, der ihre ideale Erscheinung nicht widersprach. Mittlerer, plastisch schöner Gestalt, blickte sie aus feucht verklärten blauen Augen in die Welt. Das Haupt umgaben hellbraune Haare, sie säete Perlen, wenn sie lächelte und man glaubte an ihre Herzensgüte, wenn sie sprach. Eine echte Künstlerfrau, die in einem einzigen Briefe, der sich von ihr im Nachlasse unseres Künstlers erhalten hat, sie in ihrem innersten Wesen als Gattin, Mutter, besser als es unsere Schilderung vermag, charakterisirt. Wir werden diesen Brief später an geeigneter Stelle einschalten. Amerling malte sie zweimal in virtuoser Weise, ohne jedoch den verklärenden Ausdruck, der, wie wir sehen werden, verhängnissvoll war, wieder zu geben. Sie verstand es aber auch als praktisch tüchtige Hausfrau die Wirthschaft zu führen und dem Gatten, der durch ein längeres Alleinleben und Künstlern nicht immer gedeibliche Freiheit etwas verwildert war, ein wohlthuendes, häuslich behagliches Heim zu gründen. Noch traulicher wurde dasselbe, als Amerling die Mutter seiner Frau, deren Gatte mittlerweile gestorben war und deren zweite Tochter Josefine in dasselbe aufnahm. Die musikalische Kunst der Letzteren, die liebenswürdige Weise der Hausfrau, zumeist der immer berühmter werdende originelle Künstler zogen bedeutende Persönlichkeiten, die meist den Künstlerkreisen angehörten, an. „Ich kann die Schablonenmenschen nicht leiden," pflegte Amerling zu sagen, „das hängt noch mit meiner Zimmermalerei zusammen. Ich riech' auch nicht gerne den Stallgeruch unserer Cavaliere und die pomadigen Gräfinnen, die nur französisch reden, tanzen, in die Messe gehen und,

was das Langweiligste an Vielen ist, die zeichnen oder gar malen." —

Es scheint uns hier die geeignet bescheidene Stelle, um unsere eigene Beziehung zum Künstler, wenn auch nur flüchtig zu schildern, weil sie zu einer lebensdauernden Freundschaft geführt und uns, wenn auch in verschiedenen Sphären thätig, doch in einer allgemein künstlerischen verbunden hat. So wurden wir denn auch mit dem ganzen Familienleben, wie mit dem künstlerischen Thun Amerling's vertraut und auf den Wunsch seiner Witwe in die Lage gebracht, seine Biographie zu schreiben.

Es war im kunstfreundlichen Hause des Advocaten Titus Ritter Boschetti von Moris, eines frohlebigen humoristisch-geistigen Mannes, dass wir Amerling zum erstenmale begegneten. Er war mit seiner jungen anmuthigen Gattin Antonie und ihrer claviervirtuosen Schwester Josefine gekommen, um einen geselligen Abend zu verleben. Ausser ihnen war noch ein geistbegabtes Fräulein Josefine Johannes, ihre schöne Schwester Anna, ein Arzt Dr. Ignaz Schwarzenberg und der Historiker Johann Graf Mailáth anwesend. Von den beiden Letzteren werden wir später zu erzählen haben.

Die Frau des Hauses, Therese, eine geborene Wolf aus Frankfurt a/M., eine gemüthvolle, poetisch begabte Dame, die manchen anmuthigen Gedanken in schönen Versen zu formen pflegte, verstand es auch, einen geselligen Kreis anzuziehen und fesselnd anzuregen. Dabei wurde sie durch ihre Schwester Regine, die Amerling wegen ihrer plastischen Schönheit in einer seiner trefflichsten Porträts verewigt hat, unterstützt. Zwei kleine Töchterchen, Valerie und Leontine, umgaukelten, wie Engelgestalten, die Mutter, die, wegen einer frappanten Aehnlichkeit mit einem altitalienischen Madonnenbilde, scherzweise die Muttergottes genannt wurde.

Das Gespräch nahm bald eine gesellig-heitere Richtung und wendete sich zunächst Rom zu, von wo Amerling und wir selbst kurz vorher nach Wien zurückgekehrt waren. Gemeinsame Erinnerungen führten zu rascher Annäherung, zu Verständniss vermittelnden Aeusserungen, über das Leben der Künstler in Rom. Eine witzige Anordnung der Hausfrau illustrirte die Reminiscenzen der beiden Romfahrer. Es wurden beim Nachtmahl die in den Osterien Roms üblichen Flaschen, in denen der Orvieto

wein credenzt wird, auf den Tisch gestellt. Es sind dies kugelrunde, mit einem langen dünnen Halse versehene Flaschen. Auf den Wein ist eine kleine Schicht Oel gegossen und mit einem Stöpsel Baumwolle die Flasche geschlossen. Mit diesem tunkt man das Oel aus, um den Wein in Gläser zu füllen. Amerling war bei dem Anblicke dieser Flaschen in fröhlichste Stimmung versetzt. „So was," rief Amerling, „kann nur der Madonna einfallen. Eviva santa Teresa!" Nun geschah es, dass grüne Rheinweingläser gebracht und gefüllt wurden. Wir machten die Bemerkung, dass zu dem sehr weissen Wein von Orvieto eigentlich nur weisse Gläsßer passen, denn man müsse neben dem Genusse am Weine auch den der Farbe haben, um zwei Sinne zugleich zu erfreuen. Bei diesen Worten rief Amerling: „Ja, weisse Gläser! Man muss auch sehen, was man trinkt." Und als solche gefüllt waren, wendete er sich zu uns: „Rom lebe hoch! Wir zwei verstehen uns. Wir müssen Freunde werden, und ich lade die Gesellschaft ein, an einem der nächsten Tage, bei mir, aber nur Risotto, Maccaroni und Käse zu essen."

Mitternacht erst verliessen wir das gastliche Haus in heiterst angeregter Stimmung. Die Gesellschaft versäumte nicht, der lustigen Einladung zu folgen.

Während wir den Abend schildern, fällt es uns, zu Wehmuth stimmend, ein, dass Alle, die damals so gemüthlich und froh bewegt beisammen waren, Alle, selbst die Jüngsten, die Engelgestalten, lange schon in der Erde ruhen und wir selbst der Einzige sind, der den verlebten Abend schildert. Es war uns den traurigen Wunsch zu erfüllen beschieden, der früh verstorbenen Hausfrau einen Spruch für ihren Grabstein zu schreiben:

„Hier ruht, was uns zurückblieb von Theresen,
Was einst von Herz und Geist durchweht gewesen."

Im Chotek-Palais.

Neu für Wien war die Einführung Amerling's, jede Woche einmal, am Montag, sein Atelier für die Gesellschaft zu öffnen. Er freute sich, wenn zahlreiche Besuche kamen. Manche wohl auch, mehr um den originellen Künstler, über dessen eigenartige Weise Legenden verbreitet waren, als seine Schöpfungen

kennen zu lernen. Ehe wir an die Schilderung des intimeren geselligen Kreises des Künstlers, der sich um Amerling bildete, gehen, der unter dem Namen „Meister Amerling's Tafelrunde" bekannt wurde, wollen wir die Scene zeichnen, auf der sich die Gesellschaft zu versammeln pflegte, um zu musiciren, zu singen, lebende Bilder zu stellen, zu declamiren, oder gar auf ebenem Boden mit der Balancirstange Seil zu tanzen, und was all der Schwänke mehr waren.

Das gräflich Chotek'sche Palais hatte ein Graf Strozzi, Gesandter der florentinischen Republik am Wiener Hofe, erbaut, nach welchem die damalige Vorstadt den Namen der „Strozzigrund", jetzt zum achten Bezirke der Stadt gehörend, erhielt. Das Hauptgebäude hatte gegen den anliegenden Garten von Karyatiden getragene Freitreppen. Es stand in einem mit Bäumen bepflanzten Vorhofe, welcher von zwei grossen Flügelgebäuden gebildet, gegen die Strasse aber von ebenerdigen Wirthschaftsgebäuden abgeschlossen war. Amerling bewohnte den rechten Flügel. Wenn schon die Vornehmheit der Räume, die hohen, mit Stuccaturen geschmückten Säle seinem Geschmacke entsprachen, so war dies ebensosehr der Fall mit dem grossen, von mächtigen alten Bäumen beschatteten Garten, der ungepflegt, fast verwildert war. Amerling hasste den Augarten und den des Belvedere in Wien. „Ich kann das französische, beschnittene Schnurwerk nit leiden, schon weil auch die Franzosen einmal die Herren von Wien waren und von meinen armen Eltern verflucht wurden." Als viele Jahre später der Stadtpark ins Leben gerufen wurde und Amerling die moderne Malerei mit Blumen, die geschnörkelten Farbenarabesken sah, vermied er es, ihn zu betreten. Im Winter nur, wenn ihn der Weg just hin führte, ging er durch die Anlagen, wenn das gärtnerische „Blumeng'schnass" mit Schnee bedeckt war.

Die Tafelrunde.

Wir begrüssen zuerst im Kreise der Hausfreunde den Bildhauer Adam Ramelmayer, der ursprünglich ein Meerschaum-Pfeifenschnitzer war. Viel später wurde er als Bildhauer durch die Statuen und Büsten bekannt, die er in dem Parke von Wetzdorf, wo Parkfrieder, der bekannte Armeelieferant und

Freund des Feldmarschalls Radetzky, diesem ein Mausoleum errichten liess, meisselte. Ueber hundert lebensgrosse Statuen, österreichische uniformirte Soldaten, musste Ramelmayer hier aus Sandstein formen und polychrom die Uniformfarben der einzelnen Soldaten ausführen. Man schritt durch deren Spalier zum sogenannten Heldenberg empor.

Der seinerzeit beste Beethovenspieler, Clavierprofessor Josef Fischhof, spielte mit der virtuosen Schwester der Hausfrau vierhändig oder begleitete auch den im israelitischen Bethause in Wien angestellten Cantor Ignaz Kraus, wenn er Arien und Lieder sang, am Clavier. Der Letztere widmete sich, nachdem er sich taufen liess und seinen Vornamen Ignaz in Robert verwandelte, später der Bühne und sang mit Beifall in der Wiener Hofoper die Partien der Heldentenore. Als er die Stimme einbüsste, kehrte er zur Malerkunst, die er von früher Jugend an übte, zurück und war ein beliebter, realistischer Porträtist.

Ein willkommener Gast war der Hofrath Anton Ritter von Spaun, der die österreichischen Volksgesänge sammelte und sie, weil die einfachen schönen Weisen zu verklingen drohten, in Noten festhielt und herausgab.

Die anmuthige Hofopernsängerin Elise Berndes liess hier ihre prächtige Altstimme hören. Es ist dieselbe, die nach einer glänzenden Sängerinnenfahrt durch Italien und Brasilien einen aus Ungarn geflüchteten Honvedobersten, von Asztalos, in Hamburg heiratete. Nach wenigen Jahren einer glücklichen Ehe fiel Asztalos im Duelle durch eines früheren Freundes Hand. Die Stadt Arad, die er während des ungarischen Revolutionskampfes vor Plünderung rettete, setzte ihm im Jahre 1887 feierlich ein Denkmal. Seine Witwe lebt noch in Wandsbeck, mit der Vollendung der Schilderung ihres vielbewegten Lebens beschäftigt.

Auch Franz Liszt kam nicht selten. Er spielte einmal den Erlkönig, wobei zwei Hämmer unbrauchbar wurden. Amerling malte ihn zweimal, einmal für die Erzherzogin Sofie.

Den Kreis der musikalischen Persönlichkeiten schloss der Med. Dr. Ignaz Schwarzenberg, dem wir bereits begegnet sind, ein trefflicher Clavierspieler und humoristisch-satirischer Schriftsteller, der unter dem Pseudonym Dis in L. A. Frankl's „Sonntagsblättern" dem überhandnehmenden Virtuosenthume manchen scharfen beissenden Streich versetzte.

Der Kunstkritiker Eduard Melly regte durch seine wenig wohlwollenden, aber immer geistreich humoristischen Urtheile über Malerei und Architektur häufig die Lachlust der Gesellschaft an.

Der Med. Dr. Josef Camondo improvisirte Gedichte nach gestellten Aufgaben und verstand es, den Ton der Hofburg-Schauspieler aufs Täuschendste nachzuahmen. Man glaubte sie selbst zu hören, wenn er hinter einem Vorhange Stellen aus classischen Dramen in der Herren Redeweise vernehmen liess.

Für heitere Vorträge, namentlich wenn es lebende Bilder zu beleuchten galt, sorgte der witzige Advocat Titus Boschetti von Moris, den wir in dessen Familienkreise bereits kennen gelernt haben.

Der originelle, phantastisch aufgeregte Hofmaler des Herzogs von Lucca Theodor Alconière, der durch seine Schicksale und sein Ende merkwürdige italienische Dichter Carlo de Guaita, der berühmte Graf Johann Mailáth, wie der später wahnsinnig gewordene Maler Josef Lavos gehörten ebenfalls zur Tafelrunde Amerling's. Wir werden sie und ihre originellen, meist tragischen Schicksale in den nachfolgenden Blättern sorgfältiger zeichnen.

Auch die Maler Friedrich Gauermann, Franz Höger, Matthias Ranftl, Leopold Pollak, Robert Theer, Josef Danhauser, Anton Ritter von Perger, Anton Petter, Johann Schödelberger, welche Künstler er noch von der Akademiezeit her kannte, standen in mehr oder minder naher Beziehung zu dem Freundeskreise Amerling's. Nur Leopold Kupelwieser und Josef Führich, die man Nazarener nannte, hielten sich ferne. Führich war, wie wir gelesen haben, schon in Prag mit Amerling bekannt gewesen und lebte später mit ihm zugleich in Rom. Er konnte es dennoch nicht über sich gewinnen, in seiner meisterhaft geschriebenen Selbstbiographie, in der er andere zeitgenössische Künstler schilderte, oder wenigstens doch dieselben nannte, den allerdings leichtlebigen und weltlich gesinnten Amerling zu erwähnen. Trotzdem bewahrte Amerling stets eine hohe Achtung vor ihm, wie fernab auch dessen Streben seinen eigenen Zielen lag. Auch malte er das Porträt der Gattin Führich's, das er ihr verehrte. Der Zufall fügte es, dass wir beim Leichenbegängnisse Führich's, dessen Sarge folgend, mit Amerling, nebeneinander hergingen, der zeitlebens leicht zu Thränen gerührt war, weinte und sagte:

„Wieder Einer, der was können hat!" Und ohne es ironisch zu meinen, sprach er weiter: „Wenn ihm's nur der liebe Gott vergelten wird, wie sehr er ihn geliebt hat. Was soll aus uns armen Sündern, die wir nicht einmal grosse Zeichner sind, werden!" setzte er, noch immer weinend, hinzu. Doch war es charakteristisch, dass er, um Führich Leid tragend, nicht vom Maler und nur vom Zeichner sprach. Es war ein stets bewährter Charakterzug unseres Meisters, dass er neidlos und gerne die Leistungen seiner Kunstgenossen, welcher Richtung sie auch angehören mochten, anerkannte, während er selbst die eigenen nicht gerne gepriesen hörte. Er war ein Feind jeder Reclame und jeder Schmeichelei, wovon wir nur Ein Beispiel anführen wollen.

Eines Tages kam ein sehr junger Mann, welcher derzeit als Professor in Wien wirkt, Herr Eugen Guglia, ins Atelier. Amerling empfing ihn sehr artig, doch als er hörte, dass derselbe für eine Kunstchronik einen Bericht schreiben wolle, fragte er ihn unwirsch: „Sie wollen auch schon über Kunst schreiben? Sie sind ja noch ein Springinkerl (Springinsfeld) und ich lass' mich nicht gern beschreiben." Als er die Verlegenheit des Jünglings sah, meinte er begütigend: „Tragt Ihnen das Schreiben was?" Als ihm das schüchtern bejaht wurde, sagte er: „No, ich will Sie auf manches aufmerksam machen, wenn Sie's beschreiben, aber mich nicht loben wollen." Er führte ihn hierauf vor einige Bilder, als aber die anwesende Gattin Amerling's den jungen Mann mit einigen Worten auf ein Bild besonders aufmerksam machen wollte, stiess er sie mit dem Ellbogen an und sagte: „No, Du wirst mich eper (vielleicht) nit gar noch anpreisen wollen?!"

Mehr komisch war der Besuch eines sehr jungen Kunstakademikers, der mit einem Skizzenbuche kam, das er dem Meister vorzeigen wollte, um dessen Urtheil zu hören. Sehr verzagt, erröthend stammelte er einige einleitende Worte. Amerling hörte ihn eine Weile lächelnd an, aber bald unterbrach er ihn, als er wieder von Bewunderung, von Anbeten zu sprechen anfing, mit den Worten: „Sie gefallen mir recht gut, aber reden's nit weiter. Sie könnten was Dumm's sagen und dann wär' der gute Eindruck verwischt."

An die bereits genannten Persönlichkeiten, welche den Freundeskreis des Meisters bildeten, wollen wir einige reihen,

die an sich in Kunst und Wissenschaft bedeutend waren, doch, bis auf Einen vergessen sind und es doch nicht verdienen, und den Beweis liefern, wie stark die Anziehungskraft Amerling's und seiner Familie war.

Theodor Alconière.

Er war eine künstlerisch angelegte Natur, er konnte aber besser Bilder erfinden als malen; sie waren nicht immer streng gezeichnet und grau, der Humor in ihnen vorwaltend. So malte er ein Negermädchen, das, zum Christenthum bekehrt, sich den Heiland nicht weiss vorstellen konnte. Sie streicht ihn, andachtsvoll blickend, schwarz an und ist mit der Arbeit halb fertig. Die Censur verbot es auszustellen. Das lebensgrosse Porträt eines Musikers setzte er aus lauter Musikinstrumenten zu sammen, die aus einiger Entfernung den Porträtirten sofort erkennen liessen. Wer seine Juden, deren mehr als ein Dutzend auf einem einspännigen Wägelchen vom Jahrmarkte heimkehrend, sah, musste unwillkürlich lachen. Er verstand es auch, Personen improvisirend mit Worten zu schildern, man glaubte sie zu sehen, wie er denn überhaupt lebhaft und mit Geist sprach, besonders wenn er Kunst und Leben und Menschen, mit Vorliebe karikirend, kritisirte. Eines Tages erschien er, der schon an Jahren vorgerückt war, am Arme eines blonden, schlank emporgeschossenen, gretchenhaft schüchternen Mädchens und stellte sie, zur allgemeinen Ueberraschung, als seine Frau vor. Sie war die Tochter eines Gärtners und verkaufte Blumen auf der Strasse. So hat er sie kennen gelernt und sich in das schöne Mädchen verliebt. Sie wurde später irrsinnig und starb, ihren Gatten überlebend, in dem für unheilbare Geisteskranke in Klosterneuburg eingerichteten Hospitale. Wir selbst begegneten ihr bei einem zufälligen Besuche dieses Hauses wieder. Sie sah abgezehrt, todtenblass, rührend, mit gesenkten Augen, aus, eine Martyrergestalt. Alconière, von dem traurigen Schicksal der von ihm geliebten Gattin getroffen, versank in Schwermuth und wurde menschenscheu. Seine Bilder fanden immer weniger Abnehmer, er gerieth in bittere Armuth. Amerling unterstützte ihn durch eine regelmässige Gabe, die sich Alconière endlich an einem bestimmten Ort hingelegt erbat. Er schämte sich vor dem alten, treuen Freunde zu erscheinen, zumal er auch gezwungen

war, in sehr abgenützten Kleidern einherzugehen. Unter so schmerzlichen Verhältnissen suchte der greise, stets auf Ehre haltende Mann Rettung durch eine originell erfundene That. Er zeichnete auf einer Holzplatte die Hälfte einer Zehngulden-Banknote und verfügte sich ins Criminalgebäude, wo er sich dem Präsidenten vorstellte und ihm seine Arbeit zeigte. „Sie, sehen Herr Präsident, die Zeichnung ist vortrefflich gelungen, und wenn ich sie vollende, kann ich Abdrücke machen, die Niemand von den echten Noten wird unterscheiden können. Dann aber werde ich als Notenfälscher ins Criminal kommen. Retten sie mich, Herr Präsident, und nehmen Sie mich im Hause auf, ehe ich gezwungen bin, ein Verbrecher zu werden. Ich hungere, retten Sie mich!" Ein ihm wohlwollend angebotenes Almosen lehnte er ab. Wir selbst hatten ihn jahrelang aus dem Auge verloren. Sein Name wurde in der Kunstwelt nicht mehr genannt, bis wir zufällig in einer Zeitung lasen, dass im Spitale der barmherzigen Brüder in Wien der Maler Alconière schwer krank darniederliege. Wir verfügten uns zu ihm. Er lag in einem weitläufigen Saale unter hundert Kranken. Er sah uns erstaunt an und ohne jedes andere Wort ächzte er nur hervor: „Wenn ich nur allein sterben könnte!" Wir gingen, ihm die Hand reichend, nach einigem Verweilen fort und verfügten uns zum Prior des Klosters, ihm zu sagen, dass er einen Künstler beherberge. Wir baten, dem Armen ein besonderes Zimmer anzuweisen. Der menschenfreundliche Priester gab sofort den Auftrag dazu und Alconière starb, sorgfältig gepflegt, nach drei Tagen, wie er es gewünscht hatte, „allein!"

Es gewährt uns eine wehmuthsvolle Befriedigung, von ihm, dessen Zeitgenossen sich kaum mehr seiner erinnern, der sich in keine Kunstgeschichte hineingemalt hat, dessen Gebeine in ein Massengrab versenkt worden und mit keinem Grabsteine bezeichnet sind, Einiges biographisch zu wiederholen, was wir seinerzeit dem Verfasser des Oesterreichischen biographischen Lexikons zur Verfügung gestellt haben und hier ergänzen. Er hiess, in Ungarn geboren, Kohn. Er nahm, da er durch die Taufe eine günstigere Existenz zu erlangen hoffte und Hofmaler des regierenden Herzogs von Lucca wurde, den Namen Theodor Alconière an. Sonst ist uns nichts Näheres von ihm bekannt, nur dass er noch sehr jung nach Wien kam und Schüler der

Akademie der bildenden Künste wurde, wo er zu Erwartungen berechtigte. Amerling hat ihn gemalt. Das Porträt war in der im November 1888 stattgehabten Auction Amerling'scher Bilder, ausgestellt, und wurde von einem uns Unbekannten erworben.

Carlo de Gnaita.

Er war ein Dichter in der Kunst und auch im Leben. Als wir ihn in den Kreis des Hauses Amerling einführten, war er noch wenig der deutschen Sprache mächtig. Er erheiterte durch oft seltsame Redewendungen, komisch klingende Verwechslung der Worte, wodurch oft der naivste Sinn Ausdruck fand. Er fügte sich gerne in den heiteren Ton der Gesellschaft und übernahm es mit schauspielerischem Talente, wie es den Italienern angeboren ist, mit gutmüthigster Resignation gedichtete Ansprachen, feierliche Reden, wie sie für geselliges Vergnügen bei sich ergebendem Anlasse verfasst wurden, zu radebrechen, wodurch häufig die heiterste Wirkung hervorgebracht wurde, während er selbst, ernst dastehend und mit tiefsinnigem Pathos in seinen Mienen, vollbewusst, welchem Umstande er die lustigen Wirkungen seines Vortrages zu verdanken hatte, die Zuhörer ergötzte. Er war eine tief poetisch angelegte Natur, die immer mehr zur Geltung kam, als er fast unglaublich rasch sich der deutschen Sprache bemächtigte. Er war hoch, schlank, seine Augen sprühten schwarzes Feuer. Ein dunkler Vollbart umschattete seine Wangen, die durch diesen noch blasser erschienen. Der Wohllaut seines männlichen Sprachorganes fiel auf. Er gefiel den Männern und den Frauen auch.

Am Comersee im Jahre 1813 geboren, in Pavia juridischen Studien obliegend, wurde er in die geheime, politische Bewegung Italiens hineingezogen. Er musste fliehen, in die Schweiz, nach Frankreich. Unwiderstehliche Reiselust führte ihn nach Portugal, nach Spanien, wo es ihm misslang eine Nonne, die ihn liebte, zu entführen. Wieder musste er, diesmal allerdings nicht aus politischen Gründen, die Flucht ergreifen. Er schiffte an Gibraltar hinaus in den Atlantischen Ocean, besuchte die Azoren, lebte einige Zeit auf Madeira und schrieb auf dem Pico di Teneriffa ein Sonett an seinen Freund Cajetano Donizetti, mit dem er früher, als Beide sehr arm waren, eine Stube, ein Bett

und sparsames Brod theilte, und den Text zu einer komischen Operette „La prima donna" dichtete. Von der Sehnsucht nach der Heimat ergriffen, kehrte er über England und Schottland in dieselbe zurück, wo mittlerweile sein Carbonarithum vergessen war. Er brachte eine mächtige Wirkung hervor, wenn er die genannten Länder schilderte, seine romantischen Abenteuer erzählte. Er war die persönlich interessanteste Erscheinung in der Amerling'schen Tafelrunde. Seine Dramen „Elena" — „Clarice Visconti" — „L'ultimo Camposampiero" fanden Beifall auf den italienischen Bühnen, seine „Versi giovanili", die er seinem Freunde, dem berühmten Bildhauer Pompeo Marchesi widmete, lebten sich in die Herzen schwärmerischer Frauen ein. Die Venetianischen Sonette des Grafen August Platen vermittelte er in trefflicher Uebersetzung seinen Landsleuten. Ein historisches Gedicht „Isabella d'Arragona", die Uebersetzung von Lamartine's Gedichten und ein Drama „Tod des Sokrates" blieben ungedruckt. In Wien erwarb er seinen Unterhalt durch literarische Correspondenzen nach Italien und durch Unterricht ertheilen. Walter von Goethe, der damals in Wien musikalischen Studien oblag, war unter seinen Schülern. Amerling hatte für ihn eine besondere Zuneigung, zumal er mit ihm für Italien schwärmen und sich in dessen Sprache üben konnte. Plötzlich hörten wir, Guaita sei nach Petersburg abgereist. Er hatte von Niemandem Abschied genommen. Wir waren erstaunt. Bald kehrte er nach Wien zurück, krank und verwildert. Er führte seltsame, unverständliche Reden, er war — wahnsinnig und musste in die Irrenanstalt gebracht werden. Da spiegelten sich vor ihm die seltsamsten Blendungen, traumhafte Erscheinungen, bald dünkte er sich reich zu sein, baute kunstgeschmückte Paläste, pflanzte herrliche Gärten, die er mit Statuen schmückte; bald war er auf dem Kreml und suchte den Czar für die Carbonaria zu gewinnen. Dann flammte er im Dantezorn auf und fluchte den Tyrannen. Wieder meinte er Tasso zu sein — bis er in wilder Raserei starb.

Im grossen Hofe des Allgemeinen Krankenhauses lagen mehrere zur Einsegnung bereite Särge. In einem derselben lag Carlo de Guaita, mit eingefallenen Wangen, geschlossenen Augen, in einer schwarzen Kutte; die wachsgelben, über der Brust gekreuzten Hände hielten ein kleines weisses Kreuz. Wir standen tief erschüttert und schweigend, bis Amerling zum Aufbruch

mahnte und die Freunde zu einem Todtenmahle in seinem Garten lud. Es ging sehr traurig dabei her. Die Gläser umgab schwarzer Flor und die Reden galten nur dem unglücklichen lieben Todten. Das Sonett, in welchem Guaita Amerling's berühmtes Bild „Die Lautenschlägerin" begeistert und begeisternd besungen hatte, wurde wieder vorgelesen und trauernd angehört.

Carlo de Guaita war erst 33 Jahre alt, als er am 24. März 1846 starb. Die Absicht der Freunde, ihm auf dem grossen Währinger Friedhofe einen Grabstein zu setzen, unterblieb. Wir wissen nicht mehr, welche Störung eintrat, wir glauben, dass eine neuerliche Abreise Amerling's nach Rom die Schuld daran trug. Das Grab des Dichters ist unbekannt.

Johann Graf Mailáth.

Durch sein tragisches Geschick dem Maler und dem Dichter ebenbürtig war der Geschichtschreiber seines Volkes Johann Graf Mailáth, welcher als der Erste dessen Märchen und Lieder sammelte, originale deutsche Gedichte schrieb und zahlreiche historische und belletristische Schriften herausgab. Zuletzt berufen, der Braut des Kaisers Franz Josef vorbereitenden Unterricht in der ungarischen und österreichischen Geschichte zu ertheilen, verfiel er trotz seines gesellschaftlich hervorragenden Standes und seiner in hohen Würden stehenden reichen Verwandtschaft, ohne sein Verschulden in Noth um das tägliche Brot. Sie wurde so gross, dass er sich mit seiner von ihm überaus geliebten Tochter im Starnberger See den Tod gab. Weniger bekannt als sein literarisches Wirken sind unseren Zeitgenossen seine vielseitigen geselligen Talente. Er besass eine wunderbare mnemonische Begabung, so dass er sich 200 Würfe zweier Würfel merkte, sie der Reihe nach wieder nannte und auf Verlangen die Zahl der Augen einzelner Würfe nennen konnte. Ein mehrstrophiges Gedicht wusste er nach einmaligem Anhören zu reproduciren und es vom letzten Verse bis hinauf zum ersten zu sprechen. Auch Kartenkünste wusste er geistreich vorzuspielen und so erheiterte er, als ein stets hochwillkommener Gast die Tafelrunde des Hauses Amerling. Es war jedesmal ein Fest, wenn der kleine, schmächtige, bewegliche Mann kam, der auch geistvoll zu erzählen und zu

fesseln verstand. Eine stereotype Klage von ihm war es, nicht gleichzeitig zwei Bücher — mit jedem Auge ein anderes — lesen zu können. Noch harrt des vielseitig interessanten, gelehrten Mannes eine würdige Biographie. Als Beitrag zu einer solchen mögen einige bisher ungedruckte an Amerling gerichtete Briefe, hier folgen. Sie zeichnen das herzliche Verhältniss der beiden, jeder in seiner Art originellen Persönlichkeiten.

Wien, am 18. Juli 1849 im Atelier.

Nach dem heute Ihr Namenstag ist, sage ich nicht, dass Sie ein Vagabund sind. Es ist billig, dass Sie sich heute selbst ein Fest geben und ins Theater gehen. Ich lasse Ihnen, statt des mündlichen Glückwunsches, den ich ausbringen wollte, diesen schriftlichen zurück. Der Himmel gebe Ihnen Gemütsruhe, Zufriedenheit mit dem Leben, künstlerische Wirksamkeit und Anerkennung, Gesundheit und ein hübsches geistreiches Mädchen, das sie liebt und versteht. Ob dann das Leben lang ist, oder kurz, gilt gleichviel; im Gegentheil sollte ein Künstler nicht länger leben, als die Kunstfähigkeit in ihm, denn sonst ist es gerade, als ob der Baum der Hesperiden, der goldene Aepfel trug, plötzlich dem Schicksale der gewöhnlichen Bäume anheimfallend verdorren würde. Sollte nicht ein geistiges Vehmgericht eingesetzt werden, welches jeden Künstler, wenn ihm die Fähigkeit zu Kunsterzeugnissen ausgeht, jedem Schriftsteller, wenn er das erste schlechte Buch schreibt, jede Schönheit wenn sie die erste Runzel bekommt, jeden witzigen Kopf, wenn er den ersten dummen Gedanken sagt, mittelst fünf Tropfen Blausäure aus der Welt schafft? Es wäre ein Glück, denn es würde sich dann Niemand überleben, und dies ist das grösste Unglück. Nach diesem Gedankenseitensprung komme ich wieder auf den Anfang zurück und schliesse die Gratulation mit der Bitte, dass Sie mir auch ferner ein guter Freund bleiben mögen, so wie ich es Ihnen bin und immer bleiben werde.

Mailáth.

N. S. Jetzt werde ich noch eine Zigarre rauchen, und dann gehe ich schlafen. Gute Nacht!

Das herzliche Verhältniss der beiden Männer setzte sich auch aus der Ferne fort, wie die nachfolgenden Briefe zeigen.

München, 8. August 1852.

Lieber Freund!

Nehmen sie das beiliegende Buch als freundschaftliches Erinnerungszeichen so lange ich lebe und wenn ich gestorben sein werde als Andenken mit jener Freundschaft auf, die sie mir seit langen Jaren bewiesen haben. Die nachfolgenden Bände werden bis Ostern alle gedruckt sein und Ihnen zukommen. Wenn Sie einmal, statt Pinsel und Palette, Feder und Papier zur Hand nehmen, so senden sie mir ein Liebeszeichen. Ich bin schon seit Jäner hier und werde

noch lang, sehr lang hier bleiben. Ich arbeite viel, die Regierung hat mir das Reichsarchiv zu wissenschaftlicher Benützung geöffnet, und es enthält unermessliche Schätze, so, dass Methusalems Alter dazu gehört, um fertig zu werden. Ueberdem ist hier das Leben weit artistischer und wissenschaftlicher als in Wien. Ein Schriftsteller ist hier doch etwas, während in Wien man von Kunst und Wissenschaft keine Notiz nimmt. Wenn ihnen einmal der gescheite Gedanken kommt, mir ein paar Zeilen zuzuwenden, so adressiren Sie Hotel Maulik. Ich hoffe, denn ich wünsche es, dass Sie gesund sind und auch zufrieden; das Letztere ist viel schwerer als das Erstere. Mit dem nächsten Bande schreibe ich Ihnen über die hiesigen Kunstzustände. Jetzt mögen diese Zeilen Ihre Fähigkeit prüfen, eine schlechte Schrift zu entziffern. Wenn sie gut durchkommen, so kann ich das nächstemal mehr Hühnertritte riskiren. Gott mit Ihnen und Ihrer Tochter, die ich und die meine herzlich grüssen. Ihr Freund

Mailáth.

München, 20. November 1852.

Wieder klopft ein Band magyarischer Zeitgeschichten an Ihre Thüre, bittet um wohlwollende Aufnahme. Es ist nicht nothwendig, dass Sie das Buch lesen, aber wenn und so oft Sie es ansehen, soll es Ihnen sagen, dass Sie aus der Ferne durch einen Freund gegrüsst werden. Es lebt sich hier gut, ich arbeite viel. Die Bibliothek ist noch einmal so gross als die Wiener und zehntausendmal besser organisirt. Das Archiv, ein artistischer Ozean, ist hier prächtig zu haben. Der König Ludwig hat in 23jähriger Regierung mehr für die Kunst gethan als alle übrigen Monarchen Europas zusammen genommen. Vivat hoch! Ja richtig Sie bauen ja ein Haus. Wo Sie immer sind, meine besten Wünsche begleiten Sie. Ihr Freund

Mailáth.

München, 8. December 1852

Der dritte Band der Geschichte der Magyaren legt sich Ihnen hiermit zu Füssen, bittet um günstige Aufnahme. Es ist freilich nur Schwarz auf Weiss, nimmt sich also neben der Farbenpracht in Ihrem Atelier nicht gut aus, aber das „Wort" ist auch nicht zu verachten, und zur Erinnerung an einen guten alten Freund werden Sie dem Band schon einen Platz in Ihrem Bücherschranke gönnen. Von dem „alten guten Freund" fällt mir eben ein, dass es jetzt schon 21 Jahre sind, dass wir uns kennen! Das giebt doch schon aus; noch einmal so lange werden wir wohl nicht mehr zuhalten, ich meine nicht in der Freundschaft, sondern im Leben. Dafür giebt es wieder junge Leute, wie z. B. Ihr Töchterlein Ludmilla, die ich herzlichst grüsse, wenn sie sich meiner noch erinnert. Ich möchte gerne wieder in ihrem Atelier zu Mittag sein, wie vor einigen Jahren. Wenn wir auf dem elektro-magnetischen Telegraphen reisen könnten, wäre ich jetzt bei Ihnen, aber so muss ich mich mit der Idee begnügen. Als ich wünsche Ihnen beiden den besten Appetit und mir, dass Sie zuweilen an mich denken. Ihr alter Freund

Mailáth.

München, 16. November 1853.

Lieber Freund!

Wenn Sie die Bücher über magyarische Geschichten noch nicht ermüdet haben, so nehmen Sie die folgenden zwei Bände freundlich auf und geben Sie ihnen Herberge in einem Ihrer alten Kästen. Es sind die letzten, die um Gastfreundschaft bitten, oder vielmehr, die sich als Vasallen präsentiren. Denken Sie zuweilen an Ihren alten Freund

Mailáth.

Auf die Kehrseite dieses an Amerling gerichteten letzten Blattes schrieb dieser:

„Graf Johann Mailath, † 1856. Im Starenbergersee vereint mit seiner Tochter als Leiche aufgefunden. Gott verleihe ihm die ewige Ruhe!"

Amerling hat den Freund und dessen Tochter auf Einer Leinwand gemalt; dieselbe befindet sich im Besitze einer Familie in Wien und war bei der Auction des Nachlasses Amerling's ausgestellt. Das bereits angeführte Bild der Hofburgschauspielerin Anna Zeiner, der geliebten Freundin Mailáth's, malte er für denselben. Sie war keine Kunstgrösse ersten Ranges, aber eine tüchtige „bürgerlich befugte" Schauspielerin, wie man im Gegensatze zu der berittenen Artillerie und der ritterlichen Schützen die bewaffneten Kleinbürger nannte. Berühmt war die Plastik ihrer Gestalt, dagegen das Antlitz unedel. In Wien am 3. October 1807 geboren, wirkte sie bis zu ihrem Tode, während 30 Jahren als Hofburgschauspielerin. Sie ist längst verschollen, nur ihr trefflich ausgeführtes Bild ist durch unseres Meisters Hand erhalten und ihr Grabstein auf dem Schmelzer Friedhofe mit der Inschrift: „Talent und Herz ward dir von Gott beschieden." Doch sie verdient es nicht, vergessen zu werden. Schon unseres Meisters wegen, den sie in den Raststunden durch Declamationen aus Schiller's Dramen zu erheitern pflegte. Sie war mit Wenzel Messenhauser, dem vom Fürsten Alfred Windischgrätz im November 1848 hingerichteten Commandanten der Wiener Nationalgarde, in Liebe verbunden. Als es bekannt wurde, dass er zum Tode verurtheilt sei, bat sie ihren Collegen Carl La Roche, sie zum Belagerer Wiens zu begleiten, um das Leben des geliebten Mannes zu erbitten. Der Marschall hörte das Flehen der vor ihm Niedergeknieten, während La Roche, neben ihr aufrecht stehend, die Hände wie zum Gebete faltete, mit

eisiger Ruhe in Blick und Haltung an. Das Fräulein hatte ausgeredet, denn Thränen erstickten ihre Stimme. Da hatte der Fürst den grausamen Muth, den Beiden ein Compliment zu sagen: „Ich sehe Sie jedesmal gerne auf dem Hofburgtheater spielen," und kehrte den Entsetzten, die Sporen aneinander schlagend, den Rücken. La Roche äusserte sich später: „Er sah wie Alba aus, er redete aber — anders." Am Abend desselben Tages sandte Fräulein Zeiner ihrem Freunde einen Korb Wein und schrieb: „Trinke vor deinem letzten Gange auf unser Wiedersehen!"

Unser grösster österreichischer Dichter Grillparzer schrieb, zur Charakteristik des Fürsten Windischgrätz, folgende Verse:

„Wem, Windischgrätz, vergleich' ich Dich?
Um nicht nach Bildern viel zu haschen,
Mir bist Du der alte Metternich,
Nur statt in Strümpfen in Gamaschen."

Josef Lavos.

Er war ein begabter Maler und als Schüler der Akademie der bildenden Künste ein Studiengenosse Amerling's, der mit diesem in stets freundlicher Beziehung geblieben ist. So vertraute ihm Amerling auch in wohlwollendster Weise die Copie seiner beiden Porträts von Oehlenschläger und Thorwaldsen für den Schreiber dieser Zeilen an. Er malte historische und Genrebilder. Zu den ersteren gehört „Die Weissagung" nach einem gleichnamigen Gedichte Ludwig August Frankl's: Ein Astrolog am Hofe Friedrich's verkündet dem Pagen Rudolf von Habsburg seine künftige Grösse, und ein zweites Bild ebenfalls nach einem Gedichte des Genannten: „Die nächtliche Kunde". Der Burggraf von Nürnberg verkündet Rudolf von Habsburg dessen Wahl zum deutschen Kaiser. Das k. k. Belvedere bewahrt von Lavos die Halbfigur eines „kleinen Knaben". Mit Vorliebe beschäftigte er sich, seiner schwärmerisch-religiösen Gemüthsstimmung entsprechend, mit der Madonnenmalerei. Doch nicht der Maler ist es, den wir hier hervorheben, sondern das seltsam tragische menschliche Geschick, das wieder Einen von der Tafelrunde Amerling's getroffen hat.

Geboren in Wien im Jahre 1807, genoss er, wie die meisten Maler seiner Zeit in Wien, Amerling nicht ausgenommen, keinerlei

allgemeine Bildung. Gebet- und Traumbücher beschäftigten, wenn er nicht malte, zumeist seine Phantasie. So glaubte er, dass man sich unsichtbar machen könne, wenn man die Knochen einer geliebten Person ausgräbt, pulverisirt ins Wasser thut und trinkt. Er bewahrte diesen Glauben als ein Geheimniss, bis man von demselben, anlässlich eines verhängnissvollen Momentes, Kunde erhielt. Gewiss, Lavos war wahnsinnig, was aber, da er sehr zurückgezogen mit seinem unheilbar kranken Vater menschenscheu lebte, nicht bekannt geworden ist. Als der geistige Frühlingssturm des Jahres 1848 erwachte, wurde auch sein Geist aufgerüttelt. Er liess sich in die akademische Legion einreihen, machte alle Exercitien mit und rückte an dem entsetzlichen 6. Octobertage, da das Volk den Kriegsminister Grafen Latour an den Laternenpfahl im Gebäude am Hof hängte, mit seiner Compagnie an die Taborbrücke. Bei dem sich entspinnenden Kampfe erhielt Lavos von einem Grenadier einen Gewehrkolbenschlag auf das Haupt. Er kehrte stark blutend in seine Wohnung zurück.

Es muss vorausgeschickt werden, dass er ein zärtlicher Sohn seiner Eltern war und seiner Mutter mit fast fanatischer Liebe anhing. Als er in die Legion trat, verfügte er sich Nachts auf den Friedhof, bohrte mit dem Bajonette seines Gewehres in das Grab der Mutter und eignete sich von ihr einen Knochentheil an. Als er nun blutend vom Kampfplatz zurückgekehrt war, und es so erfahren hatte, dass er denn doch nicht unsichtbar gewesen sein müsse, äusserte er: „Ich hab' halt zu wenig Knochenpulver getrunken". Nun offenbarte er der alten treuen Magd des Hauses seinen geheimen Glauben und erzählte offenherzig naiv seine Gräberthat.

Als die kaiserlichen Truppen am 30. November in Wien einrückten, waren es die Kroaten, welche durch die jetzt Praterstrasse genannte Jägerzeile zuerst kamen und plündernd in die Privatwohnungen drangen. So kamen auch einige in die des Malers. Sein Vater, seit Jahren bettlägerig und nahezu verblödet, gab pantomimisch zu verstehen, dass er keinerlei Vermögen besitze. Die Soldaten machten im Zimmer auf der Diele ein Kohlenfeuer an, hoben den kranken Greis sammt dem Leintuche aus dem Bette, schwangen ihn über dem Feuer hin und her, drohten, ihn in dasselbe fallen zu lassen, wenn er nicht bekenne, wo

sein Geld liege. Da stürzte der Sohn auf die Kniee und um Erbarmen schreiend, reichte er die Schlüssel zu allen Kästen. Die Soldaten legten den Greis wieder auf sein Bett und fingen an, alles durchstöbernd, nach Geld zu suchen. Es war wirklich keines vorhanden. An den Wänden hingen an hundert Bilder in Goldrahmen, da fingen die Barbaren an, mit ihrem Seitengewehr die Vergoldungen abzuschaben und als kostbare Beute in ihre Patrontaschen zu thun.

Wenige Tage nach diesen Scenen stürzte sich Lavos aus dem dritten Stockwerke seiner Wohnung auf das Strassenpflaster und war todt.

Sein persönlicher Freund, der tüchtige Kupferstecher Hyrtl, Bruder des berühmten Anatomen, veranstaltete, um den hilflosen Vater des Malers zu erhalten, eine Ausstellung der in den abgeschabten Rahmen nachgelassenen Bilder. Sie brachte, unter den traurigen Verhältnissen der durch Hinrichtungen entsetzten Stadt, die der Belagerer Fürst Windischgrätz vollziehen hiess, nur einen geringen Ertrag ein. Als uns Hyrtl die Begebenheiten, die sich mit dem unglücklichen Künstler begaben, erzählte, spendete Amerling eine grossmüthige Summe für den alten Mann, der bald darauf starb. — —

Wir kehren zu Amerling selbst zurück. Künstlerisch erfolgreich thätig, beliebt und bewundert, lebte er auch ein heiteres Familienleben in seinem Hause. Die treffliche, liebevolle Gattin, die ihn mit zwei Kindern, dem Knaben Fritz und dem Mädchen Ludmilla beschenkte, sorgte nicht allein für das Haus, dessen Wohlstand sich fort und fort mehrte, sie nahm auch als eine anempfindende Seele wohlthätigen Einfluss auf die nicht selten phantasievollen Menschen eigene hypochondrische Stimmung des Künstlers. Theilnehmend, beruhigend und immer voll Liebe sah sie zu ihm empor.

Es begann die schaffensfreudigste Zeit des Künstlers, wozu die gesegnete Ruhe der geschilderten Häuslichkeit wesentlich beitrug. Die Arbeiten, die ihm Gold und Ruhm brachten, waren, so fleissig der Künstler auch war, nicht mehr zu bewältigen. Die Ueberbürdung machte ihn etwas müde und es erwachte das Verlangen in ihm, sich durch eine Reise zu erholen, sich zu erfrischen, und wie er es nannte, sich

durch Anschauung neuer Kunstwerke den Geist „aufzumischen".

Mailand.

Die Krönung Kaiser Ferdinand's zum König des lombardisch-venetianischen Königreichs bot die willkommene Gelegenheit, Mailand zu besuchen. Es sollte eine kaum je gesehene Pracht entfaltet werden, und zwar aus einem besonderen politischen Grunde. Damals mochten nur Wenige ahnen, dass diese Krönung die letzte eines Kaisers von Oesterreich in Italien sei. Es schmückt sich die Sonne gern vor ihrem Untergange mit Purpur.

Amerling schwelgte in all der Pracht der neuen Bilder, der pompösen Aufzüge, der glänzenden Kirchenfeierlichkeiten. Seine Phantasie, schauend und bewundernd, befruchtete seine Gedanken. Er versäumte es aber auch nicht, die stillen Ateliers der Maler und Bildhauer zu besuchen und diese kennen zu lernen. Auf seine Bitte räumte ihm Franz Hayez einen Platz in seinem Studio ein, in welchem er das Porträt dieses Meisters malte, der ihm eine eigene kostbare Skizze zum Gegengeschenke machte. Hier malte Amerling auch den Maler und Dichter Massimo d'Azeglio, der später Minister wurde, den Bildhauer Pompeo Marchesi, die schöne Marchesa d'Adda, den Vicekönig Erzherzog Rainer, die Maler Moltenna und Canella. Den Letzteren begrüsste Amerling, ein Jahr darauf, in seinem Hause in Wien als willkommenen Gast, wo er mehrere Wochen verweilend eine überraschend grosse Anzahl von Landschaften vollendete; fast täglich eine!

Wir schalten hier den bereits erwähnten Brief der Gattin des Künstlers ein, der, was zu bemerken ist, seine Reise bis nach Rom, wohin es ihn immer zog, ausdehnen wollte. Der Brief gewährt den gemüthvollsten Einblick in das Familienleben des Künstlers, wie er auch das innige Seelenleben der Schreiberin ausdrückt.

„Wien, 15. November 1836.

Gott zum Gruss' mein theuerer engelliebster Mann!

An Dich zu denken war die lange Zeit unserer Trennung mir nur erlaubt. Jetzt aber, umgeben von deinen lieben herzlichen Zeilen, die mich an Geist und Körper erquickten, vermag ich endlich auch dir mitzutheilen, welche

süsse Pflicht ich um so lieber erfülle, als ich Dich versichern kann, wieder vollkommen gesund zu sein. O, du mein lieber einziger Fritz! wie erhöht Entfernung den Werth geliebter Personen. Muss erst Trennung uns dies mit Reue erkennen lassen? Wie doppelt fühlbar wird auch meinem Innern die hohe Achtung und Liebe, von welcher mein ganzes Wesen für Dich erfüllt ist. Wie traurig und öde wäre das Leben ohne Dich. Voll Sehnsucht blicke ich in die Wolken, suche dann auf der Erde, aber vergebens! Alle Gegenstände lassen mich kalt, oder besser, sind für mich da, als ob sie gar nicht existirten. Und so lebe ich nur in dem Streben, besser zu werden und Deine grosse Sorgfalt und Liebe für uns, so viel es in unseren Kräften steht, zu vergelten, wenn Du in den Kreis zurückkehrst, in welchem Dir ja alle Herzen mit heisser Liebe entgegenklopfen. Fritz, mein Fritz! Ja, das allmächtige Wesen wird Dich gesund uns wiederschenken, ich bethe ja so innig voll Glaube und Hoffnung zu Ihm: „Herr und Vater erhöre mich. Segne des geliebten Gatten Schritte und hohes Streben und leite ihn dann, gestärkt an Geist und Körper, liebend in unsere Mitte zurück! Uns und seinen Kindern verleihe die Gnade solch unaussprechlichen Glückes würdig zu werden." Warum schätzen wir ihre Gegenwart nicht immer mit gleicher Wärme. Muss erst Trennung uns dies mit Reue erkennen lassen? Ich muss ruhen, um hierdurch den Aufruhr meines Innern etwas zu beschwichtigen. Ich kann mich an deine Abwesenheit nicht gewöhnen. Es sind erst 17 Tage, es muss noch viel Schnee fallen und neues Grün hervorkeimen bis ich dich in meine Arme schliessen darf. Warum habe ich dich nicht mehr mit Bitten bestürmt! Vielleicht hättest Du mich doch mitgenommen und ich könnte das Glück geniessen, Deine Beschwerden durch Sorgen zu erleichtern und selbst das Herbe durch Theilen mildern. O wenn es nur nicht nach Rom ginge, Du nicht allein wärst. Ach noch nie empfand ich solche Angst — oder wenn Du das erlauben möchtest! — mein Entschluss ist leicht und schnell gefasst, ich scheue weder Kälte noch Weg — er führt ja zu Dir!! Alles in der Welt thue ich gerne für Dich, nur lasse mich nimmer allein, trenne mich nicht mehr von Dir. „Hier hast Du einen treuen Spiegel meines Innern." Aber noch, wenn Du es nur erlauben möchtest, ich scheue weder Kälte noch Weg, er führte ja zu Dir, zu Dir! Gott gab mich Dir, Dich durch Sorgfalt zu schützen und Dir zu dienen. Lasse mich nicht von Dir fern bleiben! Herzzerreissend sind die Kinder: „Wir wollen recht brav sein, nur soll der Vater recht bald kommen." Ich liebe Dich mit ganzer Kraft und Innigkeit meiner Seele!"

„20. November 1836.

Etwas mehr Ruhe habe ich mir errungen und wenn gleich mit wundem Herzen und heisser Sehnsucht nach Dir mein lieber Mann! sehe ich doch mit mehr Demuth und gottergebenem Sinne den kommenden vielen Wochen entgegen, die ich noch alle getrennt von Dir durchleben muss. Hat doch der liebe Gott selbst so viele Geduld mit meinen Fehlern und mir so reiches Glück durch Deinen Besitz beschieden, wie sollte ich dies nicht dankbar erkennen und dafür mit stiller Wehmuth, statt mit leidenschaftlicher Ungeduld die Zeit jetzt ertragen lernen, um jene heranrücken zu sehen unseres Wiedersehens, die unser gegenwärtiges Opfer der Trennung so reich belohnt und zugleich Dir

innere Zufriedenheit deines höheren Strebens bezweckt haben wird. O wie mächtig klangen die in Deinem Briefe ausgesprochenen Empfindungen in meinem Gemüth wider. Theile Dich stets so wahr und offen Deiner Toni mit. Sorge nicht, dass es fremde Blicke erspähen. Es bleibt als Heiligthum in meinem Herzen verwahrt. Noch eine Seele, die meiner Schwester, nimmt den reinsten Antheil. Du hast auch ihr durch die an sie gerichteten Zeilen eine grosse Freude bereitet. Nun muss ich aber mit Macht meiner Phantasie das Schwärmen zu dir verbiethen. Ich küsste, ehe ich ihn erbrach, Deinen Brief unter Thränen. Warum, hat auch die Freude Thränen? Mein Denken an Dich Du mein geliebter Mann wird beinahe ein Gebeth, dass der himmlische Vater Dich uns wieder gibt! Dein Atelier dient mir als Kirche, in diesem Heiligthum spreche ich meine zärtlichsten Empfindungen für dich aus, die sich mit religiösen Empfindungen verschmelzen. Auch unsere herzigen, blühenden Kinder bethen täglich für den theuren Vater, dass er gesund zurückkehre und Ludmilla fügt zu, „und uns was mitbringe".

Ich sehe, dass ich noch zu keinem ruhigen Erzählerton gelange und Du weisst noch immer nicht, wie wir gelebt seit Deinem Scheiden. Ich war leidend, 10 bis 12 Tage und weiss es nicht, ob ich dieselbe gelebt habe, so gänzlich brach meine Kraft zusammen, als ich das letztemal in Deine lieben Augen sah und Deine Schritte durch den Gang verhallt waren. Dein Atelier dient mir zur Kirche, da in diesem Heiligthume meine zärtlichen Empfindungen für Dich sich gar innig mit religiösen Gefühlen verschmelzen. Unaufgefordert bethen unsere herzigen blühenden Kinder täglich für den theuren Vater. Sie bauen auch Kartenhäuser, die sie Rom nennen. Zuweilen rufen sie: Aber der Vater kommt lang nicht! Wir leben einförmig, Tag um Tag. Ich schlafe in Deinem Bette, doch hast Du, geliebter Mann, den Schlaf entführt. Mich quälen mystische Träume, deren Grund Du bist, geliebter Mann! Wenn die Tagesarbeit des Hauses gethan ist, liest mir die Schwester Dramen von Shakespeare vor. Wir sind entzückt! Doch bin ich oft durch Dich zerstreut; ich rede lieber mit ihr von Dir."

Der Brief schliesst mit Nachrichten, die sich auf geschäftliche Vorkommnisse beziehen.

Dieser Brief bewegte Amerling so sehr, dass er die Reise nach Rom aufgab, zumal auch eine scharfe Winterkälte eintrat. Er beschloss, nach Wien zurückzukehren, und zwar über Berlin, welche Stadt zu sehen ihn der Maler Canella aufgemuntert hatte. „Die Stadt ist nüchtern," schrieb er, „ihre Bewohner mögen auch sehr gescheidt sein, weil sie gar so arrogant sind. Dass passt einem Wiener nicht. Und der spitzige Dialect!" Trotz dieses verdriesslich herben Urtheils befreundete er sich doch mit einigen Künstlern in wärmster Weise. Er malte Christian Rauch, Gottfried Schadow und Eduard Bendemann. Dieser verehrte ihm dagegen seinen grossen Carton, den „Brunnen der Künstler" darstellend.

Haag und Amsterdam.

Im darauffolgenden Sommer unternahm Amerling eine andere Reise, um die niederländische Kunst kennen zu lernen. Er ging über Passau, Linz, Schärding, Nürnberg, Frankfurt, Köln, Nymwegen nach Amsterdam, überall die Kunstwerke zu betrachten und durch sie seine Phantasie aufzufrischen. „Ich betrachte nirgend", schrieb er, „Erfreuliches, oder wenigstens mich Belehrendes, ausser in Düsseldorf, wo ich Werke einiger deutscher Künstler sah. Sonst in allen meinen Erwartungen getäuscht, gelangte ich nach Haag, wo ich eine schöne Galerie fand, in der ich einige Tage copirte." Er erwähnt leider nicht was? „Dagegen wurde ich einigermassen durch eine erfreuliche Thätigkeit im Gebiete der Künste sowohl, als der Industrie und vieler sehenswerthen Kunstschätze alter Zeit entschädigt." Er bemerkt weiter: „Meine Absicht, nach Belgien zu kommen, wurde vereitelt, weil mein Pass vom belgischen Gesandten in Wien, dem Grafen O'Sullivan, nicht visirt war. Rubens, van Dyck, Niederknien vor ihnen!" Die niederländische Kleinmalerei stiess ihn, den Idealisten in der Kunst, ab, was er in den folgenden drastischen Worten aussprach: „Ich mag diese zärtlichen Mütter nicht, welche ihre Kinder sehr sorgfältig lausen, die besoffenen Karten- und Würfelspieler, die schreienden Fuhrleute, die lasterhaften Klosterszenen nicht, ebensowenig, wie die gefitschepfeilten Herren Sebastiane, die blau unterlaufenen Cadaver und in Oel gebratenen Heiligen. Aber malen können sie, die Sapramenter, und charakterisiren, dass man sie beneiden muss."

Schüler und Schülerinnen.

Amerling fühlte kein Bedürfniss, Schüler in sein Atelier aufzunehmen, oder wenn er es, besonders darum gebeten, dennoch that, liess er es gewöhnlich mit den Worten geschehen: „Wenn's zuschauen wollen! Ich kann Ihnen die Hand nit führen. Wenn in Ihnen was steckt, werden Sie's schon aus sich heraus malen." Es war Anfangs der Dreissigerjahre, dass er sich dazu entschloss, Schüler aufzunehmen. Nur folgende sind uns bekannt: Josef Borsos, Richard Anschütz, Franz Boutibonne, Rosenberg aus Russland, Josef Aigner und Julia Menzel. Der letztere ist später nicht allein durch zahlreiche gelungene Porträts, sondern auch

durch seine tragischen Schicksale und sein unseliges Ende bekannt geworden.

Eines Tages meldete sich eine ältliche, bürgerlich schlicht gekleidete Frau mit ihrer Tochter und bat, ohne sich zu nennen, um Aufnahme derselben. „Ich thu das nicht zu gerne," erwiderte Amerling nach seiner ihm innewohnenden Ansicht, „es ist mir zuwider zu schulmeistern. Wenn's was in ihr hat, so bringt sie's allein zu was. Wenn aber Ihr Mädel hier zuschauen und was probiren will, so kann's dort in der Ecke Platz nehmen. Die Weiber malen gern den Männern was und nur darin sind sie keine Dilettantinnen." Das Mädchen kam nun täglich zu genauer Zeit, begleitet von ihrer Mutter, die, während sie selbst fleissig malte, schweigend dasass und einen langen Strumpf strickte. Eines Tages, als Amerling eben, etwas ermüdet vom Malen, sich unterbrochen hatte, setzte er sich rittlings auf einen Sessel, der alten Frau gegenüber und fing folgendes Gespräch mit ihr an:

„Verzeihn S'. Ich hab Sie noch gar nicht gefragt, mit wem ich die Ehr' hab'. Sind Sie verheiratet?"

Ich bin Witwe.

„Haben Sie Kinder?"

Nur einen Sohn und diese Tochter.

„Ist ihr Sohn ein Kaufmann, oder ein Handwerker?"

Nein.

„Ein Beamter?"

Wie man's nimmt.

„Also ein Militär?"

Nicht immer.

„Ja wenn er kein Kaufmann, kein Handwerker, kein Beamter, kein Soldat, was ist er denn?"

König.

Amerling glaubte eine Irrsinnige vor sich zu haben. Er sperrte, wie man zu sagen pflegt, Maul und Augen auf und war keines Wortes mächtig. In diesem Momente trat ein Hoflakai hastig ein und meldete die Erzherzogin Sophie, Mutter des Kaisers von Oesterreich, die rasch hinter ihm eintrat und der Frau ansichtig lebhaft ausrief: „Ah, treff' ich Dich hier?" und ging auf sie zu, um sie zu umarmen.

Die alte Frau war die mit dem Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan vermählte Prinzessin Christine von Sachsen,

die Mutter des nachmaligen Königs Carlo Alberto, den sie „das Schwert Italiens" nannten und die, zum zweitenmale vermählt, Prinzessin Montleart wurde.

Es war ein Kunstgenuss, von Amerling die Scene schildern und sprechen zu hören. Nur ein genialer Schauspieler könnte sie so spielen.

Die Erzherzogin Sophie bewies, seitdem sie ihren Sohn Franz Joseph, den jetzigen Kaiser von Oesterreich, als Kind von Amerling hatte malen lassen, ihm fortgesetzt ihre Theilnahme und nahm wiederholt seine Kunst in Anspruch. So erbat sie sich eine Copie des Bildes von Franz Liszt und bestellte das Porträt des Erzherzogs Leopold in Lebensgrösse, im Costüm eines deutschen Ordensritters. Als König Ludwig I. von Bayern nach Wien kam, führte sie ihn und ihre Schwester Hildegarde in Amerling's Atelier, und da er nicht zu Hause war, explicirte sie einzelne Bilder und die Persönlichkeit ihres Schöpfers.

Als sich die Erzherzogin nach der oben geschilderten Begegnung mit der Prinzessin Montleart entfernte und Amerling sie die Treppe herab, durch den Vorgarten bis vor die Hausthür begleitete, sagte Amerling, auf den zweispännigen Wagen, der auf die Erzherzogin wartete, weisend: „Aber kaiserliche Hoheit, in so einem Wagen! An solchen hat auch eine halbwegs bemittelte Wiener Bürgersfrau." Die Erzherzogin lachte und fuhr davon.

Amerling hätte, farben- und prachtliebend, am liebsten die Könige und Königinnen in Gold- und Purpurgewändern, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand durchs Leben schreiten sehen. Als in späteren Jahren das Porträt der Königin Victoria von England in Wien ausgestellt war, das ein eigens nach London berufener, berühmter Porträtist gemalt hatte, äusserte sich Amerling: „Das könnte ebensogut eine dicke Braumeisterin sein. Schad' um die treffliche Technik, mit der das Bild ausgeführt ist." Er entwarf eine Farbenskizze, welche das Bild einer Königin darstellte, wie er sich eine solche dachte. Sie sass ernst auf dem Throne in aller Pracht der Gewänder, umgeben vom vollen Prunke eines bilder- und statuengeschmückten Marmorsaales.

Dem geschilderten Besuche der Erzherzogin Sophie folgte nach längerer Zeit wieder einer. Als er ihr auch diesmal das

Geleite gab, blieb er verblüfft stehen. Vor einem ganz vergoldeten Wagen waren reich geschirrte sechs Schimmel angespannt, während zwei Vorreiter der Abfahrt harrten. Die Erzherzogin, den Wagen besteigend, fragte lächelnd: „Nun, Amerling, ist's so recht?" Er erwiderte: „So schickt sich's für Eure kaiserliche Hoheit! Das macht mir eine rasende Freud'. Dafür müssen Euere kaiserliche Hoheit zum Dank mich Ihre Hand küssen lassen." Die Erzherzogin zog den Handschuh ab. Amerling küsste ihre Hand und sagte: „Diese Aufmerksamkeit werd' ich, so lang ich leb', nit vergessen!"

Wieder in Rom.

Wie auch die glänzenden, sowohl künstlerischen als auch materiellen Erfolge den Künstler begleiteten, sie konnten eine Sehnsucht in ihm nicht übertönen, Italien, zunächst Rom, wieder zu betreten, das er, wiewohl eine ehrenvolle Berufung nach seiner Vaterstadt die unterbrechende Ursache war, nicht vergessen konnte. Die altgermanische Sehnsucht einer Römerfahrt liess auch ihn nicht ruhen, zumal die damaligen Kunstzustände der Heimat wenig Anziehendes oder gar Fesselndes boten. Die Epoche der Monumentalbauten war vorüber. Seit der Zeit des kunstsinnigen Prinzen Eugen wurden keine Paläste mehr aufgeführt, und damit verschwand auch das Bedürfniss, sie mit Statuen zu schmücken. Keine Liechtenstein's, Harrach's, Czernin's, Eszterhazy's sammelten mehr Gemälde zu Galerien. Die Dichter mussten mit ihren Werken, unter angenommenem Namen, ins Ausland flüchten. Nur das Virtuosenthum, nicht mehr die schöpferische musikalische Kunst, durfte sich vernehmen lassen; Musiknoten hatten keine k. k. Censurstriche zu fürchten. Diese äusseren Verhältnisse waren es aber nicht allein, die Amerling bestimmten, gewissermassen an eine Uebersiedelung, um nicht zu sagen, an eine Auswanderung zu denken. Er, der fertige Meister, wollte noch lernen, neue Anschauungen gewinnen. Es mochte auch der liebevolle Einfluss seiner Frau sich geltend machen. Freunde konnten bemerken, dass ihre Augen leuchtender wurden, ihre Wangen eine leicht umschriebene Röthe zeigten. Sie selbst hoffte einen vorübergehenden beschleunigten Pulsschlag im südlichen Klima beruhigt zu bekommen.

Man vernahm zu allgemeiner Ueberraschung, dass Amerling sich vorbereite, Wien zu verlassen. Man schrieb das den an ihm gewohnten Künstlerlaunen zu, die diesmal aber eine stetige Folge haben sollten. Er veranstaltete eine Versteigerung seiner eigenen und von anderen Künstlern erworbenen Bilder, seiner Skizzen und Zeichnungen. Es zeigte sich aber, seltsam genug, eine geringe Theilnahme dafür, so dass er, hierdurch noch mehr verstimmt, die Versteigerung sistirte und die Abreise beschleunigte. Es war ein trauriges Abschiedsmahl, das er den Freunden in den sonst so heiter geselligen Räumen seines Hauses gab. Die nachfolgenden Strophen, die sich aus einem längeren Abschiedsgedichte erhalten haben, gaben den Gefühlen der zurückbleibenden Freunde einen rhythmischen Ausdruck:

„Du ziehst nun fort aus treuer Freunde Kreise,
Des Südens Lorbeer lockt Dich wieder an;
Pocht unser Herz, netzt sich Dein Blick auch leise,
Dir hat der Zauber Roms es angethan.

Wenn Du an seinen Bildern und Gestalten
Dich satt gesehn an der erhab'nen Pracht,
Und Du aus schöpferischen Thuns Gewalten,
Aus sel'gem Farbenrausche bist erwacht:

Dann komme wieder heim zu unserm Norden,
Wenn matter, kühler auch sein Himmel blüht,
Der Freunde Herz ist kälter nicht geworden,
Das dir in treuer Lieb' entgegen glüht."

Am 5. September 1840 verliess Amerling Wien und reiste, diesmal ohne Aufenthalt in den Zwischenstädten, nach Florenz, wohin ihm bald seine Frau mit den Kindern und die Schwägerin folgten. Dann reisten sie, nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt in Florenz, gemeinschaftlich nach Rom, wo sie am 1. April 1841 anlangten.

Eine neue Welt, überwältigender als die, welche er schon einmal in seinen Wanderjahren gesehen hatte, that sich seinen Augen auf. Wie anders wirkte sie jetzt auf den gereiften Künstler! Er fühlte sich gedemüthigt, indem er erkannte, wie Vieles ihm zu erreichen unmöglich sei. „Mir war," äusserte er noch in späteren Jahren, „als wenn zehntausend Regenbogen auf mich gefallen wären. Ich sah lange Zeit nur lauter Glanz und Ver-

klärung." Er liess, ohne dass in ihm der Muth zu eigenen Werken erwachte, die der grossen Meister auf sich wirken, welche nach des genialen spanischen Dichters Castelar Ausspruch „den ganzen Himmel der Schönheit auf die Erde verpflanzt haben". Als er aus dem Farbenwundermeere endlich auftauchte, hatte er die Erkenntniss gewonnen, dass seine Vorliebe für Lichteffecte, für schöne weibliche Modelle, die, phantastisch angethan, irgend mit einer poetischen Bezeichnung getauft wurden, nicht das einzig richtige sei. Er konnte das auch an den virtuosen Leistungen der Maler August Riedel und Leopold Pollak namentlich erkennen, die damals in Rom lebten. Eine „Rebekka" war in dieser Richtung das letzte Bild, welches er, wiewohl der ihm dafür bezahlte hohe Preis von 200 Ducaten verlockend genug gewesen wäre, in der angedeuteten Weise fortzufahren, malte. Er ermannte sich zu strengerer Disciplin, wovon seine in Rom fortan gemalten Bilder ein classisches Zeugniss geben: eine „Judith", die „Lautenschlägerin" in griechischem Costüm, die der König von Württemberg erwarb, noch mehr die Porträts des Fürsten Louis Sayn-Wittgenstein und seiner Gemahlin, des Grafen Nicolaus Suboff, der Fürstin Gagarin, der Fürstinnen Charlotte und Emilie Lieven, der Frau Kriwzoff geborenen Fürstin Repnin, der Gräfin Witt, das Porträt des Fürsterzbischofs Friedrich Schwarzenberg, der damals, um den Cardinalshut zu empfangen, nach Rom gekommen war. Dasselbe befindet sich derzeit im fürstlichen Schlosse Frauenberg in Böhmen. Noch malte Amerling eine beträchtliche Zahl Porträts von mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten, zumeist aber aus den höchsten aristokratischen Kreisen, wie dies auch schon in Wien der Fall war. Man wetteiferte und rühmte sich auch in Rom, ein Bild von Amerling zu besitzen. Ausser den Porträts vollendete er auch mehrere Aufsehen erregende Genrebilder: eine „Ciocciara mit dem Kinde an der Brust", eine „Römerin am Spinnrocken", seinen Hund „Neptun" und „Studienköpfe".

Mit lebhafter Erinnerung pflegte Amerling das Leben der Künstler in Rom zu schildern, wie es aus zahlreichen Schilderungen bekannt und daher hier nicht wiederzugeben ist. Wir nennen nur die Personen, mit denen er in Rom verkehrte: Den Tiroler Josef Anton Koch, den genialen Landschaftsmaler und Grobian, den geistvollen Karl Rahl, den heiteren Leopold

Pollak, ein Livländer, den Sachsen Heidel, den Schweden Gustav Adolf Palm, den er viele Jahre später in Stockholm, wo er als k. Galeriedirector fungirte, wiedersah, den Legationsrath Kestner, den Sohn Lotte's aus „Werther's Leiden". Alle diese und noch andere Personen gehörten zum näheren Freundeskreise des Hauses, den sie gewöhnlich des Abends bildeten. Die beiden Letztgenannten malte Amerling für sich und ebenso das Porträt Thorwaldsen's. Eines Abends trat unerwartet König Ludwig I. von Bayern bei Amerling ein, um seine Arbeiten zu sehen und ihn für den folgenden Tag zu Tische zu laden. „Aber Majestät! Ich habe keinen Frack." Der König erwiderte: „Sie werden mir auch in Hemdärmeln willkommen sein!"

Mit dem Porträt Thorwaldsen's ergab sich Folgendes: Amerling ging eines Morgens zu dem von ihm zumeist verehrten grossen Meister, um zu fragen, wann er ihm sitzen wolle? „Sitzen? Wenn Sie wollen, sogleich!" Amerling, hoch erfreut, eilte nach Hause, um das Nöthige rasch herzurichten. Auf eine so schnelle Erfüllung seines Wunsches war er aber nicht gefasst und hatte auch keine Leinwand vorräthig. Thorwaldsen trat bald ein. Nur ein nicht ganz ausgeführtes Bild stand auf der Staffelei. Es stellte eine weibliche Gestalt vor, die den Beschauer nackt den Rücken und jenen Theil, wo derselbe seinen ehrlichen Namen verliert, sehen liess. Fast allen Malern Roms war die Frau in dieser Attitude Modell gestanden. Rasch entschlossen, malte er den von weissen Mähnen umflatterten, ideal schönen Kopf des modernen Phidias auf das Bild. Er war von der plastischen Schönheit des Thorwaldsen'schen Kopfes so begeistert, dass er, seine rasche Auffassung und Darstellung wieder bewährend und in Besorgniss, Thorwaldsen wäre nicht so leicht wieder zum Sitzen zu bewegen, das Bild in zwei Stunden der Hauptsache nach zu Stande brachte. „Ich malte ihn herunter," wie er sich launig ausdrückte, „wie ein Barbier rasch einen Bart scheert." Man wallfahrtete in Amerling's Atelier, um das vollendete Bild zu bewundern; Fürst Liechtenstein erwarb es später für seine Galerie in Wien. Wie das von Amerling zum Beginn seiner Laufbahn gemalte Bild des Kaisers Franz, wird auch das Thorwaldsen's auf die Nachwelt übergehen. Die Originalskizze hat die Freundin des Künstlers, Frau Cäcilia Strohschneider, bei der bereits erwähnten Auction des Nachlasses erworben.

So heiter und ruhmreich sich das Leben des Meisters in Rom auf dem Gebiete der Kunst gestaltete, so tief schmerzlich ergriff ihn ein trauriges Ereigniss in seiner Familie. Die schon in Wien nur einem Arzte aufdämmernden Symptome chronischen Leidens der Gattin Amerling's zeigten sich bereits deutlicher während des Aufenthalts in Florenz. Trotz der noch immer vertrauensvollen Sorglosigkeit hatte Amerling schon im Jahre 1841 in seinem Tagebuche angemerkt: „Nur die innige Ueberzeugung, dass Dein Wille, o Herr! stets unser Bestes beabsichtigt, kann die Wehmuth der jetzt so hart mir scheinenden Prüfungszeit mindern." Wie es bei Brustkranken fast immer vorkommt, dass sie, selbst schon dem Tode nahe, von Rosen und grünen Wiesen träumen, neue Hoffnungen hegen und Pläne für die Zukunft entwerfen, war es bei Frau Antonie auch der Fall, so dass ihre Umgebung sich häufig täuschen liess. Das Leiden steigerte sich allmählich und wurde nur noch durch die plötzlich eintretende Krankheit des Töchterchens Ludmilla fieberhaft erhöht. „Bittere Tage meines Lebens. Milla zum Sterben," notirte Amerling im Tagebuche. Das Kind genass, da ereignete sich ein böser Zufall. Amerling ging an den Tiber, um zu baden und gerieth in eine Untiefe. Des Schwimmens unkundig, hielt man den schon fast Untersinkenden vom Ufer aus für verloren. Ein Fischer arbeitete sich heran und zog den bereits Bewusstlosen ans Ufer. Nach kurzer Zeit, während man sich bemühte, ihn zum Bewusstsein zu bringen, hatte sich das Gerücht verbreitet, dass ein deutscher Maler ertrunken sei. Auch zu Amerling's Gattin drang die Kunde. Sie wusste, dass Amerling an den Tiber gegangen ist, um zu baden, und schrie wie hellseherisch: „Das ist mein Fritz! mein Fritz! Sie tragen ihn schon todt zu uns her!" Da trat Amerling in nassen Kleidern, aber frisch und fröhlich ein. Sie fing krampfhaft zu lachen und zu weinen an und sprach, wie wahnsinnig geworden, endlich mit heiserer Stimme: „Du bist ja todt, geh' nicht zu den Kindern, sie möchten erschrecken, sie haben noch nie eine Leiche gesehen!" Als sie wieder zum Bewusstsein kam, redete sie nicht mehr; ihre Brust arbeitete, ihre Pulse flogen. Am 23. März 1843 schrieb Amerling in sein Tagebuch: „Mein Weib mit dem heiligen Sacrament als Vorbereitung zu dem Uebertritt ins Jenseits versehen worden. Welche schmerzliche

kummervolle Tage!!!" Und am 9. April schrieb er ein: „Die letzte heilige Salbung erhalten. Ich habe genug!" Am 15. April 1843: „Heute Morgens 2 Uhr, am Tage Christi Auferstehung, hat der Allmächtige sie abgerufen von dieser Welt. Gott verleihe mir Kraft, meine Lebenstage ihr ähnlich zu beschliessen! Amen." Sie wurde aufgebahrt. Er malte die Leiche und legte dann ein kunstvoll geformtes Kreuz, das er in Rom acquirirt hatte, in ihre Hände. Ehe der Sarg geschlossen wurde, nahm er das Kreuz wieder aus ihren Händen. Wir werden es in seiner eigenen, kalt gewordenen Hand wieder zu sehen bekommen. Am 17. April stand Amerling, seine Kinder an der Hand führend, an der Umfassungsmauer der Peterskirche auf dem Friedhofe der deutschen Kirche Santa Maria dell'Anima.

Amerling's Bruder, der kaiserliche Oberst, schrieb über die Hingeschiedene folgende Worte nieder:

„Mein Bruder empfand tief den Verlust dieses von edelster Weiblichkeit beseelten Wesens, über welchen er sich sein ganzes Leben hindurch nicht trösten konnte. Hatte sie doch stets einen so wohlthuenden Einfluss auf ihn geübt! Seine guten Eigenschaften zu wecken und zum Ausdrucke zu bringen, seine bei aller Gutmüthigkeit oft verletzende Heftigkeit zu mildern gewusst! Wie oft hatte sie mit taetvoller Umsicht Unannehmlichkeiten abgewendet, wenn der Aufwand all ihrer Liebe nicht genügt hatte, den Ursachen derselben zu steuern."

Es hielt ihn nicht länger in Rom. Er durchschnitt alle Verbindungen, trennte sich fast gleichgiltig von allen ihm so theuren unsterblichen Werken der Kunst in der ewigen Stadt. Nach dreijähriger Abwesenheit zog er in Wien wieder ein. Er sah mit Rührung, welche innige Freude seine Mutter an den Enkeln hatte. „Nimm Dich der armen Waserln (Waisen) nur an," sagte er zu ihr, „ich selber bin ein unglücklicher Hascher." Dieser gemüthliche Trost aber sollte nicht lange währen. Es gesellte sich ein neuer tiefer Schmerz zu dem eben empfangenen. Genau zwei Monate später, am 15. Juni 1843, musste Amerling in seinem Tagebuch es einschreiben: „Meine Mutter nach vieljährigem Leiden in ein besseres Jenseits getreten. Am Frohnleichnamstage 5¼ Uhr des Morgens. Auch dieses mir so theure Wesen wurde mir entzogen und nur die Ueberzeugung, dass die Vorsehung stets unser Bestes beabsichtigt, kann den Schmerz einigermassen lindern. Gott sei mit ihr, sie war ein reelles, wohlwollendes Weib. Meine geliebte, theuere Mutter!"

Er beschenkte die Magd, welche seine Mutter treu und sorgfältig gepflegt hatte, mit Allem, was diese besass, den ganzen Hausrath, und hiess sie jeden Monat zu ihm kommen, um „mit ihr von der Todten reden zu können" und den Dienstlohn, als ob die Mutter noch lebte, in Empfang zu nehmen, „so lang uns Gott das Leben schenkt".

Aus dem Nachlasse behielt er nur einige einfache Octavblätter auf deren einem die Mutter ein Gebet „Vertrauen auf Gott" fünf Jahre vor ihrem Tode niedergeschrieben und täglich in inniger Andacht gebetet hatte. Der pietätvolle Sohn bewahrte es unter seinen Kostbarkeiten. So mag es denn als eine fromme Reliquie hier erhalten bleiben, zumal uns die Stimmung des Sohnes an das tiefstempfundene Gedicht Nikolaus Lenau's erinnert, in welchem dieser vor dem „offenen Schranke" der gestorbenen Mutter steht.

Vertrauen auf Gott.

Sey ruig meine Seele, sieh
Der Herr wacht über Dich,
Er weiss was gut und nützlich ist,
Und schützt Dich Väterlich.

Er sieht die Thränen die Du weinst,
Er weiss was Dir gebricht,
Er könnt dich besser als Du meinst,
Drum Seele zage nicht.

Er wird Dir helfen Er ist gut,
Ist Vater, Du sein Kind,
Ist besser und ist länger gut,
Als alle Väter sind.

Er kann auch helfen wann er will,
Sein Arm hat Macht und Kraft'
Ihm ist kein Ding zu gross zu viel,
Er Tödtet und Erschaft.

Drum Seele halte Dich an Ihn,
Er ist Dein Schild Dein Hort,
Ich helfe Dir so wahr ich bin,
Sagt Er, und hält sein Wort.

Den 30ten Dezember 1838.

Therese Amerling.

Amerling, dem schon im Jahre 1834 am 25. März, am Feiertage Maria Verkündigung, sein guter braver Vater, nach nur dreitägigem Bettliegen im Alter von 56 Jahren an Lungenlähmung gestorben war, fühlte sich nun innerst allein und erschüttert. Er erregte die innigste Theilnahme aller seiner Freunde, als er auch anfangs keinen Drang in sich fühlte, ein Bild zu malen. Um ihn aus dieser Stimmung zu reissen, beschlossen seine ihm herzlich zugethanen Kunstgenossen, ihm ein Willkommensfest zu veranstalten. Am 5. Juli 1843 versammelten sich die Künstler, etwa fünfzig an der Zahl, zu denen sich Kunstfreunde gesellten, in Domayer's Casino in Hietzing, Abends 7 Uhr. Es herrschte Anfangs eine ernste Stimmung, die in den nachfolgenden, von uns verfassten Versen einen rhythmischen Ausdruck fand:

„Zurückgekehrt, sei freudig uns willkommen,
Wir grüssen Dich als langersehnten Gast.
Dich hat die Heimat wieder aufgenommen
Und bietet ihrem Sohne liebe Rast.

Doch wird die Heimat, Künstler, Dir gefallen,
Wo grau die Farben und der Himmel matt,
Wo nur der Lorbeer sprießt in Treibhaushallen,
Wo das Gewerbe nur Triumphe hat?

Exotisch blüht die Kunst in unserem Lande,
Ihr Jünger geht nur einsam, oft verkannt,
Wie ein Prophet in ärmlichem Gewande,
Dornen empfängt für Blumen seine Hand.

Ich war wie Du im Land der Rafaele
Und betete die Farbenwunder an;
Im hehren Pantheon ward meiner Seele,
Wie Dir ein lichter Himmel aufgethan.

Und Sehnsucht zieht mich in die Zauberräume
Und ewig schweift der thränenfeuchte Blick
In das gelobte Land der Kunst, der Träume —
Du aber liessest dorten mehr zurück:

Den stillen Raum, St. Peters Kuppel neben,
Den grünen Hügel, drauf den kalten Stein,
Die schliessen Dir ein vielgeliebtes Leben,
Den Engel, der auf Erden Dein war, ein.

Sei doppelt herzlich drum und treu willkommen,
Dich hat erschüttert und geweiht der Schmerz,
Und kann's zum Troste Dir, zur Freude frommen:
Es hebt Dich doppelt jetzt der Freunde Herz!"

Amerling ergriff ein heftiges Weinen. Er winkte nur stumm mit dem Champagnerglase und auf den Verfasser des Gedichts zugehend, forderte er ihn auf, mit ihm auf Du und Du zu trinken; dabei fielen einige Thränen in sein Glas. Wir lebten, wie schon früher mit ihm in ungetrübter brüderlicher Liebe weiter ein noch langes Leben, bis zu seinem Tode. — —

Amerling miethete nach seiner Rückkehr eine lichte, schön gelegene Wohnung in der Feld-, jetzt Theresianumgasse Nr. 10, zu der ein schattiger Garten gehörte, der den frischesten Einblick aus der im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnung, aber auch den Ausblick über ganz Wien, bis weit hinaus zum Kahlengebirge gewährte. Schon damals dachte Amerling daran, ein eigenes Haus zu erwerben, das er aber erst nach eigenem künstlerischen Geschmack bauen wollte. Er kaufte daher in der Nähe, gegenüber seiner Wohnung, die Baustelle Nr. 199 für die Summe von 2510 fl., er gab den Baugrund später aber wieder auf. Seine Kunst wurde wieder vielfach in Anspruch genommen, auch vollendete er mehrere Genrebilder, welche die lebhafteste Aufmerksamkeit wach riefen. Aber er fühlte sich in seiner einsamen Wohnung, auch einsam in seinem Innern, zumal er seine beiden Kinder einem Professor Beutel in Prag zur Erziehung übergeben hatte.

Ein Jahr war seit dem Tode seiner Frau vergangen, noch freute er sich, wie er in seinem Tagebuche ausdrücklich bemerkt, dass er zum erstenmale von ihr geträumt und wie ihre liebe, seelenvolle Erscheinung ihn angelächelt habe. Da hatte er eine überraschende Begegnung. Er liebte es, täglich gegen den Abend hin in den Vorstädten umher zu streifen. Es waren dort vor Allem die Trödlerläden, vor denen er betrachtend stehen blieb, wohl auch eintrat, zu mustern, zu feilschen, zu kaufen, wobei er nicht selten vom Zufall begünstigt war und unscheinbare, verwitterte Bilder um wenige Gulden ankaufte, die sich in zwei Fällen besonders bei näherer Untersuchung als überkleckste Meisterwerke herausstellten. Schon damals fing er an,

den Grund zu seinen späteren, grossen Sammlungen von Gemälden, Büsten, Antiquitäten, Terracotten und allerlei Curiositäten u. s. w. zu legen. Alle Trödler Wiens kannten ihn und luden ihn ein, wenn er an ihren Kaufläden vorüberging. Auf einer dieser Wanderungen, „diebisches Elsterthum", wie er sie nannte, begegnete ihm ein schönes, aber traurig endendes Verhängniss.

Katharina Heissler

fiel dem nach Antiquitäten ausspähenden Spaziergänger durch ihre ideale Schönheit des Kopfes, durch ihren rhythmisch edlen Gang auf. Er wagte es, die ruhig und bescheiden Hinschreitende anzusprechen. Sie ging, ohne den Vermessenen zu beachten ihres Weges weiter. Er liess nicht ab und stellte sich, seinem berühmten Namen vertrauend, ihr mit den Worten vor: „Ich bin der Maler Amerling, ich möchte Sie gern malen, weil Sie gar so schön sind." Als die Dame den Zudringlichen höflich aber entschieden abwies, liess er doch nicht ab und rief: „Ich muss Sie malen, und wenn ich Sie heiraten müsste." Vier Wochen später war sie Amerling's angetraute Gattin, und vier Monate später von ihm geschieden.

Katharina Heissler war die Tochter eines Wiener Kaufmannes und einer spanischen Gräfin de Garcia, deren exotische Schönheit sich auf ihr Kind vererbt hatte. Ihre Gestalt war plastisch edel. Die fast blauschwarzen Haare umrahmten ein olivenfarbiges Antlitz, aus dem grosse dunkle Augen leuchteten. Wenn sie purpurne Korallen, ein Brautgeschenk Amerling's, um den Hals wand, glich sie eher einer Maurenfürstin als einer Wienerin. Ihr meisterhaft gemaltes Bild war eben jetzt in der Ausstellung zu sehen. Amerling hielt am 19. Mai 1844 bei Katharinens Vater um sie an und verlobte sich am 29. Juni „Im Namen Gottes" mit ihr. In der Paulaner Kirche auf der Wieden hatte bereits die öffentliche Aufkündigung stattgefunden. Da finden wir im Tagebuche die völlig unverständliche Stelle: „Welch schreckliche Stunden der Besorgniss, welche wohl zum grössten Theil durch Krankheitsstoff erzeugt sein können." Bereute er vielleicht schon seine Uebereilung, ohne jedoch als Ehrenmann zurücktreten zu können!? und es klingt wie Reue, wenn er wieder notirt: „Am 15. August 1844 im Namen und Angesicht des heiligsten Gottes und in Anwesenheit meiner

Freunde Scala und Danhauser als Beistände meine Trauung mit Katharina!" und dieser Notiz ist beigefügt: „Furchtbar!"

Amerling führte seine junge schöne Gattin in sein Haus. Sie nahm, wie er uns bald darnach erzählte, keinen Antheil an seinen künstlerischen Interessen, wenn er von ihnen zu sprechen anfing. Die Arme verstand sie nicht. „Meine Wände, die von den schönsten Bildern bedeckt waren," sagte er, „hätten ebensogut mit Kohle beschmutzt sein können, sie sah sie nicht. Gut war sie, das muss ich ihr nachsagen und brav, sie schien mich auch zu lieben, aber mit kühlem Temperamente." Gewiss, der Maler hatte nur mit dem Auge die Gattin gewählt. Nach der Hochzeit begegnete Eduard v. Bauernfeld, wie er uns erzählte, dem eben Vermählten und fragte, wie es ihm gehe? Amerling erwiderte mit weinerlicher Stimme: „Mir geht's schlecht! Vor drei Tagen hab' ich geheiratet und erst jetzt entdeckt, dass meine Frau dumm ist." Er trennte sich von ihr, bei gegenseitigem freundlichen Willen, wie eben zwei Freunde, die sich zufällig zusammengefunden haben und ohne eigentlichen inneren Antheil auseinandergehend, sich im Leben noch oft begegnen. Amerling sorgte für seine von ihm geschiedene Frau durch eine festgesetzte Rente, die er ihr in jedem Monat selbst in ihre Wohnung brachte. Sie kam ihm, so oft er erschien, in dem Kleide entgegen, in welchem er sie zum erstenmale gesehen und mit den Korallen geschmückt, die er ihr als Braut geschenkt hatte. „Ich ging jedesmal," pflegte Amerling zu erzählen, „gerührt fort, wenn sie traurig lächelnd mir freundlich das Geleite gab und mir wie eine treue Magd die Hand küsste. Mir war so leid um sie, aber ich konnte ihr nicht helfen."

Wir werden ihr auf dem Lebenswege Amerling's noch einmal begegnen.

Atelierscenen.

Wir wollen, ehe wir den Künstler auf seinem Lebensgange weiter begleiten, episodisch hier einige kleine Atelierscenen schildern, die an und für sich eigenthümlich, noch mehr aber des Künstlers originelle Art und seinen Humor zu charakterisiren geeignet sind.

Eines Tages kam die ihrerzeit vielumworbene Altistin Betti Bury, die man die Primadonna des Oratoriums nannte, und

fand den ihr sonsther persönlich bekannten Künstler vor der Staffelei malend. Er liess sich nicht stören, und indem er weiter arbeitete, sagte er:

„Was glauben's, was dort hinter dem rothen Vorhang steht?"

Gewiss ein Bild, das man nicht sehen darf?

„Schnecken! An Orgel is, und wenn Sie lieb wären, so singeten Sie mir was Schönes vor. Da könnt' ich auch besser malen."

Sie folgte seinem Wunsche und sang zuerst, sich auf der Orgel begleitend, das Franz Schubert'sche Lied: „Das Mädchen und der Tod", dann die Arie aus Paulus: „Doch der Herr vergisst die Seinen nicht". Amerling sagte: „Sehr schön, die Musik ist grandios. Aber jetzt, liebes Fräulein, etwas fürs Gemüth. A G'stanzel, oder so was, wie man's zur Orgel niemals hört."

„Ich sang ihm," erzählte sie uns, „auf diese Aufforderung das Schnaderhüpfel vor:

Mein' Dirn hat an hitscheten,
Hatscheten Gang,
Da kummen zwa Hitschete,
Hatschete z'samm.

Dazu die pathetischen Orgeltöne, die gewiss nie zu solcher Dichtung erklangen. Amerling sprang von seinem Sitze auf, legte Pinsel und Palette hin und fing, wie dies die Burschen der österreichischen Landbevölkerung beim Tanze thun, in die Hände zu patschen an. Dabei machte er die Bewegungen der ländlichen Tänzer, wenn sie ihre Tänzerinnen um die Achse drehen.

Wir selbst begleiteten einmal zwei durch Schönheit und Geist ausgezeichnete junge Damen zu Amerling. Nach der Einen nannte Eduard v. Bauernfeld eines seiner Bühnenstücke „Helene", die Andere, Amalia, half ihm die Shakespeare'schen Dramen übersetzen. Auch sie fingen von Bewunderung, von Verehrung, von Entzücken zu sprechen an. „Mit mir," sagte Amerling, „müssen's anders reden. Was thäten Sie, wenn ich zu Ihnen sagen möchte: Sie sind schön, ich bewundere Sie, ich verehre Sie, Sie entzücken mich! Da möchten's doch schamroth werden. Red'mer lieber g'scheidt." Im Verlaufe des Gespräches, in welchem er seine liebenswürdige Art und Weise entfaltete, äusserte

er, als von seiner grossen Productivität die Rede war: „Es ist fast eine Sünd', wenn Einer gar so viel malt. Wo soll das hinaus? Der Kalif hat Recht gehabt, dass er die Alexandrinische Bibliothek verbrannt hat. Man sollte ein paar der grössten Gemäldegalerien in Brand stecken. Denken Sie, wenn noch tausend Jahr so fortgemalt wird. Alle Häuser sind von Bildern vollgepfropft, die Menschen können sich darin gar nit mehr rühren. Auch die Menschen sollen, wenn sie gestorben sind, verbrannt werden. Die Todten werden mit der Zeit den Lebenden allen Raum wegnehmen. Und möcht's ein Maler malen, wenn sie nur nach vier Wochen wieder ausgegraben werden möchten?" Es kamen andere Besucher, die Damen entfernten sich. „No, b'hüt Ihnen Gott, kommen's bald wieder. Man sieht nicht alle Tage so schöne G'friess'ln," rief er ihnen nach.

Eines Tages trat ein junges, blendend schönes Mädchen von plastisch edelster Gestalt bei Amerling ein. Sie war, wie später Amerling erfuhr, aus der oberösterreichischen Stadt Wels von ihren achtbaren Eltern nach Wien gesendet worden, um daselbst eine höhere Ausbildung zu erlangen. E. v. M. konnte, eintretend, nicht sprechen. Tief erröthend neigte sie sich vor dem überraschten Meister. Sie brachte endlich nur die Worte vor: „Gemalt möchte ich von Ihnen werden!"

„Wie wollen Sie, in Lebensgrösse oder als Brustbild?"

Mit gesenkten Augen erwiderte sie verschämt: „Die ganze Gestalt, aber so viel Geld habe ich nicht, doch als Modell möchte ich dazu stehen."

Und Amerling malte sie.

Oehlenschläger's Porträt.

Der berühmte dänische Dichter, den auch die Deutschen den Ihren nennen, kam im Sommer des Jahres 1844 nach Wien. Er las sein neuestes, später im Hofburgtheater aufgeführtes Trauerspiel „Korfiz Uhlfeld" in der Weilburg dem Erzherzog Karl, von dem er geladen war, vor; ebenso im Salon des berühmten Orientalisten Hammer-Purgstall. Graf Moriz Dietrichstein, damals Oberstkämmerer des Kaisers, und Fürst Metternich empfingen ihn ehrenvoll bei sich. Die künstlerischen Kreise blieben in Huldigungen nicht zurück und die vormärzliche

„Concordia" bereitete ihm ein glänzendes Fest. Seine Büste, die im Saale bekränzt werden sollte, war in Wien nicht vorhanden und so wagten wir den Versuch, ob es nicht gelänge, ohne dass Oehlenschläger die Absicht merke, sein Porträt zu erhalten. Es galt auch, einen bedeutenden Maler zu veranlassen, das Bild in raschester Zeit zu malen. Und so unternahmen wir es, Oehlenschläger zu bestimmen, auch ein oder das andere Maleratelier zu besuchen. Wir führten ihn zunächst in das des uns befreundeten Amerling, um das Porträt Thorwaldsen's zu betrachten, von dem wir ihm erzählt hatten. Es war ein heisser Sommertag, als wir uns dahin verfügten. Kurz vorher war Oehlenschläger bei Hofe empfangen worden und mit einer reichen Anzahl von Ordenssternen geschmückt, was, als wir aus der Stadt uns zu Fuss in die ferne Vorstadt begaben, grosse neugierige Aufmerksamkeit hervorrief.

Amerling empfing, freudig überrascht, den stattlich schönen 60jährigen Greis, dessen Haupthaar noch schwarz, dessen Wangen fast jugendlich gefärbt waren. Amerling, in seiner vertraulichen Weise, begrüsste ihn mit den Worten: „Also, so gut schauen's aus, der den „Correggio" gedicht' hat? Freut mich, die Ehre zu haben." Wir lenkten das Gespräch auf Thorwaldsen, dessen Porträt Amerling während des allgemeinen Gespräches auf eine nebenstehende Staffelei gebracht hatte. Da erblickte es, zufällig sich wendend, Oehlenschläger. Einige Momente verstummt, brach er plötzlich in ein Schluchzen aus: „Mein Freund, mein theurer Freund, mein unsterblicher Freund!" Als er sich von der starken Erregung erholt, aber noch lange das Bild schweigend betrachtet hatte, rief er: „Das ist nicht Thorwaldsen's Porträt, das ist er selbst! Das ist die grösste Freude, die ich in Wien erlebe!"

Er umarmte den Maler und uns. Amerling war glücklich und wir sagten, nachdem es unsere geheime Absicht war, doch nur wie zufällig, er möge den Moment benützen und den Dichter malen. Er ging rasch darauf ein: „Wenn Ihnen das Bild so gelungen erscheint, Sie wären ein glänzendes Seitenstück zu dem nordischen Gott." Oehlenschläger erwiderte, wie es ihm eine grosse Ehre wäre, von Amerling gemalt zu werden; aber er stehe vor der baldigen Abreise, es schmerze ihn, nicht wieder kommen zu können." „Sind Sie jetzt beschäftigt? Ich malte

Thorwaldsen in zwei Stunden. Wollen Sie mir sitzen?" Oehlenschläger erwiderte „Mit Freuden!" Nun stürzte Amerling, um die Eile zu charakterisiren, durchs Atelier, sprang, stürzte Sessel um, ergriff eine Leinwand, setzte Farben auf, sass vor der Staffelei, Oehlenschläger ihm gegenüber. All dies vollzog sich in kaum fünf Minuten. Auf die Bitte Oehlenschläger's mussten wir das Bild Thorwaldsen's vor ihn hinstellen, um es fort und fort betrachten zu können. „Wie einst," sagte er, „Kaiser Karl V. erst ruhig dem Tizian sass, bis man die Rüstung König Franz I. vor ihn hinstellte."

Er erzählte weiter von Thorwaldsen:

„Er war eine ganz einfache schlichte Natur. Fern von allem Stolze, ohne jede wissenschaftliche Bildung und allem Sprechen über Kunst abhold. Ihm galt es nur, etwas zu machen mit der göttergesegneten Hand, die Sie hier so schön verewigt haben. Ein Berliner fragt ihn einst vor einem seiner Werke, wie er das geschaffen habe, nach welchem Kunstgesetze? Da antwortete er ihm: „Ich nahm ein Brett, bohrte ein Loch hinein, in dieses steckte ich scheitelrecht einen Stock, schmierte Thon herum und fing den Thon zu drücken an, aufzulockern, davon wegzunehmen, hinzuzukleben und das Ding war fertig." Eines Tages fragte ich ihn, warum er Alles, selbst Mittelmässiges lobe? Da erwiderte er: „Ich habe mir das in dem kunsteifersüchtigen Italien angewöhnt, weil ich kein Stilet in den Leib kriegen wollte." Humoristisch war die Scene, als ein Professor aus Island zu ihm kam. Es war des Morgens, Thorwaldsen ging barfuss im Zimmer herum, er wartete eben auf ein Paar Stiefel, die er dem Diener zu reinigen übergeben hatte. Der Professor fing an ihm zu demonstriren, dass er der dreissigste Enkel des isländischen Königs Magnus Nacktfuss sei. „Das muss wahr sein, erwiderte Thorwaldsen lachend, und zeigte auf seine nackten Füsse." Aber ich rede zu viel Herr Amerling und sitze nicht ruhig genug?"

„Nur zu! In der Unruhe liegt das Temperament und im Temperament der Charakter, just den brauch' ich. Welche Orden tragen Sie?" fragte Amerling, als er eben ans Knopfloch gelangt war. Oehlenschläger löste sie los und breitete sie auf einem nebenstehenden Tischchen aus und sagte: „So werden sie einst auf meinen Sarg auf dem Paradebette gelegt werden."

Amerling bat: „Jetzt diesen Zug von Wehmuth noch, just den noch. Ich danke Ihnen!" Und damit sprang Amerling vom Sitze auf. „Wie? fertig?" riefen wir Beide überrascht. „Beendet, leider nicht vollendet!" antwortete Amerling.

Das Fest, welches die „Concordia" dem Dichter im Saale des „Hotels zu Kaiserin Elisabeth" gab, war eines der interessantesten, das jemals in Wien stattfand. Anwesend waren, nebst Dichtern, Musikern und Malern der Oberstkämmerer Graf Moriz Dietrichstein, Graf Leo Thun, der dänische, damals in Wien ansässige Schriftsteller Nikolaus Fürst, der Maler Plunk, der Kanzelredner Isak Noa Mannheimer, die beiden Letzteren ebenfalls Landsleute Oehlenschläger's. Auch der zufällig in Wien anwesende dänische märchendichtende Andersen. Das Bild Oehlenschläger's stand vorerst verhüllt im Hintergrunde. Nachdem Toaste, Gedichte von Grillparzer, Castelli, Andersen, Frankl ausgebracht und von Oehlenschläger erwidert waren, wurde er mit einem vom Compositeur Josef Dessauer componirten Liede begrüsst, bei dessen Ende der Vorhang fiel und das belorbeerte, magisch beleuchtete Bild Oehlenschläger's sehen liess. Ein allgemeiner Jubelruf erscholl. Darauf wendeten sich alle Anwesenden gegen den mit zum Feste geladenen Schöpfer des Bildes und riefen ihm begeisterte Worte zu. „Entschuldigen Sie," nahm er das Wort, „ich komme mir bei dieser Gelegenheit vor, wie ein Schütze, der zwar zielt, aber —" „Und trifft!" unterbrach ihn die ganze Versammlung einstimmig, wie ein eingelernter Chor.

Nur noch einmal erlebte unser Künstler eine öffentlich laute gleiche Huldigung. Es erging an ihn die Einladung, das Bild der ihrer Schönheit wegen gefeierten Hofburgschauspielerin Therese Peche zu malen. Das kam so: Die ihrerzeit vielgenannte dramatische Dichterin Johanna Franul von Weissenthurn brachte ein Lustspiel: „Des Malers Meisterstück", zur Darstellung, in welchem das Bild der Heldin, welche von Therese Peche gespielt wurde, den Preis erringt. Als es, in der entsprechenden Scene enthüllt, sichtbar wurde, brach das Publicum, das sofort den Meister erkannte, in lauten Beifall aus und man hörte aus allen Räumen den Namen Amerling rufen. Als man ihm am folgenden Tage seinen Triumph mittheilte, sagte er: „Das is ein wahr's Glück, dass ich nicht hinein gangen bin.

Der Titel des Stücks hat mich gelockt. Ich hätt' mich zu Tod geschämt."

Wieder in Rom.

Die traurigen Erlebnisse und seelischen Enttäuschungen liessen Amerling in frühere Tage zurückblicken, er sehnte sich zu vergessen. Er hoffte, dass ihn die Kunst in Rom, nach welchem es ihn immer wieder hinzog, wie schon einst erheitern und beglücken werde. So wohl sollte es ihn aber nicht anwehen! Er ging, so oft er konnte, an der früher von ihm innegehabten Wohnung in der Via Felice vorüber, blieb lange vor ihr stehen und schaute zu den Fenstern hinauf, wo er mit seiner geliebten Gattin, umgeben von seinen Kindern und einem Kreise begabter, lieber Freunde so glücklich war. Er besuchte wiederholt das ihm so theure Grab und liess, in Erinnerungen sich versenkend, all die traurigen Scenen, die er hier verlebte, an sich vorüberziehen. Er schwelgte im Schmerze.

Rom selbst war nicht mehr die Stadt, in der sich die Künstler so warm und heimisch fühlten. Amerling erlebte die Wahl Pius des IX., was eine starke Bewegung hervorrief. Die bald folgenden grossen politischen Ereignisse fingen an ihre Schatten vorauszuwerfen. Die beginnende Unruhe der Geister reflectirte auch in den Köpfen der Künstler. Sie sprachen mehr von Politik, als sie malten. Amerling's intensiv conservative Natur fühlte sich unbehaglich. Er malte nur zwei Porträts, das des Grafen Alphons Litta und des russischen Edelmannes Barischnikoff. Ein drittes drohte für ihn verhängnissvoll zu werden. Das Porträt einer schönen, jungen Witwe, Louise Pfeifer-Nathusius aus Preussen. Die geistvolle Dame hörte theilnahmsvoll seine Klagen und fand sympathisch tröstende, wohllautende Worte für seine trübe Stimmung, während sie selbst schmerzbewegt den Verlust eines geliebten Gatten beklagte. „Wir haben einen gleichen Schmerz zu tragen", sagte ihr Amerling. „Zwei zusammen tragen leichter" und bot ihr Herz und Hand an. Er hielt, was die mitempfindende Dame dem Künstler sagte für Neigung. „Man kann nicht edler und schöner ein Nein sagen," schrieb er nieder, „als dieses interessante Weib that". Wir erzählen diese Episode, weil es das erste- und einzigemal geschah, dass der von Frauen

verwöhnte Mann, dem sie gerne huldigten, für den sie nicht selten eine starke Neigung fassten, ein sanftes, nicht verletzendes Nein entgegengesprochen wurde. Wenn er eine Copie des Porträts, die er für sich anfertigte und mit in die Heimat nahm, betrachtete, mochte er denken, dass sie eine vornehme, ehrliche Seele war, die es instinctiv fühlte, dass es gefährlich sein dürfte, mit dem leicht Beweglichen einen ewigen Bund zu schliessen. Ihr Porträt, das durch seltene Anmuth in der Auction des Amerling'schen Nachlasses die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, wurde, wir wissen nicht, von wem erworben.

Wien.

Amerling reiste rasch über Genua und Mailand in seine Vaterstadt zurück. „Wie entsetzlich," bemerkte er in seinem Tagebuche, „in meiner Vaterstadt, ohne Heim, musste ich in einem Wirthshause einkehren!" Hier lebte er anfänglich höchst zurückgezogen und sparsam, wie immer, bis er ein sehr bescheidenes Atelier im Hause des Büchercensors Johann Baptist Ruprecht fand, den die Wiener Schriftsteller wegen seiner gehässigen Strenge den Knecht Ruprecht nannten. Diese Wohnung vertauschte er jedoch bald, um vornehme Gäste empfangen zu können, mit einer grossen in dem in der Gumpendorferstrasse gelegenen, im sogenannten Leistler'schen Hause, das die Nummer 63 führt, gegenüber von dem Eszterházy'schen Garten, in dessen Palais des Fürsten berühmte Galerie aufgestellt war. Amerling zog hier am 15. Mai 1847 ein, nachdem er einen Saal als Atelier eingerichtet hatte. Hier malte er unter anderen meist historische Persönlichkeiten, den Fürsten Obrenovich, den Marschall Nugent, die Gräfin Nako, die Grafen Breuner und Waldstein und später den Marschall Fürsten Windischgrätz, von welch Letzterem wir Besonders zu erzählen haben werden. Unter diesen Arbeiten verlief das Jahr 1847, in welchem er auch das Porträt des Erzherzogs Franz Josef, des jetzigen Kaisers von Oesterreich, malte. Das Bild stellte ihn in Husarenuniform dar und war für den Palatinsaal in Pest bestimmt, wo der 17jährige Prinz, den der Kaiser auf den Vorschlag des Fürsten Metternich nach Pest gesendet hatte, um den Landtag zu eröffnen, und namentlich dadurch Enthusiasmus er-

regte, dass er dies mit einer in magyarischer Sprache gehaltenen Rede that. Amerling gab dem Prinzen auf einer etwas erhöhten Estrade die gewünschte Stellung und ordnete den blauen, pelzverbrämten Dolman so, dass er malerisch den Rücken herabfiel. Kaum hatte Amerling dem Prinzen gegenüber Platz genommen, um die Contour zu entwerfen, hatte derselbe den Dolman wieder so gerichtet, dass die beiden Spitzen desselben über den Schultern hervorragten. Amerling stand auf und legte wieder malerisch zurecht. Der Prinz gab dem Dolman abermals die frühere Richtung. Da sagte Amerling: „Kaiserliche Hoheit! So kann ich's nicht malen, es schauen die beiden Spitzen, die über die Schultern hervorragen, wie zwei Ohren aus." Der Prinz antwortete: „Das Reglement schreibt es so vor." Amerling erwiderte: „Man sieht, das Reglement ist kein Maler." — —

Der am 13. März des Jahres 1848 aufbrausende Lenzsturm war erwacht. Amerling, fern aller Politik und mehr als conservativ, erschrak gar sehr und begriff nicht. In sein Tagebuch schrieb er nur: „Ausbruch der Revolution in Wien. Möge es der gütige Gott zum Guten lenken." Ein völliges Entsetzen ergriff ihn aber, als er erfuhr, dass seine Schwiegermutter Josefa Kaltenthaler, die als Officierswitwe eine Tabak-Trafik an der Mariahilferlinie inne hatte, vom Proletariate ausgeplündert und ihr Laden zerstört wurde. Der Schreck darüber und der Verlust des Vermögens tödtete die Frau. Sie starb nur wenige Tage später. Es hielt Amerling nicht mehr in Wien. Er floh nach dem „allzeitgetreuen" Wiener-Neustadt, wo sein jüngerer Bruder Josef als Professor an der k. k. Militär-Akademie angestellt war. Nach einigen Wochen zurückgekehrt, sah er, wie die glückverheissende Revolution zu verwildern anfing. Er erlebte den Schreckenstag, an dem der Kriegsminister Graf Latour im Hofraume des Hofkriegsgebäudes zuerst an der Glocke erwürgt und seine Leiche dann an den Lampenpfahl öffentlich gehängt wurde. Amerling sass aber ruhig, ein moderner Archimedes, vor seiner Staffelei und malte, ungestört seine Farbenzirkel ziehend, das Porträt einer Frau Ribarz, und zwar, wie er im Tagebuche bemerkte: „unter dem grössten Sturmgeläute."

Roskosch.

Es duldete Amerling in der so zu bewegten Stadt nur kurze Zeit. Er folgte einer Einladung nach dem böhmischen Orte Roskosch, wohin ihm eine befreundete Familie, deren einige Mitglieder er gemalt hatte, folgte, und vom 14. October bis zum 8. November im Fabrikshause verweilte. „Sonderbares Geschick," schrieb er in sein Tagebuch, „während meine Vaterstadt Tage des höchsten Schreckens verlebte, verbringe ich durch die gastfreundliche Aufnahme der Freundin Amalie Lang und ihrer Tochter Emilie die vergnügtesten Stunden." Hier malte er nur ein Primaporträt des Hausherrn Leopold Lang und das der anmuthigen, geistig bewegten, jungen Tochter, die selbst einiges Malertalent besass und mit Vorliebe christliche Heilige und religiöse Gruppen darstellte. Emilie folgte mit aufmerksamer Hand und anschmiegender Phantasie gehorsam dem weisenden Meister und da begab es sich wieder, was Goethe in der Ballade „Gott und die Bajadere" sagt:

„Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird die Lieb' nicht ferne sein!"

So begeisterter, edler Neigung gegenüber konnte der Künstler, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben, dem „ewig Weiblichen" nicht widerstehen, um — neuen Schmerz zu erfahren. Um eine eheliche Verbindung eingehen zu können, hätte das Fräulein, wozu sie, die Heiligenmalerin, leicht entschlossen gewesen wäre, zum Christenthume übertreten müssen. Dem widersprach aber die jüdisch-orthodoxe Tradition der Familie, wiewohl die Mutter des Mädchens, aber auch sie nur allein, zustimmend die Liebenden betrachtete. Es war ein schmerzliches Sichauseinanderreissen. Amerling malte sie, mit einem Kranze das Haupt geschmückt. Er mochte sie in dem rothen und blauen Gewande als christliche Heilige denken. Es zählt dieses zu seinen meisterhaftesten Bildern und befindet sich dasselbe als ein kostbares Werk des Meisters im Besitze der Familie.

Fürst Alfred Windischgrätz.

Eine unruhige Hast zu arbeiten ergriff unseren Meister, um sich über den Verlust, wenn nicht zu trösten, doch zu zer-

streuen. Viele Anforderungen, um gemalt zu werden, kamen seinem Wunsche entgegen. Eine willkommene Einladung war es ihm, den Feldmarschall Alfred Fürsten Windischgrätz zu Pferde zu malen, es war das erste Reiterbild. Es ist, wie das des Kaisers Franz, ein historisches Bild geworden. Auf einem hohen Schimmel, dem Leibross des Fürsten, sitzt der Letztere in Campagneuniform, den von grauen Federn umflatterten Hut auf dem Kopfe. Ein weisser Mantel fliesst die Schultern und den Nacken herunter. In der Rechten hält der Marschall einen ihm vom Kaiser Franz geschenkten Stab. Um diese Zeit besuchte der ehemalige Schüler J. M. Aigner seinen Meister, der uns erzählte, wie er sein bewunderndes Erstaunen über die Vortrefflichkeit des Bildes, namentlich des Pferdes, nicht genug auszudrücken im Stande war. Der Fürst hatte die Geduld, dem Künstler wiederholt zu Pferde zu sitzen. Zur Vollendung des Gesichtsausdruckes kam er wieder ins Atelier. Da führte Amerling in seiner gewohnten zutraulichen Weise mannigfache intimere Gespräche mit ihm. Wir folgen seinen Mittheilungen.

„Aber Euer Durchlaucht, das war doch nicht recht, dass Ihre Soldaten, wie sie Wien am 30. October eingenommen haben, die kaiserliche Burg und just die Bibliothek und die naturhistorischen Museen angezündet haben. Dann hat man aber noch dazu die Wiener verleumdet, dass sie es gethan haben". Der Fürst erwiderte: „Diesen Umstand hat die Polizei ausgesprengt und meinte wohldienerisch von uns die Schuld abzuwälzen. Jedenfalls waren die Kanoniere nicht richtig commandirt." Amerling sprach weiter: „Aber wissen s' Durchlaucht! Das hat mich von Ihnen g'freut, dass Sie meinen ehemaligen Schüler, den Aigner, nachdem er, als Commandant der akademischen Legion zum Galgen verurtheilt worden is, pardonnirt haben." Der Fürst erwiderte: „Ich bin froh gewesen, einen Umstand gefunden zu haben, der für ihn gesprochen hat. Als das Ministerium des Innern in der Wipplingerstrasse von den Rebellen bestürmt wurde und dieselben in das Arbeitscabinet des Ministers Doblhoff eindringen wollten, hat Aigner den Säbel gezogen und sich mit der Drohung, Jeden niederzustrecken, vor die Thüre gestellt. Das feige Volk, das ihn leicht hätte zur Seite schieben können, wich verblüfft zurück." Amerling war derart für das Bild begeistert, dass er es in 14 Tagen vollendete. Bei der letzten Sitzung

äusserte er, wie es ihm noch nöthig wäre, um den Schenkelschluss richtig aufzufassen, den Fürsten noch einmal zu Pferde zu sehen. Der Fürst sprach sich sehr lobend über das Pferd aus und theilte lächelnd mit, wie sehr man den Kopf geschüttelt habe, als er seinen Freunden erzählte, er lasse sich von Amerling zu Pferde malen. „Umsomehr," sagte Amerling, „muss ich noch einmal den Schenkelschluss mir anschauen. Aber ich will Euer Durchlaucht nicht noch einmal zu Pferde bemühen. Wir werden uns gleich hier im Atelier helfen." Er sprang von seinem Sitze auf, Palette und Pinsel weglegend, und eilte aus dem Atelier. Gleich darauf rollte er zum Erstaunen des Fürsten, ein leeres halbes Bierfass herein und bat den Feldherrn, auf dasselbe rittlings niederzusitzen. Der Fürst lachte über den originellen Einfall, that aber nach dem Willen Amerling's. „So!" sagte dieser. „Jetzt könnt ich, wenn Euer Durchlaucht nur ein bissel dicker wären, als Bacchus malen. Ich hab' in meiner Jugend auch Aushängeschilder g'malt." Die fürstliche Familie, deren mehrere Mitglieder er malte, bewahrte Amerling bis zu dessen Lebensende wohlwollende Sympathie. Eines Tages lud der Fürst ihn zu Tisch. Er kam in seinem gewohnten Sammtrocke, an den er jedoch den eben erhaltenen Michaelsorden, den Grillparzer das bayerische Bierzeichen nannte, anheftete. Als er die vielen reichbesternten Gäste sah, löste Amerling, sich gleichsam seines kleinen Kreuzleins schämend, dasselbe los und steckte es in die Tasche. Der Fürst hatte das bemerkt, ging auf ihn zu und stellte ihn der Versammlung mit den Worten vor: „Herr Amerling, auch ein Sieger auf dem Felde der Kunst, der bescheiden das ihm nur durch ein Versehen verliehene Kleinkreuz des Michaelordens versteckt hat. Er hat das Grosskreuz der Kunst."

Constantinopel.

Der Gesandtschaftsrath der türkischen Botschaft, Makas, ein Grieche, war ein begabter Dilettant im Malen und suchte Amerling in seiner Behausung auf, um von ihm gemalt zu werden und zugleich von ihm zu lernen. Das Porträt fiel so glücklich aus, dass er den Meister bat, auch seine schöne Freundin Katharina Hamprecht zu malen. Das Porträt der Letzteren, in orientalischem Costüme und gekrönt, kam später

in den Besitz der Erzherzogin Sophie. Makas brachte sein Bild zu seinem Chef, dem türkischen Botschafter, um es ihm zu zeigen. Diesem gefiel es so sehr, dass er Amerling fragen liess, ob er auch ihn malen wolle? Amerling sagte gerne zu und stellte Arif Efendi in Lebensgrösse dar. Die ausdrucksvollen, sympathischen Gesichtszüge, sowie die geschmackvolle Anordnung des Ganzen fanden allgemeinen Beifall und wurde sogar Gegenstand eines Berichtes an den Grossherrn in Constantinopel. Das Bild wurde dahin verlangt und Arif Efendi wagte es, den Sultan zu bestimmen, sich, trotz des mohamedanischen Verbotes, ebenfalls malen zu lassen. Amerling wurde eines Tages zum Botschafter eingeladen und von der Nachricht überrascht, dass er nach Constantinopel kommen solle, um ein lebensgrosses Bild des Padischah zu malen.

Arif Efendi war eben von seinem Posten in Wien abberufen und lud Amerling ein, mit ihm die Reise nach Constantinopel zu machen. Die Fahrt ging in einem Dampfschiffe bis Rustschuk auf der Donau und weil Arif Efendi das Meer nicht vertrug, wurde die Reise zu Pferde fortgesetzt. Amerling war des Reitens unkundig und litt mannigfache Qual, doch machten ihn die fremdartigen Gegenden, die bis dahin ihm unbekannten Bauarten, die Kleidertracht der Bewohner, an dieselbe häufig vergessen. Er nannte diese Reise eine der interessantesten Episoden seines Lebens, zumal als er Constantinopel selbst betrat. Er war der Gast im Hause Arif Efendi's und dieser wünschte, dass Amerling, ehe er dem Grossherrn vorgestellt würde, seine Gattin und Tochter male. Beide Damen, an die strenge Clausur des Harems gewöhnt, waren nicht zu vermögen, sich abbilden zu lassen. Mittlerweile musste Arif Efendi, auf Befehl des Sultans, plötzlich sich auf einen neuen diplomatischen Posten begeben, doch empfahl er den Maler einem der Minister, dem er den Zweck seines Hierseins mittheilte.

Amerling musste denn warten, bis er gerufen wurde. Er benützte die freie Zeit, um die Riesenhauptstadt zu durchwandern, die Aja Sofia zu betreten, das alte Serail zu besichtigen und zum Goldenen Horn hinaus ans schwarze Meer zu fahren. Er besuchte die Riesenfriedhöfe, er sah den Derwischtänzen zu und strengte sich an, die durchsichtig verschleierten Haremsschönheiten, die in ganz vergoldeten, von Ochsen gezogenen

Wagen fuhren, zu betrachten. „Ich war verrückt," schrieb er, „von all den tausend und einem Märchen in der unerhört originellen Welt." Es quälte ihn nicht, dass er noch immer des Befehles harren musste. Um sich ein wenig von der „rasenden und entzückenden Betäubung" zu erholen, vermochte er einen greisen Turken, der einen prachtvollen plastischen Kopf hatte und einen Esel vor sich hertrieb, ihm zu einem Porträt zu sitzen. Derselbe entschloss sich, nicht ohne allerlei Bedenken, doch gegen ein ansehnliches Backschisch zu sitzen. Als das Porträt nach wenigen Stunden fertig war, lud Amerling den armen Hamal ein, das Bild anzusehen. Dieser ergriff schreiend die Flucht, wahrscheinlich aus Gewissensbissen, dass er sich gegen den Koran versündigt hatte, der es verbietet, das Bild eines Menschen zu malen, weil der Maler, der solches unternimmt, beim jüngsten Gerichte vom Bilde aufgefordert würde, ihm eine Seele zu geben, und weil er das nicht im Stande ist, verdammt würde.

Eines Freitags sah Amerling den jugendlichen Padischah Abdul Medschid zur Moschee zum Gebete reiten. Der Sultan sass, vom glänzendsten Gefolge umgeben, auf einem weissen Pferde. Ein dunkelblauer Mantel umfloss, am Halse durch eine diamantene Agraffe zusammengehalten, die Gestalt. Das Haupt bedeckte ein rother Fez, der mit einer, von diamantenem Sterne aufragenden weissen Reiherfeder geschmückt war. Der Sultan führte weissbehandschuht die purpurgoldenen Zügel und ritt, wie ohne Bewegung, langsam durch die von Soldaten gebildeten Spaliere. Den Maler interessirten zumeist die Gesichtszüge. Abdul Medschid hatte feine weisse Wangen, die Augen waren dunkelschwarz, der Mund fein geschnitten.

Es waren viele Tage verstrichen, ohne dass Amerling berufen worden wäre, endlich einige Wochen. Da verfügte er sich zum Minister, der ihm in freundlicher Weise sagte, dass er vom Sultan noch keinen Befehl erhalten habe. Amerling möge nur geduldig warten. Er wartete denn wieder und verfügte sich, nach mehreren Wochen erst, abermals ins Serail, um anzutragen und die gleiche Aufmunterung zur Geduld in höflichster Weise zu erhalten. Er hatte aber keine Geduld mehr. Es schien, dass der Minister nicht den Muth hatte, den Grossherrn zu erinnern, oder dass er aus eigenem religiösen

Bedenken so handelte. Amerling kehrte, nach sechswöchentlichem Warten, mit dem letzten im Spätherbst fahrenden Dampfschiffe nach Wien zurück, ohne eine Entschädigung für seinen Zeitverlust und die Kosten der Rückreise erhalten zu haben.

Wien.

Es kamen wieder traurige Tage, die das Gemüth des Künstlers schmerzlich stimmten. Wir finden im Tagebuche am 26. April 1850 eingetragen: „Heute ist meine edle Schwägerin Pepi um 6 Uhr Früh von dieser Welt geschieden. Ihr ist wohl, der guten Seele." Der Leser erinnert sich ihrer. Sie war die Schwester der ersten Gattin Amerling's, dessen Freundeskreis sie durch ihr virtuoses Clavierspiel zu erfreuen pflegte. Sie starb, wie ihre Schwester, an einem Lungenleiden, was wir aus einem noch mitzutheilenden Grunde besonders bemerken. Und schon nach 32 Tagen muss Amerling einen ihm noch tiefer treffenden Schmerz in sein Tagebuch eintragen: „Am 28. Mai 1850 auch mein gutes Kind Fritz in das bessere Leben hinübergegangen. Möge mir der allgütige Gott einstens auch eine solche Ruhe angedeihen lassen, wie sie diese edle Seele gewiss geniesst. Amen." Dieser Sohn erlag, erst fünfzehnjährig, wie seine Mutter und Tante der Lungentuberculose, also einem ererbten Uebel. Vom Vater aber ging eine nicht unbedeutende künstlerische Begabung zum Zeichnen und Malen auf den Sohn über. Amerling war tief gebeugt und noch nach einem Vierteljahrhundert, als er in den Adelstand erhoben wurde und wir ihn beglückwünschen kamen, sagte er, während ihm Thränen von den Augen rollten: „Ich habe nur Töchter und keinen Sohn. Ich bin durch die Gnade des Kaisers der erste Edelmann in meiner Familie, aber auch der letzte. Fritz! mein theueres Kind, Fritz, warum hast du mich verlassen?"

Amerling fühlte sich einsamer als je. Er besuchte auch in seinen jüngeren Jahren nie Vergnügungsorte, selbst Theater nur selten, er pflegte keines Spieles. Er war mässig gewöhnt, ein Feind jeder Gasterei, jedes Gelages mit Kunstgenossen und wusste, wenn er sich tagsüber müde gearbeitet hatte, sich nur durch einen Spaziergang durch die Vorstädte zu zerstreuen.

Dann sass er, heimgekehrt, und „gaffte ins Leere", wie er zu sagen pflegte: „Was hab' ich von meinem mühsam ersparten Vermögen?" In solchen Stimmungen sehnte er sich nach theilnahmvollem Umgange mit einem weiblichen Wesen, das ihn erheiterte, das sein Hauswesen führte und sein Herz erfreute. Ein trauliches Familienleben war ihm, nach all seinen schmerzlichen Erlebnissen, ein seelisches Bedürfniss. Es überrascht uns daher eine Einschreibung vom 26. April 1852 im Tagebuch nicht, sie lautet: „Louise von Zerdahely, edles Mädchen! Meine Anfrage um ihre Hand. Tags darauf entzückendes Bekenntniss." Acht Tage später: „Abreise nach Pressburg. Grosser allmächtiger Gott, der Du mich so gütig stets auf meinem Pfade geleitet, auf Dich kann ich vertrauen, dass auch dieses unter Deinem Schutze zum Guten gedeihen wird. Amen. O liebe Louise!!!" Wir wissen von diesem Verhältnisse nichts mehr, als was in den vorstehenden Zeilen zu lesen ist, und dass es zu keinem Ziele führte. Nach Jahren, als das Fräulein mit einem Freiherrn von Redwitz vermählt war, zeigte sie mit Stolz ihr von Amerling gemaltes Porträt. Sie war, wie ihre Schwester, die den Schleier wählte, eine berühmte Schönheit.

Nahezu drei Jahre vergingen unter steter künstlerischer Arbeit und sehnsuchtsvoller Einsamkeit, die immer unerträglicher wurde. Da folgte er der Einladung eines zu jener Zeit populären Arztes Adolph Löwe, den er gemalt hatte, wo ihm die schöne, geistig begabte Tochter Ida in anmuthiger Weise entgegenkam und den leicht zu entzündenden Künstler bald gefangen nahm. Aber auch das junge Mädchen fühlte sich von dem liebenswürdig leidenschaftlichen Wesen des berühmten Künstlers ergriffen. Sie schwor ihm Liebe zu und er durfte sie mit Zustimmung ihres Vaters seine Braut nennen. Um eine eheliche Verbindung eingehen zu können, musste sich Amerling entschliessen, da er, wenn auch von seiner Frau geschieden, als Katholik keine neue Ehe eingehen durfte, auszuwandern, um in Deutschland sich trauen zu lassen. Die Regierung wies den Bittsteller um Entlassung aus dem österreichischen Staatsverbande ab. Anforderungen und Sicherstellungen materieller Art, die vom Vater der Braut erhoben und gefordert wurden, fingen an, zwischen ihm und Amerling Verstimmungen wachzurufen.

Amerling schreibt in sein Tagebuch: „Wie steigert sich mein Vertrauen und meine Liebe zu ihr, der mir vom Himmel Geschenkten. Und doch sind die glücklichen Tage erschüttert. Die Opfer der Unternehmung lasten gleich den höchsten Gebirgen auf meiner Seele." Nach allerlei Wellenbewegung „Hangen und Bangen in schwebender Pein" lesen wir wieder nach einem Abendbesuche im Hause der Braut im Tagebuche: „Welche Aufregung, Zweifel, Schmerz und Hoffnung, und welche Wüste vor mir ohne Ida. Wie stehe ich so ganz allein." Es müssen bittere Gefühle und harte Gedanken erwacht sein, wenn er plötzlich an der wahren Zuneigung seiner Braut zweifelt und sich von dem egoistischen Benehmen ihres Vaters, unangenehm berührt, niederschrieb: „Am 1. April 1857, Briefe, kleine Liebeszeichen an Ida zurückgesendet. Weltkind!" Dieses letzte Wort, das einzige vorwurfsvolle, charakterisirt vielleicht die Situation. Sie soll später einen alternden Grafen geheiratet haben.

Schloss Gumpendorf.

Die von Amerling durch jahrelanges Sammeln angehäuften Kunstschätze aller Art bedurften zu ihrer Aufstellung immer grössere Räume, zumal wenn sie nicht durch Wohnungswechsel gefährdet werden und zu schön gegliederter Gestaltung kommen sollten. Wie wir gelesen haben, hat Amerling schon Jahre früher einen Baugrund angekauft, auf dem er ein Haus nach einem von ihm entworfenen Plane aufführen wollte. Er genügte ihm später seiner Lage wegen nicht. Da entdeckte er auf seiner „Antiquitätenjagd" in einer entlegenen Vorstadt ein phantastisch aufgegiebeltes, theilweise von einem verwilderten Garten umgebenes Gebäude. Es erweckte seine Neugierde und er säumte nicht, sich über den seltsamen Bau zu unterrichten. Es war das Schloss in Gumpendorf.

Gumpendorf war eine in früheren Jahrhunderten am Wienflusse gelegene Ortschaft, die, später in den Grenzlinienwall einbezogen, eine Vorstadt Wiens wurde und jetzt zum VI. Bezirke der Hauptstadt gehört. Der Name soll von dem „Dorfe an der Gumpe", was ein stehendes Wasser, einen Tümpel, bedeutet, herrühren und war vom 13. Jahrhundert angefangen im Besitze urkundlich nachgewiesener adeliger Familien. Später ging die Herrschaft an das in Pulgarn gestiftete Frauenkloster des Ordens vom heiligen Geiste über. Während der Türkenbelagerung fast ganz zerstört, wurde es vom Orden, der durch zwei Jahrhunderte in dessen Besitz war, an den Grundschreiber an der Schottenabtei zu Wien, Sigmund Muschinger, im Jahre 1540 verkauft. Wegen seiner während der zweiten Türkenbelagerung bewiesenen Tapferkeit und seiner im Staatsdienste erworbenen Verdienste in den Freiherrenstand erhoben, starb er bald

darauf, ohne sein Wappen vererben zu können. Dasselbe: drei Lilien, ist in Stein gemeisselt neben dem Riesenthore an der Stefanskirche eingemauert und er selbst, mit dem seine Familie erlosch, in einer noch jetzt bezeichneten Gruft in der Schottenkirche begraben. Im Jahre 1628 kam Gumpendorf in den Besitz eines aus der Franche compté stammenden Grafen Mollard, der eine Erbin Muschinger's heiratete. Einer seiner Nachkommen, Minister der Kaiserin Maria Theresia, hat das stattliche, uralte Herrenhaus, das damals noch von Gärten und Wiesengründen umgeben war, zum Sommeraufenthalt gewählt. Das Geschlecht der Mollard ist mit der Gräfin Maria Anna im Jahre 1761 ausgestorben. Noch ist das Portal des Schlosses mit dem steinernen Wappen der Mollard's: ein Hund mit einem Halsbande, über ihm drei Sterne, geschmückt, und die Gasse, in der das Schloss steht, führt noch heutzutage den Namen Mollardgasse. Gräfin Maria Anna war mit einem mailändischen Herrn Meraviglia-Crivelli vermählt, den die Kaiserin in den Grafenstand erhob. Sein Andenken ist ebenfalls durch eine ihm zu Ehren sogenannte Meraviglia-Gasse, die noch heutzutage so heisst, verewigt. Das Schloss mit den angrenzenden Gebäuden kam im Jahre 1786 in den Besitz der Stadt Wien, von der es ein Müllermeister Strasser erwarb, um in dem noch in den Vierzigerjahren unseres Jahrhunderts vorbeifliessenden Mühlbach sein Gewerbe zu betreiben. Von dessen Witwe kaufte es Amerling im Jahre 1850 um den Preis von 18.000 fl. und 10 Ducaten Schlüsselgeld, nachdem er schon früher die anstossenden Gebäude um 8300 fl. erworben hatte. Eines derselben warf in späten Jahren durch einen voreiligen, unberechneten Weiterverkauf an einen in demselben zur Miethe wohnenden Tischler einen trüben Schatten in die letzten Lebenstage des Künstlers

Am 9. August 1858 bezog Amerling das erworbene Schloss. In der Chronik desselben blätternd und sich als nunmehriger Besitzer einer gewissermassen ererbten Vornehmheit erfreuend, genoss er das längst ersehnte behagliche Gefühl, auf eigenem Grund und Boden sich als unbeschränkten Herrn zu fühlen. Wir werden später lesen, wie er fort und fort seine Phantasie beschäftigt, sein Heim nach aussen und innen neu zu gestalten und es zu einer Sehenswürdigkeit Wiens auszuschmücken.

Es scheint uns hier der geeignete Platz, um über den Vermögensstand Amerling's überhaupt zu sprechen, zumal derselbe besonders geeignet ist, seine Eigenart, nicht allein auf dem Kunstgebiete, sondern auf dem des praktischen Lebens kennen zu lernen. Er führte ein genaues Buch, in welches er alle Bilder, die er malte, aufführte und den Preis, den er für jedes einzelne bekam, beifügte. Am ersten Tage jeden Jahres widmete er ein Blatt der genauesten Aufzeichnung dessen, was er im abgelaufenen Jahre eingenommen, was er an Zinsen des ersparten Vermögens empfangen und ausgegeben hat. Am 1. Januar 1851 zieht er die Summe aller seiner Einnahmen seit dem Beginne seiner künstlerischen Laufbahn, die er als von Prag im Jahre 1823 annimmt und schreibt dieselben im Betrage von nahezu 100,000 fl. ein, den Werth der Häuser und seiner bereits reichen Sammlungen nicht eingerechnet. Hat er dieses schon bedeutende und später noch vergrösserte Vermögen ermalt? Nicht ganz, wie zum Erstaunen gross und ausdauernd auch sein Fleiss war. Er hätte, wie Teniers, als man diesen fragte, wie viele Bilder er gemalt habe, antworten können: „Man müsste eine Galerie von zwei Meilen Länge bauen, um alle meine Bilder nebeneinander hängen zu können." Amerling war ein völlig bedürfnissloser Mann. Er trank nie Wein und das allereinfachste Mahl genügte ihm. Jede Bequemlichkeit wies sein elastischer, energischer Körperbau ab. Vergnügungsorte hatten keinen anziehenden Reiz für ihn. Es beherrschten ihn nur zwei Leidenschaften: in Farben zu schwelgen, Kunstwerke und Antiquitäten zu sammeln und ein Märtyrer der Schönheit zu sein. Er sparte und legte Zinsen zu Zinseszinsen, ohne bei seiner ihm angeborenen asketischen Lebensweise zu entbehren. Ihm befreundete Bankhäuser, bei denen er seine Ersparnisse niederlegte, kauften wohl auch zu billigen Zeiten Papiere für ihn ein, um sie wieder höher zu verwerthen. Er galt als geizig. Er war es auch, aber nur bei kleinlichen Anlässen. Im Stillen übte er Wohlthaten, half verschämter Armuth, unterstützte in vornehmer Weise. Er kargte mit dem Kreuzer, um Freunden, selbst mit grösseren Summen, beistehen zu können. Nur jungen, sich der Kunst widmenden Männern versagte er, seltsam genug, principiell jede materielle Unterstützung. Er pflegte, wohl in Erinnerung seiner eigenen früher in der Jugend und während seiner Lehrzeit ihn bedrückenden Noth, den Goethe'schen

Vers: „Wenn Ihrs nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen", in seiner Weise mit den Worten auszudrücken: „Wer's in ihm hat, der wird's auch aus sich heraus und zu was bringen. Die Noth ist ein guter Sporn. Wer's aber nicht in ihm hat, der soll lieber ein Handwerker werden."

Wer dem Gumpendorfer Stadtwall, der sogenannten Linie, entgegengeht, dem fällt das Schlösschen mit seinem Erker, seinen Giebeln, Thürmchen, Säulen auf. Die Wände sind rothbraun, Schatten spielen über sie hin von Bäumen, die über eine, das Schlösschen umgebende, es von der Strasse absondernde Mauer emporschauen. Diese originelle Fronte ist in einer, das Schloss und seine Besitzer treu schildernden Monographie von Weitenhiller in Holzschnitt und später in der „Neuen Illustrirten Zeitung", im „Illustrirten Wiener Extrablatt", in der Stuttgarter Zeitung „Ueber Land und Meer" abgebildet, so für die Gegenwart und die Zeit, wo das seltsame Gebäude dereinst verschwunden sein wird, heliographirt diesen Blättern angefügt. Noch hat es die Stadt Wien von Rudolf Bernt und Herrn Kleindienst für das städtische Museum in zwei Aquarellen für ihr Archiv ausführen lassen; ebenso Nikolaus Dumba, dem Amerling dessen Porträt verehrte, vom Altmeister Rudolf Alt, sowohl die Front als das Innere des Museums als kostbares Gegengeschenk.

Wir ziehen an der Pforte der Ringmauer die Glocke; sie gibt einen fremden Klang, der Griff ist aus Eisen und gehörte einmal einer alten Burgkapelle an. Wir treten, von einem anspringenden riesigen Neufundländer erschreckt, ein. Der neue Schlossherr liebt diese Hunde, deren er nacheinander mehrere besass und mit Vorliebe malte. Sie begleiteten ihn auf seinen Spaziergängen, entliefen ihm wohl auch. Wir sind eingetreten, eine fast halb trümmerhafte Welt, ein die Phantasie beschäftigendes Chaos von Eisen, Holz und Marmor umgiebt uns. In dem nicht grossen, terrassirten, das Gebäude umgebenden Garten sehen wir von alten Stadthäusern abgebrochenen, mitunter wohl auch zerbrochenen steinernen Zierrath, Urnen, Vasen, Büsten, Grabkreuze, Basreliefs, Grabsteine, Inschriften, die Büsten antiker Philosophen und Aerzte aus Sandstein, eine Venus ohne bergenden Arm, Wappen von wer weiss welchen ausgestorbenen Geschlechtern. Schon die Eingangsthüre ist die eines aufgelösten

Frauenconvents in Klosterneuburg. Die Balustrade, die den oberen vom unteren Garten trennt, stammt aus dem alten Schlosse Grafenegg, der eiserne Brunnen aus dem niedergerissenen alten Landhause in der Herrengasse Wiens, die höchste Verzierung der Kreuzrose von der abgetragenen Spitze des St. Stefansthurmes, welche noch die Türkenbelagerung gesehen hat, fesseln die Aufmerksamkeit. Es herrscht die Ruhe und Stille eines Klosters. Nur eine gewundene Treppe, zwischen dichten Baumzweigen, neben nackten Nymphengestalten führt die Gartenmauer hinauf, wo man, selbst ungesehen, das Gewühl der Strasse betrachten und den meilenfern ragenden Schneeberg leuchten sehen kann. Eine Loggia, aus den Ueberresten der umgebauten ältesten, dem h. Ruprecht geweihten Kirche Wiens, führt in das Schloss selbst, dessen Inneres mit seinen kostbaren alten und modernen Kunstschätzen, seinem Reichthum und seiner Pracht wir später betreten werden.

Der Künstler hätte keinen idealeren, seine Phantasie mehr beschäftigenden Besitz erwerben können. Es gewährte ihm eine grosse Befriedigung, was die Zeit von dem Baue abgebröckelt, was eine spätere Geschmacklosigkeit hinzugefügt hatte, zu entfernen, Neues im Stile des Alten aufzuführen, einzuwölben, zu öffnen. Er bewährte bei diesem Thun ein ihm ebenfalls innewohnendes Talent. Wenn er Tischler, Zimmerleute, Maurer beschäftigte, bereitete es ihm ein besonderes Vergnügen, mit dem Winkelmasse zu messen, anzuordnen, selbst zu hämmern, zu zimmern, zu hobeln und mit der Kelle zu hantiren, nachdem er früher die Zeichnungen zu dem Herzustellenden entworfen hatte. Er schaffte all das mit auffallender Geschicklichkeit, zur Verwunderung der Handwerksleute. Seine manuelle Fertigkeit war überhaupt eine staunenerregende. Er bewährte sie in der Handhabung musikalischer Instrumente, er versuchte in Stahl zu graviren, in Thon zu modelliren, wie er denn auch, als der Aufruf erging, Entwürfe für das in Wien zu errichtende Schiller-Denkmal einzusenden, ein Gypsmodell modellirte, das eine lebhafte Aufmerksamkeit auf sich zog.

Selbstverständlich war die Einrichtung eines Ateliers, zu dem man durch ein Treppenvestibule in das erste Stockwerk gelangte, Amerling's erste Sorge. Seine „Werkstatt" nannte er

den poetisch geschmückten Raum, in welchem er, fortan nur zeitweilig vom Reisen unterbrochen, bis zu seinem Lebensende thätig war, wo er all die Gebilde schuf, die seinen bereits berühmten Namen immer noch populärer machten und ihm goldenen Segen einbrachten. Er malte auch, ohne an deren Veräusserung zu denken, Bilder, und mit Vorliebe Porträts ihm befreundeter Männer, die namentlich auf dem Gebiete der verschiedenen Künste Ruhm erworben haben. Wie in Rom, Mailand und Berlin eine stattliche Anzahl Porträts von uns bereits genannten Persönlichkeiten entstanden ist, wendete er nunmehr seinen Pinsel denen der Heimat zu. Es sind Bilder, die eine leider noch immer nicht geschriebene Kunstgeschichte Oesterreichs illustriren werden. Wir nennen herausgreifend folgende Namen: Karl Rahl, Friedrich Schilcher, Theodor Alconière, Friedrich Gauermann, Johann Schödelberger, Josef Kriehuber, Johann Raffalt, Adam Ramlmayer, Franz Heinrich, Peter Fendi, Robert Theer, . . Moltene, den Architekten Franz Romano, den Compositeur Hoven (Johann Freiherr von Püttlingen), die Schauspielerinnen Charlotte Wolter als Hermione, Friederike Bognar als Austria, Anna Zeiner, die Sängerin Friederike Fischer, Bogumil Davison als Richard III., den kunstliebenden Professor der Anatomie Joseph Berres, aus Dankbarkeit für dessen Behandlung eines Gichtanfalles, den Augenarzt Arlt, den ebenso berühmten praktischen Arzt Ig. Rud. Bischof, den Gelehrten Karl v. Martius, den Geschichtschreiber Johann Graf Mailáth mit seiner Tochter, die Poeten Grillparzer, Castelli, Frankl.

Grillparzer erwiderte sein Porträt mit folgenden Versen:

„Ich habe Menschen gemalt wie Du
Und wagt' es auf Aehnlichkeit zu hoffen,
Doch stimmten sie nicht immer zu,
Am wenigsten, die am meisten getroffen."

Unter das, nach Amerling's Porträt Ignaz Franz Castelli's von Seybold lithographirte Bild schrieb der Dichter:

„Noch bin ich auf dem Stein,
Bin ich einst unter m Stein
Dann denke mein!"

Amerling begeisterte nicht allein das Publicum, er wurde von seinen Kunstgenossen hoch geehrt und von Dichtern be-

sungen. Als sein vielleicht sensationellstes Bild „Die Morgenländerin", die er für den Minister Grafen Kolowrat auf dessen Bitte für ihn reproducirte, ausgestellt war, erschienen vom Lyriker Franz Fitzinger, dem Bruder des Naturforschers Leopold Fitzinger, schwungreiche Verse. Anknüpfend an das Verbot des Korans, die Menschengestalt zu malen, weil sie beim jüngsten Gerichte vom frevelnden Maler die Seele verlangen werde, schrieb er:

„Dein Werk, wie die Natur so wahr und prächtig,
Dein Bild hat keine Seele mehr zu fordern."

Ein anderes Bild: „Eine junge Mutter betrachtet das Bild ihres verstorbenen Gatten, während ihr Kind ihr zur Seite spielt", besang Andrea Maffei und Carlo de Guaita die „Lautenschlägerin" in italienischen Versen und noch andere Poeten richteten bei verschiedenen Anlässen, so auch Josef von Weilen, als der Künstler das Ehrenbürgerrecht von Wien erhielt, Verse an ihn:

„Die Stadt hat ihrem treuen Sohne,
Der sie durch seine Kunst geschmücket,
Den schönsten Schmuck: Die Bürgerkrone,
Aufs lorbeerreiche Haupt gedrücket."

Betti Paoli verglich ihn mit Van Dyck, Drexler-Manfred besang ihn als Farben-Sardanapal, S. H. Mosenthal und Andere.

Wir führen zu den Künstlerporträts noch nachträglich das, des berühmten Kupferstechers Franz Stöber an. Amerling dafür, dass er ihn, wie wir gelesen haben, zweimal trefflich in Stahl gestochen hatte, verehrte ihm zugleich vier kleine Bilder für dessen berühmte reiche Dosensammlung. Eines der Miniaturbilder zeigte je einen Löwenkopf, einen Türken im Turban, ein Kaninchen, Hagar, die ihrem Sohne Ismael zu trinken giebt.

Emilie Heinrich.

Der längst ersehnte Besitz eines eigenen Hauses war, wie wir gelesen haben, nunmehr in einer auch die Phantasie des Künstlers befriedigenden Weise erworben. So sehr ihn auch die reiche Ausschmückung der weiten Räume, nebst fortgesetzter Arbeit vor der Staffelei, in Anspruch nahm, nach gethaner Tagesmühe, in den Raststunden fühlte er sich schmerzlich ein-

sam und allein; zumal seine einzige Tochter Ludmilla aus erster Ehe, einem Gatten folgend, das väterliche Haus verlassen hatte. Auf dem häuslichen Herde loderte keine Flamme. Dem von einem abendlichen Spaziergange Heimkehrenden kam Niemand freundlich entgegen und sein Gemüth sehnte sich, immer wieder verlangend, nach einem weiblichen, theilnehmenden Herzen. Da kam der Zufall, wenn auch neue Seelenkämpfe bringend, trostreich und erlösend dem Verlangen entgegen.

Der österreichische Architekturmaler Heinrich liebte es, ein peripathetisches Kunstleben zu führen, um in allen Ländern Europas die berühmtesten Bauwerke zu sehen und durch seinen Stift zu illustriren. Er verwerthete sie bei Kunstfreunden, um für den Erlös wieder reisen zu können. So kehrte er im Jahre 18.. aus Amerika zurück. Ihn begleiteten seine Gattin und drei Töchter, Louise, Emilie und Fanni. Die beiden älteren, aufmerksame Beobachterinnen der Kunstthätigkeit ihres Vaters, ahmten, ohne eigentlichen Unterricht von ihm, seine Kunst nach und entwickelten ein nicht unbedeutendes Zeichnentalent, das durch die auf so vielen Kunststätten gewonnene Bildung nur noch erhöht wurde. Die Begabtere der Schwestern, Emilie, eignete sich während eines einjährigen Aufenthalts in Amerika auch die englische Sprache vollkommen an und lernte in späteren Jahren, um Inschriften auf Gebäuden und Münzen, namentlich in Italien lesen zu können, autodidaktisch auch die lateinische und italienische Sprache. Sie liebte es, die classischen Werke der antiken Dichter, wie die der deutschen zu lesen.

Amerling war mit Heinrich schon von Akademiezeiten her näher bekannt und besuchte, von diesem eingeladen, bald sein Haus, um seine mitgebrachten Zeichnungen und Farbenskizzen zu sehen. Amerling versäumte es aber auch nicht, die lebenden Bilder, die Töchter des Freundes, zu betrachten. Die Wahl zwischen den beiden älteren — die jüngste war in einem Erziehungsinstitut in Deutschland zurückgelassen worden — war ihm nicht leicht. Später neigte er sich jedoch der jüngeren, still bescheidenen, in sich sinnenden Emilie zu, zumal er bemerken konnte, dass sie, wenn sie sich unbeachtet glaubte, ihn mit ihren mondblauen seelischen Augen betrachte. Die Schwestern besuchten zuweilen Amerling in seinem Garten, in seinem Hause,

da war es Emilie, die ihm in Beziehung auf Anordnung der Kunstschätze praktisch-sinnigen Rath gab und diesen nicht selten durch eine rasch hingeworfene Zeichnung illustrirte, oder ihn zur Anbringung eines schönen Spruches aufmunterte und nicht selten durch ihre feinfühligen Urtheile über Gemälde, Architekturen überraschte und Antiquitäten ihrem Werthe nach zu bestimmen verstand. Amerling liebte das zwanzigjährige, in Schönheit aufgeblühte Mädchen, während er selbst schon das vierundfünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, wiewohl sein frisches Aussehen, seine gelenke Kraft und Beweglichkeit wie sein munterer Geist dieses Alter nicht erkennen liessen. Doch war er, wenn auch das Herz des Mädchens für ihn still verschämt zu glühen schien, zaghaft, eine Erklärung zu wagen.

Wie schon einmal nämlich stellte sich noch das Hinderniss einer ehelichen Verbindung entgegen, indem Amerling von seiner zweiten Gattin wohl getrennt lebte, aber als Katholik nicht berechtigt war, eine neue Ehe einzugehen. Ein Auswandern wurde ihm nicht gestattet, um, zum Protestantismus übertretend, im Auslande heiraten zu können. Aber leidenschaftlich von Liebe ergriffen, konnte er an ein Entsagen nicht denken, zumal ihm auch das beglückende Bewusstsein wurde, ebenso innig geliebt zu werden. Und so hatte er den Muth, der ihm bereits Verlobten vorzuschlagen, mit ihm eine Ehe ohne kirchliche Einsegnung einzugehen. Die hinterlassenen Tagebücher Emiliens sind ein rührendes Zeugniss der Seelenkämpfe des ebenso tugendhaften als religiös gesinnten Mädchens, die es im tiefsten Herzen erschütterten. Sie sind im wahrsten Sinne die Bekenntnisse einer schönen Seele. Phantasie und Verstand wechseln wie Ebbe und Fluth in ihr, der Widerspruch der gesellschaftlichen nüchternen Welt, mit den menschlich heiligsten Gefühlen, ist in den Tagebuchblättern rührend schmerzlich ausgedrückt. Verzagtheit und Muth, Zorn und Zweifel wechseln miteinander. Während sie der ihr zugemuthete Entschluss erschreckte, konnte sie wieder nicht begreifen, dass oft ein Mädchen ohne jedes Gefühl von Liebe sich einem Manne hingiebt, um in Reichthum zu schwelgen, oder auch um nur versorgt zu sein. Ist das nicht ein menschlich und kirchlich lasterhaftes, aber legitimes Maitressenthum? Alle Welt weiss das und huldigt doch den gesetzlich Vermählten und behandelt sie mit aller gesellschaftlichen

— Hochachtung. Und ein aus menschlich heiligsten Gefühlen geschlossener Liebesbund?

Als Amerling nach vielen Jahren diese von der Schreiberin geheim verwahrten Blätter in dem Nachlasse der ihm später auch kirchlich angetrauten Gattin fand und las, konnte er nur weinend sich in dieselben versenken. Es war, als ob er erst jetzt das märtyrhafte Liebesopfer in seiner vollen Grösse erkannt hätte. Er wiederholte gegen uns mehrmals die Worte: „Diese Blätter sollten in einer Kirche von der Kanzel herab verlesen werden, damit man erfahre, was das für ein edles, reines Wesen gewesen ist!"

Der liebeglühende, erfindungsreiche Künstler verstand es endlich, unter Zustimmung der Eltern seiner Verlobten, den Kampf, die Zweifel, die Verzagtheit derselben zu besiegen, hatte er doch ihr Herz als starken Bundesgenossen. Am 8. September 1857, in später Abenddämmerung, begab sich eine kleine Gruppe von Menschen in die gegen Norden gelegene kleine Kapelle der Stefanskirche, in der die marmornen Gestalten des Stifters des Domes, Erzherzog Rudolf und seiner Gattin, der böhmischen Königstochter Bianka, auf ihren Sarkophagen ruhen. Zwei der Gruppe: Amerling und seine Braut, knieten in der stillen, einsamen Kapelle vor dem Altare nieder und verrichteten inbrünstig ein Gebet; dann traten die Eltern der Braut und ihre Schwester und noch zwei Zeugen hinzu und das Brautpaar gelobte sich, angesichts des Altarbildes, unverbrüchliche Liebe und Treue. Amerling sagte, als er mit der Braut den Ehering wechselte: „Gott sei mit Dir und mit mir". Das menschlich schöne Bündniss war mit frommer Weihe geschlossen.

Wie einst, als er seine erste Gattin heimführte, war das Glück in Amerling's Hause wieder eingekehrt. Die Ruhe eines gemüthsinnigen Familienlebens, das er so lang ersehnte und suchte, war über ihn gekommen. Ein geistiges und physisches Behagen blieb nicht ohne Einfluss auf sein schöpferisches Können. Wenn er vom Porträtiren müde war, drängte es ihn und mehr als je zu poetischen Genrebildern und Landschaften, selbst zu Versuchen historischer Gemälde. Mit seinem Ruhme wuchs auch der reiche Ehrensold, den ihm seine Schöpfungen einbrachten. Nicht weniger als das freundliche, liebenswürdige Wesen der

Bayerische

ebenso anmuthigen als geistig begabten Hausfrau zog die originelle Persönlichkeit des Künstlers und sein kunstreich geschmücktes Haus, wie schon einst, wieder einen Kreis von ausgezeichneten Männern und Frauen heran. Es waren glückliche Jahre, die Amerling verlebte und die er nur durch wiederholte Reisen, zumeist nach Italien, unterbrach. Diese Romfahrten galten aber nicht allein dem Wunsche, Geist und Phantasie wieder aufzufrischen. Er reiste mit spähendem Auge, um alte Kunstwerke zu entdecken und sie für sein bereits zum Museum umgewandeltes Haus zu gewinnen. Sie kannten ihn Alle, die Antiquare in den Städten Italiens, den im Erwerbe von Alterthümern rasch und scharf erkennenden, aber auch merkwürdig kaufmännisch geübten Maestro. Heimgekehrt liebte er es, seinen Freunden, froh die Hände reibend, zu wiederholen: „Heuer ist der Fischzug am Mittelländischen Meer wieder gerathen."

Das Museum.

Wenn man die Treppe zum ersten Stockwerk des Hauses emporsteigt, so fallen dem Auge die verschiedenen alten Inschriften, Basreliefs, ein die Weltkugel tragender Atlas auf. Die Fenster, welche dem Treppenhause Licht gaben, zeigen bunte, in Glas gebrannte, farbige Wappen. Auf den Fensterbrettern liegen allerlei alte Geräthe, deren Gebrauch nicht immer klar gewesen ist.

Eine eiserne Gitterthüre führt links in ein mässig grosses Zimmer, angefüllt mit kunstvoll geschnitzten Kästen und Schränken. So kostbar sie sind, kostbarer noch ist ihr Inhalt: Bücher aus der ersten Zeit der Buchdruckerkunst, alte Diplome mit kunstreich gemalten Initialen, Legendenbücher mit Holzschnitten, das Ordensband, das der Kaiser, während ihn Amerling malte, auf der Brust trug, ein einzelnes röthliches Haar Friedrich Schiller's, ein Orginalmanuscript von Beethoven. Dieses Manuscript, vom Copisten fehlerhaft geschrieben, durchstrich Beethoven und schrieb der Länge nach und schief folgende Worte darauf: „Wenn der eselhafte Kerl mich verbessern will, das wäre gerade so, als wenn eine Sau die Minerva unterrichten wollte." Um diese seltsame Aeusserung zu verstehen, muss eine Stelle im Plutarch citirt werden: „Als der Redner Demades sagte: ‚Mich will Demosthenes belehren? Das hiesse

ja die Sau die Minerva,' erwiderte Demosthenes: „Ja, die saubere Minerva ist vor Kurzem zu Kolyttus im Ehebruche ertappt worden." Bei Griechen und Römern war „die Sau der Minerva" ein übliches Sprichwort. Aus dem eben geschilderten Zimmer treten wir in ein zweites mit einem Runderker, der von aussen mit einem Spitzthürmchen geschmückt ist. Aus diesem Erker war der meilenweit entfernte Schneeberg, ehe diese herrliche Fernsicht durch Häuser verbaut wurde, zu sehen. Eine antike Lampe hängt von der Decke des Erkers herab. Im Zimmer selbst stehen und hängen Ritterrüstungen, Richtschwerter, Lanzen, Hellebarden, Helme, längst aus dem Gebrauche gekommene musikalische Instrumente. Aus diesem Zimmer gelangt man in das Hauptgelass, genannt der Mercursaal, weil hier die marmorne Gestalt des Gottes von Thorwaldsen aufgestellt ist, welche König Ludwig I. von Bayern bei dem Meister bestellt hatte. Er starb bald darauf. Das Werk wurde wohl vergessen und vom Thronfolger nicht abgefordert. So blieb es im Besitze eines der ersten Schüler Thorwaldsen's, von dem die Statue, da vom Besteller ein Vorschuss gegeben war, Amerling um den verhältnissmässig geringen Preis von 5000 fl. ankaufte. In diesem Saale hängen an den Wänden kostbare Bilder altitalienischer Meister. Für das kostbarste hielt Amerling ein lebensgrosses Bild eines Bischofs von Mecheln von van Dyck. Er kam in eigenthümlicher Weise in den Besitz desselben. Sein Jugendgenosse, der Maler Robert Theer, befand sich in einer drängenden Situation und bat Amerling, ihm ein Darlehen von 4000 fl. zu gewähren. Da Amerling dazu, und zwar ohne jede Verzinsung, sofort bereit war, sendete Theer gleichsam als Pfand, das Bild an Amerling mit der Bedingung, dass es, wenn er die Rückzahlung nicht zur festgesetzten Zeit leisten könnte, in dem Besitze Amerling's verbleibe. Nach dem Tode Amerling's wurde jedoch bei der fachmännischen Abschätzung das Bild nur als eine Copie anerkannt und deren Werth auf 1300 fl. bestimmt. In keinem Falle scheint uns diese Angelegenheit abgeschlossen und ist einer weiteren Untersuchung werth. Polychrome Majolicabüsten, Elfenbeinrahmen, deren einer allein auf mehrere tausend Gulden geschätzt ist, Heiligenbilder, zahlreiche Taschenuhren, vom Nürnberger Ei angefangen, viele mit Miniaturen geschmückt, seltsam eingelegte Tische, metallene Vasen, aus Eisen geschmiedete Lampen, altvenetianische Glas-

pocale, Thonmodelle von Kirchen, metallene Votivtafeln. Ein wohlgeordnetes Ganzes von hunderterlei Kunstgegenständen. Auch hier stehen uralte, schön geschnitzte Kasten, Kästchen und Schränke. Besonders fällt ein kunstvoll gearbeiteter Schmuckschrank aus Ebenholz auf. Er ist mit Elfenbein und edlen böhmischen Steinen eingelegt. Daran als Zier die Büsten aller Herrscher des Hauses Habsburg. Der Künstler, ein Prager, hat funfzehn Jahre daran gearbeitet und sein ganzes Vermögen, 20.000 fl., für die Ausführung und Ausschmückung verbraucht. Er hoffte, dass der Kaiser das kostbare Werk ankaufen werde. Als dies nicht stattfand, wurde es in einer Wiener Gewerbe-Ausstellung ausgestellt und erregte grosses Aufsehen. Da sich kein Käufer fand, erwarb es Amerling. In den Schränken selbst befindet sich ein reicher Inhalt: Goldhauben, kostbarste alte Costüme, antike Stickereien, Spitzen, eine Dogenmütze, von Gold und Blumen strotzende Priestergewänder und noch tausend andere Gegenstände, deren Aufzählung ebensoviele und noch mehr Blattseiten erfordern würde, als wir Zeilen niederschreiben. Alle Gegenstände des Museums wurden, wie dies üblich ist, von der Gerichtscommission unterschätzt, und zwar mit 120.000 fl., während sie den Werth von mindestens 200.000 fl. repräsentiren.

Wir verlassen hier den chronologischen Gang unserer Erzählung, um ihn später wieder aufzunehmen. Wir greifen zwölf Jahre vor, um das freiliebende Eheverhältniss zum auch gesetzlich befriedigenden Abschluss gebracht zu sehen.

Kirchlicher Ehebund.

Wie schön sich auch dem Künstler das Leben gestaltete, ein dunkler Schatten flog dennoch über das Antlitz der liebenden Genossin. Wenn noch so leise und bescheiden, doch verrieth zuweilen ein Wort, eine Gedankenwendung, dass die Gattin, die Mutter es schmerzlich fühlte, nicht von der Welt als solche anerkannt zu sein, wenn auch die ehrenhafte, sittlich edle Frau es niemals zu fühlen bekam, dass ihr Seelenbund nicht die kirchliche Weihe empfangen hatte.

Ein theilnehmender Rechtsfreund des Hauses, Dr. Drechsler, dem Amerling sein Leid klagte, machte ihn auf den Umstand aufmerksam, dass es möglich sei, wenn er und Emilie zur protestantischen Kirche übertreten würden, um eine sogenannte sieben-

bürgische Ehe einzugehen, doch müsse er sich von seiner von ihm getrennt lebenden Frau früher auch gerichtlich scheiden lassen. Die Zustimmung der Frau wurde erlangt und die Ehe von Friedrich Amerling und Katharina Josefa Heissler nach langen Verhandlungen bei den kirchlichen und weltlichen Behörden gerichtlich geschieden. Bei diesem Anlasse brachte Amerling ein grossmüthiges Opfer, indem er den seiner nunmehr geschiedenen Frau zugesicherten Erhaltungsbeitrag verdoppelte. Hierauf traten Friedrich Amerling und Emilie Heinrich zur evangelischen Kirche über und wurde von ihm die Bitte um Entlassung aus dem österreichischen Staatsverbande eingereicht, um in das durch den mittlerweile staatlich eingeführten Dualismus nunmehr in das zum Auslande gewordene Ungarn einzuwandern. Zunächst in Siebenbürgen hatte die evangelische Geistlichkeit das Recht, in dem angedeuteten Falle eine Ehe kirchlich einzusegnen. Nur hatte noch eine Hauptbedingung erfüllt zu werden. Der Ehewerber musste mit seiner Braut sich in Siebenbürgen ansässig machen und daselbst einen Grundbesitz oder ein Haus erwerben. Man schlug Amerling die Hauptstadt des Landes, Hermannstadt, vor, um daselbst den gesetzlichen, wenigstens sechswöchentlichen Aufenthalt zu nehmen, denn nur so und nach Ankauf eines Anwesens konnte das Zuständigkeits- und Bürgerrecht erworben werden.

Was hier nur in wenigen Zeilen zusammengefasst ist, bedurfte, um es durchzuführen, vielfacher Besprechungen, Correspondenzen, amtlicher Verhandlungen, Bittschriften und Protokolle. Es liegt uns ein grosses Convolut all der Actenstücke vor, die eine klare Einsicht in verwickelte Zustände, advocatische Spitzfindigkeit u. dgl. gewähren und für Diejenigen, die einen gleichen Weg gehen wollten, sehr lehrreich sind.

Die nunmehr schon seit mehr als einem Jahrzehnt auch menschlich schön gesegnet Verbundenen begaben sich denn, wieder zum Brautpaar geworden, nach ihrem Bestimmungsort. Sie fanden hier die freundlichst entgegenkommende Aufnahme. Man kannte die Ursache ihres Kommens und freute sich, den berühmten Maler, dessen Kunst auch sofort in Anspruch genommen wurde, in der Stadt zu wissen. Das Brautpaar wohnte im gastfreundlichen Hause der angesehenen Familie Hugo Liedecke. Der Hausherr hielt auf dem Hauptplatze der Stadt

einen Juwelen- und Antiquitätenladen offen. Der letztere Umstand zog Amerling besonders an, zumal er auch mit Herrn Liedecke, der in seiner Jugend in Wien lebte, von seiner geliebten Vaterstadt reden konnte. Es stellte sich ein freundschaftliches Zusammensein her. Amerling fand ein besonderes Wohlgefallen an den originellen sächsischen und rumänischen Costümen, die er fleissig beobachtete, wenn die Landleute zu den Wochenmärkten kamen. Einmal erregte ein Rumäne seine besondere Aufmerksamkeit, dessen charakteristischer Kopf von langen schwarzen Haaren bedeckt und dessen Vollbart schneeweiss war. Er malte den Kopf und verehrte ihn später zum Andenken an seinen Aufenthalt in Hermannstadt der dortigen Bildergalerie. Er malte auch auf freundliche Bitte einen jungen Mann, den letzten männlichen Sprossen der freiherrlichen Bruckenthal'schen Familie, dessen mit einem Baron Mylius vermählte Schwester und ihren Gatten.

Nachdem alle Bedingungen zur Eingehung der Ehe endlich erfüllt, alle weltlichen und kirchenbehördlichen Forderungen geordnet, Sorgen und Kämpfe besiegt waren, konnten die nun „ehrlich" Verbundenen in gedruckten Briefen ihren Freunden nach Wien schreiben:

„Ihrer freundlichen Theilnahme entgegensehend, erlauben wir uns mitzutheilen, dass unsere eheliche Verbindung Montag den 1. November in hiesiger evangelischer Stadtpfarrkirche vollzogen wird.

Hermannstadt, den 27. October 1869.

Friedrich Amerling. Emilie Heinrich."

Und doch! Trotz all dieser Vorgänge und vertrauensvollen Thatsachen war eine solche Ehe nach österreichischem Gesetze ungiltig und Amerling hätte auf Bigamie verklagt und verurtheilt werden können. Es war der erste derartige Fall, dem mehrere von ebenfalls notorischen Personen, deren Eine der Kunst-, die Andere der Journalwelt angehörte, folgten. Es bewährte sich schützend der Spruch: Wo kein Kläger, da ist kein Richter. Da ereignete es sich, dass gleichsam rettend am 9. März 1871 die von Amerling getrennte Frau nach kurzem Leiden, noch jung an Jahren, starb. Schon am 29. Mai, am Pfingstmontag, Abends ½8 Uhr, nahm der Superintendent

Gunesch in der evangelischen Kirche in Wien die endlich legale Trauung der beiden Märtyrer der Liebe vor. Amerling schrieb noch an demselben Abend in sein Tagebuch: „Gott war, ist und wird mit uns sein. Amen!"

Er wanderte bald darauf aus, um sich wieder in den österreichischen cisleithanischen Staatsverband aufnehmen zu lassen. Ebenso gerne wäre er zu der Religion, welcher alle seine Vorfahren angehörten und in der er selbst geboren und erzogen war, zurückgekehrt, aber das feinere religiöse Gefühl der Gattin sträubte sich, wie sie es nannte, gegen ein so „frivoles Wechselspiel."

Amerling malte aus Dankbarkeit seinen Freund Drechsler, der die ganze Angelegenheit, soweit sie juridisch war, leitete, und benützte dessen geistig ausdrucksvollen blonden Kopf zu dem Bilde, das einen Barden, der in die Harfe greift, darstellt.

Der Polterabend

wurde in unserem Hause nur von intimen Freunden des jungen Ehepaares lustig gefeiert. Die ideal schöne Auguste Baronin Stummer, die Amerling gemalt hatte und deren Vater Winter eine Anzahl von Amerling's Bildern in seiner Kunstsammlung besass, erschien mit ihrem Gatten. Der Gemeinderath Wilhelm Frankl, der Obercantor S. Sulzer, Frau Betti Weissel und ihre poetische Schwester Marie Boschan, der Dichter Dr. S. H. v. Mosenthal, der österreichische Biograph Dr. Constantin v. Wurzbach-Tannenberg bildeten den Kreis. Das Fest hatte, dem Sinne Amerling's entsprechend, keinen ernst sentimentalen Charakter. Der Hausherr, gekleidet als Stadtträger, dem Gänseflügel an den Schultern angefügt waren, erschien, Amor darstellend, und brachte einen eisernen Bogen aus dem 16. Jahrhundert als Huldigungsgeschenk mit von Mosenthal verfassten humoristischen Versen dar. Es war die Veranstaltung getroffen, dass die seit Jahrhunderten in Krems gestiftete „Simandel"-Bruderschaft dem jungen Ehemanne ein in altdeutschen Lettern gedrucktes Diplom zusandte, das mit entsprechend heiter satirischen Versen übergeben wurde, und was der Schwänke noch mehr waren.

Die Familie.

Das Haus des Künstlers gestaltete sich immer heiterer, indem die Fröhlichkeit blühender Kinder darin ihre Spiele aus-

führte. Nach dem in frühester Jugend erfolgten Tode eines Mädchens und eines Knaben, wuchsen aus dem Ehebund noch drei Mädchen frisch empor: Friederike, geboren am 14. September 1859, seit 4. Juni 1881 mit einem Beamten der Staatseisenbahn Franz Bauer vermählt; Wilhelmine, geboren 16. December 1866, und Marie, im nahezu 70. Lebensjahre des Vaters geboren am 11. Juni 1872. Die Tochter Ludmilla, geboren am 2. Juni 1832, aus der ersten Ehe Amerling's, war zuletzt in dritter Ehe mit dem kaiserlich mexikanischen Hauptmann Otto Beutel verheiratet und starb ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters in Wien 1888, sie hinterliess mehrere Kinder.

Noch gehörten zur Familie zwei Brüder Amerling's, der k. k. Oberst Josef Amerling und der k. k. Hauptmann Andreas Amerling, deren biographische Skizzen in den vorliegenden Blättern enthalten sein werden.

Beim Kaiser Franz Josef.

Es war zur Zeit, dass der Kaiser die Erweiterung der Stadt Wien angeordnet hatte. Die alten Basteien und Mauern sollten fallen. Die Bevölkerung sah darin ein Symbol des politischen Willens, dass mit der alten Zeit gebrochen sei und freute sich. Amerling, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben, ein für seine Vaterstadt schwärmender Wiener, theilte die allgemeine Befriedigung, aber auch die Besorgniss, es könnte bei der Ausführung „durch die Hofämter was Dumm's geschehen." Es liess ihn Tage lang nicht ruhen. Er componirte, mühsam seine Gedanken zusammenfassend, eine an den Kaiser zu richtende Vorstellung, und entschloss sich, dieselbe persönlich zu überreichen. Er hatte den Monarchen, seitdem er ihn noch als Knaben mitten unter Spielzeug und später in Husaren-Uniform für den Ständesaal in Budapest gemalt hatte, nicht wieder gesehen und meldete sich zur Audienz. Unmittelbar nach derselben, am 22. Februar 1860, begegnete er einem jungen Kunstgenossen, dem erst im verflossenen Jahre und zu früh hingeschiedenen Maler Gustav Gaul, und erzählte ihm unter frisch empfangenem Eindruck das mit dem Kaiser geführte Gespräch.

„Ich liess dem Kaiser durch den Oberstkämmerer Grafen Crenneville sagen, ich hätte keine Bitte für mich, sondern etwas Erfreuliches Seiner Majestät mitzutheilen. Die Audienz wurde

mir bewilligt und jetzt komme ich just vom Kaiser. Ich sagte ihm: Eure Majestät! Ich bin gekommen, die Glacien zu retten. Wir haben ja Alles verloren: den Brigitten-Kirchtag, die Bürgerwehr beim Frohnleichnams-Umgang, die Basteien. Wenn schon Etwas geschehen sollte, so wären zwei Bassins anzulegen, im Sommer mit Kähnen drauf zu fahren, im Winter zum Eislaufen. Da sammeln sich Gruppen, kommen Verkäufer, das gäbe schöne Bilder. Möchten sich Eure Majestät nur selbst davon überzeugen. Und die neuen Häuser! Es wäre besser, wenn schon für die grössere Bevölkerung gesorgt werden muss, man setzte neue Stockwerke auf die alten. Da sagte der Kaiser: Nun schön sind die neuen Häuser freilich nicht. Ich sprach weiter: Die verdammten Zeitungen haben Alles verdorben. Jedes Milliweib (Milchverkäuferin) will mit Eurer Majestät regieren. Der Kaiser lächelte und erwiderte nichts und ich habe mir dacht (gedacht), da hast was Dalkets gesagt und war verlegen; ich fasste mich und sagte, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: Eure Majestät sehen sehr gut aus, mich freut das sehr, habe schon lange nicht die Ehre gehabt. Bitte um Entschuldigung. Ihre Augenblicke sind kostbar. Der Kaiser klopfte mich auf die Schulter und sagte: Hat mich gefreut, dass ich Sie wieder gesehen habe."

Im Schriftennachlasse Amerling's hat sich der von seiner Hand geschriebene Entwurf der an den Kaiser gerichteten Vorstellung erhalten. Wir lassen als Ergänzung der gewiss originell naiven Scene den Wortlaut folgen, zugleich als ein kleines Zeugniss, wie sich der pinselgewandte Mann mit der Feder auszudrücken verstand:

„Eure kaiserliche königliche apostolische Majestät'

Es ist kühn, vielleicht verwegen Eure Majestät auf Etwas aufmerksam machen zu wollen, allein die Liebe zu meinem Vaterlande und zu meiner Vaterstadt giebt mir diesen Muth. Mögen Eure Majestät mir gnädigst Verzeihung gewähren!

Eure Majestät beabsichtigten, die Glacien zu verbauen, zur Gewinnung theils an Wohngebäuden und um eine Einnahme dadurch zu erzielen. Die Glacis ist eine Zierde der Stadt und Wohlthat für den physischen Menschen, welche Wien in dieser Beziehung zum ersten Range von Europa erhebt. Bauplätze-Vermehrung ist nicht nothwendig, da so viele viele Gründe noch u. behaut sind. Gerüchtweise soll der Verkauf der Plätze dem Staate 14 bis 20 Millionen eintragen. Was ist das für eine unbedeutende Entschädigung für die Gesammteinwohner. Bei kleineren

städten geht man vor's Thor und man ist im Freien. Hier ist die Glacis für die Menschen das einzige nahe Erholungsmittel. Die Kinder können spielen und die älteren Leute sich erheitern. Wären nicht 2 bis 4 grosse niedere Bassins anzulegen? Wasser ist so erfrischend und durch Fischleins für Gross und Klein erheiternd im Sommer, im Winter durch Schlittschuhlaufen und Schlittenbahn, wie Prag ein Beispiel ist, die Menschen zu ergötzen und sie von den Mühen und Sorgen und von der so durch Zeitungen impastirten, vollgestopften, unglücklichen Tagespolitik abzulenken; da keine Festlichkeiten, kein öffentliches Gepränge, welche stets für die Masse von wohlthätigstem Einflusse sind; wie auch Ordensfeste in Costüme, Nachtmusiken, am 1. Mai die Laufer im Prater. In Alleen oder auf Hauptplätzen wären Statuen der berühmtesten Oesterreicher aus Stein, ein kleiner Hain oder Wäldchen mit mythologischen Figuren anzubringen.

Und was wird endlich durch die neuen Bauten erzielt? Der Speculation der niedrigsten Gewinnsucht die Thore geöffnet. Schöne Gebäude durchaus nicht. Die Gegenwart ist in ihren Anforderungen so material, als dass ein Architekt ein Baumeister, welche Letztere auf dem niedrigsten Standpunkt der Gemeinheit angelangt, ein schönes Werk schaffen könnte. Paläste, Herrenhäuser, wie eines Fürsten Trautsohn, jetzt der ungarischen Garde eingeräumt, Fürst Lichtenstein Grafen Schönborn, Marquis Pallavicini und Andere haben aufgehört, mit ihnen die Architekten und so alles Edle in Formen.

Friedrich Ammerling."

Nach dieser Stilprobe dürfte es den Leser interessiren, auch einzelne Gedanken, die Amerling bei verschiedenen Anlässen in sein Tagesbuch schrieb, und was er sonst Merkenswerthes fand, wenn er irgend ein Buch las, das ihm zufällig in die Hände kam oder ihm besonders empfohlen wurde. Es sind diese Aufzeichnungen für die geistige Richtung und Entwickelung des Künstlers besonders interessant und lassen auch einen Blick in sein praktisches Leben thun, das vorzüglich gern nach ernsten Betrachtungen zum Humoristisch-Satirischen hinneigte. Er war auch in dieser Beziehung ein echter Wiener, den der Reimchronist Wolfgang Schmälzl schon vor Jahrhunderten als einen „Schimpfer" charakterisirt. Der Umgang mit bedeutenden Männern, zumeist mit gebildeten Frauen, blieb nicht ohne Einfluss auf seine eigenen Anschauungen, er wurde wohl auch angeregt, zu lesen und sich gewissermassen literarisch auszubilden, um nicht, wie er sich zuweilen äusserte, „gar so dumm dastehen zu müssen", wenn von der dritten Kunst — die bildende und musikalische fesselten ihn zumeist — die Rede war. Er holte, wenigstens sporadisch, nach, was, wie wir gesehen haben, ohne sein Verschulden in seiner Jugend versäumt worden war. Sein reger Geist fasste auch hier rasch auf. Durch häu-

figeren Besuch des Burgtheaters lernte er zunächst die deutschen Classiker kennen, was Anlass gab, ein oder das andere Drama derselben zu lesen, sich etwas mit Geschichte und Mythologie vertraut zu machen. Als er einmal Friedrich Hebbel begegnete, sprach er ihn mit den Worten an: „Sie haben mich um meinen Nachtschlaf gebracht durch Ihre „Judith und den Holofernes." Ich war im Fieber." Wir erinnern uns nur eines Buches, das er wiederholt mit Entzücken las, das ihn wegen der in demselben ausgesprochenen Kunstansichten, vielleicht noch mehr durch seine classisch gesunde Sinnlichkeit fesselte: Ardinghello von Heinse. Die grösste Anziehungskraft übte die Volksbühne mit ihren derb komischen Gestalten, Reden und Liedern auf ihn; nichts konnte ihn mehr erheitern, als diese.

Wir lassen, um seine Eigenart durch Beispiele zu illustriren, hier eine kleine Zahl von seinen Beobachtungen und Notizen folgen, denen sich Auszüge aus dem, was er las, anschliessen sollen. Es berührt vertraut, dass er auch mit Vorliebe Citate aus Dichtern niederschrieb.

Prosa:

Willst du wissen, was Prosa ist? Lerne Amtavorsteher, Richter, Armenväter, Pfarrer, Gemeinde- und Magistratsräthe kennen.

Kennzeichen:

Wer viel redt und schreibt, der hat wenig Thatkraft.

Kunstregel:

Alles, was der Maler malt, soll naturathmend sein, aber er muss sich hüten Natürliches zu zeugen.

Antwort

(auf eine Einladung der k. k. Akademie der bildenden Künste zu einer Reformberathung.)

„Vorzeit und Mittelalter brachten im Gebiete der Kunst, ohe öffentliche Lehranstalten waren Höchstes und Schönstes in der Kunst hervor, die Zeit der Akademien hingegen nur das Mittelmässige. Also: Keine Akademie mehr! Mit dieser gewonnenen Ansicht kann ich mich bei einer Besprechung über Erweiterung derselben, Vermehrung oder Erleichterung der Studien u. s. w., welche nur in der gesättigten, einzig den materiellen Interessen nachjagenden Gegenwart, Vervielfältigung und mithin mehr Verfall für Kunst und Künstler hervorbringen, in keiner Weise betheiligen."

An die Künstlergenossenschaft!

„Wenn ein k. k. Professor seiner Befähigung wegen von der Genossenschaft zum Ehrenmitgliede ernannt wurde, wie kommt es, dass die anderen

Professoren, seien sie auch nur Titularprofessoren, Ordensritter, oder Titularregierungsräthe nicht auch zu Ehrenmitgliedern gewählt werden? Oder umgekehrt? Ist denn auch hier der unglückselige Dualismus?!!

U. A. w. g."

Kurios.

Wenn die Ausübung der kirchlichen Gebote zur Reinigung der Seele und der Liebe zum Nächsten unfehlbar nothwendig ist, wie kommt es, dass Geistliche und Ordensschwestern die Unnachsichtigsten und Härtesten sind? Ausser den obersten Würdenträgern — des Decorums wegen — schenkt kein Geistlicher den Armen, aber er spricht Worte der Barmherzigkeit.

Ungeschicklichkeit.

Kein Uhrmacher versteht Zifferblatt und Zeiger ins Verhältniss zu bringen, um die Deutlichkeit hervorzubringen.

Traurig.

Eine eigenthümliche trübe Erscheinung in Oesterreich ist es, dass nicht Ein Würdenträger Liebe zu den Künsten und dem Schönen in sich trägt. Und sie wollen adelig sein? Jetzt sind Fabrikanten, Zimmerleute, Fleischhauer an die Stelle getreten.

Darwin.

Darwin sagt „In Betreff eines zukünftigen Lebens muss Jedermann für sich die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden und unbestimmten Wahrscheinlichkeiten."

Der Dichter Saadi erzählt.

„Eines Tages ward ich entzückt durch den Duft eines Stückes Erde. Bist du Moschus? Bist du Ambra? fragte ich. Es erwiederte: Ich bin nur gemeine Erde, aber eine Rose entsprass aus mir und eine wohlthätige Kraft durchdrang mein Wesen. Wäre die Rose nicht, so wäre ich eine gemeine Scholle."

Kuriose Schule, die schlesische!

„Armanda schönstes Kind,
Du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, der Thränen Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meinem Herzen."

Neuchristliche Malerei.

„Für dein heilig Gepinsel empfang' die Palme des Jenseits,
Doch den diesseitigen Kranz hat dir die Muse versagt,
Denn du spucktest ins Antlitz der Göttlichen, setzest im Knechtsinn
Ihr selbstleuchtend Gestirn frech zum Trabanten herab."

Metternich.

„Weinbau und Politik sind dir verwandte Geschäfte,
Denn du ziehest am — Stock Völker und Reben herauf."

Friedrich Rückert'

„Menschen von dem ersten Preise,
Lernen wenig und sind weise;
Menschen von dem zweiten Range
Werden klug und lernen lange;
Menschen von der dritten Sorte,
Bleiben dumm und lernen Worte."

Lieber Kerl der Anton Langer'

„Dass d'Wiener immer Aengsten hab'n, wenn wer a Schlacht verliert,
Ein jedes Fort kriegt, passend auch, ein kriegerischer Mann:
Fort Gyulay und Benedek, fort Henikstein, fort Clam,
Ein jed's wird mit Kanonen g'spickt, mit Mörsern allerlei,
Damit kein Mörser g'stohlen wird steht überal d'Wach dabei.
Und 60 Millionen blos kost alles das mitsamm,
Ja hätt' man's nöt, so thät man's nöt; mir thuns halt, weil mir's hab'n."

Der Frankl hat Recht'

„Was Dich leicht bewahre,
Vor der Menschen Neid?
Altergraue Haare,
Und ein Bettlerkleid."

Richtig.

„Geld verloren,
Nichts verloren.
Muth verloren,
Viel verloren.
Ehr' verloren,
All's verloren."

Belehrung.

„Willst Du, dass wir mit herein,
In dies Haus Dich bauen?
Lass' es Dir gefallen, Stein,
Dass wir Dich behauen!"

Goethe

„Wer ist Meister?
Der Etwas ersann.
Wer ist Geselle?
Der etwas kann.
Wer ist Schüler?
Jedermann."

Die fortgesetzte künstlerische Thätigkeit und der häusliche gesegnete Friede wurde nur durch Reisen, nach Dresden, nach München, zumeist aber wieder nach Italien, zunächst nach Venedig, Florenz und Rom, unterbrochen. Auf diesen Reisen begleitete ihn stets seine kunstverständige Gattin, die ihn bei Einkäufen von Bildern, antiken Möbeln u. dgl. verständnissvoll unterstützte. Um zu solchen sicherer zu gelangen, besuchte er auch kleinere, dem Verkehr fernabliegende, von Sammlern noch nicht heimgesuchte Städte. Nach Venedig war ihm Ravenna die interessanteste Stadt Italiens.

So heimisch Amerling in Italien war, der ja auch die Weltstädte London, Paris, Constantinopel kannte, so fremd waren ihm noch die Gebirgsländer Oesterreichs, und er fing sie in den heissen Sommertagen zu durchwandern an. Es verdient als ein seltsamer Zug erwähnt zu werden, dass Amerling für landschaftliche Studien wenigstens kein lebhaftes Interesse hatte, wiewohl er an funfzehn Landschaften, die er aber niemals öffentlich ausstellte, malte. Sein Auge versenkte sich am liebsten in die Menschengestalt, in deren Plastik und Farben er schwelgte und die ihm, für diese Liebe gleichsam dankend, Ruhm erwarb. Ihm waren die Wanderungen durch die Gebirgsländer nur ein Ausruhen von Arbeit, ein Athmen in erfrischender Luft und ein gelegentliches Ausspähen nach alten Kirchengemälden, interessanten Architekturen, seltsamen Geräthen u. dgl.

Einmal war er unser Gast in dem romantisch am Traunsee hingebauten Traunkirchen. Wir durchwanderten das über ein halbes Jahrtausend alte Frauenkloster-Gebäude, besahen die Grabsteine der Aebtissinnen, stiegen, vom ehrwürdig aussehenden uralten Pfarrer geleitet, in die Gruft und wieder hinauf in die Kirche, wo die Kanzel in der Form eines Schiffes kunstreich geschnitzt ist. Des Künstlers scharfes Auge sollte hier eine langher angewohnte Täuschung entdecken. Der Pfarrer machte uns auf die alten Gobelins, die über die Wände gespannt waren aufmerksam. Amerling betrachtete sie längere Zeit und bewies unwiderleglich, dass es nur täuschend nachgeahmte Malereien sind.

Von Traunkirchen ging Amerling an den grossartig sich stundenweit ausstreckenden Attersee, um die von seinem Freunde, dem kunstsinnigen, poetisch angeregten Friedrich Otto Schmidt, in edelstem Geschmacke erbaute Villa zu sehen. Wenn diese schon

durch ihre originelle Architektur das Auge fesselt, so nimmt sie noch mehr die Aufmerksamkeit durch ihre mit phantasievollem Geschmack geschmückten Innenräume in Anspruch.

Ein anderesmal war das Amerling'sche Ehepaar unser Gast in Velden am Wörthersee und dann begegneten wir uns wieder im Pusterthale in Lienz. Wir wanderten nach einem mit einem uralten Schlosse geschmückten Berge. Es erregte Amerling einen förmlichen Schmerz, dass das Schloss nunmehr gut bürgerlich als Brauhaus eingerichtet und benützt wurde. Ein mittelalterliches Raubschloss hätte ihm besser gefallen. Nur die Kapelle und ihr aus dem 14. Jahrhundert stammender, in erhaltener Farbenpracht glänzender Flügelaltar versöhnte ihn mit dem gemeinen Wandel der Zeiten. Er konnte nicht genug die Besitzerin auf die Kostbarkeit dieses Altars aufmerksam machen, um den sich schon mancher Kunstsammler beworben hatte. Am liebsten freilich hätte Amerling den Schatz selbst gekauft.

Am Abend wanderten wir eine Strecke vor die Stadt hinaus zu einer Anhöhe hinauf, wo der kleine, von uralten Tannen und Fichten schwarz beschattete, von schroffen Felsen umgebene Tristachsee wellenlos und einsam liegt. Nur Nikolaus Lenau verstünde es, seinen melancholischen Zauber zu schildern. Wir erreichten die Höhe nicht ohne Fährlichkeit. Vom Wege verirrt, mussten wir über abgleitendes Geröll, die Frauen mühsam hinter uns, hinanklettern. Aber auch als es mittlerweile Nacht geworden und die Stadt mit ihren tausend Lichtern tief unten sichtbar ward, konnten wir den richtigen bequemen Weg nicht sofort finden. Niemand fand das lustiger als Amerling, der den Frauen über kleine Gräben hinüberhalf, Bretter, die er von einem Zaune losgelöst, hinlegend. „Auf, Liebchen schürz' und schwinge Dich" citirte er aus Bürger's „Lenore".

Bei einem heiter vergnügten Abendessen verdross es Amerling, dass der Tisch mit blendend weissem Linnentuche bedeckt war, er liebte es, nur auf einem unbedeckten, blank gescheuerten Tische zu speisen. Er war von einer förmlichen Idiosynkrasie gegen die weisse Farbe beherrscht. So befahl er in heiterstem Ernste, seinen Sarg ja nicht mit dem üblichen Sargtuche bedecken zu lassen, weil es mit Silberfransen eingefasst ist. Nicht lange vor seinem Tode, als man einen Kohlenständer aus weissem Eisenblech brachte, stand er vom Krankenbette auf und strich

ihn roth an, drauf einen Männerkopf malend. Es war das letzemal, dass er einen Pinsel führte. So vermied er auch von jeher, wenn thunlich, in Hôtels sein Mahl einzunehmen, weil die dienstfertigen, mit dem verflixten Frack bekleideten und mit weissen Cravatten versehenen Kellner, eine weisse Serviette unter dem Arme dort aufwarten.

Amerling erzählte uns von seinem vor Kurzem wieder nach Kärnten unternommenen Ausfluge und schilderte namentlich begeistert den im edelsten italienischen Baustil ausgeführten Schlosshof, mit seinen luftigen Hallen und marmornen Treppen. Es ist das Schloss des Fürsten Porcia in Spital an der Drau. Der kunstsinnige Fürst, ein Schüler Karl Rahl's, schmückte die nach vier Seiten freistehenden Wände des Schlosses mit Fresken, welche die Lebensereignisse seines berühmten Geschlechts in ihren Höhepunkten chronologisch darstellen.

Wir können es nicht unterlassen, eine kleine Begebenheit, die sich auf der Heimfahrt nach Wien begab, zu erzählen, die echt Amerlingisch ist. Er sass mit der Gattin im Eisenbahnwaggon, ihnen gegenüber eine junge blonde Oberösterreicherin mit dem landesüblichen schwarzseidenen Kopftuche. Amerling konnte die Augen nicht von ihrer Schönheit abwenden. Er knüpfte endlich ein Gespräch mit ihr an. Sie antwortete in freundlichster Weise. Da rief Amerling plötzlich: „O weh! Sie sind so jung und „mudelsauber" und haben schon fast alle Zähne verloren. Das geht nicht, Sie müssen sich Zähne einsetzen lassen. Das „verschandelt" ja Ihre Schönheit." Das Mädchen erwiderte, verschämt erröthend, dass sie wohl selbst schon daran gedacht habe, aber sie besässe nicht das Geld für den Zahnarzt. „Wenn's weiter nichts ist," sagte Amerling, „ich gebe Ihnen das Geld, und wenn's weisse Zähne haben werden, bringen Sie mir in Wien die Rechnung vom Zahnarzt. Wenn ich nicht zu Hause sein sollte, wird Ihnen hier meine Frau das Geld geben." So geschah es auch, als sich das Mädchen im Hause Amerling's vorstellte und nicht genug danken konnte.

Eine andere Begegnung hatten die Reisenden mit zwei Nonnen. Die eine war jung und blühend, die Andere schon ergraut. Amerling betrachtete die Jüngere und sagte in gutmüthigstem Tone zu ihr, völlig unvermittelt: „Ich habe ein rechtes

Mitleid mit Ihnen!" Die graue Schwester sah ihn fragend an? „Nun ja, weil Sie so jung und schön sind und gar nicht verheiratet." Er sagte dies nicht, um sich einen frivolen Witz zu erlauben, sondern mit wirklich theilnahmsvollem Bedauern. Die Nonnen erröthelen und schlugen schweigend ihre Gebetbücher auf, um sich einem weiteren Gespräche zu entziehen.

Einen längeren Aufenthalt nahm Amerling, da weite Reisen ihn zu ermüden anfingen, in zwei aufeinanderfolgenden Jahren in Wartberg in Oberösterreich. Nicht fern diesem, seiner hügeligen Beschaffenheit wegen sogenannten „buckeligen Lande" gelegenen Marktflecken miethete sich Amerling mit seiner Familie im fürstlich Starhemberg'schen Schlosse ein. Das Schlosshaus, ein Jahrhunderte alter Bau, mit uraltem Hausrath und da und dort vergessen hängenden Bildern, umgeben von einem weithin sich ausdehnenden verwilderten Parke mit uralten Bäumen, war natürlich ganz nach dem Geschmacke Amerling's. Ein kleiner, eiskalter Bach floss nicht fern vom Parke und lud an heissen Sommertagen zum Baden ein. Der Badende musste sich aber in dem seichten Wasser hinstrecken, um es über den Körper hinfliessen zu lassen. Die Schwüle des Tages lockte zuweilen, das Bad zu wiederholen, wohl auch länger in demselben zu verweilen. Wir vermuthen, dass die sonst gesunde kräftige Frau Emilie so den Keim empfing, aus dem sich ein beginnendes Leiden langsam entwickelte und ihren zu frühen Tod herbeiführte.

Auf einer vom Schlosse nicht fernen Anhöhe befand sich eine längst entweihte baufällige Kapelle. Diese suchte Amerling zu erwerben, um sie baulich wieder herzustellen, ein Altarblatt für sie zu malen und eine Gruft auszumauern, um sich dereinst in derselben begraben zu lassen. „Es ist gar so schön oben!" äusserte er. Wir wissen nicht, warum sich seine Absicht nicht erfüllte. Im Schlosshaus befreundete er sich mit einem ungarischen Hofrathe Sukowics und mit dessen Gattin, die er Beide malte.

Bei einem anderen Ausfluge durch Oesterreich kam Amerling auch in das altberühmte Benedictinerstift Admont. Von all' den daselbst angehäuften Bildern und Bibliotheksschätzen war für ihn die Augenweide ein alter, aus dem 16. Jahrhundert stammender, mit Heiligengestalten geschmückter polychromer Ofen. Ein lebhafter Wunsch, ihn zu besitzen, erwachte sofort in ihm. Er vergass darüber seine bei Einkäufen stets geübte gleichgiltig

scheinende Weise und bot eine so namhafte Summe an, dass die Mönche erst aufmerksam wurden, welche früher kaum beachtete Kostbarkeit ihr Eigen sei. Sie verlangten einen höheren Betrag, und als ihnen der angetragen wurde, überlegten die Herren und erklärten, den Ofen überhaupt nicht verkaufen zu wollen.

Amerling entdeckte schon früher während seines Aufenthaltes in Hermannstadt ein schlecht übermaltes, anscheinend von Albrecht Dürer gemaltes Porträt. Sein lebhaft geäusserter Eifer, das Bild zu kaufen, machte auch hier den Besitzer erst aufmerksam darauf, dass das Bild einen hohen Werth haben müsse, da Amerling ein von ihm gemaltes grosses Bild spenden wollte. Die ursprünglich vorhandene Absicht des Besitzers, den Tausch einzugehen, verwandelte sich in entschiedene Ablehnung. Den Ofen aber konnte Amerling noch lange nicht verschmerzen, und so entstand eine Parodie des Ritters von Toggenburg, die bei einem heiteren Familienfeste, das Amerling seinen Freunden gab, lachenden Beifall fand.

Anerkennungen und Auszeichnungen.

Amerling wurde, gleich bei seinem Auftreten von der Kritik enthusiastisch begrüsst und anerkannt. Ihr schloss sich die öffentliche Werthschätzung und Bewunderung an. Dichter besangen den Künstler selbst, oder einzelne von ihm ausgestellte Bilder.

Graf Anton Kolowrat, der letzte Liebsteinsky, damals Minister des Innern, bat den Künstler, für ihn „die Orientalin" zu copiren und erwiderte die Bereitwilligkeit des Künstlers durch eine goldene Dose, die mit dem Namenszuge des Grafen mit Diamanten geschmückt war. Amerling kam auch dem Ansinnen des Oberstkämmerers Grafen Crenneville mit Freude nach, sein Selbstporträt für die kaiserliche Bildergalerie im Belvedere zu malen, wo es den Reigen der Porträts berühmter Künstler zu eröffnen bestimmt werden sollte. Er wies, sich mit der Auszeichnung begnügend, das ihm angebotene reichliche Honorar zurück. Einige Zeit darauf wurde er durch einen künstlerisch geformten silbernen Pocal, als Gegengeschenk Sr. Majestät des Kaisers, überrascht. Eine gleiche Einladung erging an Amerling schon während seiner Anwesenheit in Florenz, sein Bild für den Saal der Berühmtheiten in den Uffizj zu malen. Er wurde für das

selbe in der schmeichelhaftesten Weise zum Ehrenmitgliede der dortigen Akademie erwählt, ebenso von der k. k. Akademie „Belle Arti" in Mailand aus gleichem Anlasse. Schon früher wurde Amerling auf Antrag der Professoren der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien vom Curator derselben, dem Fürsten Clemens Metternich, zum Mitgliede ernannt.

In Folge bei der Ausstellung in München mit grossem Beifalle aufgestellter Bilder Amerling's erhielt er im Jahre 1839 das Ritterkreuz vom heiligen Michael. Mit dem vom Kaiser von Oesterreich am 10. Februar 1863 unterzeichneten Diplome bekam Amerling „aus Anlass der Betheiligung an der internationalen Ausstellung in London und der Mitwirkung zum Erfolge derselben" das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens, und mit Diplom vom 19. October 1865 vom Kaiser Maximilian von Mexiko das Officierskreuz Unserer lieben Frau von Guadeloupe.

Wir greifen, um die Reihe nicht zu unterbrechen, der Zeit vor, indem wir berichten, dass Wilhelm Frankl, der zu damaliger Zeit einflussreiche Gemeinderath der Stadt Wien, in der Sitzung vom 6. April 1877 den Antrag stellte, Amerling, in Anbetracht seiner künstlerischen Bedeutung, das Bürgerrecht der Stadt taxfrei zu verleihen. Der Antrag wurde einhellig angenommen und festgesetzt, dass der Bürgermeister Dr. Cajetan Felder in Begleitung des Antragstellers das Bürgerdiplom in kunstvoll anzufertigender Enveloppe überreiche. Wilhelm Frankl theilte uns auf unser Ersuchen über den Empfang das Folgende mit:

„Mein lieber Bruder!

Wir fuhren in der Gala-Equipage des Bürgermeisters vor. Amerling kam die Treppe herab uns entgegen. Er trug eine schwarzsammtene Künstlerblouse, der mehrere Orden im grossen Format angeheftet waren. Wir traten in dem prächtig mit Kunstwerken ausgeschmückten Saale ein, wo Amerling's Frau mit dessen jüngstem Mädchen an der Hand, uns erwartend, stand. Felder, wohl in seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit, ging, ohne sie zu beachten, auf die ihm hell entgegenschimmernde marmorne Statue des Hermes von Thorwaldsen los, um sie nahe zu betrachten, dann von einem Gemälde zum anderen, sich bewundernd

aussprechend. Er vergass völlig den Zweck unseres Kommens. Meine Verlegenheit war gross. Ich überreichte ihm endlich das in meiner Hand befindliche Diplom mit den Worten: „Möchten wir nicht, erst nach unserer Mission, die Kunstwerke weiter betrachten?" Er erwiderte lachend: „Sie haben Recht," und reichte die Enveloppe dem Künstler, ohne, wie es in dergleichen Fällen üblich ist, den Wortlaut des Diploms vorzulesen, woran ebenfalls sein verdämmerndes Augenlicht die Schuld hatte. Amerling führte uns hierauf ins Atelier, wo auf der Staffelei das für den Reichsrath gemalte Porträt des Ministers Anton Ritter von Schmerling aufgestellt war. Eine Tasse mit vier Glaspocalen war vorbereitet. Amerling füllte sie voll, auch das vierte, mit dem wohl die Hausfrau den Gästen nach deutscher Sitte hätte zutrinken sollen. Amerling, seinen Pocal erhebend, sprach: „Es ist ein guter Oesterreicher, und wir sind es auch. So wollen wir auf das Wohl meiner geliebten Vaterstadt trinken." Unsere Gläser klangen. Amerling, zu Thränen gerührt, sprach weiter: „Der Tag wird kommen, an dem ich meine Dankbarkeit für die mich so hoch ehrende Auszeichnung durch eine That beweisen werde. Ich hoffe, die Väter der Stadt werden mit ihrem Sohne zufrieden sein!" Offenbar spielte er auf seine Absicht an, der Stadt Wien testamentarisch sein Museum zum Geschenke machen zu wollen. Wir verabschiedeten uns mit treuem Handschlag und herzlich ausgesprochenen Wünschen. Auf der Heimfahrt gaben wir unserer frohen Bewunderung Ausdruck über die Jugendfrische des nunmehr 74jährigen Greises, der, ohne sich einer Brille bedienen zu müssen, mit fester Hand malt und in allen seinen Bewegungen eine jugendliche Elasticität zeigte. Dr. Felder sagte: „Es ist komisch, dass ich wirklich vergessen habe, warum wir eigentlich zu Amerling gekommen sind. Ich muss Ihnen wahrhaftig für Ihre Erinnerung an unsere Mission danken."

Anlässlich der Betheiligung an der Weltausstellung zu Paris und der Mitwirkung zum Erfolge derselben kam ihm vom Kaiser von Oesterreich, wie es in der Zuschrift vom 18. Mai 1868 lautet, die Anerkennung als „höchste Gnadenbezeugung" zu. Die im Jahre 1877 in Wien veranstaltete historische Ausstellung, in welcher Amerling durch eine bedeutende Anzahl von seinen trefflichsten Bildern vertreten war, stellte wieder in Wien den

greisen, aber noch jugendlich frischen Künstler in volle Beleuchtung. Als der Kaiser sich unter den Bildern als ein mit Spielzeug sich unterhaltendes Kind sah, weckte dies Bild, das seine Mutter, die Erzherzogin Sophie, hatte anfertigen lassen, ein wehmüthiges Lächeln auf dem Antlitz des Monarchen. Er erinnerte sich auch sonst auf den kunstreichen, originellen Meister und verlieh ihm den Orden der eisernen Krone, die damals noch mit dem erblichen Ritterstande verbunden und für Künstler eine seltene Auszeichnung war. Das Diplom ist am 8. Juni 1877 vom Kaiser unterzeichnet.

Amerling erhielt das Diplom, wie das zu geschehen pflegt, früher als die Decoration. Er konnte diese nicht erwarten und meldete sich zur Audienz, um dem Kaiser zu danken. Weil man aber bei solchem Anlasse mit der Decoration geschmückt erscheinen muss, borgte er eine solche von einem ihm befreundeten älteren Ordensbruder aus. Sein Tactgefühl hiess ihn beim Ceremonienmeister anfragen, ob es den Kaiser vielleicht schmerzlich berühren könnte, wenn er den mexikanischen Orden, den ihm der verewigte Bruder des Kaisers verliehen hatte, mit anlegen würde? Es wurde ihm Bescheid, dass dies seinem Zartsinne überlassen sei. Amerling erschien denn, wie stets gegen alle Etikette, in schwarzem Sammtrocke, mit dunkelrother Weste mit Goldknöpfen, einen breitkrämpigen Schlapphut in der Hand. Er erachtete es schon als eine Convenienz, dass er statt der gewohnten schwarzen eine feierlich weisse Cravatte um den Hals gebunden hatte, zu welcher ihn übrigens nur die dringende Vorstellung seiner Gattin vermochte. Der Kaiser empfing ihn in freundlichster Weise und Amerling, in seiner gewohnten zutraulichen Art, sagte: „Euer Majestät haben mir eine recht grosse Freud' gemacht. Ich komm' auch im Namen der Kunst danken, es ist ihr eine grossmächtige Ehr' widerfahren. In früherer Zeit war das nit, da haben nur die Soldaten und Beamten Orden bekommen." Der Kaiser erwiderte: „Ich habe mich gefreut, einen so trefflichen Maler und Patrioten auszuzeichnen." — „Aber jetzt wird, Euer Majestät, viel baut in Wien. Ich kenn' mich gar nicht mehr aus in meiner Vaterstadt vor lauter neuen Gassen, die allerhand neue Namen bekommen. Aber die vielen Baustile auf der Ringstrasse gefallen mir gar nit, es is wie eine steinerne Musterkarten." Der Kaiser erwiderte: „Ich habe darauf keinen

Einfluss geübt. Die Künstler müssen das besser versteh'n." Als der Kaiser freundlich nickend dem Künstler die Hand zum Abschied reichte, sagte Amerling, zu Thränen gerührt: „Euer Majestät sehen trotz der vielen Sorgen, die's haben, recht gut und gesund gefärbt aus; ich muss das als Maler versteh'n. Bleiben Euer Majestät nur weiter gesund und recht lang!" —

Eine angenehme Sorge für Amerling war es nun, ein Wappen für seinen ritterlichen Stand zu componiren. Wir und seine Gattin sassen zu Rathe. Er stellte den Grundsatz auf, dass im Wappen seine Liebe zu seiner Vaterstadt und seine Anhänglichkeit an die Dynastie symbolisirt erscheinen müsse. Er entwarf sofort eine Zeichnung, die vom Wappenamte in folgender Weise in Farben ausgeführt wurde:

In dem oberen rechten und in dem unteren linken Felde des in Roth und Gold gemalten Schildes ist ein schwarzer, rothbezungter, einwärts sehender Adler angebracht. In dem oberen linken Felde sind drei silberne, rechts eingebogene, unten gerundete Schildchen in zwei Reihen übereinander gemalt. Das rechte Feld durchzieht ein silbernes Kreuz. Auf dem Hauptrande des Schildes ruhen zwei gekrönte Turnierhelme, von dem rechtsseitigen hängen schwarze mit Gold, von dem linksseitigen rothe mit Silber unterlegte Decken herab. Aus der Helmkrone zur Rechten wächst ein schwarzer rothbezungter, einwärts sehender Adler heraus und aus jener zur Linken zwischen einem goldenen Damhirschgeweihe ist eine Jungfrau zu sehen. Ihr goldblondes, mit rothen und weissen Rosen zwischen grünen Blättern bekränztes Haar ist aufgerollt. Sie trägt über einem weissen Kleide ein golden verbrämtes rothes Kleid mit aufgeschlitzten Aermelpuffen, welches ein goldener Gürtel umschliesst, mit jeder Hand eine Geweihstange haltend. So bewährte sich Amerling auch als Erfinder und Wappenmaler. Unterhalb der Gestalt verbreitet sich ein goldenes Band mit der von der Gattin für einen Maler sinnreich gedachten, in schwarzer Fractur ausgeführten Devise: „Ohne Schatten kein Licht."

Die nur flüchtig entworfene Skizze war vollendet, da fing Amerling zu weinen an. Wir sahen ihn betroffen an. Endlich klagte er: „Ich bin der Erste und gleich auch der Letzte, der dieses Wappen führt. Man wird es mir bald mit ins Grab

legen. Du lieber Sohn, warum bist du mir gestorben?" Er verliess uns, um sich von seiner schmerzhaften Erregung zu erholen.

Stillleben.

Neue Talente tauchten auf, andere Anschauungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst machten sich geltend, wohl auch ein neuerer Modegeschmack. Amerling hörte allmählich auf, namentlich wenn es sich um Porträts handelte, in Anspruch genommen zu werden. Er fand das natürlich und pflegte sich darüber zu äussern: „Es geht genau so, wie ich selbst aufgekommen bin. Hab' auch die Aelteren verdrängt." Ein Erbittertsein kam in ihm nicht auf, wie er auch sich über die jüngeren emporstrebenden Maler freute und ihnen Anerkennung zollte. „Sie haben's in ihnen!" wiederholte er oft, wenn von ihnen die Rede war.

Vor Allen regte Makart seine lebhafteste Theilnahme an, mit dem er sich auch persönlich befreundete. „Der versteht," sagte er, „warum die Welt voll Farben ist, wenn er nur auch besser zeichnen könnte. Ich habe manchen Kunstgriff von ihm beobachtet und gelernt. Fahrich und Schwind hätten wieder nur zeichnen sollen; mit ihrer Phantasie und Empfindung wären sie nur noch berühmter geworden. Sie sind grosse Meister, aber farbenblind."

Von Lenbach sagte er, um das Urtheil über ihn gefragt: „Der trifft die Seel' des Menschen, das ist wahr". Und aus Ferdinand Raimund's „Bauer als Millionär" — den er, wie wir schon gelesen haben, gerne in der Tonweise nachahmte — citirte er den Refrain: „An Aschen"! — „Er braucht ganze Butten voll davon auf seine Palette."

Die grossartig gedachten und trefflich ausgeführten Bilder „Christus vor Pilatus" von Munkacsy, „Johannes Huss" von Brožik und „Colombo vor dem spanischen Königspaare" betrachtete er mit neidloser Bewunderung. Er äusserte: „Mich freut's, dass es einen so gesunden, schönen Nachwuchs in der Kunst giebt. Componiren können sie und wie sie malen, diese jungen Sakramenter!"

Als die erste Ausstellung der Wereschagin'schen Bilder in Wien stattfand, kam auch Amerling, um die sensationellen Bilder

in Augenschein zu nehmen. Er schritt still durch die Säle, jedes einzelne der Bilder, die sichtlich einen tiefen Eindruck auf ihn machten, mit anhaltender Aufmerksamkeit betrachtend. Ein Herr stellte ihm den zufällig anwesenden Wereschagin vor. Er umarmte gerührt den Meister und küsste ihn, ihn versichernd wie er sich freue, diese Bilder noch erlebt und gesehen zu haben. Dieser spontane Ausbruch eines warmen Künstlernaturells bei der sympathischen Greisenerscheinung war rührend. Wereschagin hat später erzählt, dass ihm kein Lob, keine Anerkennung jemals mehr als die von Amerling Genugthuung bereitet habe.

Der erst in diesem Jahre verstorbene talentvolle August George-Mayer erzählte uns, dass er durch den ehemaligen Schüler Rosenberg — auch diesen deckt schon die Erde — bei Amerling eingeführt und von diesem freundlich aufgenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit durch einen Zufall darauf gebracht, zeigte Amerling auf seine wurmstichige, farbenbeklecksteste Staffelei und auf ein ganz ordinäres „Stockerl" (Rundsessel) ohne Lehne. „Sehen Sie, das habe ich von dem alten Schuldiener Egger, der alle jungen Maler gerne protegirte, mir aus der Akademie entlehnt und selbst nach Hause getragen, wo es lange fast das einzige Möbel meines Ateliers war". Eines Tages kam George-Mayer nach Hause und sah an einer Studie eine Menge kreuz und quergezogene Kreidestriche. Er merkte bald, dass es sich nicht um einen Scherz, sondern um eine wohlgemeinte Kritik handelte. Die Frau erzählte dem jungen Apelles, Amerling sei dagewesen und habe diese Striche „statt einer Visitkarte zurückgelassen".

Eines Tages besuchte Kaulbach den Künstler. Dieser sprach ihm die grösste Bewunderung für dessen Werke aus; Kaulbach erwiderte: „Lassen Sie es gut sein, Meister! Ich wäre erst ein so grosser Maler, wie Sie mich rühmen, wenn man uns Beide zusammengiessen könnte."

Amerling's Bescheidenheit charakterisiren ganz besonders folgende Thatsachen:

Früher schon hatte er ein historisches grosses Bild „Die Samaritanerin am Brunnen" gemalt, das ein Freiherr von Pereira, der selbst ein Malerdilettant war, um 1200 fl. erwarb. Als Amerling nach einiger Zeit bemerkte, dass der Käufer keine Freude an dem Bilde habe, forderte er es, unter Rücksendung

des genannten bedeutenden Ehrensoldes, zurück und — vernichtete es.

Mit welcher gewissenhaften Sorgfalt Amerling malte, zeigen auch seine in späterer Zeit entstandenen Gemälde, unter anderen eine schlafende Nymphe, eine Ophelia, ein Shylok, auf seinen Schein zeigend, ein Barde. Er konnte sich nicht genug thun bei der Ausführung und pflegte zu sagen: „Die Leute loben und kaufen nur das, was sie sehen. Wie viel jedoch an meinen Bildern ausgelöscht oder übermalt ist, so dass ich's selbst fast nach dem Gewicht verkaufen könnte, von dem hat Niemand eine Idee". Als er eingeladen wurde, das Bild einer Fürstin Windischgrätz zu malen, kam er dem Wunsche nach, lieferte aber das vollendete Bild nicht ab, weil es ihm nicht gelungen schien.

Dagegen gelang ihm bald darauf ein anderes Porträt, mit dem er selbst zufrieden war und das ihm durch Ausdruck und Farbe entsprach. Selbstzufrieden war Amerling mit einem Bilde, das an seine blühendste Schaffenszeit mahnt. Es ist das Bild der Gattin dessen, der diese Zeilen schreibt. In stets sympathischem Wohlwollen für sie verehrte er ihr später noch einen reizenden weiblichen Studienkopf.

Ein Geburtstagsfest.

Es war im Hause Amerling's von jeher Brauch, seinen Geburtstag zu feiern. Schon während seiner Anwesenheit in Rom componirte der Maler Heidel ein kleines Festspiel, in welchem die Kinder Ludmilla und Fritz die Hauptrollen spielten. So herzlich sich Amerling jedesmal selbst an diesem Familienfeste erfreute, war es ihm erst dann am gemüthlichsten, wenn der sentimentale Theil überwunden war und ein heiter stimmender folgte. Je lustiger, desto besser! „Allweil fidel" ist das bekannte, das Wienervolk von ehedem charakterisirende Wort. Amerling, wie wir bei wiederholten Anlässen gesehen haben, war der volksthümliche, zunächst Wiener Humor durch und durch eigen. In diesem Sinne vereinigten sich die Freunde der Familie mit der Hausfrau, um den 74. Geburtstag Amerling's durch einen sogenannten „G'schnas"abend zu feiern. Schon am frühen Morgen des 14. April 1877 wurde Amerling durch ein Ständchen eigenthümlicher Art geweckt. Ein Leierkasten ing die Melodie zu den Worten „Heil Dir im Siegeskranz" zu

spielen an. Ein zweiter folgte, er spielte das Lied der Jugend aus Raimund's Volksmärchen „Brüderlein fein!" auf. Der dritte das populäre „Als ich bin verwichen, zu mein Dirndl g'schlichen". Amerling mit seinem feinen musikalischen Sinne erwachte. „Was ist das für ein Geheul?" Die Kinder sprangen herein und riefen: „Geburtstag, Geburtstag. Man bringt Dir ein Ständchen!" Allgemeines Lachen. Als aber die Leierkasten, wie sie von dem Veranstalter des Ständchens, dem ehemaligen Violinvirtuosen Leon Herz beauftragt waren, zum Schlusse ihre verschiedenen Stücke gleichzeitig zu spielen begannen, sprang Amerling entsetzt aus dem Bette und rief, sich die Ohren mit beiden Händen zuhaltend, die durch den Komiker Wenzel Scholz populär gewordene Phrase: „Ich muss übel, mir wird hinaus!"

Ein Riesen-„Gugelhupf" und als heitere Reminiscenz „Pofesen", die er, wie sich der Leser erinnern wird, als Zimmermaler-Lehrbub besungen hat, erdrückten fast den Frühstückstisch.

So begann's!

Als der Abend hereinbrach, versammelten sich Herren und Frauen, die wir später nennen werden, um Amerling, dem die Festlichkeit ein Geheimniss geblieben war, im Vorgarten des Hauses einen Fackelzug zu bringen. Der Zug bewegte sich im Gänsemarsch, einen lustigen Chor singend, durch die Innenräume des Hauses. Die Wachskerzen wurden nach dreimaligem Umzug verlöscht und die Gesellschaft begab sich in den Hermessaal. Zum erstenmal, seit Einrichtung des Saales zu einem Museum, war er von Lampen und Lichtern erhellt. Als Amerling von dem Glanz der Beleuchtung und den vielen Gästen überrascht am Arme seiner Frau eintrat, erhoben sich Alle und brachten ein dreimaliges „Hoch soll er leben!" aus. Zu einem, humoristisch in einen curulischen Stuhl verwandelten Holzkasten geführt, wurde ihm verkündet, dass eben ein riesiger Heuwagen angelangt sei, der, mit Kränzen hochauf beladen, bestimmt sei, ihm zu huldigen.

Es muss bemerkt werden, dass Amerling ein entschiedener Feind aller Blumenspenden und Kranzovationen war, um die Parodie derselben zu verstehen. Ein Herold, als „Wurstel" gekleidet, brachte die einzelnen Kränze dar, jeden mit lustigen Versdevisen parodistisch begleitend. Die einzelnen Kränze waren

geformt aus Kreuzersemmeln, aus getrockneten Feigen, aus Erdäpfeln, aus Pomeranzen, aus Stroh, aus Maccaroni, aus Brennnesseln, aus Spinat- und Tabakblättern, welch letztere Amerling zeitlebens hasste.

Nun erschienen unter Vortritt des Kapellmeisters Wurstel Kinder im Rococo-Costüme und führten die Kindersymphonie von Josef Haydn auf. Derselben folgte eine im Bänkelsängerton verfasste und vorgetragene satyrisch-witzige Lebensbeschreibung des Jubilars, vorgetragen von der Sängerin, die schon einmal auf seinen Wunsch ihm „Schnaderhüpfel" mit Orgelbegleitung vorgesungen hatte.

Amerling rief: „Das ist zu viel. Warum habt Ihr mir das nicht auf dreimal vertheilt? Es wäre für jedesmal noch genug gewesen!" Es sollte aber noch mehr kommen.

Eine glänzende Tafel war gedeckt. Alt-Wiener Porzellan, Alt-Venetianer Glas, seltsam geformte Messer und Gabel — nur solches durfte im Hause gebraucht werden — schimmerte auf weissem Linnen, was heute, der Gäste wegen, von der Hausfrau fast zagend gewagt wurde. Anwesend waren: die greisen Schwiegereltern Amerling's, Franz Heinrich und Frau mit ihrer Tochter Louise, der Bruder Oberst Josef Amerling, mit seiner anmuthigen Gattin Hermine, selbstverständlich die Töchterchen Friederike, Wilhelmine und Marie. Von Freunden des Hauses nahmen theil: der geniale Prestidigitateur Kompars Hermann mit seiner liebenswürdigen Gattin Rosalie, Paula Frankl, Cäcilie Strohschneider, die der Familie innig befreundete Betti Weissel, die Pathin des jüngsten Töchterchens Amerling's, der Schriftsteller Dr. Karl von Thaler, der kunstliebende Industrielle Friedrich Otto Schmidt, der bekannte Landschaftsmaler Heinrich Otto, die Photographin Marie von Jagemann und vielleicht noch einige Persönlichkeiten, an deren Namen wir uns nicht erinnern.

Und nun erhoben wir zum leckeren Mahle die Hände.

Freunde hatten ganze Batterien edelster Weine, Frauen selbstverständlich Torten und mannigfache Süssigkeiten gespendet. Selbst ein kolossaler Rinderbraten erregte allgemeine Sensation, den der kunstliebende Fleischhauer Josef Wimmer, Franz Josefs-Ritter, mit Blumen lustig geschmückt gesendet hatte. Während des Mahles erregten, der Situation angepasste Künste

Hermann's, origineller als alle, die von ihm öffentlich bewundert zu werden pflegten, die grösste Heiterkeit.

Dass es nicht an lustigen Toasten und Reden fehlte, in die sich der fröhliche Gott der Reben einmischte, ist begreiflich. Da plötzlich sprang Amerling, wohl um seine frische Gelenkigkeit zu zeigen, von seinem Sitze auf den klirrenden Tisch und wollte eine Rede halten. Er wollte! Aber niemals der Rede mächtig, brachte er in gebrochenen Sätzen etwas von Ueberraschung, von Dank, von Rührung vor und sich unterbrechend, rief er uns zu: „Danke Du in meinem Namen!", was denn auch, seine zerhackte Redeweise parodirend, lustig genug geschah und die allgemeine Heiterkeit erhöhte.

Es folgte hierauf eine Gemälde- und Antiquitätenlicitation. Als Ausrufer erschien der zu damaliger Zeit berüchtigte Antiquitätenfalscher W. und zeigte einen leeren Goldrahmen vor, der das älteste Stück der Schöpfung zeigte, das — Nichts. Ein anderer Rahmen umschloss die Caricatur des hässlichsten Weibes, das Louise Heinrich gemalt hatte und dem stets in Schönheit schwelgenden Maler besonders ans Herz gelegt wurde. Es kam der Zahn zur Versteigerung, mit dem der Urvater Adam in den verhängnissvollen Apfel gebissen hat. Der Schädel Kaiser Rudolf's von Habsburg, als er erst vier Wochen alt war. Das Hemd der Königin Isabella, das sie nicht abzulegen schwor, bis die ihr Widerstand leistende Stadt eingenommen sein würde, was drei volle Monate brauchte, und dessen Farbe heutzutage noch die sogenannten Isabellenpferde zur Schau tragen. Doch wer erzählt all die Schwänke, die weisen und thörichten Reden, wer schildert die Lachgewitter, als z. B. ein weinumkränzter Gast in die finstere Nacht hinausschaute und sein Glas emporhebend rief: „Himmlischer Vater, wie scheint Deine Sonne so schön!" Man beschloss, weil es denn schon nach diesem Ausrufe bald Morgen sein musste, bei Amerling zu frühstücken.

Mitternacht war lange vorüber. Wie auf dem Markusplatz in Venedig, wenn die tolle Maskenlust, Musik und Gesänge in hellem Brande sind, plötzlich um die zwölfte Stunde die Riesenglocke des Thurmes ertönt und alles lustige Tosen verstummt, so lautete jetzt die antike tieftönige Hausglocke in den Saal herauf. Alles schwieg, fast erschrocken. Da erschien eine in

grauem Bussgewande der Magdalenen aus der Frauenverbesserungsanstalt in Neudorf bei Wien gekleidete weibliche Gestalt. Sie forderte die Versammlung auf, mit ihr im Chore ein Busslied zu singen, das schauerlich anzuhören war.

Kaum zu zählen waren die in Telegrammen und Briefen, wörtlich aus allen Weltenden ausgedrückten Glückwünsche und Grüsse. Wir lassen hier zwei Zuschriften folgen, um die Verehrung zu kennzeichnen, die Amerling vor der gesammten Künstlerwelt Wiens genoss.

Wien, 14. April 1877.

Euer Hochwohlgeboren
feiern am heutigen Tage Ihren 74. Geburtstag.

Selten ist es einem Manne beschieden, sich einer solchen Feier zu erfreuen und in noch voller Kraft zurückzublicken auf eine so lange Zeit reichen künstlerischen Schaffens, das eben jetzt in der von der Akademie zum Feste ihrer Wiedergeburt veranstalteten historischen Ausstellung eine so glänzende Vertretung gefunden hat, zu Ihrer und der Wiener Kunst unvergänglichen Ehre.

Das akademische Professorencollegium bittet Sie daher, hochverehrter College und Meister, seine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Ehrentage entgegen nehmen zu wollen und Ihnen die beiliegenden Exemplare der zur Feier der Eröffnung unserer neuen Heimstätte ausgegebenen Festschrift und Medaille als Zeichen der Erinnerung überreichen zu dürfen.

Im Namen des Professorencollegiums der k. k. Akademie der bildenden Künste.

Der Rector:
Friedrich Schmidt.

Hochverehrter Meister!
Innigstgeliebter Kunstgenosse!

Sie feiern am heutigen Tage ein Fest, das nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Hochbetagt nach ehrenvollster Laufbahn blicken Sie zurück auf ein Leben der schönsten, edelsten Erfüllung. Ungebeugt und ungebrochen von der Last der Jahre stehen Sie vor uns und wir begrüssen in Ihnen den ruhmgekrönten österreichischen Meister, der so viel des Herrlichen geschaffen hat, dessen Namen in der Kunstgeschichte unseres Vaterlandes stets mit wohlberechtigtem patriotischen Stolze genannt werden wird.

Aber nicht blos wir, auf der heimischen Scholle, sind es, welche den Altmeister beglückwünschen, der Name Amerling ist über die Gauen des Heimatlandes weit hinaus gedrungen, allüberall Lob und Ehre heimsend, wohin auch seine Werke gekommen sind. Wir aber, die wir Ihrem Schaffen stets so nahe gestanden, dünken uns vor Allem berechtigt es sagen zu dürfen, wie innig und tiefbewegt unsere Herzen angesichts eines Festes sind, dessen Träger mit seiner

mächtigen Künstlerschaft nicht blos sich, sondern seine treuen Genossen und ebensosehr sein Vaterland geehrt hat.

Nehmen Sie daher hochverehrter Meister, hiefür im Namen Aller unseren innigsten Dank entgegen und seien Sie versichert, dass wir vollauf das hohe Glück mitfühlen, das ob einer so herrlich erfüllten Mission zu empfinden, Sie so hoch berechtigt sind.

Gott erhalte Sie, innigstgeliebter Mann und hochverehrter Meister, noch lange unserem collegialen Kreise, unserer trauten Genossenschaft.

Der Vorstand:
August Schäffer, der Schriftführer W. O. Noltsch, E. Helmer, Johann Sonnenleiter, Carlotte Lederer, W. Ernest Barenther, A. v. Wielemans, Hugo Darnaut, A. Weyr.

Getrübtes Glück.

„Nah an Freude grenzt das Leid —
Und wenn Wandlung wir erfahren,
Tröstet die vergang'ne Zeit,
Dass wir einst so glücklich waren."

Im griechischen Alterthum folgte der auf der Bühne dargestellten Tragödie ein Satyrspiel. Im Leben unseres Künstlers trat die umgekehrte Ordnung ein. Der Horizont des glücklichen Familienlebens fing an sich zu umwölken.

Wilhelmine Baronin Stein.

Amerling lernte diese Dame in Rom kennen; ihr originelles Wesen zog ihn an. Sie selbst, die eine begabte Porträtmalerin und aus lebhaftem Kunstinteresse nach Rom gekommen war, suchte den von ihr verehrten Künstler auf und befreundete sich mit ihm und seiner Gattin aufs innigste. In die Heimat zurückgekehrt, wurde das Verhältniss ein noch engeres. Baronin Stein war, wenn wir nicht irren, die Tochter eines höheren Militärs, von dem sie in der Nähe Krakaus einen Besitz erbte. Dieser soll durch eine lange Vernachlässigung zerfahren gewesen sein. Die neue Besitzerin verstand es, das ererbte Gut durch Jahre andauernde Sorge und Arbeit wieder in Stand zu setzen und fruchtbringend zu machen. Sie studirte Oekonomie, selbst Thierarzneikunde. Die Bevölkerung sah die hohe, robuste Frau, die das Haupthaar nach Männerart kurz geschnitten trug und sich auch so kleidete, meist reitend, wenn sie ihre Aecker inspicirte,

die verschiedenen Arbeiten überwachte, anordnete und verwaltete. Ihr Kopf zeigte ausgeprägte starke Züge. Wer sie sah, hätte kaum vermuthet, eine Frau zu sehen. Sie besass Sprachkenntnisse, liebte den Umgang mit geistvollen, interessanten Frauen. Die merkwürdige Frau Ida Pfeiffer, die zweimal die Erde umsegelt hatte, zählte zu ihren vertrautesten Freundinnen. Sie malte ihr Porträt, dessen Copie wir, durch besonderes Wohlwollen der originellen Malerin, von ihrer Hand besitzen. Sie copirte Bilder von Amerling, malte unter seinen Augen, erwarb auch eine Anzahl Bilder von ihm. Wenn sie nach Wien kam, war sie der hochwillkommene Gast des Hauses, so wie Amerling und seine Gattin wiederholt sie auf ihrem Besitze besuchten. Es war ein herzlich inniges Zusammensein. Als die Gattin Amerling's ein zweites Töchterchen gebar, hob Baronin Stein es aus der Taufe und wurde dasselbe nach ihr Wilhelmine genannt. Ihre Liebe für bildende Kunst führte sie wiederholt nach Italien, zuletzt nach Rom, woselbst sie jedoch ein lange sie quälendes organisches Leiden zu rascher Heimkehr mahnte. Sie kam nur bis Wien, wo sie, wie immer bei der Familie Amerling einkehrend, liebevoll empfangen und treu gepflegt wurde.

Am 24. Juni 1879 schrieb Amerling in sein Tagebuch „Heute hat unsere beste Freundin Mina Freiin von Stein in meinem Hause ihr Leben geendet." Er malte auch ihr Brustbild für sein Atelier. Dasselbe ist in der von seinen Kindern veranstalteten Auction, wir wissen nicht von wem, erworben worden.

Die Gattin Amerling's kränkelte seit dem Aufenthalte in Schlosshaus. Die Gemüthserschütterung am Krankenbette ihrer Freundin, die sie, selbst leidend, aufopferungsvoll Tage und Nächte hindurch pflegte, verbunden mit anderen geistigen Aufregungen, waren nicht geeignet, ihren körperlichen Zustand zu beruhigen. Die Trauer der Familie sollte nicht enden, böse Zeiten waren hereingebrochen, die nur noch düsterer werden sollten durch den Tod des jüngsten Bruders Amerling, dessen Leben wir später schildern werden.

Dass Amerling's Kunst schon seines vorgerückten Alters wegen und unter dem Drucke der dargestellten schmerzlichen Ereignisse schon lange Zeit zu ruhen begann, ist begreiflich.

Er malte während derselben nur ein weibliches Bild aus der Erinnerung, dem er, nach seiner Gewohnheit, seinen Studienköpfen eine idealere Bedeutung zu geben, vielleicht auch im Gefühle seiner abnehmenden Kraft, den Namen „Mein Abendstern" gab. —

Das schmerzliche Siechthum der Gattin Amerling's nahm, trotz aller Sorgfalt ihres trefflichen Arztes Dr. Gersuny immer mehr zu. Der sonst das Haus beglückende Friede, die Ruhe während eines hoffnungslosen Leidens der trefflichen Gattin, der liebevollen Mutter, der ordnenden Hausfrau waren zerstört. Die schwer geprüfte, bis zu ihrem letzten Athemzuge klar bewusste Märtyrin starb, von ihrem Gatten und ihren Kindern umgeben, am 13. November 1880. Wir finden den Todestag mit zitternder Hand im Tagebuche eingeschrieben, begleitet von den Worten: „Meine edle, treue Gattin Emilie von dieser Welt geschieden."

Am Sterbetage selbst kam Amerling zu uns, um mit uns zu klagen. Er blieb, fast ununterbrochen weinend, viele Stunden. Er hatte nicht die Kraft, der Einsegnung der Leiche in der Gumpendorfer protestantischen Kirche anzuwohnen und ihr das letzte Geleite zu geben. Er verfügte sich nach Klosterneuburg, um auch das Trauergeläute nicht zu hören. Er kehrte erst spät in der Nacht in sein Haus, zu seinen weinenden Kindern zurück. Sein Herz war von tiefster Trauer durchdrungen und erst nach vielen Tagen traute er sich die Kraft zu, das Grab der nunmehr Ruhenden zu besuchen. Heimgekehrt, gewährte es ihm eine wehmuthvolle Befriedigung an jedem Tage einige Stunden in einem Erker seines Hauses zu sitzen und in die Richtung schweigend hinzuschauen, wo das Grab seiner Gattin lag. —

Eine ältere, achtbare Witwe wurde ihm empfohlen, um dem Hauswesen vorzustehen, die Kinder zu überwachen und bei der Erziehung der beiden jüngeren mit thätig zu sein. Er selbst, an ein gemüthvolles Zusammenleben gewöhnt, nach dem er sich, wie wir gelesen haben, stets sehnte, fühlte sich, zumal sich die Einsamkeit des Alters dazugesellte, doppelt einsam, verlassen, und wenn er seine ihm befreundeten Familien, was er jetzt öfter als je that, besuchte, so war es ihm eine Herzenserleichterung, zu klagen und zu weinen.

„Was noch?" äusserte er gegen uns einmal, „Niederlegen und sterben!"

Es sollte anders kommen, die schmerzhafte Einsamkeit des hochbetagten Greises sollte schwinden und ein helleres, letztes Abendleuchten um ihn sich verbreiten. Noch ehe sich das Unerwartete, Seltsame begab, wurde ihm die Befriedigung, seine zweitälteste Tochter Friederike einem würdigen k. k. Staatseisenbahn-Beamten Franz Bauer am 4. Juni 1881 zu vermählen.

Ein volles Jahr war in solcher Stimmung vergangen, da verlautete plötzlich die anfangs ungeglaubte Nachricht, dass sich Amerling mit einer jungen, sehr wohlhabenden, intelligenten Frau verlobt habe. Wir glaubten es nicht, doch als er zu uns kam, um uns sein neues Glück mitzutheilen, da begab sich ein humoristisch-drastisches Gespräch. Wir fragten ihn:

„Glaubst Du wirklich, dass eine junge schöne Frau Dich, den neunundsiebenzigjährigen Mann aus Liebe heiratet?"

Er erwiderte: „Aus Liebe? Nein! Aber aus Sympathie. Sie ist jung, anmuthig, wohlhabend und könnte leicht einen Jungen heiraten. Warum nimmt sie mich? Und wenn Sie will, warum soll ich nicht wollen?"

Und plötzlich, eine seltsame Gesprächswendung nehmend, brach der ihm eigene Humor wieder vor, mit dem er fragte:

„Warst Du schon einmal auf dem Burgplatz in Wien?"

Wir erwiderten: „Wie kannst Du fragen? 10,000mal!"

„Nun, hast Du nicht bemerkt, dass um die Statue des Kaiser Franz vier Frauengestalten sitzen: die Religion, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, der Friede. Eigentlich sind es die vier Frauen, die der Kaiser genommen und die man hier nur symbolisirt hat. Warum soll der Maler Amerling nicht auch vier Frauen nehmen? Da haben's die Mohammedaner gut, der Koran erlaubt ihnen vier Frauen und das gleichzeitig. Ich habe sie nur chronologisch. Und wie heisst der Kerl in Raimund's „Alpenkönig und der Menschenfeind", der hat auch vier Weiber gehabt. Wir kamen seinem Gedächtnisse zu Hilfe und sagten: „Rappelkopf heisst er". Er lachte und auf seine Stirne deutend: „Richtig, weil's bei ihm gerappelt hat."

Amerling war jung, wenigstens sein ihm bis ans Lebensende treu gebliebener Humor.

Neues Leben.

„Wär' ihr stets bei Euer blieben,
Wie könntet Ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Jene eine muss andere gefällt."

Goethe.

Mit den seelischen und ausseren Vorgängen, die wieder zu einer ehelichen Verbindung führten, nicht hinlänglich bekannt, baten wir die Witwe des Künstlers, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, die auszugsweise auf den nachfolgenden Blättern Aufklärung geben.

Marie von Amerling schreibt über ihre erste Begegnung mit ihrem späteren Gatten:

„Ich war mit meinem ersten Gatten, dem Kunsthändler Paterno, mit dem ich als 17jähriges Mädchen die Ehe einging, seit zwei Jahren verheiratet, als er den Wunsch äusserte, da ich noch blühend aussah, mich von Amerling, den er als Künstler hochhielt, malen zu lassen. Es war um Weihnachten 1868, dass wir uns zu ihm verfügten und unsere Bitte vortrugen. Erst nach einigem Zögern willigte er ein. Ich kam jede Woche ein oder zweimal ins Atelier, bei welcher Gelegenheit ich auch seine Frau kennen lernte, zuweilen auch, nach der Sitzung, der Einladung zu Tische folgte. Ich trat überhaupt zu der Familie in nähere Beziehung. Als ein Kind an Scharlach erkrankte, nahm ich die anderen, um sie vor Mittheilung der Krankheit zu schützen, zu mir und fuhr mit ihnen zu ihrer Erfrischung wiederholt aufs Land. Bei diesem freundschaftlich gewordenen Verkehre, lernte ich Amerling näher kennen. Seine vertrauliche, originelle Gesprächsweise, seine oft humorvollen Einfälle, erheiterten und erfreuten mich, zumal ich, seit meinen Mädchen-

jahren für die bildende Kunst schwärmte. Als ich dem wiederholt Ausdruck gab, sagte er eines Tages: „Was? Sie sind für die Kunst so begeistert und sind nicht einmal noch in ihrer Heimat gewesen, in Italien?" Ich und mein Gatte folgten gerne dieser Anregung, umsomehr, als sich Amerling entschloss, uns zu begleiten. Die Reise nach Venedig und von Mailand nach Wien zurück war nur von kurzer Dauer. Wir hätten keinen anregenderen, belehrenderen, selbst begeisterten Cicerone finden können. Wir verlebten glückliche Tage, die durch Amerling's stets erfreuende Heiterkeit und gesellige Zuthunlichkeit nur noch fesselnder wurde. Ich fühlte mich davon angenehm beherrscht. Doch sah ich Amerling nach dieser Reise einige Jahre nicht. Es traten nämlich in meiner Familie Verhältnisse ein, welche mich veranlassten, in Gesellschaft einer gebildeten Dame, das südliche Italien, Florenz, Rom, Neapel, Sicilien zu sehen und, nach einem achtmonatlichen, durch Kunst und Naturschönheit begeisternden Aufenthalte, Paris zu besuchen. Ich habe durch fleissiges Anschauen der erhabensten Werke der Malerei und Architektur viel gelernt und zugleich eine mir stets treu gebliebene Reiselust lieben gelernt. Als ich wieder nach Wien gekommen war, fand sich keine Gelegenheit die Bekanntschaft mit Amerling zu erneuern. Erst im Jahre 1879 begegnete ich ihm zufällig auf der Strasse. Er erkundigte sich sehr lebhaft nach meinen Verhältnissen und fragte, ob ich ihm erlaube, mich zu besuchen. Ich wohnte damals, seitdem meine Ehe, als nicht vollzogen, kirchlich gelöst war, wieder bei meinen Eltern. Er besuchte mich öfter, auch ich kam in sein Haus. Seine Frau war schon längere Zeit schwer krank und der Umgang mit mir zerstreute ihn und zog ihn von dem Kummer und den Sorgen des häuslichen Lebens ab. Seine Besuche mehrten sich, als seine Gattin starb. Durch diesen häufigeren Verkehr wurde in uns eine gegenseitige Zuneigung erweckt. Der mir stets interessant gewesene Mann wurde mir immer sympathischer und seine Unterhaltung eine sehr angenehme, zumal er mit Vorliebe immer wieder von Kunst sprach, was mich von jeher besonders anregte. Mehr aber als all' dies zog sein vertrauensseliges Wesen, seine ganze Persönlichkeit, mich an."

Marie von Amerling vertraute uns, um einen klaren Einblick in ihre Seelenstimmung zu gewinnen, an hundert Briefe an,

die sie, von Baden aus, wo sie mit ihren Eltern während des Sommers deren Villa bewohnte, an Amerling nach Wien schrieb. Sie sind in ihrer anmuthigen leidenschaftlichen Fassung der Ausdruck einer schwärmerisch bewegten Phantasie, in welche Kunstbegeisterung ihre Reflexe wirft. Amerling nahm diese Briefe, wiewohl erstaunt, doch freudig auf. Er verwahrte sie in einem kostbaren antiken Kästchen, in welchem die Tagebücher Emiliens, von denen wir berichteten, wohl geordnet lagen. Er legte auf dasselbe eine kleine Marmorhand, welche die kunstsinnige Emilie geformt hatte. Es ist die Abbildung der plastisch schönen Hand Mariens, die sie modellirte, ohne zu ahnen, dass dieselbe, bald nach ihrem Tode, ihrem Gatten zum vierten Ehebunde gereicht werden wird.

Wir begreifen, dass Amerling, der 79 Jahre alte Mann der erst 34jährigen, in Geist und Schönheit blühenden Frau zaghaft verwundert gegenüberstand und dass in ihm Zweifel gegen ein ihm noch entgegenkommendes Glück erwachten. Wir folgen hier wieder den bereits citirten Mittheilungen.

„Unser Verkehr dauerte fort, ohne dass Amerling ein Wort davon hätte fallen lassen, mich zu heiraten. Da ich aber aus allen Anzeichen sah, dass ich ihm sympathisch bin, dass ihm jedoch der Entschluss, noch in einem so hohen Alter einen Ehebund einzugehen schwer fiel, erklärte ich ihm eines Tages, dass ich von seinem treuherzigen Wesen und seiner Künstlerschaft bezaubert sei und es selbst nicht scheuen würde, mich durch innigere Bande an ihn zu ketten.

„Unsere Trauung fand am 26. November 1881 in der protestantischen Kirche, Abends 6 Uhr, statt. Amerling war an diesem Tag sehr aufgeregt, und das „Ja!" bei der Frage des Priesters klang fast zaghaft. Als wir dann aber nach Hause angelangt waren, da umarmte er mich froh und heiter und sagte: „Ich danke Dir, dass Du dich an mich, dessen letzte Jahre sonst kummer- und sorgenvoll gewesen wären, angeschlossen hast, denn ich bin überzeugt, dass Du mich pflegen und hegen wirst, wie es Dir dein gutes, edles Herz eingiebt."

Und so geschah es auch in treuer Sorgfalt und herzlicher Hingebung, bis der Tod den unter so eigenartigen Umständen geschlossenen Bund harmonisch löste. Die Gattin stellte die etwas gestörte Ordnung des Haushaltes wieder her und wusste

die dem Hause freundschaftlich zugethanen Persönlichkeiten ihrem Gatten zu erhalten, und da er als Maler kaum mehr beschäftigt war, die Tage angenehm zu gestalten, ihn durch Lectüre, durch Besuche von Theatern, von Freunden zu zerstreuen. Seine körperliche Rüstigkeit, sein energischer Gang, wie seine auffallende Gelenkigkeit liessen sein hohes Alter nicht merken. Er empfing, wie sonst, immer gerne Gäste in seinem Atelier. Nur die Erinnerung für das zunächst Vorgefallene hatte allmählich abgenommen. Die Gattin war sein Gedächtniss, sie wurde nicht müde, zu vermitteln und geistig zu ergänzen. Nur Eines trübte das friedlich ruhige Leben. Wir werden darüber zu berichten haben.

Der achtzigste Geburtstag.

Amerling's achtzigster Geburtstag kam heran. Er wurde nicht so übermüthig lustig gefeiert, wie jener, den wir auf vorangegangenen Blättern geschildert haben, aber in warmer, gemüthvoller Weise. Nur die nächsten Verwandten und einige wenige Freunde waren zu einem Abendmahle bei ihm versammelt, das durch Reden und Toaste den Jubelgreis heiter stimmte und zu dankbaren Antworten anregte. Der älteste Freund des Hauses, den man scherzweise als den Hauspoeten Amerling's bezeichnete, der an allen seinen Schicksalen, in Leid und Freud theilnahm, richtete folgende Verse an ihn:

„Rasch sind halb hundert Jahre
Entflohn in alle Welt;
Braun waren uns're Haare,
Als wir uns treu gesellt.

Ich malte nur mit Worten,
Mit hellen Farben Du,
So schritten wir den Pforten
Des Künstlertempels zu.

In seine inn'ren Räume
Trat'st Du als Sieger bald,
Dir bogen sich die Bäume,
Ein ganzer Lorbeerwald.

Von all' den reichen Kränzen
Ein Zweig nur wurde mir,
Als Götterliebling glänzen,
Sah stets ich auf zu Dir.

So hielten wir zusammen
In gut und böser Zeit.
Der Freundschaft gold'ne Flammen
Glüh'n noch mit Heiterkeit.

Wir heben froh die Becher,
Uns hebt Begeisterung,
Zwei muntre Lebenszecher,
In Herz und Geist noch jung."

Die dem Hause innig befreundete Gattin des Poeten, die der Künstler gemalt hatte, nahm das Wort: „Ich werde lange nicht mehr und bald vergessen sein. Auch vom Bilde wird man nicht mehr wissen, wen es vorstellt. Aber man wird sagen: Das ist ein echter Amerling. Und so bin ich durch ihn unsterblich. Ich danke Dir, mein alter, lieber Freund!" Die Gläser klangen. Amerling weinte und lachte.

Schon am Morgen desselben Tages erschien, von Canon geführt, eine Deputation der Genossenschaft der bildenden Künstler, um den greisen, allverehrten Meister zu beglückwünschen. Amerling umarmte jeden der Gekommenen und bat sich die Ehre und die Freude aus, mit ihnen Bruderschaft bei einem Glase Wein zu trinken, den die Gattin, mitbeglückt, anmuthvoll credenzte.

Bald darauf, um sich dankbar zu beweisen, errichtete er eine Stiftung mit 1000 Gulden, deren Zinsen jedes Jahr einem bedürftigen Maler zugute kommen sollten. Weil eben ein Kunstgenosse, der Maler Eduard Swoboda, seinen siebzigsten Geburtstag feierte, bestimmte Amerling, dass die Stiftung dessen Namen führe und jeden 10. November, dem Geburtstage Swoboda's, zur Verwendung komme.

Die Genossenschaft richtete aus diesem Anlasse das folgende Schreiben an Amerling:

„Hochverehrter Senior, Freund und Künstlergenosse!

Als wir Dich, der Edelsten und Besten Einen aus unserem trauten Kreise, anlässlich Deines 80. Geburtstages begrüssten, da leuchtete uns aus Deinem ganzen Wesen die jugendliche Frische der Empfindungen des Herzens wie der Seele entgegen. Wir begrüssten den ganzen Mann, sonach den Künstler, Freund und Genossen mit allen seinen Werthen, und wir beglückwünschten nicht blos Dich, sondern uns selbst, weil Du noch unser bist und es wohl noch lange bleiben sollst. Die wenigen Worte, welche damals die Genossenschaft der bildenden Künstler zu Dir sprach, rührten Dich, und heute gestatte uns, dass

wir Alle, wie wir hier versammelt sind, gerührt vor Dir stehen und ausrufen: „Edel ist der Mann, der in solcher Art seinem Herzen Luft macht, der die Freundschaft am schönsten ehrt, indem er eine schöne That vollbringt." Wir danken Dir daher mit dem Jubilar Eduard Swoboda, der gleich Dir uns Allen ein köstlicher Freund, ein liebevoller College ist und dessen 70. Geburtstag Du in ebenso trefflicher, als fruchtbringender Form zu feiern verstanden hast. Es begrüssen Dich in innigster Liebe und Freundschaft, in Hochachtung und Verehrung, und zwar wie fürder nicht Ides als deren Ehrenmitglied, sondern auch als den lieben und wahren Freund und Nestor, welchen zu feiern und zu halten nie ermüden werden

Die Vertreter der Genossenschaft der bildenden Künstler:

August Schäffer, Anton Schmidgruber, Andreas Streit, Sigmund L'Allemand, Victor Tilgner, Dr. Ernst Bareuther, Friedrich Schachner, Hans Canon.

Wien, am 14. April 1881."

Die Ritter der grünen Insel sandten ein künstlerisch ausgestattetes längeres Beglückwünschungsgedicht, dem wir einige Verse entnehmen:

„Da lächelt wohl, beinahe mütterlich,
Die Zeit und ehrt des Künstlers blanke Waffen.
„Verschonen," spricht sie, „will ich Edlen, Dich,
Du sollst noch lang der Welt zur Freude schaffen.
Erworben hast Du Dir auf ediem Feld
Den schönen Siegeskranz der Silberhaare,
Du echter Künstler und Du treuer Wiener"

Wien, 14. April 1881.

Eduard Swoboda
Kanzler.

Karl Schellein
Grossmeister der grünen Insel.

Dr. Prof. Schrötter
Burgvogt der grünen Insel.

Eine grosse Anzahl von fast allen Gesellschaftskreisen angehörenden Persönlichkeiten von nah und ferne, meist solchen, die Amerling gemalt, deren Namen er schon vergessen hatte, beglückwünschten ihn in Briefen, Telegrammen, sandten ihre Karten. Ein Fürst schickte einen prächtigen Neufundländerhund, wie solche Amerling besonders liebte und wiederholt gemalt hatte. Selbstverständlich fehlte es nicht am gewöhnlichen Jubiläumsapparate, an Blumen, Torten und Wienerischen Kugelhupfen, u. s. w. Der Bruder des Jubilars, Oberst Josef Amerling, sandte

eine Reihe Flaschen mit Rheinwein; jeder war ein Recept angehängt.

„Nur der wird alt, der alt sich fühlt,
Mit mattem Geistesschwung,
Der aber frisch noch fühlt und schafft,
Der Künstler, der bleibt jung.

Recipe.

Und dass die Welt noch 100 Jahr'
Dein Herz ergötzen soll,
Nimm diesen Wein, der heiss und klar,
Jedwede Stund' 'nen Löffel voll.

Dr. Pepo."

Es kamen die Töchter des Jubilars, zwei verehelichte mit ihren Kindern, die Schwiegersöhne, die Tochter Judith seines verstorbenen Bruders Hauptmann Andreas Amerling, und sonst Personen, denen der Künstler ein Wohlthäter war und Andere, die ihn kannten. Es wimmelte von Gästen, Enkeln und Urenkeln, die fröhlich und zärtlich den beglückten Greis umgaben.

Es war, wiewohl er noch einige erlebte, der letzte Geburtstag, der in so lauter, heiterer und gemüthvoller Weise gefeiert wurde. Es schien ein spätes Abendroth. Aber es folgten noch Tage und Jahre voll unerwarteten neuen Sonnenscheins und eigenartiger Erlebnisse, welche selbst seine Freunde und Alle, die ihn kannten, in nicht unbesorgtes Staunen versetzten: Reisen durch drei Welttheile.

Ein ausseres Ereigniss sollte mit zu diesen Reisen führen. Amerling besass, angrenzend an sein Wohnhaus, ein zweites, das wohl mit dem ersteren im Zusammenhange, aber durch einen Hofraum geschieden war. Wir folgen einer Aufzeichnung Amerling's, welche die in gewissem Sinne verhängnissvollen, aber auch höchst interessanten Lebensereignisse darstellt:

„Ueberdrüssig des Missverhältnisses zwischen Capitalsanlage und Erträgniss bei einer sogenannten Realität, sowie auch die unverdaulichen nachbarlichen Miethparteien machen nicht selten den Besitz zur Qual, und so gab ich den oftmaligen Ansuchen und Bitten des Tischlermeisters Herrn Hermann Grüning endlich Gehör und verkaufte ihm einen Theil meines Hauses Nummer 38 in der Mollardgasse um 28.000 fl. mit 1000 fl. Angabe und jährlicher Abzahlung von 2000 fl. mit

4½% jährlicher Verzinsung. So ist es auch geschehen. Da wir Beide durch 22jährige Nachbarschaft ohne irgend eine Verdriesslichkeit zusammen lebten, ist es wahrlich kein Wunder, wenn ich den Verkauf dieser Realität sorglos und freundlich dem Nachbar überlieferte und nicht die nothwendige Aufmerksamkeit beim Vorlesen des langen Contractes hatte, dass ich den Verkauf des ebenerdigen Werkstattgebäudes nicht anders denken konnte, als es bleibt wie es ist, und ward unter uns Beiden mit keiner Silbe Näheres erwähnt, daher mit meiner Sorglosigkeit dem Gegner gegenüber es ganz überhörte, dass nach meinem Ableben der Käufer durch Aufbauen eines Stockwerkes Licht und Aussicht meiner Wohnung nehmen kann. Es war ein Act des Vertrauens an seine Freundlichkeit, sonst hätte ich das Haus nicht an ihn verkauft. Noth hatte ich ja nicht, auch wenn es ganz leer, ohne Miethparteien, geblieben wäre. Da ich in meinem Vertrauen den Kaufvertrag noch gar nicht durchgelesen hatte, war ich nicht wenig überrascht, als mir meine Gattin sagte, da ich den Contract nicht in Händen hatte, dass derselbe die Clausel enthalte, dass es dem Käufer freistehe, nach meinem Ableben die Werkstätte höher zu bauen, wodurch meine Wohnung in einen dunklen Hof zu stehen käme, welches ich ja durchaus nie gedacht haben würde — ich stehe ja nicht in Noth!"

Wie wir sehen, hat der sonst in Gelddingen sehr vorsichtige und gewandte Künstler, ohne einen geschäftskundigen Rath einzuholen, vertrauensvoll gehandelt und bei seinem allmählich abnehmenden Gedächtnisse das Vorlesen des Kaufvertrages gewiss unaufmerksam angehört. Er bereute den Verkauf, er klagte jedem Freunde, selbst Fremden seinen Schmerz, der fast zur fixen Idee einfror. Es war vergebens, ihm vorzustellen, dass doch erst nach seinem Ableben die gefürchtete Verdunkelung seiner Wohnung eintreten könnte. Er weinte und hielt sich für betrogen. Vergebens hatte die stets sorgfältige und liebevolle Gattin, um ihm den Anblick des Nachbarhauses zu entziehen, bunte Fensterscheiben einsetzen lassen. Als der Tischler, um mehr Raum für seine Werkstätte zu schaffen, auf seinem ihm rechtlich zustehenden Besitze einige alte Bäume fällen liess, erwachte Zorn und Schmerz in Amerling. Er konnte gar nicht fassen, wie ein Mensch das Herz haben könne, einen Garten zu

zerstören und den Bäumen Aeste abzusägen. Der Tischler wies urkundlich nach, dass er mit dem Hause auch den Vorgarten erworben habe und darin nach Belieben schalten könne. Amerling blieb allen Vorstellungen unzugänglich und strengte, „zum Schutze seines Ateliers, in dessen Fenster die grünen Baumzweige hineinhängen", einen Process an und wurde, nur ihm nicht selbstverständlich, sachfällig. Er ging zu Gericht, um eine Wiederaufnahme des Processverfahrens zu bewerkstelligen. Eines Tages erschien er in grösster Aufregung bei dem ihm stets wohlwollenden Präsidenten des Obersten Gerichtshofes Ritter Anton von Schmerling und verlangte in hastig vorgebrachten Worten „Gerechtigkeit". Der Mann, dem er Wohlthaten erwiesen, habe ihn betrogen, die Advocaten ihn verlassen. Schmerling, die Aufgeregtheit des Künstlers beachtend, sprach ihm Trost zu und schloss mit der Versicherung, dass der österreichische Richterstand noch Niemandem Unrecht gethan habe. Amerling zog ein Packet Staatspapiere im Werthe von 80.000 fl. aus der Tasche und legte sie auf den Tisch des Präsidenten. „Hier ist Caution" rief er, „erneuern Sie den Process, ich bin im Rechte, ich muss mein Recht haben."

Es kam zu keiner Wiederaufnahme, wohl aber wurde ein Vergleich zu Stande gebracht, in Folge dessen Gröning dem Maler den Vorgarten zurückverkaufte, sich jedoch den sofortigen Betrag des Kaufschillings von 7000 fl. bedang. Die Summe wurde erlegt. Nach einem halben Jahre kam Amerling zu seinem Rechtsanwalte und beklagte sich über den Tischlermeister, dass dieser für die ihm rückgezahlte Summe keine Zinsen bezahle. Der Advocat erklärte, dass er keinen Anspruch auf Zinsen habe. „Aber ich hätte ja" meinte Amerling, „jene 7000 fl. von den 28.000 fl., die der Tischler mir schuldet, in Abrechnung bringen können. Der Vorgarten gehörte ja einst mir, die 7000 fl. auch, ich habe sie ja nur vorgestreckt." Amerling konnte nicht begreifen, dass diese Argumentation nicht richtig sei. „Diese Summe", erklärte der Advocat, „ist als Kaufsumme für den Garten zu betrachten, und der Tischler hat dafür keine Zinsen zu bezahlen. Er wehrte sich ja gegen einen Abzug von seiner Schuld. Von den 28.000 fl. gebühren Ihnen Zinsen, nimmermehr aber von den 7000 fl." Eines Tages erschien Amerling freudestrahlend bei ihm in der Kanzlei und rief: „Sehen Sie, ich habe

doch Recht behalten. Der Tischler zahlt die Zinsen. Er kam gestern zu mir in's Atelier und legte das Geld hin. Ich habe doch Recht behalten." Erst später erhielt der Advocat die Aufklärung, dass die Gattin Amerling's, um ihn zu beruhigen, dem Tischler 200 fl. übergeben hatte, um sie als Zinsen der 7000 fl. zu erlegen. Das wiederholte sich regelmässig nach jedem halben Jahre. Amerling nahm die Summe und sagte lächelnd: „Das freut mich Grüning, dass Sie sich gebessert haben. Es hat aber lange dazu gebraucht." Niemals hat Amerling die Quelle dieser Zinsen erfahren. Der Kummer über den verlorenen Process nagte jedoch fort und fort an seinem Herzen, er hörte über die Undankbarkeit der Menschen zu klagen nicht auf. Es ist begreiflich, dass unter solcher Gemüthsstimmung der Pinsel des sonst so thätigen Malers trocken blieb. Er wanderte immer wieder klagend von Stube zu Stube. Seine stählerne Gesundheit war bedroht. Da fand die theilnahmsvolle, unermüdet liebevoll sorgende Gattin, vom Hausarzte darin bestärkt, dass nur Zerstreuung, Ablenkung von den gewohnten Verhältnissen und Gewohnheiten den Trübsinnigen aufheitern könnte. So kam sie auf den Gedanken, wozu sie durch den Anreiz ihrer eigenen lebhaften Reiselust sich selbst angemuthet fühlte, mit Amerling eine Reise zu unternehmen, und zwar, wo völlig neue Erscheinungen auf die Phantasie des Künstlers wirken sollten. So wurde denn, von Amerling selbst — der Vorschlag munterte ihn auf — die Anregung gerne aufgenommen, nach Spanien zu reisen. Es war gleichsam die Hochzeitsreise des Ehepaares.

Reisen.

Spanien.

Es war ein behagliches Reisen für Amerling, wie er desgleichen nie früher empfunden hatte, er, der gewohnt war, mit den billigsten Fahrgelegenheiten zu fahren, in den untergeordnetsten Gasthäusern einzukehren, sein Reisegepäck nicht selten selbst zu tragen. Die aufmerksame Gattin sorgte für alle möglichen Bequemlichkeiten.

Von Spanien war er enttäuscht, besonders von Madrid. Er hoffte Nationaltrachten zu sehen, eigenartige Scenen, etwa Stiergefechte, originelle Auffahrten, neues Gezäume der Thiere, volksthümliche Theater. Nur in Burgos fesselte ihn das alte Inquisitionsgebäude durch seine ganz absonderliche Bauart, die ihm angelegten steinernen Ketten und seltsamen Bogenfenster. Vor Allem aber wirkte die Alhambra auf ihn; er äusserte, dass er dieses wunderbaren Baues wegen allein nicht bereue, nach Spanien gekommen zu sein. Die fremdartigen Erscheinungen der Reise und die fortgesetzte Bewegung erfrischten ihn zusehends, und gestärkt kam er nach mehrmonatlicher Abwesenheit wieder heim in sein ruhig schönes Besitzthum.

Belgien, England, Schottland.

Die angenehme Wirkung des von der liebevollen Gattin erdachten Reisemittels ermunterte sie, im darauffolgenden Jahre Amerling wieder zu einer Reise zu veranlassen, zumal die Tischlerphantasien wieder zu erwachen begannen.

Diesmal ging es über Brüssel nach England und Schottland. Die erhabenen Schönheiten des Hochlandes begeisterten ihn,

der sonst, seltsam genug, keinen lebhaften Sinn für die Landschaft besass. Den Porträtmaler interessirte eigentlich nur der Ausdruck und die Bewegung im Menschenantlitz. Das Unfertige, Zerstreute der leblosen Natur war ihm gleichgiltig. Der Besuch der Fingalshöhle erregte ihn denn doch in auffallender Weise.

Die Reisenden beschlossen ein längeres Verweilen in London. Erinnerungen an seinen ersten Aufenthalt in dieser Stadt thaten seinem Gemüthe wohl, während der grossartige Verkehr auf ihn einen überwältigenden Eindruck machte. Das Kensington-Museum besonders begeisterte ihn so, dass er später Jedem, der eine Reise machen wollte, rieth, London zu besuchen. Hier finde man Anregung und Bildung. Auch freute es ihn, dass sein Name im fernen Lande nicht unbekannt war. Ueber Holland und Deutschland zurückkehrend, traf das Ehepaar nach mehreren Wochen wieder in Wien ein.

Zum Nordcap.

Kaum im Hause angelangt, erwachte, durch die Umgebung aufgeregt, wieder der alte Schmerz. Es war wie das Aufbrechen einer als völlig vernarbt geglaubten Wunde. Er hörte nicht auf zu klagen. Es war nicht allein der materielle Verlust, ihn quälte noch mehr, wie er, ununterbrochen klagend sagte, das missbrauchte Vertrauen, die Undankbarkeit. Der beigezogene Arzt rieth, da sich eine Reise als bestes Zerstreuungsmittel erwiesen habe, wieder eine solche anzutreten, um die fast zum Gemüthsleiden gewordene, permanente Stimmung zur Ruhe zu bringen. Um zugleich durch Neuheit der Scene und der Gestalten die Aufmerksamkeit des Greises zu steigern und selbst für Exotisches gestimmt, schlug Amerling's Frau eine Reise nach dem Norden vor, umsomehr, als der Süden dem Künstler durch seine oft wiederholten Reisen nach Italien nicht mehr einen stärkeren Eindruck hervorzubringen im Stande war. So sehr Amerling eine Scheu vor einer längeren Seereise hatte, stimmte er doch bei, an das Nordcap zu gehen. Er reiste bald lieber zu Schiff als auf Eisenbahnen, umsomehr, als das herrlichste Wetter günstig war. Nur einmal gab es Sturm und da war es zu bewundern und beneidenswerth, welche ungewöhnliche kräftige

Constitution Amerling besass, um trotz seines hohen Alters der abscheulichsten aller Krankheiten wiederstehen zu können. Er war frisch und fröhlich.

„Wir gingen," schreibt Marie von Amerling in ihr Reisejournal, „über Berlin, Hamburg, Kiel, Cuxhaven, Kopenhagen, Christiania nach Drontheim. Ein rührender Anblick war es mir in Berlin, Fritz mit Thränen in den Augen zu sehen. Er sträubte sich immer wieder, dahin zu reisen, weil er stets hören musste, wie grossartig sich diese Stadt in den letzten Jahren entwickelt habe. Es verdross dies den guten österreichischen und Wiener Patrioten. Ihm war seine Vaterstadt über alles theuer, er schwärmte für sie. Ich vermochte ihn nur schwer dazu zu bringen, einen Tag in Berlin zu bleiben, um auszuruhen. Als wir in einem offenen Wagen, um die Stadt zu sehen, fuhren, erschrak ich, Fritz plötzlich schluchzen zu hören. Auf meine rasche Frage, was ihm fehle, erwiderte er: „Berlin hat sich grossartig verändert und da thut mir der Rückschritt Oesterreichs doppelt weh."

„Kopenhagen heimelte ihn ganz besonders an. Als wir auch den Belustigungsort Tivoli besuchten, war es mir eine Freude, zu sehen, wie froh sich Fritz zwischen den Akrobaten, Taschenspielerbuden, Ringelspielen, hundert Schaustellungen bewegte. „Das ist ja unser Prater!" rief er wiederholt aus und ich musste auf der Rutschbahn mit ihm fahren. Er drückte den Hut verwegen zur Seite und wir durchflogen blitzartig die Bahn. Wir reisten überhaupt wie gute Kameraden.

„Auf einem Spaziergange an der See hatte ich den tollen Einfall, wie schön es wäre, eines der Schiffe zu besteigen und nach Indien zu fahren." Das Wort genügte. „Hat was für sich," äusserte er heiter gestimmt. „Neugierig wär' ich genug!" Leider kam es zu dieser Reise nicht, indem ihm der Allmächtige, ach nur viel zu früh, ein gebieterisches Halt zurief."

Es ist selbstverständlich, dass die Reisenden alle Sehenswürdigkeiten zu betrachten gingen. Amerling besah nur flüchtig die Werke Thorwaldsen's, die er fast alle von Rom her kannte. Zumeist fesselte den Antiquitätensammler das altnordische und ethnographische Museum und das im Schloss Rosenborg. Weitaus mehr als der grosse Juwelenschrein, der bei verdunkelten Fenstern geöffnet wurde und die herrlichen Lichtmagnete leuchten liess, imponirten Amerling zwei aus purem Silber ge-

gossene Riesenlöwen, die, wenn der König feierlich den Thron besteigt, an den Stufen desselben aufgestellt werden. Zuweilen unterbrach er auf Plätzen und in Strassen die Wanderung, um da einen eigenthümlichen Erker, eine seltsame Façade, dort ein altes Portal in sein Skizzenbuch zu zeichnen. Es pflegten sich Menschen um ihn zu sammeln, die neugierig zuschauten, was der alte Herr da schreibe?

„Nach einem achttägigen Aufenthalte, der nur durch einen Ausflug nach Helsingör mit seinen Hamletlegenden unterbrochen wurde, ging es von der dem Künstler ganz sympathisch gewordenen Königsstadt zur See nach Christiania. Eine angesehene Familie aus Hannover befand sich mit auf dem Schiffe. Eine junge schöne Tochter, die gerne in einem Skizzenbuche zeichnete, begeisterte sich ganz besonders für den alten, fröhlichen Herrn, als sie erfuhr, dass er der berühmte Amerling sei.

„Christiania machte keinen Eindruck. Erst die Fahrt von Drontheim nach dem Nordcap befriedigte den unbegreiflich fast Unermüdeten. In Tromsö bestieg er, nicht ungewarnt, einen ärmlichen Kahn, um ans Land zu gehen, wo er die Hütte einer Lappländerfamilie betrat. Als er wieder durch den niedrigen Eingang herauskroch, äusserte er: „Die Männer sind anders, die Weiber ganz abscheulich. Möchte keine malen; aber gut haben sie's, sie brauchen sich niemals zu waschen.

„Eine wahre Begeisterung ergriff ihn immer wieder von neuem, als die Fahrt vier volle Tage lang durch den schönsten Himmel beleuchtet war und — keine Nacht hatte. Die Gesellschaft blieb bis zwei Uhr Morgens auf dem Verdeck und ging erst bei helllichtem Tage zu Bett. So auch Amerling. Frisch gestärkt, erhob er sich vom Lager, genoss zum Staunen Aller ein opulentes Frühstück und ergötzte die Mitreisenden durch seine Laune und heitere Einfälle. Sein Entzücken, mit dem Capitän und der ganzen Gesellschaft einen gefangenen Walfisch sehen zu können, war gross. Er verliess leichten Schrittes das Schiff, um das Ungethüm zu messen. Er zählte, es war 18 seiner Schritte lang. Eine Gruppe der Reisenden beschloss, ein Eisfeld zu betreten. Amerling schloss sich guten Muthes sofort an. Vom Nordcap selbst war, eines niederfallenden Nebels wegen, nur ein Theil sichtbar, und so bestieg Amerling den Fels selbst nicht."

Stockholm.

„Die Reise von Drontheim nach Stockholm ging auf der Eisenbahn. Die majestätisch sich emporbauende Königsstadt brachte auf Amerling eine gewaltige Wirkung hervor. Er konnte sich nicht sattsehen und nicht genug bewundern. Nur Constantinopel und Neapel schienen ihm als ebenbürtig. Wie in Kopenhagen, waren es wieder die nordischen Alterthümer, die ihn zumeist fesselten, während die zahlreichen und künstlerisch werthlosen Statuen und die zwar reiche, aber unbedeutende Gemäldegalerie ihn kalt liessen. In der letzteren spielte sich eine freudig und wehmüthig zugleich erschütternde Gemüthsscene ab. Vor einer Staffelei sass der Galeriedirector, ein hochbetagter Greis, der an einem Bilde malte. Amerling ging auf ihn zu: „Kennen Sie mich nicht Palm," rief er, „in Rom vor 40 Jahren? Ich heisse Amerling." Und schon lagen sich Beide, zu Thränen gerührt in den Armen, der 78jährige Palm und der 82jährige Amerling. Sie schwelgten in Erinnerungen, und als sie endlich schieden, war es auf ein Nimmerwiedersehen. Das Porträt Palm's hing in Amerling's Atelier, so lange er lebte, mitten unter seinen Lieblingen, und kam bei der von den Kindern Amerling's am 22. November 1888 veranstalteten Versteigerung seines Nachlasses um den erschreckend mässigen Preis von 56 fl. unter den Hammer.

Rückkehr.

Die Reise ging nun nach Gothenburg, um die imposanten Trollhättafälle zu sehen und in der zweitgrössten Stadt Schwedens den reichen Kunstsammler Fürstenberg, an den Amerling empfohlen war, zu besuchen, um seine Schätze zu bewundern.

Nun ging es zurück über Kopenhagen, nach welcher Stadt sich Amerling völlig sehnte, nach Lübeck, wo besonders das Rathhaus bewundernd betrachtet wurde. In Hannover wurden die Reisenden von jener Familie, in deren Gesellschaft sie an das Nordcap fuhren, freudig willkommen geheissen und fetirt. Cassel wurde nur flüchtig berührt, dagegen die Wartburg mit eingehendster Theilnahme besichtigt. In heiter nachwirkender Reisestimmung erzählte er gerne seine Erlebnisse. Wir erinnern uns, mit welcher Begeisterung er auch uns die Himmelserschei-

nungen am Nordcap schilderte und auf einem Blatt Papier den Gang der nicht untergehenden Sonne zeichnete. —

Er malte um diese Zeit nur wenig mehr: das Porträt seiner Gattin, einen Barden, der in die Harfe greift, eine Fürstin Windischgrätz, deren Bild er jedoch, weil es ihm nicht gelungen schien, nicht ablieferte, und das letzte, das er malte, ein Christusbild. Er beschäftigte sich auch, einzelne aus seiner Jugendzeit in seinem Atelier zurückgebliebene Bilder zu verbessern. Wiewohl noch fester Hand, vergass er, dass das Auge im Alter, zumal wenn es bewaffnet werden muss, anders sehe.

Seine Gemüthsruhe sollte wieder erschüttert werden.

Er, der schon so Viele aus seiner Familie und Freunde sterben gesehen, musste nun auch seinen, von ihm zumeist geliebten Bruder verlieren. Dieser lebte, in stiller Zurückgezogenheit, in Währing, Wildemanngasse 26, und starb daselbst am 27. November 1885 nach Mitternacht. „Es thut mir sehr weh," klagte uns der tiefst erschütterte Freund, „dass ich, der älteste von 16 Geschwistern, alle überleben muss. Aber wie lange noch? Das ist der einzige Trost."

Am Begräbnisstage dieses seines Bruders sahen wir Amerling an dem noch offenen Sarge, den Todten weinend betrachten. Man musste ihn fortziehen, um den Sarg schliessen zu können. Vom Arme der Gattin sich losreissend stürzte er noch einmal in das Zimmer, in welchem der Todte lag. „Ich will ihn nur noch einmal sehen!" rief er mit herzbrechender Stimme. Es bedurfte der liebevoll besorgtesten Gewalt der Gattin, ihn abzuhalten, der Einsegnung der Leiche in der Kirche und der Beerdigung anzuwohnen. Man fürchtete für seine Gesundheit.

Der Schmerz um den geliebten Bruder, der in der Unthätigkeit des sonst so schaffenslustigen Meisters nicht verhallen wollte, das geschilderte Unbehagen, in das er durch seinen geschädigten Besitz sich versetzt fühlte, machte Amerling dem Wunsche der Gattin, die stets liebevoll ihn zu erheitern bemüht war, geneigt, wieder eine Reise anzutreten. So ging es denn nach:

Constantinopel.

Amerling schwelgte hier in Erinnerungen seiner Jugend und betrat ausser der Aja Sophia nur das Museum und die

Bazare, wo ihn das farbenbunte, phantastische Leben fesselte. Als ihm seine Gattin vorschlug, auch das nun nicht mehr ferne Athen zu besuchen, äusserte er: „Dir zu Liebe gehe ich auch dahin. Was kann ich alter Mann Dir sonst bieten? Wir gehen!" Sie küsste ihm voll Freude beide Hände.

Athen.

Das Ehepaar schiffte sich auf dem französischen Dampfer „Donai" ein und langte auf spiegelglatter See in 36 Stunden im Piräus um Mitternacht an. Von da ging es, damals noch zu Wagen, nach Athen und wurde in dem vom Meister Hansen gebauten Hotel Bretagne eingekehrt. Als Amerling am folgenden Morgen die Akropolis erblickte, betrachtete er sie lange und schweigend. Durch die Strassen wandelnd und die sich drängenden Menschen betrachtend, rief er: „Was, wir sind in Griechenland? Die Leute sind ja wie bei uns gekleidet. Wo ist das Costume?" Nur wenigen Männern begegnend, die in der Fustanella vorbeigingen, musste Amerling lachen: „Die sind ja in dem weissen faltenreichen Weiberrock wie die Tänzerinnen angelegt!" Die Gebäude, selbst die von Hansen gebaute Universität, mitten unter nüchterne Häuser gestellt, regten ihn wenig an. Amerling, dem keine Erinnerungen aus Mythe, Poesie und Geschichte zu Hilfe kamen, fühlte sich enttäuscht. Nur die Akropolis bestieg er dreimal, einmal bei Mondschein, und war entzückt. Er besuchte Schliemann, der zu seinem grossen Bedauern verreist war, doch war es ihm gegönnt, die Innenräume seines schönen Palastes zu besehen, wo ihn die völlig moderne Einrichtung und die ganz gewöhnliche zum Garten führende Treppe unangenehm berührten. „So wohnt kein Künstler," rief er, „ist halt nur ein Gelehrter! Und solche Menschen haben gar keinen Schönheitssinn." Die in Glasschränken aufgestellten, von Ausgrabungen herrührenden Gegenstände, meist Fragmente, liessen Amerling gleichgiltig. Ein Ausflug nach Eleusis unterbrach den Aufenthalt in Athen, ebenso der nach Nauplia und von hier nach Tiryns. Von hier liess Amerling, müde geworden und von der Sonnengluth leidend, seine Gattin, nur von einem Dragoman begleitet, allein nach Korinth und Mykene reiten, wo sie die Gräber besah, in denen der berühmte Königs-

schatz gefunden wurde. Er spielte die ganze Zeit ihrer Abwesenheit mit Kindern, deren Sprache er natürlich nicht verstand, aber durch kleine Geldgeschenke und pantomimische Schwänke um sich zu sammeln verstand.

In Korinth schifften sich die Reisenden nach Patras ein. Nach einem kurzen, erquickenden Aufenthalte auf der Insel Zante ging es nach Olympia. Amerling setzte sich entschieden dem entgegen, er wollte absolut nicht. „Alles sehen und wissen ist nicht nothwendig," rief er unmuthig aus. Zufällig lernte er den viel genannten General Türr und dessen schöne Gemahlin, die frühere Ratazzi kennen, der ihn zur Fahrt nach Olympia ganz besonders aufmunterte. So entschloss er sich denn doch zur Reise dahin. Die Reisenden kamen nach einer etwas ermüdenden Schiff-, Eisenbahn- und Wagenfahrt dort an. Die Trümmerstätte interessirte ihn wenig. Einige Bronzen nur weckten seine Aufmerksamkeit, als aber Amerling die Hermesstatue von Praxiteles sah, erklärte er sich für die Reise überaus entschädigt. „Diese Gestalt ist," äusserte er, „das edelste Werk der Bildhauerkunst, je länger ich, besonders den Kopf, betrachte." Diesen Kopf mit der gesenkten Haltung hat er in seinem Leben nicht mehr vergessen und brachte mehrere Photographien der Statue mit nach Wien.

Corfu.

Die Rückkehr in die Heimat führte nach Corfu. Während eines mehrtägigen Aufenthaltes wurden Ausflüge unternommen. Bei einem solchen nach Conzuelas war Amerling völlig glücklich, ein idyllisches Volksfest zu sehen, das von Männern und Frauen in malerisch schöner Nationaltracht gefeiert wurde. Er hat es uns mit seiner an ihm gewohnten plastisch illustrirenden, abgehackten Redeweise geschildert: „Die Frauen und Mädchen trugen faltenreiche, grellfarbige Röcke, die Brust mit Goldgeschmeide bedeckt, die Ohren mit langen Gehängen geschmückt. Der Kopf war von dicken Haarrollen, von Blumen und Bändern durchflochten, zierlich umgeben. Prächtig haben sie ausgesehen! Nur der Tanz war kein eigentlicher Tanz. Die Mädchen fassten sich mit den Händen, einen grossen Kreis bildend, und bewegten sich mit monotonem Gesange und einfacher, melancholischer Begleitung eines Musikinstrumentes bald nach rechts, bald nach

links. Die Mädchen bewegten sich Alle mit zu Boden gesenkten Blicken, ohne ein Vergnügen in den unbeweglichen Gesichtern zu äussern." Es war der serbisch-griechische Kolo (das Rad) genannte Nationaltanz, der bei den Tönen der monochorden Gusle (eine Geige, die wie ein Violoncell gestrichen wird) getanzt wird.

Kaum über Venedig zurückgekehrt, folgten unsere Reisenden einer Einladung nach Abbazia, um daselbst das Marienfest, den Namenstag von Amerling's Gattin, zu feiern. Bei der Rückreise wurde die Adelsberger Grotte betreten. —

Zu der Zahl der Dämonen, die das menschliche Leben beherrschen, gehört noch einer, der selten so genannte Reisedämon. Welchen, wenn auch nur mit mässiger Phantasie begabten Menschen zieht nicht ein Drang in die Ferne, dem die Neugierde beigegeben ist, Neues zu sehen, sich am Fremden abenteuernd zu erfreuen. Es ist wie eine Ahnung, dass jenseits der blauen Berge Glück und Wunder zu finden seien. Das tiefste Herzensweh selbst wird abgemildert. Der Ocean ist Lethe und die über ihn hinwehende feuchte Luft heilt auch manchen körperlichen Schmerz.

Kaum nach Wien zurückgekehrt, war die quälende Gestalt, die wir bereits kennen, wieder die unsichtbare Begleiterin Amerling's. Es war wie eine Hallucination. Er war kaum eines anderen Gedankens mächtig, als dass er betrogen und, was ihn noch mehr schmerzte, undankbar behandelt worden sei. Dieser Gedanke liess ihn nicht los, er verfolgte ihn auch des Nachts. Bei solcher Gemüthsstimmung war es natürlich, dass seine bis dahin starke Gesundheit erschüttert wurde, er ass nur wenig. Eine körperliche Abnahme wurde sichtbar. Alldem gesellte sich ein heftiger neuralgischer Schmerz im linken Arme. Da rieth der dem Hause befreundete Arzt für den Winter ein warmes Klima aufzusuchen. Da Amerling Italien schon siebenzehnmal und auch Spanien besucht hatte, erschien es wünschenswerth, zumal dies auch eine mächtigere Zerstreuung bot, nach Aegypten zu gehen. Dieser Plan wurde vom Arzte gutgeheissen, indem er auf eine Beruhigung der Nerven auch durch die Seeluft hoffte und es ihm bekannt war, welche treue Sorgfalt und ununterbrochen aufmerksame Pflege die Gattin dem Künstler widmete.

Es scheint uns wie ein psychologisches Räthsel, dass jedesmal schon beim Antritt der Reise die trübe Stimmung wich, und mit dem Verlassen der gewohnten häuslichen Umgebung auch die durch sie erregte Pein verschwand.

Aegypten.

Im Februar 1885 Abends verliess Amerling mit seiner Gattin Wien, die Reise nach Aegypten antretend. Sie kamen des Morgens in Triest an und schifften sich schon um Mittag auf dem Lloyddampfer „Urano" ein. Frau Marie schrieb uns: „Wir fuhren bei rauher Seeluft, aber auf glatter See bis nach Corfu und trafen hier das mildeste Frühlingswetter. Die Schmerzen im Arme waren auffallend leichter geworden. Nach zweistündigem Aufenthalte wurde der Anker gelichtet und, wenn auch keinen Sturm, hatten wir doch eine ziemlich bewegte See. Mein Mann, seetüchtig wie immer, hatte, wiewohl die meisten Passagiere sich krank zurückziehen mussten, gar nicht zu leiden und freute sich, auf dem Verdeck umherzuwandeln. Als wir am fünften Tage *Alexandrien in der Ferne erblickten, war der Seegang so hoch*, dass wir einen vollen Tag warten mussten, bis der Lootse das Schiff durch die gefährlichen Klippen bringen konnte. Eine neue Welt that sich auf: anders gefärbte Menschen, Palmen, Kameele, originelle Costüme, andere Sprachen. Wir genossen, die wir Wien bei 10° unter Null verlassen hatten, warmes Frühlingsglück. Wir gingen in den Bazar, der gegen den in Constantinopel nur einen kleinen Eindruck machte. Als wir durch die Strassen fuhren, stimmte es uns traurig, die Verwüstung an den Häusern zu sehen, welche die Engländer ein Jahr früher mit Bomben angerichtet hatten. Die zerstörten Strassen machten das Fahren zur Qual."

Nach zweitägigem Aufenthalte ging es auf der Eisenbahn in sechs Stunden nach Cairo und wurde im „Hotel du Nil" an der Esbekieh Wohnung genommen. Selbstverständlich wurde das Museum in Bulak, die grössten Moscheen, die Chalifen- und Mamelukengräber besucht. Den grössten Eindruck machten auf Amerling die Pyramiden, vor allem die Sphynx. „Niederknien!" rief er aus, keines anderen Wortes mächtig. Dann liess er sich mit bewunderungswürdiger Elasticität von den Beduinen die

hohen Stufen der Cheopspyramide hinaufschleudern. Es freute ihn, sich mit Einigen in italienischer Sprache unterhalten zu können. Er war frisch und heiter geworden, doch der Schmerz im Arme wurde wieder heftiger. Ein beigezogener Arzt rieth, es mit der Elektricität und mit einem türkischen Bade zu versuchen. Beides blieb ohne Erfolg. Während sich Amerling der Cur unterzog, wurde seine Gattin durch die liebenswürdige Frau des österreichischen Generalconsuls der Gemahlin des Khedive vorgestellt. Wir lassen ihre an uns gerichtete Schilderung hier folgen:

„Die Treppen, die zum Audienzsaal führten, waren mit rothem Sammt belegt, herrliche Teppiche, kostbarste Stoffe, orientalische Pracht. Die Vicekönigin war von üppigen Formen, mit schwarzen Augen, herrlich weissen Zähnen. Leider war sie wie unsere Damen bei Hof gekleidet. Sie sprach, da wir mehrere Frauen zugleich vorgestellt wurden, uns freundlich in französischer Sprache an, während uns schwarzer Kaffee in kleinen, mit Diamanten besetzten Goldtässchen gereicht wurde. Das Gespräch in Fragen und Antworten unbedeutend. Interessanter war es in dem Palaste der alten Prinzessin Said Pascha, in welchen ich hierauf geleitet wurde. Die Dame empfing uns, auf niedrigem Divan sitzend. Schwarze in Weiss gekleidete Diener brachten Tschibuks mit prächtigen, edelsteingeschmückten Bernsteinspitzen, deren lange Rohre auf der Diele in eine silberne Tasse gestellt wurden. Rauchend conversirten wir mit der nicht eben kostbar, aber orientalisch gekleideten Dame. Nach dem Tschibuk wurde uns Limonade credenzt. Sie hiess einige prächtig gekleidete Sklavinnen mich durch den Palast und den Garten führen und pflückte hier einen Fliederzweig, den sie, freundlich Abschied nehmend, mir zur Erinnerung überreichte. Amerling war sehr neugierig zu hören, was ich erlebt, ob ich schöne Odalisken und welche Bilder ich gesehen habe? Er war enttäuscht, als ich von dergleichen nichts zu berichten hatte."

Die muthige Reisegefährtin, deren Phantasie immer weiter strebte, brachte den Plan vor, einmal so weit, auch Oberägypten zu besuchen. Sie schifften sich auf einem Regierungsdampfer zur Fahrt nach Assuan ein. „Es wurde oft gelandet, um, auf Eseln reitend, zu irgend einer Ruinenstätte zu gelangen. So in Edfu. Die

ganze Reisegesellschaft ritt dahin. Zum Staunen Aller galoppirte Amerling voran und war dann wieder aus dem Tempel nur schwer fortzubringen. Er konnte sich an den mit Hieroglyphen bedeckten Riesensäulen nicht satt sehen, mass deren Umfang und bewahrte die Messschnüre. Wegen zu seichten Wassers war eine Verspätung veranlasst und die Reisenden mussten in Assuan übernachten, wo keine Lagerstätten und kein Abendmahl bereit war. Man legte sich angekleidet auf Holzbänke, nachdem ein improvisirtes Nachtmahl verzehrt war.

„Von Assuan aus ging es in einer Barke zur Insel Philä und Elephantine. Es wurde hierauf beschlossen, den ersten Katarakt zu passiren. In Sorge, dass Amerling durch die Bootfahrt leiden könnte, bat ihn die Gattin, ihre Rückfahrt abzuwarten. Er weigerte sich dessen entschieden mit den Worten: „Ich fahre doch mit dir. Ich will dich nicht allein lassen."

„Zurückgekehrt ging von Assuan die Reise weiter nach Luxor. Hier kamen die Reisenden eben dazu, als der aus Granit gemeisselte Pharao Rhamses aus dem Schutt hervorgegraben wurde und man Vorbereitungen traf, die Riesengestalt nach Cairo für das Museum in Bulak zu bringen. Vom österreichischen Consul freundlich empfangen, wurden bei ihm kleinere Antiquitäten erworben; leider wegen eines enormen Preises eine Mumie nicht gekauft, die Amerling am Liebsten besessen hätte. Die Einkäufe erstreckten sich nur auf Skarabäen, Schminktöpfchen, Terracottafigürchen, Glasperlenketten, wie man sie den Todten anlegte u. dgl.

Von Luxor aus wurden die allen Reisenden üblichen Ausflüge nach Karnak zu den Königsgräbern zu Pferde unternommen. Amerling sah sprachlos all' die durch tausend Beschreibungen bekannten Wunder an. Er erinnerte sich der begeisterten Schilderungen, die ihm sein Freund, der Maler Makart in Wien, von all' den kolossalen Herrlichkeiten gemacht hat. Er umarmte tief gerührt seine Gattin und dankte ihr unter Thränen, dass es ihm in seinen alten Tagen noch gegönnt ist, so ungeheure Werke und solche in Stein ausgeführte künstlerische Riesenträume zu sehen. Der Tempel wurde noch einmal des Nachts betreten, um ihn bei Mondbeleuchtung zu betrachten."

Nach viertägigem Aufenthalte in Luxor fuhren unsere Reisenden nach den bekannten Zwischenstationen nach Patretscheni und nach dem 3½ Stunden entfernten Chelman, dem seiner

Schwefelquellen wegen beliebten Ort. Amerling, der sich im Allgemeinen während der ganzen Reise guter Gesundheit erfreute, und in heiterer Stimmung war, litt aber ununterbrochen an dem neuralgischen Schmerz im linken Arm und so wurde hier von den Bädern Befreiung gehofft. Aber schon am dritten Tage mussten dieselben ausgesetzt werden. Er sehnte sich nach Cairo zurück. Diesmal, schmerzhaft wie er war, liess er seine Gattin allein noch einen Ausflug zu den Apisgräbern in Sakara unternehmen.

Palästina.

Amerling sehnte sich, bei aller Rüstigkeit, denn doch müde, wie es selbst ein Jüngerer bei so grossen Reisen empfinden mag, nach Ruhe. Doch fühlte er sich in Alexandrien durch eine englische Gesellschaft aufgemuntert, statt direct in die Heimat, über Jerusalem zu gehen.

„Es ging auf der Eisenbahn nach Ismaila, durch den Suezcanal nach Port Said und auf stürmischer See nach Jaffa. Die Ausschiffung in dem bekannt klippenvollen Hafen war nicht ohne Gefahr. Nach einer nur einstündigen Erholung bestiegen unsere Reisenden eine Art Landauer, dem elende Pferde vorgespannt waren. Die Gestalt des aufgenommenen Dragoman erregte die vollste Aufmerksamkeit Amerlings; es regte sich fast jugendlich der Porträtmaler in ihm. Auf einem kleinen Grauschimmel, dessen Schweif und Mähnen roth gefärbt waren, sass der schlanke arabische Mann von brauner Gesichtsfarbe und schwarzfunkelnden Augen, die Gesichtszüge voll energischen Ausdruckes. Ums Haupt ein buntes Tuch, um die Schultern ein weiss und schwarz carrirter Mantel über einem weissen Kleide boten eine malerische Gestalt. Amerling vergass völlig des holperigen Fortkommens und ihn fort und fort wohlgefällig betrachtend, prickelte es ihn in den Fingerspitzen. Er äusserte: „Schad', dass ich den nicht malen kann!" So gut es durch die Ebene von Esdraelom ging, so beschwerlich wurde der Weg, als sie das Gebirge von Juda erreichten, zumal die Thiere, matt und ausgehungert, nur schwer vorwärts kamen. Es wurde allmählich Nacht und Amerling von einer peinlichen Angst ergriffen, wenn nicht getödtet, so doch geplündert zu werden. Es bedurfte der Täuschung, dass eine Gesellschaft, von bewaff-

neten Beduinen begleitet, nachfolge, um ihn zur Weiterreise zu bewegen."

Um 4 Uhr Morgens, auf einer Anhöhe angelangt, erblickten die Reisenden

Jerusalem.

Alle Hôtels waren überfüllt. Die Reisenden mussten, in Kameeldecken gehüllt, in einem Zelte, das auf einem freien Platze aufgestellt war, übernachten. Ein in demselben, der Nachtkühle wegen befindliches Kohlenbecken wäre den Schläfern bald verhängnissvoll geworden, sie erwachten mit rasendem Kopfschmerz, was ihnen den ersten Eindruck Jerusalems störte.

Der erste Gang galt der heiligen Grabkirche und der in der Mitte derselben befindlichen kleinen Kapelle, die das angebliche Grab Christi enthält und in die man durch einen niedrigen Eingang, nur gebückt, gelangt. Von der Decke des inneren Raumes hängen 100 silberne Lampen, die einen seitlich an der Wand angebrachten Sarkophag beleuchten.

Nach wenigen Tagen fanden unsere Reisenden Aufnahme in dem wenig gut eingerichteten Hôtel Mediterranean, wo der Herzog von Württemberg der Tischnachbar Amerlings war. Es freute ihn, einem ersten Oesterreicher im Orient zu begegnen, der noch dazu ein ihm längst bekannter Künstler sei. Er stattete ihm mit seinem Adjutanten Freiherrn von Fritsch einen Besuch ab und ahnte nicht, dass er nicht gar lange darauf Anlass haben werde, ein theilnehmendes Telegramm an die Witwe des Künstlers zu richten.

Selbstverständlich wurden alle den Pilgern nach Jerusalem heiligen Orte betreten: der Garten Getsemaneh, der Oelberg, das Thal Josaphat, die Gräber der Könige und Richter.

Auch Bethlehem wurde besucht, wo die Schönheit der Frauen und ihrer Gewänder dem Maler angenehm auffielen. Im Ganzen wunderte sich Amerling, in Jerusalem zu sein. Er hatte sich alles ehrwürdiger, heiliger, wunderbarer gedacht. Nur die auf Moria, dem Platze des Salomonischen Tempels, erbaute Moschee imponirte ihm. Dem Legendarischen, als „von den Pfaffen erfunden, um den Gläubigen Geld abzunehmen", schenkte er nicht die geringste Theilnahme.

Amerling kaufte eine eigenthümlich geformte Kanne für sein Museum und einen mit Perlmutter eingelegten schönen Stock, den er uns als Erinnerung mitbrachte. Aber auch seine Frau wünschte ein Andenken heimzutragen und so liess sie, wie es bei den christlichen Arabern Sitte ist, sich auf das innere Handgelenk des linken Armes das Doppelkreuz der Terra santa in blauer Farbe tätowiren. Die nach achttägigem Aufenthalte in die Heimat beschlossene Reise rückte heran. Am Morgen vor derselben veranlasste die Gattin ihren Gatten, noch einmal die heilige Grabkirche zu besuchen, um zum Abschiede zu beten. Sie hatte im Bazar zwei Goldreife gekauft, auf denen in ebräischer Schrift „Jerusalem" eingravirt war. Sie schritt mit Amerling an den Sarkophag in der Grabeskapelle. Beide knieten vor demselben in stiller Andacht nieder. Dann übergab sie ihrem Gatten die Ringe, um sie zu wechseln. Während dies geschah sprach sie: „Wir erneuern unseren Bund, als treue Lebensgefährten, so lange es noch Gott will, dass wir miteinander durchs Leben wandern. Gesegnet sei der Bund auf dieser heiligen Stätte!" Sie umarmten einander, zu Thränen gerührt. Der Leser erinnert sich wohl an die Scene in der Stefanskirche in Wien, wo zwei einsame Menschen am Altare sich ebenfalls selbst zum Ehebunde einsegneten.

Um 8 Uhr Morgens traten unsere Reisenden die Rückkehr in die Heimat an. Sie schifften sich in Jaffa auf dem Lloyddampfer „Austria", Capitän Giovanni Bruggio, ein, und landeten bei schönstem Wetter am folgenden Morgen in Beirut. Der Anblick der die Höhen empor gebauten Stadt, zu deren Füssen das Meer rollt, in deren Hintergrunde die rothgoldene Wüste ausgestreckt ist und die schneebedeckten Berge des Libanons in heissem Sonnenglanze leuchtend, war entzückend. Der Aufenthalt in Cypern währte nur sechs Stunden. Von Smyrna führte ein Separatzug nach Ephesus. Nach einem sehr kurzen Aufenthalte in Constantinopel bestiegen unsere Reisenden den Dampfer „Helios" und langten über Varna wohlbehalten in Wien an. —

In seinem Hause wieder angelangt, fühlte sich Amerling anfangs auch körperlich etwas beruhigt, bis auf die wieder heftiger erwachten neuralgischen Schmerzen. Die unausgesetzte

Sorgfalt der treu pflegenden Gattin brachte keine Beruhigung, zumal die physischen Schmerzen den greisen Mann Tage und Nächte durch quälten. Sie berief den berühmten Kliniker Hofrath Nothnagel zu wiederholtenmalen an das Krankenlager. Er rieth zu den Bädern in Gastein, um wenigstens die Schmerzen im Arme zu lindern, wenn er auch keine Panace gegen das hohe Alter zu verschreiben wusste, zu dem sich ein seit Jahren sich wieder einstellender katarrhalischer Zustand gesellt hatte. Die mit grösster, sorgfältigster Bequemlichkeit unternommene Reise nach Gastein fand statt. Aber die Bäder, wenn sie auch die Schmerzen im Arme linderten, beförderten vielleicht eine auffallend zunehmende allgemeine Schwäche. Zugleich erfasste Amerling eine unbezwingliche Sehnsucht nach Wien, in sein Haus. Die Rückreise wurde angetreten und in Innsbruck Halt gemacht. Er besuchte die reiche Steiner'sche Antiquitätenhandlung, die in ihm die alte Lust, kostbare Stücke für sein Museum zu erwerben, wieder erwachen liess.

Die Hitze der Augusttage in Wien wirkte niederdrückend und so begab er sich mit seiner Gattin nach Baden, wo er in der Villa ihrer Schwester, Christine Schaub, liebevolle Aufnahme fand. Erst im Herbste, wahrscheinlich in Folge der kühler gewordenen Temperatur, erholte er sich, so dass er die Ausstellung des Kunstvereines besuchen konnte. Er freute sich an den mannigfachen, von jüngeren Künstlern ausgeführten Gemälden. Es war das letztemal, dass er solche sah.

Die letzten Lebenstage.

Wieder stellte sich der Katarrh heftiger ein. Die zunehmende Schwäche zwang ihn meist aufs Ruhebett. Da tauchte eine bei alten Leuten bekannte psychologische Erscheinung in ihm auf. Er erinnerte sich mit voller Klarheit aller Vorgänge seines Lebens und der Personen, mit denen er jemals verkehrte, aber auch noch die der Gegenwart, wenn auch vom abnehmenden Gedächtnisse rasch verschlungen, interessirten ihn. Er sprach nicht selten über die politischen Verhältnisse Oesterreichs, über die dieselben leitenden Persönlichkeiten mit scharfer Kritik. Es war wie ein ringendes Wiederaufleben des Geistes. Manche Anschauungen und manche Gedankenreihe hafteten, wie fest ge-

froren in seinem Kopfe und er liebte es, gleichsam sich an ihnen festhaltend, sie zu wiederholen. So sagte er bei unseren Besuchen jedesmal: „Du bist glücklich. Du hast zwei wohlgerathene Söhne. Gott erhalte sie Dir. Ich habe meinen einzigen Sohn verloren. Mit mir geht's aus!" Rührend war die Scene, als eines Tages, der selbst schon 80jährige Karl Vesque von Püttlingen, vor mehr als einem halben Jahrhundert sein Schüler, ihn besuchte, wohl auch von ihm Abschied zu nehmen kam. Amerling erkannte ihn nicht, doch als sich Vesque zu ihm neigte, seine Hand fasste und mit den Worten küsste: „Mein theurer, geliebter Meister!" da sagte Amerling: „Jetzt kennen wir uns so lange und siezen uns noch alleweil, seien wir Du auf Du!" Die Greise umarmten einander weinend und brachten nur die Worte gegenseitig vor: „Du sollst leben, Bruder!" Es war das letztemal, dass sie sich sahen.

Aber auch Amerling's Humor tauchte zuweilen noch empor. Als wir ihn einmal bei heftigem Husten baten, sich nicht durch Sprechen zu ermüden, erwiderte er lächelnd: „Sag' lieber gleich: Halt's Maul!"

Lange sträubte sich der kräftige Organismus gegen den herannahenden Tod. Er lag häufig bewusstlos und wieder erwacht da. Es war wie eine intermittirende Quelle. Er sprach zuweilen nicht ganz verständliche Worte. Doch schienen es heitere Jugenderinnerungen zu sein, die in ihm aufdämmerten. Er sah wohl auch die Gestalt der von ihm heissgeliebten Mutter auftauchen, deren Bild neben dem des Vaters an der Wand hing. Er schien Worte an sie zu richten. Vielleicht wurde diese Hallucination durch das Bild der Mutter, das, von ihm gemalt, an der Wand hing, angeregt. Es warf Reflexe in die fliehende Seele des Sohnes.

Wir erhielten von der Gattin Amerlings am 11. Januar folgende Zeilen: „In grösster Bedrängniss rufe ich Dir, theure Paula zu: Sei Freundin mir. Die ernste Stunde scheint heranzurücken. Es scheint beschlossen, dass wir, Ihr Eueren Freund, ich — den liebsten Menschen auf Erden verlieren werden. Wollt Ihr Fritz noch einmal die Freundeshand drücken, so beeilt Euch. In grösster Betrübniss die Freundin

Marie."

Dienstag, 2 Uhr nach Mitternacht.

Erst Freitag den 14. Januar 1887, Abends halb 6 Uhr, schied Amerling, 83 Jahre und 9 Monate alt, aus dem Leben, umgeben von seiner Gattin, seiner Tochter Mina, seinem Schwiegersohne Bauer, seinem von ihm stets hochgehaltenen Arzte Hermann Fünk und Paula Frankl. Die Tochter drückte einen Kuss, den sie noch erwidert glaubte, auf seinen Mund. Dann kniete sie und die Witwe an dem Bette des Todten nieder und beteten.

Aufbahrung und Leichenbegängniss.

Am darauf folgenden Tage wurde auf den Wunsch der Witwe durch einen vom Bildhauer Tilgner abgesendeten Mann eine Gesichtsmaske und eine Abbildung der rechten Hand des Künstlers genommen.

Die Todesnachricht wurde durch die Zeitungen in allen Gesellschaftskreisen und in der ganzen Bevölkerung rasch bekannt. Der Präsident der Künstlergenossenschaft, Freiherr von Schmidt, berief sofort eine Versammlung der Mitglieder derselben ein. Er eröffnete die Sitzung mit einem warmen Nachrufe, indem er Amerling „als einen der gefeiertesten Künstler, als berühmten Maler pries, der sich durch seine Werke einen unsterblichen Namen geschaffen hat. Es sei die Pflicht der Künstlergenossenschaft, zu Ehren ihres Nestors, des dahingeschiedenen grossen Meisters, eine würdige, imposante Leichenfeier zu veranstalten, die Zeugniss ablegen soll, dass die Genossenschaft ihrem bewährten Mitgliede, dessen Name in seinen Werken fortleben wird, die gebührende Ehre und Achtung erwiesen habe." Es wurde beschlossen, dass die Mitglieder der Genossenschaft der Leiche vom Trauerhause nach der protestantischen Kirche mit brennenden Fackeln und dann zu Wagen bis zum Friedhofe das Geleite geben. Es wurde angeordnet, dass die Aussenwände des Künstlerhauses schwarz decorirt und eine Trauerfahne aufgehisst werde. Folgendes Beileidschreiben an die Witwe des Künstlers wurde rasch entworfen und unterzeichnet:

„Verehrte Frau!

Gestatten Sie uns, dass wir Ihnen im Namen der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens unsere herzliche Theilnahme aussprechen an dem

tiefen Schmerz, der die Familie unseres ausgezeichneten Ehrenmitgliedes, Friedrich Ritter von Amerling, durch dessen Hinscheiden getroffen. Unsere Theilnahme ist eine um so tiefer empfundene, als durch den Tod dieses Altmeisters der Wiener Malerschule nicht nur dessen Familie, sondern auch die Kunst einen unersetzlichen Verlust erlitten und viele unserer Genossen einen lieben Freund und Berather verloren haben. Wenn uns ein Gedanke Trost bringen kann, so ist es die Gewissheit, dass der Verstorbene durch die glänzenden Werke seiner Kunst in ewiger, frischer Erinnerung fortleben wird.

Mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung

Für den Ausschuss: Fr. Schmidt."

Mittlerweile fand die Aufbahrung der Leiche im Atelier statt. Amerling ruhte, einem friedlich Schlummernden gleich, mit dem an ihm gewohnten schwarzen Sammtgewande angethan, in einem schwarzen, in griechischem Stile gehaltenen Sarkophage, der an die rückwärtige Wand des Ateliers gelehnt war. Ueber dem Sarkophage wölbte sich ein schwarzer, mit einem Kreuze geschmückter Baldachin. Seine ineinander gefalteten Hände hielten ein kunstreich geschnitztes Elfenbeinkreuz. Dieses Kreuz hat Amerling seiner im Jahre 1843 in Rom verstorbenen ersten Gattin Antonie, als dieselbe aufgebahrt lag, in die Hände gelegt, und ehe der Sarg verlöthet wurde, wieder an sich genommen, um es als Reliquie aufzubewahren.

Die Witwe des dahingeschiedenen Künstlers hatte nun dieses Kreuz, das er immer hochgehalten und in wehmuthvoller Erinnerung zu betrachten pflegte, ihrem geliebten Todten in die Hände gelegt. Der von silberweissen Haaren umrahmte Kopf der Leiche ruhte auf einem rothen Sammtkissen. Er war schön, schöner als je im Leben. Es war die Majestät des Todes, die erhabene Ruhe nach einem arbeitsvollen Leben. Zu Füssen des Sarges stand zwischen silbernen Candelabern mit brennenden Kerzen ein Crucifix. Vor demselben lag das kunstreich ausgeführte Diplom Amerlings als Bürger Wiens; neben diesem die Symbole der Malerkunst: Pinsel und Palette. Auf einem zweiten Tabouret lagen die Orden und ein Ritterhelm aus Metall. Rührend war es, das letzte, leider unvollendet gebliebene Gemälde des Künstlers, ein Christusbild, auf der Staffelei zu sehen, während rings die Porträts der Freunde, die Amerling für sich gesammelt hatte, auf den todten Freund niederschauten. Das Trauergerüste war von grünen Pflanzen und Lorbeerbäumen eingerahmt.

Die ehemalige Schülerin Amerling's, Julie Mentzel, und der Maler Beraton haben das Bild pietätvoll aufgenommen.

Die erste Kranzspende, mit dem der Sarg geschmückt wurde, rührte von der Witwe her. Die rothen Bandschleifen des prachtvollen Kranzes zeigten die Inschrift: „Dem unvergesslichen, innigst geliebten Gatten, meinem edelsten, treuen Freunde — Marie." Diesem Kranze gesellten sich die der „dankbaren Kinder ihrem theuren Vater", der Frau Anna Nemetschke „ihrem geliebten Schwiegersohne" und der ihrer Tochter Frau Christine Schaup. Noch kamen Kränze vom Reichsraths-Abgeordneten Friedrich Suess, von der Baronin Auguste Stummer, von der Familie von Klinkosch, von den Frauen Betti Weissel, Cäcilie Strohschneider und ein Palmenzweig von L. A. Frankl, dessen Schleife die Worte enthielt: „Durch ein halbes Jahrhundert geliebt und bewundert." In den Nachmittagsstunden übersendeten noch Kränze der Burgermeister Eduard Uhl mit der Devise: „Von der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien", die k. k. Akademie der bildenden Künstler, ferner „Die grüne Insel", der Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia", die Genossenschaft der bildenden Künstler mit dem oben angeführten Beileidschreiben. Die Künstler Münchens liessen durch eine eigene Deputation einen Kranz auf den Sarg niederlegen mit der Widmung: „Die Professoren der k. Akademie trauern mit Ihnen, verehrte Frau, am Sarge Ihres dahingeschiedenen, als Mensch wie als Künstler hochstehenden Gatten." Der kunstsinnige Feldzeugmeister Graf Crenneville telegraphirte von Gmunden her an die Witwe: „Als langjähriger Freund des berühmten Altmeisters nehme ich innigen Antheil an Ihrem schmerzlichen Verluste und der Trauer der österreichischen Künstlerschaft."

Der Fürst Alfred Windischgrätz condolirte. Die Herzogin von Sagan, das Herrenhaus-Mitglied Nicolaus Dumba, Fürst Hohenlohe, der Kunsthistoriker Dr. Ilg, der Reichsrathsabgeordnete Dr. Barenther, der Director im k. k. Belvedere Eduard von Engerth, der Archivsdirector der Stadt Wien Regierungsrath Carl Weiss, und noch Andere, deren Namen nicht bekannt geworden sind, legten Kränze nieder.

Der Bezirksausschuss Mariahilf, in dessen Bereich das Amerling-Schlösschen liegt, schrieb an die Witwe:

„Wien, 15. Jänner 1887.

Euer Hochwohlgeboren!

In Vertretung des sechsten Wiener Gemeindebezirkes spreche ich Ihnen über den Verlust, welcher sowohl Euer Hochwohlgeboren als die gesammte Kunst durch das Ableben Ihres hochverehrten Herrn Gemals getroffen, das tiefste, aufrichtigste Beileid aus. Ich fühle mich hierzu verpflichtet, da der Verblichene für alle humanitären Fragen des Bezirkes stets die regste Theilnahme gezeigt und sich als hochherziger Wohlthäter bewährte.

Ich habe die Ehre zu zeichnen

Bezirksvorsteher-Stellvertreter Schauek."

Im Atelier fand der letzte Abschied statt. Die Witwe und die vier Töchter des Hingeschiedenen beteten und betrachteten weinend noch einmal den geliebten Todten. Darauf wurde der Sarg geschlossen und der Schlüssel desselben der Witwe übergeben.

Die langen Strassen durch welchen sich der Zug bewegen sollte, waren, trotz der schneidigen Kälte schon um 2 Uhr Nachmittags dicht mit Menschen gefüllt.

Um halb 3 Uhr wurde der Sarg gehoben und vor das Portal des Hauses getragen. Der Zug gruppirte sich rasch und setzte sich nach der evangelischen Kirche in der Gumpendorfer-Strasse, wo alle Gasflammen aufgezündet waren, in Bewegung. Zwei berittene Sicherheitsmänner eröffneten den Zug, ihnen folgten zwei Laternenträger in schwarzer, spanischer Mantel-tracht und ein Herold zu Pferde; diesen noch ein Wagen mit Blumenspenden, endlich der mit acht Rappen bespannte Leichenwagen. Unter einem nach allen Seiten offenen Baldachin lag der Sarg. Ihm nach folgten noch drei Wagen mit Kränzen; die Wagen der Witwe, der Kinder, der nächsten Verwandten. Ihnen folgten zahlreiche Mitglieder der Kunstgenossenschaft mit brennenden Fackeln, deren Präsident Oberbaurath Freiherr von Schmidt, die Professoren Zumbusch, Eisenmenger, Kundmann und Schäffer, Gaul, Felix, Engerth, Hlawatschek, Hasenauer. In der Kirche hatten sich noch eingefunden: FML. Fürst Josef Windischgrätz, der Präsident des Reichsgerichtes Dr. Josef Unger, der Bürgermeister Eduard Uhl, das Herrenhaus-Mitglied Nicolaus Dumba, viele Vertreter der Gelehrten- und Künstlerwelt, zahlreiche Frauen und Männer der Bevölkerung, bis der Raum nicht mehr zu fassen im Stande war.

Als der Sarg vor dem Altar aufgestellt war, wurde das Feuchtersleben-Mendelssohn-Bartholdy'sche Lied mit Orgelbegleitung:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath"

vorgetragen. Hierauf trat der Pfarrer Dr. Rudolf Marolly an das Kopfende des Sarges und sprach:

„Weit hinaus über die Grenze unserer Stadt, ja unseres grossen Vaterlandes, hat die Trauerkunde von dem Tode jenes Mannes, den wir heute bestatten, tiefe Trauer hervorgerufen. Wenn man zuweilen davon gehört, dass an der Bahre von Männern, die sich durch Geist und Genie einen ruhmvollen Namen erworben, ein Streit um den Ort entbrannt ist, wo deren Wiege gestanden, an der Bahre dieses Mannes erscheint solch' ein Streit nichtig und werthlos: dieser Todte hat sich das Weltbürgerthum errungen, er gehört allen Nationen und allen Ländern an. Und doch können wir, diese Trauergemeinde hier, ganz mit Recht von dem Todten jenes Wort sagen, das Goethe von seinem grossen Freunde gesagt: „Er ist unser".

Der Redner schilderte nun den Lebenslauf des Verstorbenen und schloss mit den Worten:

„Der Name Friedrich Amerling wird stets unter den Besten des Vaterlandes genannt werden!"

Pfarrer Marolly nahm nun die Einsegnung der Leiche vor, worauf die Trauerfeier mit einem Choral schloss. Sodann erfolgte die Ueberführung des Sarges nach dem evangelischen Friedhofe, wo die Leiche im eigenen Grabe beigesetzt wurde.

In das Grab wurden von den zahlreichen Kränzen nur die der Gattin und der Kinder und der Palmenzweig versenkt. Die Schollen waren auf den Sarg niedergerollt. Die versammelte Menge zögerte, zu scheiden, sie schien, wie das üblich ist, eine Grabrede zu erwarten. Nachdem der sonst sprechgewandte Präsident der Künstlergenossenschaft, Freiherr von Schmidt, das Grab verliess, wohl denkend: „Der Rest ist Schweigen", zerstreute sich die Menge der zahllosen Leidtragenden.

Am folgenden Tage hielt im Gemeinderathe der Stadt der Vicebürgermeister Dr. Alexander Prix dem Hingeschiedenen den folgenden Nachruf:

„Gestatten Sie, meine Herren, dass ich vorerst mit einigen Worten des uns Allen theuren Mannes gedenke, den wir gestern zum Grabe geleitet. Friedrich Amerling war der Sohn armer Eltern. Noth und Entbehrung begleiteten seine Lehrjahre. Mit unablässigem Fleisse und einer alle Hindernisse bezwingenden Energie schwang er sich durch sein hervorragendes Talent bald zu einem bedeutenden Maler seiner Zeit empor. Unbestritten ist seine Meisterschaft, neidlos

anerkannt von den Kunstgenossen und Kennern, bewundert von Jedem, welcher das herrliche Gebiet seiner Bilder je gesehen. Die Kunstgeschichte wird seinen Namen als einen der glänzendsten zu verzeichnen haben. Amerling war ein gebürtiger Wiener und blieb seiner Vaterstadt in rührender Treue bis zu seinem Lebensende zugethan. Noch über seinen Tod hinaus hat er, unterstützt von seiner edel denkenden Gattin, dieser Stadt in ebenso munificenter als künstlerischer Weise gedacht. Die der Stadt Wien vermachte Sammlung wird nicht nur den Namen des genialen Künstlers für ewige Zeiten bewahren, sie wird auch von kulturhistorischer Bedeutung sein für die Stadt, und vielfach anregend und belehrend wirken. Was sterblich war an Amerling, hat nunmehr seine Ruhe gefunden, der Geist des Künstlers aber lebt in seinen Werken fort."

Die Versammlung hatte den Nachruf stehend angehört und begleitete die hierauf folgende Verlesung der testamentarischen Widmung des Künstlers mit lebhaften Beifallsrufen.

Am darauffolgenden 22. Januar 1887 richtete der Bürgermeister von Wien an die Witwe nachfolgendes Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Jeder Mitbürger, der im Leben Ihrem edlen Gatten nahegestanden, der Amerling's herrliche Kunst zu bewundern Gelegenheit hatte, Jeder, der das von echtem Bürgersinne erfüllte Wirken des Künstlers gekannt, beklagt mit aufrichtiger Theilnahme das harte Geschick, das Sie, hochverehrte Frau, die Kunst und unsere Vaterstadt durch den Tod des Meisters getroffen.

Wien betrauert den Verblichenen als einen der hervorragendsten Repräsentanten der Wiener Schule, als einen Künstler, dessen originelle Schöpfungen den Ruf der österreichischen Kunst auch in ferne Lande getragen. Mit den Lieben seines Berufes verband der Meister auch die Herzenseigenschaften eines fühlenden Patrioten und treuen Sohnes seiner Vaterstadt, deren er auch in den letzten Stunden in hingebender Liebe gedacht.

Mit Ihnen, hochverehrte Frau, die als treue Gefährtin die Leidenstage des greisen Künstlers verschönerte und seine edlen Intentionen verständnissvoll förderte, empfindet die Bevölkerung Wiens den unersetzlichen Verlust, den Sie und die Familie, den die Kunst, den die Vaterstadt erlitten.

Wien wird das Andenken des Meisters immerdar ehren, denn der Name des Verewigten bedeutet in der Kunstgeschichte ein originelles Talent und eine schöpferische Kraft, in der Gesellschaft Wiens aber einen edlen Bürger, der durch eine grossartige Widmung seinen Gemeinsinn in hochherziger Weise bethätigt hat.

Von diesen Gefühlen durchdrungen, hat der Gemeinderath in der Plenarsitzung vom 18. d. M. durch Erheben von den Sitzen der allgemeinen Trauer öffentlich Ausdruck verliehen. Mögen Sie, hochverehrte Frau, in der vielseitigen, aufrichtigen Theilnahme erhebenden Trost finden und in diesen Kundgebungen den Beweis der Werthschätzung Ihres unvergesslichen Gatten erblicken.

Mit der Versicherung meines aufrichtigen Mitempfindens bitte ich Sie, geehrte Frau, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung entgegenzunehmen, mit welcher ich zu zeichnen die Ehre habe

Eduard Uhl
Bürgermeister."

Das Testament.

Der Entschluss, bei seinem Gesundheitszustande aus dem rauhen Winter Wiens zu kommen und nach Aegypten zu reisen, war gefasst. Amerling fühlte sich gedrängt, zu seinem bereits am 31. Juni 1883 errichteten Testamente einen Nachtrag unter der formgebenden Mithilfe des Advocaten Dr. Victor Moser niederzulegen, weil seit Errichtung des Testaments wesentliche Veränderungen eingetreten waren; darunter auch der Tod seines Bruders, den er zum Vormund der unmündigen Kinder bestellt hatte und mehreres Andere. Dieses Nachtrags-Document vom 15. Januar 1886 ist ein Zeugniss der edlen Gesinnung Amerling's, zugleich eines für seine stets im Herzen wohnende patriotische Liebe zu seiner Vaterstadt. Wir lassen einige Hauptbestimmungen hier folgen:

„Mein Lieblingswunsch seit fünfzehn Jahren war und ist, alle meine gesammelten Kunstschätze, wie sie in meinem Hause im ersten Stockwerke enthalten sind, ungetheilt zu erhalten und zum ewigen Andenken meiner lieben Vaterstadt Wien zu hinterlassen, um dieselben vor Zersplitterung und Versteigerung zu bewahren. Ich vermache also diese Sammlungen als ungetheiltes und untheilbares Ganze der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien unter nachfolgenden Bedingungen:

„Die Stadt Wien verpflichtet sich, diese Kunstschätze ungetheilt und ungetrennt, unter meinem Namen, als Sammlung Amerling in einem abgesonderten Raume des neuen Rathhauses aufzustellen und dem Publicum unentgeltlich zugänglich zu machen. Sollte sich der Raum des neuen Rathhauses unzureichend zeigen und die Stadt Wien für alle ihre kunsthistorischen Schätze eine andere würdige Räumlichkeit bestimmen, so ist auch die Uebertragung und ungetheilte Aufstellung der Sammlung Amerling dahin gestattet.

„Diese Sammlung ist genügend zu inventiren, bleibt, so lange meine edle Gattin Marie, geborene Nemetschke, lebt, oder es verlangt, unter ihrer Haftung, gleich einer Verwahrerin, in

ihrem Besitze und Genusse, und ist die Stadt Wien berechtigt, die ihr beliebige Controle darüber zu üben, dass die Sammlung stets complet und wohlerhalten bleibe.

„Die Stadt Wien verpflichtet sich, falls ein Beitrag zur Ergänzung der Pflichttheile auf dieses Legat im Sinne des §. 783 B. G. B. entfiele, denselben in die Verlassenschaft einzuzahlen, ohne einzelne Stücke der Sammlung zu verkaufen.

„Die Vertretung der Stadt Wien hat binnen Jahresfrist nach meinem Ableben zu erklären, ob sie unter den vorstehenden Bedingungen das Legat annehme oder nicht und fällt diese Sammlung, falls die Gemeinde Wien binnen dieser Frist keine Erklärung abgegeben, oder das Legat nicht annehmen möchte, meiner Gattin Marie, geborenen Nemetschke, in ihr freies und unbeschränktes Eigenthum zu".*

Der letzte Wille Amerling's fährt fort:

„Meiner edlen Gattin Marie, geborenen Nemetschke, vermache ich das mir gehörige Haus Nr. 90 in der Mollardgasse in Wien, sowie sämmtliche Mobilien und Bilder in den ebenerdigen Localitäten des genannten Hauses. In meiner Cassa befinden sich zwei Packete mit Werthpapieren, welche Eigenthum meiner genannten Gattin sind, und zwar ein Packet mit der Aufschrift: Eigenthum meiner lieben Gattin Marie von Amerling mit 40.000 fl. Goldrente, welche sie in die Ehe mitgebracht hat und welche ihr Eigenthum waren und sind, und ein Packet mit Werthpapieren und der Ueberschrift: Eigenthum meiner lieben Gattin Marie.

* Der Gemeinderath der Stadt Wien hat, als ihm nach dem Tode Amerling's dessen grossmüthiges Vermächtniss bekannt gegeben wurde, unter voller dankbarer Anerkennung der patriotischen Gesinnung eines edlen Bürgers von Wien, nach eingehendster Berathung und Debatte zu seinem tiefen Bedauern ablehnen müssen, wiewohl auch die gerichtlich erhobene Schätzung den Werth der Sammlung auf 120.000 fl. fixirt, der jedoch weitaus nicht erschöpft ist. Die Motive der Ablehnung sollen unter anderen folgende gewesen sein: Dass im neuen Rathhause, nach genauer Untersuchung, kein verfügbarer Platz die Sammlung aufzunehmen vorhanden sei; dass die Sammlung zwar kostbar ist und einen allgemeinen Kunstwerth aufweist, doch in keinerlei Zusammenhange mit dem kunsthistorischen Museum der Stadt, die nur auf sie selbst bezügliche Gegenstände sammelt, sei. Ueberdies hätte die Commune, da der Pflichttheil der Universalerbinnen um nahezu 24.000 fl. verkürzt war, diesen Betrag, sowie die nahezu 12.000 fl. betragende Erbsteuer erlegen müssen, um erst nach dem Hinscheiden der jungen Witwe in den eigentlichen Besitz der Sammlung, abgesehen der Erhaltungskosten, zu gelangen.

Der Inhalt dieses Packets sind Werthpapiere, deren Eigenthum schon zu meinen Lebzeiten von meiner Gattin erworben wurden. Diese beiden Packete bilden also keinen Bestandtheil meines Vermögens, respective Nachlasses und sind als Eigenthum meiner Gattin aus der Verlassenschaftsmassa auszuscheiden und meine Gattin ist ohneweiters berechtigt, dieses ihr Eigenthum an sich zu nehmen, auch mein Porträt in ihrem Schlafzimmer, das ich ihr schon zu Lebzeiten geschenkt habe.

„Meine vier Töchter: Ludmilla, an den kaiserlich mexikanischen Hauptmann Otto Beutel, Friederike an den Staatsbahnbeamten Franz Bauer verheiratet und die noch unvermählten Wilhelmine und Marie ernenne ich zu meinen Universalerben und vermache ihnen alle Bilder, Skizzen, Zeichnungen und Mobilien meines Ateliers im ersten Stockwerke meines Hauses, und das Porträt ihrer Mutter Emilie.

„Zum Vormunde meiner Kinder ernenne ich den Gatten meiner Tochter Friederike, Franz Bauer."

Es folgen nun sehr namhafte Legate für seine Schwiegereltern Heinrich, deren Sohn Albert Heinrich und deren jüngste Tochter Fanny; zusammen 14.850 fl.

Noch bestimmte er Jahressubventionen für seine Schwägerin Hermine Amerling, Witwe des Obersten, für eine entfernte Verwandte Aloisia Mayer, für seinen „braven" Diener Ignaz Sterr und an einen ihm bekannt gewordenen „hochbefähigten" unschuldig verarmten Tischlermeister Ignaz Pitterle und an dessen älteste Tochter zur Ausstattung.

Diesem Testamentsnachtrage lag von Amerling's Gattin folgende Erklärung bei:

„An meinen Gatten Fritz!

Bevor ich meine Reise mit meinem edlen Lebensgefährten nach Aegypten antrete, will auch ich einen Beweis meiner Gesinnung für meinen Lebens- und Reisegefährten documentiren, indem ich ihn für seine stets mir gegenüber liebevolle Handlungsweise das schriftliche Versprechen gebe: Im Falle es dem Allmächtigen gefällt, mich früher abzuberufen, sämmtliches Vermögen, welches sich vorfindet — bestehend aus Papier-, Silber-,

Goldrente und Siebenbürger Papieren — in seinen Besitz übergeht und davon die Interessen, so lange er lebt, beziehen kann. Nach seinem Tode soll es zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden.

Dies mein unerschütterlicher Wille!

Wien, 10. Februar 1886.

Marie von Amerling."

Verzeichniss

der Werke Friedrichs von Amerling.

Ordnungsliebend, wie der Meister zeitlebens war, schrieb er jedes Bild, das er malte, in seinem Tagebuche ein, nannte den Besitzer desselben und setzte den Preis, den er für das selbe erhielt, meist bei. Er liebte es, den Preis in Ducaten zu erhalten

Wir haben in den vorangehenden Blättern eine stattliche Anzahl Bilder, namentlich Porträts genannt, die mit irgend einem biographischen Erlebnisse zusammenhingen und einer näheren Erklärung bedurften. Wir werden sie in dem hier vorzulegenden Verzeichnisse chronologisch, wie sie entstanden sind, wieder aufnehmen, um eine Uebersicht der Gesammtthätigkeit des Künstlers zu gewinnen und zugleich an der Hand der Tagebücher die Beträge nennen, die der Künstler für dieselben einnahm. Es gewährt dies zugleich einen Einblick in den sogenannten Marktpreis, welchen Gemälde und Porträts seit dem dritten Jahrzehnte (1830) bis herauf erzielten.

Das Verzeichniss, so überraschend reichhaltig es ist, kann dennoch auf genaue Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, weil sage an tausend Skizzen und Zeichnungen, wie wir sie bei der letzt stattgehabten theilweisen Versteigerung von Amerling's Gemälden gesehen haben, in den Tagebüchern nicht aufgenommen und einzelne Blätter desselben verloren gegangen sind. Wir dürfen aber annehmen, dass Amerling wohl wenigstens 2000 Werke vollendet hat.

1819.

Grabbild für die Tochter des Herrn Oberhauser 3 fl.

1820.

Aushängschild Erdek's mit Kopf 11 fl. Porträt eines Schneidergesellen 8 fl. Porträt unserer Hebamme Rude 8 fl. Porträt des Franz Christ 3 fl. Porträt des Franz Erdek 2 fl. Porträt der Frau Sperner und ihres Amateurs Schulgehilfen 54 fl. Porträt der Marie Rick 10 fl. Uebermaltes Aushängeschild für Herrn Schilling 3 fl. Zwei Bilder für Herrn Sieger ausgebessert 7 fl. Zwei Porträts für Herrn Brückel ausgebessert 18 fl. Da Vinci's Abendmahl ausgebessert für Herrn Posch 3 fl., ebenso ein römisches Bild 2 fl. Grablegung für Herrn Christ 2 fl. Heiliger Antonius 2 fl. Copie nach Denzlokop's Madonna 7 fl. Porträt der Frau Rau 20 fl. Porträt der Frau Rab. Langer 10 fl.

1822.

Porträt der Frau Armassy 20 fl., der Nanette Schuhmacher 28 fl., der Nanette Kilian 12 fl., des Herrn Ultz 15 fl., der Frau Ultz 15 fl., des Herrn Langer und Tochter 20 fl., des Fräulein von Tannenduf 40 fl. Einsiedler St. Dimas und Electa 30 fl.

1823.

Porträt der Frau Armassy (Copie) 7 fl. Kleine Landschaft 3 fl. Kleine Madonna für Frau Langer 4 fl. Zwei Bilder für Herrn Schwarz ausgebessert 9 fl. Eine Madonna für den gemalt 15 fl. Sein Porträt und seiner Frau 50 fl., der Nina Klatt 20 fl., ihres Geliebten 20 fl., des verstorbenen Kindes der Thekla Demmer 25 fl. Porträt des Doctors in der Krugerstrasse ausgebessert 7 fl., des Herrn Grindl 54 fl. Porträt der Fanni, Franziska, Lisette und ihres Vaters 7 fl., der Therese Herzog, zwei Hemden, des Egensberger und Frau 47 fl. Copie nach einem Miniaturgemälde 25 fl. Porträt des Herrn Seber 15 fl.

1824.

Carbonerieblld für Franz Sedelmayer 24 fl. In der St. Peterskirche einen Christus ausgebessert 8 fl. Für Doller drei Urblätter 5 fl. Porträt des Fichler und Gemma 20 fl. Baronin Schabritzka 45 fl. Herr Blumenfeld 26 fl. Für Graf Binfi 13 Bilder ausgebessert 55 fl. Porträt des Herrn Seitler 30 fl., des Herrn Laus und Frau 67 fl. Für Herrn von Perger vier kleine Bilder 44 fl. Porträt des Herrn Taboriui 15 fl. Für Herrn Hauptmann Bilder ausgebessert 32 fl. Copie einer Madonna nach Denzlokop 12 fl.

Prag.

Porträt des Herrn Ehrenberg 56 fl., der Comtesse Daun 62 fl., des Herrn Bergauer 15 fl., Pompe, Tochter und Mina 90 fl., des Herrn Neukirchen und Frau 80 fl., meines Freundes Ritter von Stahl, Geschenk, der Baronesse Marie Margelik 80 fl., der Demoiselle Rickart 70 fl., Selbstporträt im Profil für Onkel und Tante.

1825.

Porträt der Oberstlieutenants-Tochter Majus 35 fl. Demoiselle Pitsch 30 fl.

1826.

Porträt der Gräfin Vincenz Kaunitz, ihrer vier Söhne und fünf Töchter 500 fl., des ältesten Sohnes Michi noch einmal, klein 50 fl. und zum drittenmale, gezeichnet und ein Bild, die h. Magdalena vorstellend 200 fl. Porträt des Gubernialrath Naumann und Frau 80 fl., Graf Michi Kaunitz noch zweimal, klein 24 fl. Copie nach Hakert, Geschenk. Ritter von Doty 37 fl. Sohn des verstorbenen Advocaten Endler 50 fl. Porträt von Mitterbacher und Rau, Carl Petzold, Führich und Deutal's Geliebte 100 fl. Dr. Endler, Frau und Schwiegermutter 175 fl. Marie Pomp 34 fl. Stabsauditor Dietel 60 fl. Porträt des Herrn Franz Miltner, dessen Frau, Tochter, Schwiegersohn, Cousin, Söhne und dessen Geliebte à 10 fl., in Summa 280 fl. Baronesse Malowetz 85 fl. Emanuel Zdekauer 80 fl. Frau Zdekauer 50 fl. Zwei Töchter des Dr. Kahlert 6 Duc.

Wien.

Jupitergestalt 22 fl. Porträt des Hofrath Habermann und Frau 250 fl., des Regierungsrathes Pompe, seiner Frau und Tochter à 16 Duc. Madonna mit dem Kinde 11 fl.

1827.

London.

Porträt des Gesandtschaftsdieners, des Herrn Nilsen 5 Louisd'or, des Prinzen Nicolaus und der Prinzessin Rosa Esterhazy 8 Louisd'or, der Prinzessin Mary 5 Louisd'or, des Herrn Frei 5 Louisd'or, des Herrn Zdekauer 3 Louisd'or.

1828.

Paris.

Porträt der Tochter Judith, der Hauswirthin, für Frühstück und Quartier. Einen Grönländer, einen Pferdekopf. Porträt des Herrn Mayenfisch.

1829.

Wien.

Prof. Redl 6 Duc. Jetti Schimper 50 fl. Preisbild „Dido", Hofrath Pidol 30 fl. Herr Miller mit einem Wolfshund 125 fl. Für zwei Porträts durch Carl von Petzold procurirt, „in zwei Tagen gemalt" 50 fl. Sophie 50 fl. Frau Radislowitsch 50 fl. Copie 20 fl. Eine Madonna 15 fl. Onkel und Tante Amerling. Demoiselle Hermine Elssler 400 fl., als Madonna 90 fl. Bei Herrn Engert einen Arm übermalt 3 fl. Dr. Prof. Schroff 6 Duc. Drei Kinder der Radislowitsch nebst einem fremden Knaben 60 fl. Frau von Vuvier 50 fl. Adolf Müller. Einen David.

1830.

Von Herrn Neuhauser für das Porträt meines Bruders Andreas 30 fl. und ein kleines Mädchen Bruder Josef 12 Duc., für dessen Töchterchen Bertha mit einem Hahn 80 fl. Fürstin Gabriele Auersperg 270 fl. W. Fux 20 fl. Madame Pidol 50 fl. Baron Tacco und Gemahlin 80 fl. Frau Laun 10 fl. Herr Bildhuber

179 fl. Hofrath Mosel's Töchterchen 10 Duc. Herr und Frau Illing 30 Duc. Der Fischerknabe (im k. k. Belvedere) 40 Duc. Robert Theer. Einen Kopf nach Stieler.

1831.

Herrn Canvany's kleines Töchterchen 10 Duc. Erzherzog Rudolf 200 fl. Maler Theer 115 fl. und 10 Duc. Fürst Schwarzenberg in Uhlanenuniform 40 Duc. Hofschauspielerin Therese Peche 54 fl. W. Mosel 6 Duc. Fürst Schwarzenberg als Feldmarschall 10 Duc. Für Grafen Pepi Esterhazy Fischerknaben mit Netz 55 Duc.

1832.

Kaiser Franz. Maler Alemiere für ein Porträt von diesem. Gräfin Schmidegg 90 fl. Mädchen mit einer Taube für Neuhauser 15 Duc. Zwei Studienköpfe vom Kunstverein angekauft 100 Duc. Baronin Eskeles 100 Duc. Franz von Vespe-Pöttlingen 156 fl. Hofschauspielerin Zeiner für Graf Johann Mailáth. Franz v. Neuwall 80 Duc. Porträt meiner Frau Tini, von Neuhauser 12 Duc. Kaiserbild für Laxenburg 1000 fl. Baron Eskeles 100 Duc. Max. Speck 20 Duc. Graf Czaky 20 Duc. Franz von Weyna 30 Duc. Franz von Vespe 156 fl. Franz von Neuwal 80 Duc. Baron Eskeles 100 Duc. Baron Sternberg 20 Duc.

1833.

Hofräthin Mosel 20 Duc. Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, ganze Figur 200 Duc. Baron Ignaz Wetzlar in Jägeruniform 250 fl. Für das zum Kupferstiche nothwendige Ergänzung-portrait des Kaisers von Artaria 40 Duc. Porträt des Herrn Eyb 30 fl. Gräfin Stollberg 25 Duc. Graf Birlinsky 70 Duc. Graf Larisch 20 Duc. Baronin Betti Geymüller 40 Duc. Bruder Andreas. Gräfin Valentin Esterhazy 25 Duc. Graf Chotek. Erzbischof von Olmütz 1120 fl. Zwölfbub für die Gräfin Harrach 15 Duc. Fürst Lobkowitz 25 Duc. Gräfin Hunjady geb. Johann Liechtenstein 25 Duc. Graf Moriz Dietrichstein 40 Duc. Erzbischof Stratimirovits 35 Duc. Copie desselben 10 Duc. Comtesse Virginie Birlinsky 70 Duc. Gräfin Nostitz 120 Duc. und 30 fl. Frau Walther 50 Duc. Von Rutigma 25 Duc. Baronin Ferrara und Tochter 200 Duc. Knabe Andrassy für den Altenfels Sohn 10 Duc. Kleines Bildchen 10 Duc.

1834.

Baronin Speck 100 fl. Herr Buch 50 fl. Zwölfbuben ao Arthaber 25 Duc. Porträtideal des Grafen Waldstein 80 Duc. Vom Grafen Festetits für das Porträt des Fräuleins Seindery 30 Duc. Frau Amalia Klein geb. von Henikstein 100 Duc. Graf Chotek, Oberstburggraf 25 Duc. Der heil. Paulus in k. k. Belvedere 160 Duc. Profilkopf, Studie zum heil. Paulus 20 Duc. Gräfin Kinsky und Nichte 50 Duc. Gräfin Gizycka 20 Duc. Kaiser Franz in Totalansicht für die Hofkammer 100 Duc. Schlafende Fischerin mit ihrem Kinde und der kleine Drahtbinder für Herrn von Arthaber 1000 fl. Familiengemälde 4 Personen für Grafen Brenner 300 Duc. Fürstin Maria Lobkowitz 130 Duc. Kaiser Franz in preussischer Uniform 200 Duc. Gräfin Therese Czernin 25 Duc. Dr. Prof. Bertes für ärztliche Behandlung. Hoch 100 fl.

1835.

Mädchen in friesländischem Costüme an Neuhauser 15 Duc. und Porträt der Frau Amerlings, Toni, zurück erhalten. Fürstin Bretzenheim 30 Duc. Leiermädchen vom Grafen Brenner gekauft 160 Duc. Miniaturporträt des Grafen Niklas Palfy 20 Duc. Kammerräthin Frege aus Leipzig 30 Duc. Pästum für die Herzogin von Sagan. Dagegen Josue Reynold's Werke erhalten. Graf Anton Waldstein 450 fl. Das von Lawrence begonnene Porträt der Erzherzogin Henriette für die Erzherzogin Sofie beendigt 25 Duc. Mädchen mit schwarzem Schleier, Buch in der Hand, an Gauermann für 50 Duc. und eine Alpenlandschaft.

1836.

Fräulein Regine Wolf, Geschenk. Frau Kubasek 100 Duc. Erzbischof Graf Chotek, sitzend im Ornat 200 Duc. Profilkopf der Gabriele (?) mit rothsammtenem Ueberwurf und Skizze der Tochter von Arthaber an diesen 134 fl. Vier Skizzen an Artaria 16 Duc. Holländisches Mädchen an Feldmüller 50 Duc. Angefangenes Porträt der Frau Amalie Klein, gekauft von Baron Adolf Pereira 180 fl. Graf Eugen Czernin 30 Duc. Graf Nikolaus Esterhazy 100 Duc. Aeltere Tochter der Fürstin Fanny Liechtenstein 65 Duc. Hund Aly 20 Duc. Jüdischer Philosoph an Grafen August Brenner 360 fl. Graf Stephan Szechenyi 1000 fl. Knabe Alexander von Vespre 25 Duc. Mädchen mit grünem Tuch und blauem Halsband durch Wette an Alexiewicz verloren. Familiengemälde des Professors Bischof und Frau 160 Duc. Tante Christi von Graf Brenner 100 fl. 4 Skizzen an Artaria 16 Duc. Aeltere Tochter der Fürstin Liechtenstein 6 Duc.

1837.

Copie des Grafen Chotek, Porträt für dessen Tochter Therese 140 fl. Zweite Grablegung Christi, gekauft von Graf Lechic 15 Duc. Mädchen mit weissem Kopftuch, dadurch das Gesicht im Schatten, Blumen haltend, gekauft vom Marchese d'Adda, 50 Duc. Elise Kreuzberger mit schwarzem Schleier, weisser Rose, rothem Pelz, von Fürstin Fanny Liechtenstein gekauft 40 Duc. Familiengemälde von Arthaber 300 Duc. Ehemaliger Bürgermeister und Porträt des Baron Pfull, von Arthaber gekauft 60 Duc. Fürstin Fanny Liechtenstein 100 Duc. Deren kleine Prinzessin 40 Duc. Copie der Aeneata von Tizian 20 Duc. Hund und Katze 10 Duc. Hund Aly 15 Duc. Dr. Professor Bischof 30 Duc. Graf und Gräfin Hoyos-Sprinzenstein, lithographirt von Eybl, 200 Duc. Erzherzog Rainer, Vicekönig, 50 Duc. Emilie Kreuzberger mit aufgelöstem Haar, an Krakauer, 18 Duc. Drei Studienköpfe, vom Fürsten Vincenz Auersperg gekauft 30 Duc. Studienkopf der Elise K. über die Achsel blickend, einen Brief haltend, an Neuhauser, 30 Duc. Charitas 30 Duc. Fürst Rudolf Kinsky angefangen 15 Duc. Hund Aly an Baron Brudern 100 fl. Bendemann, Rauch Schadow in Berlin. Graf und Gräfin Hoyos-Sprinzenstein 200 Duc. Kaiser Franz zum Kupferstechen 50 Duc. Gabriele, zur Lotterie für Pest, geschenkt. Studienkopf einer Venezianerin en face (nach der Resi) Herrn Gall geschenkt. Profilkopf der Elise aus dem Fenster sehend für den Kunstverein 50 Duc.

1838.

Die Witwe an Arthaber 170 fl. Die Badende an Feldmüller 80 Duc. Und die junge Morgenländerin, ganz helldunkel, 80 Duc. Susanna als Verschämte an die Fürstin Lori Schwarzenberg 40 Duc. Gräfin Czaky in schwarzer Mantille und weissen Rosen 120 Duc. Studienkopf einer Venetianerin en face für Herrn Gall. Graf Salchor, gestochen von Mahlknecht, Hanisch, lithographirt, von Rauer. Horegschy, Architekt Ernst, Bruder Josef, Armenischer Pfeifenhändler. Siegl. Kleiner Junge mit Eisenhelm, Baron Pereira, Römischer Studienkopf, Fm. Niger, Graf Brenner im Schlafrock, Kramer in Pest, Studienkopf Herodias, Gall. Kolosseum und Degenpalast, Dr. Bischof. Campo Vaccino, Fürst Liechtenstein. Othello, Baron Pereira. Betender Paulus, Fürst Liechtenstein. Pantheon, Fürstin Marie Liechtenstein. Maler Gamsjäger Rothkopf, Graf Fries. Ecce homo, Fürst Alois Liechtenstein. Ein Tiroler, Artaria. Mutterfreude, Gruppe. Maler Steinfeld. Fürstin Louise Windischgrätz. Maler Ferdi. Fürst Alois Liechtenstein. Obstmädchen, Artaria. Studienkopf, Venus, Bildhauer Gasser. Graf Waldstein als Araber, Artaria. Weiblicher Studienkopf, Baron Friesenhof. Tochter Ludmilla schlafend bei Kerzenlicht, Graf Fries. Maler Vogl von Vogelstein. Maler Führich. Maler Geiling, Frau von Bischof. Marie Gauermann. Studienkopf zu einer Samaritanerin. Gräfin Esterhazy-Liechtenstein, Baron Mardorf. Fürstin Wrede. Selbstporträt bei Abendbeleuchtung. Meeransicht bei Scheveningen, Tirka. Andromache nach Tizian, Graf Taufe. Ein Adler nach der Natur, Flach. Schriftsteller Ulbrich, Prediger Sattler, Frau Louise Braun, Hofschauspieler Reil. Vestatempel nach der Natur, Tirka. Gattin Antonie. Landschaftsskizze, Tirka. Lebensgrosse Madonna in Cartonmanier. Gretchen am Spinnrocken. Skizze. Theologe, Preisstück, Kramer. Dasselbe mit Stock der Winter. Lehrer und Schüler. Fürst Katschubey. Neufundländerhund, Dr. Hartmann. Eine Katze, Tirka. Fräulein Kathinka Jerschoff, Junge Florentinerin, Effinger. Männlicher Studienkopf en face, Maler Riccardi Castelli aufwärts blickend, Raffalt. Neapolitanischer Fischer, Max Todesco. Dasselbe mit Matrosenkappe, Tirka. Ein Spanier, Studienkopf, Raffalt. Modell in Rüstung, Maler Fischbach. Ein Mohr, Maler Reinhardt. Weibliches Modell im Costüm der Campagna, Kunstverein in Triest. Weibliches Modell als Grazie, Moraczinsky. Studienkopf im Profil, Gauermann. Mutter im Ciocciaracostüme mit schlafendem Kinde an der Brust, Marchesa alla Ponzone in Rom. Marchese Adda und das Souvenier 1700 fl. Fürstin Therese Esterhazy, Fürst Odescalchi 50 Duc. Frau Radislowitsch 40 Duc. Erzherzog Franz Josef, eine Fahne schwingend, Kinderporträt 200 Duc. Lautenschlägerin 185 Duc. Frau von Striebel 120 fl. Die drei köstlichsten Dinge, für den Kunstverein, gestochen von Stöber 150 Duc. Lachendes Mädchen mit einer Katze auf dem Rücken 30 Duc., Neuhauser. Moilini und Frau in Rom. Kleiner Studienkopf Miani 25 fl.

1839.

Graf Harnancourt. Louise Bär als Kirchengängerin mit schwarzem Tuche über dem Kopf 60 Duc. Familienbild Fürst Lobkowitz, vier Köpfe, 100 Duc. Ausbesserung eines Bildchens von Lampi, Graf Nikolaus Esterhazy 4 Duc. Der Traum, Fürst Vincenz Auersperg, 400 Duc. Caroline, Studienkopf, Gall 40 Duc.

Söhnchen des Fürsten Adolf Schwarzenberg als Schotte 170 Duc. Elise, weiblicher Studienkopf im Halbdunkel, Baron Friesenhof 40 Duc. Porträt der Gräfin Henriette Hunyady, verbessert 20 Duc. Louise Craigher 50 Duc. Wilhelm Kaulbach. Die Morgenländerin für Grafen Anton Kolowrat, Tabatière mit Namenszug in Brillanten. Augusta Bischof 40 Duc. Frau Königsberg 130 Duc. Die Sängerin, an Herrn Brevot, 800 fl. Spitzmüller 40 Duc. Die Mailänderin an Gall 35 Duc. Samaritanerin am Brunnen 2000 fl. Der Traum an Fürsten Auersperg 1000 fl. Porträt Spitzmüller 40 Duc.

1840.

Ludwig August Frankl, Geschenk. Die Harfnerin, Oval an Gall 50 Duc. Die Tochter Evas, an Feldmüller, lithographirt in Tondruck 120 Duc. und 10 Klafter hartes Holz à 16 fl. Prinzessin Sophie Liechtenstein 100 Duc. Die Abyssinierin 130 Duc. Eine Venetianerin 40 Duc. Studienkopf einer Blonden mit weisser Pelzhaube für Baron Arnstein, 30 Duc. Hofrath Martius aus München 25 Duc. Graf Carl Esterhazy 125 Duc. Jacob Fliessenschuh 250 fl. Katharina Follak aus Pest 120 Duc. Der Theologe für Graf Nako, 750 fl. Knabe Arthur Löwenthal 120 Duc. Replik. Rosa Fliessenschuh 300 fl. Der Traum, wiederholt für Grafen Stephan von Fay, 1800 fl. Das Taubenmädchen. Albumblatt auf Papier für Erzherzog Ludwig. 15 Duc. Ein Mädchen Tauben fütternd, für Graf Alexander Nako 240 Duc. Frau Kuh und Tochter Louise für Frau Auguste Bischof, 80 Duc. Liszt, Copie für Erzherzogin Sophie 25 Duc. Remy Geschenk. Gräfin Chorinsky 540 fl. Gräfin Niemtsch 120 Duc. Söhnchen Fritz des Obersten Parischnikoff 25 Duc. Maler Fischbach. Hund Trache des Grafen Breuner 20 Duc.

1841.

In Florenz.

Kathinka Jurschoff 180 fl

In Rom.

Thaly als Kreuzritter, Studienkopf der Grazie für Moraczinsky 25 Scudi. Studienkopf des Grafen Breuner für Steiger 60 fl.

1842.

Die Griechin für den König von Württemberg 335 Scudi. Weibliches Profil für Herrn von Effinger, 41 Scudi. Kopf eines alten Mannes 15 Scudi. Studienkopf zu einem Engel, Wittmer's Magd 15 Scudi. Sakuntala 5 Scudi. Kopf einer Magdalena 21 Scudi. Fürst Louis Sayn-Wittgenstein 261 Scudi. Graf Nikolaus Zuboff 261 Scudi. Frau von Bronizka 108 Scudi. Fürstin Gagarin und ihre Mutter Gräfin Witt 266 Scudi. Mistress Lucy 130 Scudi. Fürstin Leonie Sayn-Wittgenstein 652 Scudi. Eine Civiciara mit dem Kinde an der Brust, für Marchesa alla Pomone 580 Scudi. Hund Neptun 19 Scudi. Die Civiciara mit dem Spinnrocken für die Ausstellung in Triest, gekauft von Hirschel, 213 Scudi.

1843.

Zwei kleine Töchterchen des Capitäns Langford 132 Scudi. Baronin Sacken aus Livland 132 Scudi. Herr Piccinini aus Mailand 44 Scudi. Madame

Dorant 450 fl. für Leseschule, gekauft von Kottenbauer, 263 Scudi. Graf Cheremetoff in Neapel. Töchtern Charlotte und Emilie Lieven 60 Louis. Frau Krüger geborene Fürstin Repnin 267 Scudi. Frau Thomsen aus Moskau 152 Scudi.

In Wien.

Mädchen aus Frascati, gekauft von Beck, 60 Duc. Caretteso, gekauft vom Grafen Nako 10 Duc. Rebekka, gekauft von Arthaber 2200 fl. Römerin Felicita, gekauft von Artaria 80 Duc. Venetianisches Mädchenprofil, gekauft von Gräfin Wimpffen geborene Fekeles 100 Duc. Römischer Pilger auf einen Stock gestützt, gekauft von Arthaber 500 fl. Kopf der Caroline als Früchtenträgerin Geschenk an Fürsten Paul Esterhazy. Kind Mathilde Burger 450 fl. Goldenschläger. Marie Tirka. Bruder Andreas mit Hut. Graf Waldstein 60 Duc. Caretteso von Rom an Graf Nako 50 Duc. Selbstporträt mit Hund Neptun an Tirka 120 Duc. Colonel Ratschinkoff 50 Duc. Tali als Ritter an Tirka 150 fl. Mädchen aus Modena, Wiener Kunstverein 60 Duc.

1844.

Selbstporträt mit dem Hunde Neptun, gekauft von Demeter Tirka 120 Duc. Knabenkopf (Oscar Reinschkopf) 50 Duc. Herr Mühlgasser 50 Duc. Mädchen von Modena, gekauft vom Wiener Kunstverein 60 Duc. Maler Paoletti Schutzengelskizze, gekauft vom Baron Hügel 12 Duc. Der Abyssinier, gekauft von Reinhardt in Olmütz für 1000 fl. Kopf der Veronika von Frascati, gekauft vom Fürsten Liechtenstein 50 Duc. Frau Mädchen 50 Duc. Baron Louis Pereira 150 Duc. Der Weltweise, gekauft für den Monsieur de Prat 100 Duc. Selbstporträt im Profil, gekauft von Baronin Koller 80 Duc. Grüne Wimpfen und weiblicher Profilkopf 250 Duc. Junge venezianische Cheremetoff 80 Neap. Reitknecht 200 fl. Regine, gekauft vom Tischler Lauterstein 70 Duc. Italienerin mit schönem Mund, gekauft von Tirka. Frau Fürst von Moskau.

1845.

Fürstenkopf, gekauft von Beck 80 Duc. Mansuccio, gekauft vom Grafen Nako 17 Duc. 22 preuß. Modell aus Rom, gekauft von Frau Rosina Hildmayer 150 fl. Porträt Dido nebst Skizze von Mantovani. Mädchen beim Brunnen von Palo. Neapel und Vestatempel von Genemann, Hirschstudien, gekauft von Tirka 200 fl. Profilkopf der Dido aus Frascati nennt den Modellen 250 fl. Kind Koch 24 Duc. Dido aus Rom, gekauft von Tirka 80 fl. Skizze Faust und Gretchen, gekauft von Rafalt 30 fl. Italienisches Mädchen im Halbdunkel und den Monsuccio, gekauft von Baron Todesco 180 Duc. Thorwaldsen, gekauft vom Fürsten Louis Liechtenstein 200 Duc. Spanier und Rothkopf, gekauft von Rafalt 80 fl. Fräulein Emilie Lang 140 Duc. Kopf von Mansuccio, gekauft von Tirka 80 fl. Schöne Fritz im Profil, gekauft vom Erbprinz Schwarzenberg 40 Duc. Colonel Graf Friedrich Schwarzenberg 200 Duc. Profil des alten Heinrich als Mönch, gekauft von Gustav von Pasz aus Pünfkirchen 100 fl. Dr. Matthaeus 40 Duc. Maler Ebert 12 Duc. Fürst Alois Liechtenstein im Turcomanitum und das zweite Pferdes Schimmel zu Pferd von Duc Mädchenkopf en face als Höhenkönigin, gekauft von Herr 12 Duc. Dr. Matthaeus 24 Duc. Figurbild in Art

haber 150 fl. Cardinal Friedrich Schwarzenberg 300 Duc. Ein Tiroler an Tarka 180 fl.

1846.

In Rom.

Louise Pfeiffer-Nathesius. Graf Alphons Litta aus Mailand 50 Duc. Chiarucci, gekauft von Landsberger 300 Scudi. Frau F. Kalvan 282 Scudi. Zwei junge Südrussen Heidroff-Tarsolnikow 10 Nap.

Wien.

Louis Ratzesberg und C. Passinger 178 fl. Hofrath Baumgartner 150 Duc. Fräulein Rosa Dresch 70 Duc.

1847.

Graf Stephan Zichy 50 Duc. Dr. Ratzell 50 Duc. Schlafende Kinder, gekauft vom Grafen Berchtingen 1500 fl. Ignaz Biedermann 120 Duc. Herr und Frau Kuh 80 Duc. Judith, gekauft von Ignaz Biedermann 1500 fl. Magdprofil bei Nachtbeleuchtung, gekauft von Tirka 70 Duc. Francesca Dada, gekauft von Karl Passinger 400 fl. Türkischer Derwisch, Fleck. Frau Mack, bei der Einnahme Wiens 30. October 1848 sammt der Fabrik im Schloss, verbrannt. Herr und Frau Kuh 80 Duc.

1848.

Mar Tadeus 600 fl. Nelle Reinschrift mit Fruchtstück 60 Duc. Alter aus Frostgrame und Cheviots, gekauft von Gustav Nako 70 Duc. Frau Ribeira 120 Duc. Leopold Lang 80 Duc.

1849.

Der Weltweise, gekauft von Fischer 270 fl. Ein Seeroman, gekauft von Winter 52 fl. und Stolz. Ein Engelkopf von Petrichke 150 fl. Neun Pokorni en face 250 fl. Karl Welt 120 fl. Petrichke 120 Duc. Brustbild eines Cardinals, gekauft von Fleck 200 fl. Marie B. mit einem Pelz, gekauft von Fleck 250 fl. Karl Wolf 150 fl. Brustbild eines Petrichke 225 fl.

1850.

Graf Leutrum und Thiners Mädchen Lisi im Profil 250 fl. Sohn Fritz auf dem Steckelager. Fräulein Lotti Feldmüller 80 Duc. Frau Fleck 250 fl. mit antiken Krug. Ein auf einen Stock sich stützender Greis, gekauft von Fürstin Gagarin 40 Duc. Stephan Simonetta 650 fl. Selbstporträt mit Hund Castor, gekauft vom Kunstverein 800 fl. Mädchenkopf, gekauft von Fleck 175 fl.

1851.

Fürst Oberosterreich 180 fl. Mutter mit ihrem Kinde, gekauft von Fleck 1165 fl. Hundskopf Aly und alte Frau, gekauft von Fleck 700 fl. Lautenporträt und Selbstporträt, gekauft von Fleck 900 fl. Feldmarschall Graf Nugent 150 Duc. Ein Viertelprofil des Bruders Andreas, gekauft von Fleck 70 fl. Schimmelkopf,

gekauft von Plach 170 fl. Hund Castor, gekauft von Plach 70 fl. Brustbild Leopoldine Plach 200 fl. Zwei Bilder Fürstinnen Gagarin en Pair. Der Theologe, gekauft von Kramer 500 fl. Brustbild Kaiser Franz, gekauft von Plach 275 fl. Baronin Stephanie Frendau, geborne Matlekh, deren Schwester Marianne Gräfin Normann. Maler Schindelberger. Graf Alphons Mensdorf in Husarenuniform. Josephine Kaltenthaler. Landschaftsskizze mit Badenden. Landschaftsskizze nach Schiller's Bürgschaft.

1852.

Louise von Zerdahely, Geschenk. Profilkopf der Strauss, gekauft von Plach 280. Bürgermeister Baron Stadler 2000 fl. Frau Wollner Bach 50 Duc. Profilkopf Mädchen mit Rosen, gekauft von Plach 500 fl. Studienkopf eines Alten, gekauft von Plach 500 fl. Stadler 50 Duc. Gräfin Alexander Potocka aus Warschau. Graf Brandisky. Frau von Lalle-Stadler. Gräfin Pejacevits. Bruder Josef als Major. Die Harfenspielerin. Grosse Landschaft mit Wasserfall.

1853.

Gräfin Katharina Potocka und zwei Brüder 1816 fl. Fräulein Rosa Böhlmayer. Alter mit Pelzmütze. Altes Weib. Maler Kriehuber. Maler Raffalt mit Hut. Landschaft mit Bergen im Mittelgrunde. Botschafter Arif Efendi von Pair.

1854.

Constantinopel.

Ein türkischer Träger. Ein Esel.

Wien.

Fräulein Ida Löwe. Fräulein Emilie Heinrich, zweimal, nachmals die Gattin Amerlings. Decker, Frau und Mutter 2400 fl.

1855.

Frau Elisabeth v. Klinkosch. Gräfin Bertha Nako. Hermine Amerling, Schwägerin. Selbstporträt, Graf Gyulai en face. Weibliches Profilköpfchen, Album der Kaiserin. Fürst Galitzin. Fürst Alfred Windischgrätz. Alfred Biedermann.

1856.

Selbstporträt, Grossländler von Meyer. Frau Marie Wedell. Frau Schneider. Musiker Thomas Löwe. Gräfin Marie Wimpffen mit Goldhaube. Graf Victor Wimpffen. Graf Franz Zichy. Selbstporträt von unten auf gesehen. Josef Kinkosch. Franz Grillparzer. Baron Plessen-Wawa. Gagarin. Gelehrter und Reisender Biskopsky aus Hannover. Schlossarchitekt Friedrich Dautwitz. Weiblicher Medaillonkopf. Gräfin Eugenie Esterhazy. Landschaft mit Baum und Marmorgruppe. Betti Weirotl, Spanna im Bade. Eine Madonna.

1857.

Feldzeugmeister Graf Wimpffen. Graf Badeschowsky mit Ketteken. Josef Schindler. Comtesse Maria Andrassy. Zimmermeister Wiesgrill. Weiblicher Studien-

kopf mit Rosenkranz. König Ludwig I. von Bayern. Graf Koloman Nako. Feldmarschall-Lieutenant Graf Mensdorf. Frau Anna Dreher. Cardinal Othmar Rauscher. Weiblicher Studienkopf mit rothem Tuch. Gräfin Schönburg. Weiblicher Profilkopf. Fürst Vincenz Auersperg. Josef Langer. Fräulein Maria Orskai. Franz Oetzelt. Fräulein Toni Dreher. Baronin Marie Geymüller.

1858.

Fürst Vincenz Auersperg. Gräfin Schönburg-Windischgrätz. Ein Araber. Schimmelkopf. Schauspielerin Betti Probst. Fürst Anatole Demidoff 400 Duc. Graf Georg Andrassy 100 Duc. Fräulein Betti Stokh. Fräulein Ida von Hochmeister. Alter mit weissem Bart. Grosse Landschaft. Araberhengst Schiras. Sonnenuntergang. 3 Grazien. Frl. Bognar als Austria, v. L. A. Frankl.

1859.

Hafnermeister Erndt, Vater. Frau Stiffel. Bruder Andreas in Profil und Uniform. Weiblicher Studienkopf. Fürstin Euphemie Esterhazy. Ein Nubier mit Pelzmütze. Fräulein Wolter als Hermione im Wintermärchen, unvollendet. Graf Andlau. Französischer Attaché. Idealer weiblicher Kopf. Baronin Stein. Kopf eines Mohren. Banquier Zinner. Graf Keglevich-Esterhazy. Profilkopf eines Mönchs. Baron Hutten. Baronin Wilhelmine Stein aus Krzeszkowice in Galizien. Zwei weibliche Studienköpfe. Gräfin Palffy. Frau Isabella Fuchs und ein Oberpriester, Baronin Stein. Weiblicher Profilkopf mit rothem Band in den Haaren. Ophelia, halbe Figur. Generaldirector Michel. Grosshändler Franz Xaver Mayer. Dichter J. F. Castelli, lithographirt von Leybold. Weiblicher Studienkopf, Internationale Ausstellung in München. Landschaft mit Ritterburg und Felsen. Sonnenuntergang am Meere. Modellkopf der Nina Stupperger. Nani als Ophelia 200 fl. Idealer Porträt der Geliebten 200 fl.

1860.

Idealer weiblicher Porträt. Fürst Anatole Demidoff 120 Duc. Copie Graf August Breuner. Maler Hubert Sattler. Frau Leopoldine Meyr. Gräfin Marie Zay 600 fl. Tragische Muse, Kolossalfigur auf einem Throne sitzend. Erinnerungskopf aus dem Theater. Hermine Stupperger als kleines Mädchen. Louise von Edelberg. Betti Wayd 300 fl. Pegasus. Susanna im Bade, v. L. A. Frankl.

1861.

Selbstporträt im Profil. Geschenk an die Galerie dei Uffizi in Florenz. Herzog L. von Ahrenberg. Frau von Bischof 50 Duc. Landschaft, überhöht mit Wald. Herzog Karl v. Ahrenberg 300 fl.

1862.

Fürst Alfred Windischgrätz auf dem Todtenbette 100 Duc. Josef Winter nach dessen Tode. Sängerin Friederike Fischer. Eine 84jährige Matrone im Profil. Fräulein Mutter Worm. Studajnsky. Frau von Blassy und Fräulein Ida von Blassy. Stefan Mayerhofer. Brustbild des Fürsten Alfred von Windischgrätz nach Photographie. Fürst Ludwig Windischgrätz. Mondlandschaft. Frl. Leopoldine Meyer 100 fl. Fr. Adele Malmann.

1863.

Frau Louise Tauber 300 fl. Erzherzog Leopold als Kreuzritter, im k. k. Belvedere. 1680 fl. Weiblicher Studienkopf mit Diadem. Fräulein Katharina Hamprecht, gekauft von Erzherzogin Sofie 500 fl. Jeanette Frimmel. Graf Georg Andrassy 160 Duc. Hermine im Profil. Skizze zu einer Krimhilde, Frl. Wolter 160 Duc. Bettler mit Felsmütze als Nobile. Erzherzogin Therese 300 fl. Graf Andrassy 300 fl.

1864.

Frl. Hamprecht 600 fl. Mohr Alexander für Constantin Zinner 300 fl. Graf Keglevich 300 fl. Tischler Muschelprofil 300 fl an Ms. W. Hutt. Graf G. Andrassy im Montenegrinerkleid 400 fl. Ein 30jähriger Alter. Profil des Frl. Hamprecht 400 fl. und Frl. Lini Roth für Fürstin L. Palffy 400 fl. Fr Isabella Fischer für Baronin Stein. Tischler als Oberpriester. Anna Kugel mit rothem Tuch. Profil weisses Leichentuch Fetzt.

1865.

Weiblicher Studienkopf, Frl. Hamprecht, mit Goldhaube, von Manas 300 fl. Ein Hund. Studienkopf 600 fl. Gräfin Geraldine Palffy. Weiblicher Studienkopf im Profil. Fürstin Alexanberg 40 Nap. Augenarzt Prof. von Arlt 100 fl. Weissgelber Hundskopf. Fürst Hohenlohe. Ritter im Profil, Kunsthändler Neumann. Fürstin Julie Oppersdorf-Hunyady 60 Duc. Männliche und weibliche Studienköpfe. Caroline Redlich en face und als Lautenspielerin. König Lear. Leopoldine als Judith. Modellkopf eines jungen Mannes.

1866.

Zwei weibliche Studienköpfe, Baronin Stein. Baronin Stein im Profil, Gegenbild. Frau Ida Fleischl 180 fl. Rosalie Hermann. Profilkopf Endt. Graf Paul Palffy und Wiederholung für Fürstin Palffy 700 fl. Fräulein Auguste Winter, als Brust Reichsrathspräsident Dr. Giskra 1600 fl. Graf Palffy nach einer Photographie. Lini im Profil, an Kunsthändler Neumann 400 fl. Profil an Horn auf Holz. Skizze Christus mit der Samaritanerin 100 fl. Selbstporträt Copie. L. A. Frankl. Skizze: Klopfet an und Euch wird aufgethan. Graf Paul Palffy nach Photographie 200 fl. Betti Hechst 600 fl.

1867.

Fürst Peter Alexanberg 300 Duc. Selbstporträt, Profil auf Holz, vom Staate angekauft, 600 fl. Maler Mathias Rauffl mit altdeutschem Hut, geschabt von Christian Mayer. Studienkopf eines Persers im Profil. Maler Eduard Ender. Ein neugieriger Alter mit Barett, abwärtsblickend. Plach. Constantin Tschocau. Chevalier Hadik. Constantin Tenanti. Die 3 Letzteren aus Bukarest. Davison als Richard III., Klinkosch. Eine Nymphe. Eine Matrone, Plach. Nicolaus Dumba. Paula Frankl, Geschenk. Brustporträt in Schwarz gekleidet. Selbstporträt 500 fl. Graf Palffy 20 Nap., den Fürsten Palffy 300 fl. Brustbild der Fürstin Julie Oppersdorf mit Händen 400 Duc. Musik als Cäcilie. Fürst Vinzenz Auersperg

100 Duc., Töchterchen Mina, schlafend. Jude mit Gebetmantel. Karl von Hrdlitzka. Frühling für Fürstin Obrenowitsch 300 fl. Lini, Profil mit weissem Kopftuch. Fürst Constantin Hohenlohe 60 Duc. Fr. Pollak-Prevot 40 Nap. Fr. Frank 300 fl. Weiblicher Studienkopf mit rothem Tuch an Paula.

1868.

(Fehlt.)

1869.

Selbstporträt für Herrn S. Tauber 150 fl. Louise Nowak. Frau Ignatz Ephrussi 300 fl. Lini ganz im Licht. Hund des Fürsten Hohenlohe 150 fl. Geliebte des E. Bidermann für einen Diamantring. Fräulein Wilhelmine Stiassny. Frau Maritte Illez (Stifler). Karl Schlesinger 300 fl. Frl. Henriette Tauber (nicht gelungen). Anton Fischer von Ankern 800 fl. Töchterchen Mina in rother Jacke, schlafend 200 fl. Helene von Fischer 200 fl. Die Poesie.

Hermannstadt.

Baronin Mylius 160 Duc. Baron Hermann Franz Mylius 200 Duc. und eine Uhr. Walachischer Bauer aus Rochiuar. Baron Hermann Brukenthal 60 Duc.

1870.

Porträt Herr Alexander Stummer 60 Duc. Advocat Dr. Josef Drexler, Profil. Baron Hermann Todesco 60 Duc. Marie Boschan, die Liebenswürdige an Paterno 300 fl. Fürst Ahrenberg nach Photographie 50 Nap. Kleines Mädchen mit hängenden Haaren, rothen Korallen, Profil. Louise Nowak als Lautenspielerin 400 fl. Weiblicher Modellkopf, mit Hand. Frau von Blössy 300 fl. Selbstporträt. Forum, Vestatempel, Pantheon in Rom an L. A. Frankl.

1871.

Dr. Kaufler 300 fl. Adamberger gezeichnet. Profilbrustbild von Posa 100 fl. Porträt des verstorbenen Herrn Adamberger für dessen Neffen für eine antike Glocke. Katharina Hamprecht, Profil sich aufstützend. Copie des Grafen Esterhazy für Sohn Moriz 500 fl. und 2 indische Vasen. Frau Wilhelmine Jessler 60 Duc. Frau Marie Paterno als Frühling.

1872.

Mehrere weibliche Studienköpfe. Fürst Friedrich Liechtenstein 100 Duc. Die verstorbene Frau Simitsch nach einer Photographie. Ideales Mädchenbild mit Weintrauben, Constantin Zinner. Louise N., Profil mit Hand. Lini L. Profil Altdeutsch. Ernestine als Ophelia.

1873.

(Fehlt.)

1874.

Graf Stefan Keglovich 1200 fl. Ein Gelehrter. Shylok auf seinen Schein zeigend. Holzschnitt von Siebold in der Wochenschrift „Heimat". Soldat

aus dem 30jährigen Kriege. Frau Luksch. Ein Gelehrter. Männlicher Kopf. rothe Lichtstudie. L. A. Frankl.

1875.

Fräulein Valentine Lang. Dr. Fünkh, Amerling's Arzt und dessen Gattin. Selbstporträt, Geschenk an das neue Museum.

1876.

Anton Ritter von Schmerling, fürs Parlament 1000 fl. Männlicher Studienkopf, an Nemetschke.

1877.

(Fehlt.)

1878.

Hofrath Zukowics und Frau, in Schlosshaus gemalt. Barde mit der Harfe.

1879.

Fürstin Mathilde Eleonora Windischgrätz. Schwägerin Fanni Heinrich, später vernichtet. Gattin Emilie, Copie für Paula Frankl.

1880.

Amerling's Gattin Marie. Jesus Christus, letztes Bild.

Amerling hat nach einem uns von Herrn Constantin von Wurzbach-Tannenberg mitgetheilten Verzeichnisse in den Jahren von 1830 bis 1844 in der Ausstellung des Oesterreichischen Kunstvereines bei St. Anna in Wien 64 Bilder zur Ansicht gebracht, und zwar folgende:

1830.

Moses in der Wüste. Porträt des Fürsten Vincenz Auersperg. Ein Fischerknabe. Porträt eines Knaben. Porträt.

1832.

5 Studienköpfe nach der Natur. Ein Mädchen beim Erwachen.

1834.

2 Porträts. St. Paulus. Ein Studienkopf.

1835.

Ein Familiengemälde. Eine schlafende Fischerin. Eine Betende.

1836.

Ein Studienkopf. Ein Jude. Die Verwaisten. Ein Mädchen mit einem Buche.

1838.

Eine junge Morgenländerin. Eine Witwe. Ein Studienkopf. Ein Familiengemälde. Porträts des Fürsten Liechtenstein, der Gräfin Chorinsky, des Prof. Bischof, des Kaiser Franz, der Marchesa d'Adda und 2 von Unbekannten. 3 Studienköpfe. Ein Souvenir. Eine heil. Magdalena.

1839.

Die Lautenspielerin. Der Traum. Ein Archimandrit. Drei köstliche Dinge. Evas Tochter. Die Harfenspielerin. Ein Theologe. Die Sängerin. Porträts des Fürsten Adolf Schwarzenberg, des Prinzen Liechtenstein und eines Unbekannten.

1844.

Zwei Porträts. Rebekka mit dem Armband nach Hause eilend. Porträts von Thorwaldsen, Grafen Beroldingen, 5 von Unbekannten. Die Profile eines alten Mannes, eines Mädchens, einer Italienerin, einer Abyssinierin. Ein Alter. Eine Judith. Eingeschlafene Kinder.

Amerling als Künstler.

Von Carl von Lützow.

Ueber den Gebilden der österreichischen Kunst schwebt ein heiterer Genius, der ihnen Aller Herzen und Sinne leicht zugänglich macht. Er tönt uns weich und schmelzend entgegen aus Schubert's Liedern; er übt seinen Zauber in den Dichtungen Raimund's wie in den Märchenbildern Moriz v. Schwind's; er leiht der ernsten Muse Grillparzer's den sinnlichen, melodiösen Reiz ihrer Sprache; ja er ist sogar an Führich's gedankenvollen, in männlicher Kraft dastehenden Schöpfungen wahrnehmbar, als kerniger Ausdruck echter, schlichter Naturpoesie.

Auch Friedrich Amerling's ganze Art und Kunst ist erfüllt und durchdrungen von diesem gefälligen Wesen des Oesterreicherthums. Für die Zeit, welche ihn geboren hatte und ihn rasch zu hohem Ruhm erblühen sah, war er der vollendete Ausdruck der Wiener Kunst, nicht nur seiner Specialität, der Porträtmalerei, sondern des Geschmackes überhaupt. Das erklärt seinen damals enormen Erfolg und bietet uns die Grundfarbe zu seiner Charakteristik.

Wer die Koryphäen der Malerkunst in bestimmte Reihen zu gruppiren liebt, etwa nach Art von Paul Delaroche's „Hemicycle", so dass die Meister der Farbe und des Tones auf der einen Seite stehen, die Meister der Linie und der Form auf der anderen, der muss Amerling entschieden zu der ersten Gruppe zählen. Er sah die Welt im Lichte des farbigen Scheins; sein Auge schwelgte im Anblick malerischer Schönheit wie im Genuss einer himmlischen Melodie, deren sinnliche Wiedergabe für ihn der höchste Werth und Reiz seiner Kunst war. „Malen können" galt ihm für die Summe aller Anforderungen, die er an Seines-

gleichen stellte. In dieser Hinsicht bildet er den geraden Gegensatz zu seinem Zeit- und Heimatgenossen Moriz v. Schwind. Als dieser, am Beginn der Neige seines Lebens, mit Piloty's „Seni vor der Leiche Wallenstein's" den historischen Realismus und die virtuose Costümmalerei der Franzosen in München eindringen sah, wappnete er sich dagegen in seiner kampfesfrohen Weise durch Witz und Satire. „Das sind die Malen-Könner, wir aber sind die Maler," sagte er verächtlich. Uebrigens hätte Schwind den sarkastischen Ausdruck gegen seinen Landsmann Amerling schwerlich angewendet. Denn für diesen war das Malen keine Sache des Virtuosenthums, das die Sinne blenden und berücken will, sondern ein vom Himmel ihm dargebotenes Geschenk, das er in emsiger Uebung ausgebildet hatte, mit welchem er schaltete, wie mit seiner persönlichen Sprache. „Singe, wem Gesang gegeben" — das ist der Refrain seiner ganzen Künstlerphilosophie.

Wer wüsste nicht, dass ähnlich von jeher alle wahren Talente gedacht haben! Und so war denn auch der Bildungsgang unseres Meisters derselbe, wie der jeder echten Künstlernatur. Wiederholt finden wir ihn als Schüler eingeschrieben in den Listen der Akademien: zuerst in Wien, dann längere Zeit in Prag, darauf in London, endlich noch einmal in Wien. Aber für einen regelrechten Akademiker wird ihn deshalb Niemand ausgeben. Es ist, als ob er immer das schon gekonnt hätte, was man ihn lehren wollte. Nur zu Lawrence scheint sich ein wirkliches Schülerverhältniss herausgebildet zu haben. Die drei Vierteljahre des Londoner Aufenthaltes haben das Fundament gelegt auf dem in Prag geschaffenen Boden. Die ganze Auffassung und Anordnungsweise des grossen englischen Porträtmalers übten nachhaltigen Einfluss auf den Wiener Maler, ohne jedoch dessen Individualität zu beeinträchtigen. Lawrence entliess ihn als seinen „Apostel".

Und was ist es für ein Evangelium, das wir nun Amerling in Wien verbreiten sehen? Die Lehre von dem adeligen Berufe der Kunst: Alles, was sie berührt, mit einem zarten Duft von Anmuth und Lieblichkeit zu umgeben, das Ernste zu erhöhen, das Schöne zu verklären und nichts in den Staub des Gewöhnlichen herabzuziehen! So versteht die uns wenig geläufige grosse englische Tradition seit Holbein's und van Dyck's Zeiten die Mission der Kunst. So verstand sie auch Amerling, und Lawrence hat ihn auf dieser Bahn erhalten, wenn nicht auf sie ge-

führt. Ganz nahe dem Wege freilich liegen Flachheit und Süsslichkeit, weit fern bleiben derbe Kraft, bleibt alles Gewaltige und Heroische. Nichts von dem findet sich auch in unserem Amerling. Dafür aber hat er mit dem englischen Meister eine blüthenfrische Farbe, ein Aussehen wie Milch und Blut gemein, das Beide in Zusammenhang bringt mit dem grössten aller nordischen Porträtmaler, mit Rubens. Es gibt Studienköpfe von Amerling's Hand aus der ersten Zeit nach seiner Heimkehr aus London, die so flott und farbig, so hell und leuchtend alla prima hingemalt sind, wie nur irgend ein Kopf des gewaltigen alten Antwerpener Meisters.

Dass in dem grossen Tam-Tam-Atelier Horace Vernet's für den so angelegten und nahezu vollkommen ausgereiften Amerling nicht viel mehr zu holen war, glauben wir gern. Nur aus dem exotischen Stoffkreise von Vernet's Orientmalerei wehte ein Duftlauch zu Amerling hinüber. Die französische Kunst liess überhaupt keine tiefen Spuren in seinem Wesen zurück. Auch an der deutschen Malerei ist er mit einer kühlen Reverenz vorbeigegangen: wie denn überhaupt seine geringe Empfänglichkeit für das Fremde zu den Charakterzügen seiner Natur gehört.

Zum Theil mag dies aus dem geringen Grad allgemeiner Bildung zu erklären sein, über welchen er verfügte. Wenn irgend ein moderner Künstler ein vollständiger homo illiteratus gewesen ist, so war es Amerling. Erst in späteren Jahren las er öfter, am liebsten Humoristisches. Aber sein Leben und sein Verkehr zeigen, dass er deshalb sich von den literarischen und gelehrten Kreisen keineswegs ferngehalten hat, sondern rege Beziehungen mit ihnen zu pflegen liebte. Er wandelte kraft seines Talents unter den Bedeutendsten als ein Gleichstehender.

Dieses hohe, aufrechte Wesen kennzeichnet ihn auch sehr vortheilhaft in seinem Verkehr mit den Vornehmen und Grossen dieser Welt. Der Punkt ist besonders wichtig für den Charakter des Porträtmalers, in dessen Schicksal die oberen Zehntausend noch immer das entscheidende Wort gesprochen haben. Amerling durchschreitet die Salons der Upperten, ja selbst die Audienzräume der Kaiser und der Könige stets mit demselben braun- oder schwarzsammtenen Rock und breitkrämpigen Hut, mit welchen wir ihn auf den Gassen Wiens haben wandeln sehen. Und erschliesst sich dem Unbefrackten auch die Thür des

Höflings, dem Herrscher ist er stets willkommen; dieser ehrt in ihm den grossen Maler wie den guten Bürger.

Amerling erzählt in seinen Aufzeichnungen aus London, wie ihm gestattet ward, in dem Hause eines österreichischen Cavaliers immer den zweiten Tag zusammen mit dem Gesinde zu speisen. Die Geschichte gemahnt uns an ähnliche schmachvolle Gepflogenheiten der kleinen und grossen Renaissancehöfe. Speisten doch selbst die Architekten und Bildhauer des päpstlichen Palastes im 15. Jahrhundert an demselben Tisch mit den Kutschern und Wasserträgern. Erst in den Höhenzeiten der Kunst, unter Julius II. und Leo X. änderten sich diese Verhältnisse. Und wissen wir nicht, dass auch Mozart, obwohl er damals bereits ein berühmter Mann war, während seiner Anwesenheit in Wien im Gefolge seines Gönners, des Fürsterzbischofs von Salzburg, mit Kammerdienern und Köchen gemeinsam verköstigt wurde? Meister Amerling hat sich durch solche Demüthigungen in seinem Selbstgefühl nicht beugen lassen und auch dem Uebermüthigsten und Mächtigsten gegenüber rechten Künstlerstolz gezeigt. Die Begegnung mit Metternich, von der uns die Memoiren berichten, bietet dafür ein glänzendes Zeugniss; sie ist ebenso ehrenvoll für Amerling, wie bezeichnend für die Art der Schätzung, welche der Kanzler den österreichischen Künstlern entgegenbrachte. Was wir Herz nennen, hat er für sie wohl nie gehabt!

Man hat Amerling häufig mit Makart in Parallele gebracht. Und in der That bieten Beider Wesen, Lebensart und Kunst mannigfache Berührungspunkte: die Prachtliebe, das weiche Schwelgen in coloristischen Phantasien, die Geschicklichkeit in den verschiedensten Zweigen der Technik, den naiven Schaffensdrang, die Kunst der heiteren und schönheiterfüllten Lebensgestaltung. Aber mit Makart's meteorartigem Aufsteigen und Verlöschen ist auch die Wunderpracht seiner Werkstatt mit ihren glänzenden Festen und berauschenden Erfolgen vorübergegangen wie ein märchenhafter Traum. Amerling's Natur war eine festere, sie hat Generationen überdauert; noch heute steht „Schloss Gumpendorf" mit seinem reichen Hausrath, seiner Fülle von Kunst und seinen Erinnerungen, als ein Denkmal der Schaffenslust und des Sammeleifers aufrecht und vereinigt, wie vor Decennien, bisweilen die alten Freunde zur Tafelrunde, der jetzt Amerling's Witwe als treue Hüterin des Hauses präsidirt.

Auch in anderen Beziehungen ergeben sich Unterschiede bei aller Uebereinstimmung im Grundcharakter. Das Gesellschaftsleben Makart's war erfüllt von feuriger Sinnlichkeit, von dem brausenden Orchester der Festfreude. In Amerling's Häuslichkeit und Geselligkeit wog der weiche, frohe Herzensklang vor. Mozart und Schubert gaben den Ton an. Ein romantischer Zug ist unverkennbar; neben ernsten Gestalten, wie Mailáth, stehen wunderlich phantastische, wie Alconiere und Gnaita; nicht selten grinst der Wahnsinn hinter dem harmlosen Scherz und der derben Fröhlichkeit.

Es war die Epoche der Romantik, in welcher Amerling aufwuchs. Welche Spuren hat sie hinterlassen in seiner Kunst? Man weiss, dass es zunächst die landschaftliche Schilderung war, in welcher die romantische Naturempfindung zum Ausdruck kam. Hat Amerling auch Landschaften gemalt? Es hängen deren eine ganze Reihe noch jetzt in seinen Zimmern, darunter mehrere von grossen Dimensionen. Sie haben alle den Charakter idealer Compositionen, unmittelbar nach der Natur scheint kein Stück davon gemalt zu sein, wie wir denn überhaupt wissen, dass Amerling für die Schönheiten der Natur keinen regen Sinn hatte und Naturstudien im Freien wohl nur selten gemacht hat. Einige römische Veduten besitzt L. Aug. Frankl. Die meisten der Amerling'schen Landschaften führen uns in hohe Gebirgsgegenden von südlichem Gepräge, nicht selten mit fernem Ausblick auf das Meer. Auf einem dieser Gemälde liegt im Mittelgrunde eine grosse Stadt, links am Wege steht ein Grabmal und mehrere Figuren in idealem Costüm beleben den Vordergrund; auf einem anderen ragen in der Mitte zwei Felszacken schroff empor, über dem Abhang in schwindelnder Höhe durch einen Steg verbunden. Der Grundton der Stimmung ist meistens ein trüber. Einmal erfüllt purpurnes Abendroth die wildromantische Scene. Eine Skizze schildert in grossartigem Stil eine stürmische Mondnacht in rauher Gebirgsgegend. Den freundlichsten Eindruck macht eine mit hohen Bäumen bestandene Waldlandschaft, in deren Vordergrund auf breitem Wiesenplan ein Frühlingsfest gefeiert wird. Blumenbekränzte Paare schlingen den Reigen vor einer hell schimmernden Göttergruppe; Andere baden in dem Quell des Vordergrundes; zur Rechten, im waldigen Dickicht erhebt sich der Tempel, nach links blicken wir hinaus auf die blauende

Meeresnacht. Ein frischer, farbiger, poetischer Hauch belebt das Ganze.

Durchaus in poetischen Zeitstimmungen und Moderichtungen wurzeln bekanntlich auch Amerling's Historien- und Genrebilder, vornehmlich die Frauengestalten in fremdländischem Costüm. Das populärste Bild dieser Reihe ist die „Morgenländerin", jene reichgekleidete [illegible] junge Dame, deren leidender Kopf wie aus einer hinter der [illegible] Lichtquelle von geheimnissvollem Schimmer umflossen ist. Die „Circassierin", die „Griechin mit der Mandoline", das „Negermädchen", sowie die „Lautenschlägerin", das „Taubenmädchen" und andere ähnliche Gemälde sind nur Variationen über das nämliche oder ein verwandtes Thema. Die gemeinsame literarische Heimat aller dieser zarten, ambraduftigen, oft gefühlvoll und schwärmerisch bewegten Gestaltungen ist in den Dichtungen Lord Byron's zu suchen und als Vermittler zwischen diesem und unserem Amerling hat unzweifelhaft sein Lehrer Thomas Lawrence gedient. Auch er malte idealisirte Porträts in phantastischem Costüm, wie die Lady Leicester als „Hoffnung", eine andere jener blendend schönen jungen Damen mit der milchweissen, durchsichtigen Haut und den Perlenreihen im Munde als „Zigeunerin", endlich als „Janthe" die berühmte Lady Ellenborough, die als Gattin eines syrischen Beduinenhäuptlings ihr romanhaftes Leben beschloss. Und mit dem Gestaltenkreis ist auch dessen buntes, licht schimmerndes Costüm, der persische Shawl, die goldbetroddelte Mainotenmütze, der Turban mit dem Reiherbusch, auf Amerling's west-östliche Bilderreihe übergegangen.

Eine mächtige Strömung verwandter Art herrschte in Frankreich, als Amerling, von London kommend, 1828 bei Horace Vernet vorsprach. Ein Jahr darauf erschienen die „Orientalen" Victor Hugo's. Bereits bei den Vorläufern der Romantik, den Gros, Guerin und Anderen, beginnt sich die Vorliebe für die Stoffwelt des Ostens zu regen. In Delacroix und vollends in Horace Vernet fand sie ihre meisterhaftesten Vertreter. Amerling's „Judith", „Rebekka" und zahlreiche andere biblische Gestalten wurden von ihnen inspirirt. Dazu gesellte sich das heroische Genre Leopold Robert's, in welchem das Landvolk der Campagna, der Wallfahrer und der Improvisator Neapels, der ausziehende Schiffer von Chioggia verklärt erscheinen durch

die Vorstellung einer idealen Menschenwelt, deren typische Repräsentanten wir in den von goldigem Lichtglanz und bunter Farbenpracht umgebenen Naturkindern zu erblicken glauben. Auch von diesen Werken, deren Erscheinung in die Jahre 1827 bis 1830 fällt, ist ein Abglanz auf Amerling's Kunst, auf seine „Schlafenden Kinder" und ähnliche Bilder gefallen. Und mit dem Zeitgeschmack jener Jahre theilt er auch die ihm vielfach als persönliche Neigung angerechnete „Buntmalerei", die vielmehr ein allgemeiner Zug der damals erst beginnenden coloristischen Bewegung ist. Auch Hippolyte Bellange, der Maler des französischen Troupiers, wurde wegen dieser Buntheit getadelt. Die ganze deutsche Porträt- und Historienmalerei der August Riedelschen Epoche krankt an der süsslichen Schönfärberei und den gesuchten Beleuchtungseffecten. Wer sich den Entwickelungsgang der modernen Wiener Schule coloristischen Stils an dreien ihrer Hauptmeister klar machen will, der muss die Reihenfolge Amerling, Rahl, Makart sich gegenwärtig halten. Erst in den Schöpfungen Rahl's war die Vielfarbigkeit zur Einheit eines wahrhaft farbigen Stils hindurchgedrungen, und diese von starken plastischen Elementen getragene Kunst hat endlich Makart, unter dem bestimmenden Einflusse der Münchener Schule, zur vollkommen freien, malerischen Symphonik ausgebildet.

Die besprochenen Gesichtspunkte haben jedoch bei Amerling nur für seine Bilder idealen Inhalts ihre volle Giltigkeit: für die Historiengemälde, das poetische Genre, das ideale Porträt und auch die Landschaft. Als Bildnissmaler steht er über der Modemanier seiner Zeit und in gewissem Sinn daher auch über sich selbst. Man sagt, er trieb die übrigen Gattungen der Malerei blos zu seiner „Erholung", nur im Porträt sah er seinen eigentlichen Beruf. So wie er die Mussestunden mit der Ausstattung und Verschönerung seines Hauses verbrachte, nicht nur den zahlreichen Handwerkern, die ihm dabei behilflich sein mussten, seine Weisungen gab, sondern auch gern mit Hand anlegte, wie er in vorkommenden Fällen, z. B. bei dem Wettbewerb um das Wiener Schillerdenkmal, sogar zum Modellirholz griff und ein ganz respectables plastisches Werk zuwege brachte, so erblicken wir auch in seinen Historiengemälden, Genrebildern und Landschaften nichts Anderes, als eine Art freier Phantasien, die sein nimmer müdes Naturell mehr spielend als im strengen Sinne schaffend auf die

Fläche warf. Die Stärke seines Talents, die eigentliche Bedeutung seiner Kraft lag im Bildniss, und erst wenn wir ihn als Bildnissmaler in seinen vollendeten Schöpfungen kennen gelernt haben, werden wir ihn vollauf zu würdigen im Stande sein.

Der vornehmste Charakterzug des Porträtmalers ist die Treffsicherheit. Sie zeichnete denn auch in hohem Maasse Amerling aus. Wie in seinem Urtheil über Menschen und menschliche Dinge, so traf er auch in seiner Auffassung des Charakters im Bilde den Nagel auf den Kopf.

Aber dieses unmittelbare Erfassen der Natur, das in Amerling's unzähligen Studienköpfen auf eine so anziehende Weise zu dem Beschauer spricht, war doch nur der erste Schritt zu dem vollendeten Bildniss. Der zweite, vielleicht in vielen Fällen der erste, war die gewöhnlich in Tusche und Feder ausgeführte Arrangementskizze. Viele Dutzende dieser flott und sicher hingeschriebenen Entwürfe befinden sich in Amerling's Nachlass. Da ist für den Herrscher, den Staatsmann, den Feldherrn das bedeutsame Motiv der Stellung und Bewegung scharf angedeutet, für die vornehme Dame, das einfache Bürgermädchen die charakteristische Haltung, das geschmackvolle Costüm ausgewählt, und namentlich in der Verbindung von Gewand und Bewegungsmotiv oft der höchste Reiz und eine Grazie von wahrhaft classischem Adel entfaltet. Auf den Zusammenhang von Tracht und Lebensstellung legte der Meister bekanntlich das grösste Gewicht. Wie er sich selbst sein charakteristisches Costüm geschaffen hatte, so wollte er es auch jedem Anderen zuertheilen. Der nivellirende Frack war ihm in den Tod verhasst. In Herrengesellschaften ging er grundsätzlich nie, um nicht die vielen schwarzen Röcke anschauen zu müssen. Vor Allem hielt er auf die Würde der Erscheinung des Höchstgestellten, des Herrschers. Das glänzendste Beispiel dafür bietet sein Bildniss des Kaisers Franz im kleinen Speisesaal des Schlosses Laxenburg, zu dessen Bestellung bekanntermassen das ebendort, in der Franzensburg, befindliche, ein Jahr früher (1831) entstandene Porträt des Cardinals Erzherzogs Rudolf den Anlass gegeben hat. Die Auffassung des Monarchen wie die ganze malerische Durchbildung des Porträts ist von ernster Vornehmheit; der prunkvolle Kaiserornat umkleidet hier wahrhafte Majestät. So wird der letzte Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auf die Nachwelt

kommen. — Amerling hat den Kaiser Franz noch einmal in russischer Uniform auf gleich vortreffliche Weise gemalt. — Unter seinen grossen Bildnissen historischen Stils verdient sodann vor Allem das Reiterporträt des Fürsten Alfred Windischgrätz (1850) genannt zu werden. Es stellt den Bezwinger des Wiener Octoberaufstandes vom Jahre 1848 auf stolz dahinschreitendem, mit goldgestickter Schabracke bedecktem Schimmel dar, die Linke auf den Schenkel gestützt, mit der Rechten die Zügel straff anziehend, mit wallendem weissen Mantel und im Federhut, das Antlitz ernst auf den Beschauer gerichtet. Zur Rechten der nach links hingewendeten Reitergestalt erhebt sich ein Baum, im Hintergrunde sieht man Truppen und eine Stadt. Das Ganze hat einen Zug von bronzener Herbigkeit und Grösse.

Um die Zeit, in welcher dieses bedeutende Bild entstand, hatte Amerling im Uebrigen schon den Höhepunkt seiner Productionskraft und Beliebtheit überschritten. Als seine Blüthezeit muss die Epoche der Dreissiger- und Vierzigerjahre bezeichnet werden. Sein Schwerpunkt fällt in die vormärzliche Zeit, und etwas Vormärzliches haben alle Typen seiner Bildnisse. Da treffen wir noch keines jener härtigen Kriegergesichter, keinen der fest und kühn blickenden Männerköpfe, welche dem Geschlechte unseres eisernen Zeitalters das Gepräge geben: der glatte, wohltrisirte Kopf des Dandy, das behäbige Philistergesicht des Bourgeois wiegen vor; dazu gesellen sich die schwungvoll bewegten Dichter- und Künstlergestalten, die Musikergesichter im Stile des jungen Liszt, die Schauspieler im Charakter Emil Devrient's und Josef Wagner's, umgeben von schwärmerisch emporblickenden, in die Guitarre greifenden jungen Damen, durch deren lang herabhängende Ringellocken ein Sonnenstrahl auf rosig angehauchte Wangen fällt. Es war ein frohes, lebenslustiges, unter den Schalmeientönen des Restaurationszeitalters aufgewachsenes Geschlecht, empfänglich für Poesie und Kunst, aber weich und ungeschickt in allem ernsteren Thun, wie es das öffentliche Leben der modernen Zeit heraufgeführt hat.

Unter den zahllosen Bildnissen der geschilderten Art, welche hier selbstverständlich nur im Allgemeinen zu kennzeichnen waren, seien einige wenige genannt, welche uns für die Auffassungs- und Behandlungsweise des Meisters besonders charakteristisch erscheinen.

Aus dem Jahre 1828, in welchem Amerling mit seiner „Dido" an der Wiener Akademie den Reichel-Preis davontrug, stammt auch sein im Besitze der Akademie befindliches Bildniss des Professors Josef Redl. Es ist, obgleich in die Zeit unmittelbar nach des Künstlers Rückkehr von England fallend, noch ganz in der älteren Wiener Manier gemalt, etwas glatt, aber von fesselnder Lebendigkeit und warm leuchtendem Colorit. Die Amerling-Ausstellung vom Herbst 1888 enthielt aus demselben Jahre den Studienkopf eines Bauern von höchst energischer Charakteristik. Das Datum des 15. April 1829 trägt das kleine Brustbild von einem der Brüder Amerling's als Knabe, ein blonder, mit der Mütze bedeckter Kopf, in freiem, von rechts einfallendem Licht ebenso flott wie sorgsam ausgeführt. — In die Dreissigerjahre fallen sodann die Bildnisse mehrerer berühmter Künstler, wie das des alten Schadow (1837) und dasjenige Christian Rauch's, ferner der im Profil nach links mit höchster Schärfe gezeichnete Kopf des Malers Hayez (1836) und der brillante, 1835 gemalte Profilkopf des späteren Obersten Josef Amerling. — Derselben Epoche zugehörig, theils etwas früher, theils wenig später, sind: das ansprechende Gruppenporträt des Hofraths von Littrow und seiner Frau, das Bildniss des Grafen Johann Adolf zu Schwarzenberg, die Bildnisse von Baron und Baronin Speck-Sternberg, das Porträt des Kaisers Ferdinand, dessen geistvoll gemalte Skizze die letzterwähnte Amerling-Ausstellung zierte, sowie das Knabenporträt des jetzt regierenden Kaisers (1838) im Besitze des Erzherzogs Carl Ludwig.

Zu den menschlich und malerisch ansprechendsten Werken von Amerling's Hand gehören eine Anzahl von Familienporträts, welche sich noch im Besitze der Witwe befinden und zumeist in die Dreissiger- und Vierzigerjahre fallen. Eines der köstlichsten darunter ist das Bild der Mutter (1836), im Ausdruck der Augen, in der Form der Nase und in der Gesichtsfarbe unverkennbar dem berühmten Sohne gleichend. In verschiedenen Auffassungen kehrt die anmuthige erste Frau Amerling's wieder, die den Künstler auch zu manchen seiner Idealporträts, unter anderen zu der „Lautenschlägerin", begeisterte: einmal sehen wir sie im breitschirmigen geschlossenen Strohhut, dann mit offenem Haar, im sammtenen Kleid, verklärten Blickes emporschauend, endlich auf dem letzten Krankenlager, vierzehn Tage vor ihrem in Rom

am 15. April 1843 erfolgten Ableben. Aber das rührendste und zarteste von allen diesen Gemälden ist das gleichfalls wenige Tage vor dem Tode gemalte Porträt von Amerling's einzigem Sohne, der ihm im Alter von 17 Jahren entrissen ward. Wie eine blasse, dahinwelkende Rose liegt er da, in seine Kissen gebettet, mit sanften, wie aus dem Jenseits herüberdringenden Blicken den Betrachter anschauend. So sah ihn der schmerzgebeugte Vater vor sich dahinsterben und gab uns, während er die theuren Züge für sich zum Trost und zum Gedächtniss festzuhalten suchte, in dem wunderbar fein und geistig gemalten Bilde zugleich ein nie übertroffenes Zeugniss seiner weichen und empfindungsvollen Kunst. —

Der Historienmaler idealen Stiles fühlt sich kraft seines Berufes unaufhaltsam emporgetragen in jene lichteren Regionen, „wo die reinen Formen wohnen"; den Bildnissmaler binden tausend Fasern an Zeit und Oertlichkeit. Nur einige wenige Gebilde der Porträtkunst höchster Gattung, wie jene Bella des Tizian oder der Lateranensische Sophokles, wandeln losgelöst von den Bedingungen der Zeitlichkeit ebenbürtig neben Göttern und Heroen.

Im Gegensatze dazu fanden wir die Kunst unseres Meisters am herrlichsten erblühen im rein menschlichen Verkehr mit dem, was seinem Herzen am nächsten stand. Selbst seine Idealporträts haben ein persönliches Gepräge, sind umflossen von einer bestimmten Zeitatmosphäre. Das verleiht seinen Bildnissen ihre Eigenthümlichkeit. Amerling sprach auch als Maler den Wiener Dialekt. Er gesellt sich damit jener Gruppe kerniger und naturfrischer Talente bei, welche der Wiener Malerei der ersten Hälfte des Jahrhunderts seit dem Beginne der Zwanzigerjahre ihre Localfarbe gaben, einem Danhauser und Fendi, einem Waldmüller und Gauermann. Unter den Schilderungen der damals herrschenden Gesellschaftskreise ragen neben Daffinger's Miniaturen und Kriehuber's Lithographien vor Allem die Bildnisse Friedrich Amerling's als wahre Denkmale der Porträtdarstellung hervor.

Der frische Duft ihrer unmittelbar dem Leben abgewonnenen Kunst wird noch Jahrhunderte hindurch die nachkommenden Geschlechter entzücken, wenn von den Institutionen und Anschauungen jener guten alten Zeit längst kein Stein mehr auf dem anderen steht.

Nachhall.

Die pietätvolle Gattin hörte nicht auf zu sorgen, das Andenken des hingeschiedenen verehrten Gatten auch ausserhalb seines künstlerischen Schaffens und Wirkens für alle Zukunft zu erhalten; vorerst durch einen wohlthätigen Act. Sie errichtete mit einem Capitale von 5000 fl. eine Stiftung mit der Bestimmung, dass die Zinsen dieses Capitals jährlich am Geburtstage Amerling's zweien, ohne ihr Verschulden erwerbsunfähigen Künstlern zugute kommen sollen.

Der Künstlergenossenschaft spendete sie die vom österreichischen, derzeit in Paris ansässigen Bildhauer S. Beer meisterhaft in Bronze ausgeführte Büste Amerling's für den Stiftersaal.* Die Genossenschaft nahm das Geschenk dankbar an und richtete folgendes Schreiben an die Spenderin:

„Wien, den 14. September 1887

Hochgeehrte gnädige Frau!

Eingedenk der hochherzigen Stiftung, mit welcher Sie der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens gedacht, hat der leitende Ausschuss beschlossen, Ihr Porträt jenen Bildnissen im Künstlerhause anzureihen, deren Träger sich um die Bestrebungen der Wiener Künstler in hohem Grade verdient gemacht, deren Andenken der Nachwelt in künstlerischer Form erhalten werden soll. Unter den Bildnissen jener Männer, denen die Künstlergenossenschaft eine solche Ehrenpflicht schuldet, befindet sich auch nunmehr die Büste unseres dahingeschiedenen Ehrenmitgliedes Friedrich Amerling, die wir ebenfalls Ihrer pietätvollen Grossmuth verdanken.

* Von Amerling existirt auch eine Statuette, die ihn im Mannesalter sitzend und frappant ähnlich darstellt. Sie wurde von dem italienischen Bildhauer Puttinati geformt. Es ist unbekannt, ob sie in den Kunsthandel gelangt ist. Ein Exemplar derselben befindet sich im Besitze der Schwägerin des Künstlers Frau Christine Schaup.

Es ist nun ein allgemein geäusserter Wunsch, Ihr Bildniss, statt dasselbe wie ursprünglich gedacht war, als gemaltes Porträt ausführen zu lassen, nunmehr auch in Form einer Büste, gleichsam als Pendant zur Büste Amerling's im Stiftungssaale aufzustellen, welcher Gedanke deshalb der Verwirklichung nahe ist, weil Herr Johannes Benk in liebenswürdigster Weise sich bereit erklärte, Ihre Büste anzufertigen und der Genossenschaft als Geschenk zu überlassen.

Indem sich die ergebenst Unterzeichneten beehren, Ihnen gnädige Frau hiervon Mittheilung zu machen, hatten sie, dem genannten Künstler zu diesem Zwecke die nöthigen Sitzungen gütigst bewilligen zu wollen. Genehmigen Sie zugleich, hochgeehrte, gnädige Frau, den Ausdruck vorzüglichster Hochachtung, mit welcher wir zeichnen

Für den leitenden Ausschuss der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens.

Der Vorstand:

Friedrich Schmidt
Präses.

Julius Deininger
Schriftführer.

Beide Büsten, des Künstlers und seiner Gattin, schmücken nunmehr, kunstvoll ausgeführt, den Stiftungssaal.

Wie wir gelesen haben, wurde die Leiche Amerling's auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe neben dem Grabe seiner Gattin Emilie bestattet. Als der Gemeinderath der Stadt beschloss, Amerling ein Ehrengrab auf dem Centralfriedhofe zu widmen, liess seine Gattin die beiden Leichen exhumiren und auf den Centralfriedhof übertragen, zugleich für sich selbst einen Raum anordnend. Auf ihren Wunsch und auf ihre Kosten übernahm es Meister Benk im Einvernehmen mit ihr ein Denkmal für das Grab zu entwerfen und auszuführen.

Das Monument stellt einen Obelisk aus Tiroler rothem Porphyr dar. Ein geflügelter Genius hebt sich, halb knieend, von den Stufen am Obelisk empor und schreibt in denselben den Namen Amerling ein, dessen lebensgrosses Basrelief-porträt aus Laaser Marmor am Sockel angebracht ist. Unter demselben liegt, aus Bronze gegossen, von Palmen umschlungen und vergoldet, Pinsel und Palette. An der Spitze des Obelisken ist, ebenfalls aus vergoldeter Bronze, das Wappen Amerling's angebracht. Die Höhe des von einem eisernen Gitter umgebenen Denkmals beträgt 3 Meter und 30 Centimeter, wovon 2 Meter 60 Centimeter auf den Obelisken entfallen.

Das Denkmal wurde am Allerseelentage 1887 feierlich enthüllt und vom Magistrate der Stadt übernommen, in aller Zeit für dessen sorgfältige Erhaltung zu sorgen.

Die Brüder Amerling.

Es war ein gesunder, markiger Stamm, dem die drei Söhne des armen Wiener Bürgers entsprossen sind. Sie bekundeten das Gemeinsame, dass sie durch sich selbst, aus eigener ihnen innewohnender Kraft, durch nicht zu ermüdenden Fleiss und Selbsterziehung sich in höhere geistige Lebenssphären emporarbeiteten. Wie bei Friedrich, war das auch der Fall bei Josef und Andreas Amerling. Die uns bereits bekannte Noth des elterlichen Hauses zwang die fast noch knabenhaften Jünglinge, sich für Brod als Soldaten assentiren zu lassen.

Josef Amerling.

Es war zu Beginn des Jahres 1842. Ein junger, hoch und schlank emporgeschossener Mann, in der Uniform eines Kanoniers des kaiserlichen Artilleriecorps, trat bei uns ein. Im Widerspruche mit seiner stramm militärischen Haltung brachte er schüchtern die Bitte vor, einen Beitrag für die von uns damals herausgegebenen artistischen „Sonntagsblätter" aufzunehmen. Seine fast zaghaft gesprochenen Worte, die er nicht ohne Umblick, ob wir allein seien, sprach, hatten ihren Grund. Damals durfte ein Soldat nicht als Mitarbeiter einer Zeitschrift erscheinen, noch dazu ein „Gemeiner", wie die Soldaten genannt wurden, die keine Charge bekleideten. Es waren kurze, energisch gezeichnete Schilderungen der berühmten Feldherren. „Erzherzog Karl und Moreau," „Prinz Eugen," „Loudon." „Schwarzenberg," die er uns brachte. Die in graphisch knapper Form gefassten kleinen Essays waren überschrieben: „Heldentafel von J. G. Weissenberg." Wie hätte es der Verfasser, so patriotisch auch das Ganze gehalten war, wagen dürfen, es unter seinem eigenen Namen zu ver-

öffentlichen? Erst nach wiederholtem Besuche nannte der Verfasser seinen wirklichen Namen: Josef Amerling, und stellte sich uns als Bruder des uns befreundeten Malers vor.

Er versprach, zutrauensvoll geworden, dass das Redactionsgeheimniss gewahrt bleiben werde, uns Beiträge von einigen seiner Kameraden in der Artilleriekaserne vermitteln und deren Verfasser anführen zu wollen.

Es verdient bemerkt zu werden, wie viele poetische Vögel aus dem militärischen Zwinguri gleichzeitig flügge zu werden strebten. Da kam der Kanonier Eduard Breuer und brachte uns einige Skizzen aus dem Ghettoleben Ungarns, in welchem er geboren war. Er wurde später, nachdem er den Militärdienst quittirt hatte, Romanschriftsteller. Er wählte mit Vorliebe historisch österreichische Stoffe, die in den vornehmsten Journalen Wiens mit lebhaftem Interesse gelesen wurden, vor Allem ein Roman aus der Congresszeit in Kuranda's „Ostdeutscher Post".

Ein anderer Kanonier, Karl Swiedak, der uns ebenfalls schüchterne Versuche brachte, hat in späterer Zeit, nachdem er seine Militärdienstzeit vollendet hatte, unter dem populär gewordenen Pseudonym Elmar als edler Nachfolger der idealen Weise Ferdinand Raimund's zahlreiche Volksstücke geschrieben, die Hunderte von Beifall begleitete Aufführungen erlebten, in denen er selbst als begabter Schauspieler mitwirkte.

Ein dritter Kanonier Namens Ulyss brachte kleine landschaftliche Schilderungen und Gedichte. Er ist später unserem Gesichtskreise entschwunden.

Weitaus bedeutender war sein Kasernengenosse, der wahrscheinlich aus Tirol stammende Franz Xaver Told. Namentlich wurde dieser bekannt durch sein märchenhaftes Volksstück „Der Zauberschleier", das 300mal im Josefstädter Theater in Wien, von melodiöser Musik Emil Titl's begleitet, unter ununterbrochenem grossen Beifalle aufgeführt wurde.

Wir luden eines Tages die fünf Kanoniere zu einem Frühstück ein. Sie kamen, Jeder einzeln, nach einiger Zwischenzeit. Sie wagten es nicht, als Gruppe zu erscheinen. Wenn es zufällig bemerkt worden wäre, dass sie sich in eine Privatwohnung, gar in die eines Redacteurs begeben, man hätte eine Verschwörung gewittert und sie wären streng in Untersuchung

gezogen worden. Es war ein heiter gemüthliches Zusammensein. Die Herren, denen nach damaliger Anschauung jeder höhere gesellschaftliche Verkehr versagt war, fühlten sich bei uns wohl. Viel trug dazu auch bei, dass wir kurz vorher den literarischen Nachlass eines Primoplanisten, wie die untergeordnete erste militärische Charge hiess, des zu spätem Ruhme gelangten Josef Emanuel Hilscher, herausgegeben hatten. Es herrschte eine fröhliche Stimmung, zumal der Wein die Zungen löste und der schon damals redegewandte Amerling in einem geistig schönen Toaste dieser Stimmung Ausdruck gab. Der Ausspruch des gewaltigen Kaisers, dass jeder gemeine Soldat den Marschallsstab in seinem Tornister trage, bewahrheitete sich auch hier; es träumten Alle von künftigen grossen Erfolgen, von einer — Lorberkrone, die vorläufig im Grunde ihrer ledernen Patrontasche ruhte.

Von Toldt erzählte uns später einmal Amerling folgendes tragi-komische Schicksal: „Der seinerzeit zum Hauptmann einer Räuberbande in Böhmen emporgeschwungene Grasel wurde nach vielen kühnen Streichen, die ihm im Volke Furcht und Bewunderung erwarben, endlich gefangen. Weil an Ort und Stelle kein Gerichtshaus, wohl aber eine Militärkaserne war, wurde Grasel, bis zur Ablieferung, in deren Arreststube gethan und vor dieselbe ein Wachposten gestellt. Nach Mitternacht traf den Kanonier Toldt dieser ihm verhängnissvolle Dienst. Er mochte, auf- und abschreitend, vielleicht in poetische Träumerei versunken sein, und achtete nicht streng auf seine Pflicht. Der kühne Räuber entkam. Der künftige Parnassstürmer wurde am folgenden Morgen, nach ordnungsmässiger Disciplin, auf die Bank gelegt und in Gegenwart der aufgestellten Compagnie mit den bekannten österreichischen 25 Stockstreichen bestraft. Keine Fee breitete einen rettenden Zauberschleier über ihn. Hierauf wurde er statt den ursprünglich decretirten 100 Stockstreichen krumm geschlossen und zu 48stündiger Gefängnissstrafe bei Wasser und Brod — begnadigt. Diese so schimpfliche Strafe hinderte nicht, dass der geistig begabte Mann, nach einigen Jahren, zum Oberlieutenant und zum Adjutanten des Regimentscommandanten befördert wurde.

Josef Amerling wurde gleich seinen Brüdern im Hause zu den „drei Herzen" am 27. October 1818 geboren. Vierzehn Jahre alt, wurde er assentirt.

Zu seinem Glücke führte es ihn zu dem anerkannt unterrichtetsten Corps der österreichischen Armee, zur Artillerie. Hier wurde Mathematik, Geometrie, Chemie und Geschichte gelehrt. Der lernbegierige junge Soldat eignete sich eifrig einen tüchtigen Theil dieser Disciplinen an, und machte, gleich begabt wie seine Brüder, auffallende Fortschritte im Zeichnen. Eine belletristische Neigung führte ihn zur Lectüre der deutschen Classiker, die nur noch stärkere Nahrung durch den vertrauten Umgang mit den geschilderten poetisch angelegten Kasernengenossen erhielt.

Zum Bombardier vorgerückt wurde er seiner besonderen Eignung wegen im Jahre 1847 nach Wiener-Neustadt commandirt, wo er an der k. k. Militär-Akademie durch fünf Jahre als Professor der Geometrie und französischen Sprache thätig war. Während dieser Zeit avancirte er zum Hauptmann und trat im Jahre 1852 zum Geniecorps über. Sein Beruf führte ihn zunächst nach Klosterbruck. Vom Jahre 1852 bis 1854 war er zum Festungsbau nach Peschiera commandirt, vom Jahre 1854 bis 1856 der Geniedirection in Wien zugetheilt. Vom Jahre 1856 bis 1860 leitete er den Kasernenbau in Prag; durch sechs Monate als Geniedirector in Brod angestellt, wurde von ihm der Spitalbau in Agram während zweier Jahre (1860 bis 1862) ausgeführt. Hierauf bis 1867 wieder der Geniedirection in Wien zugetheilt, avancirte er zum Major und wurde zum Bau des verschanzten Lagers in Floridsdorf commandirt. Für die eben so treffliche als energische Durchführung wurde er mit dem Verdienstkreuze und der Militärmedaille ausgezeichnet. Vom Jahre 1867 an fungirte er wieder als Geniedirector in Ragusa, in Theresienstadt, in Ofen, in Temesvar, während welcher Zeit er zum Oberstlieutenant avancirte. Nach vielbelobter, seine körperlichen Kräfte erschöpfender, 43jähriger Thätigkeit wurde er als k. k. Oberst in Ruhestand versetzt.

Seine Berufsthätigkeit führte ihn, wie wir gesehen haben, in fast alle Länder des Kaiserstaates. So lernte er den Bildungsgrad, die Sitten und Gebräuche der Bewohner kennen, was seinen Gedankenhorizont erweiterte, nicht weniger der Verkehr mit geistig hervorragenden Persönlichkeiten, die den lebensgewandt gewordenen, fein gebildeten Officier gerne in ihre Kreise zogen. Während seines Ruhestandes besuchte er Kleinasien, Griechenland und Albanien. Er schilderte seine dort gewonnenen Erfah-

rungen und Anschauungen in geistvollen Essays und in wiederholten, mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Vorträgen im Wissenschaftlichen Club und im Militär-wissenschaftlichen Verein in Wien.

Es wurde uns die Freude zu Theil, ihn auf unseren Vorschlag als Präsidenten des Schillervereines „Glocke" in Wien gewählt zu sehen. Seine in Form und Geist gleich schönen, an der jährlich am Geburtstage des Dichters im Akademiegebäude, der ehemaligen Aula, gehaltenen Reden, durch pathetisch edlen Vortrag erhöht, wirkten begeisternd auf die Zuhörer. Mit Vorliebe betrieb er die modernen Sprachen, besonders aber Kunststudien. Selbst ein trefflicher Architekturzeichner und Aquarellist, war sein Auge für die Gemälde aller Kunstschulen geübt und nahm den lebhaftesten Antheil an den Arbeiten seines Bruders. Er hinterliess Aufzeichnungen über dessen wenig bekannt gewordene Jugendzeit. Josef Amerling vermählte sich mit einem durch Schönheit und edle Weiblichkeit ausgezeichneten Mädchen Hermine Plank, und lebte mit ihr in sie und ihn beglückender Ehe, bis er, nach lang andauerndem Leiden am 26. November 1885, im 68. Lebensjahre in Währing bei Wien verschieden ist.

Uns gewährt es eine wehmüthige Befriedigung, dem heimgegangenen Freunde, mit dem wir auch ein Leben lang treu aneinander hielten, dieses kleine Erinnerungsmal zu widmen neben der Ruhmessäule, welche die Kunst seinem berühmteren Bruder errichtet hat.

Andreas Amerling.

Die ihn näher kannten, hielten ihn für den geistig begabteren der Brüder. Am 29. Juli 1821 in Wien geboren, besuchte er, wie seine Brüder, die dreiclassige sogenannte Trivialschule, in welcher der Unterricht nicht über's Lesen und Schreiben hinausging. Er wurde von seinen mittellosen Eltern, die ihn zu erhalten nicht im Stande waren, zu einem Goldrahmenmacher in die Lehre gegeben. Die bei seinem Lehrherrn einzurahmenden Bilder und die er von seinem Bruder Friedrich sah, regten ihn an, sie zu zeichnen und endlich, in seinen freien Stunden, zu malen. Niemand beachtete dieses sein Thun, Niemand unterrichtete ihn. Ebenso regte sich in dem zwölfjährigen Knaben, die, wie wir gelesen haben, seiner Familie eingeborene musikalische

Begabung. Der Noten unkundig, lernte er, wie einst sein Bruder Friedrich, Guitarre und Violine spielen. Es war ein völlig unzulängliches, bereits aus dem Gebrauche gekommenes Instrument, dessen er habhaft wurde, auf dem er mit feinstem Gehör herumtastete, bis er das Spiel erlernte, welches er in viel späteren Jahren, immer ohne von Jemandem Unterricht zu nehmen, fast virtuos zu behandeln verstand. So vergingen die Lehr- und nach erlangter Freisprechung die Gesellenjahre, während welcher er zugleich jedes ihm erreichbare Buch, aber mit Vorliebe die Schriften las, die über die Arbeiterbewegungen handelten, die anfingen, heimlich verbreitet in Werkstätten und Gasthäusern mit Gleichgesinnten besprochen zu werden. Als das Jahr 1848 hereinbrach, jubelte er mit dem Volke und half, als auch ihm die Freiheit bedroht schien, Barrikaden bauen. Er liess sich in den letzten, verhängnissvollen Octobertagen dem Elitechor der Arbeiter anreihen. Unmittelbar nach der Einnahme Wiens durch den „Bombenritter" Windischgrätz, wie ihn die Revolutionäre nannten, wegen seiner Betheiligung an der bewaffneten Empörung gefährdet, fasste er, um sich zu retten, den raschen Entschluss, sich als gemeinen Soldaten assentiren zu lassen. Er marschirte sofort mit dem Regimente, dem er eingereiht wurde, nach Italien. Er focht, einer der Muthigsten, tapfer von wildestem Thatendrang durchglüht, mit in den Kämpfen, und wurde schon nach einem Jahre zum Lieutenant und später zum kaiserlichen Hauptmann einer eigenen Compagnie befördert. Feldmarschall Radetzky schmückte ihn mit der silbernen Tapferkeits- und der Kriegsmedaille.

Nach den Feldzügen brauchte man einen Zeichnenprofessor für die Cadetenschule in Krakau. Die Wahl fiel auf Andreas Amerling, dessen Maler- und Zeichenkunst und geistvoll klare Vortragsweise nicht unbekannt geblieben war. Er trat, wohl auch durch die Anstrengungen im Kriege kränklich geworden, aus dem activen Militärdienste, um dem neuen Berufe zu folgen. Wie einst selbst ein der strammsten Disciplin sich unterwerfender Soldat, führte er ein strenges Regiment in der Schule, doch konnten die Schüler merken, dass er ihnen wohlwolle und im Herzen durchaus nicht grimmig sei. Er verkehrte nur mit wenigen Freunden, zu denen der später genannte Dichter Josef von Weilen und der geistreiche Maler Josef Machold gehörten, die

damals seine militärischen Kameraden waren. Von der Gesellschaft im Allgemeinen zog er sich, ein immer mehr schweigsam gewordener Sonderling, zurück. Sie vermisste ungern den immer geistig schlagfertigen, bei aller Herzensgüte zum Sarkasmus geneigten Mann. Er hatte das Porträt seines Obersten gemalt, das so ähnlich gefunden wurde, dass auch der General von ihm gemalt zu werden wünschte. Als ihm der Oberst von dieser besonders schmeichelhaften Gunst sprach, erwiderte er trocken: „Den mal' ich nicht, der ist mir zu hässlich." Selbstverständlich theilte der Oberst das dem hohen Vorgesetzten nicht mit und dieser begab sich, nachdem er sich bei Amerling melden liess, in die Wohnung desselben, wo ihm der Bescheid wurde, dass der Herr Oberlieutenant nicht zu Hause sei. Dieser aber liess sein leidenschaftliches, an Zigeunermusik mahnendes Violinspiel vernehmen.

Seine Gestalt war eine männlich starke. Das reiche dunkle Haar, die schwarzgluthigen Augen schauten fast trotzig drein und verriethen ein leidenschaftliches Temperament, die derben, streng geschlossenen Lippen einen entschlossenen Charakter. Nach vielbewegten Jahren heiratete er die Schwägerin seines Bruders Friedrich, die geschmackvolle Zeichnerin und Aquarellmalerin Louise Heinrich. Später kränklich geworden, trat er in Pension und zog nach Penzing bei Wien, um in frischer Landluft freier athmen zu können. Nach sich immer mehr verstärkenden Leiden starb er, erst 59 Jahre alt, am 19. October 1879. An seinem Grabe trauerte seine Gattin, seine beiden Brüder Friedrich und Josef mit ihren Frauen, eine aus einer früheren Verbindung stammende Tochter Judith, und die der Familie stets theilnahmsvolle treue Freundin Paula von Frankl. Er ruht auf dem Ortsfriedhofe von Penzing. Er hatte vor seinem ihm deutlich herannahenden Tode es untersagt, dass sofort nach seinem Sterben, wie dies üblich ist, dem Militär-Commando sein Tod gemeldet werde. So geschah es, dass ein militärischer Conduct, unter dem Schlage schwarz übertuchter Trommeln ihn nicht geleitet hat und dem tapferen Soldaten keine Ehrensalven als letzter Gruss nachgesendet wurden.

Inhalt.

Vorwort.

Lehrjahre.

Die Eltern 2. Kaiser Josef II. 3. Trivialschule 6. Erstes Porträt 7. Zimmermalerlehrling 8. Erster Broterwerb 10. Guitarre spielen 11.

Prag.

Malerakademie 13. Landschaften und Porträte 14.

Wanderjahre.

London 17. Fürst Paul Eszterházy 17. Lawrence 18. Kunstakademie 18. Weibliches Modell 19.

Paris.

Baron Mayenfisch 21. Horace Vernet 21. Erkrankung 2. Heimreise 22.

Wien.

Agnes 23. Dido auf dem Scheiterhaufen 24. Hermine Elssler 24. Moses in der Wüste 25. Der Fischerknabe 26.

Rom.

Cardinal Rudolf 28. Einladung des Kaiser Franz I. 28. Der Kaiser 29. Kaiserin Carolina Augusta 30. Fräulein Marie Ganermann 32. Antonie Kaltenhaler 33. Persönlichkeiten 33. Erste Begegnung 37. Im Chotek-Palais 39. Die Tafelrunde 40. Akademie 43. Carlo de Gualta 45. Johann Graf Mailáth 47. Josef Lavos 51.

Mailand.

Künstlerporträte 54. Brief der Gattin Antonie 55.

Haag und Amsterdam.

Wien.

Schüler und Schülerinnen 58. Herzogin von Montleart 58. Erzherzogin Sofie 59.

Rom.

Porträt Thorwaldsen 63. Bad im Tiber 64. Tod der Gattin 66.

Wien.

Tod der Mutter, ihr Gedicht 67. Ovation der Künstler 68. Katharina
issler 70. Atelierscenen 71. Oehlenschläger und Thorwaldsen 73. Huldigung
r vormärzlichen „Concordia" 76.

Rom.

Wahl des Papstes Pio IX. 77. Louise Pfeiffer-Nathusius 77.

Wien.

Porträt des Erzherzogs Franz Josef 7. Märztage 1848 79.

Roskosch.

Emilie Lang 80. Fürst Alfred Windischgrätz 81.

Constantinopel.

Aarif Efendi 83. Sultan Abdul Medschid 84.

Wien.

Tod des einzigen Sohnes 85. Louise von Szerdahely 86. Ida Löwe 86.

Schloss Gumpendorf.

Geschichte 88. Franz Grillparzer 93. Ignaz Franz Castelli 93. Gedichte 94.
ie Heinrich 95. Das Museum 98. Kirchlicher Ehebund 100. Der Polter-
l 103. Die Familie 103. Beim Kaiser Franz Josef 104. Aphorismen und
auszüge 107.

Ausflüge.

Traunkirchen 110. Am Attersee 110. Velden am Wörthersee 110. Lienz
rol 111. Spital in Kärnthen 112. Anekdoten 112. Wartberg in Oberöster-
113. Kloster Admont 113.

Anerkennungen und Auszeichnungen.

Minister Graf Kolowrat 114. Orden 115. Bürgerrecht von Wien 115.
nz beim Kaiser 117. Wappen 118.

Stillleben.

Urtheile über Maler 119. Kaulbach 120. Der 71. Geburtstag 121. Be-
ntinsehungsschreiben 125.

Getrübtes Glück.

Wilhelmine Baronin Stein 126. 127. Emilie Amerling 131.

Neues Leben

Marie Nemetschke 133. Ihr 40. Geburtstag 136. Verstimmung 139.

Reisen.

Spanien 140. Belgien, England, Schottland 140. Zum Nordcap 141. Stock holm 144. Rückkehr 144. Constantinopel 145. Athen 146. Corfu 147. Aegypten 148. Palästina 152. Jerusalem 153. Die letzten Lebenstage 155. Leichenbegängniss 157.

Verzeichniss der Werke 165

Amerling als Künstler 182

Nachhall 193.

Die Brüder Amerling.

Josef 195. Andreas 199.

Inhalt.

WOHNHAUS.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frankl, Ludwig August. Gesammelte poetische Werke. 3 Bde. I. Lyrische Gedichte. II. III. Epische Gedichte. 8. (951 S.)
5 fl. — 9 M.
In 3 Leinwandbdn. 6 fl. 50 kr. — 11 M. 50 Pf.
In 3 Halbfranzbdn. 8 fl. 50 kr. — 15 M. 30 Pf.

— — Lyrische Gedichte. 5. Aufl. 8. (320 S.). Geb. 2 fl. — 3 M. 60 Pf.

— — Zur Biographie Franz Grillparzer's. 2. verm. Aufl. Mit Porträt. 8. (97 S.). 50 kr. — 90 Pf.

— — Zur Biographie Friedrich Hebbel's. Mit Porträt. 8. (76 S.). 50 kr. — 90 Pf.

— — Zur Biographie Ferdinand Raimund's. Mit Porträt. 8. (60 S.). 50 kr. — 90 Pf.

— — Zur Biographie Nikolaus Lenau's. 2. verm. Aufl. Mit Porträt. 8. (VIII u. 144 S.). 80 kr. — 1 M. 50 Pf.

Bermann, M. Alt- und Neu-Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen. Seit dem Entstehen bis auf den heutigen Tag und in allen Beziehungen zur gesammten Monarchie. Mit 312 Illustr., Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern. Gr.-8. (VIII u. 1200 S.).
7 fl. 50 kr. — 13 M. 50 Pf.
In Orig.-Prachtbd. 9 fl. — 16 M. 20 Pf.
Auch in 2 Halbbdn. geheftet à 3 fl. 75 kr. = 6 M. 75 Pf.

— — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert. Mit 200 Illustr., Bildnissen und Initialen von hervorragenden Künstlern. Gr.-8. (VII u. 960 S.).
6 fl. — 10 M. 80 Pf.
In Orig.-Prachtbd. 7 fl. 50 kr. — 13 M. 50 Pf.
Auch in 2 Halbbdn. geheftet à 3 fl. = 5 M. 40 Pf.

— — Alt und Neu. Vergangenheit und Gegenwart. In Sage und Geschichte dargestellt. Mit 200 Illustr. Gr.-8. (VIII u. 1200 S.).
7 fl. 50 kr. — 13 M. 50 Pf.
Eleg. geb. 8 fl. 50 kr. — 15 M. 30 Pf.

Bruck, Baron. Memoiren aus der Zeit des Krimkrieges. Herausgeg. von dessen Privatsecretär Isidor Heller. 8. (155 S.).
1 fl. 50 kr. — 2 M. 70 Pf.

Dekamerone vom Burgtheater. Beiträge, Facsimiles und Porträts von 25 hervorragenden Schauspielern und Schauspielerinnen des Wiener Hof-Burgtheaters. Mit 25 Porträts. 4. Aufl. 8. (VIII u. 312 S.). 2 fl. — 3 M. 60 Pf.
Geb. 2 fl. 50 kr. — 4 M. 50 Pf.

Kudlich, Hans. Rückblicke und Erinnerungen. Mit dem Porträt des Verfassers. 3 Bde. 8. (827 S.). 5 fl. — 9 M.

Leistner, Ernst. Kaiser Josefs II. Unvergessliche Gedanken, Aussprüche und Bestrebungen in seinen eigenen Worten. 8. (199).
1 fl. 50 kr. — 2 M. 70 Pf.

Littrow, Heinr. v. Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer. Erinnerungen und Briefe, gesammelt und zusammengestellt. Mit dem Porträt von Carl Weyprecht und Abbild. des „Tegetthoff". Gr.-8. (96 S.). 1 fl. — 1 M. 80 Pf.
In Ganzleinwandbd. 1 fl. 75 kr. — 3 M. 15 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rocca, Fürstin della. Skizzen über Heinrich Heine. Mit 3 Illustr. und 4 Facsimile-Beilagen. 8. (IV u. 136 S.)
1 fl. 65 kr. = 3 M.
In eleg. Leinwandbd. 2 fl. 60 kr. = 4 M.

Rosegger, P. K. Ausgewählte Schriften. Octav-Ausgaben.
Band 1 bis 20, geh. à 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
In Orig.-Bd. à 1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

I. Band. Das Buch der Novellen. 1. Bd. 4. Aufl. (397 S.).
II. Band. Die Schriften des Waldschulmeisters. 7. Aufl. (336 S.).
III. Band. Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 4. Aufl. (408 S.).
IV. Band. Das Buch der Novellen. 2 Bd. 6. Aufl. (416 S.).
V. Band. Die Aelpler, in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 5. Aufl. (384 S.).
VI. Band. Das Volksleben in Steiermark, in Charakter und Sittenbildern dargestellt. 3. Aufl. (448 S.).
VII. Band. Heidepeter's Gabriel. Eine Geschichte in zwei Büchern. 3. Aufl. (337 S.) 1885.
VIII. Band. Das Buch der Novellen. 3 Bd. 3. Aufl. (455 S.).
IX. Band. Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit. 1. Bd.: Kindesjahre. 4. Aufl. (362 S.).
X. Band. Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit. 2. Bd.: Lehrjahre. 4. Aufl. (344 S.).
XI. Band. Feierabende, Lustige und finstere Geschichten. 4. Aufl. (480 S.)
XII. Band. Am Wanderstabe. 4. Aufl. (416 S.).
XIII. Band. Sonntagsruhe. 3. Aufl. (416 S.).
XIV. Band. Dorfsünden. 3. Aufl. (415 S.).
XV. Band. Meine Ferien. 3. Aufl. (352 S.)
XVI. Band. Der Gottsucher. 3. Aufl. (412 S.).
XVII. Band. Neue Waldgeschichten. 3. Aufl. (337 S.).
XVIII. Band. Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt. 1. Bd. (333 S.).
XIX. Band. Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt. 2. Bd. (396 S.).
XX. Band. Bergpredigten. Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel und zum Schimpf und Spott unseren Feinden, den Schwächen, Lastern und Irrthümern der Cultur gewidmet. 2. Aufl. (308 S.).
XXI. Band. Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. 8. (428 S.).
2 fl. = 4 M.
In Orig.-Bd. 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.
XXII. Band. Allerhand Leute. 8. (452 S.). Geh. 2 fl. = 4 M.
In Orig.-Bd. 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.
XXIII. Band. Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 8. (388 S.) 2 fl. = 4 M.
In Orig.-Bd. 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Saphir, M. G. Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Aus seinen Schriften gepflückt. Fünfte Volksausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. (XVI u. 320 S.) 1 fl. 20 kr. = 2 M. 25 Pf.

— — Declamations-Soirée für Ernst und Scherz, Geist und Herz. 3. durchgesehene Aufl. 8. (XV u. 264 S.).
1 fl. 65 kr. = 3 M.
Eleg. geb. 2 fl. 30 kr. = 4 M. 25 Pf.

— — Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung. 8. (271 S.). 2 fl. 10 kr. = 4 M. 50 Pf.

A. Hartleben's Verlag Wien, Pest und Leipzig.

Sophie.

Lenau

und

Sophie Löwenthal.

Tagebuch und Briefe des Dichters

nebst

Jugendgedichten und Briefen an Frih Mayer

herausgegeben von

Ludwig August Frankl.

Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien.

Stuttgart 1891.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Einleitung	VII
Tagebuch	1
Sophie	183
Fritz Kleyle	211
Gedichte an Sophie	249
Denkmale	262

Vorwort.

Dem Sohne Sophiens Arthur sind nach dem am 9. Mai 1889 erfolgten Tode seiner Mutter die hier vorliegenden Tagebuchblätter und Briefe Lenaus zugefallen. Er beschloß, in Ausführung des Willens der Hingeschiedenen, dieselben der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Mit der innigen Freundschaft, die mich durch Dezennien mit Lenau verbunden hat[1] und meinen freundlichen Beziehungen zum Familienkreise Sophiens bekannt, gewährte er mir Einsicht in den litterarisch merkwürdigen und biographisch wichtigen Nachlaß derselben. Zugleich sprach er den mir ehrenvollen Wunsch aus, die Manuskripte zu ordnen, da, wo es nötig ist, mit erklärenden Noten zu versehen, das Leben Sophiens zu schildern und die Herausgabe des Ganzen zu besorgen, wobei er in pietätvollster Teilnahme für das Unternehmen dasselbe durch einzelne Daten aus seiner Erinnerung zu unterstützen versprach.

Diesem hier nunmehr vorliegenden Nachlasse schließt sich eine Anzahl von Briefen an, die Lenau an seinen Jugendfreund, Fritz Kleyle, gerichtet hat. Anastasius Grün beklagt es in der von ihm verfaßten trefflichen Biographie Lenaus,[2] daß über dessen erste Studienzeit so wenig be-

---

[1] „Beitrag zur Biographie Nikolaus Lenaus." Wien 1853. II. vermehrte Auflage. Wien, A. Hartleben 1885.

[2] „Lenaus sämtliche Werke." Stuttgart, J. G. Cotta 1881.

kannt ist, und seine ersten poetischen Versuche, um an ihnen die Entwicklung des Dichters studieren zu können, nicht erhalten sind. Glücklicherweise ist dem nicht so. In den hier mitgeteilten Briefen ist nach beiden Richtungen hin ein kostbares, die Biographie des Dichters ergänzendes Material, in überraschender neuer Beleuchtung ein Bild seines Jugend- und Liebeslebens geboten.

Noch ist eine kurze Erklärung der diesem Buche angefügten Illustrationen zu geben:

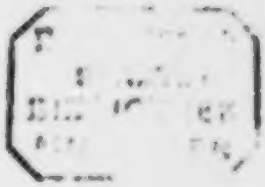
Lenau lud seine Freunde ein, um ihnen die eben vollendete Faustdichtung vorzulesen. Es waren versammelt: Bauernfeld, Baumann, Feuchtersleben, Frankl, Grillparzer, Hammer-Purgstall, Löwenthal, Withauer, Zedlitz; unter ihnen auch Moriz von Schwind. Während Lenau, sich über sein Manuskript niederbeugend las, zeichnete er dessen Bildnis. Es ist das ähnlichste unter allen von Danhauser, Franck, Kriehuber, Rahl, Frau Reinbeck, Staub gemalten, indem es den ihm eigenen, von den Eltern her ererbten magyarischen Typus wiedergibt. Nach dieser genialen Zeichnung — ein in meinem Besitze befindliches bisher unbekannt gebliebenes Unikum — ist es dem vorliegenden Buche beigegeben.

Ebenso die Nachbildung eines Aquarellporträtes Sophiens, das sie als Frau im Alter von siebenundzwanzig Jahren darstellt, vom Maler Andreas Staub gemalt ist. Leider kann eine Heliogravüre nach einem Aquarelle den Farbenreiz desselben und die Schönheit des Originals nicht wiedergeben.

Ueber die Abbildung des in Wien auf dem Schillerplatze errichteten und hier beigegebenen Monumentes enthält der Abschnitt „Lenau-Denkmale" das Nähere.

Wien, im Mai 1891.

Frankl.



Einleitung.

„Wenn ich einmal tot bin und Du lieſeſt dieſe Zettel, wird Dir das Herz wehthun. Dieſe Zettel ſind mir das liebſte, was ich geſchrieben habe. So unüberlegt ſind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier geſprungen, wie ein Vogel aus dem Neſt fliegt. Wer mich kennen will, muß dieſe Zettel leſen."

Lenau.

So ſchreibt Nikolaus Lenau, und die Frau, an welche dieſe Zettel gerichtet und deren Eigentum ſie ſind, fühlt ſich, nach ſeinem eignen Ausſpruch, nicht berechtigt, ſeinem Volke die Kenntnis eines ſolchen Mannes vorzuenthalten; hoffend, es werde, was aus dem wärmſten, beſten Herzen kommt, auch eingehn in das warme gute Herz der Oeſtreicher. Möge dieſes große Lieben und dieſes große Leiden ſeine Stätte finden bei Mitfühlenden, möge kein Fuß mit rauher Sohle ſein zu früh geſchloſſenes Grab treten und keine Hand, der vermoderten Hand des Dichters, etwas andres nachwerfen als ein Blumenblatt.

Sophie.

1830, ohne Ort und Datum.

Eine Furcht, nicht viel kleiner als die vor Deinem Tode, haſt Du heute mit Deiner himmliſchen Milde aus meinem Herzen gebannt, die Furcht, an Deiner Achtung etwas zu verlieren. Ich achte kein menſchliches Weſen ſo hoch wie Dich, und ohne Deine Gegenachtung müßte mein Herz verkümmern. „Freudig kämpfen und entſagen", das ſind Deine Worte, und Du biſt mir groß genug, mich an Dir aufzurichten, o Du Herrliche! Liebe! Liebe!

Wien, Mehlmarkt,[1] April 1830.

Heute warte ich umſonſt auf meine Nachtigall. Vielleicht iſt ſie geſtorben. Es iſt nach Mitternacht; da ſchlug ſie ſonſt am lauteſten und goß mir ihr Lied ſo tief in meine Wunde und rief alle meine Sehnſucht auf, nach Dir! Heut iſt ſie ſtill, nur der Brunnen rauſcht, und das Waſſer zieht auch ohne ihr Lied, wie das Leben thut, wenn ein Dichter ſtirbt. Es gibt Augenblicke, wo Du gegen mich erſcheinſt, als ob

[1] Der Platz heißt jetzt „Neuer Markt", auf welchem der mit plaſtiſchen Geſtalten geſchmückte Brunnen von Raphael Donner ſteht, auf den im Briefe angeſpielt iſt. Lenau wohnte im Hotel „Zur Mehlgrube", jetzt Hotel Munsch genannt, vier Treppen hoch.

die Quelle Deiner Freuden, die Dir rauscht im frischen Leben Deiner Kinder, ebenso fröhlich fortrauschen würde ohne mich, wie da unten der Brunnen ohne die Stimme der Nacht.

In solchen Augenblicken ist meine Liebe nicht schwächer, aber ich fühle sie als brennenden Schmerz, den ich Dir, zumal in Gesellschaft, hinter dem verberge, was Du Hohn nennst. Und es mag kommen, daß ich dann mich fortsehne von Dir und der ganzen Welt, denn Du bist mir so sehr das Aeußerste meiner Wünsche und Empfindungen geworden, daß ich mich von Dir nirgends hin sehnen kann, als in den Tod.

Und selbst diese Sehnsucht, der ich in den letzten Tagen recht nachhing, ist mir durch den Wunsch und die Hoffnung erträglich, daß ich Dich dort wiederfinde und daß Du mich dort nicht mehr betrüben wirst. O wärest Du jetzt bei mir! O liebe, liebe Sophie!

Reichenau[1] 18[illegible], Juli, Samstag abends.

Soeben bin ich im Wirtshaus Wasnirens angekommen. Mein Kopf ist vom Fahren etwas eingenommen, und mein Herz von Sehnsucht nach Dir. Meine Reise war völlig einsam und ungestört. Zu Wiener-Neustadt hielt ich mein Mittagsmahl, umschwärmt von zahllosen Fliegen und verdrießlichen Gedanken. Nach dem Essen ging ich ins Gärtchen am Gasthaus und hatte da einige Gedanken der Erheiterung. Nun aber kommen andre, die ich gewaltsam niederdrücken muß, wenn ich nicht morgen zu allgemeinem Gelächter wieder

[1] Marktflecken am Fuße der Semmeringbahn und des Schneeberges.

in Penzing[1] erscheinen will. Eine würde freilich nicht lachen. — Bald ist die Stunde unsres gewohnten Spaziergangs. Denk an mich, wenn Du an unsre Bank kommst. Dieses Brett möchte ich einst zu meinem Sarge haben. O liebe Sophie! — Es ist sieben Uhr und schon dunkel in dieser Bergstube. Ich werde hier lange Nächte haben. Wärst Du da! ich bin sehr traurig.

---

21. Juli, Sonntag nachmittags.

Wie sehr meine Liebe zu Dir gewachsen, kann ich jetzt ermessen. Nie war mir die Trennung von Dir so schwer gefallen, wie diesmal. Wenn mich die Zukunft zwingen sollte, Dich auf längere Zeit zu verlassen, so wird sie mich sehr unglücklich machen. Mein Leben ohne Dich ist ein fortwährendes stilles Bluten meines Herzens. Nur mit der äußersten Selbstüberwindung kann ich arbeiten. Mein Savonarola wird unter tausend Schmerzen entstanden sein; wenn er je fertig wird.

21. Juli, abends.

Ich habe einige Strophen geschrieben und einen Spaziergang gemacht. Dicht hinter dem Wirtshaus erhebt sich in einem schönen und sehr ernsten Felsenkessel der Steig nach dem Schneeberg. Im Thal sind freundliche Baumgruppen, die den Blick von den düsteren Klippen versöhnend herunterlocken. Große Stille ist in diesem Thale, da ist manche

[1] Vorort, jetzt zu Wien einbezogen, neben dem kais. Lustschlosse Schönbrunn, wo Sophiens Eltern eine von einem parkartigen Garten umgebene Villa besaßen.

heimliche Stelle, wo ich Dich gern hinführte, auch manche Bank im Walde, wo wir sitzen konnten und uns selig plaudern.

Soeben schickte mir meine Wirtin, eine sehr gutmütige und dienstfertige Frau, frische Erdbeeren. So gut werden sie mir aber nicht schmecken wie jene, welche ich an Deiner Seite aß, des Morgens, in Deinem noch unaufgeräumten Zimmer, in Deinem lieben Kindertumulte, von Zeit zu Zeit angestrahlt von Deinem Blicke.

25. Juli, abends.

Ich habe heute viel gearbeitet, aus mir heraus und in mich hinein. Einsam bin ich hier, ganz einsam. Aber ich vermisse in meiner Einsamkeit nur Dich. Nur Du bist mir unersetzlich durch die schöne Natur, durch den Verkehr mit großen Geistern, wie Platon, den ich fleißig lese, ja selbst durch die beglücktesten Stunden meines Kunstlebens. Denn Du bist mir die wunderbare Vereinigung alles dessen und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen, das mich warm und unmittelbar anweht in Deiner Nähe, o Du geliebtes Weib! Ich verdanke Dir auch mehr, als meinem ganzen Leben ohne Dich. Die Liebe hat die Welt erschaffen, und nur durch die Liebe lernen wir sie begreifen. Meine Schuld an Dich ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wieder geschenkt. O könnte ich Dir vergelten und Dich auch ein wenig glücklich machen! Du!

26. Juli.

Wenn Du nur da wärst, liebe Sophie! Wie unrecht Du mir immer thust, wenn Du meinen Gedanken vom Blockhaus nicht glauben willst, das war mir zwar immer

gewiß, hier aber wird es mir sonnenklar, denn mir geht hier gar nichts ab, als Du, und mit Dir möchte ich mein Leben beschließen zwischen diesen Felsen. Soeben spielte ein Bursche unsres kleinen Gehöftes einen Ländler auf der Zither, dabei fiel mir meine Guitarre ein, die mir nie so lieb gewesen ist, als seit ich weiß, daß sie Dir gefällt, und die ich darum auch kultivieren will, wenn ich wieder in Penzing und Wien bin bei Dir. Wie freue ich mich auf unsre Lektionen im Winter.

Von Deiner Grillage verzehre ich eben das letzte Stück zu einem Glas Wein. Hättest Du mir nur mehr mitgegeben; aber Max,[1] den ich hier einen unberufenen Küchenkrittler schelten muß, hat Dich ganz eingeschüchtert mit Deiner doch so köstlichen Grillage.

Schlechtes Wetter hab' ich. Wind, Regen, Kälte, selten eine gute Stunde. Das Arbeiten geht gut.

27. Juli.

Ja, liebe Sophie, mit dem Arbeiten ginge es hier freilich, aber es ist mir doch jeder Tag aus dem Leben gestohlen, den ich ohne Dich verlebe, und so schön hat noch kein Sterblicher Verse gemacht, daß sie einen Blick von Dir ersetzen könnten. Ich will nur sehen, ob Du nicht, wenn wir wieder beisammen sind, über meine Gebirgsverse sagen wirst: „Das ist alles nur Zufluchtspoesie, so in der Not gemacht, weil ich Dir fehlte." Ich mache jetzt fort aus Vorsatz. Ich habe mir fest vorgenommen, in den drei Wochen meines Exils ein gewisses Stück wegzufertigen, und jetzt

[1] Der Gatte Sophiens.

treib' ich's Roßlein fort durch dick und dünn. Vielleicht kriegen die Rezenſenten hellere Augen, wenn ihnen mein Roßlein etwas Rot hineinſpritzt. Man kann nicht wiſſen, wovon ſo ein Rezenſent geſcheit wird. — Ich habe mein Fenſter offen und belauſche beim Schreiben zwiſchendurch den Ochſenknecht, der allerliebſt auf der Maultrommel ſpielt. Maultrommel und Aeolsharfe haben doch den zarteſten, verſchwebendſten, geiſterartigſten Ton

28. Juli.

Ich werde es hier nicht mehr lange aushalten. Iſt auch die Gegend herrlich und mein Aufenthalt hier ſo ungeſtört und poetiſch, als ich ihn wünſchen kann: wenn die Abendſtunde kommt, dann genügt mir nichts mehr und ich möchte nur bei Dir ſein. Wenn ich hier in der ſchönen Gebirgsgegend wandle und mich in den Anblick verliere, ſo fällſt Du mir plötzlich ein und wie es wäre, hier mit Dir zu ſein, da überfällt mich eine Wehmut, und um ſo ſchmerzlicher, je ſchöner die Gegend iſt und das Leben, welches wir hier leben könnten. Ueberhaupt habe ich ſeit dieſer Trennung eine wehmütige Empfindung, wenn ich Deiner gedenke, wie früher nie.

Stuttgart, Juli 18[illegible].

Mein Leben hier iſt ungeachtet der großen Liebe, mit welcher mich meine Freunde und Hausgenoſſen in ihrer Mitte halten, nur ein halbes. Es hat eine wehmütige Wirkung auf mein Herz, daß ich unfähig bin, die Freude meiner Freunde zu erwidern.

Meine Liebe neigt ſich hinaus in die Ferne nach Dir,

sie lauscht und horcht nach Dir und starrt nach Dir in die Ferne, und achtet aller Liebe nicht, von der sie umgeben ist in der Nähe. Ich bin wahrlich krank. Ich denke immer nur an Dich und an den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Mute, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich an nichts freuen, nichts hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. Neulich schrieb ich Dir, Du möchtest Deine Gesundheit pflegen, und habe selbst so wenig Lebensmut. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu suchen, was ich wünsche. Doch das wird vorübergehen. Wenn ich Dich nur erst wiedersehe, o Du mein Liebstes!

---

10. August 1836, Wien.

Der gestrige Tag war mir der längste meines Lebens. Jetzt weiß ich erst recht, was Angst ist, quälende, rastlose Angst. Ich wollte schreiben und es ging nicht, und auch heute muß ich mich dazu nötigen, um Wort zu halten. Ist sie nicht krank? Das ist der Gedanke, der einzige, dessen ich fähig bin, seit ich Dich im Vorüberfahren an Deinem Fenster stehen sah. Als Du so müde und schwach zusammenbrachst auf Deinem Sofa und mich mit einem Blicke tiefsten Leidens ansahst, ward mir im Herzen, als ob mein ganzer Himmel zusammenbräche, ich fühlte mich im Innersten geschlagen und gebeugt. Es zog mich heftig, zu Deinen Füßen zu sinken, da sagtest Du, ich solle gehen, und ich ging. Wenn ich Dich verlöre, könnte mich Gott trösten?

Ich kann nicht an Gott denken, ohne an Dich zu denken,

und er würde mir die Wunde noch tiefer aufreißen. Ich würde sterben, das ist gewiß. Wenn er Dich mir nimmt, so nimmt er meinem Leben den Boden weg unter meinen Füßen, er nimmt meinem Herzen Speis' und Trank, er nimmt mir die Luft, in der ich atme, er will nicht mehr, daß ich lebe. O wäre es schon zwölf Uhr!

Penzing, Oktober 183[illegible].

Ein Gespräch wie unser heutiges erschien Dir seltsam zwischen einer Frau und einem Manne; ich finde es in unserm Falle gut und recht. Mir gewährt es großes Vergnügen, Deinen Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung, denn noch jedesmal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen. Verständigungen dieser Art sind freilich nur bei wenigen Frauen zu wagen, bei den andern käme man zuweilen auf Moor und Sumpf, wo keine Blumen mehr zu pflücken sind, sondern der Fuß ins Verderben sinkt, in das Trostlose, Bodenlose der Nichtachtung. Gefährliche Streifzüge für andre, sind solche Gespräche für uns nur neue Bekräftigungen des Vertrauens. Scheue Dich ja nie, mir Dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus den Tiefen Deines Gemütes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.

Penzing, 4. Oktober 183[illegible].

Es ist mir nicht mehr möglich, diese lustige Tanzmusik zu hören, die mich anklingt wie aus einer längstverlorenen Welt. Mein Herz versteht die Freude nicht mehr, ja es

glaubt nicht einmal mehr recht an die Freude, und so ein Ball kommt mir zuweilen vor wie eine tanzende Heuchelei. Je lauter sie sich freuen da draußen, denn sie freuen sich doch — desto trauriger wird es hier innen, und ich muß mich davonschleichen mit dem, was ich im Herzen trage, und was niemand kennt und versteht als Gott, Du und ich. Aber wir drei wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise, schützend in unsre Mitte nehmen, unsre Liebe. — Ich bin in meiner Stimmung auf den Punkt gekommen, daß mir Einsamkeit not thut. Solang ich mit andern noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann leide ich am meisten. Dann ist es der Schmerz, der sich einsperrt wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgegenschickt, die den störenden Besuch von der Pforte ablenken, während der finstere Alte drinnen sitzt und hämmert. O meine Sophie! was schreib' ich Dir da wieder für dumpfes Zeug. Werde nicht traurig, es geht ja auch vorüber. Das arme Kind, die weinende Waise, hat mich heute gar zu sehr erbarmt. Doch es wird ja wieder lächeln, habe nur Geduld mit ihm. Bleibe Du heute nicht lange auf, liebes Herz, geh zur Ruhe, sobald Du abkommen kannst, ich werde mich auch bald legen. Max ist sehr gut, und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben. Schlaf wohl, mein Liebstes, und träume Dich in eine Welt, wo unsre Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Gute Nacht! —

Pensina, Oktober 1850.

Ich habe vergessen, Papier herüberzunehmen und finde nichts als diesen Brief in meinem Spiegel, um Dir darauf zu schreiben. Ich hätte nicht gedacht, daß dies Blatt einst noch zum Träger meiner innigsten Herzensworte werden würde, und zwar in diesem Zimmer. Daß ich jemals in solcher Stimmung an ein Weib schreiben würde, war freilich das Unerwartetste. Ein hartes Wort zu sühnen, das meinen Lippen entfahren, wie in einem wunderlich bösen Traume, der die Seele nichts angeht, ein Wort zu sühnen, das Dir so weh gethan hat, dazu hat dies Blatt nicht Raum genug, dazu will ich mein ganzes Leben verwenden. Das Gefühl für Dich, das schönste, durchgreifendste meines Lebens ist auch das dauerndste; mein zerrüttetes und betäubtes Herz konnte in schlimmen Augenblicken das Bewußtsein seines Glücks, seines Lebens verlieren — es war ein Scheintod —, aber mit dem ersten gesunden Pulsschlag mußte ihm sein liebstes Gefühl mit aller Stärke, mit doppelter Freudigkeit zurückkehren. O zweifle nicht!

Guten Morgen, liebes Herz. Ich habe eine gute Nacht gehabt unter dem gemeinsamen Dache. Ich wollte, wir könnten den Winter dableiben! — Hast Du heute schon an mich gedacht? Ich habe von Dir geträumt.

Den 22. Oktober 1850, am letzten Tage unseres Zusammenlebens in Pensina, abends.

Dein Abschiedsröslein liegt neben mir auf dem Tische und duftet so angenehm, als wollte der heutige Tag sein schönes Leben in dieser Blume verhauchen. O es war ein

ſchöner Tag! Ich habe ihn beſchloſſen, als ich im Garten von Dir ging. Mir iſt es faſt lieb, daß ich Dich ſpäter nicht mehr allein geſehen habe. Die ungeſtörten Stunden waren einmal doch ſchon abgelaufen, und mit ihnen war der Tag vorüber. Fahr wohl, Du ſchöner Tag! Du flüchtiger Gaſt aus einer beſſern Welt! Ich möchte weinen um Dich. O liebe Sophie! Das iſt ein Tag, an deſſen Erinnerung ſich Dein Herz klammern ſoll; ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgſchaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forſchen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt ſei das Höchſte der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: ſo war es jedesmal eine Täuſchung, und es folgte eine noch ſchönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Dieſe immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verkürzen mir ſeine Ewigkeit. Ich habe heut in Deinem ſchönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt. Ich war glücklich wie nie zuvor. Recht deutlich ward mir heute wieder, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele atmet. In einem ſo ſchönen Auge wie das Deinige zeigt ſich uns der Stoff, aus welchem einſt unſer ewiger Leib gemacht ſein wird, wie in einer prophetiſchen Hieroglyphe. Wenn ich ſterbe, ſo geh' ich reich aus dieſem Leben, denn ich habe das Schönſte geſehen.

Das Abſchiedsröslein duftet ſo angenehm wie ein: Gute Nacht! von Dir — Schlaf wohl, liebes Herz! Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war ein ſchöner Tag. Ich liebe Dich grenzenlos.

Wien, Schwarzspanierhaus,[1] 26. Oktober 1830.

Als ich in Penzing meinen Koffer packte, war mir zu Mut, als ginge es auf eine weite Reise fort von meinem Liebsten. Ich habe vor fünf Jahren mit leichterem Herzen das Schiff bestiegen, das mich übers Meer tragen sollte, als diesmal den Wagen, der mich aus der Schmiedgasse[2] trug. Die schöne Zeit ist vorüber. Gestern that mir das heitere Wetter fast weh, weil ich nicht mehr bei Dir war. Schurz ist sehr freundlich und vergnügt über unser Zusammenwohnen. Ich kann mich über nichts mehr freuen, als über Deine Gegenwart. Gestern früh war ich in der Stadt, kam zum Essen heraus und blieb dann den ganzen übrigen Tag allein auf meinem Zimmer, nur besucht von mancherlei traurigen Gedanken. In meiner Verstimmung schlug ich Klopstocks Messias auf und las einen Gesang, da wurde es noch ärger. Dieses breite, nüchterne Abhandeln religiöser Mysterien gleicht fast den neuen Entdeckungen der Chemiker, welche in ihren Versammlungen sich die verdichtete Luft in derben Brocken herumreichen. Viele von den Klopstockschen Versen stießen mir gestern auch so ein Stück verdickten Himmel an die Seiten. Doch welches Buch in der Welt hätte mir gestern gefallen können?

Wien, Schwarzspanierhaus, 27. Oktober 1830.

Guten Morgen, Liebe! in diesem Augenblick mußt Du schon in der Stadt sein. Das beruhigt mich einigermaßen,

[1] In der Vorstadt Alsterstadt, jetzt VIII. Bezirk, wo Lenau bei seinem Schwager Schurz wohnte.

[2] Gasse in Penzing.

obſchon ich mich in die jetzige Entfernung unſrer Wohnungen noch immer nicht finden kann. Heute nacht ſchlief ich wieder unruhig. Plötzlich erwachte ich mit dem Gefühle Deiner unmittelbaren Gegenwart, ich glaubte Dich in den Armen zu halten, und es währte lange, bis ich wieder wußte, wo und daß ich allein war. Der geſtrige Abend war nur ein flüchtiger Schatten der ſchönen, vielleicht nie wiederkehrenden Abende in Penzing. Ich werde dieſen Ort mein ganzes Leben lang nicht können nennen hören, ohne einen Schnitt der Sehnſucht durch mein Herz.

Wien, Schwarzſpanierhaus, 29. Oktober 1836.

Hätteſt Du geſtern Dein Trauerkleid um eine halbe Stunde früher angezogen, ſo hätten wir uns länger geſehen. Aber Du warteteſt damit, bis ich kam. Vielleicht haſt Du auch ſonſt die Trauer erſt angezogen, ſeit ich gekommen. Ich muß geſtehen, dieſes ſymboliſche Ohngefähr hat mich etwas verſtimmt. Wie haſt Du Deinen Abend verlebt? Mir ging der meinige verloren. Beim abſcheulichſten Wetter nach Hauſe wandern, ohne Dich recht geſprochen zu haben, war mir ärgerlich. Auch ſtandſt Du immer in Deinem ſchwarzen Anzug vor mir, und ich wünſchte faſt, Du trügeſt ihn für mich. Doch nein. Ich will mein Bündel noch eine Strecke tragen, muß ich auch damit an Deinem Grabe vorbei. Vorbei nicht, aber vielleicht bis hin. Ich weiß es nicht. Vorgeſtern war es viel anders als geſtern. Dieſes krüppelhafte, abſcheuliche Geſtern verdient mir gar nicht den Namen eines Tages. Durch ſolche Zeiten muß man waten, um

wieder einmal an eine frohe Stunde zu kommen. Das Leben iſt elend.

Wien, Schwarzſpanierhaus, 2. November 1836.

Den Gedanken, daß Du mir viel biſt, ſo viel, daß mir ohne Dich alles andre nichts wäre, laß nicht fort, Du liebes, gutes Herz! Ja, Du biſt mir viel. Du biſt der innerſte Kern meiner ganzen Lebensgeſchichte, und wenn der Nerv Deines Daſeins zerſchnitten wäre, wie Du ſchriebſt, ſo wäre auch mein Leben entzwei. Du warſt geſtern ſehr liebenswürdig bei Tiſch, als Du ſo freundlich und ſchonend mich zu ſprechen nötigteſt. Ich wäre gern mit Dir nach Haus gegangen. Heute ſeh' ich Dich. Willſt Du den Görres wirklich kennen lernen? ich habe eine gewiſſe Scheu, Dir dieſes Buch zu bringen. Ein Kriterium, ob ein Buch von den ganz echten und guten ſei oder nicht, iſt mir mein Gefühl, ob es mich drängt, dieſes Buch Dir zu bringen, oder nicht.

November 1836.

Du haſt mir heute abend Unrecht gethan, da Du glaubteſt, ich ſei wieder zurückgefallen. Ich war es nicht und werde es nicht. Solcher entſetzlicher Stimmungen kann es nicht zwei geben in einem Menſchenherzen. Es gibt nur einen Teufel in der Liebe, und ich habe ihn abgethan. Es iſt eine klare Ruhe in mir wie nach einem Gewitter in der Luft. Vor gewiſſen Gedankenreihen habe ich jetzt einen Abſcheu, daß ich gewaltſam abſpränge, wenn ſie ſich einſtellen wollten. Ich bin mir ſelbſt unheimlich geworden in meiner

Leidenſchaftlichkeit. Mein Fehler iſt, daß ich die Sphäre der Poeſie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, ſondern beide ſich durchkreuzen laſſe. Gewohnt, in der Poeſie mich dem Zuge meiner Phantaſie zu überlaſſen, thu' ich ein Aehnliches auch im Leben, und es geſchieht, daß in Momenten der Selbſtvergeſſenheit dieſe, vielleicht zu viel geübte Kraft aufſtürmt und ihre eigenen ſchönſten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein ſehr ſchlechter Oekonom; auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte habe ich zu wenig Berechnung, Maß, Ordnung.

Hier gilt Dein Wort: „Es iſt nichts mit ſo einem Dichter." Ich bin ein Melancholiker. Der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als dieſen Schmerz zu verklären.

Doch wiſſe, daß einem ſolchen Menſchen die Augenblicke einer wahren heiligen Liebe tiefe Einſchnitte zurücklaſſen. Hier wird nichts obenauf gemalt, ſondern alles eingeätzt, gegraben und geſchnitten. Dein Bild aber und unſre ſchönen Stunden ſind meinem Herzen eingezeichnet mit der Schärfe und Treue des Unglücks, denn unſre Liebe iſt unglücklich.

November 1836, Wien.

Mir iſt es jetzt ſo klar im Gemüte, wie die Luft nach einem Gewitter klar iſt, und ich meine weit hinauszublicken in unſre Zukunft; es iſt eine ſchöne Zukunft. Die Liebe iſt die ſtärkſte Macht im Himmel und auf Erden, ſie hat die Welt erſchaffen und erhält und bewegt ſie ewig; ſie hat auch unſrer Herzen bemächtigt und alles, was ihr entgegen

ist, muß verbrennen und vernichtet werden, wie ein Strohhalm in den brennenden Vulkan geworfen. Sophie! wenn etwas Fremdes an mir war, das sich von Dir reißen wollte, so hat sich dagegen mein eigentliches wahrhaftes Wesen um so fester an Dich geklammert. Mein Innerstes war immer fest mit Dir, alles andre waren nur äußere, anklebende Gedanken, und das Feindliche mußte nur dazu dienen, die Liebe noch mehr in mir zu befestigen.

Es ist zu Schanden geworden wie alles, was gegen die Liebe ankämpft in der Welt. Sophie! Du hast mich öfter gefragt: Was denken Sie jetzt? und ich hatte gerade in den seligsten Momenten gar nichts gedacht, sondern war untergegangen in meiner Liebe, wie in Gott zur Zeit des Gebetes. Die Liebe ist über jeden Ausdruck, weit hinaus ist sie über jeden Gedanken. Darum kann ihr auch, wenn sie wahr ist, kein Gedanke schaden. O Sophie, Du hast mich heute überzeugt, daß mir nichts bei Dir schaden kann, keine Erinnerung. Du liebst mich, Du mußt mich lieben als Dein bestes Werk. An Dir haben sich meine erstorbenen Hoffnungen und Freuden wieder aufgerichtet zu einem neuen und schönern Leben, Du bist mein Trost, meine Lebenswärme, meine Offenbarung. Dir danke ich meine Versöhnung hier und meinen Frieden dort. O Sophie, laß uns recht zusammenhalten, getreu und freudig, immer, immer.

Dezember 1830.

Ich hoffe, Du schläfst schon, indem ich Dir dieses schreibe. Im Augenblicke haben Theres[1] und Schurz mein Zimmer

[1] Meyers Schwester, Schurz' Gattin.

verlaſſen. Gott gebe Dir eine gute Nacht. Ich fühle eine wehmütige Freude, gedenke ich des heutigen Abends. Unſer Zuſammenſein war ſo traulich und innig, aber du warſt auch ſo matt und gedrückt

Guten Morgen, Sophie! Dieſe Nacht bin ich öfter aufgewacht. Mein kleines Rotkehlchen iſt einigemal von ſeinem Sitze aufgeflattert und im Zimmer herumgeflogen. Es hat mich geweckt, denn mein Schlaf iſt jetzt ſehr leicht ſtörbar. Doch hat mich der liebe Vogel nur geweckt, um an Dich zu denken, und ſo mag er ſeine Störungen forttreiben.

Als er ſo im Zimmer herumflog, war mir wirklich, als rauſchten ſeine Flügel Deinen Namen. Wenn ich nur ſchon wüßte, wie Du heute nacht geſchlafen und wie es Dir geht.

Ich wiederhole Dir, liebe Sophie: Deine Natur iſt ſo edel und rein, daß Du Dich ihrem Zuge getroſt überlaſſen darfſt, ſo wie ich ihr Dein und mein Glück mit großer Beruhigung anvertraue. Werde nicht irre an Dir ſelbſt. Du biſt eine ſehr tugendhafte, fromme, liebe Frau. Du brauchſt über Deinen Wert nicht ängſtlich zu grübeln. Ich hätte Dein ſinnendes Weſen bedenken und eine mürriſche Grille verſchweigen ſollen, die längſt vorüber war, als ich ſie ausſprach, übrigens aber von Dir mißverſtanden wurde, wie ich Dir geſtern geſagt. Sei verſichert, liebe Sophie! heilig verſichert, daß meine Liebe nichts töten könnte, ſie iſt mit dem unſterblichſten Teil meiner Seele eins geworden, ſie würde ſelbſt in dem Falle, daß Du durch ein Wunder zum Unedlen gezogen würdeſt, nicht enden, ſondern ewig dauern und ewig trauern. Wiederhole Dir alle meine Worte von geſtern und ſei fröhlich und frei Grüble nicht, ſei un-

befangen, strafe mich nicht für meine tote Grille so hart, daß Du Dich selbst quälst, liebes, liebes Herzerl!

---

3. Dezember 1836.

Der heutige Morgen hat so trüb begonnen, indem ich wieder einmal ganz den drückenden Zwang unsres Verhältnisses fühlte, und er hat so freundlich und glücklich geendet, indem mich die Gewalt Deiner Liebe und Deines unbegrenzten Vertrauens über allen Gram des Lebens hinaushob. O Freundin meines Herzens! Du hast mehr Trost und Balsam in Deiner lieben Seele, als das Leben je Verletzendes für mich haben kann. Dein Herz ist nicht unsterblich, und das Schicksal könnte mich an dieser verwundbarsten Seite fassen. Tragen wir bescheiden unser Glück, das, wenn es auch nicht voll ist und werden soll, doch als Bruchstück eines Himmels von Freuden mehr wert ist, als das Glück von Tausenden in seiner kümmerlichen Vollständigkeit. Es wäre fast eine Versündigung an Deiner Seele, wenn mir Dein körperlicher Besitz unentbehrlich wäre, und doch ist Dein Leib so schön und seelenvoll in jedem Teile, daß ich wieder meinen muß, ich hätte Deine Seele noch mehr inne, wenn auch Dein Leib mir zufallen dürfte. Sei es wie immer, Du liebst mich, das ist gewiß, und genug, mir das Leben teuer zu machen und meinen Mut zu einem tüchtigen Streben für die Sache der Ewigkeit zu befeuern und aufrecht zu halten. Sei heiter und froh, Du mein liebes, liebes Herz!

9. Dezember 1836.

Du gingst heute mit Deinen drei Kindern spazieren, bist also gesund und hoffentlich nicht mehr so matt wie gestern. Es freute mich dies von Christalnigg[1] zu hören, den ich diesen Nachmittag besuchte. Ich bin heute recht wohl, liebe Sophie. Gestern abend beizeiten bin ich mit meinem Freudenrausche eingeschlafen und hatte eine sehr angenehme, erquickende Nacht. Gestern fühlte ich, wie ungerecht es ist, wenn ich meinem Leben Vorwürfe mache und es anfeinde. Wie mancher muß von dieser Welt scheiden und hat nicht einen solchen Augenblick gekostet, wie ich doch schon viele mit Dir gelebt. Und doch, wer weiß, wie bald ich wieder zurückfalle in jene grollende Klage, daß mein ganzes Leben ein unglückliches, verfehltes. Wären wir nicht glücklicher, wenn wir unten im sichern Thale unser Feld bestellen könnten und unsre Kinder pflegen? Jetzt ist unser Leben und unsre Liebe ein unstetes Jagen im Gebirg auf rauhen Felsen; wir müssen den guten Augenblick suchen wie eine flüchtige Gemse, unter beständiger Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen. Doch hat unsre Liebe nicht eben dadurch etwas Rührendes und Schönes? War nicht die höchste Liebe, das göttliche Kind, auch auf der Flucht? Unser Pharao, die Welt, wird uns aber wohl immer im Rücken sein, bis wir dahin kommen, wo nur die Liebe etwas gilt und zu sagen hat.

---

[1] Graf Christalnigg wohnte während der Sommermonate, wo Lenau mit seiner Familie im Kleyleschen Hause seine Bekanntschaft machte.

Schurz hat mir soeben 15 Gedichte seiner Arbeit vorgelesen, darüber ist es fast Mitternacht geworden. Ich dachte während des Lesens beständig an Dich, was den Gedichten nicht günstig war, denn Du bist auf jeden Fall schöner als diese. Jetzt wirst Du wohl schon schlafen? Ganz klar seh' ich Dein liebes Antlitz, wie es daliegt, vielleicht von einem freundlichen Traum leise bewegt.

Vor drei Stunden war ich noch bei Dir, jetzt bin ich allein. Wieder dehnt sich ein ganzer Tag zwischen uns, wir sind doch sehr wenig beisammen, und wie gezählt sind vielleicht unsre Tage. Ich mag nicht daran denken. Freuen wir uns wenigstens dessen, was wir haben, ganz und ungestört. —

---

11. Dezember 1846.

Ich ging gestern nach Haus mit den schönsten Eindrücken. Das Lied von der Nonne, Eurydice waren mir mit Deinem Bilde zusammengeflossen, und ich that sehr recht, daß ich mir diese Eindrücke nicht stören ließ durch das nachfolgende Geklirr der Teller und Messer, und durch wüstes Durcheinanderplaudern einer unharmonischen Menschenmenge. Du bist sehr schön, denn ich kann die schönsten Eindrücke der Kunst mit Deinem Angesichte zusammenhalten, das mir gestern erschien wie ein stilles Lied Gottes. O, Sophie! ich liebe Dich unaussprechlich.

Jänner 1847.

Als Du gestern abends am Boden saßest am Ofen, während ich mit Max sprach, warst Du besonders liebenswürdig, und ich wäre Dir gerne um den Hals gefallen.

Es war etwas so kindlich Vergnügtes und geheim Zärtliches in Deinem Wesen, daß ich meine Freude an Dir kaum bemeistern konnte. Ich konnte kaum fort von Dir. Ja, Du hast recht, es ist ein Bund auf ewig. Solang mein Herz nicht welk und tot ist, werde ich Dich lieben, und solang mein Geist nicht erloschen ist, werde ich Deiner gedenken; die letzte Kraft meines Gefühls und die letzte Dämmerung meiner Gedanken sind Dein, Du unbegreiflich liebes Weib! O, Sophie, Du Herrliche! Einzige! Wüßten die Menschen, wie glücklich wir sind in unsrer Liebe, so hätten sie nicht den Mut, uns zu stören. Sie würden ein solches Glück, den seltenen Gast auf dieser Erde, mit schonender Scheue nicht betrüben. Aber sie ahnen es nicht, und können es nicht fassen, und der seltene Fremdling erscheint ihnen wunderlich und abenteuerlich. Sie mögen ihre Ansicht behalten, für die sie nicht können, und wir behalten unser Glück, für das wir auch nicht können. Die Strömung hat uns erfaßt, wir müssen fort, wir müssen. — Heute regnet's wieder einmal tüchtig, und hoffentlich wirst Du verschont bleiben von störenden Besuchen. Der Regen ist für die Felder gut und für unsre Abendstunden. Er ströme reichlich. Der Garten in Penzing hat nächsten Sommer mehr Schatten, und Dein Stübchen hat heute mehr Ruhe, was beides uns zu statten kommt. Er ströme! Wär' es nur schon sieben Uhr! Liebe! Schone!

---

30 Januar 1837.

Du warst gestern lange schweigend und in einer für mich peinlichen Beklommenheit. Ich hätte es nicht fünf Minuten länger ausgehalten, ich hätte fort müssen. Wie

ein dicker Nebel lag es auf uns und unirer Liebe, die ganze schone Vergangenheit verhüllend und keinen frohen Blick gestattend in die Zukunft. Der Zweifel findet bei Dir gleich alle Thüren offen, und Du lockst ihn gern selbst herbei. Wenn Du mein Herz nicht hämmern hörst, daß es zu zerspringen droht, so glaubst Du gleich, es stehe still Unser vorgestriges Gespräch hätte mich verstimmt und sogar abgewendet? Kleingläubige, hältst Du mich denn für einen rechthaberischen Gecken, der keinen Widerspruch ertragen könne, für einen Geschmackstyrannen? Gibt es was Lächerlicheres und Abgeschmackteres als ein solcher? Du warst in Deinem Widerspruche so gewandt und geistvoll, daß Du mir gerade dadurch sehr liebenswürdig erschienst und weit besser gefielst, als gestern mit Deinen fremden Bedenklichkeiten. Ohne die letztern wäre es gestern noch ganz anders gekommen. Ich hätte mich in dem Winkel (Deiner mißliebigen Neuerung) ausgegrollt, hätte eine Traube genommen und Deine zierlich hergerichtete Zigarre geraucht. So aber war mir alles entleidet.

Du hast den guten Traubenbissen
Und die Zigarre am Gewissen.

Liebes Herz! Sopherl! Zweiferl! warte nur, ich werde Dich schon noch strafen.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Januar 1847.

Soeben bin ich aus einem schweren Traum erwacht. Meine Uhr steht, ich habe keine Andeutung von der Zeit, doch bin ich sehr wach und fühle, daß ich nicht wieder ein-

ſchlafen kann, bevor ich Dir geſchrieben. Der Traum war ſehr bange. Es war ein raſtloſes Herumirren über Treppen, Gänge, Hallen, wildverwachſene Raſenplätze, um den Ausgang zu finden aus einem ungeheuren finſtern Turm. Ich bin froh, daß ich heraus bin. Da liegt Dein letzter Zettel vor mir. Hat mich der Traum auf den Zettel, oder dieſer auf jenen gebracht? Ich weiß es nicht. In dieſem Augenblicke aber bin ich ſehr wach, und ich will dieſen Zettel auslesen. Iſt er auch nicht fertig geſchrieben, ſo will ich ihn in Deiner Seele auslesen. Dieſer Zettel alſo, oder vielmehr was ich in Deiner Seele leſe, iſt aber ſo traurig, daß mir's recht lieb wäre, wenn meine Seele aus dem finſtern Turm einen andern Ausgang genommen hätte, als wieder ins Schwarzſpanierhaus. Du liebſt mich nicht mehr, wie einſt; das beunruhigt Dich. Du warſt in Geſellſchaft, die Welt ſtörte Dich, es gab einen Mißklang. Ich will verſuchen, dieſes klar zu machen. — Du warſt in Geſellſchaft mit andern Weibern, hübſchen und angenehmen. Dieſe glänzten vielleicht mit ihrer frohen Laune, mit witzigen Einfällen, und es kam Dir vor, als ob Du ihnen nachſtündeſt, als ob Du von ihnen verdunkelt würdeſt mit Deinem feierlichen Ernſt, welchen Du von mir angezogen haſt. Nun erwachte die Eitelkeit, und Du warſt verſtimmt. Dieſe Eitelkeit aber verfolgt Dich noch von den Zeiten Deines lärmenden Vaterhauſes her, wo Du gewohnt warſt, eine Schar von Weibern zu verdunkeln. Nun aber dünkſt Du Dir zu ernſt, gleichſam zu ſchwer für dieſe Konkurrenz, und das kränket Dich. Zugleich erwacht das Gewiſſen der Liebe in Dir, und Du machſt Dir Vorwürfe, daß neben dem Bewußtſein unſres Bundes noch ein Wunſch nach ſiegbafter Geltung in Geſell-

schaften bestehen könne. Dieser Wunsch, das fühlst Du, ist ein etwas frivoler Nachbar neben unsrer Liebe in Deinem Herzen. Darum warst Du gestern unzufrieden, denn Du lerntest fühlen, daß Du nicht mehr auf der Höhe unsrer Liebe stehst, auf jener seligen Alpenhöhe, wo Dir einst die Welt unten verschwand, und wohin Dich jene Eitelkeit nicht verfolgen durfte. Das ist vorüber. Ich lösche mein Licht wieder aus. Gute Nacht, liebe Sophie!

Den 29. Jänner 1817 nach einem Balle bei Deinen Eltern.

Ich weiß nicht, wie so schnell mir heute nacht die Zeit verging. Vielleicht das gespannte Harren auf einen Augenblick ungestörten Gespräches ließ mich der Zeit nicht gewahr werden. Gerne hätte ich Dir manches gesagt, was mir vielleicht nie wieder einfällt. Die Empfindung für Dich bleibt immer dieselbe, aber es gibt glückliche Momente, wo mir ein Wort gelingt, das Dich jenem innigsten Verständnisse, jenem unerreichbaren, wenigstens näher bringt. Völlig sagen kann ich Dir's nie, was Du mir bist; ich weiß es selbst nicht, was Du mir alles bist; Dein Wert für mich ist unnennbar und unfaßlich hier, weil er auch für dort gelten soll. O, liebe Sophie! Schlaf wohl, mein Herz! Gott küsse Dich!

Guten Morgen, Sophie! Ich habe gut geschlafen von zwei bis neun Uhr. Soeben steht Theres bei mir und macht mir Kaffee. Er siedet schon, wie auch mein Herz schon wieder siedet, Dich zu sehen. Ich habe beständig von Dir geträumt. Wenn Dir nur das Nachtwachen nicht schadet. Meine Theres plaudert unaufhörlich, während ich schreibe.

9. Zeber 1837, abends im Kaffeehaus.

Aus dem Gewirre von Stimmen und allerlei Treiben um mich her finde ich nichts heraus, als was ich in allen Wirren und Kämpfen der Welt ebenso behaupten werde: Dein schönes Bild, liebe Sophie. Der Bleistift brach mir eben ab bei Deinem Namen; das ärgert mich. Er war zu fein gespitzt. Das ist sonst nicht der Fehler meines Griffels. — Ich habe zu fein aufgedrückt. Kann ich aber zu fest aufdrücken, wenn ich Deinen Namen schreibe aufs Papier oder in mein Herz? Der fatale Stift ärgert mich.

---

22. Februar 1837.

Diesen Morgen erwachte ich aus einem schönen Traum mit seligen Gedanken an Dich. Die Liebe ist allmächtig. Mag das Leben immerhin seine verdrießlichen Trümmer auflagern und häufen an seinem unfreundlichen Ufer — eine einzige Welle der Liebe, des tiefen, weiten und gewaltigen Meeres, spült die Trümmer fort, als wären sie nie dagewesen. Diesen Morgen lag ich im Dunkeln einsam und glücklich. Kennst Du diese Augenblicke der Liebe, wo das Herz im Himmel ist und jeden Wunsch vergißt? O, Du kennst sie gewiß! — Meine Liebe ist so groß, daß mein Herz manchmal verwirrt wird und sie nicht fassen kann, und dann zu Bewegungen getrieben wird, die an Wahnsinn streifen und Dir weh thun. Darum glaube ich fest, daß dieser Liebe eine Ewigkeit vorbehalten ist, wo sie sich frei und ganz wird ausbreiten können. Doch gebe es für mich schon jetzt Augenblicke, wo ich ruhig versinken kann in Dir und dem Gedanken, daß Du mich liebst. So war es mir heute morgen.

22. Februar 1837, abends.

Der heutige Tag war einer der traurigsten, ja er war der traurigste meines Lebens. Alle trübe Vergangenheit ist lachender Sonnenschein gegen die drohende Zukunft. O Sophie! hab' Erbarmen mit mir und rette Dich. Du bist mein Trost, mein Glaube, meine ewige Liebe, mein Glück, oder meine Verzweiflung. Meine Seele hängt an Deinem Atem, und mein Leben vergeht mit Deinem Hauche. O ich möchte mir den Tod geben für jedes unfreundliche Wort, womit ich Dein Herz verwundet habe, und für jeden Augenblick, den ich versäumt habe, Dir eine Freude zu machen, o Du liebe, arme, liebe Sophie! Könntest Du in mein Herz schauen! Gute Nacht! ich bin sehr angegriffen und müde. Ich halte gewiß Schritt mit Dir. Mein Schmerz wird rüstig sein, das ist meine einzige Linderung, er wird treu sein und mich nicht liegen lassen auf dem einsamen Wege, ohne Dich, als einen Bettler.

---

23. Februar 1837, morgens 4½ Uhr.

Mein Schlaf war ein beständiges Durchzucken der Klage, die mein ganzes Herz erfaßt hat. Ich muß mit dem Propheten Jesaia rufen: „Mein Herz zittert, Grauen hat mich erschreckt, ich habe in der lieben Nacht keine Ruhe davor.“ Bald sah ich im Traume die Stephanskirche schwarz verhangen, bald ging ich in einem Garten spazieren, an schönem Frühlingsabend, und hörte eine Nachtigall schlagen und dachte an Deinen Tod und erwachte mit der heftigsten Wehmut. Es war im selben Garten, in welchem ich einst als Knabe

so gern und oft einsam ging, der Orczigarten in Pest; dort schloß sich mein Herz zuerst auf, dort erwachte zuerst meine Schwermut. Es ist bedeutend, daß mich der Traum mit meinem letzten Schmerze unter dieselben Bäume führte, wo ich einst meinen ersten Schmerz gefühlt. O liebe Sophie! werde gesund!

---

24. Februar 1847.

Die gestrige Unterhaltung bei Alexander[1] war schlecht. Bauernfelds neuestes Lustspiel „Der Vater" mißfiel mir trotz der Gelungenheit einzelner Scenen in hohem Grade. Das ist eine Leichtfertigkeit und Frivolität, ein plumper Mangel des sittlichen Gefühls, die mich in der That verletzten. Alle Stücke Bauernfelds, soweit ich sie kenne, bewegen sich um das delikateste aller Verhältnisse, um die Liebe. Da tappt er immer gar so roh hinein. Die Intrigue ist nichtig, weil unsinnig in der Anlage. Die Charaktere sind nichtsnutzig, oder vielmehr: sie fehlen ganz und gar; keines weiß, was es will; keinem ist es Ernst mit irgend was; die Situationen sind gewöhnlich, sogar meist gemein zu nennen; Handlung gar keine; von sechs Personen, die das Stück spielen, sind zwei ganz überflüssig. Zu alledem eine unverzeihliche Anbequemung des Dichters an den trivialen und verdorbenen Geschmack des Publikums. Kurz ein geist- und heilloses Machwerk. Ich konnte mich einer gewissen Anwandlung von Verachtung nicht erwehren. Beim Nachhausegehen begleitete mich Bauernfeld eine Strecke, um mein Urteil zu vernehmen. Ich sagte es ihm. Er suchte

[1] Baumann, dramatischer und Dialektdichter, geb. Wien 1814, dessen beliebtes „Versprechen hinter dem Herd" noch aufgeführt wird.

seine Sache zu verteidigen. Seine Verteidigung war noch schlechter als das Verteidigte. Ich ging um zwölf Uhr sehr verdrießlich nach Haus, legte mich nieder und erholte mich von den widrigen Eindrücken des Abends in lebhaften, alles andre auslöschenden Gedanken an Dich, bis diese übergingen in Träume von Dir. Du saßest gestern abend so lieb an Deinem Schreibepult, daß ich es nicht vergessen werde. Dein Angesicht strahlte vor Liebe, und vor Dir lag mein halbfertiger Freudenzettel, auf den ich mich sehr freue. Du bist meine Zuflucht, mein Trost, meine Stärkung. Du bringst bei mir das Leben wieder zu Ehren, wenn es mir andre entstellt und verfudelt haben. Ich trachte auf die Menschheit zu wirken, nachdem mich Deine Liebe dazu ermuntert hat. So stehst Du durch mich mit der Welt in Verkehr, vielleicht in einem gesegneten. Das ist nächst der Erziehung Deiner Kinder Dein Beruf, und das soll Dir die Freude an unserm Verhältnis immer frisch und ungetrübt bewahren, liebe, liebe Sophie! — Ich habe Dir's manchmal gesagt, und werde Dir's noch manchmal wiederholen, daß Deine Liebe versöhnend und wahrhaft rettend auf mich gewirkt. Gleich in der ersten Zeit unsers Bundes war der Gedanke: mich zu heilen von meinen trostlos nächtlichen Grübeleien, der herrschende in Deiner Seele, und er hat Dich zu einem Liede begeistert.[1] Diesem Lied verdanke ich meinen Savonarola. Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne Dich. Nun aber hab' ich Dich gefunden. Ich erkannte und erfühlte an Dir den vollen

[1] Die einzige Andeutung, daß Sophie sich auch gedichtet Rede zu stehen pflegte.

Zauber, das Schöne, Unerschöpfliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit. Die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze konnten unmöglich ein Wesen zu stande bringen wie Du bist. Du bist ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen, liebenden Gottes; das drang mir tief und fest ins Herz in mancher schönen Stunde, die ich mit Dir leben durfte. Das, meine Sophie! ist der feste und geweihte Boden, auf dem unsre Liebe steht, aufrecht und immer.

Februar 1817, nachts

Mit schwerem Herzen ging ich heute in die Gesellschaft, mit einem noch schwerern kam ich nach Hause. Das Ungewisse, Zitternde meines Glückes haben mir Deine letzten Zeilen wieder recht vors Auge gebracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als Dich und die schreckende Möglichkeit, Deinen Umgang zu verlieren. Die vielen Menschen kamen mir vor, als wären sie zusammengekommen, um mir recht schmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt so gar nichts wäre, müßte ich von Dir scheiden. Ich sah immer nur Dein Antlitz, Dein schönes, heiliges Auge. Hatte Martensen[1] eine Ahnung meines Seelenzustandes, als er mir die Worte von Gemütsruhe schrieb? Hat er vielleicht in meinem letzten Briefe die Bewegung meines Herzens gespurt? Ich glaube es fast. — Meine Gemütsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz

[1] Johannes Martensen, mit dem sich Lenau während dessen Anwesenheit in Wien innig befreundete, der einen bedeutenden Einfluß auf des Dichters religiöse Anschauung übte und über seinen „Faust" (J. G. Cotta 1836) schrieb. Er starb als Bischof und Konfessionär des Königs in Kopenhagen 1884.

weit aufgethan ohne allen Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gewebe meiner Nerven gerüttelt. Doch war das gut. In den entlaubten Hain scheint die Sonne herein. Wenn ich Dich liebe, geh' ich bei Gott, denn er ist in Dir. O Du liebes, herrliches Herz!

Februar 1837, morgens.

Hat sich all mein Sehnen und Drängen an Dich geheftet? Du liebes, zudringliches Bild, find' ich keine Rettung vor Dir? Die ganze Welt wird mir zu Deinem Rahmen, und würde mir Dein Anblick entrissen, so wäre mir der Rahmen leer und nichts. Mit heftiger Sehnsucht nach Dir bin ich heute erwacht, o Sophie!

[illegible] März 1837, 11½ Uhr bei der Stadt Frankfurt.[1]

Ich hatte heute einen sehr bewegten Tag, und die nächstvorangegangenen waren es nicht minder. Die Trennung von Dir durch meine Unpäßlichkeit schien mir sehr lange und hat meine Sehnsucht nach Dir wunderbar gesteigert. Nicht gern mag ich Dir erscheinen mit so ungebärdigem Wesen, wie Du mich in der letzten Zeit gesehen hast; und doch ist es mir noch viel unangenehmer, Dir gegenüber eine ruhige Haltung zu behaupten, welche mir zwar in Deinen Augen nützen könnte, aber von mir bis jetzt immer wieder verworfen wurde, weil ich Dir viel lieber in allen meinen guten und schlimmen Eigenheiten erscheine,

---

[1] Hotel, wo Lenau mit Freunden zu speisen pflegte.

als daß ich in unſre Liebe etwas Gemachtes bringen möchte. Aber die gewiſſe Schranke habe ich bis jetzt nicht durchbrochen, und ich hoffe für uns beide, es ſoll ſo bleiben. Haſt Du mir nach meinem Weggehen noch geſchrieben? Mich überfiel kurz davor eine ſonderbare Bangigkeit. Du ſaßeſt ſo traurig in Deinem Winkel, wie Du kaum trauriger ſitzen würdeſt, wäre ich geſtorben. Könnte ich jetzt Deinen Pult öffnen und mir die lieben Zeilen herausnehmen, die für mich daliegen! Sophie, meine Unruhe iſt nichts Mechaniſches, wie Du glaubſt, gewohntes Reiſebedürfnis iſt es nicht, was mich umhertreibt. Ich möchte nicht fortreiſen. Ich weiß ſelbſt nicht, was ich möchte, es hat eigentlich keinen Namen, aber es iſt nichts ohne Dich, es iſt nichts Einſames. Ohne Dich iſt alles ein Unſinn. Was für mich Wert haben ſoll, muß alles zuvor bei Dir anfragen. Das vollendet meine Abhängigkeit von Dir, daß ſie ganz und gar eine freiwillige iſt. Gute Nacht! Meine Seele iſt und bleibt mit Dir, ſie lebt von Dir. Gute Nacht, Herz!

Ende März 1837.

Die Zeit des ungeſtörten Zuſammenſeins eilt vorüber. Es naht der Frühling für die Natur, der für die Wünſche unſrer Liebe ein Winter iſt. Auch hier ſeh' ich ein wehmütiges Mißverhältnis zwiſchen unſerm Geſchick und der Natur. Doch ſoll es die Aufgabe unſres Lebens ſein, daß wir die äußren Störungen und Mißklänge verſöhnen durch unerſchütterliche, liebſte Eintracht unſrer Herzen. Das Unglück unſrer Liebe ſoll für ſie nur eine Stärkung ſein; vielleicht eine Uebung für die Ewigkeit. Haben wir gelernt,

in allen Wechseln dieses Lebens uns immer wieder zu finden, so werden wir vielleicht dereinst beim großen Wechsel dieses Lebens in ein ewiges uns desto leichter finden und behalten. Die Liebe ist nicht bloß da zur Fortpflanzung der Gattung, sondern auch, und gewiß hauptsächlich, fürs ewige Leben der Individuen. Jenes ist der unsrigen versagt, wir wollen uns also fest an dieses halten und die Macht unsrer Liebe in unser Inneres kehren und einander erfüllen und beglücken und getreulich das Zeichen verabreden, das wir uns einst dort geben wollen, um uns wiederzufinden. Ich will mich wohl ein wenig mäßigen in den Ausbrüchen meiner Leidenschaft; ganz kann ich sie nicht beherrschen. Ich fahre auf hochster See, und da läßt sich kein Anker werfen. Doch Deiner liebevollen Bekümmernis wegen will ich thun, was ich kann. Du hast freilich recht, daß der Affekt mein Leben verzehrt. Das ist nicht anders möglich. Aber diese Verschwendung macht mir Freude.

---

11. April 1837.

Mein gestriges Briefchen war ledern, sagtest Du. Das mag sein; aber Du ließest mich den Zettel doch nicht zerreißen, weil Dir der lederne Beutel, worin Du gleichwohl ein Goldstück meiner Liebe gefunden, doch nicht ganz unangenehm ist. O liebes Herz, wie warst Du gestern so schön und bezaubernd! Wie gern hätte ich um einen Kuß von Dir alles andre hingegeben, selbst das treffliche musikalische Spürhundgeschnupper und Hallogeschrei! Denn Du bist das köstliche Wild, nach dem ich jage, und auf dessen Spur alle meine Gedanken sind. Wie hast Du denn geschlafen?

Ich erwachte diese Nacht mit schönen, seligen Gedanken an Dich. Es war mir auf einmal sonnenklar, was Gott mit unsrer Liebe will. Sie ist ein Teil seiner eignen Liebe. Ich werde Dir das einmal erklären. Jetzt kann ich nicht, es ist zu viel. O Liebste! Gestern war Dein Gesicht wirklich ein schönheittriefendes. Es war ein beständiges Wonnegerieſel alle deine Züge herunter. Ich hätte Dich verschlingen mögen. Aber auf dem Stephansplatz mußt' ich Dich verlaſſen. Da war es aus, und ich war allein in der trüben, feuchten Nacht.

Heute nacht hatte ich einen glückſeligen Traum, der mir den ganzen Tag hindurch nachgeklungen ist. Er läßt sich nicht schildern, nur träumen oder vielleicht in einem andern Leben erleben.

Liebes Herz! Der gestrige Abend war vielleicht der letzte schöne für die lange, lange Zeit von Störungen unsrer nächsten Zukunft. Ich kann mich gar nicht auf den Frühling freuen, weil er mir diesmal wie ein schöner Räuber naht. O der liebe Winter! Wie gern finge ich ihn wieder von vorne an! Wir hatten eine reiche Welt mitten in seiner rauhen Umgebung. Du hast es manchmal bedauert, daß Dich die Liebe so ganz absterben macht für alle Freuden des Lebens. Ich bedaure das nicht, obgleich das vielleicht mich mehr betrifft als Dich. Mir ist es recht, daß Du der alleinige Brennpunkt meines ganzen Lebens bist. Freilich kann der leichter zum Bettler werden, der seine ganze Habe beisammen hat in einem geliebten Herzen, als einer, dem die Freude überall wächst in sicherer Verteilung.

Aber mein Glück ist inniger und mir desto teurer, je gefährlicher es ist. Wo bleibst Du denn so lang? Es ist schon halb acht. Komm doch einmal nach Haus. Es ist schon ganz dunkel. Meine Feder geht wie ein Wanderer bei Nacht durch das Labyrinth meiner Liebe, aus dem ich nimmer hinausfinde. Komm! komm! Wo bleibst du nur gar so lang? Die Uhr pickt in einem fort und mahnt mich an Deine Verschwendung. Es ist schon ganz dunkel, und wenn Du nicht bald kommst, werde ich recht traurig.

Mai 1837.

Es hat Dich gereut, daß Du neulich bei meinem Weggehen ans Fenster getreten und mir geklopft. Das soll Dich nicht gereuen. Liebevolle Nachgiebigkeit ist gerade Dein hoher Reiz und Deine Unwiderstehlichkeit. Glaubst Du denn, daß so etwas an mir verloren geht, und daß ich es Dir in meinem Herzen nicht gutschreibe, wenn ich es auch im Augenblicke nicht zeige? Du hast einmal den bedenklichen Gang gewagt mit einem Menschen meiner Art, und es wäre nicht gut von Dir, wenn Du mich irgend einmal allein ließest. Ein gewisser finsterer Trotz ist mir so sehr eigen, daß ich im stande wäre, wenn Du mich einmal ohne ein Zeichen der Liebe gehen ließest, mich sogleich in den Eilwagen zu werfen und ohne Abschied von Dir davonzufahren, sollte mir auch auf jeder Station das Herz zehnmal brechen. O liebe Sophie! bleibe wie Du warst! Ich möchte gerne mehr schreiben, aber eben kommt Seligmann [1] herein.

[1] Dr. Romeo Seligmann, Professor der Geschichte der Medizin an der Wiener Universität, einer der geistvollsten Aerzte, gab unter andrem ihm den Text zu dem rührend schönen Gedichte: „Frühlingsgrüße".

Mai 1837.

Der plötzliche Wechsel meiner Stimmungen, von der höchsten Freude zur tiefsten Düsterkeit, zeigt mir eine krankhafte Spannung meiner Seele. Du irrst entsetzlich, wenn Du glaubst, es gebe Augenblicke, wo ich Dich weniger liebe. Ich liebe Dich immer. Aber es ist eine Verfinsterung, ein Vergehen meiner geistigen Sinne, welche ich Dir nicht beschreiben kann. Aber Du bist immer da. Wenn ich Dich auch nicht sehen kann, so greife ich im Dunkeln nach Dir und fühle Dich; und fühl' ich Dich nicht, so fühl' ich durch Dich, denn Du bist mein Herzblut. Darum hab' ich nie den Wunsch, ohne Dich leben zu können, wie Du ihn hast ohne mich. Versuch' es nur einmal, ohne mich zu leben. Du wirst es vielleicht aushalten eine Weile und vielleicht glücklicher sein; aber plötzlich wirst Du das Alpenhorn hören und Du wirst ein Heimweh empfinden nach der Gebirgsluft, die ich Dir zu atmen gegeben, und aus der Du dann verbannt bist in die ruhige, dumpfe Ebene der andern. Versuch' es.

---

1. Juni 1837.

Deine zwei letzten Briefchen waren doch gar zu kurz. Kannst Du denn nicht mehr in den alten Zug deiner süßen Geschwätzigkeit kommen, du liebes, liebstes Herz? Gelt, ich habe Dich in der letzten Zeit geschreckt mit meiner Bärbeißigkeit? Es hat Dich noch keine Hand im Leben so rauh angegriffen wie die meinige. Es ist nicht zu ändern. Ich liebe Dich so ungemessen, daß Du mich im Glück wie im Unmut gleich an die äußersten Grenzen hinausziehst. Du hast das ganze Saitenspiel meines Herzens in Deiner Ge-

walt; vom sanftesten Säuseln bis zum größten Sturm kannst Du es rühren mit einem Fingerdruck. Ich huldige Dir, wie ich keinem erschaffenen Wesen sonst huldigen konnte; ich verletze aber auch Rücksichten gegen Dich, die ich bei niemand andern außer acht ließe. Meine Liebe steht unter keinem Gesetz, als das sie sich selbst gibt. Von hier aus mußt Du mich beurteilen, und thust es auch. Heute warst Du liebenswürdig bis zum Verwirrenden. Es war ein seliger Abend, wie nicht bald einer zuvor. Gute Nacht, Liebe! —

---

7. Juni 1837.

O diese letzten lieben Zeilen von Dir! Es thut Dir so leid, sagst Du, daß Du manchmal stundenlang neben mir gesessen, meine Hand in der Deinen haltend, und doch grollend? Grämе Dich nicht! ich müßte mich ja hundertmal mehr grämen, daß ich Dich grollen gemacht. Wir lieben uns, das ist die Wahrheit, das steht fest, und alles andre ist Mückenwerk, das an einer ehernen Säule vorübertaumelt. O gräme Dich nicht! Wenn ich auch reise, bin ich bei Dir und verlasse Dich keine Stunde. Ich rasiere mich nur Dir zuliebe so oft, und wenn ich was für meinen Namen strebe, dann geschieht es auch nur Dir zuliebe. Ich möchte Dich gerne recht ausschmücken. Aller Schmuck ist Flitter; aber der schönste Flitter, womit man ein liebes Weib schmücken kann, ist der, den man aus Menschenherzen nimmt, das ist der Ruhm.

„Sie sind kindisch," sagtest Du erst heute wieder. Ich bin gerne kindisch und mürrisch und was Du willst, wenn's mir nur in Deinem Herzen gut angerechnet wird. Sopherl! Liebster!

Den 10. Juni 1837.

So leid es mir auch thut, Dich wieder gekränkt zu haben, so sehr ich auch mit meinem allzu reizbaren Herzen hadere, dieses eigennützige Herz freut sich doch an den Früchten seiner Unart, indem es sieht, wie sieghaft und herrlich Deine Liebe über allen Kränkungen steht und nicht zu erschüttern ist. O Sophie! der heutige Tag hat mich wieder gelehrt, was ich an Dir habe. Warum mußte einer daherkommen und uns den Abend stören? Der unglückselige Störer mag sein ganzes Leben lang alle seine Freundlichkeit für mich aufbieten, er kann mir nicht ersetzen, wessen er mich heute beraubte. Glaubst Du, mir liegt nichts an der Neige unsrer Zeit? Ich möchte jeden Augenblick festhalten und streicheln und bitten, daß er nicht so schnell an unserm Glück vorübereile. Doch die Zeit ist ein zu kaltes, seelenloses Ding; sie würde sonst stillhalten bei unsrem Glücke und in Freude verloren stehen bleiben. Sie flieht aber. Du legst Dich nieder, löschest Dein Licht aus und schließest die Augen, die mich noch vor einer Stunde so schön und zärtlich anblickten. Warum denn gar so schnell? Die Ewigkeit muß sehr schön und herrlich sein, sonst ist es wahrhaftig nicht der Mühe wert, daß wir ihr so eilig zugetrieben werden, von solchen Freuden weg, wie wir sie heute gehabt. Vorderhand kann ich mir aber den Himmel nicht anders denken, als daß dort sicher und bleibend sein wird, was hier unsicher und flüchtig. Ich male mir's genau aus, wie es wäre: meine Luft Dein Atem, mein Licht Dein Auge, mein Trank Dein Wort, meine Speise Dein Kuß, mein Lager Dein Herz, mein Wandel das Reich Gottes mit Dir, mit Dir! Liebe Sophie!

Ich werde Dir in Stuttgart täglich schreiben, weil es Dich so freut, Du sollst ein rechtes Päckchen meiner Plaudereien kriegen. Alles was ich thu' und erfahre, sollst Du bekommen. Ich will meine Zeit redlich verwenden, um bald wieder bei Dir zu sein. Wär' ich lieber schon wieder da! Gute Nacht, mein Herz! schlaf wohl!

Guten Morgen! Ich warte an meinem Fenster, um Dich auf Deinem Kirchengange vorbeiwandeln zu sehen. Wie hast Du geschlafen? Meine Uhren stehn, ich weiß die Zeit nicht, aber ein Madel sagte auf der Straße, es sei halb sieben Uhr, und da mußt Du noch vorbei. Soeben aber seh' ich das Frühstück zu meinem Nachbarn Panovski tragen und glaube fast, daß es schon später ist. Oder sollte meines Nachbarn Magen früher auf sein, als Deine Andacht?

---

11. Juni 1837, Samstag abends.

Wieder eine Störung! Du kamst mit dem lieben Arthur[1] an mein Fenster, um mir zu zeigen, Du habest die Gesellschaft verlassen, und mir ein Zeichen zu geben, daß ich Dir folge. Aber das Zeichen hatte auch mein Nachbar bemerkt und es würde ihm aufgefallen sein, wenn ich Dir auf dem Fuße gefolgt wäre. In einer Weile wollt' ich ihn verabschieden, da kam Kaltenbaeck[2] und bestürmte mich mit seiner theologischen Polemik. Mein Savonarola hat, als er noch lebte, Kampf und Feindschaft gestiftet, und wird es

---

[1] Seyffens jüngster Sohn.

[2] Paul Kaltenbaeck setzte Hormayrs „Archiv" fort, gab „Marienlegenden" und „Novelle" heraus. Forscher in Austriacis, zuletzt Beamter im k. k. geheimen Staatsarchiv.

in meinem Gedichte auch noch thun. Daß er dies thun wird, ist weniger verdrießlich, als daß er mich heute um eine selige Stunde gebracht hat. Ich konnte das Gespräch nicht abbrechen und meinen Gegner verlassen, weil dieser es als ein Zeichen meines Geschlagenseins genommen hätte. Ich mußte bleiben. Ich wußte überdies, daß meine Worte gegen ihn weitern Orts referiert werden, und ich ergriff die Gelegenheit, der hiesigen katholischen Partei zu erklären, wessen sie sich gegen mich zu versehen habe. Daß mich dieser Streit um eine Stunde Deines kostbaren Umgangs verkürzt hat, erfüllte mich mit einer besondern Bitterkeit und Heftigkeit, und ich spürte fast einen gewissen Widerwillen gegen das Ganze. Doch das ist unrecht. Du, liebes Herz, teilst meine Sache und wirst die schöne Stunde auch verschmerzen, wie wir so viele verschmerzen mußten und noch müssen werden. O, ich möchte diese Nacht an Deinem Bette knien und weinen, bis die Sonne wieder aufgeht. Deine Traurigkeit über meine Abreise erschüttert mich. O Du liebes, tiefes, heiliges Herz! Wie kannst Du Dich wundern, daß ich Dich der Marie vorgezogen habe? Ich kann mir diese Marie[1] in ihrem ganzen Werte vorstellen, und zu jedem einzelnen Zuge ihrer Liebenswürdigkeit die Vollendung hinzuphantasieren, und doch betrachte ich sie Dir gegenüber mit einem ganz ruhigen Vergnügen, denn Du überstrahlst sie in Deiner demütigen Hoheit tausend und tausendmal. Daß Du Dich häuslich herumplagst, sollte Deinem Adel etwas entziehen? Wenn Du wüßtest, wie lieb mir jedes Gerät in Deinem Haushalte ist, woran Deine Hand rührt,

[1] Sophien's Cousine, später mit dem Hofrate Adamek verheiratet.

wie ſich mir unter Deiner Hand Dinge veredeln und vertraut und teuer machen, die mich ſonſt nur ſtörten, Du würdeſt mir Dein häusliches Treiben nicht mehr ſchmähen. Gerade die Art Deines Lebens iſt mir recht. Sophie, ich verehre Dich wie kein menſchliches Weſen und ich liebe Dich, wie man nur Dich lieben kann. Tröſte Dich über unſre Trennung, denk' an den nächſten Winter, denk' an den Reſt des Sommers, den wir ja auch noch zuſammen leben wollen. Trau' meiner Liebe. Ich komme, ſobald ich kann, die Sehnſucht nach Dir wird mir jede Arbeit beflügeln und zum Spiele machen.

Fürchte nicht, daß mir eine Anſtrengung ſchaden werde. Trabt doch das müdeſte Roß ſchneller zu, wenn es heimwärts geht, und zu Dir, Du ſüße Heimat meiner Seele, ſollt' ich nicht eilen über Stock und Stein des Buchdruckerweges? Herzerl! Dich wiederzuſehen! ans Herz zu drücken! Sopherl! Wär' ich nur wieder da! Ich weiß nicht, ob ich im ſtand ſein werde, meinen Wunſch, den alten Baader[1] kennen zu lernen, feſtzuhalten, wenn ich einmal in München bin; ob ich nicht mit jeder Stunde zu ſehr geizen werde, als daß ich mich dort aufhalten möchte.

Wichtig für meine Arbeit wäre es freilich. Gute Nacht, ich muß ſchlafen gehn, ſonſt kann ich zu lange nicht einſchlafen. Gute Nacht, ich bin bei Dir, ſolang ich bin.

Guten Morgen, Sophie! Heute gehſt Du nicht vorüber, auch regnet es. Haſt Du ſchon meiner gedacht? Ich habe viel von Dir geträumt und zwar lauter Angenehmes; nur hab' ich es in meinem Morgenſchlaf wieder verloren, den Nachklang davon ſpür' ich noch, auch mußt Du mir viel Liebes geſagt haben, denn mein Herz iſt noch ganz weich.

[1] Franz Xav. v. Baader, der philoſ.-theologiſche Forſcher.

12. Juni 1837.

Ich bin diesen Abend lange im Garten gesessen allein, an Dich denkend. Man hat uns heute ein wenig üble Laune zu fühlen gegeben. Mag es drum sein! Unser Glück ist unantastbar, unnahbar jeder Macht auf Erden. Wenn man uns je den Umgang beschränkt, unser Gefühl wird man nie beschränken können. Man spielt ein gefährliches Spiel, wenn man es wagt, ein Verhältnis, das man bisher geduldet und gewissermaßen selbst veranlaßt hat, zu stören, zu hemmen. Es ist gewiß, daß dann in unsern Herzen ein Trotz erwacht, gegen welche alle äußern Veranstaltungen zu schanden werden. Wir lieben uns, und die Liebe hat ihren Heldenmut von Ewigkeit her. Doch so weit wird es nicht kommen. Es ist vielleicht sehr gut, daß ich jetzt reise. M.[1] scheint es sehr zu wünschen. Ich will ihm das zu gute halten. Es ist menschlich. Er ist wohl überzeugt, daß wir nicht zu weit gehn; aber es wurmt ihn, daß Du mir mehr bist, daß ich Dir mehr bin, als er. Zurücksetzung schmerzt an sich, wenn auch kein tieferes Interesse dabei verletzt ist, wie hier offenbar. Er ist ein guter Mensch und verdient darum schon, daß wir uns Wort halten. Aber er soll uns unser ungefährliches Glück auch fortan gönnen. Das wird er auch. Er hat uns doch beide lieb. Schlaf wohl, Herz! Ich bin etwas müde und wehmütig gestimmt. Gute Nacht, Liebstes!

---

13. Juni 1837.

Dein letztes Briefchen hätte mich nicht freuen sollen? Ist es doch eines Deiner liebsten, schönsten. Du darfst kein

---

[1] Sophiens Gatte.

Bedenken tragen, einen Wunsch gegen mich auszusprechen, der nur ein leiser Wiederhall meiner lauten Sehnsucht ist. Der heutige Tag bleibt mir sehr teuer. Jeder Himmel war mir hold, der in den Lüften und der in Deinem Herzen. Ich sagte beim Abendessen, daß ich mir die Luft des heutigen Tages fürs ganze Jahr möchte aufheben können, und dachte dabei, daß ich mir dieses linde, süße Wehen Deiner Seele fürs ganze Leben bewahren möchte. Dein Liebreiz steht in voller Blüte. Wenn ich Dich so recht anschaue, fängt meine ganze Seele zu klingen an. Du bist aus dem besten Kernstück der Schöpfung gemacht. Dein Wesen ist ein gediegener Zauber. O könnte ich Dir nur sagen, was ich damit meine! Ich meine eben, Du bist der süßeste Traum und die festeste Realität zugleich. O Sophie! Sophie!

Du hast mich heute ein paarmal angeblickt, daß ich dabei an Deinen Tod denken mußte. Deine Seele legte sich so weit heraus aus Deinem offenen Auge, als ob sie mir entfliehen wollte. Du hast wunderbare Momente. Ich freue mich, daß ich der einzige bin, der sie sieht. Sie sind das Schönste meines Lebens. Gute Nacht, meine Sophie!

Guten Morgen! Heute früh stand ich zeitig auf. Um vier Uhr war ich bereits auf der Schmelz,[1] wo ich bei den ersten Strahlen der Sonne und beim Frühgesang zahlloser Lerchen Dein liebes Briefchen wieder las und sehr vergnügt an Dich dachte.

[1] Forstbotanischer Paradeplatz des Militär-

14. Juni 1837.

Halte nur unsern heutigen Abendgang recht fest in Deinem Gedächtnis, wenn Ungeduld Dich überfällt und Kummer Dich bezwingen will. Unsre Liebe ist einmal gewissermaßen eine unglückliche, und wir wollen unverdrossen und mutig die stille heimliche Tragödie, in der niemand spielt und zuschaut als unsre blutenden Herzen, bis an unser Ende fortführen. Vielleicht, ja gewiß gewinnen wir dann einst den Beifall der Himmlischen. Ich habe Augenblicke, in welchen ich vergehen möchte vor Schmerz über unser Los; aber ich habe auch andre, wo mir unser Unglück teuer ist, weil ich mir denke, Du würdest mich vielleicht weniger lieben, wenn Dein Gefühl nicht unter Gefahren und Schmerzen aufgewachsen wäre. Vielleicht müssen zwei Herzen erst aufgeschnitten werden, wenn sie ganz zusammenwachsen sollen?

Wir haben unsre blutenden Stellen aneinandergelegt und müssen so festhalten, wenn wir uns nicht verbluten wollen. O ich will Dich halten! Du wirst mich auch halten, ich weiß es.

Deine lieben Kinder! Du bist ja eine gute Mutter, und eine gute Mutter kann nicht ganz unglücklich sein, selbst wenn sie ihre Kinder begraben hätte. Die deinigen gedeihen so schön! Die heutige Geschichte mit Deinem Arthur hat mich recht bewegt. Ich hätte Dich gerne umarmt, als Du sie mir erzähltest. Lebe Dich nur recht hinein in das Leben Deiner Kinder, wenn ich fort bin; aber denke mich überall auch dazu, hörst du? Nenne mich ihnen oft, es thut mir wohl, wenn sie Deine Liebe spürend an mich denken, wenn so unsre Liebe auch durch die Herzen Deiner

Kinder geht. Ich hoffe noch viel schöne Stunden. Es wäre schlimm, wenn am Ende nicht doch eine unwandelbare Liebe den Sieg davon trüge über Launen, die aus keinem bösen Gemüt kommen. Man wird uns doch unser schmerzliches Glück gönnen müssen. Aber wir müssen wachen. Wachen und nicht weichlich sein, manches entbehren und ertragen. Unsre künftigen Tage warten ängstlich, was wir über sie verhängen, wir wollen es redlich mit ihnen meinen. Gute Nacht, meine liebe Sophie, ich küsse Dich mit ganzer Seele.

Guten Morgen, liebe Sophie! Gut geschlafen? Nicht mehr so matt wie gestern? Ob Dich nicht das Baden ermattet, das warme? Versuch es einmal recht kühl. Schone mir nur Deine Gesundheit recht, wenn ich fort bin, trag den Arthur nicht herum, das Bürschlein hat ja so faulenhafte Füße, daß sie gar nicht in die Luft gehören. Thu's nicht, Herz! Nimm auch Deinen Husten in Obacht. Vor allem sei heiter! Male, schreibe. Das übrige brauche ich Dich nicht zu bitten, dessen thust Du ohne das zu viel. Guten Morgen, liebstes Sopherl! Ich eile Dir ihn selbst zu bringen.

Donnerstag abends

Wenn mich meine Liebe heute auch etwas verstimmt und unfreundlich entlassen hat, ich lasse mich nicht stören und schreibe ihr doch. Der Tag war wechselnd, bewegt wie der Himmel. Es hat Dich etwas empfindlich berührt, ich ahne, was es war, und es thut mir leid. Du hast mich nicht recht verstanden. Ich war nicht unfreundlich mit Dir. Ich mußte das Freie suchen, weil mich eine peinliche, unausstehliche Beklommenheit überfallen hatte.

Ich erwartete Dich lang im Garten, immer nach Dir umblickend, alle unsre gewohnten Wege versuchend — umsonst; Du kamst nicht, Du schliefst. Du warst ja müde, und ich gönnte Dir die erholende Ruhe von Herzen; aber beim Scheiden zur guten Nacht hatte ich gerne noch den lieben guten Klang Deiner vertraulichen Stimme gehört.

„Unfreundlicher!" war Dein letztes Wort. Doch es wird dies nicht Dein letzter Gedanke sein, bevor Du einschläfst. Schlaf wohl, schlaf süß, meine Sophie! O Herz! Denke noch recht freundlich an mich heute. Dein letztes Briefchen spricht traurig. Peinlich ist auch mir, was Dir so ist. Ich will darüber nicht schreiben und meine Seele in das stachelvolle Dickicht ohne Ausgang hineinstürzen. Hatte ich auch nicht alles, so hatte ich doch mehr als ich je auf dieser Erde zu erringen gehofft, mehr als die Welt ahnt, daß man von einem Weibe haben konne.

Das einzige, worauf ich mich bei dieser Fortreise freue, ist, daß ich Dir werde zeigen können, wie ich in der Ferne mit dir lebe. Gute Nacht, Sophie!

Den Abend vor meiner Abreise, 19. Juni 1837.

Du konntest mir heute kein vertrauliches Wort mehr sagen. Die Trennung lastet schwer auf mir. Eine eigentümlich unbehagliche Schwermut war meine Stimmung den ganzen Nachmittag über. Ich kann Dir auch nichts Rechtes mehr schreiben. Auch sagen konnte ich nichts. Gute Nacht, Sophie! Gott segne Dich und stärke Dich und erheitere Dich. Mein Herz bleibt bei Dir, vergiß Deine teuren Worte nicht. Laß Dein Herz keinen Augenblick von mir

abweichen. Nimm mich überall in Dein Leben mit hinein. Freue Dich auf unser Wiedersehen, das ich mit allen Kräften beschleunigen werde.

Den 1ten Juni 1837, im Kaffeehaus zu Linz.

Der Eilwagen hält hier ein wenig, und ich will etwas von den tausend Gedanken und Empfindungen, die seit gestern abend mich bewegten, für Dich festhalten. Daß Du mit Deinen Kindern auf mich warteten und mich so zärtlich grüßten, bis ich Dich aus den Augen verlor, hat auf mich einen unvergänglichen Eindruck gemacht. Du eiltest eine Strecke meinem Wagen nach, der schneller als Du mit mir davoneilte, und mir war, als Deine liebe Gestalt immer weiter zurückblieb, ob ich meinem Glück entflöhe, das mir vergebens nachstrebte. Je weiter aber ich mich von Dir entfernte, desto fester fühlte ich die Kette an meinem Herzen, die mich zu Dir hält. Nie war mir eine Reise so lästig wie diese. Ich fahre durch schöne Gegenden ohne den geringsten Anteil. O Du liebes, flaches, staubiges Penzing mit Deiner vertieften Schmiedgasse! Du bist mir lieber als alle Alpen der Welt. Die Liebe zu meiner Sophie hat mich sogar der Natur entfremdet, wenn ich sie allein genießen soll. Wäre ich hingegen einmal mit Dir in einem Walde ganz ungestört, ich würde die Natur verstehen und lieben wie nie zuvor. Ich bin sehr, sehr einsam. Ich gehe meinen nächsten Tagen mit der dumpfesten Verstimmung entgegen. Die Welt liegt entseelt vor meinen Augen. O Sophie! Mein ganzes Wesen neigt sich zu Dir hin und kann nie mehr in eine andre Lage gebracht wer-

den. Jeder mein Tropfen Blut bewegt ſich nur in Deinem Andenken, in ſchmerzlicher Sehnſucht nach Dir. Die Trennung von Dir, der bange Abſchied haben meinen Körper geſtört. Meine Natur hat ſich empört gegen dieſe Trennung. Ein heftiger Kopfſchmerz und Uebelkeit begleiteten mich bis Sighardskirchen. Dort ſtieg ich aus und glaubte ſchon nicht weiter zu können. Ich empfand einen heftigen Ekel. So mag einem Deportierten zu Mut ſein wie mir. Wenn ſie mich auch in Freundesarme bringen, es hilft nichts. Mir ſchmeckt einmal kein Freudenbiſſen mehr ohne Dich. Ich bin Dir vollkommen verfallen, und wohl mir, daß ich es bin! Wie wirſt Du den heutigen Sonntag zubringen? Ich ſitze hier am Fenſter, wo die geputzten Linzer vorbeiziehen. Dieſes Linz iſt mir heute ganz unerträglich. Wenn's nur ſchon wieder fortginge. . . . Läßt es meine Ermüdung zu, ſo halte ich mich in München nicht auf. Jetzt bin ich ſehr abgeſchlagen. Ich kann Dein Bild von geſtern, ſobald ich nur die Augen ſchließe, bis zu viſionärer Deutlichkeit in mir zurückrufen. Und Deine Kinder kommen mir da vor, als wären es die meinigen. O Sophie! Liebe Sophie!

Den 19. Juni, 11½ Uhr mittags.

Ich ſitze in Salzburg vor dem Wirtshaus zum Schiff und ſchreibe Dir. Vor einer Stunde bin ich hier angekommen. Geſtern ſieben Uhr fuhren wir von Linz ab. Gegen elf Uhr abends traf uns ein heftiges Gewitter, eines der raſendſten. Ununterbrochenes Wetterleuchten, und ſchmetternde Schläge donnerten eine halbe Stunde, dazu ſtrömte der Regen. In Wels warteten wir das Wetter

ab. Wenn ich in das Leuchten der Blitze hinausſah, war mir immer, als müßte ich Dich und Deine Kinder ſehen. Dies Bild verläßt mich nicht, es hat einen wehmütigen Zauber für mich. Auch mein Reiſegefährte, der Graf Pejacſevich, fand Dich ſehr ſchön und wollte es gar nicht glauben, daß die Kinder Dein ſind. In meinen einſamen Stunden werde ich mir den Anblick recht oft hervorrufen und mich daran erfreuen und bekümmern.

Es iſt hier Regenwetter. Die Berge ſind trüb umzogen, wie mein Herz; doch dieſes wird ſich ſpäter erheitern als jene. Meine Stuttgarter werden wenig an mir haben.

Den 20. Juni 1837, Salzburg.

Den geſtrigen Abend und dieſe Nacht verlor ich hier unter heftigen Zahnſchmerzen. Es war noch gut, daß der Eilwagen übernachtete, dadurch ward mir wenigſtens einige Raſt. Es iſt jetzt fünf Uhr morgens, um ſechs Uhr geht es nach München ab, wo ich in der Nacht eintreffen werde. Gelt, liebe Sophie! Dieſe Trennung iſt bitter? Die lange ſchlafloſe Nacht warſt Du mein einziger Gedanke. Ich muß ſchließen, die Zeit drängt.

München, 21. Juni 1837, nachmittag.

In der Nacht bin ich hier angekommen in einem üblen Zuſtande. Der Zahnſchmerz iſt in eine Entzündung des Gaumens und Halſes ausgeartet, es haben ſich Geſchwüre gemacht, und ich kann den Mund nicht öffnen. So liege ich denn, ſtatt im Eilwagen zu ſitzen, hier im Bette. Du

aber, o Du mein ſüßes Leben, ſitzeſt an meiner Seite. O ich habe Dich ganz bei mir. Du machſt Dir auch gar nichts aus meiner unförmlich geſchwollenen Wange. In meinem Kopfe hauſt und tobt es abſcheulich; doch höre ich Deine liebe Stimme deutlich. Sopherl, komm her! Jetzt ſehe ich Dich wieder mit Deinen Kindern bei der Schmiedgaſſe. Verfluchtes Reiſen.

---

22. Juni 37, Augsburg.

Heut früh hab ich mich ſamt meinem Bausbacken von München davongemacht, doch nicht im Eilwagen, ſondern, um die Nachtluft zu vermeiden, mit einem Landkutſcher. Das Schlimmſte dabei iſt, daß ich mich von den Anſtrengungen der Reiſe nicht reſtaurieren kann, indem ich ſeit zwei Tagen den Mund kaum ſo weit öffnen kann, um Flüſſiges hineinzubringen, wie Milch, Thee u. dgl. Morgen reiſ' ich bis Ulm, übermorgen Stuttgart. Alle dieſe Widerlichkeiten erachte ich nur als ſtachelichte Hecken, durch welche ich zu Dir dringe, o Du liebes, volles, warmes Herz. Wenn doch nur einer da wäre mit der Peitſche hinter den Stunden her, die ſich noch vorüberſchleppen werden, bevor die erſehnte kommt. Ich wollte ſchon nachkommen mit meinen Arbeiten. Vor einer Stunde bin ich hier angelangt im Gaſthof zum grünen Hof. Das Stubenmädel muß mir geröſtete Kleien in ein Kiſſen nähen, das ich übernachten laſſe auf meinem häßlichen Backen. Dieſes Stubenmädel iſt aber dumm, denn ſie bringt mir kein Licht und es nachtet bereits. Schmerzen hab' ich zuweilen noch ſtarke, ich glaube, in einigen Tagen wird dieſe rheumatiſche Eſelei vorbei

sein. — So! ich liege im Bett, eine Wärmschüssel mit heißem Wasser steht neben mir für den Kleiensack. In diesem Stübchen wär' es traulich für uns. Gute Nacht, Herz! ich bin recht müd und traurig.

A., Augsburg.

Heute war kein Landkutscher nach Ulm zu bekommen, ich muß also bis morgen hier zuwarten, denn im Eilwagen müßte ich meine Geschwulst der Nachtluft aussetzen. Das hab' ich Dir aber schon einmal geschrieben. O Sophie, ich bin ganz dumm ohne Dich, die Zeit wird mir gar so lang ohne Dich. Die Minuten schwellen mir zu Stunden an. Das ist ein rechtes Unleben. — Soeben bin ich von meinem Mittagsschlummer erwacht, der jetzt wieder regelmäßig eingehalten werden wird. Mir träumte sehr lebhaft von Dir. Wir waren in Eurem Garten und spielten wie Kinder. Ich saß am Boden und warf mit kleinen, runden, unbekannten Früchten nach Dir und traf Dich fast jedesmal, Du zogst Dich langsam fliehend in ein Gebüsch zurück und flohst immer schneller. Da sprang ich auf und lief Dir nach und erhaschte Dich im finstersten Dickicht. Die Freude war kurz. Ich mußte leider erwachen, aufgeweckt von meiner eignen Heftigkeit.

Mit meinem Uebel bessert sich's ein wenig. Der starke Schmerz ist ganz vorüber, nur zuweilen noch ein flüchtiger, gelinder. Aber die Wange ist aufgetrieben und der Mund noch ungeklemmt.

---

24. Juni 37, Ulm.

Sehr erſchöpft bin ich dieſen Abend hier eingetroffen. Ich weiß nicht, warum gerade dieſe Reiſe mir ſo zuſetzt. Mein Uebel iſt im alten. Dieſen Augenblick hab' ich auch Zahnſchmerz. Doch wie gern hätt' ich das alles, hätt' ich nur Dich! In den Wirtshäuſern, wo Dich niemand kennt, ruf' ich abends beim Einſchlafen Deinen Namen ganz laut. Hörſt Du ihn nicht hinüber? O, liebe Sophie! Unter meinem Fenſter rauſcht die Donau hinab. Ich möchte mit ihr gehn. Es iſt ſehr peinigend, wenn ich mir denke, wie ſich eine Strecke von 80 Meilen zwiſchen uns breit lümmelt und uns auseinander hält. Doch! ihr 80! ſo bald will ich nimmer über euch hineſeln, bin ich nur erſt wieder bei meiner Sophie!

25., Stuttgart.

Endlich da! Um 9 Uhr traf ich ein; alle waren ſehr erfreut, alle traf ich wohl, den lieben alten Hartmann recht heiter. Wir gingen bald zum Abendeſſen, es wurde viel gefragt, wegen Nichtſchreibens gezankt, erzählt u. ſ. w., um elf Uhr kam ich in mein Bett, ſehr ermüdet von der Reiſe und von der Aufregung des Wiederſehens. O, meine Sophie! wie biſt Du mir gegenwärtig!

Stuttgart, den 26. Juni 1837.

Der erſte Tag meines Hierſeins verging mir meiſtens im Schlaf, der mir ſo not that auf die Erſchöpfung durch Fahren und ſchlafloſe Nächte. Erſt abends macht' ich einen kleinen Ausgang zu Guſtav Schwab. Später war Geſellſchaft

bei uns, Musik. Mad. Guther sang, während die übrigen bei Tische saßen, ein schönes Lied. Bei der Strophe:

Ich sah dein ganzes Herz im Blick,
Wie Himmel in der Flut,
Gut' Nacht, fahr wohl, du all mein Glück!
Mein Herz an Deinem ruht!

macht' ich die Augen zu und weinte an Deinem Halse, o Du meine liebe Sophie! Mit meiner Wange geht es viel besser. Morgen beginne ich meine Geschäftsgänge und dann arbeit' ich rastlos an der Möglichkeit einer baldigen Rückkehr zu Dir. Du fehlst mir überall. Kein Glas Wasser scheint mir vollwichtig und echt, solang ich Dich entbehren muß. Wenn zwei Menschen so zusammengehören wie wir, so können sie auch hoffen, daß sie einmal zusammenkommen. Unser Glück darf uns nicht vorenthalten werden. Wir werden es dort finden. Das wäre ein Riß durch unsre ganze Ewigkeit, wenn's nicht so käme. Es muß! Gute Nacht, mein Herz!

27. Juni

Heute früh war ich bei Cotta und habe einiges Praktische mit ihm gesprochen. Wir werden nächstens an den Druck gehn.

Später las ich im Jacob Böhme. Dann zum Essen. Nach Tisch war Alexander[1] bei mir. Später Pejacevich, der närrische Kerl hat sich hier meine Gedichte gekauft, und kam damit, als ich eben meinen Mittagschlaf halten wollte, als ob ihm der Kopf brennte, und las mir meinen Ahasver vor,

[1] Graf von Württemberg, der Dichter.

als ob ich den gar noch nicht kennte. Dann besuchte ich Gustav Pfizer. Dann Thee im Garten, Gespräche, Abendessen. Endlich meiner Sophie schreiben. So werden noch viele Tage vergehn. Ich darf mir die Strecke Erde gar nicht vorstellen, die zwischen uns liegt, so wird mir bang. Die absolute Unmöglichkeit, sich in einer Stunde zu sehen, hat etwas Grauenhaftes. Und wie lang kann eine Stunde werden! So aber brauch' ich fünf Tage wenigstens. Stuttgart liegt ekelhaft von Wien weg. In unserm Garten blühen sehr schöne Rosen. Ich könnte Dir unmöglich eine blühende bringen. Zwei Liebende sollten nie so weit getrennt sein, daß sie sich nicht eine Rose frisch und blühend bringen können. Doch ein Röslein kriegst Du frisch von mir, wenn ich komme, meine treue Liebe. So weit kann uns wieder kein Schicksal auseinander rücken, daß ich Dir dieses Röslein nicht aufs frischeste erhalten zubringen könnte. Herzerl! Gute Nacht!

28 Juni.

Der Vormittag verging mir mit Besuchen und Ordnen meiner Gedichte, der Nachmittag mit Alexander, der mich besucht, der ganze Tag aber mit Sehnsucht nach Dir und einem stechenden Drange, fortzureisen. So wird mir noch mancher lange Tag vergehen. Ich kann die Zeit nicht erwarten. Und doch haben meine Reinbeck- und Hartmannschen eine so große Freude an meinem Hiersein. Ich habe sie auch alle sehr lieb; aber was ich auch liebe außer Dir, ich lieb' es doch nur gleichsam mit der Kehrseite meines Herzens.

Wie geht's Dir denn in dieser bangen Ferne? Schreibst

Du mir auch täglich? Wirst Du mich recht lieb haben, wenn ich wiederkomme?

---

29. Juni, 10 Uhr abends.

Wieder einer vorüber! Frühstück um 7 Uhr; dann Rauchen, Lesen, Präparieren des Manuskripts, Besuch bei Schwab, Mittagessen, Schlaf, Rauchen, Lesen, Thee, Anhören einer guten Klavierspielerin, Fräulein Leibnitz, Abendessen. Hier hast Du's. Der Abend war heute sehr hübsch im Garten. Die Rosen blühen da herrlich. Nichts aber mahnt mich so mächtig und schmerzlich an Dich, wie Blumen. Ich bin ihrer jetzt mehr empfänglich als jemals. Du malst sie ja, Musik kann mir jetzt weit weniger ins Herz, als sonst. Eine Musik, die sich nicht wenigstens auf Dich beziehen läßt, macht gar keinen Eindruck auf mich. Die Leibnitz schlug ein Paar Töne an aus dem Ständchen von Schubert, und ich mußte mit solcher Heftigkeit an Dich denken, daß ich für die Gesellschaft verloren war und am liebsten —

Liebe Sophie! ich bin sehr unmutig. Gute Nacht! —

---

30. Juni, 11 Uhr abends.

Ein langer, drückend heißer Tag.

Ich sehne mich vergebens nach einem Gewitter. Der Himmel überbrütet uns so still und schläfrig, ein ewig blaues Gähnen, daß man einschlafen möchte, wenn man nur hinaufsieht. O, meine Sophie! wie oft hab' ich mich heut zu Dir gedacht. Dein liebes Angesicht schwebt mir so lebendig

vor. Das Kleid, welches Du anhattest, als Du mit Deinen lieben Kindern auf mich wartetest bei der Schmiedgasse, sollst Du nie weggeben. O, behalt es mir zulieb. Es war grünlicht.

Sophie! ich bin wieder gesund und tüchtig genug, um recht arbeiten zu können. Es soll mir geflügelt von der Hand gehn. Führt mich doch alles zu Dir. O, Du Unmaß von Liebreiz! Schlaf wohl, mein Liebstes auf der Welt!

---

1. Juli 1837.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, meine Geschäfte mit Cotta ins reine zu bringen, folglich auch noch nicht ans vertrackte Korrigieren gehn können.

Meinen Stuttgartern hab' ich einiges aus meinem Savonarola mitgeteilt. Er gefällt. Morgen werde ich nach Cannstatt gehn, um mit meinem Freund Karl Mayer zu Mittag zu essen.

Mir vergehn hier die Tage in einer dumpfen Geistes- und Herzensstimmung. Ich bin gelähmt ohne Dich. Ich habe mit tausend Wurzelfasern mich an Dich angelebt und nun ist mir, als ob sie alle zerrissen wären und bluteten. O, meine Sophie! Du hast es aber mit Deiner festen unerschütterlichen Liebe redlich verdient, daß Du mir Lebensbedingung, ja, mein Leben selbst geworden bist. Nun stehst Du aber auch da in meinem Herzen mit ganzer Macht.

Den 2. Juli.

Heute hab' ich, eingedenk Deiner Mahnung, Bewegung zu machen, einen tüchtigen Marsch gethan. Ich bin auch ganz müde davon. Mein Freund Mayer hat mich in Cann-

ſtatt erwartet. Wir aßen zuſammen. Nachmittags ging ich wieder nach Stuttgart zurück. Mir iſt nie eine Zeit ſo langſam vergangen wie dieſe. Meine Hausfreunde überhäufen mich mit Liebe, ich erwiedere ſie auch von Herzen; aber die Sehnſucht nach Dir laßt ſich mit nichts in der Welt begütigen und beruhigen. Das iſt alles recht ſchön, ſo ſagt mein Herz, — aber mir geht meine Sophie ab, mein liebes, ſchönes, unerſetzliches Sopherl. Ich habe eine Bemerkung an mir gemacht. Ich bin nämlich jetzt viel weniger artig und rückſichtig mit den Leuten als früher. Warum? Erſcheint mir meiner Sehnſucht und unerfüllten Liebe gegenüber alles ſonſt unwichtig?

---

3. Juli.

Wie peinlich es mir iſt, bereits neun Tage in Stuttgart zu ſitzen und für meine Geſchäfte nichts Entſcheidendes thun zu können, wegen der vielen Geſchäfte Cottas, das magſt Du ermeſſen an der Ungeduld, mit welcher ich Deinem Anblick entgegenharre. Ich bin in einer beſtändigen Bangigkeit. Wenn nur bald ein Brief von euch kommt. Ich habe mich ſchon darauf gefaßt gemacht, wenn der Druck meiner Schriften einigermaßen im Gange iſt, die Beendigung desſelben andern Händen zu überlaſſen und mich davonzumachen. Ich bin nicht im ſtande, Dir was rechtes zu ſchreiben, mich verdrießen meine eigenen Worte und Gedanken. Ich leide an einer merkwürdigen Verarmung der letzteren. Ich bin der lieben Quelle zu ferne, aus welcher ich Gedanken und Gefühle zu ſchöpfen gewohnt bin. Ich beneide die Taglöhner in eurem Garten, die Dich täglich ſehn und grüßen können. O Sophie! Sophie!

---

4. Juli.

Es ist halb elf Uhr abends. Der Tag verschlich sich mir in einer dumpfen Freudlosigkeit. Ich kann sagen, daß ich seit unserer Trennung keine frohe Stunde verlebt habe. Alle scheinbaren Freuden sind doch nur auf den Schmerz nach Dir aufgetragen. Mir ist sehr wüst zu Mute.

---

5. Juli, zehn Uhr abends.

Ein Brief von Max. O Sophie! wie klopfte mir das Herz, als ich ihn erhielt! O, daß Dein Name ein einzigesmal auf den vier Seiten steht. Eine so karge Nachricht von Dir. Max schreibt von Deiner Mattigkeit, was mich beunruhigt. Schone Dich nur, Du liebes, herziges, einziges Sopherl! Morgen will ich den Brief gleich beantworten. Mein ganzes Wesen ist in einen freudigen Aufruhr geraten, als ich das Papier sah, das mir Nachricht von Dir enthielt. O, Du mein Allerallerliebstes!

---

6. Juli, zehn Uhr.

Daß ich mit meinen Geschäften immer noch nicht im reinen bin und von Cotta noch herumgezogen werde, ist mir sehr ärgerlich. Ich bin schon so lange da und konnte noch nicht anfangen mit meiner Arbeit.

Heute hatten wir einen sehr belebten Tag in unserm Hause. Es war großes Ordensfest und Diner. Reinbeck hatte den Auftrag vom König, dem württembergischen Konsul in Rom u. s. w. Herzerl, wie geht's Dir denn? Denkst Du viel an Deinen Alten? Ich war in keiner Zeit meines

ganzen oft sehr kummervollen Lebens so innerlich angefressen wie jetzt, da ich ohne Dich leben muß.

---

7. Juli, zehn Uhr abends.

Die Emilie, die gute, ahnt den Kummer und die Sehnsucht meines Herzens. Ich saß diesen Abend neben ihr auf dem Sofa, ergriffen von Dir und ganz versunken in Dein Andenken. Sie merkte es, und zeigte mir eine leise, aber innige Teilnahme. Sophie! Sophie! Du bist der schönste, liebevollste Gruß, den mir Gott gesendet hat. Ich sollte ewig nur auf Dich lauschen und Dich mit allen meinen Kräften in mich hereinziehen. Hätt' ich nur eine Handvoll von dem Staub, den Du tratest, als Du bei Penzing meinem Wagen nachgingst! Wie lange hab' ich nicht mehr in Dein Auge geblickt! O, diese Versäumnis kann mir nie wieder gut gemacht werden. Wenn ich meinem Dichterstreben mein Herzblut opfre und mit jedem Gedicht ein Stück Leben dahingebe im redlichen Aufwande meines Ernstes, so ist das doch noch gar nichts gegen das Opfer, daß ich Dich entbehre. Mir thut meine ganze Seele weh nach Dir. O, Du Liebe! Und wenn meine Arbeiten nichts taugen, so ist es zum Verzweifeln, daß ich so viel dafür geopfert habe. Liebe Sophie! Dieses flache Papier und diese schwache Feder. Könnt' ich's nur in was Festes recht tief eingraben: Liebe Sophie! Herz! Liebe!

---

8. Juli.

Mir verging der heutige Tag sehr langsam. Ermüdende Konversationen hin und her. Nur einmal wieder eine Stunde

mit Dir, nach der alle meine Lebensgeister dürsten, als nach ihrer erquickenden Quelle! Es spukt ein kleiner Gewaltstreich in meinem Kopfe. Ich werde was Besonderes thun, nur um bald wieder bei Dir zu sein. — Es ist elf Uhr vorbei, alles ganz still im Hause, meine Feder rauscht sehr laut auf dem glatten Papier. Manchmal kräht ein Hahn. Alles aber macht mich traurig. Mir ist nicht zu helfen als durch Dich. Ich habe einen Haß geworfen auf die ganze Buchdruckerwirtschaft.

---

9. Juli, elf Uhr abends.

Du schläfst jetzt, o Gott wie weit von mir! Sophie! Du hörst mich nicht, wenn ich Dich rufe. Trauriges, elendes Leben. Herz! ich komme bald. Schlaf süß, o Du mein höchstes Glück und meine tiefste Wunde! Gute Nacht!

---

10. Juli, zehn Uhr abends.

Lotti Hartmann spielte diesen Abend einige Melodien von Bellini auf dem Klavier. Ich sollte die Musik fliehen, wenn ich von Dir getrennt bin, denn sie erweckt in mir eine Sehnsucht und einen Gram von verzehrender Heftigkeit. Ich spüre, wie mein Herz sich traurig in sich zusammenzieht und nur ungern weiterschlägt. Es lastet wieder recht schwer auf mir. Beim Abendessen sagte der gute alte Hartmann mit seiner eigenen Herzlichkeit: „Heut ist unser Riembsch ganz kaput," während ich eben an Dich dachte.

Dieses schreibe ich, während Du vielleicht auch an mich denkst und traurig bist. Gute Nacht, liebes Herz! ich liebe Dich sehr.

11. Juli, 10½ Uhr abends, Eßlingen.

Heute bestürmte mich Alexander hieher zu kommen. Nachdem ich den ganzen Tag traurig gewesen war und sehr unmutig, flog auf dem Weg plötzlich eine Heiterkeit mich an, weil es Penzing zuging. Ich ließ mir die liebe Täuschung gern gefallen. Morgen geht es aber wieder zurück zu Kerner nach Weinsberg. Ich kann die Freundschaft nicht mehr recht pflegen, seit mich die Liebe hat.

---

12. Juli, morgens sechs Uhr.

Bevor ich aufstehe und abreise, will ich noch ein Wort mit meiner Lieben schwatzen. Du hast heut schon gewiß an mich gedacht, bist wohl auch schon auf in Deinem Schlafrock, von dem ich nur den Saum möchte küssen können.

---

13. Juli, Weinsberg.

Alexander ging nicht von meiner Seite, ich konnte Dir gestern nicht mehr schreiben, weil abends wegen seiner heftigen Kopfschmerzen wir das Licht auslöschen mußten. Heute besuchte uns Marie. Nach Tisch gingen wir auf die Jagd, fanden aber nichts; morgen gehn wir nach Stuttgart zurück. In diesem Augenblick, den ich für Dich raube, Du mein tiefstes, liebstes Leben! — bin Kerner bei uns auf dem Zimmer. Es ist 1½ Uhr. Ich muß schließen. O Geliebte!

---

14. Juli, Besigheim, ein Uhr mittags.

Auf dem Rückweg von Weinsberg sind wir hier eingekehrt, und ich benütze die halbe Stunde Alexandrinischer

Pause für Dich, meine Sophie! Alexander hat sich aufs Bett gelegt, um zu schlafen. Kerner war sehr erfreut über den Besuch. Wir trafen in Weinsberg einen schwedischen Theologen Dr. Sederholm, auch Dichter, vorzüglich aber guter Kritiker. Ich las in Weinsberg meinen ganzen Savonarola vor. Bei der letzten Romanze fing Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus.

Die Tage auf meiner Seereise bei windstillem Wetter mitten im weiten Meer sind noch lustige Tage gegen meine jetzigen. Ich habe alles Vermögen verloren, mich an andern Menschen zu freuen ohne Dich. Warst Du da gewesen in Weinsberg! Selbst die Aeolsharfen wirkten nicht wie sonst auf mich.

Abends zehn Uhr in Eßlingen.

Heut übernacht' ich hier, um morgen wieder in Stuttgart zu sein. Der arme Alexander hat ein bedenkliches Kopfübel, auch ist er abgeschwächt und von üblem Aussehen, daß man das Schlimmste befürchten muß. Heute, hoff' ich, hast Du meinen Brief erhalten. Wirst Du mir auch bald schreiben? O thu es, liebe Sophie!

Stuttgart, 15. Juli, zehn Uhr abends.

Der Ausflug nach Weinsberg war kurz. Ich sitze wieder auf meinem schwarzen Diwan und bin verdrießlich. Cotta zieht mich noch immer herum. Ich werde meinen Savonarola nicht selbst korrigieren, weil es mir zu lange dauern würde! Ganz korrekt will ich ihn noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel

die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominikaner auch ein wenig Unrat auf der Kutte sitzt, oder kriecht. Lieber das, als daß ich so lang ohne Dich bin. Liebstes Sopherl! ich komme sobald ich kann zu Dir. Mein Herz ist vermauert nach allen Seiten hin, wenn Du mir fehlst. Häßlich ist meine Verstimmung.

---

16. Juli, zehn Uhr abends.

Cotta ist verreist, und noch ist nichts geschehen. Der Teufel soll alle Geschäfte holen. Ich bin so mürrisch, daß ich nicht einmal Dir was Angenehmes sagen kann. Ich fürchte, daß Du bei meiner Zurückkunft mich unangenehm finden wirst. Doch wenn ich Dich wiedersehe, werden mir alle Quellen der Freude springen. Alexander will nach Veuk ins Bad und mich mitnehmen. Er ist übel dran. Ich kann aber nicht mit. Wenn ich die Schweiz ohne Dich sehen soll, mag ich nichts davon. Wär' ich lieber schon wieder in der Schmiedgasse.

---

17. Juli, abends sieben Uhr.

Mein Leben ist hier einen Tag wie den andern. Doch glaube ich, daß diese Monotonie mir unsre Trennung erträglicher macht, als wenn mein Leben wechselnd wäre und geräuschvoll. Ich habe wenigstens ungestört Muße, an Dich zu denken, und bin nicht genötigt, mich zu einem gesellschaftlichen Treiben zu schrauben, das mir nie so lästig war als in diesen Tagen. Meine guten Hauswirte nehmen mich hin, wie ich bin, und sonst sieht mich fast niemand. Alexander reist den 21. in das Schweizerbad Veuk. Dann bin ich

noch einsamer. Ich beschäftige mich mit der Revision meiner Gedichte. Noch manches fand ich drin zu feilen.

Wenn nur mein Savonarola bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr, in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm. Mir geht es schlecht mit dem Dichten. Treibt auch hier und dort ein Gedanke in mir, so welkt er doch bald und bevor er gereift ist. Ich werde einen dürren Strauß frühwelker Gedankenblüten mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen gibt, in welche getaucht welke Blumen wieder aufblühen. Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst, doch kann sich in meinem Unmut alles nur flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne Dich geht's nicht.

---

18. Juli, zehn Uhr abends.

Heute hab' ich einen tüchtigen Fußweg und mich müde gemacht. Ich war abends bei meinem kranken Freunde Karl Mayer in Cannstatt. Er leidet an heftigen, anhaltenden Magenkrämpfen, sieht sehr übel aus und muß eine Badekur brauchen. Da Cannstatt nur eine Stunde Wegs von hier ist, werd' ich ihn während seines dortigen und meines hiesigen Aufenthaltes noch recht oft besuchen, wodurch ich ihm viel Freude mache und zugleich den Geboten meiner lieben Herz-, Kopf- und Füßebeherrscherin folge.

---

19. Juli, zehn Uhr abends.

Heute morgen Druckereigeschäfte. Mittags Gäste. Nachmittag nach Eßlingen, um von Alexander Abschied zu nehmen, der morgen in die Schweiz reist. Jetzt wieder hier und bei Dir. Doch ich war auch den ganzen Tag über nirgend anderswo. Sprech' ich auch mit den Menschen, so spreche ich eigentlich doch immer über sie hinüber mit Dir. Manchmal ist mir, als ob sie das merkten. Ich wurde wenigstens schon etlichemal plötzlich mit der Frage überfallen: Wo sind Sie jetzt? Zerstreuung, wie es die Leute nennen, liebt man nicht im Umgange und zwar mit vollem Recht. Niemand mag mir gern einen Pfeiler abgeben, auf welchen gestützt ich nur immer nach Dir hinüberschaue — Sei's! ich will wenigstens mein einziges Glück, recht viel an Dich zu denken, treu und warm pflegen in meinem Herzen, das so Dein ist, wie Dein eignes Leben, mehr, viel mehr, wie ich auch Dein Leben versuchen mag. O gutes Herzerl, wenn nur schon ein Briefchen von Dir da wäre! Heute traf ich die Briefträgerin auf meiner Treppe, und sie antwortete: Ja! und ich stürzte auf vermeintlich Deinen Brief; da war's ein ganz gleichgültiger oder vielmehr durch die Täuschung ganz ärgerlicher, ich hätt' ihn lieber nicht bekommen.

---

20. Juli, 11 Uhr abends.

Dieser Abend verging mir unter schöner Musik. Meine Lieblingsphantasie von Schubert, die ich so oft in Penzing gehört, wurde mir gespielt, dann einige meiner Lieder in [illegible] Komposition gesungen. Ich war sehr bewegt und bin es noch. Jeder Ton schien mich zu verklagen, daß

ich Dich verlaſſen habe. Schon über vier Wochen weg von Dir, der zwölfte Teil eines Jahres, und wer weiß, der wievielte unſres Lebens. Wir ſterben ja doch zugleich, gelt Du Liebſte? gelt? Ich glaube nicht, daß nach Deinem Tod ein Tropfen meines Blutes ſo treulos wäre, noch länger ſein Weſen zu treiben, jeder würde dem Leben den Gehorſam aufkünden und ſchlafen gehn. Und wenn ich ſtürbe, würdeſt Du auch nicht gar lange mehr leben. Unſre Liebe iſt nicht bloß Gefühl, Wille, Bedürfnis; es iſt mehr als das alles, was uns zuſammenhält. Ich kann's nicht nennen. Unſre Seelen decken ſich; jede friert ohne die andre und verblutet ſich.

---

21. Juli, zehn Uhr abends.

Dieſen Augenblick hor' ich die Turmuhr ſchlagen und mir wieder zehn Stunden vorzählen unwiederbringlichen Verluſts. Sie ſind dahin, und was in dieſen Stunden unſre Leiber dem Grabe nähergerückt, wer mag es wiſſen? Die gehn ihren Weg fort, wir mögen rufen und ſie beſchwören, unaufhaltſam und taub, Glieder und Sklaven einer andern Welt als die unſre.

Soll ich Dir was erzählen von meinem Heute? Das war eben wie geſtern ſozuſagen. Zwar nicht die Muſik, aber ſolche Unterſchiede zählen nicht, das quetſchende Einerlei Deiner Ferne iſt doch da. Alſo wie geſtern und morgen wie heut. Meine lieben guten Hausfreunde ſind in meinem Herzen nicht verſchnödet, aber die Kluft zwiſchen Dir und mir kann mir nicht ausgefüllt werden auf keine Weiſe, und wenn ſie mir Blumen von Freundſchaft hineinſchütten. Gute Nacht, Sophie! Heute Nacht will ich was Gutes träumen.

Englisch von Hedwig Lachmann.

22. Juli, zehn Uhr abends.

Heute bin ich recht müde von einem Gange nach Cannstatt um kranken Mayer. Es geht ihm etwas besser, doch immer noch bedenklich. Wie geht es denn meiner Sophie? Mein Brief vom neunten konnte schon recht gut beantwortet sein, heute ist der dreizehnte Tag. Treibe doch Maxen, daß er schreibt. Doch vielleicht ist schon Dein Brief auf dem Wege. Ein stumpfer Postknecht hat das Felleisen, worin so viel Freude für mich steckt, und er eilt nicht um einen Peitschenhieb schneller damit. Morgen kommt der Brief vielleicht. Jetzt weiß ich erst, was ich für ein Verbrecher bin mit meinem Nichtschreiben. Diesen Augenblick fühle ich einen quälenden Vorwurf Dir gegenüber. O laß mich's nicht entgelten und habe geschrieben! Herz! Liebste! Süße! O Sophie!

---

24. Juli, abends.

Der ersehnte Brief ist heute richtig gekommen. Er ist mir aber zu trocken und kurz. Gute Nacht.

---

23. Juli, elf Uhr.

Ein mißmutig schläfriges Durchgehen meines Briefes Punkt für Punkt, das war Deine ganze frostige Antwort. Nicht ein freundliches Wort im ganzen Zettel. Bettel.

---

24. Juli.

Liebe Sophie! Du bist doch sonderbar. Wenn wir beisammen sind, [illegible] ich mir's ja gerne gefallen, daß Du steif und stutzig, verdrießlich und kalt bist zuweilen. Herz, liebes Herz, [illegible] neunzig Meilen zwischen uns liegen! schickst

Du mir ein so verflucht kaltes Trutzkartl herüber, und ich kann Dich nicht einmal fragen, was Dir ist! Abscheuliche!

25. Juli, zehn Uhr abends.

Du bist doch das allerliebste Wesen, so weit ich sehe und denke. Mach' was Du willst, Du kannst an meiner Liebe nichts verrücken. O wär' ich wieder bei Dir! Ich halte mein Wort am 20. August und vielleicht früher.

26. Juli, zehn Uhr abends.

Heut bin ich müd' wie ein strapazierter Jagdhund. Ich habe einen sehr großen Spazierritt gemacht in großer Hitze nachmittags um drei und kam erst neun Uhr heim. Ich bin noch immer gestört und sehr unmutig über Deinen Brief. Er könnte mich fast irre machen an Deiner Liebe. Ich kann noch immer nicht wie sonst mit Dir reden. Die verdammte Ferne. Der verdammte Brief. Mich treibt es übrigens mit aller Gewalt heimwärts. Bald reise ich fort. Gute Nacht, liebe Sophie! was hast Du denn?

27. Juli, zehn Uhr abends.

Heute war große Hitze den Tag über und abends Musik samt Hitze. Nichts von allem was ich hörte konnte mich bewegen wie sonst.

Meine Stimmung ist sehr sonderbar. Du sollst mir lieber gar nicht schreiben, als so wie das letzte Mal. Der Brief schnappt am Schlusse ab, daß ich's in allen Nerven spüre. Ich hab' ihn heut wieder gelesen, er liegt auf meinem Tisch wie ein Stück Eis, das nicht schmelzen will.

29. Juli, elf Uhr.

Liebe Sophie! ich mache ernsthafte Anstalten zu meiner Abreise. Dein Brief hat mich in eine seltsame Unruhe versetzt, aus der mich nur Deine Gegenwart wird reißen können. Es ist dadurch etwas verrückt worden, in meinem Herzen nicht, aber in meinen Gedanken. Ein dunkler Gedanke steht im Hintergrunde und neckt mich, und erwartet Dein Todesurteil. Ich mag ihn nicht aufzeichnen. Im allgemeinen ist es eine gewisse Furcht, Dir nicht mehr zu sein was ich war. Ich habe nicht mehr den Mut zärtlich zu sein nach Deinem letzten Brief. Eine verlorne Liebkosung ist ja das Kränkendste für ein Menschenherz. Gute Nacht.

---

30. Juli, zehn Uhr.

Heute ist bei mir Zahnschmerz eingekehrt. So ein kranker Zahn ist ein sehr lästiges Ding. Wie viel hast Du dran gelitten, o meine Sophie! o liebes, liebes Herz! wenn ich nur schon bei Dir wäre! Ueber allen Mißverständnissen und Kränkungen steht doch immer die unantastbare Gewißheit unsrer ewigen Liebe. Ich war gestern gewiß im Irrtum, wenn ich glaubte, ich sei Dir jetzt weniger lieb als sonst, liebe Sophie! Morgen früh reisen die Hartmannschen nach Mergelstetten und ich bleibe mit den Reinbeckschen allein zurück. Wie lange? Das wird hoffentlich sich morgen entscheiden. — Gute Nacht. Mein Zahn schmerzt.

---

31. Juli, zehn Uhr.

Heftiger Zahnschmerz plagt mich in diesem Augenblick. Wenn er nicht bald nachläßt, bin ich gezwungen, mir den hohlen Stumpf ausreißen zu lassen und so wieder einen

kleinen Teil meiner Bagage dorthin vorauszuschicken, wohin ich in einiger Zeit selbst zu kommen hoffe. — O Sophie!

---

1. August.

Zahnschmerz, Halsschmerz, Gesichtsgeschwulst — das sind meine körperlichen Abzeichen; meine psychische ist eine durch alle Miserabilien des Lebens durchschlagende Sehnsucht nach Dir. Ich konnte heute nicht ausgehen wegen meines Halses bei dieser feuchten Kühle, daher hab' ich Cotta, der erst gestern von seiner mehrwöchigen Reise zurückkam, noch nicht sprechen können. Hiervon aber hängt meine Abreise ab. Meine Uebel quälen mich. Gute Nacht, Herzerl.

---

2. August, elf Uhr abends.

Cotta war heute bei mir. Unsre Verträge werden bis übermorgen zu stande sein. Dann sollen die ersten Bogen des Savonarola wenigstens gedruckt werden, bevor ich abreise, weil mir das unverläßliche Druckervolk sonst heillose Dummheiten in mein Buch hineinstempelt, die für mich ein stehender Aerger bleiben würden, und auch für Dich. Von meinen Gedichten hab' ich heute erst den vierten Bogen korrigiert; eine durch Cottas Abwesenheit verursachte Verzögerung. Zu Deinem Geburtstage wird wohl keines der beiden Bücher noch fertig sein.

---

3. August, elf Uhr.

Der Tag war wunderlich geteilt zwischen Himmel und Erden. Savonarola und Cotta repräsentierten mir beide in einem unangenehmen Konflikte

Ich sprach mit Cotta über meine Sache. Miserables Zeug, verfluchtes Geld, fort damit. Ich war den ganzen Tag viel beschäftigt mit einem Traum, den ich mit Savonarola in seinem Kerker träumte vor seiner Hinrichtung. Gott! könnt' ich nur diesen Traum aussprechen, könnt' ich ihn nur Dir erzählen, o liebe, wunderliebe Sophie! Herz aller Herzen! In einer schlaflosen Nacht, von Zahnschmerz aufgeregt, träumte ich, wie Savonarola mit seinen Eltern ins Paradies wandert. Manches Deiner lieben Worte und mancher Deiner ewigen Blicke gab mir Klang und Licht zu meinem schönen Traum. Sophie! Du schöne Mutter lieber Kinder und meiner liebsten Gedanken!

1. August, zehn Uhr.

Heute verging mir unter wechselnden Eindrücken. Zu Mittag aß ich mit einem ausgezeichneten Geist, Dr. Passavant aus Frankfurt, der vielleicht bis jetzt das Beste über Magnetismus geschrieben hat. Er interessiert sich stark um alles Religiose und hat manchen schönen Gedanken über diese Welt gefaßt und die andre. Wenn ich nur immer Dich dabei hätte, liebes Sopherl! wenn ich mit einem recht tüchtigen Kerl sprechen kann; ich würde viel besser denken und sprechen, wenn ich manchmal Dich dabei anschauen konnte. So freut's mich gar nicht recht.

2. August, zehn Uhr.

Dr. Passavant holte mich heut morgen ab auf einen theologischen Spaziergang im königlichen Park. Viel wurde gesprochen von Gott und Teufel, Himmel und Hölle. Es

hatte kurz zuvor geregnet, und wir gingen auf den naſſen Gartenwegen mit einſinkenden Füßen und ſprachen von Dingen, bei denen auch jeder Schritt einſinkt, und ich wurde ſehr ſchwermütig, und gar gerne hätte ich mich Dir zu Füßen geworfen und hätte alle Zweifel und Kümmerniſſe vergeſſen. O liebſtes Herz auf dieſer weiten Welt, einziges Glück! Ich treibe Studien für meinen Fluß. Mein Savonarola genügt mir gar nicht mehr. Ich bin ſehr mißmutig darüber.

---

6. Auguſt, abends elf Uhr.

Den Tag über arbeitete ich, ſchrieb ich an Max und Dich, und um acht Uhr ging ich ſpazieren in den Schloßpark. Der Himmel war trüb und ſchwül, die Schattengänge des Gartens waren dunkel und einſam, und mein Herz war traurig. Wie ich ſo fortſchritt, rollte mein ganzes vergangenes Leben vor meine Füße hin als ein dunkler Knäuel, den ich immer weiterſtieß, bis er wo an einem Strauche hangen blieb. Meine liebſten Stunden, die mit Dir gelebten, was ſind ſie? Blutige Fetzen eines ſchlechten Verbandes. Schlaf wohl. Ich fühle mich elend.

---

7. Auguſt, zehn Uhr.

Meine Zigarre rauchend ſchreib' ich Dir noch einen Gruß. Das Aſchenſtück an meiner Zigarre wird mit jedem Zug länger, und das Aſchenſtück meines Lebens wird es auch mit jedem Atemzug. So eine abglimmende Zigarre iſt ein trauriges Ding. Die Aſche fällt nicht weg, ſondern bleibt, die Form des Verbrannten annehmend. So manches, was wir als Troſt bewahren, iſt nur ſolche Aſchenkontur.

O Weib! ich möchte weinen, wenn ich denke, wie ich so zerfalle, ohne daß wir uns ganz umarmen durften.

---

8. August, 9½ Uhr abends.

O wie geht es Dir, Du mein liebes Leben, in dieser garstigen Ferne? Ich sehe Dich in diesem Augenblicke wieder recht klar und schön, wie Du mit Deinen Kindern meinem Wagen folgst. Heute spazierten wir abends mit Reinbecks und kamen an einem Minimum von Hütte vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte zu wohnen. „O!" rief ich aus, „unter gewissen Umständen möcht' ich gleich da drin wohnen!" Ich fühlte, als es heraus war, daß ich's mit einer verräterischen Lebhaftigkeit gesagt hatte. Meine Begleiter haben aus meinen Worten Deinen Namen herausgehört, wenn ich ihn auch nicht nannte. Ich merkte das genau. Sophie! Du bist und bleibst mein innerstes, süßestes und schmerzlichstes Leben, solang ich lebe. Da fällt mein Blick auf Deinen Brief:

„Leben Sie recht wohl und vergnügt!

Sophie."

In dieser Zeile liegt mein ganzes Mißgeschick. Hättest Du mir lieber gar nicht geschrieben. Gut Nacht. Liebe! Liebe!

---

9. August 1817, abends.

Ich habe heute einen Spaziergang gemacht eine Stunde von Stuttgart. Da liegt in einem einsamen Wiesen- und Waldthal ein recht heimlicher Teich mit Schilf und Fröschen. Eine gute Einkehr für mich und meine Gedanken. Mein

Schmerz um Dich ist absolut, da gibt's keinen Trost, das ist hin, Du bist nicht mein Weib, das ist eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, solang noch ein Blut in mir geht. Ein untröstbarer Kummer ist aber Deiner und meiner Natur angemessen, wir mußten darein verfallen. O, ich sehe den Leidenszug an Deinem Munde. Laß uns leiden, laß uns aber lieben, ewig.

---

10. August, zehn Uhr.

Ja, ewig, ewig! Meine Sophie! Wir haben eine sehr liebe Blume im Haus, ein blühendes Geranium triste. Der süße, geistige, geheimnisvolle Geruch dieser Blume, die nur des Nachts duftet, hat mich wunderbar an Dich gemahnt. Blumen erinnern mich immer lebhaft an Dich. Mich hat eine solche Sehnsucht nach Dir ergriffen, daß ich das Zimmer bald verlassen mußte, um nicht aufzufallen. Gute Nacht, Du schönste Blume! süße Sophie!

---

11. August.

Ein sehr heftiges Gewitter begleitet mich, indem ich Dir schreibe. Ein ununterbrochenes Wetterleuchten, wie ein stehender Blitz, erhellt die Nacht. Ein ganz vollendeter Porträtmaler müßte ein Bild malen können bei diesen Blitzen. Ich habe mir wenigstens Dein Bild so in mein Herz gemalt, bei aufflackernden Lichtern meiner Leidenschaft. Und ich habe es getroffen, das liebe, schöne Bild. Das war ein entsetzlicher Donner, ein schmetterndes, grimmiges Krachen, so boshaft, als ob dem Teufel ein Zahn ausgerissen würde. Ein starker Kiefer, eine starke Faust. Der Regen jammert ordentlich herunter, es ist eine ganz wilde Nacht. Ich möchte

mit Dir sterben in einer solchen Nacht. Bei diesen Blitzen Dein Gesicht noch einmal sehen und dann nichts mehr. O Gott, gib mir meine Sophie!

12. August, zehn Uhr.

Heute war wieder starkes Gewitter abends, und ich höre es noch in der Ferne ausbrummen. Ganze Sträucher von Blitzen glühten am Himmel auf. Ich weidete mich lange an dieser schnellen Vegetation, wo Geburt, Leben und Tod so zusammenschlägt in einen flammenden Augenblick. Es war um neun Uhr. An Dich dachte ich dabei, wie ja nichts an meiner Seele vorübergeht, ohne mir Dein Bild noch tiefer hineinzudrücken.

13. August, elf Uhr.

Es war der Tag meiner Geburt. Meiner Mutter war dieser Tag vor 35 Jahren ein banger und froher, wie kein andrer, denn meine Geburt war äußerst schmerzlich und gefährlich, und ich war ihr vom ersten Augenblick meines Lebens das Liebste. Sie ist längst begraben. Sie hat mich zurückgelassen als Dein vorbestimmtes Erbe. Du darfst es nicht antreten. Und doch habe ich auf Dein Leben einen gewaltigen Eingriff gethan; vielleicht es in Trauer gewandelt. Meine Mutter ist schuldlos daran. Sie wird sich aber freuen an unsrem Unglück, an unsrer Liebe. Es ist mir doch sehr wohl dabei, so heimlich für Dich zu bluten. O Du liebes, gewaltiges Weib!

14. August, elf Uhr.

Ich bin in der fatalsten Stimmung von der Welt. Jener gewisse verdrießliche Ekel, jenes Aufgeben aller Hoffnung und Freudigkeit für die Zukunft.

15. August 1837.

Der Tag verging mir unter mancherlei Anstrengungen. Carl Mayer, dem es mit seiner Gesundheit wieder besser geht, stellt einen zweiten Band seiner Gedichte zusammen und hat mir sein ganzes Manuskript von etwa 700 kleinen Liedern in den letzten Tagen vorgelesen zur Prüfung und Auswahl. Dies Geschäft war sehr anstrengend und ermüdend. Nicht als ob es mir dabei an manchen Eindrücken des Schönen gefehlt hätte; aber das Aufpassen und scharfe Visitieren im Fluge, und stegreifische Kritisieren vorbeiflatternder kleiner Libellen ist Arbeit und Mühe. Zudem meine Korrekturen. Wenn ich in diesen einen recht argen Druckfehler finde, besonders einen solchen, der ohne meine persönliche Gegenwart stehen bleiben würde, bin ich ordentlich froh; denn das entschuldigt meine Trennung von Dir wenigstens in etwas. Außer meinen eigenen Büchern hab' ich noch eine Korrektur für Schwab übernommen, der das Wildbad gebrauchen muß. Ich habe heute noch einen Bogen durchzumachen und muß Dir gute Nacht sagen. Liebes Sopherl!

---

16. August 1837.

Heute war die letzte Sitzung mit Mayer. Im ganzen hab' ich 700 Gedichte angehört und geprüft und recensiert in vier Tagen. Ich bin davon und vom leidigen Korrigieren wirklich angegriffen. Ein abscheulicher Mißmut verfolgt mich schon seit mehreren Tagen. Die Hitze ist hier ekelhaft. Die Luft klebt einem ordentlich schmierig am Leibe. Mir ist infam zu Mute. Gute Nacht, liebe Sophie.

17. August 1837, zehn Uhr.

Soeben hab' ich mein heutiges Tagewerk geschlossen und will noch ein Wortchen mit meiner Liebe sprechen.

Ich bin seit einigen Tagen unwohl. Eine bedeutende Mattheit, Unlust, Aergerlichkeit, die zuweilen ans Furiose streift, das sind meine hauptsächlichsten Eigenschaften in dieser Zeit. Gestern abend begegnete mir ein Eilwagen, und ich hätte ihm nachheulen mögen wie ein Hund, dem sein Herr davonfährt und die Füße abgeschossen sind. Es ist nicht Undank und Gefühllosigkeit gegen meine guten Freunde hier; aber mein Lebenselement ist einmal dort, wo Du bist, o Du Kern der ganzen Welt und alle Sehnsucht meines Herzens!

---

18. August 1837.

Wieder ein Brief von Dir, an dem ich keine Freude haben kann. Eine gewisse Spannung finde ich in allen Worten, die Du seit meiner Entfernung an mich gerichtet. Es scheint fast, daß es Dir unmöglich ist, den Zustand innersten Einverständnisses zwischen uns festzuhalten, wenn es an den äußern Zeichen fehlt. Das ist eine Ohnmächtigkeit Deiner Liebe, die ich beklage, wenn sie nicht in bessern Stunden andern Gefühlen weicht; auf jeden Fall aber ist sie mir störend. Was ist das für abgeschmacktes Geschwätz von der Gräfin Marie?[1] Undankbar und ungalant und unnatürlich sei meine Art gewesen. Was hab' ich ihr zu danken? Wann war ich galant? und wo liegt die Unnatur, wenn ich das Gespräch mit einem forschenden Theologen

[1] Schwester des Grafen Alexander von Württemberg.

und Dichter, den ich wahrscheinlich nie wieder sehen werde, vorziehe dem Umgange einer noch so schönen Dame? Ich soll mich vollends fürchten vor ihr. Narrenspossen. Gute Nacht

19. August 1807, zehn Uhr.

Ich habe heute Deinen Brief wieder und wieder gelesen und darin immer nur Verstimmung und schmerzliche Spannung gefunden. Kann ich Dir einen andern Beweis geben meiner Liebe, als mein Wort? Genügt Dir das nicht, so hab' ich nichts andres, und Du verdienst auch nichts andres. Ueber das Lügen bin ich wenigstens hinaus, wenn auch meine Fehler groß und viel sind. Es ist wirklich besser, das Korrespondieren ganz aufzugeben, als sich selbst das Glück der Sehnsucht zu verkümmern.

---

20. August, elf Uhr.

Ach! wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's ein Kämpfen nur und Trauern,
Und ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl, und jedes Leid der Erde,
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind Freudenbilder mir, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde.

Du wünschest mir in Deinem Brief, ich soll fortan vergnügt leben? Meinst Du, ich lebe vergnügt? ohne Dich? O meine Sophie! mein alles!

21. August, elf Uhr.

Meine Plauderei ist endlos. Ich habe vier Korrekturen zugleich zu bestellen. Meine Gedichte, mein Savonarola, dann Schwabs Gedichte und Auerspergs letzten Ritter. Der heutige Tag war mühsam und traurig. Erst abends kam es etwas besser. Ein Konzert in einem Gartensalon, das man auch im Freien sehr gut hören konnte, füllte drei Stunden angenehm aus.

Das sind so gute Beschwichtigungen. Eine Ouverture von Mendelssohn zur schönen Melusine regte mich wundersam auf. Es tönt ein so träumerisches Leben, eine so dämmernde Schwermut in diesem Stück, daß ich ganz entzückt war. Eine Stelle ist, als ob in einer einsamen dunkeln Grotte krystallene Thränen klingend herab träufelten. Die linke Hand, der volle Baß, streute weiches Moos, die Passagen verwirrten sich wie gekreuztes dichtes Gezweig; ich war recht tief im Wald. — Was thust Du jetzt? o Sophie! Es ist eine stille Nacht. Die Luft schweigt. Wie banges, schwer sehnsüchtiges Erwarten, aber es kommt nichts, als wieder ein einsamer Morgen und ein trüber Tag. Leb' wohl. Ich bin sehr allein.

---

22. August, 10½ Uhr.

Ein stiller, warmer, arbeitsamer Tag. Viel Gedanken an Dich, frohe Aussichten Dich bald zu sehn. Meine Geschäfte gehn rasch vorwärts. Hoffentlich bin ich in zwölf Tagen fertig. Das ist freilich lang, aber ich denke mir's kürzer, damit ich einen Trost habe.

21. Auguſt 1837.

Wie ein Novembertag auf einer ungariſchen Heide, ſo liegt mir's heut auf dem Herzen. Unſäglich öd und leer und abgeſtanden iſt mir alles was ich treibe und beginne. Mein Erdenleben hat ein Loch, wodurch mir das Beſte immer hinausfällt. Du fehlſt mir, das iſt ein ſo ſonnenklares Unglück, daß mir die Augen wehthun und übergehn, wenn ich drauf hinſehe. Was will ich denn hier? Der geiſtloſen Horde irreligiöſer Lumpen was vorleiern? Wär' ich ein Hufſchmied und Du mein Weib, und ich wüßte doch, daß ich nicht umſonſt gelebt Es iſt ein Sauzeug.

---

24. Auguſt 1837, 11½ Uhr abends.

Soeben hab' ich wieder einen Bogen durchgeſucht und durchgeflucht. Ich fange ſchon an, die Zeilen zu zählen, die man mir druckt, denn ich werde ſtets ungeduldiger. O liebe Sophie! ich bin doch ein recht armer Teufel.

---

25. Auguſt, zehn Uhr.

Dieſe Trennung von Dir iſt ein ſchleichendes Gift. Meines ganzen Weſens hat ſich eine innere Unluſt bemächtigt, die mir nach allen Richtungen das Leben anfrißt und verleidet. Heute dachte ich öfter an den Tod, nicht mit bitterem Trotz und ſtorriſchem Verlangen, ſondern mit freundlichem Appetit. Das ſind Folgen meines verödeten Lebens. Meine ganze Poeſie erſcheint mir auch immer ärmlicher, je länger ich darüber nachdenke. Gott möge mir's verzeihen, daß ich ohne Dich weniger warm für ſeine Sache ſterbe. Ich bin eben krank, ich bin unglücklich ohne Dich und ich werde nur bei Dir froh oder nie mehr.

---

26. August, 10 Uhr abends.

Der Tag verging mit Arbeit. Die Sonne schien so hell und freundlich; aber sie kam und ging, ohne mir Dich zu zeigen, und so erschien es meiner selbstsüchtigen Leidenschaft, als habe sie umsonst geschienen. Mir ist alles zuwider. Was helfen diese Kritzeleien, wenn ich Dich nicht sehen kann?

---

27. August.

Wieder ein recht trauriger Tag ohne einen fröhlichen Herzschlag. Ich fürchte fast, dieser Unmut wird sich bei mir so festsetzen, daß ich lange daran werde zu tragen haben. Es ist ein allmähliges Hineinfressen des Verdrußes in mein Leben, ein Verrosten aller meiner Freuden. Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch.

Was wird mir die Zukunft bringen? Hat sie denn noch irgend was für mein Leben? Dich wiedersehen ist schön aber schmerzlich, denn in der ersten Minute unsres Zusammenseins werden wir schon blutig anstoßen an die eiserne Schranke; nichts gute Nacht, Sophie.

---

28. August 1837.

Ich bin unwohl. Mein Körper ist matt, empfindlich, verstimmt und leidend. Reinbeck bewog mich ein Paar Partien Billard zu spielen, wovon ich so müde ward, daß ich mich kaum nach Hause schleppen konnte. Mein Aussehen ist erbarmlich. Die Zeit unsrer Trennung macht mich altern, wie eine recht frostige Nacht im frühen Herbst einen Wald. Gute Nacht, liebes Herz!

---

29. August 1837.

Mein Zustand ist sehr maßleidig und grämlich. Mich freut eben gar nichts, und ich wollte, es wäre alles vorüber.

30. August 1837, 11 Uhr.

Meine Geschäfte nahern sich gottlob ihrem Ende. Diese mechanischen Anstrengungen haben auch ihren Anteil an meiner Verstimmung, die ans Unerträgliche grenzt. Es wimmelt mir im Kopf von lauter Buchstaben. Lieber mocht' ich Holz hacken. Ich bin auch ganz dumm von der elenden Plackerei. Meine Gesundheit hat was Schleichendes angenommen, eine tückische Schwäche. Ein Spaziergang ermüdet mich schon, wenn er eine halbe Stunde währt. Es ist hohe Zeit, daß ich bald reise. Die hiesige Luft ist so drückend qualmend; das ganze Thal ist wie eine große Badstube. Ein Windstoß ist Seltenheit. Höchstens gähnt die Luft ein wenig. Mattes Zeug

31. August 1837, elf Uhr.

Liebe Sophie, ich kann Dir heute nicht schreiben, was ich gedacht und gefühlt habe, denn mich plagt ein abscheulicher Kopfschmerz. Ich bin gar nicht wohlauf. Mein Körper ist sehr abgeschlagen.

1. September 1837.

Mein liebes Herzerl, verzeih, daß ich Dir heute nicht geschrieben habe, das heißt heute hab' ich geschrieben, aber gestern nicht.

4. September 1847.

Liebes Herz! wie geht's Dir wohl jetzt, während ich dasitze und mich in einem garstigen Unmut verzehre? Ein dumpfes, brütendes, und doch zugleich unruhig stachelndes Wesen hat mich seit einiger Zeit eingenommen, daß mir die ganze Welt wie verschimmelt vorkommt. Dieses Unbehagen ist bei mir so groß, daß es im Betragen gegen andre in Grobheit ausartet. Ich bin ein unerträglicher Mensch, auch mir selbst.

4. September 1847.

Ich habe Dir die letzte Zeit kein heiteres Wort, kaum ein freundliches geschrieben. Du kennst mich genug, um das zu entschuldigen. Der Unmut über unsre Trennung hat mir sogar das letzte genommen, womit diese für uns erträglicher werden kann, die Fähigkeit, Dir in der Ferne ein Wahrzeichen zu errichten, daß ich doch mit Dir lebe, weil ich Dich über alles liebe. Der Unmut ist der schlimmste Seelenzustand, weil er die Seele verdumpft und versumpft. Du kannst nicht glauben, wie dumm ich geworden bin. Ich kann über nichts reden, weil mich nichts freut und kaum noch etwas andres ärgert, als daß ich nicht bei Dir bin. Mit aller Voraussicht auf eine trübe Zeit der Trennung habe ich vor meiner Abreise von Penzing doch nicht geahnt diese Fülle von Verdruß und Trübsinn. Dazu erscheine ich mir noch als undankbar gegen meine Freunde hier, die ihr größtes Vergnügen in meiner Gegenwart finden. Weiß Gott, daß ich sie herzlich liebe; aber diese Liebe kann sich nicht geltend machen in mir zu dieser Zeit.

4. September, 11 Uhr abends.

Soeben habe ich den letzten Bogen meines Savonarola und den letzten meiner Gedichte korrigiert. Nun ist nur noch Inhaltsverzeichnis und Titel übrig, dann reise ich zu Dir, zu Dir, o Du mein Leben! Die lange, lange Zeit! Ich werde mich lange nicht erholen können von meinem Seelenzustand. Mir ist gar nicht wohl zu Mute.

5. September.

Ich kann Dir nichts schreiben heute, liebes Herz! und doch hab' ich so viel an Dich gedacht. Ich bin müde.

6. September.

Heute hab' ich an Max geschrieben. An Dich mag ich keinen Brief mehr schicken. Diese gezwungenen Wische heißen gar nichts. O, ein Wort aus Deinem süßen Munde ist mir mehr als alles Geschriebene der Erde. — Könnt' ich nur schon bei Dir sein; wenn ich an die 90 Meilen denke, graust mir.

7. September.

Ich bin mit meinen Arbeiten fertig und warte nur noch auf Cottas Zurückkunft, nach welcher ich sogleich abreise. O, wie freue ich mich auf Dich, o Sophie! wie viel hab' ich Dir zu sagen! Und doch werd' ich gewiß in der ersten Stunde des Wiederhabens nicht recht sprechen können. Das Herz wird, wenn es endlich wieder entfesselt ist, erst recht zusammensinken in seiner Wehmut.

8. September.

Uebermorgen reise ich von hier ab. Gott! wie freu' ich mich auf Dich, Herzerl, liebstes, schönstes Sopherl!

---

9. September.

Morgen früh fünf Uhr reise ich ab zu Dir mein liebes, liebes Herz! Es ist elf Uhr nachts, und ich bin vom Packen müde und von der Aufregung, wieder zu Dir zu kommen.

Auf der Heimreise.

Augsburg, 12. September 1837.

Der Eilwagen wartet hier vier Stunden ab; ich bin von der Fahrt in großer Hitze etwas ermattet, und doch brennt mir jede Stunde auf der Seele, die ich verzögern muß. O, wie hab' ich Deiner gedacht den ganzen Tag! Freudvoll und doch so bang. Ich fürchte mich fast dahin zu kommen, wohin mich doch meine ganze Sehnsucht treibt. Bist Du gesund? Hat Dich nicht jemand gekränkt? Mir ist, als ob mein Himmel auf dem Spiel stünde. Ich quäle mich selbst. Wie wirst Du mich empfangen? wirst Du grollen, daß ich Dir nicht mehr geschrieben? O, thu es nicht, liebstes Herz! Diese fremden berechneten Zeilen, die zwischen uns hin und her gegangen, haben ja doch nichts Gutes gestiftet. Das ist nicht unire Sprache; besser ist Schweigen und Stillsein, als laut werden und doch schweigen.

München, 13. September 1837, abends 10 Uhr.

Der heutige Tag bleibt mir ein wichtiger. Ich habe Franz Baader gesprochen. Ganz nach meiner Erwartung.

Ein großer, gewaltiger Denker. In einem stündigen Gespräche mit ihm wächst man um viele Jahre. Da steigen Gedanken auf! Der Geist wird einem größer, ganz fühlbar größer, um dem großen Gegenmann gewachsen zu sein. Sopherl! Du solltest mein Weib sein, und wir sollten den Martensen und den alten Baader in der Kost haben. Bist Du wieder eifersüchtig? O Herz, sei's nicht. Mit solchen Menschen werd' ich tiefer und klarer, und je mehr ich das werde, je mehr muß ich Dich lieben, Du, Du bist —

München, 14. September 1837, elf Uhr.

Den heutigen Tag verlebte ich beinahe ganz mit Baader. Er kam vormittags zu mir, aß bei mir, und blieb bis in den Abend. Es wurde viel und gut gesprochen, der Geist stand im vollen Safte.

Die Gedanken schlugen wie Hagelwetter herunter, es war ein tüchtiges Leben. Außer Baader aß noch der Baron zu Rhein bei mir, ein sehr gebildeter, artiger Mann, hiesiger Oberstudienrat. Baader ist mir sehr lieb geworden, und ich bin es ihm. Er will mir eine Abhandlung ausarbeiten und nach Wien schicken, die ich poetisch behandeln soll. Es ist dieses eine trilogische Darstellung des Verhältnisses der Sophia, des Logos (das Wort, Christus) und des Satans. O Sophia! Der alte Baader hat Deinen Namen so schön und feurig ausgesprochen, als müßt' er Dich kennen.

O Sophie! Du liebes, liebes Herz! — Morgen geht der Eilwagen nach Salzburg ab. Ich erwarte mit dem Stuttgarter Postwagen ein Paket, ohne welches ich nicht fort kann. Hoffentlich trifft es morgen früh ein, und ich reise mittags ab.

Gestern fuhr ich. Heute lieg' ich in Salzburg vor Langweile und verdrießlicher Ungeduld müd und öd. Morgen geht's mit dem Hauderer weiter, weil kein Eilwagen zu haben ist. Ich hoffe immer noch Wort zu halten und vor 20. bei Dir zu sein.

17. September 1847, abends in Lambach.

Ich bin unwohl von der Reise, und von einem Teil meiner Gesellschaft. Nämlich ein unerträglich gemein geschwätziger Kerl von Tabulettkrämer fuhr mit meinem Landkutscher und gellte mir die Ohren voll. Eine alte Bohmin, ein gutmütiges Ding, war der Gegenstand, woran sich der Kerl wandte mit seiner Plauderei. Er trieb es so fort durch mehrere Stunden; endlich fiel ich auf den Gedanken, den Kerl zu langweilen und vielleicht so zum Schweigen zu bringen. Der Vierte im Wagen war ein mir gegenüber sitzender Student. Ich erhob meine Stimme pathetisch und hielt dem Studenten eine lange sehr gründliche und philosophische Vorlesung über deutsche Prosodie: da begann der Krämer zu gähnen und endlich schlief er fest ein. Es ist jetzt acht Uhr, ich nehme noch eine Weinsuppe und lege mich dann nieder.

Ich bin sehr angegriffen schon während meiner ganzen Reise. O Sophie! wie schlägt mein Herz nach Dir!

19. September, morgens fünf Uhr in Linz.

Guten Morgen, Du mein liebes, liebes Herz! Möge es für lange das letzte guten Morgen! aus der Ferne sein. Wenn das Dampfschiff Wort hält, so halte ich's auch, und wir sehen uns noch heute. Um sieben Uhr fahren wir ab.

22 September 1837, abends zehn Uhr.

Heute warst Du wieder einmal recht heiter, liebe Sophie, und hast mir wohlgethan in meinem Herzen. Es freut mich, wenn wir unser Los vergessen und froh sind wie Kinder, die in einer Wüste spielen oder auf Gräbern; hier mit den todentsprossenen Blumen, dort mit dem leeren Becher; bis sie auf dem Grabe plötzlich ihre Verlassenheit merken und unbefangen weinen; bis sie in der Wüste auch durstig werden und nach einem Trunke schreien. O laß uns öfter solchen Kindern gleichen und uns gerne vertiefen in die frohe Vergessenheit, und wachen wir auf, so laß uns die Verlassenheit verschmerzen und den brennenden Durst! O Sophie! Du liebes, edles, süßes Weib! Schlaf wohl!

Am Abend vor Deinem Geburtstag 1837.

Mit Bewegung erwarte ich diesen Tag, der in meinem Leben wichtig geworden ist wie kein andrer. An diesen schönen Tag knüpft sich meine tiefste Klage und mein unermeßliches Glück. Es ist mein zweites Weihnachten. Deine Geburt wird hinauswirken über mein Erdenleben auf meine Ewigkeit. Ich habe die stärkste Gewißheit davon. Gott habe Dank für diesen Tag. Mögen wir ihn noch oft zusammen verleben. Ich bin durch Dich besser geworden. Du überschätzest mich, aber Deine hohe Meinung von mir ist mir heilsam, denn sie ist mir ein dringendes Gebot, mich ernstlich zu veredeln, damit ich nicht allzutief unter den Gedanken bleibe, die Du von mir hast. Der größte Lohn für alles, was ich noch erstreben mag, wird mir in Deiner schönen Seele blühen, und in ihr finde ich die bitterste

Strafe für jeden verfehlten Augenblick meines Lebens. Wie Du mir ein rettender und versöhnender Engel geworden bist, so auch ein strafender. Ich bin Dein mit allen meinen Hoffnungen, Wünschen und Werken. Ueberall wo ich Gottes starke Hand fühle, spüre ich auch Deine liebe Hand, und ich kann oft beide nicht voneinander unterscheiden. O Sophie! Du bist das Herz meines Lebens, es kommt von Dir und strömt zu Dir zurück. Ich bin ewig Dein.

28. September 1837.

Ich hatte Dich den ganzen Tag so wenig. Ich möchte alle Verbindungen verwünschen, die mich von Dir abziehen. Auersperg ist in einer so fatalen Lage, daß ich seine Unart gegen mich verzeihen und ihn mit einem Rat stützen muß. Er ist gebrochen wie ein Bündel zerknister Weinreben, die man in den Ofen schiebt. Es fehlt ihm der geistige Halt in dieser schlimmen Lage, weil ihm die geistige Heimat fehlt und er immer gewohnt war, vor den Stimmen des Ernstes ins Fleisch zu flüchten, dieses schlechte, verwesliche Asyl. Er dauert mich, weil, wenn er untergeht, ein schöner Funken mit ihm erlischt. — Du bist mir diesen Abend so schön erschienen in Deiner Heiterkeit und Liebe. O daß ich Dich verlassen mußte!

7. Oktober 1837.

Der heutige Tag war einer der schönsten meines Lebens. Mein ganzes Herz zuckte in seliger Wehmut vom Morgen bis in die Nacht. Du standest mir gegenüber mit Deiner unbeugsamen Zärtlichkeit, daß ich Dich verschlingen wollte und anbeten zugleich. Vergiß Du diesen Tag nicht, es war

wieder einmal recht gute Zeit in meinem Herzen, jeder Winkel meines Herzens war beleuchtet, ein schöner, festlicher, unvergeßlicher Tag. Ich möchte jetzt an Deinem Bette knieen und Dir auf die Füße weinen und sie tausendmal küssen, die Dich heute früh zu mir trugen an unsre liebe Bank, wo mein Herz so manchen seiner heftigen Schläge gethan hat, in Freud' und Schmerz. Ich erwartete Dich heute mit brennender Ungeduld, und die kleinen Blümchen konnten Dir nicht sagen, was ich fühlte, als ich sie Dir zusammenlas. Ich hatte nicht den Mut, Dir das Sträußchen zu geben, ich weiß nicht warum, ich ließ es liegen bis Du selbst es nahmst. O verzeih mir den flüchtigen Gedanken von neulich, die Erinnerung an meine Tage in Heidelberg. Nur ein leichter Wimpel flatterte zurück nach dieser Vergangenheit, während meines Lebens Anker wie immer festlag im festen Boden Deiner Liebe. Laß Dich nicht beirren, laß Dir das Liebevolle und Treuherzige, was ich Dir gesprochen in meinen besten Stunden, nicht aufwiegen von einem mürrischen Einfall einer bangen Minute. Doch ich verlasse mich auf Dich. Ich gebe mich Dir hin mit allen meinen guten und schlimmen Seiten, mach Du meine Rechnung, sie liegt in Deinen Händen, Du wirst mich nicht verlassen. Deine Schwelle ist die letzte, an der ich was begehre; von dieser wende ich mich nur noch an jene dunkle, über welche ich freudig schreiten werde, oder zögernd und klagend, wie es unsre Liebe will.

---

8. Oktober 1837.

Du hast den heutigen Tag, der auch ein schöner war, noch mit einer Unfreundlichkeit geschlossen. Als wir zum

Abendessen gingen, schnittest Du kalt und fast trotzig ab. Was war's? Ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß ich Dir heute noch manches schreiben wollte, was jetzt nicht mehr heraus will. Je glücklicher, desto empfindlicher. Mich beunruhigt der Schluß des heutigen Tages. Du fandest mein Gesicht falsch, als ich neben Dir saß, wie eine Katze, sagtest Du. Ich hoffe, Du sagtest es zum letztenmal, denn das ist ein Punkt, worin ich keinen Spaß verstehe, liebe Sophie. So hoch steht mir kein Mensch, daß ich es der Mühe wert fände, gegen ihn falsch zu sein; und hinwieder stehst Du mir zu hoch, als daß ich's könnte. Statt dieser herben und spitzen Worte hättest heute viel süßere und weichere bekommen, hättest Du mir noch einen freundlichen Blick gegönnt.

Es erweckt mir eine peinliche Empfindung, wenn ich auch nur im Scherz meinen Charakter gegen Dich verteidigen soll. Demütige mich nicht, auch nicht scherzend. Das ist eine Verletzung, welche immer Blut gibt, wenn sie noch so leise ritzt, welche aber selbst von Dir nicht geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte.

Du hast mich oft des Stolzes geziehen, und ich kann ihn nicht leugnen. Auch meine Liebe, so breit sie sich auch in meinem Herzen gemacht hat, konnte ihn nicht verdrängen, sondern verband sich mit ihm schwesterlich. Ich liebe Dich, weil ich auf Dich stolz sein kann, denn ich fühle, daß Du sehr edel bist. Aber mutwillig warst Du heute. Diese Nacht habe ich gewiß den Traum nicht wie in der vorigen. Als Du mir die Pfeifenschnur übergabst, hieltest Du Deine Finger so steif, als wären sie Dir gefroren gewesen. Recht kalt warst Du da. O Sophie!

14. Oktober 1837.

Wenn Kränkungen, deren ich bei meiner großen Reizbarkeit nur allzu empfänglich bin, mir das Verhältnis zu Deinen Angehörigen so lange verunstalten, bis die böse Empfindung verklungen ist, dann ist es immer das Schlimmste daran, wenn Du die Störung gleich auf unser Verhältnis beziehst und alles aufgeben möchtest. Ich müßte ein ganz andrer Mensch sein, wenn solche Dinge ohne Galle an mir vorbeistrichen. Das geht nun einmal nicht. Aber die fatalen Dämpfe ziehen ab, und es bleibt das Gute zurück. Das Gute aber ist der Charakter dessen, der mich beleidigt hat. Unarten sind ihm, wie jedem Menschen, in seinen verwickelten Verhältnissen angeflogen; ein gewisser leichtfertiger Uebermut mag sich bei ihm angesetzt haben, durch seinen vielen Umgang mit solchen Menschen, denen er nicht nur an äußerer Stellung, sondern auch an Verstand überlegen ist. Wird aber diese Eigenschaft an mir geübt, dann hat sie sich an den unpassendsten Gegenstand von der Welt gewendet. Ich bin von Haus aus so gemacht, daß ich mir keine Geringschätzung gefallen lasse; in meiner jetzigen Lage wird mir eine solche doppelt unerträglich, denn es überschleicht mich dabei jedesmal das Gefühl, als erlaube man sich dergleichen gegen mich, weil man sich einer gewissen toleranten Schonung gegen mich bewußt ist.

Das ist die Quelle meines ätzenden Aergers. Liebes Herz! Laß Dich nicht beirren und glaube nicht gleich an den Tod meiner Liebe, den Du nicht erleben wirst.

20. Oktober 1837.

Ich möchte gleich jetzt sterben. Mir ist ganz so zu Mute, als wäre ich reif dazu. In mir ist ein Aufruhr. Mein Leben ist mir äußerst verdächtig, es will mich an einem langsamen Feuer braten. Mein Leben ist tückisch, ein Verräter. Warum haben wir uns kennen gelernt? Um uns an einander zu üben, zu betrüben? Finden wir es erst drüben?

21. Oktober 1837.

Deine Worte von heute abend sind wie Balsam in mein Herz geflossen. Ja, Du liebes, edles süßes Weib, unser gemeinsames Leiden soll uns heilig sein. Ich schmähe diese Stunden nicht und ich bereue nicht, Dich gefunden zu haben. Solche Stunden bestürmen das Herz zugleich mit einem Uebermaß von Lust und Leid, daß das verwirrte nicht weiß, ob es bluten soll oder lachen, und verzweifeln möchte in seinem Himmel; aber sie sind die besten meines Lebens. Hätte ich Dich nicht gefunden, so hätte ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, die es wert ist, daß mir mein Unglück das Liebste ist, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück vertauschen möchte. Ein Blick in Deine Seele ist nicht zu teuer erkauft mit dem schmerzlichsten, bis an meinen Tod fortgekämpften Entsagen.

25. Oktober 1837.

Ich erzählte heute, während Du fort warst, Deinen Kindern einige Märchen aus dem Stegreif, und sie fanden vielen Beifall. Die liebe Zoe horchte mit der gespanntesten

Aufmerksamkeit, sie war sehr vergnügt; nur ein paarmal, als die Geschichte etwas grausig wurde, bat sie mich schnell fortzumachen, weil sie schon wieder trübe Augen bekomme. Sie war allerliebst, Deine Tochter, und ich bemerke täglich mehr an diesem anziehenden Kinde, wie sie allmählich von der Liebenswürdigkeit der Mutter in sich gesogen hat. Ernst war sehr possierlich, indem er seine Gemütsbewegungen in allerlei Grimassen zu verbergen und zu verarbeiten suchte. Nach einer guten Weile entließ ich mein kleines Auditorium und machte noch ein Sonett. Darauf fuhr ich in die Stadt unter tausend Gedanken an Dich. Liebes Sopherl! Wann wird denn einmal Ruhe werden mit diesen Redensarten von einem Höherstehen, Herabziehen und dergleichen? Laß Dich doch einmal bekehren von Deiner Demut. Ist Dir die Schranke nicht genug, die uns ohnedies trennt, daß Du mutwillig noch eine Scheidewand dazu brauchst? Wenn Du mich immer so fremd Lenau nennst, so werde ich mich gar nicht mehr so nennen, sondern bloß Niembsch.

29. Oktober 1837.

Ich war heute den ganzen Tag traurig, und jetzt beim Schlafengehen bin ich es am meisten. Könnte ich machen, daß ich durch Dein Leben nur so wie ein Zugwind gestrichen wäre, ich würde vielleicht wünschen, daß dies meine letzte Nacht sei. Aber Du würdest klagen, vielleicht noch lange, denn ich habe tief in Dein ganzes Leben eingeschnitten, Deine schlimmsten, wie Deine besten Stunden kommen von mir, und die meinigen kommen von Dir. Glück und Unglück haben uns enge zusammengebunden, wir müssen's austragen bis ans Ende. Dieses Band darf nie zerreißen. Es

soll auf Erden nichts Festeres geben als unsre Liebe. In dieser Festigkeit behauptet sie ihre Rechtfertigung und Heiligung. Ich bin vollkommen Dein eigen. Störung von außen und hier und dort ein Verdruß von innen dürfen mir mein Gefühl nie wanken machen. Darunter kann mein Herz leiden, aber nicht meine Liebe. Diese ist tiefer als mein Herz. Sie wurzelt durch mein Herz hindurch in Gott, der uns halten wird. Manchmal ist mir die Verzweiflung nahe, aber sie wird mich nicht fassen, weil Du so gut bist und edel. Das hebt mich immer wieder und freut mich. Gute Nacht, meine liebe Sophie!

1. November 1847.

Ja, Du herziges Herz! Du bist die höchste Gewalt für mich. Du bist nicht machtlos; Du hast als meine Königin mein Leben in der Hand. Ich habe das Wagstück einmal gethan, mich mit Leib und Seele einem Weibe zu verkaufen, und dabei bleibt's. O, Du bezahlst gut! Heute abend hat wieder der ganze Himmel Deiner Seele auf mich geleuchtet, der ganze! Gottlob, Sophie, daß so etwas nur ich zu sehen bekomme; denn wer es sonst sähe, müßte Dich auch lieben, und wir würden uns vor Deiner Thüre totschlagen. So wie Du, blickt kein Weib mehr auf Erden. Und vom Auge geht es aus und verteilt sich auf alle die schönen Züge, wie eine Ueberschwemmung von Seligkeit. Du warst heute rasend schön und lieb. Wärst Du da! o wärst Du da!

21. November 1847.

Mir geht es wie Dir. Was kann ich schreiben? Nach einem solchen Sturme von Freude mit schwachen Worten

herumfächeln, was heißt das? Aber dies Blatt sollst Du aufbewahren, daß es Dich in einer fernen künftigen Stunde mahne an eine vergangene sehr schöne. Sie ist vorüber wie eine himmlische Erscheinung. Mein Herz zittert noch. Ich liebe Dich unaussprechlich. Vergiß diese Stunde nicht. Sie wiegt alles tausendfach auf, was mir gelitten. Wenn ich Dich auch nicht ganz haben durfte, so hatte ich doch mehr, als meine schönsten Träume jemals für möglich hielten. Wie reich bist Du! wieviel kannst Du geben, wenn Du noch so viel zurückbehältst! Und gabst Du mir auch alles, so wär's doch nicht alles, ich fände immer neue, tiefere Hintergründe Deines zauberhaften Wesens.

---

27. November 1827.

Das Gespräch mit Deinem Vater habe ich heute sehr notdürftig und lahm geführt. Ich konnte ihm nicht die Aufmerksamkeit zuwenden wie sonst. Es trieb mich auch früher fort. Ich fühle mich sehr abgeschlagen. Alle meine Gedanken sind morsch und reißen mir ab, sie sind mürb geweint wie verwittertes Tauwerk, und meine Segel hängen schlaff. Das süße Gespräch mit Dir hat nur flüchtig geholfen. Mir ist wieder bang um's Herz.

---

28. November 1827.

Diese Niedergeschlagenheit ist anhaltend. Der Gedanke an Deinen Zustand will mich nicht verlassen. Er überzieht mir alles mit einem dicken Nebel. Als ich heute bei Deiner Mutter war, kam mir mein Gedicht sehr schlecht vor. Nur mit Anstrengung ging es weiter. An meine neue Arbeit mag ich auch nicht denken. Diese Hoffnungen erscheinen mir

wie gemeine Mörder. Es ist nur allzu verständlich. Banquofeit ist der sklavische Zustand. Wenn es noch ein gesunder Blitz wäre, der meinem Hause drohte: er schlüge herunter! Aber dieses heimlich heranschleichende Unwetter, vor dem ich fürchte, verletzt mir jeden Schritt und erfüllt mir das Herz mit Grauen und Entsetzen.

Sophie! Sophie! Jetzt fühle ich ein, wie ich Dich liebe. Es wäre eine abscheuliche Undankbarkeit, wenn Du nicht das Aeußerste thätest für Deine Rettung. Du hast mein ganzes Leben und Wirken an Dich gebunden. Manches ist in Deine Hand geliefert. Bedenk es. Es ist keine Galanterie, wenn ich Dir sage, daß ich ohne Dich nicht leben kann. Es ist voller Ernst. Der bloße Gedanke an Deinen Tod vergiftet mir die Welt. Ich habe meine Leidenschaft für Dich großgezogen, ich ließ sie ohne alle Hemmung heranwachsen, es wäre mir frevelhaft gewesen, wenn ich mich nicht mit meinem ganzen Leben in dieses Gefühl gestürzt hätte, denn meine Liebe war meine Rettung und mein Heil. Jetzt aber steht sie mir so gewaltig gegenüber, daß ich erschrecke. Ich habe mich daran gewöhnt mein Bestes und Heiligstes aus ihrer Hand zu empfangen. Meine Frömmigkeit ist vielleicht noch ein Kind, das ohne diese Mutter nicht leben kann. Erhalte Dich. Es ist viel an Dir gelegen. Wenn ich sterbe, so verlieren ja auch Deine Kinder einen treuen Freund, der ihnen vielleicht einst willkommen wäre. Doch Du müßtest mich nicht lieben, wenn Dir mein Schmerz allein nicht genug wäre, um Dein Herz für meine dringende Bitte zu gewinnen. Schone Dich, bitte Du! Schlaf Dich aus. Brauche alles, was Du verordnet ist. Trag den Arthur nicht mehr. Reize Dich nicht über Deine Dienstboten. Reizere Dich gar

nicht. Besonders nicht über mich, denn das schadet Dir am meisten. Freue Dich recht an Deinen Kindern. Bete öfters. Denke, was wir doch haben, wenn wir auch nicht alles haben dürfen, und sei froh darüber. Liebe mich ewig, denn es ist heilsam und lebenserhaltend, ein ewiges Gefühl im Herzen zu tragen. O Sophie! liebstes Herzerl! wenn nur das Theater schon aus wäre

---

6. Dezember 1817.

Dein Schreiben hat mich sehr erfreut. Möchtest Du doch jeden Tag schreiben. Ich soll Dir's gleich sagen, wenn die andre einen Eindruck auf mich macht, Du würdest Dich dann trösten mit der Erinnerung an unser gestorbenes Glück? Wäre Dir das ein Trost? Denke ich mir einen solchen Fall bei Dir, so wäre mir jede Erinnerung an unsre Vergangenheit ein Dolch, der mir Gegenwart und Zukunft tödlich verwundete, es wäre ein Groll, den nichts auf Erden versöhnen könnte, ich würde Dir unsre Vergangenheit nachwerfen, indem ich von Dir schiede. Dein Herz wäre mir unheimlich, und ich würde an ihm vorübereilen, wie der Wanderer an der Räuberhöhle, wo er geplündert worden. Die andre wird keinen Eindruck auf mich machen. Mein Gefühl für Dich ist zu sehr mit meinen größten und heiligsten Angelegenheiten verwachsen, als daß es sich verdrängen ließe. Dieses Gefühl steht im Schutze meiner Ewigkeit. Ist Dir anders zu Mute? spürst Du in Dir eine Möglichkeit des Abfalls, daß Du sie so leicht bei mir voraussetzest? — Ich soll Dir nicht aus Mitleid treu bleiben? Was ist eine Treue aus Mitleid? ist sie nicht gerade der schändlichste Verrat, weil sie ein verfeinerter Verrat ist? Das ist ein Undank. Diese

Äußerungen haben mich freilich nur insofern erfreut, als sie mir Deine Aufrichtigkeit zeigen; aber sehr schön sind die Worte Deiner Genügsamkeit und ruhigen Ergebung, da kann ein Jüngerer viel lernen. Lebe wohl. Ich eile zu Dir.

[illegible] Dezember 1817.

Meinen eigenen Herd zu haben und meine eigene Familie, der Wunsch, meinst Du, konnte plötzlich in mir erwachen und mich empfänglich stimmen für die Liebenswürdigkeit u. s. w. Was den Herd betrifft, den mag ich nicht, wenn nicht Du meine liebe Hausfrau bist, und was die Kinder betrifft, die mag ich nicht, wenn nicht Du sie mir geboren hast. Wie oft soll ich Dir denn noch wiederholen, daß alle solche Wünsche nur durch Dich einen Sinn haben für mein Herz? Eine Stunde, wie gestern abend, ist mir mehr als Haus und Hof und Herd und Kinder mit einer andern, oder, wie Du sagst, mit der andern. Ich habe Deinen Zettel wieder gelesen. „Du bist mir verfallen" heißt es darin. Das Wort hat mich sehr freudig erschüttert. Es ist mir, als hätte mir der Himmel gesagt, ich sei ihm verfallen. O, halte fest an Deinem Glaube, wie die Welt Dein gutes Recht nennt. Aber ich werde Dich auch nicht loser fassen, darauf kannst Du Dich verlassen. Der Meier hat Dich in seinen Krallen, Du mußt schon mit ihm fahren, denn läßt er Dich aus, so fällst Du Dich wund oder tot. Es ist kein Scherz mit einer solchen Kralle zu treiben.

Du hast es endlich herausgebracht, daß Du gerade recht bist für mich. Daß Dein kleiner Arthur verhalten mußte, und Dir endlich zu dieser Erkenntnis verhalf, ist freilich ganz [illegible]; doch ist mir's am Ende gleichviel, auf welchem Wegen

Du dazu gelangt bist, wenn es nur einmal recht unerschütterlich feststeht in Deiner lieben, schönen Seele, daß wir zusammengehören. Ich geb' es sogar zu, daß Du in gewisser Weise mein Kind bist; Du mußt mir dagegen auch zugeben, daß ich ebenso Dein Kind bin. Du verstehst mich. Wenigstens sind Empfindungen in mir, früher unbekannte, die Dich als ihre Mutter begrüßen und immer als solche hoch in Ehren halten werden. Und so wäre denn die Gleichheit zwischen uns wiederhergestellt, gegen welche Du Dich so gerne auflehnst. Der einzige Abstand ist der, daß ich Dich mehr liebe, als Du mich. Ich bitte Dir gewiß nicht zuzeredet, daß Du mit einer Freundin nach Heidelberg wanderst und Deine Glut in der Glut des mißfarbigen schleichen Neckars[1] abkühlst. Warte nur, ich werde schon sehen.

11. Dezember 1811 (aus dem Tagebuch).

Sie war gestern abend über meine Entfernung so verstimmt, daß sie alle bisherige Rücksicht vergessend mit mir und Max kein Wort sprach und sich lieber seinen bitteren Bemerkungen aussetzte, als sich ein wenig überwunden hätte. Sie wollte mir zeigen, wie ich sie gekränkt hatte. Heute sagte sie mir, sie sei verzweifelt gewesen, was mir recht weh tut. Ich lege doch recht tief in ihrem Herzen, und ich bin über ihren Kummer von gestern darum am meisten erschrocken, ob sie nicht vielleicht glaubt, ich mißbrauche das Bewußtsein ihrer Liebe. Wenn ich es mißbrauche, so freute ich an meinem traurigen Mut; denn wie sehr ich meiner Sophie auch entfremdet scheinen mochte in den letzten Tagen meines

[1] Neckarau (Neckarg., Regierungsbez. Karlsruhe, Mannheimer Kreis).

kranken Körpers und Gemüts, jenes Bewußtsein war doch immer der Zusammenhalt meines Lebens, und mitten in meiner tiefsten Apathie hatte Zaphir nur ein lichteres Wort sprechen dürfen, und sie hätte mich in den lebendigen Schmerz gerissen aus meiner toten Stille. Die ungezählten glücklichen Minuten heute morgen haben mich wieder erhärtet. Nur eine Betrübnis hat mich den Tag durch begleitet, was sie sich wohl denken mag von meiner Unfreundlichkeit, diesen einzigen verständnisvollen Verliebten, einmal zahlig zu sein? Mich drückt der Gedanke oft peinlich.

Heute abend und seit bald' ich mir's doch eigentlich nie vorgenommen. Es war nur immer ein halber Wille. Kann ich es nicht wollen? will ich's nicht wollen? Sie hat mir nie mit einem Blicke gezeigt, daß sie mich wegen meines Unglaubens weniger achte. Das wäre das kläglichste Mittel. Niemand kennt mich wie sie, darum wäre mir ein Fallen in ihrer Achtung der schmerzlichste Verlust. Was sie von mir denkt, ist ein Teil meines Selbstbewußtseins, weil mich außer mir niemand kennt als meine liebe Zaphir. Darum hatte ich sie aber auch dringend um unbedingte Offenherzigkeit in diesem Punkte. Jede Täuschung wäre hier verhängnisvoll, weil sie später gewiß zu einem tragischen Ende führen müßte. Sie schläft, während ich schreibe. O, schlafe süß und erquickend, Du mein Liebling! Meine ganze Freude ein einziges zitterndes Blatt. Zieht mir Liebe, so ist für mich der ganze Wald tot und verloren.

Zaphir [...] (aus dem Tagebuche)

Wenn sie so lebendig wünscht, ich möchte ein Trauerspiel schreiben, so ist das vielleicht ein sonderbares, doch wahres Ge-

fluß ihres Herzens. Es wäre allerdings besser, ein Trauerspiel zu schreiben, als mein und ihr Leben schmutzig ins Tragische hinauszutreiben. Damit will ich aber nicht mein ungestümes, unheilvolles Betragen beschönigen und es gleichsam als einen ins Leben verirrten poetischen Trieb bezeichnen. Nein! diese zehrende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in jene alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich dem friedlichen Hause meiner Liebe ein wildes Tier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich verschrecken. So war es gewesen. Ich folge dem Rufe nicht. Ich bleibe bei Gott und meiner Sophie, die mich zu ihm geführt hat. Möchte sie doch diese Worte behalten und, wenn jemals wieder ein Aehnliches geschieht, nicht an mir verzweifeln. Ich bin diesen Augenblick völlig klar und schaue in mein Inneres. Hier aber steht es fest und leuchtend, daß ich ohne meine Sophie noch in der Wüste irre. Meine Liebe hängt durchaus mit meiner Religion zusammen. Ich kann die eine nicht aufgeben ohne die andre. Als ich die heftigen, unedlen, unritterlichen Worte gegenüber hatte, war mir, als sei ich vom Pferd abgestiegen; und diese Worte werden mir meine Sterbestunde verbittern. Sie waren eine Verleugnung meines Heils, eine Verwerfung meiner Seele, ein giftiger Anhauch gegen meine Wohlthäterin. Der schwarz eingefaßte Zettel, den sie mir abends gab, soll mich immer gemahnen an den schwarzen Rand des Abgrunds, in den mich meine Leidenschaft werfen

[1] Siehe: „Ich bin ein Tier aus jener Wüste" Einleitung zu den „Wanderjahren".

kann. Soll ich Dir alles sagen? Wisse, daß ich wirklich daran dachte, mir den Tod zu geben.

Es treibt mich die Liebe von einer Raserei zur andern, von der unglaublichen Freude zu verzweifeltem Unmut. Warum? Weil ich am Ziel der höchsten, so lang und heißerflehten Wünsche immer wieder umkehren muß, weil die Sehnsucht nie gestillt wird, wird sie irr und wild und verliert sich in Verzweiflung, und meine Liebe, ewig mit sich selbst im Streite, ewig sich selbst verkürzend und quälend, erwirft sich mit sich selbst und wird mir zur Pein, aus welcher ich mir in unglückseligen Augenblicken Erlösung wünsche. Das ist die Geschichte meines Herzens. Konnte ich es zu einer Seelenruhe bringen, daß mir das Bewußtsein meines gänzlichen Opfers, meiner entsagenden Schonung für Dich, zum Genuß würde, so wäre alles gewonnen. Aber noch ist mir das Opfer eine Qual, und ich kenne keinen Genuß als den einzigen, den ich stets wünschen und vor dem ich immer zittern muß.

1. Januar 1[illegible]

O, welch ein Abend! Heute hat sich mein Herz ganz geöffnet. Die jetzt unbekannte Wonnen haben mich überströmt. Ich bin in diesem Augenblicke selig. Ich habe keinen Wunsch, als Dir Freude zu machen. Ich möchte noch heute nach Penzing laufen und Dir Deinen Hund holen, weil Du ihn so gern hast. Herzerl! ich will morgen spazieren und alle Tage. Wie warm Du diesen Abend! O, nur ein paar solche Abende jenseits, so hat es mit dem Himmel seine Richtigkeit. Worin könnte denn auch die Freude dort bestehen, als daß wir noch immer lieben werden, als hier. Dank

Dir, Sophie, noch inniger! Mit Dir zu den Füßen Gottes ſitzen und Dich feſthalten, das wird das beſte ſein. Ich bin heute wirklich auch viel beſſer als geſtern, in ſolchen Stunden wachſen wir dem ewigen Leben zu. Ich bin ſehr glücklich. —

Du hätteſt mich nicht auffordern ſollen, daß ich heute Dir noch ſchreibe. Ich bin mißmutig über und über. Alle verlorenen Wünſche und Hoffnungen lagern ſich um mich herum, daß ich mit dem Kopf in den Boden fahren möchte, mich davor zu verbergen. O Sophie! Was helfen denn dieſe Verſe, die ich mache in meiner einſamen Werkſtätte? Unbefriedigendes Treiben! Wärſt Du mein Weib, ſo würde ich's beſſer machen, und was ich gemacht habe, gefiele mir auch beſſer. So aber ſcheint mir beides elend, ſo oft ich mir mein verfehltes Lebensglück recht lebhaft denke und mich dann durch mein Geſchick angewieſen fühle, in meiner Schriftſtellerei einen Erſatz für jenes zu ſuchen. Ich möchte meine Schriften mit Füßen treten, wenn ſie ſich einbilden wollen mich darüber zu tröſten, daß Du nicht mein biſt.

---

28. Januar 1838.

Wie wird doch all mein Trotz und Stolz ſo gar zu nichte, wenn die Furcht in mir erwacht, daß Du mich weniger liebeſt. Dein Herz iſt das Beſte, was ich habe, und ſolche Gedanken lehren mich zittern. Es war kein Scherz mit Amerika. Ich ginge wahrhaftig dahin und würde in meinem Waldverſteck den armen Reſt meines Lebens einſam verbrummen. Daß ich dann für meine Schweſter, meine Freunde und die Welt verloren wäre, das hätteſt Du verſchuldet, und das wäre meine Rache, o Du alsdann Falſche,

Heilloſe, Verruchte! Ich ließe bei meinen Lebzeiten ſchwerlich mehr was andres drucken als Straflieder an Dich. Die ſollten Dir dann furchterlich herübertönen, jedes Vergnügen ſtören, und liebteſt Du einen andern, ſo würden meine Lieder den Glücklichen vor Deinen Augen zu Staub zerreiben, denn groß würde ich mich Dir zeigen in meinem Zorne, daß jeder andre, der Dein Herz beſäße, neben mir elend herauskäme. O, nicht ungeſtraft dürfteſt Du den Frevel verüben an der größten Liebe, die je einem Weibe zu teil geworden. Wenn Du aber ſo zärtlich biſt, wie in den letzten Tagen, ſo ſoll es Dich nicht gereuen. Ich bin reich und kann Dich belohnen. Schau Dich um im weiten Kreiſe Deiner Bekanntſchaften, ob Du einen findeſt, der ſich an Herzenskraft mit mir meſſen kann. Seit drei Jahren ſteht mein Herz für Dich in Flammen, und Du kannſt mir kein Staubchen Aſche zeigen, das dem Brande entfallen wäre, weil hier kein irdiſches Material verzehrt wird, ſondern alles meine Seele dazu hergibt. Sophie! denke, was Du beſitzeſt, und ſei ſtark und ewig friſch in Deiner Liebe!

---

28. Jänner 1808, abends.

Die alte Zitrone läßt noch einige ſchwarze Tropfen. Wenn ich heute wirklich ſo miſerabel ausſah und es damit bald weiter und weiter geht, ſo werd' ich mit allem Eifer daran gehn, wenigſtens meiner Seele ein erträgliches Ausſehen zu geben. Das Altern iſt ein fatales Ding für einen Liebenden. Ich habe mich doch heute ſehr genau raſiert. Aber die Jahre weichen keinem Meſſer, ſie ſind ſelbſt eines und zwar das allerſchärfſte. Ei was! Ich gebe mich drein,

weil es nicht zu ändern ist. Nimm vorlieb, Herzerl! Da drinnen ist's nicht wie eine alte Zitrone; es sind da ganz frische, duftende Orangenwälder, in welchen Du Dich noch lange mit Vergnügen ergehen wirst. Weh dem ersten Blatte, das diesen Zweigen entfällt! Meine Liebe, schöne Sophie! und alles ist Dein. Der Ausruf von heute abend war nur Furcht vor dem üblen Aussehen, weil ich dachte, die große Seelenbewegung des Morgens könnte mich so gebleicht haben. In diesem Augenblick rührt sich mein Zahn wieder. Ich muß wieder nach dem Fläschchen greifen, dem stinkenden. Dann kannst Du sagen: er sieht aus wie eine alte Limonie und riecht wie eine alte Kreosothütte. Sag' was Du willst. Im nächsten Sommer will ich mich schon wieder auffrischen.

---

28. Januer 1838, nachts.

Wenn ich einmal tot bin und Du liesest meine Zettel, so wird Dir das Herz wehthun. Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Nest fliegt. Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen. Aber es darf mich ja niemand kennen als Du. Kennst Du mich aber? Du kennst mich nicht, und wenn ich Dir noch viele schreibe, so kennst Du mich doch nicht, bevor ich tot bin. Warum nicht? Du sagtest neulich, ich sei jeden Tag anders. Wenn der Wind von Osten weht, oder von Westen, oder wie er sich wenden mag, ist es nicht immer dieselbe Luft? Und doch kennt mich niemand wie Du. Ich kenne Dich auch nicht. Ich spüre nur so etwas von Dir. Aber was ich von Dir

spüre, ist mir lieber als alles, was ich in der Welt kenne. Ich thu' nur immer einen Schluck aus Deinem tiefen, süßen Wesen, und das ist genug, mich zu berauschen.

---

8. Februar 1808.

Ich möchte sie Dir erhalten können diese Freudigkeit. Wir wollen nicht viel von ihr sprechen, denn sie ist gar scheu und flüchtig immer gewesen. Es gibt Tage, wo das Herz durchsichtiger ist als gewöhnlich. Solche waren unsre letzten, und Du hast bei mir und ich habe bei Dir nur klarer gesehen, was in uns vorgeht. Es ist ein stilles, heimliches Thun und Schaffen in meinem Herzen, als ob die Seele sich sorgfältig einrichtete mit Liebe für ihre ganze Zukunft. Das arbeitet fort Tag und Nacht, im Wachen und Träumen. Und so geht es auch bei Dir, und wir werden vielleicht einst erschrecken, wenn wir den ganzen Schatz an Liebe überblicken, den die treue Seele im stillen gesammelt hat. Ich kann nicht anders glauben, wenn ich wie z. B. heute klar hineinsehe und gewahre, wie seit einiger Zeit alles sicherer, fester, verwahrter, inniger und schöner geworden ist. Das sind die heimlichen Thaten unsres unsterblichen Teils. Keine Abnahme! kein verlorner Frühling und baldiger Herbst. Hier muß der Samstag nach dem Sonntag kommen. O Sophie! Wenn wir zusammen alt werden, so werden wir immer jünger.

---

5. März 1808.

Ja, es ist ein großes Glück für einen Dichter, eine solche Geliebte zu haben wie Du. Du bist mein bester

Umgang, meine Liebe, mein Ruhm, meine Kirche, alles in einer schönen Gestalt. Täglich fühle ich es versöhnender und beruhigender von Dir herüberwehen in mein Herz, und mein ganzes Wesen befestigt sich in Dir. Darum lief es mir heute abend so kalt über den Rücken bei Deinem drohenden Lächeln. Aus diesem Besitze hinausgeschlagen zu werden, wäre die Vollendung eines ewigen Kummers für mich. O, es kann nicht sein! Wenn Dir einmal meine Liebenswürdigkeit verdächtig wird, so denke weniger an sie, als daran, wie mein Leben mit allen seinen Fäden an Dir hängt und von Dir lebt, dann wirst Du gesichert sein vor jedem Abfall. Wäre ich mit Dir allein auf einer öden Insel, ich würde mit dem gleichen Eifer arbeiten wie jetzt, Du würdest mich ja hören. Du könntest mir alles ersetzen, was auch jetzt nur einen Wert für mich hat, solange Du mich liebst.

Freitag nachts.

In der bangen Erwartung so baldiger Lostrennung von Dir ist mein ganzes Wesen weich geworden. Die schnellen sechs Monate gehn vor unsern Augen unter mit allen den schönen lieben Abenden. Alles hin und vorbei. Manche böse Stunde war wohl mit eingeflochten, aber in meiner Erinnerung kann sie Dir doch nur zum Vorteil und mir zum Vorwurf bleiben. Aus allen Störungen, Mißverständnissen und Kränkungen ist Deine Liebe ungeschwächt und sieghaft herausgekommen, und sie erscheint mir nur um desto bewährter. Was mit den nagenden Anklagen gegen mich selbst zurückbleibt, das will ich in meiner Einsamkeit verwinden, so gut es geht. Ein Gedanke muß mir durchhelfen; das ist die redliche Gewißheit, daß mir immer

nur meine Leidenschaft einen Streich gespielt, so oft ich Dir weh that. In keinem Augenblick bin ich gegen Dich erkaltet, darum wurde ich, wenn Du es gegen mich schienst, manchmal zu kränkender Heftigkeit hingerissen. Bei ruhigerer Seele denke ich mir wohl öfter: das liebe junge Weib hat auch ihren Mutwillen, und ihr Uebermut, aus dem Bewußtsein ihrer Liebe und Gewalt entspringend, sollte mich freuen statt verletzen, weil sie dadurch ein kindliches Vertrauen auf mein Herz ausspricht; allein ich nehme alles was von Dir kommt, so hoch und ernsthaft und buchstäblich, daß mir Deine harmlosesten Neckereien wichtig und unheilverkündend vorkommen. Ich verstehe zu wenig Spaß in der Liebe. Gelt, ich bin doch zu alt für Dich? Ich kann nicht mehr scherzen mit Dir; mir wird alles gleich blutiger Ernst. Das ist heiß und eckig und alt, ich weiß es recht gut.

Als Du heute die fatalen Abschiedskissen herabtrugen ließest, ward ich traurig. Wie Särge unsrer schönen Zeiten stehen sie draußen vor meiner Thür aufgerichtet. O liebe Sophie!

Nachts zwölf Uhr.

So lange saß ich im Gasthaus; war aber nicht imstande, dem guten Schwind zum Abschied ein freundliches Wort zu sagen vor übergroßer Verstimmung und Traurigkeit über den Abschied von Dir, der mich morgen treffen soll. Ich werde es nicht lange aushalten in diesem Zimmer; die ganze Wohnung wird mich zu schmerzlich an Dich gemahnen.

Der heutige Tag war schlecht. Der Frühling heißt diesmal gar nichts für mich; meinethalben können die Kanzen alle Blätter abfressen. Mein Laub fällt morgen

ab. Es ist wie ein Sterbetag. Du hast mich eigentlich doch recht unglücklich gemacht.

---

7. Mai 1830.

Als ich die Vorthüre aufsperrte und in die stille, verlassene Wohnung eintrat diesen Abend, erfaßte mich's wie in Stuttgart, wenn ich nach dem Abendessen in mein Zimmer kam und Dir noch ein paar Worte schrieb. Morgen erwache ich wieder einsam, höre weder Deine liebe Stimme vor meiner Thüre ertönen, noch Deine Schlüssel klirren, die mir so oft Dein Herannahen verkündeten. Wie tief hat sich doch alles mir eingeprägt, was Dich umgab. Mir ist, als hätte ich eine Ewigkeit mit Dir zusammengewohnt, und doch wieder sehe ich auf den letzten Winter zurück wie auf ein kurzes, seliges Stündlein. Du spürst vielleicht jetzt auch zum erstenmal alle die Stellen schmerzlich, an welchen Du mir angewachsen bist, die Fäden unsres Verbandes merkst Du jetzt erst recht empfindlich, weil unser Schicksal daran gerissen hat. Wie es kam und noch kommen mag, unsre Liebe und unser Unglück wird sich davon nähren und stärken. Wenn ich sage, daß wir uns treu bleiben, so ist das eigentlich unpassend gesprochen. Treue ist nicht mehr ausreichend für unsern Zusammenhang. Treue ist ein freiwilliges Beharren bei einem andern; ohne welche aber das Herz nicht mehr leben kann, dagegen ist es mehr als treu. Du verstehst mich schon, liebe Sophie! Du denkst auch so. Gute Nacht, Liebste! Schönste! O, wie haben Deine Augen gestrahlt, als Du mich heute kommen sahst. Ich hatte keinen Blick mehr für den ganzen schönen Frühling. Du Allerschönste!

[illegible] Mai, abends.

Heute ist es erst zehn Uhr, und doch bin ich schon viel müder und weniger aufgelegt, zu schreiben, als gestern. Dieser Tag war auch armselig gegen den gestrigen. Die vielen Menschen, die beständige Unruhe haben etwas höchst Ermüdendes und Verstimmendes. Jedes geht seinen eigenen Weg, der aber oft den unsrigen durchkreuzt und uns die liebsten Worte abschneidet. Wenn dieser Tage ein Hagelwetter niederginge, wie würden alle klagen und jammern über die zerstörten Blüten, die keine Frucht ansetzen könnten; aber wie manches Wort, das wir uns sagen möchten, wie manche schöne Empfindung unserer Herzen durch das schonungslose Hereinfahren der Störenden im Keime getötet wird, daran denkt niemand; oder sie thun es wohl gar absichtlich. Die Menschen sind eben noch nicht weit vor in der wahren Menschenbildung, darum ist ihnen jeder Grashalm heiliger als ein Gefühl, worauf nicht der Stempel bürgerlicher Gültigkeit geschlagen ist. „Es ist halt nichts", mein Raubschütz hat schon recht, nur umgekehrt: Hier ist's halt nichts, dort muß es was werden. Schlaf wohl, liebes Herz! Ich müßte noch recht verdrießliches Zeug brummen, wenn ich weiter schriebe. Schlaf wohl, mein Herz!

[illegible] Mai, 10 Uhr abends.

Dein Traum in letzter Nacht war merkwürdig und mir ein schönes Zeugnis Deiner Liebe, die mit zärtlicher Teilnahme auch in meine traurige Vergangenheit zurückgreift, und auch dort mildern und versöhnen möchte. Deine Zeilen haben einen starken Eindruck auf mich gemacht, denn sie

gewährten mir einen Blick in Dein uneigennütziges, wahrhaft edles Herz. Schon als ich Dir im vorigen Sommer zu Penzing zuerst das unglückliche Geheimnis meiner Jugend anvertraute, wurde ich überrascht und gerührt von der schonenden und höchst zarten Weise, wie Du es aufgenommen. Dieser Traum zeigt mir, wie die bittre und verdüsternde Erfahrung meiner unbewachten Jugend in Deiner Seele fortwirkt und den Wunsch in Dir zurückgelassen, den alten Riß in meinem Leben zu heilen. Ich danke Dir innig für diesen Traum. Ich zähle ihn zu den teuersten Zeichen Deiner Liebe. Mit einer gewissen Beschämung muß ich Dir jetzt ein Geständnis ablegen. Eben heute nachmittag, kurz ehe Du mir Dein Tagebuch zeigtest, riefst Du einem Deiner Kinder, und ich dachte mir dabei: „wie ganz anders würde der Ruf mir klingen, wenn Du dies Kind von mir hättest! es bleibt mir doch immer, so lieb mir auch Deine Kinder sind, etwas Fremdes und Verletzendes darin, daß es nicht auch meine Kinder sind.“ Wie hast Du mich in Deinem Traume übertroffen an liebevoller Teilnahme! Es fügte sich seltsam, daß Du mir nach meinen genannten Gedanken, gleichsam unbewußt strafend, die Deinigen zu lesen gabst. Mir erschien dies Zusammentreffen als ein kleines sinnreiches Verhängnis, und ich werde oft daran zurückdenken müssen. Solche kleine Ereignisse gehören zu den feinsten und bedeutungsvollsten Zügen in der Geschichte eines Menschen und sind deshalb eigentlich große Ereignisse. Ich stand, als ich Deine Zeilen las, wie vor einem heimlichen unnachsichtlichen Herzensgerichte. Träume sind nicht Schäume, wenn man sie recht bedenkt. Du hattest recht, mit meiner Stimmung von gestern und heute unzufrieden zu sein. Ich hatte wieder eine Anwand-

lung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trotzes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eigenen Beine stellt. Mein Unglück ist entschieden und sehr folgerecht. Das hab' ich längst gemerkt und am empfindlichsten in unserem Verhältnisse. Hier steht mein Unglück seit vier Jahren mir unverrückbar gegenüber und zählt mir beständig alle die Freuden auf, die ich mit Dir hätte gewinnen können, und die auf immer für mich verloren sind. Meine verlornen Summen werden mit jeder Stunde größer, und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß. Wenn ich jemals von einem poetischen Plane so lebhaft und leidenschaftlich ergriffen werden könnte, daß ich darüber Deiner weniger zu gedenken schiene, so sollten Du an solcher scheinbaren Untreue eine Freude haben. Dies wäre für mich eine Kur an der ewigen Heilquelle, die mir neue Kraft ins Herz gösse, meinem Geschicke standzuhalten, und von der ich nur um so freudiger und liebeskräftiger heimkehrte an Dein liebes Herz. Neulich, als Dein Bruder Karl so freundlich in mich drang, eine Zeit bei ihm in Teschen zu verleben, unterstütztest Du seinen Wunsch, und ich sah, es würde Dir, wenn wir schon einmal getrennt sein müssen, eine Beruhigung sein, mich bei einem der Deinigen zu wissen. Das war sehr schön von Dir, liebe Sophie! Wenn ich aber einmal ganz ruhig, vertieft und glücklich mit den himmlischen Mächten verkehren könnte, wäre ich da nicht noch weit mehr und ganz bei den Deinigen? Noch ist aber wenig Hoffnung vorhanden zu einem solchen Ausflug. Die schmerzliche Sehnsucht nach Dir übt ihr volles Recht, und in diesem Augenblicke umgibt mich unsre stille,

ode Wohnung mit ihrer ganzen Traurigkeit. Gute Nacht, Sopherl!

Stuttgart, 22. Juni 1838.

Also wieder getrennt! Die Zeit eilt zwischen uns beiden dahin, uns beide beraubend, und was wir hier verlieren, ist unwiederbringlich. Ich bin äußerlich heiter und aufgeräumt; innerlich, das heißt in der Tiefe des Herzens, wohin die Stimmungen des Tages mir nicht reichen dürfen, da bist Du. Die Thüre ist hinter Dir geschlossen seit jenem achten November. Wie es da drinnen aussieht, weiß ich gar nicht. Dich aber seh' ich. Ich habe spät angefangen, Dir mein Wort einzulösen mit Schreiben, Liebe! Heute ist schon der 22 Juni, also vier Wochen, daß ich hier bin. Es hat mich öfter gezogen Dir zu schreiben, ich that es nicht. Es ging damit wunderlich zu. Zum erstenmal seit wir uns lieben, hat mich diesmal eine besorgliche Selbstschonung angewandelt. Ich hatte öfter die Feder genommen, Dir zu schreiben, aber es überkam mich eine seltsame Scheu, nicht herumzuwühlen in meinem Herzen, nicht heraufzubeschwören einen schmerzlichen Unmut, der mich zu weit hinausreißen könnte. Ich bin es wohl unsrer Liebe schuldig, mein Herz und damit mein Leben ein wenig zu schonen. Doch das ist es weniger als die Scheu vor einem Dämon, der manchmal anklopft. Ich bin heiter, wie es scheint. Ich habe Dir ja ganz lustige Briefe geschrieben, gelt, mein Liebstes? Weißt Du, was der Jäger einen hasenreinen Hund nennt? Ein hasenreiner Hund ist ein so wohldressierter Vorstehhund, daß er den Hasen wohl aufspürt, ihn aber, wenn der Jäger fehlgeschossen, nicht verfolgt, sondern laufen läßt. Der Vorstehhund darf

den Hasen nicht verfolgen, weil er dem Jäger immer zur Hand sein muß, neues Wild aufzustöbern. So gibt es eine Höhe des Kummers, auf welcher angelangt wir einer einzelnen Empfindung nicht nachspringen, sondern sie laufen lassen, weil wir den Blick für das schmerzliche Ganze nicht verlieren, sondern eine gewisse kummervolle Sammlung behalten wollen, die bei aller scheinbaren Außenheiterkeit recht gut fortbestehen kann.

Ich schreibe Dir heute noch weiter, obwohl es schon spät ist, um Dir noch gute Nacht zu sagen. Wenn auch meine Aufzeichnungen diesmal nicht so regelmäßig sind, wie früher, so soll doch die Summe meines Geschriebenen im ganzen nicht kleiner werden.

Dein letzter Brief ist für mich beruhigend, denn er zeigt mir Deine Ruhe. Ich kann Dich nicht anders wünschen als ruhig, denn nur die Ruhe kann Dich mir erhalten; ich muß Dich gewissermaßen verlieren, um Dich nicht zu verlieren.

Ich komme mir manchmal, auch gerade heute vor, wie ein verirrter und verspäteter Zugvogel, der es versäumt hat, sich dem Wanderzuge seiner Brüder anzuschließen, und dafür jetzt einsam herumflattert, in einer herbstlichen Fremde. Ich hatte Dir diesmal gar nicht schreiben sollen, denn es kann Dich mein Geschriebenes unmöglich erfreuen. Wer mit der Geschichte sympathisiert, muß, wenn er auch persönlich in die Hohlwege der Melancholie nicht hinabgestoßen wäre durch

plumpe Schicksale, er muß, sage ich, traurig sein auf jeden Fall. Verschwendung, Versäumnis, unwiederbringliche Versäumnis und Verfehlen der schönsten Anschläge — das begegnet einem Freunde der Geschichte überall in ihr und der Natur.

Man sollte gar nicht so hart sein gegen die sogenannten Konservativen, ohne sie früher geprüft zu haben. Auffallend ist es, daß die tiefsinnigsten Männer unserer Zeit wie Leo, Görres, Baader, Schelling u. a. ihre Arme nach rückwärts strecken, daß ihre Sehnsucht etwas Retrogrades hat. Bei solchen genialen Naturen ist es, meines Erachtens, die tiefste Achtung verfehlter göttlicher Geschichtsintentionen, was sie treibt, stromauf zu schwimmen. Sie spüren, daß die schaffende, gestaltende, webende Hand der Natur (und Geschichte, was eins ist) bei ihren feinsten und schönsten Geweben der Vorzeit plötzlich gezittert, daß ihr der Faden entfallen ist, und damit das Glück ganzer Völker und Zeitalter unwiederbringlich verloren gegangen. Da werden sie von ihrem schmerzlichen Instinkt gedrängt, zurückzugehn und den gefallenen Faden aufzusuchen und wieder anzuknüpfen. Das ist vielleicht der rührendste und tragischste Irrtum und Mißgriff großer Naturen.

Die Geschichte der Menschheit wiederholt sich konzentrativ in der Geschichte des Menschen. Ich spüre, was ich versäumt, verschwendet, verfehlt habe, und das ist mein Uebel.

Du bist mir erschienen als der schöne, volle, unergründlich schmerzliche Ausdruck meiner zerstörten Glückseligkeit. Versäumt, verloren! o Liebste! ich muß abbrechen. Mir schwindelt vor meinem Unglück, wenn ich mir recht vorstelle, was Du bist

Liebe! meine Briefe an Dich, das heißt meine Schreibereien in diesem Buche werden Dir nicht sonderlich gefallen. Nicht als ob Du keinen Geschmack hättest für meine Art zu philosophieren; allein Du liebst es nicht, daß ich von der allgemeinen Geschichte der Menschheit anhebe und, auf einem Umweg um die ganze Welt herum, erst zum stillen Plätzchen unsrer Liebe komme.

Mir ist diese Art jetzt angemessen; es thut mir wohl und es hat etwas Tröstliches für mich, wenn ich in meinem Privatunglück den Familienzug leie, der durch alle Geschlechter der armen Menschen geht. Mein Unglück ist mir mein Liebstes, weil es von Dir kommt, und ich betrachte es gerne im verklärenden Lichte eines allgemeinen Verhängnisses.

Ich freue mich unbeschreiblich auf unser Wiedersehen. Du wirst mich vielleicht anders finden, als Du erwarten magst. Laß Dich das nicht beirren. Ich habe wieder eine lange Zeit ohne Dich gelebt, und mein Leben hat unterdessen mehr in die Wurzel geschlagen, statt in Blüten und Blätter, die nicht recht hervorwollen, wenn Du nicht dabei bist. Dadurch hat meine Erscheinung verloren, und ich werde Dir mit einem gewissen Gepräge einsamen Wesens vor die Augen treten. Das plötzliche Wechseln meiner Zustände, namentlich meines äußern Gehabens war mir immer peinigend; ich lasse gern mein Herz ausklingen. Oft war dies die Veranlassung zu Kränkungen für Dich. — So mußte ich mich in den ersten Tagen und Wochen immer zusammennehmen, um nicht statt Emilie oder Julie Deinen Namen zu nennen; besonders wenn ich „liebe" sagen wollte. Ich habe diese

gewiß auch von Herzen lieb, aber mein ganzes Blut hatte noch die Strömung nach Dir, wie die Wellen der See nach einem ſtarken Winde noch lange nach ſeiner Richtung ſchlagen, wenn er ſchon nicht mehr da iſt.

So oft ich nach Stuttgart komme, finde ich mich für ein paar Menſchen abgeſtorben, die mir früher angenehm waren. Diesmal iſt mir's mit einigen Herren ſo ergangen. Ich muß mich dann gleichſam in meine eigne Fauſt nehmen und zuſammenhalten, wenn nicht meine ganze Artigkeit und Aufmerkſamkeit durchgehen ſoll.

Ich bin wieder in München. Uebermorgen ſehen wir uns. Daß Deine Mutter in Iſchl iſt, dürfte vielleicht unſer Zuſammenwohnen unmöglich machen. Wenn das nicht ſein kann, werde ich mich nicht lange dort aufhalten. In der ſchönen Natur wird mir unſer Zwangsleben beſonders drückend. Müßten wir in Iſchl auseinander wohnen, ſo wäre viel verloren. Ich zittre nach der Stunde, Dich wiederzuſehen. Heute träumte mir ſchon ſehr ſchön von Dir.

---

21. Auguſt 1818.

Ich ſitze allein in meinem Zimmer und möchte laut weinen, wenn ich Deine Stickerei auf meinem Stuhl anſehe. Weiß der liebe Gott, warum mir Deine Blumen den Hals ſo zuſchnüren. O Du meine liebe Liebſte! mir thut das Herz weh nach Dir. Heute hab' ich Deinen Brief bekommen und gleich beantwortet. Ich muß immer an Dich denken, alles andre iſt Nebenſache. Plage Dich nicht, um Gottes willen! es iſt ſicher mein Tod, wenn es Dir ſchlecht geht.

O Liebe! könnt' ich Dir zu Füßen fallen und Dich bitten, daß Du Dein Leben recht beachtest! Mir ist diesen Abend plötzlich unbeschreiblich bang geworden um Dich. O Du süßes liebes Herz!

21. August 1[illegible].

Meine Tage sind traurig. Du bist mein liebster und langster Gedanke. Immer schwebt mir das Bild vor, das mich an jenem Abend in Zichi so schrecklich erfaßte, als ich mit Dir auf dem Sofa saß und von Deiner Gesundheit sprach und von der Möglichkeit, daß sie eine schlimme Wendung nehmen konnte. Du hast keine Vorstellung, wie ich Dich liebe, und mir wird es erst klar, wenn ich daran denke, daß ich Dich verlieren könnte. Dann seh' ich mich in der Zukunft irren, als ein rettungslos Aufgegebener, und zusammenbrechen. O, es ist schrecklich, von den kalten, unerbittlichen Launen der Natur so abhängen zu müssen. Sie hat Dich so schön und lieb gemacht, und hat uns zusammengebracht, und wer weiß, wie lange sie Dich noch auf Erden läßt? Zitternd sah ich Dich in ihren Händen und kann Dich ihr nicht entreißen, wenn sie Dich fortführen will. O, wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß ich mich an Dich klammern könnte und sterbend bei Dir bleiben. O Liebe! Gelt, wir wollen uns im Tode aus allen Kräften gegen eine Trennung wehren? Wir haben ja schon unsern Himmel, wenn wir uns haben. — Wenn ich Dich sehe, bin ich viel ruhiger über Deinen Zustand, aber hier verfolgt mich's beständig. Wenn ich nur fort könnte oder Du bald kämst.

[illegible] September 1838.

Ich muß auf die Geschichte vom Einbäumel[1] noch einmal zurückkommen. Du lieseſt zuweilen mein Geschriebenes wieder, und vielleicht hält es Dich einſt von einer ähnlichen Waghalſerei ab, wenn es Dir ſchwarz auf weiß vor Augen ſteht, was und wie viel es war, was Du dort auf ein frevelndes Spiel geſetzt. Als mir Mikſchik[2] Deinen Streich erzählte, überfiel mich ein Gefühl, unbeſchreiblich bitter und vorwurfsvoll, als ſei ich an meinem ganzen Leben, an meiner Sendung zum Verräter geworden. Dadurch, daß ich beides in die Macht eines Weibes gegeben, die im ſtande iſt, mit Wind und Wellen darum zu wetten eines kurzen Vergnügens willen. Daß Du unſer Wiederſehen daran wagteſt, mag Dir unſre Liebe verzeihen; ſie thut es auch, weil ſie eine unglückliche iſt; daß Du aber meine ganze Zukunft und alles, was die Welt von mir zu erwarten berechtigt iſt, auf jenem Baum tanzen ließeſt, das, Liebe, gehört noch vor einen andern Richterſtuhl als den unſrer Liebe. Du haſt mich dadurch in einer Gegend meines Herzens verletzt, wohin keine andre Irrung oder Kränkung noch dringen konnte.

Es war keine Ausflucht für meine Unluſt am Briefſchreiben, daß ich Dir durch Mikſchik wiſſen ließ, daß Du in Iſchl keinen Brief von mir mehr erhalten werdeſt. Ich war ernſtlich ungehalten, und mehr als das. Zum erſtenmal, ſeit wir uns kennen, kam es mir, wenn auch nur vorübergehend, vor, ich müſſe die Sache Gottes und die Sache unſrer Liebe betrachten als zweierlei. Du haſt freilich in

[1] Schiff aus einem Baum gehöhlt.

[2] Der Bräutigam einer Schweſter Sophiens, Johanna. Er ſtarb als ſolcher ſehr bald. Lenau widmete ſeinem Andenken ein Gedicht.

jener Stunde des Leichtsinns, gedrängt von M., angelockt vom abenteuerlichen Reiz eines Wagnisses, und vielleicht getrieben von einem falschen Schamgefühl, nicht feig zu erscheinen, nicht gesehen, was Du thatest, aber im Falle des Unglücks wäre mein Schicksal darum nicht weniger verderblich gewesen. Nun ist es, gottlob! glücklich vorüber. Ich verzeihe Dir von ganzem Herzen, aber es thut mir noch immer weh. Je süßer und entzückender Du mir heute wieder warst, desto ungeheurer erscheint mir Deine Uebereilung. Dein seidenes Kleid war heute so schwarz und glänzend wie schwarzes Wasser, und sein Rauschen war mir unheimlich. Ich werde nichts mehr davon reden, Du hast mich heute sehr glücklich gemacht, meine liebe Liebe!

29. September 1858.

Mein Ring ist wirklich verloren, denn ich fand ihn nicht auf meinem Tisch, wohin ihn Deine Magd nach meinem Auftrag gelegt haben würde, wenn sie ihn gefunden hätte. Mir ist sehr leid darum. Ich habe ihn nicht getragen, um ihn nicht zu verderben oder zu verlieren, und jetzt ist er doch hin. Dieses verdammte Herumräumen! Hättest Du mich in meinem Zimmer gelassen, so wär' ich nicht so schändlich um Dein Andenken gebracht.

Das dicke Weibsbild hat den Ring auf den Boden gestreut vielleicht und ist mit ihren Elefantenfüßen darauf getreten und hat ihn zermalmt und dann verheimlicht. Ich kann Dir nichts weiter schreiben, ich bin zu ärgerlich. Schlaf wohl, mein Herz, mein schönes liebes, Du hast eigentlich eine Leidenschaft für solches Herumräumen.

30. September 1838.

Ich bin, Deinem Verlangen folgend, und erfreut darüber, daß ich doch jemand in der Welt habe, der um meine Gesundheit besorgt ist, zu Fuße hereingegangen, so lockend auch die Wagen an mir vorüberfuhren. Heute fühle ich mich viel besser, frischer und weniger leidend an meinem Uebel, das seit einigen Tagen in mir herumspukt.

Mikschik's Krankheit verfolgt mich beständig. Er ist zu redlich und zu glücklich in seiner Hoffnung, als daß man nicht fürchten müßte, er werde noch an der Schwelle seines Glückes niedergeschlagen werden. Das sind so die Genie-streiche des Schicksals.

Es geht außer dem guten Gesellen[1] noch ein schlechter, schadenfroher Kerl durch die Menschenwelt, und Rübezahl mit seinem neckischen Schabernack ist nur die launige Auffassung desselben; in seiner ernsthaften Gestalt ist er uns beiden auch erschienen. Daß gerade zuerst Max es war, der mich Dir zuführte, daß der verstorbene Fritz mich nicht in euer Haus gebracht, daß Max eben ein Dichter ist und soviel Interesse an mir gefunden hat als nötig war, um sich über manche Bedenklichkeiten hinwegzusetzen und durch schonende Duldung unser Unglück recht gedeihen zu lassen — das alles ist jener arge Kerl. Du sagtest mir heute beim Weggehen, daß ich mich vielleicht besinnen würde, Dich zu heiraten und dadurch meine Freiheit zu verlieren. O, meine Freiheit! Die ist schon sehr geschmälert. Ich habe in der Zeit unsrer Liebe meinen Willen vernachlässigt. Eine so abgöttische Scheu habe ich vor diesem Gefühl, daß ich

[1] Anspielung auf das Gedicht „Der gute Gesell".

jede Regung meines Willens dagegen, als eine verbrecherische, im Keime zurückdränge. Noch habe ich dem Sturm meiner Leidenschaft niemals ein ernstliches Halt! zugerufen. Thäte ich's einmal, so wäre ich gewiß ruhiger und gesichert. Zuweilen ist es mir vorgekommen, als schlummre eine Kraft in mir, die ich nur heraufzulassen brauchte, um mit einem Satze auf dem ebnen Boden der Freiheit zu stehen, aber mir graut davor. Fast satanisch erscheint mir diese Bravour, und doch steckt sie in mir, ich muß es bekennen. Du fühlst das auch, obwohl nur dunkel, und das ist vielleicht ein Teil der Gewalt, die Dich an mich bindet. Wenn Du Dich recht erforschest, so wirst Du finden, daß Du an mein Gefesseltsein allerdings fest glaubst, aber mich doch immer noch als Deinen freiwilligen Gefangenen hältst, während ich überzeugt bin, daß Du keine Willenskraft in Deinem Herzen birgst, Deine Fesseln zu sprengen. Wenn wir miteinander zerworfen sind, so möchtest Du mich verlassen wollen, aber Du kannst es nicht, ich könnte Dich verlassen wollen, aber ich mag es nicht, eben weil Du es nicht kannst. Das ist die mächtige Ohnmacht des Weibes und die ohnmächtige Macht des Mannes. Hierin liegt, wenn es Dir auch auf den ersten Anblick als eine Spitzfindigkeit erscheinen sollte, eine wahre tiefgreifende Verschiedenheit unsres Geschlechtes, und es ließe sich daraus eine ganze Theorie der Liebe entwickeln.

Es ist meine Lust, mich auf den ungestümsten Wogen der Leidenschaft herumtreiben zu lassen und mein Ruder in die Flut zu werfen und meine Arme lieber dazu zu brauchen, daß ich Dich recht fest an mein Herz ziehe, Du liebes, herrliches Weib!

Wenn ich aber auch weiß, daß Du mit Deinem Willen gegen Deine Liebe nichts vermagst, so fürchte ich doch zuweilen, es möchten die Bande, die Dich halten, von selbst erschlaffen, und Du solltest recht sorgfältig sein, den kleinsten Anlaß solcher Befürchtung von mir ferne zu halten.

31 September 1838.

Mit einem Satze auf dem alten Boden der Freiheit stehn, das macht Dich stutzen, liebes Weib? Was heißt diese Freiheit, fragst Du? Eine Erloschenheit des tiefsten und mächtigsten Gefühls meines ganzen Lebens konnte es nimmermehr sein, was ich mit einem gewaltsamen Entschlusse zu erzwingen im stande wäre. Was denn? Lies doch meine Worte genauer: „zuweilen ist es mir vorgekommen, als u. s. w." Wann war dieses zuweilen? Dann, wenn Du mich recht innerlich gekränkt oder aufgebracht hattest. Da ist mir allerdings manchmal zu Mute geworden, als wäre ich meiner noch mächtig genug, mich loszureißen und, wie sehr auch mein Herz bluten möchte, mich zu behaupten in einer finstern Einsamkeit. Das nämliche sagt Dir die Strophe:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel mit verschwiegnem Kummer
Auf immerdar den Rücken weist.

Was im Falle einer wahrhaften, erwiesenen und ungeheuern Kränkung mir möglich zu sein scheint, das hast Du heute genommen für das Vermögen, aus beliebiger Laune alles wegzuwerfen und zu vergessen, was mir das Liebste ist. Wenn ich ihm den Rücken wiese, wär' es immer noch mein Himmel, und wenn ich der Heimat mich entrisse, stünd'

ich immer in der Fremde. Aber ich wäre frei; mit welchen Wunden und auf wie lange? weiß Gott. Er weiß es auch, ob ich mich nicht täusche in meiner Selbstbeurteilung, ob ich im Falle einer enormen Kränkung nicht vielleicht anders handelte, als es jetzt meinem Selbstgefühl denkbar ist. Niederträchtig auf keinen Fall, gewaltsam auf jeden Fall, aber vielleicht in einer andern Weise. Wozu aber dieses mutwillige Spiel mit abscheulichen Möglichkeiten oder vielmehr Unmöglichkeiten; denn Du kannst mich gar nie so kränken, daß der Unhold herauf müßte, mir zu helfen. Nur so viel noch. Einen festen, inexpugnablen Punkt mußt Du mir lassen, die Kraft, in den Himmel oder in die Hölle zu gehen nach meinem Willen. Und wenn ich das nicht hätte, wär' ich Deiner Liebe gar nicht wert. Wir beide dürfen, weil wir zusammen eins sein sollen, nicht gleich sein, sonst wären wir nur ein Doppeltes. Was Dir fehlt, das muß ich haben und umgekehrt. Die grenzenlose und unbedingte Hingebung von einem Weibe darf nur der Mann annehmen, der etwas in sich fühlt, was sich schlechterdings behauptet, wenn es gilt. Jetzt, wo wir so innig zusammenstehen, erscheint mir ein solcher Entschluß grauenhaft und fast teuflisch, weil ich nicht Phantasie genug habe, mir ein Verhältnis zwischen uns zu denken, wo er an seinem Platz wäre, weil er mir jetzt bloß als ein dunkles Gedankending vorschwebt! Doch dann wäre er mir ein Engel, wenn auch der Todesengel aller meiner Freuden. Ich ließe mir die letzte Thräne von ihm abtrocknen und das letzte Lächeln von den Lippen wischen und ginge mit ihm weiter, bis wir beide müde würden und uns niederlegten.

5. Oktober 1838.

Sehr müde und angegriffen von den Bewegungen des heutigen Tages, will ich Dir doch noch ein paar Worte bringen, liebes Herz! Es hat heute wieder einmal tüchtig auf mich eingestürmt. Wie sie mir den Mikschik vorantrugen in seiner gelben Truhe, den freudigen rüstigen nach wenig Tagen, der jüngst noch dastand, als wollte er eine Welt von Freude, und, wenn es gelten sollte, eine Welt von Kampf und Leid auf seinen Schultern dahintragen, da erfaßte mich das Menschengeschick in seiner ganzen Traurigkeit. Und als sie den Sarg hinabließen und ich ihm noch drei Handvoll Erde nachwarf, that mir das Herz sehr wehe um den braven, treuherzigen Freund und um seine verlassene Braut. Wie leicht, wie bald die Erde auf die unerfüllten heißesten Wünsche eines Herzens fallen kann und alles, alles begraben, das hat man mir heute aufgeführt so augenscheinlich, daß sich in meinen Schmerz mancher bittre Fluch über mein Schicksal drängen wollte.

---

6. Oktober 1838.

Gestern habe ich Dir nicht mehr geschrieben. Ich blieb nach Deinem Wunsche zu Hause, legte mich bald und schlief sehr gut und sehr lange. Schnupfen und Husten sind zwar noch da, aber ich muß Dich heute doch sehen. Der gestrige Tag war ein ganzer Kerl. Du bist unermeßlich reich, denn Du hast die Mittel, mir ganz glückliche Stunden zu schaffen, und das hat die ganze übrige Welt nicht. Dein Strickkorbchen blieb auf dem Kleiderschrank stehen und grüßte mich heute beim Erwachen, und hundert schöne Erinnerungen stiegen daraus auf und bevölkerten meine Stube, viel süßes

Zeug durcheinander plaudernd. O Sophie! Ein mit Dir verlebter Tag, wie der gestrige, ist gar so köstlich; ich fühlte mein Glück heute nacht beständig durch meinen festen Schlaf hindurch. Das Altwerden ist noch keine nahe Gefahr. Wenn ein starkes Empfindungsvermögen Eigenschaft der Jugend ist, so bin und bleib' ich noch lange jung. Kein Zug Deiner Liebenswürdigkeit (ein so zahlreiches Gefolge diese Züge auch um Dich bilden) geht mir verloren.

19. Oktober 1808.

Ein heftiger Wechsel des Wetters schadet einem empfindlichen Körper, und es schadet einer empfindlichen Seele ein plötzlicher und gewaltsamer Wechsel der äußeren Zustände. Wenn sie, noch in Wonne zerflossen, plötzlich von eisigem Krampfe zusammengepreßt und schmerzlich geschüttelt wird, so ist Gefahr da, daß solcher Krampf in einen tödlichen Starrkrampf übergeht, aus dem sie nie wieder zur Freude erwachen kann. In meiner Seele ist von dem Wechsel der letzten Tage etwas zurückgeblieben wie eine Lähmung in dumpfer Wehmut. Ich bin darum nicht im stande, Dir zu erörtern, was, und warum, mich so gekränkt hat. Ich bin zu müde zu einem Vorwurf, wie zu einer Bitte.

23. Oktober 1808.

Ich muß mich in widersprechenden Empfindungen üben. Einerseits freut mich's, daß Max wieder da ist, denn ich habe ihn lieb, und er verdient es; dann wieder bin ich ärgerlich über den Zwang, den uns seine Gegenwart auferlegt. So wird uns in unserm ganzen Leben wahrscheinlich keine Freude ganz und rein werden, ohne bittern Boden-

ſatz und Beigeſchmack: daß ich meine liebſte Freude bis zum Grab unterm Mantel werde tragen müſſen, das iſt eben der wundeſte Punkt meines Lebens. Ich möchte doch einmal die ſchöne freie Sonne Gottes darauf ſcheinen laſſen. Eine ſolche Liebe iſt gewiß ein wertes Geſchöpf Gottes, und die arme Unglückliche muß immer nur Kellerluft atmen. Ich wundere mich über mich, daß ich manchmal noch fröhlich ſein mag. Aber es kommt auch noch unſer Tag; ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht verzweifeln und alles zerbrechen und hinwerfen will. Ich habe in frühern Zeiten an der Unſterblichkeit gezweifelt; jetzt lehrt mich die Not, mich an dieſen Glauben zu klammern. Der Gedanke des Todes wird mir immer freundlicher, und ich verſchwende mein Leben gerne. Der neuliche Abend, wo ich vor Schmerz im innerſten Marke zuckte, war wieder ein tüchtiger Ruck grabwärts. Ich werde der Sprache ordentlich feind und haſſe die Worte, daß ſie mit ihrer plumpen Unbeholfenheit und Stammelei ſchon ſo viel Leid zwiſchen uns gebracht haben. Halte Dich an mein Herz. Das iſt feſt, rein, unzweideutig und Dein. Wenn ein Ehrenmann aus Verſehen eine falſche Münze ausgibt, ſo wird niemand, der ihn kennt, ihn darum für einen Betrüger nehmen, und wenn mein Herz in heftigem Affekte ein falſches Wort hinwirft, ſo darf es darum bei Dir nichts verlieren. Gelt, liebe Sophie? gelt, liebſtes, ſchönſtes, beſtes Sopherl?

---

26. Oktober, abends in Kirling.[1]

Es iſt ſo vollkommen ſtill um mich her, daß ich die ferniſte Stunde meiner Vergangenheit ſchleichen höre da

[1] Kleines Dorf in der Nähe von Kloſter Neuburg.

drüben und hinten, wo so manches wandelt, an das ich nicht denken mag, weil ich fürchte, es wird so Schönes nicht mehr kommen. Als wir neulich zusammen über die Bastei gingen und Du von alten Zeiten sprachst, den Tagen Deiner Sehnsucht, da ward ich traurig. Ich muß, wenn uns der Frühling unsrer Liebe dahin ist, doppelt um ihn trauern, weil uns die Frucht des Sommers versagt geblieben. Wer weiß, ob der alte Zug der Sehnsucht in Deinem Herzen wiedererwachte, wenn uns das Zusammensein erschwert würde. Waren wir ja doch getrennt im letzten Sommer, und ich glaube, Dein Herz hat damals viel ruhiger gepocht als einst, wenn Du meiner gedachtest. Hat sich Deine Sehnsucht überwacht? ist sie des Weges müde geworden, wo kein Ziel erreicht werden kann? Hab' ich in Deinen Augen verloren und findest Du mich geringer, als Du mich einst glaubtest? Hat Deine Liebe wirklich eine Meinung und einen Verlauf? Solche Fragen kommen mir oft und machen mich dann sehr finster. Dann mag es geschehen, daß ein Wort und ein Blick von Dir mich ganz verstört und verwildert. Unsre Liebe war mir immer die heiligste Stätte meines Lebens. Alles was ich Teures habe und Liebes auf der Welt, das habe ich zusammengetragen in diese heimliche Kapelle; aber wenn ich darin eine einzige Scheibe trüb und abgestorben finde, so wird mir, als müsse ich den ganzen Bau zertrümmern. Nicht aufhören kann mein Gefühl, aber ich würde nicht zusehen, bis Deines verwegte, sondern Dir Dein Restlein erlassen. O Sophie! laß es nicht kalt werden! Doch, da hilft nichts. Laß es gehen, wie es geht. Nur nichts machen. Diese Gedanken sind Gift, und ein böser Geist hat sie in meinem Kopfe gemischt, wenn

sie nicht wahr sind. Ich will aufhören. Die Liebe soll aber mehr sein als das schönste Lied, das man sich bis zur Gleichgültigkeit hören kann, wenn's immer fortgeleiert wird, und endlich zum Ueberdruß. Ich will mir etwas Ewiges schon diesseits einrichten, sonst gibt es kein Jenseits. Thue ich darin einen Mißgriff, so ist's der schrecklichste. Küssest Du mich nicht für die Ewigkeit, so gilt mir Dein Kuß nicht mehr als der Knall einer Peitsche. O welch ein wildes Gewäsch!

27. Oktober, mittags.

Ich überlese meine Zeilen von gestern und finde sie ganz recht. Ist es nicht mehr wie einst, so ist es gar nichts. Wenn die Liebe nicht mehr Dein ganzes Wesen erfüllt, so ist sie fort; denn das ist ja eben die Liebe, daß sie dem Menschen nicht nur seine Brust, sondern die ganze Welt erfüllt, wie die Luft, die er atmet. Atmest Du eine andre Luft als ich, so lebst Du schon auf einem andern Stern, und Du bist der schauerlichen Strophe meines Gedichtes „am Rhein“ [1] schon verfallen. O, ich kann es nicht denken, ohne daß mein Innerstes zittert.

7. April 1839.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich heute nach meiner ungewöhnlich zärtlich weichen Stimmung am Vormittage, des Mittags in eine ebenso harte und feindselige geriet, daß ich bis auf einen Grad heftig wurde, der Dir, wie es schien, sehr mißfallen hat. Vielleicht hat sich meine Natur dadurch ins Gleichgewicht setzen wollen, viel-

[1] Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal so Mut.

leicht hat sie gefühlt, in welcher Hingebung etwas zu weit gegangen zu sein. Ich weiß recht gut, wie ich euch allen mißfallen habe und was Du mir heute noch sagen willst. Die gleichmäßige und indifferente Ruhe Deines Vaters bei Fragen über Leben und Tod des Geistes, dieses billige, entscheidungsscheue Lächeln ist es, was mich schon manchmal über die Schranken einer wohlgemessenen Konversation weit hinaustrieb. Weit voneinander ab sieben wir dann, Dein Vater und ich, und nicht selten ist dem einen wie dem andern sodann ein verletzendes Wort entfahren. Das hat Dich jedesmal unangenehm getroffen, und wird es noch manchmal. Ich will Deinem Vater hier keinen Tadel anheften, nur die Punkte unversöhnlicher Differenz in unsrer beiderseitigen Natur will ich bezeichnet haben, die sich nie berühren können, ohne daß wir feindlich auseinander fahren, bis die überwiegenden Punkte unsrer Verwandtschaft uns wieder zusammenführen. Ich muß schweigen oder zanken, wenn ich bei solchen Gesprächen auf jene Ruhe hoffe, deren Vergegenwärtigung mich in diesem Augenblicke schon wieder ärgert; jene Ruhe, die sich (wenigstens mir scheint es so) das Ansehen gibt, als stände sie hoch über beiden Parteien: der Partei Gottes und jener des Teufels. Gewiß ist das nur eine Manier meines vortrefflichen älteren Freundes, er nimmt es nicht ernsthaft damit; aber ich kann nicht dafür, wenn ich ganz und gar davon empört werde. Du hast mir für heute abend einen Hader angekündigt und bist dadurch selbst schuld geworden, daß mein zänkisches Wesen all das Freundliche von diesem Blatte verdrängt hat, was ich im Sinne gehabt und Du nun erst ein andermal wirst zu lesen bekommen. Wer weiß, wie Du mich heute noch ärgern

wirst, ich bin schon zum voraus bis auf Dich und kann Dir in so schlimmer Erwartung gar nicht schön thun. Das einzige was ich Dir noch sage, ist, daß Du mir mit jedem Tag liebenswürdiger erscheinst, und daß der Strichel* mir heute ein fataler Strich durch meine Rechnung war.

Kirling, 21. Mai 1820, abends.

In den sogenannten Pseudoklementinen, einer uralten gnostischen Schrift, fand ich gestern folgende Stelle: „Ist die Trennung schon hier schmerzlich, wie viel schmerzlicher wäre es, nach dem Tode getrennt zu sein!" — Der dies gesagt, weiß nun längst, wie er dran ist, und ob wirklich auf das Schmerzliche das Schmerzlichere folgt. Ich weiß es noch nicht. Vielleicht werden wir dann doch wenigstens voneinander träumen können, was uns hier nicht gegönnt ist. Ich träume jetzt viel von Dir. Mein Leben ist ein stilles Horchen, Sinnen und Sehnen und unablässiges Wühlen in meiner Seele. Ich habe mich ganz der Natur in die Arme geworfen. Das Wetter ist seit gestern, wie ich es liebe. Warm, regnerisch und gewitterhaft, abwechselnd mit hellen Stunden, in denen man immer schon den Regen spürt. Die Wälder treiben stark und dampfen von ihrer freudigen Arbeit. Es ist sehr lebendig in meinem Thal. Nebst dem frischen Bach wälzt sich hörbar ein reicher Strom des Lebens. Er soll mich aufnehmen und hintragen, wohin er will. Ich brauche Hilfe, denn ich bin krank. Die ganze Tünche fällt in der Einsamkeit hinweg von meinem We-

* M. hr. Mitschüler, der Hauptheld von Scheffels Schwarzer Johanna, wurde, wegen seiner schmächtigen Gestalt, scherzweise „Strichel" genannt.

schicke, ich sehe in alle Augen und Nüsse, und wo es flafft, da flafft es. Wenn das Unglück König ist über ein Leben, da soll man nur lieber gleich seine Herrschaft anerkennen, sonst kommt es und schafft dem Rebellen seine Gewalt gründlich ein zur rechten Stunde. — Ich will zu den alten Zauberern gehn, daß sie mich erleichtern; ich meine die Naturgeister. Ich sinke wieder ins Dämonische. Das dampfende Waldthal war mir heute so wohlthätig betäubend wie ein Zaubertrank, worin die Kräuter sieden, die unsichtbar machen u. dgl.

21. Juni 1809

Nach Deiner Abreise ging ich zu Max, um von Dir zu sprechen, aber hielt es nicht lange aus. Er war so zufrieden in der Hoffnung, daß Dir das Ischlerbad nützen werde, und ich war trotz dieser Hoffnung so traurig, daß ich ihn bald verließ, indem meine Stimmung für ihn nicht taugte. Den Vormittag trieb mich eine große Unruhe herum, durch alle Deine Zimmer, wo mir alles wehthat, was ich ansah; ich lief in der Stadt herum und fuhr nachmittags nach Kirling. Das half auch nichts. Mein Leben ist einmal krank und verdorben, seine schlimmste Eigenschaft ist, daß es noch so fest ist.

---

30. Juni 1809

Dein Brief hat mir recht wohlgethan, es ist schön, daß Du Deine Sehnsucht nach mir und den Wunsch, ich möchte nach Ischl kommen, so unverhohlen aussprichst. Ja, meine Sophie, Du hast recht; ich sollte meinen Adrigenossen die Ischler Bergluft zu atmen und die dortigen Gewitter

zu hören geben, besonders aber den belebenden Hauch Deiner Seele über mein neues Werk wehen lassen. Deine Schwestern machten mir auf der Landpartie ein schweres Herz mit ihren Fragen, ob ich diesmal gar nicht nach Wien komme, und mit ihrer Aufforderung, ich möchte es doch thun. — Wer hat Genie? kann es das Weib haben? Thörichte Frage. Der Mann und das Weib haben es zusammen. Ich habe nur mit halber Seele gearbeitet, solang ich ungeliebt war, und bin ich von Dir getrennt, so geht's wieder so. O mein Seelchen! wärst Du nur erst wieder da! — Die letzten Tage verginngen mir sehr unruhig. Das Spiel und Singen der Unger[1] machten auf mich die höchste tragische Wirkung. Seit dem alten Devrient hat mich im Theater die Luft aus jener Gegend nicht angeweht; gestern im Belisario kam mir von dorther ein voller Sturm herüber. Sie ist eine Künstlerin erster Größe. Auch im Umgang ist sie sehr liebenswürdig und gegen mich besonders freundlich. Ich war gestern nach dem Theater bei ihr, heute esse ich bei ihr zu Mittag. Du sollst sie kennen lernen

Stuttgart, 25. Februar 1840.

Die ersten drei Tage meines Hierseins verginngen, ohne daß ich Dir geschrieben; sie waren durch mein Unwohlsein und beständige Störung für jede gesammelte und geweihte Beschäftigung verdorben. Von heute an soll jeder Tag ein Zeichen festhalten, wie ich Deiner gedenke, o Du mein Liebes!

[1] Caroline Unger, Lyrische Tragödin, berühmte dramatische Sängerin.

[illegible] Februar 1780

Es wäre mir nicht möglich, den Bitten der guten Emilie,[1] daß ich hier bleibe, zu widerstehen, wenn ich nicht an Dich dächte und die Freude, Dich wiederzusehen. Wenn Du nicht wärest, ich bliebe ganz in Württemberg. Das Element ausgezeichneter allgemeiner Achtung, in dem ich hier lebe, hat etwas sehr Erhebendes und Förderndes, doch die Trennung von Dir macht mich zu einem traurigen Zeitvertreib. Gestern hab' ich mir unser Jöhler Liedel auf der Bratsche gespielt und in heißer Sehnsucht dabei Deiner gedacht. Die Albigenser, von denen ich mir oft denke, daß sie mich vielleicht gar für immer von Dir trennen könnten, sind mir darum eigentlich gleichgültiger geworden, und nur mit geringer Unlust mag ich darauf verzichten. Aus diesem Gedichte wird darum auch nie etwas Rechtes werden. Ich werde es gar nicht zu einem Ganzen runden. Montag Mittag, gleich nach der Trauung [illegible],[2] reisen wir wieder ab. Also in der nächsten Woche seh' ich Dich. Hoyberl! wie freue ich mich!

[illegible] Februar 1780, abends.

Tausendmal beweise ich Dir doch, daß mir die Korrektheit meiner Bücher weniger am Herzen liegt, als Dir Wort zu halten. Der Wiedereinfluß Deines Vertrauens ist zunächst meine wichtigste Angelegenheit. Denkst Du meiner auch oft? Hast Du mir geschrieben? Deine Antwort wird mich hier nicht mehr treffen, denn am 2. März reisen wir

---

[1] Reinhard

[2] [illegible], an der Stelle der Schillerschen [illegible] hat, in Anspielung [illegible] Schillerin gesagt

ab. Bald seh' ich Dich wieder. Du bist, solange ich hier bin, nicht aus meinen Gedanken gewichen. Der Anfangsbuchstabe Deines Namens dringt sich mir unwillkürlich heraus, so oft ich eine meiner hiesigen Freundinnen nennen will. Glücklicherweise fasse ich mich dann sogleich, doch weiß ich nicht, was ich mit dem E, das einmal heraus ist, anfangen soll, und meine Freundin lacht über das unbegreifliche Zischen. O Herz! ich bin Dein bis ins Aeußerste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins Innerste meines Wesens; recht eigentlich in Dir getränkt. — Hätt' ich Dir nur nie einen Augenblick weh gethan. Gute Nacht, Schönste! Liebste!

---

7. Januar 1840.

Ich war bei Madame Heinrich und habe mir von ihr vorspielen lassen. Einige Beethovensonaten bekam ich da vollendet schön zu hören. Ich lag bequem während des Zuhörens und dachte dabei an Dich, liebes Herz! — Du wirst mir schreiben und Dein Brief trifft mich nicht mehr hier. Das thut mir sehr leid, doch wird er mir sogleich nachgeschickt, und ich sehe Dich um so früher. Sonntag ist aber ein so unruhiger Tag zum Wiedersehen. Vielleicht kommen wir erst abends an. Bei Deinen Eltern ist es dann voll. Wenn wir nur vor ein Uhr schon in Wien wären.

---

9. Januar 1840.

Mariette mit Mann und Kindern ist gekommen, um die Hochzeit mitzufeiern. Das Haus ist laut, wie ich es nie zuvor gekannt habe. Der Kinderlärm erinnert mich angenehm an den Deinigen.

---

1. Mai 1840.

Morgen eile ich ab, der Tag verging mir unter Vorbereitungen zur Reise etwas lästig. Abends saßen wir traulich beisammen. Meine Seele ist schon lange zu Dir voraus abgeeilt. Ich will treiben, daß wir bald in Wien sind. Dein Bild von dem letzten Augenblick ist immer da, Du warst unaussprechlich schön, als Du mir nachriefst: „Wiederkommen!“ Ich komme nur Dir zuliebe. Sonst müßte ich gern in Württemberg, wo ich frei bin. Da aber komm' ich zu Dir ins Verhängnis zurück. Du bist mein einziges Leben. O Sophie' liebe, liebe Sophie! —

Wien, 6. Mai 1840, abends 11 Uhr.

Klang und welchen Jubel und Leid gebrachen sind Deine letzten Worte an mich. Die meinigen an Dich sollen heute reichlicher sein und freudiger. Daß ich Dich liebe mit unaussprechlicher Seele, ist das Gewisseste von ich weiß, und das Teuerste woran ich halte. Fürchte nie mehr, liebes Herz! O konnte ich Dich in mein Innerstes blicken lassen! Du würdest mich mit der seligsten Sicherheit in jeder Gesellschaft sehen können. Die Schranken sind unerträglich. Mein Leben war noch niemals mit solcher Entschiedenheit Dir geweiht, wie jetzt. Darfst Du auch nicht mein werden, so liebst Du mich doch, und Du bist die beste, schönste und treueste Seele, die ich kenne. Ich bin doch reich durch Dich und bleibe Dein. O liebe Sophie' vertraue! vertraue! Der Tag, an dem Du mir sagst: „ich glaube wieder ganz an Dich,“ ist der schönste, den ich noch auf Erden zu hoffen

habe. Erblickt er mich, so lud' ich mein böses Haus unwiderbringlich verloren. O Du liebes Herz! mag' es nur, Dich mir anzuklagen. Du kannst doch nicht darüber leben oder mich, wie ich nicht ohne Dich. Hatte Recht, Sophie!

[illegible]

Das waren heute ein paar sehr schöne Stunden. Du schienst mir so glücklich, und ich war es. Ich überlasse mich so gern der Hoffnung, daß Du wieder das alte frühe Vertrauen zu mir fassen werdest; o lasse mir diese Hoffnung nicht, die meine Liebste ist. Das Scheiden aber und plötzliche Abschneiden unsres Zusammenseins war traurig und schmerzlich. O Sophie! Du liebes, liebes Herz! Glaube nicht, daß ich so vielfach und frei mit der Welt zusammenhänge. Freilich ist die Welt mein Feld, aber Du bist meine Welt. Dort trage ich mich und muß es ja als öffentlicher Mensch, daß Du allein hast mich und beglückt mich. Und darin teilst Du mein Herz mit niemand. So ist es. Glaube!

[illegible]

Etc.

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

Ich hab' den Lenz einmal
Erwacht im stillen Thal;
Ich hab' der Liebe Licht
Im tiefsten Auge sticht.

Wie wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erblicket nun jeden Strauch
Ihr Angesicht wie auch.

Und hör' ich sie am Ort,
Wo singt der Frühling fort,
Es heißt von Lenz und schallt
Von ihrer hehr Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich leide, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Denn Herz bekennt keine Kunde,
Wie tief es heute im Grunde.

O soll ich nimmer Leid erschrecken,
Kannst ich die Tiefheit nicht entdecken,
Die unerkannt die Stadt verbliebe
Meiner Liebe heimen Liebe.

---

10. Mai, früh.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt so lieblich wie das erste Grün im Wald.

Guten Morgen, liebe Sophie! ich habe heute lang in den Tag hinein geschlafen, so lang als ich in die Nacht hinaus gewacht. Ich freue mich, Dich heute zu sehen. Es ist in

meinem Herzen sehr lebendig von Dir. Da kommt ein Besuch! —

---

9. Mai 1840, abends.

Die Oper war gut, die Unger vortrefflich, mein Genuß bedeutend, ich ließ mich sogar von Schönstein[1] bereden, nach dem Theater zu ihr zu gehen. Bald entfernte sich jener, und ich blieb bei ihr allein. Trotz dem allen steht alles beim alten. Die Schranken sind unverrückbar; sie weiß das recht gut, ist aber doch glücklich, wenn sie mich sieht. Nun bin ich aber müde. Das Theater voll Menschen und Hitze. Doch noch ein Wort an Dich, Du mein liebes, süßes Herz! Du kannst Dir vorstellen, daß an den heutigen Abend eine letzte Hoffnung geknüpft war, und daß diese beim Alleinsein sich aussprach. Ich ließ mich finden wie jeden Tag, mit Ausnahme meiner Freude über den schönen Abend. Ich glaube nunmehr das Verhältnis einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft für immer festgestellt zu haben. Daß ich aber ihr Freund bin, verdient sie durch ihre wirklich seltene Herzensgüte. Keine Spur von Groll oder verletzter Eitelkeit. Mein Inneres ist so ruhig und gewiß in dieser Richtung, als Du es wünschen kannst. Daß ich aber von Dir mich wieder trennen muß, macht mir Kummer. O meine Sophie! wie glückselig und wie kurz war die heutige Morgenstunde! Die Hausglocke hat mir noch nie so störend geläutet wie heute. Ich habe die Glocken ordentlich hassen gelernt, die unsrige läutete mir schon oft eine gute Stunde aus.

---

[1] Freiherr von Schönstein, ein vortrefflicher Schubertsänger, Gatte der jüngsten Schwester Josephinens, Natalie.

Gute Nacht! Morgen komme ich bald. Ich habe Alexander gesagt, ich sei morgen nicht zu finden. Ich küsse Dich.

13. Mai.

Gestern war ich so mißmutig und verdrossen, daß ich Dir nicht mehr schrieb. Heute aber, obgleich es schon ein Uhr nachts ist, will ich Dich noch begrüßen. Alexander sagte heute von ohngefähr: „Was treu ist, muß fort," und ich dachte dabei an Dich und an die Möglichkeit, daß Du von mir fort müßtest, und mich befiel ein Schmerz zum Aufschreien. Ich könnte das nicht lange überleben. Gewiß, Sophie! Du bist mir notwendig zum Leben, es wurde mir bei dem Gedanken an Deinen Verlust stockfinster vor den Augen, und ich spürte schon den Ansatz der Verzweiflung in meinem Herzen, die dann mein Los wäre. O lebe! und liebe mich!

Ich weiß wohl, warum Alexanders Worte mich so faßten, es war Deine Aeußerung von gestern: „Ich muß ja doch sterben." Du warst dabei so aufgeregt, daß Du mich erschrecktest. Dich würde nach meinem Tode noch die Pflicht für Deine Kinder halten, mich kann, wenn Du einmal nicht mehr da bist, nichts halten, es ist aus, ganz und gar.

24. Mai 1840, abends.

Vergiß den heutigen allerseligsten Abend nicht Dein ganzes Leben! Ich werde daran zehren, er soll mir die herbe Trennung mildern. In solchen Stunden mußt Du es doch ganz und fest fühlen, wie wir zusammengehören

und eigentlich eins sind. O vergiß ihn nie, diesen Abend! Was ich Dir heute versprochen, werde ich Dir halten: jeden Samstag einen Brief, und jede gute Stunde, das heißt: jede Stunde, die wert ist, Dir geweiht zu werden, einen Zettel.

Liebes Herz! ich bin heute ganz glücklich. Noch in unserm Alter werden wir's erleben, daß eine reiche und himmlische Leidenschaft in unsren Herzen für einander aufflammt. O! es ist viel Unsterbliches in unserm Bündnis. Zweifle nicht, vertraue und liebe! ich liebe Dich grenzenlos.

Stuttgart, am 2. Juni 1840.

Es ist eine warme stille Nacht, eben schlägt es elf Uhr, Du schläfst vielleicht schon. O liebe Sophie! wie tausendmal hab' ich an Dich gedacht, und mit welcher Liebe! Du hattest recht, wenn Du Deiner Sache so gewiß warst, daß ich wiederkomme. Ich muß wieder nach Wien, und sollt' ich mich dort zu Tod ärgern, Du machst doch alles gut, wenn Du mich gläubig liebst. Der Haß ist doch immer ärmer als die Liebe und schwächer.

---

4. Juni 1840.

Ich habe Heimweh nach Dir. Mich kann nichts freuen. Eben habe ich wieder an unsre Ischler Tage gedacht, und mir ist bitter traurig ums Herz. Das Leben ohne Dich ist eben gar zu leer. Bei aller Liebe, die mich hier umgibt und gewiß von mir erwidert wird, hat doch nichts, selbst der Frühling nicht die rechte Frische, wie bei Dir. Ich bin sehr trüb und bang. Liebe, o meine Sophie!

---

15. Juni 1840.

Der Weinsberger Aufenthalt, wo ich nicht einmal Tinte in meinem Gartenhäuschen hatte, hat mein Schreiben unterbrochen. Aber nicht unterbrochen war mein Gedanke und mein heißer, voller Herzschlag für Dich, Du mein Seelenheil, mein einziges Leben auf Erden!

Nun ist's wieder stiller hier. Die fremden Frauen sind fort, und ich bin abgeschnitten von den Gesellschaften. Meine guten Hauswirte glaubten mir mehr Leute einladen zu müssen, als schon welche da waren. Zum Glück waren es angenehme, und ich habe ein paar sehr schöne Lieder gehört. Aber glaube nicht, wie Du aus Deinem heutigen Brief zu glauben scheinst, daß mich die Frauen irgend sonst interessiert haben. Du bist mein liebes Sopherl mit allen Zweifeln. Aber die Brücke zu meinem Herzen ist hinter Dir eingestürzt und eine traurige schwarze Tafel steht am Eingang, worauf geschrieben ist, daß ich einmal verrückt war in dem Gedanken, ein Glück zu finden außer mit Dir. Gute Nacht, Du liebes Herz!

Auf Serrach, den 22. Juni 1840, nachts.

Die Empfindung dieser Stunde ist wieder ein starker Zug in meine alte Trauer. O die Nacht ist so voll Wehmut und Sehnsucht wie mein Herz. Ich bin allein in meinem abgeschiedenen Oberstübchen und denke an Dich. Draußen in der Dunkelheit ist doch alles auf und geschäftig nach dem Gewitter des Abends. Grillen und Frösche, Wind und ein leiser Nachregen, rauschendes Laub und in der Ferne irrendes Wetterleuchten und — mein Glück, o Du meine Seele! Warum so fern? Immer warst Du mir's und

mußt es mir bleiben. Ich muß diesen Schmerz hinaustragen bis in den Tod, und dann werd' ich sagen müssen: ich habe mein Leben zweimal verloren.

Wär' es doch bald vorüber! Ich scheine jetzt am heitersten und bin am traurigsten. Es kann niemand mich erfreuen, niemand mich kränken, ich habe die Welt freundlich und still von mir abgestreift, ich gehe mit den Menschen um, recht brauchbar und lächelnd, denn je mehr ich fühle, daß mein Herz sich ihnen verschließt, je weniger will ich es an der äußeren Freundlichkeit fehlen lassen, damit sie doch etwas von mir haben. Und gerade in dieser Zeit kam ein Brief von Dir, worin Du klagst, daß ich neuen Bekanntschaften nachhänge und mich von Dir entferne.

Da ist nichts. Du bist das viel und herb geprüfte Herz meines Lebens, Du bist woran ich glaube, was ich liebe, und worin ich fühle, daß ein lebendiger Gott mich liebt.

O Sophie! ich bin doppelt unglücklich, wie der arme Hieronymus von Prag,[1] denn ich habe, wie er, in der ohnehin tiefen Wunde noch einen Stachel des Vorwurfs sitzen. Mir ist unbeschreiblich weh zu Mute.

Weinsberg, 30. Juni 1840, 11 Uhr abends.

Ich saß heute nachmittag auf Kerners Turm und schaute hinüber auf einen Berg und dessen Wald. Da fielen mir die Wälder ein, die ich mit Dir gesehen, und der drüben kam mir so verlassen und traurig vor, und mein ganzes Leben ohne Dich so niederschlagend, daß ich gern alles wegwerfen möchte. Was habe ich denn, was bin ich denn, wenn

[1] Martirgenosse des Johannes Huß.

Du mir nicht angehörst? Alles ist nichts ohne Dich, ich bin sehr erstorben in meinem Innern.

[illegible] Juni 1[illegible], abends.

Du lebst in meinem Herzen, wie sonst nichts, gar nichts. Die Tage muß ich ohne Dich hingehen lassen, und es fehlt ihnen die Seele. Es sind eben nur Schatten und thun, als ob sie lebten. Nicht, an tausend Erinnerungen so reich, hat außer diesen nichts, was mir ins Herz geht. Selbst die schöne Natur kann mich nur halb ergreifen, da Du mir fehlst. O Du Liebstes! Du mein Einziges! Ich muß Dein Andenken fortwährend in mir zu betäuben suchen, wenn ich arbeiten will, was doch so notwendig ist.

O, wäre ich wohlhabend, um doch meinem Unglück recht in Muße nachhängen zu können! Doch, solche Gedanken sind Unrecht, ich muß meine Lage noch preisen, daß sie mir nicht die Ruhe gönnt, es ganz auszudenken, wie so gar ich alles versäumt und verloren habe, was mir in diesem Leben getaugt hätte. Weißt Du, daß ich mich an der Zunahme meiner grauen Haare jetzt freue?

---

2. August.

Ich habe Dir heute geschrieben. Diese Briefe sind mir als lebendige Mahner an das zwangvolle und verfehlte Leben eigentlich immer unlieb und ein Opfer. Wir sollten uns nie anders als allein sprechen, aber täglich, immer! Ich habe vor, Dich mit meiner Ankunft zu überraschen, denn gerne möcht' ich meinen achtundzweißigsten Geburtstag mir von Dir segnen lassen, o Du mein liebes, süßes Herz! Wirst

Du Dich freuen, wenn ich komme? Mir klopfen alle Adern, wenn ich dran denke, Dich wieder zu sehen. Sopherl! Liebste!

Wien, 5. Oktober 1801, abends.

Nur weil ich versprochen habe zu schreiben, nicht weil ich mich eben heute besonders dazu gestimmt finde, will ich es thun. Du warst heute morgen bei meinem Fortgehen von so auffallend herbem und verletzendem Wesen, daß Du mir, als ich die Thüre zuschloß, wie ein fremdartiges Traumbild verschwandst. Woher diese immer häufiger wiederkehrenden Schnödheiten? Ich muß Dich auf einen mir peinlichen Widerspruch in Dir aufmerksam machen. Du behauptest, daß Du an mich nicht mehr glauben könnest, und es sei Dir gar wohl denkbar ein völliges Erkalten, Abscheiden meines Herzens; und doch gestattest Du Dir oft ein Benehmen gegen mich, wie es nur von der größten Zuversicht in ihrer mutwilligsten Steigerung eingegeben werden mag. Welch ein Widerspruch! In solchen Augenblicken, wo Deine Empfindung für mich, durch irgend eine vermeinte Vernachlässigung meinerseits, niedergehalten wird, tritt Deine gestörte Ueberzeugung von meinem Charakter hervor, und Du beträgst Dich gegen mich wie man pflegt, wenn Worte und Mienen nicht mehr unter der Hut einer zarten Achtung stehen. Ich werde Dir eine Herrschaft über mein allzuheftiges Gefühl aufweisen, wovor Du Respekt haben sollst. Gute Nacht.

Ich habe Dir heute geschrieben und mich nicht mit deutschen Lettern unterschrieben, wie ich nach unsrer Ver-

abrechnung hatte sollen. Ich hatte einen schönen Traum von Dir. Der wache Tag war aber einsam, kahl und traurig.

Stuttgart, 14. April 1841.

Noch keine Trennung von Dir hab' ich so schwer ertragen wie die gegenwärtige. Ich mag die Stunden, die unserem Leben und unserer Liebe geraubt sind, auch andern nicht gönnen und lebe hier in möglichster Zurückgezogenheit. Auch meine Geige freut mich viel weniger, seit Du nicht mehr mit ihr eiferst. Meine liebste Beschäftigung ist jetzt das Italienische, das ich in der letzten, lang durchwachten Nacht auch hervornahm und ein paar Stunden eifrig trieb. Dein Studium ist mir als gleichsam der Anfang unsres Nächst Zusammenlebens sehr angenehm, und gerne denke ich bei einer abstrakten Regel nach, wie ich sie Dir und Deinem Sohn klar machen wolle. Ich lebe ganz in Dir, und kann mich keinen Augenblick aus Dir hinausdenken.

---

15. April, abends zehn Uhr.

Liebe Sophie! Wenn ich nur schon wieder in dein liebes Angesicht schauen könnte. Der heutige Tag verging mir in beständigem Heimweh. Du hast die ganze übrige Welt bei mir ausgestochen. Ich mag hier zu niemand gehn und löse mich von meinen Bekanntschaften los. Reinbecks sind höchst freundlich und liebreich gegen mich, ich fühle das mit Dank und auch mit Liebe, aber beisammen zu sein mit Dir geht über jede andre Empfindung, ich weiß nicht, wie ich es so lange werde aushalten können. O Sophie! Du lieber Stern der ganzen Schöpfung! wie sehn' ich mich nach

Dir! Der letzte Winter hat mich erst recht in Deine Gewalt gegeben. Es ist wirklich Wahnsinn, wenn Du daran zweifelst, daß ich Dein bin für immer. Gute Nacht!

14. April, abends.

Einen recht stillen Tag hab' ich heute verlebt, wie er mir lieb ist. Seit meinem ersten Ausgang zu Cotta und Hallberger bin ich nicht aus dem Hause gewesen. Auch zur Heinrich und zu Evers[1] mag ich nicht gerne gehen, die mir doch den Beethoven spielen würden. Du hast mich mit Gleichgültigkeit gegen die Welt erfüllt. Dein Umgang ist wie Dein Kaffee, mir schmeckt kein andrer drauf. O Herz, o liebes Herz! Verspüte Dich nur nicht nach Ischl.

17. April.

Ich habe Halsschmerz und friere. Verstimmt bin ich auch. O wär' ich bei Dir! Auch heute war ich nicht aus. Pfizer und Alexander besuchten mich. Ich habe an meinen Albigensern gearbeitet und eine angefangene Scene fertig gebracht. Elegeist wurde wenig. Lebe wohl, mein Herz!

18. April.

Verdammter Halsschmerz, der mir die kaum begonnene Arbeit schon wieder abgebrochen hat. Es ist kein Glück auf diesen Albigensern. Nun sind es acht Tage, daß ich hier bin und mich mit Ungeduld nach unserm Wiedersehen sehne. Heut nachmittag schlief ich und träumte von Dir, o wie glücklich! Es war unser erstes Wiedersehen.

[1] Der Klaviervirtuose und Komponist Karl Evers.

19. April, abends.

Ich habe in diesem Augenblick Fieber, und mir ist in mehr als einem Sinne schlimm zu Mute. Heute nacht hatt' ich wieder einen Traum von Dir, ich Dein Niembsch (nicht Niembsch). O liebe Sophie! ich irre hier herum wie ein verlornes Stück von Dir. Ich liebe Dich wirklich ganz wie Du es verdienst. O, der Traum! käm' er doch jede Nacht!

20. April 1841.

Heute hab' ich Dir von meiner Krankheit geschrieben und will Dir heut auch noch von meiner Liebe schreiben, meinem gesündesten und besten Teile. Was an meiner Krankheit das beste sei, sollst Du erst hier recht erfahren. Das ist, daß sie noch früh genug ausgebrochen ist, um mich zur bestimmten Zeit nach Ischl reisen zu lassen. O Herz, ich wette, Du hast Dir das auch gedacht. Ich will mich ordentlich halten und schonen, daß ich gewiß bis Ende Juni bei Dir sein kann. Ich werde sehr glücklich sein bei Dir. Ach, säßest Du an meinem Bette wie letzten Winter, wo mir so wohl war, daß ich an die störende Genesung gar nicht denken mochte. Mein süßes Sopherl!

21. April.

Ach, säßest Du an meinem Bette, wie gern möchte ich die vier oder fünf Wochen meiner Krankenhaft ausdauern. Es ist peinlich, daß Du mich nicht pflegen kannst.

22. April.

Mein Herz, o mein Herz, hätt' ich Dich bei mir! Es wird mir die Zeit unerträglich lang, ich weiß nun, daß ich

nicht fort kann, bevor das Uebel ſeinen Lauf genommen, und das iſt ſcheußlich. Im Bereich meiner liebſten Vorſtellungen lag es, Dich vor der verſprochenen Zeit zu ſehen, und nun muß ich mir Glück wünſchen, wenn ich nur den Termin einhalten kann. Da läßt ſich nichts beſchleunigen, ich muß ruhig abwarten, was meinem Körper beliebt.

---

23. April.

Du biſt mein beſtändiger Gedanke und all meine Empfindung. Ganz klar ſtehſt Du vor meinen Augen, wie ich ſie ſchließe. O, du ſchöne, liebe Sophie! Ich habe Dir heute gegen alles Verbot des Schreibens ein paar Zeilen geſchickt, ich mußte. So oft ich krank bin und an die Möglichkeit einer Trennung erinnert, drücke ich mich noch heftiger und enger an Dich an, o Du mein Liebſtes!

Dieſe Krankheit! Wenn ſie nur fertig wird bis zum 20. Juni. Da will ich fort und zu Dir. Ich möchte ſchier zu meinem eignen Leibe beten, daß er mich dann nur gewiß fortlaſſe.

---

24. April.

Mit großer Ungeduld erwartete ich geſtern die Poſt, und ſie brachte mir auch einen Brief von Dir, aber einen der mich kränkt.

---

25. April.

Ja, es hat mich gekränkt und kränkt mich noch heut, daß Du ſo wenig Freude an meinen Briefen haſt, und meine Krankengeſchichten gleichgültig abweiſeſt. Jetzt iſt's wieder auf lange Zeit aus mit meinem zutraulichen Weſen, Du haſt es verſcheucht.

26. April 1841.

Ich bin verstimmt, mißmutig. Warum störst Du mein Herz in seinen schönen Gedanken von innigem Zusammenleben auch in der Ferne? Du verstimmst mich und bist so weit weg von mir und kannst es nicht gleich wieder gut machen. Das solltest Du nicht.

---

27. April 1841.

Der Tag hat sich so hingewälzt in Unmut, Traurigkeit und allerlei niederschlagenden Empfindungen. Ich werde erst vielleicht von Deinem nächsten Briefe eine andre Stimmung erhalten. Die gegenwärtige ist ganz des Teufels.

---

28. April 1841.

Ich habe Dir heute wieder geschrieben, um Dich auch zum Schreiben zu treiben. Ich sehne mich nach Deinen Briefen. Du bist nicht sehr eifrig, das bist es wohl nie gewesen. Und kommt endlich einmal ein Brief, so hat er meist seinen Haken.

Uebermorgen dürfte einer kommen, wenn du gleich geantwortet hast. O liebe Sophie! wie lieb' ich Dich! —

---

29. April 1841.

Hundert Meilen weit von Dir entfernt im Bett liegen und an meinem Leibe kurieren, statt zu arbeiten und meine Geschäfte zu fördern, dazu noch selten eine Nachricht von Dir, und obendrein eine verdrießliche — das ist ein ganz verlornes und schlechtes Leben. Nichts freut mich, gar nichts.

---

30. April 1841.

Der ersehnte Brief ist gekommen. Arme Sophie, daß Du so bekümmert bist. Heute geht es weniger gut; ich fiebere etwas.

1. Mai 1841.

Grenzenloser Mißmut, keine Freude, alles öd und wie verstorben.

2. Mai 1841.

O, Gott sei gedankt für Deinen heutigen Brief. Er ist mir erquickend, stärkend und beseligend ins Innerste gedrungen. Könnt' ich nur auf eine Minute bei Dir sein, ich möchte gerne acht Tage dafür länger liegen müssen. O meine Sophie!

3. Mai 1841.

Ich muß Dir heute noch sagen, wie Du mir wohlgethan hast mit Deinem letzten Brief. Ich bin ein ganz andrer Mensch, seitdem ich ihn habe. Reisegedanken beschäftigen mich beständig. Wäre nur der Juni schon da! Ach, nur eine Stunde allein mit Dir, wenn wir uns wiedersehen. Ich träume viel von Dir, und recht glücklich — so sollte das Wiedersehen werden — aber es darf ja nicht! — O meine süße Frau!

4. Mai 1841.

Ich bin nicht bös auf Dich, wie Du zu glauben schreibst; ich bete Dich an, Du bist mein Liebstes und Höchstes.

5. Mai 1841.

Ich habe Dir gestern geschrieben, und es hat mich schon heut wieder stark versucht, Dir zu schreiben. Mein liebstes Geschäft. Ich bin den ganzen Tag mit Dir, und wie ein frommer Mönch alles im Namen Gottes thut, so thu' ich alles in Deinem Namen, in Deinem Andenken, Deiner Liebe. Wenn es nur schon 20. Juni wäre! Oft überfällt mich's, auf der Stelle zu Dir aufzubrechen. Unser Wiedersehen mal' ich immer aus, und mir ist, als trüge ich Dich auf meinen Armen im Zimmer herum.

---

6. Mai 1841.

Heute bin ich müde und kann Dir nichts schreiben, als daß ich den ganzen lieben Tag an Dich gedacht habe, auch geschrieben und ein Gedicht geschickt. Du herzige, süße, liebste Sophie! Ich weiß nicht, ob ich's aushalte bis zum 20. Juni. Mein Verlangen wächst mit jedem Tage.

---

7. Mai 1841.

Heute kam wieder ein Brief von Dir, und ich bin ganz locker vor Freude über Deine Liebe, vor Wehmut, daß Du so ferne. Du schreibst, daß Du Deine Garderobe für Aschl zurichtest; ach, hätt' ich nur irgend ein Kleidungsstück, ein nahes, von Dir da! weißt Du, eins, das Du noch am Leibe getragen! Das noch warm wäre von Deinem süßen Leibe! Ach, Sopherl, ich liebe ja Deinen Leib selbst so sehr, nur weil er herumliegt um die schönste, beste, allersüßeste Seele auf Erden.

Gute, Nacht, Du Heißverlangte!

---

8. Mai 1841.

Gottlob, wieder ein Tag vorüber. Das beste an diesen Tagen ist, daß sie, indem sie vergehen, mich dir näher bringen. So macht uns eine Leidenschaft reich und arm.

Höre, Sophie, abends wenn ich Dir schreibe, fällt es mich oft an, wie ein Sehnsuchtsfieber, und ich rede laut mit Dir in meinem Bette.

Es wird mir noch sehr schlecht gehn, daß ich so lange warten muß, bis ich Dich wieder habe.

---

9. Mai 1841.

Heute beschließ' ich den Tag mit einer getäuschten, freilich allzukühnen Hoffnung. Um acht Uhr abends, wo die Post mir ihre Schätze zu bringen pflegt, erwartete ich sehnlichst ein Briefchen, aber da kam keines, und ich mußte mir sagen, daß Du mich verwöhnt hast. Und doch bin ich verstimmt und sage Dir kein Wort mehr.

---

10. Mai 1841.

Wieder kein Brief. Gute Nacht.

---

11. Mai 1841.

Ich küsse Dich für Deinen Brief, meine liebe, liebste Sophie! Die Nachricht, daß Du schon in der ersten Juniwoche nach Ischl ziehst, hat mich wie ein Blitz getroffen. Gott, wenn ich nur bis dahin hinaus darf, so komm' ich auch. Ich habe mich noch nie so qualvoll nach Dir gesehnt wie diesmal. Verfluchter Unfall mit der Krankheit! Hätt' ich sie doch lieber vor zwei Jahren in Ischl gehabt! Da hätt' ich Dich täglich sehen können und von Dir ge-

pflegt werden. Die Ungeduld peinigt mich mit tausend Stacheln. Mein ganzes Leben ist nichts ohne Dich. Du bist der Herzpunkt der ganzen Welt für mich. Tot und faul ist alles ohne Dich. Es ist entsetzlich, daß ich in meiner Liebe zu Dir von der ganzen Welt abfalle, aber ist doch himmlisch, und ich möcht' es nicht anders haben. Oft in diesen Tagen hab' ich es mir ruhig und klar und gewiß gedacht, daß ich Dir auf der Stelle nachsterben würde. Ich habe mich Dir unbedingt und für immer hingegeben. O Gott, hätt' ich Dich nur da, ich würde rasen vor — ich muß aufhören zu schreiben, denn es flirrt mir vor den Augen und mein Blut — die letzten zwei Nächte. O Süße!

---

12. Mai 1841.

Guten Morgen, liebe Sophie! Das war eine schlimme Nacht, sehr unruhig. Das Verlangen nach Dir stürmt mir in Leib und Seele. Ich bin heute liegen geblieben. Schon lieg' ich ein paar Stunden wach und mit geschlossenen Augen und halte Dich beständig umklammert. Ich zittere vor Sehnsucht. So war es noch nie, wenn ich von Dir getrennt war. Ich schließe die Augen wieder. Komme, komm'! — Störer waren da. Der Doktor sagt, noch 14 Tage im Haus bleiben. Solange Du noch nicht in Ischl bist, ist's mir weniger arg. — Ich bin wieder allein und lag auf meinem Bette. Da überwallen mich wieder die Gedanken an Dich, so warm und schmerzlich süß. Du rollst mir durch alle Adern. Ich bin namenlos verliebt in Dich. Ich schwelge in Erinnerungen und Hoffnungen, und ich verzehre mich in der Pein der Entbehrung.

---

12. Mai 1841, nachmittags.

Ich habe Dir soeben einen Brief geschrieben und Dich um Schonung Deiner Gesundheit gebeten. O schone sie. Mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft wohnt in Deinem schönen Leibe mit Deiner süßen Seele. Schone Dich, sorge für Dich, liebe Dich, schon weil ich Dich so grenzenlos liebe. Ja, Sophie, ich liebe Dich. Dein Bild ist mir so lebendig gegenwärtig, daß ich es greifen kann. Du bist sehr schön. Z. B. Dein liebes Auge! wenn Dir darin die Seele so anschwillt, wie ich es oft, und nur ich allein ganz gesehen habe, o, dann gibt es für mich kein Jenseits mehr.

Ich muß abbrechen, es reißt mich schon wieder hinaus in die Strömung, allmächtige Liebe! heiliger, wonniger, verschmachtender Jammer, daß Du nicht mein bist, da bist, mein bist, mein, mein, ganz, ganz tief mein — und mich doch so liebst. Wir sind eins. Nichts darf uns trennen. Nichts. Lieber sterben und ganz aufhören; gelt? Diese Liebe ist immer größer und ernster geworden. Sie ist nicht mehr in mir, ich bin in ihr. Sie ist mein Gott. Gottes starke Hand drückt mich so fest an Dich, daß ich seufzen muß und ringen mit erdrückender Wonne, und meine Seele keinen Atem mehr hat, wenn sie nicht Deine Liebe saugen kann. Ach Sophie! ach, liebe, liebe, liebe Sophie!

---

12. Mai 1841, abends.

Ich muß Dich noch einmal grüßen an diesem Tage. Ich habe mir eben wieder gedacht, daß ich Dich nicht überleben könnte.

---

14. Mai 1841.

Heute hab' ich Kopfschmerz, ich kann nicht viel schreiben. Reinbeck war bis 1½ Uhr bei mir. Ich träume beständig von unserem Wiedersehen. Dir schaudert vor Ischl, mir nicht; dort ist mein Himmelreich, und ich will dort selig werden, wenn auch von der Welt darüber nicht heilig gesprochen. Gute Nacht, mein Alles in Allem!

---

14. Mai 1841

In meinem heutigen Briefe ging mir das Herz über vor Besorgnis und Liebe. Sie mögen sagen was sie wollen, ich kann nicht leben ohne das Geständnis von Zeit zu Zeit, daß ich Dich grenzenlos und weit über alles in meinem Herzen feiere, daß ich Dein bin in heißester Liebe. Man muß es diesen Briefen anmerken, wie sie aus der wärmsten Herzgegend kommen, man soll es, ich will meine Gottheit nicht verraten und verleugnen. O Du herrliches, liebes, grundsüßes Weib! Wenn ich doch in drei Wochen bei Dir sein könnte! Da ist wieder eine Kälte eingetreten, vor der Dir mehr schaudern soll als vor Ischl; denn noch muß ich mich recht halten mit meiner Krankheit. Nach Ischl freue ich mich sehr. Und doch sind es so viele Meilen bis dahin, und ich rühre mich noch immer nicht von der Stelle, und der ganze Weg liegt noch unangebrochen da in seiner fürchterlichen Größe. Weißt Du aber, daß ich eine geheime Angst in mir habe, Du möchtest nicht nach Ischl kommen können. Ich habe mich zwar überredet, Dein Unwohlsein sei nichts weiter als Deine bekannte Frühlingsschwäche; ja, nichts weiter, aber wenn es was weiter wäre, würdest Du krank, o heiliger Himmel, dann steh' mir bei. Ich reise

augenblicklich nach Wien, und wenn es mir wie immer ſchaden kann. Die Angſt würde mir gewiß mehr ſchaden. Ich bin verloren, wenn Dir was geſchieht. O Sophie! wenn nur morgen ein Brief käme. Warſt Du Sonntag in Weinhaus,[1] und brach der drohende Sturm aus? keine Antwort. Fluch über dieſe Trennung. Ach, wenn wir nur ſchon in Iſchl wären! Wenn ich gezwungen bin, noch dazubleiben über die erſte Juniwoche hinaus, und ich würde Dich dann ſchon an Ort und Stelle wiſſen — nein, ich kann's nicht glauben. Ich ſoll, ſobald ich an die Luft darf, ſpazierenfahren. Man wünſcht mich nach Weinsberg zu bringen. Doch wenn dadurch auch an Zeit nichts verloren ginge und man eine kleinere Vorfahrt als Präparation zur Reiſe auch gelten laſſen könnte, nein, nein, nein, ich habe eine ſo ungeduldige Sehnſucht nach Iſchl zu fahren, daß es mir rein unmöglich iſt, auf einem andern Wege noch weiter davon wegzufahren. Komme nur bald, liebe Sophie! komm! ich bringe Dir ein volles Herz mit.

15. Mai 1841.

Guten Morgen! Schlecht geſchlafen, ſehr unruhig. Du biſt nicht mein erſter und letzter Gedanke früh und ſpät, ſondern mein beſtändiger. Die Aufregung iſt die gleiche, als wenn Du da wäreſt, und doch gar keine Erleichterung in Wort und Blick — es wird oft peinlich und ganz fieberhaft.

Die Pulſe ſchlagen, jagen und fragen nach Dir ſo treu, ſo heiß und verlangend, und müſſen einſam verhallen und verwelken. Das Leben geht verloren, der Boden brennt unter mir, meine Seele ringt nach Dir und ach, umſonſt!

[1] Vorort von Wien

Ich wußte gar nicht, wie ich Dich liebe, als ich fortging. Nun erfahr' ich's an verzehrenden Qualen in meinem ganzen verlassenen Wesen. Das darf nicht mehr lange so dauern, ich würde krank vor Sehnsucht. Was ist denn über mich gekommen, daß gar ich gar so lieben muß?

Heute ist der fünfzehnte Mai. O du elender Körper, rühre dich, tummle dich, daß wir fortkommen, du hast sie ja auch lieb, die Schöne, Liebe, deine Wohlthäterin, die dich genährt, gepflegt und entzückt hat, daß du dir selbst oft mehr zu sein dünktest als ein Körper! Eile, eile! Mir ist dieser langsame Prozeß meiner Genesung unerträglich.

---

15. Mai 1841.

Es ist schon spät, bei Mitternacht. Ich wollte Dir heute abend nicht schreiben und that es schon am Morgen, weil mich's für die Nacht zu sehr aufregt, und Schlaf mir gut ist. Ich lag lange im Dunkeln und konnte keine Ruhe finden, ich mußte Licht machen, um Dir zu schreiben. Wenn ich Dir nur sagen könnte, wie ich Dich liebe. Mir ist manchmal, als müßte ich meine Seele anschneiden, um sie Dir inwendig zu zeigen, wie sie von Dir ganz durchdrungen ist. Da solltest auch keine Faser sehen, die nicht Deine Farbe trägt. Warum bist Du denn traurig? O, wär' ich bei Dir! Du würdest bald heiter werden. Freue Dich aufs Wiedersehen, freue Dich, mein Herz, und sei froh an unsrer Liebe. Sie ist schön. Sie wird immer feuriger, inniger. Ich war noch nie so fest, so selig einsam mit Dir zusammengeschlossen wie jetzt. Es ist rings um uns herum alles zugewachsen, eine recht dichte und wilde Paradieseshecke, heilig, still und sicher. Wir können uns nicht mehr verlieren.

---

16. Mai 1841, abends.

O wie bin ich so menschenmüde diesen Abend. Ich werde grob werden müssen, um Ruhe zu haben. Sie bringen mich zum Gipfel des Unmuts. Haben sich und mir am Ende [illegible] nichts zu sagen und laufen doch her und quälen mich. Ach, nur einen Tropfen von Dir, einen labenden Tropfen aus Deiner lieben Seele, und ich könnte dann schon wieder ein Stück weiter keuchen durch die Wüste. Wer weiß, wer jetzt an meiner langentbehrten Quelle meines Lebens und meiner Herzensjugend, wer weiß, welcher Wicht dabeisitzt und, ihrer nicht froh werdend, sein Bier trinkt. O, ich gönne Dich Deinem Umkreise auch nicht. Heute ist Sonntag, wer weiß, neben wem Du im Weinhaus zu Tische gesessen. Pfui!

17. Mai 1841.

Warum ist heute kein Brief gekommen. Ich habe Dir heute nichts zu schreiben, als daß ich sehr traurig geworden bin, wie ich mein schönes Hoffen getäuscht sah. Ich habe Dich so sehr gebeten, mir oft zu schreiben. Warum? warum denn mir meine einzige Freude schmälern? Gute Nacht! ich bin recht verstimmt.

18. Mai 1841.

Warum schreibst Du nicht? Das ist heillos. Ich soll fleißig schreiben, sagen mir Deine Briefe und werden doch seltener. Was ist geschehen? Teufel hinein, warum schreibst Du nicht? Ich bringe nichts heraus als diese Frage. Aber bang ist mir, sehr bang. Hole der Teufel eure Landpartien und Visiten! Ich werde, wenn morgen kein Brief kommt, auch selten schreiben.

15. Mai 1841, abends

Nein, Du liebe, süße, schöne Sophie! ich kann nicht so im Verdruß von Dir scheiden. Gewiß hattest Du eine Abhaltung, vielleicht gerade die eifrigen Vorbereitungen zur Reise, um nur recht bald fort und zu mir zu kommen. Krank bist Du doch nicht? O nein, Herz, liebes Herz, die Sehnsucht, die Hoffnung unsres Wiedersehens kann Dich nicht krank werden lassen. O Sophie! Sophie! Wiedersehen! Wiederhören, daß Du mich liebst! — Ich war heut' abend sehr, sehr gekränkt. Als man die allgemeine Zeitung ohne einen Brief von Dir hereinbrachte, gab es mir physisch einen Stich ins Herz. Warum schreibst Du denn aber nicht? Nur zwei Worte: lieber Riembsch — o dies wäre ja zur Not schon genug. Was zur Not! In diesen Worten liegt mein ganzes Glück. Komme nur bald nach Ischl, komm', komm', Du Süße! O Deine Liebe, Deine Liebe, wenn sie mir nur immer bleibt! Werde mir nicht krank! es wäre furchtbar. Wenn ich dran denke, überzieht mich's wie ein Todesnebel. Ich leb' in Dir, ich sterb' in Dir, ich bin ganz und ewig Dein.

---

16. Mai 1841

Ein Brief! ich bin glücklich, selig, welch ein Brief! o Sophie! Sophie! ob ich mich aufs Wiedersehen freue? ich kann's nicht erwarten. Ich möchte heute noch fort, in der Nacht. Ich soll Dir viele Briefe nach Ischl schreiben. Soll ich denn nicht bald kommen? Solang ich noch hier bin, werd' ich freilich oft an Dich schreiben, denn das ist mein liebstes Geschäft; aber ich will Dich bald sehen, o, sehen Dein lang ersehntes Gesicht, und meinem lang gepreßten Herzen Luft machen. In diesem Augenblick knie ich Dir zu

Füßen und danke Dir für Deine Liebe; die meinige ist voll, fest, ewig. Mit großer Bangigkeit habe ich heute auf den Briefboten gewartet, das Fenster oft geöffnet und nach ihm ausgesehen. Ich war in der heftigsten Spannung. Meine Hausgenossen baten mich, etwas vorzulesen, ich war es nicht im stande vor ängstlicher Erwartung; und endlich kam der Brief, ich verschlang ihn, und meine Freude war so groß, daß ich gerne alles that, was man von mir verlangte; ich las, aber konnte nicht vor glückseliger Bewegung, ich versprach mich, und meine ganze Seele war bei Dir und Deinen Reisekoffern.

20. Mai 1841.

Fort, fort, es ist nichts, gar nichts ohne Dich. Ich zähle schon die Stunden. Der Weg wird mir endlos vorkommen bis Ischl. Du hast recht, daß Du von keiner neuen Trennung hören willst, ich kann auch nicht dran denken. Marens Vorschlag, ich möchte zu Nell[1] nach Gastein, hat mir fast übel gemacht. Der Einfall! ich soll von Linz gleich nach Gastein, bevor ich Dich gesehen! Närrischer Einfall! Nicht ins Paradies möcht' ich statt nach Ischl. Fort, nur fort. Meine Ungeduld ist namenlos. Ich fürchte noch immer, daß wir uns in Ischl nicht sehen. O, wär' ich doch wenigstens in Salzburg.

21. Mai 1841.

Du schreibst mir nun einmal nicht so oft als ich Dir, und ich muß mich eben drein ergeben; Du weißt aber auch nicht, wie mich Deine Briefe freuen, sonst thätest Du anders.

[1] Frau Maria Freiherr von Nell, k. k. Hofrat, Verfasser des Trauerspieles „Herostratus" und geistvoller Novellen.

Wieder einen Tag näher dem ersehnten aller Ziele; das ist die einzige Freude, mit der ich den Tag beschließe. Gute Nacht, liebes Herz! träumst Du denn auch manchmal von mir?

22. Mai 1841.

Kein Brief! gute Nacht.

23. Mai 1841.

Heute ist ein Brief gekommen. Also richtig jeden vierten Tag. Da zählen zwei von mir auf einen von Dir. Schon recht. Und warum eigentlich deshalb gerade mit dem Dampfschiff reisen, weil es erst kürzlich verunglückte? Freut man sich so aufs Wiedersehen, daß man Gefahren aufsucht, um es sich ein wenig zweifelhaft zu machen? — Das gefällt mir nicht.

24. Mai 1841.

Mir ist gestern die Geschichte vom Einbaumel eingefallen, und sie verstimmt mich noch heute. An solchen Aeußerungen von Dir merk' ich's mit Schrecken und der entmutigendsten Traurigkeit, daß Du unglücklich bist und durch mich. O Sophie! könnt' ich Dich glücklich machen, ich gäbe alles drum hin, was ich bin und habe. Gute Nacht, süßestes Herz! Schlafe wohl, mein Leben, mein Einziges! —

25. Mai 1841.

Mir ist heute nicht ganz wohl, liebe Sophie, ich sage Dir nur gute Nacht und daß ich bald komme.

26. Mai 1841.

Liebes Sopherl, Du bist sehr zerstreut, daß Du mir im heutigen Brief auch nicht ein Wörtchen über Deine Abreise von Wien sagst.

Wohin soll ich Dir denn eigentlich schreiben? Oft wird das aber nicht mehr geschehen, denn mich drängt es zu Dir, zu Dir mit aller Gewalt der Liebe.

Die Albigenser, die ich jetzt abschreiben muß, werden mir jetzt [illegible]lig unerträglich. Ich kann die Stunde nicht erwarten.

27. Mai 1841.

Mir ist sehr bang. Der Unfall mit dem Dampfschiff an Deinem Namenstage, und dieser Tage ist bei Linz ein Frachtschiff untergegangen. Die Donau ist sehr klein, und leicht kann ein Unglück geschehen. Wenn ich Dich nur schon in Linz wüßte! O mein Herz, mein Herz, wenn Dir nur nichts geschieht, o Du mein liebes, bestes Sopherl!

Ich will Dir nach Linz schreiben und sehen, ob Du es erratst und dort auf der Post nachfragst. Könnt' ich lieber selbst am Ufer stehen und Dich empfangen! Doch meine ganze Seele wird Montag nachmittag dort auf und ab laufen, wo Du aussteigen sollst. Vielleicht schläfst Du im Adler in meinem Bette. Ich habe dort recht innig an Dich gedacht. Hätten wir uns nur schon wieder! Diese dumme Schriftstellerei!

28. Mai 1841.

Bald erster Juni und dann nicht mehr lange. Ich habe heute viel gearbeitet und bin sehr ermüdet. An Dich hab' ich doch immer gedacht. Uebermorgen reisest Du; o reise glücklich! Das Dampfschiff ist mir ängstlich, ich kann es nicht leiden, daß Du auf so einem zweideutigen Vehikel bist.

29. Mai 1841.

Da hab' ich eine ganz dicke Pfundfeder, um meinem liebsten Goldherzerl noch gute Nacht zu sagen. Ich schneide keine bessere mehr, denn ich bin müde. Morgen bist Du zu Wasser. O reise glücklich! Mein Alles und Ganzes ist morgen dem verwünschten Dampfkessel anvertraut. Ich habe heute beständig dran denken müssen. Wär' ich in Linz!

30. Mai 1841.

Am Tage Deiner Reise, am Tage, dessen jede Stunde Dich mir näher bringt, Sophie! mir springt das Leben vor Freude, daß Du kommst, immer näher. Du wirst glücklich reisen, Du mußt. Herrliche! Süße! Liebliche! Schöne! Kluge! Am sechsten Juni reis' ich ab, nichts darf mich halten. Mir brennt Leib und Seele nach Dir. Du! o Sophie! hätt' ich Dich da! Das Verlangen schmerzt, o Gott!

Gelt, Du wirst Dich freuen, wenn ich komme? recht freuen? ich habe mich mein ganzes Leben lang auf nichts so gefreut.

31. Mai 1841.

Heute Nacht schläfst Du in Linz, und morgen kommst Du nach Ischl. Nicht lange wirst Du auf mich warten dürfen, liebes Herz, oder doch lange! Sonntag reis' ich von hier ab. Ich kann's nicht erwarten.

1. Juni 1841.

Gute Nacht, liebes Herz! Meine Stimmung ist heute gräßlich, denn ich bin unwohl und fürchte einen Aufschub dessen, wonach ich zittere mit dem heißesten Verlangen. O Geliebteste! — Nur Wiedersehen!

2. Juni 1841.

Hätten Du in diesen Blättern, oder lieber in meinem Herzen selbst gelesen, so wäre Dein letzter Brief anders geworden. Du kannst glauben, daß ich eine Lust habe nach Gastein? Wie in aller Welt konntest Du das aus irgend einem meiner Briefe herauslesen? Ich habe, ärgerlich über Dein streitsüchtiges Wesen, in diesem Augenblick keine andre Lust, als Dich recht auszuzanken, im nächsten darauf, das heißt jetzt schon, habe ich keine als Dich rasend zu küssen, Du süße Närrin! Lerne doch einmal glauben, daß ich Dich liebe, liebe über alles und ewig. Aber so bist Du. Gleich grübelst Du Dir einen Grund zum Zweifeln heraus, und dann ist alles vergessen, nur nicht das schwarze Gespinst. Sopherl, Du bist eben nicht anders, und ich möchte Dich nicht anders haben, denn ich fürchte, daß mit den kleinen Unliebsamkeiten auch ein Stück von Deiner Liebenswürdigkeit weginge. Bleibe also, bleib' so und bleib' mein, dann ist alles gut. Morgen laß' ich mir den verdammten Zahn nehmen, der mich gerne am Reisen hindern möchte. O Gott, wie freu' ich mich auf Dich! Das heißt auf die Sophie, was doch eins ist. Gute Nacht, Zänkerin! Es ist höchste Zeit, daß ich komme, sonst plagst Du mich wieder mit unfreundlichen Briefen. O Herz! Herz!

3. Juni 1841.

Heute ging der Zahn heraus. Ein greulicher Kerl der Zahnarzt Popp. Nur um bald fortzukommen, ließ ich den Zahn herausnehmen, nämlich den Zahn, der mir schon im Winter viel Schmerz gemacht. Jetzt bin ich ungeheuer

müde von Arbeit, Fahrrik, Hitten, Heizen u. s. w. O Herbert, ich komme bald.

---

1. Juni 1-11.

Schlechter Tag. Traurig, müd.

---

2. Juni 1-11.

So bin ich noch nie erschrocken wie heute. Alexander ist bei uns, und nach Tisch beim schwarzen Kaffee sagte er mit einemmal zu mir: „Du, euer Dampfschiff, die Scythia ist eben untergegangen.“ Du kannst Dir meinen Schreck denken; es war der fürchterlichste Augenblick meines Lebens, bis er fortfuhr, daß er den Unfall am Sonntag bei Rolf meine. Aber der Augenblick war lange genug, daß ich die Gewißheit auch meines Todes ausdenken konnte, wenn ich Dich verloren hätte. Es war ein entsetzlicher Augenblick, in dem ich manches abgebüßt habe, was ich Dir leide getan. Du liebe, himmlische, süßeste Frau! O, wie freute mich Dein Brief von Licht, den ich abends darauf erhielt. Zweifle nicht, zweifle nie an meiner Liebe; ich habe es heute erfahren, wie mir sterben. Ich lebe in Dir, für Dich und nicht ohne Dich. Du mein Allerheiligstes!

---

3. Juni 1-11.

Heute wäre ich abgereist, wenn die Aerzte nicht wären. Mein Rheuma im Fuß hätte mich nicht abgehalten. Sonnabend breche ich auf. Stokt mir auch bis dahin etwas zu, so verheimliche ich's, um meine guten Heinbecks nicht zu ängstigen. Nur eine schwere Krankheit könnte mich halten. Ich muß fort zu Dir, mein Leben verträgt ohne Dich, ich

kann nichts mehr arbeiten, denken oder fühlen, wenn's nicht die Sehnsucht nach Dir ist.

7. Juni 1841

Gerade die letzten Tage werden mir die längsten. Noch vier Tage, dann reise ich ab, und bis ich bei Dir bin, vergeht vielleicht eine Woche, denn mir geht es übel mit meinem Fuß. Der Schmerz sitzt im Hüftnerven und wird mitunter heftig. Doch ich reise auf jeden Fall Samstag ab, und wenn ich im Schritt fahren müßte bis Ulm und von dort auf der Donau bis Linz.

8. Juni 1841

Ich bin in einem furchtbaren Aufruhr, in dem ich Dir schreibe, Sophie, es ist wahnsinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! wär' ich lieber tot, als daß Du nicht mein bist.

9. Juni 1841

Ich soll erst in vierzehn Tagen kommen, lieber als ohne den Vertrag in der Tasche, aber ich reise Samstag ab ohne Vertrag, weil ich mich nach Dir sehne, wie ich mich noch nie gesehnt. Verbrecht' Liebe!

10. Juni 1841

Ein in Erwartung, Zerstreuung zur Reise und einigem Verdruß schleicht verlebter Tag.

11. Juni 1841

Morgen reise ich ab. Mir klopft das Herz, wenn ich's denke. Ich schließe mit diesen Zeilen den Kreis meiner

Leiden, seheren ich sie für Dich schriftlich aufbewahre. Morgen schreibe ich Dir nicht mehr, aber in München vielleicht wieder. Nun geht es mit jedem Tag besser, o mein Herbert, mein Glück, mein Hoffen!

Wien, 12. Februar 1842.

Wenn meine Liebe für Dich herrlich ist, wie Du zu glauben scheinst, so ist alles an mir herrlich, und wenn die Trennung mir nicht mehr das Höchste und Liebste wäre, so wär' ich schon tot sein. O, zweifle nicht, noch lebt es in meinem Herzen wie jemals für Dich, wenn auch ein trauriges Abwerben somit darin zu spüren ist. Mein letztes Gedenke gehört Dir, wenndschon somit alles welkt und schwindet. Der Kunde schreibt Dir erfolglos, weil viel Liebe darauf liegt. Mein Lieben wird immer stiller und abgewogener, aber es nimmt Dich mit in seine geheimste Einsamkeit. Du bist bei mir, liebe Luzifer, immer und überall.

Werde nicht irr' an mir.

17. Februar 1842.

An Dein liebes kleines Gedicht von gestern hab' ich heute immer denken müssen, und Deine lieben Worte auch nicht aus dem Sinn bringen können. Das habe ich Dir zu schreiben gehabt und nichts weiter, wenn es nicht etwa die Bitte ist, mich öfters zu anquälen und anzuzürnen wie gestern, wo Du das lieblichste, herzigste Weib warst.

März 1842.

Mir träumte heute nacht, ich sagte zu Dir: „Schade um die gestrige Stunde, sie hätte eine sehr glückliche sein

kommen!" Sie war aber wirklich für mich eine sehr glückliche, denn seit langer Zeit sah ich wieder in Deinem Auge jenes himmlische Licht einer großen Liebe leuchten. In Deinen gewöhnlichen Stimmungen kommt es, weil sie von Zweifeln getrübt sind, seltener hervor. Aber gestern schlug Dein Herz durch alle Zweifel durch, und ich war sehr glücklich. O liebe Sophie! liebstes Herz!

Wien, 17. August 1812.

Die Freude des gestrigen Tages arbeitete noch die ganze Nacht in meinem Herzen fort, das nicht einschlafen wollte, so müde auch das übrige war. Nur bei Dir gehört ich dem Leben an; in der Ferne ist es aus mit jedem echten und frischen Streben. O süßes Herz! bei Dir wird es trotz meiner Jahre wieder Frühling in allen meinen Adern, und ich habe ein wollüstiges Heimweh, in Deinen Armen zu sterben.

18. April 1813.

Was hilft das Schreiben? ich möchte lieber bleiben. Schon wieder eine Trennung und eine ärgere als die frühern, weil wir unterdessen wieder um ein Stück Leben dem großen Scheiden näher gerückt sind. Ach, könntest Du mich doch überzeugen vom Wiederfinden, es wäre alles gut und leicht zu tragen. Aber da steht's. Wir gehen mit jeder Stunde vom einzigen Kapitel unsres Erdenlebens; wären es doch nur Zinse der Ewigkeit! Aber, aber, ich fürchte wir gehen alles aus und haben doch nichts davon. Ich sollte Dir eigentlich so etwas nicht schreiben; doch schreib' ich Dir eben das Nächste, was mir in den Sinn kommt. Uebrigens will

ich mit dem Schreiben schon wieder in Gang kommen. Ich habe Dir eigentlich gar vieles zu sagen, was in letzter Zeit in mir geschehen ist. Du sollst nach meiner Rückkunft manches zu lesen haben. Vielleicht überzeugt Du mich noch, daß wir uns nie ganz verlieren können. O liebe Sophie! wenn Du das könntest! Du hast über diesen Punkt niemals recht offen und nachdrücklich mit mir gesprochen. Schreibe etwas solches. Schau' hinab in Dich, vielleicht siehst Du dort klarer als ich in meinem Innern. Da bewegt sich alles zu sehr durcheinander. Ich möchte einmal selbst in Dich hineinsehen können; es muß schön sein in Dir, sehr schön.

Augsburg 1841.

Ich habe Dir versprochen, heute noch zu schreiben, und Du hättest besser gethan, mich so kalt und kurz mir gute Nacht zu sagen; dann hättest Du mancherlei zu lesen bekommen von meinen schönen Waldgedanken, die sich viel mit Dir beschäftigen. Statt dessen sag' ich jetzt auch kurz, wenn auch nicht kalt: gute Nacht, liebes Herz!

Augsburg 1841.

Wir ist in meinem ganzen Leben noch nicht so Mut gewesen wie heute. Mir ist, als wäre ich nach einer langen, langen Seereise voll Leid und Gefahr, Kampf und Not endlich auf einer seligen Insel gelandet. Dieser heilige Tag, ich fühl' es, hat tief in mein Leben eingeschnitten. Mein Herz und mein Schicksal haben sich gewendet. Ich bin wie neugeboren. Sollte ich auch mit den Menschen zerfallen, so fühle ich mich doch mit den himmlischen Mächten versöhnt. Mein Herz geht ruhiger, freier, tiefer und freu-

dort. Zum Schlafe und Dein bis auf den letzten. Ich habe seitdem keinen Wunsch als für Dich und zu Deiner Freude zu leben; ich habe keine Sorge, als daß Gott Dich mir erhalte. Der Kreis meines Lebens hat sich geschlossen. Ich habe alles gefunden in Deiner Liebe, und gebe alles hin für Deine Liebe. Gott segne uns!

Liebes Herz! Du bist seit Deiner Krankheit ein so weiches Mißtrauen gegen mich, als hätte sich in mir etwas verändert. Solang das nicht geschwunden ist, kann ich nicht mit der alten Vertraulichkeit zu Dir reden. Warum soll denn Dein Befinden kein Gegenstand unsres Gespräches sein? Antwort!

Noch einen Wunsch, liebe Sophie, bevor uns die Nacht scheidet oder vielleicht in schönen Träumen zusammenführt. Der heutige Tag, ein vielfach gesegneter und trüber, hatte doch seine goldnen Sonnenblicke der Einsamkeit, so flüchtig sie auch waren. Dein süßes Antlitz leuchtete mir auch durch die grämlichsten Augenblicke hindurch, und ich konnte an der beglückenden und alles Entbehrte versöhnenden Gewißheit Deiner Liebe festhalten, die in jedem Deiner Züge lag. O laß diese Liebe nie erkalten. Sie hält mich mit der Welt und mit mir selbst zusammen; ohne sie würde alles, alles auseinander fallen. Schlaf wohl, süßes Leben!

Mein liebes Engelkind! Du hast mich heute abend bei Deinen Eltern mit so freundlichen Augen empfangen, daß mir trotz der Anwesenheit gewisser Zahlen recht wohl ums

Herz rauche. Das hohen erfüllenden und stärkenden Augenblicke war immer aus, ich brauche Dein Licht und Deine Wärme. Den ganzen Tag hat mich beides begleitet vom Morgen her, und der Rhein war auch so gut, obwohl er grünet nur. Nicht genügen! — Mehr sagen! — Verschweigen kann ich Dir freilich nicht das Gefühl der Sicherheit und Ruhigkeitsbedeutet und innerlichen Verlorenheit, womit ich mich in Deine liebe Macht und Gut begebe; aber sagen muß ich Dir's doch, daß mir Deine Seele so wenig, als der jemand Mitten zu klein werden kann. Was weißt Du denn von Dir? Nichts, als was Du durch mich erfährst. Ich habe alles von Dir aufgeschrieben und besonder es an die äußersten und innersten Stelle meines Herzens. Da stehen sehr schöne Sachen von Dir. Du bist und bleibst mein Süßester, Liebster, Bester. Ich stamme Dich in Deinem ganzen Werte. Wenn ich oft ungeduldig bin, so ist es nur meine Angst, von Deiner Liebe etwas einzubüßen, weil meinem nicht das erste Paradies wäre, das auf Erden verloren gegangen; freilich ist mein Herben dann sehr ungerecht, indem ich mich dann durch meine unnütze Angst erst eigentlich in die Gefahr bringe, deren Größe Verzweiflung mich außer mich versetzen kann. Bleibe ich nur Deiner so gewiß wert, wie Du meiner!

O daß die Erde, die zwischen Dir und mir sich dehnt, verbrennen möchte, daß dieser Raum, an dem ich meinend steh', auch jener Ort, wo Du vielleicht im Thränen stehst, zusammenrücken und die Sehnsuchtenden beglücken!

Du schleichst neulich nach der schönen Stunde die Augen, um die verschwiegenen Freudenthränen in Deiner Seele. Ich möchte auch immer die Augen schließen nach solcher Stunde, schließen auf immer und das Haupt sanft anlehnen dort, wo der einmal Glückliche nirgends nicht mehr gehört wird. Auch gehören zwei und eine solche Stunde, deren seliger Rausch wert wäre, in einem andern Leben fortempfunden zu werden.

Du sollst Dir keinen Vorwurf daraus machen, daß Du in mein Leben eingetreten bist und es erschüttert hast. Ich kenne diese Invaliden und freue mich an dieser heilsamen Erschütterung. Allerdings hast Du scharf und tief eingeschnitten in mein Herz und hast es aufgerodet; doch Du hast ihm einen neuen grünen Frühling gegeben. Aber jene Hälfte von Dir thut diesem Frühling weh, und Du solltest etwas schonender sein gegen Dein eigenes Werk. Leider hat sich der Gedanke bei mir eingenistet: Entsage Dich dieser Abhängigkeit und gönnte meinem Weibe keinen so mächtigen Einfluß auf Deine Stimmungen, kein Mensch auf Erden soll Dich so beherrschen. Doch bald stieß ich diesen Gedanken wieder zurück als einen Verräter an meiner Liebe, und ich bat mein treuherzig Herz wieder gerne vor Deinen sittlichen Mißhandlungen. Ich bitte Dich innig, jenen Gedanken, der Rebellen, mir nicht wieder auf den Hals zu hetzen, ich mag nichts mit ihm zu thun haben. O geliebtes Herz! mißbrauche Deine Gewalt nicht! Ich bitte Dich, liebe Sophie! Dein letztes Briefchen ist so mild und gut, es hat mich erheitert und erquickt. Schreibe bald wieder.

Ich lege mich nicht schlafen, ohne geschrieben zu haben. Wie war es heute? Am Morgen war meine Liebste sehr freundlich, aber erst am spätern Morgen. Der erste Gruß des Tages ist meistens etwas wunderlich und kühl, als wäre die Nacht wie ein Kaltes und Fremdes zwischen uns gelegen, als hätte sie sich etwas von mir hinweggeschlafen. Auch nach meinen Reisen fand ich sie immer etwas entfremdet bei meiner Ankunft, besonders aber bei der letzten. Wo ich den feurigsten Empfang erwartete, fand ich einen kümmerlichen. So geht es fast nach jeder Nacht. — Den Tag über hatt' ich keine Gelegenheit, mich ihr zu nähern — abends war sie wieder freundlich, aber auch kühl. Kurz, der erste Morgen und der letzte Abend sind meistens mit Reif belegt. Das ist eine natürliche Folge unsrer Lage. Weil wir nie eine Nacht zusammen sein können, weil uns die Nacht immer trennt, statt daß sie uns am innigsten zusammenbringen sollte, ist das Eintreten dieser Zeit bitter für uns, und am Morgen fühlt sich das Herbe der Unnatur noch nach. Welt, Torheit!

Ich freue mich an der allbelebenden Kraft unsrer Liebe. Wie jeder Kummer und jeder bittre Vorgang so bald verschwindet in der Unermeßlichkeit unsrer Liebe, ein bißchen Schaum im Meere! Du warst heute wieder ruhig und beglückt, nur manchmal sah ich einen flüchtigen Schatten der Wehmut auf Deinem Gesichte; vorherrschend war die Freude, daß wir uns wieder haben. Halte sie fest und warm. Die Zeit ist schnell und das Geschick wandelbar. Störe mich durch nichts in dem schönen Leben meines Herzens. Ich fühl' es gleichsam von Stunde zu Stunde, wie meine Liebe

immer weiter wird und tiefer. Sie iſt wirklich reich an göttlichen Keimen, und in und mit ihr gedeiht mein beſtes Weſen. In allen Stürmen der Empfindung werde ich doch ſtets klarer, beſtimmter, weicher und beſſer. Unſre Liebe iſt mir die ſüßeſte Schule ewiger Gedanken und Gefühle. Dein iſt mein Herz, ſolang es ſchlägt, und einſt wird es ſtehen bleiben in Deinem Namen. O Geliebte!

Dies iſt das letzte Blatt im kleinen Schreibbüchel, worin ich Dir ſchrieb auf meiner letzten Reiſe. Wenn es meine letzte Reiſe bliebe, wie dies Blatt wirklich das letzte iſt und bleibt? Als ich heut' abend Deine Hand hielt, ward mir ſehr lebhaft, als ſollte ich ſterben und Dich mitnehmen. Doch glaub' ich, das war mehr die Ungeduld nach Dir, als ein Gefühl körperlicher Todesreife. Du warſt ganz eigen und ſelten. So ſchmerzlich ſchön warſt Du kaum jemals früher geweſen. Schade, daß es vorüberging. Die Zeit iſt eine ungeheure Verſchwenderin. Ich möchte das Bild ewig behalten.

Geſtern war ich recht glücklich, denn ich ſah Dich wieder im ſchönen Gleichgewichte unſrer Liebe. Ich fühlte und dachte nichts mehr, als daß Du mein biſt, daß ich Dein bin. Wenn der Menſch nur in die Zukunft ſchauen könnte! Wenn wir uns manchmal quälen mit Mißverſtändniſſen und meinen, alles ſei aus und verloren, wie gut wäre es uns dann, könnten wir vorausblicken und die Verſöhnungsſtunde ſehen, wie ſie uns auslacht und uns einander an den Hals wirft und ſagt: „Ihr guten Narren habt ja nichts als eins das

andre, was quält ihr euch denn?" O liebes Herz, ich freue mich auf heute abend, da will ich Dich wieder einmal recht lieb haben.

Wenn Du auch heute zuletzt ein wenig unfreundlich warst, ich laße mich davon nicht anfechten und beschließe meinen Tag, doch einen der glücklichsten, indem ich Dir noch sage, daß Du die schönste und liebste Frau bist. Ich wollte, ich könnte statt dieser Erklärung meinen knieenden und bald darauf bequemeren Nachtposten antreten. Doch ich darf das nicht, das Schicksal läßt sich wohl zuweilen einen Tag abzwingen, wie der heutige, aber die Nächte sind ihm unentreißbar verfallen und trauern unter seiner eisernen Sperre. Da liegt man getrennt und träumt vielleicht nicht einmal was Besseres. Mir ist jetzt ganz eigen zu Mute. Ich möchte auf und davon laufen, aber mit Dir, wohin? — rate! —

Gestern habe ich unser Glück und den Zwang gleich stark empfunden. Der Uebergang in diesen war schneidend. Ich mußte mir am Tische viel Gewalt anthun. So war es auch abends. Heute wird der Zwang geringer sein, wird es auch unser Glück? wirst Du wieder so freundlich und froh sein? Gestern warst Du von einer gefährlichen Schönheit. Vielleicht bist Du heute noch schöner. Ich kann jetzt nichts arbeiten. Mein strenger Savonarola selbst hat sich in Dich verliebt und, wie es scheint, den Kopf verloren; wenigstens schüttelt er ihn ganz bedenklich.

Geliebte! Ich habe heute keinen Augenblick aufgehört, an Dich zu denken. Mein Herz ist eine ewige, wehmütige Sehnsucht nach Dir. Könnte ich Dich einmal nicht mehr besuchen, so würde ich an Dein Haus gehen und die Steine küssen in der Nacht. Gestern hast Du wieder mit der ganzen Allmacht Deines Wesens auf mich gewirkt; so schwer war mir's von Dir wegzugehen; so süß hab' ich von Dir geträumt; so ungeduldig freue ich mich auf unser liebes sieben Uhr. — Je länger ich Dich kenne, desto reizender, tiefer und unerschöpflicher find' ich Dich; Du bist mir ein liebliches Mysterium, dem ich ewig nachhängen muß. O Sophie! ich kann mich nicht an Dich gewöhnen, ich fühle mich von Dir täglich neu und überraschend ergriffen, und mir ist es in Deiner Liebe klar geworden, daß der Mensch sich vielleicht an die Hölle, aber gewiß nicht an den Himmel gewöhnen kann.

Nein, ich bin nicht verdrießlich. Die Gedanken an Deine Gesundheit haben mich wieder einmal so ernst ergriffen, daß alles, was mich in den letzten Tagen ärgerte und kränkte, mir in nichts aufging. Der Gedanke an die Möglichkeit, Dich zu verlieren, ist mir so schlagend ins Herz getreten, daß neben ihm jeder andre Schmerz verstummen und sich schämen muß, wenn er nicht wenigstens einen Toten zum Gegenstande hat. Ich bin friedlich, liebes Herz, und nur Dein Alter.

Liebes Herz! Dem Baader hab' ich eben einen recht hübschen Brief geschrieben; mir thut's leid, daß er von Dir ungelesen auf die Post muß. Daß ich gegen Dich so eitel

bin und Dir gerne alles zeigen möchte, was ich denke und spreche und schreibe, das ist, wenn man's genau betrachtet, gar keine Eitelkeit, sondern nur eine Aeußerung des großen, mein ganzes Leben bewegenden Wunsches, mich Dir ganz hinzugeben. Jetzt muß ich noch auf die Post gehen, und dann eil' ich zu Dir hinaus. Bei meinem Schwager bin ich schon gewesen. Er hatte zwei Briefe an mich. Lebe wohl, schönes Sopherl.

Ich kann Dir nichts schreiben, als daß ich traurig bin. Sie haben uns wieder eine Freude begraben, die kaum geboren war. Sie sorgen dafür, daß wir das Entsagen nie verlernen. Sollen wir uns auf nichts mehr freuen? Ich muß aufhören, ich bin zu sehr verstimmt. Unsre völlige Rechtlosigkeit ist wahrhaft kränkend.

Noch immer hält mich die alte Schwärmerei fest. Neulich sprach ich zu Dir: „gib mich frei", doch war es mir nicht ernst damit. Wenn ich mir selbst sage: mache dich frei, ist's auch Wind damit. Mag es immerhin unweise sein, daß ich alles auf Dich beziehe, ich bekenn' es doch mit Freuden, daß mir die Welt ohne Dich auseinander fiele.

Glaube nicht, daß ich Dich weniger achte. Es wäre eine ungeheure Grausamkeit von mir, wenn ich Dir das geringste von meiner Achtung entzöge, von dem besten, was ich Dir geben kann. Wenn je das Undenkliche käme, dann würde ich alles eher überleben können, als dies Gefühl der

Achtung vor Dir, das nach dem Gefühle für Gott mein liebstes ist. Das Undenkbare aber wird nicht kommen. Doch gibt es Dinge, die mein Herz tödlich treffen können, wenn sie auch nur genannt oder geahnt werden. Aus der Tiefe aller Eindrücke, die mir von Dir kommen, magst Du ermessen, wie sehr ich Dich liebe, und wie schonend ich von Dir zu behandeln bin, weiter nichts, liebstes Herz!

Ich dachte heute früh mit der ganzen Innigkeit meiner Liebe eben an Dich, als die Thür aufging und Du gleichsam in meine Gedanken hereintratest. Ich konnte kein Wort sprechen; meine schönsten Gedanken waren mir bereits in Dir verkörpert an mein Bett getreten, ich war unaussprechlich glücklich. O meine Sophie! Du blicktest mich so freundlich an, als wolltest Du mir meinen Tag segnen. Dein Herz war für mich bewegter als gewöhnlich, ich hab' es gespürt an der sehnsüchtigen Ungeduld des meinigen. Ich küsse Dich durch alle Wände hindurch, Du liebe, liebe Sophie!

Das Undenkbare wäre ein geteiltes Interesse. Wie kannst Du etwas Undenkbares so lange denken?

Das ist eben der Kampf, der peinliche, und die innerste Unruhe, wenn mich ein Wort von Dir auffordert, zu denken, was ich nicht denken kann ohne meinen Tod.

Du hättest meine Briefchen nicht aus der braunen Tasche hinauswerfen sollen. Die Sache wäre mir sonst ganz gleichgültig, aber Du schriebst mir einmal ein Wort, wo-

durch mir diese Tasche sehr wert geworden. Du schriebst mir: daß Du in schmerzlicher Stimmung Deine Zuflucht zu meinen Zetteln nehmest und Dich gerne ganz in die braune Tasche einwickeln möchtest. Wahrscheinlich hast Du das längst vergessen und nie gewußt, was für ein Zauber von Zärtlichkeit darin liegt, sonst hättest Du dies braune Leder, wie ich, als ein geheiligtes fortan betrachtet und aus meinem Herzen nicht einen Geldbeutel gemacht. Jäger, Fischer und alle, die vom Zufall leben, sind bekanntlich für Ahnungen empfänglich und abergläubisch, und eine unglückliche Liebe, die vom kleinsten Zufall ihre Freude und auch ihr Verderben empfangen kann, ist es auch. Diese kleine Kasuarterung hat mir sehr leid gethan, als konnte ich einmal so aussehen müssen wie meine Briefe. Lache nicht über meine Zeichendeuterei.

Unter Deinem Glücke lauscht immer der Zweifel, und bei der geringsten Veranlassung springt er hervor und will Dir alles zerstören. Schon schwindet mir die Hoffnung, daß ich Dich je werde heilen können. Das Uebel wurzelt in Deiner eignen Liebenswürdigkeit, in Deiner unmäßigen Bescheidenheit, die so mächtig ist, daß Du eher geneigt bist, mich, dessen Urteil Dir sonst so viel gilt, für einen gutmütigen, selbstgetäuschten Schwärmer zu halten, als Dich von meinem richtigen Geschmack und Deinem eignen hohen Werte zu überzeugen. So hast Du mein Benehmen der letzten Tage mißverstanden. Es war mir wirklich klar geworden und ist noch meine Meinung, daß es heilsam wäre für Dein Herz und sehr beruhigend, wenn ich Dir ruhiger erschiene, als der feste Träger unsres Glücks durch allen

Kampf des feindlichen Lebens. Wenn auch Deine Zweifel aus Deiner Demut kommen, so finden sie doch vielleicht Nahrung in meinem stürmischen Wesen, mit welchem Dir ein treues Beharren unverträglich scheint, ohne daß Du Dir dieses selbst gestehen willst? Glaub' es mir, daß nur eine unvergängliche Liebe mich so gründlich erschüttern kann und so hinreißen. Bin ich auch nicht so gut, wie Du mich dafür hältst, so bin ich doch nicht unedel genug, einem vergänglichen Affekte die letzte Pforte meines Herzens zu öffnen. Nur Ewiges darf mich beherrschen. Du könntest mich nicht zum Zigeuner machen, wärst Du nicht einer treuen Liebe so wert!

Der Pantheist, kein Jenseitiges annehmend, sieht den Menschengeist als das Aeußerste, mithin wandelt er stets am äußersten Rande aller Wesenheit. Dem an einen persönlichen Gott Glaubenden graut vor solchem Rande, von wo er in die finstre Leere hinausschaut, und es weht ihm kalt aus dem Abgrunde zu. Er geht nicht an einem steilen Rande hin, sondern an einer breiten, unbegrenzten, sichern Fläche.

Das Morden in der Schlacht kann aufgefaßt werden als ein Zeugen. Die Walstatt als eine Brautkammer, der Trompetenruf als der lockende Ruf der Hochzeitsmusik. Dem Helden ist es eine Wonne, dort den Tod zu geben — oder zu empfangen. Darum soll die rechte Feldmusik eine lustige sein.

Die Schlacht bei Muret. Aus tausend Herzen springt der rote Quell, es schwankt das Kreuz in diesem Strom

von Blut. Christus! reut dich's nicht, daß du zu uns gekommen? Ha! Das Blut steigt empor an deinem Kreuzesstamm, und erschrocken und entsetzt möchtest du am Kruzifix deine Füße hinaufziehen, aber (du hast es gewollt) du kannst nicht, sie sind festgenagelt.

Die pantheistische Hundsgrotte.

Die Unnatur des Cölibats. Innocenz III. ist der starre Krampf, der den kranken Organismus der Christenheit gewaltig zusammenzieht, im Kampfe gegen das rapide, wilde Fieberfieber der Libertinage, die das Leben zerstreuen, vergeuden, verflüchtigen will. Das Cölibat, diese Zusammenschnürung des Individuums auf sich selbst, dient zu jenem Kampfe. Wer das Glück der Liebe nie gekannt und kein Kind hat, kann an eine ewige Verdammnis glauben, und in verirrter Liebesbrunst das Ungeheuer, die römische Kirche umarmen. Die Charakterstärke Innocenz' erinnert an die oft ins Ungeheure gesteigerte Muskelkraft des Wahnsinnigen.

Sophie.

Dieser heiligen Zahl, dem Siebengestirn am Himmel idealer Liebe, schließt sich für alle Zeiten

Lenau und Sophie

an.

Glühende Sehnsucht, traumhaftes Glück, trostloses Entsagen, verzweiflungsvolle Klage, es war auch ihnen ein gleich tragisches Geschick beschieden.

Wie jenen Liebespaaren, gleichsam versöhnend für irdische Seelenqualen, wird auch Lenau und Sophien menschlich warme Teilnahme der Nachwelt erhalten bleiben.

Wie sein Lied machen ihn auch sein Leid, die in seinen Lorbeer geflochtenen Dornen, unsterblich und mit ihm die heiß geliebte Frau. Auch dieses Liebespaar wird mythisch werden und im frommen und bewunderten Andenken aller künftigen Geschlechter fortleben.

Wer die voran mitgeteilten Tagebuchaufzeichnungen und Briefe nicht ohne mächtig aufgeregte Teilnahme gelesen hat, wird wohl fragen, wer war die Frau, die den Dichter begeistert, beseligt und unglückselig gemacht hat, die, ohne ihr Verschulden, den Frieden seines Geistes und seines Herzens zerstörte und sein tragisches Ende, wenn auch nicht verursacht, doch mit herbeigeführt hat. Wer und wie war sie seelisch geartet, die er seine Muse nannte, an die er seine gefühlvollsten Lieder richtete, die er ihr mit den Versen widmete:

Von allen, die den Dichter lieben,
Die, was ich dachte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich, wie du verstanden.

Wir wollen die vom Dichter verklärte Freundin, nicht wie sie oft als getrübtes Schattenbild in unsicheren Linien gezeichnet worden ist, darstellen, sondern wie sie wirklich war, plastisch hervortreten machen.

Ich habe Sophien, als sie noch in jugendlichem Alter stand, am Arme ihres mir litterarisch befreundeten Gatten kennen gelernt, später auch, in ihrem Familienkreise eingeführt, mit ihr oft verkehrt und bin von ihr in schriftstellerischen Angelegenheiten mit ihrem Vertrauen beehrt worden.

Es ist, um sie völlig zu verstehen, nötig, vorerst ihres elterlichen Hauses zu gedenken, in welchem sie heranwuchs, in welchem ihr eine liebevoll geleitete Erziehung und Charakterbildung zu teil wurde.

Franz Joachim Kleyle, zu Haslach in Baden 1775 geboren, kam nach Wien, um an der Universität die juridischen

Studien zu vollenden und daselbst die Doktorwürde zu erlangen. Er trat in den Staatsdienst und wurde wegen seiner geistigen Begabung in die Kanzlei des Erzherzogs Karl, den Oesterreich mit Stolz den Sieger von Aspern nennt, empfohlen. Es war zur Zeit, als der durch Mißtrauen seiner Brüder gekränkte Feldherr sich zurückgezogen und seine kriegerischen Erinnerungen zu ewigem Gedächtnis zu schreiben begonnen hatte. Er diktierte sie dem jungen Kleyle, zu dessen Geist und Verschwiegenheit er Vertrauen faßte, in die Feder. Zum Hofrat befördert, wurde er vom Kaiser seiner mannigfachen früher erworbenen Verdienste wegen in den erblichen Ritterstand erhoben.

Er dachte nun daran, sein Heim zu gründen, und einer Herzensneigung folgend, vermählte er sich mit Karoline von Ockel, der Tochter eines aus dem Deutschen Reiche nach Wien übersiedelten Reichshofrates. Aus dieser Ehe stammten drei Söhne und fünf Töchter, deren die zweitälteste Sophie war. Die Mädchen lernten nach damaliger in Wien üblicher Bildungsweise: Deutsch schreiben, Französisch sprechen, Klavierspielen, Tanzen und Sticken. Romane lesen hielt die praktische Mutter für Anleitung zu Schwärmerei, jedenfalls für Zeitverlust, dagegen zu lernen, wie man ein Hauswesen führt, Küche und Keller besorgt, fegt und scheuert, erschien ihr nützlich und gesund. Neben dieser realistischen Richtung bemühte sich der hochbegabte Vater seinen Kindern eine geistige Bildung beizubringen. Er versammelte sie, was als etwas Absonderliches besprochen wurde, jede Woche zwei-, auch dreimal, um ihnen Vorträge über Naturkunde und Geschichte zu halten. Sophie war seine aufmerksamste Zuhörerin.

Das Haus des Hofrats zählte zu den vornehmen Wiens und zeichnete sich durch edle Gastfreundschaft aus. Abendgesellschaften und Bälle versammelten einen Kreis junger Damen und geistig gebildeter Männer. Der herrschende Ton war jeder Ziererei fern, ein heiter vertraulicher.

Unter den Töchtern des Hauses, wie liebreizend sie alle waren, wandte sich Sophien die Aufmerksamkeit der jungen Herren besonders zu. Sie war von mittelhoher, schlanker Gestalt, von plastisch edlen Formen. Die braunen Haare, besonders wenn sie beim Tanze sich zufällig aufrollten und über den weißen Nacken flossen, verliehen der Gestalt einen besonderen Reiz. Die Wangen blühten in frischer Gesundheit, wenn der anmutige Mund lächelte, schien er Perlen zu säen. Vor allem schön waren ihre blauen, feucht verklärten Augen, beseelte, verhängnisvolle Sterne. Wenn sie angeregt lebhafter sprach, gab sich trotz ihres jugendlichen Wesens ein ihr innewohnender Ernst, ein scharfer, schlagfertiger Verstand kund, der eine etwa versuchte wärmere Annäherung ironisch heiter abzulehnen wußte. In ihrer, wohl von der Mutter her ererbten, etwas herben Weise regte sich nichtsdestoweniger eine leicht anregbare Phantasie, die in einer gewissen Schaffenslust Ausdruck fand. Sie fing mit Vorliebe Blumen zu zeichnen und in Aquarell zu malen an, worin sie es, von einem trefflichen Meister geleitet, zu einer fast virtuosen Vollendung brachte. Sie liebte Musik und die melodisch gereimten Gedanken der Dichter, wenn sie auch jeder verschwimmenden schwärmerischen Traumerei fern blieb, bis sich in dem jugendlichen Gemüte eine sie selbst erschreckende Neigung zu einem hochbegabten Manne — er war Lehrer der Prinzen des Erzherzogs

Karl — zu regen begann. L. v. R. war ein bedeutender Naturforscher. Einige von ihm entdeckte Pflanzen wurden auf seinen Namen getauft. Es dürfte seine Liebe zu der Pflanzenwelt nicht ohne Anregung geblieben sein, Sophien zum Malen derselben zu bewegen. Auch seine gründlichen Studien über Musik befähigten ihn während seines Aufenthaltes in Salzburg, die Biographie Mozarts Ergänzendes zu finden und zu veröffentlichen. Es ist nicht überliefert, was einer Verbindung der Liebenden entgegen stand. Eine hoffnungslose Entsagung, gleichsam eine Vorübung für eine verhängnisvolle Zukunft, erfüllte die Seele des jungen Mädchens; ihr Leid kerbte sich um so tiefer ein, als Sophie starkmütig genug war, es schweigend zu ertragen. Es vergingen einige Jahre still gehegten Schmerzes und resignierender Teilnahmlosigkeit für alles äußere Leben, wie oft auch das interessante Mädchen umworben war und den Wunsch weckte sie zu besitzen. Die Eltern jedoch wünschten Sophien, der mehrere Schwestern nachwuchsen, bald zu versorgen. Es traf sich, daß ein junger, vielseitig gebildeter, durch Wohlhabenheit unabhängiger Mann von stattlicher Erscheinung, Maximilian L., in Liebe für Sophien entbrannte und sich um sie bewarb. Er war von einer Reise nach Deutschland, Frankreich und England, die er beschrieben und veröffentlicht hatte, zurückgekehrt, und gehörte bereits der österreichischen Dichtergilde unter dem Pseudonym Leo Walther, das seinen Namen anagrammatisch wiedergibt, an.[1]

[1] Er dichtete ein Trauerspiel „Die Caledonier", das Schauspiel „Karl XII. vor Bender", die Lustspiele „Anna Lovel" nach dem Englischen und „Die beiden Schauspieler". Sein episches Gedicht „Der Tod" erwarb ihm das Zeugnis echten Dichterberufes. Als sein letztes

In den Staatsdienst getreten, erstieg er eine hervorragende Beamtenstufe als oberster Postdirektor des österreichischen Kaiserstaates und wurde wegen seiner vielfachen Verdienste in den erblichen Freiherrnstand erhoben.

Ein solcher in jeder Beziehung vornehmer Freier, dem sich in der Gesellschaft eine vielseitige Aufmerksamkeit zuwandte, konnte im Hause des Hofrats nur willkommen sein, um so mehr, als die Tochter außer einer reichlichen Ausstattung kein Mitgift besaß.

Dem Rate der Eltern folgend reichte Sophie dem eifrigen Bewerber die Hand. Es war ihrerseits eine resigniert glückliche und in der Gesellschaft gepriesene Ehe, die zu einem immer wärmeren Gefühle heranreifte, als sie auch durch blühende Kinder gesegnet wurde. Es begann das für bedeutende Frauen edelste Geschäft: die Erziehung der Kinder. Sie leitete dieselbe äußerlich mehr streng, als zärtlich. Ihre warme Mutterliebe äußerte sich aber in einer sorgfältigen psychologischen Leitung. Es ist rührend zu lesen, wie sie jede auffallende kindlich naive Aeußerung des Geistes und Gemütes der Kinder treu verbucht, die physische Entwickelung der Kinder beobachtet, und deren Gesundheit wie ein Arzt pflegt. Als die Knaben heranwuchsen und das Gymnasium besuchten, lernte sie fleißig zugleich mit ihnen die lateinische Sprache, um auch den Unterricht nachdrücklich überwachen zu können.

Die Führung des Hauswesens betreffend war die junge Frau nicht ohne eine gewisse Schärfe, eine talentvolle

Hier sammelte er seine „lyrischen Gedichte". Sein Schauspiel „Carl XII" wurde im Burgtheater, „Anna Boleyn" in Prag und an andren Bühnen mit Beifall gegeben.

Schülerin ihrer stramm herrschenden Mutter. Es geschah alles mit still ordnendem Geiste. Nichts durfte ihren Gatten stören, und zu seiner angenehmen Befriedigung verstand sie es auch, wenn sie die Küchenschürze abgelegt hatte, sich geschmackvoll zu kleiden, und, wenn Gäste geladen waren, als geistvolle Dame zu repräsentieren.

Der Hausherr liebte es, wenn seine amtlichen Geschäfte abgethan waren, mit Schriftstellern zu verkehren, die sich täglich im sogenannten „silbernen Kaffeehause" in den Nachmittagsstunden zu versammeln pflegten.[1]

Hier lernte er Lenau kennen, der auch ihn durch seine ernste, edle Persönlichkeit fesselte, was ihn veranlaßte, ihn in sein Haus zu laden, damit ihn auch die Gattin, die den Dichter ehrte, persönlich kennen lerne. Es war im letzten Monat des Jahres 1838, daß der Dichter von der jungen, schönen Frau, umgeben von ihren blühenden drei Kindern, empfangen wurde. Sie reichte ihm treuherzig die Hand und begrüßte ihn mit ihrer sympathischen, in ruhig langsamen Sätzen sich ergehenden Stimme. Lenau fühlte sich von ihrer Erscheinung und ihrem natürlich warmen Gruße betroffen. War es die Ahnung eines beginnenden selig unseligen Geschickes? Oder eine in ihm aufdämmernde Erinnerung? Es war nicht das erste Mal, daß er diese Frau

[1] Eine ausführliche Schilderung der Szene und der sich auf ihr bewegenden Gestalten ist in dem Beitrage „Zur Biographie Nikolaus Lenaus", Wien 1851, in zweiter vermehrter Auflage 1885 enthalten. Wer eine österreichisch-deutsche Literaturgeschichte, die leider noch immer fehlt, zu schreiben unternimmt, wird die charakteristischen Symposien der damaligen Parnaßstürmer nicht unbeachtet lassen dürfen. Die beiden Biographen des Dichters, Franz Xaver Schurz und Anastasius Grün, haben mein kleines Buch reichlich benützt und — dankbar angeführt, was viele Nachschreibende unterlassen haben.

sah. Damals aber war sie erst 13 Jahre alt, als ihn eines Tages sein Studiengenosse Fritz Kleyle, von dem wir für die Biographie Lenaus neues und wichtiges mitteilen werden, zu einem Besuche einlud. Er wohnte bei seinem Oheim in der Vorstadt Landstraße. Als sie an einem Gartensaal vorüberkamen, sah Lenau ein junges Mädchen in demselben im leichten Morgenkleide, jedoch abgewendet sitzen, so daß er ihr Antlitz nicht sehen konnte. Sie strählte ihr langes, braunes über den Nacken herabrollendes Haar. Das war Sophie.

Viele Jahre später begann die historisch gewordene Liebestragödie zwischen ihr und dem Dichter, ein qualvolles Martyrertum der Herzen und der Phantasie eines großen Dichters, der wie Tasso, Hölderlin und Leuthold in der Nacht des Wahnsinns unterzugehen vorbestimmt war.

Wer die vorangestellten Tagebuchblätter und Briefe Lenaus an Sophie gelesen hat, in denen bald Liebeswahnsinn und sinnliche Glut, reuiger Schmerz und trostlose Entsagung wie Ebbe und Flut wechseln, in dem wird die Frage auftauchen, ob die Liebenden die ihnen auferlegten Qualen besiegt haben, oder in verbrecherisch seligem Rausche untergegangen sind!

Es erscheint uns unerläßlich, um die angeregte Frage zu beantworten und das psychologische Rätsel zu lösen, die vorliegende Darstellung zu unterbrechen und den Organismus Lenaus physiologisch zu betrachten.

Die bisnun erschienenen Biographieen des Dichters berichten, wie durch heftig auf ihn eindringende Erlebnisse und Sorgen der Wahnsinn plötzlich über ihn gekommen sei.

Dem ist nicht so

Lenau war in einzelnen Momenten wahnsinnig viele Jahre bevor es erkannt wurde. Ein Psychiater hätte das an den einzeln auftauchenden Symptomen erkannt. Eine zu große Nerventhätigkeit, krankhafte Reizbarkeit, welche die Aerzte mit Neurasthenie bezeichnen, war in ihm immer vorhanden.

Wir denken an die naturhistorische Erscheinung, daß es Krankheit ist, die in dem armen Muscheltiere die Perle erzeugt.

Schon der althellenische Weise Plato sprach es aus, daß nach seiner Ansicht ein Dichter nicht ohne einen Grad von Irrsinn ein solcher sei. Aristoteles meint, es gebe Menschen, die durch Hirnkongestionen zu Dichtern und Propheten werden. Der römische Dichter Seneca schrieb es nieder, daß es überhaupt keinen großen Geist ohne Beimischung von Wahnsinn gebe. Seltsam genug meint Demokrit, daß ein freier Geist mit einem gesunden Verstand verbunden zum Dichten nicht geeignet sei. Es ist bemerkenswert, daß diese Anschauungen in das Bewußtsein der antiken Völker übergingen, welche die von Wahnsinn befallenen Menschen als heilig, von einem höheren Geiste befallen verehrten. Die römische Sprache kennt einen furor poëticus, und Shakespeare schildert

Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend.

Uns näherliegend sind folgende Aeußerungen: Von Pascal bis zu Lombroso wird ausgesprochen, daß die höchste Stufe des Genies nahe dem Wahnsinn ist. Goethe selbst, der körperlich und geistig gesündeste Mensch, äußerte einmal, daß dem Dichter ein reizbarer Zustand des Gehirns notwendig

sei, und daß er selbst vieles dichtete, während er sich in einem dem Somnambulismus vergleichbaren Zustande befand. Er erzählte auch von einer Hallucination, die ihm begegnet sei, wie ihm einmal, als er bei nebligem Wetter einsam reitend, sein eigenes Bild entgegengekommen sei.

Sehr merkwürdig ist ein Erlebnis Grillparzers, das er, bei Abfassung seines Trauerspiels „Die Ahnfrau" hatte. Er erzählt: „Als ich zu nacht gegessen hatte, schrieb ich, ohne weitere Absicht, die ersten zehn Verse des ersten Aktes der Ahnfrau, wie sie mir auf einem Spaziergange eingefallen waren, auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette. Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr in mir, und eine Fieberhitze überfiel mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andre. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor, und bei alledem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte. Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühle einer herannahenden, schweren Krankheit auf. Da fällt mir jenes Blatt mit den ersten hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setze mich hin und schreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können. Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung. Der erste Akt wurde fertig, ohne ein durchstrichenes Wort. Noch erinnere ich mich, daß ich an der großen Scene, wo Jaromir Bertben zur Flucht überredet, von fünf Uhr morgens bis fünf Uhr abends ohne Ruhepunkt und ohne das Mindeste zu essen geschrieben habe. Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein. Es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich meinte das Drama nicht fertig bringen zu können. Nach dreitägiger

Unterbrechung kam die Stimmung wieder über mich und ich vollendete das ganze Trauerspiel in wenigen Tagen.

Friedrich Hebbel erzählte mir, wie es ihm, aber nur im Winter, ganz plötzlich den Kopf glühen mache, in ihm unbekannte Gedankenreihen erwachen und dichterisch zu produzieren drängen.

Wenn wir nun von diesen allgemeinen Aussprüchen und Bekenntnissen der Denker und Dichter zur Betrachtung Lenaus zurückkehren, so müssen wir es aussprechen, daß jeder Seelenarzt, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, ihn von Jugend auf und während seines ganzen Lebenslaufes zu beobachten, es hätte erkennen müssen, wie sich wahnsinnige Ideen bei ihm äußerten und unverkennbar waren. „Seit seinen Kinderjahren," schreibt der geistvollste Irrenarzt unsrer Zeit von Lenau, „war der Geist dieses Dichters ein Gemisch von Genie und Irrsinn."

Dem Schreiber dieser Zeilen war das Traurige beschieden, in seinem bereits citierten „Beitrag zur Biographie Nikolaus Lenaus" über die Ursachen seines Wahnsinns zu berichten, der Leichensektion anzuwohnen und den Befund niederzuschreiben, der die endliche Todesursache als Verblödung ergab.

Wir glauben vor allem, daß seine rührigen Nerven, das trüb wallende Blut ihm von seinen Eltern, dem wildaufgeregten, sinnlichen Vater und der tief empfindenden, leidenschaftlichen Mutter angezeugt worden sind. Er brachte die Belastung zum Irrsinn mit auf die Welt. Schon der unreife Knabe liebte, andren Spielen fern, kirchliche Zeremonien. Messe lesen, die geheimnisvolle Wandlung in der Monstranz erfüllten ihn mit kindlicher Verehrung. Diese

Stimmung, lange latent, wiederholte ſich in den Mannesjahren, indem er ſich in das Studium der Myſtiker und Gnoſtiker verſenkte, das namentlich in ſeinem „Savonarola“ Ausdruck fand. Er liebte Geſpenſtergeſchichten, und vor allem war es das wolluſtige Bad der Muſik, in dem er stunden-, nächtelang unterzutauchen liebte. Sie verſetzte ihn in Ekſtaſen. Eine ſtete geiſtige Unruhe läßt ihn, raſch hintereinander abſpringend bald philoſophiſche, dann agrariſche, wieder juridiſche und endlich mediziniſche Studien, deren keines er vollendete, ergreifen.

Die Untreue einer Jugendgeliebten ſchneidet ihm in die zur Melancholie geneigte Seele und taucht immer wieder in ſchmerzlichen Erinnerungen auf. Den nirgends ſich heimiſch fühlenden führt eine unbeſiegbare Reiſeluſt von Ort zu Ort. Der Ozean ſoll für ihn Lethe ſein, er ſchifft nach Amerika, um ſich im Urwald anzuſiedeln. Unbefriedigt kehrt er zurück. Der Skorbut hat auf dem Heimwege ſeinen zarten, nervöſen Organismus ergriffen, in ſpäteren Jahren ein heftiges Scharlachfieber, das ſein Herz entzündlich, die Muskeln zu häufig wiederkehrenden Rheumatismen geneigt macht. Er ſpielt gerne Wahnſinn, was nach der Erfahrung eines berühmten franzöſiſchen Irrenarztes Menſchen eigen zu ſein pflegt, die ihm ſpäter wirklich verfallen. Einmal im Eilwagen, um ſich eine ihm unbequeme Mitreiſende fernzuhalten, gebardet er ſich mit wildem Geſichterſchneiden zu deren Entſetzen als wahnſinnig. Eines Tages ſtürzt eine Magd, die ihm den Morgenkaffee bringt und die er zum Scherz mit Geſichtsverzerrungen erſchrecken will, aus der Stube und ruft der Hausfrau zu: „Jeſus Maria! Der Herr von Riembich iſt wahnſinnig geworden.“ Er ſelbſt erzählt

von ihn quälenden Hallucinationen, wie er, in einer Nacht reisend, eine ihm unbekannte weibliche Leiche stundenlang habe neben sich sitzen sehen, und wie er sich immerfort, wiewohl dessen bewußt, daß er wache und nicht träume, in die entgegengesetzte Ecke gedrückt habe, um nicht mit ihrem kalten Körper in Berührung zu kommen. Eines Tags begleitete er den Arzt Dr. Görgen der Irrenanstalt in Döbling, in der er viele Jahre später sterben sollte. Als ihn der Arzt einlud einzutreten, äußerte er auffallend ängstlich: „Nein, nein! Da kann man selbst ein Narr werden." In erschreckender diagnostischer Selbstbetrachtung schreibt er an seine Schwester einmal: „Ich fühle mich zum Unglück gleichsam magnetisch hingezogen. Der Dämon des Wahnsinns treibt sein Wesen in meinem Innern. Dir, die Du mich darum nicht weniger innig lieben wirst, will ich es gestehen: ich bin wahnsinnig." Und ein andermal: „Man könnte glauben, daß der Teufel in meinen Eingeweiden förmlich Jagd abhalte; es ist mir, als klänge Hundegebell in denselben und ein dumpfes Echo der Hölle. Ohne Scherz, es ist zum verzweifeln." Er braust ohne jede verständliche Ursache, in heftigstem Zorne auf, und als er das Erstaunen der ihn umgebenden Personen bemerkt, bricht er ebenso unverweilt in Gelächter aus. Seine Freunde nannten dergleichen Ausbrüche „Husarenlaune" oder „Ungarisches Berserkertum".

Sein oft wiederholtes Spiel mit dem Wahnsinn, sich für wahnsinnig zu erklären, lange vor dem tragischen Ereignisse, drückt sich in dem folgenden, poetisch herrlichen, erschütternden Gedichte aus:

Traumgestalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, so unendlich traurig,
Ich mochte gern mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen,
Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich trage mein Haupt durchnäßt am Kinn,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung,
Hab' ich's im Traume hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie fuhren darin ein wildes Leben.
Nun sind sie fort, die wilden Naturen,
An deren Thränen sind' ich die Spuren,
Wie sie mir alles zusammengerissen
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

So beanlagt und belastet zwischen Genie und Wahnsinn, schuf er poetische Werke voll erhabener Gedanken, voll goldener Weisheit. So zauberten sich aus einer gestört gestimmten Nervenharfe herrliche Töne und Melodien hervor und wurden blühende Kinder geboren, die allerdings mit fremd melancholischen Augen in die Welt schauen. Wer vermag das Sphinxrätsel unseres Dichters zu lösen?

Es sind hier die sporadisch, oft in langen Zwischenzeiten nur, auftauchenden krankhaften Erscheinungen zusammengedrängt worden. Es sei dem Schmerzensbilde ein andres

gegenüber geſtellt, wie der Dichter in anſcheinend voll geſundem Zuſtande im täglichen Verkehre mit Freunden und in der Geſellſchaft erſchien.

Lenaus Geſtalt war kurz und ſtämmig, ſein Gang unelaſtiſch, das Haupt vorn übergebeugt, die dunklen Augen meiſt geſenkt, als ob er etwas auf der Erde ſuche. Sein Haupt war edel geformt, die hohe weiße Stirne breit, von nicht zu reichem, braunem, glatt gekämmtem Haare umgeben. Auf dieſer konnte ſich in erregtem Momente die Zornader plötzlich herabſchlängeln. Wenn er irgend einen Gedanken von tieferer Anſchauung, von intenſiver Bedeutung ausſprach, formte ſich zwiſchen den zuſammengezogenen Augenbrauen eine Falte. Er verewigte ſie in der Stirne ſeines Mephiſtopheles:

Betrachtet dieſe Stirnenfalte,
Da dieſe finſtre, tiefe, kalte,
Einſt kam ein Mathematikus,
Ein ſcharfer Ritter Minusplus,
Und nannte dieſen Faltenſtrich
Das Minuszeichen allen Guten,
Vom ſtreute Plus das Gegenteil,
Wobei er dacht' ans Chriſtenheil.

Jener Zornesader begegnen wir noch einmal im „Fauſt".

Sein Blut aufkochend zu Geſichte ſteigt,
Aus ſeinen ſchwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeſchwollte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.

Und ſich ſelbſt wiederholend und zeichnend ſchildert er in dem Gedichte „Das Gewitter":

Der Himmel donnert ſeinen Hader;
Auf ſeiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader

Sein Auge war braun, groß, in bewegten Augenblicken voll Glut, dann ruhte es wieder schwer und weich auf dem, mit dem er eben über wichtige Fragen der Kunst und des Lebens sprach. Der etwas breite mehr sinnlich geformte Mund war von einem starken Schnurrbart überschattet. Das Kinn und die etwas bräunlichen Wangen mußten immer glatt wie Sammet sein. Die fast schroff sich absenkende Nase war edel geformt, im ganzen war der von den Eltern ererbte magyarische Typus erkennbar, wie sich das in dem diesen Mitteilungen beigegebenen Bild auch deutlich zeigt. Genau war es kein Bedürfnis zu sprechen. Angeregt von einem ihn interessierenden Gegenstande sprach er aber oft lange, und dann wie aus einem tiefen Brunnen geschöpfte mächtige Gedanken in frappanten Wortwendungen und Bildern langsam und scharf betonend aus. Seine Stimme hatte einen sympathischen Klang. Er liebte, wenn er Gedanken entwickelte, Pausen, und begleitete seine Worte mit absonderlichem Auf- und Zusammenziehen der Brauen, und mit rollenden, vor sich hinblickenden Augen, als wollte er die Wichtigkeit dessen, was er sprach, mimisch anschaulich machen. Seine Gedanken fielen dabei oft hart, wie Schollen auf einen Sarg, oder tönten wie Orakelsprüche, oder leuchteten als logische Blitze. Am behaglichsten und heiter sprach er, wenn er aus einer Pfeife mit langem Rohre rauchte, er hat sie besungen:

Mein Pfeifchen traut, mit dir dem Rauch
Voll duftender Narkose
Noch lieber als der Liebe Strauch
Der aufgeblühten Rose.

Der Liebe des Dichters zum Tabakrauchen verdanken wir eine großartige Anschauung, nach welcher er einen in seiner Stube aufgestellten Totenschädel seinen Kameraden nennt:

Die Schadelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesem Knochenscherben;
Nun hat er 's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen nennen's sterben.

Und noch einmal läßt er uns durch Zigeuner, die schwarzen Nomaden seines Vaterlandes, zeigen,

„Wie man das Leben verraucht."

Es lag in seiner ganzen äußeren Haltung etwas Vornehmes, ihm Unbekannten gegenüber fast Ablehnendes. Niemand hätte es gewagt, ein frivoles oder gar lascives Wort in seiner Gegenwart auszusprechen. Als dies einmal von einer hochgestellten Person doch geschah, sagte er sich zornig abwendend: „Das ist sehr ordinär! Habeat sibi!" Selten nur äußerte sich sein starkes Selbstbewußtsein, in welchem manche Hochmut erkennen wollten. Er teilte einmal mit, daß er den Gedanken gefaßt habe, einen Don Juan zu dichten. Als einer der Herren, denen er die Mitteilung machte, sich die Bemerkung erlaubte, ob dies vielleicht nicht etwas gewagt sei, nachdem Byron den gleichen Helden in einem unsterblichen Gedichte besungen habe, antwortete er in stolz abwehrendem Tone: „Mir hat Goethe bei meiner Faustdichtung durchaus nicht geschadet. Ich schreibe keine Alias post Homerum." Trotz allem ernst gemessenen Wesen

liebte er es zuweilen, lustige auf seinen Reisen erlebte Geschichten zu erzählen, oder noch lieber von andern anzuhören. Da konnte er unbändig lachen. Wenn er in Gesellschaft erschien, was übrigens sehr selten geschah, war sein Betragen bescheiden, voll weltmännischen, ruhigen Anstandes. Für Frauen nicht unempfindlich, begegnete er ihnen mit zarter Aufmerksamkeit. Er bezauberte sie durch seine mit seiner klangvollen Stimme vorgebrachten ernsten und originellen Gedanken. Er rühmte sich dessen, daß einige Mädchen in Württemberg seine Gedichte statt eines Gebetbuches in die Kirche genommen hätten.

Es ist erklärlich, daß eine so bedeutende edle, von jungem Ruhme schon umglänzte Persönlichkeit in der Gesellschaft eine lebhafte Aufmerksamkeit, namentlich der Frauen sich erwarb. Die poetisch anempfindende Frau Sophie fühlte sich besonders angezogen, die es in weiblich verzeihlicher Eitelkeit gerne sah, wenn ihr von dem Manne, den alle bewunderten und verehrten, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Nicht plötzlich, aber allmählich und tief erwachte die Liebe in ihrem Herzen, über die sie, als die glühendste Erwiderung ihr entgegen kam, selbst erschrocken sein mag. Ein verhängnisvolles Leben begann.

Wir wollen dem Urteile über die hier mitgeteilten Tagebuchblätter und Briefe nicht vorgreifen und nur darauf hinweisen, wie sie in ihrer bald sinnlichen Glut, bald schmerzlichen Entsagung, bald in Jubel und Verzweiflung sprechen. Viele klingen wie in Prosa aufgelöste Gedichte. Sie sind meist in nächtlich einsamer Weile, beim Genusse gutstarken, schwarzen Kaffees, wie Venau ihn leidenschaftlich gern trank, und unter narkotisierendem Zigarrendampfe

nicht immer nur geschrieben, vielmehr häufig phantasiert. So müssen die oft wiederkehrenden Liebesentzückungen, in denen die Sinnenlust aufbraust, als der Realität entbehrend, als phantastische Träume aufgefaßt werden. Aber ebenso zahlreich sind die Blätter, auf denen die rührendsten Klagen der Entsagung niedergeschrieben sind und Zeugnis geben von den an Wahnsinn grenzenden Kämpfen, denen er unterworfen war. Er lieh ihnen auch in Entsetzen erregenden Versen, wie die folgenden, Ausdruck:

„Undank thut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja, meine Freund' in Sorgen Leich' an Leiche
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde."

Und:

„Als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod."

Wie verhielt sich Sophie all dem gewaltigen Liebesansturme gegenüber?

Nur wenn die Briefe, mit denen sie jene Lenaus erwiderte, vorlägen, würde man eine volle klare Anschauung vom Leben eines der merkwürdigsten Liebespaare gewinnen. Es ist bekannt geworden, daß Lenau, nach einem ersten Tobsuchtsanfalle wieder zur Besinnung gekommen, ein Kohlenbecken kommen ließ und eine bedeutende Anzahl von Schriften und Briefen verbrannte. Man vermutet, daß unter den letztern auch die Sophiens waren. Der Verlust derselben ist aber auch sonst noch tief zu beklagen, wenn man jenen einzig erhaltenen Brief Sophiens liest, in welchem sie, durch den Anblick eines stromabwärts

fahrenden Pilgers an den Dichter gemahnt wird. Er hat sein Haar den Winden preisgegeben, nach einem zerrissenen Kranze schauend, den er um einen Pilgerstab gewunden und auf den Vorderteil des Nahmes gepflanzt hat, während der Kahn von stürmischen Wellen hin und her geschwenkt wird. Auch das Siegel Lenaus zeigt ein turmgespeitschtes Schiff auf der See, mit der Inschrift: Telle est ma vie. Nur noch eine, das innerste Wesen des Dichters ebenso plastisch als psychologisch treu tiefergründende Schilderung ist uns der Feder Sophiens erhalten. Sie läßt in ihr eine poetisch denkende, phantasievoll begabte Frau erkennen, die auch einen sozialen Roman gedichtet hat, der im Manuskript erhalten ist.

Bei dem unersetzlichen Verluste der Briefe Sophiens lernen wir in denen Lenaus zuweilen nur einen Reflex derselben kennen. Neben begeisterter Anerkennung, die an Bewunderung grenzt, vernimmt der Leser auch häufige Klagen über kaltes Entgegenkommen, über kränkende Gleichgültigkeit, über herb tadelnde Launen, oft sogar über ihm fast feindselige Gedanken, trotz dem vollen Bewußtsein, daß ihn die fanatisch angebetete Frau liebe. Gewiß müssen es tief erschütternde Kämpfe gewesen sein, nicht allein dem anstürmenden Manne, vielmehr noch sich selbst gegenüber, welche die stolze, ihre weibliche Ehre, wie die ihres Hauses hochhaltende Frau in sich durchzufechten hatte. Auch sie war eine Martyrerin der Liebe, aber mit einem starken, verstandesklaren Willen ausgerüstet, um sich durch Widerstand zu retten und den heftigsten brieflichen Ausbrüchen unbeugsame Standhaftigkeit entgegenzusetzen. Auch die herzverzehrende Leidenschaft der Eifersucht blieb ihr nicht

erspart. Lenau mochte auch des fortgesetzten Kampfes müde sein.

Die berühmte dramatische Sängerin Karoline Unger feierte um diese Zeit Triumphe auf der Opernbühne in Wien. Lenau war von ihrer Kunst gewaltig ergriffen und ließ sich durch seinen Freund, den Dichter Theodor Grafen von Haussenstamm, der ebenfalls zu ihren Bewunderern gehörte, bei ihr einführen. Das auch geistig hochbegabte, wenn auch nicht mehr jugendliche schöne Fräulein fesselte bald den für Musik schwärmenden Dichter. Sie wurde seine Muse. Das hinderte anfangs nicht, seine Briefe an Sophie und seine Tagebuchblätter in der uns bekannten glühenden Weise fortzusetzen, fast noch dann, als die Künstlerin schon ein Recht zu haben schien, an eine bleibende Verbindung zu denken. Sie ließ, wie zum Scherze, Visitenkarten drucken, auf denen zu lesen stand: Karoline Niembsch Edle von Strehlenau geborne Unger, und sang ihm sein Lied: „Weiß' auf mir, du dunkles Auge," wie er es so innig und so tief nie zuvor vernommen hatte, vor. Es schien aber, neben anderen kleinen primadonnenhaften Launen, die, wenn auch zierlich poetische, aber vorgreifende Zuversicht den Dichter abzukühlen. Dann fanden heftige Eifersuchtsszenen zwischen ihm und Sophie statt und haben, pathologisch wandelbar wie er war, seine neue Leidenschaft niedergekämpft. Nun fesselte wieder der alte Zauberbann.

Karoline Unger reiste nach Ischl, um daselbst den Sommer zu verleben. Dahin folgte ihr Lenau, um seine an sie gerichteten Briefe und Gedichte zurück zu verlangen. Er erzählte später, wie er unangemeldet des Morgens in das Zimmer der Unger, sich selbst einladend, gedrungen sei und

schreibend seine Briefe ihr abverlangt habe. Er mochte ihr als ein Rasender erschienen sein, und sie gab erschrocken die verlangten Blätter. Gewaltig verließ er das Zimmer und wurde, nach seiner Mitteilung, über den gelungenen Wahnsinn simulierenden Ueberfall erfreut, die Treppe hinab. Die Briefe verbrannte er sofort und beklagte das später, indem er sich äußerte, niemals so Pretentiöses und Tiefsinniges über Poesie und vor allem über Musik geschrieben zu haben.

Noch ein zweites Mal wieder von einer plötzlichen Liebesglut ergriffen, schien er sich abermals aus seinen hoffnungslosen Banden retten zu wollen, indem er sich wenige Jahre darauf mit der jungen Dame Marie Behrends in Frankfurt verlobte. Ob ein solches Aufflackern und Versinken nicht auch ein Symptom des pathologischen Blut- und Nervenlebens genannt? Nur ein Gedanke ist über dieses plötzliche Ereignis aus den verloren gegangenen Briefen Sophiens erhalten. Als sie von der Verlobung des heißgeliebten Mannes, dem ihre ganze Seele anhing, hörte, schrieb sie ihm: „Eines von uns muß wahnsinnig werden." Wir wissen, wer von beiden es geworden ist. Es war ein verhängnisvolles Wort, wie ein leiser Laut eine Lawine zu vernichtendem Niedersturze bringt.

Wie verhielt sich, dürfte wohl die Frage auftauchen, der Gatte zu dem ihm natürlich nicht unbekannt gebliebenen, jahrelang andauernden Liebesverhältnisse seines ihm teuren, in treuer Freundschaft verbundenen Freundes und seiner von ihm geliebten Frau, der trefflichen Mutter und Erzieherin seiner Kinder? Er ahnte wohl anfangs nicht, daß eine

sympathische ideale Freundschaft sich zu viele ärgern werde. Als es doch so kam, war es zu spät, um Einspruch zu erheben. Er durfte an der vertrauensvollen Ueberzeugung festhalten, daß er von seiner ältesten Frau, von seinem treuen, charaktervollen Freunde keinen verbrecherischen Verrat zu befürchten habe. Vielleicht auch hat er, von plätschernden Gesellschaftsstimmen, die sich tadelnd vernehmen ließen, erregt, das über die beiden ihm so Nahestehenden hereingebrochene Liebesleben als ein von ihnen nicht verschuldetes Elementarereignis, als ein vorübergehendes betrachtet. Er, der selbst ein Dichter war, mochte die Liebesbommen seines Freundes etwa, wie dem Verhältnisse eines mittelalterlichen Minnesängers entstammt betrachten, der eine Herrin zur Anbetung auserkor und in Liedern pries, ohne daß die Eifersucht des Gatten darüber zu erwachen brauchte. Aber

„Es liegt die Macht des Schicksals zu schonen"

hätte eine schuldbewußte Frau als hochbetagte Matrone die Tagebuchblätter und Briefe testamentarisch ihrer jungen Enkelin D. v. E. ausgesprochen und in dem von ihr verfaßten Vorworte die Veröffentlichung derselben bestimmt? Würde der pietätvolle Sohn uns die Herausgabe der Briefe und der vorliegenden Tagebuchblätter zur Veröffentlichung anvertraut haben?

Und wenn es noch dessen bedürfte, das Liebesleben Tennas und Zophiens als ein ideales zu bezeichnen, so sei noch folgendes klassische Zeugnis dafür vorgebracht:

Ich besuchte, auf einer Reise nach Skandinavien begriffen, in Kopenhagen jenen Theologen Dr. Johannes

Martensen, den ich bei Lenau in Wien kennen gelernt hatte und mit dem ich während des Winters im Jahre 1838 in dem erstgenannten „Silbernen Kaffeehause" verkehrte. Es ist bekannt, daß eine Broschüre über Lenaus „Faust" in der Cottaschen Buchhandlung veröffentlicht und den größten, vielleicht nicht günstigsten Einfluß auf die mystischen Studien und die Dichtung „Savonarola" genommen hat. Er hatte, kurz vor meinem Besuche, die höchste geistliche Stufe in Dänemark als Bischof erstiegen und war zum geheimen Berater des Königs berufen. Er fragte mit lebhafter Teilnahme um das Leben Sophiens, in deren Haus er durch Lenau eingeführt war, und berührte den unglücklichen Leichtsinn Sophiens, den die frivole Gesellschaft Wiens verschuldete. Der Bischof erzählte mir, daß er in einer verhängnisvollen Stunde den Freund gefragt habe, wie es sich damit verhalte, und da habe ihm Lenau, feierlich, wie er zu sein pflegte, gebeichtet, daß trotz mildernder, fast dämonischer sinnlicher Anfechtungen, nicht durch ihn, sondern durch die frische Standhaftigkeit der geliebten Frau, sein Verhältnis rein geblieben sei. Er schloß sein Bekenntnis mit den Worten: „Unsere Liebe war ein unglückliches, aber Gott und schwerstes Verhängnis."

Bischof Martensen hat seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben; sie sind nach seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode erschienen. Sie enthalten auch ein langes Kapitel über seinen Aufenthalt in Wien und seinen vertrauten Umgang mit Lenau.

Die letzten deutlich gesprochenen Worte Lenaus waren: „Die arme Nembsch ist sehr unglücklich."

Sie konnten auch für seine Freundin gelten, die jüng-

lang ihn allmählich zu Grunde gehen sah. Sie hat ihn nie wieder gesprochen und durfte, wenn sie in die Irrenanstalt in Döbling kam, ihn nur durch die halb offen gelassene Thüre seiner Zelle, in der er von ihr abgewendet saß, sehen. Der Arzt fürchtete sie eintreten zu lassen. So kam sie immer wieder und sah schweigend zu dem Kranken hin, bis er nicht mehr war. Sie trug seinen Tod, den auch sie als eine endliche Erlösung wünschen mußte, mit jener antiken Ruhe, die den tiefsten Schmerz einer Menschenseele verschleiert und nur ahnen läßt.

Wie all ihr Leben lang widmete sie sich ununterbrochen und jetzt vielleicht noch mehr den Pflichten des Hauses und der Familie. Sie fand vor allem Trost in der sorgsamen und liebevoll geleiteten Erziehung ihrer Kinder. Sie las Gedichte meist ernste Schriften und strebte danach, sie die unmögliche Kunst des Vergessens zu lernen. Es waren harte Schicksalsschläge, die sie noch treffen sollten, die sie mit angeborener kühlerner Seelenkraft ertrug bis in ihr spätestes Alter.

Ihre in Schönheit blühende, jungvermählte Tochter, welcher der durch ihre Geburt beglückte Vater den Namen Zoë, Leben, beilegte, starb nach kurzem, glücklichem ehelichen Leben. Ein talentvoller Sohn Ernst, ein tapferer Offizier, fiel in der für Oesterreich verhängnisvollen Schlacht bei Königgrätz, auf einem einsamen Ordonnanzritte, durch eine Kugel, die aus dem Walde kam, getroffen. Seine Leiche wurde aufgefunden und von preußischen Aerzten und Offizieren geehrt. Zwei Enkelsöhne wurden über den Verlust aufgenommen und erfüllt sie Ihr, den Ihrigen und einer größeren Anzahl von Freunden vom österreichischen

Kaufleute in Kleinhorst übergehen. An der Straße bei Clerheim, westlich von Elbow, wo er auf dem Felde der Ehre gefallen ist, steht ein Denkmal, das ihm die Mutter errichtete, zu welchem sie mit ihrem jüngsten Sohne Arthur wiederholt, gleich einer Mater Dolorosa, wallfahrtete.[1]

Dem Tode des von ihr tödlich verehrten Vaters folgte bald der ihrer Mutter, deren praktisch gesinnte Lebensauffassung und herbe Wesensart, wie wir gesehen haben, nicht ohne Einfluß auf die poetisch gestimmte Tochter war. Auch der Gatte, der mittlerweile eine hohe Stufe auf seiner Beamtenlaufbahn erklommen hatte, starb während eines Sommeraufenthaltes am Traunsee. Der Kirche in dem romantisch gelegenen Friedhofe in Traunkirchen angesichts ist sein marmornes Grabmonument. Seine Witwe ließ den Vers des Dichters Matthias Claudius als Inschrift einmeißeln:

„Ich, sie haben einen guten Mann begraben."

Der vierzehnjährige Sommeraufenthalt in Traunkirchen nahm sie sich vor allem der frommen Schuldirektorstochter Hedwig Kinderbergschrankheit besonders wohlthätig fördernd an.

Alle in früheren Jahren ihren eigenen Kindern, zuletzt in jetzt ihrem Enkelin, den Kindern Jörg's, die liebevollste Sorgfalt zu, sie leitete deren Erziehung und Unterricht. Ihr besonderer Liebling war ihre Enkelin Dora. Es ist bekannt, daß sie ihr Tagebuch vererben wollte.

An den Briefen von E. Jung vermißt, daß auch sie, wie ihre Mutter, nach kurz [illegible]

[1] Das [illegible] Denkmal befindet sich an einer Straße [illegible] Elbow, deren Pflaster jetzt [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

„Ich lebe", sagte Laube mir einmal, „wie in einem Friedhofe, auf welchem die Schatten so vieler, die mir teuer waren, aus den Gräbern steigen und mich umgeben."

Bei einem anderen meiner Besuche holte sie aus kostbarem Elfenbeinkasten die ihr von ihrem Vater verehrten Denkmünzigkeiten des Erzherzogs Karl hervor, um mir vertrauensvoll Einsicht in dieselben zu gestatten. Sie sah einmal, erzählte sie, bei einer hohen Persönlichkeit anfragen, ob sie das Manuskript veröffentlichen dürfte? Sie erhielt den Bescheid: „Es wird nicht genehmigt."

Ein andermal gab sie mir einen von ihr während einiger Jahre, „um sich von ihren schmerzlichen Erinnerungen wenigstens zeitweilig zu befreien", verfaßten Roman zu lesen. Er spielt in der Gesellschaft Wiens und behandelt, wie schon dessen Titel „Resultiert" andeutet, ein soziales Thema. Einer sagte einmal von ihr: „Sie ist mehr als George Sand."

Beide Manuskripte befinden sich im Nachlasse Laubens.

Als eine neue Auflage seines wiederholt genannten „Beitrags zur Biographie Grillparzers" im Jahre 1903 nötig wurde, gab sie mir einige Briefe beziehungsweise mit einem bis dahin ungedruckten humoristischen Gedichte zur Vermehrung der Auflage, „weil Sie sein Bild so treu gezeichnet haben".

Zu all den Mühe und Aergernis verursachenden Erlebnissen gesellte sich noch ein körperlicher Unfall. Bei einer auf ihrer herrschaftlichen Besitzung notwendigen Arbeit, thätig wie sie immer war, stürzte sie von einer beträchtlichen Höhe zur Erde. Ihr linker gebrochener Arm wurde nicht glücklich geheilt, so daß sie fortan nur auf einem Ende gelähmt sich mühsam fortbewegen konnte.

Als sie sich einem hohen Alter näherte, nahm ihr Gedächtnis ab, was sie jedem geselligen Verkehre fernhielt. Ihr Leben war fortan ein fast nur traumhaftes Dämmern, ein wohlthätiges Verschleiern ihrer Erlebnisse. Ihr Geist sprach sich klar, wenn sie einen Gedanken äußerte, aber unmittelbar ging ihr das Gedächtnis an denselben verloren, und sie sprach, ohne jeden Zusammenhang, wieder einen andern aus, um ihn sofort wieder zu verlieren.

Ich sah sie, auf ihre Einladung, zum letztenmal ein Jahr vor ihrem Tode. Aus ihrem bleichen Antlitze, von schneeweißem Haare umrahmt, leuchteten ihre Augen noch jugendlich verklärt hervor. Noch als Matrone war sie schön.

Sophie Schlei, nach längerem Leiden, am 9. Mai 1889, umgeben von ihrer Familie, die Augen. Geboren am 27. September 1810, erreichte sie ein Alter von 79 Jahren, 7 Monaten und 14 Tagen. Sie ruht auf dem Friedhofe des jetzt in Wien einbezogenen Vororfes Meidling. Ihr Sohn Arthur schrieb die Inschrift für ihren Grabstein:

„Du warst an Liebe reich und Großmuth,
Drum freundlich ich dein mit die begraben."

Renan.

Fritz Kleyle

Briefe und Jugendgedichte Lenaus.

Das Gedicht „An Fritz Kleyle" von Lenau zählt zu den Perlen seiner lyrischen Kunst. Voll melodischen Zaubers schildert es, leicht verschleiernd, ein Erlebnis des Freundes, indem es zugleich einen biographischen Wert hat. Es bestand zwischen Lenau und Kleyle eine bisher unbekannt gebliebene, durch einen glücklichen Fund erst jetzt aufgehellte Bundesbrüderschaft, welche durch die hier mitzuteilenden Blätter verewigt werden soll.

Im Nachlasse Sophiens haben sich 21 Briefe Lenaus an Fritz Kleyle vorgefunden, die er in den Jahren von 1821 und weiter von Wien aus an den in der Agrarschule in Altenburg sich befindenden Freund gerichtet hat. Sie enthalten sechs bisher völlig unbekannt gebliebene Gedichte aus der Jugendzeit des Dichters, während die Briefe selbst ein lebendiges Bild von Lenaus Studentenleben, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und Anschauungen bieten und den schon damals bei aller Jugendlichkeit ernsten, Hohes erfassenden Geist erkennen lassen. Vor allem aber gewähren sie einen Einblick in das tiefe Gemüt und erste Liebesleben des Jünglings, der schon wenige Jahre darauf ein bewunderter Dichter war.

Es ist nicht bekannt, wie die Briefe und Gedichte an den Schreiber derselben zurückgelangt sind. Er hat sie, nach dem frühen, ihn tief schmerzenden Tode des Freundes, etwa zurückverlangt und Sophien übergeben, um sie mit einem Stück seines Jugendlebens bekannt zu machen. Sie mochte ein noch besonderes freundschaftliches Interesse an dem Mitgeteilten nehmen, da Fritz Kleyle ihr Cousin war. Die Antworten auf diese Briefe, die erst das Bild des bestandenen Freundschaftsbundes vervollständigen würden, sind nicht vorhanden und wohl, wie die Sophiens an Lenau, für immer verloren.

Um so nötiger erscheint es, einige Worte über Fritz Kleyle selbst und seine erste Begegnung mit Lenau voran zu schicken und Erklärendes in kurzen Worten anzufügen.

Das erwähnte Gedicht diene als Einleitung; es lautet:

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gefährten,
Der deines Schmerzes heißen Schimmer hört,
Der die Erinnerungen, bang, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgesteuert aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du der Abende noch am Veithalfirand?

Im Haine sprang von Baum zu Baume die Rote,
Sie wiegte sich auf Zweigen, suchte froh
Sich in den Schlupfwinkeln, der dem Gatten
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, ach! geschwinde, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel ferner Gatten,
Bis sie vom Veithügel band den goldnen Ring.

Schon ich mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Sonntage sieht;
Schon kann ich sehn mit leichtem Traumgeraate
Mein früh erfülltes Glück an seinem Ziel.

Sanft senken sich in feierliches Schweigen
Die Laute der Natur, kein Vöglein spricht,
Sie scheint ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als lausche still sie einer Stunde nach.

Die Sterne tauchten aus dem Aethermeere,
Der kleine Hanns ermahnt nun im Heim,
Die Mama trank des Tages letzte Zähre,
Und Lotta träumt von im Mondenschein. —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt mild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir ans Herz mit raschem Flügelschlag

Herein' herein' du nahester Gefährte!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast,
Ich ahne dir die stummvertraute Stätte,
In welcher dein Gesichtlein schon oft saß!

Des Abends, Freund, gedenk' ich jenes andern'
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wie die Gelobte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ab vom Chore,
Mir schien ein Wetterwolk' das Heiligtum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie war die liebe Schwesterin so stumm! —

Verlasse mich, mein Lieb, denn immer trüber
Und thränenvoller steht mein Auge,
O, holde Schuld den Freund nur da vorüber,
Wo du der Schwere nächtlich gedachtest!

Kornähren, Gott, am heißem Backofen;
Darein der Tod ausstreut sein Mohn Gesicht.
Jetzt von des Sternmeers klaglichem Gestade,
Da dumpf verdämmernd brichet der Sommerabend?

Ein fremd Gestirn. Der Heimat Licht sein Scheiden
Dem dunklen Forste der Fichtenwälder,
Und Schauer kühl an meinen Nacken streifet.
Du bist Jerusalem meiner Gedanken.

Fritz Kleyle war aus seiner Heimat Haslach in Baden zu seinem Oheim dem Hofrat Joachim Kleyle nach Wien gekommen, um hier nach absolviertem Gymnasium die Universitätsstudien zu beginnen. Niembsch, wie er sich noch damals, ehe er das Pseudonym Lenau wählte, nannte, lernte zufällig im Hörsaale der philosophischen Studien den schlanken, blondhaarigen, treuherzig sich gebenden Badenser kennen. Er fand an seinem sinnigen und doch lebhaften Wesen Wohlgefallen. Bald ergab sich, wie unter Studenten häufig, ein vertraulicher Umgang. Niembsch trieb damals mit Vorliebe Mathematik und konnte seinem für dieselbe weniger begabten Freunde nachhelfen. Es stellte sich anfangs eine Art freundliches Verhältnis wie zwischen einem Lehrer und seinem Schüler her. Nach Beendigung der philosophischen Jahrgänge begab sich Kleyle, von seinem Oheim dazu angeregt, nach Ungarisch-Altenburg an die Agrarschule, wo früher schon Niembsch ebenfalls ökonomische Studien betrieben hatte. Die juridischen Studien, denen sich nun auch Niembsch widmete, gab Kleyle nicht auf, indem er dieselben privatim betrieb und Kurs um Kurs, wie es damals vorgeschrieben

war, nach Wien kam, um sich über das Gelernte prüfen zu lassen.

Kleyle betrat darauf auf den Gütern des Erzherzogs Karl in Schlesien die Laufbahn eines Beamten, auf welcher er, durch seine Intelligenz und sein musterhaftes Pflichtgefühl rasch befördert wurde. Mit einem anmutigen und geistig begabten Fräulein Nathalie Sartorius vermählt und durch drei Kinder beglückt, starb er noch jung, nachdem er zum Erzherzoglichen Güterdirektor vorgerückt war, im Februar des Jahres 1830 in der schlesischen Stadt Friedek.

Niembsch fühlte tief den Verlust seines Jugendfreundes. Ihm trauerte er lange nach und widmete seinen Hinterbliebenen stets eine ausdrucksvolle Treue.

Das mit der allgemeinen Ueberschrift „An eine Witwe" verfaßte Gedicht ist an Nathalie Kleyle gerichtet und soll hier als ein pietätvolles Denkmal für den geliebten Freund seinen Platz finden.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Hain
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenschein.

Die flatterwunden Raine schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauche,
Wie eine Mahnung, in den Zweigen,
Dann tropft es noch im dunklen Strauche.

Da fand ich, nach den Schmerzgewittern,
Dich mild verklärt im stillen Grame,
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn die erklang von deinem Namen

Der Frühling kam, mit seinem Strahle
Erhöht die hehr Blümchen bunter Schatten
Und Glück und Lust durch seine Thale
Die Hirten mit den Flöten hallen

Du warst so mit den Nachtigallen,
Mit Flammen mein das Herz zu brennen,
Und hast in deiner Stimme Klange
Verbreitet auch Deinen Begeisterung

Es sang dann Phöbus Apollo Lieben
Von mir und einem Mädchen sagt,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Wenn ihm der Nachtigallen klage

Wenn aus dem Lied die Thränen fließen,
Nicht ich am Ufer mich begraben,
Mit ihr von meiner Jugend sprechen
Und mich in ihren Armen fühlen.

Wien, 2. Januar 1824.

Theurer Freund!

Deinen Brief erhielt und entfaltete ich mit Erröten über mein langes Stillschweigen; denn er rief mir mein Verachen schmerzlich ins Gedächtnis zurück. Vielleicht wirst Du mir aber minder zürnen, wenn ich Dir sage, daß ich mit Treiber[1] eine Reise zu Dir verhatte, die mir aber so lange verschieben mußten, bis uns der voreilige Winter in die Quere kam.

Fast würde ich fürchten, daß über dem langen Schweigen, das zwischen uns lag, Deine Freundschaft in etwas erkaltet wäre, denn man muß das heilige Feuer von Zeit zu Zeit

[1] Der Tischler Leichnamb Treiber Nachbar

anschauen; wenn ich nicht bedächte, daß ein reineres Feuer denn ein irdisches für mich in Deinem Busen lebet.

An Deiner Beförderung nehme ich freudigen Anteil und wünsche Dir um so mehr Glück dazu, als ich Dir dadurch für manches, was Du in Altenburg entbehren mußt, einigermaßen entschädiget glaube.

Mein Leben allhier windet sich ziemlich vergnügt ab; Dichterlektüre ist nebst Spracherlernung meine vorzüglichste Beschäftigung; mein Lebensplan unverrückt, sowie das gespannte Verhältnis zwischen mir und meiner Großmutter, die ich noch nicht besuchte, aber insofern loben muß, als sie mir eine monatliche Unterstützung zufließen läßt.

Freund! ich liebe! einem armen, vaterlosen, verlassenen Mädchen von 15 Jahren, ohne eigentliche Bildung, aber mit Anlagen, die sie der schönsten Bildung fähig machen, schenkte ich mein Herz, mit dem festen Entschlusse, es nicht wieder zurück zu nehmen, wenn sie es in der Folge so zu schätzen weiß, wie jetzt. Ihre Gestalt ist sehr anziehend, ihr Grundzug des Charakters tiefes Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborener Sinn fürs Schön und Schickliche.

Bei des Mädchens großer Anhänglichkeit zu mir läßt sich erwarten, daß sich ihr ganzes Wesen dem meinigen anpassen werde, und daß ich einst schöne Tage an ihrer Seite verlebe.

Da sich meine Muse Dir mit ihren Erstlingen traulich nahte, hoffend, daß der Freund einen schonenden Richterspruch über sie sprechen werde, so fahre ich fort, Dich mit den Früchten meiner schönern Stunden heimzusuchen.

Hier folgt ein Gedicht, hiesiges Zimmer gemacht; nächstens

soll ein Herbstlied an meine Bertha, eine Uebersetzung einer Ode Horazens, einige Sinngedichte u. s. w. folgen. Lebe wohl, geliebter Freund! und schreibe bald, denn ich sehne mich nach Deinen Briefen.

Niembsch.

In einer Sommernacht gesungen.

Sei mir gegrüßet, o Nacht, du Freundin stiller Betrachtung!
Sei der erwachten Natur erhabnem Genusse geheiligt!
Hoch auf luftigen Pfaden im weiten Himmelsgefilde
Wandelt der Mond, bescheinet die Flur, die vom Walde begrenzt wird,
Der mich schweigend empfangt, und hebet die nächtliche Feier.
Tiefe Stille umgaum — nur einsame Laute vernehm' ich,
Die wie Töne des Traums dem schlummernden Walde entschweben,
Und mit rührender Macht, als wären es Sprecher des Himmels,
In die Seele mir dringen, und wecken die schlummernde Gottheit.
Nacht! du enthebest das Herz der Nacht bethörender Lüfte,
Und mit Zaubergewalt entreißt du dem Auge die Binde,
Von der Leidenschaft um ihren Vasallen geschlungen.
Einem entheiligten Tempel gleichet die sündige Seele,
Der den Götzen geweiht, gefüllet mit Bildern des Wahns ist;
Doch dein Ernst, o Nacht! erzeugt des weiteren Lebens
Kräftigen Keim, das Denken aus tiefer Verstimmung des Menschen,
Denn vom bewegten Gemüt wird jede Erscheinung gedeutet.
Plötzlich birgt nun der Mond sich hinter die schleierne Wolke,
Dämmerungslicht verbreitend über die waldige Gegend,
Gleich dem trüben Vernunft, auch dies wird vom Schleier gedunkelt,
Der den himmlischen Gast der irdischen Hülle verwahret.
Weiter verfolg' ich den Weg, den gefallene Blüten bedecken.
Lange nicht währet die Blüte, es sinkt das schöne Gebilde,
Wenn's den ätherischen Duft in die wogende Luft verhaucht hat.
Wie die Blüte des Baums muß sinken die Blüte der Schöpfung.
Einzig der Mensch, — doch gleicht er in allem der Blüte, und wird die
Menschliche Seele beraubt der Blüte verwehetem Hauch gleich?

Oder lebet ſie fort, und lebt ohne je zu vergehen,
Immer ſich weitend und inniger immer die Gottheit erfaſſend?
Seligſter aller Gedanken! vielleicht gedacht auch vom Ew'gen
Und geweckt in mir durch ſeinen empfindbaren Abdruck,
Durch die Natur! Doch jetzt hemmt liebliche Störung den Fortgang
Meiner Betrachtung, es iſt das ſchmelzende Lied Philomeleens.
Der begeiſterte Vogel feiert nun jubelnd ſein Daſein
Wie mich der Strom melodiſcher Töne ſüß zwingend dahinreißt,
Wiegend die horchende Seel' im Wechſelſchwunge des Wohlklangs.
Heil dir, herrlicher Sänger! als Schöpfungsgenoſſe verwandt mir,
Wie ein jegliches Weſen der großen Verbrüderung Mitglied!
Schöne Anſicht der Dinge, ſie knüpfet mit liebendem Bande
Uns an die Welt, und iſt die Mutter beſtändiger Freuden.

Wien, am 13. Jänner 1824.

Teurer Freund!

Du ſchriebſt mir ſchon zwei Briefe, die von mir noch unbeantwortet ſind. Ich ließ dies geſchehen, um zwiſchen unſern Briefen ein gewiſſes Verhältnis zu erhalten; denn Du ſchreibſt ſo kurz, daß zwei Deiner Briefe allenfalls einen der meinigen ausmachen dürften. Dies als Tadel, und nicht mehr; denn mir fällt gerade das Sapienti pauca ein, was auch Dir zu meiner Unfreude gerade dann immer in den Sinn kommen muß, wenn Du an mich ſchreibeſt. Wiſſe aber, daß — falls meine Sapientia es iſt, welcher zu Ehren Du ſo wenig Worte machſt, daß ich dies nicht zu den erfreulichſten Früchten meiner Weisheit zähle, und daß ich Dir künftig auf jedes Br[illegible]ein einen Brief ſchicken will, deſſen Durchleſen Dich gewiß mehr Zeit koſten ſoll, als Du durch Deine Kürze im Schreiben erſparen magſt.

Neues kann ich Dir nichts ſchreiben, als daß ich unlängſt

mit dem Professor Stein[1] eine Unterredung über die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes hatte, die mir diesen Mann wegen seiner gediegenen Kenntnisse als sehr achtungswert zeigte. Wir sprachen über den Beweis Epikurs (gegen die Unsterblichkeit): quod dissolutum est, sensu caret; quod sensu caret, nihil ad nos pertinet; ergo . . .

Das Resultat dieser Unterhaltung sollst Du, wenn es Dich interessieren sollte, nächstens erfahren. Nur so viel diesmal: Das Verfahren derjenigen Philosophen (zu welchen Rembold[2] gehört), die eine Lehre des Uebersinnlichen aus alleiniger Reflexion auf den menschlichen Geist bilden wollen und keine Naturphilosophie zugeben wollen, scheint mir deshalb unwichtig, weil sich die ewige Wahrheit nicht nur im menschlichen Geiste, sondern auch, und viel deutlicher, in den Gesetzen der Körperwelt ausspricht, welche doch immer bestimmter erkannt werden kann, da hier erkennendes Subjekt und zu erkennendes Objekt nicht eins und dasselbe ist, wie bei Untersuchung des Menschengeistes in seiner Gesetzmäßigkeit. Ich fühle daher nun lebhafter als je den Wunsch, die Natur in allen ihren Produkten zu studieren.

Aus der Geschichte meines Herzens: Meine Bertha wird mir täglich teurer, und ich fühle mich in dieser Befangenheit meines Geistes unendlich glücklich, und überzeuge

[1] Anton Joseph Stein, geb. 1759, gest. 1844, war Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität. Er war ein sehr witziger Epigrammatist, eine originelle Persönlichkeit. Ein Feind des Rauchens dichtete er ein satirisches Gedicht: „Amor Kapnophilus“ das Aufsehen erregte. Seine deutschen, lateinischen und griechischen Gedichte gab er erst als 84jähriger Greis heraus.

[2] Ludwig Rembold, geb. 1785, Prof. der Philosophie. Hegen zu freisinniger Vorträge von der Wiener Universität entfernt; studierte Medizin und starb als praktischer Arzt 1844.

mich immer mehr, daß selbstgenügende Freiheit nie so befriedigt, als mitteilende Teilnahme, weil sie uns auch von unsren Geliebten abhängig macht. Einige Menschen, unter die auch Du gehörst, machen mir dies Leben so lieb, daß ich — wenn sie anders die alten bleiben — nie so unglücklich sein kann, daß nicht ein Trost für mich in ihrer Liebe wäre.

Hier hast Du eine kleine Ode an meine Bertha, nebst einem Liede:

Erinnerung.

Selige Stunde! Da mir meine Bertha
Nachtig ergriffen von der Liebe Sehnen
An den bewegten, ihr allein geweihten
Busen sank.

Nachtliche Stille lag auf Flur und Hain, es
Ruhten die Winde, um die leisen Seufzer
Nicht zu verweh'n, dem Pochen unsrer Herzen
Lauschten die Sterne.

Gluhende Kusse bebten durch die Seele,
Innig umschlungen hielt ich dich, Geliebte!
Göttliche Bertha! Zierde meines Lebens!
Selige Stunde!

Das Rosenmädchen.

I.

Ein Mädchen zart und engelrein
Erzog mit liebenden Sorgen
Sich Rosen, doch nur sich allein,
Denn tief im Haine verborgen.

Wo in der Quelle kühlendem Fall
Sich wiegen die Lieder der Nachtigall,
Da baut sich
Das Rosenbett.

2.

Da stand das Mädchen unschuldsvoll
Und schaut mit Wonne die Blüten;
Und höher ihr der Busen schwoll,
Die Augen heller ihr glühten.
So sah ich das liebliche Mädchen dort,
Doch ewig blühen die Rosen nicht fort.
Des Mädchens Freud
Währt kurze Zeit.

3.

Und als die Rosen nicht mehr blühn,
Und nimmer flötet die Nachtigall,
War auch des Mädchens Lust dahin —
Sie stand am murmelnden Wasserfall,
Sie stand — von säuselnden Lüften umweht,
Und dachte mit Wehmut: daß alles vergeht.
Das Auge naß,
Die Wange blaß.

4.

Da nahm' ich freundlich ihr und sprach:
Die Rose sinket wohl nieder,
Doch weine nicht der welken nach,
Es kehret der Frühling ja wieder;
Und wie im Frühling das Leben erwacht,
So folgt auf des Grames düstere Nacht
Mit Sonnenblick
Das beste Glück.

Auch Du wirst dem Frühlingsblicke mit Sehnsucht entgegensehen; indes lob' ich mir auch die Winterstunden,

zumal da Du dich an manchem Abende an die Zeit erinnern wirst, die wir im vergangenen Jahr so traulich verplauderten.

Lebe wohl.

Dein wahrer Freund

Niembsch.

Wien, am 2. August 1825.

Teurer Freund!

Ich habe Dir so lange nicht geschrieben. Sei darüber nicht ungehalten. Gestern macht' ich Prüfung beim Egger. Es ging so ziemlich.

Ich danke Dir für die Statistik-Schriften, die mir v. Wittmann (?) übergab. Die Kriminalschriften, soweit ich sie habe, sollst Du nächstens bekommen. Könnt' ich doch bald nach Altenburg!

Doch ich will meinem zerstückten Brief ein Ende machen.

Leb wohl, ich bin ewig der Deinige.

Niembsch.

Wien, den 21. September 1825.

Teurer Freund!

Schreibe mir bald, wann Du zur natur- und kriminalrechtlichen Prüfung herauf zu kommen gedenkst, damit ich meine Sachen so leiten kann, daß ich 14 Tage vor Deiner Heraufreise versehen mit den nötigen Schriften in Altenburg erscheinen kann.

Nun einige vorläufige Bemerkungen: Ueber das natürliche Privatrecht ist besonders der Kommentar von Egger[1]

---

[1] Franz Ritter von Egger, geb. 1764, gest. 1845, Professor des Natur- und römischen Rechtes an der Wiener Universität. Verfasser zahlreicher juridischer Schriften.

fleißig zu lesen, denn Egger geht in mancher Hinsicht von Zeilers[1] Lehre ab, z. B. im Kapitel von den Verträgen ꝛc. Aus dem Staatsrechte verdient Deine Aufmerksamkeit besonders die Strafrechtstheorie, weil hierauf das Kriminalrecht beruht; sodann die Lehre von den Majestätsrechten insbesondere, als Gesetzgebungs-, Aufsichts-, Vollziehungsrechte. Im hypothetischen Staatsrechte die Oberherrschaftsformen, besonders die monarchische (mit Hinweglassung des polemischen Gewäsches); dann die Formen der Uebertragung der bürgerlichen Oberherrschaft (patrimoniale, fideikommissarische); Erbfolge (die Kasuistik bleibt aus, bloß die Definition von agnatischer, kognater und gemischter Erbfolge nebst dem Schema ist nötig).

Besonders wichtig ist der Paragraph über die Monarchomachen und Machiavellisten und über das Zwangsrecht der Unterthanen gegen ihren Souverän; reliqua legantur (das Polemische ausgenommen).

Aus dem Völkerrechte hast Du die ersteren Kapitel bis ohngefähr zu den Völkerverträgen bloß zu lesen; das Kapitel von den Billigkeitspflichten zwischen Völkern bleibt ganz aus; das Wichtigste ist die Lehre von den Gesandten, von welcher jedoch das Gesandtschaftsceremoniale sowie überhaupt alles positive Völkerrecht (das Kleingedruckte) wegbleibt; und dann das Kriegsrecht.

Aus dem Kriminalrechte ist besonders wichtig die Einleitung, Hochverrat, Mord und Totschlag, Diebstahl und

[1] Franz Alois v. Zeiller, geb. Graz 14. Jänner 1751, gest. Hietzing bei Wien 23. August 1828, Prof. an der Wiener Universität, Verfasser bahnbrechender juridischer Werke, Großvater des Präsidenten des k. u. k. Obersten Rechnungshofes Anton Ritter von Schmerling, mütterlicherseits.

Betrug. Aus der Gerichtsordnung bleibt das Kapitel von der Beschaffenheit der Gefängnisse weg. Besonders wichtig ist die Erhebung des Thatbestandes, das summarische und ordentliche Verhör, das Kapitel von den gesetzlichen Beweisen, als Geständnis (Beweis «sensu stricto») und Ueberweisung («sensu latiori»).

Nun, teurer Freund, lebe wohl und schreibe mir recht bald.

Dein treuer Freund

Riembich.

Wien, den 24. November 1825.

Teurer Freund!

Dein Schreiben hab' ich erhalten und mit Vergnügen daraus ersehen, daß ich durch meine geringen Dienste zu Deinen Freuden über den guten Erfolg Deiner Prüfung beigetragen; nur bist Du beinahe zu dankbar und schlägst eine Kleinigkeit gar zu hoch an. Nun aber ist die Reihe an Dir, mir einen Dir zwar nicht viel Umstände verursachenden, aber mir sehr wichtigen Dienst zu leisten. Mir ist nämlich sehr darum zu thun, von meiner Obervormundschaftsbehörde, dem Landrechte, die Großjährigkeitserklärung zu erhalten, indem ich sonst von meinem Vermögen gar nichts in die Hände bekomme. Um dies zu bewirken, bedarf es eines haltbaren Grundes; und nach meines Rechtsfreundes Meinung könnte es mir am ersten gelingen, obbenannte Behörde für meinen Wunsch zu gewinnen, wenn ich angäbe, ich wolle auf dem Lande bei einem Verwalter praktizieren; denn dies wäre ohne Kostenaufwand, mithin ohne Erfolglassung meiner 7000 Gulden, und da die Erfolglassung ohne Großjährigkeitserklärung nicht stattfinden kann,

ohne die letztere nicht möglich. Um nun diesem, durch meine Umstände notwendigen, Vorwande mehr Gewicht zu geben, wünsche ich von einem Verwalter ein Zeugnis, „daß derselbe bereit sei, mich, unter der Bedingung, daß ich imstande sei meinen Unterhalt aus eigenem Mitteln zu bestreiten, als Praktikanten in seiner Kanzlei aufzunehmen.“ Für denjenigen, der mir dieses zu Gefallen thun wollte, erwüchse hieraus um so weniger eine Verlegenheit, als nie eine fernere Rede von der Sache sein wird. Kannst nun Du mir dies Zeugnis geben, so ist's mir um so lieber, wo nicht, so bitte ich Dich einen andern Verwalter darum zu ersuchen. Ob Du im letztern Falle Deinem Kollega sagest, daß die Sache nur Vorwand sei, oder ob Du ihn im Ernste zu meiner Annahme als Praktikanten zu bewegen suchest, dies überlasse ich Deiner Klugheit. Ich glaube Du und jeder andre Verwalter könnte mir dies Zeugnis salva conscientia geben, denn es ist im Grunde kein falsches, da es ja bloß die Geneigtheit mich aufzunehmen, nicht aber das Faktum meiner wirklichen Praxis bewähren soll. Uebrigens müßte dasselbe auf einem halben Bogen geschrieben, und mit dem Amtssiegel gegen alle Ungläubigen bewaffnet werden.

Nun, lieber Freund, bitt' ich Dich angelegentlich mir dies Zeugnis womöglich selbst zu schreiben, und nach Möglichkeit bald zu schicken.

Lebe wohl.

Dein Freund

Niembsch.

Im Zeugnis müßte mein Name, Charakter, Geburtsort Csatad in Ungarn angezeigt werden.

Wien, am 29 November 1825.

Teurer Freund!

Dein langes Schweigen auf meine dringende Bitte kann ich mir nicht recht erklären. Sollte Dich die Zumutung, zu einer Täuschung Deine Hand zu bieten, beleidigt haben? Dies kann ich kaum glauben, wenn ich bedenke, daß Du mich gewiß soweit kennst, um überzeugt sein zu können, daß ich zur Täuschung nur dann meine Zuflucht nehme, wann ich sie als einziges Mittel erkannt, eine dringendere Pflicht zu erfüllen, als jene der Wahrhaftigkeit ist. Und hätte ich auch Dein Zartgefühl verletzt, so glaub' ich, würdest Du mir in diesem Falle wenigstens geschrieben haben. Indes sei dem wie immer, ich bitte Dich, mich dieser Ungewißheit ehestens zu entreißen; denn mir ist um baldige Entscheidung meiner Geldangelegenheiten zu thun, und zwar um so mehr, da ich mit der Gewißheit über Deine Entschließung zugleich von dem ängstigenden Gedanken los würde, Dich verletzt zu haben.

Schreibe mir recht bald, ich bitte Dich darum.

Dein Freund

Niembsch.

Wien, am 6. Jänner 1826.

Teurer Freund!

Bald hätten Du von denen, die Dich lieben, um einen weniger gezählt. Eine sehr gefährliche Halsentzündung, an der ich einigemal beinahe erstickte, war mein Los in diesen Feiertagen, die ich an Deiner Seite glücklich zu verleben vermeint hatte. So geht's mit unsern Projekten! anstatt zu Dir zu fahren, wäre ich bald ohne Abschied und Händedruck von Dir in den Tartarus hinab! Nun bin ich aber

gerettet, und zwar durch einen jungen Mann, Doktor Wiegrill, dem ich's nie vergessen werde; eine starke Blutentleerung und eine Gabe Merkur (den man nur bei sehr starker Angina gibt) zur rechten Zeit angewandt, schoben just noch die Riegel vor, ehe der Wundervogel davon war (ich meine nämlich meine Psyche, die nun wieder ganz behaglich in ihrem Käfig sitzt und vielleicht bald wieder zu singen anfängt).

Freund! für die bewußte Gefälligkeit dank' ich Dir herzlich, sie hat mir viel genützt, meine Sachen gehen nun nach Wunsch, wozu das Attest wirklich den Ausschlag gab.

Ich war bei Hofrat Lehmann (?) und fand ihn sehr gütig, nur konnte er mir für die Gegenwart keine Hoffnung geben, wohl versprach er mir aber bis aufs künftige Jahr sich für mich zu verwenden.

Was unser römisches Recht betrifft, so muß ich Dir ankündigen, daß es dabei nicht so vieler schriftlicher Ergänzungen bedarf, als beim seligen Naturrechte. Mir scheint das Studium sowie dessen Lehrer dies Jahr mehr komplett zu sein. Daher denn meine Meinung ist, daß Du ohne sonderliche mündliche Hilfe mit Deinen alten Kommentatoren ausreichen kannst. Ich kann in kein Kollegium gehn, mein Hals verlangt noch eine lange Abwartung, denn die zurückgebliebene Disposition zu Entzündungen ist groß.

Nun grüß' ich Dich herzlich und bin froh, daß ich Dich wieder sehen kann, denn Du bist eins von den Dingen, nach denen ich mich umsehen werde, wenn ich einst von dieser Erde abreise, und ein wichtiger Bestandteil des Schatzes, den ich zurücklasse.

Vale.

Dein bester Freund.

Am Oſterſonntage 1826.

Liebſter Freund!

Mit Vergnügen denk' ich noch immer an die Stimmung, die mir aus dem kurzen Umgange mit Dir während meines letzten Aufenthaltes in Altenburg zurückblieb; ich war gewiſſermaßen geſtärkt durch den Genuß eines guten Menſchen, welcher Genuß nur ſelten, ſehr ſelten, allenfalls durchs Leſen der alten Menſchen, faſt nie durch die Berührung mit den neuen Menſchenbildern[1] uns zu teil wird. Daraus magſt Du ſehen, daß es mir leid iſt, Deinen freundlichen Wunſch nicht erfüllen zu können. Die Urſache iſt lediglich Furcht vor Erkrankung, womit mich das „nebulae malusque Jupiter terram urgent" bedroht. Doch es naht der Frühling und bringt Blumen —

Freund! ſobald das Wetter ſchön, ſchreib' ich Dir, wann ich komme.

Ich lebe jetzt ziemlich vergnügt; ich habe ganz eigentümliche Freuden, von denen ich Dir erzählen werde, zu denen mir nichts fehlt als eine bürgerlich-ſakramentaliſche Legitimation, die, wenn's gut geht, bald kommen wird, nämlich: ich führe den ehrwürdigen Namen Pater Nikolaus

[1] Daher die Benennungen: Mannsbild, Weibsbild. Man ſagt heutzutage von einem Manne, dem man Achtung ſchuldig zu ſein glaubt, nicht der Menſch, ſondern der Mann; denn da die Menſchheit ſich meiſt in verächtlicher Form zeigt, hat ihr Name eine verächtliche Bedeutung genommen, die ſich am auffallendſten in dem Worte „das Menſch" zeigt, wodurch die Sächlichkeit gewiſſer Individuen trefflich ausgeprägt iſt. Vielleicht verdrängt der Artikel das den männlichen noch ganz; denn die deutſche Sprache wird als eine ſehr philoſophiſche gerühmt. Anm.

ohne ein Priester zu sein.' Was mein sonstiges Treiben betrifft: ich habe im Englischen schon ziemliche Fortschritte gemacht, worin mich ein Engländer unterrichtet, den ich dafür in der Philosophie unterrichte. Ich kann schon lesen.

Die übrige Zeit geht ans Griechische auf. Und wo bleibt denn das Römische? wirst Du denken. Gaudeor, daß ich noch äußerst wenig darin gethan habe. Ich hätte bei Dir müssen Belehrung darüber suchen, wenn ich jetzt schon zu Dir gereist wäre, statt, daß Du sie bei mir gefunden hättest. Also auch in dieser Hinsicht: melius non-isque Jupiter! Ich kann Dir übrigens zum Troste sagen, daß Tollner[2] fast gar nicht vom Schulbuche abweicht, daß also das Ding mit dem Kaufmann abgethan werden kann.

Hier folgen zwei Gedichte, über die ich Deine Meinung haben möchte.

Die Mutter am Grabe ihres Kindes.

Husch' husch' wie braust der kalte Wind
Ueber beschneite Gräber her!
Unter dem Schnee da liegt mein Kind,
Ja meinen Armen nicht mehr!

Wie seufzt das Totenkreuz so bang
Vom Sturm geschüttelt hin und her!
Ach! als die Totenglocke klang,
Wie ward der Mutter so schwer!

---

[1] Bertha gebar ihm ein Kind, das auf den Namen Adelheid von Riembsch getauft wurde — unrechtmäßigerweise, indem es nur den Familiennamen der Mutter zu führen das Recht hatte.

[2] Thomas Tollner, geb. zu Törfern in Krain 12. December 1766, gest. zu Wien 15. Februar 1838, Professor an der Wiener Universität, berühmter juridischer Schriftsteller.

O weh! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Ueber dem Grabe weht der Wind,
Die Thräne zu Eis mir erstarrt!

Der Wangen schöne Röselein
Zerknickte der graufe Tod so bald'
Und die holden Aeugelein
Sind geschlossen und kalt!

O weh! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Ueber dem Grabe weht der Wind,
Die Thräne zu Eis mir erstarrt!

Folgendes war das Kind einer melancholischen Stunde, welche durch ein Mißverständnis zwischen mir und meiner Bertha herbeigeführt worden war.

Einst, o nächtlicher Himmel! blickt' ich
Selig empor zu Dir, umschlungen
Von der Geliebten, und ich weinte
Dank dem ewigen Gott!

Und sie pflückte mit Küssen mir die
Blüte der Wonne[1] von der Wang', und
Mächtiger zog ich die Geliebte
An die klopfende Brust.

Doch nun sind sie dahin! die Stunden
Seliger Lust; und ach! nun weht der
Brausende Sturm die heiße Thräne
Banger Wehmut dahin!

[1] Die Freudenthränen

Liebster Freund! nun lebe wohl! Ich küsse Dich herzlich.

Dein

Niembsch.

Nachschrift. Schreibe mir bald, ich bitte Dich!

Wien, am 9. Juni 1820.

Liebster Freund!

Warum schreibst Du mir nicht? gönnen die leidigen Wirtschaftsgeschäfte der Freundschaft keine Stunde? Da sitzest Du und rechnest und sinnst und ordnest und schaffst für eine fremde Tasche; sed fugit interea, fugit irreparabile tempus! — So geht es in diesem arithmetischen Zeitalter! wo die Genien des menschlichen Lebens, Freundschaft und Liebe, nehmen müssen, was von der Mästung der unersättlichen Bestie Sinneslust übrigbleibt. Der Gute selbst muß, um nicht zu darben, sein Leben opfern der Bequemlichkeit andrer!

Freund, mir ist jetzt nicht wohl zu Mute. Könnt' ich mit Dir leben! das wär' ein Leben! so aber entbehr' ich den edelsten aller Genüsse, den Genuß der befreundeten Seele, die vielleicht die einzige ist, die mich recht versteht! Das schöne Gewebe meiner Freuden hat einen gewaltigen Riß bekommen, und der Riß zeigt mir da einen nackten Fels, wo die güldene Phantasie ein Blütenbeet sah.[1]

„Wir sind nicht da, um zu phantasieren, sondern um mit klaren Augen zu schauen und zu bauen," so denkst Du vielleicht jetzt, aber glaube mir, Goethe hat recht indem er singt:

---

[1] Kündlich einen näheren Aufschluß.

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie." —

Hier hast Du ein Lied von mir, das ich eben dichtete:

Der Jüngling.

Der Jüngling sitzt in einem Blumengarten
Und sieht mit Lust des Lebens Morgenrot;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar,
Und ihn umflattert mit vertrauten Kosen
Ein bunt Gevögel singend wunderbar.

Sei stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht verscheucht dem Jünglinge; denn wißt,
Es sind der Jugend schöne Träume, wohl das beste,
Was ihm auf dieser Erd' geworden ist.

Doch weh' jetzt naht mit ernstem schwerem Gange
Die Wirklichkeit: und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

Lieber Kleyle, schreibe mir recht bald, ich bin

Dein wahrer Freund

Niembsch.

Wien, am 27. Jänner 1827.

Teurer Freund!

Ich schicke Dir die versprochene deutsche Sprachlehre und den dritten Band Deines Seneca, durch die Herrschaftsfuhr. — Uns Wienern geht's recht gut. — Mein Schwager Schurz hat unsern Ausflug zu einem großen Gedichte von drei Gesangen und dreitausend Versen benützt, worin Du und ich eine bedeutende Rolle spielen. Er will dieses Gedicht dem Erzherzog Johann dedizieren, und dieser wird, glaub' ich, die Dedikation annehmen, denn es ist etwas sehr Gelungenes. — Auch ich arbeite nun fleißig im Felde des Schönen. In dem Almanache „Aurora"[1] wird eine kleine Probe von mir erscheinen. — Dies sind die Neuigkeiten, die ich Dir schreiben mußte.

Mein Schwager läßt Dich bitten, ihm zwei Ziegel von eurem guten Käs zu schicken; den Betrag wird er Dir durch mich entrichten.

Ich grüße den Weiseky und einige andre, die Du glaubst, daß sie es verdienen.

Dein wahrer Freund

Niembsch.

Wien, den 6. November 1827.

Geliebter Freund!

Nun sind die Ferien zu Ende, und wir haben uns nicht gesehen. Ich würde Dich besucht haben, wenn ich gewußt hätte, ob Du in Altenburg wärest; von Woche zu Woche wartete ich auf ein Schreiben, das mich davon unterrichten sollte; vergebens! Wir hatten wieder einige vergnügte Tage

[1] Ein Taschenbuch, herausgegeben von Johann Gabriel Seidl.

verlebt, einige Tage, die des Merkens wohl wert gewesen wären. Schade! Teurer Freund! mir geht es leidlich. Physiologie und Chemie sind dies Jahr meine Schulstudien, zwei mir sehr angenehme Wissenschaften, vorzüglich die erstere, wo der Spekulation Raum gegeben ist. Das erste medizinische Lehrjahr hab' ich mit Applaus zurückgelegt, auf alle Prüfungen Eminenz gekriegt. Diese kleinen Schulfreuden sind aber auch die einzigen, die mir mein äußeres Leben schafft; denn an wahren Freunden, die mit mir aus einem Stücke geschnitten wären, gebricht's mir in Wien. Drexler,[1] ein fideler Kumpan, wie Du weißt, kurzweilt mich wohl manchmal; aber da seine Essenz, wie Du auch weißt, komisch und die meinige mehr tragisch ist, so muß ich meinen wahren Ton bei ihm schweigen lassen, und sein Umgang befriedigt mich nicht. Mein Liebstes ist, auf einem Zimmer zu sitzen und mit meiner Muse zu verkehren, wozu ich täglich mehr Lust fühle.

Ich habe Endlicher[2] gesprochen. Der Mensch hat gearbeitet, und mit Vergnügen habe ich an ihm Spuren bemerkt, welche der Umgang mit Wissenschaften im Menschen zurücklässt. Botanik scheint seine Lieblingssache zu sein. —

Im September war ich mit Schurz auf dem Schneeberge. Wir sahen einige neue herrliche Gegenden, worunter mir vorzüglich das sogenannte Höllthal bei Reichenau gefiel, welches eine Reihe der schönsten Felspartien darbietet und

---

[1] Siehe Seite 215.

[2] Stephan Ladislaus Endlicher, geb. in Preßburg 1804, war Professor der Botanik an der Wiener Universität; berühmt durch zahlreiche Werke, die auch namentlich die chinesische Philologie behandeln. Er endete durch Selbstmord im Jahre 1849 in Wien.

von der forellenreichen, smaragdgrünen Schwarza durchströmt wird; ein wahrer Wallfahrtsort für Dichter, indem hier die Natur selbst zu dichten scheint.

Lieber Kleyle, ich umarme Dich.

Dein alter

Niembsch.

Vielleicht komm' ich diesen Winter noch zu Dir. Schreibe mir recht bald. Ich habe meine Wohnung verändert. Gegenwärtig ist sie auf dem Grund Windmühl, Rosengasse Nummer 63, bei Doktor Vogel.[1]

Vale! et scribe!

Wien, den 17. November 1827.

Geliebter Kleyle!

Mein Hals ward, statt besser, ärger. Besonders auf der linken Seite hab' ich einen bedeutenden Schmerz. Ich mußte also durch einen andern mich erkundigen, und habe erfahren, daß Dein Bruder ohne Erlaubnis von der Regierung wohl als außerordentlicher, keineswegs aber als ordentlicher Schüler werde frequentieren können, daß die Regierung übrigens, wenn man gute Zeugnisse vorlege, keine Schwierigkeit mache. Ich zweifle also nicht, Dein Bruder werde aufgenommen, nur glaub' ich, daß die Dazwischenkunft Deines Onkels, wenngleich nicht nötig, doch von guter Wirksamkeit wäre. Willst Du es aber ohne den letztern durchsetzen, so komm immerhin mit Deinem Bruder hieher, und verwende Dich für ihn; ist das Resultat dennoch ungünstig (was ich aber nicht glaube), so steht uns ja der

---

[1] Schwiegervater Niembschens.

Weg um ſeine Fürſprache immer noch offen. Vorläufig ſoll aber Dein Bruder jedenfalls ſich als außerordentlicher Zuhörer mit dem Bemerken einſchreiben laſſen, daß er nur auf den Beſcheid der Regierung warte, um in einen ordentlichen verwandelt zu werden. Ich bin höchlich erfreut, daß Du Dich in einer ſo ſchönen Angelegenheit, dergleichen die iſt, zur Veredlung eines Menſchen beizutragen, an mich gewendet und Deinen Bruder meiner Freundſchaft entgegenführſt. Er muß gut ſein, weil Du ihn ſo liebſt, und ich werde ihn mit offenen Armen empfangen.

Leb wohl, lieber Freund, ich freue mich euch entgegen.

Dein

Niembſch.

Ich wollte ſchon geſtern ſchreiben, allein mein Abgeordneter kam erſt ſpät nachts nach Haus.

Wien, den 6. Juni 1828.

Teurer Freund!

Viel iſt verronnen der Zeit, und viel des wechſelnden Schickſals, ſeit wir uns nicht geſehen! Wohl war es an mir, Dir Worte des Troſtes zu ſenden; allein troſten kann nur der Ruhige, und ruhig war ich die ganze Zeit über, dank meinem Geſchicke, keine Stunde. Hätte ich Dir geſchrieben, ſo wären es bittere Tropfen geweſen, aus meinem Kelche in Deinigen getropft; hätte Dir dies den Schmerzenstrank verſüßt? ich glaube nicht, denn das Virgiliſche: Solamen miseris socios habuisse malorum lautet mir ſo: Elenden nur iſt's Troſt, Gefährten zu haben des Unglücks. Wundre Dich nicht, lieber Freund, über meine Unruhe, und wirf mir nicht vor, daß mir Gründe des Troſtes und der Selbſtauf-

richtung zu Gebote ſtünden, daß es meine Schuld wäre, wenn ſich dieſelben an mir nicht bewährten. Bedenke vielmehr, daß, ſolange man kämpft, man nicht ruhig ſein könne, und daß mein Feind in meiner erregten Phantaſie einen unerſchöpften Vorrat von Dolchen und Pfeilen finde. Wie ein angeſchoſſenes Wild durchirr' ich den Wald des Lebens, je ſtärker mein Lauf, deſto heftiger bluten meine Wunden! — Doch verzeih' mir, mein Teurer, daß ich dennoch in den Fehler verfiel, deſſen Befürchtung mich abhielt, Dir bis jetzt zu ſchreiben. Ich glaubte ruhiger zu ſein, als ich die Feder ergriff; doch einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer, — eine flüchtige Erinnerung, und die Bruſt iſt in Aufruhr. Solche Seelen ſind wie die Luft auf ſehr hohen Bergen. Man darf da, wie die Bergbewohner ſagen, kein Steinchen hinabwerfen, ſonſt ſteigen ſogleich Nebel auf. So leicht erſchüttert iſt die Gebirgsluft! —

Dein Schickſal führte Dich an zwei Leichen vorüber, — gleichſam eine traurige Genugthuung, Dir zu zeigen, wie wenig die Räuber Deines Glückes ihres Raubes froh werden durften. Wahrlich, zu traurige Genugthuung! — Faſt hat mich der ganze Vorfall abergläubiſch gemacht; denn faſt kommt es mir vor, als hafte Unſegen auf einem Bunde, welcher ſeine Luſt mit dem Salze fremder Thränen würzet, und als nage dieſer Unſegen am Gedeihen des Bundes. — Die geliebte Leiche iſt fort, aber Du haſt ihr Bildnis auf Deinen Herzgrund gemalt mit ſanften Farben der Wehmut; alles Gehäſſige haben Deine Zähren weggewaſchen, Du gedenkſt ihrer in Frieden. Vielleicht war ſie mehr ſelbſt ein Raub, als eine Räuberin. Wir wollen es glauben. Eine großmütige Beurteilung der Toten iſt Wohlthat für unſer

eigenes Herz, ſollt' es auch dadurch mehr zu leiden haben. — Der Sturm iſt vorüber; doch noch bebt das Eichenlaub, und ſchwere Tropfen fallen einzeln von ihm herab auf die Gebüſche. Der goldne Sonnenſtrahl fällt wieder herein in den Wald, aber auf manchen zerſchmetterten Aſt. — Ruhe ſie ſanft! einſt liebte ſie Dich ja! —[1]

Lebe wohl, mein Kleyle, ich bin Dein warmer Freund

Niembſch.

Schreibe mir bald!

Wien, 15. Auguſt 1835.

Mein Mayer![2]

Empfange meinen Jugendfreund und Schulkameraden Friedrich Kleyle, dermalen Oberamtmann, freundlich. Er iſt ſehr brav und liebenswert. Empfiehl ihn auch Deinem Bruder in Waſſeralfingen, wo er die Eiſenwerke einzuſehen wünſcht. Im September hoff' ich Dir zu danken für alles Liebe, das Du ihm erzeigt haben wirſt.

Deinen letzten Brief hab' ich mit großer Freude geleſen. Deine wahre, edle Freundſchaft dauert, und ich kann ſie nicht totſchweigen, ich Sünder. Auch die meinige dauert und wächſt, wenn auch im ſtillen. Du dankſt mir für den Almanach; ich habe Dir zu danken, daß Du ihn unterſtützt. Der Almanach freut mich nicht mehr. Man hat ihn und namentlich meinen Fauſt angeſpieen. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt

---

[1] Es ſcheint von einer dem Freunde treulos gewordenen Geliebten die Rede zu ſein, während die Urſache des eigenen Schmerzes des Schreibers unbekannt iſt.

[2] Der Dichter Karl Friedrich Hartmann Mayer.

mir die Luſt, den Leuten was vorzuſetzen. Deine Bemerkungen über den Fauſt haben mich ſehr erfreut. Das Gedicht iſt in wenigen Tagen fertig.

Fauſts Tod iſt bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urteil über die Finalwendung des Gedichts. Stünden Vorreden vor Gedichten nicht gar ſo übel, ſo möcht' ich dem Fauſt wohl ein einleitendes Wort der Verſtändigung vorſchicken. Z. B. daß bei dieſem Gegenſtande eine abgeſchloſſene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre, daß ich nur einzelne, zum Teil abgeriſſene Züge aus ſeinen äußeren Erlebniſſen hingeſtellt habe, zwiſchen welchen durch die Perſpektive in einen großen Hintergrund offen geblieben, daß die einzelnen Fakta aus ſeinem Leben mehr exemplifikativ und gleichſam als Repräſentanten von mehrern ähnlichen, ungenannten hingeſtellt ſeien, denn als definitive Erzählung. Bei dieſem Stoff kommt alles auf pſychologiſche und metaphyſiſche Einheit an; die hiſtoriſche würde nur ſchaden, weil ſie zu begrenzend wäre u. ſ. w.

Deine Idee einer Satire über die Ergebniſſe philoſophiſcher Syſteme iſt gut; aber für den Umfang meines Gedichts würde ſo etwas nicht paſſen. Wäre die Satire kurz, ſo wäre ſie zu dunkel und unvollſtändig; wäre ſie lang, ſo wäre ſie zu lang. Ueberdies könnte man mir's als eitles Auskramen einer philoſophiſchen Erudition mißdeuten. Deine Gedichte ſind allerliebſt. Abendſchwere iſt wahrhaft ſchön. Wenn der Almanach wieder erſcheint, ſo bitte ich Dich wieder um einen beträchtlichen Beitrag. Wenn Brodhag Schaden hat, was bei der Ungunſt der Rezenſionen möglich iſt, ſo ſteh' ich ab vom Vertrag und geb' eine Sache auf, die mich ohnedies nicht mehr freut.

Was macht unſer Uhland? Grüße ihn von mir, wenn Du ſchreibſt. Ich freue mich wieder recht auf euch, meine lieben Freunde!

Leb wohl! Bruckmanns Tod thut mir leid. Er war ein guter Mann. Grüße Deine liebe Frau und Kinder, in ſpecie mein Patchen.

Von ganzem Herzen

Dein

Niembſch.

Ohne Datum.

Mein lieber Kleyle!

Wir gehen ſchon ſeit dem erſten Jahre unſrer Weisheitsbefliſſenheit miteinander um, und werden es thun bis zur letzten Prüfung, wie Du ſagteſt. Das freut mich recht, aber unſer Umgang wird manchmal ſo ſtill, als wäre es ein Umgang (Prozeſſion) von guten Chriſten. Beide gehen wir unſres Weges hin, erreichen auch manche Station, eh' der eine oder der andre fragt: wie gefällt Dir der Weg, noch nicht müde? u. ſ. w. — Lieber Alter! laß nur manchmal Deine Stimme ein wenig hören, daß ich Dich nicht verliere! — Haſt Du Dich in Frieded noch nicht eingebürgert? Kennſt Du Dich mit den Leuten noch nicht aus? — Schwerbegreifliche Naturen müſſen es allerdings ſein, denn Du verſprachſt mir, gleich nach angeſtelltem Scrutinium ingeniorum etwas darüber zu ſchreiben. Was mich betrifft, ſo hab' ich mich in Wien, überhaupt in der Welt noch nicht eingebürgert, ich komme mir vor wie ein Schlüſſel, der in kein Schloß paßt, dann wieder wie ein wahrer Himmelsſchlüſſel, nämlich dann, wenn ich ein Gedicht gemacht, das mich, auf Augenblicke wenigſtens, unter die Götter verſetzt.

Ich glaube fürs praktiſche Leben nicht viel zu taugen, und hiebei tröſtet mich bloß der Gedanke, daß ſchon Seneca einen Unterſchied machte zwiſchen Menſchen der Kontemplation und der Praxis, und beiderlei achtete.

Ich liebe auch ſehr wenige von jenen Menſchen, die dem praktiſchen Leben angehören. Du biſt einer davon, drum bitt' ich Dich noch einmal, laß Deine Stimme manchmal hören, damit ich mich nicht in irgend einem phantaſtiſchen Dickicht verliere! —

Deinen Nelkenbrecher hab' ich an Dworſag abgegeben. Hier erhältſt Du ein Gedicht von mir; ich empfehle das Kind meines Herzens dem Deinigen.[1]

Lebe wohl!

Dein

Niembſch.

Lieber Freund!

Ich befinde mich in einer Verlegenheit, aus der Du mir durch ein Darlehen von 25 Gulden Konventionsgeld helfen kannſt; kommſt Du daher dadurch, daß Du mir dieſe Summe auf ein Jahr (denn bis dahin erhebe ich als volljähriger Menſch 937 Gulden) vorſtreckſt, nicht in Unordnung, ſo bitte ich Dich darum.

Wittman ſagte mir von Deiner baldigen Ankunft in Wien, worauf ich mich recht freue, wenn nur nicht die Hofräte Dich nicht wieder ausſchließend für ſich behalten. Das letzte Mal, als ich Dich bei Benko[2] erwartete, hatte ich eine

---

[1] liegt leider nicht bei.

[2] Benko's jetzt nicht mehr unter dieſem Namen beſtehendes Kaffeehaus auf dem Stephansplatze in Wien.

wahrhaftig elegiſche Stimmung; das Sterbegeläute, das vom Dome dumpf herabklang, das Treiben der Menſchen auf dem Stephansplatze, die mir mehr als je dem Grabe zuzueilen ſchienen, das vergebliche Harren auf Dich, und eine ſchöne Stunde vor Deiner Abreiſe mit Dir — dies alles ſtimmte mich zu einer ſonderbaren Wehmut.

Nun lebe wohl, lieber Freund, und ſchreibe mir möglichſt bald, ob Du mir helfen kannſt, damit ich meine Maßregeln danach nehmen kann. Vergiß aber ja die Bedingung nicht, unter welcher ich Dich angehe, nämlich: ſofern es Dich nicht derangiert.

Dein Freund

Niembſch.

Meine Adreſſe iſt:
bei Herrn Doktor Vogel abzugeben
auf der Wieden an der Wien beim
grünen Lamm Nr. 546, zweiter Stock.

Ohne Datum.

Lieber Freund!

Deinen Brief ſamt 25 Gulden Konventionsmünze hab' ich erhalten. Ich danke Dir herzlich für Deine Gefälligkeit. Du haſt mir durch Deine ſchnelle Hilfe einen ſchönen Beweis Deiner Freundſchaft gegeben, der mich, obwohl die Verlegenheit groß war, aus der Du mich riſſeſt, mehr freut als die Hilfe ſelbſt. Möchte doch einſt Gelegenheit ſich finden, wo ich für Dich thätig werden könnte! Indes manet alta mente repostum. Das Geld ſollſt Du vielleicht noch vor einem Jahre zurückerhalten, damit iſt aber meine Schuld noch nicht bezahlt, Du haſt noch immer Forderungen an

mich, ſolange ich im ſtande bin, wenn auch nur mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte, dem Freunde zu dienen.

Lebe nun wohl, mein guter Kleyle, und beſuche mich bald. In den Mittags- und Abendſtunden findeſt Du mich zu Hauſe.

Dein wahrer Freund

Niembſch.

Wien, am Leopoldstag. Tao Taaum weiß ich nicht.[1]

Lieber Freund!

Ich würde Dir die verlangte Auskunft in betreff Deines Bruders mit Vergnügen heute ſchon erteilen, wäre ich nicht fatalerweiſe gerade jetzt an mein Zimmer geheftet, indem ich mein gewöhnliches Uebel, Halsentzündung, eben jetzt habe. Doch morgen geh' ich aus, und kann ich's nicht, ſo ſchick' ich meinen Zimmergeſpann zum Baron Jaquin,[2] um mich umſtändlich zu erkundigen.

Als außerordentlicher Hörer wird er die Vorleſungen ohne weiteres beſuchen, auch Prüfungen geben und Zeugniſſe bekommen können; allein um ordentlicher Hörer zu werden, dazu dürfte wohl beſondere Erlaubnis erwirkt werden müſſen. Auf welchem Wege dies zu geſchehen habe, ſchreib' ich Dir morgen.

Mich freut es ſehr, Dir zu dienen (doch das verſteht ſich von ſelbſt); auch ein Quartier hätten wir ſchon, und zwar ganz in meiner Nähe, im ſelben Hauſe.

Morgen mehr.

Ich umarme Dich; Dein

Niembſch.

---

[1] 15. November.

[2] Joſeph Freiherr von Jaquin, geb. Schemnitz 7. Februar 1766, geſt. Wien 9. Dezember 1839, Profeſſor der Botanik an der Wiener Univerſität.

Den 27. Juli.

Teurer Kleyle!

Diesen Brief schreib' ich mit zerrißnem Geiste und gebrochnem Herzen. Meine gute liebe Mutter liegt auf ihrem qualvollen Kranken- und Totenlager. Die schrecklichste der Krankheiten, ein Gebärmutterkrebs, wütet bereits seit mehreren Monaten im Leben der Unglücklichen und zehrt schleichend, unter unsäglichen Leiden, an dem kümmerlichen Reste ihrer Kräfte. Das traurige Bild meiner hinschmachtenden Mutter wird mich mein Leben lang nicht verlassen. Sie wird bald sterben, bald wird das treue Mutterherz still stehn. Mir wird immer bänger, und ich sehe mich ängstlich nach einem Herzen um, das für mich schlagen wird, wenn jenes geliebte stillsteht. Freund! ich klopf' an Deine Brust. Mir that Deine Liebe nie so not wie jetzt. Du bist einer von den wenigen Menschen, die mir wirklich gut sind, vielleicht der einzige, wenn meine Mutter tot ist. Schreibe mir bald, wie es Dir geht, denn ich glaube fast, Du seist auch krank, auch ein Sterbender. Das böse Geschick bleibt ja nicht gerne am halben Werke stehn; das meinige scheint mir nehmen zu wollen, was ich liebe, scheint die Lampen nacheinander austhun zu wollen, die mir mein dunkles Leben bisher beleuchteten, damit ich im Finstern sei, und schlafen gehe. Freund, mir ist schwer, schreibe mir bald.

Dein treuer

Niembsch.

Wien, den 13. Februar.

Mein teurer Freund!

Keine Apologie, nicht einmal eine Entschuldigung; denn das sind nur Manieren der Weltleute, die sich früher an-

melden laſſen. Ich ſchlage keine Brücke über die Kluft unſres beiderſeitigen langen Schweigens, ſondern laſſe mich durch den Flug meines Herzens hinüber tragen und werfe mich Dir in die Arme. Alſo ſei mir gegrüßt, Du lieber guter Kleyle! Dieſen Brief ſchreib' ich Dir im Zimmer und in der Nähe meiner Bertha; es iſt daher natürlich, daß ich ihn mit der Nachricht eröffne, daß ich noch immer ſo glücklich bin, dies Mädchen mein zu nennen, daß mein Gemüt, vom Odem dieſes warmen, fühlenden Mädchens angefacht, manche Blüte ſeliger Empfindung treibt, kurz, daß ich mein Schickſal preiſe, ſollt' es mir auch nichts mehr geben als einen Freund wie Dich, und eine Geliebte wie ſie.

Mochte doch wahr werden, was Du in Deinem letzten Briefe ſagteſt, daß Du nach Wien kommſt! Das iſt eine ſchöne Ausſicht für mich, wenn nur nicht wieder die Notwendigkeit, die unerbittliche, mich behandelt wie ein ſtrenger Feſtungskommandant, der ſeine armen Gefangenen auf den Baſteien wandeln läßt und hinabſchauen ins lachende Thal, aber die Thore nicht öffnet!

Auch unſre Studien ſollen nun zuſammentreffen! Freund! es ſcheint, als ob wir immer mehr und mehr verbunden werden ſollten, da ſich nun ſelbſt die Götter (Themis) ins Spiel mengen, und mir wird dieſe heidniſche Gottheit nun lieber als mancher katholiſche Kalenderinhaber, da ſie mir meinen Kleyle zuführen ſoll! — — Auch ich bin Privatſtudent, alſo noch um ein gemeinſchaftliches Merkmal mehr!

Nun zu den Neuigkeiten! Daß ein päpſtliches Aufgebot an alle Rechtgläubigen erging, ſie zu einer Promenade nach Rom zu bewegen, wirſt Du doch wiſſen. Der gute

Hirt will nun ſeine Schafe verſammeln und einen beiläufigen Ueberſchlag machen, wie viele dieſer frommen Tiere ihm der Wolf Aufklärung geraubt haben dürfte. Bald ſäuſeln mildere Lüftchen, und ſieh! es ſchwärmt der katholiſche Bienenſtock! — Sei nicht ungehalten, daß ich das Wollenvieh ſo plötzlich zu Honigſaugern mache; Schafe ſind ja geduldig.

Hier folgen noch einige Gleichniſſe:

Es gibt jetzt Dichter (leider ſind die meiſten unſrer Wiener Lyrabengel derart), die in ihren Gedichten pure, pure Phantaſie haben, und gar, gar keinen Verſtand. Wer nun ihre Gedichte leſen will, muß ſeinen Verſtand ablegen, wie einer, der in einen Pulverturm tritt, ſeine mit Eiſen beſchlagenen Stiefel ablegen muß, damit das Gebäude von den Feuerfunken nicht in die Luft geſprengt werde! Solchen Dichtern iſt der leidige Verſtand Ballaſt, ſo ſie im Steigen hindert; alſo hinunter den Sandſack! —

Die Seele eines Dummkopfs gleicht einem ſchlechten Magen, der mit einer antiperiſtaltiſchen Bewegung alles Genoſſene unverdaut von ſich ſtoßt. —

Hier, in Wien, gibt es ſchlechte Leute, die fremde Kinder ſtehlen, um damit betteln zu gehen. Nichtoriginale Dichter! wie gleicht ihr dieſen Leuten! —

Rezenſenten tadeln das beſte Werk. Finden ſie daran keine Stelle, an die ſie ihre ſpitzen Zähne ſetzen können, ſo verſchlingen ſie es ganz (denn ſie haben gewöhnlich ein großes Maul) — indem ſie den Inhalt desſelben anzeigen — und ſetzen es dann ab; — nur hat dann das Werk leider an Farbe, Geſtalt und Geſchmack verloren. —

Wenn ich einen Laternbuben aufnehme und ihn —

— — — — —

Und nun kein Gleichnis mehr!

Was die Bücherſendung betrifft, ſo muß ich Dir leider melden, daß derjenige, deſſen Bücher ich Dir zu ſenden gedachte, nicht ganz vorurteilsfrei iſt und Ungarn als Land der Barbarei betrachtet, wohin er ſeine Bücher nicht wagen will.

Nun lebe wohl zu tauſendmal, mein lieber Kleyle! Und ſei verſichert, daß ich ganz der Deinige bin.

Kiembich.

Schreibe mir bald und adreſſiere den Brief wie den letzten.

Gedichte an Sophie.

Nicht alle Leser, welche sich in die voranstehenden Briefe und Tagebuchblätter vertieft haben, sind auch im Besitze der gesammelten Gedichte Lenaus und dürften sich wohl lebhaft angemutet fühlen, die von dichterischer Phantasie verklärten, rhythmisch geformten Gedanken und Gefühle an die von ihm so heiß geliebte Frau zu lesen.

Nur drei sind in den Biographien Lenaus, als an sie gerichtet, kennbar gemacht, während sechszehn, aber zerstreut in verschiedenen Abteilungen des lyrischen Buches enthalten sind und als allgemeine, an Unbekannte gerichtete Liebeslieder erscheinen.

Wir fassen diese kostbaren Edelsteine zusammen, um sie, in einen Kranz gefügt, auf das bleiche Haupt der Hingeschiedenen zu legen, die, wie ihr Dichter, selbst eine Märtyrerin des Lebens und der Liebe war.

Zueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend atmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und ſollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der ſchönen Blume
Nur, Freundin, dir den Buſen ſchmücken.

An eine Freundin.

Dichterherzen können ſegnen,
Wenn ſie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen,
Hüte dich, du ſchöne Frau'

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einſt, vor Wettergüſſen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam:

In den tiefſten Einſamkeiten,
Zwiſchen Felſen, ruht ein See;
Dem entſtieg ein Geiſt vor Zeiten,
Kam den Menſchen in die Näh'.

Kam ins Dorf, erſchien beim Feſte,
Brachte Segen in das Haus;
Und es blickten Wirt und Gäſte
Oft gar ſehnlich nach ihm aus.

Plötzlich ſtand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand!
Doch der Mann mit ernſten Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte und verlor ſich ſacht
In den See, zum ſtillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut geprieſen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wieſen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Ueberraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

An *

O, wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O, spiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimat nannte
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O, rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Erinnerung.

Einſt gingen wir auf einer Bergeswieſe;
Tief atmend tranken wir die Blumenſeelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradieſe.

Wir ſahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom ſchönſten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angeſichte,
Das ſtrahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entſchwunden
Und wird vielleicht ſo ſchön nie wiederkommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich ſah ihn nicht in allen ſpätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Wiederſchein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch beſſer wär's, mir hätt' er nicht geſchienen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund ſich auf den Todesſiechen,
Aufzuküſſen ſeinen letzten Hauch.
Blumen, euch in der kryſtallnen Vaſe
Fiel ein ſchönes Los im Sterben auch!

Eure holden Aeuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesſchlaf hinüber
Neigt ihr ſchon die Häupter traurig matt,
Während eure Blätter ſich entfärben,
Während eure ſchönen Bluten ſterben,
Blüht ihr auf an dieſem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!

Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja;
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaja.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen tauend.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht und will nicht fragen.
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer.
Wir wären so sicher
Und selig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlugen,
Doch höher schluge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.

Du wurdeſt zitternd
Mir blicken ins Auge
Und wurdeſt erblicken,
Was nimmer ſcheitert
In allen Stürmen,
Und wurdeſt lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer ſinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Waſſern
Iſt tiefe Stille.
Da ruhſt du ſinnend
An meiner Bruſt,
So tiefe Stille:
Mein lauſchendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauſchendes Herz.
Wir ſind allein,
So ſelig und ſicher;
Doch flüſterſt du leiſe,
Um nicht zu ſtören
Das ſinnende Meer.
Nur ſanft erzittern
Die Lippen dir,
Die ſchwellenden Blätter
Der ſüßen Roſe;
Ich ſauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der ſüßen Roſe.

Im Oſten hebt ſich
Der klare Mond.
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen.
Und ich bedecke

Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An

Ach, wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde:
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuten,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr aufs Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur;
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsraumen:
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich wurd' in Mondesnachten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm;
Wie wurd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Einſamkeit.

Wild verwachſne, dunkle Fichten,
Leiſe klagt die Quelle fort;
Herz, das iſt der rechte Ort
Für dein ſchmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einſam deine Klage ſingt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer ſchweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und verſteht,
Stille hier der Geiſt der Liebe.

Nicht verloren hier im Mooſe,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott verſteht,
Deine tiefe, hoffnungsloſe!

Bei Ueberſendung eines Strauſſes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgeſucht,
Hat der Herbſt auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um ſie dir zu ſchenken!
Dieſem Herbſte will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte ſtreichen,
Daß ſie ſchweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfuhl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh den Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durchs ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
War' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald.

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Luſtig ſcherzten die Geſellen;
Unſre Liebe ſchwieg und ſann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann.

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze ſtrich der Weſt,
Als wir einſt am Kirchhof gingen;
Ach, wie ſchliefen ſie ſo feſt!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Der ſchwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab ſo bang und ſchwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und ſtumm, ſo trübe
Und ſternlos war die Nacht,
So ganz, wie unſre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte ſcheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünſcht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Lenau-Denkmale.

Es iſt keine unbedeutende Anzahl von Denkmalen, die dem Dichter nach ſeinem Scheiden gewidmet worden ſind:

In ſeiner Geburtsſtadt Cſatad iſt eine Gedenktafel angebracht an dem Hauſe, wo er geboren worden iſt.

Eine ähnliche in Deutſch-Altenburg, wo Lenau ſeine agrariſchen Studien betrieb.

In Weidling, im Wäldchen, das an den Friedhof grenzt, wo er begraben ruht, und in welchem er die „Waldlieder" dichtete.

Eine Büſte von dem franzöſiſchen Bildhauer Lerour, die ſich im Beſitze des Großinduſtriellen Friedrich Otto Schmidt in Wien befindet.

Eine Statuette in ungariſchem Pelzrock, vom Bildhauer Joſeph Hirſchhäuter, und von demſelben ein kleines Reliefbild.

Die Totenmaske Lenaus befindet ſich im ſtädtiſchen Muſeum in Wien.

Das bedeutendſte Denkmal iſt jedoch dasjenige, das dem Dichter auf Anregung des Schreibers dieſer Zeilen eben jetzt, zugleich mit dem ſeines unſterblichen Freundes Anaſtaſius Grün auf dem Schillerplatze in Wien errichtet

Lenaudenkmal auf dem Schillerplatz in Wien

1891.

wird, und in dem vorliegenden Buche abgebildet ist. Dasselbe, eine sieben Schuh hohe Herme, ist von dem Bildhauer Karl Schwerzek aus weißem Marmor geformt und stellt den Dichter porträtähnlich in seinen jüngeren Mannesjahren dar. Die unter der Büste im Relief emporschwebende, nach dem Abendstern blickende Gestalt ist die der Melancholie. Ein vergoldeter Kranz von Nachtviolen umgibt die Herme, an deren Fuße ein Genius angebracht ist, der einen Schmetterling auf seiner Rechten wehmütig betrachtet — anspielend auf das Gedicht „Der Schmetterling", mit dem der Dichter sein episch-dramatisches Gedicht „Faust" eingeleitet hat. Gegenüber dem Genius ist das Brustbild der Sphinx.

Die Abbildung des Grabmales Lenaus in Weidling ist in den „Gesammelte Werke" (J. G. Cotta 1855) enthalten. Der Bildhauer Joseph Hirschhäuter[1] hat es aus geschliffenem grauem Granit hergestellt. Ein Lorbeerkranz umschlingt das Medaillon des Dichters und zeigt keinen andern Schmuck als den Namen Lenau. Das häufig auf katholischen Grabsteinen übliche Kreuz fehlt. Der letztere Umstand wurde von einem Berichterstatter der Enthüllungsfeierlichkeit hervorgehoben, wie bedeutungsvoll es sei, daß auf dem Grabsteine dieses Toten sich kein „frömmelndes Kreuz" erhebt.

Der Verfasser mußte das, zur Zeit des damals zu Recht bestehenden Konkordats mit Kerkerstrafe büßen. Seiner unbedachten Aeußerung verdanken wir aber nachfolgende

---

[1] Joseph Hirschhäuter, geb. 1801 in Wien und daselbst gestorben am 26. April 1859.

geniale Betrachtung von der unſterblichen Freundin des Dichters.

„Kein frommelndes Kreuz! Nur der Name Lenau prangt am Monument. Hätte nicht gerade zu dieſem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der dieſen Namen trug, hat das Kreuz getragen und das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geſchwungen, das die Erſcheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfaſſes trugen ſeine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt eins mit der ganzen ſüßen Kinderzeit, und daran muß der Menſch ſein Lebenlang zurückdenken mit wehmütiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling, im Gefühle ſeiner wachſenden Kraft, im Uebermut des erſten Wiſſens, der Glaube entbehrlich ſchien, wenn der gereifte Mann, durch die Feindſeligkeit ſeines Schickſals zum Kampfe gereizt, ‚mit den höchſten Mächten begann zu hadern und zu rechten,‘ konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterſeele aus der Wüſte des Zweifels in die Oaſe des Glaubens zurückzuführen, die ſie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte, wie ihre Kinderzeit. Sagt doch Fauſt ſelbſt in der Stunde der Verſuchung: ‚Den Herrn nicht lieben, wäre ſchwer.‘ Er ſtrebt durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers im Herzen des Weibes, ſelbſt in der klaffenden Todeswunde des Feindes, ſucht er Anfang und Ende alles Seins, ſucht er den Herrn.“ Ein von mir an den Sänger gerichtetes Gedicht, in welchem ich tiefen Kummer über den Grund ſeiner unſeligen Verſtimmung und den Wunſch, ihn zu heilen, ausſprach, veranlaßte ihn zu einer ſchriftlichen Erwiderung, in der es heißt:

„Diesem Liede verdank' ich meinen Savonarola." Die Geschichte dieses Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neu erwachte Liebe zu einem persönlichen Gotte. Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Er schrieb in einem Briefe an mich: „Der Zauber, das Schöne, Unvergeßliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demütige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion. Die manchmal noch erwachende, zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Tier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott. Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Not, mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll." Aber auch auf den empörten Wogen der Leidenschaft in den „Albigensern" wandelt der milde Christus Savonarolas. Den Traum im „Nachtgesang" hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise" zuruft, war ihm die Stimme eines Himmlischen. Wenn gläubiges Festhalten an dem Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geschöpfen, wenn begeistertes Streben nach dem Wahren und mutiges Ringen mit dem Falschen, wenn Lieben, Leiden und Entsagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jesu sind, so setzt auf Lenaus Denkmal ein Kreuz!"

Dieſer Charakteriſtik des Dichters möge ſich eine zweite anſchließen, die wohl ſchon berühmt geworden, aber nicht in aller Händen iſt. Sie macht begreiflich, daß der Dichter den Geiſt der von ihm geliebten Frau ſich „ebenbürtig“ erklärte. Kein ſchöneres Denkmal konnte ſie dem Dichter und ſich ſelbſt niederſchreiben. So anſchauen kann nur ein Geiſt, dem hohe dichteriſche Begabung eigen iſt:

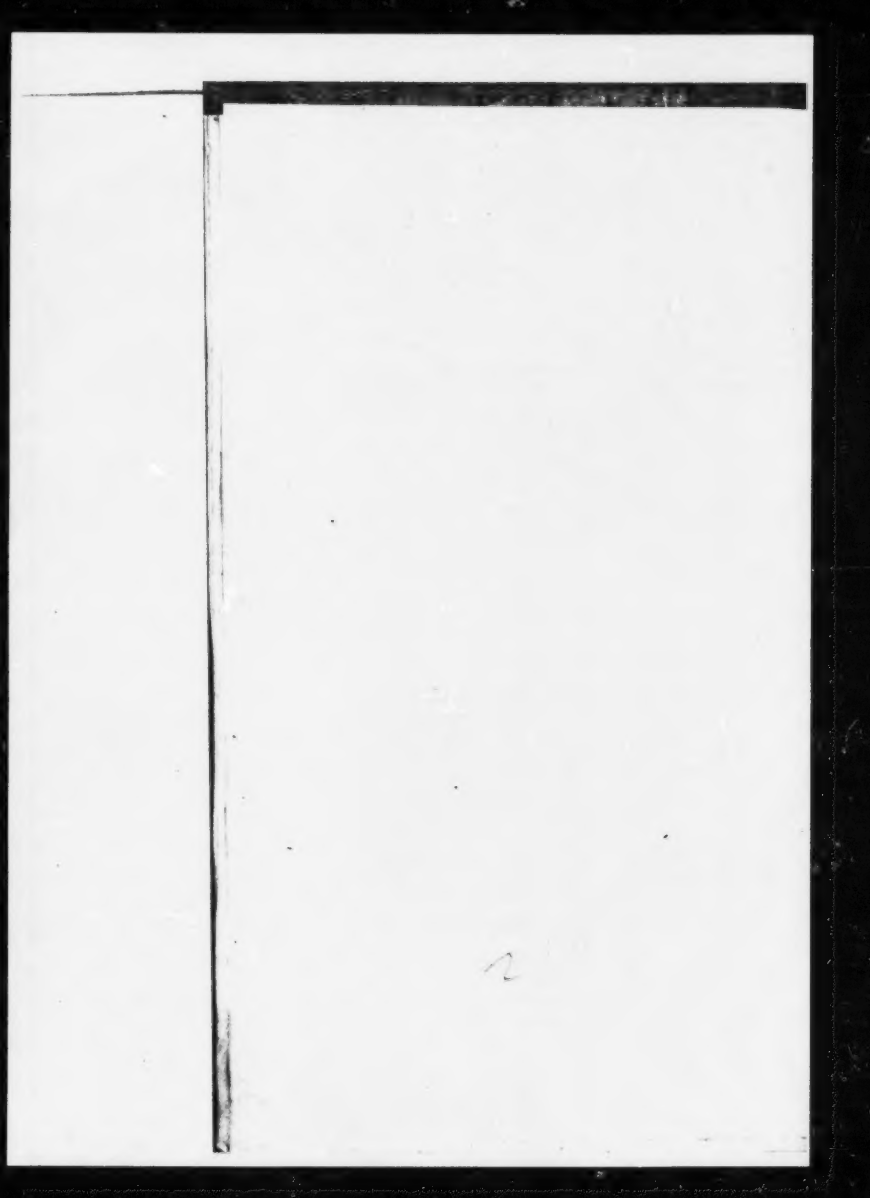
„An Anaſtaſius Grün würde es mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau ſah, und was mich ſo heftig und ſchmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken iſt, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel ſtand er in ſeinem Fahrzeug und ruderte läſſig dahin und dorthin, planlos, und ſchaute mit ſeinen dunkeln, ſchwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die ſeinem wunderlichen Treiben zuſahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf ſetzte er der Sonne aus, kein Kleidungsſtück, kein Brot, keine Flaſche hatte er in ſeinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an ſeinem Pilgerſtabe am Vorderteile des Schiffchens wie eine Flagge befeſtigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembſch? Haben Sie nicht auch im Leben ſo herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend ſtatt allen irdiſchen Gutes? Und wenn die andern, beſonnenen, klugen Leute ſorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf

ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht."

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Erster Theil.



Nach Jerusalem!

Von

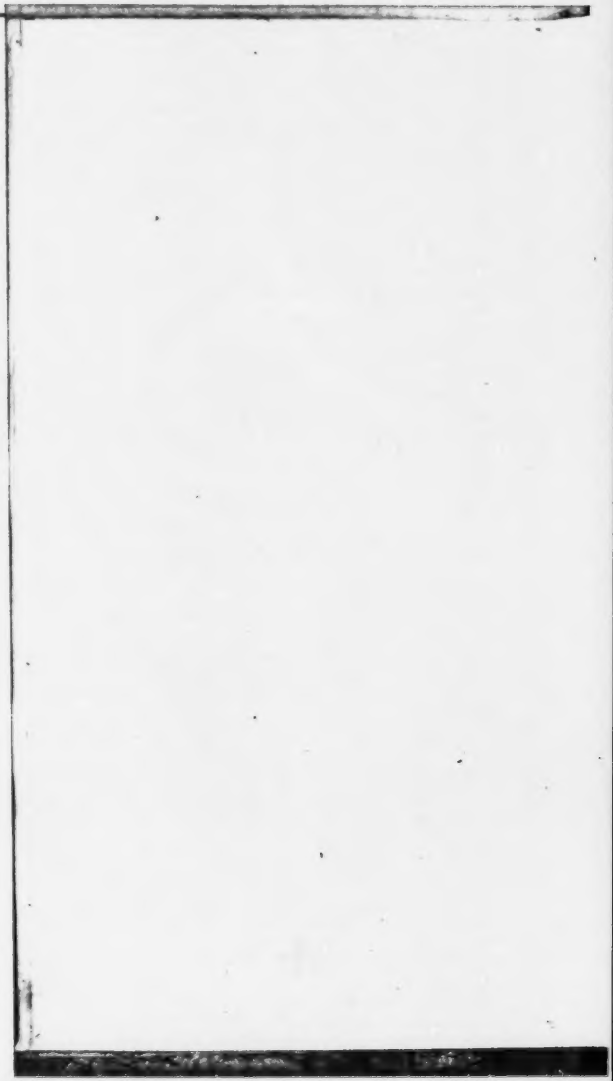
Ludw. Aug. Frankl.

Erster Theil. – 2

Griechenland, Kleinasien, Syrien.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

40/67/1282



Der

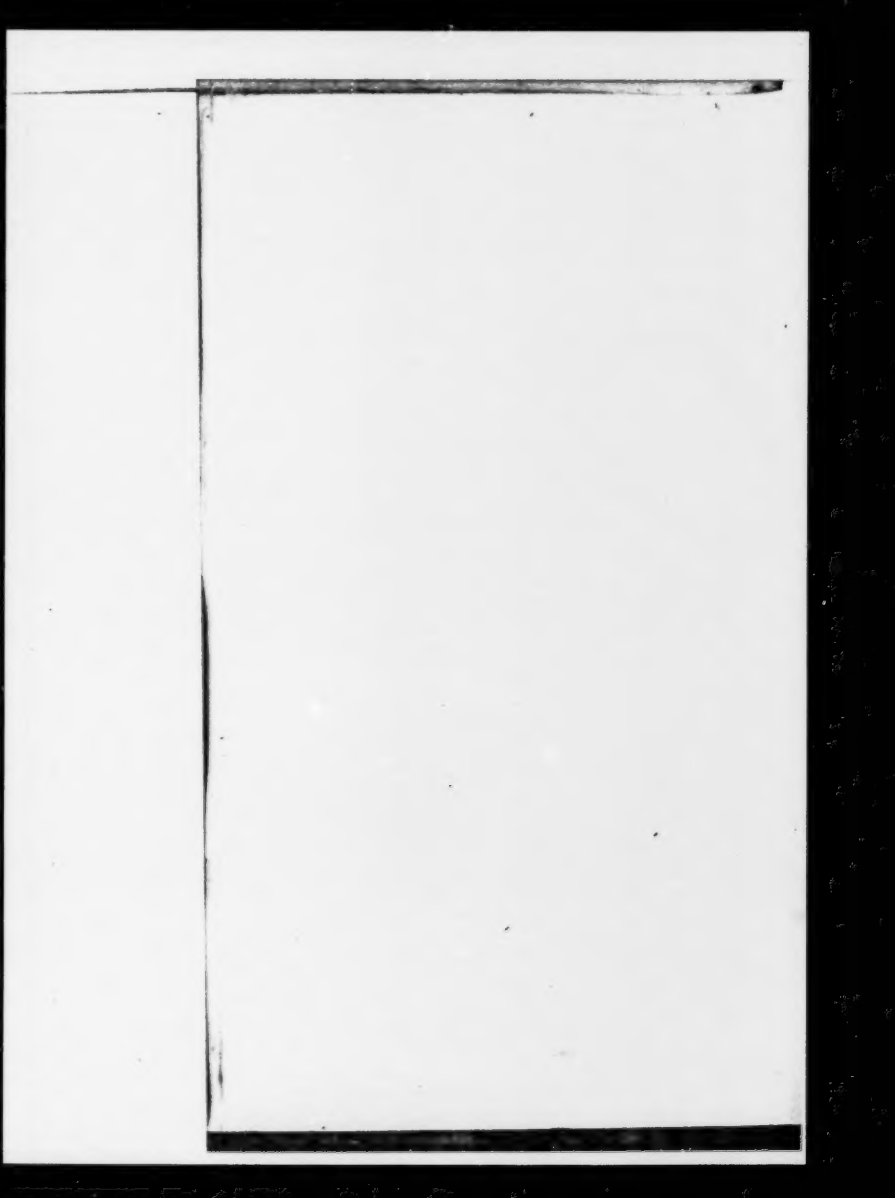
Hochwohlgeborenen Frau

Eliſe Herz

geb. Edlen von Lämel

in verehrungsvoller Huldigung

gewidmet.



Inhalt.

	Seite
Zweck der Reise	1
Verkündende Stimmen	9
Perſönliche Vorſtellung	14
Jochannan ben Sakai	17
Abreiſe	21
Corfu	25
Zante	33
Ein Sturm	39
Athen	42
Meine Nachbarn	52
Die Akropolis	57
Die Univerſität	62
Dichterkrönungen	67
Kolonos	73
An Hellas	75
Beim öſterreichiſchen Geſandten	77
Schulen	82
Rangabé	85
Der Nymphenhügel	89
König und Königin	94
Das Gut der Königin	98
Ein deutſches Dorf	101
Die Herzogin von Piacenza	104
Eleuſis	108

Seite

Abschied 115
Piräus 117
Syra 125
Smirna 129
Die Dardanellen 140
Konstantinopel 145
An Byzanz *. 147
Abenteuer mit einem Schädel 150
Im Bosporus 154
In der Stadt 160
Passahfeier 165
Der Padischah 168
Harem und Gärten des Sultans 171
Die deutsch-englische Legion 181
Besuch bei Omer Pascha 188
Die Juden 194
Synagogen 200
Ezchajim 201
Bat-Halewi 202
Kadosch Birani 203
Bene Hamikra 204
Leichenhöfe 207
Gespenstergeschichten 211
Ein Geisterfest 211
Die Brusche 212
Das verwandelte Kind 215
Du für mich; ich für Dich! 215
Chalebi 217
Beim Chacham des Rischan 220
Ein Freitagabend 227
Der Palast des Belisar 231
Brussa 238
Salonik 242
Galib Pascha 254
Abreise von Konstantinopel 257

Seite

Mytilene 260
Samos 264
Rhodos 270
Cypern 278
Beyrut 291
Die jüdiſche Gemeinde 294
Zum Fürſten des Libanon 298
Empfang in Sibne 302
Mittagsmahl 307
El ſit Meïs 312
Auf dem Libanon 317
Erſter Tag 317
Zweiter Tag 325
Dritter Tag 332
Damaskus 340
Beſuche 344
Ein Feſt 347
Abd-el-kadr 357
Die Juden 365
Geſang und Kabbala 376
Zum Antilibanon 380
Erſter Tag 380
Zweiter Tag 385
Baalbek 389
Beim Militärgouverneur 393
Die Tempel 397
Spaziergang 404
Gäſte 408
Ein trauriger Ritt 413
Die Zedern 420
Den Libanon hinab 430
Tripolis 434
Abſchied von Syrien 440

Zweck der Reise.

Eine Stiftungsurkunde. — Briefe des Gemeindevorstandes in Wien und Prag.

Am 18. August 1855, mit der nähern Bezeichnung „am Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich" richtete Frau Elise Herz, geborene Edle von Lämel, an den Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Wien folgendes Schreiben:

„Erlauben Sie, geehrte Herren! daß ich Ihnen eine mir heilige, von der Pietät für meinen seligen Vater gebotene Angelegenheit vortrage. Ich darf, bei dem Umstande, daß dieselbe mit den Interessen unserer Glaubensgenossen eng zusammenhängt, Ihrer Aufmerksamkeit sowohl, als auch Ihrer unterstützenden Theilnahme gewiß sein.

„Es ist ein Gebot unserer ewigen Tafeln: „du sollst Vater und Mutter ehren", und es ist ein schöner Zug des Menschenherzens, der uns drängt, dieses Gebot auch dann noch zu erfüllen, wenn diejenigen, die wir ehren sollen, uns von der Gruft genommen worden sind.

„Während ich gemeinschaftlich mit meinen Geschwistern durch fromme und wohlthätige Stiftungen das Andenken an meine selige Mutter für eine ferne Zukunft dankbar zu begründen strebte, ist es mir eine vom Herzen gebotene Pflicht, ein Gleiches auch für meinen in Gott ruhenden Vater zu thun.

„Kein Monument ist schöner als dasjenige, welches im Sinne und Geiste desjenigen gedacht und ausgeführt ist, dem es errichtet

werden soll. Wenn ich mir die unvergeßliche, mir stets gütige Persönlichkeit meines Vaters vorstelle, so erscheint mir neben seinen allgemein menschlichen, trefflichen Eigenschaften vor Allem sein frommes Gemüt, seine unverbrüchliche Treue für den Glauben unserer Väter, sein im Geiste wehmütig freudiges Verweilen an den Stätten, die uns durch Religion und Geschichte unseres Volkes stets heilig, ehrwürdig und theuer bleiben werden. Mit diesen Gefühlen lebten aber auch diejenigen in ihm, welche ihn, treu und begeistert fürs Vaterland, zu den edlen und aufopferndsten Handlungen anspornten und ihn durch die Gnade eines Monarchen von Oesterreich zu den „Edlen" des Landes reihten.

„Ich beschloß denn, ihm in Palästina, in der Stadt Jerusalem selbst ein Denkmal zu errichten; keines das prunkt, aber eines das wirkt, bildet und edel macht. Ein Institut, in welchem die Anschauung der israelitischen Jugend frühzeitig wahrer Religiosität und nützlichen Gewerben zugewendet und jener Sinn wachgerufen wird, welcher der Keim ist für jede Bürgertugend und echte, begeisterte Vaterlandsliebe, zunächst für das große Oesterreich!

„Durch reisende und in Jerusalem ansässige Israeliten wurde mir, wie die Armut unserer Glaubensgenossen daselbst, überhaupt das Schicksal der Jugend, der Kinder herzerschütternd geschildert: nackt und hungernd, wenn nicht krank und elend, füllen sie die Straßen der Stadt, entbehren sie der Ueberwachung, des Unterrichtes.

„Ich habe denn beschlossen, in Jerusalem eine

Kinder-Bewahranstalt

zu stiften, und zur Begründung und Erhaltung derselben die 4½ Prozent Zinsen eines Kapitals

von 50,000 fl. Fünfzigtausend Gulden

in Staatsschuldverschreibungen zu bestimmen, mit welchen die Erhaltungskosten der Anstalt nach den folgenden Bestimmungen bestritten werden sollen:

„In der Anstalt sollen zunächst die israelitischen Kinder österreichischer Unterthanen Aufnahme finden, und um ein Zeichen

der unserem heiligen Glauben innewohnenden Duldsamkeit und Nächstenliebe zu geben — wenn kein Hinderniß dagegen von der einen oder andern Seite obwaltet — auch Kinder christlicher und mohammedanischer Eltern Aufnahme und Schutz finden. Diesen soll dann, der Zahl nach zusammen der fünfte Theil eingeräumt sein.

„Die Zahl der aufzunehmenden Kinder überhaupt wird sich nach Verhältniß der Erhaltungskosten zu den Zinsen des Stiftungskapitals richten. Die Kinder, die vom Morgen bis zum Abend in der Schule zu verbleiben haben, sollen ein einfaches, gut nährendes Mittagsmahl und die völlig Armen die Bekleidung erhalten. An dieser Kinder-Bewahranstalt, welche je nach sich ergebenden Lokalbedingungen in einem eigens anzukaufenden, oder in einem gemieteten Hause und Garten sich befindet, soll ein Mann angestellt werden, welcher mit den nötigen speziellen Kenntnissen ausgerüstet, wenigstens der hebräischen, arabischen, deutschen und möglichst auch der italienischen Sprache kundig und ein Mann von vorzüglicher Moralität und Religiosität ist. Er muß verheiratet und seine Gattin geeignet sein, ihn als Lehrerin und Kinderbewahrerin zu unterstützen. Ein Arzt soll die Verpflichtung haben, in der Anstalt selbst die Sanität zu überwachen.

„Es ist mein lebhafter Wunsch und ich hoffe, daß Sie, geehrte Herren! denselben im Interesse der Humanität und des Heils unserer Glaubensgenossen zu erfüllen geneigt sein werden: das Ehrenamt der Kuratoren dieser meiner Gründung, welche unter dem Namen:

Simon Edlen von Lämel's Stiftung

fortan in Jerusalem bestehen und blühen soll, zu übernehmen.

„Ich wünsche, daß die genannte Stiftung unter den Schutz der Regierung, unseres gnädigsten Herrn und Kaisers, der unter seinen glorreichen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, gestellt und der jeweilige kaiserlich österreichische Consul in Jerusalem beauftragt werde, die von der Anstalt regelmäßig an die Herren Kuratoren in Wien zu richtenden Berichte mit zu unterzeichnen, nach deren Einlangung erst die Zinsen zur

Erhaltung des Instituts in Jerusalem anzuweisen sein werden. Ebenso sollen die Herren Kuratoren verpflichtet sein, der hohen kaiserlichen Statthalterei von Oesterreich unter der Enns jährliche Rechnung über die verwendeten Zinsen abzulegen.

„Neben der aus diesen Verfügungen fließenden Beruhigung leitet mich zugleich das Gefühl des patriotischen Stolzes, daß unseren Glaubensgenossen, wie den Christen in Palästina, der hohe Schutz der Regierung unseres Kaisers und Herrn zu Theil werden soll, und dies in einer Angelegenheit, in der es gilt, die Herzen der Jugend fromm und glaubensinnig, die Geister treu und hell zu bilden, auf daß sie für das Vaterland begeisterte, treue, religiöse und fleißige Bürger werden.

„Um aber ein solches Institut in Jerusalem zu begründen, ist es unerläßlich, in Jerusalem selbst die nötigen Einleitungen zu treffen, die entsprechenden Lehrer, den Arzt glücklich zu finden, die Lokalitäten für die Schule aufzunehmen und einzurichten, überhaupt, daß Alles geschehe, was ersprießlich ist, um das beabsichtigte Werk zu gründen und dem Giebel entgegenzubauen. Ich habe denn einen Bevollmächtigten in der geehrten Person des Dr. med. Herrn Ludwig August Frankl gefunden und habe volles Vertrauen zu ihm. Er sagte mir zu, der Arbeit und der Gefahr der Reise in den Orient sich zu unterziehen.

„Menschliches Wollen aber, kaum mächtig in der Gegenwart, ist stets vermessen, wenn es in eine ferne Zukunft und, wie es zu heißen pflegt, für ewige Zeiten wirken will. Wolle der Himmel ein Schicksal abwenden, daß durch unberechenbare, der menschlichen Vorsicht sich entziehende Weltereignisse die Existenz des dargestellten Institutes in Jerusalem in künftigen Zeiten unmöglich würde. Weil aber dies bei der Vergänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen möglich ist, so bestimme ich, wie folgt:

„Wenn die Anstalt in Jerusalem jemals durch unvorhergesehene Ereignisse zu sein aufhören müßte, soll das ganze in Wien für die Kinderbewahr-Anstalt in Jerusalem sichergestellte 4½ prozentige Stiftungskapital in Staatsschuldverschreibungen zu zwei

Stiftungen, die wieder ihrer ursprünglichen Widmung gemäß dem Unterrichte der Jugend zu Gute kommen sollen, getheilt werden, und zwar soll die Hälfte: 25,000 Gulden zu einer Unterrichtsstiftung in der israelitischen Kultusgemeinde in Wien, die andere Hälfte: 25,000 Gulden, zu einer gleichen in Prag verwendet werden.

„Die Herren Kuratoren der Simon Edlen von Lämel's Stiftung in Jerusalem zahlen sodann die genannte Hälfte des Stiftungskapitales an den Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Prag, welcher, sowie der in Wien, das Stiftungskapital unter hoher Genehmigung der kaiserlich österreichischen Regierung sicherzustellen verpflichtet ist, und zwar, wie sie dann heißen soll, für die

Simon Edlen von Lämel's Unterrichtsstiftung in Wien und Prag.

„Die Verwendung der 4½ prozentigen Zinsen beider Stiftungskapitalien à 25,000 Gulden bestimme ich für Wien und Prag wie folgt:

„Nachdem sich das Kapital à 4½ Prozent mit 1125 Gulden jährlich verzinst, so theile ich diese Summe in fünfzehn Stipendien à 70 Gulden, und zwar:

Für zwei Hörer der Medizin zwei Stipendien .	à	70 fl.
Für zwei Hörer der Jurisprudenz zwei Stipendien	à	70 „
Für zwei Schüler der bildenden Künste (Architekten, Bildhauer, Maler) zwei Stipendien . .	à	70 „
Für zwei Hörer der Technik zwei Stipendien .	à	70 „
Für zwei Hörer der jüdischen Theologie (Rabbinatskandidaten) zwei Stipendien	à	70 „
Für zwei Lehramtskandidaten zwei Stipendien .	à	70 „
Für zwei Lehramtskandidatinnen zwei Stipendien	à	70 „
Für einen israelitischen Kantor ein Stipendium .	à	70 „

„Auf diese Stipendien sollen zunächst diejenigen Anspruch haben, die aus der Verwandtschaft meiner seligen Eltern stammen, und zwar aus den Familien Lämel, Duschenes, Knina und Blau.

„Die Nennung des Namens meines seligen Vaters bei der Todtengedächtnißfeier in der Synagoge zu Jerusalem und in der Altneuschule zu Prag, wie dies bereits im Tempel in Wien durch die Anordnung des Vorstandes geübt wird, ferner das Anzünden eines Seelenlichtes an seinem Sterbetage, am 18. April 1845, wird mir nicht als Bedingung, aber doch als frommer Wunsch nicht versagt werden.

Der Himmel verleihe meinem Wollen seinen Segen!"

Der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Wien erwiderte unterm 27. August 1855:

„Hochgeehrte Frau!

„Ihre Zuschrift vom 18. dieses Monats, in welcher Sie uns Ihren Beschluß mittheilen, zum Andenken Ihres seligen Herrn Vaters Simon Edlen von Lämel mit 50,000 Gulden in 4½ prozentigen Staatsschuldverschreibungen eine Kinder-Bewahranstalt in Jerusalem zu begründen, ist uns zugekommen.

„Erlauben Sie, hochgeehrte Frau! daß wir vor Allem diesen, von edelster Pietät getragenen Akt einer menschenfreundlichen Gesinnung, diese That eines frommen Herzens und eines für Erziehung und Bildung der Jugend begeisterten Gedankens im Namen aller Derer dankbar begrüßen, die jetzt und in künftigen Zeiten der großmütigen Wohlthat theilhaftig sein werden. Sie segnen fortan das Andenken einer Frau, deren Name bereits durch vielfach wohlthätige Handlungen in den Annalen der Städte Wien und Prag glänzend eingezeichnet steht und die wir mit Stolz ein Mitglied der Kultusgemeinde nennen, die wir zu vertreten die Ehre haben. Es ist ein unvergängliches Denkmal, das Sie auf einer durch historische und religiöse Erinnerungen uns theuren Erde Ihrem seligen Herrn Vater und sich selbst errichten, zur Verherrlichung des heiligen Namens unseres Gottes, zur Wohlfahrt für die gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter. Ihrem Wunsche gemäß, in welchem wir ein Zeichen Ihres besondern Vertrauens erkennen,

und in Anbetracht einer unseren Glaubensgenossen für alle Zeit zu Gute kommenden Wohlthat nehmen wir das Ehrenamt der Kuratoren Ihrer Stiftung an.

„Indem wir für das Gedeihen Ihrer humanen großmütigen Stiftung die glücklichste Gründung und erfolgreichen Segen wünschen, zeichnen wir mit dem Ausdrucke wahrer Verehrung.

Leopold v. Wertheimstein, Joseph Wertheimer, Heinrich Sichrovsky, Moriz Goldschmiedt, Joseph Biedermann.“

Die Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde in Wien brachten am 12. September 1855 die Stiftung zur Kenntniß Sr. Exzellenz des Herrn Statthalters von Oesterreich unter der Enns mit der Bitte um Sanktionirung derselben. Zugleich wurde dem Vorstande der israelitischen Kultusgemeinde in Prag der Stiftungsbrief in Abschrift mitgetheilt, worauf am 14. Oktober 1855 dieser an Frau Elise von Herz-Lämel folgende Zuschrift richtete:

„Hochwohlgeborene Frau!

„Wir sind von der Stiftung in Kenntniß gesetzt, welche Sie, hochwohlgeborene Frau! für Jerusalem begründen.

„Da Sie hierbei auch die Prager israelitische Kultusgemeinde mit der eventuellen Zuwendung des halben Stiftungsgenusses bedacht haben, so erfüllen wir nur eine dringende Pflicht, indem wir Ihnen den tiefgefühlten Dank für diesen neuen Beweis der Großmut, der Anhänglichkeit und der werkthätigen Erinnerung an Ihre frühere Gemeindegenossenschaft aussprechen. Erlauben Sie, hochwohlgeborene Frau! aber auch, daß wir zugleich die bewundernde Anerkennung an den Tag legen, die Ihr unermüdlicher Wohlthätigkeitseifer und Ihr neuerliches, großartiges Werk verdienen und allenthalben finden. Aus dieser Ihrer Schöpfung leuchten gleich glänzend Ihre Religiosität und Menschenliebe, Ihr Patriotismus und frommes Kindesgefühl hervor, und wie Sie damit die Absicht erreichen, dem gesegneten Andenken an einen

ausgezeichneten Mann, Ihren seligen Herrn Vater, ein unvergängliches Denkmal zu errichten, so tragen Sie damit zugleich zur Ehre unseres Vaterlandes und unserer Glaubensgenossen bei. Aber auch Ihnen selbst wird aus dieser Saat eine reiche immer sich erneuernde Ernte von Segnungen erblühen, die der Allgütige Sie noch lange auf Erden genießen lasse!

„Genehmigen Sie, hochwohlgeborene Frau, die Versicherung unserer aufrichtigsten Hochachtung.

Der Vorsitzende des Vorstandes
Ernst Wehli."

Verkündende Stimmen.

Kol mebasser. — Sensazion. — Zustimmende und Widersprechende. — Politische Auffassung. — Denunziazion. — Weihegeschenke. — Empfehlungsbriefe. — Sieben Weise. — Ein auswärtiger Zelote.

Ich bereitete eine kleine Schrift vor, eine Ansprache an die jüdischen Bewohner Jerusalems, in welcher ich mich ihnen als Sendboten vorstellte, der eine geistige und materielle Wohlthat ihnen zu überbringen so glücklich sei.

Im allgemeinsten Umrisse wurde die Geschichte, der Zweck, die Einrichtung und die Bedeutung des Institutes der Kindesbewahr-Anstalt auseinandergesetzt; wie sich dasselbe in allen gebildeten Staaten Europa's des Schutzes der Regierungen und der Magistrate erfreue und wie auch die frommsten Rabbinen demselben ihre volle Zustimmung geben und in ihren Gemeinden gedeihen lassen. Unter den strengstgläubigen Rabbinen werden auch der von Pesth, Herr Schwab, von Preßburg, Herr Sofer angeführt, in deren Gemeinden, ohne ihren Widerspruch Kindesbewahr-Anstalten eingeführt worden sind.

Dieser allgemeinen hebräischen Ansprache folgte eine Uebersetzung der Stiftungsurkunde, der Antwort des Vorstandes der Kultusgemeinde von Wien und Prag, nebst einer kurzgefaßten biografischen Skizze des seligen Herrn Simon Edlen von Lämel, damit die Bewohner Jerusalems den Mann kennen lernen, zu dessen Ehren von einer frommen Tochter ihnen eine außerordentliche Wohlthat

zu Theil werden sollte. Diese Schrift unter dem Titel „Kol mebasser", verkündende Stimme, wurden nebst der österreichischen Volkshimne und einem Gebete für den Sultan in hebräischer Sprache auf fliegenden Blättern in Wien gedruckt und wird später über diese Drucksachen nicht Unwichtiges zu sagen sein.

Die beabsichtigte Stiftung wurde, da die Zeitungen von ihr Nachricht gaben, schnell in weiten Kreisen bekannt und erregte eine nicht geringe Sensazion.

Es wurden, wie stets, wenn eine von den hergebrachten Anschauungen sich abscheidende Idee, ein der Alltäglichkeit entgegengesetzter poetischer Gedanke, ein der religiösen Gleichgiltigkeit unbegreiflicher frommer Sinn auftauchen, Meinungen und Urtheile der verschiedensten Art laut, welche auf Alles scharfsinnig geriethen, was dem Verstande daran zugänglich ist. Aber die jeder Berechnung sich entziehenden Regungen eines Gemütes, seine oft durch die wunderbarsten Erlebnisse wachgerufenen Bedürfnisse, die häufig verschämt verhüllten Motive einer nicht gewöhnlich erscheinenden That werden, von der Menge nie, von einzelnen Denkern nur geahnt.

Die frommen, von poetisch religiöser Sehnsucht nach dem gelobten Lande getragenen Gemüter begrüßten den Gedanken fast zweifelhaft und dann freudig erstaunt. Die Kulturfreundlichen fühlten sich der historisch geweihten Erde näher und dachten an geistige und sittliche Erfolge. Man war verwundert, wie plötzlich aus einem bewegt frivolen Residenzleben, aus einer, wenn auch treu, doch ohne orthodoxe Färbung dem mosaischen Glauben anhängenden Gemeinde unerwartet und aus einem Frauenherzen die fromme Absicht auftauchte, in der Jehova heiligen Stadt eine Anstalt zu begründen, die in menschenfreundlichster Weise Gesittung und Lehre zu verbreiten berufen sein sollte. Die Stiftung wurde wohl auch vom politisch sozialen Standpunkte betrachtet. Wie Amerika durch Turos' Testament, England durch Sir Moses Montefiore, Frankreich durch die Familie Rothschild auf heiligem Boden für mosaische Glaubensgenossen in Wohlthätigkeit fördernder Weise vertreten sind, sollte nunmehr auch aus Oesterreich, dessen

Monarch überwiegend mehr Unterthanen mosaischen, als christlichen Glaubens in der heiligen Stadt zählt, eine materielle Wohlthat, eine geistige Erhebung kommen.

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, welche die humanitäre Absicht eine exotische nannten, was sie rücksichtlich eines fernern Welttheils, in der glanzvollen Perspektive des Morgenlandes auch wirklich war. Es ließen sich Manche vernehmen, die da meinten, daß Gesittung und Lehre in uns näher liegenden Kreisen zu verbreiten eine größere Notwendigkeit und Wohlthat wäre, und wie zu ihrer Anpflanzung und zu ihrem Wachsthume ein noch gar großer Raum im Vaterlande selbst sich darböte.

Neben solcher wohlmeinenden Aeußerung blieb auch die Gemeinheit mit der ihren nicht ferne. Eine angebliche Persönlichkeit, die sich in völlig unberechtigter, maßloser Selbstüberschätzung bei der Angelegenheit unbeachtet sah, stellte das Mißlingen der Stiftung als unausbleiblich dar. Sie konnte das, denn sie hatte Sache und Personen, bis ins innerste, unantastbare Leben derselben und ihrer Familie greifend, nach Jerusalem denunzirt. Die dortigen Bewohner erfuhren so, von einer in dergleichen Dingen sehr geübten Feder zuerst in verläumderischer und entstellter Weise, was ihnen als Wohlthat entgegengetragen werden sollte, was sie ohne diese Erbärmlichkeit mit dem tiefsten Dankgefühle schon damals aufgenommen haben würden. Statt eine edle, fromme, patriotische That, die unter allgemeiner Theilnahme vernommen, auch von den kaiserlichen Behörden mit lebhafter Gutheißung aufgenommen und unter den Allerhöchsten Schutz Sr. k. k. apostolischen Majestät gestellt wurde, statt sie pflichtschuldigst wenigstens nicht zu stören, statt eine Wohlthat frommen Glaubensgenossen nicht zu entziehen, wurde eine förmliche Bewegung in Jerusalem künstlich vorbereitet und organisirt, um sie dann, als durch den mit der Aufgabe Betrauten hervorgerufen, verläumderisch darzustellen. Es wurden nicht allein Schreiben nach Jerusalem, sondern auch nach Amsterdam, nach London gerichtet und geradezu aufgefordert, die noch nicht vorhandene Anstalt mit dem Banne zu belegen.

Die Zahl der Zustimmenden und Theilnehmenden war jedoch

die bei Weitem überwiegende. Deputationen, Briefe, poetische Zurufe und Grüße strömten aus nah und fern herbei, namentlich aber wurden die kostbarsten Weihegeschenke für die zu gründende Anstalt wie für die Synagogen der heiligen Stadt selbst eingesendet. Thorarollen, prächtig gestickte Umhüllungen von Sammet und Seide, kostbare Vorhänge, silberne dem rituellen Gebrauche geweihte Geräte, Bücher und bildliche Darstellungen, Gemälde und Schulgegenstände — wie all dies zum Andenken an die frommen Spender in einem Verzeichnisse dieser Blätter beigegeben ist — häuften sich zu einem stattlichen Bazar an, der Tagelang von Besuchenden bewundert wurde. Immerhin mag dies als Zeugniß gelten, wie in vielen Gemütern und Geistern ein sittlich frommer Gedanke anklinge und wie ein tief geheimer Zug den Menschen im Abendlande nach dem Osten und besonders „Nach Jerusalem!" innewohne.

Die kaiserliche Statthalterei von Oesterreich unter der Enns, der die Kuratoren die Stiftungsurkunde vorlegten, leitete den Akt an das kaiserliche Ministerium des Aeußern, welches denselben sofort der kaiserlichen Internunziatur in Konstantinopel notifizirte, welche unterm 31. Januar 1856 die ins Leben zu rufende Anstalt dem kaiserlichen Consulate in Jerusalem ankündigte und mit den Worten schloß: „Nachdem die kaiserliche Regierung der wohlthätigen Absicht der Stifterin jede Nachhilfe umsomehr zu gewähren entschlossen ist, als auch Kinder österreichischer Unterthanen in die zu gründende Anstalt aufgenommen werden sollen, so ist sie Ihrer besondern Sorgfalt empfohlen, und Sie werden gleichzeitig ersucht, Herrn Dr. Ludwig August Frankl, der als Bevollmächtigter der Stifterin in Absicht auf die Gründung der Anstalt nach Jerusalem geht, den zur Förderung seines Reisezweckes erwünschten Beistand in jeder Weise angedeihen zu lassen."

Mit Empfehlungsschreiben des kaiserlichen Ministeriums des Aeußern an die kaiserlichen Consular-Aemter in Syrien und Egypten, von Ihren Exzellenzen, dem kaiserlichen Finanzminister Freiherrn von Bruck, dem Präsidenten der obersten Justiz, Anton Ritter

von Schmerling und noch hundertundsiebenzig anderen bedeutenden Persönlichkeiten versehen, rüstete ich mich zur Abreise.

So wichtig und erfolgreich diese Empfehlungen für mich waren, gewährten mir die vom Oberrabbiner der Gemeinde in Prag, Herrn Rappaport, der Kultusgemeinde in Wien, Herrn Herwitz und der sephardischen Gemeinde, Herrn Baruch, eine besondere Zuversicht für das Gelingen der Stiftung. Sie stellten das zu gründende Institut vom strenggläubigen Standpunkte des Judenthums mit allen jüdisch traditionellen und religiösen Anschauungen im vollen Sinne übereinstimmend dar. Und um nicht wieder auf diesen Gegenstand kommen zu müssen, ist zu bemerken, daß der nunmehr in Gott ruhende, strenggläubige Oberrabbiner des lombardisch-venetianischen Königreiches in Triest, Herr Treves, der Jerusalemitane, Herr Chazan, Oberrabbiner der jonischen Inseln in Korfu, der Chacham Baschi des türkischen Reiches und sein älterer Amtsgenosse im gleichen Sinne und auf Grundlage meiner erwähnten Ansprache: „Kol mebasser" die Anstalt den jüdischen Glaubensgenossen empfahlen.

Sieben jüdische Chachamim — Weise — deren Gelehrsamkeit und strengreligiöse Observanz über allen Zweifel erhaben sind, haben somit das Unternehmen nicht nur gutgeheißen, sondern mit Schrift und Wort lebhaft unterstützt.

Diese Thatsache muß registrirt werden, um sie rasch zur Hand zu haben, wenn später davon die Rede sein wird, wie ein auswärtiger Zelote sich anmaßte, in die inneren Gemeinde- und Gewissensangelegenheiten der Stadt Jerusalem zu greifen und es zu versuchen, die Gründung eines Institutes unmöglich zu machen, das unter den Allerhöchsten Schutz Sr. Majestät des erhabenen Kaisers von Oesterreich gestellt ist.

Perſönliche Vorſtellung.

Austauſch von Viſitkarten. — Bibliſche Studien. — Der neunte Ab. — Im künftigen Jahre in Jeruſalem. — Hammer-Purgſtalls Anregung. — Sagen aus dem Morgenlande. — Der Libanon — Jochannan ben Sakai.

Es möge mir gegönnt ſein, einige Worte über meine eigene Stimmung und Beziehung zu der Reiſe im Orient zu ſagen; indem ich auf meinen Bildungsgang ein betrachtendes Auge zurückwende. Der Leſer, der die freundliche Ausdauer hat, mich auf meiner weiten Reiſe, reich an ernſten Erlebniſſen und heiteren Abenteuern zu begleiten, wird die nähere Bekanntſchaft des Reiſenden nicht ungerne machen. Dieſes Blatt mag wie eine Viſitkarte ſein, die Reiſende, wenn ſie zu Schiffe gehen, oder eine Eiſenbahn beſteigen, gegenſeitig austauſchen; ohne daß es ihnen einfiele, damit Unbeſcheidenes zu thun.

Das Erſte, was ich in frühеſter Jugend leſen und verſtehen lernte, waren die heiligen fünf Bücher in der Urſprache. Die jugendliche Fantaſie wurde mit den von heiliger Legende und Geſchichte verklärten Szenen näher vertraut, als mit den ſie umgebenden Bildern und Geſtalten. Gewiß erſchienen ihr die letzteren im Abſtich zu dem glanzvollen Morgenlande kalt, kahl und gleichgültig. Allmälig bevölkerte ſich die heimiſch gewordene, ferne Szene mit den Geſtalten der Propheten und ihre am Tage erlernten, begeiſternden Worte hallten in den Träumen des Knaben nach. Eine Sehnſucht nach dem gelobten Lande erwachte und tauſend Fragen, wie man dahin gelangen könne, wie es jetzt ausſehe, quälten meine fromme Mutter, den nicht immer Beſcheid wiſſenden Lehrer. Und

wenn der neunte Ab, der Tag der Zerstörung Jerusalems, in der Synagoge gefeiert wurde, und die Klagelieder des Propheten erklangen, weinte ich aus kindlichem Herzen. Der am Schluß des Passahfestes gesungene Vers: „Im kommenden Jahre werden wir in Jerusalem sein!“ wirkte jedesmal, weil ich ihn von den Eltern und allen Hausgenossen inbrünstig aussprechen hörte, Tage und Wochen in mir nach, denn ich glaubte an die Erfüllung.

Wie spät, wie unerwartet und in welch anderem Sinne sollte die Sehnsucht nach Jerusalem in Erfüllung gehen!

Andere Studien beschäftigten mich später als Jüngling, andere Kreise hatten mich aufgenommen und die eigentümliche Melodie, mit der die Sehnsucht nach Jerusalem so wehmütig meine Jugend umrauscht hatte, war fast völlig verklungen. Ein günstiges Geschick brachte mich in Wien in vertrauteste Beziehung zu dem mir unvergeßlichen, väterlichen Freunde Hammer-Purgstall. Er erschloß mir den Orient mit seinen brennenden Farben und Lichtern, indem er mir durch Wort und Schrift die engen Kreise des Vaterlandes meiner Väter weiter zog und die Fantasie von einer kleinen Erde, der ganzen großen des Morgenlandes zuführte. Herder, Goethe, Rückert vollendeten, was Hammer-Purgstall mächtig in mir anregte.

Weil aber eine Fantasie, welche die Luft des Gestaltens in sich spürt, nicht ins Allgemeine streben darf und sich einem Bestimmten, einem sicheren Punkte zuwenden muß, von dem aus sie wirken soll; so suchte ich die frühesten geistigen Jugendeindrücke zu verkörpern. Ich schrieb Sagen aus dem Morgenlande, deren Gestalten aber zumeist dem kleinen Lande der Urväter angehörten, während der ganze glanzvolle Orient ihr großartiger Hintergrund war. Einige derselben sind an der entsprechenden Stelle diesen Blättern eingefügt.

Das praktische Leben ergriff und brachte mich, durch eine seltsame Fügung mit den politischen und sozialen Einrichtungen meiner Glaubensgenossen in unmittelbaren amtlichen Verkehr. Die poetischen Stimmen, die nach Jerusalem riefen, waren darüber völlig verklungen und noch andere mit ihnen. Und doch sollte

selbst dieser in meinen ganzen Lebensgang greifende Umstand nur eine Vorbereitung sein, um dereinst eine nazionale Aufgabe zu lösen.

Ich beobachtete einmal die bekannte, sich schön mit blauen, roten und violetten Blumen schmückende Winde; damit sie das ganze Fenster mir grün beschatte, bog ich ihre Spitzen bald herab, bald zur Seite hin. Die gebundene Pflanze mußte sich fügen. Wenn sie aber eine Weile so hinwuchs und sie aus sich neue Spitzen trieb, so richteten sie sich immer empor, um nach oben zu wachsen.

Es konnten meine Lebensverhältnisse den mir innewohnenden Trieb wohl umbiegen, hemmen, aber niemals vernichten. Vielmehr entwickelten sich aus jenem selbst Zustände und Bedürfnisse, an denen er sich festklammern und immer wieder grün und frisch emporschießen konnte. Ich schrieb einen Beitrag zur Geschichte der Juden in Wien, ich durfte die fromme Brüderschaft zur Erhaltung ihrer alten Denkmale veranlassen und beschreibend herausgeben. Ich sammelte alle poetischen Stimmen der Völker, welche die Mythe, die Legende, die Geschichte, das Familienleben des jüdischen Volkes verklären. Die lesende Welt kennt das Buch für Familie und Schule unter dem Titel „Libanon."

Als ich diesen Namen wählte, hatte ich auch nicht die entfernteste Ahnung, daß ich ein Jahr später unter dem Schatten der Zedern des Libanons wandeln sollte.

Als einen neuen Beweis, daß die Fantasie mit ihren Fühlhörnern oft merkwürdig vortastet und profetisch weiß, was geschehen werde, wenn auch alle Lebensbedingungen gegen die Thatsache sprechen, mag noch ein inneres Erlebniß hier mitgetheilt werden. Mir tauchte plötzlich einmal die Gestalt des Mannes auf, der, als Jerusalem zu Grunde gegangen war, vom Feldherrn sich nur die Gnade erbat, eine Schule gründen zu dürfen. Der Stoff formte sich mir zum Gedichte, das sich mit seiner Sehnsucht und seinem Vertrauen hier anschließen mag. Einige Wochen später, wie vom Himmel herab, fiel mir die Aufgabe zu, nach Jerusalem zu gehen um auf seinen Ruinen ein Lehrhaus zu gründen.

Jochannan ben Sakai.

Es ſtürmt der Feind ſchon vor den Mauern,
Der Aufruhr in Jeruſalem;
Bald ſinkt ſein Strahlendiadem
Für alle Zeit in dunkles Trauern.
Von Pfeilen ſind die Köcher leer,
Verzweiflung hält nur Gegenwehr;
Kein Gottesglanz im Tempel mehr —
Den Gram will Keiner überdauern.

Nur Einer räth der weiſen Väter:
„Die Waffen ſtreckt, hier ſiegt kein Muth!“
Ihn ſchmerzt es tief, daß ſo viel Blut
Vergebens dampft zum blauen Aether.
Sie aber hören nicht ſein Wort,
Sie rufen: „Wo iſt Zions Hort?“
Sich rettend eilt ben Sakai fort,
Sie ſtein'gen ſonſt ihn als Verräther.

Und durch das Raſen der Zeloten
Zieht mit Gebet ein Männerchor,
Im Sarge tragen ſie vor's Thor
Ben Sakai, als Lebendigtodten.

Gerettet, in der Römer Kreis
Steht vor dem Feldherrn bang der Greis.
„Zum Frieden riethest Du, ich weiß.
Sie wählen glücklich ihren Boten!“

„„O Herr! sie bitten nicht um Gnade,
Legionen Gottes, treu dem Schwur,
Sie lassen untergehend nur
Jehova's heil'ge Bundeslade.
Was auch Empörerzorn beginnt,
Da sie, o Herr! doch Helden sind —
Die Mutter schone und das Kind
Auf deinem blut'gen Siegespfade.““

„Ein Römer, tödt ich, die sich wehren:
Beim Zeus! ich bin Herodes nicht!
Doch weil du sie gemahnt zur Pflicht,
Darfst eine Gnade du begehren.“
„„Herr! wenn dein Blitzstrahl niederfuhr
Und du vertilgt des Tempels Spur,
In Jabneh laß mich gründen nur
Ein Haus, die Jugend drin zu lehren.““

Der Feldherr, lächelnd, winkt Gewährung,
Wie thöricht ihm die Bitte scheint;
Und ahnend nicht, gewährt der Feind:
Des Volkes ewige Verklärung.
Das ehr'ne Rom wird untergeh'n,
Der Völker viel der Sturm verweh'n,
Doch Juda's Geist wird aufersteh'n,
Ein Adler über der Verheerung.

Es forscht und lehrt der Gottesstreiter,
Die Jugend mehrt, was sie erwarb;
Wenn ein Geschlecht von Weisen starb,
Geschlechter erben's muthig weiter.

Bis, ob umdroht von Tod und Nacht,
In tauſendjähr'ger Geiſterſchlacht
Der Bau des neuen Reichs vollbracht,
Ein für die Ewigkeit gefeiter.

O Königin Jeruſchalaim!
Thu' ab der Witwe ſchwarz Gewand,
Es krönten neu mit goldnem Band
Dich die Geſchlechter der Tanaim.
Unſterblich, wird dir nie ein Grab,
Wie Moſen keins die Erde gab,
Der mit dem wundervollen Stab
Dein Volk geführt hat aus Mizraim.

Noch ziehen deines Geiſt's Gebete,
O Königin des Zedernthrons,
Empor gleich Adlern Libanons!
Ein Dichter ſang es, kein Prophete:
„Die Taube hat ihr Neſt, der Fuchs die Kluft,
Der Menſch die Heimat, Juda nur die Gruft."
Du bleibſt der grüne Strauch voll Duft,
Wenn ihn die Flamme auch umwehte.

Und wenn in Zeiten, die verſchollen,
Der Holzſtoß flammend dich umlobt,
Da ſangen ſie dich in den Tod
Mit Pſalmenklang, die Mitleidvollen!
O, ſchön're Rache ward dir nie:
Der Pſalmen heil'ge Melodie,
Von deinem Dichter borgen ſie
Die Hymnen, wenn ſie beten wollen.

Die Sänger aller Völker dichten
An deiner ew'gen Elegie,
In Stein und Farben formen ſie
Die ewig heiligen Geſchichten.

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Rothe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreise.

Ki tow. — Peter der Einsiedler. — Trauriger Abschied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuersäule. — Gesellschaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abschied, den ich im Bahnhofe in Wien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geistvolle, herzlich gute Gattin, über deren Haupte ich den Todesengel schweben sah, begleitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz vorbereitet sei, sie noch Einmal, und dann sterben zu sehen. — Ich fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoonhaften Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechselfällen einer so großen Reise, den Gefahren eines fremden Klimas hingab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geistig heiligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entziehen konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, sprach der Schöpfer und Weltenherr, als er sein Werk betrachtete, zweimal: daß es gut sei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen nur einmal sagte. Die Juden halten daher den Dienstag für einen guten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reise anzutreten. „Ki tow!"

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienstag, als ich die Reise antrat, um aber auch ein böses Anzeichen zu nennen, war

es nach christlichem Kalender der Tag Peter des Einsiedlers, der durch seinen begeisterten Aufruf: „Gott wills!“ zum Kreuzzuge nach dem Morgenlande aufforderte. Unter den Hunderttausenden, die für eine religiöse Ueberzeugung einen schönen Tod fanden, waren aber auch viele Tausende Juden, welche ein wahnsinniger Fanatismus schlachtete. Sprach da der Herr: „Ki tow!“ daß es gut sei?

In Triest an einem kalten Tage angelangt, kehrte ich, wie schon einmal vor Jahren im Hotel grande, in erinnerungsvoller Pietät ein. In diesem Gasthofe wurde vor achtundachtzig Jahren der Aristoteles der Plastik, Winkelmann von dem wälschen Archangeli aus Habsucht erdolcht. Um dem Unsinn einen neuen Beweis für seinen Aberglauben zu bieten, sei bemerkt, daß die Stube mit der verhängnißvollen Zahl 13 numerirt ist. Der Wirt bewohnt jetzt die im zweiten Stockwerke gelegene Stube, aus der Winkelmann, aus fünf Wunden blutend, eine Treppe hinabeilte, um Hülfe zu suchen, sein Testament zu sprechen und dem Mörder, der sich gewaltsam durchrettete, zu vergeben.

In der liebenswürdigen Familie S. wurde mir ein heiteres Abschiedsfest bereitet.

Draußen stürmte eine heftige Bora und ließ nicht die angenehmste Seefahrt hoffen. Der Lloyddampfer wagte nicht auszulaufen; ich mußte einen Tag länger verweilen. Am 15. März früh halb acht Uhr ging ich an Bord der Aquila imperiale, eines neuen Schraubendampfers, der eben aus England gekommen war, um seine Fahrten ins Morgenland zu beginnen. Die See war noch sehr bewegt, die Farbe der Wellen bläulich grün, von weißen Schäumen eingefaßt. Die Höhen, an die Triest emporgebaut ist, waren eingeschneit, der Himmel sonnig blau, die Kälte empfindlich.

Um zehn Uhr wurden die Anker gelichtet und so befuhr ich wieder dieses Meer, wie einst als Pilger in das gelobte Land der Kunst, nach Italien, jetzt nach Jerusalem, in das gelobte Land der Väter. Ich stand lange auf dem Vordertheile des Schiffes

und ſchaute in die Flut. Der vom Schiffe emporgeworfene Schaumſtaub ſpiegelte eine Regenbogenſäule, die mit uns vorwärts zog und mich an die Feuerſäule mahnte, die meinen Urahnen, auch durch eine Wüſte leuchtend, voranging.

Wir hatten günſtigen Wind. Die angenehme Einrichtung kleiner Bibliotheken auf den L'loydſchiffen kam uns ſehr zu ſtatten und kein Touriſt, der mit ihnen fährt, ſollte es verſäumen, ſie durch ſein Buch, wie wir dies ſelbſt zu thun uns vornehmen, zu vermehren. Eben ſo angenehm waren die Begegnungen und Zuſammenkünfte in der Kajüte, unter Vorſitz des durch Erſcheinung und freundlichen Anſtand imponirenden Schiffskapitäns. Ein deutſcher Kaufmann, Herr Müller, der jetzt in Smirna anſäßig iſt und als Philhellene den großen Freiheitskampf mitgekämpft hatte, erzählte viel von Menſchen und Szenen. Ein junger öſterreichiſcher Conſularelev Herr Filek, träumte von Salonik, wohin er beſtimmt war und der Schiffsarzt Herr Rubdorfer, bildeten die Geſellſchaft des erſten Kajütenraumes. Es war eine eben eingeführte, nicht genug zu lobende Einrichtung des öſterreichiſchen L'loyd, auf jedem Dampfer einen Arzt anzuſtellen, der für die Schiffsmannſchaft unentbehrlich, für die Reiſenden eine Wohlthat iſt, wenn er ſie auch nicht vor der Seekrankheit retten kann.

Das Schiff, ein Muſter der Baukunſt, gewaltig und elegant zugleich, war eben ſo trefflich eingerichtet, jede Kabine des Nachts erleuchtet, die elaſtiſchen Betten ausgezeichnet. Es fehlte nur eine ſo leicht herzuſtellende Kleinigkeit: ein Glockenzug, um, ſeekrank im Notfalle den Diener herbei zu rufen, um eine Taſſe Kaffee, oder ſonſt eine Labung ſich erbitten zu können.

Es wurde allmälig Abend, die Sonne lag als rote Kugel auf den blauen Wogen, die mit ihr Fangball zu ſpielen begannen. Bald lag ſie einer Rieſenwelle auf dem Rücken, bald glitt ſie von ihm ab, um für einen Augenblick unſichtbar zu ſein und wieder emporgeſchnellt zu werden, bis ſie verſank und nur für kurze Zeit noch einen roten Lichtſchein zum Himmel empor warf. Dann wurde es Nacht.

Wir hatten drei Segel aufgehißt, schwarz vom hoch vor ihnen aufstrebenden Schlott, aus dem rotglühender Rauch in den sternelosen Himmel empor schlug. Das Schiff arbeitete gewaltig durch die unsichtbar rauschende See, als ein selbstlebiges, wildes, flammenspeiendes Ungeheuer.

Auf dem Verdecke war es still, die Reisenden hatten sich unter dasselbe zurückgezogen, nur die finstere Gestalt des Steuermannes ragte auf und von halber zu halber Stunde erscholl das übliche Glockensignal. Ich ging, noch nicht an den Tritt auf Schiffen gewöhnt, schwankend auf und nieder, um mich an dem seltenen, fantastischen Schauspiele zu erfreuen.

Corfu.

Anblick der Stadt. — Schnee und Frühling. — Straßen und Gestalten. — Esplanade und Chiaja. — Das Land der Phäaken. — Der Erzbischof der Ebräer. — Kapistran. — Die jüdische Schule. — Gesprenkelte Schafe. — Heide und Hoherpriester. — Touristen verderben Alles. — Die Königin von Griechenland. — Verstummende Berichterstatter.

Am dritten Tage der Fahrt erblickten wir vor Mittag Corfu. Eine prächtige umschlossene Bai, beschützt von mittelalterlichen Kastellen, eine fremdartig aussehende Stadt mit Thürmen und Palästen, hinter denen sich die Berge der Insel bis zu den Gipfeln grün bepflanzt erheben, gewähren einen großartigen Anblick, eine freudige Anfahrt. Die wir noch kurz zuvor den Schnee der Steyermark gesehen, die Bora des Karst, den kalten Regen in Triest empfunden hatten, ergriff eine selige Empfindung, als wir uns in einem vollen grünen, duftigen Frühling befanden und über uns den warmblauen, jonischen Himmel gewölbt sahen.

Nachdem von der heran rudernden Sanitá unsere dargereichten Pässe mit einer Zange gefaßt und durchgesehen waren, begaben wir uns in einer Barke ans Land. Wir befanden uns bald mitten unter den buntesten Gruppen auf der eigenthümlichsten Szene. Wir gingen durch enge schmutzige, schlecht gepflasterte Gassen und Gäßchen mit bunten Häusern, die eine barocke Vermischung des italienischen, maurischen und orientalischen Baustils zeigen. Neben marmornen Balkonen zerbrochene Fensterläden, auf

Ausbängschilden meist griechische und englische, weniger italienische Aufschriften. Die Bevölkerung größtentheils in der griechischen weiten Hose, der bunten Jacke, dem roten Fes, häufig barfuß, die Papierzigarren im Munde; in schreiender und lärmender Bewegung durch alle Gassen. Zweirädrige, mit einem Maulthiere, oder einem Pferde bespannte Karren, Esel, die prächtige Orangen und Zitronen, üppig gediehenes Gemüse, oder in Netzen die abenteuerlichsten Fische tragen, hindern häufig am Vorwärtsschreiten.

Wir gelangen auf die Esplanade, einen großen mit Bäumen bepflanzten Platz, dessen eine Seite prächtige Häuser mit Laubengängen zieren, während die andere durch das großartige Kastell begrenzt wird. Wir stiegen ein wenig empor zum weiß schimmernden, großartigen Palaste des Lord-Oberkommissärs, zu dessen beiden Seiten säulengeschmückte Thore stehen, durch die wir die schneebedeckten Berge Albaniens erblickten, im Sonnenlichte funkelnd. Wir sind an der Statue des deutschen Helden Schulenburg, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Corfu gegen die Türken siegreich vertheidigte, vorbei bis zum Palaste gelangt, vor dem rote, englische Soldaten Wache stehen. Wir wenden dem Palaste den Rücken und der glorreichste Anblick glänzt uns entgegen: die blaue, im Sonnenlichte schimmernde See.

Nur die Chiaja in Neapel ist ein dieser Esplanade zu vergleichender Spazierraum. Mitten auf demselben spielten Soldaten in Hemdärmeln Ball, Frauen und Kinder, sommerlich gekleidet, saßen im Rasen und sahen ihnen zu und klatschten zuweilen Beifall.

Aus dem Lande der Phäaken, wie der große deutsche Dichter es nennt, kommend hätte ich, in das wirkliche nunmehr gelangt, es gerne durchstreift. Hier, in Korcyra entbrannte der peloponesische Krieg, an der nahen Quelle der Kreüsida begegnete Ulysses der Nausikaa. Doch der Kapitän hatte uns nur wenige Stunden am Lande gegönnt und so konnten wir diese und durch andere altgriechische Legenden geweihte Stellen und Tempelreste nicht besuchen.

Von der Esplanade wieder in die engen Gassen der Stadt einbiegend, am unansehnlichen Parlamentsgebäude vorüber, gelangte ich, ziemlich tief abwärts steigend, zum stattlichen Hause des Oberrabbiners der jonischen Inseln, zu Herrn Chazan. Der Platzdiener, als ich ihm sagte, mich zu ihm zu führen, wußte Anfangs nicht Bescheid, bis er sich besann: „Ah, ihr wollt zum Erzbischof der Ebräer!“

Im zweiten Stockwerke des Hauses fand ich den ehrwürdigen Herrn in einem geräumigen Bibliothekssaale, eine hohe Gestalt in langem schwarzen, gegürteten Talare, in einem Buche lesend auf und ab wandelnd. Ein faltenreicher, schwarzer Ueberwurf, violet ausgeschlagen, ein weißer gestickter Spitzenkragen um den Hals hob die Erscheinung noch mehr hervor. Ein breitkrämpiger dem Haupte flach anliegender Hut warf auf das edle bleiche Antlitz einen malerischen Schatten.

Von dem Zweck meiner Reise bereits durch Zeitungen unterrichtet, begrüßte er mich in freudiger Weise und versprach mir sogleich die eindringlichsten Empfehlungsschreiben an seine Freunde in Jerusalem, seiner Geburtsstadt. Mit glänzendem, talmudischem Wissen ausgerüstet und als theologischer Schriftsteller bekannt geworden, erhielt er einen Ruf als Oberrabbiner der Gemeinde in Rom, wo er fünf Jahre lebte und sich die italienische Sprache so eigen machte, daß er bald zu den glänzendsten Predigern Italiens gezählt wurde. Vor fünf Jahren nach Corfu berufen, genießt er auch hier großen Ansehens. Seit jener Zeit hatten wir die Freude ihn in Wien unseren Gast zu nennen; bald darauf folgte er einem Rufe als Oberrabbiner nach Alexandrien.

Herr Chazan spricht sehr lebhaft und eindringlich, wobei ihn seine geistvoll und lebhaft bewegte Physiognomie noch besonders unterstützt. Ein bleiches, lang gezogenes Antlitz, mit einem langen schwarzen Barte, funkelnde schwarze Augen unter starken und dunkel geschwungenen Brauen, eine hohe Denkerstirne und kühn gewölbte Nase geben seinem Antlitze jenen schönen Charakter, den wir einen orientalischen nennen, zu welchen Eigenschaften sich noch die Mimik der ganzen Gestalt gesellte. Ich mußte an Kapistran

denken, der in Wien vor Jahrhunderten in der den Massen unverständlichen, lateinischen Sprache predigte und durch die Gewalt seiner äußeren Erscheinung, den mächtigen Ton der Stimme und die Energie der Geberde alles Volk zur Begeisterung hinriß.

Herr Ghazan sprach von sehr traurigen Verhältnissen der Juden in den jonischen Freistaaten. In Corfu leben deren 4000, auf der Insel Zante 2000. Meist Kaufleute, leben nur wenige von einem Handwerke. Wohlhabend sind blos wenige unter ihnen und sind, trotz des stolzen Titels: Jonische Freistaaten und des mächtigen Protektorats von England unfrei und bedrückt.

Die jüdischen Kinder werden in den Schulen verhöhnt, Mädchen gar nicht aufgenommen. Die Juden von Zante hatten eben eine Vorstellung an die Regierung gerichtet mit der Bitte, ihre bedauernswerten, sozialen Zustände zu verbessern.

Ich ersuchte Herrn Ghazan um eine genaue Darstellung der Verhältnisse, die er mir nach Jerusalem zu senden versprach. Bei meiner Rückkehr aus dem Oriente besuchte ich ihn wieder; er entschuldigte sich, seinem Worte nicht nachgekommen zu sein, indem die Vorsteher der Gemeinde es nicht räthlich gefunden hätten, Mittheilungen zu machen, weil sie in die Oeffentlichkeit gelangen und die Regierung verletzen könnten.

Seit wann aber ist ein Parlament empfindlich gegen die Oeffentlichkeit, zumal eines das von einem Lord Oberkommissär Englands eröffnet und geleitet wird? Es ist überall das Schicksal der Bedrückten, daß sie selbst das nicht auszusprechen wagen, was ihnen das Gesetz gestattet und was der Würde einer mannhaften Gesinnung geziemt.

Herr Ghazan lud mich ein, mit ihm die Gemeindeschule zu besuchen, wo mich die, von meinem Besuche durch ihn benachrichtigten Vorsteher in freundlichster Weise empfingen. In einem geräumigen Saale waren etwa achtzig Knaben versammelt, die fast alle den südlichen Ausdruck und die südliche Bildung des Korpes zeigten. Wenige nur mahnten an die jüdische Abkunft, eine Erscheinung, die uns schon wiederholt auch in deutschen Schulen aufgefallen ist, wo wieder das blonde Haar und die blauen Augen

der Kinder, im beſten Falle an das phyſiologiſch begründete Verfahren des Erzvaters Jakob, als er geſprenkelte Schafe erzeugt haben wollte, erinnerte. Winkelmann leitet, unter anderen Gründen, die ſchöne Bildung des italieniſchen Kopfes und Leibes von dem in Italien vielfach dargebotenen Anblicke edler Geſtalten der Plaſtik und der Farbe her. Wir müſſen annehmen, daß ſich die jüdiſchen, joniſchen Frauen häufig verſehen.

Ich wurde, ſchon hier mit echt orientaliſcher Hyperbolik als „prime Dottore dell' Europa" den Kindern vorgeſtellt, für deſſen „hocherfreuenden und beglückenden Beſuch" ſie ſich geſchmeichelt und erhoben und zu Fleiß und guten Sitten aufgemuntert fühlen ſollten.

Auf ein gegebenes Glockenzeichen des Lehrers ſtanden alle auf und Bank für Bank heraustretend, bewegten ſie ſich taktgemäßen Ganges die Wände des Saales entlang und in die Bänke ſich einreihend, nahm jedes Kind wieder ſeinen Platz ein. In dem warmen Klima, erklärte mir Herr Ghazan, iſt dieſe Uebung nötig, um die Kinder wach und munter für den Unterricht zu erhalten. Sie wurden hierauf von den Lehrern geprüft, zuerſt in hebräiſcher, dann in griechiſcher und italieniſcher Sprache. Es fiel mir auf, daß die Kinder auch während der hebräiſch geſprochenen Gebete baarhaupt blieben. Die Antworten der Kinder waren lebhaft und zeugten von guter Unterrichtsmethode.

„Das Griechiſche", bemerkte einer der Vorſteher, „wird als die Landesſprache mit beſonderer Sorgfalt und reinſter, dialektloſer Ausſprache gelehrt. „Wir wollen nicht, auch der fehlerhaften Sprache wegen verhöhnt werden", ſetzte er, blos mir hörbar leiſe hinzu.

Nur der Lehrer des Hebräiſchen und der Bibel war ein Jude; die Lehrer der übrigen Gegenſtände waren Griechen. Als ich fragte, ob denn keine Juden auf Corfu fähig ſeien, den weltlichen Unterricht zu leiſten? bemerkte Herr Ghazan: „Das iſt ein großer Schmerz für uns, daß hier noch kein Jude die Fähigkeit beſitzt. Wir hoffen aber zu Gott, daß die Bildung auch unter uns heimiſch werden wird."

Und iſt es den als ſehr fromm bekannten Juden der Inſeln kein Anſtoß, ihre Kinder von Chriſten unterrichten zu laſſen?

„Beſſer ein gelehrter Heide, als ein Hoherprieſter, der ein Idiot iſt," zitirte Herr Chazan aus dem Talmud.

Ich war durch die Aeußerung ſolcher Geſinnungen aus dem Munde eines ſtrenggläubigen Rabbiners eben ſo überraſcht, als erfreut. Ich erlaubte mir einige Fragen an die Vorſteher über allgemeine Zuſtände, die mir, unter bedeutungsvollen Blicken auf die chriſtlichen Lehrer, nur ſehr vorſichtig beantwortet wurden.

Der Vertreter einer deutſchen Macht, dem ich empfohlen, meinen Beſuch abgeſtattet hatte, ohne ihn in ſeinem Hauſe zu finden, ſuchte mich auf, bis er mich in der Schule erfragte. Die Prüfung, die er mit vieler Theilnahme anhörte, war jetzt zu Ende, und ich hatte Gelegenheit, auch ihn, aber über mehr allgemeine Zuſtände ſprechen zu hören:

„Die Touriſten ſchreiben alle von dem ewig blauen, joniſchen Himmel, von dem milden Klima der Inſeln, das ſchimmert und duftet Alles, und ruft die Sehnſucht wach. Vom Volke dieſer Inſeln aber wiſſen ſie nichts, nichts von ſeinen traurigen Zuſtänden, von ſeiner geiſtigen Verſunkenheit, ſeinem ſittlichen und materiellen Elend. Sie könnten fragen: ſchwebt hier nicht die Trikolore eines Freiſtaates, iſt ſie nicht gehalten und geſchützt von den Pranken des engliſchen Greifs, verklärt von den Phraſen des Protektorats der gebildetſten Nazion der Welt? Die Engländer kümmern ſich aber nur um ihre militäriſche Stellung hier, ſonſt um nichts; weil ſie ſich nicht in die innern Angelegenheiten miſchen wollen, ſagen ſie. Es ſcheint mir aber einer gebildeten Nazion würdig, auf die Kultur eines Landes Einfluß zu üben, über dem ſie die Flagge ihrer Macht und ihres Ehrgeizes flattern läßt. Die Blicke der Jonier, des engliſchen Protektorats müde, wenden ſich immer mehr dem griechiſchen Königreiche zu, mit dem ſie vereinigt ſein möchten. Als die Königin im Hafen auf ihrer Reiſe

nach Deutschland, Anker werfen ließ, umschwärmten sie fort und fort Barken mit der blauweißen Flagge, und sangen Lieder und huldigten ihr mit Musik und begeisterten Zurufen.

Auf den Inseln, welche vermöge ihrer glücklichen klimatischen Lage und ihres gesegneten Bodens die „seligen" genannt werden könnten, bleiben die Kinder ohne Unterricht, die Erwachsenen ohne Kultur, der Gerichtssaal ohne Ansehn. Die Touristen, mein Herr! verderben Alles."

Ich fühlte mich, wie von einer Warnungstimme berührt, nicht auch einen Hymnus auf den jonischen Inseln anzustimmen, und erlaubte mir die Frage: warum diejenigen, denen eine klare Einsicht in die Zustände gegönnt ist, die sie amtlich zu kennen verpflichtet sind, nicht selbst Bericht geben und unsere Anschauungen und Vorurtheile aufklären?

„Thun wir es denn nicht? Jeder Beamte, der aus dem Abendlande kommt, ist von der wundervollen, südlichen Natur bezaubert. Personen und Zustände prägen sich in ihrer Ursprünglichkeit und Neubeit seinen Sinnen unwillkürlich lebhaft ein. Er ist gewöhnlich ein aufmerksamer Beobachter und theilt gerne in seinen Berichten Anschauungen und Erfahrungen mit. Er thut das fleißig, innerlich gedrängt sowohl, wie im Gefühle seiner Pflicht, wenigstens wird sie in seiner Instruktzion ihm besonders empfehlen. So thut er sie denn Jahre lang, ohne zu ermüden, wenn er auch keine Antwort, keine Anerkennung für seine Mühe, keine Aufmunterung zu Fortsetzungen seiner Arbeit empfängt. Endlich tritt irgend ein großes, politisches Ereigniß, wie der eben nur unterbrochene und nicht abgeschlossene russisch-türkische Krieg auf. Die Diplomaten wollen plötzlich unterrichtet sein, und der Beamte erhält wohl gar einen Verweis, seine Regierung vernachlässigt zu haben. Er merkt, daß er Jahre lang umsonst beobachtet und geschrieben hat, daß seine beste Meinung, sein klar entwickeltes Memoire nicht gelesen wurde. Er weiset auf seine Berichte hin, die im besten Falle in irgend einem Archive noch zu finden sind und — schweigt fortan. Rußland allein kennt und versteht die orientalischen Verhältnisse und Zustände der Türkei genau."

Warum veröffentlichen Sie Ihre reichen Erfahrungen und Einsichten nicht durch die Presse?

„Man stört die gute Laune oft schon durch das Memoire, soll der Beamte, der, wenn er z. B. ein Consul ist, Generalconsul werden will, an das Feuer der Oeffentlichkeit rühren und dadurch mißliebig werden? Bleiben Sie vier Wochen bei uns. Ich will Sie auf die Inseln führen, Sie werden beobachten und sehen, welcher Fluch auf diesem irdischen Paradiese lastet!"

Der L'loyddampfer fing im Hafen wieder zu heizen an, und seine stärker qualmende Rauchsäule mahnte, daß die kurze Zeit seines Aufenthaltes zu Ende sei. Ich mußte die interessanten Mittheilungen des so wohl unterrichteten Beobachters zu meinem Leid unterbrechen, und schied.

Zante.

Ein ungarischer Flüchtling. — Ein griechischer Räuber. — Bunte Nachtszene. — Hungertod für Wissensdurst. — Ugo Foscolo. — Solomos. — Ein Freiheitshymnus. — Rächende Todtenklage. — Seltene Bescheidenheit. — Lampros, kniend befreit. — Todesfeier.

Unsere Gesellschaft auf dem Schiffe wurde durch den k. großbritannischen Obersten Dirk, den ungarischen Flüchtling vermehrt, dessen Gefangennehmung durch einen kaiserlich österreichischen Kommandanten seiner Zeit ein nicht unbedeutendes Aufsehn erregt hatte. Ein anderer Reisender, den wir nach der Ausfahrt aus dem Hafen frei auf dem Verdecke herumwandeln sahen, und dem zwei österreichische Gensd'armen fort und fort zur Seite gingen, war ein griechischer Räuber, der sich auf österreichischen Boden geflüchtet hatte, von der griechischen Regierung wegen Blutschuld zurückgefordert, ihr nun ausgeliefert wurde. Er war sehr lebhaft, sprach jeden Einzelnen an, und wurde uns Allen, trotz der natürlichen Scheu vor ihm, dadurch angenehm, daß er, an den Inseln vorüberfahrend, uns jede Bergspitze, jede Schlucht zwischen den Felsen zu nennen, und die besondersten Eigenthümlichkeiten zu schildern wußte, wie sie nur einem Manne bekannt sein konnten, der eben angewohnt ist, in den Bergen flüchtig zu hausen, wenn er seinen Handschar rot gefärbt hat.

Wir hatten spiegelglatte See, und die Sonne ging, die fernen Gebirge der Inseln verklärend, rot unter. Es folgte eine

sternenhelle Nacht. Spät nach Mitternacht wurde ich durch einen heftigen Lärm geweckt, das Schiff stand ruhig, und die immer störend laute Arbeit der Schraube war nicht vernehmbar. Ich sprang rasch vom Lager, kleidete mich an, und eilte aufs Verdeck. Wir ankerten in der Bai von Zante. Der halbe Mond hing, dem Untergange nahe, weiß und klar über einem dunklen Gebirgskamme. Sein schwaches Licht und das der Sterne beleuchtete nur matt einen Häuser-Halbkreis, der sich der Bai anschmiegt. Zwischen ihm und unserem Schiffe wogte eine Anzahl von Barken, die grell von Fackeln beleuchtet, weiße Turbane von Türken, hellschimmernde Gewänder von Albanesen mit dem Fes, mächtig rudernde, halbnackte Menschen sehen ließen. Die Barken suchten sich an Eile zu überbieten und um nicht an einander zu stoßen, und Menschen und Waaren, die sie führten, untergeben zu machen, schrieen die Ruderer so laut, und um besser gehört zu werden, die letzte Silbe so stark und gedehnt betonend, daß das Rauschen der See darüber unvernehmbar wurde. Die Schiffstreppe empor war ein gewagtes Drängen und Klettern, ein Rufen und Toben, als wäre Zante ein wüstes Eiland, von dem Gestrandete, Jahrelang auf Erlösung harrend, sich auf ein plötzlich vorüberseglendes Schiff retten wollten. Es bedurfte einer Stunde, bis alle Waarenballen und Kisten, von der Schiffsmannschaft eben so lärmend in Empfang genommen waren, und die leeren Barken wieder nach der Stadt zurückruderten, wo in einzelnen Häusern Lichter brannten, um die rückkehrenden Barkenführer zu erwarten, uns aber die unsicheren Umrisse der Stadt mehr erkennen zu lassen.

Um die vierte Morgenstunde wurde der Anker wieder gelichtet, zu früh, um die schöne fruchtbare Insel, welche man „die Blume der Levante" nennt, sehen und das Grab eines Märtirers der Wissenschaft und die Geburtsstätte zweier Freiheitsdichter begrüßen zu können.

Als der Schöpfer der anatomischen Wissenschaft, der aus deutscher Familie stammende Arzt Vesalius, wegen heimlicher Leichendurchforschung von der Inquisizion in Madrid zum Tode ver-

urtheilt wurde, rettete ihn der König, deſſen Leibarzt er war, durch ſeine Fürſprache. Das Todesurtheil wurde in das zu einer Bußefahrt ins gelobte Land umgewandelt. Vor Zante ſcheiterte das Schiff, auf dem ſich der unfreiwillige Pilger nach Jeruſalem befand; er wurde allein an einen einſamen Strand geworfen, auf dem er dem Hungertode erlag. Es geſchah dies am 15. Oktober 1564.

Zweihundertvierzehn Jahre ſpäter fuhr eine edle Venezianerin, die ihren Gatten verloren hatte, trauernd nach Zante, und gebar auf dem Schiffe. Andere erzählen ſchon auf der Inſel angelangt, einen Knaben. Auch ſein Loos war es, geiſtig zu ringen, und ebenfalls, aber auf einem belebteſten Strande der Civiliſazion, im Elend des Exils und der Armut unterzugehen.

Zwiſchen der Wiege und dem Sarge dieſes auf ſchwankenden Wogen Geborenen lag ein kampfvolles Leben, voll Liebe für die Menſchheit, voll Sehnſucht für die Freiheit, der purpurne Ruhm eines unſterblichen Dichters, der, wenn er in der Sprache ſeiner Geburtſtätte geſchrieben hätte, der erſte Dichter des neuen Hellas geworden wäre. Er zog es vor, ſein unſterbliches „Lied von den Gräbern" in den ſüßen Lauten zu dichten, mit denen die zärtliche Mutter ihr Kind in den Schlummer ſang. Ugo Foscolo ſang Geſänge, die in den Seelen ſeines Vaterlandes Begeiſterung, in den Herzen der Mächtigen die Ahnung weckten, es könnten die Zäume der Herrſchaft, wenn ſie bei den Geſängen einſchlummerten, aus ihren Händen fallen. Ugo Foscolo mußte fliehen; er ging in das Geburtsland ſeines lorbeergekrönten Genoſſen Byron, zu einer Zeit, wo dieſer auf der alten Stätte der Freiheit weilte, und Hellas aus unwürdigen Banden mit befreien half. Foscolo verbungerte am Strande der Themſe, wohin er ſich aus London zurückgezogen hatte. An ſeinem Sterbetage beſuchte ihn der edle Capodiſtria, der eben als Präſident nach Griechenland ging. Der Herzog von Devonſhire, Lord Holland, Hudſon Gburrey und andere ausgezeichnete Perſonen folgten dem Sarge des Dichters, der in ſeinen „Sepolcri" ſang:

„Iſt denn ein Stein Erſatz verlorner Tage,
Der meine Knochen ſondert aus der Unzahl,
Welche der Tod in Meer und Erde ſäet?“

Sein Grab bezeichnet die von ihm ſelbſt geſchriebene Inſchrift: „Foscolo's Leben, Tugend, Gebein fing an, hier auszuruhen.“

Glücklicher war ein anderer Dichter, der das Licht der Welt in Zante erblickte. Graf Dionisios Solomos begeiſterte ſich an den Thaten und Geſängen des alten Hellas und war noch ein Jüngling, als die Griechen bewieſen, daß die Schaar des Leonidas nicht die letzte geweſen iſt, die den Tod der Knechtſchaft vorzog. Er dichtete im Jahre 1823 einen „Hymnus auf die Freiheit.“ Es ſind nur 632 Verſe, jeder von ihnen aber ein blanker Stahl, eine blitzende Lanze, die im Sonnenlichte des Gedankens funkelnd, an einander klirren. Die Seelen, die dieſe kriegeriſche Muſik hören, werden zu Thaten, zu Siegen, zu Opfertoden begeiſtert! Der Dichter ſang ſeine erhabenen Geſänge, die mit denen Pindars und Byrons wetteifern, in joniſchem Dialekte. Wenn ihn dies, nicht auch in der Form, den Heroen der Dichtkunſt gleichſtellt, ſo trug er doch dadurch bei, daß ihn das Volk hörte und verſtand und daß es dieſen Helden begeiſterte und vor dem Siege ſchon, innerlich frei machte.

Dem Dichter wurde aber nicht allein das beneidenswerte Glück zu Theil, unſterblich in den Herzen ſeines Volkes zu werden; er durfte es ungeſtraft werden, er durfte die erhabenen Gedanken ſeiner Seele ſeinem Vaterlande ſagen, er durfte der moderne Tyrtäos ſeines Vaterlandes ſein. Ihm wehrte keine Macht, den Gott in ſeinem Geiſte zu offenbaren und ſich den unſterblichen Dichtern ſeines Volkes anzureihen.

Nicht ſo berühmt in weiten Kreiſen, wie ſein Freiheitshymnus iſt ein anderes Lied des Dichters, das ſeiner tiefbewegten Seele durch ein tragiſches Familienereigniß entriſſen wurde; aber es tönt rührend und melancholiſch von den Lippen aller griechiſchen Jünglinge und Jungfrauen, und bewegt ihre Herzen. Der Dichter liebte verſchwiegen eine ſchöne griechiſche Jungfrau, deren Geſtalt an die unſterblichen Gebilde der antiken Meiſter mahnte,

und die eine Seele hatte, welche von dem Gefühle der Schönheit und von den Gedanken der Dichter mittönend erbebte. Sie sprach und sang die Lieder des Solomos so schön, wie Niemand sonst auf Erden. Ein italienischer Maler rührte ihr zartes Herz zu Liebe und verrieth sie. Die Jungfrau konnte den Schmerz der Seele nicht ertragen, und machte mit Gift ihrem Leben ein Ende. Solomos war sprachlos, als ihm die Kunde wurde und verstummte lange für die Welt und seine Freunde. Erst als er vernahm, daß man den Tod der Jungfrau aus entehrenden Ursachen erkläre, da erwachte sein Geist und in ihm der rhythmische Zorn. Er rächte den Tod der Jungfrau durch ein unsterblich rührendes Lied, das schönste, das jemals Hellas hörte, und das mit den Worten beginnt: „Du sangest alle meine Lieder; dieses Lied aber, das ich jetzt dir anstimme, du wirst es nicht mehr hören! Ein Stein bedeckt dein Grab!"

Solomos lebte in Corfu. Ich fragte nach ihm, um ihn zu besuchen und ihm meine Huldigung darzubringen. Ich erhielt eine eigenthümliche Auskunft. „Er lebt" sagte man mir, „in tiefer Zurückgezogenheit. Der unerwartete Glanz, der sich um seinen Namen verbreitete, als sein Hymnus erscholl, erschreckte ihn. Ihm erschienen die seinem Genius dargebrachten Huldigungen als Abgöttereien. Der edle Jonier glaubte, wie Plato, der die jonische Musik aus seiner Republik verbannte, daß eine Nazion, die so sehr den Gesängen lauscht, verweichliche. Er hielt aber für sein Vaterland den Moment gekommen, wo spartanischer Ernst und mutige That das Schicksal der Nazion allein entscheiden könne. Er ließ fortan kein Gedicht mehr drucken, bis ihm die rührende weiche Todtenklage um die geliebte Freundin entströmte.

Sein Genius ruhte aber nicht, und das trotz seines Vorsatzes dennoch veröffentlichte Fragment eines Gedichtes „Lampros" hatte die Welt der geistvollen Lady Douglas, der Gattin des Lord-Oberkommissärs der jonischen Inseln zu danken, die davon so hingerissen ward, daß sie den Dichter — knieend bat, es seinem Volke nicht vorzuenthalten. Dieses theilte die Begeisterung der fein fühlenden Britin.

Am 21. Februar 1857 schloß der jonische Senat seine Sitzung, weil in den Versammlungsaal plötzlich die Kunde gelangte: „Solomos ist verschieden!“ Die Bevölkerungen der Inseln strömten herbei, um ein nazionales Trauerfest zu begehen. König Otto schickte einen Gesandten, um im Namen Griechenlands dem Todten die letzte Ehre zu erweisen, und seinen Verwandten den Schmerz des Vaterlandes auszudrücken. An den schmerzlichen Tod des größten, neugriechischen Dichters, der noch nicht das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, knüpft sich die freudige, wehmütige Hoffnung, daß nunmehr alle seine Dichtungen auferstehen werden!

Ein Sturm.

Mythiſche und geſchichtliche Erinnerungen. — Sturm. — Seekrankheit. — Pyräus. — Die Sprache der homeriſchen Helden. — Nach Athen.

Es leuchtete ein heller, freudiger Morgen. Wir begrüßten, rauſchend dahinfahrend, die himmelanſtrebend, ſchneebedeckten Berge von Albanien und Epirus. Wir hatten die Felſenufer von Ithaka geſehen, die Echynaden durchſchifft, grüßten erinnerungsvoll den Leukadiſchen Felſen und die verhängnißvolle Bucht von Navarin. Es war ein glückliches Fahren, und ein elegiſch poetiſches Schauen, das nicht müde wurde. Die Fantaſie dachte alle Mythe und Geſchichte, Herrlichkeit und Untergang wie im Fluge durch, und Götter und Heroen bevölkerten wieder den Olympos und die Erde. Die Wogen erſchienen mir, was ſie von Rechtswegen ſeit alten Zeiten eigentlich ſind, als bläuliche Töchter des Nereus und — „Wir bekommen Sturm!“ ſprach eine Stimme neben mir, es war der Kapitain des Schiffes, der mich aus meinen antikiſirenden Träumen weckte. „Wir umſchiffen in einer Stunde das Cap Matapan, wo uns ſtärkere Strömung aufnimmt, und aus dem joniſchen Meere, zwiſchen Griechenland und Candia, zu den Kikladen in den Archipelagus bringt.“

Die Glocke gab das Signal zum Frühſtück. Wir ſaßen nicht lange, und es fing das Schiff heftig zu ſchwanken an und warf Taſſen und Gläſer, Rum und Zwieback wild durcheinander.

Ich flüchtete mich in meine Kabine, um sie nicht wieder, bis wir den Hafen erreicht hatten, verlassen zu können. Ich fühlte mich, mit Ausnahme einiger Stunden des Schlafes, entsetzlich krank. Das Knarren der heftig arbeitenden Maschine, die an die Schiffswand brausend schlagende See, das Toben des Sturmes, die den hohen Wogen sich heftig anbeugenden Bewegungen des Schiffes, das nach vor und rückwärts und wieder nach den Seiten gestoßen in allen Bohlen erzitterte, — all dies erzeugte eine Stimmung in mir, die da sagte:

„Nun so sei's!"

Die Nacht währte entsetzlich lang, nur bleigrau schaute der Morgen durch das runde und kleine Kabinenfenster, das ich, um frische Luft zu athmen, mühsam mich heranwälzend, öffnete. Ich sah die Wogen, plumpe Riesenweiber mit gewaltigen Silberschaum-Kronen bei der tollen Musik, die aus den Wolken herabscholl, rasende Tänze aufführen. Der Gischt schlug durch das Fenster über mein Bett hin; ich schloß es schnell und versuchte aufzusteben. Vergebens! Und so mußte ich einen heftigen Sturm erleben, und mich von ihm durchschauern lassen, ohne die Befriedigung, ihn zu sehen. Der freundliche Schiffsarzt besuchte mich, und machte mich auf die Insel Cerigo aufmerksam, das alte Kythere, den Geburtsort der Helena, um derentwillen der trojanische Krieg ausbrach. „Was ist mir Helena, lieber Herr College! Was mir der Zorn des Peleiden Achilleus, wenn Sie mir kein Mittel gegen die Seekrankheit wissen!"

Am 19. März, nach fünftägiger Fahrt, langten wir Abends um 6 Uhr in Pyräus an. Der Sturm ließ uns um vierundzwanzig Stunden später den Hafen erreichen. Das Schiff hatte Anker geworfen; ein von zwei jungen Männern heranruderndes Boot nahm mich auf, und ich gelangte, glücklich die feste Erde unter meinen Füßen zu empfinden, vor dem Amtsgebäude des österreichischen Lloyd an. Ich zahlte den bedungenen Lohn. Einer der jungen Hellenen aber warf mir das Geld vor die Füße. Der Kanzlist der Agenzia, durch das Schreien des jungen Menschen aufmerksam, trat aus dem Amtsgebäude heraus, und fragte mich: ob

ich den Lohn ausdrücklich bedungen habe? Als ich ihm dies bejahte, fing ein heftiges Zanken zwischen ihm und dem Bootsführer an. Ich hörte zum ersten Male in ihrer Heimat, im Hafen des Themistokles die Sprache der homerischen Helden. Der Kanzlist übergab mir das Geld: „Nehmen Sie es nur zurück! Der junge Mensch läugnet nicht, mit dem bedungenen Lohne einverstanden gewesen zu sein. Es ist eben nur ein Versuch von ihm, Sie zu prellen. Der Schlingel sagt, es sei ihm eine Ehre gewesen, einen so großen und reichen Herrn umsonst ans Land gebracht zu haben. Nehmen Sie diese Großmut nur an, und kommen Sie zu uns herein; er wird bald kommen und betteln, ihm seinen Ruderlohn zu geben." So geschah es auch.

Ein griechisch schön gekleideter Mann, der sich als Besitzer des Hotels l'Orient ankündigte, und dessen Ehrenhaftigkeit mir von der Lloydagenzia empfohlen wurde, nahm mich in einem der Kälte wegen geschlossenen Wagen auf. Wir fuhren eine Stunde lang nach Athen, durch eine Landschaft, die mondbeschienen, eingeschneiete Höhen zeigte.

Athen.

Erster Anblick. — Pluton und Christo. — Spaziergang. — Ein Wiener, Justizminister. — Plastik der Gestalten. — 200,000 Lämmer. — Ein origineller Freund. — Klingende Steine. — Der königliche Palast. — Die Karelle. — Ein gefangener Adler. — Warum die Griechen russisch sind. — Der Zeustempel. — Ein unheimlicher Mann. — Aussicht vom Likabetos.

Die Nacht war eine durch zu laute Nachbarn sehr gestörte, wir werden später von diesen eigenthümliche Geschichten erzählen. Lebhaftes, fast ununterbrochenes Hundegebell mahnte daran, daß ich mich jener Stadt des Orients näher befinde, wo die Hunde einen eigenen Staat bilden, indem sie mehr als Hunderttausend an Zahl, in den Straßen wohnen. Nach deutscher Gewohnheit fühlte ich mich an ein Dorf erinnert, wo Hunde die stets lauten Wächter sind. Hat doch auch die Stadt, als wir beim späten Abenddunkel von Pyräus einfuhren, eher den Eindruck eines kleinen Landstädtchens, denn einer Residenzstadt auf mich gemacht. Keine Stadtmauer, kein Thor, hinderte oder gewährte den Zutritt; kleine Häuschen, da und dort ein Schuttbausen, konnten keinen bessern Eindruck hervorbringen. Die gewaltigen Denkmale des Alterthums waren durch die Dunkelheit verhüllt.

Die Aufregung der fünftägigen Seefahrt, des Gedankens, mich in Hellas, dem von den Göttern geliebten Lande, in der von der „blauäugigen Tochter des Zeus" beschützten Stadt des

Theſeus, zu befinden, trugen wohl auch bei, mir den Schlaf fern zu halten. Wachend ſehnte ich mich dem Morgen entgegen; beim erſten Sonnenſtrahle trat ich an's Fenſter. Mir gegenüber glänzte die Akropolis im Morgenlichte. Von ihrem Fuß, bis zu mir heran mäßig anſteigend, lag die moderne Stadt, kleine meiſt nur einſtöckige Häuſer, gelb, rötlich oder blau, ſelten weiß getüncht. Eine einſame Palme ragte über einer Häuſergruppe empor. Zur Rechten hinaus erblickte ich den Tempel des Theſeus, ſeine goldbraunen Säulen ſchimmerten im Sonnenlichte. Zur Linken auf mäßiger Höhe der weiß marmorne Palaſt des Königs.

Ich betrachtete lange die Szene, auf der noch die Ruhe und das Schweigen des frühen Morgens lag und deren Bauwerke ſo merkwürdig die antike und die moderne Welt verbinden und ſcheiden. Heroen und Gensd'armen, chriſtliche Kirchen und Tempel der Götter, Platon mit der weißen Stirnbinde und Soldaten mit der bayeriſchen Pickelhaube, Nektar und Bier ſchwebten mit fantaſtiſchem Humor, wie ein wirrer Maskenzug in meiner Fantaſie.

Der Hoteldiener Pluton kam, um meine Wünſche zu erfragen, und da ich ihm in einigen altgriechiſchen, von meinem Gedächtniſſe grauſam zerbröckelten Sätzen antwortete, merkte er, daß ich nicht ihn und er nicht mich verſtehe. Er rief einen andern Diener, der Chriſto hieß, und ſo befand ich mich, durch den zufälligen Umſtand der Namen, wieder zwiſchen zwei Welten, die heidniſche und chriſtliche geſtellt. Immerhin iſt es charakteriſtiſch, daß in dem jetzt chriſtlichen Athen ein Kind mit dem Namen eines heidniſchen Gottes in die Taufregiſter eingetragen wird.

Die frühen Sonnenblicke, die mir die Szene ſo golden verklärten, verſchwanden, und es war ein grauer, kühler Morgen, als ich das Haus verließ, mit der Abſicht, die Straßen Athens zu durchwandern, ohne einen andern Führer als den Zufall. Ich befand mich, wie es mich die Aufſchrift lehrte in der Oeolusſtraße, die abwärts führend, ſchmal und lang geſtreckt, mich durch eine bedeutende Länge hinabblicken ließ, bis wo ſie durch den Thurm

der Winde einen Abschluß findet. Die Straße, sehr lebhaft durch die in ihr auf und nieder gehenden Menschen, hat zu beiden Seiten Kaufläden und Werkstätten, in denen schon der Fleiß thätig war. Mir fielen die vielen Apotheken auf, von denen ich später erfuhr, daß sie alle anderen des Königreichs mit Arzeneien zu versorgen haben. Die Schaufenster eines stattlichen Buchladens fesselten mich eine gute Weile. Es interessirte mich, unter den vielen alt- und neugriechischen Werken auch zwei deutsche zu finden, die beide von in Wien lebenden Schriftstellern herrühren: das eine von meinem parnassischen Genossen Joh. Gab. Seidl: „Ueber das italische Schwergold" und das andere von Bonitz: „Ueber die Kathegorien des Aristoteles." Die Portraits der seit dem Befreiungskampfe in Europa berühmten Helden, Diplomaten und Priester, welche Letztere zuweilen beides waren, fesselten meine Aufmerksamkeit eben so sehr, wie einzelne Szenen aus jenen glorreichen, todtvollen, freiheitsbegeisterten Tagen. Die Portraits Napoleon I. und Friedrich II. waren mitten unter den andern griechischen Helden zu sehen. Der Besitzer des Buchladens, Herr Rast, ein Deutscher, lud mich, als er die Theilnahme eines Fremden an den Gegenständen bemerkte, in den Laden und stellte mir jedes Buch, das einem Fremden in Athen interessant sein kann, mit freundlichster Zuvorkommenheit während meines Aufenthaltes zur Verfügung. Eine gleiche Güte für mich hatte später Herr Botlys, ein geborner Wiener und Doktor der Rechte, der eben das Portfeuille des Justizministers von Griechenland niedergelegt hatte.

Je tiefer ich in die Straße hinabstieg, desto lebhafter und bunter war die Bewegung; jedoch anderer Art, als ich sie in den südlichen Städten Italiens fand. Während in diesen Hast und der Lärm charakteristisch sind, herrschte hier Ruhe und Anstand. Man kann bemerken, daß der Orient schon näher liegt, und der in der Erscheinung ruhige, würdevolle Mohammedaner hier lange die Herrschaft übte. Die Tracht erhöht noch die, den südlichen Völkern überhaupt natürlichen Anlagen des Anstandvollen und der Plastik in allen Bewegungen. Dieser Adel ist etwas, was dem

ſtumpfſten Beobachter, der aus dem Norden kommt, auffallen muß. Die nazionale, ſogenannte albaneſiſche Tracht iſt nicht vorwaltend, aber nirgend erſchien mir der Frack, in unſterblichem Wahnſinn ſchwänzelnd, ſo lächerlich wie hier. Der nazionale Grieche iſt mit der Fuſtanella, einem weißen, in hunderte von Falten gelegten Rocke, der von den Hüften bis zu den Knieen reicht, umkleidet. Die urſprüngliche Geſtalt dieſes Kleidungſtückes iſt noch an einzelnen Inſelbewohnern ſichtbar, ein platt herabhängendes Hemd, das mit einem meiſt roten Gürtel zuſammengehalten iſt, vielleicht das Chiton der alten Griechen. Dem Oberleibe liegt eine blaue, oder rote, meiſt geſtickte Weſte knapp an, die vorne das blanke Hemd ſehen läßt. Ueber dieſe Weſte wird ein Kamiſol mit weiten, geſchlitzten Aermeln, die ſich dem Arme nicht anſchließen, getragen. Ein roter Feß mit blauer Quaſte deckt den nicht ſelten ſchwarz gekrauſ'ten Kopf, blaue oder rote Gamaſchen, zierlich geſtickt, umſchließen vom Knie bis zum Knöchel das Bein; rote oder ſchwarze Schuhe bekleiden den Fuß. Geſtalten in ſchwarzen, oder blauen Pumphoſen, den Feß etwa mit einem Tuche noch turbanartig umwunden, Sandalen an den Füßen charakteriſiren den Inſelbewohner. Frauengeſtalten ſind wenige ſichtbar, die meiſten franzöſiſch gekleidet.

Ein lauter Ruf: „Kyrie!“ Herr! mahnt, daß der Fußgänger in den eben mit Pflaſterung beginnenden Straßen ausweichen muß. Ein offener viereckiger Kaſten ruht auf zwei hohen Rädern und rollt, von einem Pferde gezogen, langſam heran. Im Wagen liegt vorgebeugt ein ſchöner Knabe mit roter, phrygiſcher Mütze über blond geleckten Haaren und treibt das Pferd mit einer kurzen Geißel an. Die reine Schönheit ſeines Hauptes iſt überraſchend; er wäre würdig geweſen, daß ein Adler ihn ergriffen hätte, ihn zu den Füßen des olympiſchen Zeus zu tragen.

Eine Gruppe kleiner Eſel kommt uns entgegen; einige tragen in Körben, die ihnen zu beiden Seiten hängen, Pomeranzen, Citronen, Gemüſe. Anderen, deren Korbvorrath verkauft iſt, ſitzt der Beſitzer auf dem Rücken, die Beine zwiſchen den beiden Körben hoch empor haltend, oder er hat die Körbe dem Thier-

chen nach einer Seite gebunden und sitzt auf demselben, wie auf einem Stuhle.

Eine größere Menschenmenge hält unsern Gang auf, wir sind vor einem Kaffeehause, oder einer Barbierstube, welch letztere, wie schon im Alterthume ein Auskunftscomptoir über alle Stadtneuigkeiten sein sollen. Der Grieche läßt den Wangen- und Kinnbart abnehmen, und wendet nur dem langen, überhängenden Schnurrbarte besondere Sorgfalt zu, der seinem braunen Antlitze, aus welchem Nase und Kinn stark vorspringen, ein meist kriegerisches Ansehen giebt.

Durch die eleganten, albanesisch und französisch gekleideten Männer wandelt eine eigenthümlich hohe Gestalt heran; auch ihr Haupt deckt ein roter Feß, den Rücken herab fällt das zottige Fell eines Widders, Fustanella und Gamaschen sind von weißer Wolle, die Füße tragen Sandalen. Quer über den Nacken des Mannes liegt ein schneeweißes Lamm, dessen vier Beine er mit der linken Hand zusammengefaßt an seiner Brust festhält, die Rechte führt einen langen Stab. Es ist Charwoche und der Mann bringt in dieser Weise, stumm und edel daherschreitend, das Lamm zum Verkaufe. Ich erinnerte mich dergleichen Gestalten auf antiken Basreliefs gesehen zu haben. Man erzählte mir, daß Griechenland in der Osterwoche mehr als zweimalhunderttausend Lämmer schlachtet und verzehrt; das Lamm ist das Nazionalgericht der Griechen.

Wir gelangen an einen Punkt, wo die Aeolusstraße von der des Hermes im rechten Winkel durchschnitten wird; der bayrische Witz hat diese in Ladenschwengel-, jene in die Windbeutelstraße umgetauft. Uns weckten diese Namen und die anderer Straßen, die der Athene, dem Euripides, dem Themistokles zu Ehren genannt sind, andere Vorstellungen und Erinnerungen.

Wir sind am Ende der Straße angelangt und befinden uns vor dem Thurm der Winde, um ihn zu betrachten, aber nicht um wieder zu schildern, was hundert gelehrte und ungelehrte Bücher über Griechenland beschrieben haben. Ich werde nur jene

Erlebniſſe und jene Perſonen ſchildern, mit denen ich in näheren Verkehr getreten bin und die geeignet ſind, die geiſtigen und ſozialen Zuſtände der griechiſchen Hauptſtadt zu beleuchten. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit jene Leſer ſich nicht getäuſcht fühlen, die eine Schilderung und poetiſche Anſchauung der altgriechiſchen Welt erwarten. Was ich an idealer Betrachtung gewann, hoffe ich in anderer Form, nicht in dieſem Reiſebuche, dem Leſer vorzulegen.

Ein albaneſiſch fein gekleideter Mann geſellte ſich zu mir und mich artig grüßend, fragte er italieniſch: „Ihr ſeid ein Fremder?“ Ja, Herr! „Aus welchem Lande?“ Aus Oeſterreich. „Alſo ſind wir Freunde? Da kann ich Euch mein trauriges Schickſal mittheilen. Ich komme von der Inſel Hydra, um beim Kriegsminiſter einen Verluſt von mehreren tauſend Thalern zu reklamiren. Habt Ihr ſchon jemals bei Miniſtern etwas geſucht? Ihr findet eher die alten Götter auf dem Olympos, als bei denen ein geneigtes Ohr. Ich muß Euch ernſtlich vor allen Miniſtern warnen und der Aufenthalt in Athen iſt ſo theuer! Wir ſind Freunde, da Ihr aus Oeſterreich ſeid, nicht wahr? Gebt mir eine Unterſtützung.“ Ich war durch dieſe Wendung ganz betroffen, denn Betragen und Anzug des Mannes ließen ſie nicht vorausſetzen, auch fühlte ich mich nicht geneigt, dem jedenfalls unberechtigten Anſinnen zu genügen. Als ich ihm denn meine Meinung ſagte, erwiderte er ganz höflich: „Wir bleiben trotzdem Freunde!“ und entfernte ſich.

Ich gelangte, mich links wendend, in ruhigere Straßen; in einer derſelben wurde ein Haus gebaut und eben die zur Bekleidung der Wände dienenden Steinplatten gemeißelt. Ich ſah und hörte der Arbeit zu. Die Steinplatten, vom Meißel berührt, gaben einen eigenthümlich klingenden Ton. In dem Zauber gefangen, den die wunderbare, alte Welt mit ihren Göttern und Mythen, mit ihrer Geſchichte und ihrer Kunſt um mich ſpann mußte ich bei dem klingenden Tone an die Lyraklänge Amphions denken, denen die Quadern ſich harmoniſch fügten, bis die unbeſiegbaren Mauern von Theben ſich erhoben.

Von ferne fing es zu läuten an, und wie vor einem

Hahnenrufe waren die schönen Geister der Götter und Heroen plötzlich entschwunden.

Langsam ansteigend, gelangte ich auf eine breite Straße, die von geschmackvoll gebauten Häusern auf der einen und vom Hofgarten auf der anderen Seite gebildet ist und der Königin zu Ehren die Amaliastraße heißt. Ich hatte den königlichen Palast vor mir und zwar von jener Seite, wo er mit seinen prächtigen Säulen sich am schönsten darstellt. Seine der Stadt zugewendete Fronte macht keinen gleich künstlerischen Eindruck. Riesige Cactus- und Baumpflanzungen zieren eine kleine Anhöhe, die zum Palaste führt. Ich trat durch den marmornen Portikus in die hohe und lichte Vorhalle und einem kleinen Zuge von Menschen folgend, befand ich mich bald in der Kapelle der Königin, die zum Gottesdienste erwartet wurde. Es war der grüne Donnerstag in der Charwache; der Altar mit einem schwarzen Tuche, auf dem sich ein weißes Kreuz befand, verhängt. Zwei silberne Leuchter brannten vor demselben. Die Wände der Kapelle von blaßrosigem Marmor mit roten Flachsäulen, deren Kapitäle vergoldet sind, tragen eine blaue Decke, welche durch weißgoldenes Gebälk in Felder getheilt ist. Vor den Fenstern wiegten sich blühende Orangen- und Oelbäume, zu denen der im Hintergrunde aufragende und mit Schnee bedeckte Likabetos einen eisigen Gegensatz bildete. Man wies mich in einen der Betstühle und reichte mir ein Gesangbuch. Die Versammlung war nicht groß. Männer und Frauen, alle in französisch modernem Anzuge.

Um 10 Uhr erschien die Königin in der dem Altar gegenüber gebauten Loge und der Gottesdienst begann. In einer Ecke der Kapelle, zur Rechten des Altars stand ein kleines tragbares Organon, vor das sich ein deutsch blonder Mann setzte, ihm zur Seite zwei andere, dann sieben Mädchen und vier Knaben. Jedes von ihnen war anders und in bunte Farben gekleidet, was den feierlichen Eindruck eben so störte, wie das nur wie zufällig hingestellte Organon. Als ob der Künstler einen Raum für eine Orgel anzubringen vergessen hätte. Es begann ein schönes Lied:

„O mein Herz! warum ſchwankſt Du noch?
Was hilfts Dir, zu ringen
Nach irdiſchen Dingen,
Noch immer zu ziehen am Joch?"

Der Paſtor beſtieg ſodann die Kanzel zur Linken des Altars und las, was in dieſem Lande von beſonders eigenthümlicher Wirkung und frappanter Vergegenwärtigung iſt, den Brief des Apoſtel Paulus an die Korinther. Dann ſprach er eine ſalbungsvoll monotone Rede, die es nicht zweifelhaft ließ, daß ſich keine feurige Zunge auf die Hörer niederſenke.

Rührend aber war es mir, als der Prediger den Segen ſprach: über das ganze Land, über die See und die Inſeln, über das Volk und das Königspaar, daß er nur einen Segen nicht ſprechen konnte, welcher der ſchönſte für ein Weib iſt und nach dem das Volk der Griechen ſich nicht weniger, als die geiſt- und anmutsvolle Königin ſehnen mag.

Der Gottesdienſt war zu Ende und ich ging in den Garten, der hinter dem Palaſte ſich ausdehnt. Nach abwärts geſtreckt enthält er in phantaſiereicher Anlage eine Muſterpflanzung aller Bäume und Blumen faſt der ganzen Erde. Künſtlich bewäſſert, gedeiht Alles raſch und vortrefflich. Wir freuen uns, daß wie wir eben leſen, die wenigen Palmen durch ein chevalereskes Geſchenk des Dei von Tunis für die Königin um 200 Palmen, alſo um einen ganzen Wald, vermehrt werden ſollen. Durch die labirintiſchen Anlagen hinwandelnd, war die Landſchaft oft durch hohe Bäume verdeckt, zumeiſt aber offen liegend und da die Einfriedigung des Gartens eine niedere iſt, ſcheint die Landſchaft nur der weit hinaus ſich dehnende Garten. Einen traurigen Eindruck machte auf mich ein Adler an der Kette. Das Bild iſt von Dichtern oft gebraucht für eine ſonnenhafte Natur, welche wie der königliche Dulder Prometheus

„Am Aether hängt
Und in Banden ſchmachtet"

und den die „Gewalt" und die „Nothwendigkeit" feſſeln.

Ich erinnerte mich an die fremden Schiffe, die ich in Piräus sah, die das stolze, gerne aufstrebende Volk der Griechen im Zaume hielten. Der geistvolle Redakteur der „Elpis" Hoffnung, Herr Levidis, sagte mir später: „Europa irrt sich, wenn es glaubt, daß die Griechen russische Simpatien haben, wenn sie auch durch gleiche religiöse Anschauungen mit ihnen verbunden sind. Die Griechen sind russisch, weil Rußland der Feind der Türken ist. So tief wurzelnd ist aber der Türkenhaß in jedem Griechenherzen, daß es mit jeder Nazion der Erde simpatisiren wird, welche das Schwert erhebt, um den Türken zu schlagen."

In Gedanken aller Art vertieft, gelangte ich in den prächtigen Gartenräumen auf eine kleine, künstliche Anhöhe. Vor mir ragten plötzlich die ewigen Säulen des Jupitertempels empor und hinter ihnen, zwischen grünen Bergeinschnitten glänzte das himmelblaue Meer; zur Rechten die Ruinen der mächtigen Akropolis. Dieser eine Anblick und Moment ist allein wert, eine träge Heimat zu verlassen, über Länder hin zu reisen und eine stürmevolle See zu durchschiffen.

Ich konnte mich von dem Anblicke lange nicht trennen, und als ich es that, mußte ich wieder zurückkehren und noch einmal, um lange gefesselt wieder in Betrachtung zu versinken.

Von fern her erklang türkische Musik und ich machte mich auf, um wieder empor gegen das Schloß zu kommen. Ein ältlicher Mann grüßte mich und schritt, ohne weiter zu reden, neben mir her. Ich blieb stehen, um eine fremde Pflanze zu betrachten, er that es auch. Ich eilte ihm voran, er erreichte mich. Ich ging langsamer, um ihm den Vortritt zu gönnen, er hemmte seine Schritte ebenfalls. So folgte er mir schweigend, durch alle Windungen des Gärtens, in welchem außer uns beiden Niemand sichtbar war. Plötzlich hinter einem dichten Gebüsche fragte er mich, wie viel Uhr es sei, er möchte seine Uhr gerne nach der meinen richten. Ich erklärte ihm keine zu besitzen, schwang wie spielend meinen Stock, und war herzlich froh, mich wieder am Palaste zu befinden. Der Mann murmelte unverständliche Worte,

die wie ein Fluch klangen, und fing mit dem Wachtpoſten am Portale des Palaſtes zu reden an.

Mich lockte es nach den nahen Likabetos empor.

Der Berg erhebt ſich faſt kegelförmig aus der Ebene, ich hatte ihn in dreiviertel Stunden erſtiegen, und genoß von der Georgskapelle aus, die auf dem Gipfel ſteht, der ewig ſchönen Ausſicht über die Stadt, das Meer, über die Ebene von Attika, und die ſie umgränzenden Berge.

Meine Nachbarn.

Ein Wahnſinniger. — Ein Abenteurer. — Das Caſino. — Gedrückte Stimmung. — Byrons letzte Stunden. — Napoleon und Byron. — Das Mädchen von Athen.

Ich wohnte in dem beſten Hotel Athens l'Orient zwei Treppen hoch. Die ſchöne Ausſicht aus meinem Fenſter habe ich geſchildert. Nicht ſo gut wurde mir es in der Stube ſelbſt; zu meiner Linken, wenn ich im Bette lag, ſang eine Männerſtimme fort und fort ein und daſſelbe griechiſche Lied; zur Rechten deklamirte eine andere Stimme eine griechiſche Rede. Sänger und Deklamator konnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören, Uebungen fortſetzen, nur für den, der in der Mitte lag, vermiſchten ſich Geſang und Deklamazion in ein unangenehmes Lärmen. Es wollte nicht aufhören, da wendete ich mich zur Rechten und rief dem Deklamator zu: „Mein Herr! ich bin von den in Ihrer Rede vorgebrachten Gründen bereits durchdrungen. Ich danke Ihnen recht ſehr!“ Dann wendete ich mich zur Linken und rief dem Sänger zu: „Mein Herr! Ich habe mir bereits die Melodie gemerkt. Ich danke Ihnen für die Wiederholung.“ Ich rief ihnen dieſe Bitten italieniſch zu und, indem ſie plötzlich verſtummten, konnte ich bemerken, daß ich verſtanden worden war.

Mit beiden Nachbarn trug ſich am folgenden Tage Folgendes zu.

Als ich von einem Spaziergange zurückgekehrt war, fand ich das Hotel von Gensd'armen beſetzt. In der Stube meines nach-

barlichen Sängers waren zwei Schüsse gefallen und als man in dieselbe eilen wollte und sie verschlossen fand, wurde die Thüre eingebrochen. Ein junger Mann von einer griechischen Insel, der seit mehreren Tagen hier wohnte und durch sein stilles, fast scheues Wesen auffiel, war eben mit dem Laden einer Pistole beschäftigt. „Ich habe mich" sagte er den gewaltsam Eindringenden ganz ruhig, „zweimal verfehlt und muß nun zum dritten Male schießen, stören Sie mich nicht, meine Herren!" Man erkannte bald, daß man es mit einem Geistesirren zu thun habe und brachte ihn in Sicherheit.

Als sich der Lärm im Hause beruhigt hatte, und ich in meine Stube ging, trat ein eleganter, intelligent aussehender, junger Mann bei mir ein, der sich als der Nachbar zur Rechten aufführte, Herr D. von der Insel Ithaka, dem einstigen Besitze des schlauen und länderkundigen Odysseus. Er überreichte mir eine in italienischer Sprache geschriebene, in Malta gedruckte Broschüre, die er mir, seinem Kollegen als Schriftsteller, wie er höre, mittheile. Er selbst stehe in Unterhandlung mit England, um dahin eine Bestimmung zu finden; Griechenland sei zu klein für seine Pläne, sein Herz umfasse die Welt, und da er sich eben in einiger Verlegenheit befände, möchte ich ihm etwas — Geld leihen.

Als ich ihm eine kleine Summe übergab, dankte er mir sehr verbindlich sich verneigend: „Gottlob! jetzt kann ich doch durchgeh'n! Denn leider ist es nicht so viel, um den sechswöchentlichen Aufenthalt zu 8 Francs täglich, zu bezahlen. Sie haben meinen Geist befreit, mein Herr! Ich gehöre wieder den Ideen an. Als ich etwas verblüfft fragte: „Werden Sie wenigstens dem Gastwirte nicht sagen, daß Sie ihm später —" Herr D. lächelte: „Sie sind ein Poet und kennen die praktische Welt nicht. Sage ich es dem Wirte, so begeht er gewiß im Zorne die Dummheit und läßt mich einsperren und ich kann ihn doch nicht bezahlen. Bin ich aber frei, so kann ich wirken, arbeiten, verdienen und er kommt um keinen Kreuzer. So wahr ich ein Galantuomo bin!" Er verneigte sich — und ging.

Herr D. war am folgenden Tage verſchwunden. Auf die Broſchüre ſchrieb er mir: „All Eccellente Dottore Frankl per la memoria di D. —

Wenn wir uns im ſchönen Saale des Hotels, der mit Szenen aus dem griechiſchen Freiheitskriege geſchmückt iſt, um den lodernden Kamin zum Kaffee verſammelten, hatte ich einen intereſſanteren, ernſten Nachbar, den königlich griechiſchen Oberſten Epaminondas Vaſili. In Wien geboren, der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, hatte er viele freundliche Aufmerkſamkeit für mich und führte mich im Caſino ein.

Wir traten in eine Vorhalle, in der eine breite lichte Treppe emporführt. In einer Niſche iſt die Büſte des Gründers aufgeſtellt, des in der neueſten Geſchichte des Landes bekannten Kalergis. Die gebildetere Geſellſchaft Athens hatte außer unbedeutenden Kaffeehäuſern keinen Vereinigungspunkt, bis mehrere Säle dieſes Hauſes zu Converſations- und Spielzimmern eingerichtet wurden. Die Zimmer des zweiten Stockwerkes werden zu Leſezimmern benützt. Die Säle, anſtändig bequem eingerichtet, zeigen an den Wänden Szenen und Geſtalten aus dem Befreiungskampfe. Jede Woche ein oder zweimal ſpielt Militairmuſik. Hier begegnen ſich Offiziere und Profeſſoren, Staatsbeamte und Kaufleute, Einheimiſche und Fremde zu freundlich heiterer Geſelligkeit. Ich hatte dieſen Kreiſen manche liebenswürdige Zuvorkommenheit und Belehrung über die mannigfaltigſten Zuſtände und Verhältniſſe des Landes zu danken und ruhte des Abends meiſt hier, von den oft anſtrengenden Wanderungen des Tages aus.

Die Stimmung der Geſellſchaft von Athen war im Allgemeinen, namentlich aber die der Offiziere, eine gedrückte. Im Piräus lagen die fremden Kriegſchiffe und dem Kommandanten rühmte man nicht den ritterlich galanten Geiſt ſeines Volkes nach. Das Nationalgefühl fühlte ſich durch den Anblick der fremden Truppen fort und fort verletzt und manche Hoffnung, die noch kurz zuvor von einer wünſchenswerten Vergrößerung des Königreiches träumte, ſchien für den Moment wenigſtens unerfüllt blei-

den zu ſollen. Mit theilnahmsvoller Anhänglichkeit blickt das Volk auf ſeinen König.

„Er iſt ganz Grieche geworden" ſagte mir ein Nationaler als höchſtes Lob von ihm. Die Königin lebhaft, energiſch, tugendhaft, gefällt dem kühnen, tapferen Griechen; aber die Zukunft des Landes — wer wird dereinſt die goldenen Zäume der Herrſchaft faſſen? Es iſt dieſelbe Unruhe in dem Gemüte des Volkes, welche ſich im einzelnen Menſchen erzeugt, wenn ſich zum Gedanken der ſorgensvollen Gegenwart auch der an eine ungewiſſe Zukunft geſellt.

Eines Abends war im Caſino wieder Herr Dr. Treiber, der oberſte Stabsfeldarzt der griechiſchen Armee, mein Nachbar. Wenn ſchon die bedeutende, allgemein geachtete Perſönlichkeit dieſes Mannes mich anzog, ſo war ſie mir noch von ganz beſonderem Intereſſe. Dr. Treiber war der Arzt eines der edelſten Kämpfer für die Freiheit Griechenlands; er drückte Lord Byron die Augen zu.

Byron hatte kein Vertrauen zu ſeinem jungen, italieniſchen Arzte, der dem Kranken eine Ader ſchlagen wollte, was übrigens nach viertägiger Krankheit durch einen engliſchen Arzt dennoch, aber zu ſpät geſchah.

Am ſechsten Tage wurde Dr. Treiber zu einer Berathung eingeladen. Byron war noch bei vollkommenem Bewußtſein.

„Beobachten Sie mich" ſagte er, „ſo viel Sie wollen, nur fragen Sie mich nicht viel!" Als am ſiebenten Tage der letzte Augenblick für den Dichter herankam, waren nur Dr. Treiber und Dr. Mayer, ein Arzt aus Baſel, bei ihm. Der Wunſch des Dichters, den er in ſeinem letzten Gedichte niederſchrieb:

„Zeit wär's, daß dies mein Herz ſei unbewegt"

erfüllte ſich. Dr. Treiber ſagte: „Drücken wir ihm jeder ein Auge zu." Und ſie thaten es mit tief ſchmerzlichem Gefühle, denn ſie wußten, daß eine Leuchte der Welt erloſchen war.

Die Sektzion der Leiche zeigte alle Organe vollkommen geſund; Byron hätte ein langes Leben leben können. Die Stirn war wunderbar entwickelt und es verdient bemerkt zu werden, daß Byrons und den er zumeiſt auf Erden haßte, Napoleons Gehirn

das schwerste Gewicht unter allen Gehirnen hatten, die bis jetzt gewogen worden sind.

Der Zufall fügte es, daß ich wenige Tage nach diesem Gespräche in dem alten Stadttheile mit einem Professor der Universität ging. Wir begegneten einem Weibe, das mit Flittern geputzt, jenen widerwärtigen Eindruck machte, wenn längst versunkene Schönheit noch die Blicke auf sich lenken will. Das Weib sah uns mit großen, schwarzen, wilden Augen an, die Haare flatterten grau und ungeordnet, um ihren Mund zuckte es wie einst süß gewesenes Lächeln. Mein Begleiter sagte mir: „Diese ist das von Byron besungene „Mädchen von Athen." Er kaufte, als er das erste Mal in Griechenland war, die schöne Blüte."

Die Akropolis.

Pitakkis. — Elginmarbels und Child Harold. — Eine Thurmuhr. — Entführung von Kunſtſchätzen. — Ein Landsmann Thorwaldſens. — Ein geraubter Gott. — Kein Muſeum. — Die Regierung zu großmütig. — Ewiger Gewinn. — Ein Marmorfragment.

Mit einer Empfehlung des Herrn Leybis ſtellte ich mich dem Conſervateur der Alterthümer des Königreichs vor, um mir eine Einlaßkarte in die Akropolis, die Jedem unentgeltlich verabfolgt wird, zu erbitten. Ich fand in Herrn Pitakkis einen kleinen, hagern, ältlichen Mann mit feurigen Augen, franzöſiſch, faſt ärmlich gekleidet, in der Hermesſtraße in einer kleinen Stube, zwiſchen Hunderten von Marmorfragmenten und Büchern und Manuſkripten arbeitend. Herr Pitakkis fertigte mir in zuvorkommender Weiſe die Eintrittskarte aus und ſagte: „Sie können zu jeder Stunde, jeden Tages die Akropolis betreten; aber auf ihrem erſten Gange dahin geſtatten Sie mir die Freude, Sie zu begleiten. Das Entzücken des Fremden iſt der ſchönſte Lohn meines Hüteramtes und den laſſe ich mir nicht entgehen."

Herr Pitakkis erzählte mir auf dem Gange zur Akropolis, den wir in einer Viertelſtunde vollendet hatten, Einiges von ſeinem Lebensgange. Zur Theologie beſtimmt, lebte er in Athen und wählte ſeine Wohnung ſo, daß er die Akropolis immer vor Augen hatte. Es war zu ſeiner Jugendzeit nicht geſtattet, die Burg zu betreten und ſo konnte der Jüngling mit immer ſehnſuchtsvolleren Blicken an den ewig heiligen Ruinen hängen, bis

ihm der Franzose Fauvel den Eintritt erwirken, aber nicht vor mancher Mißhandlung roher türkischer Soldaten schützen konnte. Er durchkletterte, durchsuchte alle Räume, hob jeden Stein von der Erde, legte zusammen, verbarg, ja vergrub manche Fragmente, wenn er sich allein wußte. Vieles in seinem Gedächtnisse sammelnd, schrieb er, was er oben nicht hätte wagen dürfen, in einzelnen Notizen nieder. Während des Befreiungsaufstandes mußte er nach Corfu flüchten, wo er, von den Engländern geschützt, medizinische Studien trieb, vor Allem aber sein archäologisches Wissen zu bereichern strebte. Zurückgekehrt nach Athen, verweilte er, nur des Nachts die Lagerstätte seiner Wohnung suchend, ununterbrochen auf der Akropolis im Dienste der Alterthümer; Anfangs unentgeltlich, dann, um nur nicht zu verhungern, um 25 Thaler jährlich. Herr Pitakkis spricht wie jener römische Kaiser: „Ich habe einen Tag verloren!“ wenn er, zufällig gehindert, die Akropolis nicht betreten hat. Er kennt jeden Stein und bemerkt es, wenn Jemand, ein Stück berührend, es zufällig verschoben hat. Die gelehrte Welt verdankt ihm die Mittheilung von 2800 Inschriften antiker Denkmale.

Als einen eigenthümlichen Zufall erzählte Herr Pitakkis, daß die erste Bombe, die von den Freiheitskämpfern gegen die Akropolis geschleudert wurde, jenes Stück einer Säule herunterschlug, in welchem der Tempelräuber Elgin seinen Namen eingemeißelt hat. Herr Pitakkis bewahrt dieses Fragment, das britische Museum den Raub, fast alle Kunstakademien Europa's — nur die von Athen nicht — die Gypsabgüsse, welche, um den Namen des schottischen Vandalen zu verewigen, die „Elginmarbels“ heißen.

In einer Straße Athens ragt ein Thurm mit einer Uhr — der einzigen öffentlichen in der Stadt — empor, auf welchem zu lesen ist: „Comes Elgin dedicat Atheniensibus“ et volat setzte mein Begleiter hinzu. Höher und unvergänglicher ragt aber die Säule empor, welche der größte englische Dichter nach Shakspeare, in seinem Child Harold aufgerichtet und mit der Inschrift versehen hat:

„Wen hat am rohesten man plündern sehn?
Von Schottlands Sohn, von keinem Briten ist's geschehn.
Der neue Pikte prahlt zu seiner Schmach
Mit dem, was nicht die Zeit, der Türke nicht verbrach."

Selbst der Türke, erzählt Lord Byron, war nicht unempfindlich, als er bei Herabnahme der Metopen das Untergebäude stürzen sah; er nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte bittend: „Genug!"

Das Schiff, als die Kunstschätze fortgeführt wurden, scheiterte im Archipelagus.

Die Entführung von Kunstschätzen hat aber in Griechenland nicht aufgehört, wiewohl ein Gesetz sie auszuführen streng verbietet. Herr Pitakkis erzählte mir, daß die Franzosen während der Okkupazion im Jahre 1855, leider auch in dieser Beziehung auf die Engländer eifersüchtig, unbefugte Nachgrabungen in Pythion und Phyläon auf der heiligen Straße nach Eleusis unternommen und Statuen und Inschriften fortgenommen haben.

Aber auch Einzelne entblöden sich nicht, griechisches Eigenthum fortzutragen. Vor mehreren Jahren wurde von Landleuten in der Nähe von Korinth eine sehr wohlerhaltene Statue gefunden, von einer bekannten Persönlichkeit gekauft und auf ein fremdes Kriegschiff gebracht. Herr Pitakkis, dem davon Kunde wurde, machte sogleich, wie es ihm die Pflicht gebot, dem Minister Anzeige hiervon. Dieser dankte dem treuen Hüter griechischer Kunstschätze, meinte aber bedauernden Tones: „Soll ich mit der Macht, welcher das Kriegschiff gehört, einen Notenwechsel beginnen?" Die polytechnische Schule in Athen besitzt einen, wie zur Ironie dankbarst hingestellten Gypsabguß dieser einzigen Statue, die, aus parischem Marmor gemeißelt, einen Apollo oder Horus darstellt; ein Seitenstück zu Lord Elgins Thurmuhr. Als ich Herrn Pitakkis mittheilte, daß ich in einem europäischen Kabinete diese Statue ausgestellt und um den Preis von 20,000 Gulden feilgeboten sah, bemerkte er: „Und den Bauern wurde sie um 1000 Drachmen, d. i. 300 Gulden, abgehandelt.

Zehn Invaliden bewachen die Akropolis und jeden Fremden

begleitet einer von ihnen; nichtsdestoweniger wird mancher Vandalismus verübt. Ein englischer Seeoffizier schlug einer Statue die Nase ab, wurde aber vom Admiral verurtheilt, 60 Thaler zu zahlen und drei Jahre nicht den Bord zu verlassen. Ein dänischer Architekt schlug einer Basreliefstatue den Kopf ab, um ihn mitzunehmen in die Heimat Thorwaldsens.

Athen besitzt noch kein Museum, und dieser Nachtheil ist der Fantasie des Beschauers günstig. Die Gegenstände sind da aufgestellt, wo sie gefunden worden sind. Es machte mir immer einen schmerzlichen Eindruck, die Häuser in Pompeii kahl und leer zu sehen und die Gegenstände, die sie füllten, außer allen lebendigen Zusammenhang gebracht, im Museum zu Neapel suchen zu müssen.

Die griechische Regierung ist übrigens viel zu uneigennützig, die Besichtigung der Kunstschätze zu gewähren. Zur Zeit, als ich Neapel bereis'te, mußte jeder das Königreich betretende Fremde 2 Thaler und ebenso, wenn er abreis'te, 2 Thaler für die Visirung seines Passes bezahlen. Dieses Geld wurde, theilte man mir mit, zu neuen Ausgrabungen verwendet, und so hatte nicht allein die Kunst, sondern jeder nachreisende Kunstfreund, indem er immer wieder mehr Kunstschätze fand, Vortheil und Genuß davon. Zugleich konnte ein ausreichend überwachendes Personal angestellt werden.

Einen liebenswürdigeren Cicerone gibt es nicht als Herrn Pitakis. Nicht nur, daß er jeden Stein kennt und seine Geschichte weiß, er liebt ihn auch und hat, wiewohl er jeden tausendmal betrachtet und berührt hat, die Begeisterung für ihn nicht verloren. „Ich bin nur ein fleißiger, treuer Sammler," bemerkte Herr Pitakis, „es werden einmal Künstler kommen, die sollen zusammenfügen, Schriftsteller, die sollen beschreiben und die Geschichte der Kunst bereichern." Als er mich von all dem Großen, das in seinen Trümmern größer als alles Ganze auf der Erde ist, erschüttert sah, reichte er mir die Hand: „Ihr seid ein frommer Pilger in Hellas!"

Ich weiß den gelehrten Forschungen über die erhabenen Alterthümer nichts Neues hinzuzufügen und will die tausend Schil-

derungen von Poeten und Reiſenden nicht vermehren. Nur Eines ſei dem Leſer vertraut: wer den Parthenon ſah, wer auf den Trümmern wandelte, die wie Grabſteine der Schönheit hingeſäet ſind, und all dies durch die purpurgoldene Mythe, durch die erhabenen Geſtalten der helleniſchen Welt ſich bevölkern und lebendig machen konnte, wer hinausſah in die weite Ebene, auf die von Licht und Erinnerungen verklärten Berge, auf dieſe himmelblaue See — er kann nicht mehr ganz unglücklich werden. Das Erhabene iſt fortan der Schild, der ihn gegen die Alltäglichkeit, gegen die Gemeinheit des Lebens ſchützt. Wer auf der Akropolis ſtand, iſt zum Zeitgenoſſen unſterblicher Geſchlechter und Gedanken geworden.

Ich bat Herrn Pitakkis um ein Stückchen Marmor, um es, weil er mich einen frommen Pilger nannte, in die Heimat tragen zu können, als Zeichen, daß ich im Heiligthume geweſen. Er ſuchte am Boden und reichte mir ein kleines Fragment, das zu einer Rinne gehörte und ſo, wenigſtens die Spur des Meißels zeigte. Als ich es dankbar empfing, nahm er mir es wieder aus der Hand und ſprach es wehmütig betrachtend an: „Geh, du dritthalbtauſend Jahre altes Stück! Vielleicht, daß dich die Hand des Perikles berührte, ſein Auge dich geſehen hat. Trotz aller Zerſtörung bliebſt du noch ſo lange hier, und jetzt ſollſt du fort, in das Land der — Barbaren! Nehmt mir dieſen Ausdruck nicht übel, Herr! alle Welt iſt das Barbarenthum, wenn von Hellas die Rede iſt!“ Ich wollte, da ich ſah, wie ihm die Trennung ſchmerzlich ſei, den Stein nicht annehmen. „Ich habe es überwunden — nehmt, nehmt!“

Wir ſtiegen ſchweigend die Akropolis herab. Fortan beſuchte ich ſie jeden Tag während meines athenienſiſchen Lebens, vierzehnmal. Eine Nacht oben zuzubringen, wie ich gewünſcht hatte, iſt nicht geſtattet.

Die Universität.

Der Geist als Eroberer. — Deutschland dankbar. — Die Klinik. — Doktorpromotion. — Ein antiker Schädel. — Gesellschaft der Aerzte. — Mein Vortrag. — Zum Mitgliede erwählt. — Einladung des Dimarchen.

Auf einer mäßig angebauten Fläche, die ringsbin noch wenige zerstreut hingebaute Häuser zeigt, sehen Meister und Schüler, wenn sie aus den lichten, hohen Sälen des Universitätsgebäudes in die marmorne Vorhalle treten, sich der Akropolis gegenüber. Sie sehen den Hügel Kolonos, die ölbaumbepflanzte durchsilberte Akademie des Plato, den Areopag, das Gefängniß des Sokrates, und hinter all dem den Berg, auf welchen die dreißig Tyrannen fliehen mußten, als sich das Vaterland befreite. Vor den Blicken der Jugend liegt die ganze große Szene einer untergegangenen Welt, liegt Hellas in Hellas, wie die Alten Athen nannten. Noch immer feiert es geistig seine Auferstehung in der Bildung unseres Welttheiles, sein Glanz verklärt, noch aus den Gräbern herauf unser Leben. Der Lehrer der Geschichte an der Universität zu Athen darf nur peripatetisch mit seinen Schülern durch diese Räume wandeln und sie auf die vor ihnen aufgeschlagene Ebene, auf diese Berge, auf die Tempelüberreste und die blaue fernrollende See aufmerksam machen, um ihren Geist mit erhabenen Gedanken der Staatsweisheit und mit der Kraft des Heldenthums zu erfüllen, ihr Gemüt für Kunst und Vaterland höher zu stimmen.

Nicht alle Griechen, die den Freiheitskampf kämpften, sind frei geworden; noch leben viele unter türkischer Herrschaft. Die

Bewohner der jonischen Inseln und alle jene Griechen, die zerstreut in Europa leben, durch gleiche religiöse Anschauungen, durch Sitten und Sprache mit den Griechen des Königreiches verbunden, blicken auf diese Universität und überhaupt auf alle geistigen Institutionen dieses Landes als auf einen idealen Mittelpunkt. Gedanken und Lehren, die von hier ausgehen, können geistige Gesandte des jungen Staates, jeder Schüler der Universität kann ein politischer Apostel werden für die Idee eines künftigen Großgriechenlands.

Bildung ist der moderne Eroberer, durch sie allein können auch kleine Völker groß werden. Und ist diese jüngste Universität Europa's nicht auch anzusehen, wie ein geistiger, vorgeschobener Posten gegen den Orient? Von Vaterlandsliebe durchdrungene geistvolle Lehrer und Dichter, wie der eben hingeschiedene Solomos, sind die Bildner der griechischen Zukunft.

Noch ist das Räthsel nicht gelöst, welches die beiden weißmarmornen Sfinxe, symbolisch vor den Pforten der Universität lagernd, aufzugeben scheinen.

Die meisten der jetzt angestellten Lehrer sind in Deutschland, in München und namentlich die Aerzte in Wien gebildet. So ist Deutschland Gelegenheit geboten, jenem Lande sich dankbar zu erweisen, an dessen Weisheit und Kunst es selbst großgezogen worden ist, dessen Feldherren, Filosofen, Heroen und Dichter der deutschen Jugend noch unüberbotene Muster der Vaterlandsliebe, der Weisheit und der Begeisterung für Kunst und die des Schönlebens sind.

Der ebenso gelehrte, als liebenswürdige Dr. Makkas, klinischer Professor, hatte die Güte, mich durch die Räume der Universität zu begleiten. Die Bibliothek im ersten Stockwerke des Universitätsgebäudes enthält 70,000 Bände. Die meisten Werke sind deutsch; ihnen schließen sich, der Zahl nach, die französischen, italienischen, englischen und endlich die griechischen an. Fast alle wurden aus europäischen Staaten von Bibliotheken und Privatleuten hierhergespendet. Ein Bibliothekssaal, der die Gypsbüsten

des Sokrates und Hippokrates, einige Bilder, darunter das Portrait Friedrichs von Preußen, von ihrem Kunstwerte angesehen, eben nicht zieren, ist fast noch völlig leer. Das Lesezimmer, von oben beleuchtet, gewährt einen sehr angenehmen Aufenthalt.

Ein Besuch der Klinik, die sich, durch einen Garten getrennt, hinter dem Hauptgebäude der Universität befindet, überzeugte mich, daß die medizinische Schule von Wien nicht ohne Einfluß auf sie geblieben, aber durch den Geist des Lehrers wieder selbstständig geworden ist. Etwa wie ein gesunder Organismus die empfangene Nahrung umwandelt und seinem Wesen als neues Element aneignet.

Zu der Promozion eines Doktors der Medizin geladen, fand ich im Promozionsaale unter zahlreich versammelten, durchweg französisch Gekleideten auch Frauen, die ebenfalls, wie die Professoren, nicht der schöneren, nationalen Tracht huldigten. Es sollten zwei Kandidaten promovirt werden. Professor Makkas, als Dekan, und Professor Olympios, als Rektor, lasen in altgriechischer Sprache eine biografische Skizze der beiden Kandidaten vor und fragten dann die Professoren, ob sie dieselben würdig hielten, zum Range eines Doktors erhoben zu werden? Als diese Herren dies durch Emporheben der Hände bejahten, lasen die Kandidaten den Eid, worauf ihnen der Dekan das Doktordiplom übergab und ihnen die Hand reichte, indem er sie Kollegen nannte und zur Kollegialität ermahnte. Der junge Doktor muß nach seiner Promozion noch ein halbes Jahr ein Spital besuchen und, um zur Ausübung seiner Kunst zugelassen zu werden, sich dann noch einer Staatsprüfung unterwerfen.

Das pathologische Museum unter der Leitung des Dr. Stawrinaki ist im Werden begriffen und verspricht von Bedeutung zu werden.

Als ich Herrn Stawrinaki mittheilte, daß ich von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften den Auftrag habe, für das pa-

thologiſche Muſeum in Wien Schädel verſchiedener Raçen aus dem Oriente mitzubringen, trug er mir, in dankbarer Erinnerung an die Vorträge Hyrtels und Rokitansky's ſogleich einen antiken, griechiſchen Schädel an. Es wurde bei der Grundausgrabung für ein Haus in Athen ein antikes Grab entdeckt, in welchem ſich ein vollkommen erhaltenes Skelett vorfand. Bei der Berührung jedoch zerfiel es, bis auf den ſchöngeformten Schädel, der in den Privatbeſitz des Herrn Stawrinaki gelangte. Ich werde ſpäter ein abenteuerliches Geſchick dieſes Schädels zu erzählen haben.

Die k. griechiſche Geſellſchaft der Aerzte und der Naturforſcher verſammelte ſich, um, wie alljährig, einen neuen Präſidenten zu wählen; der als ſolcher jetzt fungirende Leibarzt des Königs, Herr Hofrath Dr. Röſer, lud mich ein, dem feierlichen Akte anzuwohnen. Auf dem Univerſitätsplatze iſt noch ein zweites Gebäude, das Blindeninſtitut, aufgeführt, das, ſehr zweckmäßig eingerichtet, eines der vielen Wohlthätigkeitsinſtitute iſt, deren Athen ſich durch die Sorgfalt der Regierung und die Großmut von Privaten zu erfreuen hat.

Ich trat zur feſtgeſetzten Stunde im Saale ein, in welchem von den vierzig athenienſiſchen Mitgliedern neunundzwanzig verſammelt waren. Ich wurde von dem ſtets geiſtig bewegten, haſtig anregenden Präſidenten mit den Worten erſchreckt: „Ich habe einen Vortrag von Ihnen, als dem Verfaſſer des „Hippokrates“ angekündigt. Sie müſſen ſprechen.“

Als ich ihm meine Verlegenheit ausdrückte und äußerte, unvorbereitet vor einem ſo gelehrten Kreiſe nicht ſprechen zu können, erwiderte Dr. Röſer raſch:

„Ich habe bereits dem Könige von einem Vortrage von Ihnen, zu dem ich Sie einladen wolle, geſprochen; Sie werden,“ fuhr er heiter fort, „mich nicht kompromittiren. Der Bericht und die Präſidentenwahl nehmen eine Stunde in Anſpruch. So lange haben Sie Zeit, über einen Gegenſtand nachzudenken.“

Ich hielt, nicht ohne Zagen, hervorgerufen durch den Schauplatz, auf dem und den gelehrten Kreis, zu dem ich ſprach, da

ein medizinischer mir naheliegender Gegenstand gewählt werden mußte, einen kurzen Vortrag über den Einfluß der Bewahranstalten auf die Gesundheit der Kinder. Der zagende Gedanke trat noch hinzu, daß die Hörer durch mich an die weltberühmte medizinische Schule Wiens, deren Schüler ich mich nannte, erinnert, größere Ansprüche an mich stellen, mich wohl gar einen flüchtigen Moment für einen Repräsentanten derselben halten würden. Ich fühlte die große Verantwortlichkeit und die Ueberzeugung, daß diese Schule, die ich, statt sie dankbar ehrerbietig nachzuahmen, mit einer Satire zu geißeln den Mut hatte, mich gar sehr verleugnen möchte.

Nach dem Vortrage, den feine attische Höflichkeit mit Beifall überhäufte, trug der Präsident darauf an, mich zum Ehrenmitgliede der k. Gesellschaft zu ernennen, was mit Akklamazion aufgenommen wurde.

Am folgenden Tage erhielt ich die Einladung des Dimarchen von Athen des Herrn Galates, eines schönen Greises, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge durch sein schneeweißes Haar noch erhöht wurden. Er hatte von meinem Vortrage gehört und erbat sich denselben, um zu sehen, ob das Institut der Kinderbewahranstalten nicht segenreich auch für die Stadt werden könnte.

Dichterkrönungen.

Drei Richtungen griechischer Poesie. — Klephtenlieder. — Kein griechisches Theater. — Zalakosta. — Sprachekampf. — Panagiotis Soutsos. — Eine Muse mit Augengläsern. — Schiller bewundert. — Plastisches Andenken.

Wie unpoetisch auch die Graduirung eines Doktors an der Universität zu Athen ist; so begeht sie doch eine Feierlichkeit, welche fast an allen Universitäten des Mittelalters geübt wurde und jetzt nur in Athen wieder heimisch geworden ist, eine Dichterkrönung.

Der Großhändler Herr Nagli in Triest, ein Grieche von Geburt, setzt seit dem Jahre 1852 einen Preis von 1000 Drachmen für die beste Dichtung aus. Ein Verein von gelehrten und kunstsinnigen Männern der Universität übt das Preisrichteramt, aus dessen Mitte ein Sprecher auf der Aula jeden 25. Mai über die zur Bewerbung eingesendeten Dichtungen einen kritischen Bericht öffentlich erstattet und den Dichter, der den Preis errungen hat, nennt. Zum ersten Male überreichte der König selbst dem Dichter Zalakosta für ein episches Gedicht „Missolungi" den Lorberkranz. Während meiner Anwesenheit war es kein Geheimniß mehr, daß 13 Dichtungen um den Lorber rangen, darunter 3 lyrische Gedichte von einer Dame, 2 Dramen: „Jephta" und „der Türke und der Seefahrer". Unter den übrigen, sich der epischen Form nähernden, bezeichnete man „die Hochzeit des Alexander" als das

ohne Vergleich bedeutendste Gedicht, welches aber den Preis nicht erhalten konnte, weil es in populär griechischer Sprache geschrieben ist und die Bedingung besteht, daß nur ein Gedicht in der reinsten Schriftsprache den Preis erhalten könne.

Es sind drei Richtungen, die sich in der modern poetischen Literatur Griechenlands geltend machen: die eine eifert der antiken Form nach, sie erkennt Gedichte der alten Welt als einziges Muster an, und redet zu der gebildeten Welt. Die Modernen borgen vom Volke den markigen, neuen Ausdruck, der ihm und der Bildung zugleich verständlich ist. Der größte moderne Dichter Griechenlands, den es seinen Dante nennt, schrieb wie wir bereits bemerkt haben, im jonischen Dialekte. Zwischen beiden Richtungen halten Diejenigen eine schwankende Mitte, welche deren Vortheile zu vereinigen streben, ohne die volle Gunst der einen, oder der andern zu gewinnen.

Gewiß ist es, daß die in den Bergen von den Klephten frei gesungenen Lieder, noch immer die der gebildeten Dichter an Kraft und Naivität, an Herbheit und Süßigkeit übertreffen.

Die Richtung der neugriechischen Poesie ist eine vorzugsweise lyrische und epische und strebt nazional zu sein. Am sparsamsten ist das Drama vertreten und meist aus dem Grunde, weil Griechenland, von dessen antiker Bühne die ewigen Tragödien ausgingen, kein Theater hat. Jedes griechische Weib würde sich für entehrt halten, auf der Bühne zu erscheinen, wie auch in der alten Welt keines, selbst nur vor derselben als Zuschauerin erschienen ist. Jeder Mann hielte es unter seiner Würde, als Schauspieler aufzutreten, und seine Freiheitskämpfer durch Knaben dargestellt zu sehen, würde ihm lächerlich vorkommen. So ernst und keusch in dieser Beziehung sich der nazional stolze Charakter auch darstellt, ist doch die Kunst die Blüte jedes Volksthumes.

Bis jetzt erfreuen nur italienische Opernsänger die Athenienser. Die Opern in griechischer Sprache singen zu lassen, wäre ein Beginn; ein Heranziehen von italienischen Schauspielern würde die Griechen an das Drama gewöhnen und allmälig das Vorurtheil, selbst die Bühne zu betreten, verschwinden machen. Darstellende Talente

fänden Anregung und würden auftauchen, mit ihnen Poeten, die sich jetzt mehr zur epischen Dichtung hinneigen, sich für das Drama begeistern. Wenn es schon Christine von Schweden und in unserer Zeit der König von Preußen versuchten, antike Tragödien aufzuführen; so wäre ein solches ästhetisch anachronistisches Behagen nirgend natürlicher als in Athen, wo die Szene der Dramen noch dieselbe ist, wie vor drittehalbtausend Jahren. Die Fantasie der Dichter, wie des Volkes wäre angeregt, nur müßte ein rasches Ergreifen moderner, historisch griechischer Stoffe, heiterer Darstellungen aus dem Volksleben selbst, bald folgen, um ein nazionales Theater zu schaffen.

Uebersetzungen von fremd sprachlichen Dramen wären wenigstens Anfangs, wenn sie nicht von Heroen der daramatischen Kunst herrühren, fern zu halten.

Eines Tages beehrte mich der Dichter Zalakosta mit seinem willkommenen Besuche. Er ist auf den Bergen von Epirus, unfern Janina im Jahre 1806 geboren und Kapitän im Quartiermeisterstabe der k. griechischen Armee. Außer dem bereits genannten, errang noch ein zweites Gedicht von ihm den Lorber „die Armatolen und die Klephten" das mit den schönen Worten anhebt:

„Ich durchbreche die Finsterniß eines Jahrhunderts, ich will zeigen die Stapfen der Sklaverei auf dem heiligen und geweihten Boden von Epirus. Zeit und Tod ihr Zerstörer der Welt und ihr Jäger des Lebens öffnet vor mir einen doppelten Reichthum: eure geheimnißvollen Thaten und eure kalten Gräber."

Wie dieses epische Lied athmen alle Gesänge des Dichters Liebe und Begeisterung für das Vaterland, Haß und Zorn gegen Knechtschaft, die immer wieder aus seinen nazionalen Stoffen, die er wählt, hervorleuchten und seinen Namen berühmt machen.

Herr Zalakosta will vom Volke, in dessen Sprache er schreibt, verstanden werden und wählt wie Solomos zuweilen die Dialektsprache, so in seinem epischen Liede „der Fall Konstantinopels" und „Fotos und Frosso." Seine hellen Augen fangen zu leuch-

ten an und die feinen schmalen, sich rötenden Wangen lassen mehr Jugend in ihm aufleuchten, als sein schon graues, schlicht anliegendes Haar vermuten läßt, wenn er von Poesie und Sprache redet.

„Die griechische Sprache hat durch den Lauf der Jahrhunderte ihren antiken Glanz verloren; aber immer blieb sie die echte Tochter der antiken Sprache, wenn sich ihr auch durch die fremde Herrschaft und durch die reisenden Kaufleute fremde Wörter beimischten. Unter dem Landvolke, zumal auf den Bergen war die Sprache derber, aber reiner als in den Städten. Während der langen Zeit der Sklaverei fehlte den Griechen Alles: Waffen, Festungen, Ansehen, Wissenschaften und all dies erhielt von dem Machthaber die Benennung in *seiner* Sprache. Alles aber, was er nicht usurpiren konnte: der Himmel, die Erde, das Meer, Bäume und Früchte, Blumen und Thiere behielten ihre antiken Namen bei. Es wurden verschiedene Dialekte gesprochen, die nicht stark von einander unterschieden waren. Die Erhebung des Volkes im Jahre 1821, welche den Sklaven die Freiheit und ein Vaterland gab, mußte auch auf ihre Sprache einen reinigenden Einfluß üben. Heutzutage spricht das freie Griechenland eine schöne, ausdrucksvolle Sprache; befreit von Fremdwörtern, ist sie reich durch ihre eigene Kraft und geschmückt mit antikem Zauber. Diese Sprache ist die der Dichter und der Journalisten, sie war bereits die aller Schriftsteller. Da tauchte im Jahre 1853 die Laune des Dichters Panagiottis Suzzo auf, die griechisch antike Sprache wieder lebendig zu machen, indem er alle ihre Wendungen und Wortfügungen in einer eigens geschriebenen Grammatik empfahl. Es gelang ihm, der Muse pedantische Augengläser aufzusetzen und sich als das Haupt einer neuen Schule zu erklären. Man lachte. Wie aber das Neue, wenn es kühn vorgetragen wird, und durch Geist zu blenden weiß, immer sich Jünger zu erwerben versteht, so ergriff namentlich einige Professoren der Universität, eine epidemische Lust so zu schreiben, daß, wenn sie mit denselben Redensarten im gesellschaftlichen Leben sprächen, man ihnen ins Gesicht lachen würde. Wir wollen nicht die Dialektsprache zur allgemeinen erheben, wiewohl sie die Sprache des Her-

zens und des Gefühles ist, eignet sie sich doch nur für kleinere Gedichte, die sich gerne der Musik fügen, für das Lied. Aber wozu nützt ein Buch mit dem trefflichsten Inhalte, wenn das Volk es nicht versteht? Die Mode wird vorübergehen, wenn nur die Dichter und Journalisten nicht aufhören, die Richtung, welche die Sprache zur Zeit des Befreiungskrieges genommen hat, zu verfolgen und die Sprache des Volkes, durch langsame Entwickelung zu erheben. Die Frage wäre lange schon entschieden, welcher Weg der richtige sei, aber der Einsichtvollen sind wenige und entbehren einer einheitlichen Leitung. Die neue Schule hat einen berühmten Namen an der Spitze und der Dichter Solomos, der allein eine ganze Schule ist und seinen Ruhm in der Volkssprache sich ersungen hat — schweigt."

Zu diesem Kampfe, den fast jede Literatur aufzuweisen hat, gesellt sich aber in Griechenland ein für die Dichter namentlich nachtheiliger Mangel, daß sich kein Buchhändler findet, der ihre Schriften verlegt. Die Dichter, deren Gesänge gekrönt wurden, mußten sie, um ihnen einige Verbreitung zu verschaffen, auf eigene Kosten drucken lassen. Zudem ist die griechische Gesellschaft „seelenlos für den Dichter" er muß seine Lieder verschenken, um — gelesen und — keiner Aufmunterung theilhaftig zu werden. Zalakostas episches Lied „die Armatolen und die Klephten" ist ins Italienische übersetzt und würde es wohl verdienen, den Deutschen es anzueignen. Er selbst kennt nur einen deutschen Dichter, aber für den er begeistert ist — Schiller, in französischer Uebersetzung! Ich rieth ihm, da er sich schon einer Uebersetzung bedienen müsse, zu der in italienischer Sprache von Mafei, um unsern Dichter besser würdigen zu lernen.

Ich hatte die Freude noch oft mit Zalakosta zu verkehren, der mir jedesmal den wohlthuenden Eindruck einer edlen, nazionalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung, welche Saite in ihm eben zu tönen begann, hervorrief.

Am Tage meiner Abreise brachte er mir einen hölzernen Becher, den ein junger Mensch aus Akarnanien, ein entschiedenes Talent für Plastik, geschnitzt hat. Adler und Greife von ener-

gischem Ausdrucke sind kunstreich auf dem Becher erhaben geschnitten, und enden und beginnen in den geschmackvollsten Arabesken.

„Nehmt den Becher", sagte Zalakosta, indem er mir herzlich die Hand zum Abschiede schüttelte, „und wenn Ihr an die kastalische Quelle auf Eurer Reise kommt, schöpft mit ihm aus derselben und trinkend denkt an Zalakosta."

Kolonos.

Die Ebene von Attika. — Sophokles Geburtstätte. — Ein Chorgesang im Oedipos. — Ottfried Müllers Grabstelle. — Vandalismus.

An einem sonnigen Morgen ging ich zur Stadt hinaus in die schöne Ebene, um den Olivenhain und den Zipressengarten zu besuchen, in welchem die Akademie des Platif sich befand. Die Oelbäume gaben angenehmen Schatten, kein Nachtigallengesang, wie einst im Alterthume, war hier zu vernehmen, nur, wie ihn Sophokles nennt, der „nomadische" Kephysos blitzte silbern da und dort auf, wie er eben durch den Gau von Kolonos sich windet. Gräber und Strauchwerk umgeben einzelne Gärten, in denen Weinstöcke, noch nicht grün, wie schwarze Schlangenklumpen lagen, oder Gemüse angebaut war. Nur wenige Arbeiter, meist Frauen waren in diesen Gärten beschäftigt, selten begegnete mir eine Gruppe, oder ein einzelner Mensch, der nach Athen ging. Mehrere Esel auf denen Frauen, ihr Kind vor sich haltend, saßen, wurden von Männern geführt oder nur begleitet. Es war Sonntag, und die mir so begegnenden Familien zogen zur Kirche. Sonst war es stille und trotz des Sonnenglanzes traurig in der Landschaft und die Einsamkeit, die über sie ausgebreitet war, erhöhte noch eine feierliche Stimmung.

Ich näherte mich dem antiken Hippios Kolonos, dem Geburtsorte des Sophokles, wo er die tragischen Schrecken seines „Oedipos spielen läßt."

Er verherrlichte diese seine Geburtsstätte mit einem der schönsten Chorgesänge. Als ihn sein Sohn Jophon der Schwachsinnigkeit anklagte, um ihm die Verwaltung seines Besitzes zu entreißen, unterließ Sophokles jede Vertheidigung und las den Richtern nur diesen Chorgesang vor. Diese von der Schönheit der glanzvollen Dichtung ergriffen, geleiteten ihn im Triumphe nach Hause.

Ich bestieg den Hügel, auf dem eine kleine weiß und weithin schimmernde Kapelle gebaut ist, und setzte mich vor dieselbe hin. So sah ich denn das einst Götter- und Heroenbevölkerte Land vom Berge Parnaß, vom Hymettos und Likabet in weitem Halbkreise begränzt. Vor mir lag Athen, aus der sich die Akropolis mit ihren erhabenen Säulenresten erhob. Hinter ihr schimmerte das blaue Meer und erhoben sich aus ihm die Felsenufer von Salamis. Wie fern auch all das, schien es durch den durchsichtigsten glanzvoll bebenden Aether doch ganz nahe gerückt.

Wer sich jenes Chorgesanges des Sophokles erinnert, wird merken, wie er in meine Gedanken hineinspielend mir ein Lied an Hellas eingab.

Eine kleine Strecke vor mir erhob sich ein zweiter Hügel, auf dem ein weiß marmornes Monument die Gebeine Ottfried Müllers deckt. „Ein schöneres Grab kann einem begeisterten Freunde des griechischen Alterthums nicht zu theil werden. Rings umher blüht rothlau, die schon von Homer besungene, altgriechische Todtblume und stark duftender Quendel.

Schmerzlich aber war mir der Anblick des Monumentes in der Nähe. Tausend schwarze Punkte und Flecke bedeckten es, als hätte der Mutwille das Monument zur Zielscheibe gewählt und nach ihm mit Schrotkörnern geschossen. Da und dort ist ein Stück losgebrochen, einzelne Buchstaben der altgriechisch abgefaßten Inschrift zerstört; dafür mancher Namen eines vandalisch Reisenden eingemeißelt. Eine Einfriedigung gebietet die Pietät.

An Hellas!

Glanzvolles Kolonos!
Ein Fremdling hab ich pilgernd Dich erreicht,
Wo ſchlummerlos Kephyſſos Woge ſchleicht
Und blaulig grün die Oelbaum-Waldung ſproß.

Hier weilten Muſen gern,
Und lenkte Aphrodite ihr Geſpann;
Hier ſaß Dein edler Dichter, ſang und ſann
Bei Nachtigallenliedern nah und fern.

Des Krokos goldner Glanz,
Noch ſind dir die Narziſſen nicht geraubt;
Wo aber iſt der Göttin blondes Haupt
Es zu umwinden mit dem blauen Kranz?

Roßprangend Land!
Dein edelſter, dein Weltruhm ſagt nicht mehr
Mähnenumflattert, ſtolz auf die einher,
Poſeidons mutiges Geſchenk verſchwand!

Der Berge Schönheit nur,
Dir blieb das glorreich aufgerollte Meer,
Und drauf der Schiffe leicht beſchwingtes Heer,
Dir blieb des Himmels ſtrahlender Azur!

Dein iſt der Mythe Glanz!
Dein der zerbrochnen Tempel Säulenſchaft;
Und größer ſind ſie, noch ruinenhaft,
Als Alles, was auf Erden prunkt als ganz.

Und Deiner Söhne Mut,
Vergaß er, was die Termopylen ſind?
O, jede Blume ſprießt, gewiegt vom Wind,
Aus dem für Freiheit hier vergoßnem Blut.

Es ſteigt ſichtbarer Duft
Aus ſolchen Blumen in der Sommernacht,
Von bleichen Funken eine weiße Pracht,
An Geiſter mahnt ſie, ruhend in der Gruft.

Neuhellas! als dein Sohn
Sank in des Hades Finſterniß,
Die Helden grüßten ihn von Salamis,
Als ebenbürtig die von Marathon.

Und kommen wirſt du einſt
Glanzvollſter Tag, den Hellas ſchon geſehn,
An dem du, die getrennt und ferne ſtehn
Zu einem glorreich großen Volk vereinſt.

Wie tauſend Adler wird
Es dann die Flügel dehnen ſeiner Macht —
Die in Byſanz verſunkne Kronenpracht,
Ich ſeh ein Haupt mit ihrem Glanz geziert.

Beim öſterreichiſchen Geſandten.

Der Bibliothekar des Eskurials. — Chemiſche Unterſuchung von Tempelſäulen. — Ein franzöſiſcher Offizier geraubt. — Ein abgeſetzter Pfarrer. — Cuböa. — Todtenblumen zu Branntwein benutzt. — Griechiſche Zuſtände. Rührendes Leichenbegängniß.

Ich hatte die Freude, zu Athen in der Perſon des öſterreichiſchen Geſandten, den Freiherrn von Walter zu begrüßen, deſſen intereſſante Bekanntſchaft ich viele Jahre früher in Neapel gemacht hatte. Leider war ſeine Stimmung durch andauernde Kränklichkeit niedergedrückt; nichtsdeſtoweniger verſammelte er einen Kreis geiſtvoller Männer um ſich, in welchem er ſeine Leiden zu vergeſſen ſchien und immer heiter mittheilſam wurde.

Wir waren eines Abends in ſeinem Salon und ließen uns von ſeinen Reiſen, faſt auf der ganzen gebildeten Erde erzählen. Ergreifend war die Schilderung ſeiner Beſteigung des Piks von Teneriffa, anziehend die ſeiner Reiſe nach Rio Janeiro. Am meiſten feſſelten uns die Bilder des Eskurials, und merkwürdig war der Griff, den Baron Walter mit Bewilligung des ihn begleitenden Mönchs in der Bibliothek that.

Als er in die weitläufigen Räume trat, ſtanden faſt alle Bücher mit den Schnitten nach außen. Auf die an den begleitenden Mönch gerichtete Frage, wie er ein Buch finde, gab er die naive Antwort: „Es hat ſeit den Jahren, die ich der Cuſtode

bin, noch niemals Jemand ein Buch verlangt." Und auf die Frage, ob er selbst nicht zuweilen läse? „Niemals, lieber Herr! Mein frommer Glaube, den die heilige Jungfrau mir rein bewahren möge, könnte irregeleitet werden."

In einem der Säle lag auf der Erde ein kleiner Berg von Büchern und Papieren; Staub und Spinnen hatten ein schützendes Dach über dieselben gelegt. Baron Walter fragte, ob er etwas von den Büchern zum Andenken mitnehmen könnte? „Nehmt lieber Herr!" Die Hand war eine glückliche; sie zog das Manuskript von Lopez de Vegas „der Stern von Sevilla" und die Originalinstruktion für die Inquisizion vom Kardinal Ximenes hervor. Er verehrte Beides seinen Freunden: das Drama dem Dichter Zedlitz, die Instruktion dem Orientalisten Hammer-Purgstall.

Einen interessanten Gesprächsstoff bot eine chemische Untersuchung des anwesenden Professors Herrn Landerer, die einen langen Kampf entschied. Die Archäologen wollten aus der braungoldenen Farbe der Tempelsäulen in Athen erkennen, daß die Alten nicht blos die Kapitäle, sondern auch die Säulen polychromisch bemalten. Schon Faraday meinte, es könne die braune Färbung von Eisen herrühren. Die genaue Untersuchung Landerers stellt unwiderleglich diese Farbe für eine Oxydirung des Eisens, das in jedem Marmor vorhanden ist, dar. Er wiederholte die hier im Laufe der Zeiten sich langsam ergebende Thatsache durch ein einfaches Experiment, indem er weiße Marmorstücke mit Salpetersäure benetzte, die, einige Zeit der freien Luft ausgesetzt, dieselbe braune Färbung zeigten, wie die Säulen des Theseustempels. Die freiliegenden Marmorstücke am Pentelikon sollen dieselbe Farbe, wie die Säulen an den Tempeln zu Athen zeigen.

Als ich den Wunsch aussprach, die nur drei Stunden entfernten Marmorbrüche des Pentelikon zu besuchen, überhaupt einen Ausflug in das Innere des Landes zu machen, rieten mir die Herren ernstlich davon ab, indem ein solcher Ausflug für einen Einzelnen nicht sicher sei.

Es wurde erzählt, daß ein französischer Offizier, nur von einem Diener begleitet, sich vor Kurzem in die Berge entfernt

habe und von Räubern entführt worden sei. Diese forderten in einem Briefe an den französischen Kommandanten in Pyräus ein Lösegeld von 20,000 Frcs., an einen bestimmten Ort hinterlegt, worauf sie den Gefangenen freigaben. Durch die in Griechenland mitempfundene Aufregung des türkisch-russischen Krieges war die Sicherheit des Landes für einige Zeit gefährdet, selbst in der Hauptstadt. Der Gesandte ließ mich jedesmal, wenn ich spät Nachts aus seinem Theezirkel heimkehrte, durch seinen Gensd'armen begleiten.

Die Absetzung des katholischen Pfarrers in Pyräus durch den Bischof von Syra beschäftigte eben die Gesellschaft von Athen. Der französische Gesandte glaubte hinter eine Verschwörung in Athen gekommen zu sein: daß die Griechen nämlich in der Charfreitagnacht alle Katholiken erschlagen wollten. Um seinem Berichte Nachdruck zu geben, forderte er den Pfarrer, einen österreichischen Italiener, auf, ein die Thatsache bestätigendes Zeugniß zu geben. Padre Constantino, dem von einer Feindseligkeit zwischen Griechen und Katholiken nichts bekannt war, der vielmehr von dem guten und freundlichen Zusammenleben der Beiden zu sprechen wußte, verweigerte eine Aussage, die den diplomatischen Bericht bestätigen sollte. Kurze Zeit darauf wurde der Pfarrer von seinem Bischof, welcher der, die Katholiken besonders beschützenden Macht natürlich geneigt ist, abgesetzt und ein neuer an seine Stelle eingeführt. Der österreichische Gesandte verweigerte konsequent, den neuen willigeren Mann bei sich zu empfangen. Ohne Unterstützung von österreichischer Seite wäre Padre Constantino geradezu dem Hunger preisgegeben gewesen.

Dr. Lindemayer, der Leibarzt der Königin, lenkte das Gespräch vom politischen Gebiete ab durch eine Mittheilung seiner naturhistorischen Beobachtungen auf der Insel Euböa. Er beklagte im Allgemeinen, wie wenig noch das Land rücksichtlich seiner Boden- und Kulturzustände gekannt sei; griechischer Fleiß wäre aber nicht die Wünschelruthe, um sich des möglichen Reichthums zu bemächtigen. Er meinte, durch eingehende Darstellungen könnten die Blicke der Industriellen „von Europa her" auf Griechenland gelenkt wer-

den, und wenn auch nicht abhold den archäologischen Forschungen und den großen Erinnerungen wäre es gut, wenn auch Reisende kämen, die, allenfalls um Mythe und Geschichte völlig unbekümmert, dem Grund und Boden ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden verstünden.

Es wurde mitgetheilt, daß eben eine sardinische Gesellschaft sich an die Kammer gewendet habe um das Recht, die bisher völlig unbenutzte Zwiebel des Asphodelos — der antiken Todtenblume, die nach Homer selbst im Hades blühte — zur Liqueurfabrikazion ausbeuten zu dürfen.

Als die Bemerkung aufgeworfen wurde, daß etwa dreißig in Athen erscheinende Zeitungen, Bücher und Broschüren hinlängliche Kunde über Land und Leute gäben, wurde dagegen eingewendet, daß diese Stimmen nicht weit über das Königreich selbst hinausdrängen, schon weil die Sprache derselben keine Weltsprache sei; daß es hingegen im Interesse Derer liege, die eine solche reden, oder in ihr schreiben, die allerdings noch in der Entwickelung liegenden Zustände bestens zu verleumden. Der Fortschritt ist überall hin erkennbar, und wenn er nicht so gewaltig und so rasch ist, wie ihn die Zivilisazion wünschen muß, so läge die Schuld gerade an Denen, die diesen Vorwurf am Lautesten erheben. Griechenland ist zu klein und müßte wenigstens seine Grenzen so weit ausdehnen, als England sie dachte, so lange man einem Koburg das Königreich verleiben wollte.

Dr. Lindemayer, ein Schüler Okens, ist durch eine gelehrte Arbeit in der Isis über die Vögel Griechenlands bekannt geworden und theilte uns manchen interessanten Vergleich mit, den er zwischen den Vögeln des Aristoteles und den jetzt in Griechenland lebenden zieht. Die wissenschaftliche Welt wird dieser naturhistorischen Studie sich bald zu erfreuen haben.

Anziehend waren mir manche Mittheilungen aus dem Volksleben, umsomehr als ich von diesem, aus Unkenntniß der neugriechischen Sprache, völlig geschieden war.

Der Grieche begreift nicht, wie man Jemanden in seinen Rechten dem Andern nicht gleich halten könne. Im Himmel sei das

freilich anders, da könne nur der Grieche selig werden. Die im Auslande reisend, sich Fürsten und Grafen nennen, führen diese Titel in der Heimat gar nicht, oder höchst selten. Der Grieche kennt noch von der türkischen Herrschaft her keinen Adel und keinen Ständeunterschied. Die einfachste und mäßigste Lebensweise ist ein charakteristisches Merkmal des griechischen Familienlebens.

Rührend war die Schilderung eines Leichenbegängnisses, das einer der Anwesenden in einem griechischen Dorfe mit angesehen hatte: Eine Mutter trug ihr todtes Kind, weiß angethan, weinend zum Begräbnißplatze. Ein griechischer Pope folgte mit dem Kreuze in der Hand, mit dem er zuweilen einen neben ihm gehenden, mit einem Holzbündel beladenen Esel antrieb. Die Popen sind sehr arm und treiben, wie einst die Apostel, meist ein Handwerk neben ihrem heiligen Berufe. Der eben erwähnte war ein Tischler und verband so den heiligen und profanen Beruf in naivster Weise. Niemandem, wo die Gruppe vorüberzog, wandelte ein Lächeln an.

Schulen.

Künstlerpreise. — Die Maler Vitalis, Pollak und Pig. — Gypsabgüsse. — Der äginetische Apoll. — Ein alter Bekannter. — Ein Mädcheninstitut.

Wie der Poesie und Wissenschaft an der Universität von patriotischen Griechen Preise gewidmet sind, so hat auch ein reicher Kunstfreund, Herr Konteskavlos, zweitausend Drachmen für das beste Oelgemälde, das beste plastische und architektonische Modell bestimmt.

Die Regierung läßt es ebenfalls nicht an Stipendien und Auszeichnungen fehlen, um die Kunst und die technischen Fächer zu fördern. Das Institut der polytechnischen Schule, unter der Leitung des tüchtigen, kunstliebenden und schaffenden Direktors Kavtanzoglou geht einer schönen Entwickelung entgegen. Wenn bis jetzt auch noch keine Künstler von Ruf aus dieser Schule hervorgegangen sind, so reift doch unter den hundertundfünfzehn Schülern, die sie im Jahre 1856 zählte, manches schöne Talent heran.

Dem Institute ist das Haus, wo die Regentschaft ihren Sitz hatte, geweiht. Einen Stock hoch, macht es in seinem etwas vernachlässigten Aeußern keinen besondern Eindruck, namentlich wenn man früher die Universität und die Sternwarte gesehen hat. Das Gebäude enthält die Lehrsäle für die verschiedenen Fächer der Kunst und der Technik und die theils vollendeten, theils im Werden begriffenen Arbeiten.

Die Richtung, die den jungen Künstlern gegeben wird, ist, wie billig, eine nazionale.

Als bedeutend fielen mir die Arbeiten zweier Brüder Vitalis auf. Eine von ihnen ſtellte einen Arnauten dar, der, hinter einem Felsblocke ſtehend und in die weite Landſchaft hinausſpähend, die Augen vor der Sonne mit der Rechten ſchützt und mit der Linken nach der neben ihm ſtehenden Flinte greift. Der Feind wird der Kugel nicht entgehen, ſo ſcharf und ruhig iſt der Blick, ſo zornig das Kinn emporgeworfen und ſo ſicher der Griff nach der Flinte. Friedlicher iſt das Bild des andern Bruders: in einer griechiſchen Landſchaft ein Flöte ſpielender Hirtenknabe. Ich wurde an den berühmten Hirtenknaben meines Vetters und Landsmanns Leopold Pollak gemahnt, den er während meines Aufenthaltes in Rom vor Jahren vollendet hat und der durch Kupferſtich und Lithographie ein ſchönes Eigenthum aller Welt geworden iſt.

Auffallend iſt es, daß kein Künſtler einen längern Aufenthalt in Griechenland nimmt; die meiſten, und es kommen nicht viele, ſind nur flüchtige Gäſte. Wenn auch die Geſchichte Griechenlands, ſelbſt die neueſte, vielfach dargeſtellt iſt, ſo gewährt die griechiſche Landſchaft, das ſie belebende Genrebild eine reichſte Mannigfaltigkeit, die noch gar nicht genug ausgebeutet iſt. Keine öffentliche, oder private Galerie Wiens z. B. hat griechiſches Leben in Bildern aufzuweiſen.

Ich fand nur einen fremden Maler in Athen, der ſeit einem Jahre daſelbſt anſäßig iſt, Herrn Franz Anton Pig aus Gries in Tyrol. Von Sr. Heiligkeit dem Papſte für ein allegoriſches Gemälde „der Triumph der Kirche“ ausgezeichnet, hatte er eben, im Auftrage der kunſtliebenden Königin von Griechenland, für eine Kapelle in der Nähe Athens die Geburt, die Auferſtehung und die Himmelfahrt vollendet. Mit einem Altarblatte für die Kapuzinerkirche in Syra, die Taufe Chriſti darſtellend, war er eben beſchäftigt.

Das Muſeum der Schule zeigt in Gyps die ſchönſten Statuen und Gruppen aus dem Palazzo burbonico, ein Geſchenk des Königs von Neapel. Das britiſche Muſeum, das ſehr freigebig war, Abgüſſe des Akropolisraubes in faſt alle Muſeen Europa's

zu senden, verschonte das griechische mit einer den Engländern nicht ehrenvollen, den Griechen aber gewiß schmerzlichen Erinnerung.

Nicht so verschämt war der Besitzer des äginetischen Apolls. Ich grüßte wieder hier sein süßfades Lächeln, seine ich glaube von Pompeo Marchesi restaurirte Steifheit in Gyps. Ob diese Statue ein Horus oder ein Apollo sei, darüber entspann sich seiner Zeit in den von mir redigirten „Sonntagsblättern" ein kunstkritischer Streit zwischen Hammer-Purgstall und Prokesch-Osten.

Wir besuchten noch das Mädcheninstitut des Herrn Apostolos Arsakis, eines in Bukarest ansäßig griechischen Arztes. Auch er ist einer von jenen außerhalb des Königreiches lebenden, vaterländisch gesinnten Männern.

Die Gründung dieses Institutes hatte aber noch eine andere Veranlassung. Herr Arsakis sandte seinen einzigen Sohn, zu dessen Ausbildung nach Paris und hatte später Grund, ihm einen scharfen Brief wegen leichtsinniger Lebensweise zu schreiben. Der Jüngling, dessen Ehrgefühl noch stärker als sein Leichtsinn war, erschoß sich, und der Vater widmete zu seinem Andenken das Erbtheil, das ihm einst zufallen sollte, 350,000 Drachmen, zur Gründung des Erziehungsinstitutes. Das Gebäude ist palastartig. Eine bedeutende Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen unterrichtete, zur Zeit meiner Anwesenheit, vierundachtzig Mädchen, die im Hause wohnen und völlig versorgt werden, und vierhundert, die nur am Unterrichte theilnehmen. Die geistvolle Vorsteherin veranlaßte, um mich die Lehrmethode kennen zu lehren, kleine Prüfungen in den einzelnen Sälen. Die Kinder waren trefflich unterrichtet. Die blanke Ordnung des Hauses war eine wohlthuend heitere.

Rangabé.

Der k. Minister des Auswärtigen. — Uhland und Rückert. — Das deutsche und das wirkliche Athen. — Schlacht von Lepanto. — Der Volksverführer. — Der Vladika von Montenegro. — Goethe und Schiller neugriechisch. — Prosodiekampf. — Nazionale Dichter. — Theater. — Biografisches.

Herr Kavtanzoglou hatte die Freundlichkeit, mich dem Dichter Alexander Rizos Rangabé vorzustellen.

Unfern des Palastes auf einem freien Platze traten wir in ein Haus, das wie alle neuen Häuser Athens, wenn man sie von der Straße aus betritt, einen Garten, oder sonst verzierten Vorplatz hat. Es führte eine mäßig hohe, freie Treppe empor in ein Vorzimmer, aus welchem wir in einen kleinen Saal gelangten, der durch die einfachste Einrichtung ausgezeichnet war. Ein Diener, der sich hier aufhielt, meldete uns und öffnete die Thüre eines Kabinetes, das, ebenso einfach wie der Saal eingerichtet, auf einem Tische Papiere und Bücher und einen Schreibtisch mit gleichen Gegenständen sehen ließ.

Herr Kavtanzoglou trat, da es kühles Wetter war, im Mantel ein; ich selbst, seinem Beispiele folgend, ohne den Ueberrock abzulegen. So einfach und ohne Zeremonie war der Besuch.

Hinter dem Schreibtische hervor trat ein kleiner hagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen.

Ich stand vor Sr. Exzellenz, dem Minister des k. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten.

Nachdem Herr Kavtanzoglou mich mit einigen griechiſchen Worten vorgeſtellt hatte, reichte mir Herr Rangabé freundlich die Rechte und redete mich gewandt in deutſcher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Uhlands und Rückerts; ſeien Sie mir herzlich willkommen!“

Ich freue mich, eine Erſcheinung im wirklichen Athen wieder zu ſehen, die uns im deutſchen an der Ilm erfreute: ein Dichter, der Miniſter iſt und den Spruch Schillers verwirklicht: Es ſoll der König mit dem Dichter gehen.

„Sie huldigen der epiſchen Muſe? Meines Wiſſens hat, außer Ihnen noch kein Dichter die große Schlacht mit den kleinen Folgen in unſerem Golfe von Lepanto beſungen.“

Doch Exzellenz, der —

„Sagen Sie Herr Rangabé, da ich gern vorausſetze, daß Sie den Dichter und nicht den Miniſter zu beſuchen gekommen ſind.“

Der ſpaniſche Dichter der „Aurakana“ widmet der Schlacht einen ganzen Geſang.

„Sie lieben die Helden zur See und ſchildern das Meer mit Vorliebe. War es dankbar und Ihnen günſtig?“

Bis zum Kap Matapan. Doch als ich Europa verließ, begann ſein Zorn. Sie ſehen, ich ſpreche ſchon, wie die Athenienſer, die ſich nicht mehr zu den Europäern zählen.

„Die frühere morgenländiſche Herrſchaft brachte ſo viele Sitten und Gebräuche in unſer Land, daß wir uns außer Europa fühlen mochten. Sagen Sie nicht auch in Oeſterreich „draußen“, wenn von Deutſchland die Rede iſt?“

Ich ſtaune über Ihre Kenntniß dieſes lächerlichen Ausdrucks.

„Ich ſtudirte in München und da machte ich die Bekanntſchaft manches Oeſterreichers.“

Ich habe es zu beklagen, nicht der neugriechiſchen Sprache kundig zu ſein, und ſo kenne ich nur eines Ihrer Werke, die Satire: „Die Hochzeit des Kutrulis“, die Sanders verdeutſcht hat.

„Ich habe ſo eben die Mittheilung erhalten, daß auch einer Novelle von mir, „der Fürſt von Morea“, die Ehre zu Theil wird, in die Sprache Leſſings übertragen zu werden.“

Was Sie bescheiden als eine Gunst ansehen, scheint mir nur eine erwiedernde Dankbarkeit, nachdem Ihre griechischen Uebersetzungen vieler Gedichte von Goethe und Schiller berühmt geworden sind.

„Es ging mir damit leichter, als mit der Uebersetzung des Euripides und des Homer, wenigstens kampfloser. Ich wagte es, die Odyssee in Hexametern zu übersetzen, die aber nicht der antiken Prosodie huldigen, sondern dem Akzente der neugriechischen die Quantität der alten Sprache opfern. Es entstand ein literarischer Kampf darüber, der noch nicht ausgefochten ist, wiewohl mein Beispiel immer mehr Nachahmung findet."

Herr Rangabé holte aus einer Büchersammlung, die neben seinem Schreibtische stand, zwei Bände seiner Dichtungen hervor, die vor zwei Jahrzehnten unter dem Titel: „Diaphera poiemata" erschienen sind. Seinen Namen einschreibend, verehrte er sie mir zum Andenken. „Wenn Sie einen Freund haben, der griechisch und deutsch liest, so lassen Sie sich, da Sie das Epische mehr angeht, mit dem Gange und einigen Stellen meines Gedichtes: „Der Volksverführer" bekannt machen. Der Held gehört der neueren Geschichte an, es ist der montenegrinische Mönch, der unter Katharina II. lange die Rolle des Zaren Peter III. spielte."

„Denselben Stoff behandelte der verstorbene Bladika von Montenegro, aber dramatisch. Sein Trauerspiel, über das ich von ihm einen charakteristischen Brief besitze, ist von erschütternder Wirkung. Es liefert mir diese Thatsache wieder den Beweis, daß es keinen vorbestimmt epischen, oder dramatischen Stoff gebe. Das Genie des Dichters entscheidet. Wir wissen, daß Goethe lange Zeit in Gedanken den Wilhelm Tell episch formte, bis er ihn Schiller überließ, der ihn zum Helden eines unsterblichen Dramas machte.

„Wir müssen es in allen Formen versuchen, das Nationalgefühl zu wecken, das erwachte lebhaft zu erhalten. Nur der nazionale Dichter kann gelten, er verhöhne, wenn er nur vaterländisch fühlt, wie unser Sutzos, Helden und Volk, oder er begeistere es, wie Solomos durch seinen Freiheitsgesang."

Wäre darum und vor Allem ein griechiſches Theater nicht zu ſchaffen?

„Vor Allem! Aber das Nazionalgefühl, um es redlich zu ſagen: die Unbildung ſträubt ſich noch dagegen. Ich gebe ſeit lange mit dem Gedanken um.“

Ein eintretender Diener berief den Miniſter zu Hofe; unſer Geſpräch mußte unterbrochen werden. Es wurde mir der geiſtige Gewinn zu Theil, mit dieſer im Leben und in der Kunſt bedeutenden Perſönlichkeit noch in wiederholte, freundliche Berührung zu kommen.

Neueren Nachrichten zufolge iſt ein griechiſches Theater in Athen mit Schillers Trauerſpiel: „Kabale und Liebe“, überſetzt von Rangabé, eröffnet worden.

Rangabé iſt der Sohn eines Gelehrten, der ſich durch eine Statiſtik Griechenlands einen literariſchen Ruf begründet hat. Der Dichter war bis zu ſeiner Berufung in das k. Kabinet Profeſſor der Archäologie in Athen.

Die von ihm begründete „archäologiſche Zeitſchrift“ in griechiſcher Sprache, ſeine franzöſiſchen „Antiquitées Helléniques“ haben ihm ebenſo den Ruhm eines geiſtvollen Forſchers erworben, wie ſeine Dichtungen die Begeiſterung der Nazion. Kühnheit des Gedankens, Glanz der Sprache, vor Allem ein in beiden ſchlagendes Herz fürs Vaterland zeichnen die Poeſien dieſes Dichters aus. Er ſingt: „Alle Griechen müſſen nur ein Herz, eine Seele, ein Ziel und einen Feind haben.“

Das Ziel iſt vielleicht der erneute Thron von Byzanz!

Der Nymphenhügel.

Sternwarte. — Blumen und Haare. — Obolus. — Markt. — Ein Atlante. — Gusle und Homer. — Haiduken und Kleyhten. — Serbisches und griechisches Volkslied. — Die Schweiz und Tyrol. — Romaika und Kolo. — Fallmeraier. — Ein Kind.

An einem sonnigen Nachmittag wanderte ich in Begleitung des Professor Makkas zu den altehrwürdigen Stätten des Museion, zur Pnyx, zum Kerker des Sokrates, zum Areopag. Um des Sonnenuntergangs zu genießen, bestiegen wir zuletzt den Nymphenhügel.

Er scheint in seiner ziemlichen Ausdehnung und Höhe nur ein Felsen zu sein. Baum- und pflanzenlos, ist er von einem architektonisch schönen Gebäude gekrönt, von einer Sternwarte, die der Freiherr von Sina sammt dem astronomischen Apparate für 300,000 Drachmen vor einigen Jahren herstellen ließ. Es ist auch dies ein großartiges Beispiel des lebhaften Antheils, den die außerhalb des Königreichs lebenden Griechen für die Kultur und Entwickelung desselben immer empfinden. Das vergoldete, freiherrliche Wappen ist über der Pforte angebracht, und erinnert an die schöne, geistige That des Vaters, zu welcher der Sohn eben jetzt großmütig den Bau einer Akademie der bildenden Künste fügt.

Der Nymphenhügel, dessen Bestimmung im Alterthume nicht bekannt ist, führt nur darum diesen Namen, weil auf seiner

Höhe neben der Sternwarte einem Felsstücke die Worte eingeschrieben sind: *Ηερος Νυμφης Δεμος*. Auf einem andern Felsstücke, beiläufig in der Mitte des Hügels sind die Worte *Ηερος Δεμος*, nur schwer leserlich, noch zu erkennen.

Am Fuß des Hügels ist etwa eine zwei Klafter hohe und vier Fuß breite Stelle am Felsen zu bemerken, die glatt und glänzend, wie grau roter Porphir polirt ist, und oben einen eben so polirten Sitz zeigt. Im Alterthume ließen gesegnete Frauen sitzend von diesem Felsen sich niedergleiten. Noch jetzt ist unter den Frauen im Volke der Aberglaube nicht verschwunden, daß sie schmerzloser Mütter werden, wenn sie Nachts heimlich an diese Stelle hingehen und den Felsen immer mehr und mehr glätten.

Nichts wurzelt tiefer, als der Aberglaube; nach Jahrtausenden, wenn die Erinnerungen an die erhabensten Thaten in einem Volke erloschen sind, haften seine feinsten Fasern noch in dessen Gemüt und Fantasie.

Noch bringen junge Mädchen, wenn sie unerwiederte Sehnsucht im Herzen fühlen, im Frühling Blumensträuße am Nymphenhügel als Opfer dar. Das Schlachten eines schwarzen Hahns im Kerker des Sokrates soll, einer unverbürgten Kunde nach, noch verkommen, um das Haus vor Unheil zu schützen. Da und dort in Griechenland legen sie dem Todten noch eine kleine Münze unter die Zunge für den antiken Fährmann. Der geistreiche Hettner hat in seinen Reiseskizzen die eigenthümliche Charfreitagsfeier, bei der ein aus Wachs geformtes Christusbild bei Kerzenlicht und Trauergesängen Nachts durch die Straße getragen wird, mit den eleusinischen Festzügen, sogar dem Inhalte nach verwandt gefunden.

Wir gelangten durch den ärmeren Stadtheil zurück, wo — trotz des Sonntags der streng orthodoxen griechischen Christen, der lebhafteste Markt und Verkehr war. Mich, den Pilger aus Norden, zogen zumeist die aufgeschichteten Berge von Orangen und Zitronen an, und da und dort die mich fremd anglotzenden Augen von kleinen Seeungeheuern. Männer und Frauen in den

bunten und maleriſchen Trachten des Landes, jene energiſch und entſchloſſen ausſehend, dieſe völlig unbedeutend, meiſt unſchön, bewegten ſich kaufend und verkaufend durch die engen Gaſſen.

In dieſem älteſten Theile der Stadt ſind häufig antike Säulenſtücke, Kapitäle eingemauert zu ſehen. In dem Hofe eines der Häuſer befindet ſich der Torſo eines rieſigen Atlanten, in einen Fiſchſchweif endend. Der Torſo iſt zur Hälfte in die Erde eingeſenkt. Ein ſeiner Größe entſprechendes Poſtament liegt unter Miſt im Hofe. Es ſei dieſes Torſos darum beſonders erwähnt, weil ich in mehreren Werken über Athen vergebens um eine nähere Nachricht über denſelben ſuchte. Mich machte der geiſtvolle, k. preußiſche Legazionsſekretair von Felſen, mit dem ich eine archäologiſche Wanderung unternahm, auf dieſen antiken Atlanten aufmerkſam.

Als wir eine Kaſerne durchſchritten, bot ſich uns ein eigenthümliches Schauſpiel dar. Griechiſche Reiter, leider in keiner nazionalen Uniform, tanzten im weiten Hofraume die Romaika. Ein blinder Bettler ſpielte eine kleine, monochorde Kniegeige, die Guſle der Serben, und ſang ein näſelnd monotones Lied dazu. Man hätte keine beſſer Parodie des alten blinden Homeros erfinden können.

Für mich hatte die Erſcheinung eine andere mehr moderne Beziehung:

Wie die Haiduken in den Bergen Montenegro's, Serbiens und der Herzegowina die Heldenlieder erfinden, die dann zumeiſt von blinden Bettlern auf den Jahrmärkten geſungen werden; ſo ſind die Klephten in den Gebirgen der griechiſchen Inſeln die freien Dichter des Volksgeſanges. Wie wir eben ſahen, iſt auch ein blinder Bettler hier der Sänger dieſer Lieder. Auffallend aber iſt auch die Gleichheit des Inſtrumentes.

Ich wage nicht, was vielleicht der Zufall hier als eine Ausnahme fügte, als ein allgemein Beſtehendes auszuſprechen. Jedenfalls iſt es intereſſant, die ſerbiſche mit der neugriechiſchen Poeſie in gleicher Weiſe entſtehen zu ſehen. Daß jene in ihrer einfachen Erhabenheit, in ihrer plaſtiſchen Gewalt den homeriſchen Geſän-

gen nahe steht, ist bereits anerkannt worden. Es fehlt eben nur ein Dichter, wie Homer, oder wie Heinrich von Ofterdingen, der die zerstreuten, goldenen Klänge zu einer gewaltigen epischen Symphonie vereinigt hätte. Fast scheint es, daß zu dieser unsterblich machenden That die Zeit vorüber sei; sie fordert noch naive Zustände und das Zusammenfassen zu einem ganzen, einem Kunstwerke darf nicht gar zu fern der Schöpfung der einzelnen Gesänge, Sagen und Heldenkreise liegen.

Die Berge sind die vom Sturm umsungenen Wiegen der Lieder, dieser natürlichen Kinder der Freiheit. Korsika und Montenegro, von den Gebirgen der Basken und der Hellenen stürzen singende Katarakte in die Thäler und so bleibt es auffallend, warum die tapfern, freiheitliebenden Bewohner der Schweiz es allenfalls nur zu einem sentimentalen

„Uf'm Bergli
Bin i gesässe"

gebracht haben und daß die allezeit tapfern und frommen Tyroler, in ihren prächtigen Bergen gar nur im trivialen „Schnaderhüpfel" den Ausdruck ihrer Gefühle finden. Kein historischer Gesang ist in diesen Bergen der Begleiter der schönen und heldenhaften Thaten ihrer Bewohner.

Doch wir wollen den Reitern in der Kaserne zusehen, wie sie tanzen.

Die Männer faßten sich an den Händen und bildeten einen weiten Kreis. Wieder wurde ich an den serbischen „Kolo" einen Kreistanz erinnert. Die Griechen halten die Romaika für einen antikgriechischen Tanz, trotzdem sie ihm, gleichsam sich ihrer großen Abkunft schämend, einen römischen Namen gaben.

Der genaue Fallmeraier wird die hier nur flüchtig angedeuteten Vergleiche des südlichen Liedes und Tanzes, mit dem der südlichen Slaven zu deuten wissen.

Die Männer bewegten sich bald nach rechts, bald nach links im Kreise, beim Takte des von der Gusle begleiteten Liedes. Zuweilen hoben sie den einen, dann den andern Fuß und stampften ihn auf die Erde. Die Bewegungen waren gemessen,

langſam und ohne Feuer. Die Geſichtszüge der Tanzenden blieben gleichgültig, theilnahmlos ernſt. Ohne Mannigfaltigkeit der Bewegungen dauerte der Reigen eine halbe Stunde lang, während welcher Zeit mancher Tanzende aus dem Kreiſe trat, und ein Anderer ihn wieder erſetzte.

Profeſſor Makkas hatte die Güte, mir ein Lied des blinden Geigers zu verſchaffen; er ſang:

„Jenſeits von Kjabeſes Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
Die zwei Ochſen zu verwerten,
Und das Geld dafür zu geben
Meinem Liebchen, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet,
Sagt, ich hätte mich vermälet;
Wenn ſie fragt, wer meine Luſt,
Sprecht: drei Kugeln in der Bruſt,
Sechs in meine Arm' und Beine.
Fragt ſie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Kräben und die Raben,
Kamen als Verwandte, haben
Alles freſſend fortgenommen."

Ich fand zu meiner Freude dieſes Lied in den trefflichen „Albaneſiſchen Studien" Hahns in der gewandten Ueberſetzung von O. L. B. Wolf wieder.

König und Königin.

General Nagaras. — Handschuhetikette. — Athen und Resin- — Don Juan de Austria. — Ein Zweifel der Königin. — Elise Herz. — Kinderbewahr-Anstalten. — Trachten und Erscheinung. — Handkuß.

Ich verfügte mich um 7 Uhr Abends in den königlichen Palast, und trat, angewiesen von einem Offizier, in einen hell erleuchteten Saal, dessen Marmorwände die funkelnden Lichter des Kronleuchters spiegelten.

General Nagaras, der Hofmarschall, trat nach einer kleinen Weile im Nazionalkostüme mir entgegen. Eine hohe, heldenhafte Gestalt, mit einem ausdrucksvollen Gesichte. Er redete mich neugriechisch an; als ich ihm französisch, das er nicht verstand, oder nicht zu verstehen scheinen wollte, antwortete; wiederholte ich mein Bedauern in italienischer Sprache, ihm nicht in den schönen Lauten seines Landes antworten zu können. Er schellte, und es trat ein Ordonnanzoffizier ein, der fortan unser Gespräch dolmetschte, das sich in heiter höflichen Formen bewegte, und mich um so mehr bedauern ließ, daß es nicht direkt geführt werden konnte.

Nach einem Blicke auf die Uhr ging der Hofmarschall durch eine hohe Thüre in einen zweiten Saal, der tiefer und größer, als derjenige in dem wir uns befanden, einen intensiven Lichtglanz zu uns hereinwarf. Bald gingen beide Flügelthüren auf,

der Adjutant hieß mich, militärisch grüßend, eintreten, und ich stand vor dem Könige und der Königin von Griechenland.

Der König in weißem, reich mit Silber gestickten Nazionalkostüme, mit zwei Sternen an der Brust, stand in der Mitte des Saales, ihm zur Rechten, einen Schritt hinter ihm die Königin. Sie trug ein schwarzrot gestreiftes Seidenkleid, eine Haube, welche die glatt gescheitelteten Haare fast ganz sehen ließ, und von der zwei schmale Bänder zu beiden Seiten des Kopfes herabhingen. Ihre Augen sind blau und warm wie der jonische Himmel, der Mund, wenn er lächelt, „säet Perlen" wie es in einem griechischen Volksliede heißt. Um ihre glänzende Büste wanden sich Schnüre großer Perlen, als ob ein dem Olymp entstiegener Gott der schönen sterblichen Königin Freudenthränen an den Hals geweint hätte. Eine Agraffe von feiner Arbeit glänzte an der Brust. Sie hielt die rechte über ihre linke Hand unter der Brust gelegt, der Handschuh hing nur an den Fingerspitzen, so daß die äußere Handfläche sichtbar war; ein Zeichen, wie man mich früher unterrichtete, daß ich den Handschuh meiner rechten Hand abzulegen habe, um mit ihr die Hand der Königin zu fassen und zu küssen.

Der König redete mich an:

„Wie gefällt Ihnen mein Athen?"

Ich bin erstaunt über die Ausdehnung der Stadt, die sie nach so wenigen Jahren gewonnen. Zu beklagen sind nur die vielen, in der Erde liegenden Altertümer, die, wenn nicht die Stadt durch ein gewaltiges Naturereigniß zu Grunde geht, was der Himmel verhüten möge! für alle Zeiten verloren sind. Wie das prachtvolle Herkulanum verloren ist, durch die über es gebauete Stadt Resina.

„Es ist ein griechisches Gesetz, daß jeder Grund genau untersucht werden muß, ehe ein Haus auf demselben aufgeführt ist. Es werden auf diese Weise fort und fort schöne Ueberreste der alten Welt zu Tage gefördert."

Eines erfreute, Majestät! mein Auge unter den modernen Bauten, daß die Wissenschaft in Athen, so schön wie der König wohnt.

Der König neigte freundlich das Haupt, und dem Gespräche eine andere Wendung gebend, fragte er: „Sie haben ein Gedicht geschrieben, das im Golfe von Lepanto spielt?"

Don Juan de Austria, Majestät!

Die Königin fragte: „Haben Sie den Golf von Lepanto gesehen?"

Meine Reise führte mich nicht des Weges.

„Sie müssen den Schauplatz sehen, den Sie nur mit der Fantasie schauten; auch den schönen Isthmus von Korinth, damit das Sprichwort nicht auf Sie Beziehung habe."

Die Königin spielte auf das lateinische non cuilibet licet adire Corinthum" an: Nicht Jedem ist es gegönnt, Korinth zu betreten; wie sie denn auch mit feinem Nachdruck das Sehen des Auges und das Schauen der Fantasie unterschied.

Der König nahm wieder das Wort: „Sie reisen in den Orient, um in Jerusalem eine Schule zu gründen und zwar für alle Konfessionen?"

Mir ist dieser beglückende Auftrag von einer Dame geworden.

Die Königin erwiderte: „Ich finde die Idee einer Schulengründung in Jerusalem so schön; daß aber auch Mohammedaner ihre Kinder dahin schicken sollen, kann ich mir nicht möglich denken."

Die Stifterin wollte ihre humane Gesinnung, die keine Glaubensunterschiede macht, ausdrücken; es wird von den Bewohnern Jerusalems abhängen, ob sie sich alle an der Wohlthat betheiligen wollen.

„Wie ist der Name der frommen Gründerin? Woher stammt sie?" fragte die Königin.

Frau Elise Herz, aus der adeligen Familie von Lämel, ist in Prag geboren und lebt als Witwe seit mehreren Jahren in Wien.

„Gedeiht das Institut der Kinderbewahr-Anstalt in Wien?"

Vortrefflich, Eure Majestät! Von einem Schriftsteller und Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Wien vor 20 Jahren begründet, zählt die Residenz bereits 12 solcher Anstalten, die öfter-

reichische Monarchie, deren viele hundert, und fort und fort sind neue im Werden. Ihre oberste Schutzfrau ist Ihre Majestät die Kaiserin Mutter von Oesterreich.

„Welche Schriften sind außer Don Juan und Colombo von Ihnen erschienen?"

Ich nannte sie, und erbat mir die Erlaubniß, dieselben Ihrer Majestät der Königin überreichen zu dürfen.

Das Gespräch nahm jetzt, durch den König wieder aufgenommen, eine die allgemeinen Weltzustände streifende Richtung. Der orientalische Krieg schien beendet, manche Hoffnung nicht erfüllt, und ein überraschender Ausspruch war von so offenbar vertrauensvoller Art, daß ich mir es versage, ihn zu wiederholen.

Der König ist hoch, schlank, Augen und Haare sind dunkel, der Ausdruck der Züge ist ein wohlwollender, der noch durch den Umstand gewinnt, daß er, um theilnahmvoller zu hören, den Kopf dem Sprechenden zuneigt.

Die Königin blickt lebhaft, und Verstand leuchtet aus allem anmuthvollen Gesichtsausdrucke. Sie blickte jetzt den König freundlich an, indem sie den Handschuh von den Fingerspitzen der rechten Hand zog, und so das liebenswürdige Zeichen zum Abschiede gab. Ich ergriff ihre plastisch schön geformte Hand und nicht, wie man mich belehrte, die Fingerspitzen, ich küßte herzhaft die Hand der schönsten Frau in Griechenland.

Der König verneigte sich, der Hofmarschall, der während der Audienz an der Thüre, sowie eine Hofdame tief im Hintergrunde des Saales stand, öffnete die Flügelthüren, und ich befand mich wieder im Vorsaale.

Das Gut der Königin.

Modell für Byron. — Eine Bienerin. — Parodie türkischer Harems. — Eine Musterwirtschaft. — Die fleißigste Frau in Griechenland. — Die Königin zu Pferde.

Der königliche Leibarzt, Herr Dr. Lindemayer lud mich ein, mit ihm nach dem Landgute der Königin zu fahren.

Ein Engländer, der die ganze Erde bereiset hatte, kaufte vor einigen Dezennien ein großes Grundstück in der attischen Ebene an, und erbaute auf demselben einen Thurm im Stile schottischer Bergschlösser, um ihn einsam zu bewohnen und den reichen Begebenheiten seines Lebens träumerisch nachzusinnen. Vielleicht ein Mann, der Byron als Modell zu einem seiner unheimlich geheimnißvollen Helden hätte dienen können. Plötzlich wurde er der Einsamkeit müde und bot im Jahre 1849 seinen Besitz zum Kaufe an. Die Königin ließ Thurm und Grundstücke dem seltsamen Manne abkaufen, der still wie er vor Jahren gekommen war, wieder ging und verschollen ist.

Nach einstündiger Fahrt auf schön gebauter, mit Bäumen umgebener Straße, wurden wir eines zierlichen Schlößchens ansichtig, das im Stile des Thurmes fortgesetzt, einen heitern, schönen Anblick gewährt. Im ersten Stockwerke nahm uns ein geräumiger Saal auf, geziert mit den Waffen Griechenlands und

Oldenburgs, zwischen denen die Statuetten von zwölf Männern aus dem Stamme Wittelsbach angebracht sind. Neben dem Saale befindet sich, holzgetäfelt und wie eine Kajüte zierlich gebaut, ein kleines Toilettezimmer der Königin. Aus dem Saale traten wir auf einen marmornen Balkon hinaus, wo uns ein feiner Regen die entzückende Fernsicht nur ahnen ließ.

Im weitläufigen Hofraume, wo es von unzähligem Flügelviehe aller Art, wie in einer Meierei wimmelte, wurden wir in der Wohnung des Verwalters mit trefflichem Bier und mit Brot, das im Hause nach deutscher Art gebacken war, bewirtet. Eine gebäbige Frau reichte es mir um so herzlicher dar, als sie vernahm, daß ich aus Wien komme. „Aus mei gueten Wien! Wie schaut denn d'Kaiserstadt jetzt aus?" rief sie. Sie hatte ihre Geburtstadt vor fünfunddreißig Jahren verlassen und wanderte im Jahre 1821 — wir haben nicht erfahren ob als Philhellenin — in Griechenland ein.

In den Ställen bewunderten wir vierzig prächtig gepflegte Kühe. Zwei gewaltige Stiere bewohnen mit den Kühen den Stall und erschienen uns, als symbolische Anachronismen der Paschas und ihrer Harems in Athen.

Die Gärten sind reich bepflanzt und von jenem Hauche der Ordnung und Anordnung umweht, der einen Garten zum Kunstwerke erhebt. Auf dem ganzen Gebiete ließ bereits die Königin 2500 Olivenbäume, 3000 Zypressen, 500 Fruchtbäume pflanzen, so daß es nur eine Fortsetzung der Gärten selbst erscheint und wie eine schöne Oase sich aus der attischen Ebene hervorhebt.

Zu dieser reizenden Beschäftigung reitet fast täglich die Königin hinaus; sie ordnet an, schafft, pflanzt wohl auch selbst, pflegt der Blumen, sieht nach in Keller und Stall und findet Freude daran, als Schaffnerin zu walten. Alle Rechnungen müssen ihr vorgelegt werden, sie revidirt sie bis ins Kleinste und schon beginnen die Einnahmen die Ausgaben mäßig zu übersteigen. Es leitet die

„Königin der Griechen und der Frauen"

wohl auch der Gedanke, eine Musterwirtschaft herzustellen, um dem

Griechen durch ein edles Beiſpiel zu zeigen, was ſeine geſegnete Erde hervorzubringen vermag, wenn ſich ihr Fleiß und Ausdauer liebevoll zuwenden.

Die Königin, erzählte mir ihr Leibarzt, iſt eine außerordentlich thätige Dame. Als ſie in Abweſenheit des Königs die Regentſchaft führte, fuhr ſie täglich des Morgens um 3 Uhr ins Seebad und arbeitete, blos durch Audienzen, die ſie gab, ſich unterbrechend, bis in die ſpäte Nacht. Sie ſchlief nur 3 Stunden. Die Königin iſt die geſundeſte Frau in Griechenland. Zu Pferde ſein iſt ihr ein Bedürfniß; ſie bekommt Herzklopfen, wenn ſie mehrere Tage nicht reitet und iſt die kühnſte Reiterin des Königreichs. Ich ſah ſie eines Tages in braunem Reitkleide ein prächtiges Thier beſteigen und den kleinen Abhang vom Palaſte hinunter ſprengen, wie eine Geſtalt in den Dichtungen der mittelalterlichen Minneſänger.

Ein deutſches Dorf.

Bauart. — Krankenbeſuch. — Unſicherheit. — Die Kirche. — Ein Pfarrer, der nicht deutſch ſpricht. — Beſitz der Kolonie. — Verfehlte Oertlichkeit. — Politiſches Motiv. — Der Wein. — Trauriger Zuſtand.

An einem Nachmittage holte mich Herr Hofrath Dr. Röſer zu Wagen ab, um mit ihm nach dem Dörfchen Herakli, zu deutſch Heiligenruf zu fahren und den deutſchen Koloniſten einen Beſuch abzuſtatten. Wir mußten die Wagenfenſter geſchloſſen halten, ſo ſtürmte und regnete es und ich verlor den Anblick der Landſchaft ganz.

Nach einer faſt zweiſtündigen Fahrt, auf theilweiſe grundſchlechtem Wege, langten wir in Herakli an. Auf einem ebenen viereckigen Platze ſind 23 ebenerdige Häuschen, eines an das andere im rechten Winkel gebaut, was der Sicherheit wegen gegen Feinde von außen zweckmäßig ſein mag. Bei einer Feuersbrunſt giebt dieſe Bauordnung die ganze Kolonie preis und ſcheint zu ſehr auf nur gute Nachbarn berechnet zu ſein. Mehrere dieſer Häuschen fanden wir geſchloſſen, ihre Bewohner wanderten in tiefer Armut fort, oder lagen begraben, ohne daß ein Nachfolger die Flammen auf dem Heerde wieder neu anſchüren mochte. Da und dort neigten vor einem Fenſter in einem Gartengeſchirre deutſch gemütliche „Geldveigelein“ ihr Haupt.

Dr. Röſer beſuchte mehrere Häuschen, wo Kranke lagen. Die innere Einrichtung war in allen gleich: aus einer Küche gelangt

man in eine kleine Stube, aus dieser in eine zweite. Die Reinlichkeit derselben hob die bescheidene Armut noch hervor. Rührend war die Bemerkung des Arztes auf den Rezepten: „Aus Erbarmen des Königs", um anzudeuten, daß das Medikament unentgeltlich zu verabreichen sei.

Wir besuchten auch eine Wöchnerin, für welche das Medikament dringend angezeigt war und doch sollte es erst am folgenden Morgen anlangen. Ich that den Vorschlag, daß ein Knabe mit uns nach Athen fahre, dann könne er wieder in einigen Stunden zurück sein. „Das ist nicht zu wagen" bemerkte die Hebamme, „der Knabe könnte in der Dunkelheit auf dem Rückwege gefährdet werden."

Wir besuchten hierauf die kleine, in gothischem Stile erbaute Kirche, die mit einem Altarblatte, den heiligen Lukas darstellend, von einem Fräulein von Linden aus Basel geziert ist.

In der Wohnung des jugendlichen Pfarrers Georgi Brindisi wurden wir mit trefflichem, griechischem Weine, der von den Kolonisten gepflanzt wird, bewirtet. Der Pfarrer, vom Bischof von Syra bestallt, bezieht monatlich 80 Drachmen und wohnt in einem sehr nett gebauten Pfarrhause. Er ist der fünfte im Amte hier und fast unglaublich erschien es mir, daß der Seelsorger, der Tröster in Not und Sterben, der Lehrer der Jugend der deutschen Kolonie, weder ein deutsches Wort spricht noch versteht.

Die Kolonie, ursprünglich 36 Familien, ist auf 23 zusammengeschmolzen, die 60 Seelen zählen. In den letzten 3 Jahren kamen nur eine Trauung und drei Geburten vor. Die Kolonie besitzt 14 Pferde, 3 Esel, 5 Kühe, 12 Ochsen, 60 Schafe und ihr Haupterwerb und vielleicht ihr — Verderb ist der — Weinbau. Mehrere Jahre schon hat der Schauer den Segen der Rebe zu Grunde gerichtet und die Kolonisten dem Verderben nahe gebracht. Keine Hilfe der wohlwollenden, aber in ihren Hilfsmitteln begränzten Regierung reicht aus und es wird allgemein als ein Mißgriff erkannt, daß man die Kolonie in der unfruchtbarsten Gegend Attika's, statt in Eleusis ansiedelte. Während eine andere deutsche Kolonie in Argos bei Nauplia bereits verkommen

iſt, geht die von Herakli einem gleich traurigen Schickſale entgegen.

Die Kolonie wurde, urſprünglich aus politiſchen Urſachen begründet, um einem deutſchen, treuen Elemente in der Nähe der Hauptſtadt Raum zu geben; etwa wie der Papſt in Rom Schweizer als Leibwache beſoldet. Meiſt waren es ausgediente, deutſche Soldaten, die im griechiſchen Heere Dienſte genommen, ſich der Heimat entfremdet hatten, und die man durch Grund und Boden, Haus und Geräte belohnen wollte.

Müde Soldaten, dem Ackerbaue, wenn ſie ihn überhaupt jemals betrieben haben, entwöhnt, unter einem ungewohnten Klima, auf unfruchtbarem Boden, von den Bewohnern des Landes als Fremde unfreundlich behandelt, konnten ſie die Kolonie niemals emporbringen und mochten wohl auch von der Rebe, die ſie ernähren ſollte, in traurigem Mißmut mehr genoſſen haben, als dem Fremden zuträglich iſt.

Es trat ein trauriger Zuſtand ein. Wir ſahen nur bleiche eingefallene Wangen; diejenigen, mit denen wir ſprachen, fanden nur Worte der Klage und Hoffnungsloſigkeit. Das weder von der beſorgten Regierung, noch von den Koloniſten verſchuldete Unglück rückt allmälig, aber ſicher an die Kolonie heran, etwa wie ein Gletſcher, den die Wanderluſt ergriffen hat, langſam vorrückt und immer mehr grünes Land unter ſich begräbt.

Die Kolonie weiß, daß ſie ſterben wird und das lähmt noch den letzten Reſt der Thatkraft, der in ihr lebt.

Die Herzogin von Piacenza.

Juden in Griechenland. — Gemeinde in Chalkis. — Juden und Chriſten gemeinſam begraben. — Seltſame Erſcheinung. — Zurücknahme von Geſchenken. — Eine Leiche in Spiritus. — Gremieux. — Mißbrauch und Grabmal.

Ehe wir von dieſer Dame, die ſich in Athen als Jüdin erklärte und zwanzig Jahre daſelbſt lebte, ſprechen, wollen wir von den Juden in Griechenland im Allgemeinen ein Wort ſagen.

Den Juden ſteht kein Hinderniß entgegen, ſich in Griechenland niederzulaſſen, ſie ſind vor dem Geſetze allen anderen konſtituzionellen Bürgern gleichgeſtellt. Doch haben ſie ſich bis jetzt nur in ſehr geringer Zahl eingefunden. Unter der türkiſchen Herrſchaft waren ſie zahlreicher und wurden, weil ſie ihrem geſetzmäßigen Herrn treu, ſich den Freiheitskämpfern nicht anſchloſſen, als dieſe ſiegten, mit Feuer und Schwert vernichtet. Die Griechen nahmen am Verſöhnungstage im Jahre 1821 Tripoliza ein und tödteten alle im Gebete verſammelten Juden. Der Grieche kämpfte für und mit dem Kreuze, der Jude konnte nicht mit ihm in den Kampf gehen, und wenn auch durch den Mohammedaner bedrückt, fühlte er ſich der Religion deſſelben, durch den Glauben an den einen und unſichtbaren Gott verwandter.

Von den alten jüdiſchen Gemeinden Griechenlands hat ſich nur eine bis auf den heutigen Tag erhalten: in Chalkis auf der Inſel Euböa, weil dieſe am längſten, bis zum Jahre 1833, in den

Händen der Türken blieb, und erſt als Griechenland befreit war und ſich zu ordnen begann, übergeben worden iſt. Spaniſche Flüchtlinge, nach einer andern mir vom Conſul von Hahn auf Syra gewordenen Mittheilung, waren es Männer aus Venedig, die ſich vor 600 Jahren in Chalkis niederließen und eine Gemeinde gründeten, die jetzt 300 Seelen zählt; ſie ſprechen ſpaniſch und griechiſch. Sie ſind ſehr arm; die Meiſten ernähren ſich als Handwerker und als Fruchthändler. Eine kleine ärmliche Synagoge verſammelt die ganze Gemeinde des Morgens und des Abends, ihr Rabbiner heißt Benjamin Cohen. Sie betheiligen ſich an den Wahlen der Deputirten für die Kammer und nichts ſtände im Wege, wenn einer von ihnen die nötige Bildung beſäße, in die Kammer gewählt zu werden. Sie leben mit den ſie umgebenden Griechen, unter denen ſie eine eigenthümliche, verlorene Kolonie bilden, in beſtem Einvernehmen und nur ihre Armut hindert ſie, Ackerbauer zu werden, indem ſie keinen Grundbeſitz ſich aneignen können.

In Athen ſelbſt lebten bis zum Jahre 1854 nur zwei deutſche jüdiſche Familien, ſeit dieſer Zeit haben ſich noch acht bis zehn von der Inſel Zante hier angeſiedelt. Sie bilden noch keine Gemeinde und verrichten ihren Gottesdienſt an hohen Feſttagen in einer improviſirten Betſtube. Als ſich ein Todesfall ereignete, wurde die Leiche auf dem chriſtlichen Friedhofe beerdigt.

Eine fantaſtiſche Erſcheinung war die Herzogin von Piacenza in Athen. Die Gattin des Miteonſuls von Napoleon Buonaparte lebte ſie mit ihrer Tochter in der griechiſchen Hauptſtadt, wo ſie ſich, durch ihr wunderlich ſeltſames Weſen immer wieder das Befremden und das Lächeln der Geſellſchaft erwarb. Selbſt als man an das Fremdartige dieſer Dame ſich gewöhnt hatte und ſie minder zu beachten ſchien, lenkte ſie durch eine Sonderbarkeit, durch einen Prozeß, durch irgend eine Handlung, die es zweifelhaft ließ, ob ein geſunder Sinn, oder ein fantaſtiſcher Dämon ſie beherrſche, immer wieder die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Ihre äußere Erscheinung unterschied sie von allen Bewohnern des Landes: sie trug stets ein weites, weißes Kleid. Ein weißer Schleier, der graue flatternde Haare kaum zusammenhielt, verhüllte ein todtblasses, feines Gesicht, aus dem lebhafte und unstäte Augen funkelten. Sie kaufte in Athen und in der Umgebung Grund und Boden und fing, nach von ihr selbst entworfenen Plänen, Häuser zu bauen an, die sie meist nicht vollendete, um wieder andere zu beginnen. Dabei gerieth sie mit den Architekten in manchen Streit, der vor die Gerichte gebracht, meist ihr ungünstig endete. Noch ragen diese modernen Ruinen neben den antiken in Athen empor. Als sie einmal einen Eid zu leisten aufgefordert wurde, erklärte sie, eine Jüdin zu sein und sprach denselben öffentlich nach der den Juden vorgeschriebenen Formel. Der Pentelikon, wo der Marmor für die Akropolis gebrochen wurde, war ein Lieblingsort der Herzogin, hier baute sie drei kastellartige Mauerwerke, deren Zweck Niemand errathen konnte und einen „Misbeach" wie sie, in hebräischer Sprache einen Altar dem einzigen und unsichtbaren Gotte errichtet, nannte. Wiederholt lud sie einen Glaubensgenossen in Athen zu sich, um ihm einen Grund zu einer Synagoge in Athen und ein Stück Boden zu einem Gottesacker zu schenken. Er hütete sich jedoch, mit der Dame, die häufig schenkte und das Geschenk wieder bereute und zurückforderte, in nähere Beziehung zu treten.

Ihre Tochter wollte sie an den bekannten Mauro Michalis verheiraten und schenkte ihm den Nutzgenuß von 3000 Oelbäumen auf 90 Jahre, was einen sehr hohen Wert hatte. Nach einem Jahre forderte sie die Schenkungsurkunde zurück, desgleichen that sie, nachdem sie dem modernen, klassischen Geschichtschreiber Griechenlands, Herrn Trikupi, 2000 Oelbäume mittelst Notariatsakts verehrt hatte. Mit einem Arzte schloß sie einen zehnjährigen Vertrag. Nach einem halben Jahre seiner überdrüssig, sagte sie ihm: „Gehen Sie! bis ich Sie wieder rufen lasse." Nach einem Jahre ließ sie ihn holen und empfing ihn mit den Worten: „Ich entlasse Sie." Der Arzt vermeigte sich, ging zu den Gerichten, welche entschieden, daß die Herzogin dem Arzte, wenn

ſie ihn auch entlaſſe, den für zehn Jahre vertragsmäßig zugeſicherten Gehalt zahlen müſſe.

Die Herzogin unternahm mit ihrer Tochter eine Reiſe nach Syrien, wo dieſe dem Klima unterlag und ſtarb. Die tief gebeugte Mutter konnte ſich von der Leiche ihres Kindes nicht trennen und that ſie in ein mit Spiritus gefülltes Faß. So brachte ſie, über die gefährlichen Höhen und durch die ſchauerlichen Abgründe des Libanon reitend, ihr Kind nach Athen zurück. Lange und ſorgfältig bewahrt ſie die traurigen Ueberreſte, an denen ihr Schmerz und ihre Liebe hing, in einem ihrer Häuſer, bis bei einer zufälligen Feuersbrunſt das Haus ſammt der fromm gehüteten Reliquie verbrannte.

Als Gremieux nach vollendeter Reiſe nach Aegypten in der berüchtigten Damaskusgeſchichte Athen beſuchte, bat ſie ihren jüdiſchen Landsmann, ihr Teſtament zu verfaſſen. Sie ſtarb im Jahre 1854 und wurde am Pentelikon begraben, wo ihr ein Monument errichtet iſt. Haus und Garten, nicht weit hinter dem königlichen Palaſte, wo ſie wohnte, vermachte ſie ihrem Arzte Dr. Röſer, der durch unermüdete Sorgfalt und menſchenfreundlichſte Theilnahme der einſamen Frau Jahre lang mit aufopfernder Geduld zur Seite ſtand.

„In ihrer Bibliothek“ erzählte mir Dr. Röſer, „fand ſich eine Sammlung aller Religionslehren; ſie war eine ſtrenge Deiſtin, ſehr unterrichtet und las viel. Ihre Hunde und ihre Pferde, die ſie teſtamentariſch verſorgte, werden, glaubte ſie nach mohammedaniſcher Anſchauung, mit ihr im Paradieſe ſein. Die Sektion zeigte eine ungeheure Zerſtörung; die Baroliſche Brücke war kaum zu erkennen.“

Eleusis.

Die nazionale Tracht entweiht. — Himmel und Frauen. — Parodie und Polizei. — Daphni und Daphne. — Eine Nonne. — Herzogsarkofage unter Ziegenmist. — Meer. — Schwäne. — Levsina. — „Autos sakramentales". — Eleusinische Geheimnisse. — Tracht der Weiber. — Spartanisches Mahl. — Lammsbraten und Räuber. — Museum.

Ein Wagen stand vor der Thüre des Hotels, der Kutscher in nazionaler Tracht machte durch diese einen traurig-komischen Eindruck auf mich, wie immer, wenn ich diese Fiaker Athens sah. Auge und Fantasie sind gewöhnt, in dieser Tracht die Freiheitskämpfer Griechenlands zu sehen und sie schien mir jedesmal entwürdigt, wenn ich sie einen Lohnkutscher, oder einen Lakeien tragen sah.

Herr Bernau, Agent des Lloyd in Athen, dem ich viele Freundlichkeit zu danken hatte, war mein Begleiter nach Eleusis.

Wir fuhren am 30. März des Morgens fort, nicht ohne des wärmenden Mantels entbehren zu können, wie ich denn überhaupt während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Athen viel von kaltem Wetter und Regen zu ertragen hatte. Zwei Dinge in Griechenland: einen ewig blauen Himmel und eine schöne Griechin, sah ich nicht. Das Erstere gestanden mir die Athenienser zu, indem sie selbst, schon im Februar mit Sommerkleidern angethan, über die Rückkehr des rauhen Wetters sehr betrübt waren. Von den Frauen behaupteten sie, daß echt nazionale Köpfe und Ge-

ſtalten nur mehr auf den Inſeln und in den Gebirgen zu finden ſeien. So ziehen ſich in Griechenland der echt nazionale Geſang des Dichters und die altberühmte Schönheit des Weibes immer mehr, wie vor dem Feinde, aus der Ebene in die freien Berge zurück.

Am botaniſchen Garten vorbei, gelangten wir in einen Oelwald, den der Kephiſſos bewäſſert. Ueber ihn führte im Alterthume eine Brücke, vor welcher die heilige Prozeſſion, die von Athen nach Eleuſis ging, vom Landvolke angehalten, mit derben Späßen in Wort und Spiel empfangen wurde. Es mochte dieſer Gebrauch aus demſelben Gefühle und aus derſelben Anſchauung hervorgehen, welche auf der Bühne der heiligen Handlung der Tragödie die verhöhnende Poſſe unmittelbar folgen ließ. Oder wie dem im Triumfe ziehenden Imperator, in ſpäteren Zeiten zu Rom Gaukler folgten und Spottlieder auf ihn ſangen. Die das Heilige und Große parodirende Luſt iſt eine dem Menſchen eingeborne und ſie bricht in allen Zeiten, wo ihr die ſichere, aber gewiß unpoetiſche Polizei nicht wehrt, friſch und fröhlich zu Tage.

Eine nur mit verkrüppeltem Strauchwerke bewachſene Bergſchlucht nahm uns auf und führte uns über die nackten, graugrünen Felſen des Berges Aegaleos, bis zu dem Kloſter Daphni. Dieſes ſteht an der Stelle, wo einſt der Tempel des pythiſchen Gottes gebaut war und erinnert durch ſeinen Namen noch an die vor dem Gotte fliehende, in einen Lorberbaum verwandelte, ſchöne Daphne.

Der ganze, von einer verfallenden Mauer umgebene Raum iſt mit kleinen Wohnungen umbaut, welche zur Sommerzeit einigen athenienſiſchen Familien einen ſtill angenehmen Landaufenthalt bieten. Wir wurden von einer ſchwarz gekleideten, griechiſchen Nonne im Hofraum empfangen; ſie führte uns in eine in Kreuzform gebaute, kleine Kirche. In der Kuppel befindet ſich noch das koloſſale, aus Moſaik geformte Bruſtbild des Salvators faſt unverſehrt, während die einſtigen Malereien der Wände nur mehr durch undeutliche Spuren erkennbar ſind. In einer Seitenkammer der

Kirche lag sorgsam eingesammelter, für Düngung des Feldes bestimmter Ziegenmist fast bis an die Decke aufgehäuft, unter welchem, berichtete die Nonne, Marmorsärge, auf denen Kreuze und die französischen Lilien gemeißelt sind, liegen. Man hält diese Sarkofage für die der Herzöge von Athen, die aus dem französischen Adelsgeschlechte der La Roche stammten. Die frommen Nonnen mögen kaum ahnen, daß sie, wie einst die alten Hellenen an der Brücke des Kephissos, das Heilige mit Humor behandeln, indem sie Dünger legen auf

„Die Saat, gesät von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen."

Am Hochaltare lagen kleine Blumensträußchen, aus denen der die Berge hier reich umkleidende Quendel stark hervorduftete. Sie reichte uns von den Sträußen und nahm ein kleines Geschenk mit freundlichem Danke an.

Hinter Daphni schlägt plötzlich und glanzvoll das Meer sein himmelblaues Auge auf. Zur Linken erheben sich die hohen und nackten Felsen von Salamis. In tiefem Hintergrunde ragen die Höhen des Kithäron auf.

Der Weg führt nun abwärts an Mauerwerk vorüber, dessen einzelne gemeißelte Blöcke, Nischen und zerstreute Inschriften den Tempel der Aphrodite erkennen ließen, welche Meinung durch den Fund von schön geformten Tauben aus Marmor und Erz, den Lieblingsvögeln der Göttin, sich noch mehr befestigte.

Wir gelangten endlich in die Ebene, die sich zur Rechten hinaus vor uns hinzog, während sie die See in weitgedehntem Halbkreise bespülte. Eingeschlossen von den Felsen von Salamis und der Ebene erscheint hier das Meer wie ein großer Landsee, welcher Eindruck durch die völlig ruhigen Wellen noch mehr erhöht wurde. Einige Schwäne zogen ziemlich fern vom Ufer ihre Kreise. Unser Kutscher warf mit flachen Steinen nach ihnen, nicht ohne uns früher auf die Kraft seines Wurfes aufmerksam zu machen; sie wird von den Griechen viel geübt. Unglücklicher Weise traf er

wirklich den Hals eines dieser schönen Thiere, und die segelnde, weiße Gruppe tauchte nieder, und war unseren Augen entschwunden.

Die Fahrt war eine fort und fort einsame, wir begegneten weder Menschen noch Thieren. Um so aufmerksamer betrachteten wir einen Hirten, der mit seiner Schafheerde zu unserer Rechten auftauchte. Es war an den beiden vom Alterthume her bekannten, durch einen Hügel geschiedenen Teichen, die von Salzquellen gespeist, eingedämmt sind und eine jetzt verfallene Mühle trieben. Der Hirt trug ein langes Hemde ohne Gürtel und hatte über den Rücken das langzottige Fell eines Widders hängen. Er hielt ein schneeweißes Lamm, etwa wie eine Mutter ihr Kind auf seinen Armen. Es lag auf dem Rücken, die schlanken Beinchen empor haltend und ließ sich, wie es schien, gerne die Küsse des Hirten gefallen. Eine Heerde von meckernden Ziegen und Schafen umgab die Gestalt des arkadischen Schäfers.

An den Salzseen traten wir aus der attischen in die eleusinische Ebene, die weit gedehnt von den Bergen Kithäron und Parneß begränzt, vom Kephissos und einigen kleinern Bächen durchrieselt, eine der fruchtbarsten in Griechenland ist. Sie ist völlig baumlos, von vielen Oleanderbüschen bepflanzt, die zur Zeit der Blüte ihr ein liebliches Ansehen geben mögen; jetzt waren die Felder noch kahl und gaben der Landschaft ein herbstliches Ansehen.

Von ferne kündigte sich auf einem langgestreckten Hügel Levsina, weiß schimmernd, mit einem Thurm und einer Windmühle an. Wir erreichten es nach einer vierstündigen Fahrt. Den Wagen verlassend, gingen wir, wie es Wallfahrern geziemt, zu Fuß in die ehemals herrlich mit Tempeln und Burgen geschmückte Stadt, an deren Stelle jetzt ein elend gebautes Dorf steht. Viele seiner Hütten sind in antike Ruinen hinein gebaut, von Außen nur Steinhaufen scheinend, die durch eine niedere Oeffnung Licht und Zugang haben. Wir stiegen den Hügel hinan zwischen Marmorfragmenten, zerbrochenen Säulen und Kapitälen; vor Allem fiel uns eine Art Schild, oder kolossales Medaillon mit unkenntlich gewor-

denen Skulpturen auf, bis wir die Höhe erreichten, wo sich antike Zisternen befinden.

Das tiefe Stillschweigen, das den in die eleusinischen Geheimnisse Eingeweihten bei Todesstrafe geboten war, ist wohl Schuld daran, daß wir von jenen so wenig unterrichtet sind. Wagte es doch der genial freche Aristophanes, dem die Götter selbst nicht zu heilig für seinen Spott schienen, die Eleusinen nur mit Ehrfurcht zu nennen. Nur jene Männer wurden zu den Weihen zugelassen, die durch Andacht, geistige Versenkung in sich selbst, durch tief geweckte Sehnsucht nach dem, was heilig ist, vorbereitet waren. Nachts, Myrten bekränzt zogen sie in das von Iktinos wunderbar gebaute Heiligthum ein, um die Autos sakramentales der Göttin Demeter und ihrer Tochter Proserpina an sich vorüberziehen zu sehen, und auf fantasievolle Weise, im Gemüte mehr denn im Geiste, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die elisäischen ewigen Freuden zu empfangen. Das in die Erde versenkte Korn, welches die Scholle durchbricht und sich zu neuem, grünendem Leben erhebt mochte wohl das Symbol für die Unsterblichkeitslehre sein, dargestellt durch das schöne Mysterienspiel von Demeter, die hier den Heros Triptolemos den Ackerbau lehrte, und mit der in die Unterwelt geraubte Proserpina durch die verhängnißvollen Kerne des Granatapfels getrennt und verbunden bleibt. Eine, wie sich die heutige Anschauung ausdrückt, rationalistische Auffassung und Erklärung der Symbole und Mythen mag dem in die größern Mysterien Eingeweihten entgegen getreten sein. Während das Volk an den Symbolen hing, wurde der Wissende des sie beseelenden Gedankens theilhaftig.

Bald hatten sich meist Weiber und Kinder um uns versammelt und betrachteten und besprachen unser Thun. Wir waren die Helden aus der Ferne, sie der beschauende und urtheilende Chor. Die Weiber trugen alle ein langes, weißes Kleid ohne Aermel und ohne Gürtel, das an der Brust mit silbernen Spangen zusammengehalten, den Formen des Körpers sich wenig anschloß. Am Rücken waren diesem Kleide meist zwei schwarze Streifen eingewebt. Ueber dieses Kleid trugen sie ungegerbte Lammfelle. Die

Füße unbeſchuht, folgten ſie uns über den ſteinigten Boden, wohin wir gingen und entfernten ſich einzeln, um irgend ein Gefäßfragment oder eine Münze zu holen, die ſie uns zum Kaufe anboten; ſo wurde unter andern eine ſchöne antike Silbermünze, die Eule Athens darauf geprägt, mein.

Wir kehrten in einem Hauſe, das aus einer Stube und einem Stalle beſtand, ein. Die Stube war geräumig ohne Fenſter und Dielen und durch einen langen Tiſch in zwei Theile geſchieden, auf dem wie bei einem Krämer, der zugleich Gaſtwirt iſt, alle möglichen, für den Hausbrauch nötigen Dinge lagen und über ihm hingen. Wir ließen uns geſalzene Fiſche mit Oliven, Eier, in Oel getunkte Käſeklümpchen zu vortrefflichem weißen Brote ſchmecken; nur der homeriſch mit Harz verſetzte Wein war mir bitter wie Wermut. Mein Begleiter, wie die Griechen daran gewöhnt, fand ihn ſehr mundend und ließ mich lächelnd mit Raki, einem aus Weinreben gezogenen Branntwein bewirten, dem ein orientaliſch bereiteter ſchwarzer Kaffee folgte.

Unſer Chor hatte uns auch jetzt nicht verlaſſen, nur hockte er ſchweigend um das heilige Mahl nicht zu ſtören, da. Ein alter Hirt brachte uns ein junges, lebendiges Lamm, um es für uns braten zu laſſen. Wir belohnten ſeine Gaſtfreundſchaft mit einer Silbermünze. Das Lammfleiſch in Griechenland iſt von einer außerordentlichen Zartheit, die wir in Deutſchland nicht kennen und wie ich ſie nur einmal in den Pontiniſchen Sümpfen ſchmeckte, wo ich der unwillkommenen Ehre genoß, der Gaſt zweier kalabreſiſcher Räuber zu ſein.

Nach dem Mahle beſuchten wir noch das dem heiligen Zacharias geweihte Kirchlein, welches auf der Stelle, wo der Tempel des Triptolemos ſtand, erbaut iſt. Das Kirchlein iſt zugleich das Muſeum von Eleuſis. Hier lehnt, auf den Hals geſtellt, ein Rieſentorſo, drei verſtümmelte Statuen, deren eine der Gewandung nach für eine Ceres gehalten werden könnte. Ein ſehr verletztes Basrelief, eine Iſis mit unleſerlicher Inſchrift u. dgl. Wie angenehm es für den Reiſenden iſt, hier wo ſie ausgegraben wurden,

einige antike Kunſtwerke zu finden, würden ſie uns doch in Athen beſſer aufbewahrt ſcheinen.

Der Himmel hatte ſich ſtark umwölkt und drohte mit Regen. Wir mußten, um vor Abend in Athen einzutreffen, raſch in den Wagen, und weil ſich ein Regen wirklich bald ergoß, die Wagenfenſter ſchließen, wodurch es mir verſagt war, die ewig ſchönen und denkwürdigen Szenen noch einmal und tiefer in die Seele zu ſchauen.

Abſchied.

Miſſion für Nazaret. — Memoiren. — Letzter Gruß.

Der Tag meiner Abreiſe rückte heran; für mich nicht ohne wehmütige Bewegung. Denn ich ſollte aus einem Kreiſe der erhabenſten Denkmale der Kunſt, der ſchönſten Erinnerungen der Geſchichte und von bedeutenden und intereſſanten Perſönlichkeiten ſcheiden, die mich mit zuvorkommendem Vertrauen und mit der edelſten Gaſtfreundſchaft ehrten.

In einem Abendzirkel des Profeſſor Makkas, den die Dame des Hauſes durch Anmut beherrſchte, ſah ich zum Abſchiedsgruße noch eine Anzahl von Profeſſoren der Univerſität faſt aller Fakultäten. Hofrath Röſer brachte mich in intereſſante Beziehung zum k. Miniſter der inneren Angelegenheiten, Herrn Demetrio Bulgaris, zum Hofpfarrer Herrn Arnet, zum Privatſekretair des Königs, Herrn Wendland, zur Hofdame von Pluſchkow u. ſ. w. und betraute mich beim Abſchiede mit einer eigenen Miſſion für Nazaret, die ein daſelbſt zu errichtendes Monument zum Zwecke hatte und von dem wir ſpäter zu erzählen haben werden.

Es ließen ſich noch manche Blattſeiten mit einem mir übermittelten, bedeutenden Inhalte füllen. Er wird ſich ſpäter, an einem anderen Orte in eine ſeiner würdige Form gießen; namentlich die wichtigen Memoiren, die mir übergeben worden ſind. Ich grüße deren geiſtvoll beobachtenden Verfaſſer durch dieſe Andeutung.

Wie aber den Reisenden, drängt es auch den Schilderer der Reise, dem Ziele näher zu rücken und zu ihm zu gelangen:

Nach Jerusalem!

Den letzten Tag meiner Anwesenheit, an dem Professor Makkas mich noch nach dem Penteliken begleiten wollte, was ich zu schmerzlichem Bedauern ablehnen mußte, war ich von einem Kreise neu gewonnener Freunde und Bekannten umgeben, denen ich noch gerne im Leben wieder begegnen möchte.

Der letzte Gruß, der mir kurz vor meiner Abreise zukam, war der des Königs selbst: durch das Ritterkreuz des k. griechischen Ordens.

Piräus.

Griechenland und Deutſchland. — Wein von Samos. — Vier Dichter hoch. — Wallfahrer nach Tinos. — Ein weiblicher Irrenapoſtel. — Pio IX. — Vergebliches Harren. — Kriegſchiff Radetzky. — Abfahrt.

An einem grauen, kalten Tage, am 2. April verließ ich Athen um 11 Uhr Vormittag und langte um 12 Uhr in Piräus an.

Hier wurde meine Geduld auf eine harte Probe geſtellt. Das Schiff, das heute anlangen und mich nach Konſtantinopel bringen ſollte, kam erſt am dritten Tage nach Mittag in Sicht. Eine Rückkehr nach Athen war nicht möglich, denn das Schiff konnte zu jeder Stunde eintreffen.

Der erſte halbe Tag verging ziemlich vergnügt. Vier junge Aerzte aus Athen begleiteten einen Freund, der mit mir in den Orient reiſte. Wir ſaßen im Gaſthauſe munter beiſammen. Dr. Demetrios Anazitos, der ſeine Studien in Wien vollendet hatte, ging, als die Cholera in Miſſolunghi von 7000 Einwohnern 300 wegraffte, freiwillig dahin und erhielt eben für die aufopfernde That das Ritterkreuz des Erlöſerordens. Dr. A. Lyzitas erwartete im griechiſchen Kloſter zu Jeruſalem als Arzt angeſtellt zu werden. Dr. Panos Piſſas und Ant. Moſchates waren ebenfalls in Deutſchland, in Heidelberg, Berlin und Wien gebildet. Alle ſprachen vollkommen deutſch.

Nachdem Herr Lyzitas auf mein und Anazitos Wohl, als die jüngſten Ritter des griechiſchen Ordens, ein Glas mit rot gol-

denem Wein von Tinos geleert hatte, nahm ich das Wort: „Die Sehnsucht meiner Jugend hat sich erfüllt, die Fantasie darf fortan in mir sich nicht abmühen, die Stätten des alten Ruhmes, der alten Kunst, der alten Freiheit sich lebendig zu machen; ich sah sie selbst, wenn auch mit Trümmern bedeckt. Noch eines aber ist für mich, wie schon früher auf der Universität in Athen und auch in diesem engern Kreise eine mich beglückende Erscheinung: so viele Bildung in der Sprache meines Vaterlandes mir entgegen sprechen zu hören. Deutschland zahlt dankbar so, den tausendsten Theil wenigstens von dem zurück, was es von griechischer Weisheit, von griechischer Kunst, von griechischer Begeisterung empfangen hat. Heil Hellas, dessen heiligen Boden ich trauernd und dankbar wieder verlasse; aber nicht allein und einsam: die Bilder seiner geistigen Söhne, in deren Mitte ich mich jetzt froh und heiter fühle, werden meine Begleiter sein und in meiner Erinnerung fortleben."

Herr Panos Pissas erhob sich und erwiederte: „Lassen wir das Alte, es sind, wenn noch so schöne, doch nur Ruinen, die den willkommenen Gast bei uns begrüßen und die alte Welt mit der Gegenwart verbinden. Lassen Sie uns von dem reden, was uns zunächst angeht. Unsere Gegenwart säugt sich groß an den Brüsten deutscher Wissenschaft. Hoch Deutschland!"

Diesen Toasten folgten noch andere, auf das Königspaar, wohl auch ein gesprochenes oder gesungenes Lied. Schön erschien mir die Sitte, daß sich selbst in unserem kleinen Kreise jedesmal mit dem Sprecher alle von ihren Sitzen erhoben und stehend seine Worte hörten, was dem Trinkspruche eine Art von feierlicher Stimmung gab.

Ich ließ Wein von Samos, weil ihn Byron besang, bringen und an diesen Umstand anknüpfend, sprach ich: „Lassen Sie uns auf alt klassischem Boden den Manen des großen Dichters, der für Griechenland gestorben ist, ein Weinopfer bringen. Weil wir aber gemahnt worden sind, nicht immer der todten, vergangenen Welt zu gedenken; so seien die goldenen Tropfen den begeisterten Dichtern des neuen Hellas, die es mit ihren Gesängen feiern und

verklären, gebracht. Hoch Solomos, Rangabé, Supo, Zalakosta!"

Und wir tranken das goldene Blut der Helios geliebten Erde von Samos.

Der Abend bot kein anderes Schauspiel als jede Hafenstadt. Die Laternen an den Masten ließen die dunkeln Schiffe nur schattenhaft erscheinen, zwischen Buden mit Eß- und Trinkwaaren ein lärmendes Treiben von Matrosen, Soldaten, Weibern und Kindern.

Um das Gebäude der Lloyd-Agenzie lagerten mehrere hundert Landleute, Männer, Weiber, Kinder, welche ebenfalls das Schiff erwarteten, um nach einem berühmten Wallfahrtsorte auf der Insel Tinos zu gelangen. Sie hatten bei später Abendstunde sich unter freiem Himmel auf ihrem Gepäcke zum Schlafen eingerichtet und waren so der empfindlichen Kälte der Nacht preisgegeben.

Im Saale des Hauses wurden uns, da keine Zimmer sonst da waren, Divane zum Ruhen improvisirt. Eine blonde Dame von imposanter Gestalt, die in ihrer Jugend durch Schönheit fesselnd gewesen sein mochte, war mit in unserer Gesellschaft und harrte, wie Alle, mißmutig des Schiffes. Es mochte ihr in der rauchenden Männergesellschaft, nur der englischen und kaum der französischen Sprache mächtig, eben nicht behaglich sein. Der Wirt, von dem sie etwas verlangte, verstand sie nicht und so näherte ich mich, ihr meine Dienste anzubieten.

Miß Dorothea L. Dix hatte ihr Vaterland, Nordamerika, in einer eigenthümlichen Mission verlassen. Sie erbarmte sich der Menschen, deren Geist verdunkelt und die irre, traurig leben und sterben. Sie trug ein Ideal einer Irrenheilanstalt, das durch ernstes Nachsinnen und vielfältige, genaue Betrachtung sich ihr dargestellt hat in ihrem menschenfreundlichen Herzen; sie führte Pläne von Häusern, Schilderungen, Zeichnungen von den mannigfaltigsten Gerätschaften mit sich, um sie als Muster den europäischen Staaten vorzulegen und auf Verbesserung der Irrenanstalten hin-

zuwirken. Sie kam eben von Rom, wo ihr Streben einen raschen und frappanten Erfolg hatte. Sie erzählte mir:

„Ich besuchte die Irrenanstalt und mein Herz empörte sich bei dem Anblicke. Ich sah nicht kranke Menschen, deren sich der Mensch erbarmt, Unglückliche, die man zu heilen sich bemüht; es waren Thiere an Ketten, deren Stallungen niemals noch gereinigt schienen. Ich wurde mehrere Tage nach dem Besuche des Irrenmarterthums Sr. Heiligkeit dem Papste vorgestellt, der den Zweck meiner Reise kannte. Der Papst fragte mich in freundlichster Weise, ob ich schon das Irrenhaus in Rom besucht habe? Ich hatte den Mut zu antworten: „Ja und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Eure Heiligkeit es noch nie besucht haben." Pio nono hob rasch den Kopf empor und fragte nur mit einem ausdrucksvoll aufmerksamen Blicke. Ich verstand ihn und erzählte mit bewegter Stimme von dem Entsetzen, von dem Barbarenthum, von — ich wagte, zitternd in mir, den kühnen Ausdruck, von der unchristlichen Behandlung der unglücklichsten Menschen. Der Ehrfurcht gebietende Mann der Christenheit hörte ernster Ruhe voll zu und sagte, als ich geendet hatte, kurz: „Kommen Sie in acht Tagen wieder zu mir" und ich war entlassen. Meine Unruhe war unsagbar groß. Die Protestantin, die Fremde, hatte vielleicht zu viel gewagt. Wenn ich mir auch meiner redlichen Absicht in innerster Ueberzeugung bewußt war, hatte ich doch eine schlaflose Nacht und einen ihr folgenden, innerlich bewegten Tag. Es erregte Aufsehen, daß der heilige Vater, zwei Tage nachdem ich ihm vorgestellt worden war, plötzlich auf einer Spazierfahrt vor den Pforten der Irrenanstalt halten ließ und eine Stunde in derselben verweilte. Der achte Tag kam heran und ich stand, wie er mir befohlen hatte, wieder im Vatikan dem heiligen Vater gegenüber. Eben so ernster, als milder Ruhe sagte Pio nono zu mir: „Ich habe eine Kommission ernannt, welche mir Vorschläge über die Errichtung einer, den Gesetzen der Menschlichkeit und der Moral entsprechenden Heilanstalt für Irre in kürzester Zeit machen soll. Wenn Sie Rom wieder besuchen, werden Ihre gerechten und frommen Wünsche erfüllt sein. Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen. Der Him-

mel wird Sie segnen!“ Ich beugte tieferschüttert, nicht vor dem Haupte der katholischen Christenheit, aber vor dem weisen Fürsten, vor dem guten Menschen meine Knie.“

Es war nahe an Mitternacht, jeder von uns suchte auf den Divanen eine Lagerstatt. Die Miß befand sich in nicht gewöhnlicher Verlegenheit. Ihr Haupt verhüllend, nahm sie in einem Lehnstuhle Platz und brachte sitzend und wie sie mir des Morgens sagte, schlaflos die Nacht zu.

Sie war später unsere Reisegefährtin bis Konstantinopel, wo ich ihr an einige ärztliche Freunde Briefe nach Wien gab, das sie im Mai 1856 besuchte. Sie ließ einen Brief, in welchem sie sich höchst befriedigend über die großartige Irrenanstalt der Residenz ausspricht, für mich zurück.

Wo weilt jetzt die edle Missionärin, eine Dame, die von der Heimat, aus dem Kreise der Familie sich losreißt, die allein eine Weltreise unternimmt, um erbarmenvollen Herzens die unglücklichsten der Menschen aufzusuchen, und ihnen Trost und Hilfe zu bringen.

Am Morgen noch kein Vapor in Sicht! Die frommen Wallfahrer lagen frierend im Freien und wir, die noch viele Stunden hätten angenehm in Athen verleben können, wir sannen darüber nach, wie wir die Zeit hindringen sollten. Die Stadt, die sich mit ansehnlichen Gebäuden in weitem Halbkreise dem prächtigen Hafen anschließt, war bald besehen. Ein schöner freier Platz, von den Franzosen in eine Gartenpromenade umgewandelt, ladet den von der See Kommenden freundlich ein und ein Brunnen auf demselben trägt eine kolossale Büste des Themistokles, sowie das Vorgebirge die Ueberreste von seinem Grabe. Die Kirche, mit rosa und weißen, Marmor nachahmenden Streifen, gewährt einen freundlichen Anblick, der durch das Helle des Innern noch erhöht wird. Die Straßen der Stadt sind breit, zwischen schönen Häusern gestreckt und es erweckt die Stadt durch ihre Ausdehnung

Erstaunen, wenn man bedenkt, daß der moderne, ungleich größere und schöne Theil in kaum einem Vierteljahrhundert entstanden ist.

Ich trat in ein Kaffeehaus und wurde, um an die Nähe des Orients gemahnt zu werden, gefragt, ob ich ein Nargile rauchen wolle? Ich ließ es mir reichen. Ungewohnt der Art und Weise des Rauchens wurde ich von den, rings um mich gekreuzter Beine sitzenden Griechen belächelt und gutmütig berathen, wie ich die Wasserpfeife behandeln müsse. Es waren einige Männer in einem lebhaften Gespräche begriffen. Mein Begleiter übersetzte mir den Hauptgedanken ihrer Reden. Ein Mann mit grauem Barte und Fustanella und Feß, der den Befreiungskampf Griechenlands mitgekämpft hatte, beklagte bitter die Anwesenheit der französischen Kriegschiffe; ihre Maste erschienen ihm als Galgen, an welchen die Freiheit, zu Schmach und Schanden des Vaterlandes aufgeknüpft sei. Ein Anderer, der Besitzer einer Krämerbude in Piräus war, fragte dagegen: „War es seit lange so sicher im Lande, als seitdem die Franzosen uns belagern? Schützen sie nicht Handel und Wandel, kaufen sie nicht für blankes Gold und Silber unsere Waaren? Pflanzen sie nicht Gärten, die sie doch nicht in ihre Heimat mitnehmen können?"

Kanonendonner unterbrach plötzlich das Gespräch. Der Nazionale schlug an seine Hüfte mit einer Handbewegung, als ob ein Schwert an ihr hinge. Wir eilten in den Hafen. Der Kriegsdampfer „Radetzky" lag vor Anker und begrüßte die Schiffe, die den Gruß bald erwiederten.

Ich setzte mich in ein Boot und ließ mich, da ich noch nie das Innere eines Kriegschiffes gesehen hatte, an dasselbe heanrudern. Commodore Freiherr von Bourguinon befehligte das Schiff. Ich schickte aus dem Boote meine Karte an ihn mit der Bitte, das Schiff besteigen und sehen zu dürfen. Er ließ mich in seine Kajüte laden und gewährte mir die freundlichste Aufnahme und die interessantesten Mittheilungen über die allgemeinen europäischen und die griechischen Zustände. Seine Sprache war eine staatsmännische Improvisazion, die von dem imposanten Mann vernommen, noch an Bedeutung gewann. Er erkannte das Vergeb-

liche der Hunderttauſende von Opfern, die dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege fielen und was Jeder jetzt weiß, er ſprach es ſchon damals aus, daß die Wirren begonnen, aber nicht geendet haben, wenn es auch Friede ſcheint. Ich beklage es, Mittheilungen, die auf inniger Bekanntſchaft mit entſcheidenden Perſonen und Zuſtänden beruhten, hier nicht wiederholen zu dürfen; manche noch nicht ganz begriffene, oder falſch aufgefaßte Erſcheinung würde in klarer Beleuchtung da ſtehen.

Der Commodore ſah nach der Uhr. „Sie ſollen ſehen, wie bald das Schiff blank iſt.“ Er übergab mich einem jungen Kadetten, Herrn Frank aus Fünfkirchen in Ungarn, um mir alle Schiffsräume zu zeigen und zu erklären. Ein Glockenzeichen wurde gegeben, die Muſik des Schiffes begann zu ſpielen und die Matroſen fingen ſchweigend, weil ſie bei derſelben nicht reden dürfen, die Arbeit an. Es begann eine ernſte, gemeſſene und doch raſche Bewegung in den koloſſalen Räumen des Schiffes. Das ging und kam, einzeln und in Gruppen, hinauf und hinab, ein Tragen und Ablegen, alles beim Takte einer lebhaften Muſik. In zwanzig Minuten war die Arbeit gethan: das Deck blank geſcheuert, alles Eiſen und Meſſing makellos glänzend, Taue, Takelwerk und Segel in ſtrengſter Ordnung und alles bereit, wenn das Kommandowort ertönen würde, die Anker zu lichten.

Der Commodore empfing mich noch einmal beim Frühſtück und ließ mich, herzlich Abſchied nehmend, im Boote des Kriegſchiffes an das Land zurück rudern.

Es war am dritten Tage des Harrens und noch war kein Vapor in Sicht. Die Sorge, daß er verunglückt ſein könnte, fing an ſich in der Agenzie des Lloyd geltend zu machen. Ich brachte die meiſte Zeit im Bureau des eben ſo freundlichen, als zuvorkommenden Agenten des Lloyd, Herrn Zvich und des Kanzlers, Herrn Beck, leſend oder ſchreibend zu.

Die Wallfahrer, wie mäßig ſie auch lebten, hatten ihr Geld zur Wegzehrung gebraucht und durch Obdachloſigkeit in der em-

pfindlichen Kälte gelitten. Sie kehrten zurück und der Lloyd verlor einige hundert Passagiere, wir aber die Geduld und ebenfalls Geld. Eine auf dem Agenziegebäude aufgehißte Flagge wäre als Signal, daß der Vapor in Sicht sei, in Athen mit Hilfe eines Fernrohres leicht sichtbar und der Reisende könnte, bei der Nähe von Piräus, leicht bis zur vorletzten Stunde der Abfahrt in Athen weilen.

Nachmittag wirbelte ein leiser Rauch auf der offenen See und näherte sich. Es kam der Lloyddampfer „Europa", der uns nach Asien tragen sollte.

Wir fuhren Abends 8 Uhr aus dem Hafen.

Syra.

Selige Nymphen. — Herr von Hahn. — Hat Humajum und Tanſimat. Fortſchritte in Griechenland. — Padre Conſtantino. — Jüdiſche Nachrichten. — Maler Greffel. — Die Juno von Syra. — Abſchied.

Es leuchtete wieder ein glorreicher Morgen auf der See. Millionen Wogen und in jeder eine Sonne. Wir begrüßten, das einen hohen, koniſchen, ſteilen Berg hinabgebaute Syra, das mit ſeinen weißen, flach bedachten Häuſern von der Sonne grell beſchienen, wie eine Stadt aus eitel pariſchem Marmor gebaut erſchien.

Wir ankerten um 8 Uhr früh im Hafen; und hatten vier Stunden Zeit die Stadt zu ſehen. Der Agent der L'loydagenzie, Herr Marinich, wies mir in zuvorkommenſter Weiſe einen Diener an, um die Höhe der Stadt zu erſteigen und mich dann zum berühmten Verfaſſer der „albaneſiſchen Studien", der als k. k. öſterreichiſcher Conſul in Syra fungirt, zu Herrn von Hahn zu führen.

Syra iſt nicht auf Felſen gebaut, vielmehr ſcheint es in ſie hineingeſchnitten. Die Straßen ſind ſchmal und zwiſchen hohen, ſchattengebenden Häuſern zuſammengedrückt; breite, platte Flieſe laſſen nirgend den Boden ſehen, oder vielmehr iſt dieſer der Felſen ſelbſt. Als wir ziemlich hoch durch die Stadt geſtiegen waren, gelangten wir vor dieſelbe hinaus, und hatten noch eine ſonnige, kahle Höhe

vor uns liegen, die mit einer Kirche und dem Hause des Bischofs gekrönt ist.

Zur Linken hinab und ziemlich fern grünte eine Thalschlucht, aus welcher einzelne Weiber, in zweihenkeligen, irdenen Krügen, die sie auf dem Kopfe festhielten, Wasser emportrugen. Noch rieselt hier frisch und lebendig eine Quelle aus dem Felsen hervor, in welcher, einer heiligen Legende nach, zu der seligen Götter Zeiten die Nymphen badeten.

Wir gelangten in der brennendsten Sonnenhitze nach einer halben Stunde zur Kirche empor und genossen hier der beglückendsten Aussicht auf die See, auf die Inseln, auf die Berge und die Stadt.

Zurückgekehrt fand ich bei Herrn von Hahn die gastlichste Aufnahme. Wenn man durch die hohe Thür des Hauses tritt, befindet man sich in einer Art Einfahrt, ohne Ueberdachung, und steigt von dieser zu einer Terrasse empor; sie ist durch südliche Bäume in einen schwebenden Garten umgewandelt. In diesem Garten leben Adler und Aasgeier friedlich neben Turteltauben, singen Vögel mit fremd glänzendem Gefieder, spielt ein zierlich schlankes Steinböcklein. Ich stand in einer neuen, prächtigen Welt und fühlte mich wie verzaubert. In diesen Räumen und mit dem Blicke hinaus in die See, aus der in bläulichem Dufte die Felsen von Delos und Naxos emportauchen, treibt Herr von Hahn homerische Studien, sammelt er griechische Märchen und beherrscht er die antike und moderne Gedankenwelt Griechenlands.

In einen hohen luftigen Saal geführt, wurde ich von dem Herrn des Hauses herzlich willkommen geheißen. Ein nicht hoher Mann mit blondem, leicht grau durchschimmerten Haare, rotem Schnurrbart und eindringenden hellen Augen trat er mir entgegen.

Die große orientalische Frage war bald Gegenstand unseres Gespräches. „Der Hat Humajum" äußerte Herr von Hahn „und die in ihm ausgesprochene Gleichstellung der Konfessionen ist möglich; aber in — türkischer Weise, langsam und erst nach langer Zeit. Was auch die Welt gegen den Tanfimat sage, doch hat er

seine Wirkung gehabt und äußert sie noch fort und fort. Die Verhältnisse in der Türkei sind seitdem ganz anders geworden. Die Türken klagen zwar über ihre Zustände, wenn man aber ins Einzelne geht und ihnen die guten Folgen an besonderen Fällen nachweiset, dann sagen sie: Ja, das ist wahr! Ebenso ist der Zustand Griechenlands in fortgesetztem Vorschreiten begriffen; man bemerkt das deutlich, wenn man die Anfänge gesehen hat. Nur muß man nicht den europäischen Maßstab an die hiesigen, weltverschiedenen Zustände anlegen."

Wir wurden durch einen Besuch des Pfarrers Don Constantino unterbrochen, von dem wir im Abendzirkel des österreichischen Gesandten in Athen reden hörten. Ich freute mich den würdigen und ehrwürdig aussehenden, alten Mann kennen zu lernen.

Wir nahmen in einer kühlen Stube ein mir fast völlig neues Frühstück ein. Besonders wurde mir gepreßter Fischroggen und die Zunge eines eigenthümlich bereiteten Fisches empfohlen. Ich ließ mir vom Gesetzgeber der albanesischen Sprache gerne symbolisch von der Zunge reichen, die zu Wein von Kreta trefflich schmeckte.

Meine Anspielung auf die Studien und Arbeiten meines liebenswürdigen Wirtes führte unser Gespräch auf literarische Zustände. Ich fragte ihn, ob er nicht auch griechische Volkslieder sammle, da er schon einen reichen Schatz griechischer Volksmärchen beisammen habe? „Volkslieder" erwiederte Herr von Hahn, „sind nicht mein Fach und wenn man älter wird, darf man sich nicht zerstreuen, da gilt es die Kraft auf einen Punkt zu sammeln. Was die Märchen betrifft, so wird an ihnen die außerordentliche Aehnlichkeit mit den deutschen frappiren, und sie dürfte zu manchen kühnen, philologischen Kombinazionen Anlaß geben.

Als ich Herrn von Hahn um jüdische Gemeinden in Griechenland fragte, versprach er mir freundlichst, [redacted] seinen Agenten nach Chalkis zu schreiben, wo seines Wissens die einzige jüdische Gemeinde existire, und mir die empfangenen Nachrichten mitzutheilen.

Ein deutscher Maler, Herr Gressel, der im Hause des Consuls seit einiger Zeit lebt, um Studien für Bilder zu machen, gesellte sich zu uns, als wir Tschibuk und Kaffee nahmen. Ich

ſprach gegen ihn die Klage aus, daß ich nun heute von Griechenland ſcheide, ohne einer weiblichen Schönheit begegnet zu ſein; er erwiederte, daß er nach Monaten ſich in demſelben Falle befinde. Herr von Hahn erzählte, daß er ſelbſt, ſeit ſeinem langjährigen Aufenthalte ſich nur zweier Schönheiten erinnere. Eine von ihnen, ein Bauermädchen, nannten Alle, wenn ſie kam, die Juno, und wer dieſe ſah, dem kann kein anderes Weib auf der Erde ſchön erſcheinen.

Die mir zur Abfahrt bezeichnete Stunde rückte heran, und ich wollte aufbrechen. Herr von Hahn beruhigte mich, daß das Schiff nicht eher die Anker lichte, bis ſein offizielles Packet dem Kapitän übergeben ſei. So blieb ich noch einige Zeit mit dem geiſtig vielfach bewegten Manne zuſammen; zu kurz, um mich an ſeinen vielſeitigen Gedankenrichtungen vollkommen zu erfreuen, zu lange, um eben den Verluſt zu begreifen, nicht länger mit ihm verkehren zu können.

Smirna.

Die Fürſtin Anatoliens. — Ein Traum Alexander des Großen. — Die jüdiſche Gemeinde. — Lichtberg der Ewigkeit. — Windmühle und Weinſchenke. — Morgenländiſche Reminiszenzen im Abendlande. — Eine betende Mutter. — Gruppen und Geſtalten an Bord. — Abfahrt.

Wir hatten eine glückliche Fahrt, und ſahen am 6. April des Morgens die Fürſtin der Städte Anatoliens vor uns fremd und glänzend emportauchen. Als wir uns in der meilenweiten Bai befanden, ſahen wir rechts einen Berg mit weißen, flachen Steinen beſäet, eine Begräbnißſtätte, hinter der ſchwarzgrün ein Zypreſſenwald in den blauen, warmen Himmel emporragte. Die hohen, dunklen Baumpiramiden boten einen ſchönen Gegenſatz zu dem weißen, ſteinernen Walde der Minarete, die zwiſchen einem braunen Häuſermeere, neben kühn gewölbten Kuppeln, aufſtrebten.

Weiße Finger, die dem Moslem in den Himmel zeigen!

Ueber die Häuſermaſſen, die in weit geſchwungenem Halbkreiſe dem Meere angebaut ſind und ſich immer mehr die grünen Berge emporheben, ragt ein mittelalterliches Kaſtell, wo einſt die Akropolis der Stadt ſtand. Wenn der Blick von dieſer Höhe herab ſich wieder zum Meere ſenkt, ſo ſieht es daſſelbe mit Schiffen bedeckt, auf denen die Flaggen faſt aller Nazionen flattern. Kleinere Schiffe mit weißen Segeln ziehen mit uns in den Hafen ein, andere laufen aus; Boote mit beturbanten Ruderern fliegen pfeilſchnell zwiſchen durch.

Wenn man das ganze große Bild der prächtigen Stadt in's Auge faßt, ſo glaubt man, dem Pauſanias gerne, daß ihre Gründung durch einen Traum des großen Makedonierkönigs veranlaßt worden ſei.

In einen märchenhaften Traum von tauſend und einer Nacht glaubt ſich aber der nordiſche Fremdling wirklich verſetzt, wenn er das Land betritt. Wir begegnen Menſchen in allen Trachten und Farben des Morgenlandes, manche leicht, viele reich in Waffen, Frauen in langen, weißen Gewändern, meiſt mit einem ſchwarzen, undurchſichtigen Schleier vor dem Antlitze. Langſam einherſchreitende Kameelzüge, Mulatten, Neger, Herren in feiner, franzöſiſcher Tracht, ehrwürdige, armeniſche Prieſter mit lang wallenden Haaren, Juden in polniſchem Anzuge, Reiter zu ſchön geſattelten Eſeln machen die Straßen enge, bunt und belebt. Dieſe Geſtalten und Gruppen ſind beiläufig ein Ausſchnitt aus einem koloſſalen, immer wechſelnden, fantaſtiſchen Gemälde. Ein verwirrender Sprachenreichthum lärmt und ſchreit aus der wunderlichen Menge hervor. Im Bazare, weil es Sonntag war, hatten die Chriſten ihre Läden geſchloſſen, dagegen war es in denen der Mohammedaner und Juden um ſo lebhafter. Die geſchloſſenen Läden waren aber von armen griechiſchen Chriſten, die ſelbſt keine Läden halten können, benützt und mit dem bunteſten Krame behängt. In vielen Läden war das Handwerk türkiſch bequem thätig: die Arbeiter verrichteten ihr Geſchäft, gekreuzter Beine ſitzend und Nargile rauchend. Die engen Straßen alle ſchmutzig, da und dort ein ganzes gebratenes Lamm, ſüße Kuchen, Fiſche, Berge von Orangen und Zitronen zum Kaufe ausgeſtellt.

Durch alle dieſe Szenen und Gruppen mich durchwindend, gelangte ich, mit einem ehrenwerten Landsmanne aus Böhmen, Herrn Barbier, der in Smirna als angeſehener Kaufmann lebt, in das Judenviertel, das zwiſchen dem der Mohammedaner und dem der Armenier liegt. Zur Zuſammenwohnen geſchieht aus freier Wahl, wie auch die Bekenner der anderen Religionen es vorziehen, beiſammen zu wohnen.

Wir beſuchten den Oberrabbi, den wir in einer mit zerſchliſſenen Teppichen bedeckten, ärmlichen Stube, eines winkeligen, unanſehnlichen, hölzernen Hauſes fanden. Einige hölzerne Truhen ringsumher waren die einzigen Einrichtungſtücke und enthalten, wie mir Herr Barbiér erklärte, die Habſeligkeiten der Familie. Die Brände in Smirna, da faſt alle Häuſer, namentlich die der Türken, aus Holz gebaut ſind, mahnen zur Vorſicht. Die Truhen werden, ſobald ein Feuerſignal in einem Stadtviertel ertönt, raſch davongetragen und in Sicherheit gebracht. Der Oberrabbi, eine ehrwürdige Erſcheinung mit langem, vollem Barte, ſaß gekreuzter Beine auf einem niedrigen Divane zwiſchen Polſtern. Uns wurden zwei Stühle ihm gegenüber angeboten und ſüß kandirte Früchte und friſches Waſſer von der lebhaft redſeligen Frau des Oberrabbi's freundlichſt gereicht.

Bald kamen noch drei Rabbinen und der Kanzler der Gemeinde. Sie küßten dem Oberrabbi die Hand, welche Huldigung er damit erwiederte, daß er ſeine Hand an Bruſt und Stirne legte. Meine Reiſe nach Jeruſalem war ihnen von Corfu her bereits bekannt geworden, und ich gab jedem der Herren meine Anſprache an die jüdiſchen Bewohner Paläſtina's. „Kol mebaſſer". Alle fingen ſogleich zu leſen an: ich bat den Oberrabbi die Leſung für eine andere Zeit zu verſchieben, und mir, was mich ſehr intereſſire, einige Verhältniſſe ſeiner Gemeinde mitzutheilen.

Die Zahl der jüdiſchen Bewohner in Smirna iſt 15,000; die Stammfamilien wanderten aus allen Provinzen des türkiſchen Reiches in Aſien und Afrika und aus Venedig ein; ſie bilden ſeit 287 Jahren eine Gemeinde nach ſpaniſch-portugieſiſchem Ritus, und ſprechen, nebſt der türkiſchen Sprache die ſpaniſche. Die Gemeinde wurde von mannigfachem Unglücke fort und fort bedrängt.

Die Juden litten in vergangenen Jahrhunderten durch den Fanatismus der Moslems, und mußten immer für Leben und Gut zittern; als die Regierung milder und gemäßigter wurde, haben ſie wieder die Elemente mit Vernichtung bedroht. Um nicht früherer Unglücksfälle zu gedenken, ſei nur der großen Brände im Jahre 1841 und 1852 erwähnt, die ſelbſt die Wohlhabenden

in Armut stürzten. Die Gemeinde besaß ein steinernes, nach allgemeiner Ansicht feuerfestes Haus, in dieses trugen, wer nur einen leicht tragbaren Besitz hatte, die Juden Geld, Silber, Edelsteine und Waaren. Das Haus enthielt einen Wert von vielen Millionen Piastern und war nach einer Stunde ein Aschenhaufen. In diesem Brande gingen 15,000 Bücher, darunter alte, kostbare Druckwerke, und unersetzliche Manuskripte verloren. Die Gemeinde drückt seit jener Zeit eine Schuldenlast von 600,000 Piastern, es sind Waisen- und Armengelder; andere Beträge schuldet sie einigen Reichen in Smirna und in Jerusalem, von wo aus sie durch die heimische, türkische Behörde sehr gedrängt wird.

Aber noch eine andere, sie völlig erdrückende Last — neben den Zinsen des genannten Kapitals, das sie nie zurück zahlen zu können hoffen dürfen — läßt die Vorsteher in eine traurigere Zukunft blicken. Die Gemeinde hat eine fünffache Armut zu versorgen, vor allen 100 Rabbinen, die sich ausschließlich mit dem Studium der heiligen Schrift beschäftigen, dann 100 verschämte Arme, von einst sehr reichen Familien und 400 wirkliche Bettler. Von der Mildthätigkeit der Gemeinde hängen ferner 1000 Waisenkinder ab, und das Spital und Versorgungshaus für Kranke und Verkrüppelte nimmt jährlich 10,000 Piaster in Anspruch. Andere Auslagen, die Armen zu beerdigen, ihre Gräber zu bezahlen, nehmen noch weitere 10,000 Piaster in Anspruch, und jede der neun Synagogen in Smirna ist 15,000 Piaster schuldig.

„Rette uns!“ sagte der Oberrabbi am Schlusse seiner Mittheilung, „rette uns! Erzähle, wenn Du glücklich nach Europa zurück gekehrt sein wirst, von unserer Not, von unserer hoffnungslosen Verzweiflung. Der Gott der Heerschaaren wird mit Dir sein auf Deinen Wegen und Dich schützen und behüten.“

Alle Anwesenden, darunter die Gattin des Chacham Baschi, sagten „Amen!“

Die Gemeinde wird von 4 Vorstehern — früher von 6 — geleitet, die jährlich gewählt werden; diese ernennen 4 Armenvor-

ſteher und eine Sitten- und Religionspolizei. Die letztere hat die Pflicht ihr bedenklich ſcheinende Zuſtände und Angelegenheiten der Gemeinde ſowohl, wie einzelner Perſonen dem Rabbinentribunal, an deſſen Spitze der Chacham Baſchi ſteht, mitzutheilen. Dieſes bewacht auch die beſtehenden 25 Lehranſtalten für hebräiſche Sprache und Talmud.

Als ich über die große Anzahl dieſer Anſtalten mich erſtaunt äußerte, ſagte mir der Oberrabbi: „Darin ſind wir jeder Stadt im Orient voraus, und Du wirſt eben ſo erſtaunen, wenn Du nach Jeruſalem kommſt, dort nicht eine Talmudthora zu finden.“

Als ich um die Zahl der Geburten, Heiraten und Sterbefälle fragte, wurden mir die erſten auf 500, die zweiten auf 300 bezeichnet. Die Sterblichkeit, weil ſehr viele Kinder und Arme ſterben, für die keine Gräber bezahlt werden, konnte mir nicht angegeben werden. Die Bezahlung für Grabſtätten iſt die einzige ſtatiſtiſche Controlle. Vor einem Jahrzehnt befahl der türkiſche Gouverneur die Anlegung einer Matrikel; der Oberrabbi bemerkte türkiſch naiv: „Sie unterblieb aber, weil Niemand die Arbeit zahlte.“ Wenn es gerichtlich nötig iſt, nachzuweiſen, ob jemand verheiratet, wie alt ein Kind, wann jemand geſtorben ſei, läßt das religiöſe Tribunal „Besdin“ 10 Männer kommen, die um die Sache wiſſen konnen, und ſtellt auf Grundlage der Ausſage dieſer Vertrauensmänner ein Zeugniß aus.

Herr Chajim Palatſchi iſt als Schriftſteller bekannt, und erwiederte meine von dem Dichter Letteris überſetzten Elegien „Nach der Zerſtörung Jeruſalems“ mit zwei ſeiner gelehrten Werke. Der Kanzler der Gemeinde, Herr Chajim Krisſin, verehrte mir ſeine unter dem Titel „Schir meliza“ veröffentlichten Gedichte; ich hatte ihn ſomit als meinen doppelten Collegen zu begrüßen.

Der Chachami Baſchi ließ mich, auf meinen Wunſch, nach dem Hospitale, in einige Synagogen und auf den Leichenhof durch zwei ſeiner Diener geleiten.

Ueber der Pforte des Hospitals glänzte mir eine rote Marmortafel mit hebräiſch goldener Inſchrift entgegen; ſie verkündet, daß der verſtorbene Freiherr Salomon von Rothſchild, der den Ruhm ſeiner materiellen Macht durch den der Freigebigkeit und Barmherzigkeit verſöhnte, auch hier die Mittel bot, um dieſe Zufluchtſtätte menſchlichen Elends erbauen zu helfen. Das nur mit einem Erdgeſchoß verſehene Haus hat in die enge Straße, in der es ſchmutzig ſteht, keine Fenſter. Der Eintretende befindet ſich in einem viereckigen, mäßig großen Hofraume, der mit Bäumen und Blumen bepflanzt, einen angenehmen Eindruck macht. Entlang den Mauern dieſes Raumes ſind Thür an Thüre, die zu den Zellen der Kranken, oder Siechen führen. Ich trat in fünf derſelben, die bewohnt waren, und es bedurfte eines, an den Ekel der Wohnungen des armen, kranken Elends gewohnten Mannes, um beim Eintritte nicht zurückzuſchrecken. Die Zelle erhält nur Licht, wenn die Thüre offen ſteht, der Kranke befindet ſich, wenn das Wetter rauh iſt, und er ſie ſchließen muß, im Finſtern. Auf fetzenhaften Decken lagen, oder ſaßen die Kranken im verwahrloſeſten Zuſtande. Die Luft war durch den unſagbaren Schmutz der Zelle unerträglich.

Als ich mir eine Bemerkung über dieſen Zuſtand erlaubte, ſchien ich nicht recht verſtanden worden zu ſein, und es trat mir *hier, in der erſten orientaliſchen Stadt die* Erſcheinung entgegen, die ich dann fort und fort Gelegenheit zu bemerken hatte: daß dem Orientalen der Sinn für Reinlichkeit, inſofern ſie ſich nicht auf ſeinen Körper bezieht, abgeht. Wie könnte ſonſt der Arzt, übrigens ein griechiſcher Chriſt, täglich dieſe Anſtalt beſuchen, und nicht einen Umſtand beſeitigen, der ſelbſt geſunde, an Reinlichkeit und friſche Luft gewöhnte Menſchen nur krank machen kann.

In einer größeren Zelle ſaßen einige Frauen und Mädchen, und laſen Waizen aus, um ihn zum Oſterbrotbacken rein zu haben. Der Anzug der Frauen, die etwa in zwanzig zerrauften Zöpfchen herabhängenden Haare der Mädchen, die wenig blanken Hände ließen mich glauben, daß der Waizen vielmehr durch ſie erſt ſchmutzig werde. Die hundert Rabbinen Smirna's, erzählten

mir meine Begleiter, haben die Pflicht, wenn es Erntezeit iſt beim Schnitte des Waizens anweſend zu ſein und den durch Austreten der Aehren gewonnenen Waizen zu verwahren, aus dieſem werden, wieder unter ihrer Aufſicht, Oſterbrote für ſie und den Oberrabbi gebacken. Die Gemeinde ſelbſt kauft das ungeſäuerte Brot auf dem Bazar.

Ich ſah in einer andern Stube aufbewahrtes Oſterbrot, das nicht wie in Deutſchland rund und dünn, ſondern zu viereckigen, ſehr dicken Scheiben gewalkt und durchſtochen iſt. Als oſterliches Luxusbrot werden Mazot aus feinſtem Mehle, das mit Wein geknetet iſt, gebacken.

Wir nahmen ein Boot, um an den Fuß des Berges Pagus zu gelangen, auf dem ſich die Begräbnißſtätten der Juden, Mohammedaner und Chriſten befinden. Wir gelangten durch den Wald von Schiffen, die im Hafen ankerten, an der großartigen, durch den roten Ziegelbau ſich grell auszeichnenden Militärkaſerne vorbei, in zwanzig Minuten an den jüdiſchen Begräbnißplatz. Die Leichen müſſen zu Land dahingetragen werden, eine Strecke, die aus dem Judenviertel nahe zwei Stunden Zeit in Anſpruch nimmt. Bei der furchtbaren Glut der Sommerſonne und dem Umſtande, daß die Verweſung meiſtens ſchon in zwei, höchſtens drei Stunden eintritt, iſt ein Gang nach dieſem Friedhofe eine fromme, aber ſchwere, und unter gewiſſen Verhältniſſen eine gefährliche Arbeit.

Der Berg erſcheint von der Tiefe bis hoch zum Gipfel, von flach den Gräbern anliegenden Steinen, wie gepflaſtert. Alle ſind aus weißem Marmor und glänzten im Sonnenlichte, ſo daß der Berg in der Ferne, wie überſchneit und von Millionen Schneekryſtallen funkelnd erſchien.

Ein Lichtberg der Ewigkeit!

Ich ging zwiſchen den Grabſteinen hin, deren Inſchriften nur ſelten, dann aber mit Gold hervorgehoben, mit ſchön gemeißelten Blumen und Arabesken geſchmückt waren. Auf einigen iſt

ein Buch, oder ein Schreibzeug, wie es die Orientalen im Gürtel tragen, gemeißelt, als Zeichen, daß ein Schriftgelehrter in dem Grabe ruhe. Auffallend war mir auf einigen Grabsteinen die Abbildung eines Sessels. „Unter solchen Steinen" erklärten meine Begleiter, „liegt ein Jüngling, oder eine Jungfrau, die verlobt, vor Eingehung der Ehe gestorben sind." Den Grund dieses Symbols konnte mir keiner meiner Begleiter erzählen, als ich sie um denselben fragte, meinten sie: „Es ist so von Alters her Gebrauch."

Der Friedhof ist ohne Umfangsmauer und dehnt sich um den ganzen Berg herum, dessen Spitze eine Windmühle trägt, in welcher das Waizenmehl zum Osterbrote gemahlen wird.

Zwischen den Gräbern spielten Kinder, und schlugen eine Gruppe türkischer Soldaten Ball.

Zurückkehrend gingen wir am mohammedanischen Friedhofe vorbei, wo reiche Monumente, mit Turbanen geschmückt, in Gold und Farben prangend, weiß marmern aus schwarzgrünem Zypressendunkel hervorleuchteten. Neben der Pforte dieses Leichenhofes war heiteres Leben in einer Weinschenke laut.

Dort der Wind zwischen den Flügeln einer Mühle gefangen, hier die Glut des Weines, gleichsam die Hüter der Todten. Dort der kahle, baumlose Berg, hier ein Zypressenhain und Farbenpracht. Mir erschien die asketische und paradiesische Anschauung des Todes des einen und des andern Volkes, wie sie hier zufällig hart neben einander sich ausprägten, symbolisch ausgedrückt und allerlei Gedanken denkend, bestieg ich das Boot und ließ mich zurück in die Stadt rudern.

Ich besuchte zwei der größeren Synagogen. Man gelangt ein Treppe hoch, in einen hellen, weiten und hohen Saal; in ziemlicher Höhe an drei Seiten sind mit engen, bunt gemalten Holzgittern versehene Logen für die Frauen. Die Holzgitter genau so, wie ich sie oft in böhmischen Landsynagogen im ersten

Stockwerke sah, wo die Frauen unsichtbar hinter ihnen beten. So konnte ich in diesem unbedeutenden Umstande eine Reihe von Bemerkungen beginnen, wie Hunderte von kleinen und mannigfachen Gewohnheiten der Juden im Abendlande aus dem Oriente stammen, und da erst begriffen werden können. Bauart, Tracht, Bewegungen, Mimik, Speisen gewähren die gleiche Beobachtung, und wir werden in diesen Blättern noch oft Gelegenheit haben, sie auszusprechen.

In der Mitte der Synagoge, zu beiden Seiten einige Stufen empor, erhebt sich der Almemer, der Tisch, auf dem die Thora gelesen wird. Ihn umgeben, ebenfalls wie in unsern Landsynagogen geschmacklos gewundene Säulen und Säulchen mit dicken Knäufen, dasselbe bunt bemalte Drechslerwerk. Vor der Bundeslade, die dem Eintretenden gegenüber gegen Sonnenaufgang, wie in allen Synagogen der Welt angebracht ist, hängen schwere, seidene Vorhänge, auf denen das Wappen Judas, ein Löwe gestickt ist, der in seinen Pranken das Schild Davids, den „Magendavid" oder eine Krone hält, denn „die Thora ist die Krone des Lebens." Welcher Jude im Abendlande hat nicht dergleichen häufig gesehen? Die Ezchajim, die silbernen Lebensbäume, welche die Thorarollen zieren, und in kunstreich gearbeitete Granaten, den Symbolen der Fruchtbarkeit im gelobten Lande, auslaufen? Eine silberne Hand, mit genau so vorgestreckt geformtem Zeigefinger, weist dem die Thora Vorlesenden die Worte vor. Ist diese Sitte nicht eine plastische Illustrazion des Wunders in Egypten, wo die Zauberer sagten: „Da ist Gottes Finger dabei?" Die Gelehrten mögen diese archäologische Betrachtung der „Jad" näher untersuchen.

Unter dem Almemer läuft, ebenfalls wie bei uns, eine Bank den Wänden entlang. Zwischen diesen und dem Almemer sind weder Sitze noch sogenannte „Ständer" hohe Pulte für die Gebetbücher. Dadurch gewinnt die Synagoge an freiem Raum und gewährt keinen so unordentlichen Anblick, wie bei uns, wo die in Kirchen üblichen Betbänke nachgeahmt worden sind.

In einer andern Synagoge, die so wie die eben geschilderte gebaut und eingerichtet war, trat mir eine Erscheinung von wunderbar erschütternder Wirkung entgegen. Als wir die Treppen emporstiegen, scholl uns, es wäre schwer es anders zu bezeichnen, ein jauchzendes Wehklagen, ein schmerzvoller Jubel entgegen. Dann war es still, um, nach einer Minute sich wieder zu erheben.

Wir traten in die Synagoge. Im ganzen, weiten Raume nur zehn still betende Rabbinen in der schönen falten- und farbenreichen Tracht des Orients. Vor der offenen Bundeslade standen drei Frauen in weiten, weißen Gewändern, die das Haupt bedeckend die ganze Gestalt faltenreich umhüllten. Sie standen mit dem Angesichte gegen die Bundeslade gewendet; von ihnen ging das laute Wehklagen, das schreiende Gebet aus. Dann wandten sie sich gegen die Rabbinen. Eine Matrone zwischen zwei jungen Frauen streckte die Arme aus, während diese ihr die Arme hielten, daß sie nicht sinken. Die Gruppe stand da, wie aus weißem Marmor gemeißelt.

Ich mußte an den Propheten denken, wie er von der Höhe herab der Schlacht zusah und mit ausgestreckten Armen betete und die beiden Männer ihm die Arme hielten, damit sie nicht sinken und auch der Herr sein Volk nicht sinken lasse.

Hier flehte eine Mutter ebenfalls um einen Sieg des Lebens über den Tod. Sie betete Psalmen für die Genesung ihrer im Sterben liegenden Tochter.

Um 1 Uhr nach Mittag an Bord zurückgekehrt, fing sich die Bevölkerung des Schiffes bunt zu vermehren an. Meist waren es Türken und Griechen, die sich zur Fahrt nach Konstantinopel eingefunden hatten; diesmal auch türkische Frauen. Die Moslems mit Polstern und Teppichen, sogar mit Kochgeschirren versehen, nahmen alle den dritten Platz auf dem offenen Verdecke ein; selbst die Reichen unter ihnen, um jeden Verkehr mit Christen zu vermeiden und in ihren Gewohnheiten nicht gestört zu sein. Die Sklaven breiteten improvisirte Divane aus und reichten unver-

weilt ihren Herren den Tschibuk, oder das Nargile. Eine kleine Kaffeeküche bekam sogleich vollauf zu thun, um nach türkischer Weise Mokka zu bereiten und in kleinen Täßchen umherzureichen. Es waren Gruppen von Ziegen und Schafen mit auf das Verdeck gekommen, deren Zahl sich bis Konstantinopel bedeutend verminderte, sie fielen unter dem Messer der türkischen Köche. Auch eine Zigeunerfamilie hatte sich eingefunden und in einem kleinen Kreise gelagert. Die Zigeuner im Oriente, türkisch und arabisch sprechend, treiben keine Musik und wahrsagen selten; meist leben sie auf den Bergen, sammeln heilbringende Kräuter und kommen nur in die Städte, um die Pflanzen und Wurzeln an Apotheken zu verkaufen. Die vielen sich zur Reise Anschickenden waren von so vielen Freunden und Bekannten begleitet, daß kaum ein Platz auf dem Verdecke zu finden war. Das Schiff umwimmelten hundert bunt bewimpelte Barken.

Stunden verzingen in diesem bunten, neuen Gewühle in der angenehmsten Weise. Aus ihm heraus schweifte das Auge wieder über die Stadt, die Berge, die Zipressenwälder, die Kuppeln der Kirchen, die Minarete und das ganze bewegte Leben in dem großartigen Hafen.

Ein prächtiger Dampfer des österreichischen Lloyd „Messina" ankerte mit uns. Aus einem Schlotte wirbelte immer mächtiger eine Rauchsäule empor zur Fahrt nach Alexandrien; wir lichteten die Anker nach Konstantinopel. Die Boote, welche die Schiffe schwankend umkreisten, fuhren jetzt in alle Richtungen hinaus, kleine bunte Welten von einer größeren Welt sich loslösend, glitten sie strahlenhaft in alle Richtungen hin. Die „Messina" und unser Schiff, mit ihren ganzen Bevölkerungen auf den Verdecken, grüßten einander und dann flogen sie hin und die Stadt versank allmälig in blau goldener, duftiger Ferne.

Die Dardanellen.

Möven. — Venus und Aronstab. — Leuchten der See. — Mytilene. — Tenedos. — Die Dardanellenschlösser. — Schiller, Grillparzer und Byron. — Xerxes, Alexander und Suleiman. — Gallipoli. — Eine mohammedanische Schule.

Wir fuhren durch die himmelblaue See. Hinter uns her flogen Möven, wie Geier groß und schreiend. Ein im Schleudern sehr gewandter Neger warf ihnen Brotstücke hoch empor; die Möven ließen sie erst ruhig in die See zurückfallen, dann stürzten sie, ein weißer Blitz, ihnen nach und selten ging ihnen ein Stück verloren. Andere schossen pfeilgerade über den weißen Schaum der Wogen hin und, immer wieder in Gruppen sich sammelnd, waren sie dem Schiffe nahe, um wieder auseinander zu fliegen und uns das heiterste Spiel zu bereiten. Ihre Zahl wurde immer größer und schwebte, wie eine weiße Wolke, uns nach. Ich hatte seit meiner Reise meine Pistolen noch nicht entladen und mehr, um die Vögel zu erschrecken, brannte ich sie los. Blutend stürzte eine Möve in die See, schreiend flogen die übrigen auseinander.

Allmälig senkte sich die Sonne dem Horizonte zu und sank als rotglühende Scheibe in die Wellen. Die Nacht brach rasch ein und „Venus" ging leuchtend groß über den Felsen der schönsten der Sporaden, über Lesbos, auf. So funkelte sie einst in das schwimmende Auge Sappho's und des Dichters Alkäos, die beide hier geboren wurden, die wollüstig süße Musik der Lesbier berühmt machten, und selbst unsterblich geworden sind. Ein anderes

Sternbild feſſelte, mehr als ſonſt, mein Auge: drei aufwärts ſtehende Sterne, der Aronſtab!

Die See fing an zu leuchten. So breit unſer Schiff war, zog es eine weißglänzende Furche hinter ſich her, die ſich, weit hinaus in die See verlierend, die Bahn bezeichnete, die wir eben durchzogen hatten. Ich bog mich über Bord in der Nähe des Steuerruders, um die wunderbare Erſcheinung der brennenden Wogen fort und fort und näher zu betrachten. Die zwiſchen den ſchwarzen Wogen ſcharf gezogene Lichtſtraße erſchien, wie ein vom Monde beſchienener, leiſer Nebel, durch welchen einzelne Sterne leuchten. Oder wie die Milchſtraße, durch einen Tubus betrachtet. Funken zuckten elektriſch auf, kreuzten ſich mit anderen, erloſchen und ſprühten. Manche blitzten weißbläulich aus der Flut empor und flogen, wie Glühwürmer in einer lauen Sommernacht.

Die Erſcheinung war mir nicht neu; ich hatte ſie vor Jahren ſchon im Golfe von Neapel beobachtet und ſpäter wiſſenſchaftlich vorgetragen; doch feſſelte mich dieſes Feuer im Waſſer bis ſpät in die Nacht.

Müde von dem anſtrengenden Tage in Smirna und all den tauſend bunten und neuen Erſcheinungen zog ich mich endlich in die bequem und elegant ausgeſtattete Kabine zurück. Ueber mir fing es an zu ſingen, ſchlafloſe Moslems ſtimmten einen menetenen, langgedehnten Geſang an, den die aufgeweckten Schafe und Ziegen meckernd, wie ein Chor, begleiteten. Das Schiff wiegte ſich weich in den ſtark rauſchenden Wogen der See.

Am Morgen hörte ich, daß wir Nachts zwölf Uhr vor Lesbos, dem heutigen Mytilene gehalten hatten, um Reiſende und Waaren aufzunehmen.

Wir begrüßten die Inſel Tenedos. Zwiſchen einer Fortifikazion und einem ihr entgegengeſetzten Hügel, auf dem vier Windmühlen ſtehen, liegt, in einer Einſenkung zuſammengedrängt, das Städtchen, aus deſſen braunen Häuſern hervor eine Moſchee mit zwei weißen Minareten ſich erhebt. Im Hintergrunde der Stadt

und der beiden Hügel zieht sich ein hoher Berg hin, der ein zerfallenes Kastell und zwei im Schwunge begriffene Windmühlen trug.

Wir schifften vorüber.

Nach einigen Stunden sahen wir Troja. Ich konnte durch's Fernrohr gewaltige Trümmer eines Bauwerkes erkennen, welches die Matrosen, als die Ueberreste des Palastes des Priamus bezeichneten.

Die Dardanellenschlösser fesselten bald unsere Aufmerksamkeit. Drei Dichter haben die That des Liebenden, der von Sestos nach Abydos schwamm und unterging, verklärt: Schiller mit seinem pompösen Gedichte „Hero und Leander", Grillparzer mit dem süßesten, deutschen Liebesdrama „des Meeres und der Liebe Wellen", und Byron, indem er selbst die kühne That des Liebenden nachahmte und den Hellespont in einer Stunde und zehn Minuten hinüberschwamm.

Gewaltiger ist die Erinnerung an drei andere Thatsachen: Hier schlug Xerxes die Brücke, hier setzte Alexanders Heer nach Asien über, hier richtete Suleiman die erste Halbmondstandarte in Europa auf.

Der Himmel wurde grau, ein starker Wind bewegte die See, wir fuhren, alle Segel aufgespannt, rasch vorwärts. Dampf- und Segelschiffe und Hunderte von Booten begegneten uns, bald flatterten die weißen Segel, klein, wie Möven, in der Ferne, bald mit großen, flatternden Schwingen in unserer Nähe. Und immer tauchten am Horizonte wieder neue auf, wenn andere verschwanden. Wir konnten merken, daß wir uns einem Welthafen nicht mehr sehr ferne befanden.

Nachmittag warfen wir, weil die See bewegt war, Angesichts der beiden Häfen von Gallipoli Anker.

Der Agent des Lloyd, Herr Sideridis, holte unseren Schiffsarzt, den Korfioten Herrn Dr. Luziano, zu seinem kranken Bruder. Ich benutzte die Gelegenheit, die Stadt zu sehen, die sich aus der

Ferne, wie jede türkische Stadt, schön und stattlich darstellt. Nach dem Krankenbesuche durchwanderten wir den Bazar, der ziemlich lebhaft war und die engen, schmutzigen Straßen, in denen uns Büffel vor zweirädrige, Waaren führende, Wagen gespannt und Lasten tragende Kameele begegneten.

Die griechische Aufschrift des einzigen Gasthauses in Gallipoli erregte unsere Heiterkeit: „Hier wohnt ein berühmter Arzt, der Hunger und Durst zu heilen versteht."

Durch die zerbrochenen Fenster der Moschee that ich zum ersten Male einen Blick in eine solche; einzutreten wagten wir nicht.

In der Nähe der Moschee lockte uns ein lärmendes Schreien von Kindern. Wir kamen zu einem kleinen Gartenraume, in welchem eine Anzahl türkischer Grabmonumente stand, zu dem wir einige Stufen empor gelangten. Zur Linken, mit einem offenen Portale gegen den Friedhof befand sich eine große Stube. An hundert Kinder saßen in derselben, gekreuzter Beine auf Strohdecken. Der Lehrer, ein beturbanter Moslem, ertheilte ihnen, Nargile rauchend, Unterricht im Koranlesen. In einer Ecke der Stube, die zugleich das Studir-, Eß- und Schlafzimmer des Lehrers war, befand sich ein kleiner, offener Heerd, auf dem eine große Blechkanne zwischen glühenden Kohlen dampfte. Der Lehrer lud uns zum Sitzen ein, reichte uns den Tschibuk und goß uns Kaffee aus der Kanne ein.

Ich bat den Lehrer, den Unterricht fortzusetzen. Mit näselndem Singen las er einen Koranvers vor. Die Kinder fielen rasch ein und ihren Oberleib nach vor- und rückwärts beugend, wie Juden beim Gebete pflegen, schrieen sie den Vers nach. Die Kinder, namentlich die Mädchen, keines über acht Jahre alt, sahen gesund aus, sie hatten rote Wangen und blickten uns mit ihren rund großen und schwarzen Augen neugierig an. Die Augenbrauen waren hoch und fein geschwungen, die Wimpern schattig. Der Ausdruck der Züge, ein lebhaft bewegter, zeigte nichts von der eigenthümlichen Müdigkeit, die ich später häufig auf allen orientalischen Gesichtern zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein durchgreifendes Pfeifen wurde vernommen. Dr. Graziano erkannte das Signal, das die am Lande befindlichen Reisenden an Bord rief. Die Kinder grüßten uns, indem sie die Händchen an Stirne, Mund und Herz legten und wir eilten in den Hafen. Ein Mann bot uns einen Korb mit 500 Austern an und dankte sehr verbindlich, als der Doktor ihm 2½ Piaster d. i. 10 Kreuzer dafür reichte.

Die Bewegung der See hatte zugenommen; die Wogen wälzten sich, lang und breit, grünweiß schäumend. Wir mußten ein Boot mit vier Rudern nehmen, um an das Schiff zu gelangen. Die Ruderer kämpften mächtig mit den Wellen, die wiederholt uns als Regenguß über die Köpfe fielen. Unser Augenmerk war, indem wir uns im Boote an den Bänken festhielten, immer auf unser Schiff gerichtet. Ein Matrose klomm den Hauptmast empor, um ein Segel zu befestigen; plötzlich sahen wir ihn hauptlings hinabstürzen. Es entstand ein Zusammenlaufen auf dem Verdecke. Dr. Graziano war in Verzweiflung, nicht am Bord zu sein. Unsere Ruderer, angespornt durch einen größern Fahrlohn, arbeiteten mit allen Kräften, das Boot rascher vorwärts zu bringen. Erst nach einer halben Stunde langten wir an der Schiffstreppe an, auf einem Wege, den wir früher in 10 Minuten zurück gelegt hatten.

Der Matrose lag bereits entkleidet auf dem Deck. Seine Kameraden gossen fort und fort Wasser über ihn, um ihn aus der durch den Sturz veranlaßten Betäubung zu erwecken. Wir untersuchten ihn sorgfältig; er hatte sich nicht verletzt und nach einer Stunde kletterte er wieder munter im Tackelwerk herum.

Konſtantinopel.

Erſter Anblick. — Das bleiche Profetenthum. — Aja Sofia. — Genien als Erbauer.

Ich verließ um 4 Uhr Morgens die Kajüte und erbat mir vom Kapitain Herrn Raſſel die Erlaubniß, neben ihm auf der Brücke des Schiffes zu ſtehen und ſo, anfahrend, den vollen ganzen Anblick der großen türkiſchen Hauptſtadt zu gewinnen. Zur Rechten erhoben ſich die Marmoraberge, ſie waren mit Schnee bedeckt. Schiffe jeder Größe und aller Flaggen kamen uns, jemehr wir uns dem Lande näherten, immer zahlreicher entgegen. Der Morgen war grau und im Fernrohre zeigten ſich die ſchattenhaften, zitternden Umriſſe einer weithin gedehnten Stadt. Sie wurde uns allmälig, wie die Bilder eines Schattenſpiels, näher gerückt und größer.

Immer noch war das ganze großartige Gemälde bleich wie das untergehende Profetenthum und wie es wohl der Padiſchah geworden iſt, als ihm die moskowitiſche Kunde zukam: daß er krank und es Zeit ſei, zu ſterben! Jetzt glomm ein morgenroter Strahl auf und ſpiegelte ſich in den Scheiben einer gewaltigen Kuppel; ſie allein glühte in einem farbenloſen Häuſermeere, es war die Aja Sofia.

Die Frühwolken verflogen und immer heller entfaltete es ſich vor unſeren Augen: groß, fantaſtiſch, fremd, unüberſehbar. Der

Blick flog empor und hinab und in alle Richtungen hinaus und kehrte müde, wie die Taube in die Arche zurück, denn er fand keinen Platz zum Ausruhen. Die Fantasie rang vergebens, irgend ein Gesetz zu finden, nach welchem dieses Chaos von Wundern sich aufgebaut hat. Es schien, als ob Dämonen und Genien, die mit einander im Kampfe lagen, wettstreitend gebaut und gepflanzt hätten, diese Welt von Palästen, Zypressenwäldern, Kuppeln, Minareten, Gärten, goldenen Zinnen und unbesiegbaren Mauern.

An Byzanz.

Ein Aar auf breiten Flügeln,
Wie Rom auf sieben Hügeln,
So thronst auch du, Byzanz!
Zwei Welten dir zu Füßen,
Zwei Meere, dich zu grüßen
Mit ihrem blauen Glanz.

Es zitterten nicht selten
Die Licht- und Abendwelten,
Wenn du die Flügel schlugst,
Bei heiligen Gesängen
In deinen starken Fängen
Des Blutes Fahne trugst!

Die goldnen Kreuze sanken,
Im Westen die Gedanken
Vor dem Barbarenthum —
Und Beute, Geld und Sklaven,
Du führtest heim zum Hafen
Die Schande dir als Ruhm.

Und endlich, müd' vom Zorne,
Ruh'st du am goldnen Horne,
Wohl tausend eine Nacht;
Wenn nickend in Gebeten,
Von weißen Minareten
Der Muezim nur wacht.

Was kümmert dich der Morgen?
Mag der Prophete sorgen,
Allah, der Herr ist groß!
Bei kühler Brunnen Schäumen,
Du liegst in süßen Träumen
Der Wollust in dem Schooß.

Die Pracht der Gärten zittert,
Von Stäben goldumgittert,
Vor ihnen wacht der Mohr;
In marmor'nen Haremen,
Umglänzt von Diademen,
Der Frauen schöner Chor.

Sie kamen, unterdessen
Im Schatten der Zypressen
Du süß berauscht geruht,
Und haben, dich zu zügeln,
Die Federn aus den Flügeln
Gerupft mit frevlem Mut.

Dich zu besitzen, kamen
Die Völker aller Namen,
Die Götter schon und Gott.
Es trieben Wundertäter
Und weisen Sinn's Verräther
Mit dir schon ihren Spott.

In Hallen, alabastern,
An Sprachen reich und Lastern,
Wirr träumst du, Babylon!
Der Moskowit in Wettern,
Er nahet, zu zerschmettern
Den kranken Nimrod schon.

Doch der ist mehr kein Jäger,
Kein wilder Christenschläger,
Kein Mann aus Stahl und Erz;
Der beste Mann des Reiches,
Nur Liebe will sein weiches,
Sein sanftes Aug' und Herz.

Was selber sie nicht wahren,
Sie wollen vom Barbaren:
Ein Allen gleiches Recht.
Ein gnädiger Vertheiler,
Wenn er des Reiches Pfeiler
Auch durch die Gabe schwächt!

Propheten aller Zeiten
Sprachen, ihr Volk zu leiten,
Von ewigem Bestand —
Du höre auf den deinen:
„Der letzte Tag erscheinen
Wird jedem Volk und Land!"

Abenteuer mit einem Schädel.

Türkische Mautbeamte. — Moslemitisches Fatum. — Farbige Schädel. — Haß bis auf die Knochen. — Giaur. — Ein Säbelhieb. — Backschiesch.

Geblendet und betäubt von dem großartigen, unsterblichen Anblick der türkischen Hauptstadt, über welche in meiner Fantasie alle Glorien des kaiserlichen Byzanz schwebten, verließ ich das Dampfschiff und fuhr mit meinem Gepäcke nach Galata.

Ich sollte von dem verrufenen, türkischen Zollamte eine andere Meinung erhalten. Schon der Landung nahe, erreichte uns ein Boot, in welchem sich ein bewaffneter Beamter befand, der uns ernst und ruhig zur Einfahrt in das Zollamt aufforderte. Der Klang von Silber übte den sonst unfehlbaren Zauber nicht aus, der im Zollhause durch meinen Drageman versucht, eben so erfolglos blieb. Der Beamte gab übrigens die großmütig naive Zusicherung, Backschiesch, wenn er erst Alles genau durchsucht haben würde, annehmen zu wollen Ich war über diese Güte sehr gerührt, die wohl die trostreiche Bedeutung hatte, daß der Beamte nur der Form genügen wolle.

Für mich aber hatte die nunmehr unvermeidliche Durchsuchung meiner Reisekoffer, die nichts enthielten, was einer Steuer unterworfen sein konnte, etwas peinlich Gefährliches. Zwischen meiner Wäsche, sorgfältig eingepackt, lag der für die kaiserliche Akademie

der Wissenschaften in Wien, aus Athen mitgenommene Schädel. Dem Orientalen ist ein solcher Gräbergraub eine entsetzenerregende Entweihung und schwerlich hätte der Mautbeamte begriffen, daß er in dem heiligen Dienste der Wissenschaft begangen worden sei.

„Nichts kann geschehen, was nicht vorbestimmt ist und der Mensch kann das Schicksal, das über ihn verhängt ist, nicht ändern." Der Koran, auf dessen Boden ich mich nunmehr befand, predigt dies und ich ließ meinen Koffer durchsuchen.

Als hätte ihn eine Schlange gestochen, fuhr der Beamte mit der Hand zurück, als er, ein Tuch entrollend, den Schädel berührt hatte. Er sah mich mit glotzenden Augen erstaunt und sprachlos an. Ich blieb äußerlich vollkommen ruhig und sah dem erschrockenen Mann gleichgiltig ins Auge. Dergleichen war ihm gewiß noch nicht vorgekommen und in seiner Instruktion mag schwerlich für einen solchen Fall vorgesehen gewesen sein. Man sieht, jede Gesetzgebung hat Lücken.

Der Türke sah sich nach seinen Amtsgenossen um und rief sie herbei. Dasselbe Staunen, wie es ihn ergriffen hatte, war auch in ihren Physiognomien ausgedrückt. Einer nur zeigte den Ausdruck des Zornes. Alle fingen nun an zu sprechen und wie es schien, zu berathen.

Zu meiner Pein antwortete mir mein Dolmetsch nicht, indem er sich in aufmerksamem Zuhören der Verhandlung nicht stören lassen wollte. Ich konnte aber aus den heftiger werdenden Bewegungen und lauteren Reden bemerken, daß die Situazion für mich eine bedenkliche werden könne. Ich ließ den Männern mit bestimmter Stimme sagen, daß ich aus dem Lande des Kaisers von Oesterreich sei und verlange, daß sein Gesandter von dem Falle unterrichtet werde.

Der Dragoman rieth mir zu sagen, daß ich ein Franzose, oder ein Engländer sei, denn diese, als die Verbündeten des Großherrn im russisch-türkischen Kriege stünden jetzt in Konstantinopel in größtem Ansehen, vorzüglich seitdem ihre Truppen sich in der türkischen Hauptstadt befänden.

Ich befahl ihm so zu sprechen, wie ich es ihm geheißen hatte.

Die Männer beriethen wieder und Einer von ihnen, den wir als den zornig tobbaftesten bezeichnet hatten, ließ an mich die Frage richten, ob ich Denjenigen erschlagen habe, dessen Schädel ich als Siegesbeute mit mir führe?

Ich ließ ihn auf die tief braune Farbe des Schädels aufmerksam machen, die ihm beweisen könne, daß der Mensch, dem er eigen war, lange vor uns, die wir hier versammelt sind, gelebt habe.

„Der Schädel ist braun, weil er einem Mulatten angehört hat."

So naiv unwissend diese Bemerkung war und unter andern Umständen mein Lachen erregt hätte, so ließ ich doch ganz ernsthaft antworten, daß dieser Schädel in einem zufällig aufgewühlten Grabe in Griechenland gefunden worden sei.

„Ist es der Schädel eines Griechen?"

Es ist der Schädel eines Menschen aus jenem Volke, das den Koran verachtet und das jeder Türke haßt. Du siehst den Schädel Deines ewigen Feindes, eines Griechen.

Die Worte waren kaum gedolmetscht, so zog der erzürnte Moslem seinen krummen Säbel und hieb mit dem Rufe: „Giaur!" so wuchtig auf den Schädel, daß er in hundert Stücke zersplitterte.

„Gut! Gut!" sagten die Umstehenden und sahen sich gegenseitig befriedigt lächelnd an und ich sagte mir stillschweigend: Allah ist groß und Mohammed sein Proset.

Wie unersetzlich auch der Verlust war, so hatte er doch das Gute, daß die Stimmung der Moslems eine heitere wurde, denn ihnen gefiel die Entscheidung mit dem Schwerte, als eine witzig geistreiche, gar wohl.

Der Beamte, der den verhängnißvollen Schädel, der vielleicht zwei Jahrtausende in griechisch geweihter Erde gelegen, gefunden hatte, half mir nun in höflichster Weise Alles wieder im Koffer in Ordnung zu bringen, um ihn bequem schließen zu können. Dann aber hielt er die Hand hin und sagte: „Effendi, Bakschiesch!"

Endlich gelangte ich durch das rasende Gewühl von Galata zu dem höher gelegenen Pera hinauf. Ich fand durch die Empfehlung des Herrn Barbiér in Smirna, in dem Hause seines Bruders, der als angesehener und allgemein geachteter Kaufmann in Konstantinopel lebt, gastfreundliche Aufnahme. Immer wieder, wenn ich aus dem tobenden und betäubenden Gewühle der mich umgebenden Welt zurückkehrte, fand ich in dem schönen Familienkreise das ruhig klare Bild einer liebenswürdigen, glücklichen Häuslichkeit.

Im Bosporus.

Ein ewiger Hat Humajum. — König Salomo besiegt. — Mosaik an eine serbische Dichterin. — Konstantinopel und Venedig. — Das schwarze Meer. — Türkisches Lobgedicht.

Nachdem ich mich dem kaiserlich österreichischen Internuntius, an den ich Briefe mitbrachte, vorgestellt und durch ihn die Mittheilung erhalten hatte, daß rücksichtlich der Gründung der beabsichtigten Anstalt in Jerusalem der geeignete Auftrag an den kaiserlichen Consul bereits ergangen sei, eilte ich, mir ein klareres Bild der Stadt zu gewinnen, die so fremd fantastisch und gewaltig bei der Auffahrt auf mich wirkte und mich verwirrte.

Ich sprang in einen Kajik, ein langes schmales Boot, das man nicht ohne Gefahr betritt, wenn man nicht gleich in seine Mitte gelangt und das Gleichgewicht herstellt. Tausend solcher Schiffchen stiegen, wie weiße Pfeile über die blaue Fläche des Bosporus. Zu einer Treppe, die vom Ufer sicher und bequem zum Wasserspiegel führte, hat es die uralte, reiche Hauptstadt noch nicht gebracht, ebenso nicht zu einer Pflasterung, Benennung, oder gar Beleuchtung der Straßen, wie überhaupt zu wenig, was auf einen wohlthätig wirkenden Gemeinsinn hinwiese.

Doch wir wollen uns nicht verſtimmen und das große Ganze betrachten.

Der erſtaunte Gaſt, wenn er durch das weiße Meer anlangt und von dem großartigſten Bilde ergriffen, in das goldene Horn einfährt und dann nach rechts wendend weiterzieht, gelangt auf der Waſſerſtraße nach zwei Stunden in ein neues, das ſchwarze Meer. Der Bosporus erſcheint nur als ein rieſig breiter Strom, der die beiden Meere verbindet.

Welch ein Strom und welche Ufer!

Zwei Welttheile, Aſien und Europa, bilden ſeine Geſtade und dieſe ſind von den Höhen herab und vom Waſſer empor nicht mit einzelnen Paläſten, Thürmen, Minareten, Mauern, Zipreſſen, Kuppeln und Gärten beſäet, es ſind volkreiche Städte, deren Häuſer bunte, fantaſtiſch gebaute Paläſte ſind, die bald auf den ſonnigen Bergen, bald zurücktretend in ihren Thälern ſichtbar ſind und Auge und Fantaſie zugleich anregen und verwirren. Es ſind nicht einzelne goldene Kuppeln, tauſend von ihnen leuchten empor und mehr denn tauſend Minarete, wie Rieſen-Silberpappeln im Mondſchein, ſtreben in den Himmel. Neben ihnen und zwiſchen den Domen und Paläſten ſtehen ihre ſchwarzen Genoſſen, die Zipreſſen, hoch und ernſt und beide mahnen an ſchwarze und weiße Menſchengeſtalten, denen man hier am Fuße der beiden Welttheile häufig begegnet. Bald fließen blaue Buchten zwiſchen die Berge hinein, um wieder einen unerwartet neuen Anblick zu gewähren. Eine unausſprechliche fantaſtiſche Schönheit iſt überall ausgebreitet und bezwingt den Blick und erfüllt die Seele.

Der Bosporus aber ſelbſt, den wir befahren, iſt mit einer doppelten Reihe von Schiffen eingeſäumt, drei bis viertauſend mit allen Flaggen der Welt bilden das niegeſehene Spalier von Maſtenwäldern, von unbeſiegbaren Armaden. Alle Winde der Erde haben ſie, in dieſe flutende Brücke zu zwei Meeren, hierher getragen, um der geborenen Beherrſcherin zweier Welttheile zu huldigen, der Metropole des römiſchen und tatariſchen Kaiſerreiches, der byzantiniſchen und osmaniſchen Welt!

Wenn einmal alle Völker der Erde zum großen Friedenskongresse sich versammeln, ihre Lichtmenschen mit den prosetischen Geistern, die Gesetzgeber, Weisen und Dichtergenien, weiße Fahnen tragend und schwingend, voranziehen werden; hier wäre der einzige würdig große Raum für die Millionen, um sich nach ihren Religionen, Völkerschaften, Sprachen und Trachten zu lagern und der großen, heiligen Handlung mit Andacht und Weihe zu lauschen. Wenn tausend Flotten, die im Bosporus Anker würfen, ihre Nazionen ausgeschifft hätten, würden sie sich brüben und drüben auf den sonnigen Bergen zweier Welttheile mit Posaunenton begrüßen. Dann zöge tief zu ihren Füßen ein wunderbares, goldenes Schiff, mit einer riesigen, weißen Flagge, auf der „Friede und Liebe", glanzvoll geschrieben, zu lesen wäre. Jeder Buchstabe ein Stern und alle zusammen eine leuchtende Sonne. Auf dem Verdecke stünden die Gedankenfürsten aller Völker in weißen, wallenden Gewändern, funkelnde Kronen auf dem Haupte und mit leuchtenden Augen. Vor ihnen stehen Knaben in himmelblauen Gewändern; sie tragen die vier Bücher der Welt: die Bibel, die Zendavista, das Evangelium, den Koran und alle Symbole verklärter Gottesgedanken. Ein schöner Jüngling folgt ihnen und trägt ein langes Schwert in beiden Händen, wie eine Fahne, von der Blitze schießen. Silberne Posaunen erklingen und die Völkerschaften auf den Bergen verstummen plötzlich und die beiden Meere bewegt kein Lufthauch. Eine erhabene Gestalt tritt aus dem Chore; wir können sie nicht erkennen, so sonnenhaft umflossen ist sie; sie nimmt das Schwert aus den Händen des Jünglings, hebt es gegen den Himmel empor, so daß das weißflutende Gewand der Arme schwingen zu sein scheint, und sie zerbricht das Schwert wie ein leichtes Rohr und alle Völker rufen: Amen! Dann nimmt sie die Bücher und die goldenen Symbole von den Knaben und legt sie auf einen Altar und die Sonne Gottes fällt in Flammen und Stralen auf sie, wie auf ein dem Weltenherrn gefälliges Opfer. Die Völker der Erde müssen die Augen schließen vor dem flutenden Glanze und es ertönen Donnerlaute, wie vom Berge herab in der Wüste, als der Herr sich auf ihm niederließ und

ſprach zu ſeinem Profeten, und mit diamantenem Finger die Worte in ſteinerne Tafeln grub.

Das iſt der künftige Hat Humajum, den aber der höchſte Herr den allerhöchſten Herren, den Völkern der Erde verkünden wird. — —

In der Moſchee Aja Sofia, bei deren Anblick der ſie erbauende Konſtantin rief: „Salomo, ich habe dich beſiegt!“ löſen ſich von den koloſſalen Moſaiken der Decke einzelne vergoldete und verſilberte Glasquadrate los und werden ſorgfältig geſammelt und den Beſuchern verkauft. Wie würde meine ſchöne Freundin, die ſerbiſche Dichterin Miliza Stojadinowitſch gelächelt haben, als ich ihr einige ſolcher Glasfragmente, zu einem heiligen Schmucke geformt, ſendete, wenn ich ihr geſchrieben hätte: „Jetzt haben Sie einen Begriff von der unſterblich ſchönen Aja Sofia.“

Wie wäre Konſtantinopel zu ſchildern um Dem, der es nich geſehen hat, ein Bild davon zu geben? Im glücklichſten Falle wäre es das eines Rieſenkaleidoſkopes, aber jede leiſeſte Bewegung des Bootes, auf dem wir fahren, jede Welle, die wir vorwärts kommen, gibt ſchon neue Szenen, unerwartete Gruppen, überraſchende Anblicke.

Als ich durch den Bosporus fuhr, tauchte mir, wie ein Seegeſicht, eine andere Königin der Meere auf, die durch ihren neunzigjährigen Seebelden dieſes ſtolze Byzanz einſt beſiegte. Ich verſtand erſt Venedig in Konſtantinopel. Dieſes iſt das gewaltige Original, jenes eine kleine, wenn auch künſtleriſche Nachahmung; ein Stück orientaliſche Architektur in die Lagunen des adritiſchen Meeres getragen.

Nach ſtundenlanger Fahrt langte ich in Bujukdere an; ich war am Geſtade des ſchwarzen Meeres, auf dem Schauplatze der modernen Kriegsflotten, von denen man meinte, daß ſie die Geſchicke der Nazionen entſcheiden würden. Sie entſchieden allerdings über das Leben von Hunderttauſenden, die ſie in den Tod führten, und über ſonſt nichts!

Keine Stadt der Welt wurde so oft geschildert und besungen als Konstantinopel von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Ich habe alle ihre Wunder gesehen, ich betrat unbeschuht ihre Moscheen, ich sah das einst mit zehntausend Statuen geschmückte Hippodrom, ich stieg zu der Tausendsäulen-Zisterne hinab und den höchsten Thurm empor. Mich entzückte die Aussicht vom Berge Bulgurlu und die bunte Gesellschaft an den süßen Wassern. Ich mengte mich in das Weltgewühl der Bazare und versuchte die wonnevolle Qual der türkischen Bäder. Die entsetzlich naiven Schwänke der Karagös, ich sah sie und hörte den Märchenerzählern in den Kaffeehäusern zu. Ich erlebte selbst eine kleine Feuersbrunst. Wie die Neapolitaner sagen, wenn der Vesuv eine mäßige Eruption hat, „für die Fremden!“ Das alte Serail und das riesige Arsenal, ich habe sie durchwandert und befand mich mit einem werten Freunde aus Wien zwei Tage lang glücklich auf den Inseln der Seligen, die jetzt Prinzeninseln heißen.

All dies wurde tausendmal geschildert und ich werde nicht wiederholen, was kaum ein schreibender Reisender sich entgehen läßt. Es sollen dem Leser hier nur einige Erlebnisse mitgeteilt werden, die eben als solche von keinem Andern geschildert werden können und Zustände sollen zur Darstellung kommen, denen sich bisher keine, oder nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit zuwandte.

Wir wollen dieses Kapitel mit einer vergessenen, orientalischen Schilderung der großen Weltstadt schließen: mit einem Fragmente aus dem Lobgedichte des türkischen Dichters Jahjabeg auf Konstantinopel:

„Zwei Meere nahmen Zuflucht hier zum schönen Land,
Aufstehend hat die Stadt sich ihnen zugewandt.

So prächtig, groß ist und gewaltig sie,
Die Meere reichen ihr nur bis zum Knie.

Ein schönes Weib, mit Vollmondangesicht,
Der Mauern Gürtel sich um ihre Lenden flicht.

Wie Sphären ſich an Sphären drängen in dem Himmel,
So drängt ſich Bau an Bau in dieſer Stadt Getümmel.

Es ſteigen Dome, Minaret und Kuppeln auf,
Wie Schiffe anzuſehn mit voller Segel Lauf.

Es iſt die Stadt der Wangenglanz der Welt,
Der Sternenhimmel nur ihr dunkles Zelt.

Die Luft iſt Moſchus, Kampher iſt der reine Staub,
Das Feld iſt Licht, es lauſchen Huris in dem Laub.

Man iſt im Paradieſe hier, dem wahren,
Selbſt in den Himmel will von hier aus Niemand fahren.

In der Stadt.

Verſchwundener Zauber. — Gräber und Brunnen. — Galata. — Die Brücke nach Stambul. — Strat.

Wer das größte Bild der Welt in ſeiner Seele aufnehmen will, er fahre durch den Bosporus von einem Meergeſtade zum andern, ohne die wunderbare Stadt zu betreten. Es iſt mit ihr wie mit Zauberpaläſten, die, von ferne geſehen, auf Gold- und Silberſäulen ruhen und mit diamantenen Kuppeln überwölbt ſind, dem neugierig Nahenden als garſtiger Mörtel erſcheinen.

Alle Pracht und Herrlichkeit Konſtantinopels verſchwindet, wenn man das Schiff verläßt und in die engen, ſchmutzigen Gäßchen tritt, die von ärmlichen, hölzernen Häuſern gebildet werden, wo entweder ein raſendes Gewühl, oder auch bange Einſamkeit herrſchen, heiſer aufbellende Hunde und Aeſer, der Verweſung preisgegeben, lagern.

Eigenthümlich berühren den durch dieſe Gaſſen wandelnden Fremden, wenn er plötzlich mitten in dem Leben einige Grabſteine, deren jeder mit einem Turbane geziert iſt, aufragen ſieht; oder wenn mehrere dergleichen Monumente in einem eingefriedeten Gärtchen eines Hauſes ſtehen.

Der Moslem wohnt gern unter ſeinen Todten und er ſieht auf ihre Monumente, wenn er im lebhafteſten Verkehre des Lebens ſteht.

Neben den ſchlechten, hölzernen Häuſern der Lebenden fallen die marmornen, häufig mit Gold und Farbe verzierten Wohnungen der Todten beſonders auf.

Wie rührend poetiſch klagt manche ihrer Inſchriften:

„Kaum angelangt, ſchon mußt ich fort in Haſt,
Ein Reiſender, doch blieb ich nicht zu Gaſt."

„Jede Seele wird den Tod verkoſten."

„Als eine Nachtigall zu Gaſt
Kam meine Seele in des Daſeins Ring,
Ein Veilchen ſang ſie in dem Weltpalaſt
Und flog davon als Schmetterling."

Einen der erhabenſten Grabſprüche übertrug der berühmte Orientaliſt von einem Leichenacker Konſtantinopels auf ſein orientaliſch geformtes Monument in Weidling, das neben dem Gruftſteine Lenau's unter Zipreſſen ſich erhebt:

„Alle Reiche gehn zu Grunde,
Aller Menſchen harrt die Stunde,
Ihn allein, den Allebendigen,
Kann die Zeit, der Tod nicht bändigen."

Prachtvoll ſtellen ſich oft unerwartet marmorne, mit Kuppeln überwölbte, kleine Dome dar. Wenn man durch ihre Fenſter blickt, ſo liegen darin mit ſchwerem roten oder grünen Damaſt überhängte Sarkofage, zu deren Häupten vergoldete, verſilberte oder purpurne und grüne Turbane prangen.

Es ſind Gräber der Sultane.

So verbannt der Moslem nirgend das Bild des Todes auf die einſamen Plätze vor die Thore ſeiner Städte. Ueberall predigen ihm Gräber Mäßigung und fordern ihn gleichzeitig zum Genuſſe des Lebens auf.

Doch wir wollen vom Tode zum Leben übergehen, von Gräbern zu Quellen.

Die Mohammedaner ſind rückſichtlich der Kosmogenie Neptuniſten, denn der Koran ſagt: „Von Waſſer iſt alles Weſen

lebendig.“ Ein frischer Labetrunk im heißen Morgenlande iſt geſegneter denn überall auf der Erde. In den ſchmutzigſten Winkeln oft wird ein Brunnen mit der ſchönſten, gewöhnlich weißen Marmoreinfaſſung und mit Gold gegrabener Inſchrift geehrt.

Dem Moslem ſchmeckt jede friſche Quelle, wie aus dem Waſſerbecken des Paradieſes geſchöpft, das nach dem Koran Gott ſelbſt den Seligen ſchänkt, und es iſt ihnen, als ob ſie Milch und Honig, als kriſtallene Perlen ſchlürften.

Oft ſind aber die Brunnen von ſchönen Marmorkuppeln überwölbt, mit vergoldeten Eiſenſtäben umgeben, und würden die ſchönſte architektoniſche Wirkung hervorbringen, wenn ihnen der unausſprechliche Schmutz der Umgebung nicht jeden Zauber rauben möchte.

An einigen der geſchilderten Mauſoleen befinden ſich an vergoldeten Gitterſtäben metallene, mit kurzen Kettchen befeſtigte Trinkbecher. Der Wächter des Grabmals hat die Pflicht, dieſe Trinkſchalen immer friſch mit Waſſer zu füllen, damit die, welche vorübergehen und durſtig ſind, trinken können. Dieſe Brunnen und Becher ſind von irgend einem frommen, dahingeſchiedenen Moslem geſtiftet, wie etwa die Weizenkörner für die Tauben auf dem Platze San Marco in Venedig; oder, wie Heinrich Frauenlob befahl, in die eingeniſchten vier Ecken ſeines flach liegenden Grabſteines Fruchtkerne und Waſſer zu gießen, damit die Vögel gerne herabkommen und ſingen auf dem Grabe des Sängers.

Niemand iſt dankbarer als der Durſtige, wenn ihm im heißen Sonnenlande ein friſcher Trunk gereicht wird. Mit Liebe denkt er gewiß des Todten, der vor Jahrhunderten ſchon für eine friſche Labe geſorgt hat.

Wir verlaſſen die ſtillen Gräber und kühlen Brunnen, die Schatten der Zipreſſen und die einſam blühenden Mandelbäume, und begeben uns wieder in den Strom des belebteſten Stadttheiles, nach Galata.

Wir haben uns durch das Gewühle durchgewunden, das von hunderttauſend Menſchen, die hier gehen, arbeiten, ſchleppen, ſchreien und ſtoßen, hervorgebracht wird.

Mittendurch ziehen ochsenbespannte Wagen, Reiter zu Pferd und zu Eseln, Menschen mit unglaublich schweren Lasten, schreiende Wasserverkäufer und Kameele, oder Maulthiere mit Wasserschläuchen. Niemand ruft auszuweichen; niedergeworfen und getreten zu werden ist das Schicksal eines Jeden, der nicht fort und fort nach vor- und rückwärts aufmerksam ist. In Einbiegungen der Straßen, jeden Augenblick gefährdet, vernichtet zu werden, liegen Früchte, Fische, Gemüse, Kuchen, Fleisch und Süßigkeiten, die mit dem lärmendsten Geschrei zum Kaufe angeboten werden. In den Buden, die zu beiden Seiten der Straße, eng und klein, offen stehen, sind alle Handwerker thätig.

Wer alle die Sprachen verstünde, die an das Ohr klingen, gurgeln, schrillen, näseln, singen, gluchzen und lärmen!

Wir sind vor der hölzernen Brücke, die vom leichtsinnigen Konstantinopel nach dem orthodoxen Stambul führt. Keine unübersehbare Menge, kein einzelnes Volk bewegt sich hinüber, es ist eine Völkerwanderung, die von zwei entgegengesetzten Weltseiten zusammenströmt in rasender Brandung. Zu Pferde hinübergehen ist das beste Mittel, um weniger gestoßen und getreten zu werden.

Wehe, wenn man in einem Momente eintrifft, wo die Brücke in ihrer Mitte sich öffnet, um ein großes Schiff passiren zu lassen. Dann ist vor einer halben Stunde nicht möglich, weiter zu kommen, während welcher die Menschenmassen immer mehr anwachsen und das Weilen auf der Brücke geradezu gefährlich wird.

Der Reiter muß nun ruhig halten, wenn es nicht geschiehet, daß er sammt dem Pferde geboben wird. Die Fußgänger werden die Beute einer raschen Industrie. Es kommen nämlich einige Boote, welche die Fußgänger aufnehmen und durch zwei Ruderschläge an die gegenseitige Verbindung der Brücke bringen.

Wie aber hinab und wieder hinaufgelangen? Es beginnt ein Klettern, Schanklammern, Springen und Schweben, das wirklich lebensgefährlich ist.

Ich mußte an die Scheidungsbrücke „Sirat" des Korans denken, die über die Hölle scharf wie die Schneide eines Schwertes, dünn wie ein Haar, gespannt ist. Sie ist dreitausend Jahre lang;

ein Jahrtauſend ſteigen die Seelen der Hingeſchiedenen den Bogen wieder hinab, jenſeits anzulangen. Die Seelen theilen ſich nach ihrem verſchiedenen Glauben in Legionen und beten: „Rette uns, Herr! die Flammen der Hölle ſchlagen wie empörte Meerflut zu uns empor. Führe uns glücklich hinüber!“ Der Gang der Seelen aber iſt nicht gleich: die Propheten ſchreiten mit der Schnelligkeit des Blitzes, die Gottesgelehrten mit der des Sturmwindes hinüber. Die für ihren Glauben den Tod erlitten haben, fliegen wie Pferde beim Wettrennen, die Frommen gehen in gutem Trabe. Die böſen und die ungläubigen Seelen keuchen, wie Eſel unter der ſchweren Laſt ihrer Sünden, verlieren das Gleichgewicht und ſtürzen in die Flammen der Hölle, die wie Wogen der ſturmempörten See emporſchlagen.

Paſſahfeier.

Pracht und Reichthum. — Sehnſucht nach Jeruſalem. — Ein Witz Joſef II.

Den erſten Abend der Paſſahfeier brachte ich in der Familie des reichſten jüdiſchen Kaufmanns im Oriente, des Herrn Camondo zu, den ſie den Rothſchild des Oſtens nennen.

Eine lange Tafel war mit koſtbaren, ſilbernen Blumenvaſen, goldblinkenden Bechern und eben ſolchen ſchweren Schüſſeln und Tellern bedeckt. In der Mitte ragte ein hoher Aufſatz, mit den drei Oſterbroten und darüber hing eine gründamaſtene, reich mit Gold geſtickte Decke. Hundert Wachskerzen ſpiegelten in all der reichen, ſilber- und goldmetallenen Pracht.

An der Tafel ſaßen vier Geſchlechter. Der Patriarch des Hauſes in bunt ſeidenen Gewändern auf einem von purpurnen und goldenen Polſtern errichteten Thron. Ihm zur Rechten ſeine Söhne, zur Linken drei Töchter; eine ſtattliche Anzahl von Enkeln ihm gegenüber, und eine zehnjährige Urenkelin fragte mit feinem Stimmchen jene bekannte Frage: „Warum unterſcheidet ſich dieſe Nacht von allen Nächten?“ Worauf der Urgroßvater in ſeltſam tönendem Recitativ ſang: wie wir Sklaven waren im Lande der Pharaonen und Gott uns mit ſtarker Hand in das Land der Freiheit geführt hat.

In einer Ecke des großen, mit feinſten Teppichen belegten Saales ſaß die Mutter dieſer Kinder, Enkel und Urenkel einſam

auf einem prächtigen Divane. Sie trug ein weites Beinkleid aus rotem Atlas, darüber einen kurzen weißen seidenen Rock. An den Füßen gelbe Pantoffeln. Ein bunt seidener Gürtel umschlang die Lenden, eine grüne Atlasjoppe mit weiten Aermeln und goldenen Stickereien umkleideten den Oberleib. Das Kostbarste jedoch war die Haupthedeckung: einem roten Feß schmiegte sich ein weiß seidener Shawl schön gewunden an und war mit Perlen, grünen und weißen Edelsteinen übersäet. Die alte Dame ist seit Jahren des Augenlichtes beraubt und saß, weil sie einer besondern Bedienung bedurfte, nicht an der Tafel.

Bei der wundervollen Geschichte vom Lande Mizraim, die so traurig beginnt und dann mit dem Himmel anjauchzenden Triumpf und Siegesliede endet, neigte und wiegte die Dame fort und fort ihr geisterhaft bleiches Gesicht und die Edelsteine auf ihrem Haupte funkelten und blitzten, wie tausende von Thautropfen die in Regenbogen spielen.

Als der letzte sehnsuchtsvolle Vers gesungen wurde: — „Im künftigen Jahre werden wir, in Jeruschalaim sein" fühlte ich eine freudige Bewegung in mir, denn ich sollte dieses Heiles noch in diesem Jahre, in wenigen Wochen theilhaftig werden.

Nach der Tafel öffnete sich ein zweiter Saal, noch kostbarer an Teppichen, wo den Herren und den Frauen der Tschibuk gereicht wurde; jeder einzelne mit gewaltigen Bernsteinspitzen, umringt von blitzenden Diamantsplittern.

Herr Camondo, der kurz zuvor das Ritterkreuz des österreichischen Franz Josephordens erhalten hatte, erzählte mir die Veranlassung, durch die er österreichischer Unterthan wurde. Herrn Camondo's Großvater sollte, um seine großen Reichthümer zu konfisziren, hingerichtet werden. Er flüchtete sich in das Haus des österreichischen Gesandten, der ihn nach Wien verhalf. Hier wurde er dem Kaiser Joseph II. vorgestellt, er fiel auf die Kniee und berührte den Estrich mit der Stirne vor dem Monarchen, und flehte um Schutz. Joseph II. befahl dem in knieender Stellung Verharrenden sich zu erheben und versprach ihm gnädig, um

was er flehte. Wieder warf ſich Herr Gamondo auf die Kniee und berührte den Eſtrich mit der Stirne, dann faßte er das Kleid des Kaiſers und küßte daſſelbe, zufällig an der Stelle, wo die Taſche angebracht war. Der Kaiſer ließ lächelnd dem Schutzflehenden durch den Hofdolmetſch ſagen: „Küſſe Du lieber deine eigene Taſche, in der ſteckt mehr Geld, als in der meinen.“

Spät nach Mitternacht begleiteten mich zwei bewaffnete Diener des Hauſes mit großen Laternen in mein Haus. Die Sicherheit in der Hauptſtadt war eine geringe; ich hörte während meiner Anweſenheit wiederholt von Morden und Mordanfällen erzählen; nicht ſelten ſind es Malteſer, die man als die gefährlichſten und durch den engliſchen Schutz unerreichbarſten fürchtet.

Der Padischah.

Eine Odaliske. — Der Sultan. — Sein Schreibelehrer. — Kalligraphische Gebete. — Der Vogel Simurgh.

Der Sultan besucht jeden Freitag eine Moschee, es ist gewöhnlich Tags zuvor schon bekannt welche. Ich verfügte mich an Ort und Stelle um 11 Uhr Mittags zum neuen Palaste.

Eine buntere Menschenmenge, bunt durch die Farben des Antlitzes, wie der Trachten, ist kaum wieder zu sehen. Die neue Moschee, die der Padischah heute besuchte, ist hart am Ufer des Bosporus gebaut. Vor derselben befindet sich ein großer Platz, welcher an der, dem Ufer entgegengesetzten Seite durch einen kahlen Bergabhang begränzt ist. Dieser war nur von Frauen und Kindern bedeckt, die in blauen, roten, grünen, gelben, violetten, schwarzen Gewändern und tief verschleiert saßen, und der Ankunft des Sultans harrten. Es war, als ob sich ein Regenbogen, tief senkend auf den Berg gelagert hätte.

Auf dem Platze selbst war ein brausendes, fremdartiges Gewirre von Menschen aus allen Welttheilen: Neger und Tunesen bis an die Zähne bewaffnet, Mulatten, Bettelmönche, englische, französische, türkische Soldaten, Derwische an der gelben runden und hohen Mütze, Indier an ihren spitzigen schwarzen Hüten erkennbar, Griechen in der weißschimmernden Fustanella, Juden von weiten orientalischen Gewändern umflossen, zerlumpte Lastträger und halbnackte Schiffer, und hundert andere Gestalten. Da und dort drängt ein Reiter um näher heran zu kommen, Kameele bal-

ten mit ihrer Laſt; Hunde lagern gruppenweiſe und einzeln mitten in der Menge, die ihre Ruhe nicht ſtört.

Mitten durch dieſes Gewühle drängen halbnackte Männer mit blechernen großen Kannen und ſchenken in Kaffeetaſſen Waſſer ein, namentlich den Frauen, die im Gewühle von ihren Sklavinnen, welche die Kinder der Gebieterin tragen, begleitet ſind. Die Sklavinnen ſind meiſt ſchwarze und braune Frauen und Mädchen, die, wenn auch verſchleiert, doch ſorgloſer den Schleier fallen laſſen, während es nie gelingt das Angeſicht einer Moslemin zu erblicken.

Frauen und Männer in franzöſiſcher Tracht ſind ebenfalls zahlreich anweſend. Ihr Anzug zwiſchen den orientaliſchen, weiten, falten- und farbenreichen Gewändern erſcheint hier in ſeiner ganzen, uns unglaublichen Lächerlichkeit.

Die ganze Menſchenmenge, ſie mag 10,000 Köpfe zählen, iſt durch eine breite Straße geſchieden, die von türkiſchen Soldaten gebildet wird; durch dieſe wird der Sultan ziehen. An der einen Reihe der Soldaten ſteht ein eleganter niederer Wagen, deſſen Pferde abgeſpannt, prächtig geſchirrt hinter der Soldatenreihe gehalten werden. Die Spiegelſcheiben, die den Wagen ringsumgeben, laſſen in ihm eine Dame erblicken, deren fein geſchnittener Kopf vom durchſichtigſten Schleier bedeckt iſt. Ueber runden großen ſchwarzen Augen ſchwingen ſich kühne Brauen, die Wangen ſind von lilienhafter Bläſſe, die Lippen rot geſchnitten. Das Antlitz iſt länglich und von jener Feinheit, mit der engliſche Stahlſtiche Odaliſken darzuſtellen pflegen. Der Blitz von Diamanten an der Stirne ſtört die ruhige Betrachtung. Die feine faſt ganz ſichtbare Geſtalt war von einem ſeidenen himmelblauen Kleide umfloſſen. Die etwa ſechzehnjährige Dame iſt eine Lieblingsfrau des Sultans. Neben ihr ſaß ein ſchönes, etwa dreijähriges Kind, den beiden gegenüber zwei Damen in weißen Gewändern. Zwei reichgekleidete Neger, Eunuchen ſtanden ſchön bewaffnet, hinter dem Wagen.

Es entſteht nach langem Harren eine heftige Bewegung, geſattelte Pferde, koſtbar gezäumt, werden von reichgekleideten Skla-

ren geführt, diesen folgen andere mit gezogenen krummen Säbeln, Musik ertönt und die ungeheuere Menschenmenge wird lautlos.

Der Sultan, in einem langen blauen Mantelkragen, der bis an die Knöchel reicht, reitet in langsamstem Schritte auf einem Eisenschimmel, dessen Zügel er, weiß behandschuht hält. Der Mantel ist am Halse von einer großen diamantenen Agraffe festgehalten. Das Antlitz des Sultans ist weißblaß, die Nase etwas lang, die schwarzen Augen weich und mild. Das Haupt ist von einem roten, mit einem diamantenen Sterne geschmückten Feß bedeckt. Unbeweglich in der Haltung, fast wie ohne inneres Leben, in die Menge blickend, zieht der Herr aller Gläubigen feierlich als Erscheinung vorüber.

Die Moslem senken die Augen, die Fremden blicken unverwandt auf die Gestalt, bis sie in der Moschee langsam verschwindet.

Eine Reihe von Sklaven folgt, die Musik hört zu spielen auf, die tumultuarische Bewegung der Menge beginnt wieder.

Gewöhnlich bringt der Sultan der Moschee, die er besucht, ein kaligrafisches Gebet als Spende mit. Er ist ein Meister der Schreibekunst und der berühmteste Schüler des österreichischen Deserteurs Michael Latas, den die Welt jetzt mit dem Range eines Serdars, eines Fürsten und Feldmarschalls bekleidet, unter dem Namen Omer Pascha kennt.

Am Ufer lag der mit bunten Teppichen geschmückte Kajik des Großherrn, dessen Vordertheil mit einem massiven, silbernen Vogel geschmückt ist. Ist es die Abbildung des Vogels Simurgh, der im Gebirge Kaf der weise Minister von 70,000 voradamitischen Sultanen war?

Zwölf braune Sklaven, in blendend weißen Musselin gekleidet mit rotem Gurt, die sehnigen Arme und Beine nackt, lagen an den Rudern und harrten, um den Sultan über den glanzvollen Bosporus zu rudern.

Harem und Gärten des Sultans.

Eunuchen. — Armenischer Leichenzug. — Herr Sester. — Eine purpurne Glashalle. — Der Thronsaal. — Der Rauchkiosk. — Das Bad. — Bauftyl. — Saal der Odalisken. — Das Schlafgemach des Sultans. — Gärten. — Kein Moses. — Der Sultan.

Durch den jetzigen türkischen Gesandten in Neapel seinem Freunde, dem Hofgärtner des Sultans, Herrn Christian Sester empfohlen, ritt ich eines Tages nach Ortaköi, um ihm meinen Besuch abzustatten. Ein freundlicher junger Mann, Herr G., hatte die Güte mich zu begleiten. Wir mieteten Pferde in Pera, ein mulatischer Knabe, Achmet hieß er, nur die Lenden umschürzt, einen Fez auf und rote Pantoffeln an, lief neben uns her, oder voraus und rief, um durch das Gedränge Bahn zu machen, fast ununterbrochen: „Weicht aus ihr Sterblichen!" — „Ein von Gott geliebter Mann kommt!" — „Weicht aus ihr Sterblichen!"

Nachdem wir aus dem Gewühle heraus waren, ritten wir an einzeln stehenden Häusern, an Gärten vorbei, über unbebaute Plätze, Hügel auf und Hügel ab. Bald hatten wir ein großartiges Fragment der kolossalen Stadt vor Augen, bald war sie dem Auge entrückt und es blitzte eine Stelle des Bosporus, wie ein zur Erde gefallener, flüssiger Stern zwischen Bergeinschnitten. Wenn wir die Pferde in Trab, oder Gallop setzten, war Achmet immer laufend hinterher und bald uns zur Seite, ohne daß eine

Anstrengung an ihm sichtlich gewesen wäre. Wir begegneten, als wir uns schon weit von der Stadt entfernt hatten, einer Gruppe reichgekleideter Neger auf prächtig geschirrten, weißen Pferden. Es waren ältere Männer, völlig bartlos — Eunuchen des kaiserlichen Harems. Wenn auch nicht so fremdartig, doch lustiger war ein Reiterzug, Soldaten zu Pferde, die nach Art unserer Ublanen Lanzen führten, an denen rote Fähnchen flatterten. An einer einsamen Stelle wurden Soldaten einexerziert, was nicht ohne einen seltsamen Lärm geschah. Die Rekruten begleiteten jedes Tempo mit einem gleichzeitig ausgestoßenen Rufe, einer Art barbarischem Gesange, der die Bewegungen nach dem Takte leitete.

Wir gelangten endlich auf eine völlig einsame Anhöhe, wo die Steine eines offenen armenischen Friedhofes lagen und eine weißgetünchte weitläufige Mauer einen Theil der kaiserlichen Gärten einschließt. Wir mußten Halt machen, um einen armenischen Leichenzug an uns vorüber ziehen zu lassen. Zwölf Knaben in schwarzen Chorröcken und rotem Feß trugen brennende lange Kerzen. Zwölf Priester folgten in langen schwarzen Gewändern, das Haupt mit schwarzen Baretten bedeckt, von denen schwarze Schleier herabhingen. Ihre Haupthaare, lang wie die der Frauen, fielen auf den Rücken herab. Der Todte in einem weißschwarzen Gewande wurde hinter den Priestern, unverhüllten Antlitzes getragen. Zu seinem Haupte und den Füßen lagen so dichte Lorber- und Blumenkränze, daß er eigentlich auf einer Bahre von solchen zu ruhen schien. Zwei Knaben, wie die voranschreitenden, folgten mit brennenden Kerzen der Leiche, dann ein Zug von Leidtragenden, unter denen keine Frau zu sehen war. Der Zug bewegte sich stumm und feierlich und das Antlitz des Todten, auf das der heiße grelle Sonnenschein fiel, war unheimlich anzusehen.

Vor dem stattlichen Thore eines einsamen Hauses gaben wir die Pferde Achmet zu halten und gelangten durch dasselbe in einen zierlich bepflanzten Raum, in welchem zwei freie Treppen zu einem architektonisch geschmackvollen, steinernen Hause emporführten.

In Konstantinopel wird, wo Feuersbrünste an der Tagesordnung sind, wenn von Häusern die Rede ist, es jedesmal aus-

drücklich bemerkt, wenn sie von Stein aufgeführt sind. Das schöne Haus in welchem wir uns befanden, hat der Sultan, der Herrn Sester liebt und auszeichnet, ihm erbauen lassen.

Wir trafen den in seiner Sphäre genialen Mann in einem großen Saale, dessen Fenster den tief liegenden Bosporus mit der unübersehbaren Stadt, als ein Riesenbild einrahmen. Er begrüßte uns sitzend, indem er sich mit seiner Gebrechlichkeit entschuldigte, die eine Folge eines ihm zweimal, aus Eifersucht auf die Gunst seines Herrn, beigebrachten Giftes ist. Herr Sester ist ein ernstblickender Mann, an dem die orientalische Ruhe angenehm auffällt, weil sie nicht durch Gedankenlosigkeit herbeigeführt ist.

Wir fanden den Arzt des deutschen Hospitales, Herrn Dr. Stolle und noch einige Herren bei ihm. Das Gespräch nahm, wie unter den damaligen großen Zeitereignissen begreiflich, bald eine denselben zugewendete Richtung. Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das Tanfimat sehr langsam, aber doch einigen Fortschritt herbeigeführt hat; so ist der Hat Humajun „ein Blatt Papier zwischen dem Großherrn und seinem Volke." Es wird Einiges, so lange die Westmächte die Hauptstadt schützen, das heißt belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonenkugel an Mehlsäcken, an dem trägen Widerstande der türkischen Regierung zu versiechen. Der Hat greift zu sehr an die religiösen Grundfesten des Reiches und scheint mit der, vielleicht sogar der türkischen Regierung nicht verschwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar sei, gefordert worden zu sein. Die Westmächte opferten dafür nicht weniger Menschenleben in zwei Jahren, als die Kreuzzüge in zwei Jahrhunderten. Diese bezweckten aber in heiligem und fantasievollem Eifer wirklich die Befreiung der heiligen Stätten; während unsere Zeit, eigentlich nur Ein Mensch, das Heiligste seinen ehrgeizigen Plänen als einen Mantel umhing. Dem großen Blutstrome, der zum Himmel dampfte, dem Elende von hunderttausend Familien, dem Verluste von Milliarden gegenüber, mußte, um die Welt, die aus innerer Bewegung an dem großen Kriege keinen Antheil nahm, wenn nicht zu versöhnen, doch zu täuschen, irgend ein groß-

artiger Erfolg hingestellt werden. Nur eine solche Absicht, oder die völlige Unkenntniß des Orients, bezüglich seiner politisch-religiösen Verfassungen und seiner gesellschaftlich patriarchalischen Zustände kann meinen, daß der Hat Humajum zur Ausführung kommen werde. Der Czar allein, in dem seiner Zeit berühmt gewordenen Gespräche mit dem englischen Gesandten ist wahr gewesen. Er kannte die Zustände des türkischen Reiches besser und genauer, als Derjenige, der sie beherrscht, was eben von keiner tiefen Kenntniß zeugen würde; er kannte sie aber auch besser als Alle, die trotz theuer bezahlter Gesandtschaften, das Schwert zum — nichts entscheidenden Kampfe zogen.

Herr Sester hörte dem Gespräche schweigend zu und wenn wir auch seine Anschauung der Dinge, die durch manches nur ihm, mit noch Wenigen bekannte Motiv zu hören gewünscht hätten, so konnten wir doch sein Schweigen nur ehren.

Bald trat die Frau des Hauses, eine durch ihre originelle Schönheit ausgezeichnete Armenierin, mit ihrem kleinen Mädchen auf dem Arme herein. Die strengen Züge des Vaters wurden plötzlich mild und weich und es ging ein Leuchten des Glückes über dieselben.

„Sehen Sie, meine Herren! Das ist mein Reich und in ihm herrscht wirklich ewiger Friede, was man nicht jedem orientalischen Friedensschlusse nachsagen kann."

Eine jüngere Dame trat ein; ihr griechisch edel geschnittener Kopf, der bräunliche Teint, die ruhig großen, schwarzen Augen ließen mich eine Orientalin vermuten, bis sie Herr Sester mit den Worten: „Meine deutsche Nichte!" vorstellte.

Wir wurden nach orientalischer Weise gastfreundlich bewirtet; doch war uns auch Gelegenheit geboten, bei edelstem Rheinwein der deutschen Heimat zu gedenken.

Herr Sester trug mir an, den neuen Palast des Sultans, den dieser in einigen Wochen beziehen sollte, und die Gärten zu sehen; eine Begünstigung, die nur er in solcher ausgedehnten Weise, wie sie mir zu Theil wurde, gewähren konnte.

Ich traf zur bestimmten Stunde vor dem Palaste ein. Ein junger Mann mit rotem Fes und dunklem Kleide, nach Art des modernen, türkischen Waffenrockes, kam, von einigen Dienern ehrerbietig begleitet auf mich zu, und begrüßte mich zu meiner Ueberraschung im reinsten Deutsch. Es war der Bruder der jungen Dame, die wir im Salon des Herrn Sester kennen gelernt haben.

Wir traten in einen großen, mit eisernen, vergoldeten Stäben abgeschlossenen Hofraum, und gelangten, eine breite Treppe emporsteigend, in eine auf Säulen ruhende, hohe Halle, deren Kuppel mit Rubinglas gedeckt, einen roten, blendenden Glanz verbreitete. Das Auge mußte sich an den zauberhaften Anblick erst gewöhnen. Die Säulen, die Kapitäle, die Wände, zwei freie, gewaltige Treppen, die zu den Gemächern führen, der Boden, alles aus weißem Marmor leuchtete und schien durchsichtig, wie aus rotem Edelstein, den Genien in unergründlichen Schachten gebrochen und gemeißelt haben.

In dieser Halle, vielmehr in diesem purpurnen Tempel wird es bald zum Schmerze, zu verweilen, so gewaltig ist der Lichteindruck, und man muß unwillkürlich die Augen schließen.

Der Thronsaal ist ein hohes Längenviereck, das von einer auf Säulen ruhenden Decke glanzvoll überwölbt ist. In bedeutender Höhe ziehen sich auf allen vier Seiten Galerien hin. In der Mitte hängt der kolossale Glaslüster, der auf der Pariser Weltausstellung das Staunen aller Gäste erregte. Der Koran drückt sich, um tiefste Finsterniß zu bezeichnen aus: Es lag Nacht auf Nacht in Nacht. Wenn in den hunderttausend Glaskristallen, aus denen der prächtige Lüster geformt ist und die zehntausend Flammen, die an ihm entzündet werden können, brennen, könnte wohl der entgegengesetzte Ausdruck gelten: Licht auf Licht in Licht.

Der gewöhnliche Empfangsaal und das Arbeitszimmer des Sultans, zu denen säulengezierte Pforten führen, sind aus blankem Marmor, der bei näherer Betrachtung nichts anderes als wohlfeilerer Stuck ist. Der Boden ist mosaikartig, besteht aus bunten Marmorwürfeln und wird wohl selten sichtbar sein, da er mit

kostbaren Teppichen belegt werden soll. Neben hohen Spiegeln sind große, gläserne Kandelaber für Gasflammen eingerichtet.

Der Rauchkiosk ist mit einer prachtvollen Aussicht nach allen Seiten, wie eine kolossale Laterne gebaut. Die zwischen den Kristallfenstern freien, schmalen Wände sind von Marmor und Gold glänzend. In den Feldern der Friese sind landschaftliche Darstellungen von unkünstlerischem Werte angebracht. In der Mitte dieses Kiosks, vom Boden aus Porzellan, erhebt sich ein hoher Springbrunnen aus Kristall, der in eine weite, glänzende Schaale seine funkelnden Wassersäulen aufsteigen und nach allen Richtungen in hundert Wölbungen niederregnen läßt, Trauerweidenbäume aus flüssigem Silber.

Das Bad des Sultans erschien uns als das Kostbarste und Geschmackvollste, das wir in dem prächtigen Palaste gesehen haben. Zwei hohe Zimmer, die von oben ein magisches Licht empfangen, sind völlig mit gelbem, egyptischem Alabaster, Boden, Wände und Decke belegt, der mit seinen mannigfaltigen, weißaderigen Zeichnungen in eigenthümlichen Lichtbrechungen spielt. Das Bad ist, wie jedes türkische, ein Dunstbad, und in zwei Säle durch ein Mittelzimmer getrennt. In dem Saale, wo sich die dem Estrich eingefügte Wanne befindet, ist ein kleines Fenster aus dem Mittelzimmer angebracht, durch das die Diener dem Großherrn silberne Becken mit kaltem Wasser, oder duftigem Oele reichen, die Linnen, und wessen sonst ein Badender bedarf. Aus der Wannenstube führt eine kleine Pforte zu einem Kabinete, das in seiner Einrichtung es noch nicht zur europäischen Bequemlichkeit gebracht hat und merken läßt, daß es im türkischen Reiche keine sich unterscheidende Aristokrazie giebt.

Wir gingen eine Treppe hinab, und gelangten zu einer weitläufigen Halle, die auf niederen, gedrückten Säulen ruht. Es ist der Versammlungsort für die Verschnittenen und die Sklavinnen des Harems. Wir traten in viele Säle und kleine Gemächer, die mit schönen Teppichen belegt waren und bestimmt sind, die Frauen aufzunehmen. Von Pracht war hier kaum etwas zu bemerken, dagegen fiel, im Gegensatze zu den lichtvollen, oberen Räumen, eine unangenehme Dun-

kelheit auf. Im Ganzen ſtand in allen Gemächern und Sälen des Palaſtes der Reichthum des Marmors, Alabaſters, des Goldes und der Farben in ſeltſamem Widerſpruche zu den Holzeinrichtungſtücken. Kein koſtbares Holz, kein künſtleriſches Schnitzwerk, keine reichen Stoffe waren zu ſehen, und ein reicher Großhändler in Wien z. B. würde es verſchmähen, Meubles in ſeinen Salon zu ſtellen, wie ſie hier im Thronſaal und ſonſt aufgeſtellt waren. Die Summen mögen allerdings ungeheuer ſein, die für die Sachen verrechnet worden ſind, und man hätte für dieſelben das Prachtvollſte anſchaffen können. Der ganze Palaſt koſtet zwei hundert Millionen Piaſter, und man behauptet, daß geradezu die Hälfte, als ein ſelbſt verſtändliches „Bakſchiesch" betrachtet worden iſt, das die verſchiedenen Bauleiter für ſich in Abzug gebracht haben. Der Wechſel der Bauleiter iſt auch Schuld daran, daß der Stil des, mehr durch ſeine Maſſen großartigen Bauwerkes, kein einheitlicher iſt. Im Ganzen iſt der Renaiſanceſtil vorwaltend, und nicht ohne Grund gewählt, weil er dem türkiſchen Geſchmacke durch ſeine Schnörkeleien, ſeine ſteifen Verzierungen und angeſtrebten maleriſchen Effekte, nicht ganz entgegengeſetzt und fremd iſt und doch in großen Dimenſionen ausgeführt, eine imponirende Wirkung hervorruft.

Der Sultan erſchien oft im Palaſte und freute ſich an dem werdenden Werke, das nur zu langſam für ſeine Ungeduld ſich vollendete. Er weilte oft Stunden lang hier, ſah der Arbeit zu, und ordnete wohl auch Manches an.

Ich wurde mit einem feinen Lächeln aufmerkſam gemacht, daß ich nun das Geheimnißvollſte zu ſehen bekommen ſolle. Wir traten in einen Saal, der von Divanen aller Formen, breit und üppig, mit niedern Tiſchchen und Tabureten überfüllt war. Die Divane waren hochrot überzogen, der Boden mit bunteſten Teppichen belegt. Hier empfängt der Sultan ſeine Frauen im Abendzirkel, hier ſchallen die Handtrommeln und Glöckchen, tönen Lieder, ſchlingen ſich Tänze, duften die Wohlgerüche, funkeln die Augen und Edelſteine der Odaliſken. Hier bereiten ſich die Freu-

den des Paradieſes vor, um im vergänglichen Bilde die ewigen Wonnen zu ſpiegeln.

Nur durch einen Corridor getrennt iſt das Schlafgemach des Sultans. Wenn man eintritt, an der linken Wand, ſind unmittelbar auf den Eſtrich ſchwellende Matratzen in ein großes Viereck gelegt, und mit feinſten Teppichen und Damaſten bedeckt. Ueber dieſer Lagerſtatt iſt in einiger Höhe ein flacher Thronhimmel mit goldenen Quaſten angebracht. Die Wand, an der dies Ganze lehnt, mit rotem Sammt und Gold bekleidet, zeigt die Tugra, die verſchlungene Namensunterſchrift, des Sultans.

Ich traf einen glücklichen Moment, wo der Palaſt, ehe er ſich mit ſeinen Geheimniſſen für alle, oder doch für eine lange Zeit ſchließen wird, ſo weit vollendet war, daß ich die ganze Szene ſehen konnte, welche bald die entſchleierten Geſtalten, die finſtern Neger, tauſend Sklavinnen aller Farben bevölkern werden.

Der Palaſt iſt unmittelbar dem Bosporus angebaut und von ihm nur durch einen Gartenvorplatz, den vergoldete Eiſenſtäbe einzäunen, getrennt, auf dem ſich zwei kleine Teiche befinden. Wir brauchten eine Viertelſtunde, um von einem Ende bis zum andern zu gelangen. Eine Anſicht des ganz aus weißem Marmor aufgeführten Rieſenpalaſtes iſt, nur wenn man den Bosporus befährt möglich, und da ſtellt ſich der traurige, architektoniſche Fehler dar, daß der Bau für ſeine ungeheure Länge nicht hoch genug erſcheint. Mit dem Spiegel des Bosporus in gleichem Niveau, führen keine Treppen großartig hinan.

Die beiden kleinen Teiche — keine ſolchen dürfen bei einem türkiſchen Prachtbaue fehlen — ſind hier, Angeſichts des großen Waſſerſpiegels, der bis an den Unterbau des Palaſtes ſeine Wellen trägt, geradezu geſchmacklos.

In einer weitläufigen Säulenhalle, die dem Palaſte zur Seite angebaut iſt, iſt ein Garten mit allen Pflanzen, Blumen und Bäumen der Erde angelegt. Lauben, Waſſerfälle, dunkle Gänge, Alles für Kühle an heißen Sommertagen berechnet, bilden ein fantaſievolles Ganze, ein Kunſtwerk des Herrn Seſter.

Seine Schöpfung ſind auch die weitläufigen Gärten des Sultans, die nicht allein, ſondern zu denen auch das Terrain geſchaffen werden mußte. Felſige Hügel wurden geſprengt, um zwiſchen durch kühle, grünende Schluchten zu führen. Um eine beherrſchende Ausſicht zu gewinnen, mußten Hügel von Erde aufgeführt, die Bäume ſo in Gruppen geſtellt werden, daß ſie koloſſale Rahmen zu den glorreichen Bildern des Bosporus, und zu ſeinen gewaltigen Hintergründen bildeten. Wir brauchten eine ganze Stunde, um dieſes Gartenparadies, das auf einen meiſt kahlen, unwirtlichen Boden gepflanzt iſt, zu durchwandern. Leider war die Vegetation kaum ſo vorgerückt, wie im halben April in Wien, zu welcher Zeit ich die Gärten durchſchritt. Herr Seſter beklagte dies ſehr, weil ein Hauptzauber ſeiner Schöpfung in der Malerei des Gartens beſteht, in der Anordnung der Baumgruppen, je nach ihren helleren oder dunkleren Blätterfarben und verſchiedenartig ſchimmernden Blättern.

In dieſen Räumen iſt der Sultan häufig und ſchreitet neben Herrn Seſter einher, der ſeiner ihm angegifteten Gebrechlichkeit wegen, einen kleinen Eſel reitet, oder in einem Wägelchen fährt. Intereſſant iſt der Zug, durch den Herr Seſter ſich die Gunſt Sultan Mahmuds erworben hatte. Als dieſem ein Vorſchlag zu einem Gartenbaue vorgelegt und Herr Seſter um ſeine Meinung gefragt wurde, erklärte er zum Ingrimme der kaiſerlichen Ingenieure, daß die Sache um die Hälfte des Geldes herzuſtellen ſei.

„Gut, ſo baue Du," ſagte Sultan Mahmud.

Als es ſich ſpäter darum handelte, Waſſer zu gewinnen, das Stunden weit hätte geleitet werden müſſen, was ungeheure Koſten veranlaßt hätte, ſagte ihm der Sultan: „Du mußt nähere Quellen auffinden." Herr Seſter ließ dem Sultan durch den Dolmetſch kurz und gut antworten: „Ich bin kein Moſes, Herr!" Die Umgebung des Sultans erblaßte, der Dolmetſch wagte nicht, dieſe kühne Antwort zu dolmetſchen; es entſtand eine Pauſe. Da ſagte Sultan Mahmud: „So lieb Dir Dein Leben iſt, überſetze nur treu, was der Mann geſagt hat?" Der Dolmetſch über-

ſetzte. Dem energiſchen Fürſten, deſſen Perſönlichkeit eine ſo gewaltige war, gefiel die männlich gerade Antwort. Mit den Worten: „Du biſt ein redlicher Mann!“ verließ er den Garten, und Seſter genoß fortan ſein volles, und wie wir bemerkt haben, gefährliches Vertrauen.

Wir näherten uns einem geſchmackvollen, einen Stock hohen Gartenhauſe, das auf einem Hügel ſteht. Mein junger Begleiter machte mich aufmerkſam, unbefangen einherzugehen und nur verſtohlen zu den Fenſtern empor zu blicken; hier wohne die Lieblingsfrau des Sultans, eine ſiebenzehnjährige Cirkaſſierin. Niemand war an den Fenſtern zu ſehen, auch keine Diener ſtanden außerhalb des Hauſes; es ſchien, als ob es völlig unbewohnt wäre.

Ein Reiter ſprengte in der Ferne den Weg zu dieſem Hauſe empor. Mein Begleiter erſchrak ein wenig, und ſagte mir: „Wir müſſen uns hinter ein Gebüſch verbergen. Der Reiter kommt, um die Ankunft des Sultans der Favoritin anzukündigen.“

Wir legten uns hinter einen Strauch, und ſahen bald denſelben Weg, den der Reiter heraufgeſprengt war, den vierſpännigen Wagen des Sultans, dem einige Reiter folgten, heraufahren.

Wir zogen uns hinter Gebüſchen fort, und verließen raſch den Garten.

Die deutſch-engliſche Legion.

Ida Pfeiffer. — Ein engliſcher Soldat. — Jo. — Zipreſſenwald. — Ein Feenpalaſt. — Ein Schriftſteller als Delikateſſenhändler. — Fremde betrogene Leute. — Wo iſt des Deutſchen Vaterland? — Ein Flammenfeſt.

Ich begab mich auf die Brücke, deren maſſenhafte Bewegung wir geſchildert haben. An ihr legen die kleinen türkiſchen Dampfſchiffe an, die zu gewiſſen Stunden den Bosporus befahren; oder vielmehr zu ungewiſſen. Man muß es eben treffen, denn keine Uhr beſtimmt die Zeit, keine Ordnung hält ſie ein. Ueber Ankunft und Abfahrt der Schiffe, eine für den Reiſenden ſo wichtige Angelegenheit giebt kein Maueranſchlag, keine Zeitung Nachricht. Der Mangel einer geregelten Ordnung, einer allgemein zur Kenntniß kommenden Ankündigung iſt bei der rieſenhaften Ausdehnung der Stadt um ſo empfindlicher, weil Jeder oft Stunden weit gehen muß, um zu einer Nachricht, die überdies noch immer nicht ganz ſicher iſt, zu gelangen.

Um von der Brücke an Bord zu kommen, muß man über ein ganz ſchmales Bret, unter heftigem Drängen der Nachfolgenden gehen. Iſt man, ohne zu verunglücken, hinüber gekommen, ſo iſt es ſelten möglich, einen Platz zum Sitzen zu finden. Die türkiſchen Frauen ſchließen ſich gewöhnlich in der Kajüte ab; alle übrige Schiffsbevölkerung bleibt auf dem Verdecke. Das Schiff

legt an der Brücke jeder Vorstadt an und der Kassirer fertigt erst während der Fahrt, gegen einen übrigens mäßigen Preis, die Fahrkarten aus, ohne die Niemand das Schiff verlassen darf. Kaffee wird fort und fort auf dem Decke bereitet und nebst Kuchen und Süßigkeiten feilgeboten.

Einem solchen Schiffe hatte ich mich anvertraut, um nach Skutari zu fahren, wohin ich für eine Nacht zu einem Feste geladen war.

Das Schiff, nachdem es einige hundert Menschen ausgeladen hatte, fuhr weiter. Ich ließ das Gewühle sich verlaufen, und harrte auf den Mann, der mich erkennen und zu meinem Gastfreunde bringen sollte. Ich wartete vergebens eine volle Stunde und befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Das Schiff kehrte nicht mehr am selben Tage zurück, um mich nach Konstantinopel zu bringen, ein Kaikführer war nicht zu erblicken, auch wäre es schwer gewesen, mich mit ihm zu verständigen.

Ich ging denn auf gut Glück in die bunt belebte Hauptstraße von Skutari, die wie Konstantinopel und Rom, auf sieben kleinen Hügeln ruhende Geldstadt der Alten, in welcher die in eine Kuh verwandelte Io, durch den Bosporus schwimmend, ausruhte; welcher diesen Namen, der Ochsenfurt bedeutet, seit jener Zeit bekommen hat. Die mir immer noch neue Szene, die fantastischen Gruppen, die eigenthümlichen Verkaufsbuden fesselten lange meine Aufmerksamkeit. Ich war der einzige Frangi in der wogenden Menge und trotz meines sich streng abscheidenden Anzuges wurde ich nicht beachtet.

Ich war endlich vom Auf- und Niedergehen müde geworden und der Gedanke, wo ich die Nacht zubringen solle, trat mir als eine nicht geringe Sorge entgegen. Ein Gasthaus giebt es in einer türkischen Stadt nicht und jedes andere Haus ist dem Fremden streng verschlossen, selbst dann, wenn er sich verständlich machen kann. Ich befand mich denn in einem andern Welttheile, in einer fremd redenden Stadt, unter einer fanatisch moslemitischen Bevölkerung, völlig allein und verlassen.

In ähnlichen Fällen, auch später richtete die Erinnerung an

eine verehrte Freundin mich immer frisch und mutig empor; an eine Frau, die, wenn sie die Lust überkommt, allein und wehrlos mitten unter die Menschenfresser geht, in den gefährlichsten Momenten durch Geistesgegenwart sich zu helfen weiß und nach dreimaliger Weltumsegelung immer wieder zur Freude ihrer tausendfältigen Verehrer und Bewunderer zurückkehrt. Wo weilt jetzt die kühnste und interessanteste Bürgerin Wiens?

Und ich hätte als Mann, Angesichts des nahen europäischen Gestades, einer Weltstadt, die so viele sichere Gesandtschaften und Pässe vidirende Generalconsulate besitzt, verzagen sollen? Im schlimmsten Falle war ich entschlossen, in dem uralten Zypressenwalde, der Stunden lang sich über den Gräbern und Monumenten von Skutari hinzieht, zu übernachten.

Da bemerkte ich einen jungen Mann in der Menge; er trug eine rote Jacke mit einer weißen über die Brust gehenden Kuppel, auf der die messingenen Buchstaben F. B. L. zu sehen waren, und an der ein kurzes Schwert hing. Das Beinkleid war schwarz, das Haupt bedeckte eine kleine Kappe. Ich war entzückt über die Erscheinung des Soldaten Ihrer Majestät der Königin von England.

Ich redete ihn an, worauf er mir etwas Unverständliches entgegen murmelte. „Verdammte Aussprache, blödes Geflüster dieser zwischen den geschlossenen Zähnen durchzischenden Schlangen der englischen Sprache!“ dachte ich bei mir und raffte die populärsten Phrasen des Vikar of Wakefield in meinem Gedächtnisse zusammen. Der blonde, blauäugige Krieger ließ mich zu Ende quälen, dann sagte er verdrüßlich:

Ich rede nur deutsch.

„Zum Teufel! warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

Herr Brener war guter Leute Kind aus Breslau, sein Vater aus Böhmen, also mein Landsmann, die Mutter aus Sachsen. Er selbst ließ sich zur deutsch-englischen Legion anwerben, die im Bosporus auf einem Berge, in Küléli ihre weißen Zelte aufgeschlagen hatte, und mismutig über den eben bekannt gewordenen Friedenschluß, einem ihr noch unbekannten Schicksale entgegen harrte.

„Sind Sie in Skutari bekannt?"

Unſer Lager iſt nur eine Stunde fern von hier, wir kommen oft herüber.

„Gut. Wir wollen den Zypreſſenwald ſehen und dann — können Sie mich im Lager dieſe Nacht beherbergen?"

Wenn Sie mit mir und mehreren Kameraden unter einem Zelte ſchlafen wollen, werden Sie uns ein willkommener Gaſt ſein.

„Kennen Sie den Kapitän Strecker?"

Er iſt mein Kapitän.

„Vortrefflich."

Ich hatte vor wenigen Tagen in dem geiſtvollen Abendzirkel des königlich preußiſchen Geſandten Herrn von Wildenbruch ſeine Bekanntſchaft gemacht und war von ihm in freundlichſter Weiſe eingeladen worden, ihn im Lager zu beſuchen. Der Zufall fügte es alſo ganz gut.

Wir wanderten durch den Zypreſſenwald, der die ſchönſten, mohammedaniſchen Gräbermonumente überſchattet, denn der Boden Skutari's iſt geweiht, als das aſiatiſche Vaterland, von dem aus die Lehre des Islams nach Europa kam.

Hervorgetreten aus dem Walde befanden wir uns auf einer Anhöhe, wo noch hunderte von hölzernen, bunt bemalten Häuſern mit vergitterten Fenſtern des weithin ſich erſtreckenden Skutari ſtanden. Am Ende derſelben lag ein armeniſcher Friedhof mit flach die Gräber bedeckenden Grabſteinen. Eine Heerde Ziegen von einem Neger gehütet, der auf einer Art Flöte wunderliche Melodien blies, ſuchte ſpärlich zwiſchen den Grabſteinen hervorgewachſenes Gras auszurupfen.

Wir gingen auf dem Kamme der Berge, die das aſiatiſche Geſtade des Bosporus bilden, bald mäßig empor ſteigend, bald durch eine vertiefte Schwingung, um immer wieder ein anderes Bild der jenſeit des Bosporus liegenden Rieſenſtadt zu gewinnen. Oft verſchwand die ganze große Ausſicht. Einmal ſahen wir zwiſchen zwei grünen Bergen durch, die bis zum Waſſerſpiegel reichten, den weiß marmornen Palaſt des Großherrn, da und dort

von einer Palme oder Zypreſſe übergrünt. Schiffe mit weißen Segeln zogen an ihm vorüber. Aus der Tiefe und Ferne reichten weder Stimmen, noch das Rauſchen der Flut bis zu uns empor. Um uns ſelbſt war kein Lebendes ſichtbar und tiefes Schweigen lag über der ganzen märchenhaft prächtigen Szene. Es war als ob da unten ein Feenpalaſt ſtünde, an dem die Geiſterſchiffe vorüberzieben, um einen unbewachten Moment zu erſpähen und durch die glänzenden Pforten einzudringen.

Bald ſahen wir, weiterſchreitend, ein kleines Dorf in einer Bergſchlucht eingeklemmt, das ſich bis zum Waſſer hinabzog.

Wenn uns das ganze Bild durch vorgeſchobene Anhöhen entzogen war, zeigten uns Rauchwolken die Waſſerſtraße an, welche die zahlreichen Dampfſchiffe zogen; bis wir wieder die Stadt, die glorreich an zwei Meeren liegt, unüberſehbar, märchenhaft, auftauchen ſahen mit ihren lichtſpiegelnden Kuppeln, den tauſend Minareten, den Gärten, den Paläſten, den Zypreſſen und den Ruinen.

So großartig und mannigfaltig das Panorama vor uns war, ſo fingen wir doch an von dem Gange müde zu werden. Der Soldat Ihrer Majeſtät der Königin von England geſtand mir, daß er dieſen Weg noch nicht gegangen ſei, daß aber der andere richtige gewiß nur eine Stunde Zeit in Anſpruch genommen haben würde. Wir hatten noch eine Anhöhe zu überſteigen, die ganz mit weißen Grabſteinen überſäet war. Die Inſchriften der Steine waren hebräiſch.

Wir ſtiegen endlich einen ſchroffen Abhang hinunter und befanden uns nach einem dreiſtündigen Gange in dem Dorfe Külöli.

Als wir das Ende erreicht hatten, lag ein weitläufiges viereckiges Gebäude, eine türkiſche Kaſerne vor uns. Ihren weiten Hof durchſchreitend, gelangten wir an einen Berg, auf dem, vom Fuße bis zur Höhe hinan an tauſend weiße Zelte ſchimmerten. Beim erſten Poſten war das Marketenderzelt, wir ruhten müde und heiß wie wir waren, vor demſelben aus. Ein Mann trat hervor und bot uns Bier an. Wie ſollte das, wo Deutſche

lagern, fehlen? Brot und Butter wurde dazu gereicht, aber weder Gläser noch Messer. Als ich nach ihnen verlangte, erklärte der Wirt: „Mir trinke hier nur aus de Flasche und die Messer werde alle gestohle.“ Das Bier war aber eigentlich schon ziemlich guter Essig und mein Landsmann strich mutig auf das, den gesundesten Zähnen nur knackbare, Brot mit dem Zeigefinger die ranzige Butter.

Als er sich gesättigt hatte, schickte ich ihn mit meiner Karte an den Kapitän Strecker, der nach einer kurzen Zeit mit einer Anzahl Offizieren erschien, um mich, den Landsmann, herzlich willkommen zu heißen. Der Kapitän lud mich in sein Zelt, ich sollte diese Nacht sein Gast sein.

Die Sonne war schon untergegangen. Wir saßen bei einem frugalen Mahle, zu welchem ein blonder, interessant aussehender Mann durch seinen Diener trefflichen Champagner bringen ließ.

Als er eintrat, sah er mich betroffen an und rief endlich: „Frankl! Sie in Konstantinopel?“ Nun war das Staunen meinerseits, bis ich den edlen Germanen erkannte, der sich in der Schlacht bei Eckernförde ausgezeichnet hatte, und später als Mitarbeiter eines großen Blattes in Wien saß. Er war auf den Kriegsschauplatz gegangen; als aber den Berichterstattern durch Omer Pascha manche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, entschloß er sich rasch seinen kriegslustigen Landsleuten statt des geschriebenen Geistes, süßigen zu liefern und jene Delikatessen zu reichen, die das einzige Labsal der Offiziere in dem müßigen Lagerleben auf dem Berge von Külöli waren.

Mehrere Offiziere kamen, um uns zu einem Bacchanal einzuladen, das sie einigen sardinischen Kameraden gaben, die morgen auf einem Kriegschiffe in die Heimat segeln sollten.

Kapitän Strecker mußte der Einladung folgen, doch versprach er, weil ich es, ermüdet wie ich war, vorzog, im Zelte auszuruhen, bald wieder zu kommen.

Die Stimmung der Offiziere war eine trübe. Mit allen Hoffnungen auf einen mutigen Feldzug, auf glänzende Thaten waren sie müde gemacht durch ein unthätiges Lagerleben. Der

eben verkündete Friedenſchluß hatte alle fantaſievollen Hoffnungen auf Auszeichnung und Beförderung zu nichte gemacht. Die drei Buchſtaben F. B. L. „Foreigne Britiſh Legion“ auf den weißen Bruſtriemen deuteten ſie humoriſtiſch „Fremde Betrogene Leute.“ Viertauſend deutſche Männer, die fern der Heimat auf einem kahlen Berge am Bosporus unter Zelten lagen, ſahen in eine ungewiſſe Zukunft. Keiner wußte, was in den nächſten Tagen ſein Schickſal ſein werde und nur ein dunkles Gerücht ließ ſie vermuthen, daß ſie ans Cap der guten Hoffnung würden eingeſchifft werden.

Während die Herren mir ihren traurigen Zuſtand darſtellten, begann die Regimentsmuſik vor dem Zelte des Kommandanten die Inſtrumente zu ſtimmen. Und als hätte dem Geſpräche ein dramatiſcher Aktſchluß gegeben werden ſollen, begann es zu ſpielen:

„Wo iſt des Deutſchen Vaterland?“

Wir traten vor das Zelt. Konſtantinopel ſtand in hunderttauſend Flammen, der Bosporus ſpiegelte ſie, und bunte Lichter ſpielten durch den wolkenfinſteren Himmel. Der Anblick war ein überwältigend ſchöner. Stambul und Skutari feierten das Beiramfeſt. Alle Moſcheen funkelten, von Minaret zu Minareten hingen bunte, leuchtende, vom Winde hin und her bewegte Lampen, wie Edelſteine an Schnüre gereiht. Auf den Schiffen glänzten Fanale.

Wir ſtanden ſprachlos in den Anblick verſunken und merkten kaum, daß das deutſche Vaterland verklungen war wie ein Traum —

Es fingen ſchwere Tropfen zu fallen an, wir zogen uns in das Zelt zurück. Bald goß ein Regen in Strömen nieder, die tauſend und aber tauſend Lichter, die ganze märchenhafte Lichtnacht war ausgelöſcht. Vom Bachanal herüber wehte ein heftiger Wind einzelne Takte der Muſik:

„Du haſt die ſchönſten Augen,
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

Das Zeltdach war bald durchnäßt und hing ſchwer tropfend herein. Ich hüllte mich feſter in den Mantel.

Besuch bei Omer Pascha.

Emine. — Ein Schwertfeger Pascha. — Dr. Rödelberger. Ali Bei. — Pascha Kutschkowsky. — Arabische Pferde. — Frau von Herz-Lämel. — Omers Portrait. — Die Türkei republikanisch. — Empfehlungsschreiben.

Die neueren Kriegsereignisse haben die Persönlichkeit dieses durch seine eigenthümlichen Schicksale bekannten Mannes in den Vordergrund gestellt.

Michael Latas, als kaiserlich österreichischer Kadet im Jahre 1828 ein dem Kriegsgericht verfallener Deserteur, ist nach zwei Jahrzehnten oberster Befehlshaber der türkischen Armee, Serdar, d. i. Fürst und Pascha von drei Roßschweifen.

Als ich nach Konstantinopel kam, ging Omer Pascha eine neue Ehe mit Emine — welcher Name Sicherheit bedeutet — der vierzehnjährigen Tochter des reichen Hafis Pascha ein, desselben, der die Schlacht bei Nisib verloren hat und so den Klingen, die er vor seiner Erhebung, als Schwertfeger, schmiedete, wenig Ehre brachte. Ich hörte viel in der christlichen Gesellschaft Konstantinopels von dieser Ehe sprechen, sie wurde allgemein mißbilligt. Man wußte, daß der Vater seine Tochter dem alternden Manne erst dann gab, als der Sultan selbst durch seinen ausgesprochenen Wunsch der Freiwerber für Omer Pascha wurde. Das Schicksal der noch lebenden Frauen, einer Türkin, einer Griechin, einer siebenbürgischen Sachsin war zudem bekannt.

Wer zweifelt noch, daß Omer Pascha ein rechtgläubiger Muselmann sei, und was die europäische Gesellschaft sittlich verdammt, in den Augen der Moslems, kann die Ehre des berühmten Renegaten nicht schmälern.

Der Arzt des Marschalls, Dr. Ali Bei, der aus Laden in Böhmen gebürtig und ein Schüler der Hochschule in Wien ist, hatte die Freundlichkeit, mich beim Pascha anzusagen.

Ich kam zur bestimmten Stunde. Omer Pascha besitzt ein Haus in der Galata gegenüberliegenden Vorstadt. Durch ein Thor eingetreten, befand ich mich auf einem großen, sich emporziehenden Vorplatze, der eben in einen Garten umgewandelt wurde. Ein weitläufiges, ein Stockwerk hohes Gebäude mit vielen Fenstern sah mir auf der Höhe des Vorplatzes entgegen, dessen linker Flügel hinter verhängten Fenstern das Harem ist.

In einer Vorhalle des rechten Flügels, wo Offiziere, Diener, Sklaven aller Trachten und Farben müßig saßen und rauchten, stieg ich eine breite, mit blühenden Pflanzen geschmückte Treppe empor. Ich befand mich im Vorzimmer des Pascha's, in welchem ein treffliches Billard aufgestellt ist.

Ich trat mit Dr. Ali Bei in den Empfangsaal, der, groß und licht, keine andere Einrichtung als Divane, entlang der vier Wände hatte. Omer Pascha saß in einer Divanecke, am Fenster vor ihm stand Müchlis Pascha, der ehemals preußische Offizier Kutschkowski, der als Lehrer der türkischen Offiziere nach Konstantinopel kam und, ohne seinen Glauben zu verleugnen, General und Pascha wurde. Zwei ältere türkische Offiziere, ebenfalls Gäste, saßen auf dem Divan, dem Pascha gegenüber. Omer Pascha stand bei unserem Eintritte auf und reichte mir die Hand: „Willkommen, Doktor!"

Er winkte uns zu sitzen; zwei reich gekleidete Diener traten ein; der eine reichte den Tschibuk, dessen prachtvoll wolkige Bernsteinspitze mit Diamanten umringt war, der andere, in goldenen Bechern den Kaffee. Ein blauseidenes, mit silbernen Fransen gesäumtes Handtuch hing über seiner Schulter bis zu den Knöcheln herab.

„Sie kommen von Wien und gehen als Pilger nach Jerusalem?"

Als kein beschaulicher, Hoheit! ich soll dort eine Schule gründen.

„Das ist recht. Eine That ist das Würdigste, für einen Mann. Ich habe die beschaulichen Mönche niemals geliebt. Ist die Schule nur für Juden, oder für alle Confessionen?"

Ich zweifle, daß sie werden theilnehmen wollen.

„Die Türken sollen ihre Kinder hineinschicken. Im Unterrichte liegt ihre Zukunft."

Vielleicht der Untergang einer, jetzt noch halb selbstständigen Nazion.

„Sie sprechen die Anschauung der gebildeten Völker Europa's aus und irren mit ihnen."

Der Pascha wendete sich jetzt an die türkischen Offiziere und redete mit ihnen. Ich konnte ihn näher betrachten. Seine Gestalt ist mäßig hoch, schlank. Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Jochbeine, in dem sonst länglich schmalen Gesichte etwas vortretend. Die kroatische Bildung ist unverkennbar, wie denn auch das korrekt gesprochene Deutsch nicht ohne slavischen Anklang ist. Er war als türkischer Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublaue, seidene Weste sehen. Das Haupt bedeckte ein roter Feß. Seine rechte Hand ließ fort und fort die Kugeln eines schwarzen Rosenkranzes, der mit silbernen Quasten geziert war, durch die Finger gleiten.

Vom Gespräche ab wendete sich der Pascha gegen das Fenster und sah auf eine Gruppe Pferde, die auf dem Vorplatze des Hauses standen.

„General Müchlis! Sie verstehen Pferde. Diese sind aus meinem Gestüte, alle dreijährig. Der Braune hat den schönsten Hengst Syriens zum Vater."

Er wandte sich wieder gegen mich:

„Kommen Sie ans Fenster, Doktor! hier können Sie syrische Musterpferde sehen, damit Sie dort, wenn Ihnen Thiere vorgeführt

werden, ein Urtheil haben. Sehen Sie den Rappen! Scheint er Ihnen nicht ein temperamentloſes, mattes Thier?"

Er rief einige Worte hinab, ein indiſcher Sklave ſchwang ſich auf das Pferd.

„Sehen Sie, erſt wenn der Reiter eben ſitzt, bekommt das arabiſche Pferd Figur. Iſt der Rappe nicht plötzlich ein ſchwarzer Dämon? Der Schimmel iſt ebenfalls ſchön, aber klein; es gab keine ſchönere Stute im Libanon als die, welche ihn gebar."

Er wendete ſich wieder dem Saale zu und lud uns zum Sitzen ein.

„Wer iſt die Dame, die durch Sie die Stiftung in Jeruſalem begründet?"

Ich nannte Namen und Herkunft; auf beide anſpielend, erwiderte der Paſcha: „Das iſt ein adeliges Herz!"

Als das Geſpräch wieder eine andere Wendung genommen hatte, bemerkte ich, daß ich den Paſcha, nach den in Wien in allen Schaufenſtern ausgeſtellten Portraits, ſogleich erkannt hätte.

„Das iſt das Bild von Kaiſer, doch halte ich das in Peſth, nach einem Daguerreotyp erſchienene für ähnlicher. Was ſpricht man in Wien?"

Der Hat Humajum erregte großes Aufſehen und Bewunderung.

„Warum gerade dieſer Erlaß, es ſind doch ſchon früher ähnliche erſchienen?"

Weil die Mächte einen Wunſch ausſprachen, den der Großherr erfüllt: Die Gleichſtellung aller Konfeſſionen. Während England, verzeihen Sie, Hoheit! den üblichen Ausdruck, in einem unziviliſirten Staate eine Maßregel gewiſſermaßen befiehlt, erfüllt es ſelbſt in ſeinem Parlamente noch immer nicht, was eine gerechte Staatsvernunft niemals verweigern darf. Man zweifelt an der Möglichkeit der Ausführung des Hat Humajum.

„Ich ſehe kein Hinderniß! Wir haben mehr Freiheit in der Türkei als in England. Wir ſind faſt republikaniſch, die Perſon iſt ſelbſtthätig, ſelbſtbeſtimmend. Wenn die Tugra vom Großherrn unter einem Befehle gezeichnet iſt, führen ihn die Miniſter aus. In England hindert ewig das Parlament."

Man begreift, daß die Reformen an den Grundfesten der Religion rütteln und den Fall des verfallenden Reiches herbeiführen werden.

„Gewiß nicht; der Türke ist tief religiös, aber nicht mehr fanatisch. Die Ulemas haben keine Macht und ein fester Wille kann Alles."

Ich mochte den glänzendsten Diener seines Herrn nicht in die innerlich unangenehme Zustimmung einer Meinung versetzen, der er wahrscheinlich widersprochen hätte: daß eben kein fester Wille herrsche, daß es keine Faust des Sultan Mahmud sei, welche jetzt die Zügel der Herrschaft hält.

Der Marschall bemerkte: „Sie scheinen einen Gedanken zu verschweigen? Sie sprechen zu einem Soldaten, der es liebt, Gedanken von der Leber weg zu hören."

Ich dachte eben darüber nach, daß man Abdul Medschid das beste Herz seines weiten Reiches nennt. Und mit dem —

„Herzen regiert man nicht, wollen Sie sagen. Aber ein Monarch ohne Herz ist das Unglück eines jeden Volkes und nur der geniale Geist versteht es, wenigstens theilweise die Funktionen des Herzens zu übernehmen. Die despotische Gewalt übrigens soll ein Ende nehmen in der Welt. Man glaubt allgemein, daß der türkische Soldat einer solchen Macht folge. Der Türke ist tapfer, weil er glaubt, daß ihm nichts geschehen könne, was nicht vorbestimmt ist und vor dem Willen Gottes gibt es kein Entrinnen. Die türkischen Soldaten lieben ihre Führer, selbst wenn diese Christen sind. Ist dem nicht so, General?"

Müchlis Pascha bejahte schweigend.

Was die Soldaten vermögen, Hoheit! wenn sie geistvoll und mutig geführt werden, haben sie unter Ihrem Kommando wiederholt bewiesen.

Omer Pascha verneigte sich.

„Ich werde Ihnen Briefe an die Gouverneure von Beirut, Damaskus und Jerusalem geben. Die Beduinen sind jetzt wilder als je und im Sommer immer gefährlicher. Ich rathe Ihnen, über den Libanon nach Damaskus zu gehen und zurück über Baalbeck

nach Beirut. Die Küste ist sicherer und Sie sehen Sidon, Tyrus, St. Jean d'Acre."

Er gab den Auftrag, die Briefe zu schreiben und reichte mir die Hand: „Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Kommen Sie morgen wieder."

Auf dem Gartenvorplatze des Hauses stand ein weißgelben lackirter Wagen auf dellrotem Gestelle, zwei prächtige fuchsrote Pferde vorgespannt. Dr. Ali Bei zog mich in eine andere Richtung des Gartens: „Es ist die junge Frau Sr. Hoheit, da müssen wir fern bleiben." Ich bemerkte eine verschleierte Gestalt, der gegenüber zwei Frauen saßen. Ein zweiter Wagen rollte heran, in welchem sich vier verschleierte Dienerinnen befanden. Zwei Neger schwangen sich auf weiße, mit purpurnen Schabracken bedeckte Pferde und ritten dem Wagen voran.

Ich fand mich am folgenden Tage bei Omer Pascha zur bestimmten Stunde wieder ein. Auf dem Vorplatze wimmelte es von Offizieren, Sklaven und Pferden.

Ich trat in die Vorhalle. Omer Pascha kam just die Treppe herab.

„Ah, Dokter!" und gegen den Sekretär gewendet:

„Sind die Briefe fertig?"

Der Sekretär reichte sie; Omer Pascha zog sein Siegel, das an einer goldenen Schnur befestigt war, die an seinem Halse hing, hervor, befeuchtete es und drückte es jedem Briefe, statt der Unterschrift auf. „Schützen Sie Ihr Haupt vor der syrischen Sonne!" und winkte mir zum Abschiede mit der Hand.

Omer Pascha schwang sich auf einen schönen, mit blauem Sammet und Silber gezäumten Rappen und sprengte fort, eine glänzende Suite ihm nach, nach Skutari.

Die Juden.

Statistische Daten. — Leitung und Verwaltung. — Zwei Chacham Baschi. — Ordensinsignien und Siegel. — Einnahme und Ausgabe. — Kein Spital. — Wohlthat des Sultans. — Frauenverein.

Nach den Steuerbüchern der Gemeinde zählt Konstantinopel 38,400 türkische Juden; 14,800 Männer, 23,600 Weiber; die Unterthanen fremder Mächte nicht eingerechnet. Sie wohnen verstreut in der ganzen Stadt, vorzugsweise aber in den Vorstädten: Balat 6000, in Ghaskôi 4000, in Peri Pascha 1500, in Ortaköi 1500, in Kuzgbundschik 1000, u. s. w.

Es kommen jährlich 100 Hochzeiten, 500 Geburten, 350 Sterbefälle vor.

Der Beschäftigung nach sind sie Rentiers, Kaufleute, Wechsler, Kleinhändler, Sensale, Plazagenten, Lastträger, Kajikführer, Glas- und Silbergeschirrverkäufer, Zündhölzchenhändler, Zigarettenverfertiger und dergleichen.

In großer Anzahl Handwerker, theilen sie sich verschiedenen Gewerben nach ein in:

Maurer 100, Glaser 150, Nagelschmiede 400, Klempner 1000, Glashüttenbesitzer 2, Spiegelverfertiger 150, Baumwollenweber 2, Seidenschnüredreher 100, Gold- und Silberschnüredreher 500, Schönfärber 180, Schuhmacher 100, Schneider 500, Kürschner 100, Gold- und Silbersticker 50, Gold- und Silberarbeiter

150, Juwelenſchleifer 1, Rubin- und Smaragdenfaſſer 200, Fiſcher 900, Trafteure 100, Mehlſpeiſenauskocher 550, Zuckerbäcker 100, Branntweinbrenner 200, Tabakſchneider 50, Büchſenmacher 100, Gewicht- und Maßverfertiger 300, Ingenieur 1, Buchbinder 1000, Schreiber 20, Aerzte 500, Wundärzte 40, Barbiere 700, Apotheker 50, Muſikanten 500, Seiltänzer 10.

Die Gemeinde wird im eigentlichen Sinne des Wortes von der Geiſtlichkeit regiert, denn die Rabbinen wählen mit den ſteuernden Mitgliedern der Gemeinde, nicht ohne auf dieſe Einfluß zu nehmen, die Vorſteher, deren ſieben ſind und lebenslänglich das Amt verwalten. Wenn einer ſtirbt, ergänzen die nachlebenden Vorſteher das Collegium.

Die Gemeinde hat zwei Besdin, Rabbinerkollegien, deren eines ſeinen Sitz in der Vorſtadt Ghaßköi, das andere in Balat hat. Jedem der beiden Besdin ſteht ein Oberrabbi vor, deren einer den Titel Ghacham Baſchi des Niſchan führt, vom Orden ſo genannt, den er von der Regierung beim Antritt ſeines hohen Poſtens erlangt.

Dieſer leitet die politiſchen Angelegenheiten der Gemeinde. Mit ihm verkehrt die Regierung in allen Angelegenheiten, welche die Juden des weiten, türkiſchen Reiches betreffen. Ihm liegt es ob, ihnen alle Befehle kundzuthun, und über deren Vollziehung zu wachen.

Ghacham Ghani iſt der Name des Palaſtes, den er bewohnt, in welchem ſich auch noch ein Kerker befindet. Er hat das Recht, für Vergehen durch Entziehung der Freiheit zu ſtrafen. In ſeinem Sitzungſaale werden die wichtigſten Gegenſtände berathen, die Berichte an die Regierung unterzeichnet. In der Kanzlei, wo ein Regiſter über alle türkiſchen Juden der Hauptſtadt, nebſt ihrer Wohnungsangabe, geführt wird, werden für Diejenigen, die reiſen wollen, die Päſſe ausgefertigt; doch müſſen ſie vom Vorſteher oder Ghacham des Stadttheils, wo ſie wohnen, ein Zeugniß bringen, daß ſie mit der Gemeindeſteuer nicht im Rückſtande und nicht im Verdachte eines Vergehens, oder Verbrechens ſtehen. Der Paß wird dann ohne allen weitern Anſtand von der kaiſerlichen Re-

gierung vidimirt. Ebenso werden Käufe und Verkäufe von Häusern, Gärten oder Feldern in der genannten Kanzlei abgeschlossen und von der Regierung einfach bestätigt.

Der Chacham des Nischan hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu repartiren, was er mit Hülfe der Rabbinen in den jüdischen Gemeinden, die er ernennen und absetzen kann, vollzieht.

Jede der Hauptgemeinden, z. B. Smirna, Salonik, Jerusalem u. s. w., wenn sie einen Rabbi wählen, müssen dem Chacham des Nischan in Konstantinopel die Anzeige davon machen. Im Falle dieser zum neu Gewählten Vertrauen hat, schlägt er ihn der Regierung vor, die ihn bestätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Taxe von 30,000 Piastern dafür bezahlt, ebenfalls die Insignien des Nischan-Ordens verleiht. Die Armut der Gemeinden heißt sie meistentheils auf diese Auszeichnung verzichten. Dem neuen Rabbi wird von der Regierung ein Siegel verabfolgt, dessen ein gleiches sie selbst, der Kontrole wegen, behält und eines dem Chacham Baschi in Konstantinopel ausfolgt. Die mit dem Orden, oder auch nur mit dem Siegel Belehnten, genießen des Vorrechts, ihre Wünsche oder Vorschläge dem Chacham des Nischan in Konstantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung ungesäumt davon in Kenntniß zu setzen.

Der Amtsgenosse des Chacham des Nischan leitet die religiösen Angelegenheiten der Gemeinde. Jede Verlobung muß ihm angezeigt werden, und wenn die Verlobten die Ehe nicht eingehen wollen, haben sie ihm die Gründe vorzulegen, die, nur wenn er sie anerkennt, Geltung erlangen. Er löst Eben und Eide, er bestraft Die, welche sich gegen irgend ein religiöses, oder zeremoniales Gesetz vergehen. Gegen seine Entscheidung kann keinerlei Berufung stattfinden.

Zur Zeit meiner Anwesenheit fungirten Herr Abraham Schemuel Coben, als Chacham des Nischan, Herr Mosche Fresco, als Oberrabbi des Beedins.

In ihren Funktionen werden diese beiden Würdenträger von den Vorstehern unterstützt, mit denen sie gemeinschaftlich die Steuer

für die Regierung und für die Gemeinde bestimmen. Diese von ihnen für die einzelnen Stadttheile erwählten Untervorsteher „Batidinim" stehen ihnen, durch ihre genauere Kenntniß der Personen und Vermögensverhältnisse zur Seite und bilden gleichzeitig eine Religions- und Sittenpolizei.

Einnahmen der Gemeinde bilden:

1. Die „Gabela" das Recht von jeder Oka Fleisch — die Oka enthält 2¼ österreichische Pfund — 25 Para, bei 4 Kreuzer; für 1 Oka Käse 20, für 10 Oka Wein 5, für 1 Oka Branntwein 10 Para Verzehrungsteuer zu beziehen.

2. Wenn ein Mädchen Braut wird, zahlt sie während der Zeit dieses ihres Standes ½ %, wenn sie heiratet, der Bräutigam 1 % von der Mitgift.

3. Wenn ein Jude dem anderen ein Haus, einen Garten, oder ein Feld verkauft, muß der Käufer an die Gemeinde 1 % der Verkäufer ½ % vom Kaufschilling geben. Wenn ein Jude seinen Besitz an einen Mohammedaner, oder Christen verkauft, so hat er 2 % zu entrichten.

4. Wenn ein Mann, oder eine Frau stirbt und keine Kinder hinterläßt, muß der fernere, erbende Verwandte 10 % vom ganzen Nachlaß bezahlen.

Die Auslagen der Gemeinde sind uns nicht der Ziffer nach mitgetheilt worden, ebenso die Einnahme nicht; doch sind beide sehr bedeutend und jene beziehen sich auf folgende Gegenstände:

1. Die Gemeinde zahlt für alle in Konstantinopel geborenen Rabbinen und Gelehrte die Steuer.

2. Die Gehalte für die beiden Oberrabbinen und die sechs Rabbinen, welche das Besdin bilden, für drei Kanzlisten, deren einer die türkische, die beiden anderen die hebräische Korrespondenz führen; für drei Steuereinnehmer, für die Fleisch-, Bank-, Wein- und Rakiaufseher, für zwei Trabanten, zwei Kerkerwächter und zwei Kawasse, welche Letztere mit silbernen Stäben dem Chacham Baschi, wenn er Besuche macht, voranschreiten.

3. Die Erhaltung von Talmud Thoraschulen und Unterstützungen für die Schüler der Jeschibot, deren einer 1000, bis 1500 Piaster jährlich bezieht, nehmen eine nicht unbedeutende Summe in Anspruch.

4. Die kleinen Auslagen belaufen sich auf 20—30.000 Piaster.

Wenn die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, so werden sie durch eine außerordentliche Steuerumlage „Aricha" gedeckt. Die Oberrabbinen und Vorsteher wählen mehrere Vertrauensmänner, welche die Gemeindemitglieder in Beziehung auf ihr Vermögen abschätzen und darauf die Steuerzulage auf vier Jahre bemessen müssen. Vor diesem Geschäfte müssen sie jedoch vor dem Besdin einen Schwur ablegen, nach bestem Wissen und Gewissen vorzugehen. Wenn Einer von den Besteuerten im ersten Jahre stirbt, müssen die Erben den Betrag in den folgenden drei Jahren entrichten, so als ob er lebte. Wenn Einer nach Jerusalem übersiedelt, wird er als gestorben angesehen.

In neuerer Zeit wurde die Aricha, die nur die Reichen traf, durch den Einfluß eines der Reichsten abgestellt. Wer notorisch nur 10,000 Piaster besaß, verfiel der Aricha nicht. Wir wissen nicht, wie jetzt die, etwa die Einnahmen übersteigenden Auslagen gedeckt werden. Doch nicht durch Erhöhung der Verzehrungssteuer, die dem Armen so drückend ist?

Rücksichtlich der Wohlthätigkeitsanstalten ist zu bemerken:

Die Gemeinde hat kein Spital, wiewohl der Sultan vor mehreren Jahren ihr und den Karaiten einen sehr schönen Platz geschenkt hat, um darauf ein Spital aufzuführen. Die Gemeinde wurde um eine nicht unbedeutende Steuer erhöht; doch brachte sie es nicht weiter als zum Aufbau von vier Mauern, die als moderne Ruinen bald einstürzen werden. Die Karaiten dagegen führten ihr Haus auf und es gedeiht und wirkt segensreich. Der Großherr in der guten Meinung, daß das Spital eingerichtet sei, wies 150 Oka Fleisch zum täglichen Verbrauche an. Die Ge-

meinde bezieht das Geld, und vertheilt es am Oster- und Laubhüttenfeste an die Armen.

Die kranken Armen werden von einem in jeder Vorstadt, wo Juden wohnen, besoldeten Arzte behandelt und erhalten unentgeltlich Arzeneien. Wenn es ihnen an Bett- und Leinenzeug fehlt, so wird die Oberin des wohlthätigen Frauenvereines vom Chacham des Viertels davon in Kenntniß gesetzt, die sofort für das Nötige Sorge trägt. Der Frauenverein stattet arme Mädchen, wenn sie heiraten aus, er unterstützt Kindbetterinnen, bezahlt, wenn die Mutter ihr Kind nicht nähren kann, eine Amme, und wenn jene stirbt, übernimmt er die Erziehung des Kindes. Armen Frauen wird Beschäftigung gegeben, namentlich läßt der Verein Schaufäden von ihnen spinnen.

Um diese Ausgaben zu bestreiten, sammeln die wohlthätigen Frauen bei Hochzeitfesten der Reichen, oder sonst freudigen Familienereignissen und bei den sogenannten Visiten, wenn nämlich zehn bis zwölf Frauen sich bei einer Freundin ansagen, um den ganzen Tag bei ihr zuzubringen.

Freitag Nachts gehen zwei dafür besoldete Männer: ein Jude und ein Mohammedaner in die Häuser der Armen, da wo Kranke sind, oft drei bis viermal des Nachts, um zu fragen, ob man Feuer brauche, oder die Lampe verlöschen wolle.

Synagogen.

Geſchichte. — Ein Gaukler. — Bannfluch. — Ein Mädchen bannt. — Die Karaiten. — Troddeln als Schaufäden. — Eigenthümliche Auskunft. — Ein luſtiges Lied. — Ein Trauerhaus.

Die Juden beſaßen ſchon in früherer Zeit des neurömiſchen Reiches auf dem Platze der Kupferſchmiede, welches Handwerk ſie ſelbſt betrieben, eine Synagoge. Sie wurde unter Konſtantin gegründet und ſtand 132 Jahre. Als die Juden unter Theodoſius dem Großen vertrieben wurden, ward ihre Synagoge in eine Kirche der Mutter Chriſti zu Ehren umgewandelt; wie bei gleichem Anlaſſe die Synagoge in Wien, in eine dem heiligen Leopold gewidmete Kirche.

Die Sephardim beſitzen viele Synagogen, ſie werden nicht von der Gemeinde, ſondern von jenen Mitgliedern derſelben durch freiwillige Spenden erhalten, die in dem Stadttheile wohnen, wo ſich die Synagoge befindet. Ich ſah mehrere derſelben, ſie bilden alle ein Längenviereck, ſind hoch und von den zur Seite angebrachten Fenſtern licht.

In der Synagoge „Achrida“ die Menachem Parchi und Edra Hakohen im Jahre 5469 gegründet haben, iſt einiger Luxus zu ſehen: Die Wände zieren vier Gemälde, welche Paläſte in Landſchaften darſtellen. Der Almemer iſt in der Form eines Schiffes gezimmert, das Holzwerk, ebenſo das der Thüren, mit Perlmutter

eingelegt. Ueber dem Almemer glänzt ein vergoldeter Stern und Halbmond.

Die Synagoge „Jambul" ist, nach einem eben jetzt unter altem Rumpelwerk aufgefundenen, roten Marmorsteine, von Jakob Jarsch, wahrscheinlich aus Jambul zu Ehren seines verstorbenen Vaters im Jahre 5469 gegründet.

Die Synagoge „Alemanos" die 200 Jahre bestehen soll, ist aus Holz gebaut, während die des Kolel „Major" aus Stein aufgeführt ist.

Diese fünf Synagogen habe ich nebst der deutschen und der polnischen in Galata besucht. Die beiden letztern unterscheiden sich nicht von denen, die wir im Abendlande kennen.

Hier wollen wir nur von den Synagogen der morgenländischen Juden erzählen, über die uns Nachrichten zugekommen sind.

Ezchajim.

Uralt ist die Synagoge „Ezchajim", Niemand weiß, wann sie gegründet worden ist. Als sie sich bereits in sehr baufälligem Zustande befand und die Gemeinde sie wieder herstellen wollte, erhielt sie hiezu von der Behörde keine Erlaubniß. Da fügte es ein besonderer Zufall, daß der Sultan eben an einem jüdischen Gaukler Wohlgefallen fand, der den Mut hatte sich vom Großherrn die Herstellung der Synagoge als Gnade zu erbitten. Der Sultan gewährte sie; aber die Vorsteher der Gemeinde, Herr Sabatai Lewi, Herr Chajim Alaneua und Herr Baruch Hakohen spotteten des Gauklers, als er ihnen die Nachricht brachte. Da er aber bei Gott dem Herrn schwur, daß er Wahrheit rede, gingen sie zur hohen Pforte und fragten und es wurde ihnen die freudige Kunde, daß sie bauen dürfen.

Bald kamen türkische Ingenieure und vermaßen den Raum, denn die neue Synagoge durfte um keinen Zoll größer, oder kleiner, als die alte gebaut werden. Die Juden fingen zu bauen an und bauten über den gemessenen Raum hinaus; da erschienen plötzlich an einem Sabbat wieder die Ingenieure, diesmal aber von Soldaten begleitet. Ein schlechtester aller verlorenen Menschen, ein

bei der Regierung sich einschmeichelnder Angeber hatte die Juden, die freilich diesmal im Unrechte waren, verrathen. Die Soldaten zerstörten das Gebäude und schleppten die Vorsteher der Gemeinde fort, und warfen sie in einen feuchten, finstern Kerker.

Einige Tage darauf machte der Gaukler dem Sultan wieder seine Künste vor und als er ihn in gute Laune versetzt hatte, erzählte er ihm den traurigen Vorfall. Der Großherr befahl sogleich die Freigebung der Vorsteher und den ungehinderten Bau der Synagoge nach einer Ausdehnung, den ihm die Juden selbst geben wollten. Die Synagoge wurde im Jahre 5586 unter Sultan Mahmud eingeweiht. Der Name des Gauklers ist von einem dankbaren Gedächtnisse erhalten worden, er hieß Jussuf di Leon, auch Ukabas genannt, und wird in der Synagoge Ezchajim in der Nacht, die dem Versöhnungstage vorangeht, unter jenen feierlich genannt, die des ewigen Andenkens unter den Menschen würdig gehalten werden.

Bal-Halewi.

In der Gemeinde der Vorstadt Kusghundschik wurde eine Synagoge gebaut, zu welcher der sehr reiche Vorsteher Herr Tschimentesch Halewi den größten Theil der Geldmittel beitrug. So viele Verdienste er aber auch um die Gemeinde hatte, so verdarb er doch alles wieder durch sein auffahrendes, die Gemüther verletzendes, herbes Wesen! Die Gemeinde, an ihrer Spitze die Chachamime, setzten ihn ab und unterschrieben eine mit Bannflüchen erfüllte Schrift, daß weder er, noch seine Kinder und Kindeskinder das Ehrenamt eines Vorstehers erhalten können.

Zu dieser Zeit war die Synagoge nur zur Hälfte fertig. Der reiche Mann zog sich zurück und baute für sich allein ein Bes Hamedresch. Die Gemeinde selbst, aller Geldmittel baar, sah den halb vollendeten Bau ihrer Synagoge wieder verfallen. Einige Freunde des abgesetzten Vorstehers suchten Frieden zu stiften und ihn mit der Gemeinde wieder zu versöhnen, was ihnen auch gelang. Aber der Bannfluch war ausgesprochen, da fand die Spitzfindigkeit der Rabbinen einen Ausweg: im Banne war von den

Kindern wohl, aber nicht ausdrücklich von der Tochter des Vorſtehers die Rede. Dieſe gab nun den ihr als Morgengabe zugedachten Schmuck, und den ihrer Mutter zum Baue der Synagoge, dem der Vater noch manches blanke Gold durch ihre Hand beifügte. Dieſer Synagoge iſt eine „Jeſchibot Chajom" angebaut und zum Andenken an ihren Gründer, den geehrten, kinderloſen, reichen Rabbi Rafael Abraham Chajom ſo genannt.

Kadoſch Virani.

Im Jahre 5586 begann durch zwei fromme Männer, Jizchak Halewi und Rafael Cordovero neben der Vorſtadt Kusghundſchik in Dackchamami der Bau einer Synagage. Weil die beiden Männer aber einen Ferman zum Baue einer ſolchen nicht hoffen durften, bauten ſie angeblich einen Kiosk neben dem Hauſe des Jizchak Halewi. Als jedoch die Abſicht des Baues verrathen wurde, erſchienen eines Tages die Trabanten der Regierung, zerſtörten den Bau und kerkerten die beiden Männer ein. Es mußten 6000 Piaſter, um ſie zu befreien, bezahlt werden.

Ihr frommes, aber unbeſonnenes Herz ließ ſie nicht ruhen; ſie fingen nach vier Jahren abermals ohne Bewilligung zu bauen an. Ein ſchöner Saal war vollendet und es kamen wieder die Trabanten der Regierung; doch konnte es nicht bewieſen werden, daß der Saal eine Betſtube ſei.

Nach einigen Monaten erkrankte Herr Jizchak Halewi und befahl, ihn in den neugebauten Saal zu tragen, wo er auch bald darauf ſtarb.

Da nach jüdiſchem Gebrauche in der Stube, in der Jemand ſtirbt, während der Trauerzeit gebetet wird, ſo geſchah es auch hier, und der Saal blieb, bis zum heutigen Tage dem Gottesdienſte geweiht.

Vor wenigen Jahren ließ der fromme und reiche Herr Benzonana das baufällige Gebäude wieder herſtellen.

Andere Synagogen, an die ſich keine beſonderen Erinnerungen knüpfen, oder mir nicht mitgetheilt wurden, ſind folgende zwei:

In der Vorstadt Kuru Tscheschme eine, durch den „vornehmen Mann" Jizchak Chatim im Jahre 5600; in der Vorstadt Arnaudköi die zweite durch Samuel de Trevis im Jahre 5604 erbaut.

Bene Hamikra.

Ich verfügte mich an einem Sabbat in diese, den Karaiten angehörende Synagoge. In der Vorhalle, die von betenden jungen Männern übervoll war, mußte ich meine Fußbekleidung ablegen. Die Karaiten betreten nur in Socken die heilige Stätte, weil auch Moses der Lehrer die Schuhe am Berge Horeb ablegte, als ihm die Stimme des Herrn aus dem brennenden Dornbusche zurief, daß hier heiliger Boden sei. In der Synagoge, einem schönen geräumigen Vierrecke, saßen ältere orientalisch gekleidete Männer, auf grüngelben Teppichen gekreuzter Beine, die Wände entlang, um Manche von ihnen eine Gruppe Knaben, die sie unterwiesen. Die blanke Reinlichkeit dieser Synagoge fiel angenehm, gegen die der Sepharedim auf. Jeder trug einen Talit, der aber nicht durch Gebetmantel übersetzt werden kann, weil er nur zwei Spannen breit über dem Nacken liegt und mit seinen beiden Enden gegen vorne über die Brust herabhängt. An den vier Enden sind an weißen Schnüren die Schaufäden, als dicke blauweiße Troddeln angenäht. Jeder Betende hat die weiße Schnur, an der sie hängen, um den kleinen Finger gewunden. Der Theil des Talit, der auf dem Nacken liegt, ist bunt und schön gestickt.

Als ich meinen Nachbar fragte, warum die Vorhalle so überfüllt, da doch die Synagoge fast leer sei, theilte er mir eine eigenthümliche Statistik mit: „Die draußen sind unrein, weil sie mit einer Leiche, die wir gestern begraben haben, in Berührung gekommen sind; die größere Anzahl „erkannten" heute ihre Frauen und durften, des Sabbat wegen, noch kein reinigendes Bad nehmen."

Ein schöner etwa zwölfjähriger Knabe in grünseidenem Kaftan, rotem Feß und gelben Sandalen trat an den in der Mitte der Synagoge angebrachten, mit einem schönen Teppich behängten, erhöhten Tisch. Er fiel auf die Kniee und berührte, wie ein Moslem beim Gebete, den Estrich mit der Stirne, dann erhob er sich und

ſang mit klarer, ſchöner Stimme ein Lobgedicht auf Gott; den reimenden Endvers ſang die Gemeinde im Chore mit. Ein ähnliches Lied unter der üblichen Knie- und Kopfbeugung ſang der Knabe auch nachdem die Thora — ein pergamentenes Buch, keine Rolle bei den Karaiten — verleſen war.

„Von Kinderſtimmen," bemerkte mir mein Nachbar, „klingt dem Weltenherrn ein Loblied am „duftigſten."

Nach dem Gottesdienſte wollte ich die Thorabücher, die in der heiligen Lade gegen Oſten aufbewahrt werden, ſehen; es wurde mir jedoch bemerkt, daß dies am Sabbat nicht geſtattet ſei, man dürfe nur jenes Buch herausheben, aus dem der Wochenabſchnitt geleſen wird.

Nach dem Gottesdienſte begab ſich die ganze Gemeinde in das Haus eines Trauernden, er hatte vor einigen Tagen ſeine Gattin begraben und durfte daher das Gotteshaus nicht betreten. Die Angeſehenen der Gemeinde — mir wurde als Gaſt dieſelbe Ehre erwieſen — traten in die Stube zum Trauernden, die übrigen Männer blieben im Vorzimmer und trotz eines ſtarken Regenguſſes vor dem Hauſe. Wir ſaßen auf einem niedrigen Divane die Wände entlang; in der Mitte der Stube vor einem niederen Tiſchchen der Chacham und zwei Lehrer. Dieſen gegenüber zwölf Knaben, denen einer der Lehrer die Paraſcha des Tages hebräiſch erklärte, der andere ein Kapitel des Proſeten Hoſea ins Türkiſche überſetzte. Darauf wurde ein Pſalm von allen Anweſenden geſungen und eine den trauernden Hausherrn tröſtende Rede vom Chacham gehalten.

Ein Diener reichte, nach der mir leider unverſtändlichen Rede, die Alle zu Thränen und lauten Schmerzenſchreien rührte, in einem großen ſilbernen Napfe gebrannten und zerriebenen Kaffee, mit Zucker reichlich vermiſcht herum. Jeder der Anweſenden nahm einen Kaffeelöffel voll heraus und ſpeiſte den trockenen Kaffee, ohne den Mund mit dem Löffel zu berühren. Ein zweiter Diener reichte darauf jedem Einzelnen ein Glas Waſſer.

Die Karaiten genießen am Sabbat nichts Warmes, da ihnen das Feueranmachen in ihren Häuſern, ſelbſt durch anders Gläubige, unterſagt iſt und während ſie, ſtreng am Worte der Bibel haltend,

kein Lamm in der Milch seiner Mutter kochen; thun sie das doch mit Hühnern u. dgl. Sie essen und trinken mit den Juden nicht gemeinschaftlich. Ein Chacham sagte mir ganz vertraulich: „Es ist ein großes Unglück, daß die Juden mit den Mohammedanern und Christen und mit den andern „Religionen" nicht essen dürfen. Alle Bedrückung hätte ein Ende und die Menschen wären Brüder, die sich lieben. Man hat mir erzählt, daß die Juden in England, Frankreich und Deutschland viele Freiheiten dafür bekommen haben, weil sie mit den Christen essen. Es ist aber besser vor Gott gedrückt und elend zu sein. Vor ihm werden wir ewig frei und hier nur eine kurze Zeit Sklaven sein. Meschiach muß bald kommen."

Die Anzahl der Karaiten in Konstantinopel beläuft sich nur auf etwa fünfzig Familien mit 200—250 Seelen. Sie waren früher mit den serbarabischen Juden, wenigstens rücksichtlich der Steuer und der Gabela vereinigt.

Leichenhöfe.

Auferſtehungsgaul. — Ein Paſcha Melonenverkäufer. — Verrath. — Ein blutiges Haupt. — Das verletzte Teſtament. — Ein jüdiſcher Kadi. — Die vom Sultan Gemordeten. — Der umgeſtürzte Grabſtein. — Der Fels der Engel.

Ein uralter Leichenhof befindet ſich auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus bei Kuzghundſchik, den wir auf der Wanderung nach Külöli betreten haben. Er iſt überfüllt von Gräbern und Grabſteinen, denn es herrſcht der Glaube, daß diejenigen, die in Aſien, in welchem Welttheile das gelobte Land liegt, begraben werden, unmittelbar aus ihrem Grabe am Tage des jüngſten Gerichtes auferſtehen. Die außerhalb Paläſtina's, oder gar Aſiens begraben ſind, deren Gebeine werden durch die ſteinernen Rippen der Erde ſich unter Qualen Bahn brechen müſſen, bis ſie in das heilige Land der Väter gelangen.

Wer entſchloſſen war nach Jeruſalem als Pilger zu gehen, oder dort zu ſterben, der muß, wenn er ſeine fromme Abſicht auszuführen verhindert worden iſt, auf aſiatiſchem Boden begraben werden.

An dieſen Leichenhof knüpft ſich die Geſchichte eines blutigen Hauptes.

Der Paſcha von Bagdad empörte ſich gegen den Großherrn. Er ſperrte ſich in ſeinen Gränzen ab und ließ jeden Fremden ſtreng unterſuchen, denn er fürchtete, daß ihm ein Ferman, der ſein Todesurtheil enthielte, überbracht werden könnte. Der Sultan in

einen Krieg nach Außen verwickelt, hatte keine Truppen, um ſie gegen den rebelliſchen Paſcha zu ſenden, der ſich unabhängig machen wollte. Es mußte ihm daher durch Liſt beigekommen werden. Thair Paſcha wurde abgeſendet und durfte nicht zurückkehren, ohne den Kopf des Rebellen. Vor der Gränze des Paſchaliks kaufte er eine Ladung Waſſermelonen, deren eine er ſein durchſchnitt, aushöhlte und in ihr den Ferman verbarg. So gelangte er als armer Melonenverkäufer in die Stadt, um Gelegenheit und Zeit wahrzunehmen, ſich dem Paſcha zu nähern, und in Gegenwart ſeines Hofſtaates ihm den Ferman zu übergeben.

In Bagdad lebte zu dieſer Zeit ein Jude Jechezkiel Gabai, der Wechsler des Paſcha's. Er war gelehrt, ſprachenkundig, gewandt in diplomatiſchen Geſchäften und ein — Verräther. Thair Paſcha ſuchte ſeine Bekanntſchaft zu machen und nachdem er ihm die Freuden Konſtantinopels und den Hof des Sultans geſchildert hatte und wie leicht es ſei, daſelbſt ein Glück zu erreichen, fragte ihn der ehrgeize Jude, wie das möglich zu machen wäre? Thair Paſcha entdeckte ſich ihm und verſprach ihm alle Macht und allen Glanz, wenn er den Ferman vor Zeugen in die Hände des Paſcha's von Bagdad ſpielen könnte. „Nichts leichter als das" erwiederte der ſchändliche Mann.

Am folgenden Tage zur gewöhnlichen Beſuchſtunde trat Jechezkiel Gabai, koſtbarer als ſonſt gekleidet und mit einem Yatagan, in deſſen Griff eine Damaszenerklinge funkelte, in den Divan des Paſcha's von Bagdad, der ihn wie immer freundlich empfing. Jechezkiel Gabai überreichte ihm den Ferman und ſchlug ſeinem Wohlthäter den Kopf ab.

Eine ſo entſetzliche That fordert die Rache der ſittlichen Welt heraus.

Der Henker geht nach Konſtantinopel und die Verſprechungen für ſeine That werden ihm glänzend und reicher noch erfüllt. Seine Macht, ſein Anſehen ſind ungeheuer; es bedarf nur ſeines Wortes, um einen Sklaven zum Paſcha, einen Paſcha zur Leiche zu machen. Beſonders, wenn Juden irgendwo von Beamten gedrückt werden, bedarf es nur einer einfachen Anzeige an Jechezkiel Gabai und ſie

ſind abgeſetzt, oder hingerichtet. — Mit ſeinem Anſehen iſt ſein Vermögen auf gleicher Höhe, bis das letztere die Habſucht Sultan Mahmuds reizt. Er ſendet ihn, weil er es nicht wagt den Mann in der ihm huldigenden Hauptſtadt anzugreifen, nach Adalja ins Exil. Ihm folgt ſein älteſter Sohn Schalom.

Am dritten Tage ſeiner Ankunft in Adalja läßt ihn der Paſcha rufen und zeigt ihm den Todesbefehl des Sultans. An der Treppe des Palaſtes, in Gegenwart ſeines Sohnes, wird ihm der Kopf abgeſchlagen und der Sohn ins Gefängniß geworfen.

Der abgeſchlagene Kopf wurde in einer ſilbernen Schüſſel dem Sultan überbracht, dann während zweier Tage öffentlich ausgeſtellt, bis ihn die Juden um ſchweres Gold kauften und in Kuzghundſchik begruben.

Der Sohn wurde nach mehreren Jahren frei gegeben; doch fand er vom väterlichen Vermögen nichts mehr vor und ſtarb in Armut. Ein Enkel des allmächtigen und reichen Jechekiel Gabai iſt jetzt als Diener der Gemeinde in Konſtantinopel angeſtellt.

Glücklicher ſind die Enkel des wegen ſeines Geiſtes und ſeines trefflichen Charakters berühmten Carmona, der ebenfalls ſeines Reichthums wegen gemordet wurde. Sie beziehen von Abdul Medſchid 3000 Piaſter Penſion jährlich.

In der Vorſtadt Ortaköi iſt ein zweiter Leichenhof, von dem wir keine blutige Geſchichte, wie von dem zu Kuzghundſchik zu erzählen wiſſen.

Von den Tauſenden, die hier begraben liegen, nannte man mir den berühmten Rabbi Chajim Aſſandori, der das bekannte Werk „Eſchdad“ verfaßt hat.

Hier ruht der Raſ Raphthali Cohen, Oberrabbi von Frankfurt, der auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem ſtarb. Er baute neben der Synagoge in Ortaköi ein Beſſemedereſch, welches er das aſchkenaſiſche nannte und befahl, vor ſeinem Tode ihn in der Nähe deſſelben zu begraben, ſonſt hätte man ihn als den Pilger nach Jeruſalem in Kuzghundſchik begraben müſſen. Die Gemeinde wollte

ſpäter in dem aſchkenaſiſchen Beſemedereſch, weil keine Aſchkenaſim in Konſtantinopel lebten, den ſepharadiſchen Ritus einführen. Der Vorbeter ſtarb unmittelbar nach dem erſten Gebete, das er in ſepharadiſcher Weiſe ſang, was die Gemeinde als die Strafe anſah, daß ſie gegen den Willen des Stifters gehandelt hat.

In der Vorſtadt Balat iſt ein Platz, der Jgrikapi heißt, auf welchem ſich der älteſte jüdiſche Leichenhof Konſtantinopels befindet, der, weil er zu fern liegt und überfüllt iſt, ſeit Langem nicht mehr benützt wird.

Hier ruht der berühmte Raf Gaſſali und Elias Mizrachim, der ſolchen Anſehens genoß, daß Sultan Suleiman ihn zum Richter über Juden und Türken einſetzte. Von ihm beſitzt die rabbiniſche Wiſſenſchaft ein Werk: „Keem“ und einen Kommentar des Raſchi.

Auf dieſem Friedhofe befindet ſich ein großer Kreis, der von großen bemoosten Steinen eingefaßt iſt; auf dem, der Ueberlieferung zufolge „die vom Sultan Gemordeten“ begraben liegen.

Wie um Grabſtätten immer ſpielen die Schatten der Legende und Sage auch hier. Ein Grabſtein mit vier Säulchen in den Ecken liegt ſo, daß ſie wie bei einem umgeſtürzten Tiſche in die Luft emporragen. Man hob oft dieſen Stein auf und pflanzte ihn feſt. Am folgenden Morgen aber fand man ihn jedesmal wieder umgeſtürzt. Niemand weiß, wer unter ihm begraben liegt.

Ein anderer Stein, der flach auf dem Grabe eines frommen Rabbi liegt, zeigt in ſeinem weißen Marmor die Abdrücke von zwei Händen, ſo als hätten ſolche in weichen Teig gegriffen. Der Stein führt den Namen: „La piedra de los Malachim“, der Stein der Engel, die ihn emporheben, wenn der Rabbi ſich zu Gott erheben will und ihn wieder ſinken laſſen, wenn er in das Grab zurückgekehrt iſt.

Geſpenſtergeſchichten.

Ein Geiſterfeſt. — Die Brunſche. — Das verwandelte Kind. — Du für mich, ich für Dich. — Ehalebi.

Wir ſind in ein geheimnißvolles Reich gerathen, in das der Geiſter und Dämonen, die gerne um Gräbern weilen, die Nächte hindurch ſchattenhaft leben und in ſeltſamen Verkehr mit den Menſchen treten.

Der Aberglaube bezeichnet die Bildungsſtufe eines Volkes, zeichnet die Irrlichtbahnen, die ſeine religiöſe und ſittliche Fantaſie geht und drückt die Sehnſucht nach einer andern ewigen Welt aus. Ein Geſpenſt iſt häufig das plaſtiſch gewordene Gewiſſen des Volkes; das Grauen vor geheimnißvollen Geſchichten ſpiegelt das ſittliche Entſetzen vor einer blutigen That. Wer den Geiſterglauben, die Legenden und Sagen eines Volkes kennt, weiß mehr von ihm, als der fleißigſte Sammler trockener Regeſten.

Wir wollen Einiges vom Geiſterglauben der orientaliſchen Juden erzählen.

Ein Geiſterfeſt.

Die Geiſter vermehren ſich wie die Menſchen, ſie verbinden ſich gerne mit menſchlichen Frauen und es kommt nicht ſelten vor, daß ein Jüngling einen weiblichen Geiſt heiratet. Der berühmte Kabbaliſt Jehuda Biraz aus Corfu erklärte, daß die Schedim, die böſen Geiſter, im Abendlande keine Gewalt haben, namentlich in Städten nicht, wo ein König wohnt. Im Morgenlande gewinnen ſie nur über Diejenigen Herrſchaft, die ſie rufen.

Es giebt Zeiten, wo die Geister ein Haus brauchen, um eine Hochzeit, oder irgend ein Fest zu begehen. Sie thun dies den Bewohnern eines Hauses, das sie meist in einsamen Gegenden sich ausersehen, dadurch kund, daß Steine von unsichtbaren Händen gegen das Haus geschleudert und daß die Wände naß werden. Den Leuten kehren sich, während sie essen, die Teller um und der Wein in den Gläsern beginnt unruhig zu werden, bis er ganz überflossen ist. Am Sabbat fallen Steinchen in die Oellampen, so daß sie schlecht brennen. Die zum Frühstück gebratenen Eier werden unter der schlafenden Hauskatze, oder einer Hündin gefunden, als ob sie dieselben ausbrüten sollten.

Es traf einmal, daß ein Mann den geheimen Gästen hartnäckig sein Haus verweigern wollte. Eines Tages sah man ihn plötzlich umfallen und so liegen, als ob er sich zu einer über ihn verhängten Bastonnade völlig rezignirt vorbereiten wollte. Dabei fing er fürchterlich zu schreien an und jammerte über die entsetzlich schmerzenden Prügel; auch Messerstiche wurden ihm beigebracht, doch floß kein Blut und sie schadeten seiner Gesundheit nicht. Er sah nun ein, daß er keinen Widerstand leisten dürfe und ließ das ganze Haus reinlich fegen und alle Gefäße blank scheuern, denn die Geister, wenn sie zu ihren Festen das Haus nicht so vorbereitet finden, richten darin vielen Schaden an; lassen aber Alles unversehrt, wenn sie von Ordnung und Reinlichkeit begrüßt werden.

Wenn Menschen allein tief in der Nacht an einem solchen Hause vorüber kommen, hören sie eine seltsame Musik, Paare, die sich im Tanzen drehen, ein wunderliches Singen und ein Gelächter, das an das Schreien von Katzen erinnert.

Die Beutsche.

Die Beutsche kommt in Gestalt eines alten bekannten Weibes; sie wirft Erde von Gräbern in die Ohren der Mütter, wodurch sie schwerhörig werden. Dann nimmt sie das Kind von der Brust der Mutter, erwürgt es und legt es wieder an die Brust zurück.

Einmal wurde eine Brusche bei diesem Thun ertappt, der Mann der Wöchnerin faßte sie bei den Haaren und befahl den Ofen zu heitzen, um sie hinein zu werfen. Sie schrie und schwur, seiner Familie nie wieder etwas Böses anthun zu wollen. Während er sie hielt erschien sie ihm bald als Besen, bald als Krug, bald als Katze. Als der Ofen glühte und er sie stärker faßte, um sie lebendig zu verbrennen, schwur sie beim heiligen Namen Gottes, daß sie keinem Menschen mehr auf Erden ein Leid anthun wolle. Diesem Schwure glaubte er und ließ sie los und sie hat den Schwur gehalten.

Die Brusche folgt einem unwiderstehlichen Drange und man kann sie nur dadurch heilen, wenn aus einem Brunnen ein scharfer Kieselstein gefischt wird und ihr die Zähne so lange mit demselben geschliffen werden, bis sie stumpf sind und das Zahnfleisch vom Blutverluste, den die Operazion verursacht, blaß wie das einer Leiche wird.

Eines Tages begegnete die Brusche einer jungen, schwangern Katze in einer seltsam einsamen Gegend. Sie sprach zur Katze: „Wenn Du entbindest, will ich Deine Hebamme sein.“ Die Katze sah die Brusche aufmerksam an, so als ob sie sich ihre Züge ins Gedächtniß prägen wollte und einen krummen Rücken machend, schlich sie davon. Nach einigen Tagen klopfte es in tiefer Nacht an die Hausthüre der Brusche, sie hörte sich beim Namen rufen. Als sie öffnete und vor das Haus kam, stand ein schöner Jüngling vor ihr, der sie einlud gleich mit ihm zu einer Frau in Mutterschmerzen zu kommen. „Führe mich zu ihr,“ sagte die Brusche. Der Jüngling schritt voran, sie folgte ihm im Mondscheine. Es fiel ihr auf, daß seine Fußstarfen sich auf der beleuchteten Erde schwarz, wie Schatten und von einer seltsamen Form abbildeten. Seine Gestalt war schlank und edel, sie mußte ihn immer mit Wohlgefallen betrachten; nur bewegte sich zuweilen sein Rücken in wunderlichen, sich biegenden und streckenden Bewegungen. Nach einem langen, langen und fremden Wege, der gar nicht enden wollte, gelangten sie in ein sehr schönes und reines Haus. In einem Saale fand sie eine junge Frau von ungewöhnlicher Schön-

helt. Es brannte keine Lampe im Saale und doch war er erleuchtet; es ſpielte ein grüngoldener Glanz darin, der von den Augen der anmutigen Frau auszugehen ſchien. Wiewohl ihr all das eigenthümlich und fremd vorkam; ſo hatte ſie doch kein Arges und verſah mit treuer Sorgfalt ihre Pflicht. Nach zwei Stunden ſah ſie einen ſchwarzen, länglich geſtreckten Schatten ſich von der Frau emporheben, an den Wänden, wie eine Katze zu thun pflegt, hinſchleichen und verſchwinden. In dieſem Momente bemerkte ſie, was früher nicht ſo zu ſein ſchien, daß die Wöchnerin behaarte Beine hatte. Jetzt erinnerte ſie ſich an den Spott, den ſie einer Katze vor einigen Tagen zugerufen hatte, und fing heftig zu zittern an. Sie fiel auf die Kniee und flehte zur Wöchnerin, ſie nicht zu beſchädigen. Dieſe antwortete ihr: „Fürchte Dich nicht, Dir wird kein Leid widerfahren, weil Du mir treu Dein Wort gehalten haſt. Genieße aber weder Trank noch Speiſe.“ Nach dieſen Worten erſchien die ganze Freundſchaft und Alle waren bemüht der braven, klugen Frau ſüße Kuchen, eingemachte Früchte und Kaffee zu reichen. Sie aber weigerte ſich ſtandhaft von dem Dargebotenen irgend etwas an ihre Lippen zu bringen. Alle lärmten wirr und ſeltſam durcheinander und wiewohl ſie keine fremde Sprache redeten, konnte die Brusche doch nichts davon verſtehen. Ganz toll ſchien aber die Geſellſchaft zu ſein, wenn ſie lachte; es war wie wenn Hähne und Katzen durcheinander krähen und miauen. Nach langer Zeit, während man ſich fort und fort bemühte, ſie zum Eſſen und Trinken zu bewegen, gab man ihr eine Handvoll Piaſter. Ein Mann ergriff ſie darauf bei der Hand, führte ſie aus dem Saale und trug ſie durch die Nacht in ihr Haus. Am Morgen, als ſie die Piaſter aufbewahren wollte, waren es lauter Knoblauchſchalen.

Wenn eine Frau nicht nach neun Monden gebiert; ſo iſt die Brusche dabei mit im Spiele. Man muß die Frau unter dem Bauche einer trächtigen Stute dreimal hinwegführen, die bekanntlich erſt nach zwölf Monden ihr Füllen zur Welt bringt.

Das verwandelte Kind.

Ein frommer Rabbi saß noch in später Nacht bei dem Schimmer einer Lampe in seine talmudischen Forschungen vertieft. In derselben Stube lag sein junges, schönes Weib schlafend, in ihren Armen ein rot gesundes Kind haltend. Der Rabbi wenn er von seinem Folianten aufblickte, konnte die ihn beglückende Gruppe sehen und den leisen Atemzug seiner geliebten Leben vernehmen. Dann versenkte er sich wieder in die tiefen Gedankenströme und sie überflutheten mit ihrem geheimnißvollen Rauschen seinen Geist.

Plötzlich hörte er einen donnerähnlichen Schlag, so daß er bis in die Seele erbebte und zugleich, als hätte der Donner gezündet, sah er eine brennende Ruthe leuchten und erlöschen. So sehr ihn der Donnerschlag erschreckte, so erfüllte ihn die Lichterscheinung mit einem freudigen Erstaunen.

Es war schon eine Weile, seitdem der Knall erschollen und die brennende Ruthe verloschen war und der Rabbi lauschte noch regungslos, ob sich die Erscheinung nicht wiederholen werde? Als es aber ruhig blieb, stand er auf, um nach Weib und Kind zu sehen und da erblickte er ein entsetzliches Bild. Das Kind im Arme der schlafenden Mutter lag ebenfalls schlafend, aber seine blühend roten Wänglein waren eingesunken, die sonst schön geformte Stirne schob sich zurück, der Mund war verlängert und der Anblick grauenhaft, denn das Kind glich mehr einem häßlichen Hunde, als einem Menschen. Der Rabbi weckte entsetzt sein Weib und als sie die Augen aufschlug und das Grauenhafte in ihrem Arme liegen sah, schrie sie furchtbar auf und warf es von sich.

Am folgenden Morgen ließ der Rabbi sein Kind, das noch in derselben Nacht lautlos starb, begraben.

Du für mich; ich für Dich!

In der Vorstadt Chaskö wohnte ein armes vierzehnjähriges Mädchen, das Kopftücher webte und färbte. Sie war seit einem

Jahre verlobt und arbeitete um so fleißiger, um zu ihrer Ausstattung etwas zu ersparen.

Eines Nachts erwachte sie, der Mond leuchtete so hell, daß das Mädchen meinte es sei Tag. Sie sprang von ihrem Lager auf und eilte mit den fertig gewebten Tüchern ans Ufer des Bosporus, um sie zu waschen, und so fürs Färben vorzubereiten. Während sie mit vollem Eifer das Geschäft verrichtete, stand plötzlich ein schöner Jüngling neben ihr, ohne daß sie ihn kommen gehört hatte. Er fragte sie mit sanfter wohltönender Stimme: „Was thuſt Du hier zu dieser Stunde?" Jetzt erſt bemerkte das Mädchen, daß es nicht Tag sei und daß der Mondschein sie getäuscht habe. Sie antwortete, ohne sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen: „Ich bin eine Weberin von Kopftüchern und waſche sie jetzt, um sie färben zu können." Der Jüngling ließ zwei englische Goldstücke zu ihren Füßen niederfallen und war, ehe das Mädchen etwas sagen konnte, verschwunden; sie wußte nicht wohin?

In der darauf folgenden Nacht ging das Mädchen, vom Mondlicht getäuscht, wieder an das Ufer des Bosporus und erinnerte sich erſt des Erlebniſſes der vorigen Nacht, als sie den schönen Jüngling am Ufer auf und ab wandeln sah. Er schien sie zu erwarten, denn als sie näher kam, ging er ihr entgegen und legte ihren schön geformten Armen goldene Bänder an und sprach: „Du für mich, ich für Dich!" Das Mädchen war sehr erschrecken und als sie zu dem Jünglinge sprechen wollte, war er wieder verschwunden.

Es vergingen Monate, das Mädchen webte und färbte fleißig Kopftücher. Wenn sie die Stube, in der sie wohnte, fegte, pflegte sie eine englische Goldmünze von demselben Gepräge zu finden, wie jene waren, die ihr der Jüngling in der taghellen Mondnacht gegeben hatte und sie mußte immerfort an ihn denken und an die seltsamen Worte: Du für mich, ich für Dich.

Für das Gold kaufte sie nach und nach ihre ganze schöne Ausstattung.

Der ſchöne Jüngling, wie oft ſie auch des Nachts an den Bosporus ging, erſchien nicht wieder. Da, eines Tages trat er plötzlich in ihre Stube, und reichte ihr in einer ſilbernen Schüſſel Mehl hin, ihm ſüße Kuchen daraus zu backen. Sie ſagte: „Ich werde thun, wie der Herr ſeiner Sklavin befiehlt.“ Sie fing ſogleich an das Mehl mit Wein zu übergießen, Eier und Zucker hinzuzuthun und den Teig zu kneten. Sie merkte gar nicht, daß der Jüngling verſchwunden war; doch als die Kuchen über dem Kohlenfeuer gebraten und gar ſehr gelungen waren, ſtand er wieder vor ihr, als ob er ſich gar nicht entfernt hätte.

Der Tag der Verheiratung des verlobten Mädchens rückte endlich heran und die Verwandtſchaft brachte, wie dies üblich iſt, vor der Brautnacht eine ſchön bemalte, hölzerne Truhe mit der Ausſtattung der Braut voll gefüllt in das Haus des Bräutigams. Als die Hochzeitsfeierlichkeit zu Ende war und ſie über die Truhe ging, um ihre Kleider zu wechſeln, da war dieſe leer. Die Verwandten erhoben darüber ein großes Wehklagen und der Bräutigam weinte.

Die junge Frau aber tröſtete Alle, indem ſie ſagte: „Er wird mir ſchon wieder Goldſtücke geben, um mir neue Kleider kaufen zu können.“ Alle ſchrieen erſtaunt: „Wer?“ Sie antwortete ruhig: „Er!“ Als Alle entſetzt und nichts Gutes ahnend ſie mit Fragen bedrängten, wer denn Er ſei? antwortete ſie die für Alle unverſtändlichen Worte: „Du für mich, ich für Dich!“

Die Verwandten eilten ſogleich zum Beidin und trugen den Rabbinen den ſehr ſeltſamen Fall vor. Dieſe aber erkannten ſogleich, daß ein Dämon ſich das Mädchen angetraut habe und ſchieden noch vor Begehung der Brautnacht das heute vermählte Paar.

Chalebi.

Chalebi iſt die alt hergebrachte Kopfbedeckung der jüdiſchen Frauen; ſie iſt eben ſo unkleidſam, als ſchwer in ihrer Geſchmack-

losigkeit zu schildern. Von zerrissenem Linnenzeug wird eine Kugel, von der Größe eines Straußeneies, zusammengeballt und auf den Scheitel der mit dem Chalebi zu bekleidenden Frau gestellt. Eine Dienerin hält diesen Klumpen, während eine zweite einen Shawl in seltsamen Windungen über denselben und nach Außen hin in Wulstfalten legt. Das Chalebi baut sich so thurmartig empor und verbirgt sorgfältig die Haare der Frauen; es gibt ihnen nicht nur ein unschönes Ansehen, es setzt sie auch, da man sie dadurch als Jüdinnen erkennt, dem Spotte der Mohammedaner aus.

Redschid Pascha äußerte, als er dem Chacham des Nischan den offiziellen Besuch abstattete, daß es ihm angenehm wäre, wenn sich die Frauen in ihrer Tracht zivilisiren und das Chalebi ablegen möchten. Der Chacham Baschi ließ hierauf in den Synagogen das Chalebi verbieten. Die alten Weiber vergossen bittere Thränen, und wehklagten, als ob ihnen ein Kind sterben sollte und legten das Chalebi nicht ab. Da that es der Chacham Baschi in Bann und es kam eine tiefe Betrübniß über die Gemüther der alten Weiber, die eben so den Verfall und Untergang der heiligen jüdischen Religion prophezeiten, wie die alt polnischen Juden, wenn die Jugend den langen, schwarzen Kaftan ablegt, oder gar die Schläfenhaarbüschel gotteslästerlich verschneidet.

Mit dem Chalebi hängt aber eine geheimnißvolle Geschichte zusammen.

Bald nachdem der Bannstrahl das Haupt der alten Weiber getroffen hatte, erschien eines Nachts eine in graue Schleier verhüllte Frau an einem Abfahrtsorte im Bosporus und stieg in einen Kajik. Als der Führer sie fragte, wohin er sie rudern sollte? antwortete sie: „Fahre nur!"

An einem Landungsorte angelangt, hob er das Ruder in die Höhe und fragte, ob sie aussteigen wolle. „Fahre nur!" sagte sie wieder und so that sie noch einige Male. Dem Kajik-

führer fiel es auf, daß er so leicht den Kahn vorwärts brachte, als ob Niemand darin säße. Endlich langten sie an der Landungsbrücke von Chasköi an, wo die meisten Juden wohnen. Die grau verschleierte Frau stieg aus dem Kajik ans Land und sagte dem Schiffer: „Wisse, daß ich die Cholera bin und die Juden strafen komme, weil ihre Weiber das Chalebi abgelegt haben."

Die Cholera wüthete in Chasköi am heftigsten.

Beim Chacham des Rischan.

Empfangszeremoniel. — Der Sultan gesegnet. — Juden in der medizinischen Schule. — Verdorbenes Osterbrot. — Ein Christ, der Jude werden will. — Sein seltsames Schicksal.

Eines Morgens wanderte ich mit Herrn Benoit Brunswig nach Ortaköi, um mich dem Oberrabbi des türkischen Reiches, bei dem ich bereits durch mein „Kol mebasser" angemeldet war, vorzustellen.

Ein Diener führte uns in einen geräumigen Saal und hieß uns die Ankunft seines Herrn erwarten. Zugleich mit uns waren drei orientalisch gekleidete Juden und ein Mann in französischer Tracht eingetreten.

Der Chacham Baschi, eine ehrwürdige Greisengestalt mit schneeweißem Haar und weißen, auffallend stark überhängenden Augenbrauen, in weißem Talare und bunt seidenem Turban trat unter Vertritt zweier Diener ein, und ließ sich in der Ecke des Divans nieder. Er winkte, uns zu seiner Linken niederzulassen, dann grüßte er mit stummer Handbewegung. Ein Diener brachte eingesottene Früchte, und da es Osterfest war, hatten wir nebst der üblichen Verneigung vor dem Herrn des Hauses den Wunsch zu sagen: „Moadim beßimcha" die Feste in Freuden! Nach der halblaut gesprochenen, kurzen Gebetformel aßen wir vom Dar-

gereichten. Ein anderer Diener reichte in ſilbernen Schalen Waſſer, ein dritter den Kaffee, ein Vierter den Tſchibuk.

Endlich war das Empfangszeremoniel vorüber und der Chacham redete mich an: „Du kommſt aus der Hauptſtadt des deutſchen Sultans, den Gott und ſeine Heerſchaaren beſchützen mögen!“

Ich komme, um Dir meine Verehrung zu bezeigen, und Dich zu bitten, mein Vorhaben in Jeruſalem, wenn es Dir gefällt, zu unterſtützen.

„Es iſt meine Pflicht, dies zu thun. Du haſt vernommen, was unſer mächtiger Sultan, den Gott und ſeine Heerſchaaren beſchützen mögen! für uns Juden gethan hat. Wir ſind nicht mehr die Gedrückten und Verachteten. Er will aber, daß auch wir gebildeter werden, er befiehlt Schulen, und wir werden durch Gehorſam dankbar ſein. Dich liebt Gott, denn er vergönnt Dir das Heil, hinzugehen in ſeine heiligſte Stadt und eine Schule zu begründen. Ich und mein frommer Amtsgenoſſe werden Dich und die Sache, die Du im Namen einer „großen“ Frau vollführen gehſt, empfehlen. Mein Kanzler wird die Ehre haben, Dir die Briefe zu überbringen.“

Welche Wirkung „Su Mercet!“ — Euer Gnaden — übte die Verkündigung des Hat Humajum auf die jüdiſche Bevölkerung des türkiſchen Reiches? Wir im Abendlande haben zweimal eine ſo große Freude erlebt: Im Jahre 1782 und am Purim, dem Befreiungsfeſte, im Jahre 1849.

„Ihr im Abendlande verſteht beſſer, ich habe das vernommen, was es heißt, kein Sklave, und jedem Menſchen, ohne Unterſchied des Glaubens gleich zu ſein. Die Juden des Morgenlandes müſſen das erſt lernen und überhaupt etwas lernen! Als das große Geſetz gekommen war, freuten ſich die Frommen, daß die Schmach von den Dienern des wahren, einzigen Gottes genommen iſt und die Nichtfrommen freuten ſich, weil jeder Zwang aufhören, und die Freiheit ihres Willens gelten wird. Viele ſind, die aber dadurch die heiligen Geſetze der Religion gefährdet glauben und fürchten, ſie könnte ſo ſinken und glanzlos werden, wie unter den Franken. Der Hauptgrund ihrer Befürchtung

ist aber, daß die Juden nunmehr sich dem Heere einreihen müssen. Nicht den Tod fürchten die Nachkommen der Gottesstreiter und der Makkabäer in der Schlacht, aber das Bewußtsein, als Soldaten viele heilige Gebote verletzen zu müssen."

Herr Brunswig bemerkte, daß die türkische Regierung ein außerordentlich humane sei, indem sie an der medizinischen Schule, wo sechzehn jüdische Studenten aufgenommen sind, ihnen einen eigenen Schlächter angestellt hat, der für sie besonders, nach den strengsten Speisegesetze kocht. Ein Chacham wohnt mit den jungen Leuten und leitet ihren Gottesdienst. Bereits ist der Sohn des Chacham Chajim, als Arzt aus dieser Schule hervorgegangen und als Hauptspital-Arzt in Aleppo mit einem jährlichen Gehalte von 24.000 Piastern angestellt.

Der Chacham Baschi erwiderte: „Gott segne den Sultan, unsern großmächtigsten Herrn. Gott erhalte seinem Stamme die Krone auf ewig. Zur Zeit seiner milden Regierung reifen goldene Früchte aller Art. Und jetzt erst wird der Glanz unserer Religion leuchten, denn Jeder wird, was er bisher, durch den Druck der Welt, gezwungen vollbrachte, freiwillig thun."

Der Chacham Baschi schloß seine Rede, indem er mit zugedrückten Augen innig sagte: „Schema Jisrael, Adonai elohenu, Adonai echad, „Höre Israel, Gott unser Gott ist einzig."

Die drei Männer, die gleichzeitig mit uns eingetreten waren und ehrerbietig stehend an der Pforte des Saales das Gespräch mit angehört hatten, sagten aus einem Munde: „Amen!"

Der Chacham Baschi winkte sie heran und fragte, was ihr Begehr sei? Sie näherten sich und küßten den Saum seines Kleides. Darauf zogen sie, jeder aus seinem Kaftan ein Osterbrot hervor, und der Aelteste sprach, indem alle drei die Brote hinhielten: „Su Mercet! willst Du, daß die Armen der Gemeinde vergiftet werden? Ist denn ihre Zahl unseren reichen Brüdern zu viel? Sind wir die Kinder von Hunden, daß man uns Brot hinwirft, das verschimmelt ist, das unsere Kinder krank, und die Alten sterben machen muß."

Der Chacham Baschi nahm das hingereichte Brot, betrachtete es, und sagte: „Eure Klage ist gerecht. Das Brot ist verdorben. Die Zahl der Armen ist groß, und da muß das Backen des Osterbrotes frühzeitig beginnen. In den Magazinen unseres Gemeindehauses ist es feucht und das Brot verdirbt. Ich werde eine andere Einrichtung treffen, denn die jetzige bereichert die Bäcker; aber heuer kann ich nicht mehr helfen."

Su Mercet! hilf uns, wir hungern!

„Euch Dreien kann ich helfen, aber nicht Allen. Ich werde mein Brot mit euch theilen."

Er befahl einem der Diener, den er durch Händeklatschen in den Saal rief, den drei Männern so viel von seinem Osterbrote zu geben, als sie für die zwei letzten Festtage nötig haben.

Der Mann in französischer Tracht, der mit uns auf dem Divane saß, bat jetzt um die Erlaubniß, reden zu dürfen.

„Rede du, wir sind Brüder!"

Er erzählte sein eigenthümliches Lebensabenteuer: „Ich bin ein Spanier von Geburt. Meine Eltern behandelten mich mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt. Der Vater, ein Maurer, ließ mich in den gewöhnlichen Lehrgegenständen, und mit besonderer Vorliebe in Mathematik und Zeichnen unterrichten, denn er wünschte, daß ich, wie er ein Maurer werde. An Sonntagen mußte ich ihn regelmäßig zur Kirche begleiten, doch hielt er mich nicht zum Beten an, und es schien ihm, wenn nicht widerwärtig, doch gleichgültig, was ich von den Lehren des Christenthums lernte. Den Glauben an einen Gott suchte er mir bei jeder Gelegenheit zu befestigen, und er liebte es vor Allem, mir den Grundsatz einzuprägen, daß alle Menschen, wenn sie sittlich und redlich sind, ein gleiches Recht auf die Liebe ihrer, wenn auch anders gläubigen Mitmenschen haben. „Die Menschen, pflegte er zu sagen, müssen darin Gott nachzuahmen streben." Als ich herangewachsen, und ein kräftiger Knabe war, nahm er mich täglich, wo er an Bauten sich durch sein Handwerk betheiligte, mit, und ich erlernte dasselbe unter seiner stets gütigen Leitung.

„Ich liebte meine Eltern, namentlich die gute Mutter, mit einer Innigkeit, die an Schwärmerei gränzte. Jedes Jahr an einem bestimmten Tage ging der Vater nicht in die Arbeit und brachte ihn fastend und betend zu. An diesem Tage suchte er jedes Gespräch zu vermeiden, und meine kindlichen Scherze und meine kosende Anhänglichkeit, die ihn sonst erfreuten, wies er mit ernster Strenge zurück. Es war wieder der Tag gekommen, als ich bereits zwanzig Jahre alt und ein tüchtiger Maurergeselle war. Er brachte ihn wie gewöhnlich zu und lud mich am folgenden Morgen, als wir Beide mit Schurz und Kelle zur Arbeit gingen ein, ihn in eine einsame Gegend vor der Stadt zu begleiten. Wir gingen schweigend neben einander her, bis wir unter einen schattigen Baum gelangten, wo sich der Vater hinlagerte. Ich folgte seinem Beispiele.

„Ich habe dir, mein theurer Sohn!" begann er mit bewegter Stimme, „ein schweres Geheimniß mitzutheilen. Sei stark und höre mich stillschweigend an. Es wird dir durch das Herz schneiden, und mich der einzigen Freude meines Lebens berauben: — deiner Liebe, mein geliebter Freund! Ich und deine Mutter, die du als deine Eltern ehrst, sind dies nicht. Du bist der Sohn eines Juden!

„Er hielt inne, es schien ein heftiger Kampf in ihm zu sein, und mir stockte das Herz. „Höre mein geliebter Freund! Noch bist du dieses, und ich weiß nicht, ob du mich hassen wirst, wenn ich fortfahre in dem, was ich dir sagen muß, um meine ewige Seele zu retten. Ich kannte deinen Vater, ich ehrte in ihm meinen Wohlthäter und meinen Freund. Er lebte als Christ; nur ich wußte, daß er täglich in einem abgeschlossenen Keller seines Hauses nach der Art seiner Väter betete. Als ich einmal zufällig dazu kam, erschrak er nicht, und sagte nur: „Ich weiß, daß du mein Freund bist!"

„Wir wohnten in nachbarlichen Häusern, ich aß einmal an seinem Tische, wie das häufig zu geschehen pflegte, und es entspann sich eines Abends, als der feurige Wein des Landes sich mit meinem heißen Blute mischte, ein Streit zwischen uns. Er,

mäßig angewohnt, blieb kalt und nannte mich höhniſch einen trunkenen Chriſten. Ich ſchmetterte das Glas auf den Tiſch, daß der rote Wein über das weiße Tiſchtuch floß, ſprang auf, und mich trieb der Teufel in die Nacht hinaus.

„Gegen Morgen kamen die Diener des Tribunals und verhafteten deinen Vater und deine Mutter. Ich war der Verräther meines Wohlthäters und hörte was geſchah, und was ich in furchtbarer Verzweiflung anzuſehen nicht den Mut gehabt hätte. Die Trabanten entfernten ſich mit deinen Eltern und ſchloſſen das Haus ab, um ſpäter wieder zu kommen und die Reichthümer deines Vaters fortzunehmen.

„Dich, der du in einer dunklen Ecke des Saales in deiner Wiege ſchliefſt, hatten ſie nicht bemerkt, ſonſt hätten ſie auch dich fortgenommen. Ich kannte den dunklen Gang, durch den mein und deines Vaters Haus zuſammenhingen. Durch dieſen ging ich, ein heimlicher Dieb mit ſchwankenden Schritten, nahm dich, der du ruhig ſchliefſt, aus der Wiege und trug dich in mein Haus.

„Ich will mir," ſagte ich zu meinem treuen Weibe, „den Rächer für meine That erziehen."

„Mein Vater konnte nicht weiter ſprechen, er warf ſich auf's Angeſicht und krallte mit den Fingern in die Erde.

„Mir war, als ob ich ſterben müßte, und nach langer Pauſe wagte ich es, kaum vernehmbar zu fragen, was aus meinen Eltern geworden iſt? In meiner Seele aber, glaube ich, war der Schmerz größer für diejenigen, die ich bisher für meine Eltern hielt, als um diejenigen, welche es wirklich waren.

„Der Mann raffte ſich auf von der Erde, zog einen Dolch aus dem Gürtel und rief: „Tödte mich! denn durch mich ſind ſie elend im Kerker zu Grunde gegangen, verrathen vom Freunde, beſtohlen vom Verräther um ihr Theuerſtes, um ihr Kind. Tödte mich, und du retteſt meine Seele vor den Qualen der Hölle. Ich will meine That ſühnen, die Gott verflucht, und die das fromme Tribunal pries und belohnen wollte! Wehe mir!"

„Ich hatte den Dolch von mir geſchleudert und tröſtete ihn mit meiner Liebe. Ich ſagte ihm, daß er ein Verbrechen an mei-

nen Eltern begangen, mir aber alle Wohlthaten des Lebens zugewandt habe. Nur Eines könne ich nicht begreifen, warum er mir ein Geheimniß verrathen, das ihn und mich unglücklich mache.

„Habe ich dir nicht den Vater, den du auf Erden hattest, geraubt? Soll ich dir den des Himmels auch rauben, Jehova, den Gott deiner Väter?“ Als ich ihm sagte, daß ich ihm nicht verstehe, begann er wehmütig zu sprechen:

„Du verstehst mich nicht? Du mußt fortziehen aus diesem Lande, und du mußt, was deine Väter waren, wieder ein Jude werden. Sonst habe ich deinen Eltern nicht nur die Freuden an ihrem Kinde und seine Liebe, sondern auch seine Seele für alle Ewigkeit geraubt.“

„Ich will, hoher Rabbi! deine Geduld nicht länger in Anspruch nehmen, und ich sehe es am Ausdrucke der Gesichter, dich und deine Gäste nicht weiter betrüben. Ich riß mich von meinen Pflegeeltern, bis in die Seele unglücklich, los und wanderte über die Pyrenäen nach Frankreich, und erwarb mir, da ich von meinen armen Eltern nichts annehmen wollte, durch mein Handwerk in den Städten so viel, um leben und wieder weiter reisen zu können. Ich komme, hoher Rabbi! um kein Almosen. Meine Hände sind stark, mein Mut gesund, ich will ein Jude werden.“

Er war, von innerer Bewegung gedrängt, schon früher aufgestanden und näherte sich jetzt dem ehrwürdigen Chacham und kniete vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Chacham hob ihn auf, und selbst aufstehend schien seine hohe Gestalt und das gedankendurchpflügte edle Angesicht, wie Moses der Profet, wenn die Weihe über ihn kam und er sagte: „Ich werde morgen das Besdin zusammen berufen.“

Ein Freitagabend.

Ein einſames Haus. — Die Pfeile der Sultane. — Hunde und Delphine. — Amulet und Chalebi. — Begrüßung der Engel. — Weib und Perle.

Eines Tages lud mich Herr Brunswig, der als Direktor und Lehrer der durch Herrn Albert Cohn in Konſtantinopel energiſch angeregten Schule, nicht allein in dieſer, Kultur fördernd und geiſtig wirkt, in ſein Haus nach Chasköi ein.

Auf einer kleinen Anhöhe, zwei Stockwerke hoch ſteht das Haus iſolirt von allen andern. Von beiden Seiten mit Balken geſtützt, daß es der Wind nicht umwerfe, iſt es leicht, aber wohnlich aus Holz gezimmert. Hinter dem Hauſe, den Hügel noch höher empor, liegt ein türkiſcher Begräbnißplatz. Jedes Stockwerk hat eine Vorhalle und einen lichten fenſterreichen Saal. Der Ausblick aus demſelben iſt ein eigenthümlich ſchöner. Zur Rechten hinaus glänzt ein kleiner Ausſchnitt des goldenen Horns und ſind drei Moſcheenkuppeln und Minarete ſichtbar. Zur Linken hin grüne Hügel, auf denen zerſtreut Monumente weiß ſchimmern; ſie bezeichnen die Stelle, wo ein Pfeil fiel, den die alten Sultane, wenn ſie ſich im Bogenſchießen übten, abſchoſſen. Zwiſchen dem Hauſe, in dem wir uns befinden, und einer fernen Häu-

ser besäeten Anhöhe schwingt sich eine Thaleinsenkung, die mi Bäumen bepflanzt und mit Gärten geschmückt ist. Die Häuse jenseit des schönen Thales, aus Holz gebaut und bunt bemalt sind die Vorstadt Ghasköi.

Wir besuchten einige Synagogen und kehrten erst spät i das Haus zurück. Ein Schüler der medizinischen Schule, ein Türke und Sabbatfamulus des Herrn Brunswig, leuchtete uns mi einer Papierlaterne voran, die noch mehr als uns den Weg zu zeigen dazu diente, die zahlreichen, herrenlos in den Straßen herumlaufenden Hunde uns fern zu halten. Ihre Zahl soll, seitdem während des letzten Krieges, die englischen und französischen Soldaten häufig in der Hauptstadt durchzieben und kasernirt sind, um viele Tausende abgenommen haben. Die Türken sind sehr betrübt darüber, daß diese unbesoldete Reinlichkeitspolizei ihnen dezimirt worden ist. Die Hunde sind für die Straßen Konstantinopels das, was die Delphine für den Bosporus. Welch eine Parodie auf das Geschlecht der Delphine, deren Einer den Sänger Arion aus den Fluten trug.

Wir saßen beim Abendmahle. Ich hatte mir von meinem liebenswürdigen Wirte ein durchweg orientalisches Essen erbeten, das sein greiser Pförtner Matathas mit seinem Weibe Maseltof, was gut Glück bedeutet, bereitet hatte. Die alte Frau hatte den Mut, in dem abgelegenen Hause doch das Ghalebi auf dem Haupte zu tragen und auf das freundliche Ersuchen des Hausherrn entrollte sie dasselbe vor meinen Augen und ich lernte alle geheimnißvollen Windungen und Falten dieser orthodoxen Kopfbedeckung kennen.

„Hat mein Herr schon gehört, was sich gestern Merkwürdiges begeben hat?“ fragte sie Herr Brunswig.

Nein, meine gute Alte! Erzähle uns!

Maseltof fand sich sehr geschmeichelt über diese Aufforderung ihres Herrn, der sich ihre einfältigen Geschichten gerne ferne hält, und heute sich nur erzählen ließ, um mich aus einem gläubigen

Volksmunde irgend ein Wunder, das sich eben zugetragen hat, hören zu machen. Maseltof setzte sich türkisch auf den Divan und begann:

„Mein Herr kennt das junge Ehepaar," sie nannte Namen und Vorstadt, wo es wohnt. „Beide sind jung und schön. Gott selbst müssen sie gefallen, aber die junge Frau gefällt plötzlich ihrem Manne nicht. Er erklärte ihren und seinen Eltern sich von ihr scheiden lassen zu wollen, weil er aber keinen Grund seines Widerwillens angeben konnte, bestimmte die Freundschaft, daß sie noch drei Monate beisammen bleiben mußten. Wenn seine Abneigung vor der Frau dann noch bestünde, so solle er mit seinem Weibe vor dem Beadin erscheinen und thun, wie es sein Wille sei. Einen Tag vor dem Ablaufen der Frist, vorgestern, begab sich die betrübte junge Frau mit einer Freundin ins Bad. Als sie sich nach dem Bade von ihr wieder das Chalebi umwinden ließ, fiel daraus etwas zur Erde. Ihre Freundin — mein Herr kennt sie ja" — sie nannte wieder den Namen — „erkannte gleich, daß ein Schet, ein böser Geist, der sich in die junge Frau verliebt hat, im Spiele sei, und durch eine Zauberformel ihr das Herz ihres Mannes abwende. Sie ließ die junge Frau sogleich p — und verbrannte das Pergamentblättchen. Als die Frau nach Hause kam, begrüßte sie ihr Mann auf das freundlichste und konnte gar nicht begreifen, warum ihm seine Frau plötzlich wieder so schön und anmutig erscheint. Morgen feiern sie ein großes Freudenfest und mein Herr wird, wie ich schon gehört habe, dazu eingeladen werden."

Wir wunderten uns über diese sehr merkwürdige Geschichte und die gute Maseltof war mehr über unsern Glauben an dieselbe erfreut, als über das Lob, das ich den von ihr bereiteten eigenthümlichen Speisen spendete.

Während wir aßen und das Märchen erzählen hörten, hatte sich die Anhöhe jenseit der Thaleinsenkung beleuchtet und schien ein brennender Berg zu sein. Die Juden hatten, weil

es Freitag Abend war, tauſende von gläſernen Lampen angezündet und der Wind trug zuweilen das Lied herüber:

„Schalem aleikum" ſeid willkommen, ihr Engel des Herrn, die einziehen mit dem Sabbat in das Haus. „Und ſpäter, als wir von unſerem heiteren Mahle wieder hinüberhorchten, ſang es zur Ehre der Hausfrau die bekannten Verſe:

„Ein Biederweib iſt Perlen wert."

Der Palaſt des Beliſar.

Chacham Baſchi Fresco. — Jüdiſche Schule. — Wichtigkeit für den Orient. — Eine Bettlerkolonie. — Eine Königin in Lumpen. — Das ſchönſte Weib. — Eine Muſikantenfamilie. — Neueſtes Volkslied.

Wir beſuchten am folgenden Morgen den Chacham Baſchi, Herrn Moſche Fresco, der mir nach Jeruſalem ein Empfehlungsſchreiben gab, das dadurch wichtig war, als er die zu gründende Anſtalt als ſehr wohlthätig und mit allen Geſetzen der Religion ſtreng übereinſtimmend darſtellte. Andere Beſuche der mediziniſchen Schule, in mehreren angeſehenen Familien, in denen Herr Brunswig heimiſch und geehrt und durch ſeinen franzöſiſch beweglichen Geiſt nicht ohne Einfluß iſt, füllten den Tag in angenehmer Weiſe aus.

Den folgenden Tag benützte ich, um die unter Leitung des Herrn Brunswig ſtehenden Schulen zu beſuchen. Ich wurde von der Ordnung und was im Oriente nicht häufig auffällt, durch die überall herrſchende Reinlichkeit angenehm überraſcht. Die Knaben waren in den gewöhnlichen, hebräiſchen Lehrgegenſtänden trefflich unterrichtet; ſie wußten aber auch Beſcheid auf geographiſche und naturhiſtoriſche Fragen. Die Ausſprache des Franzöſiſchen war untadelhaft. Zu beklagen iſt es, daß die Eltern ſchon nach einem halben Jahre oft, wenn die Kinder nur etwas franzöſiſch gelernt haben, ſie nicht mehr zur Schule ſchicken und zum Erwerben benützen, indem ſie

ſie auf den Straßen Zündhölzchen u. dgl. feil bieten laſſen, oder ſich ihrer, als noch wenig tüchtiger Dolmetſcher bedienen. Daß die Kinder, wenn ſie mehrere Jahre die Schule beſuchen, tüchtig werden müſſen, dafür bürgt die Methode und die Energie des Leiters.

Dieſe Schule könnte aber, und das ſcheint von ungleich wichtigerer Bedeutung, eine Lehrer-Pflanzſchule für den Orient werden. Der orientaliſche Jude vertraut nur ſelten dem europäiſchen, er hält ihn für gelehrter, wenigſtens in den weltlichen Wiſſenſchaften, aber für minder strenggläubig. Anſchauung und Gewohnheiten, Sitte und Sprache ſind zu verſchieden, als daß ein Europäer, wenn er auch das Entſcheidende und Zweckmäßige trifft, ihm Eingang zu verſchaffen wüßte.

Die Männer, die Kultur und Wiſſen unter den jüdiſchen Glaubensgenoſſen im Oriente verbreitet wünſchen, ſollten dieſer Schule in Konſtantinopel ihre volle Aufmerkſamkeit und unterſtützende Theilnahme zuwenden. Weil ſie ſchon jetzt geiſtig wohlthätig wirkt, und weil ſie in dem angedeuteten Sinne ſich zu einer Schule erheben würde, aus der die Apoſtel der Aufklärung, der echten Moral, und eines reinen Gottesglaubens hervorgehen würden. —

Wir beſuchten in Ghaskôi die unter dem Namen „der Palaſt des Beliſar“ bekannte Ruine. Sie iſt ein weitläufiger Bau auf einer Anhöhe. Alte Mauern, an denen da und dort noch ein Marmorſtück ſichtbar iſt, den Einſturz drohende Thorbogen, von geborſtenen Säulen getragen, gewähren einen traurigen Anblick. Die Architrave eines offenen Durchganges hängen ſo bedenklich herab, daß man nicht wagt, unter ſie hinzutreten.

In den Hofräumen und verfallenen Gängen ſind die ruinenhaften Mauern, als Wände zu fenſterloſen Stuben benützt, die nur durch die gegen den Hof offenen Thüren Licht erhalten. In dieſen Räumen, tief hinab in den Unterbau, hoch oben und zu allen Seiten, hängen und ſchweben an hundert ſolcher Behauſungen und Käfige. Hölzerne Treppen, da und dort nur eine Leiter, ein Säulenſockel, als Auftritt führt zu ihnen empor; allenfalls eine zertrümmerte

Marmortreppe zu andern hinab. Die ärmſten jüdiſchen Familien Konſtantinopels haben hier ihre Zufluchtſtätte und ſich in dem preisgegebenen Palaſte eingeniſtet.

Der öſterreichiſche Maler, Herr Emanuel Stöckler, der durch ein ungünſtiges Geſchick zu meinem wahren Leide, nicht wie es vorbeſtimmt war, mein Begleiter in den Orient ſein konnte, hat dieſen Palaſt gezeichnet. Leider hat er ihn nicht durch den Grabſtichel veröffentlicht, was um ſo mehr zu beklagen, als dieſes antike Bauwerk wenig bekannt iſt.

Als wir in den Hofraum hinein gelangten, kamen alle Bewohner vor ihre Thüren; meiſt Weiber und zahlloſe Kinder und bettelten unter Ohren zerreißendem Schreien.

Die Erinnerung an den geblendeten Feldherrn war natürlich, der vor Jahrhunderten dieſen Palaſt bewohnte und dann in ſeinem Elende den Vorübergehenden zurief: „Gebt dem Beliſar einen Obolus!“

Unter den Frauen waren einige von eigenthümlichem, fremd ſchönem Ausdrucke.

Während alle uns an den Kleidern zerrten und ſich im Schreien um Almoſen überboten, ſtand eine junge Frau in der Thüre ihrer Behauſung und bettelte nicht. Es war eine hohe Geſtalt in einem hellblauen zerſchliſſenen Rocke, der um die Hüften mit einem bunten Gürtel feſtgehalten wurde. Ein vergilbtes ſeidenes Hemd verhüllte die, wie aus Marmor gemeißelte Büſte nicht. Ueber eine Schulter herab hing ein gelbes Tuch, ein ſchmaler Streif durchſchoſſener Wollſtoff. Das bräunliche Haupt umhüllte ein weißer Schleier, turbanartig, ſeine Enden, die zu beiden Seiten des Hauptes frei herab hingen, flitterten von unechtem Golde. Der Kopf war von jener Schönheit, deren Ausdruck Hoheit und Ruhe iſt. Es war als ob eine Statue in dem einſt prächtigen Palaſte vergeſſen und verſchont ſtehen geblieben wäre; deren Gewandung nur da und dort gelitten hat. Es war das einzig ſchöne Weib, das ich im Morgenlande geſehen habe. Sie lehnte an der Pfoſte der Thüre und ſah ſchweigend ernſt dem widrigen Betteln zu; ſie ſelbſt eine Königin in Lumpen!

Aus einer der Stuben scholl uns wunderliche Musik entgegen. Wir traten ein und befanden uns im Hause einer armen Musikantenfamilie. Ein alter Mann, ein junges Weib, sieben Kinder füllten einen Raum, der Wohn-, Schlaf- und Kochstube zugleich und der kaum vier Ellen lang und breit war. Der Mann spielte Geige, die Frau schlug ein Glöckchen behangenes Tamburin, ein Knabe marterte eine Klarinette, daß sie die grellsten Schreie that und die übrigen Kinder sangen zuweilen, einen lang gedehnten Vers mit näselndem Tone dazwischen.

Als wir eintraten, verstummte plötzlich die Musik. Der arme Musikant verläugnete die Gastfreundschaft nicht und goß aus einer verbogenen Blechkanne, die in einer Ecke der Stube auf Kohlen stand, für uns Kaffee ein. Wir setzten uns vor die Thüre auf Steinen nieder und boten unserm Wirte von unseren Zigaretten an, nach denen die Frau und die Kinder gleichzeitig langten. Ich fragte den Mann, ob er einige neue Lieder wisse?

„Du bist zu einem Könige an Liederreichthum gekommen."

Wir lächelten zu der stolz spanischen Antwort und forderten ihn auf zu singen. Er sang ein eben erst bekannt gewordenes Lied von einem unbekannten Verfasser auf die Juden der Gegenwart, wie sie im Gegensatze zu den Alten, die hochgepriesen werden, so wenig fromm und gottesfürchtig sind und wie Taufmat und Hat Humajam nur dazu dienen, sie abtrünnig und gottlos zu machen. Das Lied war also funkelnagelneu und mag hier, als Probe eines modernsten, spanisch-jüdischen Volksliedes seinen Platz finden.

Wir verdanken die Abschrift, wie überhaupt viele Daten über die Juden in Konstantinopel der freundlichen Mittheilung des geistig begabten Herrn Jedeskiel, der als Kanzler des Chachams vom Rischan angestellt ist.

Oid estas Coplas i tined Pacencia
Mira, diregidvos i con grande cencia
Agora es ora, di tiner quivencia
Di miter en tino i en el Judesmo
Porque la color esta negro guesmo.

Por pecado estamos, en negro seman
Sin poder hablar ni tuvre derman
Pensando nuu bien chalmis jaman
Tomimos hairak á el Tanzimat
Como tekanot di Moharimat.

A Dios es sabido por nacion antigua
Non hay por ventura uno que castiga
Mos allecinciimos, rachi di mastiga
Il Dios che mos guardi di chamez hapesach
Mucho mi espanto di il jajin nevach.

Di ver los mancebos con los cavarones
Todos sus pensieros por estar hermosos
Y en el Judesmo estan discudiosos
Lo tomimos á punto qui es sariflik
En el miollo viejo non hay chariflik.

Havtacha tenemos mikan ulhaba
Non tenemos mas miollo Kaba,
Buen camino es Iaolam haba
Con esto tenemos mucha harvacha
Al cabo veréis non hai harlacha.

Viejos y mancebos son todos igual
Non hay diferencia dil Sabio al anal
Il chacham que meldia lo tienin por naval
Chochmat hamisken esta beszuja
Salió a mejdan la filosofia.

Sariflik pucio, mucho allá Frankis
Todo lo tenemos nada non mos manca
Non hari para, ni la barba blanca
Cierto la dimanda, la ley su elhon
Non mos acordamos del din y cheschbon.

Tomamos há comer sin lavar las manos
Baldamos fermanziento como siriamos
Non queremos mas los miollos vanos
Por pecado estamos, in negra maxiacha
Si lavaran las manos y non duran toracha.

Jo mi enfastii di esta Pasada
Di ver huhanot harha traquilada
Sin poder hablar la boca callada
Esto yo lo tengo por negra dolor
Di ver el flek en negra color.

Cavod di la ley, está violada,
Di en dia en dia va arribajada
Calia que fuera, mucho estimada
Agora mos vieni, todo mui colai
Al cabo veres il mal y el guai.

Non quiero hablar ni mucho ni poco
Di ver el dismodri es di salir loco
Alla mi si mitieron las mujeres moco
Y los herejes minin di colloris,
Agora mos manca untar y goloris.

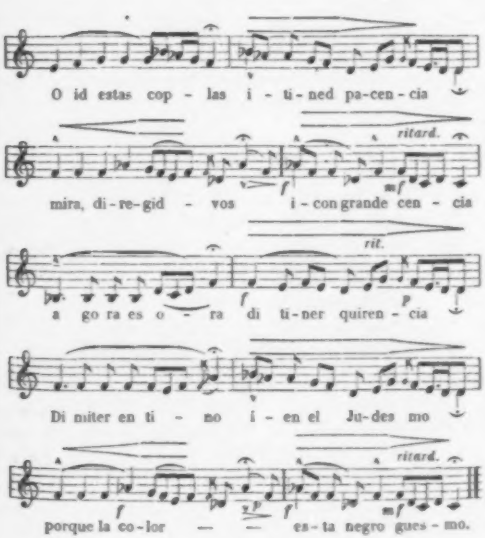
Sabido mui boen que es di repentir
Di ver tanto negro y di mal sentir
Tantico hablas lo toma il batir
Lo tomaron esto, como emuna
Cierto en los cielos, tienen teluna.

Zadok y baitoz di viejos perdidos
Salieron di nuevo pinos reverdidos
Porque mos tinemos que somos sabidos
Todos sus miollos emplean lehara
Di miterlo en tino si hare jara

Kosta la nombrada por ciudad di sabios
Agora baxvonot mos pajo estravios
Malis y fuortunas á color di panos
Las usanzas viejas hacerlas tiptil
Todo esto es, romper chitspil.

Sabat di guardar mos viene muy caro
Baxvonot que oigo que beven Zigaro
Il que hazi esto si meta dil Ceharo
Segun es sabido merice karet
Cierto lo nieva hacer guivet.

Oracion hagamos Venga el goel
Seamos reunidos todo Israel
Y veamos presto binjan Ariel
Tornaremos seher por grandi umma
Di todos nombrados bene ruchama.



Bruſſa.

Erdbeben. — Hülfe aus Wien. — Der öſterreichiſche Conſularagent. — Verhältniſſe der Juden.

Das letzte Erdbeben im Jahre 1855 hatte die prächtige Stadt zerſtört und ihre Bewohner in Elend geſtürzt. Unter den Unglücklichen waren die Juden am ſchwerſten getroffen; ſie wandten ſich an ihre Glaubensgenoſſen in Wien um Hülfe. Eine raſch eingeleitete Sammlung hatte bald einen günſtigen Erfolg und da ich mich eben zur Reiſe in den Orient rüſtete, wurde mir die ſchöne Aufgabe zu Theil, der Ueberbringer der Wohlthat zu werden.

Es ſollte mir aber nicht ſo gut werden. Die zwar nur zwei Tage entfernte Bruſſa, der notwendige Aufenthalt daſelbſt hätten mich das Schiff, das mich nach Beirut bringen ſollte, verſäumen laſſen und ich hätte vierzehn Tage verloren. So gab ich nur ſchmerzlich den Gedanken auf, das große Bild einer plötzlich in Ruinen hingeſtürzten Stadt zu ſehen und den erhabenen, aſiatiſchen Olympos zu beſteigen.

Um jedoch das Geld für die jüdiſchen Bewohner Bruſſa's ohne Säumniß an ſie gelangen zu laſſen, beſuchte ich den kaiſerlich öſterreichiſchen Conſularagenten Herrn Emanuel Falkeiſen, der in Bruſſa ſeinen Sitz hat und weil ſein Haus ebenfalls durch das Erdbeben zerſtört worden iſt, jetzt in dem Dorfe Kadiköi wohnte.

Ich fuhr über den Bosporus und gelangte in ein Ruinendorf. Eine Feuersbrunst hatte vor Kurzem die meisten Häuser eingeäschert, es bot einen traurigen Anblick dar.

Herr Falkeisen übernahm mit vieler Zuvorkommenheit das mühevolle Geschäft der Geldvertheilung und wußte gleichzeitig die Wohlthat aus Wien zum Wiederaufbau der zerstörten Lehranstalt für die Jugend zu verewigen. Wir lassen das Schreiben des Herrn Falkeisen hier folgen.

„Geehrtester Herr Doktor!

Es gereicht mir hiemit zum wahren Vergnügen Ihnen Abrechnung zu ertheilen über die Geldsumme von 1700 Gulden 30 Kreuzer Bankvaluta, welche von der israelitischen Cultusgemeinde in Wien durch Ihre gütige Uebergabe, zur Unterstützung der hiesigen, durch das Erdbeben schwer betroffenen, nothdürftigsten Glaubensgenossen, human bestimmt wurde. Ich machte es mir in dieser Angelegenheit zur angelegentlichsten Pflicht, Ihrem gütigen, für mich an Tag gelegten Zutrauen durch eine Vertheilung entgegenzukommen, welche den edlen Zweck, nur den Allerärmsten beizustehen, erreichen sollte.“ Ich fand es den Umständen angemessen, nach mühevoll eingezogenen authentischen Erkundigungen, nur die Summe von 12.200 Brussa Valuta in größern und kleinern Gaben, je nach Berücksichtigung der Individualität, im Beisein der Gemeindevorsteher eigenhändig auszutheilen, und dagegen den andern Theil des Geldbetrags zum Wiederaufbaue einer Armenschule zu bestimmen, was in Folge der beschränkten Mittel der Gemeinde, seit der gänzlichen Zerstörung der frühern durch das Erdbeben, nicht geschehen konnte, ein Umstand, der eine traurige progressive Verwahrlosung der armen Kinder herbeiführen mußte. Auch der allerärmste Israelite schenkte meinem Entschlusse die vollste Anerkennung, um so mehr als ich selbst dauen ließ, dadurch jedwelchen argwöhnischen Gedanken beseitigend, die Vorsteher möchten nach dem allgemeinen Gebrauche in Brussa, in einer solchen Angelegenheit, auch ihren eigenen Vortheil berücksichtigen. Das Geld reicht freilich nicht zur Vollen-

dung der aus Holz gebauten Schule hin, zwang aber die Gemeinde dieselbe selbst zu übernehmen.

In Betreff Ihrer verschiedenen Anfragen über die hiesigen Juden, wandte ich mich an einen, mit deren Umständen genau vertrauten, mir befreundeten Mann, und ich habe hiemit das Vergnügen, Ihnen seine in spanischer Sprache abgefaßten Nachrichten zu übersenden, deren Richtigkeit, nach sonstigen Erkundigungen, ich mehr oder weniger verbürgen kann.

Ich ergreife hiemit die Gelegenheit, um Sie meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit zu versichern.

E. Falkeisen."

Gleichzeitig erhielt ich einen Brief von den Vorstehern der jüdischen Gemeinde in Brussa, in welchem sie der „Erbarmenvollen, edlen, wegen ihres Wohlthätigkeitssinnes weltberühmten jüdischen Gemeinde in Wien" für die außerordentliche Wohlthat in gerührtesten Worten und mit tausendfachen Segnungen danken und die humane und geistige Weise, mit welcher der kaiserliche Consularagent die Vertheilung vorgenommen hat, anerkennen.

Die Daten, die ich über die Juden in Brussa erhielt, mögen sich hier anschließen. Die Mittheilung beginnt mit den Worten:

„Du sorgst und fragst um unsere Zustände, edler Herr! Möge der Himmel Dir ebenso viel an Liebe zuwenden, als Du uns Armen an Theilnahme gewährst.

„Wir sind in Brussa 376 Familien mit einer Seelenzahl von 1542. Wir besaßen drei Synagogen und eine Lehrschule; jene liegen nunmehr in Schutt, diese ist durch Deine mitgebrachte Hülfe, Gott dem Allmächtigen sei Preis! wieder hergestellt. Sie hießen: „Kal kodesch gedel" — „Etzchajim" — und „Bitusch"; diese war die älteste Synagoge, sie wurde von den Vertriebenen aus Spanien erbaut und zum Andenken an das traurige Schicksal der Verbannung: „Bitusch" genannt.

„Wir trösten uns mit der Zerstörung von Zion, was ist noch werth zu bestehen, wenn Zion gefallen ist? Es wird wieder aufgebaut werden und prangen in seiner Herrlichkeit!

„Häuſer hatten wir 204. Durch das Erdbeben ſind 46 völlig zerſtört, 158 ſo beſchädigt, daß ſie, wenn nicht raſch nachgeholfen wird, einfallen werden.

„Nur acht Gemeindemitglieder beſitzen Weingärten, in denen der roſenrote und weiße Wein wächſt, der im ganzen Morgenlande berühmt iſt.

„Die Zunft der Handwerker iſt groß; wir zählen 243 Meiſter. Viele ſpinnen und weben die berühmten Seidenſtoffe von Bruſſa, viele ſind Seidendreher, Verfertiger von Schnüren, Quaſten, Knöpfen. Eine bedeutende Anzahl ſind Blechner, Schneider, Schuhmacher. Wenige Kaufleute und 133 Menſchen erwerben ſich als Laſtträger, im Schweiße des Angeſichtes, ihr Brot.

„Die Gemeinde, möge Gott ihr helfen und ſie ſegnen! hat 12 Chachamim, an deren Spitze Herr Rafael Jakob Halewi als Oberrabbi ſteht und 4 Vorſteher, deren Namen ſind: Niſſim Samuel Aſchkenaſi, Juſſuf Halewi, Jeſchua Hakohen und Daniel Catalan.

„Aus der Mitte der Chachamim werden jedes Jahr 5 Dajanim gewählt, die das Besdin bilden; 2 von ihnen ſind Stellvertreter.

„Es beſtehen ferner ein Vorſteher der Chewra Kadiſcha, der Beerdigungsbruderſchaft, zwei haben die Aufgabe verſchämten Armen die Geldunterſtützung der Gemeinde heimlich zu überbringen. Zwei ſammeln Geld für wohlthätige Zwecke und zur Unterſtützung der Armen in Jeruſalem. Endlich ſind einige Vorſteher der Synagoge; alle zuſammen bilden eine Anzahl von 15.

„Solches theile ich Dir mit, ich Abraham di Schilton, Sohn des Rabbi Elijau Juſſuf di Schilton, der Sklave ſeinem Herrn. Gott ſegne Dich."

Salonik.

Dr. Allatini. — Spanische Anäkter. — Bildungsstufe. — Ein verlassenes Judendorf. — Synagogen. — Minim. — Geheimnißvolles Wesen. — Wahl und Macht des Oberrabbi. — Vier Tribunale. — Steuerwesen. — Ueberlegenheit der Griechen. — Schädlicher Einfluß der Franken.

Von dem Wunsche ausgehend, möglichst reichhaltige Nachrichten über die Juden im Orient und ein Bild ihrer sozialen und sittlichen Zustände zu erhalten, ersuchte ich um solche zwei Aerzte, deren einer in Aleppo, der andere in Salonik lebt.

Leider blieb mein Wunsch, rücksichtlich Aleppo's unerfüllt; um so reichhaltiger kam mir eine erschöpfende Mittheilung aus Salonik zu, die, an und für sich wertvoll, noch dadurch an Bedeutung gewinnt, als sie nicht auf den engen Kreis einer Stadt begrenzt, über alle Juden des Orient betreffende Bemerkungen enthält und von einem Eingeborenen, einem orientalischen Juden, herrührt.

Der Leser erinnert sich an den nach Salonik bestimmten Consulareleven Herrn Filek, dessen Bekanntschaft wir auf der Seefahrt nach Griechenland gemacht haben. Durch seine gütig übernommene Vermittelung erlaubte ich mir eine Reihe von Fragen an den Herrn Dr. Allatini, Ritter des kaiserlichen Franz Joseph-Ordens, in Salonik zu richten, die ich in freundlichster Weise in einem Memoire erwidert erhielt.

Ich erfülle nur den am Schluſſe der intereſſanten Mittheilungen ausgeſprochenen Wunſch des für ſeine Glaubensgenoſſen durchglühten, edlen Menſchenfreundes und gelehrten Arztes, wenn ich den in italieniſcher Sprache geſchriebenen Brief hier in einer Ueberſetzung folgen laſſe.

Herr Dr. Allatini beginnt nach einer verbindlichen Einleitung:

„Die Israeliten Saloniks ſtammen meiſtentheils aus Spanien, ſie wanderten im Jahre 1492, die Opfer des grauſamen Vertreibungsediktes unter Ferdinand und Iſabella, aus. Die meiſten zogen in den Orient, eine kleine Anzahl ſiedelte ſich in Salonik an.

Sultan Bajazit, Mehemets Sohn, der zu eben dieſer Zeit regierte, verſprach ihnen vollkommene Religionsfreiheit. Uebrigens haben, ſicheren Angaben zufolge, bereits vor dieſer Zeit jüdiſche Familien die Stadt Salonik bewohnt.

Der ſicherſte Beweis ihrer ſpaniſchen Abkunft iſt die allgemein unter ihnen verbreitete ſpaniſche Sprache, die in einer nur den Juden eigenthümlichen Mundart geſprochen und leider von gar keinem Studium unterſtützt und ausgebildet wird. Noch übler iſt es mit ihrer Schreibweiſe beſtellt; ihr ſchriftlicher Verkehr iſt ein beinahe unmögliches Mittel für die geſellſchaftlichen Bedürfniſſe.

Die jüdiſche Jugend wird zu keinem Studium angehalten; die Knaben lernen höchſtens das Hebräiſche, aber auch dieſes in einer ſehr ſchlechten Mundart und nach einer ſo veralteten Methode, daß die Mehrzahl kaum mehr erlernt als das mechaniſche Leſen der täglichen Gebete. Rechnen lernen ſie nur eben ſo viel, als für ihre Geſchäfte unerläßlich nötig iſt. Es ereignet ſich äußerſt ſelten, daß ein Jude, ausgenommen er bereitet ſich zum Rabbi vor, irgend ein Buch leſen möchte.

Daß der Unterricht der israelitiſchen Jugend, hier ſowie im ganzen Orient, auf ſo beſchränkte Weiſe geleitet wird, iſt um ſo mehr zu beklagen, als ſich die Juden ſelbſt nicht bemühen, die türkiſche Sprache zu erlernen. So ſind ſie nie im Stande, ſich in unmittelbaren Verkehr mit dem hier herrſchenden Volke zu ſetzen und

werden in ihrem eigenen Vaterlande stets, als ein nur geduldetes und verachtetes Geschlecht angesehen.

Kaum tritt der junge Israelit aus dem Alter der Kindheit in das der erwachsenen Jugend, so stürzt er sich in den Strudel des öffentlichen Lebens. Die meisten derselben widmen sich dem Handel. Handwerker gibt es sehr wenige, und die Wenigen, die sich dem Handwerke widmen, verstehen es nur sehr schlecht. Viele gehen müßig in den Straßen umher, indem sie vom Zufall Hülfe erwarten und so ganz zu Bettlern herabsinken.

Da der Jude überhaupt mit Verstand begabt ist, so findet er auch hier, trotzdem es ihm an Grundbildung fehlt, durch kaufmännische Thätigkeit sein gutes Fortkommen.

Eigenthümlich bei den orientalischen Handelsklassen ist es, welcher Religion sie auch angehören mögen, daß sich nie ein Vermögen auf Geschlechter forterbt. Die Ursache dieser traurigen Verhältnisse besteht in der geringen Sicherheit, welche das Gesetz den Türken gewährt, und in der willkürlichen Regierung. Einzelne Familien werden von den Großen und die Gemeinden von den Paschas ausgeplündert; oft wiederkehrende Seuchen und nicht seltene Feuersbrünste erhöhten das Unglück dieser elenden Bevölkerungen. Stets zu neuer Thätigkeit bereit, wurden sie immer wieder durch ein neues Elend heimgesucht.

Die Karte des Gül Hane hat den traurigen Stand dieser Dinge etwas gebessert; schon gewahrt man bei einzelnen jüdischen Familien das Bestreben, ihr Vermögen für kommende Zeiten zu sichern. Jedoch finden diese Fälle so selten statt, daß die Mehrzahl, die der dürftigen Klasse angehört, noch immer in ebenso traurigen Verhältnissen lebt als früher.

Ein anderer Umstand und vielleicht die erste Ursache, daß der Reichthum bei den levantinischen Juden selten zu einem gesicherten Vermögen für die Kinder wird, liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Kinder sehr frühzeitig verheiratet werden. Junge Leute von 17 bis 18 Jahren, Mädchen mit 13 bis 14 werden ehelich verbunden. Auf diese Weise sind die Familien sehr zahlreich und man begreift, in wie traurigen Verhältnissen oft ein Mann mit

30 Jahren iſt, der nicht nur ſeine eigene Familie, die aus 10 bis 12 Kindern beſteht, ernähren muß, ſondern auch ſeine bereits verheirateten Söhne bei ſich wohnen hat, die noch nicht im Stande ſind, für Frau und Kinder zu ſorgen. Von ſo ſchwerer Sorge gedrückt, wagt der jüdiſche Kaufmann kein Unternehmen, keine Reiſe; er arbeitet um Tageslohn, damit er ſeine zahlreiche Familie ernähren könne.

Die Frauen ſind allem geſellſchaftlichen Verkehre fremd und an gar keine Arbeit gewöhnt. Jung verheiratet ſind ſie zu früh mit häuslichen Beſchwerden überladen, erſchöpft und oft frühzeitig gealtert und kränklich. Erſt ſeit Jahren ſieht man Frauen der armen Klaſſe ſich mit Seidenweberei beſchäftigen.

Die türkiſchen Geſetze geſtatten ihren jüdiſchen Unterthanen liegende Gründe, und man kann mit Gewißheit ſagen, daß jede jüdiſche Familie ihr eigenes Haus beſitzt. Jedoch wohnen ſie ſo gedrängt beiſammen, daß ihre Geſundheit darunter leidet und ſie ſtets zur Zeit einer Epidemie am meiſten gelitten haben.

Acker- und Gartenbauer gibt es keine; die Urſache davon mag ſein, daß die Israeliten ſtets das Bedürfniß fühlen, eng beiſammen zu leben und ſich nicht auf dem Lande zu zerſtreuen.

Ein einziges Dorf unſerer Provinz beſitzt die Ueberreſte einer Synagoge und eines jüdiſchen Friedhofes, ohne daß ſeit Jahren ein Israelit in jenem Dorfe anſäßig wäre. Eine Chronik erzählt, daß die Juden aus Furcht vor den großen Bedrückungen ſich nach und nach alle in Salonik angeſiedelt hätten. Noch vor einigen Jahren war ein Jude, der Ländereien beſaß, nicht im Stande, die Aufſicht über dieſelben zu leiten und ſie zu verwalten. Wir hoffen, daß es nun anders werden wird, aber wir halten die Betreibung des Ackerbaues durch Juden nicht für leicht, wenn nicht für unmöglich. — —

Die Israeliten von Salonik bedienen ſich bei ihren Gebeten des ſpaniſchen Ritus; ſie beſitzen ſiebenundzwanzig Synagogen, von denen die größte den Namen Talmud Thora führt. Doch muß bemerkt werden, daß noch zwei Synagogen beſtehen, die den ita-

lienischen und deutschen Ritus beibehalten haben und der Zeit der Erbauung nach, die ältesten sind.

Karaiten oder andere Sekten gibt es nicht, aber viele Krypto-Hebräer; Bekenner des Sabatai Zewi, werden sie im Lande „Mamini" Minim genannt, weil sie angeblicherweise dem Mohammedanismus zugethan sind. Sie bilden eine eigene Kaste und unterscheiden sich ebensowohl von den Juden als von den Türken. Sie üben öffentlich die Gebräuche des Islams, doch gestehen sie selbst ein, daß sie eine eigene Sekte bilden. Die Regierung erkennt sie als solche nicht an, und als Muselmänner betrachtet, genießen sie auch deren Vorrechte.

Diese Sekte ist wieder in drei verschiedene Gemeinden abgetheilt, die sich gegenseitig hassen und in einer Weise geringschätzen, die gegen jeden Anstand ist.

Sie heiraten nur untereinander und jede Sekte unter sich. nie werden Eben mit wirklichen Mohammedanern geschlossen. Unter ihnen zeigt sich am deutlichsten das schon bezeichnete Elend der zu frühen ehelichen Verbindung; man bemerkt sichtlich den Verfall dieses Geschlechtes; es herrschen unter ihnen die Skrophuln, die englische Krankheit und alle Arten von Uebeln, welche von Eltern auf Kinder übertragen werden.

Zwei von diesen Sekten unterscheiden sich durch ihre Namen; sie nennen sich Cavaglieros und Cegnos, vermutlich so nach ihrem Gründer. Man weiß, daß eine von diesen beiden Sekten fortwährend das Lesen jüdischer Bücher betreibt, besonders aber für das Buch Zoar eine große Verehrung hegt.

Von besonderen Gebräuchen der Minim kann ich nicht viel sagen, denn sie bewahren streng ihre religiösen Geheimnisse, und aus Furcht, im berauschten Zustande etwas auszusagen, enthalten sie sich des Weines in solcher Weise, daß sie selbst Wasser nie aus einem Gefäße trinken, wo sie vermuten, daß es ein geistiges Getränk enthalten haben könnte. Sie beantworten nie eine Frage in Bezug auf ihre Verhältnisse oder Glaubensformen. Man behauptet, daß ein Min, der vor einigen Jahren eines ihrer Geheimnisse verrathen hätte, von seiner Sekte getödtet worden sei.

Außer den jüdisch türkischen Unterthanen gibt es viele aus anderen Ländern, die sich unter den Schutz der verschiedenen Consulate begeben haben. Der größte Theil dieser fremden Juden ist hier unter dem Namen Franken bekannt. Sie unterscheiden sich in ihren Sitten und Gebräuchen wenig von den einheimischen, und nur einige Familien schicken ihre Kinder nach Frankreich oder Italien, um sie dort ausbilden zu lassen; auch halten sie Lehrer im Hause, welcher Fall aber äußerst selten vorkommt. — —

Bei der Rabbinerwahl wählen alle Notablen der Gemeinde. Die Wahl fällt meist auf den ältesten und gelehrtesten Rabbi, der Proben seines religiösen Wissens abgelegt hat. Berücksichtigt werden gewöhnlich jene, deren Ahnen Rabbinen von Bedeutung waren. Wenn mehrere durch Wissen und Ansehen gleichen Anspruch haben, so werden oft vier bis fünf Großrabbinen gewählt, von denen der älteste den Vorsitz hat, während dem befähigtesten die Pflichten des Amtes übertragen werden. Im Namen des Aeltesten begehrt und erhält die Gemeinde durch den Großrabbi in Konstantinopel das Einkleidungsrecht von der türkischen Pforte, durch welches der Neugewählte als das geistliche Haupt der Israeliten von Solonik anerkannt wird.

Von diesem nun hängen die Juden dieser Stadt ab, sowie auch die Gemeinden von Seres Belolia, Donau Scopia, und in neuester Zeit wurde seine Macht sogar bis auf Larissa, Tricala und Janina ausgedehnt. Die Gewalt des Großrabbi ist eine sehr ausgedehnte; er hat das Recht, geistliche und körperliche Strafen, wenn er diese der Behörde früher angezeigt hat, aufzuerlegen, welche sie selbst dann vollzieht. Der Großrabbi hat von der Gemeinde keine Nebeneinkünfte; seine Lage ist eben keine glänzende, so daß er seine äußere Würde nicht anständig vertreten kann. Bei der Gemeindeverwaltung hat er keine besondere Stimme, dafür aber den Vorsitz in der Gemeinde und vor allen rabbinischen Gerichtshöfen, auch müssen ihm alle schwierigen und verwickelten Fragen vorgelegt werden.

Es gibt vier rabbinische Tribunale:

Eines zur Ueberwachung und Wahrung der Interessen für Witwen und Waisen;

eines, zur Schlichtung der Streitigkeiten im bürgerlichen und Geschäftsleben;

eines, zur Ordnung der unbeweglichen Güter; diese letzte Einrichtung ist eine ganz unnütze, da die Behörden allein die Dokumente des Besitzrechtes ausfertigen und bei Streitigkeiten die rabbinischen Urtheile als nichtig erklären;

endlich eines, für religiöse oder Gewissensfragen.

Diesen vier Einrichtungen sind noch andere von minderer Bedeutung beizufügen: die Sorge für Andachtsübungen, Ehestreitigkeiten, Ueberwachung der Fleischbänke u. s. w.

Neben dieser geistlichen Leitung besteht noch eine zweite durch fünf Vorsteher, die jährlich gewählt werden und die der Regierung gegenüber alle Geschäfte führen und Berathungen über lokale und allgemeine Zustände, unter Vorsitz des Oberrabbi, anordnen.

Die Gemeindeverwaltung führt kein Steuerbuch. Das von der türkischen Regierung angelegte ist unrichtig; denn die Juden suchen aus Angst vor der Bedrückung stets ihre Zahl zu verläugnen. Es kann also nicht mit Gewißheit angegeben werden, ob mehr oder weniger, als 3500 Familien mit 16,000 jüdisch türkischen Unterthanen in Salonik bestehen. Sie wurden bis jetzt von der ottomanischen Regierung nur als ein Haufen von Menschen angesehen, von dem man eine bestimmte Steuer zu erheben hatte und für welche die israelitische Gemeinde verantwortlich gemacht wurde.

Alle drei Jahre wird eine Komission von drei bis fünf Männern gewählt, welche dazu bestimmt sind, den zahlungsfähigen Juden, je nach ihren Vermögensverhältnissen, eine gewisse Steuer aufzuerlegen. Ist die Steuer für die Verhältnisse einer Familie zu groß, so muß der Betreffende dies durch einen Eid bekräftigen. Jedoch ereignet sich dieser Fall äußerst selten.

Die Gemeinde erhebt grundgesetzlich die Verzehrungssteuer für Fleisch, Wein und andere Lebensmittel; sie macht auch Auflagen bei Hochzeiten, Geburten, Todesfällen und Erbschaften.

Indem sie sich dieser bedient, sucht sie so wenig als möglich die Personalsteuer in Anspruch zu nehmen, weil die Einforderung der letzteren stets Unannehmlichkeiten hervorruft.

Die Hauptsteuer der Gemeinde war früher die an die Regierung, welche hingegen die Gehalte der Rabbinen, der Gemeindebeamten, die Unterstützungen für Arme und Kranke auszahlte. Diese Maßregel war insofern eine sehr gute, als die Würdenträger und Beamten der Gemeinde dadurch unabhängiger von dieser und geachteter erschienen. Doch bestand in Folge des Mangels an Ordnung und der schlechten Buchführung eine ungeheure Verschwendung, die man bei den ungeordneten Verhältnissen nicht für strafbar erklären kann. Seitdem das Auflagesystem geändert und die frühere Einrichtung abgeschafft ist, nehmen einzelne Personen die Stellen der verantwortlichen Massen ein.

Die Steuerzahlung ist auf unbewegliche Güter festgesetzt; jeder Besitzer, ob Grieche, Türke oder Jude macht sich als Grundbesitzer los; deshalb bleibt die jüdische Gemeinde der Regierung gegenüber für jetzt und alle Zeiten verantwortlich. Diese Verantwortlichkeit beruht auf einer früheren Schuld, die 50,000 Frcs. betrug. Da das Steuersystem geändert wurde, bemühte sich die Gemeinde, diese veraltete Schuld genau zu prüfen und die eigenen Verhältnisse dadurch zu verbessern; doch fiel dieses Unternehmen ungünstig aus und die Gemeinde schuldet nun Einzelnen eine Summe von 100,000 Frcs.

Der Wohlthätigkeitsinn ist rege genug. Es wird für Kranke und Arme viel gethan; doch herrscht auch da wenig Ordnung. Die Vertheilung der Almosen ist eine sehr ungerechte und die Trägheit wird häufig mehr unterstützt, als die wirkliche hülflose Armut.

Rücksichtlich gelehrter Männer von Salonik muß ich, ohne bedeutende Männer der Vergangenheit zu nennen, doch des gegenwärtigen Rabbi Aicher Covo lobend erwähnen. Er ist ein Mann, dessen Sitten tadellos sind und dessen talmudisches und biblisches Wissen ein ebenso gründliches, als umfassendes ist. Er umgibt sich mit praktischen und gelehrten Männern, versucht neue Einrichtungen,

welche mit den Bedürfniſſen der Gemeinde in Einklang ſtehen, und wird in dieſen Bemühungen von einem andern ehrwürdigen Rabbi, Herrn Abraham Gattegno, der als Präſident bei Gericht für Witwen und Waiſen fungirt, unterſtützt.

An Männern, die ſich mit Literatur und Poeſie beſchäftigen, fehlt es aber vollends und zu bedauern iſt es, daß wir weder Geſchichtswerke, noch Chroniken beſitzen. Man behauptet, es gebe viele zerſtreute Dokumente, ſo wie auch Manuſkripte, aus denen man wohl Näheres erfahren könnte; ich habe keines jemals zu Geſicht bekommen. — —

Nach dieſer Darlegung aller Verhältniſſe der Juden von Salonik bleiben mir noch einige Ihrer Fragen zu beantworten übrig:

Ob bei den Juden allein ein ſolcher Verfall der Sitten beſtehe und welcher Unterſchied zwiſchen ihnen und den türkiſchen, oder griechiſchen Gemeinden zu erkennen iſt?

Welche Urſachen dieſe traurigen Verhältniſſe hervorgerufen und bis heute erhalten haben?

Welche Mittel nötig wären, um eine Verbeſſerung herbeizuführen?

Im Allgemeinen iſt der Türke nicht viel mehr mit dem Zeitgeiſte vorgeſchritten, ich ſpreche hier von der ganzen Nation und nicht von den Einzelnen, jedoch was die moraliſche Entwicklung anbelangt, iſt zwiſchen Türken und Juden kein bemerkenswerter Unterſchied.

Vor kurzer Zeit noch befand ſich der griechiſche Raja in einem eben ſo traurigen Zuſtande, aber wohlthuend wirkte die griechiſche Revolution auf die Chriſten im türkiſchen Reiche. Die Nähe Griechenlands kommt der lernbegierigen Jugend, die dorthin zu ihrer Ausbildung geſchickt wird, ſehr zu ſtatten. Die in ganz Europa zerſtreuten Griechen haben einen Centralpunkt gefunden und unterſtützen ihre Brüder, die unter türkiſcher Herrſchaft ſtehen. Sie ſchicken Geld zur Errichtung von Schulen, ſie ermutigen und helfen ihren Mitbrüdern und haben ſo, ſeit etwa zwanzig Jahren, glänzende Reſultate erzielt. Die hier eingeborenen Grie-

chen machen Reisen, sammeln in fremden Ländern Kenntnisse und bringen dann in ihr Land Verbesserungen, gründen Schulen und schreiten so in der Bildung vorwärts. Der Grieche ist ebensowohl den Juden, als den Türken geistig überlegen.

Was die traurigen Verhältnisse der Juden anbelangt, so ist die eigentliche Ursache, der feindselige Geist der herrschenden Religion und der Haß der Regierung. Seit einigen Jahren hat sich diese Stimmung etwas geändert. Die neuen Einrichtungen sind freisinnig und großmütig, jedoch wird die Ausführung eben so nachläßig vor sich geben, wie es stets der Fall ist. Der Jude steht vereinzelt und ununterrichtet, er ist nur auf seine Familie beschränkt, er fühlt nicht die Notwendigkeit etwas zu lernen, während dem Unwissenden von allen Seiten Hindernisse entgegentreten, die ihn entmutigen.

Außer diesen Gründen finde ich, daß die hierher eingewanderten Juden, meist Franken, Personen sind, welche nur eine oberflächliche Bildung besitzen. Sie verbreiten in die Massen den Glauben, daß Schulen, Unterricht, Reformen, eine religiöse Entweihung seien, und so entstand, wenn auch nicht Haß gegen okzidentalische Verbesserungen, dennoch ein gewisses Mißtrauen und eine große Gleichgiltigkeit.

Die seit letzter Zeit etwas verbesserten Verhältnisse der Juden von Salonik, sowie auch die ausgedehnten Geschäfte, bringen die Notwendigkeit mit sich, eine befähigtere Jugend heran zu bilden. Obgleich die Eltern bei dem Unterrichte ihrer Kinder sehr ungeduldig sind, die Auslagen nur ungern bestreiten, so zeigen sich dennoch schon die Vortheile einer besseren Erziehung. Die Kinder sind den Vätern im geschäftlichen Verkehre, sowie auch in religiösen Formen weit voraus. Sie beweisen, daß man, ohne Atheist zu sein, dennoch abergläubische Gebräuche abschaffen kann. Sie genießen Achtung und selbst die Rabbinen sind ihnen nicht feindlich gesinnt.

Die Scheidungslinie, die bis jetzt zwischen den einheimischen und fremden Juden bestand, ist seit einiger Zeit nicht mehr so scharf gezogen, und trotzdem die Fremden zu den Gemeindebeiträ-

gen nicht verpflichtet sind, haben sie sich selbst eine Summe bestimmt, die sie zur Armenvertheilung geben.

Der Großrabbi von Konstantinopel veröffentlichte, durch die Anwesenheit des Freiherrn von Rothschild aufgemuntert, für die Hauptstadt und alle Provinzen Normen für Schulen und Verbesserungen. Konstantinopel besitzt bereits eine französisch-israelitische Schule, die durch Herrn Albert Cohn ins Leben gerufen wurde und allen Bedürfnissen dieser großen Hauptstadt entspricht.

Der kaiserliche Hat Humajum hat alle religiösen Kasten, bezüglich der Civilrechte gleichgestellt, und schon jetzt zeigen sich wohlthätige Folgen. Der Wunsch nach Schulen wird fühlbar, der Unterricht im Hebräischen unterliegt vortheilhaften Veränderungen, und selbst die türkische, sowie die französische Sprache wird bereits der Jugend gelehrt.

Andere Städte unseres Reiches, werden wie ich hoffe, nicht zurückbleiben, und so dürfen wir erwarten, daß ein großer Schritt nach vorwärts geschehen ist.

Doch wäre nötig dieses glücklich erreichte Bestreben zu unterstützen und aufzumuntern. Wie viele Edle haben sich bereits ihrer Glaubensbrüder im Orient angenommen. Mit welch glänzendem Beispiel geben die Familien Montefiore und Rothschild voran; mit welcher Thätigkeit und Aufopferung hat Herr Albert Cohn und Sie, geehrter Herr, im Namen der Frau von Herz-Lämel ihre Sendungen ausgeführt! Wie sehr war der Herr Philippson bemüht, durch seine Zeitung fürs Judenthum wohlthätige Werke für die heilige Stadt in das Leben zu rufen?

Die unglücklichen Israeliten des Orients sind, wie hier gezeigt wurde, nicht durch ihre eigene Schuld so tief gesunken. Um sich aus ihrer traurigen Versunkenheit aber emporzuarbeiten bedürfen sie materieller und geistiger Unterstützung, um dieses entmutigte Geschlecht nicht immer wieder sagen zu hören: „Wir können nicht, denn es fehlt uns an Mitteln.“ Ich meine nicht, daß mit Almosen zu helfen sei, vielmehr ist geistige Unterstützung nötig; keine Wohlthat für Einzelne, sondern eine Hülfe für das allgemeine Beste zu gewähren.

Ich möchte, daß auch zu uns geiſtvolle, energiſche Reiſende ſich wenden möchten, um unſere Verhältniſſe zu prüfen, die Rabbinen aufzumuntern, die Bevölkerung anzueifern.

Durch Ihre theilnehmenden Fragen angeregt, habe ich das Leiden meiner Brüder geſchildert und die Quellen angegeben, aus denen ihnen Hülfe zuſtrömen kann. Vielleicht gelingt es Ihnen, geehrter Herr! einmal eine Verbeſſerung für unſere Glaubensbrüder herbeizuführen. Ich ermächtige und bitte Sie, in Journalen, oder in anderer Weiſe meinen Bericht mitzutheilen, überhaupt Das zu thun, was Sie für den bezeichneten Zweck, als das Geeignetſte erkennen."

Galib Pascha.

Empfang. — Gastfreundschaft. — Ein schönes Bett. — Silberne Trinkschale.

Eine der angenehmsten Erinnerungen meiner Reise ist der Besuch und die Aufnahme im Hause Sr. Exzellenz Galib Pascha. Wenige Jahre zuvor befand er sich unter den Offizieren, welche die türkische Regierung nach Wien zu ihrer Ausbildung gesendet hatte. Mir wurde damals die ehrenvolle Aufforderung zu Theil, den Herren, ehe sie Wien nach mehrjährigem Aufenthalte verließen, eine Reihe von Vorträgen über deutsche Literatur zu halten. Die vorzügliche geistige Begabung des damaligen jungen Hauptmanns, die Gediegenheit seines Charakters brachte ihn dem Großherrn nahe. Nachdem er zwei Jahre sein Kammerherr war, stellte er ihn als Direktor der Militärschule in Konstantinopel an, die unter seiner Leitung die besten Erfolge erzielt.

Der Pascha besitzt in Ortaköi, auf einer den Posporus beherrschenden Anhöhe, ein schönes Haus und einen herrlichen Blumengarten, den er selbst pflanzt und pflegt. Ich brachte in diesen Räumen mehrere Nachmittagstunden und eine Nacht zu.

Der Pascha gab mir ein Rendez vous mit dem Dampfschiffe, das um 6 Uhr Abends nach Bujukdere fährt und an den einzelnen Vorstädten hält. Als ich mich ratlos in dem ungeheuren Gewühle der Brücke befand, hörte ich mich beim Namen rufen, ein türkischer Offizier trat an mich heran, den ich bald als

den Major Ali erkannte, der ebenfalls in Wien zu seiner Ausbildung und einer meiner Zuhörer war. Er war vor Kurzem von Paris zurückgekehrt, wo er als Sekretär des türkischen außerordentlichen Gesandten in den Konferenzen fungirte.

In der Kajüte des Schiffes erwartete uns bereits Galib Pascha, der sich in Gesellschaft des türkischen Kriegsministers, eines kräftigen, schönen Mannes befand, der höchstens das vierzigste Jahr erreicht hatte.

Am Ufer wartete ein prächtiger Schimmel des Paschas, den er mir anbot, um die etwas beschwerliche Höhe, auf der sein Haus liegt, hinanzureiten.

Als ich die Höflichkeit ablehnte, gingen wir gemeinschaftlich zu Fuß hinan und wurden, weil ich es mir so erbeten hatte, in streng türkischer Weise bewirtet.

Nur ein Verbot des Korans wurde übertreten, indem wir Champagner tranken; um so strenger wurde die Klausur des Harems beobachtet.

Der Pascha, ein in Wien in den anmutigsten Kreisen stets willkommener Gast und mit den Sitten des Salons wohl vertraut, war, in sein Vaterland zurückgekehrt, in seinem Hause ein rechtgläubiger Moslem geblieben. Ich sah die Dame des Hauses nicht, und es wurde ihrer auch mit keinem Worte erwähnt, selbst als der Pascha seine Kinder, ein Mädchen von zwei Jahren und einen jüngern Knaben bringen ließ, um mir sie zu zeigen. Ich wagte nur die Frage, ob das idealschöne Töchterchen der Mutter ähnlich sehe?

Im Salon, wo wir auf niedrigen Divanen saßen, hingen Abbildungen von österreichischen Landschaften und stand ein Bibliothekkasten, wie er schwerlich bei vielen Paschas des türkischen Reiches zu finden sein dürfte, mit den Werken deutscher Klassiker und Strategen gefüllt.

Als eigenthümlich will ich des Bettes erwähnen, auf dem ich schlief. Auf den Estrich eines lichten Zimmers waren drei wollene Matrazen gelegt, die beiden unteren rot, die obersten violett. Ueber diese lag ein weißseidenes Bettuch, zu Häupten drei präch-

tig gestickte seidene Polster. Eine rot seidene Decke mit goldenen Rosen gestickt war über das Ganze gebreitet.

Ueber dem Bette lag ein großblumiger, seidener Schlafrock, der nur bis an die Kniee reichte und mit einem breiten roten Goldgurte zu befestigen war. Ein weißer Fez mit einem bunten Tuche zu umwinden, gelbe Pantoffeln vollendeten die vorbereitete Nachttoilette.

Leicht begreifliche Rücksichten der Gastfreundschaft, lassen mich die interessanten Mittheilungen über Zustände und Personen der türkischen Hauptstadt nicht veröffentlichen; aber eines darf ich dankbar aussprechen, daß mir noch nie im Leben eine so herzliche und ununterbrochene Gastfreundlichkeit zu Theil geworden ist. Immer angenehm, widmete mir der Hausherr fort und fort die liebenswürdigste Aufmerksamkeit, selbst in Dingen, die in europäischen Häusern meist den Dienern überlassen werden, wodurch sie so sehr an Reiz und Wert verlieren.

Der Abschied überbot aber noch Alles an Herzlichkeit. Es war eine förmliche Klage darüber, daß ich nicht länger weile, daß ich nicht gleich bei meiner Ankunft die Gastfreundschaft angesprochen habe. Wir fuhren mit dem Dampfboote an die Brücke. Der Pascha wollte nicht Abschied nehmen, indem er mich noch in meinem Hause sehen wollte.

Er kam am folgenden Tage, als ich zu meinem wahren Leid nicht bei Hause war. Er ließ mir eine kostbare silberne Trinkschale zurück, um, wenn ich durch die Wüste ging, mich ihrer zu bedienen.

Abreiſe von Konſtantinopel.

Konſtantinopel im Ferngläſe. — Sonnenuntergang eine ſichtbare Muſik. — Der Morgen auf dem Deck. — Thätin als Seereiſende. — Baſchi Bozuks. — Morgengebet.

Nach einem herzlichen Abſchiede von der liebenswürdigen Familie meines trefflichen Landsmannes ging ich mit ihm, der die Fahrt bis Smirna mit mir unternahm, am 29. April um 3 Uhr an Bord des Schiffes.

Um 4 Uhr wurden die Anker gelichtet. Wir fuhren durch das goldene Horn, um das alte Serail hinaus, auf der glorreichſten Waſſerſtraße der Welt in das weiße Meer. Ich ſtand auf dem Hintertheile des Schiffes, um noch einmal das große Bild in mir aufzunehmen, für deſſen kühne Phantaſtik mein Geiſt ſich nicht abgeſtumpft hatte, ſo oft ich es auch ſah. Es bedurfte zwei und einer halben Stunde raſchen Segelns auf ſpiegelglatter See, bis die letzte Spur, der leiſeſte Schatten der Weltſtadt im Ringe meines kleinen Ferngläſes verſchwunden war.

Von dieſer untergegangenen Welt wandte ich mich einer anderen zu, die blutrot ſterbend auf den dunkelblauen Wogen des Meeres lag.

Wer zuſieht, wie ſich der Himmel langſam vorbereitet, um die Sonne fallen zu laſſen und dann, wenn es geſchehen iſt, die Zauber des Lichtes betrachtet, den wunderbaren Geſtalten der

Wolken folgt, bis es allmälig Nacht wird und die silbern funkelnden Sterne aus ihrem schwarzen Füllhorne hinfließen — wer mit schauender Seele diese erhabene, geheimnißvolle That der Natur in sich empfängt; dem ist es als ob er eine stille Musik, schwebend über sich sähe. Farben und Lichter in selig zerfließenden Uebergängen, Wolken und Sterne, die Klangfiguren von Tönen, die jenseit derselben gesprochen werden, und als ein sichtbarer Wiederhall Frieden und Ruhe in die Seele fließen, damit sie mitbeginne im seligen Reigen der Sphären zu schwingen.

Es war noch Nacht als wir an Gallipoli vorüberfuhren.

Bei den ersten Strahlen des Morgens stieg ich aufs Verdeck; das auf dem zweiten Platze von orientalischen Männern und Frauen überfüllt war. Noch lagern alle auf Teppichen und Polstern rings umher. Die Frauen, manche mit Kindern, in geschiedenen Abtheilungen, die durch Waarenballen oder Kisten gebildet waren. Aermere Türken und Sklaven lagen auf den harten Dielen des Decks und hatten höchstens unter dem Haupte irgend ein zerschlissenes Teppichstück. Es mochten alle Völker des Orients durch Farbe und Tracht hier vertreten sein und boten einen eben so malerischen als fremdartigen Anblick. Neben den Gruppen lagen oder lehnten Waffen, Pfeifen, Küchenvorräthe, Töpfe, Kannen u. dergl.

Die Türken nehmen nur in höchst seltenen Fällen einen Platz in den Kajüten, theils, weil sie billiger reisen wollen und sie an eine größere Sicherheit glauben, wenn sie Angesichts von See und Himmel reisen. Bei schöner Witterung geschieht es wohl auch wegen der freien Luft, die sie der gesperrten in den Kajüten vorziehen. Endlich speisen sie mit anders Gläubigen nicht. Ihre Diener oder Sklaven bereiten ihnen ihr einfaches Mahl, das aus Reis, Käse, Eiern, Oliven und Kaffee besteht. Ich sah während achttägiger Fahrt nicht Einen von den Hunderten, die mit uns fuhren, Fleisch essen.

Einen eigenthümlichen Anblick bot eine gewaltige Gruppe

von 300 Baschi Bozuks, die aus dem Krimmfeldzuge heimkehrten. In ihrer Mitte auf hohen Polstern, die mit einem bunten Teppich bedeckt waren, lag ihr Führer, eine recken-hafte Gestalt mit egyptisch braunem Angesichte. Der blitzende Halbmond-Orden und das Offizierskreuz der französischen Ehren-Legion waren an der Brust des Tapfern sichtbar, zu seiner Linken lagen ein krummer Säbel und silbereingelegte Pistolen.

Noch schliefen Alle und es mochten seltsame Träume sein, die durch ihre Seelen zogen. Sie waren unter ihrem heldenhaften Führer, 3000 an der Zahl, mutige junge Männer ausgezogen und kehrten jetzt, nur 300 in ihre Heimat zurück.

Die Schiffsglocke gab das übliche Stundensignal. Der Führer, mitten in seiner an die Termopylen erinnernden Zahl von Kriegern, erwachte zuerst. Er griff nach einer der Pistolen und feuerte sie ab. Die um ihn Lagernden sprangen empor.

Die Sonne war eben im Aufgehen. Die Männer schöpften Wasser aus der See, nahmen die üblichen Waschungen vor und das Angesicht nach Mekka gewendet, knieten sie und berührten fünfmal das Deck mit ihren Stirnen.

Dasselbe that ihr Führer, nachdem sein schwarzer Sklave einen kostbaren Teppich vor ihm ausgebreitet hatte.

Jetzt wurde Alles wach auf dem Schiffe und es begann jenes geschäftige Nichtsthun, ein Schauen und Beobachten dem sich der Seefahrer gerne hingiebt, bald allein in seine Gedanken verloren, bald in Gesprächen mit einzelnen Gefährten, oder mit ganzen Gruppen.

Um 9 Uhr Morgens fuhren wir durch die Dardanellen und bald durch die Sporaden, die schönen Inseln des Archipelagus. Wir sahen die schöne Vierinselgruppe der Kaninchen, das waldige Imbros, das alte Samothrake, Lemnos, die antike Schmiede Vulkans, das im trojanischen Kriege berühmte Tenedos.

Mytilene.

Ein gefatteter Türke. — Ein zurückgebliebenes Pferd. — Smirna. — Die Karawanenbrücke. — Die erſten Mairoſen. — Kirche der Armenier. — Hoſpital der Griechen. — Der öſterreichiſche Generalconſul.

Nach Mittag erreichten wir Mytilene; der Vapor hielt Angeſichts der Stadt.

Von der See empor und lang hin auf Hügeln geſtreckt gewährte die Stadt den freudenreichſten Anblick. Aus weißem Stein gebaut erhebt ſie ſich ſchimmernd aus einem Walde von Oelbäumen, aus Orangen- und Zitronengärten. Zur Rechten beherrſcht einen Hügel ein Kaſtell mit flachen Zinnen. Aus ſeinem viereckigen weißen Thurme ragt eine Zipreſſe hoch über ihn weg, wie ein gefangener grüner Rieſe, dem nur der freie Ausblick gewährt iſt. Zur Linken hin von der See, hinauf bis zu bedeutender Höhe, auf grünen Hügeln, einzeln und in Gruppen ſtehen Landhäuſer, deren jedes einen flachen Thurm hat, zu dem von Außen der Treppen führen. Aus der Stadt ſelbſt blinken zwei weiße Minarete vor einer ſchön bekuppelten Moſchee empor. Und all dieſe Gärten und Häuſerpracht, die Thürme und Zipreſſen, Kaſtell und Minarete überragt ein Bergkamm mit einem ſchwarzgrünen Fichtenwalde.

Nur eine halbe Stunde war uns der beſeligende Anblick gewährt, bis Waaren vom Hafen der eingenommen und andere vom

Bord geholt waren. Ein Zufall erheiterte die ganze Schiffsbevölkerung, wiewohl ſie mit dem greiſen Manne, den er traf, Mitleid hatte.

Ein Türke ließ ſich in einem Boote an unſern Bord rudern, um mit uns bis Cypern zu fahren. Er ſtieg die Schiffstreppe mühſelig empor, denn er trug einen zierlichen Pferdeſattel auf ſeinen Schultern und in jeder Hand Polſter, Teppich und Tſchibuk. Kaum war er an Bord, als das Zeichen zur Abfahrt erſcholl. Die Maſchine fing lärmend zu arbeiten an, der Schlott wirbelte gewaltige Dampfwolken hinaus. Da fing der neue Reiſende laut zu ſchreien an, man möge halten, denn es komme ihm ſein Reitpferd, das er in Cypern verkaufen wolle, in einem Boote nach. Wir ſahen ein Boot vom Hafen abſtoßen, darin ein Pferd ſtand, von vier Ruderern aus allen Leibeskräften ſich heranarbeiten; aber zu ſpät! Der Mann ſchrie in verwirrtem Schmerze: „Warum iſt nicht lieber mein Pferd auf dem Schiffe und ich im Hafen!“

Er ließ Polſter, Teppich und Tſchibuk aus den Händen fallen und den Sattel vom Nacken nehmend, hob er ihn mit beiden Händen hoch empor und ſchrie und weinte: „Allah, Allah!“

So mag ein Mann, dem der Blitz ſein Kind getödtet hat, es empor halten und Gott fragen, warum er ſo Entſetzliches über ihn verhängt hat!

Gegen drei Uhr Morgens raſſelte der Anker unſeres Schiffes in den Hafengrund von Smirna.

Wir verließen den Bord um ſieben Uhr Morgens und ritten ſogleich an die Karavanenbrücke, um zu frühſtücken. Man ſagte uns, daß wir die ſchöne Welt Smirnas heute, weil es erſter Mai ſei, da verſammelt finden würden. Durch das bunte Gewirre des Bazars und der Stadt gelangten wir nach einer halben Stunde zu der Brücke, die auf Einem ſteinernen Bogen ruhend, von eiſernen Geländern umgeben iſt und die durch den ſtolzen Namen: Karavanenbrücke in unſerer Fantaſie wachgerufene Vorſtel-

lung nichts weniger als befriedigte. Wir meinten einen großartigen Bau zu finden, über den unabsehbare Züge von Kameelen und Maulthieren, beladen mit allen Schätzen des Morgenlandes, hinzögen, während die Karavanenbesitzer in buntesten Trachten, verschleierte Frauen und gefesselte Sklaven auf Dromedaren, oder Pferden reitend, das Auge nicht ruhen ließen.

Während eines zweistündigen Aufenthaltes an dieser Brücke, sahen wir nicht einen Menschen, nicht ein Thier über dieselbe schreiten. Jenseit derselben lagen etwa zwanzig Kameele, träg wiederkauend, schienen sie auf irgend eine Last zu harren.

Die Brücke wölbt sich über einen schmalen Bach, dessen Ufer mit Bäumen bepflanzt sind. Wir nahmen unter einer riesigen Eiche Platz. Uns gegenüber, jenseit des Baches, erhoben sich schwarzgrüne Zypressen, über Grabermonumenten.

Einige Hundert Menschen, Männer und Frauen, alle französisch gekleidet, saßen an kleinen Tischen unter Bäumen und tranken schwarzen Kaffee, der von einer offenen Bude der ihnen nebst Nargile oder Tschibuk gereicht wurde.

Jede der Frauen hielt einen Rosenstrauß in der Hand und so alle Frauen, denen wir während des ganzen Tages begegneten. Duftigrote Signale, daß es der erste Tag des Wonnemondes sei.

Wir besuchten nach unserer schönen Morgensiesta eine eben im Baue vollendete Kirche der Armenier, die reich und großartig auf weißen marmornen Säulen ruhend, ein schönes Beispiel orientalisch modernen Baustyles ist.

Im zweckmäßig eingerichteten Hospitale der Griechen, dessen luftige hohe Krankensäle einen schön beschatteten viereckigen Hofraum im ersten Stockwerke umgeben, war uns der griechische Arzt Herr Dr. Mandaga ein freundlich belehrender Führer.

Unſer Tagebuch enthält manche intereſſante Beobachtung und Erfahrung, die wir in für ſolchen Stoff geeigneteren Blättern, als die vorliegenden einzeichnen wollen.

Eine heitere Stunde verlebten wir beim öſterreichiſchen Generalconſul Herrn von Steinle, der mit ſeiner geiſtig beweglichen Gattin, ſich eben zur Reiſe nach Europa vorbereitete.

Beim Bruder meines Gaſtfreundes aus Konſtantinopel, zu Tiſche geladen, hatte deſſen Gattin, eine ſchöne Griechin, die Aufmerkſamkeit für die Gäſte, den Teller eines Jeden mit einem Roſenkranze zu umwinden, weil es erſter Mai ſei; während ſie ſelbſt von einem Kranze ſchöner Kinder umgeben da ſaß. Der Hausherr dagegen labte uns mit den Düften der berühmteſten morgenländiſchen Weine, damit wir merken, was die Sonnenglut für Gluten in der morgenländiſchen Erde wecke.

Um 4 Uhr am Bord, erwies mir der kaiſerlich öſterreichiſche Generalconſul die Ehre ſeines Gegenbeſuches. Die Schiffsbevölkerung vermehrte ſich immer mehr, und eine große Anzahl von Freunden und Bekannten kam um Abſchied von ihr zu nehmen.

Das Deck war überfüllt, bis das Zeichen zur Abfahrt erſcholl. Ein Drängen, ein Umarmen, da und dort eine weinende Geſtalt. Fünfzig Boote nahmen die Zurückbleibenden auf und ſchwankten hin durch die blaue Fluth, aus ihnen winkten noch bunte Tücher Abſchied und wir ſelbſt fuhren zum zweiten Male aus dem prächtigen Hafen von Smirna hinaus.

Samos.

Juno und Mönchspfeffer. — Berühmte Bäume. — Baschi Bozuks als spanische Wand. — Ein origineller Arzt. — Ein neugeborenes Kind. — Kos. — Hippokrates und Windmühlen. — Schweigen das Beste. — Platane.

Am vierten Tage der Reise fuhren wir durch das glanzvollste Meer, an Samos vorüber. Hier wurde unter dem Schatten eines Agnus castus, deutsch wegen seines Keuschheit beschützenden Samens Mönchspfeffer genannt, die „ochsenäugige" Göttin geboren und ihr der prachtvollste Tempel des Alterthums, das Hereion, errichtet. Wie der Stumpf des heiligen Oelbaums, den „Zeus blauäugige Tochter Pallas Athene" im Wettkampfe schuf, im Erechtheion auf der Akropolis verehrt wurde, so hier der die Geburt Juno's beschattende Keuschlammbaum.

Es hat noch Niemand unseres Wissens daran gedacht, die Legenden und Biographien aller berühmten Bäume der Erde zu sammeln und mit ihrer Abbildung, auch vom naturhistorischen Standpunkte aus, zu betrachten und zu schildern.

Noch grünt die Terebinthe in Mamre, unter welcher der Patriarch saß und die Botschaft der drei Wanderer empfing. Dieselben Zedern des Libanon rauschen noch, wie einst dem tempelbauenden Könige in Juda. Die Sykomore in Heliopolis, wo

Maria ausruhte, noch trägt sie purpurgoldene, süße Früchte. Die Oelbäume im Garten von Gethsemane treiben nach achtzehn Jahrhunderten noch Legenden heilige Blätter. Wer weiß nicht vom Kastanienbaum auf dem Aetna, von der Eiche in Böhmen, unter welcher in einer Sturmnacht der wilde Ziska geboren und darum verehrt wurde, bis sie Josef II. fällen ließ. Erst in unseren Tagen wurde eine andere berühmte Eiche vom Blitze zerschmettert, in deren Schatten der kranke Dichter des befreiten Jerusalem träumte. Die junge, morgenrote Freiheit Nordamerikas, wurde sie nicht unter einem blütenduftigen Apfelbaume geboren? Ein Lorbeerbaum war es, den dalmatische Mönche lange in ihrem Kloster zeigten, mit dessen einem Zweige Julius Cäsar sich krönte; ein Lorbeerbaum übergrünte noch das Grab des unsterblichen Maro, als ich es einst, ein Pilger ins gelobte Land der Kunst, auf dem meerumrauschten Posilipp begrüßte. Nicht so alt, doch historisch merkwürdig ist der Baum, den man mir auf den Borromäischen Inseln zeigte, in welchen der gewaltige Cäsar unseres Jahrhunderts, sinnend mit einem Messer das Wort „Vittoria" schnitt und dann ging, um die Schlacht von Marengo zu schlagen.

Welche große, heilige, süße Legenden und Geschichten der Welt knüpfen sich an diese Bäume allein, deren Zahl eine noch hundertfach größere ist, die noch überdies fast jede einer anderen Art angehören und die mannigfaltigsten naturhistorischen Betrachtungen und Belehrungen zulassen.

Von allen alten Völkern der Erde, vom Feigenbaume im Paradiese begonnen, wurde den Bäumen ein fast heiliger Dienst geweiht. Nicht ihre Menschengeschlechter und Zeiten überdauernde Kraft allein macht sie ehrwürdig; sie sind die Symbole der Menschheit selbst und es ist dafür gesorgt, sagt der Dichter, daß sie und diese nicht in dem Himmel wachsen!

Solche Fantasien und Gedanken vom fest Wurzelnden beschäftigen uns auf dem ewig Beweglichen.

Auf dem Vorderdecke entstand eine eigenthümliche Bewegung der Mohammedaner. Ich eilte hinzu und erfuhr von den Mün-

nern, daß ein schöner Menschenbaum so eben die heilig süßeste Frucht abschütteln wolle.

In einer der geschilderten Frauenabtheilungen lag eine junge Frau von zwei schönen Knaben, einer weißen und einer braunen Sklavin umgeben. Ein schwarzer Eunuch besorgte alle Bedürfnisse dieses kleinen Harems.

Die weiße Sklavin spielte Violine, vielleicht um die Kinder, die ihre Mutter weinen hörten, zu zerstreuen, vielleicht um die Klagen der Frau zu übertönen. Es herrschte ein ehrfurchtsvolles Schweigen unter den Mohammedanern. Der Führer der Baschi Bozuks stellte fünfzig seiner Männer in einer Doppelreihe, mit dem Rücken der Frau zugewendet, auf, so daß sie jedem Blicke entzogen war.

Wir waren drei Aerzte auf dem Schiffe: Dr. Rosenberg, ein ehemaliger kaiserlich österreichischer Militäroberarzt, der für eine, jede Waffenthat weit überragende Tapferkeit die goldene Medaille erhielt. Der Typhus wütete im Hospitale und raffte mit den Kranken die Aerzte dahin. Er stand mitten in dem Todtendampfe, denkend, helfend, tröstend. Er lebt jetzt, nach vollendeter Dienstzeit, als viel gesuchter Arzt in Aleppo und wollte während des Krieges in türkische Dienste treten. Die Nachricht des Friedens erreichte ihn in Konstantinopel und so kehrte er wieder nach Aleppo zurück.

Dr. Hausbüchler, ein Steiermärker von Geburt, der Sohn wohlhabender Eltern, verlor frühzeitig das Gehör und reiste durch alle Welt, selbst nach Amerika, um bei berühmten Aerzten — vergebens Hülfe zu suchen. In der Schweiz fing er an, sich mit der Anatomie des Gehörs zu beschäftigen und fand solchen Gefallen an ärztlichen Studien, daß er sie eifrig fortsetzte und sich endlich in Bukarest, als praktischer Arzt niederließ. Von aller lauten Verbindung mit der Welt abgeschnitten, nur auf die inneren Stimmen lauschend, bildete sich in ihm eine eigenthümliche Anschauung vom Leben und von der Wissenschaft aus.

„Mein Auge" ſagte er, „hört und ich verſtehe ſelbſt fremde Menſchen, wenn ſie zum erſten Male mit mir reden. Ich entbehre nichts, was ſich dem Menſchen durchs Gehör offenbart, ſelbſt Töne von Inſtrumenten, wenn ſie von menſchlichen Lippen nachgeahmt werden, tauchen in meiner Erinnerung wieder empor. Noch nie bereitete es mir eine trübe Stimmung, daß ich nicht höre. Man kann ſich die Welt, auch nur mit vier Sinnen erobern."

Er verhielt ſich ſtets ſchweigend aber angeſprochen, gab er heiter ſeine Gedanken, ohne Demjenigen, mit dem er redete, viel Zeit zu laſſen, zu ihm zu ſprechen. Merkwürdig war, daß er nicht verlernt hatte, vollkommen deutlich zu ſprechen und nicht, wie gewöhnlich des Gehörs Beraubte, unangenehm ſchrie. Seine ganz abweichend originellen Anſichten über Krankheiten und Mittel, ſeine in ſich ruhende Zuverſicht, die niemals verlegen iſt, ſich als Apoſtel neuer Ideen auszuſprechen, haben ihm, wie jedes Seltſame, manches Vertrauen zugewendet. Er entwickelte Anſichten, welche nicht ſelten geiſtreich waren, die aber weder die alte noch die moderne ärztliche Schule theilen möchte. Merkwürdig war ſeine Art und Weiſe, ohne Begleiter, ohne einer anderen als der deutſchen Sprache mächtig zu ſein, zu reiſen. Er betrachtete ſeine Pilgerfahrt nach Jeruſalem, die Vielen als etwas Außerordentliches und Beſchwerliches erſcheint, wie eine kurze und heitere Spazierfahrt. —

Wir hatten uns, wie dies auch alle Mohammedaner thaten, vom Vorderdecke zurückgezogen, ſo daß nur die geſchilderte Gruppe hinter der militäriſchen Mauer der Baſchi Bozuks auf demſelben blieb. Jetzt hörten wir das Schreien eines neugeborenen Kindes. Die Geige der Sklavin verſtummte, die Mohammedaner dankten Allah und eine heitere Stimmung, eine lächelnde Freude ging durch den ganzen Schiffsraum.

Es war rührend anzuſehen, wie der ſchwarze Sklave das neugeborene Kind — es war ein Knabe — dem Führer der Baſchi Bozuks reichen mußte. Dieſer nahm es auf die Arme, hob es freudig empor und dann ging es von Arm zu Arm ſeiner Sol-

daten, die Wache gehalten hatten, daß kein Auge die junge Mutter mit einem neugierigen Blicke entweihe. Die Freude glänzte auf den braunen, gutmütigen Angesichtern der jungen Krieger über das neue junge Leben, die so viele Leben ihrer Brüder und Freunde auf dem Schlachtfelde und bei Belagerungen verloren hatten.

Wir fuhren durch die schönste See. Bald thaten sich weite Buchten auf, die in der Ferne durch Felsenwände geschlossen schienen; zu ihnen gelangt, führte uns eine nicht bemerkte schmale Wasserstraße wieder zwischen neue Inselgruppen. Auge und Fantasie waren fort und fort in angenehmster Weise beschäftigt. Die See zeigte kaum die Bewegung eines Stromes.

Wir näherten uns Kos.

Eine lang gestreckte Gartenebene, hinter der sich Hügel mit Olivenwäldern erheben, bis sie zu kahlen Felsen ansteigend, diesen die Herrschaft überlassen, und das Eiland krönen, so stellte sich uns Kos dar.

Die Stadt Kos, aus kleinen, weißen Häusern bestehend, aus denen ein schlankes Minaret aufragt, liegt am Ufer, ein viereckiges Kastell, klein und niedrig, schützt sie. Sieben Windmühlen bewegten ihre Flügel.

Dr. Hausbüchler wies, mit dem ihm eigenen Humor, auf sie hin: „Sehen Sie die Symbole Ihrer Satire Hippokrates, dessen Geburtsort vor uns liegt. Haben Sie nicht auch gegen die Charlatane, gegen die Unwissenheit, gegen den Mangel der Bildung der Aerzte vergebens gekämpft! Ließen Sie nicht den weisen Ahnherrn unserer Kunst — sehen Sie doch wie der Wind die Flügel dreht! Oder bedeuten diese sieben Windmühlen die sieben Weisen Griechenlands? Ein Weiser lebte auf Samos, an dem wir vorübergefahren sind, der hielt das Schweigen für das Höchste. Ich bin da im Vortheile gegen Diejenigen, die den Wahnsinn der Welt hören und zum Widerspruche gereizt werden. Ich habe es nur mit mir selbst und — genug zu thun und schweige. Der schönste der goldenen Sprüche des Pythagoras ist

das Gebot des Schweigens. Wie viele Stimmen überhört der Mensch, die in seinem Innern reden, weil er die Außenwelt hört. Sind diese Stimmen nicht die Sphärenmusik des Pythagoras, die nur von Eingeweihten, von Schweigenden, die in sich selbst hinablauschen, vernommen wird?"

Der Kapitän trat hinzu und bedauerte, unseren Wunsch, Kos zu betreten, nicht erfüllen zu können; er fürchtete, nicht zu rechter Stunde in Rhodos zu landen. Wir batten ihm, da er sich etwas unwohl fühlte, versprochen, auf den Ruinen des Aeskulaptempels sitzend, oder unter der uralten Platane, von welcher die Sage geht, daß der berühmteste Arzt der Welt unter ihr zu ruhen pflegte, ein Conzilium über ihn abzuhalten.

Siehe da wieder einen berühmten Baum!

Rhodos.

Der Koloß und der Jude. — Die Ritterstraße. — Dr. Hädenberg. — Rhodos unter Feuerflammen. — Lederne Menschen. — Ein Pelz des Sultans. — Ein jüdischer Färber aus Oesterreich. — Fromme Aszetik. — Vom ewigen Leben. — Schöner Wunsch. — Vogelsang zur See. — Böhmisches Fluchen.

Wir waren mit Sonnenaufgang auf dem Verdecke und befanden uns dem großartigen Rhodos gegenüber. Thürme, Kastelle, Bastionen, Minarete, Gärten, Trümmer, da und dort eine Palme, Schiffe mit türkischer, griechischer und jonischer Flagge gewährten einen fremd prächtigen Anblick. Wir sahen eine Szene, bevölkert von den goldenen Gestalten der Mythe, von den blonden Söhnen des Sonnengottes begonnen, bis herab zu den ehernen Gestalten der Johanniterritter.

Es waren uns nur zwei Stunden gegönnt, um auf der Insel zu weilen, welche die Alten die rosen- und schlangenreiche, die traubengestaltige und selige nannten. Die Telchinen auf Rhodos, bildhauende Zauberer, gaben zuerst dem Steine menschliche Gestalt und verstanden diesen zu beseelen. Am trojanischen Kriege theilnehmend nennt schon Homer drei Städte der Insel, die sich mit wenig verändertem Namen bis heute erhalten haben. In allen großen Geschicken der alten Welt mitspielend, ist die Insel die Szene von geschichtlichen Begebenheiten, die durch zwei

Jahrtausende gehen. Noch ist uns die Rede des Demosthenes erhalten, die er für die, für Freiheit begeisterten Rhodiser hielt, als sich die mutige Königin Artemisia ihrer bemächtigte. Die Rhodiser kämpften gegen Karthago, gegen Xerxes, gegen Alexander den Großen; sie hielten es mit Pompejus gegen Cäsar. Die byzantinischen Kaiser, die Sarazenen, Genua bemächtigten sich nach den Römern der Insel. Die mutigen Kämpfe der christlichen Ritter — dieser Koloſſe gegen den Koloß des türkischen Barbarenthums — sind weltbekannt.

Wir ließen uns ans Land rudern, um die Stadt zu sehen. Es war ein langer Weg um die Umfangsmauer derselben in der schon früh drückenden Glut der Sonne. Ihre Stralen schienen es rächen zu wollen, daß der dem Sonnengotte geweihte Koloß von der Erde verschwunden ist. Neunhundert Kameele eines Juden von Emesa trugen, vor elfhundertsechsundachtzig Jahren die metallenen Trümmer aus dem Sande fort, wo sie neunhundert Jahre unbeachtet lagen. Nur sechsundfunfzig Jahre ragte der Koloß empor, bis ihn ein Erdbeben umstürzte.

Wir gelangten auf unserem Gange an einen Friedhof. Eine Palme warf ihren Friedenschatten über die Gräber, auf denen zahlreich rote Mohnblumen, hier als die Symbole des ewigen Schlafes, blühten. Den Moslem mögen sie wohl an die beseligenden Träume des Opiumrausches mahnen und mit ihren roten Lippen auffordern, die Wonnen des irdischen Lebens zu genießen.

Große Zimmerplätze, wo kleine Schiffe gebaut wurden, nahmen uns auf; hier arbeiteten, wie es eben die Sonnenhitze zuließ, fleißig eine Anzahl Zimmerleute. Sonst begegneten wir Niemandem und lenkten endlich durch ein Thor in schmale, durch sehr hohe steinerne Gebäude gebildete Straßen ein. Wir wollten zur Strada dei Cavalieri. Mehrere halbnackte Neger, denen wir begegneten, verstanden unsere Fragen nicht, bis uns ein Mädchen versprach, uns dahin zu führen. Nach längerem Gehen befanden wir uns in einem prächtigen Herrenhause, in welchem, sagte uns das Mädchen, der Cavaliere wohne. Sie hatte uns mißverstanden und wir befanden uns in der verdrüßlichsten Stimmung.

Die Strada dei Cavalieri war sehr fern, die uns gegönnte Frist des Landaufenthaltes bald zu Ende, und Rhodos zu verlassen, ohne wenigstens jene Straße mit der Johanneskirche gesehen zu haben, wäre uns ein Schmerz gewesen.

Des Spruches eingedenk: „Hic Rhodus, hic salta“ liefen wir mehr, als wir gingen und langten schweißgebadet in der denkwürdigen Ritterstraße an.

Mäßig emporsteigend zeigt sie, zur Rechten und zur Linken massiv aus Stein aufgeführte Gebäude, die eher Kastelle, als eigentliche Wohnhäuser sind. Schöne Thore führen in gewaltig gewölbte Hallen, schwere Steintreppen durch dunkle Gänge zu Terrassen und Sälen. Die meisten dieser Häuser waren unbewohnt; die bewohnten bieten die Fenster mit geschmacklos hölzernem Gitterwerke verschlossen, um die Frauen des Harems vor dem Anblicke der Vorübergehenden zu schützen. An einzelnen dieser burgartig gebauten Paläste waren die Wappen ihrer einstigen Besitzer in Stein gemeißelt, deren Familiennamen noch in Europa erhalten sind.

Das Pflaster der Straße, durch welches die Sporen der Rhodischen Ritter klirrten, ist noch theilweise erhalten. Wir steigen die Straße, in der die Einsamkeit zu wohnen scheint, langsam empor und gelangen an ein malerisch verfallenes Portal, das die Höhe der langen und breiten Straßen, wie eine Triumpfpforte beherrscht. Wir treten durch dasselbe und vor uns gegen links steht die schön gebaute Johanneskirche. Es ist uns nur durch ein Fenster hineinzusehen gegönnt. Zu einer Moschee umgewandelt, zeigt sie prächtige Säulen, die barbarisch übertüncht, nur an manchen Stellen, wo der Kalk abfiel, zeigen, daß sie von Marmor sind.

Das Hospital der Ritter ist ein Speicher für Getreide und der Palast des Großmeisters ist ein Schutt- und Steintrümmerhaufen.

So sahen wir die Stadt am 3. Mai des Jahres 1856; noch gewaltig in ihren Ruinen, ehrfurchtgebietend durch die Erinnerungen, die sich an sie knüpfen.

Unsere Zeit war bald abgelaufen, wir eilten durch den nicht sehr lebhaften Bazar, zum Hafen zurück. Hier legte ich noch einen Empfehlungsbrief des Direktors des kaiserlichen Antikenkabinettes in Wien an den Arzt und dänischen Consul Hädenborg in sichere Hände mit der beigefügten Versicherung, daß ich es als einen Verlust betrachte, mich ihm nicht persönlich vorstellen zu können. Wir haben von Herrn Hädenborg ein Werk über Rhodus zu erwarten, das vieljährige Studien über Geschichte, Kultur, Kunst und soziales Leben auf der Insel enthalten wird. Gewiß werden wir auch aus demselben Einiges über die Juden, deren 500 in der Stadt leben sollen, erfahren, deren Verhältnisse und Zustände in Europa fast gar nicht bekannt sind.

Das Boot unseres Dampfschiffes harrte noch auf das Postpacket und so konnten wir einen in offener Bude bereiteten Kaffee als Frühstück einnehmen und einige alte christliche Münzen von einem Griechen erwerben.

Um 8 Uhr Morgens dampften wir aus dem Hafen und blieben so lange auf dem Hinterdeck, bis die Stadt unseren Blikken entschwunden war und die Insel langsam zu versinken begann.

Wir haben nicht ohne Grund es niedergeschrieben: „So sahen wir die Stadt am 3. Mai 1856."

Bald nach unserer Abreise

„stürzte Rhodus unter Feuerflammen."

Ein ungeheures Pulverdepot, das noch aus den Zeiten der Johanniter herrührte und den Türken unbekannt, oder von ihnen vergessen worden war, ging plötzlich in Feuer auf. Das donnernde und krachende Getöse, die heftige Bewegung des Bodens, die schäumende Brandung der See ließen die Bewohner im ersten Augenblicke glauben, daß, wie wenige Jahre zuvor, die Erde wieder bebe. Wie ein kochender Vulkan warf es Hagel von Quadern, Säulen und Bäume empor, die niederschmetternd Gebäude zusammenbrechen machten und Menschen tödteten. Die Bevölkerung der Stadt stürzte auf die Straßen, die fast tiefe Finsterniß deckte, vom Pulverdampfe herrührend und nur erleuchtet, wenn glühende

Meteore über sie hinflogen. Jeder blieb auf der Stelle stehen, auf der er sich eben befand, blaß, zitternd, den Tod, das jüngste Gericht erwartend. Es dauerte viele Minuten lang, in denen es Untergang der Welt zu sein schien.

Der erstickende Qualm und Rauch fing an sich zu verziehen. Die tobenden Schrecken hörten auf, nur da und dort nachberstendes Krachen — die Stadt war ein Trümmerhaufen.

Die Ritterstraße, der Siegesbogen, die Kirche und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen sind nicht mehr. —

Die Kajüte bot in den Stunden der gemeinsamen Zusammenkunft wenig Zerstreuung. Zwei Amerikaner, Oheim und Neffe, waren unsere Gefährten. Sie kamen an Bord, ohne den Kapitän oder irgend Jemanden zu grüßen. Sie setzten sich zum Thee, standen wieder auf, ohne die übrige Gesellschaft zu bemerken. Wir beobachteten streng dasselbe Benehmen gegen sie, während einer achttägigen Seefahrt und fast immerwährender Begegnung. Die beiden Männer schwiegen aber auch gegenseitig. Der Jüngere pflegte gewöhnlich zu fragen: „vo you like tea?“ Der Aeltere erwiderte: „Yes, Sir!“ und dann schwiegen sie wieder, als ob sie nach diesem gewaltigen Gedankenaustausche ermüdet, wieder neue geistige Kolonnen in ein neues Gespräch führen wollten. Zuweilen kürzten sie das oben angeführte Gespräch in sorgsamster Schonung ihrer Sprachwerkzeuge ab, und der Jüngere fragte den Aeltern, wenn er den Thee zu schlürfen begann: „Yes?“ worauf der Aeltere zufrieden nickte. Wenn die Stunden des Zusammenseins mit den übrigen Reisenden vorüber waren, saß jeder einzelne und las. Als sie einmal ihre Bücher liegen ließen, reizte uns die Neugierde, zu sehen, was sie lasen? „Die Kunst Leder zu pressen“ war der Titel des einen, „Thomas a Kempis“ der des andern Buches. Das Schiffsjournal hatte sie als Kaufleute aus Amerika eingetragen; ihre Reise führte sie nach Jerusalem. Ich

ſah ſie ſpäter wieder in Jericho, wo unſere Zelte zufällig nebeneinander aufgeſchlagen waren. Wie ſie ohne Abſchied in Beyrut das Schiff verlaſſen hatten, ſahen ſie uns auch ohne Gruß in Jericho gleichgültig an.

Es gibt Menſchen, die aus Leder und ohne Kunſt gepreßt ſind.

Die beiden Aerzte haben wir bereits kennen gelernt. Der Kapitän, eine impoſante Geſtalt, edler Geſichtsbildung, mit der großen, goldenen Medaille des Papſtes für die mutige Rettung eines Schiffes belohnt, wußte belehrend und unterhaltend über ſeine Reiſe und Erlebniſſe zu ſprechen.

Bunter und heiterer waren die Gruppen und Geſtalten auf dem Verdeck. Immer, wenn das Schiff landete, trat ein mannigfaltiger Wechſel ein, der Auge und Geiſt lebhaft beſchäftigte.

Schon am erſten Tage unſerer Fahrt hatte ich die Bekanntſchaft des Herrn Benzion Scherz aus Przemiſſel in Galizien gemacht. Ein Färber ſeines Handwerks, kam er nach ſeiner Wanderung durch Schleſien, Mähren, Böhmen und Oeſterreich nach Konſtantinopel. Hier lächelte dem armen Arbeiter das Glück; er ließ ſich aber von dem Lächeln nicht verführen, und blieb ſeiner Sehnſucht nach Jeruſchalaim treu. Sein Weib war todt, ſeine Kinder verſorgt, und nun zog er, ein armer Pilger, in das Land der Verheißung.

Mit dem Lächeln des Glücks hatte es eine beſondere Bewandtniß. Als er nach Konſtantinopel kam, wurde der Färberinnung ein Pelz des Sultans übergeben, um ihn zu färben. Niemand hatte den Mut, das koſtbarſte Pelzwerk zu übernehmen; da ſagte Herr Benzion Scherz: „Wenn ihr mir die Hälfte des Lohnes gebt, den ihr vom Sultan bekommen werdet, ſo färbe ich den Pelz, und ihr werdet große Ehre haben.“ Man traute dem armen Juden nicht, und ließ ihn einige Verſuche an gewöhnlichem Pelzwerke vornehmen, und als dieſe gelangen, die Zeit den Pelz des Sultans abzuliefern drängte, ſo vertraute man dem Fremden, unter ſtrengſter Bewachung die Arbeit, bei welcher jedoch Niemand anweſend bleiben durfte.

Die Färbung gelang vollkommen und die Innung wollte den Mann, unter Versprechen eines reichlichen Einkommens an Konstantinopel fesseln. Als sie sahen, daß es vergebens sei, zahlten sie ihm den versprochenen Lohn und noch darüber und gaben ihm ein glänzendes Zeugniß über seine Kunst, aus welchem ich die hier mitgetheilten Thatsachen in mein Tagebuch notirte.

Mir war Herr Scherz eine wehmüthige, rührende Erscheinung. Immer wieder auf demselben Platze des Verdeckes saß er auf einem kleinen Bündel, das all sein Gut enthielt. Bei Sonnen-Auf und Niedergang sah ich ihn andächtig gegen Osten gewendet stehen und beten. Tags über sang er halblaut ununterbrochen Psalmen und wenn es Essenszeit war, aß er trockenes Brot, grünen Lauch und Feigen. Er dankte mir jedesmal, wenn ich ihm eine Orange gab, oder Kaffee reichen ließ in ganz eigenthümlicher Weise: „Gott soll Ihnen die „Sechiso", das Heil geben, in Jeruschalaim einmal begraben zu sein."

Mit ihm reiste Herr Mordachai ben Jizchak aus Umen im Gouvernement Kiew, der vor Jahren sich in Japhet niederließ, und eben seine Heimat noch einmal besuchen gegangen war. Ich hörte einmal, als ich ihnen wieder Kaffee reichen ließ, dem Gespräche der beiden Männer zu, sie sprachen vom ewigen Leben.

Lustiger waren die Gedanken und das Thun eines schönen, kräftigen Schiffsjungen. Häufig taumelten flugmüde Schwalben, oder Sperlinge, die sich von den Inseln zu weit in die See verirrt hatten, über unsere Schiffe. Der Junge fing sie alle mit besonderer Geschicklichkeit, fütterte sie und band sie am Tauwerke, indem er ihnen Fäden um ihre Füße schlang, fest. Es waren ihrer schon viele Hunderte und Rabbi Mordachai ben Jizchak bemerkte: „Das ist ein Wunder, wie die Wachteln in der Wüste." Wir nannten den fröhlichen jungen Mezzo, die Katze des Schiffes. Bei solchem heitern Treiben trat der Maschinenführer unseres Schiffes an ihn heran, um ihm den Müßiggang zu verweisen. Er begann seine Rede mit einem: „Do branzibo pekla! zo porad dělaš?" Ich war, wie von einem elektrischen Schlage berührt, plötzlich auf dem klassischen Meere, zwischen Rhodus und

Cypern den Fluch: „In die verfluchte Hölle mit dir! Was treibst du beſtändig?“ in der Sprache meiner Kindheit zu vernehmen. Es war Herr Riba aus Radama in Böhmen, der ſo kräftig fluchte, was er in italieniſcher Sprache fortſetzte. Herr Riba, nur wenige Meilen von meiner Geburtſtadt geboren, dient ſeit elf Jahren mit Auszeichnung als Maſchinenführer auf den Dampfſchiffen des L'loyd.

Wir wechſelten manches Geſpräch mit einander.

Cypern.

Solon und Zeno. — Ein Jude Herzog. — Paphos. — Larnaca. — Franziskaner. — Küche und Bibliothek. — Die heilige Venus. — Cypern drei Frauen geschenkt. — Wein, Blumen und Edelsteine. — Medusa und Schönheit. — Kalliope. — Schmeichlerinnen und Schemel. — Ein cyprischer Ochs. — Bunter Jahrmarkt. — Ein Wrak. — Die Juden auf Candia.

Nach Sonnenuntergang fing die See bewegt zu werden an; ich fürchtete darunter zu leiden und zog mich sogleich in meine Kabine zurück.

Ueber mir sing, wie jeden Abend, der Gesang der Baschi Bozuks an: seine und die Wogen der See wiegten mich ein und der halbwache Gedanke: morgen siehst du Cypern, webte sich meinen Träumen ein.

Um 5 Uhr Morgens eilte ich auf das Verdeck. Der Himmel war, wie während unserer ganzen Reise ohne Wolke, ohne Schleier, und die Milliarden Wogen der wieder ruhigen See spiegelten das Bild einer glorreich strahlenden Sonne.

Zu unserer Linken erhob sich lang gestreckt, hügelig, bis zu hohen Bergen emporsteigend, kahl und einsam Cypern. Wir fuhren an der unbestanzten, unfruchtbaren Seite der Insel hin. Die alten Dichter priesen die Insel, den Lieblingsaufenthalt der Anadiomene, der hier dem Meere entstiegenen, schönen Göttin, als die „fruchtbare, reiche, blühende, wohlgefällige, verliebte, wollüstige,

heilige, selige, göttliche." Ihre Gestalt verglichen sie mit einem Schilde, einem Vließe, einem Delphine.

Duftiges Oel, feuriger Wein, süßer Weihrauch, nebst allen Früchten des Südens entsprießen dem fruchtbaren Boden. Wie diese Insel den Griechen die goldene Aphrodite, so gab sie ihnen auch den weisesten Gesetzgeber und den strengsten Tugendlehrer: Solon und Zeno. Beide wurden von der Insel verbannt, jener von den Tyrannen, die sie beherrschten, dieser von den wollüstigen Sitten, welche die Bevölkerung verweichlichten. Nach entsetzlichen Schicksalen, seit mythischen Zeiten her, wurde Cypern von Julius Cäsar der Arsinoe, von Antonius der Kleopatra, von der Königin Catharina Cornaro der Republick Venedig geschenkt.

Die Insel spielte auch in der Geschichte der Juden, welche sie mit ihrem ursprünglich phönizischen Namen Chettim nennen, eine Episode: In der Empörung gegen Traan haben sie dieselbe verwüstet. Unter dem Sultan Selim sollte sie seinem Günstlinge, dem Juden Johann von Miquez, den er zum Herzog von Naxos erhoben hatte, als zweites Herzogthum zu Theil werden. Miquez hatte sich beim Sultan, als er nur der muthmaßliche Thronerbe war, durch glückliche Darleben und durch Weinlieferungen von Cypern in Gunst gesetzt. In der seligen Stimmung eines Rausches, und unter hingerollter tausende von Goldstücken, erzählt Hammer-Purgstall, soll der Prinz dem Juden eine Insel als Eigenthum versprochen haben, die so süßen und feurigen Wein zeugt.

Gegen 11 Uhr langten wir vor Paphos an, wo die Göttin unter der Form eines vom Himmel gefallenen Kegels, dem Sinnbilde der Zeugung, verehrt wurde. Ueber Paphos empor erhebt sich der Olympos der Alten, wohin Euripides den Sitz Aphrodite's und der Musen verlegt. Die Göttin der Schönheit hatte oben einen Tempel, dem keine Frauen nahen, und wo ihr nur männliche Opferthiere geschlachtet werden durften.

Zwischen Paphos und dem Olympos schwingen sich jene Hügel und sonnigen Thäler, wo Opium und der berühmte Cyperwein wächst, der unter dem Namen: Vino della Commanderia, noch

heut zu Tage daran erinnert, daß die Tempelritter hier ihre Comthureien hatten.

Wir fuhren den ganzen Tag durch eine spiegelglatte See; kein Rauschen störte die Betrachtung, es ging vielmehr nur ein geheimnißvolles Flüstern über die himmelblauen, sanftesten Schwingungen. So mochte es sein, als die Schäume der See sich formten und die Schönheit selig emportauchend, melodischen Wandels dahinschritt!

Abends 8 Uhr warf unser Schiff Anker vor Larneca.

Wir sahen uns des Morgens in einem weiten Hafen, in welchem nur wenige kleinere Schiffe und nahe der Küste, ein Wrak lagen.

Ans Land gerudert begab ich mich mit Dr. R. zum Dr. Antonio Balsamaki, dem ich durch den Leibarzt des Königs von Griechenland empfohlen war. Wir fanden einen ältern Mann mit ausdrucksvollem Kopfe. Wir waren eben zu seiner Ordinazionstunde gekommen, in der er uns, an manchen Kranken anknüpfend, interessante Mittheilungen über eigenthümliche Krankheitsformen und die glücklichen Gesundheitsverhältnisse der Insel, wie über ihre reiche Pflanzenwelt machte.

Er führte uns dann zur Kirche der Franziskaner, die eben vollendet war, und einen schönen, luftigen Raum zeigte. In der Vorhalle ist die marmorne Büste des Erbauers angebracht, eines Mönchs, der, ohne ein praktischer Baumeister zu sein, den Plan erdachte und durch Maurer glücklich zu Ende brachte.

Das Kloster, der Kirche angebaut, war noch nicht vollendet. Der Laienbruder bemerkte wehmütig mittheilsam: „Es fehlt noch Vieles, auch die Küche," und lächelte ganz zutraulich, als ich mir die Bemerkung erlaubte: „Auch die Bibliothek!"

Der Guardian, aus Salurn in Tyrol gebürtig war nach Rom eben abgereist; wir wurden von seinem Stellvertreter freundlich empfangen, mit Kaffee und überzuckerten Früchten bewirtet.

„Wir leben hier" begann er in traulicher Mittheilung „sehr einsam."

Das ist der Beruf der Mönche, ehrwürdiger Herr!

„Nicht im Oriente. Hier sind wir geistliche Soldaten, die sich wehren und die erobern müssen. Wir sollen mehr den geistlichen Rittern, denen einst diese Insel gehörte, gleichen, als unseren Brüdern in Europa, deren Tugend es ist, beschaulich zu leben. Schon hier herrscht ein Kampf der Sekten, deren jede einen anderen Beschützer hat: Vor Allem werden wir, wie namentlich in dem nahen Syrien und in der Terra santa von den Franzosen überflügelt. Sie gründen Schulen, Hospize, Asyle und Alles, als menschenfreundliche Wohlthat, scheinbar ohne Absicht, während die englische Mission gleich wohlthätig ist, aber den Abfall vom heiligen Katholizismus zur Bedingung macht. Mitten inne stehen wir armen Franziskaner, als die von der fränkischen Königin zurückgelassenen, verlorenen Posten. Wir haben nur das Wort und der Armen sind so viele, die Hülfe und Unterstützung wollen. Es ist eine gesegnete Insel hier auf der wir leben, und das geistige Korn würde trefflich gedeihen, wenn die Regierung keine mohammedanische wäre, und was Ihnen, lieber Herr! fremd klingen wird, wenn nicht noch so viele heidnische Erinnerungen und antiker Aberglaube in den Herzen der Christen hier lebte!"

Er lud uns ein, mit ihm die Kuppel der Kirche zu besteigen.

Wir überblickten die ganze Stadt, Häuser mit flachen Dächern, ganz aus Stein aufgeführt, Fenster ohne Scheiben, enge Straßen, die voll Staub und Schmutz sind. Da und dort ragt eine Palme, eine Zipresse, eine Gruppe von Oelbäumen zwischen den Häusern hervor. Von allen Terrassen aber überblickt man das Meer und die Berge. Die der See entgegengesetzte Seite ist eine staubige, baumlose Fläche. Wir werden sie später durchwandeln.

Nach dem Beſuche im Kloſter führte uns Herr Dr. Balſamaki in das Haus des k. griechiſchen Conſuls, Herrn Barda, den wir aber nicht zu Hauſe fanden. Seine Frau reichte jedem von uns eine Roſe; ich empfing ſie mit Anſpielung auf die ſchöne Spenderin, und die Inſel, auf der wir uns befanden. „Ich werde mit Stolz dieſen Blumenorden der Königin Venus tragen.“ Sie fragte mich hierauf, wie mir die Inſel der „heiligen“ Venus gefalle?

Ein Negerſklave reichte uns Kaffee und Zigaretten.

Vom k. ſchwediſchen Conſul Herrn Vendiziano, wurden wir in einem hohen, luftigen Saale empfangen, von dem verdunkelnde Fenſterläden die Sonnenglut abhielten. Den Bildern des ſchwediſchen Königspaares diente eine nordiſche Flagge als Tapetenfolie; ringsum hingen die Bilder der ſchönſten Plätze und Paläſte Venedigs, und mahnten daran, wie die edelſte Tochter der Republik von dem Königsthrone Cyperns niederſtieg, und im goldenen Schiffe am Markusplatze landend, Krone und Purpur zu Füßen ihrer mächtigen Geburtſtadt niederlegte.

Noch ragen die drei Maſte vor der St. Markuskirche in Venedig, an denen die ſtolze Meerbeherrſcherin die Flaggen der Königreiche Candia, Morea und Cypern flattern ließ.

Dr. Balſamaki lud uns ein, mit ihm den jungen Sohn des Hauſes zu beſuchen, den er uns als verloren bezeichnete. Es war ein Knabe von 15 Jahren, todtbleich, nur die Augen funkelten unheimlich groß in dem abgemagerten Antlitze. Neben ihm ſtand ſeine tiefbetrübte Mutter und ſeine Schweſter, ein ſchönes Kind von 14 Jahren, die zu unſerer Ueberraſchung uns ihr Kind brachte, das am Zahnfieber litt. Die Sonne läßt Früchte und Menſchen hier raſcher reifen und — verwelken.

In den Saal zurückgekehrt, wurden wir mit Wein vom verfloſſenen Jahre, und dann mit einem bewirtet, der fünfzig Jahre alt war. Wir konnten merken, als wir von dem braunen Golde

tranken, daß wir niemals früher Cyperwein getrunken hatten, wie oft er uns auch schon als echt kredenzt worden war.

Drei Dinge erregen immer wieder meine Verwunderung: der Wein, die Blume, der Edelstein.

Ist es nicht wunderbar, wie die Erde, dieser finstere, ernste Weltklumpen von poetischer Zeugungslust ergriffen, in göttlichem Leichtsinn spielend, Dinge hervorbringt, deren Dasein nicht notwendig, aber so freudenreich, duftig, lichtspiegelnd und feurig ist.

Und ist unter den Dreien der Wein nicht das Edelste? vereinigt er nicht die Eigenschaften der Blumen und Edelsteine in sich? Der Wein im Kristallglase ist ein duftiger, flüssiger Edelstein, der nicht die äußeren Sinne allein erfreut; er feiert eine geheimnißvolle Hochzeit mit dem rot rollenden Blute, er macht die wunderbare, mit tausend feinsten Saiten bespannte Harfe im Menschen leise beben, und die sonnigen Kinder des Gefühls beginnen den heilig geheimnißvollen Reigen und die Lippen fangen an zu weissagen —

„Wie schmeckt Ihnen unser Wein, Herr Doktor?" fragte mich Herr Vendiziano.

Er ist eine Feuerrose vom Busen der goldenen Aphrodite, Herr! Er ist der heilige Ichor, der die Adern der Götter statt Blut durchfließt. Er ist der glanzvollste Edelstein des seligsten Eilandes, und gesegnet ist das Haus, das solche Geister unterirdisch bändigt und sie zwingt, wenn Gäste naben, ihnen gastfreundlich zu dienen.

Der Consul Vendiziano lächelte.

Wir kehrten in das Haus des Herrn Dr. Valsamaki zurück; er stellte uns seiner Frau vor. Ich sah nach langen Jahren wieder eine Gestalt und einen Kopf, die Denjenigen zum Sklaven machen, der sie betrachtet.

Es hat die Schönheit auch etwas vom Medusenschilde, das Jeden, der es anblickte, erstarren machte. Ich sah in Florenz einen antiken Medusenschild. Der fein fühlende Grieche, der von

der Schönheit des Häßlichen keine Ahnung zu haben ſchien, — der weiſe Glückliche! ſtellte jenes Meduſahaupt nicht grauenhaft dar, vielmehr iſt es von unergründlich ſüßem Zauber. Nur die Haare ſind Schlangen, die kalt und feucht das göttliche Haupt umwinden und unbegreifliche Theilnahme für die Schönheit des Antlitzes wecken und ſchrecken. Leonardo da Vinci fühlte dem Griechen nach, als er unſterblich ſchön malte, was jener in Marmor meißelte.

Frau Valſamaki trug einen roten Feß mit einem diamantenen Sterne, ihre Haare wanden ſich ſchwarz, wie Geiſterwelten dreimal um die Stirne, die ſchmal und weiß, wie die der mediziſchen Venus glänzte. Die blauen Augen waren nicht leuchtend, nicht ſieghaft plötzlich, aber von jenem Glanze umgeben, den die griechiſchen Dichter das „Hygron" das ſchwimmende Auge nennen. Der Mund rot, und weich geſchnitten, wie ein geſprungener Granatapfel. Die Brüſte nach orientaliſcher Sitte halb enthüllt, würdig, daß ein Götterkind ſich an ihnen ernähre, waren von durchſichtigſtem roſenroten Schleier umhaucht; der Oberleib trug eine Jacke von vieletter, reich mit Gold geſtickter Seide. Ein Rock von weißer Seide floß in reichen Falten, weit und weich bis zu den rotſafianen Schuhen nieder.

Wenn die Jugend dieſer Dame, die in Nikoſia, wo man die cypriſchen Könige einſt krönte, geboren wurde, vorübergerauſcht ſein wird, ſo wird ihre königliche Schönheit nicht mit verſchwunden ſein. Die plaſtiſche Ruhe ihrer Geſtalt, die unverrückbaren Linien der feſten Gebilde ihres Hauptes werden noch immer imponiren, wenn die Farben und weichen Formen des Antlitzes erblaſſen und ſtrenger ſein werden.

Neben dieſer Mutter ſtand die zehnjährige Tochter Kalliope, und bediente uns freundlich, bei einem vorbereiteten, nazionalen Frühſtück.

Nach demſelben lud uns der Doktor ein, ihn und ſeine Frau nach einem, nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Kloſter St. Giorgio zu begleiten, um viel Landvolk zu ſehen, weil heute daſelbſt Fiera ſei.

Die kleine Kalliope wollte mit uns, was ihr von den Eltern verweigert wurde. „Was werden unſere Gaſtfreunde davon denken," ſagte das ernſte und ſchöne Kind; „wenn ich ihnen nicht auch die Ehre erweiſe, ſie zu begleiten?"

Das Kind ſah der Mutter ähnlich, nur war es ernſter, faſt ſtrenger und charaktervoller. Schon der Umſtand, daß ſie den Namen der epiſchen Muſe trug, machte mich dem Kinde geneigt. Seine gemütvolle, kindiſch-ſtolze Bemerkung gefiel mir beſonders, und ſo bat ich die Eltern, ſie mit uns zu nehmen. „Bitte nicht, o Herr!" ſagte ſie zu mir, „jetzt gebe ich nicht mehr!" Sie küßte den Eltern ſchweigend ernſt die Hand und verließ den Saal.

Herr Valſamaki bemerkte:

„Es iſt ein eigenartiges Kind, das man gewähren laſſen muß. Mir iſt immer, wenn ich ſeinen Ernſt betrachte und ſeine oft impoſanten Antworten höre, als ob es beſtimmt ſei, ein tragiſches Geſchick zu erleben."

Die Mutter ſagte gerührt: „Schütze ſie Gott und uns!"

Signora Valſamaki ließ ſich von einer Dienerin einen Schleier reichen, der vorn an die Stirne gelegt den Kopf bedeckte und bis an die Sohlen weiß und wallend nach rückwärts fiel. Sie faßte den Schleier unter der Bruſt zuſammen, ſo daß er ſich in die edelſten Falten legte. Nur das Geſicht blieb frei und ſo ſtand ſie, wie eine Prieſterin der Veſta wartend da, bis eine ſchwarze Sklavin ihr einen kleinen cypriſchen Rappen vorführte und ſich ſelbſt, knieend die Hände auf den Boden geſtützt, beugte. Die Dame ſetzte den Fuß auf dieſen lebendigen Schemel und ſchwang ſich in den Sattel.

Ich mußte an die Zeit denken, wo die Tyrannen der Inſel ſich mit geheimen Horchern und öffentlichen Unterſuchern umgaben, die über die ehrenbafteſten Perſonen zu Gericht ſaßen, wenn jene ſchmachvollſten aller Menſchen ſie anzeigten. Die Frauen dieſer Tyrannen hatten zweierlei Frauen wieder in ihrem Dienſte: Schmeichlerinnen und Schemel. Die Letzteren verrichteten denſelben Dienſt, den jetzt die Sklavin der ſtolz ſchönen Valſamaki leiſtete.

Wir beſtiegen drei andere Pferde und ritten, in unſerer franzöſiſchen Tracht, unſchön zu der edlen Reiterin abſtechend, neben ihr her.

Wir waren bald vor der Geburtſtadt Zeno's, dem alten Zitium, wo mich der Doktor auf antike Mauerwerke aufmerkſam machte, die kaum entdeckt als Baumaterial zu modernen Häuſern verwendet werden, denen wir, da eine Säule, dort ein Kapitäl und wieder ein Marmorfragment, eingefügt ſahen.

Eine ſtaubige Ebene nahm uns vor der Stadt auf, durch welche Landleute in den bunteſten Trachten zogen. Auffallend waren uns die viereckigen, offenen Wagenkaſten, die auf zwei unbereiften Rädern von einem in eine Gabel geſpannten Pferde gezogen wurden. Manchmal war dieſen Wägen auch ein Ochs vorgeſpannt und mahnten an das altgriechiſche Sprüchwort: „Er iſt dümmer als ein cypriſcher Ochs!" Seltener tauchte die fantaſtiſche Geſtalt eines Kameeles auf.

Schon Angeſichts des Kloſters kauerte eine Gruppe Bettler, Männer und Weiber, welche grauenhafte, kranke Verunſtaltungen zur Schau trugen, um das allgemeine Mitleid wach zu rufen. Sie hörten nicht auf in einem klagenden Tone zu beten und zu betteln.

„Sie werden ſolchen Geſtalten, dieſen an der Leproſe leidenden Menſchen" bemerkte unſer Gaſtfreund, „in Jeruſalem vor dem Zionthore wieder begegnen."

Der weite Hofraum des Kloſtergebäudes nahm uns auf; hier war die lärmende Bewegung eines Jahrmarkts. An einer Gruppe Oelbäume, die im Hofe ſteht, hatte ein Fleiſchhacker ſeine blutige Waare an die Aeſte des Friedensbaumes gehängt. Vor einem rauchenden Kohlenfeuer ſaß ein ſtolz beturbanter Mohammedaner und briet Teig in Oel, den ihm ein Knabe zu langen dünnen Würſten geknetet reichte; ein anderer Knabe beſtreute dieſe Fritata mit Kermes und bot ſie zum Kaufe an. Auf einem Teppich breitete ein Grieche Meſſer und Dolche, Hämmer und Sägen aus. Gelbe und rote Pantoffel fanden an einer anderen Stelle

die meiſten Käufer. Es war kein häusliches Gerät unvertreten auf dieſem Markte.

Bunter aber waren die Geſtalten, deren manche mit ſtentoriſchem Geſchrei ſich lärmend zwiſchen den hundert Kramſtellen bewegten: Derwiſche und chriſtliche Popen, Neger und Mulattinnen, Zigeunerinnen und Frauen in glänzender griechiſcher Tracht, arabiſche Chriſten, ehrwürdige Moslems. Die Frauen hatten alle ſehr ausdrucksvolle Geſichter, dunkle feurige Augen, die Lippen derb leidenſchaftlich. Die Farbe der Wangen fiel uns, die wir noch kurz vorher an den weißen Teint Europa's gewöhnt waren, durch ihren dunklen Ton ganz beſonders auf.

Der Hofraum in dem wir uns befanden, zeigte auf der einen Seite eine hohe luftige Halle, wo Kaffee, Tſchibuk, Orangen, Limonade, Wein, Brot, Mandeln, Zibeben u. dergl. den Ausruhenden und Schattenſuchenden gereicht wurden. Dieſe große Halle hatte keine Decke, die ſie vom Dache ſchied; es ſchaute dieſes ſelbſt gebräunt und eben nicht ſehr ſorgfältig gezimmert herab. So waren auch die Stuben, wenn ſie ſonſt noch ſo würdig ausgeſtattet waren, die wir heute in Larneca geſehen hatten.

Eine andere Seite des Hofraums nahm die, dem heil. Georg geweihte Kirche ein. Der tapfere Lindwurmtödter ſtrahlte uns aus getriebenem Silber von einem reich mit Gold verzierten Altare entgegen. Ringsum hingen ausgeblaſene Straußeneier, wie koloſſale Perlen an Schnüren gereiht. Weihgeſchenke aller Art bedeckten die Wände: Krücken, die ein Geheilter dankbar hinhing, mit Blumen verzierte Kerzen, Augen aus Heliotropen und Opalen, Hände aus Elfenbein, Füße aus Silber. Dr. Valſamaki machte uns lächelnd auch auf zwei kleine naive Globen, denen die Welt entſtammt, aufmerkſam.

Die griechiſchen Mönche gingen ab und zu, bald mit Andächtigen redend, bald Gebete murmelnd, oder ſich an dem monotonen, näſelnden Geſange betheiligend, der hinter dem Altare hervorſcholl.

Zum erſten Male ſah ich hier ſchwarze Chriſten, die vor dem Altare knieend ihre Andacht verrichteten, nicht ohne, nach moham-

medanischer Sitte, einen kleinen Teppich unter ihre Kniee auszubreiten.

Als ich gegen Dr. Valsamaki meine Verwunderung aussprach, auf Cypern und Rhodus so viele Schwarze zu sehen, erklärte er mir, daß sie meist freigelassene Sklaven seien, die schon bessere Kulturzustände gewöhnt, nicht mehr nach Afrika zurückkehren wollen und sich auf beiden Inseln, des milden Klimas wegen, niederlassen. Ihre Sterblichkeit ist aber groß, namentlich unter den Kindern, von denen von Hundert gewöhnlich neunzig sterben.

Nachdem wir mehrere Stunden hier verweilt hatten, kehrten wir nach Larneca zurück. Auf dem Wege begegneten uns ganze Gruppen der Stadtbewohner, um, wie wir getban hatten, die Kirmeß zu besuchen.

Die Sonne neigte sich, wir mußten nach dem bewegt heiteren Tage von unseren trefflichen Gastfreunden Abschied nehmen. Im Hafen angelangt, sahen wir eben das Boot unseres Schiffes heranrudern, um uns an Bord zu nehmen. Der Schiffslieutenant hatte die Freundlichkeit selbst zu kommen. Wir weilten noch eine kurze Zeit im Kaffeehause, wo uns einige alte Münzen aus der Zeit der römischen und der christlichen Herrschaft auf Cypern zum Kaufe angeboten wurden.

Endlich brachen wir auf. Der Lieutenant hatte die Güte, auf meine Bitte, uns an das Wrack rudern zu lassen. Ich werde den traurigen Anblick nicht vergessen. Das Schiff ragte, zur Seite gelegt, nur halb aus der Brandung hervor; sie schlug in die offene Kajüte hinein. Der Mast lag zerbrochen auf dem Deck durch zerrissenes Tackelwerk festgehalten; das Gebäuse für die Bussole war eingestürzt. Ein heftiger Sturm hatte vor mehreren Nächten dem Dasein des Schiffs ein Ende gemacht, jetzt lagen die Segel, wie zerrissene Leichentücher über ihm. Die Schiffsbevölkerung, nach dem aufgefundenen Journal, betrug zwanzig Mann, deren Leichen nicht einmal ans Land geworfen worden sind.

Der Anker wurde rasselnd emporgezogen, der Schlott fing stärkere Wolken zu treiben an, wir fuhren von Cypern fort und sahen, nachdem die Sonne untergegangen war, noch lange die Spitzen des Olympos rotgolden leuchten und den Stern der Göttin aus dem Abendhimmel hervor brechen, groß und schimmernd.

Die Zeit in Rhodus und Cypern war uns zu kurz zugemessen, um über jüdische Zustände auf den beiden Inseln Erkundigungen einzuziehen. Der Zufall brachte mir später einige Nachrichten über die Juden der Insel Candia, die sie Jemid nennen, und da wir uns eben ihr nicht zu fern auf dem mittelländischen Meere befinden, mögen sie hier eine Stelle finden.

In der Hauptstadt der Insel, in Canea, die Juden nennen sie Chanja, leben 70 Familien, an 400 Seelen. Es sind neue Einwanderer von Janina, Partha, Salonik, Smirna. Die ursprünglich jüdischen Einwohner wanderten größtentheils, als sie ein Erdbeben um jeden Besitz gebracht hatte, vor dem Jahre 1848 aus, größtentheils nach jenem Lande, aus dem ihre Väter durch den Propheten befreiet, fortgezogen sind. Die heutigen Bewohner von Canea gehören dem sepharedischen Ritus an. Aschkenasim leben keine unter ihnen und kommen nur selten als Uhrmacher, Steinschneider, Goldarbeiter zu Gast. Alle sprechen griechisch und türkisch; des Arabischen sind nur wenige kundig. Zerstreut auf der Insel leben noch an 100 jüdische Familien.

Zu Canea leben unter den Juden 10 Handwerker, Seidendreher, Schnüremacher, Klempner, Glaser, Schneider, 6 Kaufleute, die mit Oel und Seife handeln. Manche sind öffentliche Schreiber, Dolmetscher, Agenten. Den Boden, da ihnen der Grundbesitz versagt ist, bauen sie nicht; die Landbewohner treiben den Kleinhandel, indem sie die Insel nach allen Richtungen durchziehen.

Die Juden von Canea, besaßen müssen wir sagen, zwei schöne Synagogen, ein Lehrhaus und acht Wohnhäuser und Manche unter ihnen lebten in fleißigem Wohlstande.

Am 12. Oktober 1856 Nachts um 3 Uhr bewegte ein heftiges Erdbeben die Insel und legte in wenigen Minuten die Stadt Canea in Schutt. Zugleich brach eine Feuersbrunst los und zerstörte, was das Erdbeben verschont hatte. Viele Menschen verloren ihr Leben; unter den Juden, nur zwei Frauen und ein Mann.

Der Chacham der jüdischen Gemeinde von Canea, Herr Chajim Capelute wandert jetzt als Sendbote durch Europa, um bei wohlthätigen Glaubensgenossen Hülfe zu sammeln. Möge sein Gang gesegnet sein!

Beyrut.

Der Libanon. — Schnee und Palmen. — Die Wüste. — Zwei Riesenungeheuer. — Die glückliche Julia. — Abendzirkel. — Nächtliche Scene.

Ich hatte unruhig geschlafen, es war der Gedanke: am Morgen die syrische Erde zu betreten, der mich nicht ruhen ließ. Ich stieg aufs Verdeck, als noch die Nacht auf dem Meere lag, die nahe Küste war unsichtbar und das Schiff zog eine silbern schäumende Straße durch die schwarzen Wogen. Das Rauschen derselben, diese wunderbare Musik der See, wurde immer stärker, weil ein frischerer Hauch sie, wie eine Riesenäolsharfe bewegte. Die weißen Segel, waren aufgebißt und flatterten, wie gewaltige Möven über dem dunklen Schiffe.

Allmälig fing es am fernen Horizonte, wie ein weißer Streif sich zu bilden an, stieg höher, gewann rötliche Farbe und ballte sich immer höher empor, Wolken die immer heller wurden, jemehr sie emporstiegen und ihre spitzzulaufenden Häupter mit einem silbernen Glanze schmückten. Der an mich herantretende Kapitän fragte mich: „Wie gefällt Ihnen der Libanon?“ Wolken, und Berge hatten so sehr sich beim Sonnenaufgang in einander geschoben, verdichtet und zerrissen, daß ich nur Wolken, spielend mit Licht und Schatten, zu sehen glaubte. Einmal aufmerksam gemacht, unterschied ich die violett glühenden Spitzen der Berge, die mit

Schnee bedeckt waren und ein tief zu ihren Füßen liegendes grünes Land mit Palmen.

Schnee und Palmen!

Um mein freudiges Erstaunen noch zu erhöhen, fiel mein Blick auf die den Bergen entgegengesetzte Richtung. Einen Hügel herab und in die See vorgeschoben lag das alte Berytus. Fantastische halb trümmerhafte Festungswerke; dann erhebt sich die Stadt, weißschimmernd mit Kuppeln und Minareten zwischen Gärten von Mandel- und Olivenbäumen, Zypressen und Pinien. Da und dort fächert über eine heiße Terrasse eine riesige Palme und zeichnet sich scharf in den blauen, wolkenlosen Himmel hinein. Ein süßer Duft weht vom Lande her. Hinter der Stadt empor und sie überragend, glänzt es wie Hügel aus rotem Gelde, es ist die — Wüste!

Wie zwei Riesenungeheuer belagern und drängen See und Wüste diese Stadt, die „glückliche Julia" wie sie die Römer nannten. Die See laut stürmend, die Wüste still schleichend, bis in einem Jahrtausend vielleicht, eines der Ungeheuer siegt, oder beide zugleich die Stadt verschlingen. Diesem Kampfe sehen kühl und ruhig die schneebedeckten Berge des Libanon zu und die Menschen freuen sich und sind glücklich in Schönheit und Segen.

Wo aber auf der Erde sind See und Wüste, Gletscher und Palmen einander so nahe gerückt! Und all diese große wunderbare Welt spiegelt sich zu gleicher Zeit im kleinen seligen Menschenauge.

Ich fand in Beyrut gastfreundliche Aufnahme im Hause eines Venezianers, des Herrn Alfanderi, der als Vorsteher der jüdischen sephardischen Gemeinde eines besondern Ansehens genießt.

Nichts war anmutiger und freundlicher als wenn wir uns, der Herr und die Frau des Hauses, verheiratete Söhne und Töchter in einer offenen Halle des Abends versammelten und die große Glaslaterne ihre dämmernden Strahlen auf die lagernden Gruppen unserer Divane warf. Die Turbane der Frauen, bunt-

ſeiden, glänzten von Edelſteinen und Perlen, die langen, glatt auf den Rücken niederfallenden Haare waren von eben ſo langen dunkelblauen, mit Goldflittern gezierten Schnüren durchflochten. Vor Allen ſchön war die dem jüngern Sohne des Hauſes vermählte Frau, die Sultana hieß, wenn ſie mit ihren ſchwarzen ſammtweichen Augen neugierig den Erzählungen des Gaſtes lauſchte; oder wenn die fünfzehnjährige Mutter ihr ſchönes blondes Kind an die weißen Monde drückte, um es zu nähren. Vor uns breitete ſich eine große Terraſſe aus, ſie war nicht gedeckt und es leuchteten aus einem tief dunklen Himmel die Sterne groß und zitternd auf ſie herab. Wenn das Geſpräch minder laut geführt wurde, hörten wir die Brandung der See, welche von Nacht umhüllt, nur durch ihre donnernden Athemzüge ihr uns zu Füßen liegendes Daſein ankündigte. Tſchibuk und Kaffee wurden von zwei jungen Dienerinnen immer wieder friſch gereicht.

Spät nach Mitternacht reichten mir alle die Hand und wir zogen uns in die Gemächer zurück, die nur durch ſchwere Vorhänge von der Terraſſe geſchieden waren. Aus meinen Fenſtern hatte ich über flache Dächer hin und duftende Orangen- und Citronengärten den Ausblick in die See.

Ich verlöſchte die Lampe und ſchaute noch lange hinaus in das vom Mond erhellte Meer, die Wimpel der Schiffe flatterten und erzählten einander vielleicht von ihren Fahrten; Barken waren ſichtbar durch ein auf ihnen loderndes Wachtfeuer und ſeltſamer Geſang flog über die rauſchenden Wellen.

Die jüdiſche Gemeinde.

Armut. — Der Chacham. — Fleiſch und Geiſt. — Ein jüdiſcher Graf von Gleichen. — Frühzeitige Heirat. — Der Gottesacker. — Grauenvolle Barbarei. — Juden auf dem Libanon.

Am Sabbat beſuchte ich die Synagoge, die nach dem wenig reinlichen Zugange, kaum den heiteren Eindruck hätte erraten laſſen, den ſie hervorrief. Die Gemeinde beſitzt nur zwei Häuſer, deren eines der Chacham Aron Jedid bewohnt, während das andere vermietet iſt. Dies iſt das ganze Vermögen der Gemeinde, deren Auslagen durch fromme Spenden Derer, die zur Leſung der Thora gerufen werden, gedeckt ſind. Der Chacham bezieht keine Beſoldung; wenn er von ſeinem Berufe in der Synagoge und in der Schule müde iſt, iſt es ihm gegönnt, das geiſtliche Oberhaupt der Gemeinde, durch Kommiſſionsgeſchäfte zu ernähren. Der Schlächter jedoch bezieht einen fixen Gehalt von 2400 Piaſtern. Man ſieht, daß auch im Morgenlande, wie in mancher großen Gemeinde des Abendlandes, das Fleiſch höher gilt, als der Geiſt. Es mag dies noch das letzte Auftauchen von der berühmten Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen ſein. In einem Nebenſaale der Synagoge befindet ſich eine Talmudthora-Schule, wo an ſiebzig Kinder leſen und ſchreiben, die Bibel und die Proſeten überſetzen lernen. Der Chacham beſitzt das einzige Exemplar des alten

Teſtaments, das ſich in der Gemeinde befindet. Ein Lehrer bezieht 85 Piaſter, die von einzelnen Familien in kleinſten Beträgen zuſammen getragen werden. Mein Gaſtfreund, der mich durch die Schule geleitete, theilte mir mit ſtolzer Befriedigung mit, daß er die Kinder alle und ſchon viele hunderte vor ihnen in den Blutbund des Judenthumes aufgenommen habe.

Die Gemeinde zählt 80 Familien, beiläufig 500 Seelen, alle ſyriſcher Abkunft, blos zwei ſpaniolische und keine aſchkenaſiſche. Sie ſprechen alle arabiſch, hebräiſch und nur 10 Familien italieniſch; der franzöſiſchen Sprache iſt keiner kundig. Die Meiſten ſind Kaufleute, Laſtträger und nur 6 Handwerker, darunter 5 Verzinner von kupfernen Geſchirren und 1 Schuhmacher. Die Gemeinde beſitzt kein Spital; die Armen, die zu Hauſe ſich nicht verpflegen können, ſuchen Hilfe bei den grauen Schweſtern. Da genießen ſie der dargereichten Speiſen, um, wieder geneſen, der ſtrengſten Beobachtung des Speiſegeſetzes zu huldigen; wie ſie denn überhaupt einen ſtreng frommen und ſittlichen Lebenswandel führen. Als vor mehreren Jahren ein engliſcher Miſſionär ſein goldenes Netz in den Behauſungen der Armut auswarf, fiſchte er nicht eine Seele.

Auffallend war mir die Erſcheinung einer jüdiſchen Doppelehe in Beyrut. Herr Jontof Men lebte mit einer Frau in achtzehnjähriger, kinderloſer Ehe; da wurde ſie durch eine Tochter geſegnet. Nun aber erwachte die Sehnſucht nach einem Sohne in ihm. Im Morgenlande kommen die Freunde in ein Haus, wo eine Tochter geboren wurde, um Beileid zu bezeigen und die Gattin mit der Zukunft zu tröſten. Herr Men wäre ſchon nach zwölf Jahren einer unfruchtbaren Ehe berechtigt geweſen, eine zweite Frau zu nehmen; die erſte hätte dies nicht wehren und höchſtens verlangen können, daß er der neuen Frau einen zweiten Hausbalt gründe. Die Gattin des Herrn Men, gerührt darüber, daß er ſechs Jahre länger, als die geſetzliche Friſt es ihm geſtattet hätte, wartete, nahm die viel jüngere, neue Frau des Gatten ohne Eiferſucht in ihrem Hauſe auf.

„Eines Tages" erzählte mir der ältere Sohn meines Gastfreundes, „kam ein frommer Jude aus Polen, auf der Wallfahrt nach Jerusalem in unsere Stadt. Er war arm und hatte mehrere Kinder, darunter eine überaus schöne, sechzehnjährige Tochter, die meinem Herrn Vater sehr wohl gefiel und er faßte den Entschluß, sie mir zum Weibe zu geben. Ich war damals 12½ Jahre alt und fing bitterlich zu weinen an, als mir der Vater seine Absicht mittheilte. Er ließ sich aber nicht irre machen und zahlte dem frommen Polaken die Morgengabe für meine Braut und wir wurden mit einander vermählt. Nach vier Jahren wurde unsere Ehe gesegnet und ich liebe mein Weib so innig, als hätte ich sie bei reiferen Jahren selbst gewählt. Der Herr Vater aber hatte doch Unrecht, sollte ich meinen, aber er ist der weisere und Gott segne sein Alter! Mein jüngerer Bruder war zwölfjährig, als der Herr Vater ihm ein zehnjähriges Mädchen vermählte."

Die Gemeinde besitzt keine schriftlichen Dokumente und keine Chronik. Um über ihr Alter, oder über bedeutende Persönlichkeiten vielleicht Näheres zu erfahren, ersuchte ich eines Tages Herrn Alfanderi, mit mir den Friedhof, dieses auf steinerne Blätter geschriebene Gedenkbuch, zu besuchen. Wir gingen vor die Stadt hinaus auf der Straße, die nach Damaskus führt und gelangten hinter hohen Kaktushecken auf einen kleinen eingefriedeten Raum, den mehrere hundert flach liegende Grabsteine mit Inschriften bedecken. Der älteste ist vierhundert Jahre alt; doch sollen unter den sichtbaren noch viele versunkene ältere Steine liegen. Die Beerdigungen finden höchstens zwei Stunden nach dem Sterben statt.

Grauenvoll und entsetzenerregend ist die Weise, wie eine Frau begraben wird, wenn ihr Leib gesegnet ist. Mein Begleiter ist zu ehrwürdig, um an der Wahrheit seiner Mittheilung zu zweifeln; die Thatsache jedenfalls ein frappantes Zeichen religiös fanatischer Barbarei und, wie sich auch die Feder dagegen sträubt, wichtig, sie mitzutheilen. Wenn die Leiche der Frau gereinigt und in ein linnenes Gewand gehüllt ist, spähen die Leichenwäscherinnen mit Aug' und Ohr, ob sich das junge Leben in der

Leiche rege? Iſt dies der Fall, ſo ſchlagen ſie ſo lange den Leib der Leiche, bis es in ihm völlig ruhig geworden iſt. Ein Lebendes zu begraben, iſt nach jüdiſcher Anſchauung ebenſo Sünde, wie eine Leichenöffnung, welche als eine, die Todten ſchmähende Entehrung angeſehen wird.

Herr Alſandert erzählte mir von einer jüdiſchen Gemeinde auf dem Libanon, acht Stunden von Beyrut entfernt, in Dar al Kamar. Er ſelbſt hatte die Gemeinde nie beſucht, doch iſt er zuweilen durch einzelne Perſonen, die dorther nach Beyrut kommen, zu ihr in einige Beziehung gekommen. Die Gemeinde zählt 300 Seelen in fünfzig Familien und beſitzt eine Synagoge; ihre Männer treiben Ackerbau, Pferdezucht, ſind Laſtthiertreiber und nur wenige Krämer. Sie leben mit den ſie umgebenden Bergbewohnern, Druſen, Maroniten, Metualis in gutem Einvernehmen und ergreifen die Flinte, wenn es einen feindlichen Stamm zu bekämpfen gilt. Sie ſind alle Syrier von Geburt, und ſollen ſich von dieſen weder durch Ausſehen, noch durch Ausſprache und nur durch die den Juden eigenthümlichen religiöſen Gebräuche unterſcheiden.

Zum Fürsten des Libanon.

Ein schöner Ritt. — Fester Schluß. — Begegnungen. — Eine Kaffeelache. — Der Pinienwald. — Die Landschaft.

Ich hatte den Wunsch, den Emir Beschir, aus der berühmten Familie Schehab kennen zu lernen, die seit bald zwei Jahrhunderten, ein fast kaiserlicher Vasall die wilden Völkerschaften der Berge beherrscht und bändigt.

Der österreichische Generalconsul Herr von Wegbecker hatte die Freundlichkeit, mich beim Fürsten ansagen und durch zwei Janitscharen zu ihm geleiten zu lassen.

Ich hatte die siebente Morgenstunde zum Ritte nach Sidné, der Residenz des Emir bestimmt. Die beiden Janitscharen in orientalischer Tracht, blank und reich bewaffnet, saßen in ihren türkischen Sätteln und ritten voran. Ich folgte ihnen auf einem kleinen weißen Araberhengste und Herr Ibraim Alfanderi hatte die Güte, mich als Dolmetsch zu begleiten. Er legte, um mich von seiner Reitkunst zu überzeugen, zwischen sein rechtes Knie und den Sattel ein Goldstück und versicherte mich, daß er es während des dreistündigen Rittes, den wir zu thun hatten, nicht verlieren werde. Er hielt Wort und war ganz stolz darauf, als ich wiederholt seinen festen Schluß lobte.

Wir ritten durch die engen belebten Straßen der Stadt zum Thore hinaus und langten bald zwischen hohen Kaktuswänden an,

welche die ſchmale Straße einſchloſſen, die mit rötlichem, von der Beyruter Wüſte hergewehtem Sande bedeckt war. Die hohen Kalkwände erſchienen, als hätten ſich die grünen Wogen der See getheilt und ſtünden, zu Mauern geworden, zur Linken und zur Rechten und wir ſchritten über den Sand des Meergrundes trockenen Fußes dahin.

Als wir durch dieſe Schlucht hinausgekommen waren, befanden wir uns auf einer rötlich ſandigen Fläche, die durch einen Pinienwald bedeckt iſt. Zu unſerer Rechten hinaus erhoben ſich, wie Dünen, die Wellen und Hügel der Wüſte, welche mehrere Stunden im Umfange, im Sonnenlichte rötlich ſchimmern und immer näher und näher gegen die Stadt ſich wälzen und jedes Jahr einen Streifen der duftigen grünen Gärten verſchlingen, welche die Häuſer umgeben. Der Emir Fakar-eddin hatte den Gedanken, dieſen ſtundenweiten Wald, der Wüſte als einen aus hunderttauſenden von hohen ſchlanken Säulen beſtehenden Wall entgegen zu pflanzen. Wir ritten am Rande dieſes Waldes und erfreuten uns an ſeinem Schatten, wiewohl er für den aus dem Norden Kommenden nicht den erquickend friſchen Anblick unſerer Wälder gewährt. Jeder Stamm ragt, einige Schritte vom andern entfernt, hoch und grad empor; die Erde bedeckt kein Grashalm und kein Gebüſch unterbricht die ſandige Fläche. Unter einer dieſer Pinien hatte ein Araber eine kleine Kaffeeküche improviſirt: ein Kohlenfeuer und eine auf drei Stangen befeſtigte Strohdecke zum Schutze vor der Sonne. Er lud uns zum Ausruhen ein. Wir folgten um ſo lieber ſeiner Einladung, als er uns ſein friſches, das heißt von Beyrut hergebrachtes und durch die Sonnenglut des Morgens ſchon laulich gewordenes Waſſer anrühmte.

Vor den Wald hinaus gelangt, ragten die Höhen des Libanon gewaltig vor uns empor. Steil abſinkend, und durch dunklere Stellen, die in die Felſenmaſſen hinein geriſſenen Schluchten nur ahnen laſſend, dehnen ſich tief zu ihren Füßen begrünte Bergebenen aus, die von Felſenterraſſen getragen, ſchwebende Oaſen ſcheinen. Auf einzelnen Höhen und Felſenkoloſſen bauen

ſich weiß glänzende Klöſter empor und an den Abhängen lagern Dörfer und einzelne kaſtellartige Gebäude. Allmälig ſenken ſich dieſe Vorberge niedriger und verlieren ſich in die prächtige Ebene, die wir durchreiten müſſen. Der Brandungsdonner des nahen, hier nicht ſichtbaren Meeres, das Rauſchen der hunderttauſend Pinienwipfel ſind eine gewaltige Muſik für die Seele und der zuweilen vom Winde aufgejagte Wüſtenſand ſchwebt, als goldene Wolke über unſern Häuptern. Ein Zug von ſchwer beladenen Kameelen, zuweilen ein Sohn der Berge auf einem mutigen Pferde, weiß verhüllte Frauengeſtalten auf kleinen Eſeln reitend, kommen uns entgegen und wir glauben nicht allein in eine fremde zauberhafte Welt verſetzt zu ſein, wir ſind es wirklich.

Die Ebene iſt mit dunkeln Oliven- und hellen Maulbeerbäumen zahlreich bepflanzt, die der ſich hinſchlängelnde Fluß nur friſcher grünen macht. Zwiſchen durch ragen Feigen- und Johannesbrotbäume und laſſen die ganze Landſchaft als einen geſegneten Garten erſcheinen. Da und dort ſteht eine Gruppe von Zipreſſen, oder eine einzeln ſtehende Palme. Mir klang der orientaliſch-ethiſche Dichterſpruch durch die Seele:

Erwirb, wie Palmen, Dir durch Goldfrucht Dank;
Wo nicht ſei, wie Zipreſſen, frei und ſchlank!

Wenn das Auge erquickt war von dieſem Gartenleben, dann blickte es wieder auf zu den mächtig ragenden Bergen des Libanon, die in der durchſichtigen, zitternden Glut der Sonne, wie eitel gediegenes Gold und Silber funkelten und in kühnen Zügen ihre Erhabenheit in den blaßblauen Himmel ſchrieben.

Der Weg, jemehr wir uns den Vorhügeln dieſes ewigen Gebirges näherten, wurde immer beſchwerlicher und nahm alle Aufmerkſamkeit der Reiter in Anſpruch. Wir ſetzten wiederholt durch den Fluß, bis wir das erſte Dorf, Hadet erreichten, das auf einem ſteinigten Hügel gelegen, von Kaktus eingefriedet liegt und eine kleine Kirche, mit einem ihr angebauten Kloſter in der Mitte hat. Auf den flachen Dächern der Häuſer waren Frauen, die ſich bei

nserem Nahen rasch verhüllten, mit Ausbreitung von Getreide, on Palmenzweigen und Trocknung neu angefertigter Lehmgeschirre eschäftigt. Weiß beturbante Männer in bunten weiten Gewän- ern grüßten uns mit lautem Wort, oder mit der stillen Bewegung er Hand an Stirne und Herz.

Ein gleiches Bild bot uns das Dorf Balba, zu dem wir steil über nackte Felsblöcke emporritten.

Empfang in Sibné.

Die Reſidenz. — Prince maronite. — Die fürſtlichen Frauen. — Ihre Tracht. — Begrüßung. — Erzherzog Ferdinand Max. — Der Fürſt. — Ruhm und Lied. — Dann weiß es Gott.

Nach zweiſtündigem Ritte erreichten wir Sibné, die Reſidenz des Fürſten. Seine Behauſung hat von Außen nichts, wodurch ſie einen Eindruck machen könnte. Es iſt ein weitläufiger, ſteinerner Bau mit flachen Dächern, deren manche höher, manche tiefer liegen. Die Fenſter ſind ſchmal, oben rund und ohne Scheiben, einige von hölzernen Läden geſchloſſen. Von einer ſymetriſchen Anordnung keine Spur, und doch durch nichts erſetzt, was wir einen fantaſtiſchen Stil nennen möchten, der häufig an ſarazeniſchen, oder ſyriſchen Gebäuden bemerkt wird und ein Zeugniß von einer genial launenhaften Fantaſie des Baumeiſters giebt.

Wir befanden uns in dem weiten Hofe eines weitläufigen und unregelmäßigen Gebäudes, deſſen Terraſſen, Treppen, unſymetriſch angebrachte ſcheibenloſe Fenſter, vor und zurückſpringende Mauern kaum eine Beſchreibung zulaſſen, oder verdienen möchten. Es kamen mehrere arabiſch gekleidete Diener, die unſere Pferde übernahmen und dem ſcheinbar vornehmſten und älteſten unter ihnen, ſagte einer meiner Janitſcharen in der feierlichen orientaliſch überſchwänglichen Weiſe: „Ein Berühmter des Abendlandes will den Fürſten des Libanon begrüßen.“

Der Schwiegerſohn des Fürſten, ein junger kleiner Mann, mit klaren, freundlichen Augen und rotem Schnurrbarte kam eine Treppe des Schloſſes herab, hieß mich in trefflich akzentuirtem Franzöſiſch willkommen und lud mich ein, in eine kühle, gegen den Hof hin offene Halle einzutreten. Ein Diener reichte uns die Pfeifen, ein zweiter Zuckerwaſſer mit Roſenduft, ein dritter ſchwarzen Kaffee. Der Letztere trug ein mit Goldblumen geſticktes weißes Tuch auf der Schulter, das er, die Kaffeetaſſen zurücknehmend, uns reichte, um Mund und Hände daran abzutrocknen. Das Geſpräch mit dem „Prince maronite" wie er ſich einmal ſelbſt bezeichnete, war ein höflich heiteres und unterſchied ſich kaum von einem, unter ähnlichen Umſtänden in einem europäiſchen Salon.

Der Dragoman meldete jetzt, die fürſtliche Familie ſei bereit mich zu empfangen. Der Prinz grüßte mich mit orientaliſcher Handbewegung und ſchritt mir voran. Wir gingen durch den weitläufigen Hof und gelangten durch einen Bogengang in einen zweiten, wo uns eine freiſtehende Treppe zu einer Terraſſe, von dieſer in ein kahles, weiß getünchtes Vorzimmer und in den Empfangſaal führte. Dieſer war nicht prächtiger, den Boden bedeckte eine Strohmatte, entlang den Wänden ganz niedere mit bunt geblümtem Kattun überzogene Divane. Thüren und Fenſter, von weichem Holze, unangeſtrichen; die letzteren jedoch umrahmten das unſterblich ſchöne Bild der großartigſten Landſchaft der Welt. Wir werden ſie ſpäter näher betrachten.

In einer Ecke des Saales ſaß die Fürſtin, el ſit Ammun, gekreuzter Beine. Eine nicht große dicke Frau mit geſchminkten Wangen und Augen, die graublau lebhaft, noch durch die Schminke erhöht, funkelten. Das Haupt bedeckte ein roter Feß mit goldener Quaſte, um denſelben wand ſich ein buntes ſeidenes Tuch mit einem Kranze von Perlen geſchmückt. Von dieſem Kranze, in die Stirne herab hingen eine kleine Sonne und ein Mond von Diamanten. Ein blauſeidenes Leibchen umſchloß den Leib ſo, daß die Bruſt frei und ſichtbar blieb; im buntſeidenen Gürtel funkelte der diamantene Griff eines Dolches und hingen drei kleine ſilberne Kapſeln, die

Amulete enthalten. Die Arme frei, waren mit goldenen, edelsteinbesetzten Bracelettes geziert.

Ihr zur Rechten saß, fast gleich gekleidet, nur fehlte der Dolch, die ältere Tochter des Hauses, el sit Allia, die Frau des Prinzen, der uns empfangen hatte. Ihre Haare flatterten frei um das dicke, gedankenlose Gesicht; während die jüngere Tochter, el sit Méis, welche der Mutter zur Linken saß, zwischen die schwarz und lang herabwallenden Haare schwarze Seidenschnüre, an denen kleinste Goldmünzen flitterten, eingeflochten hatte.

Alle drei rauchten; indem Kristallflaschen vor ihnen standen, die durch einen roten Saffianschlauch, der in ein mit Silber beschlagenes Mundstück endete, mit den Lippen der Damen im Zusammenhange waren. Ich hatte stillschweigend, den Damen gegenüber, auf dem Divan Platz genommen und ebenfalls eine Nargile empfangen. Der Dragoman kniete zwischen mir und den Damen. Es herrschte Schweigen, denn es wäre gegen die feine Sitte, bevor man sich mit Kaffee erquickt hat, ein Gespräch anzuknüpfen. Nur die durch das Wasser gezogenen Tabakwolken gurgelten in den Flaschen. Der Kaffee wurde in feinen Porzellantäßchen, die in silbernen, mit Edelsteinen besetzten Becherchen standen, herumgereicht und die Fürstin ließ jetzt durch den Dolmetsch die erste Frage an mich richten:

„Bist Du gesund?"

Ich preise Gott dafür, daß ich es bin.

„War Deine Reise glücklich?"

See und Stürme haben mich sanft getragen.

„Du kommst aus Oesterreich?"

Ich habe es vor zwei Monaten verlassen.

„Wir haben den Fürsten von Österreich" — sie meinte den Erzherzog Ferdinand Max — „bei uns auf dem Berge gesehen. Wie geht es ihm? Es war uns eine große Ehre, ihn zu begrüßen. Man erzählt uns, daß er wieder kommen wird. Da muß er aber seine Frau mitbringen."

Er ist noch unvermählt.

„Er ſoll ſich aber vermählen; er iſt in dem Alter. Haſt Du vernommen, ob er mit unſerer Aufnahme zufrieden geweſen iſt?“

Ehe ich antworten konnte, ging die Thüre auf und der Fürſt, ſeit Jahren erblindet, trat, von einem ganz weiß gekleideten Diener begleitet, langſam ein. Er iſt kleiner Statur und wohlbeleibt. Unter dem Turban glänzt ein rundes Geſicht; kräftig ausſehend, läßt es das hohe Alter des Fürſten — er iſt nahe an achtzig Jahre alt — nicht ahnen. Unter der etwas kurzen Naſe deckt ein grauer Schnurrbart die derben Lippen. Er war türkiſch gekleidet, die Stoffe der Gewänder dunkelbraun.

Die Fürſtin und ihre Tochter ſtanden, als er herein trat, auf; wir folgten ihrem Beiſpiele. Der Diener geleitete den Greis an den Platz der Fürſtin und legte ein weiß mit Blumen geſticktes Kiſſen hinter ſein Haupt.

Nach einer Weile ſtellte der Fürſt durch den Dolmetſch dieſelben Fragen, wie ſie die Fürſtin that, an mich. Dann trat eine kleine Pauſe ein, während welcher ein rundes, nur zwei Fuß hohes Tiſchchen mitten in den Saal geſtellt wurde. Auf demſelben befanden ſich in ſilbernen Taſſen verſchiedene Süßigkeiten, in Zucker geſottene Früchte, und Gläschen mit Liqueur. Die junge Fürſtin ſtand auf und ſpießte mit einer kleinen ſilbernen Gabel eine von den Früchten, und indem ſie die rechte Hand an Herz und Stirne legte, reichte ſie mir die Süßigkeit und wiederholte dies, bis ich von allen Früchten gekoſtet hatte.

Der Fürſt ließ mich durch den Dolmetſch fragen, ob ich auch kranke Augen zu heilen verſtünde und bat mich, die ſeinen zu unterſuchen. Ich that es mit Sorgfalt.

Er fragte: „Kann ich wieder ſehend werden?“

Ich befand mich in Verlegenheit, denn ich hatte ihm nur Troſtloſes zu ſagen und unterſuchte ſcheinbar noch weiter, um auf eine paſſende Antwort zu ſinnen.

„Du willſt nicht wiederholen“ ließ er mir ſagen, „was ich ſchon oft vernehmen mußte. Ich werde die Welt nicht mehr ſehen!“

Blicke Du nach innen, in Deine unſterbliche Seele. Dieſer Blick iſt Dir nicht verſagt. Denke noch einmal die Thaten Deines thatenreichen Lebens durch.

„Das iſt Rauch, der vorüberflog.“

Schreibt Niemand Deine Geſchichte, Deine Kriege und Siege, Deine Tapferkeit und Deinen Ruhm?

„Es lebt ein Mann in meinen Bergen, Tanus Schdiak, der weiß Alles, was ſeit der Erſchaffung der Welt geſchehen iſt. Vielleicht hat er auch aufgeſchrieben etwas von dem, was ich that, als ich noch ein Adler geweſen bin auf dem Libanon.“

Leben keine Dichter, die Deinen Ruhm beſingen?

„Es leben ſolche in den Bergen.“

Läßt Du ihre Geſänge nicht aufſchreiben?

„Wozu? Es hören ſie die Berge.“

Wenn aber der Widerhall ſtirbt?

„Kann die That in Gott verhallen? Wenn ſie Niemand mehr weiß, ſo hat ſie Gott nicht vergeſſen!“

Ich fühlte mich von dieſer tief ethiſchen und poetiſchen Betrachtung mächtig ergriffen. Ich war noch nicht daran gewöhnt, im Morgenlande oft ſelbſt von ungebildeten Perſonen, was übrigens hier nicht der Fall war, Weisheit und erhabenen Sinn in goldenen, faſt profetenhaft klingenden Worten ausſprechen zu hören.

Der Fürſt erhob ſich mit den Worten: „Laſſe Dir es wohl ergehen in meinem Hauſe“ und verließ den Saal. Wir waren alle wieder aufgeſtanden.

Mittagsmahl.

Mutter und Kind. — Sklaven und Freie. — Eine ſchwarze Hand. — Die Fliege in der Milch. — Humor der Fürſtin. — Noa und Columbus. — Ein ſchwarzer Chriſtus.

Das Geſpräch wurde nun zwiſchen den Damen und Herrn Ibraim arabiſch geführt; hundert neugierige Fragen, in Beziehung auf meine Perſönlichkeit von der Fürſtin gethan. Die Töchter blieben immer ſchweigend. Auffallend oft wurde ein ſchönes, kräftiges Kind gelegt, und der jungen Fürſtin knieend an die Bruſt gereicht, die es unter ununterbrochenen Zärtlichkeiten munter und abwechſelnd ernährte. Die braune Dienerin blieb in knieender Stellung, die Hände auf ihre Schenkel gedrückt, bis ihr die Mutter das Kind, unter Liebkoſungen, wieder übergab.

Während der ganzen Zeit des Beſuches blieben Diener und Dienerinnen, alle orientaliſch ſchön gekleidet und barfuß, denn die Pantoffeln legten ſie jedesmal vor dem Eintritte in den Saal an der Schwelle nieder, auch dann noch im Saale, wenn der Dienſt, den ſie zu verrichten hatten, vollendet war. Sie hörten die Geſpräche ihrer Herrſchaft und der Fremden mit an, miſchten wohl auch ein Wort mit ein und wurden, wie von ihresgleichen, freundlich angehört, wenn ſie irgend eine Bemerkung machten. Und doch waren ſie alle Sklaven. Wo im Abendlande genießt der

freie Diener eines ſolchen Vorrechts? Das vertrauliche, gegenſeitig anhängliche Verhältniß zwiſchen Herren und Sklaven trat mir im Morgenlande, wo wie ſie ſagen die Barbaren herrſchen, noch häufig entgegen, und immer wieder machte es einen wohlthuenden Eindruck auf mich. Ich werde an einer andern Stelle mehr davon zu erzählen haben.

Ein Diener trat jetzt ein und machte mit einer grüßenden Handbewegung die Meldung, daß die Mittagstafel angerichtet ſei. Die Fürſtin erhob ſich mit ihren Töchtern und ging zum Saale hinaus. Der Prinz forderte mich auf, mit ihm zu folgen. Wir traten in's Vorzimmer, wo ein runder Tiſch gedeckt war. Die Damen ſaßen bereits, mir wurde der Sitz zur Linken der Fürſtin und zur Rechten des Prinzen angewieſen. Er theilte mir, gleichſam entſchuldigend mit, daß der Fürſt immer allein ſpeiſe, und darum nicht da ſei um den, nach orientaliſch hyperboliſcher Höflichkeit „berühmten, freudig willkommenen Gaſt" mit verehren zu helfen. Beigezogen zur Tafel waren Herr Ibraim und der Dolmetſch. Wir ſaßen auf Strohſeſſeln, ich allein hatte ein ſilbernes Beſteck; die übrigen führten nur Löffel und Gabeln aus Horn und man konnte deutlich bemerken, daß dieſe Inſtrumente mehr dazu dienten, die Geſellſchaft am bequemen Eſſen zu hindern, als ſie darin zu unterſtützen; denn unverſehens fuhr manche kleine weiße Hand mit in die Schüſſel mit Reis, oder dergleichen, und griff einen ſaftigen Biſſen gewandt aus ihr hervor, den ſie, ohne die Lippen zu berühren, mit haſtiger Grazie in den Mund warf. Die Speiſen wurden aus dem Hofe über die Terraſſe heraufgebracht, die Schüſſel war jedesmal mit einem ſilbernen Deckel verhüllt. Die Fürſtin theilte munter vor, immer der jüngern Tochter zuerſt, dann der verheirateten, dann mir. „Du ſiehſt," bemerkte ſie, etwa wie eine kleinſtädtiſche Hausfrau humoriſtiſch, „wenn man ſo glücklich iſt, den Andern vorzutheilen, behält man immer das Beſte für ſich." Zuweilen, wenn ſie irgend einen guten Biſſen, der ſich auf ihrem Teller befand, bemerkte, fiſchte ſie ihn heraus und legte ihn auf meinen Teller. Niemand wurde zum Eſſen aufgemuntert und kein Wort über die Speiſen

gesprochen. Mir und Herrn Alfanderi wurden nur Fische und Milchspeisen gereicht, weil er freimütig erklärt hatte, daß es uns nur solche hier zu genießen erlaubt sei. Hinter jedem von uns stand eine Sklavin und wedelte die unerträglich vielen Fliegen von dem vor ihr Sitzenden und von seinem Teller ab. Ein Moment war während des Tisches ein wahrhaft entsetzenerregender. Ich hatte einen Milchreis vor mir und bemerkte, daß eine flugmüde Fliege eben in ihn herabtaumelte. In demselben Augenblicke senkte sich von hinten und vor mir her, mitten in den Teller herab eine lange, hagere, schwarze Hand, und griff mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die Fliege an den Flügeln fassend, empor, die wie eine Marionette in der Hand des Spielers nach Oben verschwand. Die schwarze Schicksalshand, die so verhängnißvoll in mein Tischleben griff, gehörte einer Negerin an, die in ein ganz weißes Gewand gehüllt, hinter mir stand, und die edle, menschenfreundliche Aufgabe hatte, mir die Fliegengeister abzuwehren. Mir allein wurde Wein vorgesetzt, ein Flasche mit trüb feurigem Libanonweine, der nicht gut schmeckte. Ein Wiener hätte sich vor diesem „heuerigen" entsetzt; der Gedanke aber, daß er aus Reben von dem poetischesten Gebirge der Erde gepreßt ist, ließ mich seine säuerliche Herbheit mutig überwinden. Auf dem Tische standen zwei irdene, langgehalste Krüge mit Wasser, aus denen, wie es mir schien, nur aus Rücksicht für den fremden Gast das Wasser in Trinkgläser geschüttet wurde; denn die junge Fürstin, die eben wieder ihrem durstigen Sohne, während sie selbst munter speiste, zu trinken gab, ergriff wiederholt den Krug, bog ihr Haupt zurück und ließ, ohne die Mündung des Krughalses mit ihrem Munde in Verbindung zu bringen, den frischen Wasserstral hineinfunkeln. Und sie that recht daran, denn in dem heißen Klima hält sich das Wasser in den porösen Thongefäßen kühl und verliert durch Ueberleerung in ein anderes Gefäß sogleich an Frische.

Das Tischgespräch war ein ziemlich heiteres. Die Fürstin von klarem und raschem Verstande, war von den Bergen einige Male in die große Welt Stambuls gekommen, sie kannte die

politische Weltlage ziemlich genau, und war bei den Kämpfen der Bergvölker, die ihrem Gatten bald dienstbar, bald gegen ihn empört waren, wenn auch nicht mit dem Schwerte in der Hand, mutig und thätig. Die jüngeren Damen hielten sich immer schweigend und schienen es nur einmal zu wagen zu lächeln, als ich einen Toast ausbrachte auf den unsterblichen Ruhm des Fürsten, auf die schönen Frauen des Libanon, auf die ewigen Zedern und die Gastfreundschaft der Bergbewohner. Möge der Herr sie alle glänzen, blühen, grünen und gesegnet sein lassen, jetzt und immerdar!

Der Dolmetsch schien eine hohe Meinung von meiner Gelehrsamkeit gewonnen zu haben, denn er that die wunderlichsten Fragen an mich, unter denen mich folgende in eine kleine Verlegenheit versetzte, indem ich sie der religiösen Ueberzeugung der Gesellschaft entgegen, zu beantworten fürchtete:

„Sage mir, war Amerika schon vor Noa erschaffen? Was glaubt ihr darüber, in Europa?" Dann fragte er wieder: „Ist es eine Sünde, wenn die schwarzen Menschen auf der Erde sich den Herrn Christus schwarz vorstellen?"

Ich erwiederte, daß ich dies für keine Sünde hielte; indem in meinem Vaterlande manche weiße Menschen eine schwarze Mutter Gottes anbeten.

Die Fürstin hörte diesen Fragen, die fast alle das religiöse Gebiet streiften, mit Aufmerksamkeit und meine Antworten mit sichtlich gespannter Neugierde an.

Es herrschen widersprechende Stimmen über die religiösen Ueberzeugungen der fürstlichen Familie. Sich zum Christenthume bekennend, hält man sie auch für drusisch, oder mohammedanisch. In entscheidenden Augenblicken soll der Fürst, wie jener Egalité als er durch die streitenden Parteien der Straßen von Paris fuhr, bald das eine, bald das andere Banner ausgesteckt haben. Ich konnte während des vierstündigen Aufenthalts keine Zeremonie, keinen Ausspruch, kein Kreuz, oder Heiligenbild entdecken, um an das Christenthum des Hauses erinnert zu werden. Es wäre

denn wieder der humoristische Dolmetsch, der vor Tische mir den Liqueur eingeschenkt und mich zu einem zweiten Gläschen gezwungen hatte. Er wollte mich zu einem dritten aufmuntern, indem er sagte: „Ich bin ein guter Christ, und glaube an die heilige Dreieinigkeit!" Worauf er drei Gläschen hinter einander leerte.

Nach einer Stunde hob die Fürstin die Tafel auf, und die Damen zogen sich in ihre Gemächer zurück.

El sit Méïs.

Besuch bei Nachbarn. — Ein rotgeschwänzter Schimmel. — Eine Sklavin als spanische Wand. — Schmerz um einen Helden. — Paradiesischer Anblick. — Herzlich feierlicher Abschied. — Bedenklicher Ritt.

Der Prinz lud mich ein, nahe Verwandte des Hauses in der nächsten Nachbarschaft zu besuchen, und dann seine Pferde anzusehen.

Wir wurden in einem naheliegenden, weitläufigen Hause mit größter Freundlichkeit in einer zahlreichen Familie aufgenommen. Der Herr und die Frau des Hauses baten, mich am folgenden Tage „als ihren Gast ehren zu können." Wir wurden nach üblich freundlicher Weise bewirtet, und es gab sich eine auffallend ausgesprochene Verstimmung zu erkennen, als ich die Einladung höflich ablehnend, zum Aufbruch mahnte.

Wir kehrten zum Schlosse zurück, vor demselben auf einem, mit Olivenbäumen bepflanzten Platze standen, die Füße an eiserne Ringe gebunden, die Pferde des Prinzen. Zehn Rappen und unter ihnen eine milchweiße Stute, die nach landesbäßlicher Sitte, die langen Mähnen und den prächtig geschwungenen Schweif safrangelb gefärbt hatte. Die Bemerkungen Omer Paschas, als er mir in Konstantinopel seinen Marstall vorreiten ließ, waren meinem Gedächtnisse nicht entschwunden und so konnte ich dem Prinzen manches kennerhafte Lob über seine Pferde sagen, was ihn

ſehr erfreute, beſonders rückſichtlich der weißen Stute, die ſein Lieblingspferd war.

Wir kehrten in den Empfangſaal des Schloſſes zurück, wo die Damen, wie wir ſie bereits geſehen haben, wieder Nargile rauchten, das auch uns ſogleich gereicht wurde. Nach längerem Schweigen ſagte mir die Fürſtin durch den Dolmetſch: „Sieh, meine Tochter iſt krank, ſeit einem Jahre ſchon, willſt Du ſie nicht heilen?"

Wenn ich ihr Leiden kenne, will ich verſuchen, ob es meiner geringen, ungeübten Wiſſenſchaft gelingt.

„Sie fühlt einen Schmerz in der Bruſt und huſtet. Willſt Du ihr kein Mittel verſchreiben?"

Die Aerzte im Abendlande müſſen den Kranken unterſuchen, um das Leiden zu erkennen, und ich weiß nicht, ob es die Sitte geſtattet, die Leidende ſo zu ſehen, wie man es im Abenlande für nötig erachtet.

„Thue ganz, wie es Dir gut dünkt, und wie es der Leidenden günſtig iſt."

Ich möchte die edle Gaſtfreundſchaft nicht verletzen, dies wäre mir ein ewiger Schmerz, und ſo fürchte ich, die Unterſuchung ſo vorzunehmen, wie wir ſie in Europa üben.

„Thue, wie Du es nötig findeſt."

Die junge, nach orientaliſcher Anſchauung ſchon alte Prinzeſſin, denn ſie zählte vierundzwanzig Jahre, erhob ſich, ohne irgend eine Bewegung in ihren Zügen, die bleich und edel waren, von ihrem Sitze, und reichte mir beide Hände, damit ich gleichzeitig an ihnen den Puls fühlen könne. Ich ließ ſie bitten, ſich auf dem Divane niederzulegen, und ihr blauſeidenes Weſtchen, das mit kleinen, ſilbernen Knöpfen bis an den Hals geſchloſſen war, aufzumachen, und das weite Beinkleid und den, den Rock um die Lenden feſthaltenden Gürtel zu lockern.

Es waren männliche und weibliche Diener anweſend, denen ſich immer mehr zugeſellten, denn ſie wollten Zeuge deſſen ſein,

wie der Frangiarzt ihre Herrin heilen werde. Die Fürstin hieß jetzt, eine braune Sklavin sich zwischen mich und Herrn Ibraim mit ausgestreckten Armen stellen, so daß sie mit den weit herabfallenden Aermeln eine lebendige spanische Wand verstellte, denn nur die Familie und der Arzt durften die Prinzessin entkleidet sehen. Die Fragen, die ich an sie richtete, wurden von dem mir nicht sichtbaren Freunde verdolmetscht; selbst über Zustände, die sonst eine Mutter, nur wenn sie mit ihm allein ist, dem Arzte von der Tochter anvertraut. Es herrschte ein allgemeines Schweigen. Die vielen Knöpfchen der Weste waren endlich offen, der Gürtel gelöst, und ich begann nach der uns in Europa genug bekannten Weise die Brust der jungen Dame zu untersuchen. Um das Ohr horchend an die Brust und den Rücken der Dame schmiegen zu können, mußte ich mich auf die Strohmatte neben dem Divan neigen, der nur einen Schuh hoch war. Und so lag ich denn, einer Kranken theilnehmend dienend und ernst gesinnt, in Wahrheit an dem Herzen einer Fürstin vom Libanon.

Die Untersuchung dauerte, weil die Fragen und Antworten immer gedolmetscht werden mußten, nahezu eine halbe Stunde. Die Sklavin, welche spanische Wand war, und mich an die Szene im Sommernachtstraume lebhaft mahnte, stand unbeweglich, wie eine Statue. Die Prinzessin blieb fort und fort fast theilnahmlos, nur ihre bleichen Wangen erhielten jene verhängnißvolle Röte, welche die Aerzte „umschrieben" nennen, und ihre blauen, von langen schwarzen Wimpern und schön gewölbten Brauen überschatteten Augen hatten den feucht verklärten Glanz, der dem Kundigen ein Zeichen ist, daß sie sich bald für immer schließen werden.

Ich knöpfte nach der Untersuchung der Dame alle Knöpfchen der Weste zu, was sie, ohne sich zu bewegen geschehen ließ. Dann bat ich sie, aufzustehen; sie reichte mir, um ihr zu helfen, die Hand, und setzte sich wieder neben die Fürstin, die mit der Handbewegung nach Herz und Stirn, mir schweigend dankte.

Als ich der Prinzessin rieth, sich des Rauchens zu enthalten und nicht heftig zu reiten, sah sie mich sehr traurig an. Ich

reichte ihr aus meiner kleinen Reiseapotheke, die ich vorsichtig immer bei mir führte, einige Pulver. Ich wendete mich dann an den Prinzen, um noch einige Fragen an ihn zu thun, die ich, europäisch angewohnt, doch nicht durch Dolmetscher hören wollte; wiewohl sie, nach der gemachten Erfahrung, die Damen nicht in Verlegenheit gesetzt haben würden. Der Prinz erzählte mir, daß die Prinzessin seit Jahren einen tiefen Schmerz im Herzen trage. Ein Verwandter der fürstlichen Familie, „ein junger Held der Berge" hatte sich mit ihr verlobt, und ist bald darauf in einem Kampfe mit einem aufrührerischen Stamme gefallen. Seitdem reitet sie, von wenigen Bewaffneten begleitet, immer in die Berge hinein und ruft, wenn sie sich nicht belauscht glaubt, den Namen des geliebten Todten dem Widerhalle entgegen.

Im Saale fing ein prächtiger Glanz zu spielen an, der durch die hohen Fenster hereinbrach, so daß ich unwillkürlich, da ich ihnen mit dem Rücken zugekehrt saß, mich rasch wenden mußte.

„Willst Du nicht die Herrlichkeit sehen?" sagte mir die Prinzessin. Es waren die ersten und einzigen Worte, die sie an mich richtete.

Ich trat an's Fenster, und blickte in ein Paradies. Den hohen Bergabhang hinab, den der Palast beherrscht, schlangen sich Reben um Zypressen und Maulbeerbäume, zwischen durch lagen mächtige Felsblöcke. Vor mir, den äußersten Horizont, begrenzte die rotgelben funkelnde Wüste und tiefer hinab lag das dunkelblaue Meer, und über ihm die sinkende, glühende Sonne, an der die weißen Segel der Schiffe vorüberflogen. Vor der See und der Wüste mir näher erhob der stundenlange Pinienwald, durch den wir des Morgens gekommen waren, seine dunkelgrünen Häupter und endete in die glanzvollste Ebene der Erde, die von einem Flusse silbern durchrauscht, alle unsterbliche Pracht und selige Schönheit einer südlichen Landschaft zeigte. Von einzelnen Höhen zur Linken hinaus, funkelten weiße Paläste, wie silberne Kro-

nen, und an den kühnſten Abhängen weiße Dörfer, Palmen und Zedern.

Mich ergriff es wie Schmerz, daß ich mich von dieſer Höhe, von dieſem Anblicke für mein ganzes Leben trennen und nimmer wieder ſehen ſollte, was erhaben und lieblich, ſchön und unſterblich, mit allen Glorien des Lichts geſchmückt, vor mir ausgebreitet lag. Die niedergehenden Stralen der Sonne ſchienen mir die Schwerter der Cherubim, die der Herr hingeſtellt hat, um mich aus dieſem Paradieſe zu verbannen.

Herr Ibraim mahnte zum Aufbruch, denn im Morgenlande liebt man es, längſtens beim Sonnenuntergange unter den Zelten zu ſein. Die Damen reichten mir die Hand, die Fürſtin ſagte: „Vergiß nicht, daß Du der Freund unſeres Hauſes geworden biſt, und Deine Freunde, wenn ſie einen Gruß von Dir bringen, werden uns willkommen ſein.“

Im Hofe wurde ich freudig überraſcht und erſchreckt zugleich. Die Rappen und die weiße Stute des Fürſten ſtanden prächtig gezäumt und geſattelt, jedes Thier von einem reichgekleideten Diener gehalten. Die Stute trug einen Sattel aus blauem Sammt, reich mit Gold geſtickt, die Zäume und die Bruſt mit ſilbernen Buckeln und Spangen geziert. Der Prinz lud mich ein, ſein Pferd zu beſteigen. Ein ſchwarzer Sklave legte ſich auf die Hände und Füße, ich trat auf ſeinen Rücken und ſchwang mich in den Sattel. Dies war das Signal für die Bewaffneten des Fürſten, welche ebenfalls die Rappen beſtiegen und mir voranritten.

„In einer Stunde biſt Du in Beyrut!“ rief mir der Prinz zu, und ahnte nicht, wie er meine Sorge erhöhte, ob ich auf dem feurigen Araberpferde nicht meinen Todesritt unternehme. Ich faßte mich, da ein Ablehnen der großen Ehre, die mir der Prinz erwies, nicht möglich war, feſt in mir zuſammen, und noch feſter die Zügel des Pferdes, das mich klug und vorſichtig die Felſen hinab und dann tanzend und ſpringend nach Beyrut trug.

Auf dem Libanon.

Erster Tag.

Gefährliche Wege. — Ein Chan. — Ackerbau. — Wein. — Karawanen. — Vor dem Zelte. — Gestalten. — Drusen. — Nacht.

Am 11. Mai des Morgens nahm ich von meinen Gastfreunden herzlichen Abschied, um die Reise über den Libanon anzutreten. Ich schloß mit einem syrischen Griechen, Namens Ibraim Rabat, der mir als sehr verlässig und sprachenkundig empfohlen war, wie sonst mit einem Veturino in Italien, einen schriftlichen Vertrag, der arabisch ausgefertigt beim kaiserlich österreichischen Generalconsulate [illegible]oimirt wurde. Ibraim übernahm die Verpflichtung für Pferde, Maulthiere, für das Zelt und die Diener zu sorgen, mich über das ganze Gebirge nach Damaskus, nach Baalbek zu den Zedern, nach Tripolis und wieder nach Beyrut zu bringen.

Herr Alfanderi hatte die besondere Freundlichkeit für mich, mir seinen ältesten Sohn Ibraim als Begleiter mitzugeben und für die Küche zu sorgen, was auf einer Reise durch den Orient, wo kein Gasthof und nur der leerstehende Chan zu finden, von großer Bedeutung ist.

Wir brachen eine stattliche Karawane auf. Ibraim auf einem türkisch gesattelten Pferde mit Flinte, Pistolen und Handschar be-

waffnet, führte den Zug an. Ich und Herr Alfanderi, ebenfalls mit Waffen, folgten ihm. Ein Maulesel trug das Zelt und unser Gepäck, ein kleiner Esel trabte hinterher, um bald dem einen, bald dem andern Diener, die in Pantoffeln während vieler Tage neben uns herliefen, wenn sie zu müde wurden, den Rücken zu leihen. Wurde aber das kleine Thier selbst müde, so stach der auf ihm Sitzende es mit einem krummen Messer in sein Hintertheil. Mein Pferd, ein Eisenschimmel, im Libanon geboren, an dessen Wege gewöhnt, nahm sich, mit einem englischen Reitzeuge gesattelt, das ich aus Wien mitführte, ganz stattlich aus. Alle Riemen von rotem Leder mit weiß metallenen Schnallen und Bukkeln und ein in Beyrut gekauftes, rotes Fliegennetz mit solchen Troddeln, eine Schabracke von gleicher Farbe, ließen das schlanke, feurige Thier, Hassan hieß es, und spitzte immer die Ohren, wenn ich es rief, noch schöner erscheinen. Aus den Halftern glänzten zwei schöne Pistolen hervor.

Ibraim meinte: „Wenn Euer Pferd, Herr! den Beduinen nur nicht zu gut gefällt." Wir waren bald zum Thore der Stadt hinaus und an jenem Pinienwalde vorbei, an dessen Schatten wir uns bereits auf dem Ritte zum Fürsten des Libanon, erfreuten.

Wer nun meinen würde, daß auf dem Libanon, über den die großen Karawanenzüge seit Jahrtausenden gehen, Straßen führen, der wäre in einem bedeutenden Irrthume befangen. Wie eben seit Urzeiten eine unbekannte Flut die Felsen zerriß und sich Bahnen brach, oder wie sie ungeheure Bergmassen empor hob und aufthürmte; so sind die Höhen und die Schluchten noch dieselben. Tausende von Geschlechtern haben nichts gethan, um Wege zu bahnen, Berge zu umgehen, Brücken zu schlagen. Ein Chaos von Steinen, hingesäet seit ewigen Zeiten, sind die Wege, die der Reisende geht, auf denen das syrische Pferd die einzelnen Steine sucht, auf die es treten kann.

Hassan hatte ein klug berechnendes Auge, an gefährlichen Stellen blieb er einen Moment stehen, setzte einen Fuß vor und prüfte die Festigkeit der Steinlage. Wenn sie ihm nicht sicher genug schien, zog er den Fuß wieder zurück, um einen andern Stein

zu suchen; dann trat er mit solcher Festigkeit auf, daß die Funken oft vom Kiese stoben.

Trotz dieser Vorsicht des Pferdes, erwehrt sich der Reiter nicht, einer fortwährenden Sorge, eines ängstlichen Blickes. Wer über diese Klippen an schwindelnden Abhängen vorbei, dann wieder auf schmalsten Bergkämmen hinan reitet, meint fort und fort mit dem Pferde zu stürzen und zerschmettert zu werden. Jeder Reiter zieht allein; bald sieht man denjenigen, der voran ist auf einer Spitze oben, bald wieder die, nach oder zur Seite Reitenden verschwinden. Ein Gespräch ist niemals, zuweilen nur ein Zuruf möglich.

Allmälig erst gewöhnt sich der Reiter, der zum Erstenmale diese gefahrvollen Wege geht, zu der vertrauenvolleren Ruhe, daß denn doch nicht jeder Mensch verunglückt, der über den Libanon zieht. Wir kamen an der Ruine eines Hauses vorüber, das einer Quelle angebaut von einigen Feigen- und Olivenbäumen umpflanzt ist. Wir hielten einen Moment, um zu trinken. Kein Reisender im Orient zieht an einer Quelle vorüber, ohne ihr dankbarer Gast zu sein. In der Nähe lagerte, unter einem zerrissenen Zelte eine Beduinenfamilie, ringsherum suchte eine schwarze, langohrige Ziegenheerde spärliches Futter.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir den Chan Schech Mamud, ein steinernes Gebäude mit flachem Dache, das einen dunklen weitläufigen Stall enthält und eine kleine offene Vorhalle mit einem Heerde. Zur Seite des Chans fließt ein Brunnen.

Es waren Reisende vor uns hier angelangt. Ein ehrwürdig aussehender Greis mit weißem Turban und weißen, weiten Gewändern, saß in behaglicher Ruhe auf einem Teppich und rauchte. Ein brauner Indier schlief im Schatten eines Maulthieres, das neben ihm lagerte. Ein Diener wusch am Brunnen Gefäße rein, die eben zum Mahle gedient hatten. Aus dem Stalle streckten zwei Kameele die langen Hälse neugierig hervor.

Ibraim war uns voran geritten und bereitete unser Frühstück vor. Auf einem grünen Teppich stand ein kleines niederes Tischchen, es war mit Eiern, frischer Butter, die von der Son-

nenglut freilich flüssig wie Oel war, mit Käse, Orangen und Pistazien gedeckt. In schönen Krystallgläsern funkelte neben weißen Broten vortrefflicher Bordeaux.

Wir lagerten uns römisch um das Tischchen auf Polstern lehnend, die der vorsorgliche Ibraim mitgenommen hatte. Während wir es uns schmecken ließen, kochte er schon den Kaffee und bereitete die Nargiles vor. Wir waren erstaunt über all das Gerätbe, das er mitführte und dessen er an den folgenden Tagen immer mehr entwickelte. Es war eine förmliche Hauseinrichtung.

Als wir uns gesättigt hatten und den Tabak des Libanon in blauen Wolken aufgeben ließen, erfreute uns der großartige Anblick über die Berge und Höhen, die wir heraufgekommen waren. Während wir die, immer mehr ansteigenden Gebirge im Rücken hatten, lag es vor uns aufgethan, eine weite offene Welt. Wir sahen tief unter uns und fern zwischen Gebirgseinschnitten das Meer, Fragmente eines Riesenspiegels in der Sonne blitzend. Ein höher gelegener, rot goldener Streif am Horizonte war die Wüste und bezeichnete uns die Lage von Beyrut.

Wir hatten uns während der Mittagstunden, wie im Oriente immer, weil die Sonnenglut fast tödtlich niederströmt, geruht und zogen weiter. Von hier aus begleitete uns ein bewaffneter Mann zu Pferde, ein Wachposten des Fürsten. Es waren in letzterer Zeit Räubereien, namentlich Ausplünderung der Post, vorgekommen und so wurde der Fürst für die Sicherheit der Reisenden und der Waarengüter verantwortlich gemacht. Nach einer halbstündigen Begleitung aber verlangte der Mann ein Backschiesch und statt uns, wie es seine Pflicht war, bis zum nächsten Posten das Geleite zu geben, kehrte er um, uns unserem Schicksale überlassend.

Hinter dem Chan begannen Weinpflanzungen. Knorrige, wunderlich gekrümmte Aeste lagen, wie schwarze Schlangen auf dem gelb dürren Boden. Kein Grün war an ihnen sichtbar. In diesen dürren Stöcken bereitet sich die heißeste Glut vor und wird in ihnen kochen und wenn sie sich begrünen und voll Trauben hängen werden, wird es sein, wie das Wunder mit dem dürren Stabe, der in die Bundeslade gethan, schöne Mandelblüten trieb.

Aus diesen Knorren und demütig gekrümmten Stäben mit ihren süßen Geheimnissen, ragen einzeln, oder in Gruppen, Oel- oder Feigenbäume empor. Da und dort auf Terrassen, die von Steinen umgeben sind, grünt Getreide, die Halme weit auseinander, so daß ein nordischer Landwirt sagen möchte „das Getreide steht schlecht“ oder „es ist nur das zehnte Korn aufgegangen.“ Und doch tragen diese Saugen hundertfachen Segen und darum brauchen vielleicht die Wurzelfasern mehr Raum, um die flüssige Kraft aus dem Boden zu trinken.

Wie leicht ist die Arbeit des Ackerers auch auf der gesegneten Erde des Morgenlandes; fast scheint sich der biblische Fluch: Du sollst, im Schweiße deines Angesichts dein Brot erwerben nur auf die dem göttlichen Sonnenantlitze abgewendeten Theile der Erde zu beziehen. Ich sah häufig einen Mann hinter einem, mit zwei Ochsen bespannten Pfluge einhergehen und einen urförmlichen, hölzernen Pflug, leicht wie ein Steuer an einem Boote, lenken und den Boden nur ritzen. Es ist, als ob die unterirdischen Kräfte hier fein höriger, als im Abendlande wären, wo die Pflugschaar tiefer und gewaltiger gehen und sie zwingen muß. Der Terrassenbau strebt bis zu den bedeutendsten Höhen hinauf und wie leicht auch die Arbeit selbst ist, so wird sie durch die Glut der syrischen Sonne doch unglaublich erschwert, und wenn man bedenkt, daß die Dörfer sehr zerstreut und weit auseinander liegen, und der Ackerer oft Stunden weit gehen muß, bis er sein Feld erreicht, oder die Ernte von dort einheimst, so bekommt man von dem Fleiße der Orientalen einen ganz andern Begriff, als den gewöhnlich verbreiteten.

Auf den Terrassen selbst, die trotz aller Fruchtbarkeit einem steinigten Boden gleichen, sahen wir Weiber, entweder die einfriedenden Steine der Terrassen befestigen, oder mit Ausjäten von Gras und Disteln beschäftigt. So oft wir an diesen Frauen vorüber kamen, zogen sie rasch den Schleier vor das Angesicht.

Wir begegneten während des ganzen Tages nur zwei Heerden schwarzer, langohriger Ziegen und Schafe, hinter denen Hirten in einem weiten Hemde, das Haupt beturbant, an den Füßen rote Pantoffel, einhergingen.

Zwei kleine Karawanen Maulesel, die Waaren trugen und von Treibern gedrängt wurden, zogen an uns vorüber. Ihnen voran ritt der Herr der Güter zu Pferde und erwiederte meinen Gruß faſt wie verwundert. Niemals grüßte uns ein Orientale zuerſt.

Aehnliche Geſtalten und Gruppen, wir haben alle gezeichnet, die uns begegneten, erhöhen mehr das Gefühl der Einſamkeit auf dieſen Höhen und in den Schluchten, als daß ſie es verbannen könnten.

Die Sonne neigte ſich bereits und hatte ſich, die wir jetzt durch die wildkahlen Schluchten zogen, unſerem Anblick entzogen. Es wurde immer einſamer um uns her, bis wir in einen Thalkeſſel gelangten, deſſen im Kreiſe liegenden Berge in den Höhen nackte Felſen zeigten und wie mit Mauerkronen geſchmückt ſchienen. Einem dieſer Berge angebaut, neben einem Brunnen iſt der Chan Mederesch. Auf vier Spitzbogen, die zu finſtern Stallungen führen, ruht ein flaches Dach.

Ibraim hatte unſere beiden Diener vorausgeſchickt, und uns begrüßte auf dem Dache ein aufgerichtetes, grüngelbes Zelt, unſer luftiges Haus für dieſe Nacht.

Ich war von der Anſtrengung eines neunſtündigen Rittes in der heißen Sonnenglut, von der Ungewohnheit, ſo gefährliche Wege zu gehen und der fortgeſetzten Anſtrengung keine Erſcheinung in der mir völlig neuen, fremden Welt unbeobachtet zu laſſen, gewaltig aufgeregt und das Blut klopfte mir fühlbar in den Adern des Kopfes. Ibraim, der auf der ganzen Reiſe unſer verſorgendes Schickſal war, kochte raſch ſchwarzen Kaffee, bereitete Limonade und reichte uns nebſt einem Tſchibuk dieſe, wie er mir ſagte, „drei beſten Dinge zur Beruhigung der aufgeregten Sinne.“

Ein weißbärtiger Greis war der Wirt dieſes Chans, in deſſen einem Winkel die Urform einer Schmiede angebracht war. Er entſattelte unſere Thiere, band ſie an Pflöcke feſt und unterſuchte ihre Hufe und hämmerte bald auf ſeinem Ambos einzelne glühende Hufeiſen und Nägel.

Herr Alfanderi ſchlachtete zwei Hühner, die wir auf dem

Wege gekauft hatten, und Ibraim fing an zu kochen. Ein kupferner Kessel hing über dürren prasselnden Zweigen von Oliven- und Feigenbäumen.

Ich lag vor dem Zelte, auf einem Teppich ruhend, das große Naturschauspiel, das sich glorreich vor meinen Augen entfaltete, betrachtend.

Vor mir in weiter Ferne, zwischen einem großartigen Gebirgsausschnitte, lag die See, über ihr hing die Sonne, wie ein riesiger roter Paradiesapfel, der aus der saphirnen Schale des Himmels fiel. Die Schneekuppen des Libanon leuchteten in violett goldenem Zauber, und die Sonne berührte die Wellen der See. Ein leuchtender Gedanke der Gottheit versenkte sich das rote Licht in die unergründeten Tiefen des Meeres, und es glühte, als sollten alle Purpurmäntel der Erde in ihm rot gefärbt werden.

In diesem Meere tauchte ein langgestreckter, seltsam zackiger, schwarzer Streif auf: Die Insel der beseligenden Göttin Cypria, und über ihr strahlte durch eine Wolke der schön leuchtende Stern der Liebe.

Von einer von wilden Bergen gebildeten Thalschlucht empor, an denen zerstreut sieben steinerne Drusendörfer hängen, die kaum von den Felsen selbst zu unterscheiden sind, beginnt ein Glockenläuten zu schallen. Es kommt von einem Maronitenkloster, das in der Schlucht auf einem isolirt liegenden Felsen gebaut ist und wie ein dunkler Edelstein von weißleuchtenden Steinen, von den sieben Drusendörfern, umgeben ist.

Licht und Klänge! Es war ein wunderbares Ineinanderspielen von Gedanken und Gefühlen.

Einen mir gegenüber liegenden Felsen empor, der schon im Schatten lag, zog ein verspäteter Wanderer. Er trug ein grünes Kleid, einen roten Feß und seinen Nacken herab floß ein weißer Mantel. Wie er die Felsentreppe emporstieg, warf die untergehende Sonne einen Schimmer auf die Spitze des Felsens. Der erwachte Abendwind machte den rot angeglühten Mantel des Wanderers wallen; so daß dieser eine Gestalt mit Schwingen und leuchtendem Haupte schien. Der Lichtglanz spielte nur einen Augen-

blick, während welchem die Gestalt, um eine Felsenecke biegend, verschwunden war. Ich dachte an Elia, den Propheten, der im feurigen Wagen zum Himmel auffuhr und seinem Jünger den wunderthätigen Mantel zurückließ.

Ibraim lud uns jetzt zu einem trefflich bereiteten Mahle, das er auf dem uns bekannten Tischchen deckte und mit einer, an einem Stabe befestigten, bunt papiernen Laterne beleuchtete. Eine Flasche Wein vor uns hinstellend, bemerkte er: „Dieser ist von den Bergen, die ihr dort in der feurigen See noch aufragen seht.“ Es waren die Gebirge von Cypern.

Einige Männer, durch unser Zelt und das lodernde Feuer angelockt, kamen aus dem nächsten Dorfe, um uns zu sehen. Wir boten ihnen Plätze an unserem Tischchen und luden sie zum Essen ein. Es waren Maroniten, die über den Glauben der Drusen gefragt, uns folgende spärliche Nachrichten mittheilten, welche kaum die allgemein bekannte Kunde bereichern, wohl aber einigen Wert, als unmittelbarer Bericht von freundlich gesinnten Nachbarn, haben.

„Wir Christen leben mit den Drusen im besten Einvernehmen. Es sind tapfere, entschlossene Männer von guter Gemütsart. Ueber ihren Glauben bewahren sie ein tiefes Geheimniß, von dem sie selbst ihren besten und bewährtesten Freunden, wenn sie nicht auch Drusen sind, nicht sprechen. Sie beten, wie die Juden und Mohammedaner, nur einen Gott an. Der Wille, die Weisheit, die Gerechtigkeit, das Wort sind unsterbliche Wesen, die den Zusammenhang zwischen dem Menschen und Gott erhalten. Ihr Prophet Hakim ist der letzte, zu dem Gott sprach, und der siebente seit Erschaffung der Welt. Jesus, der Sohn Josephs und Maria's, ist ein falscher Prophet. Ihre Seelen wandern, je nach ihrer Tugend, oder ihrem Laster, in schönere oder häßliche Menschengestalten. Ihr Prophet wird wiederkommen, und das wird die Zeit der ewigen Glückseligkeit auf Erden, das Paradies sein. Das wird geschehen im Jahre der Hedschra 411. Die Aeltesten eines jeden Dorfes geben, jeden Freitag um die Mitternachtstunde auf den ihnen zunächst liegenden Berg, um Gottesdienst zu halten. Sie

lesen eine Stunde lang aus einem Buche, das niemals ein Nichtdruse gesehen hat. Selbst unter ihnen werden die Männer, erst wenn sie das vierzigste Jahr erreicht haben, in die Geheimnisse der Religion eingeweiht. Einen Verrath derselben würden sie mit dem Tode bestrafen. Doch weiß man seit Menschengedenken nichts von einem solchen Falle."

Es war schon tiefe Nacht geworden, die Sterne leuchteten und die Mondsichel; die See glänzte noch immer dunkel nach. Unsere Gäste entfernten sich, die Thiere lagerten und unsere beiden Diener gingen als Wache, mit Flinten und Pistolen bewaffnet, auf und ab.

Ich brannte, als Gruß an die Nacht, die vier Läufe meines Revolvers ab, daß es in den Bergen und Schluchten wiederhallte, und verfügte mich mit Herrn Alfanderi in das Zelt, wo uns auf Feldbetten ein genug bequemes Lager bereitet war: der Sattel diente als Kopfpolster, die Pferdedecke als Unterlage und Decke.

Ich schlief, ermüdet wie ich war, bald ein und durch meinen Traum ging es, wie ein Glockenläuten.

Ich erfuhr am Morgen, daß eine Karawane des Nachts an uns vorübergezogen war.

Zweiter Tag.

Biblische Szene. — Ein tätowirter Mann. — Unwohlsein. — Ein Prosetengrab. — Beduinensegen. — Dramatische Prügel.

Um vier Uhr Morgens wurden wir von Ibraim geweckt. Wir kleideten uns rasch an und traten aus dem Zelte. Ueber der fernen See lagerten Wolken, wir selbst hatten noch einen sternenflimmernden Himmel und schon Lerchenjubel über uns. Ein frischer Windhauch blies über die Berge.

Wir wuschen uns am frisch fließenden Brunnen und tranken Thee mit Rum. Eine vorüberziehende Ziegenheerde lieferte Milch dazu.

Während wir frühstückten, banden unsere Diener die Stricke des Zeltes von den Pflöcken los und zogen diese aus der Erde. Es begann ein rasches Packen unserer Sachen, der Gefäße, ein Beladen der Lastthire, das Satteln der Pferde. Jeder von uns war um sein eigenes Thier beschäftigt. Einer der Diener hatte sich am gestrigen Tage wund gelaufen und mußte zurück gelassen werden. Ibraim hatte für ihn, aus einem nahen Dorfe, einen schlanken Knaben von fünfzehn Jahren, mutigen und frischen Ansehens, angeworben, den er uns vorstellte. Chatib, was der Leichte, oder Gelenkige bedeutet, trug eine weite, rote Hose, die ihm an die Kniee reichte, seine Beine waren nackt, nur mit roten Pantoffeln bekleidet. Dem Oberleibe schmiegte sich eine grüne Jacke an, sein Kopf war mit einem rotgelben Schawl ganz umwunden, durch einen schwarzen Wulst von Kameelhaaren, der wie ein dunkler Kranz über die Stirne nach rückwärts ging, fest gehalten. Die Enden des Schawls hingen über seinen Nacken herab. Ibraim gab ihm eine lange Flinte, mit der er, ohne jemals den kleinen Esel zu besteigen, uns über Felsen und Klippen immer voranging, eine leichte, gelenke Erscheinung.

Wir waren zum Aufbrechen bereit. In den Kohlen, über denen unser Heerd aufgerichtet war, glimmte es noch, der Morgenwind jagte eine leichte Rauchwolke aus dem Aschenhaufen hervor. Bald wird der Rauch verweht, werden die Kohlen erloschen und von unserem Dasein, das hier so schön und heiter war, jede Spur verschwunden sein.

Wir ritten hinter dem Chan eine Höhe so steil über Felsstücke empor, daß die Thiere klettern mußten, bald mit den Vorderfüßen bis ans Knie einsanken, um sich, einen Moment ausruhend, unter heftiger Anstrengung auf den nächsten Felsblock zu schwingen. Als wir nach einer halben Stunde eine so gefährliche Höhe überwunden hatten, befanden wir uns auf einem Bergrücken, der gut bebaut war und wieder von dem Fleiße der Bewohner des Libanon zeugte, welche nicht wagen, sich einzeln in der Nähe ihrer Aecker anzubauen und es vorziehen, in Dörfern beisammen zu wohnen. Freilich ist dann der ungehütete Besitz

und die Ernte, außer den Bergwettern auch der Plünderung der nomadisirenden Beduinen, oder der verschiedenen Stämme, wenn unter ihnen Krieg ausbricht, preisgegeben.

Neben den Feldern, nicht weiter vor uns als eine Kanonenkugel reicht, erhoben sich Berge, fast bis zum Fuße mit Schnee bedeckt.

Es war heller Tag bereits, doch konnten wir die Sonne nicht sehen, so hoch lagerten und stiegen die Berge rings um uns empor. Uns aber führte jetzt der Weg nach abwärts, eine Stunde lang, und es öffnete sich vor unsern Blicken ein von Bergen eingeschlossenes Wiesenland.

An unserem Wege, einen Felsen herab stürzte ein Wasserfall und lud zum Trinken, und zu dem ihm anliegenden Chan Mrad ein. Als wir uns am eiskalten Wasser, das wohl geschmolzener Schnee war, erquickt hatten, begegnete uns eine Karawane. Schwarzbraune Männer in langen, weißen Mänteln, weiß beturbant, barfuß, mit langen Flinten bewaffnet, zogen voran. Auf zwei Kameelen folgten zwei weiß verschleierte Frauen, dann zogen Ziegen, Schafe, Esel und wieder bewaffnete Männer. Wir mußten an den Zug des Erzvaters denken, wie er mit seinen Frauen und Heerden, mit Knechten und Eseln zog.

Wir gelangten, immer tiefer steigend und eine uralte, in Trümmern liegende Veste zur Rechten lassend, auf die Thalsohle, wo uns der Chan Mregaget gastlich aufnahm und eine Gesellschaft von Beduinen, syrischer Christen, afrikanischer Kaufleute lag, rauchend und Kaffee trinkend. Vor uns dehnte sich das, wieder bergumgebene, stundenlange Thal aus, wo uns vier, den Bergen angebaute Dörfer: Maka, Tenain, Ber Elias und El Martsch genannt, entgegen sahen.

Nachdem uns vom Wirte Kaffee und saure Milch, dann der Tschibuk gereicht waren, und der unermüdliche Ibraim unser Frühstück bereitete, trat ein arabischer Christ an mich heran und reichte mir eine Rose mit den Worten: „Labe Dich an dem Wohlduft, bis dein Mahl bereitet sein wird."

Da seine Arme nackt waren, konnte ich seltsame blaue Zeichnungen an denselben bemerken. Ich bat ihn, mir zu gestatten, daß ich sie näher sähe. Auf dem rechten Vorderarme war die Kirche von Nazaret, über ihr der heilige Georg, auf dem Oberarm der heilige Elias mit einem gezogenen Schwerte und noch höher hinauf ein Baum, auf dem ein Vogel sitzt, tätowirt. Auf dem linken Arme war in genug zierlicher Zeichnung Maria mit ihrem Kinde, darüber der gekreuzigte Jesus zu sehen. Der Mann war sehr erfreut, mich über diese geätzten Zeichnungen staunen zu sehen und nannte sich mit Stolz einen Hadgi von Jerusalem. Als ich ihm durch Ibraim, der nebenbei gesagt, arabisch, türkisch, griechisch, italienisch, französisch und englisch sprach, antworten ließ, daß auch ich nach Jerusalem als Hadgi, Pilger, wallfahre, warnte er mich sehr angelegentlich vor dem Manne, der ihm all die Gegenstände auf die Arme gebrannt hatte. Er nannte mir dagegen einen, der mir weit billiger und noch mehr Gegenstände einbrennen werde. Ich ließ ihm für seinen sehr freundlichen Rath danken.

Von unserer Raststätte fort, ritten wir das, acht Wegestunden lange und drei Stunden breite Thal mitten durch. Die Glut der Sonne war furchtbar, und strömte auf unsere, wegen der Gefahr des Sonnenstichs mit einem Tuche wohlverhüllten Köpfe herab. Eine Seite des völlig ebenen Thales war von schneebedeckten Bergen eingeschlossen, die uns erschienen, als ob in ihnen eine Silbergrube lohete und das geschmolzene Silber, im Sonnenglanze funkelnd, sie überflossen hätte.

Der Reisende im heißen Klima hat keine größere Sehnsucht, als nach kühlendem, säuerlichem Getränke, und nichts ist gefährlicher für ihn. Dagegen ist schwarzer Kaffee, oder Cognac ein treffliches Mittel, die innere mit der äußeren Temperatur ins Gleichgewicht zu setzen. Die saure Milch, deren ich mit Begierde getrunken hatte, rächte sich bald an mir durch ein heftiges Unwohlsein; ich hatte Mühe, mich auf dem Pferde zu erhalten, und bis zum nächsten Chan, der zwei Stunden entfernt lag, zu gelangen.

Der immer dienende, freundliche Chatib war mir mit aufopfernder Treue zur Seite. Er band einen weißleinenen Sonnenschirm an den Lauf seiner Flinte und während er zu meiner Linken einherschritt, hielt er ihn über mir empor. Die schöne Ebene hätte das lustigste Reiten gestattet, und wäre nach den halsbrecherischen Wegen, die wir besiegt hatten, eine heitere Erholung gewesen Wir erreichten endlich, eine kurze steinerne Brücke übersetzend, den Chan El Martsch.

Dieser ist ein mit einer Mauer umgebener, weitläufiger Bau, wo im Schatten mehrere Karawanen mit ihren Führern ruhten. Ich sank auf einen mir unterbreiteten Teppich nieder und meinte nicht mehr weiter reisen zu können. Ibraim kochte rasch schwarzen Kaffee, goß „Milch vom Huhne", ein Eierdotter und Rum hinein, und nötigte mich einen vollen Becher davon zu trinken.

Dann zog er mit unserem Maulthiere, welches das Zelt trug, weiter, um für uns vorzusorgen, Herrn Alfanderi und Chatib die Sorge für mich überlassend.

Nach längerer Rast erholte ich mich vollkommen und munterte selbst zum Weiterreiten auf.

Es lagerten sich uns kleine Vorhügel entgegen, auf deren einem das Grabmal eines Nebi: Propheten sich befindet. Wir ritten zwischen die Hügel und nach rechts biegend, sahen wir uns plötzlich von der großen Ebene durch eine Hügelreihe abgeschnitten, in einem langen und schmalen Thale wieder, das mit dem großen parallel lief und nur wie durch eine grüne Coulisse getrennt war. Die schneebedeckten Berge sahen zu uns mit ihrem blendenden Glanze herüber.

Sechs Kameele weideten an Pflöcken angebunden. Zwei Beduinenweiber, die sie hierher zur Weide geführt hatten, die Wangen und Brüste braunrot, die Lippen blau tätowirt, und Ringe in den Nasenflügeln boten uns gestrickte, wollene Schnüre zum Kaufe an. Ich nahm einige davon, als Andenken an diese Nachkommen von Makbets Hexen, und schenkte ihnen einige Para, die

sie mit dem schönen Nachrufe erwiederten: „Allah sei mit Dir, o Sohn des Wegs!“

Um fünf Uhr Abends, nachdem wir mit kurzen Unterbrechungen zehn Stunden zu Pferde saßen, schimmerte uns in einem schmalen und ebenen Bergeinschnitte unser grünes Zelt entgegen, willkommene Rast verheißend. Der kupferne Kessel hing schon über einem Feuer, und Ibraim kam mir, herzlich grüßend, entgegen. Nur wenige Schritte vom Zelte befand sich ein leerer, verfallener Chan und eine ungepflegte Zisterne. Nachdem wir uns aus derselben ein genug trübes, aber noch kühlendes Wasser geschöpft, vom Staube und der Glut des Weges befreit hatten, lagerten wir uns vor dem Zelte. Ibraim brachte Kaffee und Tschibuk, seinen Spruch wiederholend: „Das sind die besten Mittel, um das Blut und das Gemüt in Ruhe zu bringen.“

In unserem Angesichte, einen mäßigen Berg empor, baute sich ein, nur von Mohammedanern bewohntes Dorf; zu unserer Rechten auf steinigter Anhöhe lag eine alte Befestigung in Trümmern. Unmittelbar neben uns spielte sich eine derb dramatische Szene ab. Ein junger Bursche brachte Milch, Eier, Brot und Wasser; Ibraim hatte ihm davon abgekauft. Plötzlich erschien der Krämer des Dorfes, dieselben Gegenstände auf einem Eselchen herbeiführend, und verlangte von Ibraim, daß er die bereits kochenden Eier, und die in einer Pfanne siedende Milch dem Burschen zurückgebe, denn er allein habe das Recht hier, wenn Reisende kommen, ihnen zu verkaufen. Ibraim sagte ihm, unbekümmert das Feuer stärker anschürend, daß er das Recht habe zu kaufen, von wem er wolle, und er solle sich aus unserem Gebiete entfernen. Das zufällig irgendwo aufgeschlagene Zelt maßt sich im Oriente immer das geheiligte Recht des Hauses an. Der Krämer aber wollte sich nicht bescheiden lassen, und der meist ruhig lächelnde Ibraim griff nach der Pistole in seinem Gürtel; der Türke aber nach der Pfanne über dem Feuer und goß sie dem, seinen Erwerb schmälernden Burschen über die Kleider. In diesem Momente sprang dieser wie eine Katze an den alten Krämer heran, riß ihm den

Turban vom völlig glatt geschorenen Schädel und ihn selbst zu Boden. Und das vermeintlich gute Recht des Krämers wurde vom Stärkeren vor unseren Augen derb durchgeprügelt. Der Bursche ließ endlich, selbst müde geworden, von dem Manne ab, der uns nun weinend bat, auch ihm, da er für uns so viel gelitten habe, seine Waare abzukaufen.

Der Mann konnte in das nahe Dorf gehen und seine Glaubensgenossen gegen uns hetzen, daß sie ebenfalls den unwiderlegbaren Beweis des Stärkeren an uns üben, oder uns noch gefährlicher bedrohen, und so befahl ich Ibraim, dem Manne seine Waaren, die wir als Vorrat für morgen aufbewahren könnten, abzukaufen. Ibraim erfüllte meinen Befehl ohne Widerspruch, aber der Unwille machte seine Zähne knirschen. Während wir uns des Mahles erfreuten, zogen einige Karawanen an uns vorüber, die noch vor Sonnenuntergang den Chan El Martsch erreichen wollten. Weiber zu Esel und zu Fuß kehrten von der Feldarbeit zurück, und an die Zisterne kam eine Heerde Kühe heran, um getränkt zu werden.

Als es völlig dunkel geworden war, hing Ibraim wieder über unserem Tische die bunte Papierlaterne auf, während vom Dorfe her das einzige aus ihm empor ragende Minaret aufleuchtete. Die jedesmal rasch nach Sonnenuntergang eintretende, feuchte Kühle zwang uns unter das Zelt zu gehen. Ich las noch in einem uralten Buche, das die seit Jahrtausenden noch erhaltenen, naiven Zustände des Morgenlandes, wie kein anderes klar, poetisch und plastisch schildert — die Bibel, und hörte unsere Diener auf und ab gehend Wache halten. Ibraim lag quer vor dem Eingange des Zeltes mit seinen Waffen.

Dritter Tag.

Eine Schlucht. — Begegnungen. — Beduinenmantel. — Ein arabisches Haus. — Gewitter. — Ein Adler. — Geier. — Ismaels Rache.

Heute sollten wir Damaskus erreichen und weckten, von der Sehnsucht, dieses Wunder des Morgenlandes vor Sonnenuntergang zu begrüßen, diesmal den noch vor unserm Zelte schlafenden Ibraim. Es war drei Uhr Morgens. Er sprang empor und griff nach den Pistolen, bis wir den noch Schlaftrunkenen bedeuteten. Es begann wieder die belebte Szene, die Thiere zu füttern, das Zelt abzubrechen, zu satteln, und über einem wärmenden Kohlenfeuer Kaffee zu kochen. All dies geschieht aber mit einer durch nichts, weder durch freundliche Zusprache, noch durch zürnenden Befehl, anzueifernde Ruhe. Der Wert der Zeit ist dem Morgenländer noch völlig unbekannt. Was vorbestimmt ist, muß geschehen, die Hast kann es nicht beschleunigen, die Ruhe nicht aufhalten.

Es war bereits fünf Uhr, und noch immer, unter fortgesetztem, lebhaftem Gespräche Ibraims mit unseren Dienern, hatten sie hundert Dinge zu schaffen, und konnten nicht fertig werden.

Herr Alfanderi, der den Weg kannte, forderte mich auf, mit ihm voraus zu reiten.

Wir zogen durch das Wadi el Charir, zur Rechten und Linken mäßig hohe Berge mit grünem Strauchwerke. Der Weg, ziemlich gut, führte uns mäßig aufwärts. Der Himmel schimmerte von zahllosen Sternen, noch waren keine Vogelstimmen wach und Schatten spielten von, da und dort sich vorlagernden, fantastisch und ungeheuerlich geformten Felsen. Wir ritten stumm neben einander hin. Allmälig verschwanden die Sterne, die Wolken zerflossen und wurden dünner. Hinter uns her durch die stundenlange grüne Schlucht kam es, wie eine Helle, und als wir hielten, um darnach zu sehen, zeigte sich ein halber Kreis von hoch in den Himmel

ragenden Bergen, deren schneebedeckte Spitzen in rötlichem Glanze der aufgehenden Sonne leuchteten.

Finsterniß verdammt zum Schweigen, Licht erweckt Gesänge. Es begann mit der aufgehenden Sonne zugleich über uns ein Singen von Vögeln, als ob es nicht empor von der Erde, sondern vom Himmel herab tönte. Andere Stimmen in den Gesträuchen wurden wach, und der prosetische Vogel der fernen Heimat ließ in Pausen sein Kuckuk vernehmen.

In der Schlucht selbst blieb es noch lange schattenhaft. Wir kamen an zwei Wachhäuschen vorüber, die eine halbe Stunde fern von einander unter Bäumen lagen, aus Steinen aufgerichtet, die durch keinen Mörtel verbunden waren.

In diesen Häuschen sollen Leute des Fürsten Wache halten. Wir fanden später mehrere von ihnen in einem Kreise sitzend und gemächlich lagernd Tabak rauchen. In der gefährlichen Schlucht, in der so leicht ein Wegelagerer auf seine Beute stürzen konnte, schien es ihnen wahrscheinlich zu einsam. Nichtsdestoweniger verlangten sie ein Backschiesch von uns.

Herr Alfanderi, der wie ein Eingeborener arabisch spricht, sagte ihnen: „Habt Ihr denn auch unsern Weg in der Schlucht bewacht?"

Unsere Anwesenheit, erwiederte Einer von ihnen, hätte auch nicht geschützt, wenn es von Gott beschlossen gewesen wäre, Euch zu verderben.

„Wenn wir Euch nun kein Backschiesch geben, so hat es Gott ebenfalls nicht gewollt."

Er will's, beim Propheten!

Wir gaben ihnen einige kleine Silbermünzen, um ihr Vertrauen auf den Willen des Herrn nicht schwanken zu machen.

Allmälig traten wir aus der Schlucht heraus, wir befanden uns auf einem unabsehbar nach rechts und links gestreckten Wiesenlande, uns gegenüber wieder erhabene Berge, die erstarrten Riesenwellen einer einst tosenden Weltflut. Weit zurück hinter ihnen ragten an zwanzig Schneespitzen empor, die auf den grünen Vor-

bergen zu ruhen schienen, und wie weiße Zelte im Sonnenschein funkelten.

Wir ritten nach rechts hin und begegneten einem Zuge von beladenen Maulthieren, denen vor und nach bewaffnete Männer gingen. Unter einem Zelte beim Frühmahle saß ein ehrwürdig aussehender, greiser Kaufherr, um ihn her lagerten zwanzig Kameele, Esel und Pferde. Als wir ihn grüßten, sandte er einen schwarzen Sklaven an uns heran, und ließ fragen: „Ob seine Herren nicht mit ihm unter dem Zelte wohnen, und ausruhen wollen?"

Wir stiegen von den Pferden, die der Sklave übernahm, und näherten uns dem Zelte. Der Greis lud uns auf seinen Teppich zum Sitzen ein, und ließ Tschibuk und Kaffee reichen. Ich erwiederte diese Gastfreundlichkeit, indem ich ihm Zigarretten reichte, die ich mit einer zierlich kleinen Maschine, einem Drechslerprodukte aus Wien, bereitete. Herr und Sklaven sahen mir neugierig zu, und bewunderten den geschickten Mechanismus. Er ließ mich fragen, ob in meiner Heimat auch Tabak, der „Honig des Libanons" wachse?

Nachdem wir eine Stunde ausgeruht hatten, kam Ibraim mit unseren Dienern und dem Gepäcke an.

Ich dankte unserem gastfreundlichen Wirte, einige Silbermünzen unter seine Sklaven austheilend, und gab ihm die Zigarrettenmaschine, mit der Bitte, sie als ein kleines Andenken an seinen Gast, zu behalten. Er empfing sie, indem er seine Rechte an Stirne, Herz und Mund legte.

Wir zogen, wieder zu einer kleinen Karawane vereinigt, weiter; nur Ibraim blieb zurück, und holte uns erst nach einer halben Stunde ein. Er schwang schon von Ferne etwas wie eine Fahne, die er, herangekommen, mir überreichte. Es war ein weiß und braun gestreifter Beduinenmantel aus Kameelhaaren, den mir der Greis als Gegengeschenk nachsandte, und sich so in feinfühlender Weise meinem Danke entzog.

Eine Schlucht nahm uns wieder auf; nie sah ich noch so fantastisch gezackte und geformte Felsen. Eine lebhafte Fantasie

konnte in ihnen Riesen im Kampfe mit den wilden Thieren der Wüste erkennen. In urweltlicher Zeit mag hier ein wilder Strom die Berge auseinander gerissen haben, so daß sie entsetzt zu beiden Seiten zurücksprangen und dem Jahrhunderte lang an ihnen vorüberfluthenden Wasserungeheuer zusahen und erstarrten. Wenn sie reden könnten, sie würden von der Schöpfungsgeschichte der Erde erzählen. Ibraim nannte mir die Schlucht Wadi Arn.

Es kamen uns große Heerden schwarzer und langvließiger Ziegen mit herabhängenden, langen Ohren entgegen; dann ein Zug von einundzwanzig mit Korn beladenen Kameelen, voran ein Beduine, dessen Besitz sie waren. Er ritt ein kleines Pferd; seine Rechte war mit einer sehr langen, dünn geschafteten Lanze bewaffnet, im Gürtel glänzten Pistolen. Neben ihn auf einem Kameele ritt sein Weib mit zwei kleinen Kindern, deren eines sie an der Brust eben nährte.

„Marach baba!" rief er uns laut als Gruß entgegen.

Ein zerlumpt gekleideter Mensch auf einem magern, unansehnlichen Pferde sprengte über die Felsstücke, die unsere Pferde nur sehr vorsichtig überschritten, an uns vorüber. Dieser einsame Reiter trug die Postbriefe von Damaskus nach Beyrut.

Ein Reiterzug fesselte bald unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade. Ein Bewaffneter zu Pferde führte ihn an, ihm nach folgten zwei Priester in langen, schwarzen Talaren mit breiten Hüten, auf Eseln reitend, dann ein schöner Mann in violetten und schwarzen Seidengewändern, im Gürtel zwei Pistolen auf einem prächtig geschirrten Pferde: ein armenischer Patriarch. Ibraim entblößte sein Haupt, und neigte sich tief. Der Patriarch griff nach dem goldenen Kreuze, das ihm am Halse mit einer Kette hing, und ertheilte ihm den funkelnden Segen. Einige bepackte Maulesel und ein Bewaffneter schlossen den Zug, der farbenglänzend durch die grüne Schlucht langsam an uns, die wir zur Seite gewichen und stehen geblieben waren, vorüber ging.

Wir hatten das Ende der Schlucht erreicht, und sahen wieder zur Linken hinaus die Schneeberge, vor uns aber einen Hügel, wo eine Schaafheerde an einer Quelle getränkt wurde. Da

und dort auf Aeckern waren Männer und Weiber thätig, begegneten uns Karawanenzüge.

Nirgend hier bringt es der Strauch zu einem Baume. Die rauhen sturmgefegten Bergrücken, die von Wildbächen zur Regenzeit durchtobten Thäler lassen den jungen Baum nicht Wurzel fassen, oder die tobenden Gewässer reißen ihn fort.

Die Glut des Tages stieg immer höher, die Stimmen der Vögel verstummten, die auch wenn sie sangen, selten sichtbar waren. Ein Adler, der erste und einzige, den ich während meines vierzehntägigen Rittes über dem Libanon sah, flog auf, und legte seine breiten Schwingen über das erhabene Gebirge. Er schien mir, einsam wie er hinzog, ein König, der sich auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt hat. Zu den Füßen der Pferde schnellte es häufig wie ein grüner Blitz vorüber, es waren an zwei Schuh lange Eidechsen, die über die von der Sonne glühenden Steine hinhasteten.

Wir erreichten endlich das Dorf Dimas, das sich eine Anhöhe hinaufzog und lagerten hinter demselben in einem weiß und reinlich übertünchten Chan. Der Besitzer desselben hatte sein Haus unsern hingebaut, welches ebenfalls von einer besondern Reinlichkeit zeigte. Als ich meine Verwunderung über diesen Luxus aussprach, antwortete mir Herr Alfanderi: „Jedes Haus muß denn doch einmal neu und reinlich sein; wenn wir nach einem Jahre hier wieder vorüberziehen sollten, würden wir Alles verfallen und schmuzig finden. Der Araber baut lieber ein neues Haus, als daß er ein verfallenes stützte und in gutem Stande zu erhalten suchte.

Die mohammedanischen Bewohner des Hauses ließen mich, um die Einrichtung desselben kennen zu lernen, ungehindert durch die Wohnstube gehen, die zugleich die Küche und im Hintergrunde der Stall war. Von dieser durch einen Gang getrennt lag die Kornkammer, oder vielmehr der Raum, unter welchem das Getreide in einem gut trockenen Keller lag. Dahin gelangt es durch eine Art offenen Schlott, der aus der Kellergrube empor zur Kammer reicht. In einer Ecke derselben war eine Mühle, zwei urthümliche große

zlatte Steine, die äußerlich ungemeißelt, in der Mitte durchlöchert, durch einen perpendikulären hölzernen Pflock so verbunden waren, daß sie sich, ohne von einander abzugleiten, um die hölzerne Achse drehen konnten.

Weiber und Kinder gingen ab und zu, jene brachten uns Milch, Brot, Eier. Die Kinder haschten nach Hühnern, um sie, unter den Chalef, das Schlachtmesser des Herrn Alfanderi, zu liefern.

Die Weiber trugen hölzerne Sandalen, weite Beinkleider, über die ein nur bis an die halbe Wade reichender Rock ging und hochrote Schürzen. Den Kopf bedeckte ein nach rückwärts fallender weißer Schleier, den sie, zum Nachtheile für unsere Fantasie, nicht über das Antlitz zogen. Die Brust war völlig frei und langgezogen, denn die Mütter säugen ihre Kinder, bis sie zwei Jahre alt sind, und es wäre ihnen die größte Schmach, ihr Kind einer Amme zu überlassen. Was sagen unsere Salondamen, die sich an den poetischen Schilderungen des Muttergefühles entzücken und so schön sprechen zu diesen barbarisch ungebildeten Weibern? Um die Arme hatten die Frauen silberne und messingene Spangen, an den Fingern in Silber gefaßte Karneole, in die arabische Talismane geschnitten waren. Keine von ihnen war zu bewegen, einen Ring zu verkaufen.

Zwei Mädchen gingen auf einen Acker, um Gras zu jäten; sie trugen am Daumen, um das Geschäft besser verrichten zu können, drei Zoll lange, nach oben etwas gebogene, spitzige eiserne Fingerhüte und Sicheln, wie sie bei uns geformt sind.

Ibraim hatte wieder unser Mahl bereitet, und diesmal, weil der Vorrath unseres Bordeaux zu Ende war, mit braun goldenem Libanonwein bestellt, und eine Wassermelone, die drei Schuh im Durchmesser hatte, aufgetischt. Er schnitt ein rosenrotes, mit schwarzen Kernen durchsäetes Fleisch durch und goß den heißen Wein der Berge hinein; dann schöpfte er ihn aus dieser prächtigen, aus Smaragd und Rubin gefüllten Bowle in Gläser und lud uns zum Trinken ein. Die kühle Melone ohne Wein, meinte er, könne mir wieder Unwohlsein bereiten und Fieber erzeugen.

Plötzlich fiel es von der Decke ganz vertraulich in unseren Napf hinein, wir begrüßten das schöne, heimisch gewohnte Bild eines Schwalbennestes, das sich in so ungezogener Weise ankündigte. Im Hintergrunde des lichten Chans sättigten sich unsere Thiere, und plötzlich streckte sich ein Pferdekopf zwischen mir und Herrn Alfanderi an unsern Teppich herein. Es war Haffan, mein gutes, sicheres, treues Pferd, das aus unserer Melone Wein zu schlürfen begann. Wir wehrten seiner begierigen Lust nicht.

Schon während unseres Mahles verdunkelte es sich allmälig; ich sah nach Wochen wieder einen grauen Himmel. Ibraim verkündete Regen und mahnte zum Aufbruche. Wir saßen bald im Sattel, denn in drei Stunden, hieß es, werden wir in Damaskus sein.

Trotz des umwölkten Himmels hatte die Glut, die unsichtbar auf uns niederdrückte, nicht abgenommen. Die Berge fingen an kahler, die Thäler unfruchtbar zu werden. Wir zogen Stunden lang über eine Hochebene, nur da und dort in einer Einsenkung war ein, mühsam aus dem Gestein sich windender Baum sichtbar, und plötzlich klang aus verklungener Kindheit ein böhmisches Volkslied in mir empor vom Baume, der einsam im Felde steht, und so traurig ist, wenn auch eine Rose zu seinen Füßen blüht.

Hinter uns ertönte jetzt Roßgetrappe, wir hielten und Ibraim rief uns zu, die Waffen bereit zu halten. Zwei Reiter erreichten uns und grüßten friedlich, sie trugen die Briefe von Beyrut nach Damaskus. Sie vollenden den Weg, den wir drei Tage zogen, in achtzehn Stunden, indem sie wiederholt die Pferde wechseln. Wir versuchten mit ihnen eine Strecke im Trabe zu gehen, doch unsere Pferde blieben bald zurück und wir sahen die Reiter kurz darauf hinter einem Berge verschwinden.

In den Bergen fing es zu donnern an, ein mattes Leuchten ging durch den grauen Himmel, und ließ die immer wüster werdende Landschaft noch trauriger erscheinen. In dieser Einsamkeit und Stille schallen die rollenden Laute noch voller und die Berge standen in furchtbarer Erhabenheit. Das Gewitter kam immer näher.

Zur Seite des Weges, den wir gingen, regte es sich wie fächernde Flügel. Saßen da zwei Geier, die von der Leiche eines Kameeles fraßen, und sich durch unsere Nähe nicht stören ließen in der wohlschmeckenden Arbeit. Ohne Uebereinkunft brannten wir, Herr Alfanderi, Ibraim und ich, gleichzeitig unsere Pistolen auf die entsetzliche Gruppe los. Die Kugeln sausten und die Thiere spannten breite Flügel aus, als ob sie sich erheben wollten, und setzten ruhig wieder fort, was ihres Berufes war.

In einer Einsenkung der Bergebene setzten wir durch einen Strom, an dem eine schwarze Ziegenheerde lagerte, und tranken von den frischen Fluten. Der Donner verrollte und während zwanzig Minuten fielen einzelne schwere Tropfen auf uns herab. „Gut, daß meinem edlen Herrn!“ rief Ibraim, „sein Gastfreund einen Beduinenmantel geschenkt hat, thut ihn um!“

Wir hüllten uns ein, der uns immer tapfer voranschreitende Chatib that sich in ein zerrissenes Tigerfell, das er aus dem Gepäcke wo hervorzog; es hing als ein gelb und braungestreifter Talar von seinem Rücken herab, und wie zerlumpt es war, gab es der freien und schlanken Gestalt ein stattliches Ansehen. Hätte er Bogen und Pfeil getragen, er hätte Ismael sein können, der, mit seiner Mutter verstoßen, stolz in die Wüste zieht, um die unrühmliche That des Vaters an seinen Kindern zu rächen, durch Jahrtausende.

Damaskus.

Wüste und Gärten. — Lehmhütte und Palast. — Sultan Sa-lah-ed-din. — Ein Tänzer.

Die Felsen und die Berge waren nun völlig baum- und strauchlos, kein Grün, kein Wasser war sichtbar, wir befanden uns in einer Wüste, über der ein grauer Himmel hing. Um so größer war unsere Erwartung und Sehnsucht, die Stadt zu erblicken, die im Titel des Sultans als die Paradiesesduftige aufgeführt ist und die der Proset drei Mal glücklich gepriesen hat, weil die Engel des Herrn über sie die Flügel gebreitet haben. Gott selbst schwört im Koran „bei der Feige und bei der Olive", weil in Damaskus die süßesten Feigen, in Jerusalem die besten Oliven gedeihen.

Profane Erdbeschreiber des Morgenlandes nennen die Stadt das Muttermal auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradiesespfauen, den farbigen Hals der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, die vielsäulige Stadt.

Der Weg führte uns seit einer Stunde immer empor, bis wir um eine Bergwand bogen und in einer unabsehbaren Ebene einen lang hingedehnten Wald sahen, durch dessen dunkles Grün sich ein breiter weiß schimmernder Streif zog, aus dem schlanke Säulen, die Minarete, neben goldglänzenden Kuppeln der Moscheen sich erhoben.

Wir bielten die Pferde an und betrachteten das wunder- und märchenverklärte, in der Bibel schon genannte Damescheck.

Ibraim drängte zum Weiterreiten, wenn wir die Stadt, die uns so nahe schien, noch vor Sonnenuntergang erreichen wollten. Wir überließen uns ganz dem Verstande unserer Thiere und blickten fort und fort nach der Stadt hin, die uns noch zwei Mal verschwand, indem wir zwischen kahlen Felsen uns durchwinden mußten. Es war eine Erscheinung wie das Gesicht in der Wüste.

Erst nach einer Stunde gelangten wir die unwirtbaren Felsen herab und befanden uns in unmittelbarer Nähe der fünften Stadt des ungeheuren osmanischen Reiches nach Konstantinopel, Adrianopel, Brussa und Kairo. Wir ritten wie in ein ungeheures Dorf, in welchem 200,000 Menschen wohnen. Auffallend war die scharf gezogene Grenze zwischen Wüste und Gartenland, wie die grüne Linie auf einer Landkarte. Als wir sie überschritten, befanden sich die Vorderfüße des Pferdes in duftig üppigem Rasen, während seine Hinterfüße noch dem sandig kahlen Boden ihre Spuren eindrückten.

Wir ritten zwischen tausend Gärten hin, ein unsichtbares Meer von Duft wallte an uns heran und betäubte fast die Sinne. Die Gärten, viele mit geziegelten Mauern rot eingefaßt, oft mit schönen Portalen, andere nur von lebendigen Hecken umgeben, zeigten Feigen-, Oliven-, Pomeranzen-, Mandel- und Granatenbäume, Palmen und Zypressen. Alle Gärten wuchsen, nach unseren Begriffen von Gartenanlagen, wild, keine symmetrische Ordnung, keine kunstreichen Pflanzungen. Alles schien wie vom Zufall gesäet zu sein und sah aus, wie die Baumgärten in deutschen Dörfern; nur sah man keine Zwetschken- und Birnbäume, keine Brennessel, oder Stachelbeeren. Aus dem üppigen Rasen, der den Boden dieser Gärten, die durch keine sandigen Stege durchbrochen sind, deckt, wuchsen die glühendsten Blumen hervor und jene berühmten Rosen, die auf sechs bis sieben Schuh hohen schlanken Bäumchen, rote Flammen schienen, die statt Wärme erquickendsten Duft verbreiteten. Oft bogen sich die mächtigen Zweige von Bananen aus den Gärten zu denen, die jenseit unseres Reitsteges lagen, hinüber und

bildeten lange hohe Laubenhallen, unter denen wir wie Sieger einzogen. Brunnen und geleitete Wasser rauschten und nur selten tauchte eine Menschengestalt in ihnen auf.

Wir saßen in der ungeheuern Glut des Tages schon elf Stunden im Sattel und so „paradiesduftend" der Ritt jetzt auch wirklich war, wir sehnten uns nach Rast.

Ibraim hatte in dem wundervollen Frühlingslabirinthe des Weges verfehlt und brachte uns nach einer Stunde erst in die Stadt, wo wir den von Menschen wimmelnden Bazar durchschneiden mußten und endlich, schon im Dunkel des Abends vor einem Hause hielten, das einem schmutzigen Lehmhaufen mehr ähnlich sah, als einer Herberge.

Wir gingen durch einen schmalen, dunklen Gang und befanden uns in einem — märchenhaften Palaste. In der Mitte des mit weißen Marmor getäfelten Bodens eines viereckigen, großen Raumes plätscherte ein Springbrunnen, von blühenden Orangenbäumen umgeben. In den Zweigen hingen bunte Lampen, wie brennende Edelsteine aller Farben. Hohe luftige Spitzbogenhallen dämmerten nur von Laternen aus Milchglas.

Ein greiser Diener führte mich in eine dieser offenen, rings mit breiten Divanen umgebenen Hallen; ihm folgte ein zweiter mit einem silbernen Waschbecken, ein dritter bald mit eisgekühlter Limonade, ein vierter mit Kaffee und Tschibuk.

Ich kam mir vor wie ein Prinz in tausend und einer Nacht.

Dieses Hotel ist das einzige in Damaskus und erst seit weniger Jahren von einem griechischen Christen unternommen.

Ich war bis zum Sterben ermattet und sehnte mich nach einem Lager. Da alle Stuben von Gästen besetzt waren, ließ mir der Wirt in einer der offenen Hallen eine vortreffliche Lagerstätte bereiten, auf die ich niedersank.

Diese Halle hatte einen kleinen Springbrunnen, über dem eine Kugel aus Rubinglas hing und rote Schatten auf dem hohen bunt bemalten Holzgebälke der Halle spielen ließ, während ein Regen feine Tropfen auf das abschüssige Dach fallen ließ. Es war eine eigenthümliche Musik, welche die Wasser rauschen, klopfen

und rinnen ließen. Die Aufregung des langen Rittes, die fantastisch neuen Szenen und Gestalten der letzten Tage, es wogte alles bunt und wirr durch einander — —.

Silberne Hörner und Pauken ertönten, ein langer Zug Krieger mit blanken seltsamen Waffen schritt feierlich vorüber, ihnen folgten tausend Sklaven in alle Farben des brennenden Morgenlandes gekleidet. Prachtvoll geschirrte Pferde, Kameele, Fahnen, grüne und rote — es wollte nicht enden und hielt vor einer offenen Halle, die rot beleuchtet war. An einem Brunnen lag ein bleicher Mensch, Fürsten und Sklaven, Krieger und Priester standen schweigend um ihn her. Eine Krone funkelte zu seinen Häupten. Er langte nach einem weiten weißen Gewande und winkte einem riesig hohen Manne, der eine Lanze führte, und hieß ihn das weiße Linnen an dieselbe befestigen und dann sprach er: „Dies ist mein Todtenhemd, zieht alle, die ihr versammelt seid, durch die Straßen von Damaskus. Lasset die Hörner und die Pauken ertönen, und immer, wenn sich zahlreiches Volk versammelt hat, lasset ausrufen, daß es alle hören: Der Sultan Salah-ed-din liegt im Sterben und von seiner Macht, von all' seinem Reichthum ist fortan nichts mehr sein, als dies Leichentuch' —"

Klingende Glöckchen und Pauken erklangen und ihr Schallen hinderte mich zu hören, was er noch sprach — ich schlug die Augen auf.

Die Rubinlampe war erloschen, der Springbrunnen im Hofe plätscherte und um ihn herum erheiterte ein egyptischer Tänzer die ganze bunte Bevölkerung des Hotels.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ibraim versuchte mich mehrmals zu wecken, doch der Schlaf, erzählte er mir, lag „schwer wie der Jebel Leban" auf meinem Herzen.

Besuche.

Consul Pfäffinger. — Lady Dickby, ein Beduinenweib. — Oberst Geßler. — Ein rächender Gatte. — Ein Tiger.

Nachdem ich die wonnevolle Qual eines türkischen Bades in Damaskus, das ein schöner marmorner Kuppelbau ist, durchgekostet hatte, begab ich mich in das kaiserlich österreichische Consulatsgebäude.

Herr Pfäffinger empfing mich in freundlichster Weise und war in jeder Art bemüht, mir den leider nur sehr kurzen Aufenthalt in Damaskus so angenehm, als interessant zu machen.

Wir saßen entweder in der offenen Veranda, blühenden, stark duftenden Bäumen und Blumen gegenüber, oder gingen in dem schönen Raume, in welchem aus dem Nachbarhause eine Palme ihre langen Blätter herübersenkte, auf und nieder. Herr Pfäffinger ist ein stiller, scharfer Beobachter und fesselte mich durch hundert Mittheilungen, die einzeln ausgesprochen, nur kleine Mosaiksteine schienen, dann aber plötzlich ein ganzes Bild der orientalischen Zustände und Verhältnisse gaben. Aber auch der Heimat wurde gedacht und es funkelte eine wiedergefundene Krone, deren erster Schimmer in Damaskus auftauchte, durch die höchst anziehenden Schilderungen und Erinnerungen. Ein anwesender Araber brachte zufällig das Gespräch auf eine originelle Dame, die vor einigen Jahren viel Aufsehen erregte und jetzt in Damaskus lebt. Lady Malborough, durch ihr Liebesabenteuer mit einem österreichischen Diplomaten kompromittirt, ging nach manchem anderen noch, nach

Deutſchland, Italien, Griechenland, wo ſie mit dem Grafen Theodaki vermählt, ſich wieder ſcheiden ließ und in den Orient ging. In der Nähe des Euphrat von Beduinen geplündert, verliebte ſie ſich in deren Schech und Lady Dickby, wie ſie wieder hieß, heiratete ihn. Ihr Gatte, der Aniſibeduine Midſchuel ließ Weib und Kinder an den Ufern des Euphrat und der jüngere Mann zog mit der alternden Gattin, die jetzt etwa 55 Jahre zählt, nach Damaskus. Die blonde Beduinengattin, die ein jährliches Einkommen von wenigſtens 15.000 Thalern hat, kaufte ein ſchönes Haus und einen Garten in einer Vorſtadt von Damaskus, wo ſie ſich mit allem europäiſchen Comfort umgiebt, eine reiche Dienerſchaft, ſchöne Pferde hält, reitet, jagt, lieſt, während ihr Gatte, der übrigens ſeit dieſer Heirat bei ſeinen Stammgenoſſen wenig Achtung genießt, zuweilen, um ein Privateinkommen zu haben, Reiſende nach Palmyra bringt. Die Frau des Schechs hat ſeine Sprache gelernt und lebt glücklich mit dem Wüſtenſohne.

Bei Herrn Pfäffinger lernte ich auch einen von jenen preußiſchen Offizieren kennen, die von der türkiſchen Regierung eingeladen worden waren, um namentlich türkiſche Artillerie einzuſchulen, die eben während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges ſich als talentvolle Schülerin trefflicher Meiſter bewährt hat.

Herr Oberſt Geßler, oder wie er im türkiſchen Heere heißt: Dilamir Bei, iſt eine impoſante ritterliche Erſcheinung, die durch ein herzliches Weſen und friſchen Ausdruck unwillkürlich anzieht. Ich war ihm durch Rami Bei in Konſtantinopel auf das freundlichſte empfohlen; doch hätte es dieſer Empfehlung nicht bedurft, Oberſt Geßler fühlt ſich glücklich, wenn ein Deutſcher kommt, wenn er von der unvergeßlichen Heimat und von den Wundern des Orients reden kann. Mit liebenswürdigſter Zudringlichkeit wollte er, daß ich bei ihm wohne; da aber mein Aufenthalt nur kurz war, ſo mußte ich mich darauf beſchränken, ihn in ſeinem Hauſe, das er mit zwei Dienern und einer abyſſiniſchen Sklavin bewohnt, zu beſuchen.

Ich hörte bei ihm von einem ſeltſamen Erlebniß ſprechen und ſollte ſelbſt eines haben.

Wir saßen in einer kühlen Halle, Herr Geßler zeigte mir eine zwar kleine, aber sehr kostbare Sammlung von Münzen und geschnittenen Steinen, die er namentlich in Anatolien gesammelt hat. Die Diener brachten uns Kaffee und Tschibuk. Oberst Geßler erzählte mir ein Ereigniß, das sich vor einigen Tagen in seiner Nachbarschaft zugetragen hatte. Ein Türke nahm eine junge Frau, und bald, nachdem sich die Hochzeitgäste in später Nacht entfernt hatten, hörte man einen Schuß, der die ganze Nachbarschaft aufweckte und in das Haus führte. Der junge Ehemann zeigte auf die Leiche seiner Frau. Er hatte nur einfach, weil er sich betrogen fand, sein türkisches Herrenrecht geübt.

Während ich aufmerksam zuhörte, hielt ich auf niedrig breitem Divane sitzend, die Kaffeetasse in der Rechten auf mein Knie gestellt und fühlte es plötzlich meine Hand scharf streifen und sah aus meiner kleinen Tasse einen — Tiger schlürfen.

Entsetzt emporspringend, floß der Kaffee über mein Kleid und das kostbare porzellane Täßchen lag zerschmettert auf dem Boden. Der Tiger, der wie eine Katze, unhörbar weichen Trittes an mich herangekommen war, wollte gemütlich liebenswürdig mit mir aus einer Tasse Kaffee trinken.

Oberst Geßler fing zu lachen an, was mich rascher beruhigte als seine Worte und die Versicherung, daß das prächtige, schlank gelenkige Thier zahmer wie ein Hausbund in Europa sei. Nur zur Zeit, wenn ihm Fleisch gereicht wird, sei nicht mit dem Tiger zu scherzen, der auch eine eigenthümliche Unruhe zeige, wenn er Weiber, oder Neger sähe.

Als ich mich wieder beruhigt hatte, und auf dem Divan saß, fing Herr Geßler, wie mit einem Hunde mit dem Tiger zu spielen an. Ihm erfüllte sich, was der vom Schicksal so schwer verfinsterte Dichter sich wünscht:

„O wär' ein solcher Tiger mein Genosse!"

Ich nahm aber aus Damaskus die gewiß originelle Erinnerung mit: mit einem Tiger schwarzen Kaffee aus einer Tasse getrunken zu haben.

Ein Feſt.

Die Frauen. — Trachten und Schminke. — Edelſteine. — Muſik. — Tanz. — Arabiſche Küche. — Toaſte. — Süße Rache.

Wer durch die engen, winkeligen, ſchmutzigen Straßen von Damaskus geht, zwiſchen vernachläſſigten Häuſern, die mit hölzernen Fenſtergittern, niederen Thüren verſehen ſind, er würde nicht ahnen, daß er ſich in einer reichen, die Fantaſie jedes Orientalen immer lockenden Stadt befinde. In einer Stadt, welche eine der älteſten der Erde iſt und ſomit Zeit genug hatte, um ſich zu bauen und zu geſtalten.

Wie alles Glück des Orientalen in ſeinem Hauſe verborgen und kein Gemeinſinn in ihm geweckt iſt, ſo hat er hier auch in ſelbſtſüchtiger Weiſe alle Pracht und jeden Reichthum auf das Innere verſchwendet und den Genuß daran aller Außenwelt abgeſperrt.

Als ich mich dem Paſcha von Damaskus, dem ich empfohlen war, vorſtellte, fragte er mich, wie mir Damaskus gefalle?

„Wie ein häßliches Weib, das ein ſchönes Herz beſitzt.“

Er lachte und meinte: „Nicht wahr, es iſt ein Paradies? aber in einem Paradieſe darf man an ein häßliches Weib gar nicht denken.“

Meiſt tritt man durch einen ſehr ſchmalen niederigen, oft dunkelwinkeligen Gang in ein Haus. Es iſt ein Zugang, etwa

wie zu einem Stalle, oder im beſten Falle zu einer Hütte der Armut. Hat man aber das Ende eines ſolchen Zugangs erreicht, ſo thut ſich mit Einemmale ein zaubervoller Raum auf. Springbrunnen, um welche Orangen- und Mandelbäume gepflanzt ſind, verbreiten Kühle, Duft und Glanz. Zuweilen überſchattet eine Palme den Raum und Blumen aller Art funkeln und feſſeln das Auge und erfüllen das Herz mit ſüßer Befriedigung. Zuweilen iſt dieſer ganze Raum in einen ſchattigen Garten umgewandelt, in welchem die rauſchenden Brunnen ſpringen und Nachtigallen ihr Lied ertönen laſſen. Der luftig freie, mit bunten Fliesen moſaikartig gepflaſterte Raum, auf den ein tief blauer Himmel ſich niederſenkt, iſt meiſt an drei Seiten von offenen, in einen ſpitzen Bogen zulaufenden hohen Hallen umgeben, deren Wände entlang Divane ſich hinziehen. Aus dieſen Hallen zur Linken und Rechten tritt man in hohe Säle, in Prunkzimmer, die mit bunten Marmorarten, mit Gold, mit Perlmutter verziert ſind. Landſchaftliche Gemälde, in denen meiſt Paläſte und Minarete ſich unperſpectiviſch darſtellen, unterbrechen zuweilen den Marmor, oder reichvergoldete Thürme, hinter denen ſich in Schränken koſtbare Geräte aus Silber, Gold, Porzellan und Kriſtall befinden.

In einem ſo prächtigen Hauſe verlebte ich viele Stunden beim gelehrten Orientaliſten Herrn Wetzſtein, der als königlich preußiſcher Conſul ſeit Jahren in Damaskus lebt und ein fleißiger Sammler von literariſchen und archäologiſchen Schätzen iſt. Seine junge, orientaliſche Gattin, voll geiſtig bewegter Lebhaftigkeit trat mir mit ihrem reizend ſchönen Kinde auf dem Arme entgegen und erſuchte mich in ihr Gedenkbuch einige Worte zu ſchreiben. Der Anblick der ſchönen Gruppe gab mir folgende Verſe ein.

Die Roſen von Damaskus ſind
Beſungen und berühmt in allen Landen;
Noch kamen Ros' und Knospe nicht abhanden:
Ich ſah die Mutter und ihr Kind.

Doch wir ſind heute zu einem Feſte geladen, und begeben uns in das Haus des Herrn Rafael Stambuli, des reichſten Ju-

den in Damaskus. Das Fest wird zu Ehren des eben aus Jerusalem kommenden Freiherrn Alfons von Rothschild gegeben.

In einer offenen Bogenhalle, wie wir sie geschildert haben, einem baum- und blumenüberschatteten Wasserspiegel in marmorner Einfassung gegenüber, versammelten sich die Gäste. Wir Europäer waren um vier Uhr, zur festgesetzten Stunde, gekommen und zum Sitzen eingeladen, es wurden uns sogleich Kaffee, in Eis gekühlte Limonade und Tschibuk mit wolkig schönen, honiggelben und von Edelsteinen eingefaßten Bernsteinspitzen gereicht.

Echt orientalisch, weder Zeit noch Stunde achtend, kamen allmälig die Gäste, Herren und Frauen, die letzteren Alle in weiten, weißen Mänteln, und tief verschleiert. Braune Sklavinnen, die ihnen folgten, nahmen ihnen Mäntel und Schleier ab, aus denen sie wie bunte Schmetterlinge aus weißen Blüten sich hervorhoben.

Wenn eine der Damen kam, nahm sie neben uns auf dem Divan Platz, und führte den, ihr sogleich dargereichten, in Silber endenden roten Schlauch des Nargiles an den Mund. Die ganze Gesellschaft erhob sich, so oft eine kam, bis an zwanzig Frauen versammelt waren.

Es war ein seltsamer, fremdneuer Anblick. Die Frauen waren alle in schwere damastene blumige Seidenstoffe, von grüner, gelber, roter und blauer Farbe gekleidet. Diese Röcke hervor und um die Lenden mit einem buntfarbigen Gürtel festgehalten, schimmerte das meist rot und weiß seidene weite Beinkleid, die gelben oder roten, reich mit Gold gestickten Pantoffel. Der Oberleib war mit einem ebenfalls seidenen, weißen Westchen, mit Gold oder Silber gestickt, bekleidet, das vorne offen, die Brust auch der Matrone sehen ließ. Darüber trugen sie einfarbige seidene Jacken von allen Farben des Regenbogens mit weiten, geschlitzten Aermeln und reicher Goldstickerei. Rosensträuße von gesponnenem Golde glänzten als Epaulettes darauf. Das Kostbarste aber war der rote Fez mit goldener Quaste, von Perlen- und Diamantenschnüren, von Rubinrosen und smaragdenen Blättern völlig überhängt.

Die Frauen im Oriente tragen ihren Schmuck immerfort, sie ziehen es vor, täglich in seinem Glanze vor ihrem Gatten zu erscheinen, statt wie im Abendlande, nur zuweilen auf Bällen, oder im Salon vor den Augen der Gatten — anderer Frauen.

Welche Schönheit glänzt uns von diesem Frauenkreise entgegen?

Alle sind geschminkt, Lippen und Wangen und Augen; die letzteren in den Winkeln und an den Rändern der Augenlider hin, so daß die Augen einen eigenthümlichen Emailglanz zeigen, und die dunkelsten selbst, wie alle im Oriente, fremdartig verklärt erscheinen. Der schönste Schmuck der Augen, die Brauen, ist glatt wegrasirt; dafür ist über jedem Auge ein schwarzer halber Bogen, hoch in die Stirne und an der Nase verbunden, künstlich aufgemalt. Die Frauen entbehren somit einer Schönheit, die seltsam genug von orientalischen Dichtern, mehr denn von den abendländischen besungen wird, und ersetzen sie geschmacklos durch diese wunderliche Brauenmalerei, die bei Allen nach einer bestimmten Zeichnung gleichförmig ist, und dem Gesichte der Frauen einen monotonen, fast komischen, larvenhaften Ausdruck giebt. Da überdies durch die Augen-, die Wangen- und Lippenschminke jede natürlich unterscheidende Färbung des Teints wegfällt; so sehen sich Alle mehr oder weniger ähnlich.

Die Frauen saßen Alle gekreuzter Beine, bliesen blaue Rauchwolken empor, während die Wasser der krystallenen Nargiles, die vor einer jeden standen, gurgelten, und in sie hineingethane kleine Rosenblätter bei jedem Zuge es, wie einen roten Schneefall wirbeln ließen. Da keine der Frauen sprach und gedankenlos vor sich hin blickten; so machten sie den Eindruck von Menschen, die mit offenen Augen schlafen, und die gurgelnden Nargiles konnten immerhin für ein unangenehmes Schnarchen gelten. Nur die Haltung war eine wahrhaft malerische; indem sie in die Polster des Divans gelehnt, den Oberleib bald in eine liegende, oder zur Seite geneigte Lage brachten, oder die Arme aufstemmten, und das Haupt in die flache Hand legten, deren innere Fläche und die Nägel bei Mancher mit Henna gelb gefärbt war.

Braune Sklavinnen, weiße Dienerinnen und Diener gingen ab und zu, um bald Kaffee, bald die Pfeife zu reichen.

Die weiblichen Diener trugen hölzerne, einen halben Schuh hohe Sandalen, so daß sie schon aus der Ferne durch ihr klipp klapp sich ankündigten, und dieselben jedesmal, ehe sie zu uns auf den Teppich traten, ablegten. Diese Sandalen, durch einen Riemen über den Rist festgehalten, zwingen die Person, die sich derselben bedient, den Oberleib steif und nach rückwärts geneigt zu halten, während die Füße sich vorschieben müssen, um die Sandalen nicht zu verlieren. Die Fußbekleidung, die wir durch Ueberschuhe rein erhalten, ist in den offenen, freien Räumen der orientalischen Häuser, zur Zeit wenn es regnet, sehr nötig, um nicht die oft kostbaren Teppiche zu verderben.

Um das Wasserbecken haben sich jetzt vier Musikanten gelagert; Zimbal und Trommel, Klarinette und Tamburin beginnen ein wunderliches Quartett, ein Chaos von Musik, das sich zuweilen zur böhmischen Polka und Kalamaika auflöste. Mir war, als ich diese aus meiner Heimat herüberklingenden Töne in dieser Umgebung hörte, als sähe ich weißmehlige Erdäpfel zwischen goldenen Datteln liegen.

Die Musikanten besaßen diese Tänze, aus dem Lande der zauberkundigen Herzogin Libussa und der wilden Hussiten, als Erbstück von der Frau des englischen Konsuls Wood, die sie ihnen am Klavier vorspielte.

Wenn ein Musikstück vorüber war, fingen die Männer zu singen an, jenen wunderlichen arabischen Gesang, den man in Synagogen des Abendlandes, als polnisch geschnörkelt und genäselt, oft verspotten hört.

Ich fragte meinen Nachbar, was die sängen?

Er antwortete mir: „Wir hören diese Lieder von Jugend auf, sie sind uns so gleichgültig, daß wir nie nach den Worten fragen."

Höre ihnen zu, und sage mir dann, was sie singen.

„Ich höre, daß sie arabisch singen, ich kann aber die Worte nicht unterscheiden."

Nach etwa zwei Stunden, gegen ſechs Uhr Abends, munterte uns der Hausherr mit Händeklatſchen auf, ihm zur Tafel zu folgen. Baron Rothſchild reichte, europäiſch galant, ſeiner Nachbarin den Arm, ich folgte ſeinem Beiſpiele, und führte ebenfalls meine Nachbarin zu Tiſche. Dies Thun erregte eine eigenthümliche Senſazion, die Männer ſahen ſich gegenſeitig an, und lächelten und die Frauen ſchienen über eine Kühnheit zu ſtaunen, die, wie man uns ſpäter aus ihren Bemerkungen mittheilte, nicht ohne Eiferſucht auf etwas blieb, was ihnen doch als auszeichnende Bevorzugung ihrer Schweſtern, vorkam.

Wir traten in eine zweite Bogenhalle, wo eine reich mit Silber geſchmückte und in glänzender Beleuchtung ſtehende Tafel gedeckt war.

Ich beklage, die völlig fremdartig zubereiteten und ſeltſam ſchmeckenden Speiſen nicht ſchildern zu können. Die arabiſche Küche hat eben ihr Kunſtgeſetz, wie die franzöſiſche, oder jede andere. Es iſt ein Verluſt von wahrhaft kulturhiſtoriſcher Bedeutung, daß der kulinariſch feinſt gebildete Herr von Rumohr nicht auch eine Reiſe in den Orient unternommen hat. Welche Entdeckungen hätte dieſer Küchen-Colombo, dieſer mit den feinſt kritiſchen Zungenwärzchen begabte Apoſtel aller Feinſchmecker uns machen können! Das mit Monumenten ſo dankbare Deutſchland, wo hat es das ſeine errichtet?

Es verdient erwähnt zu werden, daß wir auf vierbeinigen Stühlen ſaßen und mit — Meſſer und Gabel ſpeiſten. Es muß dies als ein Grad vorgeſchrittener Bildung und einer von Europa hereinbrechenden Verderbniß, die das naive Eſſen mit den Fingern immer mehr verdrängt, beſonders bemerkt werden. Die Toaſte wurden in einer eigenthümlichen Art ausgerufen und mit einem noch originelleren Lärm begleitet. Der Herr des Hauſes rief z. B., Evviva Signore Barone Rothschild e tutta la sua famiglia. Die Männer ſchrieen nun alle im Chore dieſen Ruf nach, den die Frauen mit Meſſern und Gabeln, deren Stiele ſie auf den Tiſch, wie Schlegel auf einer Trommel mächtig wirbeln ließen. Der ſo

Angeſchrieene und Ausgetrommelte hatte die Verpflichtung aufzuſtehen und zu danken. Es wurde wie ein Hereinbrechen einer andern, kühnern Welt betrachtet, als ich den auf mich ausgebrachten Toaſt durch einen andern erwiderte, den der geiſtvolle Kanzler des öſterreichiſchen Conſulats mir ins Spaniſche, welchen verdorbenen Jargon allein die Frauen in Damaskus ſprechen, überſetzte.

„Ich habe ſeit meiner Jugend von den Roſen von Damaskus gehört, ſie ſind im Abendlande berühmt und durch das Paradies duftende Roſenöl gekannt. Aber hier angelangt, über weite Länder und Meere haben ſie allen Glanz für mich verloren, ſeit ich die Frauen von Damaskus ſah und ein herrlicher Kranz von ihnen mich umgiebt. Ich werde in meine Heimat zurückgekehrt, fortan nur von den Frauenroſen von Damaskus erzählen!“

Es herrſchte eine tiefe Stille, wie auf der See, ehe der Sturm losbricht. Die Frauen klopften nach einer Sekunde ſo heftig mit den Stielen der Meſſer und Gabeln auf den Tiſch, daß da und dort manche klirrend abbrachen. Als ſich dieſer Sturm legte, gaben ſie gegenſeitig mit jenem leichten Schnalzen der Zunge, mit dem auch Italiener und Juden in Europa ihre Verwunderung ausdrücken, ihr Erſtaunen zu erkennen. Dabei wiegten ſie ihr Haupt verwundert hin und her, daß es in der Halle wie hunderttauſend Blitze von ihrem Kopfſchmucke zuckte: rote, grüne, weiße, gelbe Funken und Stralen der Edelſteine.

Als ich gegen einen Herrn über den außerordentlichen Reichthum an Diamanten und ihre Größe mein Erſtaunen äußerte, vertraute er mir, daß nicht alle Eigenthum der Damen ſind. Die Juden von Damaskus, die reichſten unter ihnen leihen auf Pfänder, meiſt auf Schmuck und ihre Frauen finden es, ſo lange er nicht eingelöſt wird, ganz natürlich, ſich mit den verſetzten Edelſteinen zu ſchmücken.

Nach zwei Stunden wurde die Tafel aufgehoben. Wir traten in den freien Raum hinaus und wurden durch eine eigenthümliche Beleuchtung deſſelben überraſcht. In jedem europäiſchen

Garten würden uns die an Schnüren hängenden Glaslampen wenig Eindruck gemacht haben. Hier aber, wo sie Orangen und rote Mandelblüten beleuchteten, auf Palmenblätter ihre Schimmer warfen und die in buntesten Farben und Trachten einherwandelnden Menschen verklärten, schienen sie aus Rubin, Smaragd und Topas geschliffene Zauberlampen aus den Märchen der tausend und einen Nacht. Auf dem Bassin selbst schwammen in Lampen, die aus Kork geformt waren, Lichter, welche von Kindern, als kleine Lichtkähne hin und her getrieben wurden. Ueber all der Szene schwebte der klarste Vollmond.

Wir wurden wieder in die Halle eingeladen, in der man die Gäste empfangen hatte; sie erhielt nur das Licht von Außen her und es war ein magisches Dämmern in ihr. Die ganze Gesellschaft saß wieder, wie wir sie schon geschildert haben, rauchend und Kaffee trinkend.

Die Frauen fingen, um die Gäste zu ehren, zu tanzen an. Es erhoben sich zwei aus dem Kreise, näherten sich uns und die Rechte an Stirne, Herz und Lippen legend, berührten sie, die wir, um den Gruß zu erwidern, aufstehen mußten, mit den Fingern flach und leise unsere dargebotene Rechte. Wir setzten uns wieder, um die beiden Frauen, die die lärmende Musik des uns bereits bekannten Quartetts mit eigentümlichen Bewegungen und mit dem hölzernen Geklapper von Kastagneten begleiteten, tanzen zu sehen.

Jede der Frauen bewegte sich selbstständig, ohne auf die andere Tänzerin Rücksicht zu nehmen. Sie legten abwechselnd die linke und die rechte Hand an die Stirne, etwa so wie bei uns ein Offizier salutirt, und gingen in einer Art Cotillonschritt im Kreise herum. Zuweilen schritten sie vor und wieder zurück, um sich, wenn das Tempo der Musik rascher wurde, um sich selbst zu drehen. Selten stemmte eine Tänzerin, als höchste Entwickelung einer graziösen Haltung, die Hand stolz in die Hüften, wobei sie den Kopf nach rückwärts bog. Meist wenn die Hände nicht eckig ausgestreckt mit den Kastagnetten klapperten, legten sie dieselben mit dem Rücken auf die Lenden. In den Zügen war keinerlei

Erregung, kein Temperament zu bemerken; der Tanz machte den Eindruck von prächtig geſchmückten Figuren, die mechaniſch bewegt werden. Ich mußte zuweilen nach oben ſehen, ob ich nicht die Hände eines Marionettenſpielers entdecke, der die fantaſtiſchen Geſtalten an Schnüren lenkt.

Der Tanz dauerte etwa zehn Minuten, die Tänzerinnen grüßten uns wieder, wie vor dem Beginne des Tanzes, die Männer klatſchten ſehr lebhaften Beifall und ein zweites, drittes Paar begann, bis alle Frauen uns in eine narkotiſche Langeweile verſetzt hatten.

Keine von den Frauen war über vierzig Jahre alt; die jüngſte aus der reichen und durch ihre Schickſale berühmt gewordenen Familie der Farchi zählte zwölf Jahre und war vor vier Wochen einem achtzehnjährigen Jünglinge vermählt worden. Es war ein ideal ſchönes Kind, mit jenen rund großen, von langen Wimpern überſchatteten ſchwarzen Augen, denen die Dichter alle Zauber der Erde zumuthen. Dieſe und jene Frau im Palaſte des Beliſar zu Konſtantinopel ſind die ſchönſten, die ich im Morgenlande geſehen habe. Wie raſch wird dieſe ſchöne knospenhafte Menſchenblüte verwelken, weil ſie die traurige Sitte des Orients pflückt, noch ehe ſie eine volle, aufgeblühte Roſe iſt. Alle anweſenden Frauen mochten in ihrer Jugend, wenn nicht ſchön, doch anmutig geweſen ſein; jetzt wiewohl noch nicht alt, ſahen ſie gealtert, welk und vom vielen trägen Sitzen dick und unförmlich aus.

Endlich hatte der Tanz ein Ende und wir wurden wieder in die Speiſehalle eingeladen, es war gegen Mitternacht.

Wieder war die Tafel glänzend und friſch gedeckt, diesmal aber nur mit Süßigkeiten, Bäckereien von ſeltſamſten Formen, eingemachte Früchte von ungeahntem Geſchmacke, friſches Obſt, darunter die berühmten Aprikoſen, die eingemacht unter dem Namen Miſchmiſch bekannt ſind. In Zucker eingeſottene Roſen- und Lilienblätter, jene Roſenöl durchduftete weiche Zuckerpaſte, welche die Orientalen Himmelsbiſſen nennen, und die, durch einen glücklichen Zufall erhaltene, Ambroſia der ſeligen Götter zu ſein ſcheint. All das glänzte und duftete aus ſilbernen und kriſtallenen Schalen.

Waſſer, in Schnee vom Libanon gekühlt, ſtand in hohen ſilbernen Kannen auf dem Tiſche und wurde in Kriſtallſchalen herumgereicht. Der Herr des Hauſes bediente, wie ſchon bei der Tafel, ſelbſt und befehligte eine Schaar von Dienern und Sklaven aller Farben, die in muſterhafter Weiſe die Befehle ausführten.

An mir aber ſollte ſich noch heute mein Toaſt auf die Frauenroſen von Damaskus rächen. Auf ein gegebenes Zeichen ſtanden alle Frauen auf, jede ſpießte mit einer Gabel irgend eine Süßigkeit auf und im feierlichen Zuge mit den, wie Szepter emporgehaltenen Gabeln, heranſchreitend, reichte mir eine nach der andern die Gabel mit der Süßigkeit. Ich durfte, ohne eine ſolche außerordentliche Artigkeit zu verletzen, keine Gabel wieder fort legen, ohne die aufgeſpießte Süßigkeit genoſſen zu haben. Mein Geſchmackſinn war nahe daran wahnſinnig zu werden und ich fürchtete, daß mein Magen, das an ihm verübte Verbrechen nicht überſtehen werde.

Die Frauen begleiteten die ſüße Spende bald mit einem: „Möge es Dir wohlbekommen Herr!“ oder: „Gott ſegne Dir den Biſſen!“ Frau Farchi, als die jüngſte, kam zuletzt mit einem Roſenblatte, es flatterte an der ſilbernen Gabel, wie eine Purpurfahne auf einem weißen Minarete. Sie ſagte mir, ſchüchtern wie ſie ſchien, nichts; ich nahm zögernd, bis die andern Frauen vorgeſchritten waren, die Gabel und ſagte ihr: „Du biſt die Roſe und Deine Schweſter hier nur die Dornen.“ Sie ſah mich aus den großen Augen ſchweigend an und ich konnte merken, daß ſie den Sinn kaum verſtanden hatte.

Nach einer Stunde reichten Diener einem jeden Gaſte ein ſilbernes Waſchbecken, und ein mit Gold und Silber geſticktes Handtuch aus weichſtem Wollſtoffe.

Wir begaben uns wieder in die Verſammlungshalle, rauchten Tſchibuk und tranken Kaffee, bis es gegen Morgen war und die Gäſte ſich, müde allmälig zu entfernen anfingen.

Als ich in einer Straße an einer Moſchee vorüberging, ſang der Muezim eben das Morgengebet von einem Minarete herab.

Abd-el-kadr.

Unterhaltung durch den Dolmetsch. — Politische Neugierde. — Improvisazion. — Ein Dintenfaß-Geschenk. — Zahnoperazion. — Ein Blutvergießen.

Der kaiserliche Consul Herr Pfäffinger hatte die Güte, mich bei Abd-el-kadr, der, seit Bruſſa durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, in Damaskus lebt, ansagen zu lassen. Der Emir bestimmte die Mittagstunde des 15. Mai, in der er mich empfangen wollte. Ich begab mich dann zur bestimmten Zeit in Begleitung des Consulardolmetschers dahin. Die bewaffneten Diener des Consuls mit ihren hohen, silberbeschlagenen Stöcken schritten uns voran.

Wir kamen durch hundert kleine, schmale, in fortwährenden Windungen sich bauende Gäßchen vor einem unansehnlichen Hause, wie sie äußerlich alle in Damaskus sind, an und traten in einen kleinen schmutzigen Hof. Im Hintergrunde befand sich eine Art ausgemauerter Grotte; in dieser saß der Emir, um sich vor der Sonnenglut zu schützen, mit drei anderen Männern. Diese, weiß beturbant und in leichte, weißwollene Mäntel gehüllt; der Emir trug einen solchen von steingrüner Farbe, sein Haupt war mit einem weiß und gelbgestreiften Tuche umwunden.

Er stand, als wir uns ihm näherten, auf und winkte uns, ihm zu folgen. Er stieg eine schmale, hölzerne Treppe barfuß, wie er war, uns voraus und sprach während des Emporsteigens noch mit den Männern in der Grotte.

Von der Treppe fort führte uns eine unangeſtrichene Thüre von weichem Holze in eine kleine Stube, die nur durch ein Fenſter, das in den eben verlaſſenen Hofraum führt, Licht erhielt. Zwei Divane, mit gelbrot geſtreiftem Wollſtoffe überzogen, ein großes, vaſenartig geformtes Kohlenbecken aus Kupfer waren die ganze Einrichtung der Stube, die den unangenehmen Eindruck der Aermlichkeit machte.

Abd-el-kadr ſetzte ſich gekreuzter Beine auf den Divan und winkte mich zu ſeiner Linken; der Dolmetſch ſetzte ſich uns gegenüber.

Der Emir ſoll geläufig franzöſiſch ſprechen, doch bediente er ſich der arabiſchen Sprache, weil er mich, wie man mir ſagte, feierlicher empfangen wollte. Die Art durch einen Dolmetſch zu ſprechen iſt, wenn ſie auch das Geſpräch unmäßig dehnt, nicht ſo unangenehm. Sie ſtört den Moslem nicht in ſeiner Ruhe; er hat Zeit, den Eindruck deſſen, was er geſagt hat, in den Geſichtszügen ſeines Gaſtes zu beobachten und namentlich bei wichtigen, diplomatiſchen Geſprächen die Gedanken zu ordnen und zu prüfen. Das nicht direkt geſprochene Wort endlich iſt nicht ſo verletzend und kann, wenn es eine unerwartet unangenehme Wirkung hervorruft, leicht zurückgenommen werden, wobei der Mißverſtand des Dolmetſches als beſter Vorwand dient. Der Dolmetſch ſtört übrigens wenig, er wird als eine Maſchine betrachtet. Die Sprechenden ſehen nicht ihn, ſondern ſich gegenſeitig an und der Sprechende hört der Ueberſetzung aufmerkſam zu, als ob er ſie verſtünde.

Ein Diener reichte mir, indem er ſtumm grüßend Stirne, Mund und Herz berührte, in einem ſilbernen Gefäße, etwa wie eine große Theetaſſe geformt, Limonade; doch weder Kaffee noch Tſchibuk.

Der Emir redete mich, nachdem ich getrunken hatte, an:

„War Deine Reiſe glücklich? Biſt Du geſund?“

Ich bejahte die Frage und fragte um die Geſundheit des Emirs.

„Ich bin wohl und meine Geſundheit erhöht ſich durch die Freude, die Du mir durch Deinen Beſuch bereiteſt.“

Ich bin zu Dir gekommen, weil Dein Ruhm groß iſt in der Welt; aber nicht als Krieger allein, ſondern auch als Beherrſcher des Wortes und der begeiſternden Rede.

„Sage mir, welche ſind die Hauptpunkte des jetzt geſchloſſenen Friedensvertrages?“

Ich theilte ihm mit, was mir davon durch die Zeitungen bekannt geworden war.

„In dieſer Weiſe bleibt Rußland noch immer ſtark und wird nicht aufhören gefährlich zu ſein. Welche Punkte des Friedenstraktates ſind noch bekannt?“

Sie ſind es nur Gott und Denjenigen, die ſie niedergeſchrieben haben.

„Wird der Friede dauernd ſein? Was glaubt man darüber in Deiner Heimat?“

Jeder Friede heißt ein ewiger Friede. Du weißt das, Herr! Aber wir lachen im Abendlande zu dem Ausdrucke. Der Padiſcha hat zu erfüllen verſprochen, was ſeine Verbündeten ihm diktirten, mit dem ihm gegönnten Anſchein eines freien Willens. Wir glauben nicht, daß der weiche, thatenloſe, frühalte Fürſt durchführen kann, was die Aufgabe eines eiſernen, wirklich in ſich ſelbſt geborenen Willens wäre. Sollte er es doch verſuchen Einrichtungen zu treffen, die gegen das Gebot des Islams, gegen die Grundüberzeugung ſeiner Macht ſind, ſo fürchtet man den Ausbruch einer Revoluzion. So hörte ich in Konſtantinopel ſprechen.

„Dann können ja die Weſtmächte die Türkei in Belagerungsſtand erklären und drin bleiben, bis der kranke Mann geſtorben iſt. Frankreich belagert gerne.“

Der Emir, der bis dahin vollkommene Ruhe beibehielt, begleitete jetzt ſeine Worte mit einem leidenſchaftlich beiſern, ſich kurz abſtoßenden Lachen.

Zwei greiſe Männer, barfuß, in weißbraun geſtreiften Mänteln, mit weißen Turbanen das Haupt umwunden, traten jetzt raſch ein und ſetzten laut einen zwiſchen ihnen ſich entſponnenen Zank fort. Der Emir hob ſeine Rechte empor und ſchien durch den vorgeſtreckten Zeigefinger Ruhe zu gebieten, denn Beide

ſchwiegen augenblicklich und nahten demütig, ihm den Saum ſeines Kleides zu küſſen. Er hieß Einen, dann den Andern ſprechen, was nicht ohne große Leidenſchaft geſchah; es handelte ſich um den Beſitz eines Pferdes, den ſich die Greiſe ſtreitig machten. Der Emir ſprach ein kurzes, entſcheidendes Wort und die Beiden küßten wieder ſein Kleid und gingen.

Ich hatte während dieſer Szene Zeit, den Emir näher zu betrachten.

Abd-el-kadr iſt nicht groß, ſeine Geſtalt ſchmächtig, von gewandter, edler Bewegung. Der Kopf iſt ausnehmend fein geſchnitten. Von einer hohen Stirne ſenkt ſich eine kurze, gerade Naſe griechiſch ſchroff ab, der Mund iſt klein, von einem am Kinn ſpitz zulaufenden Vollbarte umgeben, der in ſeiner Schwärze weiße Schimmer zeigt. Die Augen ſind grau und blitzen zuweilen unter den ſchönen und fein geſchwungenen Brauen. Der Emir machte mir den Eindruck eines Mannes, der noch nicht das fünfzigſte Jahr erreicht hat.

Er richtete wieder das Wort an mich:

„Ich höre, Du biſt ein Dichter Deines Landes. Welches Klima hat es?“

Bei uns gedeihen keine Datteln und keine Zitronen.

„Wie in Frankreich alſo?“

Mein Vaterland liegt viele Monate unter Schnee; doch iſt es geſegnet mit Allem, was die Menſchen brauchen und was ſie beglückt.

„Wenn Du ein Ghaſel dichteſt, mußt Du Dich in dem kalten Lande erſt künſtlich erwärmen?“

Als ich dies verneinen ließ und der Emir nicht ganz gläubig ſchien, ließ ich ihm durch den Dolmetſch ſagen, daß ich bereit ſei, ihn von meinen Worten zu überzeugen, wenn er die Güte haben wollte, mir Papier und Dinte reichen zu laſſen. Der Emir befahl Beides zu bringen.

„Damit du, Herr! wiſſeſt, daß ich, um Dich zu täuſchen, was Gott mir fern halte! kein bereits fertiges Gedicht nieder-

ſchreiben werde, ſo ſage Du, über welchen Gegenſtand oder an welche Perſon ich Verſe niederſchreiben ſoll?"

Der Emir erwiderte, entſchieden mehr naiv als eitel: „Beſinge mich!"

Ein Diener brachte eines von den langgeſtielten ſilbernen Dintenfäſſern, deren ſich die Orientalen nicht ohne Oſtentazion, daß ſie ſchreiben können, bedienen und in dem Gürtel tragen. Der Diener zog aus dem hohlen Stile eine Schilfrohrfeder hervor, reichte mir ſie und kniete, das Dintenfaß haltend, vor mir nieder.

Ich mußte, daß ich hyperboliſch und ghaſelenhaft gleichtönend ſchreiben mußte, um wenigſtens durch den Reimklang zu erſetzen, was dem fremden Ohre vom Inhalte doch unverſtändlich blieb. Ich warf folgende Zeilen hin:

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Wer ihren Traum zu deuten wüßte!

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Du warſt der Stern, der ihr den Traum verſüßte.

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Dein Pferd die Wolke, die ſie grüßte.

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Dein Schwert der Blitz, der den Saum ihr küßte.

Wenn Durſt dich quälte in der Wüſte,
Die Löwin gab die Milch dir ihrer Brüſte.

Oaſen grünten in der Wüſte;
Sie zu beherrſchen war dir ein Gelüſte.

Wenn alles lag von Nacht umdunkelt,
Dein Blick hat Freiheit drin gefunkelt.

Ich grüße dich, Held, Fürſt und Richter,
Pilgernd vom Abendland, ein Dichter.

Ich überſetzte dem Dolmetſch Zeile für Zeile ins Italieniſche und dieſer ſofort ins Arabiſche. Weiß Gott, welche Gedanken Abd-el-kadr zu hören bekam!

„Du bist ein weiser Dichter! Lasse mich jetzt den Klang Deiner Sprache hören."

Ich las das Gedicht mit einigem Pathos und mit besonderer Betonung des sich wiederholenden Reimes vor, um durch den rhythmischen Gesang gleichsam, den unverstandenen Inhalt zu ersetzen.

„Begünstige," ließ mir der Emir sagen, „Deinen Diener noch einmal mit den Wohllauten Deines Mundes."

Ich las das Gedicht noch einmal. Dann langte er nach dem Papierblatte, auf dem ich es niedergeschrieben hatte und betrachtete es aufmerksam, als ob er lesen wollte.

„Die Schrift Deines Vaterlandes ist eine eng zusammengebundene, wenn der Buchstabe nicht frei und allein steht, kann er nicht schön wachsen."

Auch der Mensch nicht, Herr!

„Ich sollte Dir Dein Gedicht erwidern, so will es die Sitte; aber die Hitze des Tages ist groß, ich faste und fühle mich matt. Lasse Dir als ein Gegengeschenk das Gefäß gefallen, aus dem Du Deine Gedanken getunkt hast."

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung und führte eine für mich echt komische Situation herbei. Der Emir sprach:

„Du bist nicht allein ein Dichter, auch, wie unter den Arabern häufig, ein Arzt. Mir brach ein Zahn ab, die Wurzel schmerzt, willst Du mich von ihr befreien?"

Ich hatte Mühe ein Lachen zu unterdrücken, doch ließ ich dem Emir sagen, er möchte mich den Zahn sehen lassen. Er stand auf und begab sich auf ein kleines, verschlissenes, europäisch geformtes Sopha beim Fenster. Er legte sich auf dasselbe und öffnete den Mund. Seine Zähne sind klein, streng aneinandergeschlossen und weiß, nur der Schneidezahn des linken Oberkiefers war weggebrochen; die Wurzel ausgehöhlt. Ich rieth ihm den Zahn plombiren zu lassen.

„Thue das, Effendi!"

Ich erklärte ihm, die nötigen Instrumente nicht mitzuhaben,

auch ſei es im Abendlande nicht allgemein, daß ein Arzt auch Zahnoperazionen mache, und ich ſei durchaus nicht geübt in dergleichen; doch könnte ich ihm den Zahn mit Wachs verkitten, um den Luftzug fernzuhalten und dem arabiſchen Arzte, den ich beim preußiſchen Conſul kennen gelernt habe, die Methode des Plombirens erklären.

„Thue, was Dir gut dünkt für mich; meine Schmerzen ſind groß.“

Ich ließ durch einen Diener etwas Wachs bringen und füllte mit demſelben die Höhlung aus; das auffallend tiefrote Zahnfleiſch fing raſch zu bluten an, und es dürften wenige Menſchen außer mir auf der Welt ſein, die ſich rühmen können, Abd-el-kadr bluten gemacht zu haben.

Ich erſuchte den Emir, etwas Waſſer und Eſſig zu nehmen.

„Ich faſte!“

Als ich ihm erklärte, daß es nur zum Ausſpülen des Mundes dienen ſolle, ließ er Beides bringen und ſing, wie er ſchon während des Geſpräches einige Male gethan hatte, leiſe murmelnd zu beten an. Dann erſuchte er mich, ſeinen Fuß zu ſehen, der, wie ſeine Hände, arabiſch klein und hochriſtig geformt iſt. Die Wade, ſtark behaart und plaſtiſch, zeigte einige rötlichbraune, kreisrunde Flecke. Ich rieth ihm Dampfbäder und verſprach ihm, den mir als gelehrt geprieſenen arabiſchen Arzt des Herrn Wetzſtein zu ſenden.

Der Beſuch dauerte über eine Stunde; als ich mich zum Fortgehen anſchickte, bat ich ihn, mir ſeinen Namen in mein Tagebuch zu ſchreiben; er ſchrieb ihn und das Datum ſehr zierlich arabiſch auf ein einzelnes Blatt, welches jetzt den ſtolzen Beſitz eines Autografofagen in Wien ausmacht.

Der Emir ſtand auf, reichte mir die Hand und ſagte: „Ich danke Dir für die Ehre Deines Beſuches. Gott begleite und ſegne Dich!“

Der Emir war eben damit beſchäftigt, ein Haus in Damaskus zu kaufen, das früher eine Medereſſe war und jetzt ein Schänkhaus iſt, um in demſelben ſeinen zahlreichen Verehrern Vor-

träge über die moslemitiſche Offenbarungslehre zu halten. Er hat einen großen Anhang im Morgenlande, den er ſich durch den Ruhm ſeiner Tapferkeit, wie durch ſeine oft profetiſche Beredtſamkeit erworben hat. Seine Rolle iſt nicht zu Ende geſpielt und wie überhaupt der Ausdruck ſeines Kopfes, die Vorſicht ſeiner Aeußerungen Schlauheit bekundet; ſo ſcheint er mit dem feinſten Gehör in die noch ſo fernen Weltereigniſſe hineinzuhorchen und in ſich entſchloſſen zu ſein, wenn ein ihm glücklich ſcheinender Moment kommen ſollte.

Vorläufig hatte Frankreich einige hunderttauſend Francs Schulden für ihn bezahlt, die er unter Anderm für den Ankauf ſchöner Frauen machte, deren er, nebſt vielen Sklavinnen, vier beſitzt.

Die Juden.

Kanzler Elias. — Synagogen. — Ein todtes Kind. — Schulen und Bibliotheken. — Soziale Zuſtände. — Leichenbrandſchatzung. — Baron Rothſchild. — Geſpräch mit Rabbinen.

Ueber die Juden zu Damaskus verdanke ich Nachrichten dem Herrn Juſſuf Elias, einem Corfioten, der durch ſeine Studien und viele Sprachkenntniſſe der engliſchen Geſandtſchaft in Beyrut wichtige Dienſte leiſtete und ſpäter, als Kaufmann nach Bagdad ging. Nachdem er in ſeinen Unternehmungen nicht glücklich war, kehrte er im Jahre 1839 nach Syrien zurück und iſt ſeit dieſer Zeit Agent des öſterreichiſchen L'loyd und Kanzler des kaiſerlich öſterreichiſchen Conſuls in Damaskus, deſſen Verweſer er zu verſchiedenen Zeiten geweſen iſt. Er ſpricht und ſchreibt hebräiſch, arabiſch, ſpaniſch, italieniſch, franzöſiſch, engliſch und griechiſch gleich gewandt und hat ſich in den letzteren Jahren auch die deutſche Sprache eigen gemacht.

In ſeinem Arbeitſaale, wo ſich eine kleine, all dieſen Sprachen angehörende Bibliothek befindet, theilte er mir, bei Nargile und Mokka, Folgendes freundlich mit:

Die jüdiſche Gemeinde in Damaskus zählt fünftauſend Seelen, darunter tauſend von der Regierung beſteuerte Männer. Unter dieſen befinden ſich nur acht bis zehn Aſchkenaſim, die mit ſepharediſchen Frauen verheiratet ſind. Der größere Theil der Juden in Damaskus, die Richtrajas, ſind öſterreichiſche Unterthanen und zwar

zwanzig und zehn Toskaner, zehn Franzosen, eigentlich Algierer, sechs Preußen, fünfzehn Perser.

Die Türken sind hier feindlicher gegen die Christen als gegen die Juden, oder vielmehr diese sind weniger gehaßt als jene, weil sie nicht nach politischem Einfluß, oder Uebergewicht streben.

Die karaïtische Gemeinde ist ausgestorben; vor etwa fünfzig Jahren wurde ihre verlassene Synagoge an katholische Christen verkauft, die sie in eine Kirche umbauten, die noch jetzt besteht. Der alte Leichenhof der Karaïten zeigt sehr alte Grabsteine, die mehr oder weniger schon versinken.

Die Gemeinde hat acht Synagogen; ihre Namen sind folgende:

„Dei Franchi", zur Zeit der Vertreibung der Juden aus Spanien von den Verbannten erbaut. Sie ist die größte und angesehenste; in ihr wird dreimal im Jahre, am Sabbat Sachor, am Sabbat Hagadol und am Sabbat Teschuba gepredigt.

„Menasch", in dieser Synagoge soll der berühmte Kabbalist Chajim Vital gebetet haben, dessen Grab in Damaskus sich auf dem Gottesacker befindet. Die Juden wallfahrten zu demselben und legen die Schuhe ab, wenn sie sich ihm nähern, um ein Gebet zu verrichten.

„Raki", wie die vorgenannte Synagoge vielleicht nach dem Gründer genannt, wurde von der Familie Farchi besucht und ist jetzt, nach langem Verfall, wieder neu hergestellt; sie ruht auf hölzernen, blauölbern bemalten Säulen, zwischen denen die Wände, als bunt orientalische Teppiche gemalt, sich hinziehen.

Die Synagoge „Del Pascha" besitzt eine uralte Bibel, die nicht gerollt werden kann, sondern, auf einzelnen Blättern geschrieben, als Buch gebunden ist, wie gewöhnlich die Bibeln der Karaïten.

„Eblef"; der Ursprung des Namens dieses Bethauses ist unbekannt; angenehm fallen die bunten, gläsernen Fensterscheiben auf.

„Medrasch", die kleinste der Synagogen, wird von den Rabbinen mit Vorliebe besucht, weil sie eine, übrigens nicht sehr große Bibliothek besitzt.

„Dschebar" heißt die Synagoge, die eine kleine Stunde von der Stadt entfernt ist und zu der die Juden Syriens und Pa-

läſtina's wallfahrten. Hier in einer Höhle ſoll ſich der Profet Elias verborgen gehalten haben. Der Bau reicht bis in die Zeit des Profeten Eliſa hinauf und ſoll vom Rabbi Eliſa ben Arach, nach längerem Verfall wieder hergeſtellt worden ſein.

Ich ritt hinaus und fand ein weitläufiges Gebäude, das der Gemeinde gehört, in welchem ſie Pilger und arme Reiſende beherbergt. Im Hofraume des Hauſes befindet ſich eine mäßig große Synagoge in ziemlich verwahrloſtem Zuſtande. Das Dach fugt nicht mehr und es war ein luſtiges Flattern und Zwitſchern von Sperlingen in der Synagoge, deren Wände kahl und ärmlich ſind. In der Mitte, da, wo ſonſt der Almemer iſt, von Holz eingegittert, iſt die Stelle bezeichnet, unter welcher ſich, wie mir der Wächter des Hauſes erklärte, das Grab des Begleiters von Elia dem Profeten befinden ſoll. Er hieß mich die Schuhe ablegen und zündete kleine Wachskerzen an, um mich in die Grabhöhle ſelbſt zu begleiten. Wir kletterten mühſam dunkle, ſehr enge Stufen hinab und befanden uns in einem kleinen Raume, in welchem zwei zerbrochene Säulenreſte aus Marmor lehnen, vielleicht die Ueberreſte eines Sarkofages. Von einem Steine, auf welchem der Profet Haſael ſalbte, wußte man nichts; aber von vielen Wundern, die in dieſer Synagoge ſich ereignet haben ſollen. Wir ſaßen wieder zu Pferde und ritten zwiſchen duftigen Gärten, an rieſigen Bäumen und an vielen Brunnen vorüber, ſodaß es ein friſches Rauſchen überall gab. An einem türkiſchen Leichenhofe vorüberkommend, befanden ſich, was ich ſonſt nirgend im Oriente ſah, Monumente aus getrocknetem Lehm auf einzelnen Gräbern. Giebt es eine einfachere Illuſtrazion zu dem zerknirſchend demütigenden Gedanken: „Staub biſt du und zum Staube kehreſt du zurück.“

Durch den ungeheuren Schneefall dieſes Winters, der an Häuſern, Oelbenbäumen und Gärten einen Schaden von 70 bis 80 Millionen Piaſtern angerichtet hat, wurde dieſer Friedhof völlig zerſtört. Leichen und Gerippe lagen hervorgewühlt, und die Regierung, ſtatt raſch an die Wiederbeerdigung zu denken, gab den Befehl, die Hunde, die die Leichen zu freſſen anfingen, zu erſchießen.

Mein Führer sagte mir, daß auf dem jüdischen Leichenhofe die Grabsteine aus der älteren Zeit ohne alle Inschrift sind und, wie bei den Karthäusern, weder den Namen des Todten nennen, noch etwas von seinem Leben zu sagen wissen. Wie elend nehmen sich dagegen die immer prunkender werdenden Grabschriften auf den Friedhöfen des Abendlandes aus, die trotz der vielen Worte, die sie zur Schau tragen, selten poetisch und noch seltener von einem historischen Lapidarstile getragen sind. Ein künftiges Jahrhundert wird staunen, was das unsere reich war an Weisen, an Gelehrten, an Glaubenshelden, an Wohlthätern der Menschheit!

Unweit dem jüdischen Friedhofe treibt sich seit Jahren ein berüchtigter Mann Namens Kaurdschi herum, der die Gemeinde, wenn sie mit einer Leiche kommt, geradezu brandschatzt und je nach dem Ansehen der Familie, welcher die Leiche angehört, 10, 20, 50, 100 bis 200 Piaster abnimmt. Alle Reklamazionen haben bisher nichts genützt und es mag dieser Zug eines der vielen Beispiele geben, wie im türkischen Reiche regiert wird.

Dem Kabbalisten Chajim Vital, von dessen Grabe auf diesem Friedhofe wir bereits gesprochen haben, wird nacherzählt, daß er von jedem Grabe wußte, wer in ihm begraben liege; der Todte mußte, wenn er, über das Grab sich beugend, zu ihm hinunterſprach, sein Alter, das er im Leben erreichte und seine Thaten verkünden.

Wenn ein Gewaltiger in unsere Gräber, zu deren Schmuck ganze Marmorgebirge geplündert werden, hinunterfragen würde, welche Antworten, weil der Mund der Todten nur Wahrheiten verkünden darf, würde man hören, wie schmachvoll lügenhaft er, schiene oft die prunkende Legende!

Da von den vier Tagen, die ich in Damaskus verlebte, einer ein Samstag war, so besuchte ich alle Synagogen, deren schönste die Dei Franchi ist. Hoch und luftig mit drei Bogen, die auf zwei steinernen Säulen ruhen, sind die Wände blau gemalt, in eingerahmten Feldern barbarische, perspektivlose Landschaften, Minarete, mit Stern und Mond geschmückt, chinesische Thürme, geschmacklose Blumenvasen und dergleichen. Als die Thorarolle aus der Lade genommen und aufgerollt der Gemeinde gezeigt wurde,

erhoben ſich in dem ungedeckten Vorhofe der Synagoge an zweihundert Frauen in weißen, weiten Linnenmänteln, die auch ihr Haupt bedeckten. Sie drängten an die offene Pforte der Synagoge heran, ihre Arme inbrünſtig ausbreitend gegen die Thora. Keine von ihnen hat ein Gebetbuch, denn ſie ſind nicht des Leſens kundig und die geſchilderte Bewegung und Pantomime iſt der einzige Antheil, den ſie am Gottesdienſte nehmen. Ich wurde vor die Thora gerufen, aus welcher mir vom Vorbeter Herrn Duez, welcher der beſte jetzt lebende Dichter in Paläſtina iſt, vorgeleſen wurde.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, wurde ich der Zeuge einer erſchütternden Szene. Ein Kind wurde in feierlichem Aufzuge zur Synagoge gebracht, um am achten Tage die blutige Bundesweihe zu empfangen. Alles drängte heran und mir wurde, als dem Gaſte, Platz gemacht, damit ich das Kind beſſer ſehen könne. Dem Kinde war ein reiches, goldgeſticktes Kleidchen und ein ſolches Häubchen, das mit Blumen geſchmückt war, angethan. Es ruhte auf einem ganz mit Palmenblättern und mit Blumen bedeckten niedrigen Tiſchchen.

Es war ſeine Bahre!

Als die Operazion vorgenommen werden ſollte, nahm der mit ihr betraute Mann Anſtand, denn das Kind kam ihm ſehr bleich und regungslos vor. Man rief nach einem Arzte, der ſich in der Synagoge befand; er trat heran, taſtete, wie im Oriente meiſt der ärztliche Brauch iſt, an beiden Händchen des Kindes den Puls, dann ſchob er ihm ſeinen kleinen Finger in den Mund und in orientaliſcher Ruhe ſprach er noch immer kein Wort, während die Menge lautlos auf ſeinen Ausſpruch harrte.

Ich bemerkte leiſe meinem Nachbar: „Nehmt das Kind fort und ſorgt, daß es begraben werde.“

Er ſagte meine Worte weiter und die eben noch herrſchende Stille verwandelte ſich in ein von den Frauen erhobenes, Entſetzen erregendes Wehklagen. Es war ein wortloſes Schmerzensſchreien bis eine ausrief: „Die unglückſelige Mutter!“ und nun ſchrieen alle, ein weinender Chor, die Worte nach. Die Frauen

rangen die Hände; mancher war der weiße, weite Schleier entfallen und sie stand in kostbaren Gewändern da und kasteiete sich an Brust und Wangen, während manche die Stirne an die Steine der Synagoge schlug. Ueber die wildschmerzlich bewegten Gruppen warf ein blühender Granatbaum seine Schatten und durch dessen Zweige schimmerte, zu tausend Diamanten zersplittert, die Sonne vom tiefblauen Himmel. —

Wir gingen, die Synagoge verlassend, an einem Hause vorüber, welches als dasjenige gezeigt wird, in welchem der Kabbalist Bital wohnte. Diesem Hause gegenüber befindet sich ein anderes uraltes, über dessen Pforte auf einer steinernen Tafel der Name Gottes eingegraben ist. Es war einst das Eigenthum des berühmtesten sephardischen Dichters Rabbi Israel Nadschar, der vor hundert Jahren blühte. Sein Divan befindet sich nur in wenigen Abschriften. Herr Elias gerieth in begeisterte Stimmung, als er von ihm sprach und fing einzelne Verse zu singen an. „Die jetzt Lebenden sind nur Monde, die von ihm Licht empfangen und er ist eine Nebensonne des Don Jehuda Halewi. —

Die Gemeinde hat zwei Lehranstalten, an denen fünfzehn Lehrer in verschiedenen Abtheilungen unterrichten. In zweien wird Talmud, aber wenig gründlich, gelehrt. Bemerkt muß es werden, daß mitunter Juden und Mohammedaner ihre Kinder auch zu den französischen Lazzaristen in die Schule schicken, um sie in Sprachen, oder sonst Wissenswürdigem unterrichten zu lassen. Die Rabbinen wenden gegen diesen Schulbesuch nichts ein.

Als geistliche Leiter fungiren der Chacham Aron und der Chacham Jakob Perez; der Letztere ist von der kaiserlich türkischen Regierung als Würdenträger anerkannt. Beide stehen an der Spitze des Besdins, welches abwechselnd von zehn Chachamim gebildet wird. Sie alle sind Schüler des sehr tief gelehrten, im höchsten Ansehen stehenden Rabbi Chasim Romano, der, seitdem er diese Männer herangebildet hat, in strenger Zurückgezogenheit lebt.

Eine Bibliothek beſitzt die Gemeinde nicht, auch keine Handſchriften; doch befinden ſich im Hauſe Farchi an ſiebenhundert und in dem einer Wittwe Farchi an achthundert gedruckte ältere Werke, während die Familie Stambuli beiläufig ebenſo viele moderne Druckwerke beſitzt. In dem Saale, wo ſie aufgeſtellt ſind, verſammeln ſich täglich alle Rabbinen von Damaskus, um zu ſtudiren und gelehrte Beſprechungen zu halten. Ein frommer Jude von Bagdad, Herr Jakob Zemach, der vor einigen Jahren ſtarb, vermachte ein Kapital, das jährlich 6000 Piaſter Zinſen trägt, welche den Rabbinen von Damaskus, unter der obigen Bedingung, zu Gute kommen.

Die Gemeinde hat keinen Vorſteher; die reichen Familienhäupter leiten die Geſchäfte in Verbindung mit dem von der Regierung anerkannten Chacham Baſchi. Zu den Reichſten zählen in erſter Linie die Familien Stambuli, Lisbona, Schemaja, Arari, Farchi und Picciotto. Man hält dafür, daß ſie 20 bis 25 Millionen Piaſter beſitzen. Nur die Hälfte der männlichen Gemeindeglieder kann Steuern bezahlen. Während die Synagogen durch freiwillig in ihnen geſpendete Gaben ſich erhalten, werden jährlich 30 bis 40,000 Piaſter geſammelt, um den Armen zum Oſterfeſte ungeſäuertes Brot und Reis verabreichen zu können. Für Kranke iſt, wenn ſich nicht einzelne Wohlthäter finden, von der Gemeinde nicht vorgeſorgt.

Den Juden iſt geſtattet zu wohnen, wo es ihnen in der Stadt gefällt; doch ziehen ſie es vor, ſich auf nachbarlich gelegene Straßen zu beſchränken, wegen der Nähe der Synagogen und der Lehranſtalten für die Kinder. Sie ſelbſt beſitzen zweihundert Häuſer.

Die Juden werden als gute Handwerker geſchätzt. Sie ſind ſehr geſchickte Woll- und Seidenſtoffweber, fünfzig bis ſechzig an Zahl und an ſiebzig Färber; Klempner zehn, Uhrmacher drei, Schuſter zwei, Schneider ſechs. Sonſt ernähren ſie ſich, eine beträchtliche Anzahl, als Senſale, Hauſirer, Laſtträger. Die Reichen ſind die Banquiers der Paſchas und der Effendis, denen ſie gegen das Doppelte der landesüblichen Zinſen, zu 24 Prozent, Geld leihen.

Ebenſo ſtrecken ſie ganzen Dörfern, wenn die Zeit der Steuereintreibung iſt, Geld bis nach der Ernte vor und werden Schubaſchi, was dem Begriffe eines Finanzintendanten nahe kommt, genannt.

Ein einziger Jude bebaut ihm eigene Grundſtücke und ernährt anſtändig ſich und ſeine Familie vom Ertrage des Feldes.

Die Aerzte unter den Juden ſtehen mit den arabiſchen auf gleich niedriger Stufe, indem ſie nur wenige allgemeine Begriffe und, wie Quackſalber, ſtets ein Heer von unverſtandenen Mitteln beſitzen. Ich lernte einen derſelben kennen; ſie ſtudiren den Galenus und fangen an die Anhänger der neuen Schule in Alexandrien zu werden, die aus Wien und Paris ihre Wurzeln ſchlägt. Die Werke der franzöſiſchen Aerzte werden größtentheils ins Arabiſche überſetzt.

Die geiſtigen und ſittlichen Zuſtände der Juden in Damaskus unterſcheiden ſich nicht von denen der übrigen im Oriente. Die Miſſionsgeſellſchaft hat bis jetzt vergebens ihre goldenen Netze in Damaskus ausgeworfen; doch kommt es vor, daß ein oder zwei Juden Mohammedaner werden, um — Geſchenke zu bekommen; ſie kehren meiſt nach einigen Monaten wieder zum Judenthume zurück. Im Jahre 1855 trat ein junger Menſch aus der Familie der Farchi, aus Liebe zu einem türkiſchen Mädchen, zum Islam über. Die Verſchwendungſucht ſeiner Frau brachte ihn faſt um ſein ganzes Vermögen. Er ſoll zur Zeit meiner Anweſenheit den entſchiedenen Entſchluß geäußert haben, wieder Jude werden zu wollen, das heißt nach jüdiſcher Anſchauung Jude zu bleiben, denn kein Jude hört nach der Taufe auf ein ſolcher zu ſein. —

Ich wohnte in dem Gaſthofe „Palmyra“ eines Griechen, Germanos, dem einzigen, der ſeit wenigen Jahren in Damaskus beſteht, und war der Nachbar des Freiherrn Alphons von Rothſchild, der eben aus Jeruſalem kam und die Reiſe über Baalbek nach Beyrut und Egypten fortzuſetzen gedachte. Ich hatte Empfehlungſchreiben an ihn und ſtellte mich ihm in einem ſchönen

Saale, durch dessen Fenster duftende Orangenblütenzweige ihre Arme hereinstreckten, vor.

Herr von Rothschild saß in einem Kreise von fünfzehn Chachamim, die ihm eben ihre Aufwartung machten und unterhielt sich mit ihnen über ihre Verhältnisse.

Nachdem Gefrorenes, Kaffee und Tschibuk gereicht waren, hörte ich ein Gespräch, das Baron Rothschild anknüpfte und dessen Inhalt so traurig war:

„Warum gründet Ihr keine Schule, um Eure Kinder auch in weltlichen Gegenständen, die ihr Fortkommen fördern könnten, unterrichten zu lassen?"

Es fehlen uns die Mittel, da wir so viel für die Armen verwenden müssen.

„Ihr habt so viele Arme, eben weil Ihr Euere Kinder nicht unterrichten, vor Allem sie nicht genug Handwerke erlernen lasset."

Unsere Kinder sind zu schwach.

„Warum legt Ihr keine Fabriken an?"

Wir bekommen ja Alles aus Europa fertig.

„Das ist schlimm, weil ihr Geld fortschicken und die Waaren theuer bezahlen müsset."

Warum sorgt die Regierung nicht für ihre Unterthanen? Selbst wenn wir es für uns selbst thun und Fabriken anlegen wollten, bekämen wir keinen Ferman.

„Jetzt aber, wo der Hat Humajum alle Glaubensgenossenschaften gleichstellt."

Jetzt wird es vielleicht möglich sein.

„Warum treibt Ihr nicht Ackerbau?"

Darf ein Jude am Sabbat arbeiten?

„Wer hat in alt gesegneter Zeit im gelobten Lande unserer Väter gearbeitet?"

Gewiß Niemand aus der heiligen Stadt, das that das Am hooretz, das unwissende Landvolk.

Herr von Rothschild brach das Gespräch ab und sagte mir: „Sie werden ähnlichen Gesinnungen und beschränkten Ansichten auch in Jerusalem begegnen. Es sind traurige Zustände, die um

ſo ſchmerzlicher auf uns, die wir Kultur und Aufklärung wollen, wirken, als kaum abzuſehen iſt, wie geholfen werden kann? Ich verſammelte in Jeruſalem die Rabbinen und Notablen um mich und fragte ſie um ihre Gedanken. Sie ſtellten mir nur die Not dar, die täglich befriedigt ſein will. Aber die Rabbinen bereichern ſich, während die Armen in wirklichem Elende ſchmachten. Die durch Herrn Albert Cohn gegründete Mädchenſchule werden wir auflöſen, weil man den Eltern dafür zahlen muß, daß ſie ihre Kinder dahin ſchicken, um etwas zu lernen. Die Leihbank hörte bereits auf, weil die Leute das Darlehn als ein Eigentum betrachteten und gegen wucheriſche Zinſen weiter liehen. Nur das Hoſpital gedeiht und zwar vortrefflich, und noch ein Inſtitut, die Gewerbeſchule. Ich empfehle Ihnen, beiden Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken."

Rückſichtlich des Hoſpitals hatte, wie wir ſpäter hören werden, Baron Rothſchild wirklich recht; er wußte aber nicht, daß man in der Gewerbeſchule während ſeiner Anweſenheit in Jeruſalem Arbeiten ausſtellte, die von den Lehrern der Zöglinge gearbeitet, oder vom Bazar bergeborgt waren.

„Es geſchieht unendlich viel", fuhr Herr von Rothſchild fort, „für Jeruſalem, aber vereinzelt. Diejenigen, die es wirklich gut meinen, ſollten zuſammenhalten und ein gemeinſchaftliches Ziel verfolgen. Mein ehrenwerter Freund, Sir Moſes Monteſiore ſelbſt, was hat er für Jeruſalem gethan? Er hat unendlich großmütig Geld und Geld, hundertmal mehr als ein Fürſt, wenn er zur Krönung zieht, ausgeworfen. Sie werden aber keine bleibende Schöpfung von ihm finden. Wenn er einmal geſtorben iſt, wird man, wie von einer Segen herabgießenden Wolke, wenn ſie vorübergezogen iſt, nicht mehr ſprechen. Vielleicht können Sie, wenn Sie die große Wohlthat des Hoſpitals erkennen, daſſelbe vergrößern."

Meine Aufgabe iſt eine von der Stifterin genau beſtimmte und ihr, von der Regierung als ſolcher, der Schutz zugeſagt.

„Da können Sie freilich nichts daran ändern. Aber ehe Sie an die Löſung Ihrer Aufgabe gehen, ſtudiren Sie den Schauplatz und prüfen Sie die Perſonen genau. Vorerſt muß man allerdings

in Jerusalem dafür sorgen, daß die Leute nicht verhungern, und da schien mir eine Korn-Leihanstalt praktisch. Das Getreide ist von den Fellachin billig zu haben; man müßte es aufspeichern und zur Zeit der Not den Armen um billigen Preis leihen."

Der Gedanke ist patriarchalisch josefinisch!

„Nicht so ganz. Der Consul, der aus Europa Unterstützungsgelder empfängt, müßte dann die Beträge für das geliehene Korn in Empfang nehmen um zu rechter Zeit den Speicher wieder füllen zu können."

Neue Besuche unterbrachen unser Gespräch. Ich hatte später noch die angenehme Gelegenheit, den in seiner Erscheinung eleganten, englisch blonden Mann wiederholt zu sprechen und seine immer wohlmeinenden, klaren, praktischen Gedanken zu hören, die ernster und älter waren, als Derjenige, der sie sprach.

Geſang und Kabbala.

Drei Dichter. — Ein Divan. — Vital. — Ein Wunder.

Ich war am Sabbat zu Herrn Angelo Schemaja mit Herrn Alſanderi zu Tiſch geladen.

Wir ſpeiſten am Marmorbaſſin des ſchönen Hofes unter blühenden Bäumen. Herr Schemaja liebt Geſang und iſt ein Mäzen aller Sänger, die ſich am Sabbat bei ihm verſammeln und religiöſe und weltliche Lieder, hebräiſch, arabiſch und ſpaniolisch ſingen. Die Kapelle war diesmal, mir zu Ehren, verſtärkt und ich unterließ es nicht, die Kraft und Schönheit der Stimmen zu bewundern. Die erſtere war allerdings groß, denn ſie ermüdete nicht, drei Stunden lang heftig zu ſchreien.

Dieſer Geſang, wie der arabiſche überhaupt, kann ein an Rhythmus gewöhntes Ohr zur Verzweiflung bringen. Gewöhnlich beginnt er mit einem erſchreckenden Aufſchrei, der tremolirend, ſo lange der Athem es zuläßt, ſich auf gleicher Höhe zu erhalten ſucht. Plötzlich bricht der Ton ab, um, wie einem Echo Zeit zu laſſen, den Geſang zu wiederholen. So neu dem europäiſchen Hörer dieſe Weiſe iſt, ermüdet ſie doch jede Geduld, denn ſie wiederholt ſich fort und fort, Stunden lang. Die Melodien ſind nicht ſelten anmutig, meiſt klagend, und befriedigen den arabiſchen Kunſtkenner nur dann, wenn ſie, wie ſeine Sprache ſelbſt, durch die Naſe gedämpft vorgetragen werden.

Manche Melodie, mehr aber noch die Art, wie ſie vorgetragen wurde, erinnerte mich an jenen wunderlichen Singſang, den ich in jüdiſchen Landſynagogen oft in meiner Jugend von einem reiſenden „Chaſan, Baß und Singerl" näſeln und gurgeln hörte. Der Geſang der Juden im Abendlande iſt eine klingende Fata morgana der Wüſtenlieder, wie ich ſie oft von Beduinen ſingen hörte.

Unter dem Sängerchore, den Herr Schemaja ſtets großmütig belohnt, befanden ſich auch drei Dichter, die ſelbſt hebräiſche und ſpaniſche Lieder dichten. Es war Esra Dueg, den wir bereits kennen gelernt haben, Jakob Amar und Juda Arman. Religiöſe Stoffe und Ideen ſingen ſie in der bibliſchen, die weltlich heitern, meiſt ſatyriſchen, in ſpaniſcher Sprache.

Herr Elias hatte auf meine Bitte die beſondere Güte, die Abſchrift bisher ungedruckter Gedichte beſorgen zu laſſen. Der Divan enthält nur hebräiſche Lieder der genannten drei lebenden und von mehreren hingeſchiedenen Dichtern. Die arabiſchen Muſter von Kaſſideen und Ghaſelen, die Spiele des Akroſtikons, des Beginnens eines jeden Verſes mit demſelben Buchſtaben, oder der Reihenfolge des Alphabetes u. ſ. w. finden hier ihre Nachahmung.

Ich verehrte den intereſſanten Divan einem Mitgliede der deutſch-morgenländiſchen Geſellſchaft, die der gelehrten Welt einen, wohl bald an ſie gerichteten Bericht gewiß veröffentlichen dürfte. Der kundige Literarhiſtoriker wird manche tiefere literariſche Beziehung und kulturwichtige Bedeutung finden. —

Poeſie und Wunder waren ſtets mit einander verbunden, oder vielmehr zu allen Zeiten kaum von einander getrennt. Das Wunder iſt geglaubte Poeſie; Poeſie iſt ein wiſſendes Wunder.

Wir ſprachen in dieſen Blättern wiederholt den Namen des Kabbaliſten Chajim Vital aus und wollen dem Leſer etwas aus ſeinem Leben mittheilen.

Er wurde 1543 geboren und ſtarb zu Damaskus 1620. Er war der vertraute Jünger des Meiſters der modernen Kabbala, des Rabbi Iſak Luria. Ihm allein ertheilte der Meiſter die Erlaubniß, die ihm mündlich mitgetheilten Lehren niederzuſchreiben; doch er geſtattete Niemandem, Abſchriften zu machen. Als Vital im Sterben lag, ſuchte man durch Beſtechung ſich 600 Bogen ſeiner Schriften zu verſchaffen, gab ſie hundert Schreibern, die ſie innerhalb 3 Tage kopirten. Auf Befehl Vitals mußte man ihm ſeine Handſchriften mit ins Grab legen, die man aber dann, auf Veranlaſſung frommer Rabbinen, die Vital im Traume fragten und die Erlaubniß hierzu erhalten hatten, wieder herausnahm.

Es iſt auffallend, daß die Wunder der Kabbaliſten noch nicht geſammelt und zuſammengeſtellt ſind; ſie beanſpruchen daſſelbe Recht wie die Legenden, Sagen und Märchen eines jeden Volkes und ließen einen kulturhiſtoriſchen, Geiſt und Fantaſie meſſenden Blick in das Leben desjenigen thun, das keinen begrenzten Theil, ſondern die ganze Erde zum Wohnſitz hat. Die Lehre iſt das einzige Band, das die zerſtreuten Menſchen des jüdiſchen Volkes zuſammenhält; ſein Wunderglaube iſt nicht der ſchwächſte Faden dieſes Bandes.

Möge ein Wunder Chajim Vitals hier einen Platz finden:

Als Chajim Vital in Jeruſalem lebte, kam ein Paſcha Namens Abu Saifin, Vater des Schwertes, und fragte, ob nicht Jemand da wäre, der die vom König Hiskia verſtopfte Gichonmündung öffnen könnte? Man bezeichnete ihm den heiligen Gottesmann Vital, der Paſcha ließ ihn holen und trug ihm ſofort auf, den Gichon zu öffnen, ſonſt werde er ihn tödten laſſen. Vital verſetzte ſich durch einen Sprung nach Damaskus, um der Gefahr zu entrinnen. Da erſchien ihm Luria im Traume und ſagte zu ihm: „Jener Paſcha iſt die Metempſychoſe von Sanherib, daher er auch Abu Saifin heißt; du biſt die des Königs Hiskia; du hätteſt alſo den Gichon öffnen können. Vital entſchuldigte ſich damit, daß er nicht die heiligen Namen, dieſes Kunſtſtückes wegen, mißbrauchen wollte, worauf ihm Luria erwiderte:

„Haſt du dich doch der heiligen Namen, der Schemos, bedient, um raſch nach Damaskus zu kommen, warum thateſt du nicht ein Gleiches, um den Gichon zu öffnen? Dies wäre ein Kidusch-ha-schem, eine Verherrlichung des Namens Gottes und von großem Nutzen geweſen.“ Vital wollte ſogleich nach Jeruſalem zurück, allein Luria ſprach: „Die paſſende Zeit iſt vorbei!“

Zum Antilibanon.

Erſter Tag.

Abſchied von Damaskus. — Kain und Abel. — Eine Schlucht. — Der betende Beduine. — Syriſches Bauergehöfte.

Je kürzer der Aufenthalt in einer Stadt für den Reiſenden iſt, um ſo gedrängter und näher ſteht die Gruppe Derjenigen, die er raſch kennen gelernt, deren Theilnahme er ſich erworben hat. Es waren treffliche Männer, geiſtig ausgezeichnete Perſönlichkeiten, denen mich ein glücklicher Zufall zugeführt hatte und mir den Abſchied jetzt um ſo ſchmerzlicher machte.

Als letzte Freundlichkeit, deren er ſo viele für mich hatte, ſandte der öſterreichiſche Conſul mir ſeinen Kawaß nach, um bei dem Zollamte unſer Gepäck ohne Durchſuchung fortzubringen.

Plötzlich ſprengte ein prächtiger Reiter mit zwei Bewaffneten uns nach. Ein weißer, wallender Mantel flatterte um den Leib, ein gelbrotes Seidentuch, mit einem grauen Kameelhaarwulſte befeſtigt, umgab nach Beduinenart ſein Haupt. Der Schimmel, den er ritt, war von kräftig edlem Bau und blank gezäumt. Der ritterliche Reiter ſprengte an uns vorüber, und dann, ſein Pferd in raſchem Burſe wendend, ritt er uns entgegen und rief mit freundlichſtem Lachen: „Guten Morgen!“

Es war Oberſt Geßler.

Wir kamen eine breite, ſchön gepflaſterte Straße, die einzige in Damaskus, empor, deren Höhe mit einem geſchmackvollen, viel-

fensterigen Palaste geschmückt ist. Ueber seinem schönen Portale hing ein langgestrecktes Crocodil. Es ist der Palast des Militärgouverneurs.

Zur Linken, weiter empor, liegen mächtige Ruinen von mittelalterlichen Befestigungen: zerbrochene Bögen, versinkende Portale, die Reste eines Thurmes und ein nicht mehr verständliches Chaos von gewaltigen Quaderstücken. Wir erreichten bald die kahle Höhe des Berges Kasiun. Nach einer mohammedanischen Legende brachte Abel auf dem Gipfel desselben sein Opfer dar und wurde daselbst von Kain erschlagen; hierher verlegte sie auch die Geburtstätte des ersten Patriarchen und der Mutter Christi.

Uns gewährte die Höhe noch einmal einen Blick über die glanzvolle grüne Ebene, in welcher die Barada, der Chrysorrhoas, der goldfließende Strom der Alten, in sieben Arme getheilt, mit seiner sich in ihm freudig spiegelnden Genossin, der Sonne, die Fruchtbarkeit des Ghutathales hervorzaubert. Nichts erscheint dem Araber, zum Anblick der Wüste häufig gezwungen, und in ihren quellenlosen Einsamkeiten weilend, freudiger und schöner, als grünes, von Wasser durchströmtes Land.

Als wir auf der Höhe des Berges hielten, und hinabsahen, um auf immer von diesem paradiesischen Thale, in dessen Tiefe das fantastische, weiß und golden funkelnde Damaskus lag, Abschied zu nehmen, fiel mir jener letzte Abencerage ein, der Palast und Krone, Land und Volk einbüßte, und die Sierra Nevada mit den Seinen emporziehend, noch einmal hinabblickte in das verlorene Paradies seines Reiches und eine Thräne weinte, seit welcher Zeit jene Höhe El ultimo sospiro del Moro heißt.

Fort! Wie schon so oft im Leben von beglückenden Stellen, aus schönen Augenblicken fort!

Wir ritten, rasch die Pferde wendend, hinab bis zur frisch fluthenden Barada, wo Ibraim unser Frühstück vorbereitet hatte. Herr Alfanderi, dessen Schwiegereltern und Schwäger in Damaskus leben, wurde von ihnen begleitet, und wir lagerten in Gruppen an dem kühlen Flusse.

„Wie vielen Freunden," sagte Oberst Geßler, „habe ich schon über diesen Berg das Geleite gegeben! Es ist dann ein trauriges Zurückreiten jedesmal. Ich sehne mich nach dem deutschen Vaterlande, so glänzend das Glück ist, das ich hier errungen habe. Oder ein deutsches Herz müßte mit mir diese schöne, aber immer fremde Welt theilen."

Wir ritten noch eine weite Strecke am Ufer des Flusses selbander hin. Feigen, Pappeln, Oliven, Weinranken geben ihm einen reich anmutigen Schmuck. Wir mußten durch den Fluß setzen, die Pferde schwammen. Am andern Ufer angelangt, sah ich Herrn Geßler jenseits ruhig halten; er war nicht mit uns herübergekommen, winkte uns ein Lebewohl zu und war, wie eine Erscheinung, hinter Bäumen und Felsen verschwunden. Es war dieser stumme Abschiedsgruß mächtiger, als alle Worte hätten ausdrücken können.

Allmälig das grüne Thal verlassend, stiegen wir wieder kahle Berge empor, um in der Tiefe ein schön umpflanztes Dorf wie eine grüne Oase zu erblicken. Nur selten begegnete uns ein Wanderer, zweimal ein Zug kleiner Eselchen, die Holz schleppten. Wir konnten merken, daß wir uns abseit der großen Karavanenstraße befanden, die wir von Beyrut nach Damaskus durchzogen hatten.

Ich hatte mich an das Reiten in diesen Felsen, an gefährlichen Abhängen, über sturzdrohende Klippen gewöhnt, und die Sicherheit meines Pferdes Hassan brachte auch mir etwas davon bei. Die Gestalten waren nicht so häufig und bunt, und ich konnte der Szene selbst mehr Aufmerksamkeit zuwenden.

Die kühnen Bildungen der Berge, die Thierwelt, die Pflanzen, die Steine, Alles fing zu mir zu reden an und zwischen urweltliche Gedanken sang die junge Gegenwart hinein, unbekümmert, ob sie alt werden wird, wie die ewig wurzelnden Berge um sie her.

Zwischen zwei kahlen Bergen plötzlich taucht es grünend und blühend auf und läßt uns glauben, daß wir wieder an eine der

Windungen der Barada gelangen, die all diese Frische und Fruchtbarkeit hervorbringt.

Wir ritten eine Stunde lang mitten hin. Schon an die plötzlichen Umwandlungen der Szene gewöhnt, überraschte es uns nicht, uns mit Einemmale wieder zwischen schroff absinkenden, kahlen Felsen zu sehen. In bedeutender Höhe derselben, an der jähesten Felsenseite sind mit länglichen Pforten eingeschnittene Höhlen, etwa wie diejenigen, die zu Begräbnißstätten bestimmt sind. Zwischen dem Felsen und der die Schlucht durchreißenden Barada ist nur ein schmaler Felsensteig frei, der, wenn die Hochwasser kommen, wohl auch von der Flut bedeckt sein mag. Der Schnitt in den Felsen aber ist ein augenscheinlich künstlicher und verbannt jeden Gedanken an eine zufällige Naturbildung.

Wir selbst reiten diesen Felsen gegenüber auf einem schmalen Saumwege, der sich hier wild abstürzenden Fluß entlang, der zweihundert Fuß tief unter uns, sich über Felsstücke wälzt und zornig rauscht.

Ein heftiger Sturm weht uns aus dieser Schlucht entgegen und jagt uns Sand, scharf wie Hagel, in die Augen. Ibraim lenkt sein Pferd das sich absenkende Ufer hinab. Wir, noch oben, sehen ihn, als ob sein und seines Pferdes Kopf bald den Boden berühren müßten, sich gleichsam hinabstürzen. Unsere Pferde blieben einen Moment stehen, als ob sie den Abhang prüfen und den sichersten Absteig finden, oder ihre Kräfte sammeln wollten.

Wen jetzt Schwindel ergreift, der ist verloren, in den brausenden Fluten unten an Felsen zerschmettert.

Unter einem vorspringenden Felsen, unmittelbar am Flusse, hatte Ibraim nach sechsstündigem Ritte uns ein treffliches Mahl, das Herrn Alfanderi von den Seinen mitgegeben worden war, aufgetragen. In unserem Trinkbecher, mit dem feurigen Wein der Berge gemischt, durch die wir zogen, gefüllt, spritzte der Gischt der tosenden Wellen, die durch ihre lärmenden Brandungen uns an jedem Gespräche hinderten. Zu unserer Linken wälzte sich der Fluß noch tiefer hinab und war von einer, auf einem steiner-

nen Bogen von Fels zu Fels gezogenen Brücke so hoch überwölbt, daß sein zorniger Gischt nicht hinanreichen konnte.

Denselben Weg, den wir herabgelangt waren, kletterte jetzt das kleine Pferd eines Beduinen, der mit langer Lanze bewaffnet und die Flinte quer über den Sattelknopf gelegt hatte zum Flusse herab. Er schwang sich vom Pferde und entkleidete sich, dann schritt er in den Strom, um zu baden; während das Pferd Grashalme rupfte. Als er wieder heraus ans Ufer trat, entrollte er einen kleinen Teppich, der auf der Gruppe des Pferdes festgeschnallt war, breitete ihn auf dem Boden aus und verrichtete, sich auf die Kniee werfend, fünfmal den Teppich mit der Stirne berührend, sein Gebet.

Es war eine eigenthümliche Szene von mächtiger Wirkung: der tobende Strom, jenseits die rubige Felsenwand mit ihren Gräbern, der betende Moslem und wir selbst die heiter Genießenden! Wo weilte der treffliche Stöckler mit seinen poetischen Farben?

Ich ließ den Beduinen durch Ibraim an unsern Teppich laden. Er grüßte schweigend und setzte sich neben uns, ohne von unseren Speisen etwas berühren zu wollen. Er holte aus seinem Mantel weiches, dünnes, zusammengerolltes Brot hervor, in welchem grüne Zwiebeln eingewickelt waren und aß davon. Nur Kaffee trank er mit uns und wechselte, als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung gegen uns, mit mir den Tschibuk, indem er mir den seinen vom Munde weg reichte.

Unsere Diener mit den Maulthieren, die zurückgeblieben waren, und um die wir schon einige Sorge hatten, wurden zu unserer Freude jetzt auf der Höhe sichtbar und wir brachen auf. Die Schlucht lag bald hinter uns, wir befanden uns wieder in grüner Landschaft und auf wüsten Stellen. Uns gegenüber erhoben sich die hohen finstern Berge des Antilibanon. Der Himmel war den Tag hindurch grau und wir hatten nichts von Hitze zu leiden.

Um sechs Uhr Abends ritten wir durch die Gärten eines kleinen Dorfes und durch das aus Holz gezimmerte Thor eines Gehöftes, in dem wir diese Nacht verweilen sollten.

Zwei Frauen, ein Rudel Knaben und Mädchen, alle diese der

Beſitz des Mannes, auf deſſen Grund und Boden wir uns befanden, grüßten uns und ſagten: „Geſegnet ſei dein Kommen!“

Die Mädchen brachten jedem von uns einen Roſenſtrauß, und freuten ſich ſehr, als wir ihnen kleine Münzen ſchenkten. Die Frauen, ohne den Schleier vor ihre jugendlichen, aber nicht ſchönen Geſichter zu ziehen, brachten uns Milch, Brot und Honig herbei, um uns zu bewirten.

Die Knaben fingen, unter vielem Lärmen ein junges Schweinchen, das ſeltſam wie ein Zebra weiß und braun geſtreift war, um es uns zu zeigen und Backfiſch für dieſe Aufmerkſamkeit zu verlangen.

Ibraim bereitete unſer Mahl, und als ich von Wien her mitgebrachte Suppengallerte aufſieden ließ, war er, noch mehr aber die Frauen, ganz verwundert; ich ließ ihnen davon reichen, doch aßen ſie erſt davon, als ich ihr Bedenken, es könnte die Gallerte vom Schweine herrühren, verſcheuchte. Der Herr des Hauſes Chaſſim, was der Gute heißt, kam jetzt vom Felde heim und fand es nicht anſtößig, daß ſeine Frauen mit uns aßen und plauderten.

Das Zelt wurde in der Ecke des Hofes unter Feigenbäumen aufgeſchlagen. Wir mußten uns bald in daſſelbe zurückziehen, denn es fing heftig zu regnen an.

Wir hörten ſpät Nachts Schüſſe fallen, trommeln, Geſänge und Schreie. Ein junger Türke im Dorfe feierte ſeine Hochzeit.

Zweiter Tag.

Begegnung. — Waffenbereitſchaft. — Ein Cavalier der Berge. — Dankgebet.

Wir erhoben uns um drei Uhr Morgens vom Lager und brachen doch erſt nach zwei Stunden zur Weiterreiſe auf. Das phlegmatiſche Thun des Orientalen iſt unbeſiegbar und ihm vielleicht unſere Haſt eben ſo unbegreiflich, wie uns ſeine Ruhe.

Der Weg führte uns wieder durch Gärten, durch eine nicht breite, gut bebaute Schlucht, und endlich einen bedeutenden Berg hinan. Wir befanden uns jetzt am Beginne einer unabsehbaren Hochebene, und hatten uns zur Rechten die steile, nahe an 8,000 Fuß hohe Spitze des Libanon; am Fuße derselben zwischen Weinreben und Pappeln, lag ein kleines Dorf.

Die Ebene selbst war fleißig bebaut und uns begegneten auf derselben eigenthümliche Gruppen; ein Mann, der einen Esel vor sich her trieb, dem er den Pflug aufgeladen hatte, um auf einem entfernten Acker zu pflügen. In gleicher Absicht ging ein weißbeturbanter Mann rubig und stolz einher, indeß zwei Weiber einen Pflug hinter ihm herzogen. Ein Hirt, mit Flinte und Pistolen bewaffnet, weidete zwei Kühe. Auch einzelne Männer gingen an uns vorüber und ließen den scharfen Seitenblick auf uns ruhen, der nur die Gelegenheit abzumerken schien.

Nach mehrstündigem Ritte erreichten wir wieder ein schön und frisch umpflanztes Dorf. Alle Männer, die wir sahen, trugen selbst bei ihren Geschäften Flinten, um jeden Augenblick bereit zu sein, sich vor Ueberfall und Gewalt zu schützen. Auf einem offenen Friedhofe, dem wir vorüberzogen, weideten einige Kameele.

Hinter dem Dorfe, von einem Felsen gegen die Sonne geschützt, an einem rasch fließenden Flusse, über den eine steinerne Brücke führte, machten wir Halt, um zu frühstücken. Ich hatte große Sorge um unser Geräck, mit dem die Diener weit hinter uns zurückgeblieben waren. Ich stellte Ibraim darüber zu Rede, wie er in so unsicherer Gegend die waffenlosen Diener allein hinter uns ziehen lasse. Ibraim, wenn er einen Fehler beging und dieser ihm vorgehalten wurde, lächelte jedesmal, ohne ein Wort zu erwidern. Ich erklärte, nicht eher die Stelle zu verlassen, bis unsere Männer mit Maulthier und Esel bei uns sein würden. Nach langem Harren erschienen sie endlich und ich gab Befehl, daß fortan die Karavane beisammen bleiben müsse.

Ibraim gab Chatib eine Flinte und dem andern Diener gab er den Rath, sein langes im Gürtel steckendes Messer zu schleifen, spitze Steine aus dem Flusse zu nehmen und in seinen Reisesack

zu thun, der ihm an der Seite hing. Wir selbst feuerten unsere Gewehre und Pistolen ab, die vom Morgenthau feucht geworden und nicht mehr sicher waren, um sie frisch zu laden.

Es waren keine angenehmen Vorbereitungen und beunruhigten mich um so mehr, weil Ibraim bis jetzt ziemlich sorglos sich verhalten hatte. Vielleicht auch wollte der schlaue und gewandte Grieche mich, für meinen ihm scharf gegebenen Befehl strafen.

Unsere Packthiere gingen jetzt voran, Herr Alfanderi und ich folgten, Ibraim war die Arrieregarde.

Ein großartiger Schneeberg glänzte uns im Sonnenlichte entgegen; wir zogen seitab wieder in eine jener schönen, wasserdurchrieselten Schluchten, die so frucht- und anmutreich sind und den Reisenden immer frisch erfreuen. Wilde Rosen und blühender baumhoher und dichter Oleander, Maulbeerbäume, rote Mohnblüten verbreiteten einen entzückenden Glanz und Duft. Wir mußten zweimal, den sich fast in Kreisen windenden Fluß durchsetzen, um nach dem entgegengesetzten Ufer zu gelangen.

Da und dort lagerte ein Hirt und weidete einige Schafe, oder Ziegen. Ein schlank und gewandt aussehender Mann mit einem Karabiner und Säbel bewaffnet, kam uns entgegen. Ibraim bezeichnete ihn, als einen freien Cavalier der Berge und wie er froh sei, daß er friedlich an uns vorüberging. Wir setzten unsere Pferde, die wir früher, ihnen den Zaum abnehmend, im Flusse trinken ließen, auf einer mäßig ansteigenden Höhe in Galopp und hatten bald unsere Packthiere erreicht. Ghatib erzählte uns, daß der Mann sie angehalten und um die Zahl der Herren, denen das Gepäck gehöre, gefragt hätte.

„Was hättest Du, Ghatib, mein Sohn! gethan, wenn er Dich angehalten hätte?"

Ich hätte mich ihm ergeben, Herr!

„Wozu trägst Du die Flinte? Du hättest Dich wehren müssen."

Gott hat mich davor geschützt.

Ibraim lächelte. Herr Alfanderi, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um Gott zu loben und zu beten, sprach laut das den Juden übliche Gebet, wenn sie eine Gefahr überstanden ha-

den: „Gelobt ſeiſt du, Gott, unſer Herr, Herr der Welt, der ſich uns verpflichtet hat durch ſeine Wohlthaten, er hat mir wohlgethan!“

Ich antwortete ihm: „Der Dir wohlgethan, der thue Dir ferner alles Gute. Selah!“

Wir hatten den Weg verfehlt und mußten, um aus der fruchtbaren, reich begrünten Ebene über ſteinigte unwirthbare Felſen wieder empor. Als wir ſie in der unerträglichen Glut des Tages überwunden hatten, befanden wir uns abermals auf einer weitge, ſtreckten Hochebene, die im Halbkreiſe, von ſchneebedeckten Bergen eingeſchloſſen, denen gegenüber in ſtundenweiter Ferne, ſich kahles, ſonnenverbranntes Gebirge, kühn geſchwungen vor- und rückwärts ſchob.

Mitten auf der Ebene kamen wir an eine tiefgemauerte, aber ausgetrocknete Ziſterne.

Alles lag todt und entvölkert um uns her. Weit hinaus hing ein kleines Dorf an einem Berge, eine ſchwarze Ziegenheerde an einem Hügel vor uns, ſchien vergebens nach Nahrung zu ſpähen, und als wir um ihn herumbogen, lag plötzlich vor uns — Baalbek.

Baalbek.

Frau Maria. — Ohne Augengläser, ein Mensch. — Milch und Honig. — Naives Gespräch.

Wir erblickten einige Ruinen und Säulen, die eben keinen bedeutenden Eindruck auf uns machten, und ritten durch ein kleines, ärmliches Dorf, bis wir an einen frisch von üppigem Grün umgebenen Bach gelangten, und von den Pferden stiegen.

Hier unter drei mächtigen Nußbäumen saßen eine alte und eine junge Frau mit ihrem achtjährigen Töchterchen. Sie waren unverschleiert, und erfreuten sich müßig der kühlenden Nähe des Wassers, und kündigten sich durch ihren Gruß als Christinnen an. Wir lagerten uns neben sie, bis unser Zelt aufgeschlagen war. Uns gegenüber lag eine der Tempelmauern, von der wir durch eine niedrige Steinaufhäufung getrennt waren, zwischen der und dem Tempel wie aus einem tiefen Burggraben hohe Pappeln aufragten. Vier mächtige Säulen mit Architraven, und eine fünfte vom Sockel gefallene und an der Mauer lehnend, kündigten das Gewaltige, das wir bald sehen sollten, an.

Die Frauen waren neugierig, und thaten hundert Fragen, woher wir kämen, wer wir seien, und ob wir in unserer Heimat gar keine Ruinen haben, und so weit reisen müssen, um etwas zu sehen, was so nutzlos sei; da wir nicht die Absicht hätten, uns hier anzusiedeln, und etwa von den Ruinen Steine zum Aufbauen für ein Haus nähmen.

Die junge Frau, welche Maria Ribae hieß, hatte ein anmutvolles Antlitz, aus dem zwei lebhafte Augen leuchteten; sie ließ nicht ab zu fragen:

„Giebt es auch Mohammedaner in Deinem Vaterlande?"

Nur wenn sie reisend, als Gäste zu uns kommen, sonst leben meist Christen und Juden in den Ländern meines Sultans.

„Wie glücklich ist ein solches Reich!"

Hassest Du die Mohammedaner?

„Sie haben keine Vorstellung von Gott. In unseren Kirchen siehst Du ihn überall abgebildet."

Sind die Mohammedaner nicht redlich, gut und tapfer?

„Ihre Weiber aber sind schlechte Kreaturen, wie könnten sie sonst dulden, daß der Mann sich nicht an einem Weibe genügen lasse!"

Das Kind der jungen Frau hatte sich entfernt, und kehrte jetzt mit einem zweihenkeligen, unglasirten, irdenen Kruge zurück, und trug einen dünnen, mit Weinbeerensyrup bestrichenen Kuchen. Die Mutter nahm ihm beides ab, um es mir zu reichen. Ich trank die kühlendste Milch.

Frau Maria wußte kein Ende zu finden in ihren Reden, die sie mit wohlklingendem Organe und mit immer freundlichen Geberden vortrug. Wenn Herr Alfanderi mir ihre Gedanken übersetzte, sprach sie immer wieder dazwischen, um ihn an alles genau zu erinnern, was sie gesagt hatte, und mir genau übersetzt wünschte.

„Lasse mich", sagte sie plötzlich, „Deine Augen sehen. Ich rede nicht gern mit einem Blinden."

Ich trug nämlich, um das grelle Sonnenlicht und den Staub abzuhalten, graue Gläser, als ich sie ablegte, meinte sie lustig:

„Jetzt bist Du ein Mensch."

Dabei griff sie nach der Brille, setzte sie ihrer feingeformten Nase auf, und neigte sich über den Bach, um sich in seinem Spiegel sehen zu können. Sie lachte, wie eine Turteltaube, ihr kleines Mädchen aber fürchtete sich vor der Mutter, und fing zu weinen an.

Ich hatte während des Gespräches von den bronzenen kleinen Schmuckgegenständen, die ich aus Wien zu Geschenken mitgenommen hatte, ein Paar Ohrringe, und eine schimmernde Zitternadel hervorgesucht, um der unbefangenen, heiteren Frau für ihre Gastfreundschaft eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich hängte ihrem Mädchen die Ohrringe ein, und sagte Frau Maria, daß ich die Zitternadel ihr ebenfalls nach Art, wie sie die Frauen im Abendlande tragen, selbst in die Haare legen wolle. Sie schlug den weißen Schleier, der ihr Haupt bedeckte, und herabfließend die ganze Gestalt einhüllte, zurück, legte ihren roten Feß ab, und fing an, ihr schwarzes Haar aufzurollen, was ich, wiewohl ich es nicht beabsichtigte, geschehen ließ. Frau Maria war nicht groß, aber fein und schlank gebaut, ein bunter, gewebter Rock war um die Lenden mit einem roten, breiten Gürtel festgehalten. Ein weißseidenes Hemd verhüllte ihre Brüste nicht, und darüber hatte sie ein Jäckchen von apfelgrüner Seide mit Gold gestickt. Die Haare der jungen Frau fielen jetzt in erschreckend schöner, schwarzer Pracht ihren Rücken herab, so lang, daß sie noch den Rasen, auf dem sie saß, bedeckten.

Mit der orientalischen Bildersprache vertraut, die jedem Araber verständlich ist, und von ihm gebraucht wird, ließ ich ihr sagen: „Warum verhüllst Du Dich, o Stern der Schönheit mit einer finstern Wolke?"

Und anspielend auf die funkelnde Zitternadel, ließ sie mir antworten: „Du wirst erst einen Stern in diese Nacht hineintun."

Ich weiß nicht, oder vielmehr doch, ob eine von den gezierten und überaus geistreichen Salondamen Wiens so poetisch und eingehend fein zu antworten verstanden hätte, als diese „ungebildete" Araberin. Uebrigens war es auch die einzige Frau, während meiner ganzen Reise im Oriente, die so zutraulich, munter und unbefangen in ihrem Thun sich benommen hat. Während wir am Bache saßen, und so heiter uns unterhielten, waren Männer und Frauen aus dem Dorfe vorübergekommen, ohne uns besonders zu beachten, oder die Gruppe auffallend zu finden.

Ibraim kam, um uns zu melden, daß unser Zelt aufgeschlagen sei. Ich reichte der Frau Marie Ribaë die Hand zum Abschied. Möge sie gesegnet sein, und es ihr wohlergehen immerdar!

Nur mühsam, über geborstene Quadern, chaotisch liegende, zerschmetterte Architrave, blumen- und arabeskenreiche Gesimsstücke kletterten wir an einer Säulenfronte vorbei in den großen Tempelraum, der nur noch von den zerfallenen Mauern umgeben, jene sechs aufrechtstehenden Riesensäulen zeigt, welche wie Sonnenzeiger der Ewigkeit anfragen, und mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen.

Auf der ungeheuren, unebenen Fläche des Tempelplatzes war unser Zelt aufgeschlagen. Ueber die Mauer herein und zwischen den Riesensäulen schimmerten die fernen, schneebedeckten Häupter des Libanon, rotgolden in der untergehenden Sonne, in deren zerstörtem Tempel wir uns befanden.

Ich segnete gerührt die Gunst des Lebens, die mich glücklich in diese erhabenen und geweihten Räume gebracht hatte.

Beim Militärgouverneur.

Nächtlicher Beſuch. — Die Bevölkerung des Libanon. — Ein Proſet. — Ein Schullehrer.

Wir erfreuten uns, nach dem ermüdenden Ritte des Tages, eines ſtärkenden Mahles, zu welchem einige Bewohner des Dorfes uns wieder Butter, Käſe, Eier, Milch und Brot geliefert hatten.

Allmälig war die Nacht hereingebrochen, und voller, klarer Mond leuchtete auf die Ruinen um uns her; ihre zerriſſenen, gewaltigen Maſſen durch ſein Zauberlicht zu einem fantaſtiſch Ganzen aufbauend.

Weil es aber drin, in der Nacht nicht ganz ſicher ſein könnte, rieth mir Ibraim, noch jetzt dem Militärgouverneur, an den ich ein offenes Schreiben vom Paſcha von Damaskus hatte, meinen Beſuch abzuſtatten. Um demſelben die im Oriente immer nötige Feierlichkeit zu geben, kleidete Ibraim ſich um, nahm von unſern Waffen, und ließ ſich von unſern Dienern, die er ebenfalls bewaffnete, begleiten, um mich beim Gouverneur anzuſagen.

Nach einer Viertelſtunde kam Ibraim zurück. Vier maleriſch gekleidete, ſchön bewaffnete Männer folgten ihm, während er ſelbſt eine brennende Fackel voran trug. Ein brauner Sklave führte einen ſchön gezäumten Rappen nach. Der Gouverneur erwarte

seinen „hohen Gaſt“ ſagte mir Ibraim. Ich beſtieg das Pferd, und ritt, unter Vortritt der Bewaffneten, durch die mondbeſchienenen, öden Gaſſen des Dorfes.

Vor einem weitläufigen, mit einer Mauer umgebenen Hauſe mit flachem Dache hielten wir. Der braune Sklave, der mein Pferd führte, hob mich aus dem türkiſchen Sattel, und führte uns durch eine hohe, rußige Halle, in deren einer Ecke auf einem Heerde Feuer brannte, das ſie erhellte. Aus dieſer Halle gelangten wir in eine viereckige, große Stube, von deren Decke eine papierne Laterne hing, welche nur matt einen Lehmboden, rings an den Wänden blanke Waffen, und mit Papier, ſtatt mit Glas verſehene Fenſter zeigte. Der Gouverneur, ein kleiner, ſchlanker Mann, mit entſchloſſen blickenden Augen, war mir bis zur Thüre entgegengekommen, und ging nun zu einem, ihr entgegengeſetzt angebrachten Divan voraus. Wir ſetzten uns, und erfreuten uns bald des Tſchibuks und des Kaffees.

Indem der Gouverneur jetzt die Rechte, grüßend an Stirne und Mund legte, eröffnete er mit der dreimal üblichen Frage um meine Geſundheit, und um die Reiſe das Geſpräch. Ich überreichte ihm dann den Brief des Paſchas; er legte ihn, ſich verneigend an die Stirne, und las ihn; dann ſagte er zu mir gewendet: „Du biſt mein Herr, und Alles, was ich beſitze, iſt auch Dein Eigenthum.“ Er fragte darauf um die politiſche Weltlage, ob der Friede ſicher und dauernd ſei, und ob der Hat Humajum zur Ausführung kommen werde?

Gewiß! ließ ich ihm antworten, weil der Padiſchah es will.

„Sage: wenn Gott es will.“

Wie viele Chriſten leben in Baalbek?

„Die Bevölkerung iſt zu zwei Drittheilen mohammedaniſch; ein Drittheil iſt chriſtlich.“

Und fürchtet ihr, die Mehrheit der Zahl nach, von Wenigern beherrſcht zu werden?

„Die Chriſten ſind — doch der Padiſchah iſt mein Herr, und ich bin ſein treuer Diener. Haſt Du ihn geſehen?“

Ich ſah ihn zur Moſchee in Stambul reiten.

„Unser Sultan ist gut. Hat Dir seine Erscheinung nicht diesen Eindruck gemacht? Die Bevölkerungen unserer Berge aber sind wild und unbändig. Drusen und Maroniten, Mohammedaner und Metualis hassen einander und sind kampfbereit. Die habsüchtigen Priester lieben sich mehr, als den Frieden; die eifersüchtigen Emire mehr ihre Macht, als Gott. Dieses gesegnete Gebirge mit seinen 600,000 Menschen ist entvölkert, und könnte ein Thron sein, der Syrien und Palästina beherrscht. Wenn eine Faust regierte, welche die zerstreuten Zügel der Herrschaft zusammenfassen, und sie die Hartmäuligen zwischen den Zähnen empfinden lassen könnte! Wir sind des Sultans, und doch thun die Emire, als ob sie herrenlos wären, und was das Schlimmste ist, Jeder von ihnen thut es anders."

Welcher Gedanke aber soll das Volk durchdringen, damit es nach einem Ziele ringe, und nur Eines wolle?

„Der Gedanke an Gott! Das Volk in diesen Bergen, das tapfer, freiheitliebend, mäßig, fromm und tugendhaft ist, nur ein Proset könnte es lenken, und mit ihm Wunder vollbringen. Gegen die weltliche Macht wird es sich immer wieder empören!"

In der Vorhalle entstand ein Lärm.

Ein Mann mit grünem Turban, dem Zeichen, daß er vom Proseten stamme, wurde von zwei seiner Glaubensgenossen hereingeführt. Er sah sehr bleich und niedergeschlagen aus. Die beiden Männer klagten ihn, der als Lehrer in der Dorfschule angestellt war, eines Lasters an, das im Oriente nur dann als schändlich gilt, wenn ganz junge Kinder als sein Opfer fallen. Der Gouverneur ließ ihn verhaften, und versprach den Anklägern eine strenge Bestrafung.

Als sie sich entfernt hatten, fragte ich den Gouverneur, welche Strafe den Mann, falls er schuldig ist, treffen werde?

„Er wird acht Tage, ehe ich ihn hören will, im Gefängniß bleiben, dann Stockstreiche empfangen und — damit die Kinder nicht zu lange ohne Unterricht bleiben, wieder entlassen werden."

Wer bürgt für die Wiederholung des Verbrechens?

„Ich habe nicht die Macht, ihn abzusetzen."

Es war mittlerweile ſpät geworden und ich nahm Abſchied. Der Gouverneur ging mir voran, bis an das Haus, wo mich die Bewaffneten und der braune Sklave, das Reitpferd haltend, erwarteten.

Als wir mein Zelt erreicht hatten, ließ ich durch Ibraim Jedem der Begleiter eine Silbermünze reichen, und zog mich dann in das Zelt zurück, mit dem eigenthümlichen, mir faſt als Wunder erſcheinenden Gedanken: Heute wirſt du im Sonnentempel von Heliopolis ſchlafen!

Die Tempel.

König Salomo. — Der große Tempel. — Gegenbesuch des Gouverneurs. — Geschenke. — Dämonengeschichte. — Ein Hammel.

Die Geschichte von Baalbek, dem alten Heliopolis, ist unsicher, und es scheint verhängnißvoll, daß über der Sonnenstadt ein tiefes Dunkel ruht.

Es ist nicht entschieden, wie wohl allgemein angenommen, daß die Stadt von König Salomo gegründet sei, denn es heißt im Buche der Könige: „Er baute Gaser, und das niedere Beth-Heron und Baelath und Tadmor in der Wüste im Lande." Eine Stelle im Buche der Chronik hebt den Beweis auf, und Josefus Flavius erzählt, daß das durch den König befestigte Baelath im Lande der Philister lag. Neuere Forschung glaubt, daß der Proset Amos die Sonnenstadt bezeichne, wenn er vom Götzendienste in der Ebene Aven spricht.

Schon der Name deutet auf einen Zusammenhang mit der uralten Heliospolis in Egypten. Der Sonnendienst ist seit mythischen Zeiten in Syrien heimisch, und Helios sowohl, wie Zeus wurden unter dem Namen Baal, was Herr heißt, verehrt; daher das hebräische Baal Schemesch, was Herr der Sonne bedeutet, und sich in einer Inschrift Tadmors findet.

Der größte Tempel Baalbeks, mit dem Staunen erregenden Peristyl von sechs aufragenden, 70 Fuß hohen Säulen, mit seinen

gewaltigen Hallen und Hofraumen ist 1000 Fuß lang, und steht auf einer Plattform, die mächtig emporgewölbt, von der Bodenfläche sich bis 30 Fuß erhebt. Ein großartiger Portikus, etwa 200 Fuß, war von zwei theraitigen Bauen geschützt, zu dem eine gewaltige Treppe empor geführt hat. Zwölf Säulen, von welchen nur noch die Piedestale bestehen, schmückten seinen Zugang; kaum leserliche, lateinische Inschriften sind an zwei von ihnen angebracht, und erzählen, daß der Tempel den großen Göttern von Heliopolis für das Heil des Antoninus Pius und der Julia Augusta gewidmet worden ist. Leere Nischen deuten die Stellen an, wo die Statuen der Götter standen, die Wände zeigen noch prachtvolle Verzierungen, Blumen und Arabesken aus Stein. Aus dem Portikus gelangt man in den großen Hofraum, der ein Sechseck bildet, in deren jedem sich Gemächer für die Priester befanden und noch die Spuren der sie vor Zeiten schmückenden Säulen zeigen.

Nur mühsam ringen sich diese Formen und Räume aus den Ruinen hervor, und führen zu einem, wie von titanischer Kraft hingeschmetterten Säulenchaos von korinthischer Ordnung aus egyptischem Granit. Die Piedestale, die theilweise noch im Boden wurzeln, lassen erkennen, daß 54 Säulen aufragten mit einem Durchmesser von 7 Fuß an der Basis, und 5 an der Spitze. Die meisten dieser Säulen waren aus vier Stücken zusammengefügt, und durch einen Fuß lange, und einen Fuß dicke eiserne Klammern so fest zusammengehalten, daß sie, als die Säulen in ungeheurem Sturze von den Piedestalen sanken und zerbrachen, nicht aus den Fugen gingen.

Das Peristyl ruhte auf kolossalen Mauern von 50 Fuß Höhe, die es auf ihrem gewaltigen Rücken trugen, daß es über die ungeheure Ebene, Stunden weit, in seiner erhabenen Pracht sichtbar war.

Die Mauern selbst sind von kiklopischer Gewalt, und bestehen aus fugengeränderten Felsblöcken, darunter drei 60—64 Fuß lange, die vielleicht dem Heiligthume den Beinamen Trilithon erworben haben.

Unter dem kolossalen Tempel führen dunkle, hoch sich wölbende Räume mit Pfeilern hin, die geeignet sind, die ungeheuren, auf ihnen ruhenden Lasten zu tragen.

Nur der Anblick der egyptischen Bauwerke konnte später den Eindruck etwas mindern, den diese erhabenen Ueberreste menschlicher Kraft und genialer Kühnheit in mir hervorriefen. Die genaueste Beschreibung würde dem Leser wohl einen klareren Begriff von den Einzelheiten dieses Bauwerkes geben, nimmermehr aber das Bild in seiner gewaltigen Erhabenheit hinstellen. Wer jene wünscht, wird sie am besten in einem Werke finden, das vor einem Jahrhunderte von Wood und Dawkins herausgegeben worden ist.

Ibraim hatte mich schon lange gesucht, und meldete mir, daß der Gouverneur gekommen sei, mir seinen Gegenbesuch abzustatten. Ich fand ihn vor dem Zelte mit zwei Männern sitzend, während vier Soldaten ehrerbietig in einiger Entfernung standen. Ibraim hatte aus unseren Reisetaschen, Mänteln und Teppichen rasch einen Divan improvisirt, auf den ich mich zu meinem Gaste setzte. Nachdem ich Kaffee und Tschibuk reichen ließ, eröffnete ich, an die orientalische Sitte schon gewöhnt, das Gespräch mit der Frage um das Wohlbefinden. —

Achmed Mezellim Bei reichte mir hierauf zwei Geschenke: eine silberne, römische Münze mit der Legende: „Col. Jul. Hel." und auf der Kehrseite mit der Abbildung eines Ackerers, der zwei Ochsen vor sich her treibt: ein geprägtes Dokument, daß Heliopolis eine Colonie der Römer war. Kostbarer noch war das zweite Geschenk, ein ebenfalls in den Ruinen von Baalbek aufgefundener schwarzgrüner Stein, dem ein fantastisches Thier mit Hühnerfüßen und einem Thurme auf dem Rücken eingeschnitten ist.

Ich freute mich, als der Gouverneur unsere Waffen besah, und an einem eleganten Dolche, dessen Klinge mit Freimaurerzeichen damaszirt, und dessen Griff von schön geschnittenen Perl-

mutter war, besonderes Wohlgefallen fand. Ich bat ihn, dieses kleine Werk eines Waffenschmiedes aus Wien, zu meinem Andenken zu behalten.

Die Begleiter des Gouverneurs, sein Schreiber und Kassier, jener ein junger Christ, dieser ein greiser Mohammedaner, hatten sich während unseres Gespräches schweigend verhalten. Als ich jedoch von den ungeheuren Ruinen, die uns umgaben, zu sprechen anfing, wie sie das Wunder der Welt, und wert sind, aus dem fernen Abendlande besucht zu werden, fing der Greis ganz ernsthaft mit zu sprechen an:

„Diese Bogen und Säulen, diese Hallen und Wölbungen haben aber auch nicht Menschenhände vollendet. Dschinnen und Dämonen, die der Sultan Suleiman mit seinem Siegelringe beherrschte, mußten die Steine zu dem Baue aus dem Felsen schneiden, tragen und in einander fügen. Hier und in Tadmor kannst Du dieselbe dämonische Kraft sehen, die all dies aufbaute. Wenn die Dschinnen zuweilen müde wurden, oder widerspenstig, so zwängte sie der weise König zwischen zwei flache Marmorblöcke, und ließ sie als Grundsteine verwenden. Die Dschinnen suchen sich fort und fort zu befreien, und mächtig sich bewegend, verursachen sie die vielen Erdbeben, die schon diese Tempel erschüttert haben. Andere, sich gegen ihn empörende Geister sperrte er in metallene Töpfe, versiegelte sie mit seinem Ringe, und ließ sie ins Meer werfen. In ihrem Bestreben nach Freiheit erschüttern sie die Wogen des Meeres, und das sind die Stürme, welche die Schiffe vernichten. Wenn der weise König in El Kods, wo er den prächtigen Tempel aus Zedernholz erbauen ließ, seine Morgenandacht vollendet und die Geschäfte der Regierung besorgt hatte, bestieg er den Ostwind und ließ sich zu den Bauwerken von Baalbek und Palmyra tragen, um den Fleiß der bauenden Dämonen zu überwachen. Hier hielt er seinen Divan, in welchem sich die Dive, die Genien und die Schaaren der Vögel um ihn versammelten. Auf einem goldenen, von flügelfächernden Vögeln überschatteten Throne sitzend, den Dämonen und Thiergestalten trugen, lagerten auf den diamantenen Stufen vier Weisre, die Vertreter der Menschen, der Genien, der

Vögel und der vierfüßigen Thiere. Zwölftausend goldene Sitze zur Rechten des Thrones waren bereit für die Propheten, Patriarchen und Heiligen; zwölftausend goldene Sitze zur Linken des Thrones für Könige, Helden und Weise. Wenn der König den Divan aufhob, ließ er sich auf dem Throne von den Geiern, oder wieder vom Ostwind nach Tadmor tragen zu den weiß schimmernden Palästen seiner tausend Frauen von außerordentlicher Schönheit.

Eines Tages, als ihm der Ostwind als Pferd diente, fühlte er sich, bald hoch durch die Wolken getragen und bald wieder die Halme der Erde streifend. Dem Könige fiel das auf und er beobachtete genau, was die Ursache sei? Da offenbarte ihm seine Weisheit den Grund: wenn er erhabene Gedanken dachte, wurde er dem Flügelpferde leicht und es konnte ihn hoch über die höchsten Gebirgsgipfel tragen. Sobald ein stolzes Bewußtsein an seine irdische Herrschermacht durch sein Herz ging, drückte er das Wolkenpferd wuchtig, daß es sich tief mit ihm auf die Erde senken mußte. Die tausend Frauen in den weiß schimmernden Palästen —"

„Wollen wir schlafen lassen in ihren goldenen Gemächern," unterbrach der Gouverneur den legendenseligen Greis, der uns vielleicht jetzt erst die schönsten der Geschichten erzählt haben würde. Gegen mich gewendet ließ er mich bitten: ihn zu entlassen, wenn ich keine Befehle für ihn hätte, denn er habe wichtige Geschäfte. Er versprach mir, für meine Weiterreise, morgen zwei Reiter als Bedeckung zu schicken. —

Der Gouverneur hatte schon des Morgens für unsere Thiere Hafer gesendet und kurz vor seiner Ankunft, wie mir Ibraim mit feinschmeckendem Zungenschnalzen berichtete, einen lebendigen, fetten Hammel und sechs Hühner.

Herr Alfanderi übernahm wieder das Schlächteramt und war ein wenig gekränkt, als ich ihn, mit hochgeschürzten Aermeln das blutige Geschäft vollbringen sah und einen Baalspriester nannte.

Ibram hatte in einer hohen Nische, die einst die funkelnde Gestalt irgend einer Gottheit beherbergte, die Küche aufgeschlagen. Ueber zwei auseinander gerückten Steinklötzen siedete Wasser in einem kupfernen Kessel, in einer Ecke bei kleinem Kohlenfeuer stand die Kaffeekanne und jetzt schleppte er mit Ghatib, den von einem hölzernen Spieße durchbohrten und ausgeweideten Hammel heran, um ihn statt des Kessels über die Kohlenglut zu thun. —

Besser erhalten als der geschilderte, ist der zweite Tempel, der auf einer eigenen, ebenfalls unterwölbten Plattform steht. Er ist 225 Fuß lang und 120 Fuß breit. Dreißig Stufen führten zu ihm empor, neben der obersten, zu beiden Seiten befanden sich 15 Fuß hohe Piedestale, die Bildsäulen trugen. Die Längenseiten umgaben 15, die schmalen 8 Säulen. An der Ostseite waren nach innen noch 8 Säulen angebracht und bildeten die Vorhalle. Die Höhe der noch aufrecht stehenden 13 Säulen sammt den prächtigen korinthischen Kapitälen beträgt 45 Fuß. Das auf ihnen ruhende Karnieß ist mit der Cella durch schön gemeißelte Platten, in deren Mitte sich Sechsecke befinden, verbunden. Sie waren mit Basreliefsbüsten geschmückt. Nur ein Ganymed und eine Leda, in sehr beschädigtem Zustande, sind noch erkennbar.

Nur durch kolossale Trümmer, geborstene Säulen und zerschmetterte Architrave, über Schutt und späteres ebenfalls schon verfallenes Baumerk kann man zu dem Tempel emporgelangen, da und dort kriechend, kletternd, sich durchwindend, von Block zu Block springend.

Das größte Staunen erweckt das großartigste Portal, das vielleicht jemals auf Erden gebaut worden ist. Die zu ihm führende Vorhalle ist tief und läßt nur die Breite desselben, 21 Fuß sehen. Die ihr entsprechende Höhe ist wegen aufgehäuften Schuttes nicht zu messen. Die Seitenpfosten des Portales bestehen aus Monolithen, die sorgfältigst ausgearbeitete Blumenarabesken zeigen. Ueber ihnen ruhte ein aus drei Stücken

zuſammengeſetzter Sturz. Ein Erdbeben hat das Mittelſtück geſenkt, ſo daß es zwiſchen den beiden eingeklemmt herabhängt und auf den Eintretenden niederzuſtürzen droht. Der orientaliſche, mit einem Federbuſche geſchmückte Adler, der in den Fängen eine Schlange hält, iſt auf dieſem Blocke gemeißelt; von ſeinem Schnabel gehen Guirlanden aus, die mit arg verſtümmelten Genien-geſtalten zuſammen hingen.

An dieſer gewaltigen Eingangspforte ſind maſſive Steinpfeiler angebaut, in denen Wendeltreppen empor führen.

Wir befinden uns im Innern des Tempels. Die Cella hat kein Fenſter und mußte, um Licht zu bekommen, wahrſcheinlich unbedeckt ſein. Die Seitenwände ſind mit kanelirten Halbſäulen geſchmückt, zwiſchen denen ſich eine doppelte, über einander liegende Niſchenreihe hinzieht. Die in derſelben vorſpringenden Piedeſtale laſſen annehmen, daß ſich auf ihnen die Statuen der Götter befanden. Die ebenerdigen Niſchen ſind in Muſchelform, die ſimetriſch über ihnen angebrachten haben ein dreieckiges Giebelwerk. Die Länge des mit Schutt gefüllten Tempels beträgt 90, die Breite 74 Fuß. —

Man muß dieſe Ruinenwelt verlaſſen, um in einiger Entfernung einen kleinen runden Tempel zu beſuchen. Die Cella kündigt ſich mit 8 ſchönen, korinthiſchen Säulen an, zwiſchen denen ſich Niſchen für Statuen befinden. Im Innern ſind zwei Reihen von Säulen, deren eine der korinthiſchen, die andere der joniſchen Ordnung angehört. Die Wände ſind zerriſſen, durch das zerbrochene Dach ſchaut der Himmel herein und wir waren froh, den Raum wieder verlaſſen zu können. Es ſchien uns, als ob der nächſte Sturm das zierliche Gebäude umſtürzen würde. Dieſer ſowohl als der vorangeſchilderte Tempel war im Mittelalter in chriſtliche Kirchen umgewandelt.

Spaziergang.

Moschee. — Kirche. — Der Bischof. — Versprochene Glocken.—Tempel. — Steinbruch. — Schule.

Wir gingen in das kleine Dorf, welches einst die weitberühmte Sonnenstadt gewesen ist. Die Häuschen sind alle aus Stein aufgeführt, Schwellen und Pfeiler, gewesenes schönes Tempeleigenthum und den Mauern, weil sie eben zur Hand lagen, ist da und dort zwischen den übrigen blöden Steinen eine schön gemeißelte Arabeske, ein Blumenfragment eingefügt. Durch die schmalen Straßen fließt in antikem Rinnsaale der muntere Bach und leitet uns zur Moschee; sie ist offen, wir legen die Schuhe ab und treten ein. Der Lehmboden ist mit Strohdecken spärlich bedeckt, die Wände sind grün angestrichen, an ihnen hängen geschriebene Stellen aus dem Koran. Aber die Säulen der kleinen Moschee sind prächtig, welchem Gotte mögen sie einst sein Heiligthum getragen haben? Der Wächter findet keine Entweihung darin, daß wir den Raum betreten und doch ist Damaskus nicht fern, wo der Pascha alles türkische Militair ausrücken lassen mußte, um die Bestürzung der Rechtgläubigen nicht zum zornigen Ausbruche kommen zu lassen, als der Herzog von Brabant, der erste Christ, die große Moschee der Omejaden betrat.

Als wir die kleine Moschee verließen, bot uns der Wächter einige kupferne, antike Münzen zum Kaufe an.

Nicht fern diesem türkischen Bethause steht die Kirche der heiligen Barbara im Hofraume eines kleinen Klosters. Der Boden ist mit Marmorplatten belegt, zwei schön geformte Säulen stützen den Altar. Der Raum ist, zu einem Drittheil durch eine enge Gitterwand getheilt, hinter derselben sind die Sitze für die Frauen, wie im Abendlande noch jetzt in Synagogen. Einige unbedeutende Gemälde hingen an den Wänden und eine holzgeschnitzte, bemalte reuige Magdalene ist über dem Beichtstuhle angebracht.

Ein schlicht aussehender Mann trat in die Kirche; er trug einen dunkelvioleten Talar und ein Käppchen von ähnlicher Farbe. Man sagte mir später, daß es der Bischof von Baalbek gewesen sei. Er begrüßte uns in freundlichster Weise und erzählte vom Besuche des Herzogs von Brabant im Priesterhause und daß er der Kirche eine Glocke versprochen habe.

Zutraulich naiv fragte er mich, ob ich glaube, daß der Herzog Wort halten werde? Als ich ihn dessen versicherte, meinte er, daß seit dem Versprechen viel Zeit verstrichen sei und er fürchte, die heilige Barbara habe sich umsonst gefreut.

„Dürft ihr denn Glocken haben und werden die Mohammedaner das Läuten ruhig anhören?"

Ach was würde der Hat Humajum für Werth haben, wenn wir nicht einmal zur Ehre Gottes läuten dürften! Wir Christen, fuhr der freundliche alte Mann zu reden fort, sind die da und dort in Syrien und Palästina ausgestellten Posten, die von den christlichen Mächten nicht genug beachtet sind. Sollte einmal ein Umschwung der Dinge kommen, so sind die christlichen Gemeinden ein außerordentlicher Stützpunkt. Wir kennen das Land, wir werden zu unseren Brüdern halten und der Religion und der Civilisazion, die wir vorbereiten, die Hand reichen. Aber jetzt beachtet man uns nicht.

Wir verabschiedeten uns von dem freundlichen Manne und kamen, aus dem Hause tretend, an einem Hofraume vorüber, aus dem uns ein unmäßiger Lärm von Kindern entgegen scholl. Es war die Schule, deren Meister wir, gestern Abend bedenklich

angeklagt, kennen gelernt haben. Als wir hinzutraten, sprangen Knaben und Mädchen, die gekreuzter Beine den Wänden entlang saßen, empor und schrien, sich um uns drängend, aus einem Munde: „Backschiesch!“ Ein junger Mensch, der die Aufsicht hatte, wehrte ihnen ein solches Thun, hieß sie wieder sitzen und nahm mit ihnen eine kleine Prüfung vor. Alle fingen, sich vor- und rückwärts beugend, Gebete und Koranstellen näselnd und gurgelnd, mit unglaublicher Betonung zu singen an. Während dieser Zeit zeigte uns der Aufseher die arabische Schrift der Kinder, die genug zierlich war. Wir ließen für jedes Kind eine Kupfermünze zurück und setzten unsern Gang fort.

Ich sah mich in den offenen Handwerkstuben der Straßen, in denen Männer fleißig waren, nach irgend einem Gegenstande um, den ich als Andenken an Baalbek's industrielle Thätigkeit gern erwerben mochte. Es bot sich nichts dar, als rote Pantoffel, deren Sohlen von ungegerbtem Leder waren und vier Piaster, etwa zwanzig Kreuzer, kosteten.

Wir waren vor das Dorf hinaus und zu den Steinbrüchen gelangt, aus denen der Kalkstein zu den Tempeln gebrochen wurde. Interessant ist hier eine kleine Anzahl vom Felsen losgelöster und schon behauener Blöcke, die seit Jahrtausenden liegen gelassen, den Eindruck machen, als hätten sich die Steinmetze nur eben entfernt, um Rast zu halten. Einer dieser Blöcke erregt die größte Bewunderung. Von einem senkrechten Felsen durch einen Einschnitt von einigen Zoll von oben herab und ebenso zu beiden Seiten losgelöst, steht er frei wie ein Pfeiler, der nur noch mit dem Felsengrunde zusammengewachsen ist, und mißt nahe an 70 Fuß in der Länge, 17 in der Breite und 15 in der Höhe. Vielleicht war er zu einer Riesensäule bestimmt, die ein Genosse derjenigen werden sollte, deren sechs wir noch aufragen sehen.

Rückkehrend kamen wir an die schöne Quelle von Baalbek, an der die Ruinen einer Moschee liegen. In einem viereckigen Vorhofe erhebt sich ein Grabdenkmal mit einer arabischen Inschrift auf kleinen zerbrochenen roten Porphyrsäulen. Ein weitschattender Kastanienbaum breitet im Hofe seine Aeste aus. Anliegend durch

eine eingestürzte Mauer nur getrennt, ragen in einem Längenviereck zwei Reihen etwa 9 Fuß hoher Säulen auf, die theilweise durch Bogen verbunden, aber ohne Dach sind. In einer Ecke des Hofraumes ragt ein Thurm auf, dessen zerbrochene Wendeltreppe wir hinauf stiegen, und einer weiten Aussicht in eine fruchtbare, begrünte Ebene froh wurden.

Aus diesen Räumen hervor, nachdem wir die heiligen nachbarlichen Stätten Baals, Christi und Mohammeds betreten hatten, kletterten wir, um keinen Umweg machen zu müssen, über Trümmer zur steil emporragenden Ostmauer des großen Tempels empor und wanden uns durch einen Riß derselben in den Tempelplatz hinein.

Gäſte.

Emir Harfuſh. — Ein Ruinenfürſt. — Ein Emir als Kapuziner. — Beſuch von Frauen. — Kuß und Tanz.

Der Hammel war erinnernd an die Urzuſtände der Kochkunſt, am hölzernen Spieße gebraten und unſere Eßluſt, die wir ſeit Stunden uns in den Ruinen müde geklettert hatten, rege. Ibraim erklärte aber, daß ich vorerſt noch den Beſuch des Emirs Selman Harfuſh erwarten müſſe, an den ich ebenfalls einen Empfehlungsbrief hatte.

Als ich mich des Morgens bei ihm anſagen ließ, war er nicht zu Hauſe, man wußte nicht, ob er noch an demſelben Tage zurückkommen werde. Bald darauf aber kehrte er von einer kleinen Reiſe unerwartet heim und hatte ſchon zweimal einen Diener geſendet, um mir ſeinen Beſuch anzukündigen.

Kaum wurde Ibraim unſer anſichtig, ſandte er, ohne uns zu fragen, raſch Chatib ab, um zu melden, daß ich den Emir vor meinem Zelte erwarte. Als ich ihn von Ferne kommen ſah, wollte ich ihm entgegen gehen. Mein Zeremonienmeiſter jedoch hielt mich davon ab, weil der Emir glauben würde, ich ſei kein großer Herr und Ibraim liebte es, nur als der Diener eines ſolchen angeſehen zu werden. Um ſeine Eitelkeit nicht zu verletzen, was ihn für Stunden ſchweigſam und unwillig gemacht hätte, folgte ich ſeinem Rathe und empfing den Emir ſtehend vor dem Zelte.

Selman Harkuh ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, eine hohe kräftige Gestalt. Er trug eine braune Jacke von Tuch, zwei silbereingelegte Pistolen im bunt seidenen Gürtel, ein blaues weites Beinkleid. Die Beine nackt mit roten Pantoffeln angethan. Das ausdrucksvolle braune Auge leuchtete in einem von wilden Leidenschaften durchfurchten Gesichte, der Schnurrbart hing bis an die Schultern herab.

Ich lud ihn auf den, wieder von Ibraim zierlichst hergerichteten Divan ein. Kaffee und Tschibuk, weil er fastete, nahm der Emir nicht an. Ich fragte ihn um sein Wohlbefinden.

„In dem Briefe, den Du mir mitgebracht hast, Gott segne den Schreiber desselben und Dich! wird gesagt, Du seiest ein Arzt. Mich quälen seit Monaten heftige Kopfschmerzen. Willst Du mich nicht heilen mit Deiner Weisheit?"

Er reichte mir die Hand hin, um den Puls tasten zu lassen. Ich ließ die genauesten Fragen über seine Gewohnheiten, den Zustand seiner Gesundheit an ihn richten und konnte bald das Leiden erkennen, gegen welches ich ihm einige mehr diätetische Maßregeln verordnete, vor Allem aber kalte Bäder.

Während wir sprachen, hielt sich seine Begleitung, mit der er gekommen war, ruhig stehend in einiger Entfernung. Es war eine bunte Gruppe von zehn Männern: Albanesen, Arnauten, einige Beduinen, alle glänzend bewaffnet, und ein alter Mann in weißem Gewande und Turban, der einen zwei Schuh hohen, als runde Säule geformten Blumenstrauß trug, mit dem er, während ich mit dem Emir sprach, von Zeit zu Zeit herantrat, um seinen Herrn daran riechen zu lassen.

„Wie lange wirst Du der Fürst dieser Ruinen bleiben?"

Ich ließ antworten, daß ich schon morgen aufbrechen wolle und ihn bäte mir eine Bedeckung zu geben, weil einige Dörfer in der Ebene, wie ich höre, im Kriege mit einander lägen.

„Du wirst sicher reisen!"

Der Emir griff in seinen Gürtel und öffnete das in denselben, wie ein Dolch gesteckte, langgestielte silberne Tintenfaß, wie ich von Abd-el-kadr erhalten hatte. Ein Diener reichte ein Blatt

Papier, auf das der Emir einige Worte schrieb und einem der Beduinen übergab.

Er erhob sich jetzt, um zu gehen; ich schritt ihm voran, durch den weiten Raum des Tempelhofes. Der Emir blieb stehen, um Abschied zu nehmen. Ich ließ ihm durch Herrn Alkanderi sagen: daß er mich kurz zuvor den Fürsten der Ruinen genannt habe und ich werde ihm bis an die Grenzen meines eintägigen Reiches das Geleite geben.

Der Emir faßte zutraulich freundlich meine Hand, die er, neben mir einhergehend, nicht wieder frei ließ, und ließ mir in geistvoll feiner Wendung sagen:

„Jetzt darf ich Dich nicht mehr zurückkehren heißen, sonst bestimme ich, einschränkend die Grenzen Deines Reiches."

Außerhalb der Tempel stand ein prächtig geschirrter Hengst für den Emir und bunt beschirrte Pferde des Gefolges, unter denen mir ein Rappe besonders auffiel, dem man die Mähne und den Schweif rot gefärbt hatte; er sah wie ein Dämon mit Feuerflügeln aus.

Die Familie Harfush ist eine von jenen, die seit Jahrhunderten dem weiten Bezirke von Baalbek feudale Herren giebt. Wenn auch von der türkischen Regierung abhängig, sind sie ihr bald unterthänig und je nach Umständen, gegen sie in Empörung. Ihre Macht ist neben der militärischen eine weit populärere und mehr gefürchtete. Um einen Begriff von diesen Herren zu geben, die es nicht begreifen können, daß sie ihre frühere, fast unabhängige Herrschaft eingebüßt haben, möge ein Beispiel genügen!

Ein naher Verwandter des Emirs, den wir eben kennen gelernt haben, Mohammed Harfush wollte seine Macht begründen. Er wußte 500 Reiter in der Wüste aufzubringen und rückte mit ihnen gegen Damaskus. Die ihm mit Kanonen entgegenziehende Militärmacht konnte ihn nicht erschrecken, und er wagte einen Angriff, bei welchem er, zu tollkühn sich vorwagend, gefangen wurde; seine Reiter zerstoben in die Wüste. Der Pascha von Damaskus hielt ihn lange im Kerker fest und ließ ihn, mit Ketten belastet die Höfe seines Serails kehren. Endlich wurde er auf die Galeere

nach Konſtantinopel gebracht, wo er, als Kapuziner verkleidet, entſprang und nach Baalbek zurückkehrte. Er begab ſich unter franzöſiſchen Schutz und beſucht nunmehr nicht ſelten Damaskus, völlig ungefährdet, der Rebell, der entſprungene Galeerenſträfling! —

Ich kehrte raſch zum Zelte zurück, wo das homeriſche Gericht und was ſonſt Ibraim während der Muße unſeres Raſttages Treffliches bereitet hatte, ſchon aufgetragen war.

Ibraim lächelte und ſprach geheimnißvoll noch von einem Beſuche, der da geweſen ſei und wieder kommen werde. Meine Eitelkeit ließ mich ſogleich an Frau Maria Ribaë denken; aber ſie war nicht da geweſen. Während wir aßen kam es über die Säulenfragmente und Architravblöcke weiß und lärmend herübergeflattert, etwa wie eine Gruppe Gänſe, die ſchnatternd die Flügel ſchlägt und ſich mühſam zu erheben ſucht.

Ibraim lächelte: „Da kommen Deine Gäſte, Herr! die Dich ſchon einmal geſucht haben.“

Es waren zehn ganz in weiße Schleier gehüllte Frauen, nur das Antlitz frei; ſie kamen heran und baten Ibraim, durcheinander lärmend und lachend, mir zu ſagen, daß ich ihnen, wie der Frau Maria doch auch Schmuck geben ſollte. Während mir Ibraim ihren Wunſch dolmetſchte, drängte Eine die Andere zurück und Alle drückten mit bittender und lächelnder Miene pantomimiſch den Wunſch nach Geſchmeiden aus, indem ſie mit den Fingern den Arm umringten, auf ihre Haare, oder ihre Finger wieſen. Es waren einige ganz hübſche unter ihnen.

Ich ſagte, um die Wirkung eines ſolchen Scherzes zu prüfen, zu Ibraim: „Wagſt Du es den Frauen zu ſagen, daß diejenige einen Schmuck bekomme, die mir für denſelben einen Kuß giebt?“

Die Frauen hörten, das was ich lächelnd geſprochen hatte, ſtill an. Kaum aber hatte ich ausgeredet, machten ſie einen förmlichen Angriff auf Ibraim. Jede wollte wiſſen, was ich geantwortet habe.

Ibraim ſagte mir, mit meinem Antrage habe es kein Wagniß, denn es ſind alle Frauen und „nur“ Chriſtinnen, mit Mohammedanerinnen, die übrigens nicht gekommen ſein würden, wäre mein Scherz durchaus nicht unbedenklich. Er ſtellte ihnen denn friſch weg meinen Antrag. Wie vor einer Schlange ſprangen Alle mit einem ſchreienden verächtlichen „Eh!“ zurück, verhüllten ihr Antlitz und wendeten ſich ab. Es war aber nur ein momentanes Abwenden, ſie ſingen wieder lachend und bittend an, ihre Wünſche pantomimiſch auszudrücken. Ich ließ Allen Zigaretten reichen und ſie bitten, wenn ſie ſchon zu keinem Kuſſe geneigt wären, mich einen Tanz ſehen zu laſſen. Wieder wendeten ſie ſich mit dem verachtend zornigen „Eh“ ab und gingen, die Zigaretten aus dem Munde werfend, Alle fort. Die Aufforderung zu tanzen, hatte ſie in Wahrheit beleidigt und wieder fliegen ſie mit flatternden Gewändern über die Trümmer des Tempels fort und verſchwanden.

Ibraim gab mir die gute Lehre, niemals einem Weibe etwas zu ſchenken, was ſie zeigen kann, denn ihre Eitelkeit wird ſie immer anreizen, je ſchöner es iſt, das Geſchenk ſehen zu laſſen, um Neid und Eiferſucht zu wecken. Alle Frauen Baalbeks ſeien geſtern bei Frau Maria Ribaë verſammelt geweſen, um ſich den Schmuck zeigen und von dem großmütigen fremden „Fürſten“ erzählen zu laſſen. Die Frauen aber aufzufordern, daß ſie öffentlich tanzen, ſei ein Angriff auf ihre Ehre, die Bitte um einen Kuß eine ſchmeichelhafte Höflichkeit, die gerne vernommen, wenn auch nicht erfüllt wird.

„Warum haſt Du, wenn Du dieſes weißt, meinen Wunſch ihnen gedolmetſcht?“

Ich wollte Euch, erwiederte Ibraim boshaft lächelnd, von den Zudringlichen befreien. Jetzt kommt kein Weib von Baalbek mehr, Euch zu beſuchen.

Ein trauriger Ritt.

Beduinenkünste. — Ungarn und Syrien. — Der Esel und der Teufel. — Noa's Grab. — Krieg um Wasser. — Gefährliche Wege. — Ein Bauernhof. — Nicht zu den Zedern.

Von einem Schuttberge des großen Tempelhofes, aus dem einzelne Trümmer hervorragen, sah ich der Schönheit des Morgenglühens zu, die auf den fernen Schneespitzen des Libanon lag und ihnen jenen magischen Zauber lieh, an dem das Auge des Menschen sich nicht satt sehen kann, wie oft er auch sich in ihm spiegelt.

Unser Zelt war abgebrochen, die Thiere bepackt und gesattelt, in der Statuennische das Feuer unserer Küche im Erlöschen. Ibraim reichte uns den schwarzen Kaffee und bemerkte, daß die zu unserem Schutze entbotenen Männer schon unser harrten.

Wir gingen, die Pferde hinter uns führend, aus den unsterblichen Räumen hinaus. Es ist stets eine schmerzliche Empfindung, ein Scheiden für immerdar, sei es von geliebten Menschen, von einem erhabenen Naturschauspiele, oder von Stätten, die durch große und heilige Erinnerungen geweiht sind.

Vor den Ruinen liegen einige schön und reich bepflanzte Hügel; Weinreben schlingen sich um Oliven-, Pfirsich- und Aprikosenbäume. An ihrem Fuße hielten zwei Soldaten des Militärgouverneurs und zwei Beduinen des Emirs. Letztere trugen lange, weißbraun gestreifte Mäntel, rotgelbe Tücher um das Haupt gewunden; sie hatten Pistolen im Gürtel und führten in der Rechten

neun Schuh hohe Stangen, an deren oberen Enden Lanzenspitzen funkelten. Sie begrüßten mich und ritten voran. Ibraim folgte, dann ich und Herr Alexanderi. Die Packthiere mit ihren Führern und endlich schlossen sich die beiden Soldaten an.

Zwischen dem mohammedanischen und christlichen Friedhofe, die ohne Einfriedung einander gegenüber liegen und nur durch den Weg geschieden sind, reiten wir hinaus und haben das Dorf und die Ruinen im Rücken. Ich wende mich oft im Sattel, um sie noch einmal und wieder zu sehen, bis sie durch die Entfernung und einen leise rieselnden Regen, der von einem ganz umwölkten grauen Himmel fällt, dem Auge entzogen sind.

Wir sind in der unübersehbaren, meilenweiten Ebene Bekaa, in deren tiefem Vordergrunde sich Berge in Nebel gehüllt erheben und werden durch den Anblick der Fläche an jene erinnert, die sich in Ungarn horizontlos erstrecken. Wie auf diesen begegnen wir da und dort einer Heerde von Schafen, oder Kühen, der Hirt trägt das ungegerbte Fell eines Widders, vom Nacken herab hängend, sein Hund hält die sich gerne zerstreuenden Thiere immer wieder bellend zusammen. Unsere Beduinen mit den langen Lanzen, könnten die auf den ungarischen Pußten mit langen Stäben bewaffneten Hirten sein, die auf kleinen Pferden, wie der Blitz hinjagen. Nur die uns begegnenden Kameele und Maulesel mit ihren orientalisch gekleideten Treibern vernichten plötzlich die Täuschung, die selbst durch die Unsicherheit des Reisenden, bis ins Genaueste gesteigert wurde.

Mitten in Getreide- und Tabakfeldern werden wir wieder an die gewaltigen Säulen von Baalbek erinnert. Weit hinaus in der Fläche erhebt sich eine einsame Säule, so fern, daß sie nur im Gesichtskreise eines trefflichen Fernglases deutlicher Konturen zeigt und wie ein einsamer Trümmerzeiger von Baalbek aufragt, ein Riesenremit der Ebene.

Während ich haltend die Säule betrachtete, legte sich ein Bogen über sie von wunderbarer Verklärung. Die Sonne brach plötzlich über den Bergen durch und spannte jenen halben Blumenkranz über das Haupt der Säule, den der Mensch immer wieder als das leuchtende Friedenszeichen betrachtet, das Gott, mit dem Men-

schengeschlechte sich versöhnend, in trüben Momenten auftauchen läßt. Es war der einzige Regenbogen, den ich im Morgenlande sah, seine Farben schienen mir brennender, aber sein Dasein kürzer. Nur wenige Augenblicke des intensivsten Glanzes und er war verschwunden. Die Beduinen machten später auf eine andere Lufterscheinung aufmerksam, die aber mit aller Anstrengung des Auges Niemand von uns erkennen konnte: sie behaupteten eine grünende Oase mit Bäumen, die mit den Kronen die Erde berühren, zu sehen. Ibraim war von der Erscheinung, die er von der Wüste zwischen Gaza und Aegypten kannte, überzeugt, weil die Beduinen, deren scharfes Auge berühmt ist, sagten, daß sie die Erscheinung sehen.

Der Regenbogen war in dieser Ebene von noch anderer Bedeutung. Die arabische Legende verlegt das Grab Noa's, der auf dem Berge Samin wohnte, in diese Ebene und zeigt einige verfallene Bogen und Säulen als sein Grabmal.

Als sich Noa mit den Thieren in die Arche geflüchtet hatte, erzählte einer der Beduinen, wollte nur der Esel nicht über die Schwelle gehen. Der Teufel hatte sich unter seinem Schweife versteckt. Noa rief im Zorne: „Tritt ein, Verfluchter!“ Der Esel folgte dem Rufe. So schmuggelte sich der Teufel ein und als ihn Noa bemerkte, fragte er ihn, wie er herein gekommen sei? „Auf deinen Befehl; denn du riefst: ‚Tritt ein, Verfluchter und verflucht bin nur ich auf Erden.“

Das Schwein und die Katze wurden erst in der Arche erschaffen, als der Unrath und die Mäuse sich mehrten. Und welchen Ekel der Mohammedaner auch vor dem Schweine hat, er sieht es gerne im Schiffe, auf dem er die See befährt.

Nebst Noa und seinen Kindern wurde nur noch Ein Mensch gerettet, der sich nicht in der Arche befand: der Riese Audsch, ein Anaksohn. Die Wogen der Sündflut reichten ihm nur bis an den Gürtel. Mit der Rechten hob er Walfische aus der Flut, die er mit der Linken hoch in die Wolken hielt, bis sie an der Sonne gebraten waren und ihm als Nahrung dienten.

Die Beduinen, denen das langsame Reiten, wegen der Packthiere, die wir nicht allein hinter uns zu lassen wagten, zu lang-

weilig wurde, fingen nun an ihre Künste zu produziren. Sie schleuderten, während des flüchtigsten Galopps die Lanzen weit vor sich hin und ohne einzuhalten, hoben sie dieselben, aus dem Sattel tief sich bis zur Erde neigend, wieder auf.

Nach einem dreistündigen Ritte befanden wir uns Angesichts des Dorfes Der el Achmar. In den Feldern vor demselben, auf Steinen zerstreut, saßen Männer, lange Flinten über die Kniee gelegt und sonst mit Pistolen und langen Messern bewaffnet, etwa wie auf dem Anstand. Dem war auch wirklich so, doch galt es den Bewohnern des nächsten Dorfes. Die Männer lauerten auf sie, um Jeden, der aus dem Dorfe sich blicken ließe, niederzuschießen. Dieser Dorfkrieg, vielmehr die Belagerung eines Dorfes dauerte bereits seit vierzehn Tagen. Die Weiber brachten ihren Männern das Essen ins Feld hinaus und keiner verließ seinen Posten.

Die Ursache der Feindschaft war folgende: Der el Achmar bezieht seit undenklichen Zeiten aus einer Wasserleitung die Hälfte des Inhalts, das Dorf Hoesch die andere. Ein Mann ist von beiden Dörfern bestellt, der über die gerechte Vertheilung, welche auf einem alten Vertrage beruht, zu wachen hat. Sei es, daß die Bevölkerung in Hoesch im Zunehmen, sei es, daß eine Gewaltthätigkeit der Grund ist; plötzlich lassen seine Bewohner dem nachbarlichen Dorfe nur den vierten Theil der Wassermenge zufließen und sperren für sich drei Viertel ab. Der el Achmar wendet sich dreimal an den Emir Selman Harfush, um gerechten Schutz, und da es ihn nicht findet, prügelt es den Wasserwächter durch und versetzt ihm Säbelhiebe; er entkommt, um zu klagen. Die Bewohner von Der el Achmar greifen zu den Waffen und wollen nunmehr die Gewalt des Stärkern entscheiden lassen.

Wir sind beim Dorfe angelangt und froh, aus einer immerhin bedenklichen Schußweite zu sein, in welcher ein zufälliges Mißverständniß für jeden von uns sehr unangenehme Folgen hätte haben können. Auf allen Dächern stehen oder sitzen Weiber und Kinder und spähen hinaus, um den Kampf, der jeden Augen-

blick entstehen kann, zu sehen, wohl auch die Männer, als morgenländische Walkyren zum Kampfe anzufeuern.

Wir kehrten in einem Bauernhofe ein und unter einem Vordache vor demselben, auf Teppichen gelagert, hatten wir ebenfalls die Aussicht auf den Raum, auf dem vielleicht bald Blut um Wasser fließen wird.

Der Regen wurde immer heftiger. Die Frau des Hauses kochte uns den trefflichsten Reis in Milch und trug Käse und Butter auf. Wir dagegen boten ihr von unserer kalten Küche, einige von Ibraim sorgfältig in Brot eingewickelte Ueberreste des Baalopfers.

Das Dorf ist größtentheils von Christen bewohnt, und in der Nähe des Hauses wurde eben an einer Kirche, der heiligen Barbara zu Ehren, gebaut.

Die Soldaten des Gouverneurs fragten an, ob ich sie entlassen wolle? Ibraim rieth dazu, weil wir nunmehr die gefährliche Landschaft hinter uns hätten; doch sollte ich die Beduinen bis zum Nachtlager bei uns behalten. Ich entließ die Soldaten mit einem kleinen Geldgeschenke und gab den Befehl zum Aufbruch.

Meine Sehnsucht, heute unter den Zedern des Libanon das Zelt aufzuschlagen, war fast fieberhaft gesteigert und wir mußten, um noch vor Sonnenuntergang anzulangen, acht Stunden im Bügel sitzen.

Hinter Der el Achmar kamen wir bald in einen Wald von Krüppeleichen, als ob die Berge, eifersüchtig auf ihre Zedern keinen andern Baum aufkommen lassen wollten. Weiter begannen jene steinigte Wege, die das beste Pferd ermüden und seinen Gang so unsicher machen. Der herabgießende Regen machte die Steine glatt und die Berge lagen theils in Nebel, theils in Schnee eingehüllt. An den immerwährenden Sonnenglanz der Reise gewöhnt, erschien mir die wilde verlassene Gegend in ihren ungeheuren Zerklüftungen mit ihren Abgründen und stürzenden Wasserfällen, das trostlos einsame Ende der Welt.

Nachdem wir mehrere Stunden Berge auf und Berge hinunter geritten, ließ der Regen nach, ein heftiger Sturm, der die

Wolken zertheilte, ergriff uns und drohte Roß und Reiter hoch empor zu tragen, oder in eine Tiefe zu schleudern.

Um zwei Uhr nach Mittag erreichten wir ein fruchtbar bebautes Thal, durch das ein Bach, vom Regen und dem Schnee der Berge geschwellt lärmende Wellen jagte. Auf einer steinigten Anhöhe lag das Dorf Aineitah. Wir ritten hinauf und wurden in einem steinernen Gehöfte aufgenommen.

Vom langen Ritte, vom Kampfe mit dem Sturme erschöpft, bis in die Seele naß und kalt, konnten wir nicht weiter. Mehr als alles Dieses erschütterte mich aber die Nachricht, daß es nicht möglich sei, an die Zedern zu gelangen.

Wir befanden uns in einem, von niederer Mauer umgebenen Hofraume, zu dem man durch eine noch offen gelassene Stelle gelangt. Diesem Eingange gegenüber, wie Kellergeschosse in den Felsen hineingehauen, befindet sich eine tief und hoch ausgemauerte Höhle; sie erhält nur Licht durch den Eingang, der mit keiner Thüre versehen ist und ist rußig schwarz von dem Feuer, das auf einer Stelle des Lehmbodens brennt. Küche, Ziegen, Schafe, ein Maulthier und ein Pferd, mit dem für sie nötigen Futter, füllen den Hintergrund der schwarzen Höhle aus. Vorn und nahe dem Feuer bewegen sich häßliche Weiber: die Frau des Hauses und zwei junge Mägde. Jene trägt einen eigenthümlichen Kopfputz, es ist eine Art flacher Pickelhaube aus Silber, die vielleicht tausend Piaster wert ist, ihr übriger Anzug nicht zehn und mit jener modernen Patina überzogen, die wir an Reinlichkeit gewöhnten Menschen D— nennen. Sie war mit dem Melken der Thiere beschäftigt, wobei sie Tschibuk rauchte.

Wir hatten uns am Feuer völlig umgekleidet, was Angesichts der Weiber geschehen mußte, die nichts Bedenkliches darin fanden und während des Geschäftes uns Milch in kleinen hölzernen Schüsselchen brachten.

Zur Linken der Höhle, die wir eben beschrieben haben, ging es durch ein Loch in eine zweite kleinere hinein, die nur einen Dämmerschein aus der ersten empfing. Es ist das Wohn- und

Schlafgemach der Familie und wir ſollen es dieſe Nacht mit ihr theilen. Der Rauch des Feuers erfüllt beide Räume.

Ibraim verſuchte es, trotz dem Sturme, das Zelt im Hofe aufzuſchlagen, zweimal wurde es zuſammengeriſſen; endlich ſtand es feſt, wiewohl hin und her gewiegt und wir hatten die Wahl entweder im Rauche der Höhle zu erſticken, oder von dem Sturme unter dem Zelte begraben zu werden.

Der 9310 Fuß hohe Jebel el Makmel lag vor uns, aber nur ſeine untern Klüfte und Steinlager waren ſichtbar. Wolken verhüllten ſein Haupt, die, wenn ſie für einen Moment vom Sturme getheilt wurden, ſchneebedeckte, traurige Spitzen ſehen ließen. Jenſeit dieſes Gebirges, nur drei Stunden fern, lagen die Zedern.

In dieſem Frühjahre war ich der erſte Reiſende, der hinübergehen wollte und die ſich um unſer Zelt anſammelnden Bewohner von Aineitah zweifelten an der Möglichkeit, weil noch nicht genug Schnee abgeſchmolzen ſei und zudem das tobende Wetter mehrere Tage anhalten könne.

An Enttäuſchungen aller Art, an körperlichen und idealen Schmerz gewöhnt und bis in das empfindlichſte Geäder der Seele vom Leben gerüſt, ergriff mich doch der Gedanke hier, nicht dieſes Ziel meiner Reiſe erreichen zu können mit einer Gewalt, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Von früheſter Jugend, durch Bibel und Naturlehre, durch Erzählungen und Gedichte mit den ewigen Zedern vertraut, ſollte ich, ihnen ſo nahe, zurückkehren, und nicht nur ſie, auch den als ungeheuer geprieſenen Niederritt zur Meeresküſte und das alte Tarablus verlieren. Ich fühlte, daß der Schmerz dieſes Verluſtes kein nur gegenwärtiger, vielmehr eine fürs ganze Leben erworbene ſehnſüchtige Pein ſei.

Die in zottigen Fellen gekleideten Bewohner von Aineitah konnten nicht begreifen, warum ich ſo troſtlos ſei, da ich auf den beſten Wegen in längſtens drei Tagen nach Beyrut reiten könne.

Es wurde früher Nacht und ich zog mich ins Zelt zurück und las in der Bibel von den Zedern des Libanon.

Die Zedern.

Eine Lebensgefahr. — Druſenſchädel. — Gottesdienſt. — Geramb. — Holz der Zedern. — Ebben.

Ich hörte mich beim Namen rufen und fuhr, noch halb ſchlafend empor.

„Stürmt es noch?“

Ibraim antwortete: „Hättet Ihr, Herr! ſo gut ſchlafen können unter dem Zelte, wenn der Sturm ſich nicht gelegt hätte! Wir werden reiten.“

Nach Beyrut?

„Nach Beyrut, Herr! Aber wollt Ihr nicht früher die Zedern ſehen? Der Himmel iſt voll Sterne und der Jebel el Makmel ſichtbar, vom Fuß bis zum Scheitel.“

Ibraim ſagte all dies mit einem Tone der Befriedigung, als hätte er den Naturgewalten Befehle ertheilt und Alles ſo geordnet, um ſeinem Herrn eine kleine Ueberraſchung zu bereiten.

Um ſechs Uhr Morgens hatten wir ein ſtärkendes Frühſtück eingenommen und ſaßen zu Pferde. Die beiden Beduinen hatte ich ſchon früher entlaſſen, dafür war ein des Gebirges kundiger Bewohner im Dorfe aufgenommen, der uns vorangehen und den Weg zeigen ſollte.

Wir ritten den steilen Abhang hinunter, durchschritten das lange vom Wildbach durchbrauste Thal und fingen an empor zu steigen. Nach einer halben Stunde waren wir bei einem Schneefelde angelangt, die Pferde sanken bis an die Kniee ein und das Reiten war ein sehr beschwerliches. Jenseit dieses lang empor sich streckenden Schneefeldes gelangten wir auf steinigten Grund, von dem der Sturm den Schnee weggeweht hatte, nur da und dort hinter dem spärlich zwischen Steinen hervorkriechenden Krüppelholze war eine leichte Spur von ihm erhalten. Eine großblätterige Pflanze, jedes Blatt rund und ein bis zwei Schuh im Durchmesser, lag häufig auf dem Boden, etwa wie eine Wasserlilie im Bassin unserer botanischen Gärten. Ich schildere diese Pflanze ausführlicher, weil mir die kürzere Bezeichnung der Wissenschaft für dieselbe fehlte. Unser Führer entwurzelte einige dieser Pflanzen mit einem langen Messer, das er bei sich trug, schälte die einen Zoll dicke und etwa drei Zoll lange Wurzel ab und gab sie uns als ein „Labsal des Gebirges" zu essen; sie hatte einen säuerlichen, zusammenziehenden Geschmack.

Unser Weg, weil wir den Schnee überdeckten Stellen ausweichen mußten, ging jetzt so steil, daß wir die Hand in die Mähne des Pferdes schlingen und uns so halten mußten, um nicht über die Gruppe hinab zu gleiten. Wir sahen uns von Schneefeldern ringsumgeben, Berge hinauf, Klüfte hinab, und so stark war der Glanz der Sonne auf ihnen, daß das Auge bald geblendet war und nur blaue Schatten sah.

Wir zogen schweigend des gefährlichen Weges, bis wir wieder quer über die halbe Höhe eines steilen Abhanges, der tausend Fuß sich hinabsenkte, reiten mußten. Es hatte etwas Entsetzen Erregendes, zu denken, wenn das Thier einen Fehltritt, durch die ihm unter dem Schnee verborgenen Steine macht, hinab zu sinken in den weißen Abgrund, in dem Riesensarge aus Schnee lebendig begraben zu sein und Angesichts der Sonne, nicht fern den Menschen, unter den furchtbarsten Qualen, zu verhungern! Es ist etwas Dämonisches, das aus solchen Tiefen emporgreift und den Menschen hinabziehen will, er aber glaubt, es ergreife ihn ein Schwindel.

Als wir dieſen Weg gezogen und jenſeits angelangt waren, blieb unſer Führer ſtehen, ſah nach allen Richtungen und erklärte, daß wir uns vom rechten Wege, eine halbe Stunde weit, verirrt hätten. Wir mußten denſelben Abſturz und Tod drohenden Weg zurück.

Da begab ſich eine Szene fürchterlicher Art.

Die Pferde dampften und waren müde, ſie blieben ſchon ſeit einer Stunde oft ſtehen, um auszuruhen.

Ich muß jetzt von unſerem zweiten Führer reden, der Aſſan hieß und eigentlich der Beſitzer unſerer Thiere war. Er hatte, wie billig nur für ſie Sorge, für ſie Anhänglichkeit, für ſie Worte und Zärtlichkeit. Er bat mich jetzt, es waren die erſten Worte, die er an mich verſchwendete, vom Pferde zu ſteigen und es hinter mir herzuführen. Das Maulthier hatte er ſchon früher entlaſtet, um das Zelt und das Gepäck mit Ghatib hinüber zu ſchleppen, eine Strecke von etwa tauſend Schritten. Ich und Herr Alfanderi ſtiegen ſogleich vom Pferde, es ſchien uns ſicherer, dem eigenen Fuße zu vertrauen, als dem, des wenn noch ſo ſicher vortaſtenden Pferdes, das übrigens breitſpurig zu gehen gezwungen war, um mit den beiden linken Beinen ſich gegen die ſchiefe Fläche des Schneeabhanges zu ſtemmen.

Nur Ibraim blieb zu Pferde, um ſich wieder hinüber tragen zu laſſen.

Ueber dieſe Grauſamkeit gegen das Thier war Aſſan empört: „Ich tödte Dich, wenn Du nicht hinunter ſteigſt!“ rief er ihm zu. Ibriam lächelte, wie er immer pflegte, und blieb ruhig im Sattel. Aſſan's athletiſche Geſtalt war in drei wilden Sätzen bei Ibraim und ſein Pferd mit der Linken am Zügel faſſend, ſchwang er einen ſpitzen Stein, den er in ſeinem Kleide getragen haben mußte, da ringsum Alles verſchneit war, um ihn Ibraim ins Geſicht zu ſchlagen. Dieſer, ohne die Miene zu verziehen, ohne ein Wort zu reden, zog ſeinen Dolch aus dem Gürtel und hielt ihn dem Angreifenden entgegen. Es konnten beide im nächſten Momente als Leichen in den neben uns gähnenden Abgrund geſtürzt ſein. Herr Alfanderi rief ihnen einige arabiſche Worte zu. In demſelben Augenblicke

ließ Affan den Stein fallen, Ibraim steckte den Dolch in den Gürtel und stieg vom Pferde.

Ich fragte Herrn Alfanderi um sein Zauberwort.

„Diese Bestien!“ antwortete er mir „denken in einer solchen Gefahr, wie wir uns befinden, nicht an Gott, und da rief ich ihnen zu: Gott wird euch verderben, wenn ihr gegen ihn frevelt.“

Wir stiegen etwa noch eine Viertelstunde aufwärts und hatten den 7500 Fuß hohen Punkt des Jebel el Arz, der in seiner höchsten Höhe 9310 Fuß hoch ist, nach vierstündiger Mühsal erreicht, um wieder hinabzusteigen.

Es gewährt dieser Punkt einen unsterblich großen Anblick.

Wir sahen in einen ungeheuern Thalkessel hinab, der von hohen schneebedeckten Bergen nach drei Seiten umgeben, vor uns weit hinaus sich öffnend, abfallende Berge und Thäler und am Ende derselben das himmelblaue Meer von Tripolis sehen ließ. Es ist ein Blick in meilenweite Fernen, zu weißschimmernden Bergspitzen empor, zu grünen Schluchten hinunter. Auf dem Meere karawanenhafte Wolkenzüge und während wir im Schnee stehen, fallen auf unsere Häupter die sengenden Strahlen der syrischen Sonne.

Herr Alfanderi sprach wieder das übliche Gebet nach einer überstandenen Gefahr und wir mußten eine halbe Stunde frierend und glühend unsere Thiere erwarten.

Ibraim rief uns heiter zu, die Pferde zu besteigen, denn in einer Stunde werden wir an den Zedern sein.

Der gewaltige Anblick hatte mich die Bäume ganz vergessen lassen, um deren willen ich die gefährliche Höhe erstiegen, eine tagelange Reise unternommen hatte.

„Wo sind die Zedern?“

Ibraim zeigte auf einen Raum im tiefsten Thale, wo es wie ein dunkles Gesträuch lag.

Wir stiegen langsam steinigte Abhänge hinunter. Der Schnee war weich und zerfloß, je mehr wir uns von der Höhe entfernten.

Das Gesträuch, wie es uns oben erschienen war, fing an zu wachsen und wurde ein kleines Wäldchen, welcher Eindruck sich nicht minderte, als wir schon vor demselben angelangt waren.

Wir ritten zwischen hohen, schlank aufstrebenden Stämmen hin, die mäßig weit auseinanderstehen und gelangten auf einen freiern Rasenplatz, auf dem sich ein kleines, dem Salvator geweihtes Kirchlein befindet. Ein Priester trat uns entgegen und rief uns in englischer, französischer und italienischer Sprache einen Willkommensgruß zu, wie sich später zeigte, die einzigen Worte, die er von all diesen Sprachen kannte. Nur deutsch, in dem wir ihm am liebsten geantwortet hätten, verstand er nicht und er wußte auch nicht, daß es auf der Erde ein Volk gebe, das die Deutschen genannt wird.

Nachdem wir uns für eine kurze Zeit gelagert und von der überstandenen Mühsal, wie von der innern Aufregung etwas erholt hatten, fingen wir an das Wäldchen zu durchwandern, das nur einige hundert Schritte im Umfange hat und dessen neun urälteste Zedern, die grünen, ewigen Säulen sind, auf denen das blaue Himmelsgewölbe zu ruhen scheint.

Ein Tempel des Herrn in erhabener Einsamkeit, eine unvergängliche Oase in einer Bergwüste, steht der kleine Wald duftend, grünend, von Prosetenworten verklärt, von tausend und tausend untergegangenen Geschlechtern bewundert, von ewigen Dichtern besungen und unsterblich!

Die ältesten Bäume bestehen jeder aus mehreren Stämmen, die einen Umfang haben, daß wir sieben Männer, die wir uns eben an ihnen befanden, sie nicht umschlingen konnten. Die Stämme würden, wenn hoch über ihnen sich nicht die Wolken berührenden Kronen erhöben, vielmehr als grauweiße Felsstücke erscheinen, die durch Donnerkeile gesprengt worden sind.

Nichts leichter, als die Bäume empor zu klettern und in ihren Zweigen, die dick wie Stämme sind, zu wandeln. Ich befand mich in ihren Kronen 6000 Fuß hoch über der Meeresfläche und brach eine Anzahl von den, unseren Tannenzapfen ähnlichen Früchten ab und schnitt einige dünnste Zweige ab, die ich als dicke Wanderstöcke Freunden mitbrachte. In einer der Zedern fand ich tief eingeschnittene Namen von Wanderern, die vor zweihundert Jahren unter ihr weilten, unter den neueren auch den Namen eines Mannes,

der als ungarischer Freischärler ein lustiges Leben führte, abenteuernd später auf der Spitze des Aetna ein Duell hatte, und es mit der Bedingung einging, daß der Sieger den Besiegten in den Krater schleudere. Später wallfahrtete er, als Pilger ins gelobte Land und auf den Sinai, schrieb fantastisch-bornirte Reiseskizzen und starb im Kloster La Trappe: Josef Maria, Freiherr von Geramb, in einem unbekannten Flecken Ungarns geboren.

Interessanter als diese vandalischen Namenseinschnitte, die den endlichen Untergang dieser letzten Zeugen vergangener Jahrtausende verbrecherisch befördern helfen, war mir der Fund eines — Schädels, der in dem ausgehöhlten Stamme einer der alten Zedern lag. Als ich eine derselben niederstieg, sah ich tief unten in ihr etwas Weißes blinken. Ich fragte den Geistlichen, der fort und fort mein Begleiter war, was da unten läge?

„Der Kopf eines Drusen, Herr!"

Wie kam er dahin?

„Vor einigen Jahren war, wie häufig ein Kampf zwischen Drusen und Maroniten ausgebrochen. Ein Maronite brachte eines Tages das blutige Haupt des von ihm erschlagenen Feindes herauf; er trug es, die Hand in die langen Haare des Hauptes geflochten, als ein entsetzliches Siegeszeichen, um es in sein Dorf zu bringen. Ich stellte ihm seine grausame Lust vor und wie es eines Christen unwürdig sei, die Todten zu verhöhnen. Er gab mir das Haupt, daß ich es beerdige. Blutig wie es war, ließ ich es in den Zedernstamm, wie in eine Gruft hinab. Regen, Schnee und Sonnenhitze haben alles bis auf den Knochen verzehrt.

„Wollt Ihr, ehrwürdiger Herr! mir den Schädel schenken und dagegen ein Geldgeschenk annehmen für Eure kleine Kirche?"

Nehmt, lieber Herr! Ich werde für das Seelenheil des Hingeschiedenen Messen lesen.

Er holte aus dem Kirchlein eine lange Schnur, an deren Ende er eine Schlinge machte, und holte so aus dem kostbarsten Sarge der Welt, aus einem Jahrtausende alten Zedernschreine den Schädel hervor. Er zeigt an der Stirne eine Stelle, wo das

tödtliche viereckige Eisen eindrang. Der Schädel ist jetzt, mit den übrigen, die ich aus dem Morgenlande, im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mitbrachte, ein Eigenthum des anatomischen Museums.

Wir kehrten zum Kirchlein zurück; der Geistliche bat mich, meine Geldspende selbst auf dem Altare niederzulegen. Dieses Kirchlein ist erst seit einem Jahrzehend an der Stelle erbaut, wo ehemals ein Altar, nur aus rohen Steinen aufgeschichtet war. Zu diesem ritt mit prächtigem Gefolge, reich geschmückt der Patriarch der Maroniten jedes Jahr einmal herauf, um für die ihm nachströmende Bevölkerung der in den Schluchten liegenden Dörfer, einen Gottesdienst abzuhalten.

Der freie Altar unter den wunderbar rauschenden, vom Sturme bewegten Zedern mochte jedenfalls die Tausende von Andächtigen, die rings umher knieten, heiliger stimmen, als wenn jetzt der Priester in der kleinen, schlecht gebauten Kapelle, die nur durch die Thüre Licht erhält, unsichtbar Gebete singt. Die Kapelle war, damit sie der Sturm nicht umwerfe, von zwei Seiten mit Zedernbalken gestützt.

Auf unserem Lagerplatze hatten sich einige Gäste eingefunden. Zwei Weiber, einige kleine Mädchen, die im Zedernwalde weiße Ziegen hüteten. Beide Frauen trugen einen eigenthümlichen Kopfputz. An ihre Stirne war, aufrechtstehend nach Außen hin, ein silbernes Horn von einem Schuh Länge befestigt, in dem zu beiden Seiten desselben sich an eine Schnur eng aneinander gereihte Silbermünzen befanden, die am Hinterhaupte zusammen gebunden waren. An die Spitze des Einhornes war ein langer weißer Schleier befestigt, der zu beiden Seiten zeltartig herabhing. Ein solcher Kopfschmuck mit den Münzen, unter denen einige antik-christliche sich befanden, ist von bedeutendem Werthe und erbt in den Familien fort.

Ibraim hatte unser Frühmahl bereitet, zu welchem der Priester vortrefflichen Libanonwein, Käse, Brot und Eier geliefert hatte.

Der Zedernwald, in dem wir uns befanden, ist nicht der einzige auf dem Libanon; doch keiner von ihnen hat so alte Bäume auf-

zuweisen und keiner liegt, so zu sagen an der Karawanenstraße, wie dieser. Wenn man bedenkt, was seit der Bibel Zeiten aus Zedern gebaut wurde, daß sie nicht allein als Gebälke an den Palästen der Könige, sondern auch an den Hütten der Armen, als Maste auf dem Meere gebraucht wurden, wohl auch in kalten Wintertagen als Feuerungen dienten und das durch Jahrtausende fort; so muß man annehmen, daß dieses Gebirge einst einen reichen Wälderschmuck trug, der immer mehr und mehr verschwindet. Selbst von diesen urältesten Zedern zählte man noch im sechzehnten Jahrhunderte achtundzwanzig, im siebzehnten vierundzwanzig, im achtzehnten sechzehn. Jetzt ist die Zahl zu neun herabgesunken. Und so werden sie nach einem Jahrhundert vielleicht völlig verschwunden sein und eine erhabene Mythe der Welt bleiben.

Die Gesammtzahl aller Bäume dieses Wäldchens ist etwa vierhundert, darunter welche, die schwerlich älter als zweihundert Jahre sind; jedenfalls Riesen gegen die Parodie einer Zeder, im botanischen Garten zu Wien.

Uebrigens ist es nicht sicher anzunehmen, daß die Arse ha Lebanon der heiligen Schrift der Spezies angehören, zu der die wenigen gigantesken Ueberreste des Jebel el Arz gehören.

Ihr Holz ist schwach und leicht zu zerbrechen. Es mag freilich im jungen Alter dieser Bäume anders gewesen sein. So viel aber ist gewiß, daß der arabische Name Erez, Arz, der allgemeine für Nadelholz und unter ihm die häufig auf dem Libanon vorkommende Fichte ist, die noch heutzutage ein festes, gediegenes Bauholz liefert. Das Holz der Zedern ist weißlich und verbreitet einen angenehmen Duft.

Wir hatten mehrere Stunden geruht und Ibraim mahnte zum Aufbruch, denn wir hatten noch einen Ritt von starken drei Stunden zu thun, um in unser heutiges Nachtquartier nach Ehden zu gelangen.

Wir ritten von den Zedern fort und gelangten emporsteigend bald an den Rand des ungeheuern Bergbeckens. Unabsehbare kahle Flächen und Berge, auf denen die Einsamkeit wohnt, lagen vor uns. Wir begegneten nur einer kleinen Ziegenheerde und zwei

Frauen, die einen Esel mit Holz von den Zedern beladen, vor sich her trieben.

Nach einer Stunde that sich uns zur Linken eine der gewaltigsten und prächtigsten Schluchten des Libanon auf. Eng und von schroffen Felswänden eingeschlossen, von der Tiefe bis zur Höhe grün, weiß stäubende Wasserfälle, dazwischen fantastisch vorspringende Felsblöcke vereinigt sich hier Alles, was ein Naturbild erheben, wild und schön zugleich macht.

An dem steilsten Abhange hing, als sollte es der nächste Sturm wegnehmen, das Dorf Bicherreh. Der Weg führte uns hinter einen Berg und der wunderbare Anblick war uns entzogen, bis wir auf entsetzlichen Wegkrümmungen wieder in die Schlucht sehen konnten.

Hier stürzte mein gutes Pferd Hassan zum Erstenmale; ich wand mich mühsam unter ihm hervor. Das Thier zitterte und lag wie leblos, bis es durch Streicheln seines Kopfes und durch freundliches Thun wieder auf die Beine gebracht wurde.

Ich führte es eine lange Strecke hinter mir her. Immer niedersteigend verloren wir endlich völlig die Schlucht und gelangten auf minder gefährlichen, aber sehr beschwerlichen Wegen in einen Thalkessel, wo uns die grünsten Pflanzungen, Olivenbäume, Zypressen und Weinreben begrüßten.

Ein Mönch zu Pferde, in brauner Kutte und breitkrämpigem Hute kam uns entgegen. Ich war eben an der Spitze unserer Karawane. Der Mönch begrüßte mich in wohlklingendstem Italienisch.

„Guten Abend, Herr! Wohin des Weges?"

Nach Tripolis.

„Ihr kommt, aus welchem Lande?"

Aus Oesterreich.

„Ich bin aus Genua. Lebt wohl!"

So kurz war unser Gespräch, das eben nicht länger währte, als zwei Reiter langsam an einander vorüberziehen und in einer fremden Welt von so eigenthümlich ermunternder und wehmüthiger Wirkung ist. Ein Grüßen und ein Scheiden auf immerdar!

Durch Gärten und Pflanzungen, an einem hundert Fuß sich niederstürzenden Wasserfalle vorüber, gelangten wir nach dem Dorfe Ehden.

Auf einem kleinen von mächtigen Kastanien beschatteten Wiesenplatze fanden wir unser Zelt bereits aufgeschlagen; den kupfernen Kessel über einem lustigen Feuer brodelnd und Ibraim mit einer Menge von Menschen, die Lebensmittel herbeigebracht haben, in lebhaftem Handeln begriffen.

Wir lagerten uns im blumigen Grase, hinter uns toste der Wasserfall von der Höhe herab, um als rasch bewegter Fluß an uns vorüber zu eilen. Kinder brachten uns Rosen- und Nelkensträuße und uns gegenüber fingen die steilen und schroffen Wände des Libanon, auf denen den ganzen Tag hindurch kalte Schneewolken zogen, wie pures, rotes Gold zu leuchten an. Die sterblich schöne Verklärung des Abendrotes, wenn es um ewige Schneehäupter spielt, und Wolkenrosen auf sie legt, fesselte unser beglücktes Auge, während wir im duftigsten Frühling der Erde lagerten.

Allmälig glommen die Berghöhen aus und die rasch einsinkende Nacht wurde durch ein in mohammedanischen Landen überraschendes Glockenläuten begrüßt.

Die Sterne, die ewigen Vergißmeinnichte Gottes, brachen lichtduftend durch den schwarzen Himmel — gute Nacht!

Den Libanon hinab.

Entſetzliche Wege. — Raſt am Bache. — Fruchtbare Ebene. — Schöne Trauer. — Eine mutige Jüdin.

Wir brachen des Morgens um 6 Uhr auf, nachdem wir den Führer entlaſſen und einen andern, nach Tripolis aufgenommen hatten.

Das zwiſchen Gärten und reichen Oliven- und Maulbeerpflanzungen ſchön gebaute Dorf, welches größtentheils von Maroniten bewohnt iſt, verlaſſend, ſahen wir meilenweit Bergabhänge, Schluchten, Waldungen tief zu unſeren Füßen liegen bis an die See. Dort erhob ſich weiß und glanzvoll Tripolis. Im durchſichtigen, lichtzitternden Aether ſchien es uns nahe zu liegen; wir brauchten aber zehn Stunden, um es zu erreichen.

Wir kamen, immer niederſteigend, auf ſo ſchroff abſinkende Felſenwände, daß wir vom Pferde ſteigen und es völlig frei gehend, hinter uns herabklettern ließen. Was wir auch bisher an Felswegen kennen gelernt hatten, hier war es überboten und ich ſagte Herrn Alfanderi, daß es mir, wenn wir glücklich mit unſeren Thieren hinab gelangt ſein würden, jetzt erſt notwendig ſcheinen werde, jenes Gebet zu ſprechen, das er ſpäter, in der Synagoge von Tripolis, auch andächtig, dankbar dem Herrn, that.

Ein zwiſchen Felſen rinnender Bach begleitete uns zuweilen, dann verlor er ſich wieder in Schluchten, aus denen Zedernwipfel, nur wenige Schuh hoch, emporragten. Nach drei Stunden erreichten wir das maleriſch auf einem Bergabhange gelegene, ſchön umpflanzte Dorf Mileh. An ihm vorüberziehend, ſetzten wir durch den uns begleitenden Bach, der im Thale, breit wie ein Fluß wurde, und lagerten uns an ſeinem Ufer, um das Frühmahl einzunehmen. Wie unſere Bäche mit Weidengebüſch, ſo war dieſer mit roſenrot blühenden Oleandern üppig umwachſen. Im Fluſſe, der nicht tief war, lagen Steine von ſehr bedeutender Größe und man konnte von einem zum andern bequem gelangen, dadurch wurde der Fluß vielfach getheilt und erhielt eine ungewöhnliche Breite.

Ibraim, der ſtets darauf bedacht war, uns eine anmutige Abwechſelung der Genüſſe zu bereiten, hatte den Einfall, auf einem dieſer flachen, ſanft umrauſchten Steine, der nahe dem Ufer lag, und ganz von Oleanderbäumen beſchattet wurde, uns das Frühmahl vorzuſetzen. Wir ſaßen denn auf dieſer kleinſten aller Felſeninſeln, kühl umbaucht von der Flut, aus der wir ſchöpften, wenn wir trinken wollten, und froh, den gewaltigen Ritt über den Libanon glücklich vollbracht zu haben.

Fortan ging es auf ebenen Wegen, zwiſchen Getreidefeldern, die auf ſonnigen Abhängen lagen, zwiſchen den üppigſten Wein-, Oliven- und Maulbeergärten, an Feigen- und Zitronenbäumen vorbei. Die geſegnete Landſchaft war durch Arbeiter in den Gärten, durch Reiter, durch Wandernde belebt. Die Pracht und der Segen, der hier ausgebreitet lag, wirkte durch ſeine Schönheit und hatte es nicht nötig, im Abſtiche der kahlen, entſetzlichen, unfruchtbaren Gebirgsabdachung, die wir herabgekommen waren, betrachtet und ſchön gefunden zu werden.

Wir gelangten nach zwei Stunden auf eine weitgedehnte Hochebene, die üppig bepflanzt, vor uns wieder das Meer aufrollte und deren Hintergrund die ſchneebedeckten Berge des Libanon bildeten. In den Feldern waren zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, ein Knabe kam heran und reichte meinem Pferde eine Hand-

voll Aehren, „damit ich Freude habe". So liebenswürdiges Betteln wußte ich nicht anders, als durch eine kleine Münze zu erwiedern, damit der munter blickende Knabe ebenfalls eine Freude habe.

Kleine Karawanen von Kameelen, Mauleseln, die Waarenlasten trugen, kamen uns immer zahlreicher entgegen und mahnten, daß wir uns in der Nähe eines Hafens befinden.

Von der Ebene sanft niedersteigend, erblickten wir bald Tripolis, das mit seinem weitläufigen, einer großartigen Burgruine gleichenden Kastelle, mit seinen weißgrau im Sonnenlichte funkelnden Häusern, in üppigsten Baum- und Gartenpflanzungen vor uns lag. Wir ritten durch die engen, schmutzigen Gassen, die wie in jeder türkischen Stadt rasch allen Zauber verwischten, den der Anblick derselben von ferne gewährt.

Froh nach ermüdendem Ritte die Stadt endlich erreicht zu haben, erklärte uns Ibraim, daß wir noch eine halbe Stunde reiten müßten, um an die Hafenstadt zu gelangen, wo wir unser Zelt aufgeschlagen finden würden, indem er Assan und Chatib mit den Maulthieren dahin vorausgeschickt habe.

Wir kamen vor dem Thore an einem türkischen Friedhofe vorüber, auf welchem uns mehrere weiß aufgeschlagene Zelte auffielen, unter denen Frauen und Kinder saßen und speisten. Es war Freitag, der mohammedanische Ruhetag und die Bewohner der Stadt lustwandelten zwischen den Gräbern. Mehrere Witwen kamen, schon des Morgens mit ihren Kindern, um den Tag am Grabe des Vaters zuzubringen. Sie ließen an demselben ein Zelt aufschlagen, um vor der Sonne geschützt zu sein und in Erinnerung und Betrachtung mit den Todten, im eigentlichsten Sinne des Wortes, zu leben. Diese Weise des Gräberbesuches, die den Lebensgenuß nicht ausschließt und durch die Nähe eines geliebten Todten sich fort und fort angeregt fühlt, schien mir eine poetische, herzlich fromme Sitte.

Wir ritten auf einer breiten sandigen Straße, die zu beiden Seiten durch hohe Kaktuswände eingefaßt, hinter diesen

Orangen-, Zitronen- und Maulbeerbäume in üppigster Fülle ſehen ließ. Nach einer halben Stunde langten wir vor dem Thore der Vorſtadt, welche die Franken Marina nennen, an. Zur Rechten, zwanzig Schritte den brandenden Wellen des Meeres fern, auf einem wenig erhöhten Ufer ſtand unſer Zelt, das wir freudig begrüßten.

Tripolis.

Die jüdische Gemeinde. — Antiker Ring. — Damenbesuch. — Juden in Ghadeia. — Hassan.

Wir hatten unsere Reise so eingerichtet, um in Tripolis Sabbatruhe zu halten und das französische Dampfschiff zu erwarten, das uns wieder nach Beyrut bringen sollte.

Wir standen um vier Uhr Morgens auf, badeten in der See und gingen hierauf in die Stadt zur Synagoge. Ein Knabe, den wir nach derselben gefragt hatten, führte uns durch viele enge, winkelige, von hohen Steinhäusern gebildete Gassen. Wir traten in einen mäßig großen, viereckigen Raum, der eine mit kleinen Säulchen geschmückte Empore hat und durch unregelmäßig angebrachte kleine und größere Fenster Licht empfängt. Aus der hölzernen Decke wölbten sich zwei Kuppeln hinaus, sie waren an mehreren Stellen zerbrochen. In der Mitte der Synagoge stand der hölzerne Almener, zu dem zwei Stufen emporführen, diesem gegenüber die Bundeslade mit einem wollenen Tuche verhängt, in einer Stadt, deren Haupterwerb in Seidenerzeugung besteht. Das Ganze machte den Eindruck der Armut, der durch die Kleidung der versammelten Betenden nicht vermindert wurde. Es waren nur acht Personen und zehn Kinder, darunter die jüngsten auffallend genug, baarhaupt, versammelt. Ich und Herr Alfanderi wurden doppelt freudig willkommen geheißen, als Gäste und weil

wir die zum Minjan nötige Zahl voll machten. Später kamen noch drei Andächtige hinzu.

Nach dem Gottesdienste lud uns der Vorsteher der Gemeinde, Herr Schebaje Chamui in seine Wohnung ein, wo wir von der Familie und bald von fast allen Männern der Gemeinde begrüßt wurden.

Die Gemeinde ist eine sehr kleine, sie zählt nur siebzehn Familien mit achtzig Seelen; sie ist seit undenklicher Zeit hier angesiedelt, doch weist der älteste Grabstein auf ihrem Friedhofe ein Alter von nur 400 Jahren nach. Sie stammen kaum, wie die meisten in Kleinasien und Syrien, von spanischen Juden her, indem dieses Idiom ihnen fremd ist und Alle nur arabisch sprechen.

Ich hatte folgendes Gespräch mit den Anwesenden:

„Besitzt die Gemeinde irgend ein Vermögen?"

Weder die Gemeinde noch ihre Mitglieder. Wir sind sehr arm, wie Du in der Synagoge sehen konntest. Wir besitzen nur eine Thorarolle und unsere Kinder haben keine Schule. Unsere Ausgaben belaufen sich auf 4000 Piaster jährlich, von denen der Chacham allein, der zugleich unser Vorbeter und Schlächter ist und die Kinder am achten Tage in den Bund aufnimmt, 2500 Piaster d. i. 250 fl. bezieht. Du hast die finstere Höhle, die er neben der Synagoge bewohnt, gesehen und gewiß Mitleid mit einer Gemeinde empfunden, die so arm ist, daß sie ihren Rabbi keine bessere Wohnung anweisen kann.

„Womit ernähren sich die Juden von Tripolis?"

Wir treiben kleine Handelsgeschäfte.

„Sind keine Juden Handwerker?"

Zwei unter uns sind Schuster, in neuerer Zeit kam ein russischer Soldat, der Schneider ist, hinzu.

„Warum lernen Eure Kinder, um der Armut zu entgehen, nicht Handwerke?"

Weil keine jüdischen Meister unter uns sind. Zu den mohammedanischen dürfen wir sie, wegen der Entweihung des Sabbats und wegen eines Lasters, das an ihnen verübt werden könnte, nicht schicken. Wenn wir nur eine Talmudthora hätten, oder

doch genug Gebetbücher, damit der Vater sein eigenes Kind wenigstens lesen lehren könnte.

„Ich werde Euch, wenn ich nach Wien zurückgekehrt bin, Gebetbücher und die Bücher Moses schicken."

Dafür wird Dich Gott segnen.

Alle Anwesenden sagten laut und andächtig: „Amen!"

„In welchem Alter heiraten eure Kinder?"

Die Knaben mit 16, die Mädchen mit 12 Jahren.

„Wenn aber die Familien so arm sind, warum vergrößert ihr, durch ihre so frühe Vermehrung noch mehr ihre Not?"

Wir sammeln für die zu Vermählenden Geld in Damaskus, in Beyrut.

„Warum sammelt ihr nicht für eine Schule?"

Sollen unsere Knaben, wenn wir sie nicht verheiraten, sich einem Laster ergeben und siech werden?

Die Anwesenden, die Frau und die Kinder des Vorstehers hörten dem Gespräche, das ich mit dem Letzteren führte und Herr Alfanderi dolmetschte, aufmerksam zu und ich konnte merken, daß Alle die ausgesprochenen Ansichten nicht nur vollkommen theilten, sondern auch ganz vernünftig fanden.

Angenehm fiel mir die Reinlichkeit aller Anwesenden auf und die orientalische Gastfreundschaft verleugnete sich auch im Hause der Armut nicht; wir wurden mit Raki und Süßigkeiten bewirtet. —

Ebenso freundlich wurden wir bei dem österreichischen Consularagenten, dem griechischen Christen Herrn Kaziflis aufgenommen. Das Haus, nicht so reich, aber nach dem Geschmacke in Damaskus eingerichtet, bot einen angenehmen Aufenthalt.

Leider hatte Herr Alfanderi, wiewohl ich ihn wiederholt bat, es nicht zu thun, verrathen, daß ich ein Arzt sei, weil er wußte, daß ein solcher im Oriente einer besonderen Achtung genieße. Sogleich wurde mir ein blondes, fünfzehnjähriges Mädchen vorgeführt, damit ich sie vom kalten Fieber heile. Sie hatte es sich

zugezogen, indem sie, wegen der drückenden Hitze Nachts, sich den Teppich auf der Terrasse des Hauses ausbreitete und im Freien schlief.

Ich ersuchte, einen Diener zu mir ans Zelt zu senden, um einige Chininpulver abzuholen. —

Wir kehrten in der größten Sonnenglut wieder zu unserem Zelte zurück, um unter dem Schutze desselben die heißeste Zeit zu verschlafen.

Nach Mittag besuchte uns der Vorsteher und der Chacham der Gemeinde. Der Erstere trug einen eigenthümlich geformten, goldenen Ring am Finger, dem ein geschnittener Karneol eingesetzt war. Ich bat, mich den Ring sehen zu lassen und hatte mich nicht getäuscht, indem ich ihn für einen antiken hielt. Herr Chamui erzählte mir, daß er auf einer Reise nach Tarsus zufällig anwesend gewesen sei, als der Ring in einem alten Felsengrabe gefunden wurde. Vom feinsten Golde, breit und hohl, trug er oben den nicht ganz genau gefaßten Karneol, in den ein Eros mit Pfeil und Bogen geschnitten ist. Ich beging die Unvorsichtigkeit, den Ring laut zu bewundern, und Herr Chamui reichte mir ihn sogleich mit den Worten: „Er ist Dein Eigenthum, Herr!"

Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit, von dem armen Manne ein Geschenk annehmen zu sollen, das ich mit nichts zu erwiedern hatte. Herr Alfanderi winkte mir, den Ring anzunehmen und sagte mir später, ich solle, weil es heut Sabbat sei, von Beyrut aus das Geschenk mit Geld erwiedern. —

Ein abyssinischer Knabe kam zu Pferde heran und ließ mich durch Ibraim fragen, ob ich zwei Frauen vor dem Zelte empfangen welle?

Ich war sehr erstaunt über einen solchen Besuch und ließ antworten: „Der Sklave ist bereit, seine Herrin zu erwarten." Ibraim lächelte meiner Phrase seinen Beifall und übersetzte sie.

Der Knabe sprengte davon und kam bald hinter zwei ganz weiß verschleierten Frauen, die auf kleinen Eselchen ritten, wieder einher.

Er sprang aus dem Sattel und sein Pferd am Zügel haltend, neigte er sich so tief auf die Erde, daß jede der Damen seinen Rücken als Schemel benutzte, um abzusteigen. Die Damen schlugen die Schleier zurück und ich begrüßte die Mutter mit ihrer fieberkranken Tochter, die selbst gekommen waren, um das Medikament abzuholen und noch einige Fragen an mich zu richten.

Ich ließ rasch aus unserem Geräcke einige Sitze improvisiren und mit Teppichen überdecken. Ibraim bereitete Limonade und schwarzen Kaffee, während Herr Alfanderi so freundlich war, mein Gespräch mit den Damen zu dolmetschen.

Es begann die Flut der See und spielte mit stärkeren Brandungen, fast bis an unsere Füße heran. Von ferne wirbelte auf ihr eine leichte Rauchwolke, sie wurde als die des Dampfschiffes erkannt, das uns nach Beyrut bringen sollte, aber noch zwei Stunden weit in See war.

Die Dame übergab mir eine kleine Anzahl antiker Münzen aus Silber und Kupfer und damit es nicht den Anschein habe, als ob sie mich für die Ordinazion belohnen wollte, bemerkte sie in seiner Wendung, ihr Gatte unterlasse es nie, wenn Oesterreicher kämen, ihnen ein Gastgeschenk zu widmen.

So fand ich mich in kurzer Zeit zwei Mal beschenkt; doch konnte ich jetzt das Geschenk erwiedern, indem ich den Damen goldgestickte Pantoffeln, deren einige Paare ich in Konstantinopel gekauft hatte, entgegenbot.

Assan und Ghatib hatten, weil wir sie von hier zu Lande zurücksendeten, die Pferde gesattelt und so konnte ich, als die Damen Abschied nahmen, sie durch Ibraim und die beiden Diener bis ans Thor der Stadt zurück begleiten lassen.

Ehe wir aus der Nähe der Berge scheiden, sei noch einer jüdischen Gemeinde auf dem Antilibanon erwähnt:

In Chasbeia leben 100 Juden, die Ackerbau treiben und durch ihre Tapferkeit bekannt sind. Als Abdala Pascha im Jahre 1831 gegen das aufrührerische Sanur Mannschaft brauchte, sandte ihm der Emir Beschir meist Juden aus Deir el Kamar und Chasbeia. Herr Schwarz, der Verfasser des Buches „das heilige Land" erzählte mir, daß auch die jüdischen Mädchen von Chasbeia, mit Pistolen und Spießen bewaffnet die Heerden weiden. Es ereignete sich, daß ein solches Mädchen, von einem Türken überfallen, ihre Ehre damit rettete, daß sie ihn muthig niederschoß. Das Gericht sprach sie frei und der Ruhm ihrer Tapferkeit und Tugend wurde von allen Berghewohnern gefeiert.

Die Segel des heranziehenden Schiffes waren im Fernrohre schon weiß und geschwellt sichtbar.

Nachdem Ibraim zurückgekehrt war, gingen wir durchs Thor, um die kleine Hafenstadt, in der jetzt eine größere Bewegung war, zu sehen und Karten für unsere Fahrt zu lösen.

Ich wußte nicht, daß ich noch einen traurigen Abschied zu nehmen hatte, von meinem guten Hassan! Das Thier hatte mich über die gefährlichsten Wege des Libanon, an Abgründen vorbei, durch grauenhafte Schluchten sicher und treu auf seinem Rücken getragen und nun sollte ich von ihm für immer scheiden. Kaum hätte mir von einem Menschen, der zufällig mit mir denselben Weg gegangen wäre, der Abschied schwerer werden können.

Ich gab dem klugen Thiere, woran ich es während der Reise gewöhnt hatte, Zucker zu essen, den es jedesmal damit belohnte, daß es an meinem Kleide, wohl auch an meiner Wange zutraulich mit der Zunge leckte.

Assan und Ghatib schwangen sich auf die Pferde und waren bald hinter einem sandigen Hügel verschwunden.

Abschied von Syrien.

Egyptisches Wunder. — Die Lloyddampfer. — Ziege Amalthea. — Nach Jerusalem!

Die Sonne war untergehend, als wir uns an Bord begaben. Es war ein französisches Dampfschiff und alle Plätze auf demselben überfüllt. Auf den Rath Ibraims hatte ich, da die Fahrt nur eine Nacht währte und das herrlichste Wetter versprach, daß sie eine sternenhelle, warme sein werde, eine Karte für das Verdeck gelöst. Das Gewühl auf demselben war aber so groß, daß ich meine Karte umtauschte und einen Platz in der Kajüte nahm. Ich hatte das gleich Anfangs zu bereuen und Gelegenheit, mich der trefflichen und bequemen Einrichtung der Schiffe des österreichischen L'loyd zu erinnern. Als ich mich in das Bett begab, spürte ich bald eine brennende Glut am ganzen Leibe. Ich fürchtete, daß ich mir vielleicht durch das ungewohnte Klima, die anstrengende Reise einen Hautausschlag zugezogen habe. Meine Unruhe wurde immer größer, ich machte Licht und sah mich in einem Bette, das schon Vielen gedient haben mußte, es war ein so entsetzlicher Anblick, daß ich aufsprang, mich ankleidete und auf das Verdeck eilte, auf dem ich eine der schönsten Nächte verlebte.

Erst in Beyrut, das wir gegen Morgen erreichten, befreite mich ein Bad von dem dritten, egyptischen Wunder.

Der Tag in Beyrut, wo ich von meinen Gastfreunden aufs freudigste begrüßt wurde, ging in Reisevorbereitungen, in Absendung von Gepäck, in Abschiedsbesuchen auf. Ich kann nicht unterlassen, der vielen Güte zu gedenken, die der Lloydagent Herr Laurella und sein Bruder für mich hatten, durch jede Art von Rath und Unterstützung mir die Reise zu erleichtern und durch Gastfreundlichkeit den Aufenthalt in Beyrut angenehm zu machen.

Am 26. Mai, nach Mittag um vier Uhr ging ich wieder an Bord eines französischen Dampfschiffes, um zwar keine so entsetzliche Erfahrung zu machen, wie auf der Fahrt von Tripolis nach Beyrut; doch ist jedem Reisenden zu rathen, wenn ihm die Wahl gelassen ist, sich immer der Schiffe des österreichischen Lloyd zu bedienen, die sicher, blank und rein, jede mögliche Bequemlichkeit bieten.

Auf dem Schiffe hatte ich die Freude, Herrn und Frau Wetzstein zu finden, die sich nach Europa eingeschifft hatten mit ihrem schönen Kinde, zu dessen Ernährung eine prächtige Ziege mitging. Ich dachte an die mythisch heilige Amalthea und den jungen Gott, der dankbar später aus ihrem Horne alle Fülle und jeden Segen strömen ließ.

Ich blieb lange auf dem Verdecke, bis ich die syrische Küste versinken sah und mich der Gedanke faßte: morgen betrittst du Palästina und dann —

„Nach Jerusalem!"

Riet'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

H. 3372

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Zweiter Theil.

Nach Jerusalem!

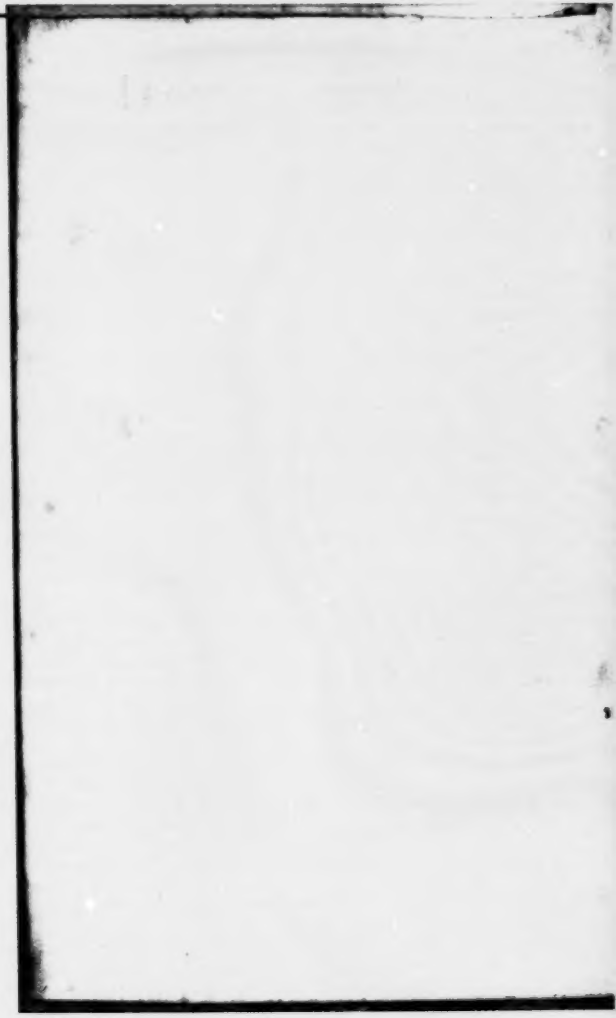
Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.



Inhalt.

	Seite
Jaffa	1
Ramleh	8
Jerusalem	11
Der österreichische Consul	15
Der Chacham Baschi	19
Besuchende	22
Klageort der Juden	28
Beim Pascha	31
Die Zionssynagoge	36
Zwischenfälle	39
Die jüdischen Gemeinden	43
Sepharedim	44
Aschkenasim	47
Peruschim	48
Chassidim Wolhinier	49
Chassidim Oesterreicher	49
Chassidim Chabat	50
Warschauer	50
Ansche Hod	50
Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid	52
Allgemeine Zustände	54
Die Karaiten	63
Mission	67
Entscheidende Versammlung	78
Zwei Besuche	84

Seite

Epiſoden 87
Pamphlete 89
Auf den Oelberg 93
Beſchuldigungen 100
Das Wochenfeſt 103
Ein Haus 105
Handwerker und Arbeitſchulen 108
Jüdiſche Hospitale 114
Vor dem Jaffathore 119
Auf Zion 122
Eine Hochzeit 127
Doppelehen 132
Ein Leichenbegängniß 134
Aufnahme in die Schule 138
Der Bazar 144
Ißur 151
Um die Stadtmauern 156
Eröffnungs-Feierlichkeit 163
Woher kann Hülfe kommen? 169
Ein- und Auswanderung 169
Vereinigung der Gemeinden 176
Freie Wahl des Vorſtandes 177
Frühe Heirat 179
Acker- und Gartenbau 182
Geldverwendung 183
Schlußbetrachtung 185
König David's Grab 188
Jüdiſche Legenden von König David's Grab 194
Der Dolch 194
Die fromme Wäſcherin 196
Arabiſche Legenden 198
Die Reue 199
Panzerhemde 199
Das Sterben 200
Der Leichenzug 200

Seite

Nebi Samwil 202
Silva 207
Bethanien 210
Gethsemane 212
Die Grabkirche 213
Das öſterreichiſche Hoſpiz 224
Das Kreuzkloſter 226
Das griechiſche Kloſter 228
Das armeniſche Kloſter 230
Das abiſſiniſche Kloſter 231
Diakoniſſinnen 233
Hareme 235
Antike Steinbrüche 244
Auf dem Blutacker 248
Der Tempel 254
Der letzte Hoheprieſter 265
Jeruſalemitaniſche Legenden 268
Das Feuer in der Bundeslade 268
Regen 270
Drei Kabbaliſten 272
Die Hand 274
Eine Familienmegilah 276
Der lebloſe Lebendige 279
Rabbi Kolonimos 281
Aberglaube 284
Abſchied 288
Fort 296
An Jeruſalem 298
Arabiſche Gaſtfreundſchaft 302
Schluß der Tragödie 308
Nach Khaifa 311
Auf dem Carmel 317
St. Jean d'Acre 325
Kana 329
Safed 336

Seite

Zum galiläiſchen Meere 343
Tiberia 347
Die Bäder 354
Sabbatruh 358
Ein Blatt aus der Chronik 363
Nach Nazaret 373
Im Kloſter 378
Der Tabor 383
Betrachtung 388
Fra Joachimo 392
Die Ebene Jebreel 398
Ein Nachtlager 403
Sebaſte 407
Nablus 412
Bei den Samaritanern 416
Auf dem Garizim 423
Der Ebal 427
Jakobs Brunnen und Joſefs Grab 430
Legenden von Juſſuf 434
Dſchel Dſchule 438
Jericho 443
Zum Jordan 454
Das todte Meer 458
Bethlehem 464
Hebron 468
Die Doppelhöhle Machpelah 474
Purim taka 475
Der Zehnte 476
Gotteserkenntniß 481
Auferſtehung der Todten 482
Rachels Grab 485
Abſchied vom Leſer 489
Anhang . . . . . 491—516

Jaffa.

Meine Aufgabe. — Das Geſtade von Paläſtina. — Betende Chriſten und Juden. — Andromeda und Jona. — Ein Jude gewordener Chriſt. — Die jüdiſche Gemeinde. — Ebene von Saron. — Füchſe und Philiſter.

Die Nacht lag noch auf der See, ich aber konnte nicht ſchlafen; mich beherrſchten Gedanken und Sorgen, Fantaſien und Gefühle. Nebel der See ſtiegen ſie empor, legten ſich trüb und weich und doch empfindlich an die Seele und rangen nach Geſtaltung, um als Wolken hoch aufzuſchweben, in Licht und Schatten zu ſpielen und wieder in ſich zurück zu ſinken und zu verrinnen.

Ich kleidete mich an, ging auf das Verdeck neben den Steuermann und ſchaute hinaus in die rauſchende Nacht.

„Wenn die Sonne aufgeht, wird das heilige Land der Väter vor dir liegen. Das wunderverklärte, das durch Bibel und Geſchichte heilige Land! Du wirſt es betreten und ein Pilger an all den Orten weilen, wo aus begeiſterter Menſchen Häuptern die Flammen Gottes ſchlugen, wo die zornigen Volkstribunen, die Propheten vergeblich göttliche und politiſche Weisheit predigten, und die ſchönſten Hymnen und Liebeslieder von Königen gedichtet worden ſind.

Wonach ſich Millionen Menſchen ſehnen, dir iſt es durch ein günſtiges Geſchick gegönnt, und nicht *ſchauen* blos ſollſt du Kanaan und ſeine heilige Königsſtadt.

Was im Schutt liegt, es wird nicht wieder auferſtehen, nicht der Tempel Jehovas mit ſeinem blutigen Opferdienſte, nicht ſein

funkelndes Orakel, die Urim und die Thumim, nicht der aus Zederngebälk gezimmerte Palast der Könige.

Das verlorene Erbe ist nur geistig wieder zu gewinnen.

Die Aufgabe Israels scheint auf diesem Boden erfüllt, und was als Fluch bezeichnet wird, es ist sein Segen: zerstreut zu sein auf der Erde, ein ganzes apostolisches Volk. Wie der schönen Patriarchenmutter Liebe zu ihrem Sohne, nachdem er gestorben war, zur Liebe für das ganze Volk wurde; so ist die ursprünglich an ein kleines Land gebannte Mission Israels zur allgemeinen auf der Erde geworden. Die Berge und die Thäler der Erde, auf und nieder und über die Meere hinaus, in Schaaren und in Gruppen, einzeln und gedrang, zieht der semitische Stamm mit seiner bleichen Denkerstirne und trägt ein besiegter Sieger das gerettete Banner seiner Ehre und seines Geistes vom Aufgang bis zum Niedergang. Und so mächtig ist selbst der Widerglanz dieser Lehre noch, daß viele Völker der Erde von ihm erleuchtet werden, Monde von der Sonne Licht!

Aber ist es nicht ein kühnes Vermessen, das dich selbst treibt? Mit wie geringem geistigen Werkzeug ausgerüstet gehst du an das Werk! „Wer bin ich?" um auf diesen Ruinen einzelne Steine zusammen zu tragen, sie zu meißeln und den Bau eines Hauses zu versuchen, in welchem Lehre und Licht, die glänzenden Waffen geschmiedet werden sollen, die allein die Welt erobern, und die das verlorene Erbe der Väter — geistig wieder gewinnen sollen."

Die mächtigen Eindrücke meiner Reise bisher, die gewaltigen, immer wechselnden Szenen, die fremden Gestalten und Erscheinungen ließen die Furcht: wird auch das mir anvertraute Werk gelingen? nicht aufkommen in mir. Jetzt wußte ich die Gestade, auf welchen ich eine ernste heilige Aufgabe zu lösen ging, nur noch von der Nacht den Blicken entzogen, aber nahe vor mir. Der ganze, tiefe Ernst einer heiligen Pflicht einer großen Verantwortlichkeit trat mir wie ein Riesenschatten entgegen und mich ergriff ein banges Zagen.

„Wer bin ich!"

Im Osten fingen weiße Streifen zu schimmern an, silberne Fransen am schwarzen mit Sternen besäeten Sargtuche der Nacht. Die Sterne erloschen einzeln, die weißen Streifen röteten sich und wurden immer breiter. Ein lang gestrecktes, welliges Gestade hob sich dunkel vom lichten Horizonte ab und ein purpurnes Funkeln ging über die Wellen der See.

Noch wenige Momente und es lag im vollen Sonnenglanze vor mir — Palästina!

Auf dem Verdecke wurde es lebendig, die Pilger aus dem Abendlande eilten zuerst hinauf und eine kleine christliche Gemeinde hob ein feierliches frommes Morgenlied zu singen an.

Der Schönfärber Benzion aus Přemisl, den wir bereits von der Fahrt nach Rhodus und Cypern kennen, stand demüthig betend, die Tephillen um Stirne und Arm gewunden und sprach weinend den Spruch, wenn Juden das gelobte Land erblicken:
„Wehe mir, deine heiligen Städte sind zur Wüste geworden."

Wir fuhren noch einige Stunden die Küste entlang, bis uns eine Anhöhe hinauf die uralte phönizische Stadt Joppe — was Anhöhe bedeutet — das heutige Jaffa, erschien. Aus grauweißem Stein gebaut, flache Dächer, hoch gekuppelte Moscheen, schlanke Minarete, grüne Gärten, da und dort eine Palme, oder das Banner einer europäischen Macht im Morgenwinde flatternd, so stellte sich uns die im Sonnenlichte funkelnde Stadt dar, mächtig, fremdartig, schön!

An diese Anhöhe war die plastisch schöne Gestalt der äthiopischen Königstochter Andromeda geschmiedet, um einem Seeungeheuer preisgegeben zu werden, bis sie der vom Siege über die Medusa auf dem Flügelrosse heimkehrende Perseus erblickte, befreite und unsterblich zu lieben begann. Er tödtete das Ungeheuer und wusch in einer Quelle nahe beim Meere von Joppe seine Hände vom Blute rein. Die Quelle fließt seitdem, wie der sich rot färbende Andonisfluß auf dem Libanon, rot. Die schöne bildende

Sage der Hellenen wußte eine natürliche Erscheinung, daß der Quell von der rings verbreiteten roten Sanderde zuweilen rote Farbe annimmt, auch hier poetisch zu verklären.

Die Anker wurden außerhalb des seit Urzeiten gefährlichen Hafens weit draußen geworfen. Aus ihm heraus, auf phönizischem, mit Götzendienern gefülltem Schiffe suchte der Prophet Jona dem Gebote des Herrn, nach Ninive zu gehen, zu entkommen, bis ihn der Haifisch verschlang und als zähe unverdauliche Atzung wieder ausspie.

Flügelroß und Haifisch! Der plastisch schön empfindende Hellene und der die edle Plastik verachtende Jude!

Wir waren bald von Barken umschwärmt und nicht mehr wir selbst; vielmehr willenlos gemachte Menschen, Waaren, welche die Barkenführer ans Land zu bringen hatten. Jeder von ihnen suchte einen Reisenden mit seinem Gepäcke unter heftigem Schreien und Zanken zu entern. Einige Barken wurden von völlig nackten, kräftig edlen Jünglingsgestalten geführt und retteten die durch die unförmliche Haifisch-Erinnerung verdorbene Fantasie.

Ein Jude aus Kaschau, Herr Platner, der das Uhrmacher-Handwerk betreibt und eine gute, reinliche Herberge hält, war von Freunden angewiesen, mich zu empfangen und holte mich am Borde ab. Ich begab mich mit ihm und drei Deutschen, die ich auf dem Schiffe kennen lernte, zu ihm. Um im Hafen beim Zollamte ans Land zu kommen, muß man sich, unter dem lärmenden Tumulte all Derer, die sich des Fremden bemächtigen wollen, von zwei Männern empor ziehen lassen, was nicht ohne Gefahr ins Wasser zu fallen möglich ist. Zu einer hölzernen Treppe, die bequem oder doch wenigstens sicher empor führte, hat es die türkische Lokalbehörde noch nicht gebracht. Es wäre dies zwar nicht kostspielig, aber ordentlich, und Ordnung ist nicht die Sache eines auch in den kleinsten Dingen anarchischen Staates.

Vier Piaster: 20 Kreuzer genügten, um vier voraus gesandte große Kisten uneröffnet und somit ununtersucht vom Zollamte

ausgefolgt zu erhalten; freilich war Muſſa, der bis an die Zähne bewaffnete Kawaß des öſterreichiſchen Conſulates mein Begleiter.

Auf dem Diwan der offenen Terraſſe der Herberge hingeſtreckt, vor mir das weithin rollende, blau wogende Meer mit ſeinen ſtarken weißen Brandungen, die den Hafen von Jaffa ſeit uralten Zeiten gefährlich machen, ruhte ich von der Seefahrt aus.

Bald kam der ehrwürdige Chacham der ſephardiſchen Gemeinde in Jaffa, Herr Juda Lewi aus Raguſa, um mich zu begrüßen und mir einen zum Judenthum übertretenen Chriſten, Herrn David — früher Peter — Klaſen, einen Feldbebauer aus Danzig, vorzuſtellen. Herr Klaſen iſt der Leiter des Gartenbaues auf dem um 50,000 Pfr. angekauften Beſitze Sir Moſes Monteſiores und beſchäftigt zwanzig jüdiſche Arbeiter. Die Gärten ſind eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und weil den Arbeitern der täglich zweimalige Gang nach Jaffa zum Gottesdienſte zu viel Zeit rauben würde, richtete Herr Klaſen eine kleine Synagoge in einem Gartengebäude ein. Die Thorarollen brachte ihm ein jüdiſches Mädchen aus Jeruſalem als Morgengabe mit. So wurde Herr Klaſen der Begründer einer zweiten Gemeinde und Synagoge in Jaffa.

Seine Schweſter, ebenfalls zum Judenthume übertreten, heiratete in Jeruſalem einen Herr P. K., der ſpäter Proteſtant wurde, während ſie Jüdin blieb.

Der Chacham Lewi kam vor vierundzwanzig Jahren nach Jaffa als Kommiſſionär, um jüdiſchen Pilgern behülflich zu werden und fühlt ſich glücklich, hier der Stifter einer Gemeinde geworden zu ſein. Es leben jetzt 65 jüdiſche Familien — darunter nur drei aſchkenaſiſche — etwa 400 Seelen hier; ſie beſitzen eine Synagoge und eine Talmud Thora. Die Gemeindeauslagen belaufen ſich auf 4500 Pfr. jährlich, die durch freiwillige, wöchentliche Spenden hereingebracht werden.

Die Gemeinde iſt arm und bezieht nirgend her Almoſen. Ihre Mitglieder ſind Kaufleute, Krämer; Viele leben von ihrer

Hände Arbeit und als Lastträger, Schiffer, Boten u. dgl. Handwerker sind wenige unter ihnen: 4 Schuster, 3 Schneider, 1 Silberarbeiter, 1 Uhrmacher. Nur vier Gemeindemitglieder besitzen Häuser. Herr Lewi schilderte mir im Ganzen die Lage der Gemeinde als eine sehr traurige und meinte, wenn sie nur einen Lehrer bezahlen könnten, um ihre Kinder auch in andern Gegenständen als im Talmud, namentlich aber in der Landessprache unterrichten lassen zu können; wodurch sie erwerbfähiger würden. „Wie glücklich," schloß er, „sind unsere Brüder in Jerusalem; ihnen wendet sich alle Theilnahme zu. Bewohnen denn nicht auch wir das Land Israels?"

Um 3 Uhr Nachmittags war vor unserem Hause lebhafte Bewegung von Menschen und Thieren; ein Lärmen und Schreien und Zanken der Araber, als sollte jeden Augenblick ein Kampf mit Messern beginnen. Es war aber nur ein sich verständigen, ein besprechen in der landesüblichen temperamentvollen Weise. Endlich waren neun Pferde gesattelt — es hatten sich uns ein Engländer und ein Spanier angeschlossen — fünf Maulthiere mit unserem Gepäcke beladen. Um 4 Uhr stiegen wir zu Pferde, die Kawasse des österreichischen und preußischen Consulates ritten voran, wir folgten und drei Männer, die Besitzer der Thiere, liefen barfuß bald vor, bald hinter uns, wie eben ein Reiter, oder ein Thier ihrer bedurfte. Ein kleiner Esel lief mit und diente bald dem Einen, bald dem Andern mit seinem Rücken und sprengte ganz stattlich zuweilen der ganzen Karawane voran.

Wir ritten enge steinigte Straßen hinab, den Bazar durchschreitend, zum Stadtthor hinaus und gelangten bald durch lebhaft bewegte Gruppen voll fantastischer Gestalten, durch Kameelzüge und Heerden zu einem prächtigen in sarazenischem Stile erbauten weiß marmornen Brunnen. Straßen, die durch haushohe undurchdringliche Kaktuswände gebildet sind, nahmen uns auf. Hinter den grünen, mit hochroten großen Blüten geschmückten Wänden standen Orangen und Zitronenbäume, fast brechend unter der Last der

grüngoldenen und rötlichen Früchte. Aus ihnen heraus ragten einzelne Palmen. Zypressen, Feigen-, Oel-, und Granatbäume und Weinranken ließen die Pflanzungen zur Rechten und Linken nicht wie Gärten, vielmehr wie Waldungen erscheinen. Zwischen durch wirbelten unsere Pferde den rötlichen Sand als Staub auf, vom Himmel brannte unerträgliche Glut und eine schmale Wüste durchschreitend hatten wir zur linken und rechten Seite paradiſiſche waſſer-, duft- und glanzreiche Oaſen.

Eine leicht gewellte ſanft anſteigende Ebene nahm uns auf. Da und dort weißgelbes, für die Ernte reifes Getreide — es war der 27. Mai — einzelne Oelbäume, verfallene Häuſer, drei, vier Hügeln angebaute unanſehnliche Dörfer. Wir befanden uns in der meilenweiten Ebene von Saron. Vor uns, noch in blauer Ferne, im halben Kreiſe, das in mäßig hohen, runden Kuppen ſich erhebende Gebirge von Juda. „Der Schmuck Sarons" — „Die Roſe im Thal" — hatte abgeblüht, ich konnte nur die dornigen Sträucher ſehen. Ein hinjagender Fuchs, das einzige Thier, das wir erblickten, erinnerte an jenen humoriſtiſchen Streich Samſons, wie er „dreihundert Füchſe fing und Brände nahm und je einen Schwanz zum anderen kehrete und einen Brand je zwiſchen zween Schwänze that, ſie mit Feuer anzündete und unter das Korn der Philiſter ließ."

Ein moderner Held hätte jetzt vielmehr die Aufgabe, die Philiſter zwiſchen die Füchſe zu jagen und ihnen ihre klugen Behauſungen über den Köpfen anzuzünden; was uns ein treffliches Mittel ſchiene, Füchſe und Philiſter zu gleicher Zeit los zu werden.

Ramleh.

Das Franziskanerkloster. — Ein abgewiesener Jude. — Gestörte Nachtruhe. — Ein Mord. — Abreise.

Fernher kündigte sich vor uns Ramleh „die Sandige", durch ihren hohen schlanken Thurm an. Hinter uns sank die Sonne langsam als glühende Scheibe unter den Horizont; nur die Gipfel der Berge vor uns leuchteten noch in rot violettem Dufte und ohne hinüberzudämmern verwandelte sich der Tag plötzlich in Nacht.

Nach vierstündigem Ritte, — die müden Pferde waren durch keine Gewalt zu einem raschen Schritte zu bewegen, — machten wir vor dem Kloster der Franziskaner Halt. Auf dem Wege hatte sich ein Jude zu Pferde zu uns gesellt: Reb Jizchak, der als Kind mit seinen Eltern aus Ungarn in Jerusalem einwanderte, seinen Geburtsort nicht mehr kennt, und nur schwer sich in deutscher Sprache verständlich zu machen weiß. Im Kloster mit uns eingetreten und als Jude erkannt, wurde er auf unfreundliche Art hinausgewiesen. Die erste Regung war in mir, ihm zu folgen. Der Gedanke aber, keine Herberge zu haben, wenn es gut geht in einem offenen Khan unter unsicherem Gesindel, oder gar im Freien übernachten zu müssen, überwog mein beleidigtes Gefühl und ich blieb.

Im reinlichen Refektorium, Bänke und Tische entlang den Wänden wurde ein einfaches Nachtmahl von zwei Laienbrüdern in freundlichster Weise gereicht. Ich ließ mir an Wein, Brot und schwarzem Kaffe genügen. Ich war von der

Seefahrt angegriffen und hatte noch unwohl, ohne in Jaffa einen Biſſen zu eſſen, in heißer Sonne den ſonſt angenehmen Ritt, von mehreren Stunden gemacht. Noch am folgenden Tage wirkte das Unwohlſein nach und ich betrat in Wahrheit die heilige Stadt nach einem achtundvierzigſtündigen Faſten.

Nach der Mahlzeit wurden wir eine breite Treppe empor je zwei in geräumige Stuben geführt, wo uns die reinlichſten Betten aufnahmen.

Wir ſollten uns nicht lange der Ruhe erfreuen. Ein heftiger Lärm, ein Schreien und Heulen weckte uns nach Mitternacht; es war als ob es ſich näher wälzte und die Mauern des Kloſters ſtürmen wollte.

Wir ſprangen erſchrocken auf, kleideten uns raſch an und langten Alle, faſt gleichzeitig, in der hochgewölbten, gegen einen kleinen Garten hin offenen Halle an. Die Mönche beruhigten uns, wiewohl ſie uns doch eine entſetzliche That, die eben geſchehen war, mittheilten: drei Beduinen brachen in die Tenne eines mohammedaniſchen Bauers und luden auf vier Kameele ſein eben eingeheimſtes Getreide. Als er ſich zur Wehre ſetzte, ſchoß ihn einer der Diebe nieder. Zwei Beduinen ergriffen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der dritte wurde gefangen genommen.

Die ganze Bevölkerung Ramlehs war aufgeſchreckt und ſchrie und wehklagte durch die nächtigen Straßen.

Ein Zufall eigenthümlicher Art ließ mich vierzig Tage ſpäter das blutig begonnene Drama in Ramleh zu Ende erleben. Ich werde davon zu erzählen haben.

Wir benützten den unſere Nachtruhe ſtörenden Zufall und hießen unſern Führer ſatteln, um die Morgenkühle zu genießen und zu früher Stunde unſere Sehnſucht nach Jeruſalem erfüllt zu ſehen.

Im Refektorium mit ſchwarzem Kaffee und Brot bewirtet, übergaben wir Jeder eine freiwillige Spende von ſechs Francs fürs Kloſter und nahmen von den Mönchen, die ſehr bedauerten, wegen Mangels an Vorrat, uns weder Speiſe noch Wein mitgeben zu können, herzlichen Abſchied.

Im Hofraume war wieder lebendiges Treiben und Drängen. Eine brennende Fackel beleuchtete unsere Pferde, die gesattelt, die Maulthiere, die beladen wurden; all das wieder unter heftigem, übrigens völlig unbedenklichem Schreien und Zanken unserer Führer und Begleiter. Ueber den bewegten Gruppen ragte eine ruhig hohe Palme und bewegte kaum im Nachthauche ihre Blätter. Um halb vier Uhr des Morgens war die Karawane zum Aufbruche bereit. Wir ritten durch enge ungepflasterte Straßen, die Häuser waren wieder stumm geworden, über ihnen da und dort eine Palme, eine Zypresse im Mondlicht glänzend. Alles in unsicheren Umrissen schweigend, bald im Lichte, bald im Schatten zitternd. Die Sterne, die größer als im Abendlande erschienen, flackerten, was hier keinen Regen verkündet und in den Lüften fing ein Lerchenjubel zu schmettern an. Der Himmel war leicht wolkig und zeigte uns die Pracht des Sonnenaufganges nicht; es wehte ein frischer Hauch und selbst bei voller Tageshelle blieb es nur angenehm warm. Wir hatten bis Jerusalem von keiner Hitze zu leiden.

Jeruſalem.

Der Weg. — Adler und Eidechſen. — Ein Schech. — Kiriat Jearim. — Anblick der h. Stadt. — Ein Ueberfall. — Krié ſchneiden.

Das Land, das den Anblick einer von der Sonne verbrannten Hutweide gewährte, fing nun immer mehr an hügelig zu werden. Die Straße, wenn ein ſeit Urzeiten nicht gebauter Weg ſo genannt werden kann, wurde ſteinigt und den Pferden beſchwerlich.

Nach drei Stunden waren wir in den Bergen. Auf den erſten Anhöhen zur Linken lag das Dorf Kubak. Wir ritten, zur Rechten und Linken hohe Felſen, durch enge ſteinigte ſchmal zuſammengedrückte Thäler. An die halsbrecheriſchen Ritte auf dem Libanon gewöhnt, erſchien mir dieſer von Pilgern verrufene Weg völlig ungefährlich und meine Gefährten konnten nicht begreifen, wie ich, zuweilen mein Pferd heiter in Gallopp ſetzte und über den felſigen Weg ſchmetternd hinſprengte. Ebenſo erſchien mir, der ich bereits Wüſtenland geſehen hatte, die Landſchaft nicht ſo kahl und nackt. Ueberall ragten einzelne, bald in Gruppen bald einzeln, uralte Oliven- und Johannesbrotbäume empor und Felſenritze und Spalte durch, drängte ſich grünendes Geſträuch. Am Anfang des Wadi Aly begrüßten wir das Dorf Latrun.

Wir waren bereits an zwei Quellen vorüber gekommen und hielten an einer dritten Raſt. Wir lagerten unter uralten Bäumen. Ein Adler flog von einer Felſenkuppe hoch auf und über die grau grünen umliegenden Felsblöcke blitzte aufgeſchreckt zuweilen eine Eidechſe an uns vorüber, zwei Spannen lang.

Während wir lagerten ritt ein ſchön bewaffneter Schech, mit fünf Begleitern durch Felſen hervor und an uns vorüber. Die maleriſch gekleideten Reiter wurden von kleinen, ſchlanken feurigen Pferden getragen. Ich grüßte den Schech, worauf er auffallend ehrerbietig

dankte. Mussa, der Kawaß, sagte mir: „Das habt ihr gut gemacht, Herr! Er hält euch für einen wichtigen Mann, weil ihr ihn zuerst gegrüßt habt.“

Wir brachen nach einer halbstündigen Rast auf und erreichten durch dichte Olivenbäume-Pflanzungen immer mehr empor zwischen Felsen und Bergen reitend Kuryet el-Enab, „die Stadt der Weintrauben.“ Eine mäßige Anhöhe baut sie sich von der Kante derselben herab bis ins Thal mit weißen steinernen Häusern, mit einer Moschee, einer verfallenen, einst größten Kirche in Palästina, von Wein, Feigen und Olivenpflanzungen umgeben, die sich auch jenseits der Thalhöhe einen Abhang empor ziehen und dem ganzen Bilde ein bewegtes frisches Ansehen geben. Die Mönchsüberlieferung will in dieser Stadt das alte Anathot des Propheten Jeremias erkennen, neuere geistvolle Forschung aber Kiriat Jearim, die „Stadt der Wälder“ dahin die Leute von Bethsemes die Bundeslade gebracht haben. Jetzt hauset die Familie Abu Ghesch hier, deren Häuptling noch vor wenigen Jahren jedem Reisenden einen Tribut abverlangte.

An dem üppig angepflanzten Dorfe Kulonieh vorüber durch das Terebintenthal, sahen wir zur Linken das Dorf Lifta und im Hintergrunde auf einem kegelförmigen Berge das Grab des Propheten Samuel.

Der Weg fing jetzt an beschwerlicher zu werden, die Berge kahler und endlich war kein Baum, kein Grashalm sichtbar. Wir wußten uns Jerusalem nahe und die Unruhe es zu erblicken ließ den Weg noch länger und beschwerlicher erscheinen. Ich spornte mein Pferd einen Bergrücken hinan, da erhob sich wieder ein zweiter, eben so traurig und kahl. Und so einigemal. Endlich that sich zur Rechten eine Thalkluft auf und drin lag das Kloster des Kreuzes, das auf der Stelle hingebaut ist, wo der Stamm zum Kreuze an dem Christus gerichtet worden ist, genommen worden sein soll.

Auf einer Bergebene angelangt, begegnete uns ein mohammedanisch gekleideter alter Mann, er ging hinter einem Esel her, auf dem ein junges Weib in blauem weiten Gewande ritt; sie

verhüllte ihr Angesicht, als wir näher kamen. Der Alte sprach den arabischen Gruß: „Maruh haba."

Mussa war einige hundert Schritte vorangesprengt und die Rechte ausstreckend rief er mir zurückgewendet zu:

„El Kods!" so heißt Jerusalem arabisch.

Ich setzte mein Pferd in raschen Gang und sah vor mir — Jerusalem.

Der Himmel war grau gewölkt und die Stadt selbst mit ihren Kuppeln und Minareten, Häusern und Ruinen, umgeben von einer hohen phantastisch gezackten Mauer, lag in einem matten Bleiglanze. Sie selbst schien mir ein altergrauer Pilgrim, der hierher kam und hinsank um zu sterben und vom Schmerz versteint worden ist, wie jene Mutter, nachdem ihr der Zorn des Gottes die Kinder getödtet hatte.

Dies also ist die Stadt des Helden, des Dichters, des Königs. Dies ist die Tempelstadt des weisen, des Menschen und Geister beherrschenden Salomo. Von hier leuchtete eine Centralsonne der Geister: der Glaube an nur einen, ungetheilten Gott der Welt, über die ganze Erde hin und machte diese kleine Stadt zur Weltstadt, zu der man wenn man sie erreichen will, nach den Worten der Schrift: „hinaufziehen" muß. Sie zog die Geister hinauf, wie die Sonne die Milliarden Thautropfen, in denen sie sich in allen Farbenbrechungen spiegelt.

Ich hielt den Zügel meines Pferdes stramm, damit es sich nicht bewege und mich nicht störe. An meinem innern Auge gingen die Thaten und Gestalten alter Jahrhunderte vorüber. In mir sprach es: Gräber auf Gräbern in Gräbern! Ich war tief gerührt und mich im Sattel vor der Stadt Jehovas beugend, fielen Thränen in die Mähnen meines Pferdes. Ich hörte meine Reisegefährten hinter mir herkommen, die von den Pferden gestiegen waren, um die Stadt zu Fuße pilgernd zu betreten und gab, um von ihnen in meinen Gedanken nicht gestört zu werden, dem Pferde die Sporen und ritt allein die Höhe hinab.

Reb Jizchak, der sich uns vor Ramleh gesellt hatte und den wir von den Klostergeistlichen abgewiesen sahen, war schon früher

unserer Karawane vorangeeilt, um wie ich später erfuhr meine längst angekündigte Ankunft zu melden. Ich selbst war jetzt dem Zuge einige Hundert Schritte voraus und schon den Mauern der Stadt nahe. Da trat ein Mann, den ich früher nicht bemerkt hatte, plötzlich an mich heran, faßte mit seiner Linken den Kragen meines Oberkleides, während die Rechte ein langes blankes Messer schwang.

Meine Gedankenversunkenheit, aus der ich durch die plötzliche Erscheinung und ihren stummen Angriff emporgerissen wurde, wich einem unsagbaren Entsetzen und als ich fast automatisch die Pistole aus dem Halfter zog, — jedenfalls konnte der Angreifende mir mit seiner Waffe zuvorkommen — ließ der Mann rasch von meinem Kleide ab, beide Arme sinken, und schrie bis in die Lippen erblassend: „Schema Israel! Was wollen Sie vollbringen?“ Alles dieß war kaum in einer Minute geschehen und den Glaubensgenossen erkennend, mußte ich, der ich eben noch selbst blaß vor Schreck sein mochte, laut auflachen. Er aber erklärte mir, daß jeder jüdische Pilger, ehe er die Stadt betrete, in Trauer über ihre Zerstörung, wie um einen blutverwandten Todten sein Kleid zerreißen müsse. So ließ ich mir denn von Herrn Mosche Kural, der von diesem Geschäfte ein spärliches Einkommen hat, eine „Krie schneiden“, d. h. das Kleid zerreißen, während ich ihm den üblichen Spruch nachsagte: „Zion ist zur Wüste geworden, es liegt zerstört.“

Darauf ritt ich durch das Jaffathor in das mir gastlich aufgethane Haus des Directors, des Sir Montefior'schen ärztlichen „Dispensatory“ Herrn Dr. Fraenkel.

Vom langen Ritte und der Sonnenglut fieberhaft aufgeregt, begab ich mich zur Ruhe bis zur Abendkühle, während welcher Zeit mich der kaiserlich österreichische Consul durch seinen Drageman begrüßen ließ, mich die Vorsteher der sephardischen und der deutsch-holländischen Gemeinde willkommen hießen, und die Rabbiner der Gemeinde „Chassiden“ schriftlich anfragten, zu welcher Stunde sie sich mir vorstellen könnten.

Der österreichische Consul.

Erster Gang. — Das Consulatsgebäude. — Rot-weißes Banner. — Gräfin Pizzamano. — Emilia. — Persische Schache. — Münzensammlung.

Der erste Gang in Jerusalem führte mich durch den buntfantastischen lebhaften Bazar, durch enge, meist abwärts führende, ungepflasterte Gassen, die, jemehr sie sich vom Bazar entfernen, immer einsamer und stiller werden. Zwischen hohen und steinernen Häusern mit kleinen verschlossenen Thüren mit engen Holzgittern in den glaslosen Fensterräumen, dann unter Wölbungen hin, über Schutthaufen, da und dort über Aeser von Katzen, Hunden und sogar über eine den Querraum einer Gasse völlig versperrende Kameelleiche, fühlte ich mich in den lebhaftesten und schmerzlichsten Widerspruch mit all' den Gefühlen und Gedanken versetzt, welche ein Pilger in die heilige Stadt mitbringt. Selten nur begegnete ich einem Reiter, oder einer, um es richtiger zu bezeichnen, vermummten, nicht verschleierten Frau, einem weiß beturbanten Moslim, einem schwarzen Sklaven, oder polnisch gekleideten Juden. Man schreitet, und der Gedanke in der von der Pest oft heimgesuchten liegt nicht fern, wie durch eine Stadt, in der sie eben gewüthet und einen großen Theil der Bevölkerung hingerafft hat. Vom Himmel herab zittert ein weißblaues heißes Glutmeer und immer wieder sagt sich der Wanderer wie erstaunt darüber: Du bist in Jerusalem!

Endlich aus Wölbungen hervor erblickte ich zur Rechten ein überkuppeltes, halbverfallenes Bad und eine Straße, die an seiner Seite mäßig aufwärts führt, von welcher mein Begleiter berichtete, daß sie die Via dolorosa sei. Zur Linken stehen verfallende Häuser und dem Voranschreitenden schaut das phantastisch überzinkte, hochgewölbte Damaskusthor entgegen. Hart an demselben führt ein schmaler Staubweg einen Schuttberg empor, zu dessen Linken sich die schöne sarazenisch gebaute Stadtmauer hinaufzieht, während man rechts jenseit der Leidensstraße thurmhohe Zypressen und zwei Palmenbäume aufragen sieht, die auf dem Berge Moria wurzeln und ihre Schatten über den Opfer heiligen Raum des Tempelplatzes werfen.

Vor mir auf einem kleinen Plateau, von dem zierliche Steinstufen hinauf geleiten, stand, den Schuttberg krönend, das österreichische Consulatsgebäude. Zu beiden Seiten der Treppe ein jung angelegter Garten, in welchem unter Blumen aller Art, Granatbäume ihre blutroten Blüten wiegten. An der verschlossenen Pforte angelangt, drehte ich ihr den Rücken und sah zu meinen Füßen tief und einen entgegengesetzten Berg empor, die kuppelreiche, im Sonnenglanze grauweiß funkelnde Stadt.

Ein Zug an der Schelle der Pforte und sie wurde von einem bewaffneten Diener aufgethan. Auf einem terrassirten Hofraume spielten hinter einem hölzernen Gitter zwei Gazellen; über einer Zisterne glänzte der kaiserliche österreichische Adler. Eine hölzerne, von Blumen eingefaßte Treppe führte mich in einen mit türkisch bunten Teppichen belegten Salon, wo mich, da der Consul momentan nicht anwesend war, seine liebenswürdige Gattin empfing, an ihrer Hand ein dreijähriges Mädchen, das mich aus großen märchenhaften schwarzen Augen anschaute und arabisch grüßte.

In einiger Entfernung stand malerisch gekleidet eine Bethlehemitin, die Aja der kleinen Emilia.

Ich kannte die Gräfin Pizzamano von Wien her, wo sie in geistiggeselligen Kreisen durch anmuthende Schönheit und liebenswürdigen Geist sonnenhaft wirkte.

Graf Pizzamano, aus einer altpatrizischen, später in vier Zweige getheilten Familie Venedigs stammend, wohin sie aus Böhmen eingewandert war, und deren Palläste noch jetzt verschiedene Plätze der Dogenstadt zieren, trat bald ein. Eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge heiter wohlwollend, begrüßte er mich herzlich in deutscher Sprache, die er zuweilen mit italienischem Akzente betont. Seit acht Jahren in Jerusalem, war Oesterreich vor seiner Sendung dahin in der heiligen Stadt nicht vertreten und seiner maßvollen Energie ist es zu danken, daß nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder seit dem Jahre 1855 das Banner Oesterreichs in Jerusalem aufgehißt wurde. Das weiß-rote Wappen, welches der „glorreiche" Herzog Leopold von Oesterreich zum Andenken an seine bei der Erstürmung von Ptolomäus bewiesene Tapferkeit gestiftet hat.

Die Consuln von Frankreich, Spanien, England, Preußen und Nordamerika folgten später dem Beispiele Oesterreichs. Eine andere Macht ist in Jerusalem nicht vertreten.

Graf Pizzamano ist ein fleißiger Sammler. In einer in gothischem Stile gebauten gemalten Erkerstube zieren vierzig Portraite persischer Schache die fantastisch gezierten Wände. Abgesehen von der Portraitähnlichkeit sind sie in kunsthistorischer Beziehung durch die originelle Pracht der Kostüme kostbar und ein merkwürdiger Besitz. Die Münzensammlung beschränkt sich zwar nur auf alt jüdische, seleuzidische und sirische Münzen, dürfte aber in Exemplaren von Gold, Silber und Kupfer eine der vollständigsten sein. Lampen, Basreliefs, Säulenknäufe, Ringe, Spangen und was an dergleichen in Palästina und Sirien häufiger gefunden wird, gewähren ein interessantes Studium, wie sie zugleich für den, dem Italiäner innewohnenden Kunst- und historischen Sinn auch hier ein erfreuliches Zeugniß geben und wohl eine nähere kritische Beschreibung verdienen würden.

Wir besprachen einiges, das sich auf meine Sendung bezog, wobei ich gleich nach der ersten Stunde den bei späteren Anlässen sich immer mehr darstellenden praktisch klaren Geist des Grafen

kennen, vor Allem aber die jedem Bureaukratismus fern abgewandte heitere ruhige Weise bewundern lernte, mit dem er die wichtigsten Geschäfte wie spielend, ohne jede leidenschaftliche Regung, mit ruhigem Ernst abthut. Eine Eigenschaft, die dem Orientalen gegenüber von bester Wirkung ist.

Wir schieden in herzlicher Weise, nicht ohne Bedauern der Hausfrau, daß ich, um meinen Glaubensgenossen kein Aergerniß zu geben, jede Einladung zu Tische ablehnen mußte.

Der Chacham Baſchi.

Patriarchaliſche Erſcheinung. — Sehnſucht nach Meſchlach. — Muſik klingt weit. — Gegenbeſuch. — Stöcke am Sabbat. — Süße Kuchen.

Ich verfügte mich hierauf zum Oberrabbiner Herrn Chaſim Riſſim Abulafia von Jeruſalem.

Vor Jahren ſtellte die türkiſche Regierung, die den Chacham Baſchi als einen von ihr beſtättigten Würdenträger ehrt, eine doppelte Ehrenwache vor das Haus, die vor einem Dezennium der Koſten wegen dankbar abgelehnt wurde. Ich ſtieg eine ſchmale ſteinerne Treppe empor, trat über eine offene Terraſſe, wo zwei Frauen raſch ihr Antlitz verhüllten und wurde in einen geräumigen Saal geführt, der nach orientaliſcher Sitte ringsum mit niedrigen Divanen umgeben war. Auf einem derſelben ſaß der mehr als achtzigjährige Greis. Das Haupt, von einem blaugrauen Turban umwunden, ließ die Haare nicht ſehen, ein langer weißer Bart fiel auf einen weißwollenen weiten Talar. Er ließ ſich von zwei Dienern emporheben, um mich zu begrüßen. Eine ehrwürdige patriarchaliſche Geſtalt. Er legte die rechte Hand an Bruſt und Stirne und winkte mich neben ſich zum Sitzen.

„Verzeihe“ begann er in ſpaniſcher Sprache, „daß wir Dir nicht vor das Thor der Stadt entgegen gezogen ſind.“

Es wäre beſchämend für mich geweſen, wenn Du, der ehr-

würdige Greis, mir, dem jüngeren Manne entgegen gekommen wäreſt.

„Wenn Opfernde nach Jeruſalem kamen, ging ihnen der Hoheprieſter immer entgegen. Und Du bringſt ein Opfer.“

Nicht ich, eine edle Frau.

„Biſt Du nicht ſoweit gereiſet?“

Eine Sehnſucht meines Lebens iſt erfüllt, Jeruſalem zu ſehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt Dir nebſt dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Paſſafeier betend ſchließen: „Leſchono habo be Jeruſchalaim“.

„Du haſt Grund dich zu freuen! dir wird mehr Heil, als Moſes, unſerem Lehrer. Er durfte das verheißene Land nur von fern ſehen. Du haſt es betreten. Wir aber, die wir hier geboren ſind, warten ſehnſuchtsvoll traurig auf den Meſchiach.“

Mit der grüßenden Handbewegung an Bruſt und Stirne, reichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe. Mittlerweile hatten einige Rabbiner in orientaliſcher Tracht, um dem Herrn des Hauſes durch ihre Gegenwart den Gaſt ehren zu helfen, ſich verſammelt und Platz genommen. Zwei Diener reichten Tſchibuk und Kaffe und auf ſilberner Taſſe eingemachte ſüße Früchte und Limonade dar. Nicht ohne früher das kurze, bevor man Speiſe oder Trank genießt, übliche Gebet geſprochen und, gegen den Hausherrn mich neigend, die Hand an Bruſt und Stirne gelegt zu haben, genoß ich des Dargereichten.

Der Chacham Baſchi hatte unterdeſſen, ſelbſt aus einem Tſchibuk rauchend, die Briefe aufmerkſam geleſen, und richtete wieder das Wort an mich:

„Dieſe Briefe freuen mich; ſie ſind aber nicht nötig. Wer ein gutes Werk thut, iſt empfohlen genug.“

Gott vielleicht, aber noch nicht den Menſchen. Du kennſt mich nicht und darum ſchienen ſie mir nötig.

„Du biſt ein trefflicher Mann, hätte man ſonſt gerade Dich gewählt? Wir ſind Alle Sklaven Gottes.“

Lies mein „Kol mebaſſer“ und gib mir dann Deinen Rath; ich will ohne dieſen in der heiligen Stadt nichts unternehmen.

Vielleicht ist Manches, wenn auch gut gemeint, nicht landesüblich.

„Es ist alles gut; ich habe schon früher davon gehört! Ich bin alt, aber was ich thun kann, Dich zu unterstützen, werde ich thun."

Dein Ansehen ist alt und ehrwürdig aber Dein Geist ist jung.

„Das ist die Gnade Gottes."

Ich freue mich, zu Dir gekommen zu sein, Dein Name ist bekannt, wie im Morgen- so im Abendlande.

„Musik klingt weit."

Erlaube mir, daß ich wieder zu Dir komme.

„Komme zu mir, ich will Dich unterstützen. Ich kann es um so mehr, als" — anspielend auf die anwesenden Rabbiner, „das Geschlecht der Tanaim und Amoraim noch nicht ausgestorben ist."

Ich schied, nicht ohne die Hand, wie schon beim Kommen, an die Mesusa der Thürpfoste und an die Lippen zu legen, welche fromme Sitte in Jerusalem durchweg geübt wird.

Zwei Tage darauf erwiederte mir der Chacham Baschi, umgeben von seinem ehrwürdigen Bedin, Rabbiner-Kollegium, unter Vortritt seiner Diener, feierlich den Besuch, wobei es mir auffiel, daß Alle, da es doch Sabbat war, sogenannte spanische, mit Silber beschlagene Stöcke trugen, während die deutschen Juden es für Sünde halten, sich am Sabbat eines Stockes zu bedienen. Vor seiner Ankunft hatte der Chacham Baschi mir, „damit mir die Ankunft in der heiligen Stadt wohlschmeckend sei" süße Kuchen gesendet.

Beſuchende.

Vorſteher der Chaſſidim. — Oeſterreichiſches Geld an Ruſſen vertheilt. — Synagogenbau. — Ein jüdiſcher Dichter. — Ein Mann aus Kremſier. — Widerwille gegen Ackerbau. — Anklage der Rabbiner. — Zorn gegen jüdiſche Wohlthäter. — Ein Tiſchlermeiſter.

Bald nach dieſem Beſuche begrüßten mich die Vorſteher der Gemeinde „Chaſſidim“, an ihrer Spitze Herr Riſſim Back aus Galizien, der die einzige, leider feiernde hebräiſche Buchdruckerei in Jeruſalem, die ihm Sir Monteſiore einrichtete, beſitzt.

Die Herren boten mir, unter bedauernder Darſtellung, wie es in Jeruſalem an Lehranſtalten fehle, und wie ſie den Gedanken an die Gründung einer ſolchen ſegnen, ihre Dienſte aufs freundlichſte an. Sie eröffneten mir dann ihr ſchmerzliches Anliegen, wie ſie ſeit Jahren ohne erziebigen Erfolg Geld ſammeln, um eine Synagoge zu bauen, zu der ſie den Grund bereits angekauft. Als ich ſie auf den Curator in Wien verwies, deſſen einzige Obliegenheit es ſei, Almoſen für das heilige Land einzuſenden, lehnten ſie denſelben mit der Bemerkung ab, daß er das in Oeſterreich geſammelte Geld, mit Ausſchließung der gebornen Oeſterreicher, einzig und allein den nur Schutz beſohlenen Ruſſen der Gemeinde „Peruſchim“ zuwende. Der öſterreichiſche Conſul beſtättigte mir die Thatſache. Die Herren ſendeten mir ſpäter einen begeiſternden von dem Conſul mit unterzeichneten Aufruf an alle Glaubensgenoſſen zu, mit der ſchriftlichen Bitte: im Abendlande denſelben zu verbreiten, um durch fromme Spenden zu ihrem andächtigen Ziele zu gelangen.

Brief und Aufruf sind diesen Blättern angehängt; möge der Letztere vom segenreichsten Erfolge begleitet sein!

Ich wurde am folgenden Morgen noch durch einige Besuche ausgezeichnet, die mir, wenn auch vorerst einen flüchtigen, doch charakteristischen Schattenriß von Personen und Zuständen in Jerusalem boten.

Ich saß in einer mit hochgewölbter Kuppel gedeckten Stube, wie sie alle in Jerusalem sind und hatte durch zwei in ein enges Gäßchen führende Fenster einen freien Ausblick über einen Theil der Stadt, auf den Oelberg und den jüdischen Begräbnißplatz im Thale Josafat. Ein mit schöner Bernsteinspitze versehener Tschibuk, der dem Erwachenden am Morgen noch vor dem Frühstück gereicht wird, war mit Tombak, dem gelben Tabak aus Persien gefüllt, und wirbelte blaue süßduftende Wolken empor.

Die funfzehnjährige Magd des Hauses, eine verheiratete spanische Jüdin Chanula, mit einem still anmutigen Gesichtsausdrucke, den Kopf mit einem Turban umwunden, die Brüste völlig frei, während die ganze Gestalt keusch verhüllt war, brachte das Frühstück. Jede Stube hat eine kleine flache Erhöhung, etwa eine einen Schuh hohe mit Teppichen bedeckte Bühne, auf der sich die Divane befinden. Vor dieser Erhöhung legte Chanula nach orientalischer Sitte ehrerbietig die Pantoffel ab, und mit bloßen Füßen sich nähernd, grüßte sie, die Rechte an Herz, Stirne und Mund legend. Sie stellte das Frühmahl auf den Tisch: Schwarzer Kaffe und Ziegenmilch, weißes Brot, von der Hitze flüssige Butter und Honig. Ich befand mich denn in Wahrheit im Lande, wo Milch und Honig fließt.

Ich ahnte nicht daß der Erste der mich besuchte, ein Genosse der Unsterblichen, ein Epigone der Propheten-Sängerschulen, ein Sangesbruder des königlichen Harfenschlägers, ein — Dichter sei.

Es trat ein kleiner bleich und kränklich aussehender Mann, dessen Augen rot umrändert, asketisch glanzlos schienen, zu mir

herein. Zu beiden Seiten des mit einem ſchmutzig vergriffenen Sammtkäppchen bedeckten Hauptes ſchlängelten ſich „Peies“ die polniſch-hiſtoriſchen, unausgekämmten langen Haarbüſchel. Der ſeidene Talar, die ſogenannte „Schubeze“ ließ kaum einen längſt verloſchenen Glanz vermuten, und die vor der Eſtrade abgelegten Pantoffel ſchienen allen Gräberſtaub des Thales Joſafat ſeit vielen Jahren auf ihr durchlöchertes Haupt geſtreut zu haben. Herr Jakob Sapir aus Wilna redete mich nach einem ſtummen Handreichen, ohne alle Einleitung alſo an:

„Hier iſt alles Staub. Nach der Zerſtörung blüht es überall auf der Erde, aus den Ruinen wieder auf; hier aber grünt nichts und blüht nichts, und doch reift eine bitter ſchmeckende Frucht hier: der Schmerz, daß Jeruſchalaim untergangen iſt. Erwarte Dir keine Freude hier, nicht von den Menſchen, nicht von den Bergen!“

Ich freue mich Dich kennen zu lernen; ich habe ſchon in Wien von Dir vernommen, daß Du durch die Ruinen der heiligen Stadt wandelſt und die Lichter Deines Liedes leuchten läſſeſt.

„Die Schatten, die Schatten! ſage. Aber ich ſtaune, daß man in der treſenen Stadt Wien von einem jüdiſchen, armen Sänger in Jeruſchalaim redet. Es gibt ja keine Wunder mehr!“

Haſt Du Deine Gedichte geſammelt?

„Sammelt man dürre Blätter? Ich ſchenke wenn ein Lied fertig iſt, es meinen Freunden und ſo fliegt es weiter; oder ich verbrenne es, und manches geht verloren. Was darf Dauer haben, wenn Jeruſchalaim zu Grunde gegangen iſt.“

Bringe mir ein Lied.

„Wenn mirs Gott beſchert.“

Schreibe ein Klagelied auf Zion, und zeige Dich würdig des Don Jehuda Halewi, des großen Dichters.

„Wer iſt groß nach David dem Könige?“

Sapir kam als zehnjähriger Knabe aus Rußland nach Jeruſalem, wo er ſeit dem Einvierteljahrhundert lebt; er iſt Schriftführer der Gemeinde „Beruſchim“ mit einem Gehalte von 1000 Piaſtern d. i. 100 fl. C.-Mz. Nach einigen Tagen brachte er

mir ein Gedicht, das diesen Blättern angefügt ist. Seine Schwester ist an einen Oesterreicher, Moses Baumgartner aus Kremsier in Mähren verheiratet, welcher der einzige Repräsentant des genannten österreichischen Kronlandes in der heiligen Stadt ist. Er trat eben auch, bleich und kränklich aussehend, mit seinem schönen, hellblonden, schwarzäugigen Knaben ein, um mich zu fragen, ob ihm sein Verwandter Herr G. B. aus Wien nichts sagen lasse? Dies schien wohl zu heißen, ob er ihm keine Unterstützung schicke. — Er lebt seit zwei Jahren arm in Jerusalem und gehört zu den Fanatikern. Er begegnete mir später noch oft ohne mich eines Grußes zu würdigen. Und zwar nach hier üblicher Anschauung mit Recht, denn ich hatte ihm kein Geld zu geben.

Ein hagerer Mann, mit unstätem Blicke und erschreckend semitischer Hast trat jetzt ein, und kündigte sich mir als Zeitungskorrespondenten aus der heiligen Stadt an. Herr M. S. ist aus einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gebürtig. Um seinen feinen Geschmack, oder seine Frömmigkeit zu beurkunden, steckte er sich in eine polnische Schubeze und ließ sich lange Schläfen-Haarbüschel wachsen. Nach talmudischen Studien hörte er medizinische Vorlesungen in München und Wien. In letzterer Stadt, wie er mir mittheilte, gab er sich vor zwanzig Jahren vergebens Mühe, für Ackerbautreibende in Palästina Simpatien und Unterstützung zu finden. Kaum hatte Ibrahim Paschas Gewaltherrschaft Ordnung und Gesetz einzuführen begonnen, mußte er wieder Sirien räumen, und so war für einen gesicherten Zustand im Lande weiter keine Hoffnung.

„Und warum," meinte mein Gast, „soll der Jude im Schweiße seines Angesichtes das Feld hier bebauen, wenn zur Zeit der Ernte der Beduine gewaltsam und straflos auf Kameelen einheimst, was er nicht gesäet, wo er nicht gepflügt hat? Aber auch die Rabbiner sind gegen den Ackerbau, wiewohl aus einem andern Grunde: sie fürchten, wenn Ackerbau getrieben würde, könnte

man von Europa her, ſtatt Almoſen zu ſchicken, auf den Gedanken kommen, Grund und Boden anzukaufen, wodurch ihnen, da ſie nur fromm und nicht arbeitſam ſein wollen, ein jetzt müheloſ zufließendes Geld entzogen würde. Aus gleichem Grunde ſträubten ſie ſich, als von Sir Moſes Monteſiore eine Suppen-Anſtalt gegründet werden ſollte, mit der vertraulich unter einander gethanen Aeußerung: Da werden die Armen hinlaufen und eſſen, und wir werden weniger Geld bekommen. Und haben wir Schulen? In der heiligen Stadt gibt es keine! In einzelnen elenden Stuben können Sie die „Chederim" der verkommenſten Gemeinden in Galizien und unwiſſende Lehrer finden. Und für dieſen Ruin meiner eigenen Kinder muß ich armer Mann noch zahlen! Warum ſorgen die Rabbiner nicht für Schulen, warum ſchießen die Wohlhabenden nicht Geld zuſammen? In Jeruſchalaim nicht einmal eine Talmud Thora! In Jeruſchalaim! Schreit das nicht zu Gott?"

Ich freute mich ſolche Geſinnungen zu vernehmen, war ich ja gekommen, eine Lehranſtalt daſelbſt zu begründen. „Warum" fragte ich meinen Gaſt, „unterrichten Sie aber Ihre Kinder nicht ſelbſt?"

Ich bin zu haſtig, zu zornig, ich kann nicht Lehrer meiner eigenen Kinder ſein!

„Lehren Sie fremde Kinder. Nehmen Sie denn lieber Almoſen, ſtatt wie Sie könnten, Ihr Brot zu erwerben?"

Wenn ſie von Chuze lorez — d. i. von Außen her — die Narren ſind und Geld ſchicken, ſoll ich der Narr ſein und es nicht nehmen? Jeruſchalaim iſt leider eine Oremiklot, die Zufluchtsſtätte allen Pöbels und das Schreien der Armen iſt ein ohnmächtig fruchtloſes, und uns kann nur eine Revolution gegen die Rabbiner helfen. Aber jeder fürchtet, bei der nächſten Geldvertheilung weniger zu bekommen, wenn er ein Wort redet, und ſo bleibt es beim alten Elend, bei der ewigen Not! Und was haben endlich die Herren — er nannte zwei glänzende, um die heilige Stadt hochverdiente Männer — hier gewirkt? Sie haben die Rabbiner, die Wohlhabenden eingeladen, und ſich mit ihnen beſprochen. Den Armen, ſtatt ſie zu hören, haben ſie Geld

hingeworfen, wie Brotbissen den Hunden — die Rede des Mannes wurde immer heftiger — der Eine ist wie ein Abortus, und der Andere wie ein Hund von hier abgegangen.

Mir empörte sich das Herz und ich rief ihm zornig entgegen: „Jetzt sagen Sie mir aber, wie Sie mich nennen werden, wenn ich diese Stadt verlassen habe, wenn Sie Männer die so geistig, so edel, so aufopfernd, so großmütig sind, von Ihnen mit solchen Reden angespien zu werden?"

Wir sind die Armen! Armut empört das Herz und Empörung ist rücksichtslos und undankbar Und doch ist hier — er rief es zähneknirschend — und doch ist hier Jeruschalaim! Jeruschalaim! hier ist Zion! hier ist Gott!

Ich hörte später, daß dieser Mann in Jerusalem, selbst unter den Frommen für exaltirt gehalten werde; übrigens ist er der Schwiegersohn des reichsten Oesterreichers in Jerusalem, des Herrn Zadok Levi aus Galizien, der in der heiligen Stadt drei Häuser besitzt und scherzweise der jerusalemitanische Rothschild genannt wird. Wir werden unserem Gaste noch in seltsamem Widerspruche mit sich selbst begegnen.

Er schied mit der Bitte: Alle zu hören und Niemandem zu glauben, auch ihm nicht.

Einen friedlicheren Eindruck machte ein vierter Besuch. Es kam ein Tischler Reb Jechiel aus Mogolnitz bei Warschau, der die zierlichst gearbeiteten Sachen aus Olivenholz vor mir zum Kaufe ausbreitete: Stöcke, Lineale, Büchsen, Becher, Briefbeschwerer u. d. gl. Auf allen diesen Gegenständen war in schöner hebräischer Quadratschrift die Jahreszahl und Jerusalem zu lesen.

Ich fragte ihn, warum er nicht auch mit lateinischen Lettern, als den allgemeinsten auf die Gegenstände schreibe, worauf er mir erklärte, daß die Engländer, welche zumeist die Käufer sind, ausdrücklich die hebräische Bezeichnung vorziehen.

Ich kam mit diesem gewerbefleißigen Manne später noch in Beziehung.

Klageort der Juden.

Witterung. — Salomonische Ueberreste. — Wehklage. — Ein Derwisch Jehovas. — Mokem kodesch. — Fanatische Ansprache.

Die Glut des Tages milderte sich. Mein Thermometer zeigte während eines vierzigtägigen Aufenthaltes von Ende Mai bis Anfang Juli zwischen 22 bis 32 Grad R. Zuweilen erhob sich der „Wind von Arabien" der Südostwind. Jenseit des todten Meeres gegen das arabische Gebirge zeigte sich dann die Luft dunkelglühend, die Sonne brach nicht hellleuchtend durch, und es tauchte wie Rauch empor. Die Hitze war dann unerträglich. Nach 1 Uhr Mittags erhebt sich ein kühlender Nordhauch. Während des oben angedeuteten Zeitraumes sah ich nicht eine Wolke am weißlich blauen Himmel und bemerkte nur geringen Thau.

Ich ging mit einem Begleiter zu der noch emporragenden Mauer des Tempelplatzes nach dem Klageorte der Juden, wo sie namentlich am Freitag zum Abendgebet und zum Wehklagen über das untergegangene Heiligthum sich versammeln.

Die Juden sind im Besitze eines großherrlichen Fermans, der ihnen den Zutritt gegen eine sehr kleine Abgabe für alle Zeiten gestattet. Der Weg führte durch mehrere Straßen, bis wir in ein enges krummes Gäßchen einbiegend, an die Mauer gelangten. Diese ist 158 Fuß lang, 60 Fuß hoch und besteht aus 23 Steinschichten, deren unteren 9 Lagen aus Quadern, mitunter von 20 bis 30 Fuß Länge bei einer Dicke von 5 Fuß bestehen. Alle diese Blöcke sind geändert, und zwar so, daß, nach-

dem die ganze Oberfläche flach rauh gemeißelt, am Umfange derſelben eine einen Zoll tiefe Kante geſchliffen iſt. Dieſe ſo bearbeiteten Steine laſſen über einander gethan Fugenlinien zwiſchen ſich und geben der Mauer das Anſehen einer getäfelten Wand, die in den höheren Lagen kleinere Steine eines ſpäteren Baues zeigt. Einzelne hervorragende Quadern führten die moderne Forſchung zur Ueberzeugung, daß ſie die Ueberreſte eines Bogens von jener Brücke ſind, die vom Tempel zum Berge Zion führte. Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Mauer in ihren Fundamenten und den über der Erde befindlichen untern Lagen ein echtes altjüdiſches Denkmal aus der Salomoniſchen Zeit nach dem Ausdrucke des Joſephus Flavius „unbeweglich für alle Zeit" iſt. Dieſer kikloviſche Bau macht den gediegenen Eindruck, daß er nicht eher, als die Veſten der Erde ſelbſt untergehen könne.

Schon ehe wir vor die Mauer traten, hörten wir ein heulendes Singen, heftige Schreie, herzerſchütterndes Wehklagen, wie im Chore, aus dem die Worte emporweinten. „Wie lange noch o Gott?"

Es waren mehrere hundert Juden in türkiſcher und polniſcher Tracht verſammelt, die mit dem Antlitz gegen die Mauer gewendet ſich neigend und beugend das Abendgebet verrichteten. Der Vorbeter, ein junger wüſtleidenſchaftlich und krankhaft ausſehender Mann in polniſchem Talare betete vor. Es waren die Worte des bekannten Minchagebetes aber in einer Weiſe, gedehnt, zerriſſen, aufſchreiend und wieder in ſich verſinkend, daß der durchtönende Geſang mehr ein raſendes Freiwerden gefeſſelter Naturlaute, das Stürzen eines tobenden Waſſerfalles in einen finſtern Abgrund ſchien. „Weit abgeſondert von den Männern ſtanden an hundert Frauen, alle in langen weißen Gewändern, welche faltig die ganze Geſtalt und das Haupt bedeckten. Weiße Tauben, die vom Fluge müde ſich auf Ruinen niederließen. Wenn gemeinſame Gebetſtellen zu ſprechen waren, ſo fielen ſie mit in die tobenden Männerchöre ein, breiteten die Arme hoch empor, ſo daß dieſe in den weiten Gewändern Flügel ſchienen, die ſich in den offenen Himmel erheben wollen, und dann ſchlugen ſie die Stirne an die Quadern der

Tempelmauer. Zuweilen, wenn der Vorbeter ermüdet war und ſtill weinend ſein Haupt an die Mauer lehnte, da war es eine Minute lang todtenſtill.

Der Zufall ſtellte mich neben ihn und ich konnte die Wahrheit ſeines erſchütterten Gemüthes bemerken; er ſah mich flüchtig an und ohne ſich im Gebete zu ſtören ſagte er mir: „Mokem kodesch“ d. h. heiliger Ort und deutete auf meine Fußbekleidung.

Mein Begleiter hatte vergeſſen, mich aufmerkſam zu machen, daß ich die Schuhe ablegen müſſe. Ich that es denn und wurde in die Wirbel des in Schmerz und Klage tobenden Gottesdienſtes hineingeriſſen.

Nach dem Gebete entfernte ich mich mit der Menge; da trat der heulende Derwiſch Jehovas der Vorbeter Reb . . . . . ein Ruſſe, aus der Gemeinde Peruſchim an mich heran und ſprach mit heiſerer Stimme:

„Du biſt gekommen, um Neuerungen zu beginnen, ſeitdem die Zerſtörung Jeruſchalaims iſt, darf hier nichts aufgebaut werden.“

Ihr ſammelt doch Geld durch alle Welt um hier Synagogen zu bauen.

„Wir wollen keine Sebkoles“ — ſcolas — erwiederte er, ohne auf eine Bemerkung Rückſicht zu nehmen. „Die Thora iſt genug.“

Du verwirfſt alſo den Talmud?

„Hier muß Alles beim Alten bleiben, bis Meſchiach kommt, und wir warten weinend und klagend auf ihn.“

Eine ſchweigende Menge begleitete uns und hörte dem Geſpräche zu, dem ich mit den Worten einen Abſchluß gab: „Ich bin nicht gekommen, um die heilige Thora zu verletzen, wenn es Gott gefällig iſt, werde ich, auch wenn es Deine Meinung nicht iſt, das Werk glücklich begründen. Du aber biſt nur Einer, ich will Alle hören.“

Du wirſt Alle hören, ſchon Morgen!

Mit einer grüßenden Handbewegung entfernte ich mich, den Mann und die Menge hinter mir laſſend.

Beim Pascha.

Aermlichkeit der Wohnung. — Kiamil Pascha. — Kaffe und Tschibuk. — Geselliger Anstand. — Brief des Freiherrn von Bruck. — Blick auf den Tempelplatz. — Erzherzog Ferdinand Max. — Jagdgeräte. — Bedenkliche Situation des Paschas.

Ich begab mich um die Mittagsstunde zum Consul, um von ihm dem Pascha von Jerusalem vorgestellt zu werden. Dieser war bereits in Kenntniß gesetzt, daß ich ihm ein Schreiben Sr. Exzellenz des Freiherrn von Bruck zu übergeben hatte. Uns voran schritten zwei Kawasse, bewaffnete mohammedanische Diener. Jeder führte einen hohen Stab, dessen oberes Ende mit einem großen silbernen Knopfe nach Art unserer Portierstöcke geziert war. Sie setzten die Stöcke klirrend auf die Steine vor sich hin und die Hand in einen kleinen Halbkreis nach Rechts schwingend erhoben sie dieselben, um sie wieder vor sich hinzusetzen. Alle Consule im Oriente bedienen sich solcher Liktoren.

Wiewohl schon in anderen Städten des Orients vielfach enttäuscht, wenn ich Pracht und Ueppigkeit erwartet hatte; war meine Verwunderung doch groß, als wir im Hause des Pascha, das auf dem Tempelplatze steht, anlangten. Wir stiegen zwei Steintreppen hinab, in einen unregelmäßigen, schmutzigen Hofraum, wo Soldaten, Gefangene und Sklaven, exotisch bunte, phantastische Gruppen bildeten. Von hier führte uns eine Treppe empor; wir traten in einen großen Saal. Die Gerichtsstube eines europäischen Landstädtchens ist ansehnlicher, sie zeigt doch auf einem Tische ein

Cruzifix und die Bibel, etwa das Bild eines Potentaten an der Wand. Hier sahen wir kahle, weißgetünchte Wände, denen entlang sich Divane mit schmutzigem Kotton bekleidet, hinzogen. Sonst war kein Einrichtungsstück zu sehen. Dieß der Audienzsaal eines Pascha. Se. Exzellenz kam uns freundlich entgegen, und führte uns in eine Ecke des Saales, die einen Erker bildet. Er lud den Consul neben sich zur Linken den Ehrenplatz der Türken, auf einem Divan zum Sitzen ein. Mir und dem Dragoman, einem jungen blonden Griechen, waren Sesseln ihm gegenüber angewiesen, während er selbst gekreuzte Beine sichs bequem machte.

Der Pascha war in Segeltuch gekleidet, nur die Weste von blaugrauer Seide und gestickt, der Hals von einem schwarzseidenen Tuche umgeben. Ein roter Fes deckte sein orientalisch schön geschnittenes Haupt. Ein schwarzer, weiß durchschimmerter Vollbart umgab einen sanften, freundlich lächelnden Mund; die Augen hatten einen blaugrauen Glanz.

Tschibuke mit kostbaren Bernsteinspitzen, deren Zwischenringe mit Edelsteinen besetzt waren und schwarzer ungezuckerter Kaffe in kleinen Porcellantäßchen, die in silbernen Beckern saßen, wurden uns mit ehrerbietiger Begrüßung von barfußen, sonst anständig gekleideten Sklaven gereicht.

Es wäre gegen den feinen Anstand, belehrte mich der Consul, früher von Geschäften zu reden, ehevor man Kaffe und Tschibuk genommen hat. Nachdem beides geschehen war, überreichte ich dem Pascha den Brief des österreichischen Finanzministers, den er an Herz, Stirne und Mund legte, und dem Dolmetsch übergab. Dieser sich verneigend, erbrach ihn und weil er ihn in türkischer Sprache geschrieben fand, stellte er ihn dem Pascha wieder zurück. Er nahm den Brief und las mit einem sich immer mehr in seinem Antlitze spiegelnden Wohlgefallen, er war sichtlich sehr geschmeichelt und ließ mir durch den Dolmetsch sagen: „Ich bin bereit alle Deine Wünsche und Befehle zu erfüllen."

Meiner hatte sich unterdessen eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Mir zur Rechten war ein hohes Erkerfenster, welches

den Einblick auf Räume gewährte, die mit Kuppeln, Bogen, Säulen, Nischen, Trümmern, Hallen und riesigen Zypressen bedeckt waren. Es war die Plattform des Berges Moria und der ewig heilige Platz, wo der Tempel Jehovas stand. Mich ergriff eine derartige Aufregung und Wehmut, daß ich dem Gespräche nur scheinbar Aufmerksamkeit schenkte. Der Consul, der dies bemerkte, fragte mich, was mir fehle? Ich sagte ihm die Ursache und ließ den Pascha fragen ob er gestattete, daß ich eine Weile hinabsähe.

„Sieh nur hinab, so lange Du Freude daran hast", war seine Antwort: „und wenn Du hinabgehen willst, so werden meine Bewaffneten Dich geleiten."

Ich stand von meinem Sitze auf, und schaute hinab auf die wunderbare Szene.

Momente gibt es, wo in der Seele Vergangenheit und Zukunft zusammenschmelzen, wo sie alles in der Zeit oder im Raume hintereinander sich Begebende gleich gegenwärtig sieht und wie im Traumwachen nur der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Fantasie folgt. Die Seele schwebt in einem Meere von Empfindungen, in welchem große Gedanken aufgelöst, aber noch nicht zu klaren Kristallen angeschlossen sind. Wir fühlen uns von einer wehmütigen Freudigkeit, wie von einem Fliegen im Traume ergriffen und doch auch von einem Bangen. So schwebte mit Einemmale, was durch Menschenalter und Jahrtausende getrennt ist, an mir vorüber: ich sah einen Vater sich rüsten, den Sohn als Opfer zu schlachten, ich sah die Feuersäule durch die Wüste wandeln und den donnernden Berg brennen, ich hörte an dem Tempel Jehovas zimmern und den königlichen Sänger die Gottbegeisterte Harfe rühren. Zahlloses Volk wimmelte auf dem Tempelplatze und der hohe Priester im weißen Gewande brachte das Versöhnungsopfer dar. Ich sah Abfall und Verrat an Gott und schmachvolle Könige empörten sich und verzehrende Lohe schlug in Jehovas Zederngebälke! der Zorn des Herrn drohte und vernichtete furchtbar und er hat noch nicht abgelassen, Finsternisse und Drangsale auf sein erwähltes Volk zu wälzen.

Wenn es Abend wird in einer großartigen Gletscherwelt und die weißen Häupter in weich goldenem violetten Dufte glühen, verschwinden all' die verbindenden und weithin trennenden Schluchten, sie liegen in Nacht. Aus unsichtbaren Thälern klingen halbverwehte Glockentöne, die Seelen der bewegten Lüfte. Ein unnennbares Heimweh, eine wehmutvolle Musik der Gefühle ergreift uns und das wandelnde Licht und die es verfolgenden Dunkelheiten und all' die himmelan ragenden Gestalten, die ganze große langsam sich entwickelnde That eines glorreichen Sonnentodes brennt, klingt und verklärt sich in der trunkenen Seele des Wanderers und spiegelt sich in einer Thräne.

Ich wüßte mit keinem anderen Bilde der Empfindung des Lesers näher zu bringen, was an elegisch Großem und wehmutvoll Freudigem durch meine Seele ging.

Nur mit Gewalt riß ich mich von dem Anblicke des ruinenhaft Erhabenen los, das unter meinen Blicken lag, denn ich fürchtete durch allzulanges Weilen am Fenster den Anstand zu verletzen.

Der Pascha fragte angelegentlich um das Befinden des Erzherzogs Ferdinand Max, der sich durch seine, einen andern Prinzen, der vor ihm den Orient bereiste, weit überbietende Großmut und Liebenswürdigkeit der Sitten viele Herzen gewonnen hat. Der Pascha ließ, um es mir zu zeigen, ein Jagdgeräte bringen, welches ein Meisterwerk belgischer Waffenarbeit ihm vom Herzog von Brabant als Gegengeschenk für drei arabische Pferde kurz zuvor zugesendet worden war. Dem österreichischen Consul wurde der Auftrag, das prächtige Geräte dem Pascha zu übergeben.

Er reichte jetzt diesem vertraulich die Hand und ließ mir seine Worte dolmetschen: „Das ist mein Bruder und seine Frau meine Schwester."

Nach einer Stunde freundlichsten Gespräches schickten wir uns zum Fortgehen an. Der Pascha reichte mir die Hand und ließ mir wiederholt seine Dienste anbieten. Dann schritt er, um uns das ehrenvollste Geleite zu geben, voran. Wir folgten ihm bis zur Treppe, hier empfahl er sich auf die herzlichste Weise und wir stiegen wieder die Treppe hinab, durch den Hof, wo etwa zwölf

Diener Spalier bildeten, unter welche der Consul Silber vertheilen ließ.

Kiamil Pascha ist unverheiratet, er besitzt auch keine Sklavinnen; doch hieß es, daß er einer von fast allen orientalischen Dichtern besungenen Leidenschaft huldige und man nannte einen Epigonen des Alkibiades seine Geliebte.

Er ist wohlwollend, allem Fanatismus fern und besonders Oesterreich zugethan, seitdem das Großkreuz eines seiner Orden die Brust des Pascha deckt. Er befand sich aber wegen des Aufstandes in Naplus, der im April 1856 so unheilvoll zu werden drohte in großer Verlegenheit, indem er beschuldigt war, 300,000 Pstr. bei dieser Angelegenheit — empfangen zu haben. Der österreichische und der französische Consul suchten ihn zu halten, „denn kommt ein neuer Pascha, so nimmt er auch Geschenke an, und wir wissen nicht, ob er uns eben so wohlwollend und fast christenfreundlich wie dieser sein wird."

Die Zionssynagoge.

Vier Synagogen. — Die heilige Lade. — Ehrenbezeigungen. — Verkaufte Thora. — Das Gebet der Frauen. — Ein Bräutigam. — Blumen und Früchte.

Um ſechs Uhr Morgens am erſten Sabbat, den ich in Jeruſalem erlebte, beſuchte ich die Zionsſynagoge, welche einer Ueberlieferung zu Folge zur Zeit der Zerſtörung Jeruſalems das „Midraſch" Lehrhaus des Rabbi Jochannan ben Sakai war. Dieſer Umſtand war für mich von einem beſonders beziehungsreichen Intereſſe. Die Synagoge iſt ein Eigenthum der ſephardiſchen Gemeinde und beſteht aus vier Synagogen, die zuſammengebaut ein ziemlich umfangreiches Gebäude darſtellen. Eine ſteinerne Treppe in die erſte Synagoge hinabſteigend, gelangt man durch ſie in die anderen drei.

Das alte Gebäude befand ſich in einem ſehr baufälligen Zuſtande. Die Localbehörden erlaubten keine Ausbeſſerung, bis es unter Ibrahim Paſcha neu aufgeführt wurde. Man fand bei dieſer Gelegenheit eine Steintafel die das Alter des Gebäudes auf 460 Jahre angab; wahrſcheinlich war es auf dem Grunde der früheren Synagoge nur wieder hergeſtellt. Die Hallen ſind hoch, luftig und hell, die Einrichtung iſt prunklos, aber anſtändig.

Mir wurde der Ehrenplatz auf dem Almemor angewieſen; wie ich überhaupt mit allen ſynagogalen Ehren ausgezeichnet, und in jeder der vier Synagogen zu irgend einer frommen Funktion

während des einen Gottesdienstes eingeholt wurde. Die Thorarollen in der Lade werden, ich sah es so in allen Synagogen des Orientes — in einem hölzernen runden Gehäuse, das mit Silber oder Kupfer beschlagen, oder künstlich ausgelegt ist, verwahrt. Wenn man die meist gemalte Thüre der heiligen Lade aufgemacht hat, ist ein seidener mit Inschriften in Gold oder Silber versehener Vorhang wegzuschieben; dann erblickt man die Thorarolle, aus der heute vorgelesen werden soll, in dem offenen Gehäuse, das man nicht ohne eine kleine Anstrengung heraushebt, und durch die Synagoge trägt. Der Diener zeigt fortgesetzt voranschreitend mit der silbernen Jad die Stelle an der die heutige Lesung beginnt. Die über die Thora herausragenden Rollen sind mit „Gchajim", Lebensbäumen, die meist in Silber getriebene Granatäpfel darstellen, geschmückt.

Als ich ein solches Paar für den neuen Tempel in Wien kaufen wollte, wurde mir dieß nur darum gestattet, weil ich selbst eine Thorarolle in die heilge Stadt gebracht hatte. Das Ausführen einer Thorarolle, oder eines heiligen Gerätes ist nicht erlaubt. Großes Aufsehen erregte daher der Verkauf einer Thora durch den Rabbi C. an die Prinzessin von Holland. Um den Sturm gegen den Mann zu beschwören, richtete der Consul ein Schreiben an den Oberstbofmeister der Dame, um die Thora zurückzuerhalten, welches jedoch ohne Erfolg blieb.

Bei der „Hagbaha", dem Emporheben und Vorzeigen der Thora, erheben sich, wie auch bei uns alle von ihren Sitzen; die Frauen aber, die hinter vergitterten hölzernen Gallerien sitzen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick: sie breiten ihre Arme gegen die Thora wiederholt aus und werfen ihr mit inbrünstiger Andacht, die Hände an die Lippen führend, Küsse zu. Es ist dies der fast einzige thätige Antheil — da nur sehr wenige lesen können — den die sephardischen Frauen an dem Gottesdienste nehmen.

Während des Vortrages der Thora hatte eine eigenthümliche Zeremonie statt. Unter einem Baldachine saß mitten in der Synagoge ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, der vor acht Tagen Ehemann, und heute von seinen zwei „Unterführern" die neben ihm

ſaßen, zur Thora begleitet wurde. Nach dem Vorleſen des Abſchnittes hörte er andächtig noch die für ihn beſonders geleſene Stelle an: „Und Abraham war alt“ bis „du ſollſt nehmen ein Weib für meinen Sohn.“ Der Synagogendiener beſprengte unterdeß alle Andächtigen mit Roſenwaſſer, über das der Vorbeter einen Segenſpruch ſang.

Eine ſchöne Sitte iſt es, daß die Söhne, wenn ihr Vater zur Thora gerufen wird, aufſtehen und ſtehend die Vorleſung anhören; eben ſo erhebt ſich die ganze Gemeinde, wenn ein Rabbiner emportritt. Mir wiederfuhr dieſelbe Ehre.

Beim Austritt aus der Synagoge reicht der Diener jedem Andächtigen einen Blumenſtrauß, oder eine Frucht hin, deren Duft unter Segenſprüchen eingeathmet wird.

Zwischenfälle.

Unterbrochene Thoravorlesung. — Der Chacham Baschi terrorisirt. — Erbetene Versammlung. — Absage. — Ein Bannstral.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden und wurde von allen höflich, von einigen mit einem gewissen Rückhalt empfangen. In drei kleinen Synagogen wurde heute, wie ich später erfuhr, das Vorlesen der Thora unterbrochen, und Beratung gepflogen, wie man dem herannahenden Unheil einer Lehranstalt begegnen könne? Manche Bemerkung in meinem „Kol mebasser" das ich allen Rabbinern zugeschickt hatte wurde mit Absicht, oder wirklich mißverstanden, und so suchten sie die Stimmung gegen die zu begründende Anstalt durch meine „Verkündende Stimme" noch zu verstärken.

Als ich gegen Abend den Chacham Baschi besuchte, erzählte er mir, es sei eine Anzahl Personen bei ihm gewesen, um ihn zu schelten. Als er ihnen ihre frechen Aeußerungen verbot und seine Würde entgegenhielt, äußerten sie: „Wenn die Thora in Gefahr ist, gilt das Ansehen des Rabbiners nichts." Sie drohten, ihn mit dem Banne zu belegen, den er Kraft seines hohen Amtes auf sie zurückzuschleudern entschlossen sei. „Wir Sepharedim", schloß er seine Mittheilung, „halten Deine Anstalt für gut und dem Religionsgesetze nicht entgegen. Ein Mann aus Wien hat gegen die Anstalt den Aschkenasim geschrieben, und dabei Dinge vorgebracht

von der Familie der Stifterin. Er hat auch gegen Dich Soldaten geworben, ehe Du gekommen bist. Du aber wirst nicht zu Schanden werden und von Deinen Feinden wird es heißen: „Jemachschemem."

Ich wünsche nur eine Versammlung der Rabbiner, um ihnen den Gegenstand vorzutragen und ihre Meinungen zu hören; ich werde gerne ihrer Belehrung mich fügen, wolle in Gnaden sie in die „Auda" den Versammlungsort der Gemeinde für morgen einladen.

„Lade Du sie ein, die Versammlung kann ohne mich stattfinden, da Du meiner Zustimmung der Gemeinde doch sicher bist."

Mir schien in dieser Antwort ein sich Zurückziehenwollen zu liegen, und ich erwiederte, wie gerade deswegen seine Anwesenheit nötig sei, indem er durch das Ansehen seiner hohen Person, wie durch das Aussprechen seiner gut heißenden Meinung auf die Anderen wirken werde. Er erlaubte mir hierauf in seinem Namen die Rabbiner für den morgigen Tag in seinen Divan zu laden.

Ich wohnte dem Abendgebete in der Privatsynagoge des Rabbi Josef Schwarz bei, desselben, der durch sein Werk „Palästina" die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich gezogen hat und richtete eine hebräische Einladung an die Rabbiner, von welcher der Synagogendiener mehrere Abschriften an die einzelnen Personen besorgte.

Am folgenden Tage kam vom Chacham Baschi eine schriftliche Absage, die Chachamim seien vom Lernen während der heutigen Nachtwache müde, sie schlafen, die Versammlung könnte auch besser morgen oder übermorgen abgehalten werden.

Ich glaubte in dieser Absage wieder ein sich Zurückziehen bemerken zu müssen, und verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi. Wieder waren Männer bei ihm gewesen, die großes Bedenken geäußert hätten. Der Vater der Stifterin habe in Wien einen Gottes-

dienst mit Musik im neuen Tempel eingeführt, der Gatte, die Kinder der Stifterin seien zum christlichen Glauben übergetreten. All dieß habe ein Mann aus Wien hieher berichtet. Es könnte noch ein größeres Zerwürfniß unter den Sepharedim und Aschkenasim, das zu seinem tiefen Schmerze bestehe — entstehen, auch er würde in Europa verläumdet werden. Die Aschkenasim wollen eine Schrift aufsetzen und ihre Bedenken gegen die Anstalt in derselben niederlegen. Ich möchte nicht drängen; mit der Zeit gehe Alles. Die Versammlung werde er auf morgen oder übermorgen selbst einberufen.

Nach einigen Stunden sandte mir der Chacham Baschi eine Schrift an den k.k. österreichischen Consul in welcher er meldete, daß er den österreichischen Unterthan U.. der ihn, das religiöse Oberhaupt von Jerusalem freventlich geschmäht habe, mit dem Banne belegen wolle.

Um diese Meldung zu begreifen, ist es nötig zu erklären, daß der Bann in Jerusalem für den Mann auf dem er liegt, von sehr bedenklichen Folgen begleitet ist. Kein Jude darf dem mit dem Banne Belasteten Lebensmittel verkaufen und keiner, wenn er Kaufmann ist, ihm Waaren abkaufen. Jede Gemeinschaft wird abgebrochen; er kann die Synagoge nicht besuchen, Weib und Kinder entfernen sich von ihm, seine bloße Berührung macht unrein. Weil nun zuweilen wegen geringfügiger Ursachen der Bann ausgesprochen und der Bannbelegte auch der politischen Rechte beraubt wurde, so behielten sichs die Consuln vor, daß wenn der Bann einen ihren Regierungen unterthänigen Mann träfe, ihnen die Meldung hiervon gemacht werden müsse, um die Zustimmung zu geben.

Ich verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi, um ihn zu bitten, das zu thun, was ihm seines Amtes scheine; doch möchte er die weltliche Macht nicht aufrufen, um religiöse Angelegenheiten zu ordnen. Er ließ sich beruhigen und ich hatte zu meiner

persönlichen Befriedigung den gezückten Blitzstral von dem Haupte meines Feindes abgelenkt.

Am folgenden Tage, den 2. Juni wurde ich, was ich wenigstens nicht so bald, wenn überhaupt noch erwartet hatte, durch ein Rundschreiben des Chacham Baschi zu der erbetenen Versammlung um 12 Uhr Mittags eingeladen. Er selbst, umgeben von seinen Chachamim, erwies mir vor denselben noch einmal die Ehre seines Besuches und versicherte mich seiner besten Gesinnungen, für mich und mein Vorhaben.

Die jüdiſchen Gemeinden.

Sepharedim. — Aſchkenaſim. — Peruſchim. — Chaſſidim Wolhinier. — Chaſſidim Oeſterreicher. — Chaſſidim Chabak. — Warſchauer. — Ausche Hod.

Um einen klaren Einblick in die religiöſen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände der Juden in Jeruſalem zu gewähren, und zu zeigen, wie ſie ſich zu der mir geſtellten Aufgabe verhielten, erſcheint es vor Allem nötig, die in den voran gehenden Blättern wiederholt gebrauchten Namen: Sepharedim, Aſchkenaſim, Peruſchim, Chaſſidim näher zu erklären, die Gemeindegliederung wenigſtens im Umriß zu zeichnen, ſtatiſtiſche und geſellſchaftliche Zuſtände zu ſchildern.

Die Geſammtzahl der Juden in der heiligen Stadt iſt nach amtlicher Erhebung 5,700 Seelen; ſie ſtellt ſomit den dritten Theil der Geſammtbevölkerung dar, welche 18,000 Seelen umfaßt, und überragt die chriſtliche um das Doppelte. Jeruſalem zählt 3000 Chriſten, darunter 1000 Lateiner und 2000 Griechen und Armenier. Von den Juden ſind 1700 öſterreichiſche Unterthanen und in Schutz Genommene, während Oeſterreich nur 100 chriſtliche Unterthanen, alle Secten zuſammengenommen, in der heiligen Stadt zählt. Der Titel: Sr. apoſtoliſchen Majeſtät „König von Jeruſalem" iſt denn in dieſer Rückſicht eben ſo gerechtfertigt, wie in jeder andern hiſtoriſch-diplomatariſchen.

Die Juden unterſcheiden ſich in ſepharediſche und aſchkenaſiſche.

Sephardim.

Die spanisch-portugiesischen Juden, Sephardim, werden jene genannt, die bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabelle II. von dorther in alle Welt auswanderten. Die Sephardim in Jerusalem stammen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Egypten, Tunis, Tripolis, Marokko, Algier, Indien, Persien u. s. w. und bedienen sich des spanischen Idioms.

Sie bilden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen und die Großgemeinde von Jerusalem.

An ihrer Spitze steht der von den „Chachamim" d. i. Rabbinern gewählte Chacham Baschi, den die türkische Regierung bestättigt. Dieser entscheidet mit seiner „Beedin" in allen religiösen Dingen. Für weltliche meist ökonomische Angelegenheiten wählen wieder die Chachamim — die Gemeindemitglieder haben durchaus keine Stimme — drei „Pakidim" Vorsteher: unter diesen stehen drei andere. Alle Pakidim werden in Rechnungssachen wieder von drei „Maschkichim" kontrollirt; diese wählt der Chacham Baschi aus seinem Rabbinerkollegium. Es ist somit eine Art von Gemeindevertretung hergestellt, die aber der Gemeinde selbst keinerlei Rechenschaft zu geben schuldig und von ihr nicht gewählt ist. So kommt es, daß die meisten „Balebatim" Familienhäupter mit dem Gebahren der Chachamim, deren an 100 sind und sich nur mit dem Erlernen des Talmuds ohne fortbildende Forschung beschäftigen, unzufrieden sind. Vorzüglich sind es aber die Arbeiter und die „Mogbredim", Juden aus Tunis, Marokko und Algier, welche mit der ökonomischen Verwaltung und mit der Vertheilung der Gelder durch die Chachamim nicht einverstanden sind, und sich in neuerer Zeit von der Großgemeinde loszutrennen streben, um die aus ihrer Heimat fließenden Almosen gerechter unter sich zu vertheilen. Es droht hier dasselbe Unheil, welches wie wir sehen werden, unter die Aschkenasim durch Zersplitterung in viele Gemeinden herein gebrochen ist.

Die Gemeinde besitzt die vier in diesen Blättern bereits ge-

schilderten Synagogen, sechs Häuser, von denen eins in Jaffa, und mehrere unbebaute Plätze.

Fromme Stiftungen „Jeschibot" bestehen 36, die meist von Ausländern mit einem gewissen Kapitale gegründet sind, und deren Zinsen jene Chachamim erhalten, die zum Andenken der Stifter Talmud studiren und beten.

Mancher Chacham hat deren mehrere, die meisten keine. Die Jeschiba „Perera" ist mit 16,386 Piastern fundirt, die geringsten nur mit 1000 Piastern.

Ein eigentliches Gemeindevermögen besteht nicht; eine Steuer wird nicht erhoben. Neue Ansiedler müssen sich einkaufen und zwar mit so viel Kapital, als sie in einem Jahre Einkünfte haben. Wenn sie sterben, nimmt die Gemeinde den Nachlaß ohne Rücksicht auf Erben im Auslande, was aber jedesmal durch freiwilliges Uebereinkommen festgestellt wird.

Den Pakidim liegt die Pflicht ob, bei jedem Sterbenden zu erscheinen; sie siegeln den Nachlaß, bringen ihn in die „Auda", den Versammlungsort der Gemeinde, wo er zu Gunsten der Gemeinde an dem Meistbietenden gegeben wird. Die Witwen, die zahlreich einwandern und ohne Erben sind, nehmen Chachamim als solche an, um nach ihrem Tode Jemanden zu haben, der „Kadisch" das Gebet zum Gedächtnisse an die Todten für sie sagt, und eine Kerze am wiederkehrenden Todestage für sie anzündet. Bei ihrer Einwanderung müssen sie sich ebenfalls mit der Gemeinde abfinden.

Die Gemeinde sendet ferner Beten, um Almosen zu sammeln, mit Ausnahme von Rußland und Polen, in alle Welt, zumeist nach Afrika.

Zu diesen von außen zufließenden Einkünften kommen der Gemeinde durch das ihr allein zustehende Recht, Grabstätten zu verkaufen, jährlich an 20,000 Piaster zu und andere 20,000 Piaster durch ihr Privilegium der Fleischausschrotung.

Alle diese Beiträge reichen aber nicht aus, auch nur die Zinsen der Schuld zu zahlen, die seit Menschenaltern auf der Gemeinde la-

stet und immer größer anwächst, zumal noch viele direkte Auslagen hinzukommen.

Die Gemeinde schuldet:

Ein direktes Kapital, das zurückgezahlt werden muß	12,000	Dukaten.
Zinsen für Kapitale, die ihr von Einwanderern geschenkt wurden, und so lange diese leben, bezogen werden	8,000	"
Die Zinsen von Legaten für die „Jeschibot"	10,000	"
Eine Gesammtschuld also von . . .	30,000	Dukaten.

Direkte Auslagen hat die Gemeinde:

An das Dorf Siluan auf der Höhe des Josafatthales für Ueberwachung, vielmehr für Nichtbeschädigung des Begräbnißplatzes .	10,000	Piaster.
Geschenke an vornehme Türken, vorzüglich für den freien Zutritt zur Tempel-Westwand	30,000	"
An die Bewohner von Bethlehem für den Zutritt zum Grabmale Rachels . . .	5,000	"
Für die Talmud Thoraschule	20,000	"
Gehalt des Chacham Baschi	5,000	"
Gehalt des Kanzlers und der Diener . .	5,000	"
Unterstützung an Arme, Witwen und Waisen	30,000	"
	105,000	Piaster.

Die Gemeinde nimmt ein nach dem Maßstabe des vorigen Jahres:

Von Todten Grabsteinen Heiraten Waareneinfuhr Weinabgabe Fleischertragniß . . .	500,000	Piaster.
Spenden von Amsterdam	80,000	"
" aus der Türkei und Sammlungen in verschiedenen Ländern variren; doch ergiebt sich in guten Jahren; . .		
eine Gesammteinnahme von	1,000,000	Piaster.

Die Kopfsteuer wurde während des orientalischen Krieges nicht bezahlt; man war aber einer neuen Steuerausschreibung gewärtig, hoffte jedoch, durch den Hat Humajum wenigstens die Geschenke an die Efendis einziehen zu können. Ein beklagenswerthes Ersparniß für die Gemeinde von 20,000 Piastern ergibt sich seit mehreren Jahren dadurch, daß sie die Talmud Thora aufgelöst, und um die laufenden Zinsen zu zahlen, das Stiftungshaus an die Familie Rothschild zur Einführung des Spitals um 96,000 Piaster verkauft hat.

Was thaten aber die Chachamim und Vorsteher mit dem Kapitale? Haben sie es zum Theil verwendet, um rückständige Zinsen zu bezahlen und zum Theile als Gründungskapital für den Fortbestand der Lehranstalt zurückgelegt? Keines von Beiden. Sie theilten das Geld, nach echt türkischer Landesanschauung einfach unter sich und sonst Wohlhabende auf den Grund hin, daß es ihre Voreltern gewesen sind, die das Geld zum Ankaufe des Hauses zusammen gethan haben.

So unglaublich eine solche Thatsache klingt, wird sie noch durch eine zweite überboten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde bei meiner Ankunft einer Lehranstalt ermangelte, welche die kleinste und ärmste Gemeinde Europa's nicht zu besitzen sich schämen würde.

Aschkenasim.

Die Aschkenasim stammen nur in geringer Anzahl aus Deutschland, d. i. aus Aschkenes und Holland; die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren. Sie rechtfertigen insofern allesammt die Bezeichnung: Deutsche, als sie deren Sprache verstehen, und wenn auch in einem wunderlichen Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen. Wohl auch verleiht ihnen ihre Uneinigkeit den Anspruch auf deutschen Charakter; denn seit etwa 30 Jahren haben sie sich von den sephardischen Glaubensgenossen, mit denen sie bis dahin eine Gemeinde bildeten, getrennt, und sich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Die Zahl der Aschkenasim in der heiligen Stadt ist 1700. Wir werden sie nach ihren Gemeinden hier aufführen.

Peruschim.

„Perisch" d. h. abgesondert; sondern sich die Mitglieder dieser Gemeinde, 850 an Zahl, von den übrigen Glaubensgenossen stolz ab; sie werden auch Pharisäer genannt.

Fanatisch, bigot, intolerant, streitsüchtig und in Wahrheit nicht religiös, ist ihnen der Schein und die Beobachtung der Zeremonialgesetze Alles, die Moral wenig, die Sitte nichts. Und so liefern sie, wie wir später nachweisen werden, das bei Weitem größte Kontingent zu den von der Missionsgesellschaft zum Christenthume hinüber Bezahlten.

Sie nennen sich Schüler des Rabbi Elja Gaon, der vor einem halben Jahrhunderte in Wilna lebte. Ihr Hauptsitz war früher in Safet, erst seit dem Erdbeben im Jahre 1837, flüchteten sie sich, wenige zurücklassend, nach Jerusalem.

Sie haben kein geistliches Oberhaupt. An ihrer Spitze als Vorsteher steht Rabbi Schaje Berdaki aus Minsk in Rußland. Alle sind in Rußland geboren, und als dieser Staat sie vor mehreren Jahren zur Rückkehr aufforderte, und sie nicht dem Rufe folgen wollten, gab er sie preis. Sie bezahen sich theils unter englischen, in der größeren Zahl aber unter österreichischen Schutz. Der Sitz ihrer Verwaltung ist in Wilna, woher sie jährlich bei 15,000 Rubel, das sind 300,000 Piaster, zu denen von anderen Ländern noch bei 80,000 kommen; zusammen 380,000 Piaster als Unterstützung erhalten.

Da sie von Oesterreich nur in Schutz genommen, keineswegs seine Unterthanen sind, so muß es, wie mir der k. k. Consul bestätigte, auffallen, daß von Wien der mit Umgehung der wirklichen österreichischen Unterthanen, der Gemeinde Peruschim Almosengeld zugewendet wird, welches von Oesterreichern ihren österreichischen Glaubensgenossen in guter Meinung zugedacht ist. Nur der ehrwürdige Rabbiner in Wien und in Eisenstadt sendet Geld an die österreichische Gemeinde durch das k. k. Consulat.

Die Peruschim stehen mit Ungarn durch den Rabbiner in Preßburg, mit Deutschland durch den Rabbiner in Altona, mit

Preußen durch den Rabbiner in Königsberg, mit Bayern durch den Rabbiner in Würzburg, mit Holland durch ein Handlungshaus Leeren in Amsterdam in Verbindung.

Chassidim Wolhynier.

Die Mitglieder dieser Gemeinde stammen aus Wolhinien, aus der Moldau, aus Bessarabien; sie sind in Safet und Tiberias ansässig und erst seit 12 bis 16 Jahren auch in Jerusalem als Gemeinde angesiedelt.

Der Sitz ihrer Verwaltung, welche diese Gemeinden der drei heiligen Städte leitet, ist in Berditschew und Sardagura, in der Bukowina, wo auch der Sitz ihres geistlichen Oberhauptes. Als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Nissim Bak. Sie sind ihrer religiösen Anschauung nach den Perutschim verwandt, nur hängen sie dem sephardischen Ritus an, während die Letzteren dem aschkenasischen huldigen. Weniger fanatisch als die Perutschim, leben sie in größerer Sittenreinheit. Das Studium des Talmud ist nicht Hauptsache, ihnen steht ein ideales Denken höher, das sie zum Kabalismus führt.

Sie erhalten jährlich 5000 Rubel, 100,000 Piaster, aus ihrer Heimat, 50,000 aus anderen Ländern; zusammen 150,000 Piaster.

Chassidim Oesterreicher.

Diese stammen aus Galizien und Krakau und haben sich wegen Geldstreitigkeiten vor sechs Jahren von dem Chassidim Wolhinier, mit denen sie der Gesinnung nach so ziemlich übereinstimmen, losgelöst. Sie bilden seitdem eine eigene Gemeinde, die nur 150 Seelen zählt. Ihrer eine kleine Anzahl lebt auch in Safet und in Tiberias; der Sitz ihrer Verwaltung ist Lemberg, als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Rabbi Meschr Schmelke Horwitz.

Sie erhalten aus Galizien 7000 fl., 80,000 Piaster, aus anderen Ländern an 6000; zusammen 86,000 Piaster.

Chaſſidim Chabat.

Wenn man die Mittellaute des Wortes Chbt, wie es mit Weglaſſung der Selbſtlaute geſchrieben wird, — Chochme (Weisheit), Bine (Vernunft), Deie (Erkenntnis) — neben einander ſtellt, C, B, D, geben ſie das Wort „Chabat". Dieſe Gemeinde iſt eigentlich in Chebron ſeßhaft, wo ihre Mitglieder die einzigen Aſchkenaſim ſind. In Jeruſalem beſteht nur ein Filiale von 40 bis 50 Seelen, unter einem Lokalvorſteher Herrn Salamon Epſtein. Der Vorſteher der Geſammtheit iſt Rabbi Schimon Menaſche, der zu Chebron wohnt. Der Sitz des geiſtlichen Oberhauptes der Chabat, das zugleich die Verwaltung leitet, iſt Libawiz in Rußland. Die Anſchauungen und Sitten der Chabat neigen zu den Peruſchim.

Haupt- und Filialgemeinde beziehen aus Rußland 2000 Rubel, 40,000 Piaſter, aus anderen Ländern 5000; zuſammen 45,000 Piaſter.

Warſchauer.

Dieſe Gemeinde iſt aus Peruſchim und Chaſſidim zuſammengeſetzt, deren einige den aſchkenaſiſchen, andere den ſephardiſchen Ritus beobachten; der Seelenzahl nach ſind ſie 150. Auch ſie haben ſich wegen Geldſtreitigkeiten erſt vor 8 Jahren als eigene Gemeinde konſtituirt. Sie ſtehen theils unter engliſchem, theils preußiſchem und öſterreichiſchem Schutze. Ihre Vorſteher ſind Rabbi Juda Elia Deiches und Herr Mordachai Maier Robinſon.

Sie erhalten aus Polen 4,500 Rubel, 90,000 Piaſter, aus anderen Ländern 5000; zuſammen 95,000 Piaſter.

Aniſche Hod.

Die Anfangsbuchſtaben dieſes Namens A und H bedeuten abgekürzt: Aſchkenes: Deutſchland und Hod: Holland, alſo Männer, die aus dieſen beiden Ländern hierher kamen. Ihrer ſind nur 60 an der Zahl und bilden erſt ſeit etwa 6—7 Jahren eine eigene Gemeinde. Ihre deutſche Abkunft iſt kaum bemerkbar; ſie tragen orientaliſche, oder polniſche Tracht, lange Schläfenhaare;

die Peruschim, mit denen sie sich verschwägern, sind ihnen Vorbild. Als Vorsteher fungiren Rabbi Josef Schwarz und Herr Juda Leb Goldschmied.

Sie beziehen aus Amsterdam 60,000, aus anderen Ländern 2000; zusammen 62,000 Piaster.

Die Gesammtsumme der jährlich nach Jerusalem fließenden Almosen kann, da Privatsendungen nicht immer bekannt werden, ohne Uebertreibung auf achtmalhundertachtzehntausend Piaster angenommen werden.

Ein geistliches Oberhaupt haben die Aschkenasim in Jerusalem nicht; doch besteht in der Gemeinde der Peruschim und Warschauer ein „Besdin". Die Vorsteher werden nicht von ihren Gemeinden, sondern von Europa her gewählt. Die Versammlungen derselben finden ohne Zuziehung von Vertrauensmännern statt.

Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid.

Ghurda. — Nachmanides. — Bestrittenes Eigentum. — Brand. — Die Aschkenasim fliehen. — Rückkehr nach der Pest in Safet. — Bankosten. — Grundsteinlegung.

Die Aschkenasim besitzen nur eine Synagoge in Jerusalem, die sogenannte Ghurba. Als Nachmanides im 13. Jahrhunderte nach Jerusalem kam, kaufte er „ein schönes aber zerstörtes Gebäude mit marmornen Säulen und prächtiger Kuppel", das, eigentlich aus mehreren Gebäuden bestehend, einen großen klosterartigen Hof bildete. Er verwandelte einen Theil desselben in eine Synagoge; der übrige schönere, jetzt noch bestehende Theil des Gebäudes wurde den Juden später entrissen und in eine Rosinenmühle umgewandelt.

In dieser Synagoge beteten Sepharedim und Aschkenasim vereint, bis die ersteren die in Schutt liegende Zionssynagoge wieder herstellten.

Der Besitz wurde später den Aschkenasim von den Mohammedanern wieder streitig gemacht. Trotz vorgezeigter Dokumente über das rechtmäßige Eigenthum bestättigte ihnen der Kadi erst nach Empfang von 260 Dukaten, daß die Synagoge seit Jahrhunderten ihr Eigenthum sei. Nichtsdestoweniger wurden ihnen einzelne Theile des Gebäudes entrissen, und zu entwürdigenden Zwecken verwendet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts kam der Rabbi Jehudah Hachaßid aus Polen nach Jerusalem, und wurde daselbst wegen seiner trefflichen Eigenschaften zum Vorsteher der Aschkenasim gewählt. Er vergrößerte die Synagoge, schmückte sie

reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das fromme Oberhaupt den Namen: Synegoge des Rabbi Jehudah Hachaßid. Die Aschkenasim gerieten später durch Pest und Bedrückung der Mohammedaner in solche Armut, daß der glänzende Erfolg einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommenen Pilgerreise ihres Vorstehers Rabbi Moscheh Hakoben durch ganz Europa, 25,000 Stück Dukaten nicht ausreichten, die Schuldenlast der Gemeinde zu tilgen. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigten Gläubiger die Synagoge, gaben sie den Flammen preis und vertrieben die Aschkenasim, die nach Zefat, nach Chebron und in alle Welt flüchteten.

Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten sich allmälig mit Schutt, daß sie kaum aus demselben hervorragten. Erst im Jahre 1812 als die Pest in Zefat ausbrach, wagten sich an 20 Aschkenasim verkleidet wieder nach Jerusalem.

Ein vier Jahre später in Konstantinopel erwirkter Ferman stellte sie schuldenfrei dadurch, daß die Mohammedaner keinen Anspruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aschkenasim erheben durften. Zugleich wurde ihnen gestattet, ein Lehrhaus, ein Midrasch mit einer Betstube einzurichten. Ein späterer Ferman Mehmed Ali's in Egypten gab den Aschkenasim im Jahre 1836 auch ihr Eigenthum, die Synagoge zurück, die bald darauf wieder eingeweiht wurde.

Diese Synagoge befand sich während meiner Anwesenheit im Umbaue durch die Perutschim begriffen. Ein frommer Mann aus Bagdad Herr Jecheskiel vermachte zum Bau dieser Synagoge 100,000 Piaster. Bis jetzt sind 400,000 verausgabt, welche die Perutschim aus ihrem Reservefond theilweise vorgestreckt haben. Die Vollendung der Synagoge dürfte 1,000,000 Piaster in Anspruch nehmen. Freiherrn von Rothschild wurde die fromme Ehre zu Theil, den Grundstein, wir hoffen eines schönen und ewigen Gebäudes, zu legen.

Allgemeine Zuſtände.

Chedorim. — Unwiſſenheit. — Wie ſich Sepharedim und Aſchkenaſim charakteriſiren. — Ihre Tracht. — Politiſches Zerrbild. — Leichenhöfe. — Fleiſchausſchrotung. — Peruſchim wenden ſich nach Mekka. — Fleiſchbank. — Krida. — Sehnſucht nach Egypten. — Chaſaka. — Chaluka und Kadima. — Verſteigerung der Sendbotenſchaft. — Einbruch-Diebſtahl am Verſöhnungstage. — Neſach. — Montefiore und der Bettler. — Rath des k. k. Internuncius. — Aaſchinder und Almoſen.

Neben der Hauptſynagoge der Aſchkenaſim gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Midraſchim und Jeſchibot, mit denen meiſt Betſtuben verbunden ſind, wo von Erwachſenen Talmud ſtudirt wird, und religiös theologiſche Disputationen ſtatt finden.

Eine höhere Lehranſtalt für die Jugend haben die Aſchkenaſim niemals beſeſſen, nicht einmal eine Talmud Thora; vielmehr laſſen ſie ihre Kinder in kleinen dumpfen und ſchmutzigen Stuben in den kulturhiſtoriſchen „Chedorim" bei armen Rabbinern geiſtig und körperlich verkümmern. Mir graut vor der Erinnerung an dieſe Miſtbeete für herauswuchernde Unwiſſenheit, an dieſe finſtern Höhlen der Ungeſundheit und des Elends.

Wenn ein talmudiſches Wiſſen unter den Aſchkenaſim in Jeruſalem beſteht — das meiſte traut man den Peruſchim zu — ſo wurde daſſelbe nicht in der heiligen Stadt erworben, ſondern von den Einwanderern aus der Heimat mitgebracht. Sie ſtudiren keine Bibel und lernen dieſe nur aus dem Talmud, an den ſie ohne grammatikaliſche Vorkenntniß herangehen. Alles

Studium aber iſt hier nur eine mechaniſche Gedächtnißſache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forſcher! Ich erzählte einem als ſehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reiſen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tauſend Meilen weit von hier?“ fragte er mich erſtaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Paläſtina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez“ d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menſchen nur Barbaren ſchienen. Ein Vorſteher lernte, ſchon in alten Tagen, erſt ſeinen Namen hebräiſch unterſchreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu beſtättigen hatte.

Die Aſchkenaſim halten die Sepharedim für freigeiſterisch, für ungelehrt und dornirt; dagegen die Sepharedim den Aſchkenaſim den Ruf der Frommheit, der Gelehrſamkeit und der ſpitzfindigſten Ränkeſucht einräumen. Sie beſuchen gegenſeitig nicht ihr Beedin und nur die Aermſten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben ſo wenig ſind die Aſchkenaſim unter ſich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choſid das Schlimmſte bezeichnen will, ſo ſagt er: „Du biſt ein Periſch!“ d. h. einer von den Peruſchim. Hingegen ruft der Periſch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choſid?“ d. h. einen von den Chaſſidim.

Der Sepharedi in der maleriſch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anſtand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung ſeines Angeſichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beiſpiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit ſeinem mohammedaniſchen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aſchkenaſim, namentlich die Ruſſen und Polen ſind haſtig, unruhig in jeder Bewegung, grimaſſirend, ſpitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erſcheinung iſt durch die bekannte pol-

niſche häßliche Tracht und den an ihr haftenden Schmutz im beſten Falle nur unbehaglich.

Es gewährt eine faſt heitere Betrachtung, wie große politiſche Zuſtände zuweilen ein kleines verzerrtes Spiegelbild werfen. Wie der ruſſiſche Staat dem türkiſchen ein Ende bereiten wollte, ſo ſuchen namentlich ſeine jüdiſchen Söhne in Jeruſalem die Herrſchaft der türkiſchen Juden langſam zu untergraben und wenn möglich zu entreißen. Der Zaar vermuthet kaum, daß ſeine ehemaligen Unterthanen ſeine unbeſoldeten Hilfstruppen im Oriente ſind.

Wir haben geſehen, mit welchen Schulden, mit welchen Ausgaben die Sephardim belaſtet ſind, Ausgaben ſelbſt für Dinge, die den Aſchkenaſim mit zu Statten kommen. Aber nicht nur, daß dieſe keinen Beitrag leiſten, ſuchen ſie, rührig, ſchreibſelig, intriguirend, wie ſie ſind, die mehr trägen und geiſtig weniger beweglichen Orientalen zu bekämpfen und zu übervortheilen.

Eine der Haupteinkünfte der Sephardim mit denen ſie die Gemeindeausgaben decken, iſt der Leichenacker, indem ſie die Gräber und die Grabſteine verkaufen. Wir wollen nicht unbedingt annehmen, daß die Forderung immer eine billige geweſen ſei, und ſo mag es wohl aus dieſem Grunde gekommen ſein, daß die Peruſchim ſeit 2½ Jahren einen beſonderen Platz zur Beerdigung ihrer Todten angekauft haben, welchem Beiſpiele jetzt die Wolhinier folgen wollen.

Aber auch den Gewinn der Fleiſchausſchrotung, ein Monopol der Sephardim, ſuchten die Peruſchim ihnen zu entziehen, und da begab ſich ein ganz beſonderer Fall.

Wie etwa der Sultan die Kuppel der heiligen Grabkirche wird eindecken laſſen, weil die chriſtlichen Sekten keine der andern den Ruhm und den materiellen Vortheil gönnen wollen, ſo

that auch hier der Mohammedaner zwischen die streitenden jüdischen Sekten und entschied zu Gunsten seiner orientalischen Mitbürger.

Das kam so:

Die Mohammedaner nehmen in der jüdischen Fleischbank das den Juden zum Genusse nicht gestattete Hintertheil der Thiere ab. Der Kadi muß jedoch dem Schlächter das Zeugniß ausstellen, daß er und seine Voreltern rechtmäßige, streng gläubige Juden gewesen sind, und direkt von Israel abstammen. Der Schlächter muß vor dem Schlachten, außer der hebräischen Gebetformel, während er das Thier mit dem Kopfe nach Mekka wendet, eine mohammedanisch-arabische, das „Bissem Alah agbar" sprechen. Kein Mohammedaner würde sonst das Fleisch essen. Als die Peruschim, auf das Monopol der Sepharedim eifersüchtig, eine Fleischbank eröffneten, verweigerte der Kadi ihrem Schlächter jenes Zeugniß. Der Mohammedaner hält die Aschkenasim nicht für echte Juden. Dennoch fingen die Peruschim an Fleisch auszuschroten; ihr Schlächter wendete den Kopf des Thieres nach Mekka und betete das mohammedanische Gebet. Die Mehrzahl der Mohammedaner nahm Anstand das Fleisch zu kaufen, denn jenes Zeugniß, wußten sie, war nicht ausgestellt worden. Da erhob plötzlich der fromme Schech Asiib Lärm, daß die Aschkenasim dem Schafe, bevor sie es schlachten, am Halse die Haare ausrupfen, und das Thier quälen. Kein Mohammedaner, der auch vom Thiere glaubt, daß es im Paradiese aufgenommen wird, holte mehr Fleisch und die Bank Bordaki und Komp. mußte mit einem Verluste von 40,000 Piastern — von Europa her gesendete Almosen — aufgegeben werden.

Noch jetzt müssen in Jerusalem von den für Juden geschlachteten Thieren dem Priester die rechte Schulter, ein Theil des Kopfes ohne Zunge und der Magen gegeben werden, während von Wein, Oel und Raki die „Truma" d. i. die Hebe, weil die Priester nicht mehr als ganz rein angesehen sind, begraben werden.

Eines Tages während meiner Anwesenheit gab es in Jerusalem kein Fleisch; der Schlächter verweigerte zu schlachten, weil das Beschin seinem Neffen, einem neunzehnjährigen unwissenden Menschen, das Zeugniß eines tief gelehrten Rabbi, mit dem er durch Europa betteln gehen wollte, versagte. Die Juden schrieen, wie einst in der Wüste: „Wollte Gott, wir wären in Egypten gestorben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen.“ Ich konnte den Vorgang nicht begreifen, und hatte folgendes Gespräch darüber:

„Ist denn der Schlächter nicht von der Gemeinde angestellt, folglich euer Diener, dem ihr befehlen könnt?“

Er ist unser Diener.

„So befehlt ihm, seine Schuldigkeit zu thun.“

Er gehorcht nicht.

„So zahlt ihm den Gehalt nicht, und wenn er sich noch nicht fügt, so jagt ihn fort.“

Das dürfen wir nicht.

„Ihr dürft einen widerspänstigen Diener nicht fortthun?“

Er hat die Chasaka.

Chasaka besitzt jeder der ein Amt antritt, ein Haus bezieht, eine Pension genießt, wenn er sich durch sechs Monate im Besitze derselben befindet. In Jerusalem bewährt sich in Wahrheit der Spruch: Glücklich die Besitzenden, denn nicht allein darf ihnen ein solcher Besitz nicht entzogen werden, er erbt auch auf Kinder und Enkel fort. Nun befinden sich viele Chachamim, rücksichtlich mancher Jeschibot und anderer einträglichen Rechte in gleichem Falle und sie hüten sich streng, die altehrwürdige Legitimität der Chasaka anzutasten.

Die in den vorangehenden Blättern nur annäherungsweise angeführten Unterstützungsbeiträge, die aus Europa kommen, sind natürlich auch von Zufälligkeiten abhängig, die sie bald erhöhen, bald vermindern können.

Die Vertheilung der Gelder geschieht in doppelter Weise: als „Chaluka“ d. i. per Kopf, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder

Alter, daher eine mit vielen Kindern gesegnete Familie einen bedeutenden Betrag erhält, und als „Kadima", nach dem Range und Ansehen der Person. Die Ansche Hod die nur nach der ersteren Weise Unterstützung erhalten, sind am besten, fast reichlich versorgt; sie sind die einzige Gemeinde die keinen Armen zählt.

Doch nicht alles Geld, das fromm und wohlthätig gespendet wird, fließt, mit Ausnahme dessen das von Lemberg kommt, nach Jerusalem. Verwaltungskosten, Zersplitterung, der Mangel jeder Kontrolle, das Wechseln der Geldpreise machen, daß nicht alles Geld an die wahrhaft Dürftigen gelangt. Wir werden auf diesen Gegenstand noch zurückkommen.

Die Armut der Einzelnen ist eine oft Entsetzen und Erbarmen erregende; während die Vorsteher die ebenfalls als Arme einwanderten, ihre Frauen in Seide kleiden, mit Schmuck von Gold und Edelsteinen behängen. Einer von ihnen verheiratete seine Tochter, die am Hochzeitstage ein Kleid für 1000 Piaster und einen kostbaren Schmuck trug, während das Festmahl, zu dem alle Honoratioren Jerusalems geladen waren, 1500 Piaster kostete.

Ehe der aufopfernde thätige Herr Albert Cohn das zweite Mal nach Jerusalem kam, wurde durch mündliche Kurrende den Frauen der Rabbiner verboten, während seiner Anwesenheit ihren Schmuck zu tragen. Wir sind weit entfernt, wiewohl man es von den Armen behaupten hört, und zwar mit dem charakteristischen Ausdrucke: sie „fressen" bei den gewiß sehr ehrenhaften Vorstehern an ein verbrecherisches Vorenthalten der Gelder zu glauben. Es scheint nur, daß sie in menschlich verzeihlicher Selbstüberschätzung ihren Rang zu hoch ansehen, und darnach, nur etwas zu hoch und groß die „Kadima" für sich in Abzug bringen.

Mit welcher Ehrfurcht begrüßen wir ihn, wenn ein Scheliach, ein Sendbote aus Palästina in unsere Stube tritt, um Almosen für die armen Glaubensgenossen in Jerusalem zu sammeln! Haftet nicht noch der Staub der heiligen Erde an seinem Kleide? Sein Auge

weilt und weint über den Trümmern des Tempels und dann sich losreißend aus dem Kreise seiner Familie, zieht er fort und gibt sich den Stürmen des Meeres und den Gefahren einer langen Landreise preis. Er erzählt uns von den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem, die für uns weinen und beten.

Wie aber, wenn dieses Sendbotengehen ein ganz einfaches Geschäft ist, das dem Manne selbst den größten Theil dessen zuwendet, was von uns gläubigen Gemütes allen den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem zugedacht ist?

Die Sendbotenschaft wird in der heiligen Stadt an den Meistbietenden gegeben; gewöhnlich um einem sonst achtbaren Gacham oder Rabbiner zu Vermögen zu verhelfen. Er muß jedoch eine bestimmte Summe dafür an die Gemeinde bezahlen. Der Mehrbietende erhält das Recht. Er ist nicht verpflichtet, seine Reise sogleich anzutreten, er kann dies nach Monaten, ja nach Jahren thun, wenn er nur die Zinsen des Ersteigerungspreises, der nicht unbedeutend zu sein pflegt, an die Gemeinde bezahlt. Es gibt Einige, die seit 5 und 8 Jahren die Zinsen zahlen. Zurückgekehrt erhält der Sendbote den dritten Theil des Ertrages seiner Reise, aber nicht sein Einlagskapital; es ist also menschlich verzeihlich, daß er dieses selbst abzieht und nur den Rest der Gemeinde überbringt, die ihm sein Drittheil auszahlt.

Vor einigen Jahren wurde am Versöhnungstage im Bazar bei einem jüdischen Goldschmiede eingebrochen und Gold gestohlen. Nach einem Jahre kam an Tag, daß der Sohn des Vorstehers einer der strenggläubigsten Gemeinden sich aus der Synagoge im weißen Bußhemde entfernt und nach vollbrachtem Einbruch-Diebstahl wieder zurückkehrte und zerknirscht mit seiner Gemeinde beim Beten des Sündenbekenntnisses an die Brust geschlagen habe. Aus Achtung vor dem Vater wurde das Verbrechen nicht anhängig gemacht, und von den Juden selbst ausgeglichen.

Wenn dieſe gerade an dem heiligſten Tage des Judenthumes verübte That das Entſetzen wachruft und von der Erziehungsweiſe des Vaters ein trauriges Zeugniß ablegt, ſo wollen wir doch dem Vater das Verbrechen des Sohnes nicht anrechnen. Eines aber, wenn ſich auch die Feder dagegen ſträubt, eines müſſen wir niederſchreiben, weil es einen Einblick in die Verderbtheit der Sitten bei aller ſtrengen religiöſen Obſervanz thun läßt: derſelbe Mann, der Einbrecher, der Dieb, der Heuchler, der Gottesläſterer ging bald darauf als Sendbote nach Europa, um Geld für die Armen zu ſammeln. Natürlich mit einem Schreiben des Besdin an alle Gläubigen, wie dieſer fromme, ehrenvolle, gelehrte Rabbi vor vielen auserwählt worden ſei u. ſ. w.

Doch nein! Nicht: und ſo weiter.

Ein mehr humoriſtiſches Vergehen eines Sendboten nach Amerika war es, daß er in Smyrna von Chriſten zubereiteten Wein kaufte und als koſchern aus Chebron, aus der Umgebung des Erbbegräbniſſes der Patriarchen, den Gläubigen verkaufte. Zur Ehre der Jeruſalemitaner ſei aber bemerkt, daß dieſer Rabbi aus — Jaffa war.

Um einen ferneren Einblick in die Verhältniſſe zu gewähren, möge folgende mehr heitere Thatſache hier Platz finden. Sir Moſes Monteſiore brachte in mehreren Fäſſern harte Thaler mit, und hielt es guten Herzens, wie er iſt, für ſeine Pflicht, jedem Armen einen Thaler perſönlich zu reichen. Viele Stunden währte die Arbeit und der Anblick einer traurigen Armut. Der Zufall fügte es, daß der edle Spender, ſich ſelbſt vergeſſend, auch das ausgegeben hatte, deſſen er zu ſeiner Weiterreiſe bedurfte. Er mußte Geld borgen. Es fand ſich bald ein Mann, der mit vielen Freuden und — Intereſſen bereit war, und die nicht unbedeutende Summe in blankem Golde überbrachte. Dieſer aber war ein Mann, der Tags zuvor unter den Dürftigen der dürftigſt Ausſehende einen Silberthaler aus der Hand des paläſtinenſiſchen Wohlthäters empfangen hatte.

Mit dieser Thatsache hängt der Rath zusammen, den mir der k. k. Internuncius in Konstantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorsteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermsten vorgestellt werden."

Dämonisch humoristisch ist die Satire, die sich ein deutscher Arzt über den Müssiggang und das Almosennehmen eines chassidischen Vorstehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jerusalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorsteher beim Namen und fragte ihn: „Willst Du eine „Mizwe" eine fromme Handlung thun?" Als der Vorsteher sich mit Vergnügen bereit erklärte, sagte er ihm: „So schinde dieses Aas ab, denn im Talmud heißt es: Besser sich vom Schinden des Aases ernähren als Almosen nehmen."

Die Karaiten.

Geschichte der Gemeinde. — Die Synagoge. — Maimonides getreten. — Fluch. — Kein Minjan.

Mein Gastfreund, dem ich von meinem Besuche der Karaiten in Konstantinopel erzählt und den Wunsch geäußert hatte, auch in Jerusalem deren Gemeinde zu besuchen, lud mich eines Sabbat ein mit ihm in ihr Haus, wo sie alle beisammen wohnen, zu gehen.

Um es dem nicht kundigen Leser in Kürze zu sagen, sind die Karaiten, auch Karäer oder Jerusalemiten genannt, Juden, welche nur den Text der Bibel als Gesetz heilig halten, daher sie Karäer, d. h. Textler, im Gegensatze zu den Mekebalim d. h. Traditions-Gläubige heißen. Die Letzteren nehmen an, daß Gott Mosen mündliche Erklärungen der Lehre ertheilt haben soll, welche sich als eine im Talmud niedergeschriebene Ueberlieferung erhalten haben.

Wir traten in ein sehr reingehaltenes Haus, in dessen Hofraum den Mauern kleine marmorne Tafeln eingefügt sind, die mit hebräischer Goldschrift berichten, daß dieser oder jener karäische Pilger die heilige Stadt besucht habe. Eine mit kleinen Marmorsäulchen gezierte Treppe hoch, wurden wir in einer mit bunten Teppichen belegten Stube vom Vorsteher, der von seiner Frau und seinen Kindern umgeben, in einem Buche las, freundlich empfangen. Die Frau trug schönen Goldschmuck um ihren Fes, die

kleinen Mädchen Blumen in den aufgelösten, mit goldenen Flittern gezierten Haaren.

Der Hausherr erzählte mir, auf mein Ersuchen um einige geschichtliche Nachrichten über die karaitische Gemeinde in Jerusalem Folgendes:

„Wir sind die ältesten Einwohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels. Vor zweihundertsiebenzig Jahren waren zweihundert Karaiten in der heiligen Stadt, die wegen ausbrechender Pest auswanderten; so daß zwanzig Jahre kein Karaite in Jerusalem zu finden war. Seit hundertundfünfzig Jahren sind wir wieder hier angesiedelt, unser ältester Grabstein ist nur hundertundzehn Jahre alt; doch mögen viele in der Erde eingesunken liegen. Jetzt sind wir nur zweiunddreißig Seelen, darunter vier Familienhäupter. Es ist schmerzlich, daß Deine Landsleute, die Aschkenasim uns verachten, die Sephardim besuchen uns doch zuweilen und wir sie; doch nehmen wir uns nur aus unserer Gemeinde Frauen und begraben unsere Todten nicht zu den ihren. Wir sind auf Fleiß und Arbeit angewiesen, denn die Unterstützung unserer Brüder aus der Krim ist nur sehr unbedeutend. Durch die Theurung der letzten Jahre aber sind die sonst Reichen arm und die Armen brodlos geworden. Bücher, nach denen Du fragst, haben wir keine, uns ist das eine genug, das die Weisheit der ganzen Welt einschließt: Ich werde Dir unsere Thora zeigen."

Er lud uns hierauf ein, die Synagoge zu besuchen. Wir stiegen die Treppe, die wir heraufgekommen waren, und dann noch eine zweite herab, die uns zu einem kleinen unterirdischen Raume führte, der durch eine viereckig ausgeschnittene Oeffnung in der Decke Licht empfängt. Ein kleiner Glaslüster mit vier brennenden Oellampen mischte sich mit der Tageshelle, ohne der kleinen, mit schönen Teppichen belegten Synagoge den Reiz des magischen Dunkels zu benehmen.

Gegen Osten hinter dem Betpulte über der heiligen Lade ist eine silberne Platte angebracht die mit großer Goldschrift das jüdische Glaubensbekenntniß jedem Eintretenden entgegenhält: „Höre

Israel! der ewige unser Gott, der Ewige ist Einer!" Die Thora ist nicht, wie sonst überall auf zusammenzurollenden Blättern, sondern in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Initialen und Arabesken. Die letzte Blattseite giebt Nachricht über die Entstehung, das Alter und den Schreiber des Manuskriptes mit folgenden Worten:

„Ich Moses, Sohn des seligen Menachem Dalbures, habe dieses Buch, welches genannt wird „Maknische" geschrieben und übergeben dem geehrten Rabbi Mordechai, dem Sohne des seligen Isack als ein würdiges Geschenk im Monate Siwan, im Jahre zweiundachtzig des sechsten Jahrtausends. Gott gönne es ihm, über das Buch nachzudenken, ihm und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende aller Geschlechter. Amen! Und es bewahrheite sich das Wort, das geschrieben steht: Es weiche nicht das Buch dieser Lehre von deinem Munde, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Damit du beachtest zu thun, Alles was darin geschrieben steht, dann wirst du auf deinen Wegen glücklich und weise sein. Sei stark! Amen! Selah!"

Neben diesem Buche befindet sich auch eine Thora auf gerollten Pergamentblättern, die in neuerer Zeit geschrieben ist.

Als wir aus der Synagoge herauf wieder in den Hofraum kamen, war die ganze kleine Gemeinde versammelt. Alle sabbatlich geschmückt. Mein Gastfreund machte mich aufmerksam auf die Freundlichkeit Aller, die sich durch unseren Besuch sehr geehrt fühlen. Alle sagten fast wie aus einem Munde uns Lebewohl, während der Vorsteher mich zu wiederholtem Besuche einlud.

Wiewohl sie in religiösen Dingen vollkommen unabhängig sind, betrachtet die türkische Regierung den Chacham Baschi doch als ihr geistliches Oberhaupt. Er gebietet jedoch nur, daß sie die Feste der Juden wenigstens äußerlich beobachten und achten müssen. So dürfen sie, wenn es auch ihnen gestattet wäre, an gewissen Tagen ihre Kaufläden nicht offen halten u. dergl.

Mit den Karaiten in Jerusalem hat es ein eigenthümliches, geheimnißvolles Bewandtniß:

Als die Juden in Jerusalem im Jahre 1762 sehr gedrückt lebten und die türkische Regierung ihnen eine unerschwingliche Steuer auferlegte, ordnete der Chacham Baschi eine Versammlung in der Synagoge der Karaiten an, weil sie heimlich abgehalten werden mußte, und die Synagoge, wie wir gesehen haben, sich unterirdisch verborgen befindet. Als der Chacham Baschi die Treppe hinabstieg, fühlte er sich plötzlich schwach, und er strauchelte. Das fiel Allen auf, sie waren überzeugt, daß da böse Mächte ihr Spiel treiben. Sie gruben rasch die Stufen der Treppe ab und fanden die Schriften des Maimonides, welche die Karaiten, um sie mit Füßen zu treten unter der Treppe vergraben hatten. Der Chacham Baschi verurtheilte sie wegen dieses Frevels zur Zahlung der Steuer und fluchte ihnen, daß sie niemals ein Minjam, d. i. die zum Gebete nötigen zehn Männer in ihrer Gemeinde haben sollten.

Rabbi Josef Schwarz erzählte mir ebenfalls von dieser Sage und erwähnte eines merkwürdigen Zufalls, den er selbst erlebt hat: Vor etwa zwanzig Jahren wanderten mehrere karaitische Familien aus der Krim nach Jerusalem ein. Es herrschte große Freude darüber in der kleinen Gemeinde, denn nun sollten sie zahlreich genug sein, um einen Gottesdienst als Gemeinde feiern zu können. Die Freude verwandelte sich aber in Entsetzen. Die Einwanderer ergriff vor der Stadt die Pest und vom Thore bis zum Hause der Karaiten sanken die Männer todt hin, die Andern starben später im Hause selbst und so haben sie wieder keine Minjan.

Miſſion.

Conſul Finn. – Literariſche Geſellſchaft. — Ron olet. — Das Muſeum. — Die Bibliothek. — Die Miſſionskirche. — Hebräiſche Gebetbücher. — Eine Jüdin mohammedaniſch. — Religion eine Waare. — Unſittliche Mittel zur Bekehrung. — Materielle Wohlthaten. — Gleichgültigkeit der Juden. — Chriſten, die Juden geworden ſind.

Ein Geſchäftsbeſuch des engliſchen Conſuls, Herrn J. Finn, bei meinem ſtets um mich freundlich beſorgten Gaſtfreunde, verſchaffte mir die Bekanntſchaft dieſes in vielfacher Beziehung intereſſanten Mannes.

Er ſpricht und ſchreibt vortrefflich hebräiſch und iſt dadurch um ſo geeigneter, die Zwecke der engliſchen Miſſionsgeſellſchaft in Jeruſalem zu fördern. Er gründete im Jahre 1849 eine „Jeruſalemitaniſche literariſche Geſellſchaft" welche meiſt archäologiſche Zwecke in Bezug auf das heilige Land verfolgt. Ihr Programm und die von ihrem Präſidenten, Herrn Finn, im Jahre 1851 gehaltene Eröffnungsrede mit dem hebräiſchen Motto: „Z'bi bi l'kol baarazoth!" Paläſtina iſt der Ruhm aller Länder, iſt in Beirut gedruckt. Der Umſtand, daß nur Proteſtanten Mitglieder dieſer Geſellſchaft werden können, gab Stoff zu unſerem erſten Geſpräche.

„Wenn Karl Ritter, oder Humboldt zufällig Mohammedaner, oder Juden, oder auch Katholiken wären, die Geſellſchaft würde ihnen den Eintritt wehren?"

Gewiß!

„Dann wünsche ich der Gesellschaft den ironischen Zufall, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Robinsons, z. B. der sich die größten wissenschaftlichen Verdienste um das heilige Land erworben hat, zufällig ein Jude wäre und mehr leistete, als alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Gesellschaft, und dem es ein Stolz wäre, dieser Gesellschaft nicht anzugehören."

Sie sprechen wie ein gebildeter Europäer; hier aber nimmt Alles eine religiöse Färbung an; die Geistlichen würden die Aufnahme nicht dulden. Wäre die Gesellschaft in Ramleh, oder sonst einer Stadt Palästina's, die Aufnahme wäre möglich, in Jerusalem ist sie es nicht, weil hier Alles religiös ist.

„Die Wissenschaft aber ist eine Kosmopolitin."

Es gibt keine Wissenschaft ohne Religion.

„Nimmt die Gesellschaft von einem Nichtprotestanten auch keine Unterstützungen an?"

Das thut sie.

„Sie nimmt also von einem Jeden nur Pfunde (englische), aber keine geistig schwerer wiegenden Talente an. Sie macht es, wie jener Imperator, der als man ihm die auf Aloaken gesetzte Steuer brachte, und sich ein Hofschranze darüber ein Lächeln erlaubte, das Geld an die Nase brachte und sagte: „Non olet!"

Wir schieden in heiterer Weise; der Consul mit freundlicher Einladung, ihn und das Museum der Gesellschaft zu besuchen. Herr Finn sandte mir noch am selben Tage das Programm der Gesellschaft, das ich mit den von mir herausgegebenen „Inschriften des Judenfreithofes in Wien" mit meinem biblischen Gedichte „Rahel" den hebräischen Elegien: „Nach der Zerstörung" und einigen hebräischen Landkarten Palästina's erwiederte. Alle diese Gegenstände wurden in der Bibliothek der Gesellschaft dankbarst aufgenommen.

Ich besuchte bald darauf das schön und geräumig erbaute k. Großbritannische Consulatsgebäude, in dessen weitläufigem Kreise sich auch die anglikanische Kirche befindet. Von der geistvollen

Frau des Consuls, der abwesend war, freundlich empfangen, bot sie mir von den gerösteten Weizenkörnern, die sie eben ihren schönen Knaben vertheilte, mit den Worten an: „der gerösteten Frucht wird schon in der heiligen Schrift Erwähnung gethan.“ Sie lud mich für den nächsten Tag zum Thee; leider durfte ich es nicht wagen, der Einladung zu folgen, es hätte mich dieß unter den Juden verketzert. Wie ich mich denn auch hüten mußte, wenn ich den preußischen Diakenissinnen, an deren eine ich Grüße von Wien her zu bestellen hatte, begegnete, sie anzusprechen. Sie begleiteten ihre jungen Eleviunen, unter denen auch Judenmädchen waren, auf Spaziergängen.

Die Bibliothek der literarischen Gesellschaft ist eine bereits ansehnliche und enthält kostbare und gelehrte Werke der vorzüglichsten europäischen und asiatischen Sprachen. Das Museum ist erst im Werden. Eines der interessantesten Stücke ist eine in Basrelief sitzende Greisengestalt, die Rechte wie zu einem Befehle emporhebend, der Kopf hat den Ausdruck und die Bildung eines polnischen Rabbiner, über sie hält ein Sklave einen Sonnenschirm. Robinson erklärte dieses Geschenk Layards für einen Sanherib. Lampen, Spangen, Lanzenspitzen u. dgl. die auf dem Libanon gefunden wurden, Säulenreste, Kapitäle, Schnörkel, Muscheln, Mineralien u. dgl. liegen noch bunt durcheinander. Am meisten zog mich ein mehrere Zentner schwerer Steinklumpen an, der sich bei näherer Besichtigung als ein Aggregat von Hunderttausenden kleinster Purpurschnecken-Muscheln ergab, und von Sidon hierher gesendet worden ist. Herr Finn versprach mir, auf mein Ersuchen ein ähnliches Konglomerat für das k. k. Museum in Wien nachzusenden.

Im Bibliothekssaale empfing mich der Sekretär der Missionsgesellschaft, der treffliche Photographien aller heidnisch, biblisch und kirchlich heiligen Monumente und Trümmerreste verfertigt, deren eine schöne Auswahl ich mir aneignen durfte.

Er konnte sein Befremden darüber nicht unausgesprochen lassen, daß die Juden Jerusalems sich so sehr gegen eine Lehranstalt sträuben, die von einer Jüdin gestiftet, von jüdischen Lehrern in streng altgläubiger Weise geleitet, von frommen Rabbinen

überwacht werden sollte, während doch manche selbst von den chassidischen Gemeinden ihre Kinder in die Missionsschule schicken, um sie da Unterricht in Elementargegenständen und in Sprachen genießen zu lassen. Kranke Juden, ehe das Rothschildsche Hospital gegründet war, begaben und begeben sich noch in das englische Krankenhaus und kein Rabbiner rügt es, wenn sie da die gemeinschaftlichen Speisen genießen.

Er führte mich in die Kirche, einen schon von Außen her sich einfach schön darstellenden gothischen Bau.

Die Kirche strebt mit drei Spitzbogen empor, zwischen denen braunes Holzgebälke ist. Auf dem Hochaltare kein Kreuz, statt dessen zwei schwarze Marmortafeln auf denen die zehn Gebote mit — hebräischer Goldschrift eingegraben sind. Auf den einfachen dunklen Holzbänken, die an aufstrebenden Eisenstäben bunte Glaskugeln — zur Beleuchtung beim Abendgottesdienste tragen — lag ein zufällig liegengebliebenes Gebetbuch in — hebräischer Sprache. Es enthält die üblichen, althergebrachten jüdischen Gebete mit kleinen Weglassungen, wohl auch Einschaltungen, die sich auf den christlichen Glauben beziehen. So wird die Anschauung und Phantasie des neuen Christen nicht nur geschont, sondern ihnen vielmehr gehuldigt, und der Neugetaufte so zum andern Glauben allmälig herüber gewöhnt.

Diese Kirche füllt sich, wenn sich alle in Jerusalem wohnenden bekehrten Juden in ihr versammeln, mit einer stattlich zahlreichen Gemeinde! Welche jüdische Gemeinde der Erde und wenn sie selbst zu den großen zählt, hat wie die in Jerusalem das Schauspiel aufzuweisen, daß sich hundertundeinunddreißig getaufte Juden in einer Kirche versammeln?

Die Aschkenasim halten die Sephardim für minder strenggläubig, und so ist die Thatsache um so auffallender, daß die russischen Juden allein, über die Hälfte: 71 Seelen, in den Missionshandel geliefert haben; während sich die übrigen 60 fast auf alle Länder vertheilen.

Der Uebertritt zum Mohammedanismus iſt ein ſehr ſeltener Fall; die Gattin eines öſterreichiſch jüdiſchen Unterthans verliebte ſich in einen Türken, und von dieſem vor den Paſcha geführt, erklärte ſie Mohammedanerin werden zu wollen. Der verliebte und daher ſehr unglückliche Gatte wendete ſich an den Conſul mit der Bitte den Uebertritt ſeiner Gattin zum Islam zu hindern. Zufällig fand ein Formfehler ſtatt; es war nämlich, als ſie ihre Abſicht Mohammedanerin werden zu wollen, vor dem Paſcha ausſprach, kein Dragoman gegenwärtig und ſomit konnte der Uebertritt als ungültig erklärt werden. Nach einiger Zeit — die ſchöne Polin lernte unterdeſſen von ihrem geliebten Türken im Koran leſen — wurde wieder und diesmal nach ſtrenger Rechtsform eine Sitzung anberaumt, bei welcher ſie jedoch erklärte, Mohammed nicht mehr als Propheten verehren zu können. Aus dem Hauſe des Türken kehrte ſie reuig in das Haus ihres jüdiſchen Gatten zurück.

Im Zeitraume der acht letzten Jahre kamen nur noch etwa vier Fälle vor, in denen öſterreichiſche Unterthanen auf den Koran ſchwuren. Der Conſul erklärte, daß er gegen den Religionswechſel, wenn er aus Ueberzeugung geſchieht, nichts einzuwenden habe, daß aber der zum Islam Uebertretende nicht aufhöre ein öſterreichiſcher Unterthan zu ſein. Dieſe Erklärung hielt Manchen vom Uebertritte ab.

Wie frappant auch die Erſcheinung wirkt, ſo viele, meiſt zum Proteſtantismus überläuferiſche Juden in der ihnen heiligſten Stadt der Erde zu finden, was die Erfolge der Miſſionsbemühungen als bedeutend herauszuſtellen ſcheint; ſo mindern ſie ſich gar ſehr, wenn man ſie vom ſittlich-religiöſen Standpunkte aus und die Perſönlichkeiten betrachtet, die ſich — von den Hirten einbürden laſſen.

Wenn auch in der Lage, war es nicht mein Vorhaben, die Mittel kennen zu lernen und nach ihnen zu forſchen, welche von der Miſſion angewendet werden, um Juden zur Taufe zu bewegen.

Daß es aber ein goldenes Aas ſei, mit welchem der heilige Menſchenfiſchfang getrieben wird, darüber waltet, wenigſtens in Jeruſalem kein Zweifel ob und Jeder der darnach fragt, kann dieſe Auskunft erhalten.

Mir ſelbſt iſt ein Fall bekannt, daß einem jüdiſchen Schriftgelehrten von der engliſchen Bibelgeſellſchaft eine lebenslängliche Rente von 4000 Fl. in Silber jährlich, ohne alle weitere Verpflichtung, als ſich taufen zu laſſen angeboten wurde. Beide Perſonen, zwiſchen denen der Handel ſtattfinden ſollte leben noch, der eine in Wien, der andere in Konſtantinopel. So einfach und keines Lobes werth die Ablehnung iſt; eben ſo ſchmachvoll erſcheint der Antrag.

Die Lateiner unterſtützen ebenfalls diejenigen, die katholiſch werden, jedoch erſt, wenn ſie übergetreten ſind. Die Proteſtanten geben Handgeld und demoraliſiren die Familien. Wenn Eltern ihre Kinder ſtreng anlaſſen, erwiedern dieſe nicht ſelten trotzig, drohend: „Ich gehe zur Miſſion.“

Eines Tages, als ich mit meinem Gaſtfreunde durch den Bazar ging, redete mich ein Mann an, ihm 3000 Piaſter zu ſchenken, die er der Miſſion ſchulde; ich rette ihn ſo, mit ſeinem Weibe und ſechs Kindern vor der Taufe. Dieſer Mann ſtahl 25000 Piaſter und als die Juden ſich für den Dieben nicht verwenden wollten, ging er aus Rache zur Miſſion und eben kein Glaubenseifer, ging dieſer edle Abedifer unter die Proteſtanten. Dieß eine Beiſpiel mag beweiſen, auf welcher Stufe der Moral und der Sittlichkeit diejenigen ſtehen, welche die Miſſion nach der unvertilgbaren Anſicht der Juden im gelobten Lande zu „Götzendienern“ macht. Es iſt bekannt, daß manche Juden eigens nach Jeruſalem reiſen, um ſich hier, wo es mehr Vortheile gewährt, taufen zu laſſen. Es kommt wohl auch vor, daß ſolche Religions-Reiſenden ſich wie ſie eben der Weg führt in mehreren Städten taufen laſſen; wahrſcheinlich um ſich für die Wiedertaufe in Jeruſalem vorzubereiten.

Charakteriſtiſch für den jüdiſch-polniſchen Witz, wie für die Miſſion iſt es, was ein Jude äußerte: „Das einzig gute Ge-

ſchäft, das ſich noch gehalten hat, wenn man ſich taufen ließ, wer hats verderben? die Juden mit ihrer Konkurrenz."

Unter den Getauften in Jeruſalem befindet ſich ein Mann aus Rußland, welcher der griechiſch unirten Kirche angehörte, ſich beſchneiden ließ, und ſchließlich von der Miſſion zum Proteſtantismus „gewonnen" wurde. Aber auch zum Judenthume kehren manche zurück, auf deren gerettete Seelen die Miſſion mit Stolz hingewieſen hatte. Siehe da wieder einige Peruſchim darunter! ihren Schreiber Herrn Jeſef Spir, der über den Fall Jeruſchalaims ſo ſchöne Elegien dichtet, ſiehe Herrn Munje, Lehrer in einem ihrer Chederim, ſiehe Herrn Penſe, der jetzt wieder als Sendbote in Indien und Auſtralien Geld für ſeine armen Glaubensgenoſſen im heiligen Lande ſammelt.

Die Religion, nicht die moſaiſche allein — iſt eine Waare in Jeruſalem und Käufer und Verkäufer, die Krämer ſind nicht würdig, daß ſie, wie einſt ihre berüchtigten Ahnen, zum Tempel hinausgejagt werden.

Wenn von dem freieſten Volke der Erde, welches das erſte die Stimme gegen den Sklavenhandel erhoben hat, hier Seelenſklaverei getrieben wird, wenn auf die Not, das Elend der Kreatur chriſtliche Spekulationen angelegt werden; ſo empört ſich das Herz der Moral, lehnt ſich der Geiſt der Kultur, der Gedanke des Erlöſers der Chriſten ſelbſt dagegen auf.

Wenn man von dem Zwecke, den die Miſſion verfolgt, abſieht — man kann aber von dem Unſittlichen und Schlechten nicht abſehen — ſo iſt die Wirkſamkeit derſelben eine materiell wohlthätige und im allgemeinſten Sinne Kultur fördernde.

Die Miſſion hält ein gut eingerichtetes Spital mit 36 Betten für Kranke jeden Glaubens bereit. Eine Mädchſchule, die 80—100 Frauen Erwerb gibt. Ein nicht lange gegründetes Handwerkinſtitut zählte 6 Zöglinge: polniſche Knaben, die das Tiſchler- und Drechslerhandwerk lernen. Eine Agrikultur-Anſtalt beſchäftigt an 100 Menſchen.

Ich begegnete ihnen oft des Abends, wenn sie von der Bearbeitung eines Feldes, das die Missionsgesellschaft ankaufte, heimgingen. Manche, die sich von der Mission Almosen direkt zu nehmen scheuen, werden hier mehr darum beschäftigt, um ihnen einen Vortheil zu gewähren und sie durch Dankbarkeit an die Mission zu fesseln. In jedem Falle sind sie verpflichtet jeden Abend, eine Missionspredigt anzuhören.

Der Arbeit Lohn in der Glut der syrischen Hitze ist nur 4 Piaster, das ist 24 Kreuz., und doch drängen sich so Viele heran, ihn zu verdienen.

Mir lieferte dieß wieder den Beweis, daß die Handwerker und Arbeiter den sehr gedrückten aber ungleich ehrenwerten Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems darstellen, und daß sie auch gerne ihre Hände regen, wo ihnen die Arbeit Schwülen drückt.

Die Mission vertheilt endlich Almosen, Kleidungsstücke, sie bezahlt Mietzinse, schickt Kranken oder Wöchnerinnen Speisen, Kaffe, Thee, Zucker u. s. w.

Eine treue Darstellung der jüdischen Zustände in der heiligen Stadt fordert die Gerechtigkeit auf, diese wohlorganisirten und auf die Armut berechneten Einrichtungen um so mehr zu nennen, als sie eben dazu beitragen, Schwache zum Abfall vom Judenthume zu verleiten, anderseits aber eine sittliche Gegenwirkung wach rufen sollen.

Die Mission hat erst vor dreizehn Jahren ihre Arbeit begonnen, die Taufen sind der Zahl nach im Zunehmen, und einsichtsvolle ruhige Beobachter sagen ihr, auch rücksichtlich der Katholiken eine Zukunft voraus, nicht allein in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung. Die Mission hat etwas von der Wüste, oder von der Natur der Gletscher, die langsam aber sicher immer vorrücken, und immer neue grüne Erde bedecken.

Ein Großes ist geschehen durch die Errichtung des Rothschild'schen Hospitals, dieses treffliche Institut emanzipirt vorerst die Kranken von der Mission.

Die anderen durch Herrn Albert Cohn getroffenen Einrichtungen ſollen manchen von der Miſſion im Stillen organiſirten Widerſtand gefunden haben, und es wurde von einem in dem Lokalzuſtänden offiziell kundigen Manne der Verdacht ausgeſprochen, ob die Miſſion es nicht auch mit ſei, die durch ruſſiſch-polniſche Juden gegen die Errichtung der Simon von Lämel'ſchen Lehranſtalt wirke? Ich lehnte dieſe Abſicht ab, weil Herr Finn, als er den unvernünftigen Widerſtand ſah, mir freiwillig anbot, diejenigen Tumultuanten, die engliſche Unterthanen ſind, zur Rechenſchaft ziehen zu wollen, wenn ſie ihm durch den öſterreichiſchen Conſul genannt werden würden.

Die Erfolge der Miſſion ſind aber theilweiſe durch die Juden ſelbſt verſchuldet.

Während in einer deutſchen, oder öſterreichiſchen Gemeinde der Uebertritt eines Juden zum Chriſtenthume eine ſchmerzliche Bewegung hervorbringt, ein Aufſehen erregt; ſo verhalten ſich die Juden in Jeruſalem ziemlich apatiſch in dergleichen Fällen. Entweder weil ſie durch die häufige Erſcheinung abgeſtumpft ſind, oder weil ſie der Miſſion den gewöhnlichen ſittlich Verkommenen gerne gönnen.

Während meiner Anweſenheit entlief ein ſechzehnjähriger aus Sklow in Rußland geborner Knabe von der Gemeinde Peruſchim der Cohnſchen Lehranſtalt, wo er das Uhrmacherhandwerk lernte. Nach fünf Tagen, während welcher man von ihm nichts erfahren hatte, ſendete ihn der griechiſche Patriarch, zu dem er ſich mit der Bitte, ihn in der griechiſchen Kirche aufzunehmen, geflüchtet hatte, dem öſterreichiſchen Conſulate mit dem Bemerken zu: daß die griechiſche Kirche keine Art von Proſelitenmacherei mit ihrer Würde vereinbar halte. Der Knabe erklärte hierauf, katholiſch werden zu wollen. Nun war es die Pflicht des katholiſchen Conſuls, dem lateiniſchen Kloſter eine ſolche Abſicht eines öſterreichiſchen Unterthans bekannt zu geben. Da der Knabe ſeine herbeieilenden Eltern nicht ſehen wollte, und wenn man ihn dazu zwänge, drohte ſich ein Meſſer durchs Herz zu bohren; ſo ließ der Conſul gerechter und toleranter Weiſe die Vorſteher und Rabbinen der Peruſchim von dem

Falle ebenfalls verſtändigen, damit ſie zuſehen, ob ſie den Knaben nicht dem Judenthume erhalten könnten? Das lateiniſche Kloſter ſendete unverweilt zwei Prieſter; von den Rabbinen und Vorſtänden der Peruſchim erſchien Niemand.

Die Familie des Getauften, wenn ſie auch anfangs beſtürzt iſt, beruhigt ſich bald und ſchneidet durchaus mit ihm die Familienbande nicht durch; er beſucht ſie, er ſpeiſt mit ihr und wird nach wie vor mit „Reb“ und ſeinem jüdiſchen Namen angeſprochen. Die Familie weiß, daß in den allermeiſten Fällen die innere Ueberzeugung dieſelbe geblieben iſt, und ich hörte es ausſprechen: „Er wird ſchon zurück kommen, wenn er ſich *geholfen* haben wird.“ Dann herrſcht große Freude.

Da dieſes Kapitel den vom Judenthume Abgekehrten gewidmet iſt, wollen wir auch ein Wort von denjenigen ſagen, welche dem Chriſtenthume abtrünnig werden, und zur Väterkirche zurückkehren. Wenn ſie durch die nothwendige Bluttaufe und das Wegwerfen vieler bürgerlicher und ſozialer Vortheile mehr aus Ueberzeugung zu handeln ſcheinen, als diejenigen, die durch Taufwaſſer weltliche Vortheile zu gewinnen wiſſen; ſo theile ich ganz die einmal von Hammer-Purgſtall gegen mich ausgeſprochene Geſinnung: „Ich verachte jeden Renegaten, den religiöſen wie den politiſchen.“

Der Uebertritt zum Judenthume kommt auch in Jeruſalem nur ſelten vor. Den Rabbinen iſt es eine vom Talmud gebotene Pflicht, denjenigen, der ſich zum Judenthume bekehren will, den Schritt zu erſchweren und ihn zurückzuhalten. Proſelitenmacherei iſt, ſeitdem aus den gewaltſam bekehrten Idumenäern der verhaßte König Herodes hervorgegangen iſt, den Juden von Rabbi Schamai nicht geſtattet.

Ich lernte in Jeruſalem nur zwei vom Chriſtenthume abgefallene Juden kennen; während mir eine anſehnliche Anzahl geborner Juden genannt worden iſt, die ſich taufen ließen, und wieder zum Judenthume zurückgekehrt ſind.

Herr Warder Greſſon iſt ein in Philadelphia in Amerika 1799 geborner Chriſt, der von ſeinen Renten lebend, im Jahre 1848 nach Jeruſalem gekommen iſt, und ſich beſchneiden ließ; ſein Name iſt jetzt Jiſroël Boas.

Herr Peter Rumpf iſt im Jahre 1814 in Leuin in Niederpreußen geboren. Er lernte Nägel ſchmieden und arbeitete im Jahre 1833 beim Nagelſchmied-Fabrikanten Moſes Roſenbaum in Zell bei Würzburg, den er auf früherer Wanderſchaft kennen gelernt hatte. Durch ihn wurde er mit dem Judenthume bekannt und von demſelben angezogen. Nichtsdeſtoweniger gehörte er in den Jahren 1842 bis 1846 dem Basler Miſſionsvereine an. In Engelhardtszell, wir wiſſen nicht wie, gelangte er, weil er für die Miſſion in Oeſterreich wirken ſollte, in den Beſitz eines öſterreichiſchen Paſſes und als Oeſterreicher geltend, arbeitete er, im Jahre 1845 in Wien bei dem Nagelſchmiedmeiſter Krum in der Vorſtadt Neulerchenfeld; ſpäter in Preßburg, Peſth, Temeswar. Auf ſeinen Wanderungen durch aller Herren Länder gelangte er auch nach Amſterdam; hier ließ er ſich im Jahre 1848 beſchneiden und ging hierauf nach Hamburg, wo er aus uns unbekannten Gründen nicht geduldet wurde. Er ſchiffte ſich im Jahre 1849 nach Amerika ein, wo er die Bekanntſchaft des in dieſen Blättern wiederholt genannten Rabbi Joſef Schwarz machte, und durch deſſen begeiſterte Schilderungen des gelobten Landes angezogen, im Jahre 1856 nach Jeruſalem kam. Etwa um ſein Handwerk zu betreiben und ſich, rüſtig und jung wie er iſt, ſein Brot zu erwerben? Wozu auch eine ſolche Kraftverſchwendung in dem heißen Klima! Er nimmt Chaluka und lernt ebräiſch beten, das, wie er mir ſagte, „ſchwerlich mehr in ſeinen harten Schädel zu nageln ſein wird.“

Entſcheidende Verſammlung.

Der Sprecher der Aſchkenaſim. — Pädagogiſche Weisheit. — Nicht der Stabel nicht der Honig. — Abſtimmung. — Sieg der Sephardim. — Erſtaunen der Aſchkenaſim. — Ihr Verhalten. — Beſuch des Rabbi Bordaki.

Der für meine Miſſion wichtigſte Tag war der zweite Juli, zugleich merkwürdig für die Annalen der jüdiſchen Gemeinden in der heiligen Stadt durch den Umſtand, daß ſeit der feindlichen Sonderung der religiöſen Parteien ſich zum erſten Male alle Vorſteher im Divan des Chacham Baſchi vereinigten. Unerhört aber in den jüdiſchen Verſammlungen Jeruſalems war, daß über Berathung und Beſchlüſſe Protokoll geführt wurde.

Der Chacham Baſchi nahm als Präſident der Verſammlung in der Ecke des Divans ſeinen Sitz ein; ihm zur Linken reihten ſich die Chachamin und Vorſteher der ſephardiſchen, dann die Rabbinen und Vorſteher der aſchkenaſiſchen Gemeinden.*

---

* Chachamim und Gemeinde-Vorſteher der Sephardim: Chajim Niſſim Abulafia, David Chazan, Salomon Löwi, Mordechai Saſſn, Chajim Piſanti, Majer Panigel, David Carlo, Jakob Löwi, Moſche Mejuchas, Juda Papa, Bechor Cohen, Elia Mizdar, Jakob Finci, David Cohen, Chajim Gagin.

Vorſteher der Gemeinde Peruſchim: Jeſchaje Bordaki, Eundel Salant.

Vorſteher der Gemeinde Aſchkenaſim „Chaſſidim:" Niſſim Back, Mordechai Aaron.

Mit anwesend waren die beiden dirigirenden Aerzte des Rothschild'schen Hospitales Herr Dr. Neumann und des Montefiorischen Dispensatorn Herr Fränkel, die ich um europäische Bildung als Zeugen zu haben, eingeladen hatte.

Den achtundzwanzig Männern und Greisen, den Frömsten und Gelehrtesten der heiligen Stadt gegenüber, hatte ich selbst Platz genommen. Die Versammlung übte auf mich, den Laien, eine imposante Wirkung aus, wenn ich auch bereits wußte, daß Manche gekommen waren um gegen die Kultur zu stimmen und die Zivilisation mit Verachtung von sich zu weisen. Ich fühlte mich mehr, wie ein Angeklagter vor seinen Richtern, denn wie ein Bote, der manchen Gefahren durch Länder und Meere trotzend auf silbernen Schalen ein goldenes Gastgeschenk zu überbringen hat. Der Gedanke jedoch an die durch Religion und Geschichte geheiligte Szene auf der die Versammlung statt fand, das Vertrauen auf den verständigen Sinn der Väter, daß sie eine ihrer Jugend entgegengetragene Wohlthat nicht abweisen werden, erhoben und trösteten mich, und in solchen Gedanken mich ergehend, begrüßte ich ehrfurchtsvoll das Synhedrion der heiligen Stadt.

Ein bleicher, asketisch aussehender schlanker, nicht mehr junger Mann, in polnischer Tracht mit langem Barte und langen Schläfenhaarbüscheln, die schwarzglühenden Augen auf mich gerichtet, erhob sich und nahm das Wort. Er sprach im Namen aller Aschkenasim, die sich während der ganzen Versammlung schweigend verhielten.

Herr Bordaki sprach hebräisch und unterschied den doppelten Zweck meiner Mission, die wissenschaftlich moralische Bildung der

---

Vorsteher der österreichischen Gemeinde: Moses Schmelka Horwitz, Mosche Jeffel.

Vorsteher der Warschauer Gemeinde: Elia Juda Deiches, Mordechai Meier Rabinson.

Vorsteher der Gemeinde Chabat: Salomon Epstein.

Vorsteher der Deutsch-holländischen Gemeinde: Joseph Schwarz, Mose Sachs.

Kinder, und deren materielle Unterstützung. „Wir bedürfen keiner Schule. Wir Peruschim und alle andern Kongregazionen der Aschkenasim haben hinreichend viele Chederim, wo unsere Kinder Unterricht erhalten. Die im „Kol mebasser“ angedeutete Unterrichtsmethode, den Kindern Begriffe und Lehren spielend beizubringen, sie ohne Anstrengung zu unterweisen, sie religiöse Lieder singen, und zur Stärkung ihres Körpers gymnastische Uebungen machen, vielleicht gar tanzen zu lassen, ist völlig falsch. Kindern muß man nicht den Unterricht leicht, vielmehr schwer machen, sonst erscheint ihnen die Lehre nicht wichtig genug. Unsere Kinder bedürfen keiner physischen Kräftigung, keiner Erholungszeit im Freien; sind sie gesund.“

„Hältst du Schulen“ nahm ich das Wort „in denen außer Talmud Bibel gelehrt wird, für schädlich? Ist Elementarunterricht in der hebräischen Sprache, Beibringung von religiösen Begriffen, Gebete, Reinsprechen der eigenen und der Landessprache der Religion zuwider?“

„Schulen“ entgegnete Herr Bordaki und wie es schien mit voller Beistimmung derjenigen, deren Sprecher er war, „Schulen in denen außer Talmud irgend ein Gegenstand gelehrt wird, sind, wenn auch nicht geradezu gegen die Vorschriften der Religion, aber gewöhnlich die Veranlassung zu späterem Abfall von der Religion, wie wir dieß in vielen Beispielen in Europa sehen. Nicht meine orientalischen Brüder hier, aber Du kennst Mosche dessa, (Moses Mendelsohn aus Dessau) und Dein „Kol mebasser“ ist in seinem Geiste geschrieben. Alles das, was Du in der Schule gelehrt wissen willst, ist nicht nur nicht nötig, vielmehr in jeder Beziehung schädlich, vorzüglich aber in religiöser. Mein eigener Sohn und viele, ja alle Kinder der Gemeinden lernen ohne alle vorbereitende Kenntnisse gleich Talmud. Ich stimme daher gegen die Anstalt, die Du beabsichtigst. Was aber die materielle Unterstützung der Kinder mit Speise und Kleidung anbelangt, so wollen wir sie annehmen, dabei erspart Du noch die Ausgaben für Hausmiete, für Lehrer und Verwaltungskosten, welcher Betrag unserer Chederim zugewandt werden könnte.“

Ein aschkenasischer Rabbi warf die Bemerkung hin: „Ich will den Stachel und auch den Honig nicht!“

Ich nahm das Wort:

„Der Zweck der von einer edlen Frau begründeten Stiftung ist bestimmt ausgesprochen, und von der k. k. österreichischen Regierung empfohlen. Ich habe weder die Macht, noch die Absicht von demselben abzugehen. Es liegt nicht im frommen Sinne der Stifterin Etwas einführen zu wollen, was irgend wie die Gewissen beschweren könnte. Ich bringe als ihr „Scheliach aus Chuze leorez“ als ihr Bote außer dem Lande Israels her, in guter Meinung und redlichen Herzens, eine Wohlthat den Gemeinden der heiligen Stadt. Wenn ihr sie annehmen wollet, so ist die Angelegenheit abgethan, und ich bitte nunmehr den ehrwürdigen Präsidenten der Versammlung, die Stimme jedes Einzelnen zu hören, und zu zählen.“

Der Chacham Baschi forderte die Abstimmung der Aschkenasim, welche folgendes Resultat ergab:

Von ihren 9 Vorstehern stimmte nur Herr Josef Schwarz und Herr Rissim Back für, 6 gegen die Anstalt. Herr Moses Sachs der fanatische Eiferer für Unterricht, der Ankläger des Obskurantismus der Rabbinen, als welchen wir ihn bereits kennen gelernt haben, entfernte sich vor der Abstimmung.

Der Chacham Baschi gab hierauf seine Stimme mit dem Bemerken ab: „Nachdem die zu gründende Anstalt in keiner Weise den heiligen Gesetzen unserer Religion entgegen, vielmehr geeignet ist, dieselben noch fester und ehrwürdiger zu machen; so stimme ich, Kraft meines Amtes und meiner priesterlichen Würde, ich Chajim Rissim Abulafia, Oberrabbiner der heiligen Stadt Jeruschalaim, für die Gründung der Anstalt.“

Einhellig mit ihm stimmte das Besdin und die Vorsteher, Namens der Großgemeinde von Jerusalem, 15 an der Zahl. Es stimmten somit in der Versammlung 18 für, 6 gegen die Anstalt, welche bedeutende Mehrheit noch dadurch an moralischem Gewichte gewann, daß eben die Großgemeinde mit ihrem geistlichen Tribunale und ihren Vorstehern sich in ihr befand.

Herr David Chazan, Oberrabbiner der Gemeinde in Smyrna, jetzt Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem stellte hierauf den Antrag, daß nunmehr noch eine weitere Besprechung über die Art und Weise der Gründung gepflogen werde, wobei diejenigen, welche gegen dieselbe gestimmt haben, keinen weitern Beruf anwesend zu bleiben, fühlen dürften. Die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden, mit Ausnahme der Herren Schwarz und Back entfernten sich, und es wurde nach einer kurzen allgemeinen Besprechung beschlossen, daß, da die Sitzung bereits 3½ Stunden in der heißen Mittagszeit gedauert habe, zur Vereinbarung eines Programmes eine zweite Versammlung angeordnet werden möchte.

Die Herren Doktoren Fränkel und Neumann konstatirten das in deutscher Sprache abgefaßte Protokoll. Die Debatte wurde in hebräischer Sprache geführt; Herr Doctor Neumann, derselben vollkommen kundig, hatte die Güte, Dolmetsch zu sein.

So wurde eine Versammlung geschlossen, die an und für sich bedeutungsvoll und karakteristisch auch nach einer andern Richtung hin eine eigenthümliche Wirkung hervorbrachte. Der Beschluß dieser Versammlung war gleichzeitig ein Sieg der Sephardim über die sie fort und fort bedrängenden Aschkenasim. Beide Parteien schienen erstaunt; die Sephardim über sich selbst, denn sie fühlten sich plötzlich ihrer Majorität bewußt, und von einem moralischen Drucke befreit, den der Fremde, der Geduldete, über sie seit Langem in ihrem Vaterlande geübt. Die Aschkenasim staunten hingegen über den Muth einer selbstständigen That, den sie ihren trägen, orientalischen Glaubensgenossen lange nicht mehr zugetraut hatten. Zugleich aber war die Gründung einer Lehranstalt, ein Trost für die Sephardim, welche die Beschämung tief fühlten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde einer solchen entbehre. Kurz vorher auch, nach Verkündigung des „Hat humajum" hatte der Chacham Baschi des kaiserlich türkischen Reiches in Konstantinopel an alle Rabbinen und Gemeinden den

Auftrag ergehen lassen, für religiösen und wissenschaftlichen Unterricht der Jugend zu sorgen und Schulen zu gründen. Die Großgemeinde in Jerusalem hätte, wegen der auf ihr liegenden Schuldenlast, nimmer dem Befehle entgegen kommen können, und so schien es ihr, wie vom Himmel zu sein, daß ihr von der Ferne her, unerwartet die Mittel geboten wurden, wahrscheinlich die erste Gemeinde des weiten türkischen Reiches zu sein, die dem weisen Wunsche der Regierung entsprechen konnte.

Ueberall fügt sich gesittet die Minder- der Mehrzahl der Meinungen. Die Aschkenasim, schon weil sie die Fremden im Lande sind, hätten die türkischen Unterthanen in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht nicht weiter stören sollen. Die Meisten aber einer sie demütigenden Herrschaft entflohen, hier gastfrei aufgenommen und geschützt, fast keinem Gesetze unterthan, sind sie übergreifend, herrschsüchtig, der entronnene und Herr gewordene Sklave. Sie konnten, und hier ist vorzugsweise von den Perushim die Rede, die plötzliche selbstständige That der Sephardim und ihre eigene Niederlage nicht ertragen, und so fingen sie gegen Das heimlich zu intriguiren an, was sie in öffentlicher Sitzung feierlich beschließen sahen. Ohne übrigens daran zu zweifeln, daß manche aus „heiliger Einfalt" gegen ein Institut eiferten, das echte Religiosität, Tugend und Bildung zu verbreiten berufen sein sollte; muß auf die hier dargelegten Motive Rücksicht genommen werden, wenn man auf den folgenden Blättern die unmächtigen, meist pöbelhaften Versuche die Gründung einer Lehranstalt zu stören, lesen wird. Es werden übrigens noch manche andere Motive, als die der religiösen Ueberzeugung zu Tage kommen.

Zwei Beſuche.

Herr Bordaki. — Vier Ellen weit im gelobten Lande. — Glasſcherben und Diamanten. — Geſpräch mit Rabbi Hirſch aus Preßburg.

Noch an demſelben Tage erwiederte Herr Bordaki, begleitet von zwei Rabbinen ſeiner Gemeinde, meinen ihm abgeſtatteten Beſuch. Es freute mich des Mannes willen, daß er, trotzdem er als Gegner in der Sitzung gegen meine Sache aufgetreten war, dieſe von der Perſon ſchied und einem freundlichen Geſetze der Höflichkeit huldigte.

„Sie haben", begann er, „eine lange beſchwerliche Reiſe, und in dieſer heißen Sommerszeit angetreten. Im Talmud heißt es, wer nur vier Ellen des gelobten Landes betritt, dem wird Aulom haba, künftiges Leben, zu Theil."

Auch ohne gute Werke?

„Ein Mann" erwiderte er „hatte wenig Geld und kaufte für einen Theil deſſelben alte Glasſcherben, die wie es ſich ſpäter zeigte Diamanten waren. Da klagte er: Warum habe ich nicht für all meinen Willen gute Werke eingetauſcht?"

Wie aber, wenn ſich durch Unverſtand oder Bosheit der Menſchen Edelſteine in Glasſcherben verwandeln?

„Wird Gott entſcheiden!"

Wir ſchieden in freundlichſter Weiſe, ohne uns wieder zu begegnen.

Nach diesem wurde mir der Besuch des Rabbi Hirsch Markus aus Preßburg zu Theil, um mich zu bitten nicht bittern Herzens die Stadt zu verlassen; es seien viele schlechte, aber auch gute Menschen in der heiligen. Hat nicht Gott selbst Sodoma und Gomorha eines Gerechten wegen schonen wollen?

„Ich fühle mich zu schwach, um dem Herrn nachzuahmen. Ist denn eine Schule in der das Gesetz des Herrn, die Gebete zu ihm gelehrt werden sollen, wirklich so etwas Schlechtes, daß gerade die Deutschen und Sie unter ihnen, sich dagegen ausgesprochen haben?"

Jetzt hat die Schule nichts Bedenkliches, aber in Zukunft kann sie böse Früchte tragen.

„Haut dann den Baum um, aber was hat die von Euch als gut erkannte Pflanze verbrochen?"

Man kann nicht zweien Herren dienen. Weltliche Wissenschaft zieht von der heiligen den Geist ab. Man darf nichts Neues hier lernen, das Alte muß bleiben, bis Meschiach kommt.

„Haben denn die Weisen, welche den Talmud verfaßt haben, nicht auch Mathematik, Astronomie, Medizin studirt?" Haben sie nicht das Reich der Thiere und der Pflanzen erforscht? Waren sie nicht kundig der Philosophie?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Ist nicht eine Kinderbewahranstalt unter den Augen Ihres eigenen Lehrers, des weitbekannten, frömmsten Rabbiners Sofer in Preßburg entstanden?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Ich nehme Ihr Schweigen als Zeichen der Zustimmung an."

Ja, aber die Kinder sollen arabisch lesen und schreiben lernen in Ihrer Schule!

„Sie sind mein verehrter Rabbi Hirsch! aus Ungarn und sprechen deutsch; viele frommste Rabbinen in Galizien sprechen, wie Sie, deutsch, nebst dem Hebräischen polnisch, in Frankreich französisch, in England englisch. Ist es nun gegen die Religion, wenn die Kinder die Landessprache Palästinas, arabisch lernen?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Warum antworten Sie nicht?

Wir sind zu schwach hier im heißen Klima, um nebst der Thora noch etwas zu lernen.

„Der Geist kann auch bei schwächlichen Körpern sich kräftig bilden. Aber wissen Sie lieber Rabbi Hirsch! warum die Juden hier so schwächlich sind? Weil Kinder heiraten dürfen. Weil die Kinder von ihren Eltern nur eines lernen, — betteln, lieber Rabbi Hirsch! Benützt Ihr die so großmütig geschaffene Handwerksschule? Eben ist ein Knabe ihr wieder entlaufen."

Er war zu schwach.

„Und zählt doch 17 Jahre und zählte schon 15, als ihn die Eltern heiraten ließen?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Sie wollen nicht reden?"

Lieber Herr Doktor! könnten Sie mir nicht in Triest eine Verbindung mit einem Kaufmann einleiten, ich möchte gern einen Holzhandel von dort nach dem Lande Israels einführen. Es wäre ein sehr gutes Geschäft.

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft, verehrter Rabbi Hirsch! und habe just heute von Ihnen gelernt: Man kann nicht zweien Herren dienen. Ich habe nichts vom Handel gelernt. Ich bin zu schwach, um neben der Wissenschaft noch etwas anderes zu lernen."

Sehen Sie, Sie sind doch bös auf uns und werden über uns schreiben, denn man sagt, daß Sie sind ein großer Schreiber. Und doch sind gute Leute in Jerusalaim!

Der liebe, gute Rabbi Hirsch Markus!

Episode.

Ausflug. — Rückkehr. — Szene an der Tempelmauer. — Reskript des österreichischen Consuls.

Ich war von der Aufregung und Arbeit der letzten Tage um so mehr müde geworden, als der Eindruck des ungewohnten Klimas ein mich fast lähmender war. Meine ärztlichen Freunde riethen mir einige Tage, bis die Gemüther sich in Ruhe geschwungen haben würden, vorüber gehen zu lassen, und so unternahm ich, da sich eben angenehme Reisegesellschaft ergab, den Zug nach Jericho, an den Jordan, ans todte Meer, nach dem Kloster S. Saba, nach Hebron, Betlehem, und zum Grabe Rachels. Die Reise war in vier anstrengenden Tagesritten vollendet, und die Schilderung derselben, soll, um hier nicht episodisch störend hereinzuspielen, später mitgetheilt werden.

Freitag den 6. Juli langte ich gegen Abend, von meinem Gastfreunde, der sich schon wegen des nahen Sabbat in einiger Verlegenheit um mein rechtzeitiges Eintreffen befand, freudig begrüßt, wohlbehalten in Jerusalem wieder an. Der Mann, der mir mit dem Schlüssel zum Grabe Rachels entgegen gekommen war, ein Sepharedi, theilte mir mit, daß während meiner Abwesenheit Schmähbriefe an den Straßenecken angeschlagen worden seien, und bat mich gleichzeitig, seinen Knaben in die Anstalt aufzunehmen. Am selben Tage lud der Synagogendiener der Warschauer Gemeinde ein, sich zahlreich zum Gebete an der Tempelmauer einzufinden. Wirklich fand eine größere Versammlung statt, Mütter brachten ihre Kinder mit, Männer beteten Psal-

men um Abwehr der „Gefahre" des Unheils. Einige Fanatiker wollten, um ſich beſſeres Gehör in den Himmel zu verſchaffen „Schofar" das Lärmhorn blaſen, was jedoch unterblieb.

Um den fortgeſetzten Intriguen und Beunruhigungen der polniſch ruſſiſchen Aſchkenaſim ein Ende zu machen, erließ der öſterreichiſche Conſul folgende Zuſchrift an die Vorſteher:

„Ich habe durch vielſeitige Mittheilungen erfahren, daß von einzelnen Individuen gegen die von Frau Eliſe von Herz-Lämel geſtiftete Anſtalt und gegen den Herrn Dr. Frankl Demonſtrazionen ſtatt finden. — Weit entfernt, Sie in ihrer religiöſen Ueberzeugung ſtören zu wollen, oder Ihnen Etwas in dieſer Rückſicht zu befehlen, mache ich Sie jedoch für jede Demonſtrazion gegen die Anſtalt, oder eine etwaige perſönliche Beleidigung des Mannes, der dieſelbe zu gründen gekommen iſt, verantwortlich. Ich werde, nachdem die Anſtalt unter den Allerhöchſten Schutz Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich geſtellt iſt, jede Störung nach dem ſtrengſten Sinne des Geſetzes ahnden. Ich hoffe und wünſche, daß Sie mich nicht in die unangenehme Lage bringen werden, meine mir vorgemeſſene Pflicht zu erfüllen.

Pizzamano."

Der Conſul wollte mir einen Kawaß zur fortgeſetzten Begleitung geben; ich lehnte dies freundliche Anerbieten ab, um nicht Furcht merken zu laſſen. Doch trug ich, wenn ich allein ausging, meinen kleinen Revolver bei mir. Niemals jedoch iſt mir Jemand nahe getreten; vielmehr wichen mir die polniſch Gekleideten meiſt ſcheu aus.

Pamphlete.

Stil der Religionstribunen. — Tapezierung des Sarges. — Prosa und gereimte Prosa. — Karrikaturen.

Ich lasse hier, um eine Probe des Stiles der modernen Religionstribunen Jerusalems, eine Parodie des verhallten Prosetenzornes zu liefern, einige der herbsten Pamphlete, mit denen ich ausgezeichnet worden bin, in worttreuer Uebersetzung folgen. Der Literarhistoriker wird sie schon der Stilistik wegen nicht undankbar aufnehmen. Andere Leser dieser Blätter mögen meine Selbstverleugnung kennen lernen, wenn es gilt, ihnen eine sachliche, der Wahrheit streng gemäße Darstellung selbst dann zu geben, wenn es dem Wehrlosen Schmach und Hohn aufs Haupt regnete in der dreimalheiligen Jeruschalaim. Diese Plakate wurden in verschiedenen Nächten, bald an Hausthüren, wo Rabbinen wohnten, bald an den meinen und an den Pforten des englischen Missionsgebäudes angeklebt gefunden. Leider gelangten nicht alle in meinen Besitz. Die Originale, alle anonym, liegen wohlgeordnet in meinem Pulte mit der Weisung bezeichnet: die innere Fläche meines Sargdeckels mit ihnen dereinst zu tapezieren, als Zeichen meines Martirthums.

„Im Namen des heiligen Gottes und im Namen des Bes-dins und einzelner Gemeindemitglieder legen wir in den Bann den Bösewicht Frankl — sein Name sei vertilgt! der in der heiligen Stadt Jerusalem ein Haus der Ungläubigen zu errichten gekommen ist. Wir legen in Bann Alle, die in dieses Haus der Ungläubigen gehen. Es soll Jerusalem nicht einer verworfenen Stadt gleichen. Wehe uns über den Bruch!"

„Frankl aus Wien hat das Gesetz Moses und Israels gelästert und geschmäht. Er sei vor Gott dem Herrn des Himmels und der Erde in Bann gelegt. Der Consul kann uns züchtigen, aber nicht den Bann von ihm nehmen!"

„Wer ist diese Frau, die ruchlos einen Ruchlosen zu den Thoren Jerusalems sendet? Wir wollen es euch sagen ihr Frommen! Sie lebte mit einem Manne, der vom Glauben der Väter abgefallen ist. Wenn sie sterben wird, hat sie Niemanden, der ihr das Gebet „Kadisch" nachsagen wird, denn ihre Kinder sind vor Gott geflohen und sind Götzendiener geworden. Wer war ihr Vater? Einen Tempel hat er in dem neuen Ninive mit bauen helfen, wo sie Musik machen und nach Art der Christen singen. Also steht es geschrieben in einem Briefe, der aus Chuze leorez — aus Wien — in unsere heilige Stadt gesendet worden ist."

„Es ist bekannt, daß, wenn ein mit dem Banne Belegter stirbt, so läßt das Besdin sein Grab steinigen. Jetzt aber, da dieß aus Furcht vor dem Könige, vor der Landesregierung — nicht möglich ist, verpflichten wir uns, wir alle Aschkenasim, daß ein Jeder, der auf den Gottesacker kommt, einen Stein werfe auf das Grab des Verpönten, indem er dabei spreche: „So geschehe dem Verpönten, dem Sünder, und der Andere zur Sünde verleitet." Ist aber just ein Sepharedi zugegen, der es mit

dem Sünder hält, so mag der Aschkenasi dieß von fern thun und den Fluch aussprechen. Und so soll geschehen sieben Jahre hintereinander fort und fort nach seinem Tode. Jeder, der ein Stück von seinem Grabsteine abbricht, wird werden gesegnet von Gott, indem er dadurch den Namen Gottes heiliget."

„Es ist bekannt, daß der verpönte Bösewicht Frankl eine Schkola errichtet und verlauten läßt, daß er bereit ist, in die Schule mit dem Consul und dem Pascha zu gehen, um sie einzuweihen. Daher finden wir uns veranlaßt, den Bann über ihn auszusprechen, und warnen jeden Juden hinzugehen, weil er im Banne ist. Unrein ist die Stelle, wo er sich befindet. Dort wo man die Sefer Thora hineinstellt, er hat in die Bundeslade auch ein Kreuz gethan. Wehe über seine Abtrünnigkeit! Die Rabbinen haben solches gesehen, warum haben sie ihm beigestimmt? Wir verlangen denn von unsern Brüdern, die noch gottesfürchtig sind, daß keiner hingehe. Gebe Gott, daß der Bann die Wirkung habe, daß er eine Stunde früher, ehe er das Haus einweiht, der Welt entwurzelt werde!"

„Höret doch ihr Sepharedim! Seht den Unterschied zwischen euren russischen und polnischen Brüdern: Ihr habt aus freiem Willen eingewilligt, euere Kinder Schrift und Sprache der Völker lehren zu lassen. Ist das nicht das größte Vergehen und Verbrechen, daß ihr die Stimme eures Lehrers und Meisters nicht hören wollet und widerspänstig seid gegen ihn? Wisset, daß euch dieser Frevel vergolten werden wird, und bildet euch nicht ein, daß diese Lehranstalt nach eurem Gutheißen geleitet und geführt werden wird; sondern nach der Meinung und Gesinnung der Gottlosen und Gotteslästerer. Daher kehret zurück und vernichtet das Dokument, das ihr unterschrieben habt, damit ihr nicht zu Spott und Schande werdet in allen Ländern wo der Name Jerusalem, die heilige Stadt genannt wird. Es könnten sonst Tage kommen, wo ihr gern umkehren möchtet, es aber nicht mehr möglich sein wird."

„Du Sohn eines Mörders und einer Hure, Frankl! warum biſt Du gekommen nach den Thoren Jeruſalems? Du nahſt, Verruchter! eine Quelle des Verderbens zu eröffnen. Geh, geh, Böſewicht, Götzendiener, Unreiner! Bilde Dir nicht ein, wenn Du die Juden züchtigen wirſt, daß ſie von ihrem Glauben ablaſſen werden. Wiſſe Du Narr! daß Du im Banne biſt, ſowohl in dieſem, wie auch im künftigen Leben."

„Hochmütig ſeid ihr Sepharedim! und huldigt doch ihm! Der Hochmütige iſt den Götzendienern verglichen, Euch ſind die Schimmer Gottes verblichen! Ihr häufet aber noch Unrecht zu Unrecht vor Gott und kehret das Unterſte zum Oberſten, zu Schmach und Spott! Laſſet ab von Frankl, dem Vieh, denn was iſt er die? Er iſt ein Hund an dem nichts iſt, der geht zu Grund! Mög er ſich eine Krie reißen, von ihm wird es wie im Profeten Jeſaias heißen: „Sie gehen dann und trachten die Leichname jener abtrünnigen Menſchen, deren Wurm nie erſtirbt, deren Feuer nie erlöſcht und die allem Fleiſche ein Greuel ſind."

Zu dieſem letzten gereimten Pamphlete geſellten ſich auch Karikaturen, die ein edles Zeugniß von dem künſtleriſchen Sinne des ſüßen Pöbels in Jeruſalem geben; leider ſcheinen ſie uns nicht künſtleriſch genug, um ſie in Holzſtöcke graben und hier abdrucken zu laſſen. Wiewohl die fantaſiereichen Erfinder den Stock gar wohl verdienen möchten, wenn die Eltern auf Zucht ihrer Knaben hielten.

Auf den Oelberg.

Ein Boden für Märtirer. — David als tragiſcher Held. — Blick über Jeruſalem. — Fünf Palmen nur. — Jebel Tur. — Legendariſche Fußſpuren. — Ewige Egene.

Es iſt ein Stück Erde dieſes Jeruſalem, aus der die Dornen des Martirthums ſeit Jahrtauſenden ſprießen. Ich trug in ſchweigender Geduld und bändigte den ſittlichen Zorn in mir. Du biſt Einer gegen Tauſend, ſprach es in mir, ein müd' gejagtes Wild und der Hunde ſo viele!

Ich wußte, von welchen unwürdigen und unwiſſenden Individuen die Schmähblätter herrührten und ich las ſie wie Tagesneuigkeiten mit neugierigem Intereſſe. Als aber eines von ihnen mir die fromme, gute, durch jede Tugend ausgezeichnete Mutter im Grabe in ſo entſetzlicher Art ſchmähte, da fühlte ich den Widerſtand in mir gebrochen und ich war bis in der Seele betrübt. Ich griff nach meinem Stabe und ging zum Thore hinaus und hinter mir her fühlte ich es wehen, das Grauen, das in dieſer Stadt für alle Zeiten wohnt.

Als ich das ausgetrocknete Bett des Kidron überſchritt und den Oelberg hinan ſtieg, ſchwebte mir die rührende Stelle aus dem Buche Samuel vor: „Und das ganze Land weinete, und der König ging über den Bach Kidron, den Oelberg hinan und weinete und ſein Haupt war verhüllet."

Niemals früher, ſo oft ich das Buch las, war mir die Geſtalt des königlichen Dichters plaſtiſcher aus dem Dunkel der Jahrtauſende entgegengetreten, als jetzt auf meinem einſamen Gange.

Wenn ihn die Dichter beſingen, ſo iſt es immer der Hirtenknabe, der den Rieſen ſchlägt, der den düſtern Sinn des Königs mit Harfenklängen bändigt, dem die Weiber ſangen und ſpielten: „David ſchlug zehntauſend“. Die dreifache Krone des Dichter-Helden und Königthums beglückte dies eine Menſchenhaupt. Großmuth ſchmückte ſeine Seele, die der edelſten Freundſchaft offen war; Schönheit den Leib, die alle Frauenherzen ihm gewann. Alle Herrlichkeit der Gotteweihe verklärten den beglückten Herrn des gelobten Landes, den Beherrſcher eines von Gott ſelbſt auserwählten Volkes.

Wie traurig dagegen ſein Ende!

Iſt es nicht im Buche Samuel wie der letzte Akt einer Tragödie zu leſen? David hat die Gipfel alles ſchönen Erdenglückes erſtiegen, ſein Dichterruhm, ſeine Königsmacht erfüllen die Länder und die Meere. Da kommt ihm die Kunde, daß ſich ſein Haus, ſein eigener Sohn gegen ihn empört hat.

Was iſt all der Schmerz, alle Sorge, die er, um das menſchliche Leben völlig zu erſchöpfen, wohl auch erlitten hat, gegen dieſen einen tiefſten Kummer!

Der greiſe Fürſt in ſeinem Harem und von Schmeichlern wie die Könige alle, umgeben, vernimmt vielleicht nicht wie ſonſt die Stimme derjenigen, die um Gerechtigkeit flehen und das Volk hat keine Verhörer vom Könige. Sein Sohn, der um die Volksgunſt buhlend, der Gerichtspflege ſich annimmt, ſtiehlt ihm das Herz der Männer in Israel.

Da man dem Könige meldet, daß ſich Abſalem, den er in Frieden hieß nach Hebron ziehen, um daſelbſt einen Gottesdienſt zu thun, empört hat, bäumt ſich der tapfere König empor, wirft er die Bruſt in Stahl, greift der ſiegesgewohnte Held nach dem Schwerte? Nichts von alledem! Was kann er im Kampfe gewinnen? Wenn er ſiegt, wie wird er den, dem Tode verfallenen Empörer ſtrafen, der ſein eigen Fleiſch und Blut iſt? Seine im Kampfe mit dem fremden Feinde errungenen Triumfe, werden ſie nicht erblaſſen, wenn er zum Bürgerkriege das Schwert ertheilt? Im tollen unerwarteten Aufruhr ſollen ihm die Zügel der Re-

gierung aus den zitternden Händen und so ruft er denn seinen Treuen, die sich um ihn sammeln, zu: „Auf lasset uns fliehen!“ Beugen ihm nicht auch Erinnerungen dunkler Art die Seele und läßt er nicht, wie zu einer Versöhnung mit sich selbst in schmerzlicher Befriedigung ein Strafgericht des Herrn über sich ergehen?

Aber auch die Bundeslade, die ihm die Priester nachtragen, sendet er zurück. Würde sie ihm nicht das Volk um sich versammeln helfen? Ist sie nicht die heilige Fahne des Judenthumes und das Panier seines Reiches? Wo sie, ist der König. Verläßt ihr edler Tänzer die ihm angetraute Braut? Er flieht. Seine zehn Weiber läßt er zurück, um seine Burg zu bewahren und lehrt Husai den Arachiten, wie er ein Verräther werden solle.

So gibt der König die Krone und das heilige Banner, der Held seine Stadt, der Mann sein Haus preis und — weint.

Und da ein Mann vom Geschlechte des Hauses Saul ihn mit Steinen bewirft und ihn einen Bluthund und losen Mann schilt und ihm flucht und die Gewaltigen zu des Königs Rechten und Linken diesen schlagen wollen, da wehrt er ihnen mit den Worten: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen.“

Wie? Vielleicht hat es der Herr damals auch geheißen, als Goliat das Volk verhöhnte. Der mutige Knabe besann sich aber nicht lange und schlug den Riesen und die Philister und alle die sich ihm später widersetzten.

Aber die Jugend ist entschwunden und die Kraft des Mannes ist gebrochen. Weiber umgeben den hinfälligen Greis. Wir erkennen Den nicht mehr, der zehntausende schlug! Und da er sich endlich aufrafft, nachdem ihm sein Sohn Krone und Ruhm geraubt und den Vater vor den Augen des ganzen Israel geschändet hat, und man ihm räth sich nicht an die Spitze des Heeres zu stellen, da spricht der sonst die Schlachten ordnende Feldherr seltsam genug: „Was euch gefällt, will ich thun!“ Er will wohl nicht verantwortlich für Thaten sein, die blutig sind, und die gethan werden müssen. Der seinem Feinde Saul und

seinem Freunde Jonathan die unſterblich rührende Todtenklage anſtimmte, der in ſich gebrochene Mann hat bei der Todesnachricht ſeines Sohnes nur den dumpfen Aufſchrei mehr in der Bruſt: „Mein Sohn Abſalom, mein Gott, mein Sohn Abſalom! Wolle Gott, ich müßte für Dich ſterben! O, Abſalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Nicht der König, nicht der Held, nicht der Dichter mehr, es ſteht der nackte Menſch vor uns, auf den es brennende Pfeile von einem unbarmherzigen Himmel nieder regnet.

Aber auch die Freuden der wieder gewonnenen Königsmacht ſchmecken dem Könige bitter. Er muß hinaus gehen und freundlich reden mit den Knechten. Die Empörung erhebt noch da und dort ihr Haupt und der König fürchtet, der Aufwiegler Seba werde ihm mehr Leides thun, als Abſalom. Hungersnot drückt nach dreijähriger Mißernte das Volk und er gibt ſieben Männer des Hauſes Saul den Gibeoniten preis, daß ſie ſie hängen und verſöhnt ſeien, da es um ihretwillen Mißernte iſt.

Fünf Männer von ihnen ſind die Söhne der einſt geliebten Michal, ſeiner Retterin vom Tode; ſie ſind die Neffen des treuſten Freundes Jonathan. Er darf nicht dankbar fühlen und nur der eiſernen Nothwendigkeit gehorchen.

Es kommen noch Kriege gegen die Philiſter; David iſt aber müde und ſeine Männer ſagen ihm: „Du ſollſt nicht mehr mit uns ausziehen in den Streit.“

Die eigene Kraft iſt gewichen, er will ſich der geſammten Kräfte bewußt werden, und er zählt das Volk. Die Peſt wütet, als Rächerin dieſer That.

Und der König iſt alt und kann nicht warm werden, man bringt ihm die ſchöne jungfräuliche Abiſag aus Sunem, daß ſie vor dem Könige ſtehe, ſein Pflege, und wärme den Herrn. Und ſie war eine ſchöne Dirne und pflegte des Königs und diente ihm. Ihm mundete nicht mehr der Wein, nicht köſtliche Speiſen, und nicht das Lied der Harfe heißt er mehr ertönen.

Es iſt ein langſames Sterben und der Vater hat nicht mehr die Kraft, als ſein Sohn Adonai den noch lebenden König beerben will, zu fragen: Warum thuſt Du alſo? Und doch hatte er,

ie Bath Seba dem Sterbenden verhält, geſchworen, ſei dem Herrn ſeinem Gotte, ſein Sohn Salomo ſoll König nach ihm ſein und auf ſeinem Stuhle ſitzen. Wie aber ſcheidet der geiſtvollſte und heldenhafteſte König Israels? Nachdem er mit frommen Worten Ehrfurcht vor Gott, Treue für das Geſetz Moſes empfohlen hat, ſind ſeine letzten Gedanken ein Vermächtniß der Rache: „Laſſe Joab und Simei, dem ich ſchwur, ihn nicht zu tödten mit dem Schwerte, nicht unſchuldig ſein; denn Du biſt ein weiſer Mann und wirſt wohl wiſſen, was Du ihnen thun ſollſt, daß Du ihre grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringeſt."

Sind die letzten Regierungsjahre nicht ein ſchmerzlich geiſtiges Abſterben? Dem Heldenkönige wäre beſſer geweſen, in der Jugend mit ſeinen Vätern begraben zu werden. Wie oft wird uns von dem Fürſten erzählt, der da ausrief: „Vor dem Tode iſt Niemand glücklich zu preiſen." Ein ſchmerzlicheres Beiſpiel für die Wahrheit dieſer Betrachtung iſt der König David und der Dichter, der ihn als Helden einer Tragödie wählen würde, hätte in vielleicht ſo zu faſſen, wie er ſich hier uns darſtellt: nach all ſeinen Triumfen, nach all ſeinen Siegen, eine purpurne Geſtalt dem gemein Menſchlichen preisgegeben, gebrochen vom Alter, beſiegt vom Unglück und ein Bild, wie Jugend und Schönheit, Schwert und Krone, Lied und Geiſt welken, brechen und verſehen.

Ich war den Oelberg langſam in einer halben Stunde hinangekommen und vor mir lag die Stadt Davids. Jenſeit des Kidronthales tief zu meinen Füßen, das den mit alten Oelbäumen bepflanzten ſteinigten Berg von der Stadt ſcheidet, hebt ſie ſich empor mit ihren tauſend Kuppeln, Zinnen und Terraſſen. Kein Zimmer in Jeruſalem hat eine flache Decke, jedes iſt mit einer Kuppel überwölbt, ſo daß jedes Haus ſo viele Kuppeln zählt, als es Stuben hat, die alle ein Stockwerk hoch gebaut ſind. Einen breiten Bergrücken herab und im länglichen

Fünfecke gestreckt liegt die Stadt durch diesen Kuppelreichthum großartig da; die Steine, aus denen sie gebaut ist, leuchten weißgrau im Sonnenglanze. Wenn wir über diese steinernen Wellen hinblicken, so wölben sich zwei größere aus ihnen empor, es sind die Kuppeln der Grabkirche. Mitten in diesem Kuppelmeere ragt ein Felseneiland auf als ein länglichtes Viereck; abgeflacht, trägt es zwei blaugrau schimmernde Moscheen. Dies ist der Berg Moria mit der Omar- und Aksamoschee. Der scharf umgränzte Platz auf dem der Tempel Salomo's stand, liegt vor uns. Einige finstere Riesenzypressen ragen zwischen halbverfallenen Bogen, neben trümmerhaften Bauen empor und fünf Palmen, nicht mehr sind in Jerusalem zu sehen, neigen ihre Blätterfächer über heiße Dächer. Sie tragen in Jerusalem keine Früchte, wie die Gazellen in der Gefangenschaft keine Jungen haben. Ueber all die Stadt ragt der Berg Zion auf. Von fünf zerstreut liegenden Gebäuden flattern bunte Banner, es sind die Flaggen von Oesterreich, Frankreich, England, Spanien und Preußen; sie haben sie, weil es heute Sonntag ist, aufgehißt. Wir hören kein Glockengeläute, die Stimmen des Verkehrs hallen nicht so hoch zu uns herauf, eine tiefe Stille lagert auf der Stadt. Die Umgebungen sind bis an die fantastisch gezackten Mauern hinan nackt, traurig und gräberreich. Wir sehen keinen Menschen, kein Thier. Hat die Pest innerhalb jener Mauern gewüthet und harren die Todten der Geier und Hyänen? Niemand scheint da zu sein, daß er sie begrabe.

Weit hinaus zur Rechten erhebt sich ein grünender Berg, das Rama des Propheten, wo er begraben liegt und was noch ferner sich ausbreitet, wie von der Sonnenglut geschmolzenes funkelndes Silber, es ist das todte Meer. Ein schwarzgrüner schmaler Streif, aber nur dem scharfen Auge sichtbar, bezeichnet den Lauf des Jordans und hinter ihm heben sich die Berge von Moab empor und verbergen dem Auge die rote Wüste.

Auf der Höhe liegt das kleine Dörfchen Jebel Tur und erhebt sich ein kleiner kuppelüberwölbter, auf Säulen ruhender Bau, der als Himmelfahrtkapelle bekannt ist. Die Mönchslegende zeigt einen im Felsenboden befindlichen unförmlichen Eindruck als die Fußstapfe Christi, die er emporsteigend eingedrückt haben soll, dem Berichte des Evangelisten Luka entgegen, der Christum von den Jüngern in Bethanien scheiden und verschwinden läßt.

Ich bestieg das Minaret der nebenan gebauten kleinen Moschee, um den für ein ganzes Menschenleben unsterblichen Eindruck in Auge und Seele zu empfangen, den diese Szene mit ihren geisterhaften Bevölkerungen dreier Jahrtausende auf Geist und Fantasie ausübt.

Möge die Legende noch so fromm fabeln und für jedes Wort und jede That eine Stelle zeigen, wo sie gethan, wo jenes gesprochen worden ist, möge noch so scharfsinnige topografische Forschung Entdeckungen machen, welche schon von der nächsten widerlegt werden, wir betrachten das große Ganze: Dies sind die noch unerschütterten Berge, dies die unzweifelhaften Thäler und Schluchten, dies der Kidronbach und die Siloaquelle; diese die unverändert gebliebenen, einzig wahren Stätten, wo das geistige Schicksal der Menschheit in ältesten und in späteren Zeiten für Jahrtausende entschieden worden ist.

Beſchuldigungen.

Nicht beſchnitten. – Ein Kreuz für die Bundeslade. — Verbindung mit der katholiſchen Geiſtlichkeit. — Verweigerte Unterſchrift. — Wieder Geldmotive. — Zuſage.

Rabbi Joſef Schwarz, der in der Verſammlung für die Anſtalt geſtimmt hatte, mußte darum mancher bittern Rede ſeiner Gemeindemitglieder begegnen. Als er ſie aufforderte, ihre Meinung durch ein einfaches Ja oder Nein ſchriftlich kund zu geben, ſtimmten ſie alle mit: Nein. Dies mag der Hauptgrund geweſen ſein, daß Herr Schwarz, dem ich ſeiner Intelligenz, wie ſeines geiſtigen Strebens wegen die Direktorſtelle der Anſtalt angetragen hatte, dieſelbe zögernd, zwar nicht ablehnte, doch ſpäter mich ſelbſt mit wahrem Bedauern veranlaſſen mußte, nicht weiter in ihn zu dringen. Seine Stellung wäre unter den obwaltenden Verhältniſſen jedenfalls gefährdet geweſen.

Er erzählte mir, welche Gerüchte über mich verbreitet wurden: ich ſei nicht beſchnitten, eben ſo meine Kinder nicht.

„Allerdings nicht," erwiderte ich dem etwas Erſtaunten lachend, „denn ich habe keine Kinder."

In den Kiſten die ich mitbrachte, ſeien eine Orgel und ſonſtige muſikaliſche Inſtrumente enthalten, um ſie in der Synagoge einzuführen.

„In den Kiſten bringe ich die frommen Weih-geſchenke, welche in Wien für Jeruſalem geſpendet worden ſind."

Ich beabsichtige statt der Thora ein Kreuz in die heilige Lade zu stellen, ich stünde überhaupt mit der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich in Verbindung, um die Juden zum Christenthume bekehren zu helfen. Die eben in Jerusalem eingelaufene Nachricht von der Festnehmung des Rabbiners von Sardagura in der Bukowina — von dem die Gemeinde „Chassidim Wolhinler" Sammlungsgelder bezieht — durch die österreichische Regierung sei in die angedeutete Richtung bin schon der Beginn und ein Werk meiner Denunziation.

„Verlieren Sie nur nicht," schloß er betrübt und betrübend seine Mittheilungen, „verlieren Sie nur nicht den Glauben an die Erhabenheit der jüdischen Religion, wenn Sie die Irreligiosität, die Niedertracht, die Unehrlichkeit, die Lüge in der uralt heiligen Stadt Jehova's, in Jerusalem sehen."

Mittlerweile wurde von der Gemeinde der Sephardim ein Programm verfaßt, nach welchem die Lehranstalt eingerichtet werden sollte, es ist diesen Blättern in wortreuer Uebersetzung beigefügt. Nachdem ich mich mit diesem, in der Kanzlei des Chacham Baschi durch den geistig begabten Herrn Jakob Lewy ausgefertigten Dokumente einverstanden erklärte und es demselben zur Unterschrift vorgelegt wurde, verweigerte er diese. Bei ihm waren erschienen die Herren Elia Juda Deiches, Vorsteher der Warschauer, Juda Löb Goldschmied aus Amsterdam, Vorsteher der deutschen Gemeinde, Jochanan Hirsch Markus, ehemals deren Vorsteher, und Jankel Lutschiner, ein Notabler der Peruschim und suchten ihn dahin zu vermögen, seine in der Versammlung feierlich gegebene Zustimmung zurück zu nehmen. Als er sie bei ihrem Gewissen aufforderte zu erklären, ob sie die Lehranstalt nach dem abgefaßten Programme für schädlich und religionswidrig hielten, verneinten sie dies, meinten aber ausdrücklich, daß in Folge der Einführung der Schule gewiß kein Geld mehr aus Amsterdam werde geschickt werden. Auch stehe zu befürchten, daß die frommen

Glaubensgenossen aus Zefat, wo der Chacham Baschi 100,000 Piaster ausstehen habe, ihm keine Zinsen mehr schicken würden.

Alles dies theilte mir der Chacham Baschi, als ich ihn mit Herrn Dr. Neumann wegen der verweigerten Unterschrift fragen ging, treuherzig mit.

„Ich habe die Hand darauf gegeben," schloß der Chacham Baschi seine Mittheilung, „heute nichts zu unterschreiben. Morgen ist das Wochenfest, ich wünsche Dir es glücklich in der heiligen Stadt zu begehen. Es ist, wie Du weißt, zum Andenken an die Gesetzgebung Moses unseres Lehrers eingesetzt. Nach dem Feste werde ich das Gesetz, nach welchem Deine Lehranstalt regiert werden soll, unterschreiben."

Er that dies auch nach zwei Tagen in bester Form, worauf auch sein Beidin und ich unterzeichneten.

Das Wochenfest.

Doch zwei Festtage. — Arabisches und polnisches Singen. — Priestersegen täglich. — Morgengebet viermal wiederholt. — Auf zum Gebete.

Die paläſtiniſchen Gemeinden, deren aſtronomiſche Kenntniſſe ſchwerlich die der europäiſchen überbieten, fühlen ſich ſo ſicher in der Zeitrechnung, daß ſie, wie zur Zeit des Tempels, nur einen Feſttag feiern. Ich war daher nicht wenig erſtaunt, als ich am zweiten Tage des Wochenfeſtes, für die jeruſalemitiſchen Juden ein Werktag, aufmerkſam gemacht wurde, den feſtlichen Gottesdienſt nicht zu verſäumen. Die Fremden löſt die zufällige Anweſenheit von ihrer heimatlichen Pflicht, zwei Tage zu feiern, nicht los.

Die Synagoge war nicht, wie dies bei uns Sitte iſt, mit Bäumen und Blumen geſchmückt, der Boden nicht mit duftendem Schilfe beſtreut. Aber beim Oeffnen der Bundeslade wurde des großen ſpaniſch hebräiſchen Dichters Ibn Esra's Gedicht geſungen, anſpielend auf das hohe Lied: „Geht hinaus Töchter Zions! und ſtaunt ihn an, den König Salomo mit der Krone, mit der ihn umkränzt die Mutter am Tage ſeiner Vermählung, an ſeines Herzens Freudentage!"

Der Geſang der Sepharedim iſt dem der Araber überhaupt verwandt, mehr rhythmiſch als melodiös, mehr ſchreiend als weich, die Naſenlaute vorwaltend. Im Ganzen iſt dieſer Geſang einem europäiſchen gebildeten Ohre zwar weniger unangenehm, als das

sogenannte polnische Singen, doch stimmt es durchaus nicht zur Andacht. Die Gewohnheit mag da freilich das ihre thun.

Ein schöner Gebrauch in den Synagogen Jerusalems ist es, daß der Priestersegen nicht wie bei uns, nur an hohen Festtagen gesprochen wird; er wird täglich, nur am 9. Ab nicht, wo die Juden die Zerstörung des Tempels beweinen, gebetet.

Das Morgengebet wird an Wochentagen in der großen sephardischen Synagoge „de las Stambulio" viermal des Morgens wiederholt, damit jeder, je nach Beginn seiner Tagesarbeit, daran Theil nehmen könne.

Der Ruf zum Morgengebete ist eigenthümlicher Art. Wenn der älteste Rabbiner in der Lehranstalt Beth-el, in welcher die ganze Nacht Talmud studirt wird, den ersten Schein der Morgendämmerung bemerkt, sendet er einen Beten ab, auf das hohe weithin gegen Osten schauende Dach des Lehrhauses. Von hier verkündet er laut, wie der Muezim den Mohammedanern vom Minarete, daß es Betenszeit sei. Der eintretende Sabbat wird den Sephardim durch den Ruf „ascender" anzünden verkündet und bald leuchten tausend Fenster und es beginnt aus den Synagogen der lyrisch innige Gruß emporzutönen: „Lecho Daudi, likras kalo!"

Ein Haus.

Innerer Anblick. — Eine zornige Abyſſinierin. — Großartige Ausſicht. — Miete. — Chafako.

Durch Herrn Dr. Neumann und den mir ſchon von Wien her perſönlich bekannten Rabbi Coronel, wurde ich auf ein Haus aufmerkſam gemacht, das für die Einführung der Anſtalt beſonders geeignet ſchien. In einer engen abſchüſſigen Gaſſe gelegen hat es das Anſehen eines mittelalterlichen Herrenhauſes, dem das Dach fehlt und im erſten und zweiten Stockwerke, nur wenige mit hölzernem Gitterwerk verſehene Fenſter zeigt.

Da es die Einrichtung, wie faſt alle Häuſer in Jeruſalem hat, ſo dürfte dem Leſer eine flüchtige Skizze deſſelben intereſſiren.

Durch eine niedere Thüre gelangt man in eine dunkle, in die Tiefe gehende Halle, aus der gleich beim Eingange eine ſteinerne Treppe zu einem terraſſirten, unbedeckten Vorplatze emporführt, auf welchem ſich zur Rechten ein niederer Umbau einer mit hölzernem Deckel verſchloſſenen Ziſterne befindet. Zur Linken führt eine Thüre in eine kleine Stube, eine zweite neben an zu zwei anderen ineinander gehenden Stuben.

In dieſe zogen ſich, als wir das Haus beſichtigen kamen, die Frauen, deren der ehrwürdige, weißbärtige Hausbeſitzer nur zwei hat, zurück. Eine abyſſiniſche Sklavin, hager, greiſen Anſehens, wiewohl erſt dreißig Jahre alt, mit fein, faſt griechiſch ge-

schnittenen Zügen stand vor der Thüre und breitete ihre Arme so aus, daß die weiten Aermel ihres Gewandes einen Vorhang bildeten. Die Frauen schienen sich nicht rasch genug zurückgezogen zu haben, und so erhob sie über diese Störung einen zankenden Lärm gegen uns in arabischer Sprache; dabei fletschten uns ihre Zähne weiß entgegen, und die graublauen Augen funkelten aus dem braunen Antlitze, wie die Augen einer Hiäne.

Ueber den Vorplatz weiter schreitend, der Treppe gegenüber, die wir herauf gekommen waren, befindet sich eine kleine gedeckte Vorhalle durch die wir in einen hochgekuppelten Saal gelangten. Vom beschriebenen Vorplatze führt eine freie Treppe in das zweite Stockwerk des Hauses; unter ihr, nur durch die offene Thür Licht gewinnend, klaffte uns rauchig und von nie entferntem Ruße schwarz wie ein Höllenrachen, in dem Feuer glüt, die Küche entgegen. Auf der Höhe der Treppe empfing uns wieder ein kleiner offener Vorplatz, der durch Hohlziegel sich vom Nachbarhause trennte. Hier standen einige Blumen in Gartengeschirren, die uns, spalierartig aufgestellt, in einen zweiten luftig hohen Saal führten.

In diesem sowohl, wie im Saale im ersten Stockwerke sind drei Fensterreihen angebracht, die mit Holzgittern versehen und mit hölzernen Läden zu verschließen sind. Glasscheiben fehlen. Dem Eintretenden blickt ein Theil der kuppelreichen Stadt entgegen; die Fenster zur Linken sehen auf die Terrasse des Nachbarhauses — zur Rechten ragen hundertjährige riesige Zipressen, die gewaltigen Kuppeln zweier Moscheen, Säulen und Bogentrümmer. Es ist der ewig heilige Platz, auf dem der Tempel Jehovas stand. Ich war von dem unerwarteten Anblicke tief ergriffen und beschloß, das Haus zu mieten. In einem Lehrsaale mit dieser Aussicht muß das Gemüt der Jugend von einem wehmütig-erhabenen Gefühle bewegt werden, ihre Gedanken höher getragen, und der Geist mit jenen Anschauungen erfüllt werden, die das Leben heiligen und verklären.

Die Unterhandlungen mit dem Hausherrn dauerten nach orientalischer Sitte lange, mehrere Tage, immer einige Stunden, bis

wir uns über den Preis der Miete auf 3 Jahre mit 6000 Piastern einigten und der wohlhabende Hausherr echt türkisch am Schlusse noch das unvermeidliche „Bakschiesch" Trinkgeld verlangte. 150 Piaster stellten ihn diesfalls zufrieden.

Hierauf wurde in arabischer Sprache auf dem k. k. österreichischen Consulate der Kontrakt schriftlich verfaßt, unterzeichnet und ausgetauscht. Eine Schrift über die „Chasaka" wurde mir später ausgefertigt. Die Chasaka eines Hauses in Jerusalem besitzen ist wichtig und eine kluge Maßregel der Juden. Kein Jude darf ein Haus mieten, auf daß ein anderer die Chasaka besitzt und so sichern sich die Armen ihre Wohnungen vor dem Ausmieten durch die Reichen, oder vor einer wucherischen Mietesteigerung des meist mohammedanischen Hausbesitzers. Die Chasaka ist verkäuflich, ja sie erbt sogar fort und wird nicht selten um mehrere tausend Piaster verkauft.

Handwerker und Arbeitschulen.

Achtbarkeit der Handwerker. — Gewerbestatistik. — Schneider und Proset. — Aristokratie und Almosen. — Knaben und Mädchenschule. — Ein Bibelgebot unerfüllt. — Wichtige Etikettefrage. — Acht und zehnjährige Bräute. — Wie Stiftungen betrachtet werden. — Reiche Bettler. — Wöchnerinnen- und Leihanstalt. — Wucher mit Almosengeldern.

Es begann nun eine eigenthümliche Thätigkeit für mich, das Haus mußte gereinigt, ausgebessert, übertüncht, die Thüren gut schließend, die Fenster mit Glasscheiben versehen, alles frisch angestrichen werden. Für die Lehrsäle waren Tische, Bänke, Schreibtafeln zu bestellen und so geriet ich plötzlich aus den rabbinischen Kreisen in die der Arbeiter und Handwerker.

Ich kann es nicht verschweigen, daß der Eintritt in diese Gesellschaft mir ein angenehmer und mich versöhnender war. Ich sah schlichte Menschen, welche ebenfalls die Sehnsucht nach dem heiligen Lande hieher gebracht hatte, die aber fromm und redlich, heiter und kräftig für das Bedürfniß des Lebens sorgen und schaffen, die, wenn auch unzufrieden mit der Herrschaft der Rabbinen, doch jedes von diesen heilig gehaltene Gebot der Religion fromm und andächtig erfüllen. Sie bilden einen durchweg ehrenwerten tüchtigen Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems. Keinerlei Arbeit mußte ich Mohammedanern oder Christen überlassen; für jede fanden sich Juden.

Eine Statistik der jüdischen Handwerker möge hier ihren Platz finden. In Jerusalem lebten zur Zeit meiner Anwesenheit 1 Maurer, 2 Steinmetzen, 1 Bildhauer, 12 Tischler, 1 Schlosser,

2 Schmiede, 6 Klempner, 5 Uhrmacher, 1 Schleifer, 2 Steinſchneider, 5 Silber- und Goldarbeiter, 5 Buchbinder, 6 Poſamentirer, 20—24 Schneider, 15 Schuſter, 2 Färber, 5 Barbiere, 10 Bäcker, 3 Zuckerbäcker, 30—40 Brantweinbrenner (nur Polen und Ruſſen) und Weinbereiter. Letztere kaufen die Trauben in Hebron.

Anderen Beſchäftigungen nach gibt es in Jeruſalem 40 Melamdim, 5 Schreiber, 2 Muſikanten, 12 Kaufleute, 20 Krämer, 3 Wechsler, 10—12 Hauſirer.

Die Aſchkenaſim ſind als die beſſeren Arbeiter anerkannt, ſie haben das Handwerk in Europa erlernt; auch der Zahl nach übertreffen ſie die Sepharadim.

Wenn wir die Zahl der ſo Beſchäftigten zuſammenfaſſen, ergibt ſich die Ziffer 239, ſomit iſt nur der vierundzwanzigſte Theil der Geſammtbevölkerung praktiſch thätig, und 5461 Menſchen, Frauen und Kinder eingerechnet, ſind müßig und erwerblos.

Zu beklagen iſt es, daß manche jüdiſchen Handwerker in Jeruſalem mit der beſten Abſicht anlangen, ſich ihr Brot zu erwerben und bald das, im heißen Klima allerdings beſchwerliche Handwerk verlaſſen, um von Almoſen zu leben. So wanderte vor etwa ſechzehn Jahren ein europäiſch gekleideter Schneider aus Amſterdam ein; die letzte That ſeiner Nadel war kurz vor ſeiner Ankunft ein polniſcher Anzug für ſich. Dann gab er ſein Handwerk auf, und wie ſein ſchneidernder Landsmann Johann von Leyden, Profet, wurde er — Vorſteher und natürlich wohlhabend. Ein Schneider aus Bayern, der früher das Glück in Amerika ſuchte und in einem Ehebette zu Jeruſalem fand, mußte das Handwerk aufgeben, weil ſeine ariſtokratiſch jeruſalemitaniſche Gattin ihm rund heraus erklärte: „Mit einem Schneider ſitze ich nicht!“ das heißt: lebe ich nicht, und ſie leben nun gemeinſchaftlich vornehm von Almoſen. Bei ſolcher Anſchauung darf es nicht wundern, wenn die durch Herrn Albert Cohn ſo wohlmeinend, wie Alles, was er Jeruſalem zudenkt, ins Leben gerufene Handwerkſchule wenigſtens anfangs von keinem glücklichen Erfolge begleitet war. Sie ſoll in neuerer Zeit durch die energiſche und intelligente Leitung des Herrn Dr. Neumann einen lebhaften Aufſchwung genommen haben.

Das Beispiel des Müssiggangs wirkt auf die Jugend, ihr Ehrgefühl, wenn es überhaupt rege wird, stumpft sich durch das allgemeine Allmosennehmen ab. Es ist das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes“ in Jerusalem allein, wo jedes Wort der Schrift heilig ist, von keiner Bedeutung.

Die frühe Heirat lähmt endlich alle Thatkraft.

Als ich die Schule der Handwerker besuchte, wo sie die Bibel übersetzen lernen, fand ich die aschkenasischen von den sepharedischen Knaben in zwei Stuben getrennt, dreißig an der Zahl. Drei von den Knaben führte mir ihr Lehrer, Herr Schiffmann aus Prag, als Bräutigame auf, die demnächst heiraten werden.

Die gleichzeitige gegründete Mädchenschule, in der hebräisch lesen, beten und stricken gelehrt wird, fand ich in einem hinsiechenden Zustande. Das Ganze, eben so praktisch gedacht als großmütig dotirt, hatte einen schönen Beginn und hörte bald zu wirken auf. Ich fand in einem Schulzimmer 3, in einem zweiten 5 Mädchen. Drei andere Zimmer standen leer. Die Mädchen saßen müßig da. Die Lehrerin erklärte, es sei heute eine Hochzeit und da laufen die Kinder fort, auch sei es eben Essenszeit und die Kinder bei ihren Eltern. Es war 4 Uhr Nachmittag und somit keine Mahlzeit. Die Schulbänke waren der Art bestaubt, daß wohl lange keine Schülerinnen auf ihnen Platz genommen haben mögen, die schwarzen Tafeln lagen halbzerbrochen auf der Erde.

Ein Comité von 24 Personen, welches die Schule leiten sollte, war gebildet, und Alles versprach einen günstigen Erfolg. In der ersten Sitzung wurde verhandelt, wer, wenn eine Quittung oder ein Schriftstück vorlag, zuerst unterschreiben sollte? Nach langer Debatte über den hochwichtigen Gegenstand wurde kein Beschluß gefaßt, und erst in der zweiten Sitzung die bedeutungsvolle Etikettfrage dadurch gelöst, daß Niemand unterschrieben und nur das Siegel der Anstalt aufgedrückt werden sollte. Die Abgabe des in den Händen des Herrn Dr. Neumann befindlichen Siegels bildete den Gegenstand der dritten; ob man den Dienern Schuhe reichen wolle, der vierten — und letzten Sitzung.

Das Comité löste sich auf, d. h. die Mitglieder, ohne alle frühere Verabredung versammelten sie sich nicht mehr, ohne ein anderes als das eben dargestellte Lebenszeichen gegeben zu haben.

Keinen erfreulicheren Anblick bot die durch Sir Montefiore gegründete Arbeitschule für Mädchen, in einem Hause dessen Miethzins für 3 Jahre 18,000 Piaster beträgt, wo für Reparaturen und Akzidenzien noch 8000 Piaster verwendet waren.

In einem Lehrzimmer zählte ich 21 Kinder, deren einige nähten, die meisten aber schliefen, ihrer Lehrerin wahrscheinlich nachahmend, die im zweiten Lehrzimmer zwischen 6 Mädchen auf dem Estrich ausgestreckt liegend, schlief. Unter den Mädchen zeigten mir meine Begleiter, die Herren Fränkel und Neumann, einige acht- bis zehnjährige Bräute, die sich dieses Standes nicht ohne stolzes Selbstgefühl bewußt waren. Hier sind 5 Lehrerinnen angestellt. Außer der Schlafenden haben wir keine gesehen. In einer Stube lagen 6—700 Stücke ungebleichte Baumwollenstoffe, die von den Kindern verarbeitet, den Armen geschenkt werden sollen.

Man muß den Eltern dafür zahlen, daß sie ihre Kinder zum Unterricht senden; was auf einer eigenthümlichen Anschauung beruht. Alle Stiftungen der Europäer, die Bildung und Kultur bezwecken, werden von einem beschränkten Gesichtskreise, innerhalb dessen sich noch die Furcht der Religionschädlichkeit derselben bewegt, keineswegs als Wohlthaten betrachtet, vielmehr als eine Sache des Vergnügens, das sich irgend ein reicher europäischer Glaubensgenosse bereiten will. Möge er denn sein Vergnügen bezahlen, um so mehr, als man in seinem religiösen Gewissen ihm denn doch Konzessionen zu machen hat. Niemandem in den verschiedenen Gemeinden erscheint es als eine Ehrensache solche Anstalten zum Frommen des Gesammtwohles zu fördern, sie zu überwachen. Und findet sich wirklich ein Rabbiner, so thut er genug lässig seine Pflicht, ohne sittliche Absicht, ohne höhere Auffassung, für — Bakschiesch.

Welcher Schmerz mag die edlen Männer, als sie bald nach mir Jerusalem wieder besuchten, um ihre Schöpfungen zu sehen, ergriffen haben! Bäume, die fromm und im Geiste der Civilisation

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

auf Anschaffung einiger Wäsche. Als sich der Mann einer Wöchnerin um die Unterstützung meldete, und ihm Herr Dr. Neumann entgegen hielt, daß er wohlhabend sei, antwortete er: „Mich aber kostet das erste Wochenbett meiner Frau 800 Piaster, 80 Fl. C.-M.

Zu Herrn Dr. Fränkel kam ein Mann, um sich für sein Leiden ein Medikament verordnen zu lassen. Als der Arzt, nicht für seinen Rath, wohl aber für die Arzenei die Zahlung verlangte, und der Pazient sie verweigerte, sagte er entrüstet: Schämst Du Dich nicht, einem Armen zwei Piaster zu entziehen, und hast doch erst einer Tochter eine Hochzeit ausgerüstet, die bekannter Weise 1500 Piaster kostete?" Unbefangen antwortete der Bettler: „Du irrst, sie kostete nur 1100 Piaster."

Eine gleich naiv impertinente Anschauung liegt wohl auch der Thatsache zu Grunde, daß ein mir näher bezeichneter Mann, der notorisch 100,000 Piaster besitzt, und nichts destoweniger mit 4000 Piaster Chaluka betheiligt ist, Fleisch kauft und von Haus zu Haus feilbietet, um einige Para, Pfennige, zu verdienen. Doch das ist der vereinzelte Fall eines Geizigen, wie solche in aller Welt vorkommen.

Es wurde auch von Herrn Albert Cohn eine Leibanstalt gegründet, die mit 100,000 Piastern von der Familie Rothschild fundirt ist.

Herr Isack Alteras, ein Sephardi aus Haleb und österreichischer Unterthan mit derselben betraut, lieh 40,000 Piaster den Vorstehern der Aschkenasim, das übrige Geld denen der Sephardim. Alle betrachteten das Geld durchaus nicht als ein unverzinsliches Darleben, um etwas damit zu erwerben, und borgten das Geld auf wucherische Zinsen weiter. Das wohlgemeinte Kapital ging trotz wiederwohlter Bemühungen durch den k. k. österreichischen Consul, die Beträge zurück zu erhalten, bis auf die Hälfte verloren.

Jüdiſche Hospitale.

Rothſchilds Hospital. — Der dirigirende Arzt. — Statiſtik der Kranken. — Koſten. — Plan zur Erweiterung. — Monteſiore's Hospital. — Bauplatz. — Unzweckmäßigkeit der Lage. — Lithographirter Plan. — Eiferſüchtige Großmut. — Wünſchenswerte Vereinigung. — Ein Siechenhaus.

Den betrübenden Erſcheinungen gegenüber, die wir in den vorangehenden Blättern geſchildert haben, wollen wir ein Bild entgegenhalten, das ebenfalls eine Schöpfung der Familie Rothſchild, den trefflichſten Eindruck hervorruft, und in ſegenreichſter Entwickelung begriffen iſt.

Auf der Höhe eines Abhanges des Berges Zion gelegen, nimmt das Haus den Beſucher in einem großen und lichten Hofraume auf, der von vier Wänden umſchloſſen, ein geräumiges Viereck bildet. Den Wänden entlang ſind Thüren, die zu den Krankenſtuben, zur Apotheke, zur Synagoge, zur Küche und zu den Wohnungen der Dienerſchaft führen.

Ueber jeder Thüre iſt mit blauer hebräiſcher Quadratſchrift auf den weißgetünchten Wänden der Zweck, dem die Räume dienen, bezeichnet. Alle Zimmer haben Glasfenſter, die Rahmen, Bettſtellen und Einrichtungsſtücke ſind hellgrün angeſtrichen und ſo gewährt das Ganze durch eine blanke Reinlichkeit, durch überall ſich darſtellende Ordnung gehoben, einen heitern und wohlthuenden

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, sind nach paläſtinenſiſchen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräiſchen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht ſind. Es ſind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothſchild, Sir Mouſes Monteſiore's und ſeiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Eliſe von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältniſſen fügte es ſo glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Ruſſe, der auf den Hochſchulen von Krakau und Wien gebildet iſt, ſich eben in Jeruſalem befand, als Herr Albert Cohn daſelbſt eintraf und das von den Sephardim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte raſch das organiſatoriſche Talent dieſes energiſch thätigen Mannes und ſtellte ihn als Direktor und Arzt einer Anſtalt an, die er freilich erſt ins Leben rufen mußte. Hier fand ſich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verſtandesklare und praktiſch tüchtige Vollſtrecker derſelben. Die ganze muſterhafte Einrichtung iſt das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung iſt die Ausführung ſeiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß ſeiner wiſſenſchaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben ſind, und 19 ſtarben; was ein ſehr günſtiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darſtellt. Unter den Kranken befanden ſich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oeſterreich und Deutſchland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikaniſchen Staaten, Marokko, Abiſſinien und Perſien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenſtunde anwohnte, erſchienen auch Chriſten und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispenſirte

30,135 Rezepte in einem Jahre, die Kosten der Medikamente betrugen im Hospitale 758 Francs, für die Ambulanz 2020 Francs, die Kosten 4401, die Administration 5088 Francs, die Erhaltung des Ganzen, Beleuchtung, Wasser u. s. w. nahm 14,541 Francs in Anspruch. Eine nicht große Summe, die durch sie der leidenden Armut zu Theil geworden sind.

Die Familie Rothschild hat, neueren Berichten zu Folge, noch 300,000 Francs zum Weiterbaue und zur Vergrößerung des Hospitals gespendet; doch fehlt bis jetzt das die Krankenbetten begründende Kapital.

Es ist zu hoffen, daß die Glaubensgenossen aller Länder nicht säumen werden, Beiträge zu liefern, um das menschenfreundliche Werk zu fördern und einer schönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Palästina, und ein unvergängliches Monument für alle diejenigen ist, die dasselbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Vor dem Jaffathore kaufte Sir Montefiore einen weitläufigen Platz, der sich gegen das Josafatthal hinabsenkt, und gegen den Berg Zion hinsieht, ein Hospital darauf zu erbauen. Der Ankauf dieses Platzes fand manchen Widerspruch: weil er für 1000 Pfund zu theuer erschien, wiewohl die auf demselben gebrochenen Steine allein beiläufig denselben Werth haben sollen, und weil er außerhalb der Stadt liegt. Die gesündere Lage im Freien ist fraglich; indem der nahe Begräbnißplatz der Türken, die ihre Todten nur zwei Schuh tief begraben, eben von keinem frischen Dunstkreise umgeben ist. Die Situation bietet ebenfalls manche Unzukömmlichkeit: die Thore werden mit Sonnenuntergang streng geschlossen, ein plötzlich Nachts Erkrankter kann nicht ins Spital gebracht werden; ebenso wenig können die Verwandten zu einem etwa Nachts Sterbenden gelangen. Aber auch bei Tage dürfte es einem Kranken schwer sein, in der heißen Sonnenglut den steilen Abhang vor dem Jaffathore hinab, das Spital zu erreichen.

Zudem ſind Häuſer außerhalb der Thore der Stadt vor ſchwärmenden Beduinen nicht immer ganz ſicher, und die Stadt, wenn ſie einen feindlichen Ueberfall, oder das Eindringen der Peſt fürchtet, ſchließt ſich ab und macht den Eintritt in das außerhalb gelegene Hospital unmöglich.

Der Grundſtein wurde von Sir Moſes Monteſiore im Jahre 1855 feierlich gelegt, und iſt der weite, lang und hoch geſtreckte Raum mit einer maſſiven Mauer umgeben worden. Ringsum befinden ſich die üppigſten Gartenanlagen des griechiſchen Kloſters. Herr Dr. Fränkel zeigte mir einen von den engliſchen Architekten Wyatt Papworth, und Thomas Allaſon lithographirten Plan des zu erbauenden Hospitales. Die Eintheilung und Einrichtung iſt großartig gedacht und die Fronte ſo prächtig, daß der Bau vielmehr als ein mittelalterliches Schloß ſich darſtellt. Man erwartete den Baumeiſter aus England, um das Werk auszuführen.

Es wurde in Jeruſalem allgemein bedauert, daß auch rückſichtlich dieſer edelſt gemeinten Wohlthat, von Außen her eine nicht glückliche fördernde Zerſplitterung Platz greife. Es gibt eine Eiferſucht der Großmut! Zwei jüdiſche Hospitale ſind in Jeruſalem jedenfalls zu viel; wie denn überhaupt die Stadt, in Anbetracht ihrer Bevölkerung deren mehr als jede Großſtadt Europas hat. Zwei Hospitale fordern ſelbſtverſtändlich ein doppeltes ärztliches und Dienſtperſonale und eine doppelte Verwaltung. Die Verpflegung der Kranken iſt eine um ſo mehr theuere, je weniger Kranke verpflegt werden. Neben dieſen materiellen Vortheilen hebt ſich aber auch der moraliſche Eindruck hervor, den ein großartiges Inſtitut wach ruft, das wie es räumlich durch Maſſenhaftigkeit wirkt, nicht verfehlen darf, ihm einen geiſtigen Inhalt zu geben.

Neueren Nachrichten zufolge hat Sir Moſes Monteſiore das Rothſchild'ſche Hospital mit einem Beſuche beehrt, was er bei ſeiner früheren Anweſenheit vermied und er ſoll, wenn wir recht unterrichtet ſind, beſchloſſen haben, den Bau des beabſichtigten Spitals aufzugeben, dafür ein großartiges Verſorgungshaus für hülfloſe

Greiſe zu gründen. Er würde mit dieſer That zu den vielen groſsmütigen, aber vorübergegangenen Wohlthaten, die er dem heiligen Lande ſpendete, ſich ein erſtes monumentales Andenken bauen und ſich den Segen aller künftigen Geſchlechter ſichern; während die Undankbarkeit der Gegenwart noch gröſser iſt, als ſeine ſtets mit vollen Händen geſpendeten, in einen bodenloſen Abgrund verſunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an daſſelbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Miſſionsgeſellſchaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Aushängeſchild, dem einzigen, das wir in Jeruſalem ſahen, u. ſ. w. Zur Linken thut ſich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von deſſen Zinne herab er dem Bade der ſchönen Batſeba zugeſehen haben ſoll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlaſtetwerdens harren, vorbei, ſehen wir ſchon hart am Thore das weitläufige Haus des lateiniſchen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn ſelbſt, eine hohe Geſtalt mit langem ſchwarzen Barte, in ſchwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des friſchen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und ſind im Freien. Hier die Anhöhe ſchroff hinab, bettelt ein Gruppe ausſätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir laſſen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet ſich ſie zu be-

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rothblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf dieſe Terraſſe, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir ſchon vor ſieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkiſche Regierung behandelt die Stadt als Feſtung und der Militärkommandant übergibt die Schlüſſel der Stadt zu der genannten Stunde dem Paſcha. Jeder ſich Verſpätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer ſicher iſt, zubringen.

Nahe dem Thore iſt vor der Abſperrung deſſelben immer ein bewegtes Leben. Reiter ſprengen auf ſchlanken, bunt gezierten Pferden über die ſteinigten Pfade, einzelne Kameele ſchreiten phlegmatiſchen Schrittes mit ihren Laſten, Männer treiben kleine Eſel vor ſich her, wenn ſie nicht hinter der Laſt auf ihnen ſitzen. Im Thale erhebt ſich eine Gruppe weißgekleideter, verſchleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Prieſter in ſchwarzen Talaren, franzöſiſche „Zionsdamen", polniſche und ſepharediſche Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern ſich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle ſitzen die Wächter, oder rufen vor derſelben Entfernteren zu raſcherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes· trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine vom Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht, vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und schwebend, und es glüten nur noch die höchsten Spitzen.

Ein frischer Windhauch erhob sich, wir verließen die Brustwehr der Mauer und langten in den elenden Behausungen der Aussätzigen an.

Biut el Masakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt sie der Araber. In sechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zusammengebauten Hütten, mit dürrem Reisig und Steinen gedeckt, atmet ein entsetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis siebenzig Aussätzige, sagte mir Don Perez, siechen hier hin und sind todt, noch ehevor sie sterben. Dieses Dörfchen ist gewiß das einzige im ganzen mohammedanischen Morgenlande, wo beide Geschlechter zusammenleben. Juden sind keine, doch einige Christen unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über diese Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von sieben Jahren etwa, gesund und munter sind. Der Anblick der Erwachsenen ist ein grauenhafter und die Schilderung desselben gehört nur in ein der medizinischen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Besuch bei Don Perez, dießmal mit einem russischen Juden Reb Mosche Schnitzer, so genannt, weil er die kunstreichsten Gegenstände aus Holz schnitzt, aus Marmor und Sandstein meißelt, und aus schwarzem Harz vom todten Meere formt: Vasen, Becher, Bareliefs der jüdisch heiligen Orte. Er brachte diese Kunst, die ihn Niemand lehrte, und die er seinem jungen Sohne vererbt, aus seiner Heimat mit. Bei der Weltausstellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Mosche Schnitzer ist auch der Grundstein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundsteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieser Mann aus der Gemeinde der Pharisäer,

er verfertigt auch — der einzige Baal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!"

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

„Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
strahlt Gott einher."

und:

„Deine Knechte lieben jeden Stein von
Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig."

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Traubimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simen tow!" d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Kesuba", der Ehevertrag, geschrieben war und laut verlesen. Frauen brachten eine silberne Schüssel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische lagen,

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunseidene goldgestickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halse Perlen und eine lang über die Brust herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tschibuk. Alle standen auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Die Braut, nachdem wir Platz und den dargebotenen Tschibuk genommen hatten, nahte mir und meinem Begleiter und ihre Hand an Herz, Stirne und Mund legend, küßte uns ehrerbietig die Hand.

Die Stube war nur matt erleuchtet und wir saßen Kaffee trinkend in blaue Rauchwolken gehüllt, größtentheils schweigend da. Die Versammlung hätte eher einer traurigen Veranlassung zu gelten geschienen. Die Männer fragten endlich, wo die Mädchen seien und warum sie nicht tanzen kämen? Man rief nach ihnen und es erschien Sultane, was unserem lateinischen Frauennamen Regina und dem hebräischen Malke entspricht. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, trug sie einen bunten Rock von Zit, der um die Hüften mit einem wollenen Gürtel festgehalten war und ein an der Brust offenes Seidenjäckchen. Die glattwallenden Haare waren mit dunkelblauen seidenen Fäden, wie ein aufgelöster Zopf, vermischt und mit Goldflitter behängt. Ihr Antlitz dunkel, die Lippen rot geschnitten, die schwarzen Augen funkelnd. Sie bewegte sich tanzenden Schrittes, singend, im Kreise umher, während die Männer in die Hände klatschten. Dann legte sie abwechselnd die rechte und die linke Hand wie ein Soldat beim Salutiren an die Stirne und streckte die Arme steif hinaus, um sie im Bogen zurückzuziehen, und die Hände wieder an die Stirne zu legen. Zuweilen nur stemmte sie die Arme in die Hüften, sich rascher vor- und rückwärts bewegend, oder sie ergriff ihr Kleid und neigte und beugte sich wie bei unserer Menuette. Alle diese Bewegungen und Schritte hatten etwas Starres, Eckiges, die Gesichtszüge der Tänzerin zeigten keine Erregung und das Ganze erschien mehr als die Nachahmung eines Tanzes durch eine Marionette.

Mehrere Mädchen folgten ihr, jede einzeln, niemals umschlangen sie sich zu einer Gruppe. Die Männer tanzen im Oriente nicht, als ihrer Würde nicht angemessen. Doch gibt es Tänzer von Profession die, wie Gaukler bei uns, keine Achtung genießen.

Die Gesellschaft drückte zuweilen laut ihre Bewunderung über die Tänzerinnen aus, in die ich, der Artigkeit wegen, lebhaft mit einstimmte.

Die Monotonie dieses Tanzes, den jede der Tänzerinnen ohne alle abwechselnde Formen ausführte, die lichtarme, in geistigen und anderen Genüssen asketische Hochzeitsfeier versetzte mich in eine peinliche Langeweile.

Wir standen auf, um zu gehen. Wieder küßte uns die Braut die Hände. Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen.

Es war tiefe Nacht, nur die Sterne, größer und klarer als im Abendlande, waren lebendiger Bewegung. Niemand in den Straßen, der einzige Laut Gebell von Hunden, die da und dort von einem Heimkehrenden aufgestört worden sind. Wir mußten einen nicht unbedeutenden Umweg nehmen, denn der nächste hätte uns durch den Bazar geführt und dieser wird nach Sonnenuntergang geschlossen.

Wir kamen in eine enge Straße, in der aus einem Hause ein Leuchten floß. In der Halle saßen fünf weiß gekleidete Türken mit gekreuzten Beinen, rauchend. Ihnen gegenüber kauerte ein Beduine in braungelbem Mantel auf der Erde und las einen Brief vor; ein abissinischer Sklavenknabe hielt knieend einen Kerzenstumpf hin, damit er besser sehen könne. Die Gestalten, theils im Lichte durch die weiße Kleidung von der schwarz rußigen Mauer sich abhebend, theils im Schatten boten eine schöne malerische Gruppe. Ich trat mit meinem Begleiter, der alle Jerusalemitaner kennt, ein; wir befanden uns bei einem Effendi, einem Freunde Montefiore's. Er ließ seinen Freunden einen Brief vorlesen, den er an Abd-el-kadr richtete. Wir wurden freundlichst aufgenommen, Tschibuk und Kaffee wurden gereicht und als ich bemerkte, daß ich den tapfern Emir in Damaskus besucht und gesprochen habe, mußte ich dem Effendi Gestalt und Tracht, Wort und Weise des „Löwen der Wüste" schildern.

Doppelehen.

Rabbi Gerſchon nicht anerkannt. — Recht der Frau. — Gründe der Doppelehe. — Sechs Doppelehen. — Eheſcheidungen.

Den orientaliſchen Juden, die das im 12. Jahrhunderte von Rabbi Gerſchon gegebene Geſetz der Monogamie nicht anerkennen, iſt es geſtattet zwei Frauen zu heiraten und zwar in zwei Fällen, wenn die Frau keine Kinder, oder nur Mädchen gebiert. Die Frau kann dem Willen des Mannes nicht entgegen ſein, aber ihr ſteht das Recht zu, die zweite Frau nicht im Hauſe aufzunehmen. Der Mann muß in dieſem Falle, wenn er doch die zweite Frau nehmen will, ihr einen abgeſonderten Haushalt einrichten. Da dies mit bedeutenden Koſten verbunden iſt, ſo iſt die Polygamie auch unter den Mohammedanern, wo daſſelbe Recht der Frau gilt, weit ſeltener als man im Abendlande glaubt.

In Jeruſalem beſtehen ſechs Doppelehen:

Herr Ch. S. aus Scheris bei Saloniki beſitzt eine Frau, die 55, eine zweite die 24 Jahre alt iſt; mit dieſer iſt er ſeit 11 Jahren verheiratet und hat Kinder von ihr. Vor dieſer Doppelehe war er ſchon einmal verheiratet, die Frau ſtarb und hinterließ ihm einen Sohn, der noch lebt.

Herr M. P. aus Konſtantinopel, ſeine ältere Frau iſt 60, ſeine zweite, aus Nablus gebürtig und von ihrem Manne, der in Jaffa als Miſſionär lebt, geſchieden, 30 Jahre alt. Er heiratete die zweite Frau als ſiebzigjähriger Greis, dieſe Ehe iſt mit Knaben und Mädchen geſegnet.

Herr A. D. aus Aleppo hatte von seiner Frau einen Sohn und heiratete trotzdem eine zweite von ihrem Manne geschiedene Frau, die kinderlos ist.

Herr P. S. aus Sophia bei Konstantinopel, ein Mann nahe an 60 Jahren, heiratete zu seiner Frau ein sechzehnjähriges Mädchen, das ihm Segen brachte.

Herr J. A. aus Gallipoli nahm zur ersten noch eine Frau, aber auch diese bringt ihm keine Kinder und es hieß, daß er gewillt sei eine dritte ins Haus zu führen. Wenn ihm dies nicht gestattet würde, müßte er sich von einer seiner beiden Frauen scheiden lassen.

Herr J. M. aus Algier, dessen Frau wiederholt den gehofften Segen verlor, heiratete während meiner Anwesenheit ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Ehescheidungen kamen im Jahre 1856 16 vor; 6 unter den Aschkenasim und 10 unter den Sepharedim.

Ein Leichenbegängniß.

Ein Fieberkranker. — Leichenzeremonien. — Fünf Grabreden. — Klagefrauen. — Raſche Beerdigung. — Luſtiger Beſtattungszug. — Ein miſſizirter Archäolog.

Ich hatte den Auftrag gegeben, wenn ſich ein Todesfall ergäbe, mich zu der frommen Handlung, einer Leiche die letzte Ehre zu erweiſen, einzuladen.

Der Zufall fügte es, daß ich mit meinem Gaſtfreunde einen älteren Rabbi, der ſeit wenigen Tagen am Fieber litt, beſuchte. Er lag auf einem Teppich, der in einer Ecke der matt erhellten Stube ausgebreitet war, und wußte keine Leiden anzugeben; nur fühlte er ſich matt und heiß. Nach der ärztlichen Anordnung verſprachen wir den Kranken, morgen wieder zu kommen, worauf er erwiederte: „Morgen ſchon ſtehe ich vor Gott!“ Als wir zum Hauſe hinaustraten ſagte mir Dr. Fränkel: „Der Kranke wird wahr geſprochen haben, das Fieber in Jeruſalem tödtet oft raſch. Als ich hierher kam, befand ich mich einer ſolchen Erſcheinung gegenüber nicht ſelten in gar ſchmerzlicher Verlegenheit.“

Am folgenden Tage wurde ich wirklich zum Leichenbegängniſſe des Rabbi eingeladen.

Die Straße vor dem Trauerhauſe war von Menſchen gedrängt voll; ich konnte nur mühſam in den Hof des Hauſes vordringen, wo die Gattin und Tochter des Hingeſchiedenen von

etwa zwanzig Frauen umgeben auf dem Boden saßen. Alle waren weiß gekleidet, und erhoben immer wieder nach einer Pause ein Schreien und Heulen so eigenthümlicher Art, daß es wie Jauchzen schmetterte, dabei schlugen sie sich heftig an Brust, Stirne und Wangen.

In der Stube lag die Leiche, weiß überthan, auf dem Boden. Ihr zu Häupten, ebenso zu Füßen brannte eine Wachskerze, damit die Seele, die bis zum ersten Schollenwurfe bei dem Körper weilen muß, aus Buße die Behausung in der sie so oft gesündigt hat, betrachten könne. Ringsumher saßen viele Männer auf dem Boden und hörten einem Redner zu, der die Tugenden des Todten pries; sie unterbrachen ihn zuweilen durch heftiges Weinen. Hierauf wurde die sorgfältigste Waschung der Leiche vorgenommen.

Die vielen im engsten Raume zusammengedrängten Menschen, und die Glut der Sonne, es war zwei Stunden nach Mittag, zwangen mich, das Haus zu verlassen, und vor demselben des Leichenzuges zu harren. Hier wurde vom Gemeindediener der Ruf: „Bitul melacha", Unterbrecht die Arbeit! vernommen und alle Kaufläden schlossen sich „denn ein Angesehener in Israel" war gestorben. Jetzt erschollen aus dem Hause gewaltige Trauergesänge und heftigeres Wehklagen.

Die Leiche, in einen bunten Teppich gehüllt, wurde vor das Hausthor getragen. Hier hielten Männer zwei Stangen bereit, die mit eisernen Haken verbunden wurden, so daß diese Bahre eine hölzerne Leiter mit eisernen Sprossen bildete. Auf sie wurde die Leiche gelegt und die Bahre auf den Boden gesetzt. Ein Redner, nachdem der weiße Gebetmantel mit den Schaufäden auf die Leiche gebreitet war, erhob wieder seine Stimme, und sprach zum Lobe des Todten von Weinen und Klagetönen der zahlreichen Menge unterbrochen.

Die Männer erhoben nach Beendigung dieser zweiten Rede die Bahre, der in ungeordnetem Zuge Alle folgten. Die Träger, die abwechselnd aus der Menge sich hinzudrängten sangen den

Pſalm: „Wer unter dem Schutze des Höchſten ſitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet.“ Auf den Dächern des Hauſes erhob ſich ein erſchreckendes Schreien und Jammern das wieder wie wildes Jauchzen ſchmetterte. Ich blickte empor und ſah auf den flachen Dächern lang und weiß verhüllte Frauengeſtalten, Klagefrauen, welche die Hände gegen den Himmel ſtreckten und es ſchien, als ob auf einem Todtenacker die Leichen in ihren weißen Gewändern ſich erhoben hätten und im wildentſetzlichen Chore Grabgeſänge heulten. Ueber all die Szenen und Gruppen brannte der leuchtende Sonnenglanz und gab dem Geſpenſterhaften noch einen größeren Prunk.

Bei der großen Synagoge wurde wieder Halt gemacht, die Bahre niedergeſetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann ging der Zug, wie jedesmal, zum Zionsthore hinaus, wo nach einer wiederholt geſprochenen Todtenpreiſung die meiſten Begleiter zur Stadt zurückkehrten. Wir ſchritten ſteil den Berg hinab in das Thal Joſafat. Am Grabmale Abſalons wurde die Bahre niedergelaſſen, und wir ſetzten uns alle ringsum auf die Erde, um die fünfte Trauerrede anzuhören über den Vers: „Und das ganze Volk ſoll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen.“ Der Schluß der Rede lautete: „Und er ſagte, die Lebenden ſind beſtimmt zu ſterben.“

Als der Todte in's Grab geſenkt wurde ſprachen wir das Glaubensbekenntniß.

Der Hingeſchiedene verhauchte ſeinen letzten Athem um zwei Uhr, und genau zwei und eine halbe Stunde darauf war er begraben. Die Beerdigung ohne Sarg und das Bedecktwerden mit Erde rettet wenigſtens vor dem Entſetzen des Wachwerdens in einer unaufbrechbaren Gruft. Mohammedaner und Chriſten begraben im Orient eben ſo ſchnell ihre Todten.

Eine fröhliche Beerdigung iſt es, wenn zerriſſene Gebetbücher, einzelne losgelöſ'te Blätter der heiligen Schriften, des Tal-

mud, oder auf Pergament geschriebene Thorafragmente, weil sie nicht zu profanen Zwecken verwendet und auch nicht vernichtet werden dürfen, in die Erde versenkt werden. Die Frommen thun die Stücke in der Zionssynagoge in eine daselbst befindliche Mauernische bis sie voll ist, der Inhalt wird dann von dem Rabbiner unter Gesang, dem Schalle der Pauken und Pfeifen feierlich und heiter in das Thal Josafat hinausgetragen, und am Fuße des Grabmales Absalons in ein Grab versenkt.

Eine so eingegrabene Thorarolle wurde vor einigen Jahren von einem Geistlichen gefunden und als kostbarer archäologischer Fund nach Rom gebracht, bis den gelehrten Herren von einem einfach unterrichteten Rabbi die Augen aufgethan wurden.

Aufnahme in die Schule.

Wasserdiebstahl. — Bildung eines Comité. — Unwissenheit. — Lehrer und Gehülfe. — Bittende Frauen. — Andrang zur Aufnahme. — Vierzig statt zwanzig Schüler. — Ein Waisenknabe. — Ein karaitisches Kind. — Briefe ins Ausland. — Falsche Münze. — Thätigkeit im Hause.

Das Haus stand vollendet und zur Aufnahme der Anstalt bereit, nicht ohne einen unangenehmen Zwischenfall.

Das Wasser ist in Jerusalem ein kostbares Gut, zumal in den Sommermonaten, wo schon ein großer Theil aus den Zisternen getrunken und es noch lange bis zur Regenszeit ist. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein Verwandter des Hausbesitzers Nachts das Wasser aus der Zisterne des Hauses in ein anderes hinüber schöpfen lasse und daß zwei Aschkenasim ihm diese edle Arbeit thun helfen. Dem war wirklich so und ich ließ mir fortan jeden Abend die Schlüssel des Hauses bringen.

Ich dachte nun daran, ein Comité, welches das vollste Vertrauen in religiöser Beziehung genießen mußte, zu bilden, um mit ihm alle Einrichtungen zu berathen und ins Leben zu rufen.

Es gelang mir, den Stellvertreter des Chacham Baschi, den ehemaligen Oberrabbiner von Smyrna Herrn David Chazan und die Herren Motche Mejuches und Major Panigel zu gewinnen. Beide Chachamim und Mitglieder des Besdin der Großgemeinde. In Sanitätsbeziehung und um eine europäische Ordnung in das Ganze zu bringen, bat ich die Herren Doktoren Fränkel

und Neumann, hinzuzutreten, was beide Herren in Anbetracht der wichtigen Gründung einer Lehranstalt mit Zeit opfernder Hingebung und geduldigster Ausdauer thaten und noch thun.

In der größten Verlegenheit aber befanden wir uns, einen tüchtigen Lehrer für die Anstalt zu finden. Er mußte selbstverständlich ein Mann von strengster religiöser Observanz sein und sollte nebst Kenntnissen, Lehrfähigkeit, wenigstens eine mäßige allgemeine Bildung und einiges Verwaltungstalent besitzen.

Es gibt in Jerusalem, wo die Juden nichts Anderes thun als „lernen", Talmud studiren, keinen der Art befähigten Mann, daß jüdische Gemeinden in Deutschland ihm ihre Kinder anvertrauen würden. Die Eingebornen bringen es nicht zu einer weiter bildenden Forschung und man versicherte mir, daß es unter ihnen weder einen vielbedeutenden Talmudisten, noch einen großen Pilpulisten gäbe. Physikalische, geographische, oder geschichtliche Kenntnisse, auch die des eigenen Volkes vor und nach der Zerstörung sind kaum einem Juden in Jerusalem eigen, die Aerzte natürlich und Herr Josef Schwarz ausgenommen.

Die nach Jerusalem einwandernden Juden bringen meist talmudische Kenntnisse, wohl auch Weltersahrenheit mit; hier aber leben sie, wenn sie etwa den Müßigang nicht vorziehen, höchstens der Wiederholung dessen, was sie an talmudischem Wissen mitgebracht haben. Sie vermitteln es ihren Kindern nicht und diesen, wie wir gesehen haben, ist in keiner Lehranstalt Gelegenheit geboten, wenigstens nur ihren Vätern gleich, sich auszubilden, die denn noch den Vortheil der europäischen Welt- und Bildungs-Verhältnisse voraus haben. Die Enkel oder gar Urenkel haben kaum mehr überlieferungsweise eine Kunde dessen, was die Wissenschaft oder Forschung, oder auch nur das gewöhnliche praktische Wissen, Lesen und Schreiben heißt. So ist ein geistiges Herabkommen gleich natürlich, wie das physische, durch die frühe Heirat.

Wir wählten, wenn von der Wahl die Rede sein konnte, einen jüngeren Chacham, Herrn Mosche Perez, einen der hebräischen, arabischen und spanischen Sprache kundigen Sepharedi, der

eben als Sendbote aus Babilon und Bagdad zurückgekehrt war, und zu seinem talmudischen Wissen einige Weltkenntniß gesammelt hatte.

Er wurde vom Chacham Baschi besonders empfohlen, und genoß als frommer Mann einer allgemeinen Achtung. Seine junge Frau besaß die Fähigkeit einer Wirtschaft vorzusteben, um für die Kinder, die in der Anstalt auch beköstigt werden, hausmütterlich sorgen zu können. Als Hülfslehrer wurde ebenfalls ein frommer Sepharedi beigegeben, der den Elementar-Unterricht zu leiten hat.

In den ersten Sitzungen des Comité's wurden die Gehalte der Lehrer festgesetzt, die Grundsätze einer Instruktion für sie aufgezeichnet, die Schulordnung entworfen, und die Kosten der Anstalt: Miete, Verköstigung und Bekleidung der Kinder u. s. w. berechnet. Es ergab sich, daß zwanzig Zöglinge aufgenommen werden konnten; hierauf wurde ein Tag bekannt gegeben, an dem die Aufnahme stattfinden sollte. Die Eröffnung der Schule wurde von den Chachamim auf einen späteren Tag verlegt, weil in dem Abschnitte der Thora, der in der laufenden Woche gelesen wurde, die Erzählung von der Auflehnung Korah's vorkommt, was leicht als böse Vorbedeutung hätte gedeutet werden können. Die kleine Synagoge der Anstalt mußte aus dem Saale des ersten Stockwerkes in den des zweiten verlegt werden, weil es nicht gestattet ist über der Lade, wo die Thora aufbewahrt ist, zu wandeln. Der provisorische Entwurf der Statuten der Anstalt ist diesen Blättern beigefügt und gibt eine klare Einsicht in die Einrichtung derselben.

Ich wurde nun, sobald ich mich in den Straßen Jerusalems zeigte, von wunderlichen Gestalten und Gruppen angesprochen. Meist waren es Frauen, die mit Kindern auf dem Arme oder an der Hand durch einschmeichelnde Redensarten, wohl auch durch Schilderung ihrer Not und ihres Elendes die Aufnahme ihrer halb nackten, verwahrlost aussehenden Kinder zu bewirken, mich ansprachen:

„Nimm mein Kind in die Anstalt auf, der Herr wird Dich mit Kindern segnen." — „Dein Kommen in die zukünftige Welt

wird Dir süß und duftig sein." — „Du wirst mit den Frommen vom Fische Liviathan essen." — „Dein Andenken wird gesegnet sein." — „Sieh, wie nackt wir vor Gott und den Menschen stehen müssen!" — „Wir haben nichts, um den Sabbat zu feiern." — „Das Wasser in unserer Zisterne ist versiegt." — „Wir haben kein Zelt, darunter zu wohnen." — Aber auch, wenn ich in die Synagoge trat, drängten sie sich an mich heran und flehten um Aufnahme ihrer Kinder. Vor die Thora gerufen, sprach mich der Vorbeter, und herabsteigend mancher Arme aus der frommen Menge an, seiner Kinder nicht zu vergessen.

Am fest bestimmten Tage der Aufnahme selbst, am frühesten Morgen schon, war das Haus der Anstalt von Greisen, Männern, Frauen, Kindern im eigentlichsten Sinne des Wortes umlagert; nur mit Mühe konnte ich durch die in der engen Gasse liegenden und kauernden Gestalten schreiten. „Gesegnet sei Dein Kommen, Mann aus dem Abendlande!" — „Zürne uns nicht um derentwillen, die Dir Kummer bereiten!" — „Lasse uns nicht die Sünde der Undankbaren büßen!"

Ich war tief gerührt, da es um mich so weinte, bat, schrie und betete. Einen klareren Beweis konnte es nicht geben, wie der Lärm fanatischer Zeloten, die sich Führer der Gemeinde nennen, nicht der Ausdruck der Menge sei, und wie die Armen Jerusalems in tiefem Elende, in geistiger Unterdrückung, wie in brotloser Not und Verzagtheit schmachten! Ich fühlte mich versöhnt, freudig erhoben. Mich schmerzte nur der eine Gedanke, daß die Mittel der großmütigen Stiftung es nicht gestatteten, Allen, die sich zu der edlen menschenfreundlichen Wohltat herandrängten, von ihrem Segen zukommen lassen zu können.

Unter Beistand des Comité's, namentlich der Aerzte, die mit allen Familien und sonstigen Verhältnissen genau bekannt sind, wurden 12 Kinder k. k. österreichischer Unterthanen, 7 Rajas und 1 Franzose aufgenommen.

Da viele baten, ihre Kinder wenigstens am Unterrichte Theil nehmen zu lassen, wurden noch 20 Knaben als externe Zöglinge,

deten wir die Bekleidung und Beköstigung nicht zukommen lassen konnten, eingeschrieben.

Wir berücksichtigten zunächst Waisen und Kinder, die nicht unter fünf und über neun Jahre alt waren. Trotz der Aufnahme von Externen mußten wir, um die Schule nicht zu überfüllen, an 50 Kinder zurückweisen, und auf einen späteren Turnus nach drei Jahren verweisen. Es kam aber auch vor, daß wir manche Kinder abweisen mußten, deren wohlhabende Eltern den Armen die Wohlthat vorweg nehmen, oder die für Ueberlassung ihrer Kinder bezahlt sein wollten. Tiefschmerzlich war uns die Abweisung eines vater- und mutterlosen Waisenknaben, dessen Pflegemutter ebenfalls bezahlt werden wollte, wenn sie ihn der Anstalt zur Pflege, Bekleidung und Unterricht gnädig überlassen sollte.

Auch ein karaitischer Jude bat um die Aufnahme seines Kindes, und als wir sie verweigern mußten, sagte er traurig: „Das würden die Christen nicht thun, und doch sind wir die allein echten Träger des mosaischen Judenthumes und die ältesten jüdischen Bewohner Jerusalems."

Die Thätigkeit der russisch-polnischen Zeloten für die zu gründende Anstalt zog sich nun mehr von der Oeffentlichkeit in eine unehrenvolle Stille zurück.

Es wurde bekannt, daß denunziatorische Briefe nach London, Amsterdam, Altona geschrieben worden waren. Die Großgemeinde sah sich bemüßigt, ebenfalls dahin zu schreiben und die Sachlage ihrerseits darzustellen; denn wirklich war sie in Gefahr, von dort keine Unterstützungen mehr zu erhalten. Zu dieser Zeit richtete auch, wie wir später erfuhren, ein frömmelnder Aschkenasi aus Wien, dessen Denunziationen wir bereits nachgewiesen haben, an den Rabbiner von London ein Schreiben mit dem Ansuchen, von dortber die Anstalt mit dem Banne zu belegen! Dergleichen Münze, muß, wie einem falschen Wechsler zur Warnung des Publikums auf den Ladentisch genagelt werden!

In dem für die Anstalt gemieteten Hause war es wie in einem Bienenkorbe fleißig, ein Hämmern, Hobeln, Tünchen, Anstreichen, ein Kommen und Geben. Der großen Hitze wegen, waren die Arbeiter nur mit Hemd und Leinwandbeinkleid angethan, über dem ersteren das Arbe kanfot mit den frei herabhängenden Schaufäden, auf dem Haupte ein Käppchen.

Die Arbeit selbst würde nach unseren Begriffen als fleißiges Nichtsthun erscheinen, so gemächlich, so echt orientalisch ruhig geht sie von Statten. Spät des Morgens beginnen die Arbeiter und hören früh auf; beides ist durch den Umstand bedingt, daß sie nicht beim Gottesdienst fehlen. Am Freitag stellen die Arbeiter ihr Tagewerk schon gegen Mittag ein, um sich für die Andacht des Sabbat zu rüsten.

In Jerusalem überläßt der Handwerker die Anschaffung aller von ihm zu verarbeitenden Materialen und Stoffe dem Arbeitgeber. Ich lernte so den Bazar, die Art und Weise des Verkehrs, Handels und der Gewohnheiten kennen.

Der Bazar.

Die Buden. — Kaufleute und Handwerker. — Waarenstatistik. — Thonpfeifen und Seife. — Portrait einer Beduine. — Bunte Gestalten. — Kaffeehaus. — Musik und Tänzer. — Vorleser. — Kaffeebereitung. — Arabischer Hochzeitszug. — Pilger aus Indien. — Bettler.

Die Stadt wird theils von geraden, theils abschüssigen Gassen und Gäßchen durchschnitten, die sich von einem Thore zum andern durchkreuzen. Einige derselben sind überwölbt, die Wölbungen stellen wieder nach Außen gekehrte Gassen dar, zu deren Rechten und Linken Häuser stehen. Neueste Forschung will in einer dieser Wölbungen, die sich bis zur Mauer des Tempelplatzes erstrecken, die Ueberreste einer Brücke erkennen, welche eine Verbindung der Weststadt mit dem Tempel herstellte.

Diese vielen Gassen, ungepflastert und schmutzig wie alle in Jerusalem, führen den Namen nach den Waaren, die in ihnen verkauft, oder den Handwerken, die darin betrieben werden. Es gibt so einen Bazar der Gewürzkrämer, der Goldschmiede, eine Fleisch- und Getreidehalle, einen Butter- und Oelbazar u. s. w.

Zu beiden Seiten dieser Bazarstraßen befinden sich hölzerne, etwa zwei Schuh vom Boden erhöhte Buden, denen auf deutschen Jahrmärkten nicht unähnlich. In diesen sitzen die Kaufleute und die Handwerker. Wenn man an die Gestalt und das Thun eines europäischen Arbeiters gewöhnt ist, gewährt es einen gar seltsam

komiſcher Anblick, wie der oft ehrwürdig, wie ein Patriarch ausſehende Moslem mit einem langen weißen Barte, das Haupt vom weißen Turban umwunden, die Bruſt, den Hals und die Beine nackt, gekreuzter Beine ſitzt und als Schloſſer z. B. pflegmatiſch den Hammer ſchwingt, oder als Riemer Leder zuſchneidet, oder als Schuſter Schuhe flickt. Dabei „trinkt" er aus einem roten ſchlangenhaft gewundenen Schlauche den durch Waſſer gekühlten Rauch des Tabaks und giebt ihn durch die Naſe in zwei weißen Stralen wieder frei.

Die Waaren in den Buden ſind nicht wie bei uns, lockend ausgeſtellt und in Farben ſchimmernd. Alles iſt ſorgfältig in Papier verpackt und erſt, wenn man an eine Bude herantritt, werden die Waaren enthüllt. Man ſtaunt dann oft über all die bunte Schönheit und reiche Pracht. Den Käufer ladet der mohammedaniſche Kaufmann, der ſich ruhig verhält, und Niemanden anruft, oder herbeiwinkt, zum Sitzen ein, reicht ihm die Pfeife von ſeinem Munde weg und bewirtet ihn wohl auch mit Kaffee. Der Käufer thut gut höchſtens die Hälfte der Summe anzubieten, die der Kaufmann nennt. Juden, Chriſten, Mohammedaner ſind in dieſer einzigen Beziehung völlig einig. Iſt der Kaufmann in ſeiner Bude unbeſchäftigt, ſo ſchläft er entweder oder raucht, oder lieſt, ſich vor und rückwärts neigend, wie die Juden, den Koran; oder er ſchreibt, indem er frei auf der linken Hand, auch auf dem Knie, ein Blatt Papier hält und die Schilfrohrfeder in ein ſilbernes oder meſſingenes Tintenfaß tunkt. Dieſes iſt an einen hohlen Stil, der zur Aufbewahrung der Federn dient, angelötet und ſteckt im Leibgürtel.

Die Manufaktur- und Induſtriewaaren, ſind meiſt engliſches, franzöſiſches und ſchweizeriſches Produkt. Oeſterreich iſt durch Kinkleriewaaren und Zündhölzchen, Böhmen nebſt Hebron durch Glaswaaren, Spiegel und Ringe vertreten. Von Damaskus kommen Seiden- und Wollſtoffe. Jeruſalem ſelbſt hat nur zweierlei Fabrikate: Töpferwaaren, namentlich Thonpfeifen ohne Glaſur, und was am wenigſten benützt zu werden ſcheint, — Seife. Nach Liebigs Ausſpruch iſt jenes Volk das geſittetſte, das die meiſte

Seife verbraucht. Jerusalem hat zehn Seifenfabriken, in denen meist Christen beschäftigt sind. Die Seife wird in Form einer Scheibe, einer ganzen oder Halbkugel gerundet und ist von gelbweißer Farbe. Meist ist der Halbmond, der Oelberg, die Grabkirche, das Grabmal Rachels auf den Flächen der Seife abgebildet; die feinere wird mit Moschus und Ambra durchduftet.

In den Straßen selbst haben die Fellachim, Bauern oder Beduinen auf der Erde ihre Waaren, die sie täglich zu Markte bringen, ausgekramt.

Meist sind es Weiber, welche Gemüse und Früchte feilbieten, Weiber von olivengelber Farbe, die Augenwinkel geschminkt, die Lippen blau, die Nägel und die innere Handfläche gelb gefärbt, an Stirne und Kinn blau tätowirt. Ihr Anzug ist ein weites blaues Kleid aus Wolle oder Leinwand, das vorn offen, die Brüste sehen läßt und lange weite geschlitzte Aermel hat, die, wenn der Arm herabhängt, spitz zulaufend bis an die Knöchel reichen. Die Füße der Beduinen sind nackt und die ganze Gestalt von jenem Firniß überstrichen, den wir gut deutsch Schmutz nennen, und vor dessen Berührung wir uns scheuen. Das von der Stirne rückwärts bis an die Fersen fallende Tuch von blauer oder weißer Farbe wird wie ein Schleier zuweilen mit der rechten oder linken Hand, je nachdem von einer der Seiten ein Mann naht, über das Gesicht, jedoch nicht zu sorgfältig, gezogen. An den Schläfen und über die Stirne quer hängen eng an einander gereihte Silbermünzen, an den Armen silberne Spangen, an den Fingern zahlreiche Ringe; zuweilen schimmert wohl auch ein Ring im Nasenflügel. Sie säugen ihre Kinder auf offenem Markte und tragen sie in einem wollenen Tuche auf dem Rücken, an dessen vier Enden Schnüre angebracht und vorn an der Stirne der Mutter festgebunden sind, so daß sie ihre Arme völlig frei behält. Häufig sieht man auch Frauen, die ihre kleinen Kinder auf der Schulter reiten lassen, während diese mit beiden Händchen sich an dem Kopfe der Mutter festhalten.

Zwischen den Buden ist vorzüglich in den Morgenstunden lebhafte Bewegung und man ist nicht selten in Gefahr, gestoßen,

oder auch niedergeworfen zu werden. Reiter zu Pferde oder zu Esel ziehen durch die Bazare. Esel mit Lasten, Schafe, Ziegen werden durchgetrieben, die in den türkischen Städten unvermeidlichen Hunde lagern meist schlafend und heulen empor, wenn sie zufällig getreten werden. Das märchenhafte Kameel, zuweilen ein ganzer Zug von Kameelen geht ruhigen Ganges mit seiner Holz- oder einer sonstigen Last mitten unter Käufern und Verkäufern.

Nicht minder bunt und fantastisch sind die Menschengruppen und Gestalten in ihren seltsamen Trachten: der Mohammedaner schreitet würdevoll in faltenreichen Gewändern, der Beduine im weiß und braun gestreiften Mantel blickt wie nach Beute umher, der polnische Jude in schwarzem seidenen Kaftan hastet ihnen nach. Die dunkel gekleidete preußische Diakonissin geht gesenkten Blickes; weiß und tief verschleiert schlurft die Mohammedanerin in gelben Pantoffeln träg und formlos hin, in Begleitung einer schwarzen oder braunen Sklavin, die ihr Kind oder einen Korb mit Früchten nachträgt. Der Franziskaner mit breitem Krempenhute, mit dem Stricke um den Leib, betrachtet ein unverschleiertes Weib, es ist eine Jüdin. Ein griechischer Priester mit schönem Barte und langem Haupthaare wandelt friedlich, als ob sie einerlei Glaubens wären, neben einem Derwisch mit gelber runder Mütze; ein Moslem mit grünem Turban, dem Zeichen der Prophetenabkunft, verachtet sie beide. In schwarzen faltigen Gewändern, edle Gestalten mit feinen Gesichtzügen, hohen spitzigen Mützen, sind Männer aus Persien. Ein völlig nackter Mensch, vor dem sich mein europäisch gewohntes Auge entsetzt, hier aber weder Männern noch Weibern ein Aergerniß ist, begegnet uns. Es ist ein sogenannter Heiliger, der arm sich in irgend einer Familie, auch beim Pascha zu Tische bittet, und den man nicht abzuweisen wagt. Neben ihm schreitet der reichgeschmückte Schech, der zierliche Effendi, ein bis an die Zähne bewaffneter Bewohner des Libanons, türkische Soldaten.

Die Sprachen der Erde — darunter nie gehörte — singen, gurgeln, näseln, schreien, zanken durcheinander und das Ohr ist mehr noch als das Auge erstaunt und verwundert. Die Wirkung ist die eines plötzlich aus tausend und einer Nacht auftauchenden

Märchens, das nur noch toller und ironischer wird, wenn sich Menschen zwischen drängen in schwarzem Frack und rundem Hute, Frauen in einem Anzuge, mit dem sie auf dem Graben in Wien, oder auf den Boulevards in Paris erscheinen könnten. Niemals widerte mich der unsagbar geschmacklose Anzug unserer Salons so sehr an, wie in den Straßen, in den Bergen und in den Thälern des Orients.

Wenn ich müde vom Schauen und Geben war, trat ich in eines der zwanzig Kaffehäuser Jerusalems, die Wände entlang ziehen sich gepolsterte Divans hin. Der Gast sitzt gekreuzter Beine oder liegt behaglich hingestreckt und athmet durch das mit Wasser und Rosenblättern angefüllte Nargile den Duft des Tabaks aus Persien. Er schlürft trefflichen Mokka und kühlenden Scherbet. Musik und Märchenerzählen und alle Wonnen des mohammedanischen Knabenhimmels sind hier vereinigt und die Seele träumt und ist selig ruhig.

Wie schön das klingt, wenn es in Poesie machende Touristen schildern!

Das Kaffehaus in Jerusalem, wie fast im ganzen Morgenlande, ist aber nichts anderes, als eine gegen die Straße hin offene, rauchgeschwärzte Küche. Die Mauern entlang ziehen sich hölzerne Bänke mit Kattun überzogenen Polstern, die einst rein gewesen sein mochten. In der Ecke neben dem Eingange siedet in einem kupfernen Gefäße Wasser. Der Diener bringt, ohne daß es gefordert wird, dem Gaste das Nargile und kocht vor seinen Augen den Kaffe. Grob gestoßen wird er in ein kleines Kupfergefäß gethan, siedendes Wasser darüber gegossen und das Ganze zum Aufwallen gebracht, dann rasch in ein porzellainenes Täßchen, das in einem metallenen Becher sitzt, gegossen, und dem Gaste mit der üblichen, höflichen Handbewegung an Brust und Stirne und nur auf sein Verlangen mit Zucker gereicht. Der Kaffe ist siedend heiß, zeigt oben einen hellbraunen Schaum, so daß er wie Chocolate erscheint, und schmeckt substanziös und duftig. Eine solche Tasse des edelsten Trankes kostet fünf Para, deren acht erst einen Kreuzer geben. Zuweilen sitzen zwei oder drei Muskan-

ten da, die das Glöckchen behängte Tamburin und eine Zither schlagen, eine schrille Pfeife blasen und unmelodischen arabischen Gesang schreien. Ein Erzähler pflegt gewöhnlich eine christenfeindliche Geschichte aus den Kreuzzügen, oder ein Märchen aus einem Buche, oder auch aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Ein junger Knabe, als Mädchen verkleidet, führt einen jener wollüstig sich geberdenden Tänze auf, von denen wir bei der Schilderung unseres Zuges in das alte Land Mizraim sprechen werden. Abends ist der schmutzige rauchgefüllte Raum, dessen Boden ein ekel fließender Spucknapf ist, in welchem sich die Schläuche der Nargiles, wie Schlangen im Sumpfe, winden, mit einigen Lampen erhellt, die auf einem rothbemalten hölzernen Lüster meist aus einigen Stäben zusammengeleimt, angebracht sind. Im Hintergrunde eines solchen Kaffeehauses pflegt sich wohl auch ein Raum zu befinden, wo etwa ein Gast, während er sich dem so schwelgerisch träumerischen orientalisch-üppigen Nichtsthun hingibt, mittlerweile sein Pferd, oder seinen Esel hinstellt und das Thier füttern läßt. Wohnen doch auch in Mohammeds Paradiese Menschen und Thiere friedlich und selig zusammen.

Wir haben ausgeruht und treten wieder in den Lärm des Bazars hinaus.

Es begegnet uns ein seltsamer Zug: Männer die beim schrillen Klange einer Klarinette und dem dumpfen Tone einer Handtrommel in gemessenem Schritte vorschreiten und mit den Händen klatschen. Knaben tragen einige wunderlich geformte Gegenstände, bunt gemalte Blumenstöcke, einen Tschibuk mit grüngläsernem Mundstücke, hölzerne mit Perlmutter eingelegte Stelzschuhe, einen weiblichen Anzug und einen runden Spiegel. Endlich eine roh bemalte Holzkiste. Es ist dieß der ganze Reichthum einer arabischen Braut, der eben in die Wohnung ihres Gatten getragen wird. Zuweilen unterbricht der Zug die Töne der Klarinette mit einem mehr schreiend näselnden als singenden Liede, welches das Glück des Gatten, und den jugendschönen Stolz der Braut schildert.

Die Jünglinge im Zuge ſangen:

„Wir bringen einen Kamm aus Elfenbein,
Wird gut zu deinen weißen Haaren paſſen;
Doch deine Braut bedienet ſich nicht ſein,
Du mußt ihr einen ſchwarzen machen laſſen.
Schön iſt ſie und auf ihre Jugend ſtolz,
Kämmt nur ihr Ebenholz mit Ebenholz.

Die Männer ſangen:

„Kuß des Geliebten iſt wie Moſchuß ſüß,
Wenn auch die Haare weiß wie Kampfer funkeln.
Sie weiſt man fort einſt aus dem Paradies,
Weil ihre Reize die Huris verdunkeln.
Im Antlitz tadl' ich nur die ſtolze Schrift,
Daß ſie den Mond an Schönheit übertrifft."

Mit uns iſt ebenfalls, um dem Aufzuge zuzuſehen ein Mann ſtehen geblieben. Sein Angeſicht iſt braun, halb nackt trägt er zwei Kürbisflaſchen an ſeinem Gürtel. In der rechten Hand hält er einen Stock, deſſen Griff ein mit den Spitzen nach unten gekehrter eiſerner Halbmond iſt. Ueber ſeine Schultern ragt ein ſehr fein geſchnitzter Stab, der kunſtreich in einen Löffel endet. Wir begrüßen in ihm einen mohammedaniſchen Pilger aus Indien.

Der Spaziergänger durch die Bazare kommt nicht leicht weit vorwärts, ohne von Bettlern, die einen hölzernen Teller als Zeichen ihres Gewerbes hinhalten, angeſprochen zu werden. Männer und Weiber aller Sekten — nur Juden nicht — treiben einen oft ſehr zudringlichen Straßenbettel. Man wird bald rechts bald links, meiſt an Straßenecken mit „Ghawaadſchah", Herr! oder „Hadſch" Pilger angerufen, und es iſt nicht räthlich, wenn man längere Zeit in Jeruſalem lebt, auf der Straße Almoſen zu vertheilen. Der Bettler glaubt ſich auf das Almoſen morgen ſchon berechtigt, das ihm heute freiwillig gegeben worden iſt.

Jßur.

Schofarblasen an der Tempelmauer. — Wehrufe in der Nacht. — Fünf Juden verhaftet. — Meine Fürsprache. — Consulats- und Serailgefängniß. — Am Sabbat keine Haft. — Ein Aktenstück.

De russisch-polnischen Juden hörten nicht auf, gegen die nunmehr beschlossene und in voller Vorbereitung begriffene Anstalt thätig zu sein. Am 15. Juni fand eine Versammlung in der Ghurba, unter Vorsitz eines polnischen Rabbiners statt; sie beschloß die Anstalt mit einem „Jßur" zu belegen, das heißt sie zu verpönen und den gefaßten Akt am nächsten Sabbat in den Synagogen zu verlesen.

Am folgenden Tage — einem Freitage — suchten einige unmündige, verheiratete Knaben, die Menge an der Tempelmauer zu fanatisiren, indem sie ihr von einem beschlossenen Banne erzählten, und er als unwissend bekannter Landsmann Herr Jossele Becker aus Galizien, begann aus einem Schofar, einem Widderhorne lärmende Töne auszustoßen. Namentlich sollen es die Frauen gewesen sein, die in heulendes Weinen anhoben, in das ihre Kinder schreiend einstimmten.

Nachts wurde ich plötzlich wach, schreiende Rufe aus der Ferne kamen näher und unter meine Fenster. Ich konnte deutlich hören: „Auf, auf! Kommt „Eiches", Klagelieder sagen, die Religion ist in Gefahr. Auf, kommt ihr Gläubigen von Zion! Auf!" so rief und schie es in die sternenhelle Nacht empor und

entfernte sich wieder und war verhallt. Ich stemmte mein Haupt empor, und lauschte, aber es schwieg, und mir war, als hätte ich einen wüsten Traum gehabt, zündete Licht an und war noch wach, als von der Terrasse des Bet-el der Ruf zum Morgengebete erscholl.

Am Morgen wurde der „Issur" in einigen kleinen Synagogen verlesen, in anderen die Vorlesung von den Herren Josef Schwarz und Nissim Back nicht gestattet, und wie sich von selbst versteht, in den Synagogen der Sephardim gar nicht versucht.

Der österreichische Consul fühlte sich nunmehr in seinem Ansehen verletzt; es war ihm geradezu Hohn gesprochen worden. Als er die Vorsteher deßhalb vernahm, erklärten sie, daß sie der Versammlung nicht haben wehren können; sie selbst seien ihr fern geblieben, und müßten es ihm überlassen, diejenigen, die ihm schuldig an dem veranlaßten Tumulte erscheinen, zu strafen.

Der Consul, wiewohl auf amtlichem Wege anders unterrichtet, ließ dieses sich aus der Schlinge ziehen der russisch-polnischen Vorsteher gelten, und fünf Ruhestörer für drei Tage verhaften; zwei im Consulatshause, darunter den Schofarbläser, und drei im Serail, weil einer von ihnen Raja war, und die Strafe der Verhaftung daselbst eine viel empfindlichere ist. Während im Consulatshause die Gefängnißstube licht und blank ist, so daß die Verhaftung bei vielen aus ihren elenden Wohnungen Gezogenen, vielmehr wie eine Belohnung erscheint, ist das Gefängniß im Serail eng, schmutzig, und den Juden besonders darum peinlich, weil sie mit ihren verachteten Verächtern, den Mohammedanern zusammen sein müssen.

Hier muß eines humanen Zuges der türkischen Regierung und in schöner Nachahmung der europäischen Consulate in Jerusalem erwähnt werden. Zur Zeit, als Graf Pizzamano, der erste österreichische Consul in Jerusalem, dahin gesendet wurde, mußte ein Jude einer aus Habsucht verübten Vergiftung wegen eingezogen werden. Nachdem der Gefangene sich mehrere Tage ruhig verhalten hatte, war er plötzlich verschwunden. Die Verlegenheit des Consuls war keine geringe, und die Wächter des Hauses wurden

mit Strenge zur Verantwortung gezogen. Der älteste Kawaß, der eben in Geschäften fern vom Hause war und zurückkehrte, antwortete, als auch ihm seine unverzeibliche Nachlässigkeit vorgehalten wurde, mit voller Ruhe: „Ja Herr! weißt Du denn nicht, daß die Juden heute Sabbat haben? Er ist gewiß zu seiner Familie gegangen, und wird sicher, nachdem sie „zu den Gewürzen gerochen haben werden" wenn der Sabbat zu Ende ist, wieder kommen." Und so geschah es auch. Der peinlich Angeklagte stellte sich noch am Abend desselben Tages wieder in Haft. Jeder Jude, wenn er auch für mehrere Wochen im Gefängniß ist, wird in Jerusalem sowohl von der türkischen, als der consularischen Behörde am Freitag Abend freigelassen, um in seinem Familienkreise den Ruhetag fromm und andächtig feiern zu können.

Die Verhaftung der obengenannten Individuen brachte eine besinnungsvollere Stimmung hervor, und als der Consul die Bitte der Vorsteher um Freilassung der Gefangenen entschieden ablehnte, sendeten die Herren Bordaki, Horwitz und Salant den jüdischen Consulatsdragoman Herrn Hauedorf zu mir, um meine Verwendung in Anspruch zu nehmen. Ich säumte nicht, die Bitte meiner Widersacher sogleich zu erfüllen, und so wurden die Gefangenen statt der ihnen verhängten drei Gefängnißtage schon nach 24 Stunden frei.

Der Ißur, oder Protest gegen die Lehranstalt, lautete in worttreuer Uebersetzung, wie folgt:

„Im Hause Israels sehen wir Schauderhaftes. Die Thora trauert und verhüllt ihr Haupt mit einem Sacke, wie eine Trauernde, denn es befinden sich in unserer Gottesstadt einige Männer, die ein Lehrhaus gründen, für die Jugend Israels, um sie in Schrift und Sprache zu unterrichten, sowohl in der hebräischen, als in der des Landes. Obschon der Anfang unschädlich zu sein scheint, indem sie behaupten, die Anstalt werde unter die Aufsicht gottesfürchtiger Männer gestellt, und es werden die Grundsätze der bei-

ligen Thora gelehrt werden; so wissen wir doch aus Erfahrung, daß das Ende bitterer wie Wermut sein wird. Man wird die Wissenschaft zur Hauptsache, und unsere heilige Thora zur Nebensache machen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieß verursachen wird, Israel seiner heiligen Thora, und die Jugend der Gottesfurcht zu entrücken, und daß es der Grund sein wird, zur Abtrünnigkeit und Gottlosigkeit. So wie dieser Aussatz sich überall außerhalb des gelobten Landes zeigt, wo es Viele gibt, die sich von dem lebendigen Weltenherrn lossagen, die sich zwar noch Israeliten nennen, die aber nicht einmal die Vernunftgesetze anderer Völker befolgen; so reicht leider, ob unserer vielen Sünden wegen, dieser schädliche Aussatz schon bis an die Thore der heiligen Stadt Jerusalem. Wehe den Augen, die da sehen, daß Jerusalem die Gefahr droht, eine verworfene Stadt zu werden! Wehe, die da sehen die Schmach der Thora, zumal daß Alle, die da einwandern, den Vorsatz haben, ihr ganzes Leben Gott zu weihen! Wozu nun dieses Unheil in das Heiligthum Gottes bringen? Darum weint uns das Herz, verdunkeln sich unsere Augen, daß den Frommen Schlingen gelegt und die Gottesfürchtigen verblendet werden. Wehe, daß solches in unseren Tagen geschieht! Da sich nun die Vorsteher, die Rabbinen und einzelne Gemeindemitglieder der aschkenasischen Gemeinden versammeln, und Thränen weinen, über die Entheiligung des Namen Gottes und der heiligen Thora, die von Israel gewichen ist; so haben wir berathschlagt, und erwogen, was zu thun sei, um den Weinberg des Gottes Zebaot zu umzäunen, daß nicht Füchse einbrechen, und ihn verheeren. Wir haben denn Alle einstimmig beschlossen, durch den großen „Issur" zu verbieten, daß Niemand von den aschkenasischen Gemeinden, sowohl diejenigen, die sich hier befinden, als die nachkommen werden, es wage, in diesem Unterrichtshause zu lehren, oder seine Kinder daselbst belehren zu lassen, weder für immer oder nur zeitweilig. Wer diesen „Issur" übertritt, wird als ein Zerstörer des Weinberges betrachtet werden, und „die Schlange wird ihn verwunden."

Gott wird es ihm nicht verzeihen, und er soll keinen Theil haben, an den deutschen Gemeinden.

Dieser „Issur" soll als ein unabänderliches Gesetz für uns, und unsere Nachkommen in Ewigkeit betrachtet werden. Wer Gottes Wort fürchtet, möge unsern Worten Gehör geben, denn sie sind nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit gesprochen, und mögen von Gott gesegnet sein. Amen. Amen.

Im Monat Siwan 5616."

Um die Stadtmauern.

Gräber der Könige. — Kalba Zebua. — Jüdiſcher Vandalismus. — Kerker des Jeremias. — Söhne eines Hundes. — Koloſſale Steine. — Jüdiſche und mohammedaniſche Legenden. — Redliche Aufklärung. — Juden und Ziegeuner. — Weißes Geld, weißer Mann.

Es war gegen Abend. Ich wollte einmal die Zeit meſſen, die man braucht, die ganze Stadt zu umkreiſen, und ging mit mehreren Begleitern zum Damaskusthore hinaus. Nach rechts uns wendend, ſahen wir die ſchöne zinkenhafte Stadtmauer ſtellenweiſe auf lebendigen Felſen gebaut, ſo daß ſie nur als eine Fortſetzung deſſelben erſchien.

Zehn Minuten auf ſteinigt unebenem Boden, der mit Oelbäumen bepflanzt iſt, vorſchreitend, bogen wir nach links zu den Gräbern der Könige ein.

Ein im Felſen eingebauener Vorhof, der mit Schutt und Gerölle erfüllt iſt, und in den wir durch einen niedern Eingang gelangten, zeigte uns ein ſchönes, großes Portal, das den zerbrochenen Reſten nach, mit vier Säulen geſchmückt geweſen iſt, welche daſſelbe in drei gleiche Theile theilten. Auf dem Architrave ſind Weintrauben und Kränze künſtlich gemeißelt. Die Juden in Jeruſalem halten die Kränze für geflochtene Brote und das Grabmal für das des reichen Kalba Zebua. Hatten ſie doch an den Mönchen ſtets fantaſievolle Entdecker heiliger Orte, und übten ſich im Benennen ihnen unverſtändlicher Denkmäler nach berühmten Perſönlichkeiten. Im Allgemeinen aber hören die fleißig-

ſten Topographen und ſelbſt Forſcher wie Robinſon zu wenig auf talmudiſche Notizen und Ueberlieferungen; die, wenn ſie auch nicht immer zur Erkenntniß eines Gegenſtandes führen möchten, immerhin verdienen, gekannt zu ſein.

Die Gräber der Kinder David's, oder der Könige Israels, waren auf Zion; vier von ihnen wurden außerhalb der Stadt begraben. Keine Schriftſtelle aber, kein hiſtoriſcher Bericht läßt ſich anführen, der beweiſe, daß die jetzt ſogenannten Gräber der Könige es wirklich ſeien. Vielmehr läßt eine Schilderung des Pauſanias und des Joſephus Flavius die Meinung aufkommen, daß hier Helene, die zum Judenthume übertretene Königin von Adiabene, welche in Jeruſalem ſtarb, begraben liege.

Aus der Vorhalle, welche hinter dem geſchilderten Portale iſt, gelangten wir durch eine niedere Oeffnung zu den Grabkammern. Steingerölle und Schutt machen, daß man nur auf den Knien vorwärts kriechen kann. Die Wände und die Decke ſind glatt gemeißelt. Drei verſchiedene Eingänge führen aus dieſer Kammer in andere, wo ſenkrechte Niſchen, zur Aufnahme der Sarkophage eingeſchnitten ſind. Aus einer dieſer Kammern führen einige Stufen noch tiefer, in ein kleineres Grabgewölbe, das große Niſchen hat, in denen einſt marmorne Sarkophage geſtanden haben ſollen. Die ſteinernen Thüren, die aus dem Fels geſchnitten, nach den vorhandenen Löchern zu ſchließen in Zapfen gingen, ſind alle verſchwunden. Die letzte, erzählte unſer jüdiſcher Führer, hat vor ſieben Jahren ein vandaliſcher jüdiſcher Pilger nach Paris mitgenommen.

Eine nicht große Strecke ſteinigten, ebenfalls mit Olivenbäumen bepflanzten Weges führte uns zu dem ſogenannten Kerker des Jeremias. Man öffnete uns nach einigem Klopfen eine kleine niedrige Thüre. Eintretend befanden wir uns in einem kleinen anmutigen Blumengarten, und gelangten in eine hohe, von der Natur domartig gewölbte, beinahe runde Grotte, die etwa 30 Fuß hoch von zwei maſſiven Felſenſäulen getragen wird, und an

40 Fuß im Durchmeſſer hat. Durch einen hohen, natürlichen Eingang empfängt ſie genug Licht aus dem Garten, in welchem ſich einige mohammedaniſche Grabmäler befinden. Die Mohammedaner kommen hierher, um ihr Gebet zu verrichten. Es iſt ein friedlicher vom Felſen eingeſchloſſener ſchöner Raum.

Als wir ſchieden, und dem jungen Wächter ein genug anſehnliches Backſchieſch, das ihm jedoch zu gering ſchien, gaben, nannte er uns die Söhne eines Hundes, und wir mußten froh ſein, bemerkte unſer Führer, daß er uns keine Steinwürfe nachſendete.

Wir wanderten weiter, die Stadtmauer entlang, und ſahen uns zur Linken tief das Thal Joſafat mit ſeinen auf der entgegengeſetzten Anhöhe befindlichen Grabhöhlen. Am Löwenthor vorüber, wo ein kleiner mohammedaniſcher Friedhof und ein alter Teich ſich befindet, ſahen wir das ausgetrocknete tiefe Bett des Kidron. Die Grabmäler, welche für die des Propheten Jeremias und Abſalon ſeit Jahrhunderten gelten, aber jüngere römiſche Baue ſind, ſahen uns jenſeit des Thales entgegen. Um ſie herum, und höher hinauf, bis zum Dorfe Siloan liegen die jüdiſchen Gräber, welche durch flach auf dieſelben gelegte Grabſteine bezeichnet ſind. Dieſer Theil des Berghanges ſieht aus der Ferne wie mit breiten, grauweißen Flieſen gepflaſtert aus. Ueber all die Thaleinſenkungen und Gräber jenſeit derſelben, erhebt ſich der dreigipfelige Oelberg.

Wenn wir die Stadtmauer, die uns immer zur Rechten war, betrachteten, ſo ſahen wir, an dem Zionsthore vorüberkommend, zur Linken tief unten, das Thal Hinnom, und da, wo die Stadtmauer des Tempelplatzes iſt, zuweilen koloſſale Steine von einer Länge von 22 Fuß, die unzweifelhaft, allen Zerſtörungen trotzend, noch auf derſelben Stelle liegen mögen, wohin ſie der Steinmetz vor Jahrtauſenden gelegt hat. Ein unförmlicher Block von 7½ Fuß Dicke wurde uns in einer Ecke gezeigt, der ſich beim Bau des Salomoniſchen Tempels nicht fügen wollte, und vom Bauherrn verworfen worden iſt. Widerſtand nur dieſer eine Stein dem Wurme „Chi-

loſen" welcher der Sage nach nur auf die Steine gelegt zu werden brauchte, um ſie zu zerſchneiden? denn kein Eiſen, aus dem das Schwert geſchmiedet wird, durfte an das Friedenswerk des Tempels gelegt werden. An manchen der großen Blöcke ſind jene Fugenveränderungen angebracht, wie wir ſie an den Quadern der Tempel-Weſtwand geſchildert haben.

Ein aus der Mauer horizontal, 3 Fuß lang hervorragendes Säulenfragment wird als dasjenige gezeigt, auf dem Mohammed, der Profet, am Auferſtehungstage rittlings ſitzen und die Seelen richten wird. Eine andere mohammedaniſche Legende erzählt: Mohammed werde prüfen, ob Chriſtus gerecht gerichtet habe, und ihm dann ſeine Schweſter vermählen, zum Zeichen des ewigen Bundes. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trat ein falſcher Profet auf, ſetzte ſich Angeſichts des ihm anhängenden arabiſchen Volkes auf die Säule und Weiſſagungen beginnend, ſtürzte er von der Säule herab und ſtarb.

Abwärts ſteigend gelangten wir an dem Jaffathore vorüber und jenſeit deſſelben, von der Stadtmauer durch einen Graben getrennt, wieder über ſteinigten, mit Oelbäumen bepflanzten Boden an das Damaskusthor, von dem wir ausgegangen waren. Die Zeit, die wir bei den Gräbern der Könige und dem Profetenkerker verweilten, abgerechnet, brauchten wir 1¼ Stunde zu dem Gange, auf dem uns kein Menſch, kein Thier begegnete. Alles war ſtill, wie auf einem einſamen verlaſſenen Friedhofe. Jeruſalem iſt ein ſolcher, und auf ſeinen Gräbern blüht die Todtenblume unſterblicher Erinnerungen.

Im Damaskusthore geſellte ſich Herr Roſenbaum aus Galizien, der den Bau des Monteſiore'ſchen Hospitals leitet, zu uns. Ihm verdankte ich eine eben ſo unerwartete als redliche Aufklärung, in Beziehung auf den Widerſtand der Aſchkenaſim gegen die zu begründende Lehranſtalt.

„Ich weiß", ſprach er, „in Europa iſt jetzt ein Kampf zwiſchen den alt- und modernglaubigen Juden, der hartnäckig und

bitter genug ist. Das sind zwei Parteien. Hier aber sind Juden, aus aller Welt Enden und jeder ist eine Gemeinde, eine Partei für sich. Eine Vereinigung wird bei dem, wie es in der heiligen Thora genannt wird, hartnäckigen und widerspenstigen Volke niemals möglich sein, um so weniger, als zu der religiösen Verschiedenheit hier auch die der Nazionalitäten kommt. Was uns hier fehlt ist der Gemeinsinn. Wie wäre es möglich sonst daß die Wohlhabenden nicht für eine Waisenanstalt, nicht für Schulen sorgen, daß sie sich selbst nicht schämen, Almosen zu nehmen und nicht wenigstens den zehnten Theil derselben für Gemeindezwecke widmen! In dieser allgemeinen Habsucht aber liegt der Widerstand gegen die Anstalt, die Sie zu gründen gekommen sind."

Ich begreife das nicht ganz.

„Sehen Sie! die Orthodoxen aus Rußland würden, wenn ihre hiesigen Landsleute auch nur entfernt von der strengsten Frömmigkeit abzulassen scheinen möchten, kein Geld mehr schicken. Die Russen sehen in Ihrer Schule Moses Mendelsohns Geist, der in Aschkenes viel Unheil angerichtet hat. Er hat, wie Luther lehawdel — d. h. „unterscheidend sei er genannt" — die Einheit der Deutschen, die der Juden zerrissen. Die Sepharedim hier wissen von diesen Kämpfen nichts, und haben keine Idee davon, was das für ein großes Unglück war, die heiligen Bücher der Thora ins Deutsche zu übersetzen und Anlaß gegeben zu haben, daß die Judenkinder anfingen, deutsche Bücher zu lesen."

Und hat es Ihrer Strenggläubigkeit geschadet, daß Sie gelernt haben, mir all das in deutscher Sprache mitzutheilen?

„Reden Sie mit Polen! Aber auch die Deutschen, die Engländer, die Franzosen möchten, wenn immer mehr Institute entstehen, diesen Geld zuwenden, und die einzelnen Menschen bekämen dann nichts mehr."

Sie sind ja selbst erbittert darüber, daß keine Waisenanstalt, keine Schulen durch die Einheimischen gegründet werden; es müssen also die Freunde dafür sorgen.

„Was soll ich krumm mit Ihnen reden? die Anstalt der Frau Herz ist sehr gut, man versteht's hier gar nicht, wie gut

sie ist; aber sie ist nur für zwanzig Kinder. Wie viel Kinder von uns Polen und Russen, da auch die Seybaredim Antheil haben, können aufgenommen werden? drei, sagen Sie fünf! Steht das dafür, daß wir uns mit ganz Polen und ganz Rußland verfeinden, wegen ein paar Kindern?"

Eine am Damaskusthore lagernde Zigeunergruppe unterbrach das Gespräch. Ich war überrascht, auch hier, wie zwanzig Jahre früher, in der St. Peterskirche zu Rom, die braunen Parias der Erde zu finden. Sie bettelten schreiend, Weiber und Kinder, in türkischer Sprache. Das warme Klima begünstigte ihre Armut an Gewändern; ein bunt gestreifter, länglicher Teppich, zeigte die Gestalten mehr, als er sie verhüllte. Die Kinder waren völlig nackt. Ein Mann, mit irgend einer Flicke beschäftigt, sah nicht auf; ein Anderer geigte zu meinem Erstaunen das lange nicht mehr gehörte Lied Rakoczi's des Rebellen. Ist es nicht eine Mission dieses versprengten Volkes die Göttin Musika durch die ganze Erde zu tragen, wie die eines andern auch versprengten Volkes, den Gott Jehova? Und beide dulden nicht, daß die Welt klanglos sei und im Heidenthume versinke, und so geigen und singen sie aufrührerische Melodien und das Lied David's, des königlichen Dichters. Und wenn ein Jude dem melancholischen Liede des Zigeuners horcht, zittern nicht Erinnerungen und Gestalten von den Ufern des alten Nils in seiner Fantasie empor? Oder tönt es nicht wie Windbauch durch Harfen an den Weiden Babilons?

Mir aber tauchte noch eine Erinnerung aus meiner frühen Jugend auf, wo ich auf den österreichischen ehemaligen Abrichtungsanstalten, die sich in überaus lieblicher Naivität Humanitätsschulen nannten, die Geographie auswendig lernen mußte. Bei den Bevölkerungsangaben hieß es immer zur Demütigung der jüdischen Schüler, nach Katholiken, Protestanten, Griechen, Unitariern, am Ende: „Juden und Zigeuner!" Wir waren

dumme Jungen und begriffen nicht, daß es eigentlich eine Auszeichnung war, indem man die Juden neben die Unitarier gestellt hatte.

Ich warf den Bettelnden kleine Silbermünzen zu, und eines der Weiber rief: „Weißes Geld, weißer Mann! Gott gebe Dir so viele weiße Söhne, als Du uns weiße Münzen geschenkt hast, und keine Töchter, damit Du keine Schande erlebst!"

Eröffnungs-Feierlichkeit.

Ausschmückung des Hauses. — Ordenskreuz und Bild. — Bannstral gegen einen Musikanten. — Gäste. — Feierlicher Empfang. — Eröffnungsrede. — Volkshymne und Araba. — Fromme Erinnerung an Todte und Lebende. — Heil Abdul Medschid. — Orientalische Bewirtung.

Das für die Anstalt gemietete Haus war in allen Räumen mit rot-weißen Fähnchen zum Empfang der Gäste festlich geschmückt. Im Lehrsaale, der ebenfalls mit den österreichischen Farben verziert war, prangte auf breiter Flagge in prachtvollem Rahmen das Bild Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich — ein Weihgeschenk der Stifterin. Gegenüber war das Bild ihres Vaters des verstorbenen Herrn Simon Edlen von Lämel, angebracht. Längs der Wände gewahrte man die für den Anschauungs-Unterricht bestimmten Abbildungen von Thieren und Pflanzen und biblische Szenen.

Die nicht ruhenden zelotischen Müßiggänger bereiteten mir noch im letzten Momente manches Verdrüßliche. Ich wurde Nachts vor der Eröffnungsfeierlichkeit geweckt und mir mitgetheilt, es sei durch die russischen Juden das Gerücht verbreitet, daß sich ein Kreuz in der Anstalt befinde. Ich setzte voraus, daß durch irgend eine Bosheit ein Kreuz hineingeworfen oder an die Wand gemalt sein könnte. Ich eilte in das Haus, doch konnte ich Nichts entdecken, bis ich auf den Umstand aufmerksam gemacht wurde, daß auf dem Brustbilde des Kaisers die Großkreuze seiner Orden gemalt seien. Ich mußte mühsam die Spitzen der Kreuze mit einem Messer abschaben; ebenso unter dem Bilde des Herrn von Lämel

das geschnitzte versilberte Lamm seines Wappens wegnehmen, weil kein plastisches Bild in einer — Synagoge sein darf.

Das Bild war aber nicht in dieser, sondern im Lehrsaale angebracht. Einer anderen Bemängelung, daß das Portrait baarhaupt sei, konnte ich freilich nicht abhelfen. Der Musiker Reb Chajim aus Czernowitz, der die österreichische Volkshymne mit seinem Instrumente zu begleiten bestimmt war, ließ mit vielem Bedauern seines Verlustes absagen. Er war vor einige russisch-polnische Rabbinen vorgeladen und mit dem Banne bedroht worden, wenn er die Feier verherrlichen helfe. Zugleich wurde ihm aber auch, ebenfalls unter Androhung des Bannes untersagt, die Namen derjenigen zu nennen, die Solches über ihn zu verhängen bereit seien.

„Heilige Einfalt!"

Der kaiserliche österreichische Consul Graf Pizzamano hatte die Güte, mit mir die geladenen Gäste zu empfangen. Unter diesen wurde zuerst Se. Exzellenz, der Pascha von Jerusalem, Großkreuz des Franz Josef und anderer Orden, mit seinem glänzenden Gefolge begrüßt; dann der Chacham Baschi Abulafia mit seinem ganzen geistlichen Collegium. Es erschienen ferner mit ihren Dolmetschern und glänzend bewaffneten Dienern die Consuln von Frankreich, England und Spanien.

Ich führte nach der Begrüßung mit den beiden an der Anstalt angestellten Lehrern die aufgenommenen Kinder vor; alle in geschmackvoller uniformer orientalischer Kleidung. Nachdem die Kinder die ebenso glänzende als bedeutende und ehrwürdige Versammlung begrüßt und auf den schönen grünen Schulbänken Platz genommen hatten, stimmte ein Sängerchor hebräisch den für die Einweihung gewählten Psalm an:

„Ich preise dich, o Gott, daß du mir aufgeholfen und meine Feinde nicht frohlocken ließest über mich."

Ich hielt hierauf folgende kurze Ansprache:

„Wenn ich vor die hochverehrte Versammlung trete, um sie anzureden, so bin ich in dem glücklichen Falle, daß Bild und Ge-

danke nahe liegen und mir dargeboten ſind: das Bild des Tempels, der Gedanke des Unterrichts! Blicken Sie zu dieſen Fenſtern hinaus und nur wenige Schritte fern ragt die Weſtmauer des Tempels empor. Sie iſt der einzige monumentale Ueberreſt einer längſt dahingegangenen Zeit und einer erloſchenen Lichtherrlichkeit. Als dieſe Tempelmauern wankten, der Fall der heiligen Stadt unvermeidlich war, da ließ ein Mann, ſcheinbar als Leiche, ſich aus der Stadt hinaustragen, — denn die Zeloten hätten ihn ſonſt als Verräther erſchlagen, — um für ſeine Brüder, für Weiber und Kinder um Gnade zu flehen. Als der Feldherr dieſe verſagte, ihm aber eine perſönliche Gnade zu gewähren verſprach, bat Rabbi Jochannan ben Sakai: „Laß mich eine Schule begründen.“ Der Römer gewährte lächelnd die Bitte und ahnte nicht, daß in ihrer Erfüllung die ganze große Zukunft des Judenthumes liege, welche das eiſerne Rom überdauern und den Sieger einſt beſiegen ſollte. Rabbi Jochannan ben Sakai ſah, daß es mit dem Staatsleben der Juden zu Ende ging, und er faßte den Gedanken eines geiſtigen Reiches, eines geiſtigen Jeruſalems, welches das weltliche, nunmehr in Trümmern liegende überdauern ſollte. Die Juden ſind die Bürger dieſes Reiches, die heilige Lehre iſt das unentziehbare Grundrecht ihres geiſtigen Staates.

„Laß mich eine Schule gründen!“

Dieſer Gedanke iſt es auch, der in dem Herzen und Geiſte einer edlen und frommen Frau im fernen Oeſterreich, deſſen Blick dem Oſten zugewendet, deſſen unabweisliche Aufgabe es iſt kulturhiſtoriſch zu wirken, auftaucht. Kultur iſt die Sonne, die aus Milliarden Stralen, welche aus Geiſtern und Herzen ſtrömen, zuſammenfließt und die Welt vor dem wiederkehrenden Chaos rettet und ſie erleuchtet!

„Laß mich eine Schule gründen!“

Es iſt eine hochherzige Frau, welche die Wittwe Jehovas zu tröſten kommt, nicht mit einer Stralengarbe, aber doch mit einem Funken, der liebevoll angefacht, fromm gehütet, zu einem Sterne anwachſen kann. Und er wird nicht verlöſchen, wie auch

ein finsterer, feindlicher Sturm wehen mag, er wird leuchten und selbst zum Heile denen leuchten, die das Licht scheuen und den Glauben im Wahne finden!

„Laß mich eine Schule gründen!"

Sie ist nunmehr begründet und es ist ein günstiges Zeichen, daß ein mächtiger und frommer Fürst, der unter seinen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, die junge Anstalt unter seinen gewaltigen Schutz nimmt. Es sind sechs Jahrhunderte verflossen, seitdem auf heiligem Boden das rot-weiße Wappen Leopold des Glorreichen entstanden ist und im schönen Oesterreich weht und glänzt, während es hier verschwunden war. Es ist ein günstiges Zeichen, daß es seit kaum einem Jahre in Palästina wieder entrollt, auch heute in diesem Saale flattert, als ein kostbarer Schmuck, als eine schützende Aegide."

Nach dieser Rede sang der Sängerchor unter Musikbegleitung die österreichische, von Letteris ins Hebräische übersetzte Volkshymne, die, in Prachtexemplaren gedruckt, während des Gesanges vertheilt wurde. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, in der uralten heiligen Stadt ein dem österreichischen Nationalgemüthe entsprungenes Lied in der Sprache der Psalmen zu vernehmen.

Ich wendete mich hierauf an den kaiserlichen österreichischen Consul und empfahl die Anstalt seinem besondern Schutze, seinem ferneren Wohlwollen, sowie der treuen Aufsicht und Sorge des leitenden Schul-Comités und fuhr fort zu sprechen:

„Nicht lange ist es, daß der Mund Abdul Medschids die Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen aussprach und so den Juden auch das lang versagte Menschen- und staatliche Recht wiedergab. „Schulen, Erziehung, Bildung, Kultur" sind jetzt Losungsworte auf einem Gebiete, wo man sie seit vier Jahrhunderten kaum vernommen hat. Vor wenigen Monden erging der Befehl an alle Rabbinen des weithin gedehnten türkischen Reiches, Schulen zu errichten. Ich fühle mich glücklich der Ueberbringer, der Bote einer Lehranstalt, der ersten zu sein, die seit dem Befehle des Großherrn gegründet wird. Heil Abdul Medschid!"

Der Sängerchor sang hierauf einen hebräisch gedichteten Segen, welcher der türkischen Volkshymne, der sogenannten „Araba" angepaßt war:

„Der Herr der Höhen, der den Himmelsdom wölbte, verleihe sein Heil dem Sultan, dem erhabenen Herrscher, denn Liebe und Milde sind die Genien seines edlen Geistes. Er vergaß auch unser bedrängtes Volk nicht und ist stets eingedenk, uns seine hochherzige und väterliche Güte zuzuwenden. Es möge leuchten und blühen der Glanz seines Hauses für und für; es verkünde ein Tag dem andern seines Glückes Wachsthum. Seine Feinde sollen zu Schanden werden vor seiner siegreichen Macht und sein Ruhm verbreite sich über die ganze Erde."

Das Gebet wurde in zahlreichen Exemplaren vertheilt; ein Prachtexemplar mit türkischer Uebersetzung Sr. Exzellenz dem Pascha Kiamil mit der Bitte überreicht, dasselbe Sr. Majestät dem Sultan zusenden zu wollen, was auf die freundlichste Weise zugesagt wurde.

Nun folgte das Gebet zum Andenken für Verstorbene: für Herrn Simon Edlen von Lämel und den durch seine testamentarischen wohlthätigen Verfügungen berühmten Nordamerikaner Touro. Dieser frommen Gedächtnißfeier, welche von der ganzen Versammlung aufrechtstehend vernommen wurde, folgten die „Mischeberot," die Segenssprüche für Frau Elise von Herz-Lämel, für die Herren Vertreter der Kultusgemeinde in Wien, als Kuratoren der Anstalt, für die Vorsteher und Rabbinen Jerusalems, für Montefiore, Rothschild, Albert Cohn, für das leitende Schul-Comité, für die Lehrer und Zöglinge. Der Chor schloß mit dem Psalm:

„So Gott wieder herstellen wird das verbannte Zion."

Die wahrhaft erhebende Feier, wie eine gleiche kaum in Jerusalem noch begangen worden ist, hatte durch die erhabene Szene, auf der sie stattfand einen eigenthümlich wehmüthigen und ergreifenden Charakter.

Die anwesenden Consuln brachten mir hierauf zu dem er-

freulichen Gelingen meiner Mission herzliche Glückwünsche dar, mit der Bitte, der Dolmetsch ihrer Gefühle und Anerkennung bei der großherzigen Stifterin zu sein. Die Versammlung wurde dann im festlich geschmückten Speisesaale der Anstalt nach orientalischer Sitte mit Erfrischungen bewirtet, gleichzeitig die Armen Jerusalems mit Brot reichlich betheilt, wobei die glänzenden Weihgeschenke, zumeist aus Wien für die Anstalt gesendet, in Augenschein genommen wurden.

Woher kann Hülfe kommen?

Pſ. 121. 1.

Ein- und Auswanderung.

Es ſind traurige Bilder, die wir entrollt haben; ſie treten um ſo greller hervor, als ſie ſich einzeln und nicht im Zuſammenhalt mit den ebenſo verkommenen Zuſtänden der mohammedaniſchen und chriſtlichen Verhältniſſe darſtellen. Eine wahrheitgemäße Schilderung der geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtände in Jeruſalem überhaupt müßten jeden Denker, jeden Gefühlvollen mit Schmerz und Zorn und immer wieder mit tiefem Mitleid erfüllen.

Wir haben aber Szenen und Gruppen und Geſtalten nicht gezeichnet, um dieſe Gefühle im Leſer wach zu rufen, oder vielmehr doch, um ihn geneigter zu ſtimmen für die Vorſchläge, wie zu helfen, wie zu retten ſei?

Es hat etwas unendlich Rührendes und poetiſch Ehrwürdiges, in den Reiſepäſſen der Juden als den Zweck ihrer Reiſe zu leſen: „um in Jeruſalem zu ſterben.“ Welche Glaubensinnigkeit, welche Freude an Schmerz und Entſagung drückt ſich in dieſen wenigen traurigen Worten aus! Wie tief muß die elegiſche Sehnſucht in einem Herzen leben, auf daß der Menſch alle Bande der Gewohnheit, der Familie und der Heimat durchſchneide und ſich von einem Welttheile losſage, um in einem zweiten, fernen arm und verachtet, den großen Erinnerungen ſeiner glorreicheren Ahnen zu leben, von der Herrlichkeit des Tempels, dem Glanze

der Cherubim auf Trümmern zu träumen, an den Gräbern der Könige, Richter und Proseten zu weinen, zu geben „um in Jerusalem zu sterben."

Es umgibt ihn mit einer Art von Aureole, wenn ein mohammedanischer oder christlicher Pilger, der aus weiter Ferne nach Jerusalem wallfahrtet, d. h. mit allen Bequemlichkeiten des Lebens und den Genüssen, die seine Börse ihm gewährt, reiset, um nach einigen Monaten heimzukehren in den heitern Kreis all des Glückes der Heimat, und reich geworden an schönen Erinnerungen. Wie bewunderungswürdig ist dagegen der gebrechliche Greis, der müde gehetzte Jude, wenn er, preisgegeben allen Mühsalen und Entbehrungen einer ohne Vermögen unternommenen Reise, sich für immer und ohne Wiederkehr in den Gräberstaub des Thales Josafat flüchtet.

Die Juden wurden zuweilen mit den Mönchen verglichen, die an dem der Christenheit heiligsten Grabe beten und dafür mit Geld, aus aller Welt gesammelt, unterstützt werden.

Der Vergleich ist nicht richtig. Die Mönche in demütiger Frommheit üben Gebete und Entsagung, aber sie arbeiten auch. Sie sind Seelsorger, sie taufen, trauen und stehen Sterbenden bei, nicht selten Solchen, die an der Pest zu Grunde gehen; sie sind Lehrer, Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker und — Diener der Pilger. Sie sind, wenn von den Franziskanern die Rede ist, ein seit sechs Jahrhunderten von den fränkischen Königen zurückgelassener verlorener Posten. Dieser Orden hat mehr Märtirer für das heilige Grab aufzuweisen, als alle Orden der Christenheit zusammengenommen. Wir haben einen zu tiefen Blick auch hier in den sittlichen Verfall hinein gethan, um als Lobredner aufzutreten, aber die Wahrheit will ihr Recht und ein tapferes Opferleben muß anerkannt werden. Was jedoch vor Allem zu bemerken ist, die Mönche sind einzelne Männer ohne Familie, sie sterben hier, so wie sie gekommen sind — einsam.

Die Juden kommen meist mit Weib und Kindern, oder noch so jung, um dieses Segens theilhaftig werden zu können. Die Kinder, wie wir gesehen haben, erhalten keinen Unterricht

und heiraten so jung, daß sie körperlich und geistig verkiechen und wenig geeignet sind, ihre dereinst schwächlich erzeugten Kinder zu erziehen. Diese hat natürlich keine Sehnsucht nach dem gelobten Lande hierhergebracht; vielmehr ist ihnen durch den alltäglichen Anblick ihre Geburtsstätte nicht ehrwürdig, wenigstens von keinem zauberhaften Goldduste umflossen, den die Ferne gewährt. Unwissend, ohne die Poesie, die ihre Eltern, ihre Großväter ewig hierher lockt, sind sie erwerblose Müßiggänger, denen das Almosennehmen jedes Ehrgefühl vernichtet hat. So wächst ein maßloses Proletariat an Geist und Körper heran, dessen Folgen nicht abzusehen sind.

Welche Regierung, wenn nicht die türkische Anarchie, würde dies, in der ihr selbst nach Mekka heiligsten Stadt der Erde, oder in den anderen Städten Palästinas, Safet, Tiberias, gestatten? Fragen doch die amerikanischen Freistaaten den die neue Welt Betretenden, ob er sich mit einer bestimmten Summe ausweisen, oder einen für ihn haftenden Mann nennen könne, der für den Erwerblosen zu sorgen die Verpflichtung übernimmt. Wenn dem Einwandernden der Nachweis gebricht oder wenn er körperlich verkrüppelt ist, wird er unnachsichtig von dem freiesten Lande der Erde zurückgewiesen.

Die Traktate gewähren die unbeschränkte Einwanderung. Gut. Wir selbst sind für das volle Recht der Freizügigkeit. Aber die europäischen Regierungen müßten derselben hier Einhalt thun. Der Greis, die Greisin, wenn sie nach Jerusalem sterben zu gehen sich sehnen, wer sollte ihnen ein so schmerzliches Glück wehren wollen? Wer mit kalter Hand in die geheimnißvollen Regungen eines gottgläubigen Gemütes, eines frommseligen Verlangens greifen; wer die Hand abwehrend entgegen halten?

Wenn aber ganze Familien, deren Kinder und Enkel in Zukunft der sittlichen und physischen Verkommenheit unrettbar entgegen gehen, wenn sie selbst in der Gegenwart schon mit der Armut ringen und mitunter, wohl auch arbeitsscheu, der Almosen wegen ins gelobte Land ziehen; da, will es uns scheinen, müssen die Regierungen die Vormünder sein, die wenigstens warnen und zurück-

zubalten suchen. Thun sie es denn nicht gegenüber denen, die nach Amerika auswandern? Es sollte Gesetz sein, daß fortan Jeder, der nach Jerusalem einwandert, einen, wenn noch so mäßigen, aber bestimmten Vermögensbesitz ausweise, oder daß er ein Handwerker, oder ein Ackerbauer sei.

Der Zufall spielt überraschend. Während ich diese Zeilen niederschreibe, tritt ein Mann mit greisem Haare bei mir ein, Herr Moses Hamburger aus Waag Neustadtl in Ungarn. Er ist 60 Jahre alt, und wünscht Empfehlungsbriefe von mir, nach Jerusalem, wohin er mit seiner Familie, einer Frau und sieben Kindern auswandert.

„Besitzen Sie Vermögen?"

Nein.

„Wovon wollen Sie in Jerusalem leben?"

Eine Anzahl von Freunden hat mir durch Subskription 1000 fl. jährlich zugesichert.

„Wenn einzelne dieser Wohlthäter sterben, oder ihres Vermögens verlustig werden, oder auch ihr Wort nicht erfüllen?"

Wird mir Gott helfen.

„Gewiß! aber Sie müssen Gott unterstützen in seiner Gnade, indem Sie arbeiten."

Ich werde lernen.

„Wie alt sind Ihre Kinder?"

Mein ältester Sohn ist 21, mein zweiter 19, mein dritter 17 Jahre alt, die übrigen 4 Kinder sind jünger, das Jüngste erst 4 Jahre.

„Wenn Ihre Söhne Handwerker sind, werden Sie willkommen sein."

Sie sind keine Handwerker.

„Was werden sie in Jerusalem thun?"

Lernen.

„Aber die Sprüche der Väter lehren: Du sollst nicht die Thora zum Spaten machen, um damit zu graben."

Er lächelt.

„Gut, ſie lernen. Damit iſt aber, wenn ich den weiſen Spruch auch vergeſſe, kein Brot zu erwerben."

Was ſoll ich thun?

„Seh'n Sie, lieber Herr! ich wünſche Ihnen gewiß ein langes und geſund heiteres Leben; aber wenn der Herr Sie früh zu den Vätern verſammelt, was in dem ungewohnten Klima, bei völlig veränderter Lebensweiſe möglich iſt, was wird aus Ihrem Weibe, was aus Ihren Kindern? Werden die Wohlthäter, die Sie, den frommen würdigen Rabbi gern unterſtützen, dann Ihre erwachſenen, zur Arbeit fähigen Kinder in weiter Ferne zu erhalten geneigt ſein?"

Was thun die Anderen?

„Die Anderen leben vom Almoſen, im Elend, ſie betteln."

Wenn Gott es haben will.

„Nein Herr! das will Gott nicht haben! Gott will nicht, daß junge Menſchen ein müßiges Leben binträumen, daß ſie, kaum nach Jeruſalem kommend, unmündig wie ſie ſind, heiraten müſſen. Müſſen, ſage ich Ihnen, nach der dortigen Anſchauung der Juden. Gott will daß ſich junge Kräfte rühren, Gott will daß ſie ſich und die Geſellſchaft fördern; daß die Söhne tüchtig gemacht werden, ihre Eltern, wenn dieſe alt und gebrechlich werden, erhalten zu können. Gott will daß die Kinder Vater und Mutter ehren, auf daß es ihnen wohlergehe auf Erden. Wiſſen Sie, was Gott will? Die Arbeit im Schweiße des Angeſichtes!"

Das iſt ſein Fluch, zu dem er durch des Menſchen Sünde gezwungen worden iſt, aber es iſt nicht ſein Wille geweſen.

„Ich aber ſage Ihnen, lieber Herr! Während Sie des frommen Glaubens ſind, eine Gott gefällige That zu thun, wenn Sie nach Jeruſalem ſich begraben gehen, begehen Sie in Ihrer Herzenseinfalt ein Verbrechen. Sie ſtürzen eine Familie, ein künftiges Geſchlecht in Not, in körperliche und geiſtige Armut. Und wiſſen Sie auch, welcher Empfang Ihrer in Jeruſalem harrt? Die Almoſen werden dort von den Aſchkenaſim, je nach der Anzahl der Köpfe vertheilt, und da werden Sie allerdings

eine ansehnliche Summe erhalten müssen; diese aber wird die Almosen der Uebrigen verringern. Ihr Kommen wird darum mit Mißmut, mit Scheelsucht angesehen werden; Ihr Kommen und Verweilen werden keine Freundlichkeit begrüßen."

Es ist zu spät, Alles ist zur Reise bereit.

„Aber Ihre drei älteren Söhne können Sie zurücklassen, daß sie ein Handwerk lernen."

Dazu sind sie zu schwach und zu edel.

Ich fühlte den Zorn so heftig in mir aufwallen daß ich, um dem alten Manne nicht hart zu begegnen, schwieg, wie man etwa dem Wahnsinn gegenüber es aufgibt, Vernunft zu reden.

Der Mann, der seit dreißig Jahren, wie er mir erzählte, von der Sehnsucht nach Jerusalem gedrängt ist, hatte keine Ahnung, wie man dahin gelangt, er wußte über die Reise, über Klima und Sprachen, über Gewohnheiten und Sitten des gelobten Landes nichts. Nur die Traube dachte er sich so groß, wie diejenige war, welche die Kundschafter schwer auf einem Stabe tragen mußten und die Milch- und Honigströmung hielt er für noch unversiegt.

Die Einwanderung ist seit den leichteren Verkehrsmitteln in fortgesetzter Zunahme, die unterstützende Theilnahme der Juden für Jerusalem, wir müssen das aussprechen, in steter Abnahme begriffen. Die Not wächst denn aus zwei Richtungen immer näher heran: indem die Almosen spärlicher zufließen, die Zahl der Einwanderer aber immer größer wird. Die Letzteren sind in größerer Mehrzahl aus Rußland und Polen und ihre Auswanderung nach Palästina hat dieselbe Bedeutung für ihren Bildungsgrad, wie die des gebildeten Europäers nach Amerika. Der russisch polnische Jude begibt sich aus der Knechtschaft der Heimat in die anarchische Freiheit eines türkischen Paschaliks. So sind es, bei den Meisten wenigstens, eben so sehr soziale, als religiöse Motive, eine unbestimmte poetische Schwärmerei und Arbeitsscheu,

elche sie in das ihnen — gelobte Land locken. Hier sind sie, enn sie kein Verbrechen begehen — und selbst dieses wird durch as Zauberwort „Backschiesch" unsichtbar gemacht — völlig frei, ehr frei als ihrem Bildungsgrade zusteht, und so werden sie, ie sklavisch angewohnte Menschen stets übermütig und frech. Sie hnen aber nicht daß sie, während sie der Sklaverei der Knute ntgehen, der noch mehr bittern, der Armut verfallen. Armut ist ber selten die Mutter gesellschaftlicher Tugenden.

Dies sind also die Mehrer der Judenheit in Palästina! die Wächter Zions! die klagenden Männer unter den Palmen Jeruschalaims!

Die Auswanderung aus Jerusalem hingegen ist eine sehr geinge, kaum bemerkbare. Greise verlassen, wie natürlich, die heilige Stadt nicht mehr und manche Männer, die bald nach ihrer Ankunft allen Heiligenschein erblassen sehen, die durch die unsittlichen Zustände und unechte Religiosität sich angewidert fühlen, ehlt auch durch das Klima und die fremdartige Lebensweise leien, können nicht mehr zurückkehren, weil ihnen die Reisekosten ehlen und weil — sie sich schämen. Ich habe manchen Seufzer, nanchen Wunsch nach Rückkehr in die europäische Heimat vernommen. Die Jugend endlich wird durch die so frühe Heirat erart an die Scholle gebunden daß sie, unwissend wie sie ist, uch nicht den Mut hat und haben kann, in Europa sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Von der Ein- und Auswanderung ines reichen Mannes ist in neuerer Zeit nur ein Fall vorgekommen. Bald nach der polnischen Revoluzion kam Herr S. L., in Lieferant aus Mohilew in Rußland, mit 30 Personen, und inem Vermögen von 3 Millionen Piastern, 300,000 fl. in Silber, in Jerusalem an, um sich daselbst für immer niederzulassen. Nach zwei Jahren schon kehrte der fromme Mann, enttäuscht und mpört, der heiligen Stadt den Rücken, in welcher sein Abschiedswort aber in sprichwörtlicher Erinnerung fortlebt: „Wer „Aulom haze" die Freuden dieser Welt genießen will, der muß in er Moldau leben; wer auf diese verzichtend, „Aulom habo" die

Seligkeit jenseits erwerben will, muß in Rußland leben. Wer aber weder Aulom baze, noch Aulom habo haben will der lebe in Jerusalem."

Vereinigung der Gemeinden.

Bei der Darstellung der Gemeingliederung saben wir dieselbe Zerklüftung und das starre und feindliche Gegenüberstehn, wie unter den christlichen Sekten. Es ist das schlimmste Beispiel, das die Juden an den von ihnen verachteten Christen genommen haben.

Durch diesen beklagenswerten Zustand, durch das Streben, leidenschaftlich und unduldsam einen Vortheil den anderen abzugewinnen, und für einen kleinen ausschlüßlichen Kreis, oder gar für einzelne Personen selbstsüchtig auszubeuten, wurden nur kleine Einrichtungen getroffen und nichts geschaffen, was durch Großheit, durch Würde, durch Ordnung imponiren könnte. Wenn die Juden die Absicht hätten, sich die Verachtung der Mohammedaner und Christen, zu der diese, erbärmlich wie sie selbst sind, freilich keinerlei Berechtigung haben, zuzuziehen, sie könnten nicht planvoller verfahren.

Schwerlich werden sich jemals wieder die orientalischen mit den abendländischen Juden vereinigen. Sprache, Anschauungsweise, Sitten und Gewohnheiten, Adel und Gemeinheit werden sie immerdar auseinander halten. Vereinigung der Aschkenasim aber ist, weil sie denn doch auch schon bestanden hat, eine Möglichkeit, und eines der ersten Bedürfnisse für die Juden in Jerusalem. Wir verkennen nicht, wie schwer dies bei der gegenseitigen, meist aber durch Geldverhältnisse veranlaßten Feindseligkeit der Gemeinden, zu bewerkstelligen wäre, um so schwerer bei den mannigfachen Nationalitäten der Russen, Polen, Galizier, Böhmen, Ungarn, Deutschen, aus aller Herren Ländern.

Als charakteristisch muß es hervorgehoben werden, weil das Gegentheil von einem Manne, der sich geltend machen wollte, dargestellt worden ist, daß auch kein Zug politischer Bewegung oder Aeußerung durch die jüdische Bevölkerung Jerusalems geht. Sie

haben alle ihr Vaterland freudig aufgegeben, und ſeine Schickſale ſind ihnen völlig gleichgültig.

Wer faßt aber alle die Zügel dieſer Hartmäuligen in ſtarker Fauſt zuſammen?

Es müßten vorerſt die Repräſentanten der europäiſchen Regierungen ſelbſt die gegenſeitige Eiferſucht aufgeben und ein Einheitſtreben merken laſſen; es müßte überhaupt eine Regierung und kein zerfallendes Reich ſeine untergehenden Schatten auf die düſtere Szene werfen.

Die Vereinigung würde ihnen aber auch ſittlich zum größten Heile gedeihen, weil die einheitliche Menge ſich beſſer durchbilden ließe, in der jeder neu Hinzukommende ſich fügen oder ſich hinausgeſtoßen fühlen müßte. Ein wohlthuendes Gemeingefühl würde entſtehen, das jeden Einzelnen ſegenreich durchſtrömen möchte.

Die Inſtitutionen, jetzt klein, weil zerſplittert, könnten zu einer Achtung gewinnenden Höhe gebracht, Schulen gegründet, die Unterſtützungsgelder beſſer und gerechter vertheilt werden.

Endlich bringt jede kompakte, einheitliche Maſſe eine imponirende Wirkung hervor.

Freie Wahl des Vorſtandes.

Wir haben bei Darſtellung der Gemeindeverhältniſſe geſehen, daß die Vorſteher von Europa her, den Gemeinden in Jeruſalem oktroirt werden. Sie dürfen thun und laſſen, was ihnen gut dünkt, wenn nur diejenigen, die ſie im fernen Abendlande ernannt haben, mit ihnen zufrieden ſind. Das Gemeindemitglied darf keine, noch ſo klare Ungerechtigkeit rügen, kein Armer kann es ſich erlauben, ſeine Stimme zu erheben, weil es ihm bei der nächſten Chalukavertheilung heimkäme. Doch auch auf dieſe Gefahr hin, würde Mancher im Namen Aller, empört wie ſie ſind, es wagen zu reden; aber der Vorſteher hat ihn, in anderer Weiſe, in der Gewalt:

Die Unterſtützungsgelder treffen kaum jemals regelmäßig ein. Der Arme darbt und betrachtet es als eine Menſchen-

freundlichkeit, wenn ihm für den Augenblick geholfen wird. Der Vorsteher benützt den Moment sich großmütig zu zeigen, und streckt aus der Gemeindekasse, soweit sie eben reicht, auf Abschlag dem mit seiner Familie Darbenden eine Summe vor. Bald aber erklärt er, daß die Kasse erschöpft sei und Gelder gegen Zinsen aufgenommen werden müssen. Endlich kommt eine Summe aus Europa an, von welcher vorerst die Schuld mit Zinsen zurückgezahlt werden muß. Der Vorschuß der Armen beträgt fast so viel, als die Summe, die bei der Vertheilung ihm zukommt; er muß wieder borgen, und so kann er sich nie der Kette entwinden, die ihn zum stummen, aber innerlich knirschenden Sklaven des Vorstehers macht.

Nirgendher werden so viele anonime Briefe versendet, als von Jerusalem, die über das ungerechte und harte Verfahren der Vorsteher sich beschweren. Eine offene Anklage darf der Arme aus den dargestellten Ursachen nicht wagen, und eine Appellation an diejenigen, welche von Außenher die Vorsteher ernennen, gibt es nicht.

Die Gemeinden und, wenn keine Vereinigung aller zu einer nicht so bald möglich wäre, die Gemeinden müssen sich das natürliche und in allen Staaten zugestandene Recht zurück erwerben, aus ihrer Mitte sich die Vorsteher zu wählen, welche ihr Vertrauen besitzen, die ihnen verantwortlich sind, und nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihr Amt niederzulegen haben.

Allerdings steht es in Frage, ob die in Jerusalem gewählten Vorsteher auch das Vertrauen derer besitzen werden, die in Europa das Almosengeld sammeln, um ihnen dasselbe zur Vertheilung einzusenden. Es bedürfte dießfalls nur einer öffentlichen Aufklärung des Sachverhaltes, und wir sind überzeugt, daß die frommen Spender gerne, nach wie vor beitragen werden, wenn ihnen die Beruhigung wird, daß die wirklich Armen die Almosen empfangen.

Fromme Spenden könnten bei den Regierungsbehörden eines jeden Landes, und von diesen an die für eine gerechte Verthei-

lung verantwortlich zu machenden Consuln gesendet werden, die aber nur unter Zuziehung der Gemeindevorsteher das Geld zu vertheilen hätten. Ein solches Verfahren findet bereits seit einigen Jahren statt. Die Gelder aus Galizien kommen den österreichischen Unterthanen durch das k. k. Consulat zu, und zwar zu voller Zufriedenheit der Gemeinde. In neuerer Zeit hat der Rabbiner zu Wien, Herr Horwitz, Herr Eisenstädter zu Ungvár, Herr Hartstein in Ujbely durch Vermittelung des Erstgenannten ebenfalls diesen Weg eingeschlagen.

Der k. k. österreichische Consul läßt bei Empfang der Gelder sogleich am Consulatsgebäude den eingelaufenen Betrag bekannt machen, was schon ein großer Vortheil für die Armen und ein erster Schritt zur Betheiligung und Einsicht der Gemeinde in ihre Angelegenheiten ist, die niemals von ihren Vorstehern erfahren, wie viel Almosengeld eingesendet wurde. An das österreichische Consulat gelangt auch durch eine neuere praktische Verfügung der Unterstützungsbetrag in Gold, was einer oft unglaublich hohen Agiotage vorbeugt. So geschah es vor Kurzem durch den stets und rasch wechselnden Geldkurs, daß den Armen von 40,000 Piastern 10,000 Piaster verloren gingen.

Das Geld wird an die wirklich Armen gleichmäßig, und nach gewissenhaft erwogenem Bedürfniß vertheilt. Diese Art und Weise wurde von der Gesammtheit, nur nicht von den Vorstehern und Rabbinen dankbar aufgenommen. Wir rathen all denen die Almosen nach Jerusalem senden, keinerlei andere Vermittelung, als die der Consulate unter Zuziehung des Vorstandes anzusprechen, und die Beträge in Gold einzusenden, bis vielleicht der Vorschlag, den wir in den nächsten Blättern uns erlauben werden, ins Leben getreten ist.

Frühe Heirat.

Wir haben die Feierlichkeit einer jüdischen Hochzeit in Jerusalem auf einem früheren Blatte geschildert, und der Leser hat das sittliche Grauen mit empfunden, welches der Anblick der Kinder-Eheleute in uns wachgerufen hat.

Wenn die geistige Versunkenheit des Orients überhaupt, mit durch Vielweiberei und zu frühzeitige Ehe verschuldet ist; so sind in dieser Beziehung die orientalischen Juden, weil das Individuum immer die Anschauung und Gesinnung des ganzen Volkes spiegelt, wenigstens zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen.

Auffallend ist es daß die Mohammedaner, deren Profet sich mit der neunjährigen Aischa vermälte, nicht so frühzeitig wie die eingeborenen Christen heiraten. Nach kanonischem Rechte ist dem zehnjährigen Mädchen die Ehe gestattet; der jetzige lateinische Patriarch erlaubt nur nach weltlichem Rechte erst den vierzehnjährigen Mädchen eine Ehe einzugeben. Uebrigens wird von den Christen, wie von den Mohammedanern das Mädchen den Eltern abgekauft. Diese, wenn sie mehrere Mädchen haben, beeilen sich, weil sie dadurch zu einigem Vermögen gelangen, so bald, als möglich, ihre Töchter zu — verkaufen. Der geringste Preis ist 1000 Piaster; dieses Geld wird für „Erziehung und Erhaltung" in Empfang genommen, und ist nach unserer Anschauung aber echt mohammedanisch der Kaufschilling für eine Sklavin.

In früher Heirat überbieten aber die Juden, die den Mädchen eine Mitgift geben, Mohammedaner und Christen. Wenn es auch nicht gestattet ist, daß ein jüdisches Mädchen in Jerusalem vor dem zwölften Jahre heirate, so kann dies leicht umgangen werden, wenn sich die Familien für einige Tage nach dem Dörfchen Tur, auf den Oelberg begeben, und daselbst die Ehe ihrer Kinder vollzieben.

Wie aber verhält es sich mit den Aschkenasim? Wir wissen, daß die zu frühen Eben in Galizien, Polen und Rußland hauptsächlich darum geschlossen werden, um die Söhne vor dem Militairdienste zu schützen. Dieser Beweggrund fällt im gelobten Lande weg, und eine frühe Entwicklung spricht für die aus Europa Eingewanderten ebenfalls nicht, wie etwa für die Orientalen.

Ein um die Topografie Jerusalems vielverdienter und die sittlichen und sozialen Zustände scharf beobachtender Arzt Dr. Tobler spricht sich über die frühe Ehe der Juden, wie folgt, aus:

„Ehe die Leute mannbar werden, ehe die Zeugungsorgane und Zeugungskräfte gehörig entwickelt sind, werden sie auf namenlose Weise mißbraucht. Wenn der Bube und das Mägdlein zu Jahren gelangen, in denen der Zyklus der Entwicklung geschlossen ist, und in denen erst die Natur zur Verjüngung ruft, so sind die besten Kräfte schon verschwendet. Schwächlinge erzeugen kümmerlich und mit der letzten Anstrengung kleine Schwächlinge, von denen etwa nur zwei Drittheile auf sehr wenige Tage und Wochen das Licht der Welt erblicken. Selten wird man eine Familie mit vielen Kindern sehen, hingegen wohl eine junge kinderlose Ehe nach der andern. Läge den Rabbinen Jerusalems nur ein wenig an der Vermehrung und Erstarkung des jüdischen Volkes, sie müßten diesem sündhaften Uebelstande wehren, sie würden notwendig auf den weisen Gedanken geleitet, die frühe Verehelichung einigermaßen zu beschränken. Die Tollheit, womit die Juden, das unvernünftige Vieh überbietend, das Geschäft der Fortpflanzung betreiben, schadet ihnen weit mehr, als eine Londoner Judenmission, welche höchst selten ein Schäflein, meist ein verirrtes entführt, ja mehr als hundert Londoner Judenmissionaire; denn in Folge der Sinnlichkeit, der Unwissenheit, der Verstocktheit fallen die Opfer hundertweise. Gegen jene Kleinigkeiten nun schäumt das ganze Pfaffenthum, wütet der Aerger, donnert der Bannfluch, und gegen diesen ungeheuren Schaden Israels regt sich Niemand."

Wir wissen nichts den Worten unseres verehrten ärztlichen Kollegen hinzuzufügen. Weil wir aber glauben, daß da dem Unverstand, der Niedertracht der Eltern von den Rabbinen kein Damm entgegengesetzt werden wird, müßte die Ehebewilligung, wie in der Heimat von den Organen der europäischen Regierungen abhängig gemacht werden. Um das Alter aber zu wissen, sollten Geburts-, wohl auch Sterbematrikel bei den Consularämtern eingeführt werden, was nebstbei den Vortheil einer fortlaufenden Statistik gäbe, die vollständig fehlt.

Gewiß wäre dies wieder eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, der wir nie und nirgend das Wort reden werden; in

Jerusalem wäre die Ausnahme eine Wohlthat, die aber nicht länger andauern sollte, bis die Juden daselbst zu einer gesünderen und besseren Ueberzeugung heran erzogen sein würden.

Acker- und Gartenbau.

Wir haben auf früheren Blättern die Fruchtbarkeit des Bodens um Jerusalem und in Palästina überhaupt geschildert, sie stellt sich nur in anderer Weise dem Auge dar, als in europäischen, mit Wasser gesegneten Ländern. Fleiß und Kenntniß sind hier, wie überall die Zauberstäbe, welche reiche Ernten frisch und reich hervor locken. Aecker und Gärten sprießen noch vom biblischen Segen; selbst die steinigten Berge, die Felsen, die ein langes Barbarenthum brach stehen ließ, zieren sich jetzt mit Maulbeer- und Rebenpflanzungen, welche die Griechen pflanzen.

Nur ein Legenden seliger Reisender mag den Boden seit 1858 Jahren einen verflucht unfruchtbaren nennen. Den Juden ist er es in Wahrheit, sie ackern nicht, sie pflanzen und ernten nicht. Sie sind zu träge wohl und in dem ungewohnten heißen Klima weniger geeignet, den Boden zu bearbeiten, wenn das Arbeit heißt, worüber ein deutscher Bauer lächeln würde. Ein Geschlecht endlich, das durch die frühe Heirat immer mehr herabkommt, ist zu schwach, um die den Menschen befriedigendste Arbeit zu thun; wiewohl auch ihnen die beste Freude nicht gegönnt ist: den eigenen Grund zu bebauen. Es ist so traurig, vom natürlichsten Besitze ausgeschlossen zu sein, und von ferne stehen zu müssen, wenn die gütige Natur ihre üppigen Tafeln deckt.

Auf dem unwirtbaren Libanon besteht in dem Dorfe Der el Kamar eine ganze jüdische Gemeinde, welche nur Ackerbau und Viehzucht treibt. In den von Sir Montefiore angekauften Citronen und Pomeranzengärten in Jaffa, arbeiten nur Juden. Doch all dies ist außer Jerusalem, hier sahen wir nur einen Mann, ein Stück des Berges Zion, den er angekauft hat, bepflanzen und zwar zu reichhaltigem Ertrage. Der englische, jetzt getaufte Jude, Herr Meschulam kaufte vor einigen Jahren bei Bethlehem den soge-

nannten „geschlossenen Garten Salomos“ und zieht da feines Obst, und in Jerusalem früher nicht gekanntes trefflich gedeihendes Gemüse. Anfangs nicht ohne Anfeindung der Mohammedaner; jetzt aber, durch den englischen Consul geschützt, unangefochten und mit reichstem Ertrage. In Jerusalem arbeiten Juden nur auf dem von der Mission angekauften Acker, wir haben bereits geschildert, wie! Wer aber soll auch das Volk belehren, wer zur Arbeit aufmuntern? die Lehrer? sie arbeiten selbst nicht. Die Rabbinen? sie haben Vortheil davon, wenn das Volk nach allen Länder- und Meeresstrecken hinaus um Brot schreit und die Juden der Erde erbarmenvoll Almosen schicken, und es nicht ahnen, wie sie dazu beitragen, ihre Glaubensbrüder auf der ihnen heiligsten Stätte zu demoralisiren.

Gebt ihnen Arbeit, daß sie arbeiten lernen, kauft ihnen Aecker, die sie hier, aber in der Heimat nicht besitzen dürfen, daß sie selbst im Schweiße des Angesichtes, wie der Herr es will, ihr Brot erackern, und aus einer Colonie von Bettlern eine edle Gemeinde werden und den Namen des Herrn heiligen!

Geldverwendung.

Wir gelangen zum Abschlusse unserer Antworten auf die Frage: Woher soll Hülfe kommen?

Die aus allen Enden der Welt einlaufenden Gelder sollen in dreifacher Weise verwendet werden:

1. Ein Haupttheil zum Ankaufe von Grund und Boden, auf welchem der Arme angewohnt würde, sich ehrenhaft, und wie es die heilige Schrift will, sein Brot im Schweiße des Angesichtes zu erwerben. Welche Befriedigung gleichzeitig für den frommen Juden, sich wieder im Besitze, wenn eines noch so kleinen Theiles des Landes seiner Väter zu fühlen. Der Jude würde wieder säen, pflanzen, ernten, und für sein eigen Feld um Thau, Sonnenschein und Regen beten lernen.

2. Ein Theil der Gelder wäre zur Einrichtung und Unterhaltung einer großen höheren Unterrichtsanstalt zu verwenden.

3. Ein Theil, und zwar Anfangs der größte, wäre unter Arbeitsunfähige zu vertheilen.

Der Amerikaner Turo hat testamentarisch eine Summe von 100,000 Thalern für Palästina zur Verfügung gestellt, welches Kapital bisher unverwendet, durch die Zinsen seit mehreren Jahren noch bedeutend vergrößert worden ist. Es wäre Großes und Segensreiches für die Zukunft damit zu beginnen; vielleicht in anderer wohlberathener Weise. Aber begonnen sollte werden, glauben wir bescheiden bitten zu dürfen.

In der angedeuteten Weise würden die jetzt fast ausschließlich nur als Bettler lebenden Juden von einem Gefühl ehrenvoller Selbstständigkeit durchdrungen werden, ihre Körper durch Arbeit wohlthätig erstarken, ihre Moral immer mehr die blanken Pfade der Rechtlichkeit und der Sitte gehen lernen.

Wer aber ist geeignet, eine solche Ordnung zu schaffen und lebendig wirkend zu machen?

In Jerusalem Niemand!

Die Juden beugen sich, aber dann ehrerbietig und gehorsam, nur einer regierenden Gewalt. England wird wegen der Bestrebungen seiner Missionsgesellschaft von den Juden mißtrauisch betrachtet. Frankreich und Spanien vertreten ausschlüßlich katholische Interessen, und Preußen hat eine zu unbedeutende Anzahl jüdischer Unterthanen in der heiligen Stadt. Oesterreich, das allein fast ein Drittheil der Juden in Jerusalem als Unterthanen und Schutzbefohlene zählt, wäre zumeist berufen, den starken Arm zur Verbesserung der Zustände zu leihen.

Ein Mann aus Europa, dessen Ehre und Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben wären, der jüdisches und allgemeines Wissen besäße und einen streng frommen Lebenswandel führte, müßte als europäischer Almosenier für die Juden in Palästina angestellt werden, und in Jerusalem seinen Sitz haben. Ihm wären einige fromme und redliche Männer der heiligen Städte, welche durch die Gemeinden selbst gewählt werden müßten, als Rath beizugeben. Dieses Comité hätte ausschließlich nur die Ordnung und Leitung der humanitären Anstalten, ohne irgend welche poli-

tische Gerechtsame, die natürlich den Consuln, der verschiedenen in Jerusalem repräsentirten Regierungen unverbrüchlich zustehen, zu leiten. Der Consul würde in das Gebahren Einsicht nehmend, nach zwei Richtungen hin, mächtig unterstützen und wirken. Er würde, wo es not thut, im Namen seiner Regierung bei der türkischen das Geeignete einleiten, fordern oder erbitten und nach Europa hin die Verantwortlichkeit über das gerechte Verfahren des Almoseniers und des Comité's tragen.

Ein gedruckter Generalbericht und streng kontrollirter Ausweis wäre endlich in alle Theile der Welt jährlich zu versenden.

Freilich werden sich die Bewohner Jerusalems, zerfahren, leidenschaftlich, ordnungslos, wie sie sind, einer solchen Ordnung niemals fügen. Hier, wenn auch nirgend sonst, müssen wir eine absolut befehlende Gewalt befürworten, zum Heile der Unmündigen, Verwahrlosten, auf die sie ausgeübt werden soll. Jenen zur Beruhigung, die mit ihren Glaubensgenossen im gelobten Lande es fromm, gut und redlich meinen und nicht wollen dürfen, daß der Name des Judenthumes entweiht werde, und seine Bekenner an der ihnen heiligsten Stätte der Erde der Verachtung und zwar einer gerechten, preisgegeben seien. Aber auch vom allgemein politisch sozialen Standpunkte aus betrachtet, will der Geist der Moral und der Culturgeschichte, wenn nicht verklärt, doch wenigstens versöhnt werden.

Schlußbetrachtung.

Wir sind in diesen Blättern oft dem gedankenlosen Fanatismus, der Unsittlichkeit einzelner und ganzer Gruppen, begegnet. Nirgend, wie in Jerusalem sind Religion und Moral, zwei scharf geschiedene Begriffe, in einer Stadt, wo Religion, die freie Himmelstochter, die Sklavin äußerer Formen geworden ist, und Moral heißt: nichts thun, sinnlich genießen, und um dies thun zu können, möglichst viel zu erbetteln.

Diese Witwe Jehova's! welch' einen Lebenswandel führt sie!

Um Gott! aber darf ich es wagen zu glauben, daß alle die in ihren Berichten Jerusalem verklären, indem sie seine alte Herr-

lichkeit entrollen, daß alle blind für die Gegenwart sind, und nur ich, der Einzelne offene Augen habe; oder ich allein nur geistigen Verfall und Ruine auf Ruinen sehe? Die Einsichtsvolleren in Jerusalem, die mit den Zuständen Vertrauten wissen um all das und werden die Wahrheiten dieser Mittheilungen, wenn nicht laut, doch im Herzen bestätigen, ich weiß dies!

Der menschenfreundliche Montefiore, der fünfmal die Gräberstadt besuchte, kannte er die Menschen und Zustände Jerusalems nicht eben so und besser? Aber er schrieb in die Paniere seiner Wappenhalter mit hebräischen Lettern den Wahlspruch seines Lebens: Jeruschalaim! Soll der edle Greis nun all sein Streben, als ein verlorenes darstellen, weil es an Undankbare verschwendet wurde? und ist es denn auch verloren? Er streute Saat mit reichen Händen aus, im frommen Vertrauen, der Herr werde sie, wenn nicht ganz, doch manches Korn grün und freudig aufgehen lassen.

Er *schweigt* in edlem Schmerze.

Der geistig energische Albert Cohn, als er rückgekehrt aus Jerusalem, von Kanzeln herab feierlich und prächtig uns von der Jehova heiligen Stadt erzählte, von den Leiden der Frommen daselbst, von der Not und der Sehnsucht nach besseren Zuständen, kennt er, nach zweimaliger Pilgerfahrt dahin, das heutige Jerusalem nicht? Er aber ist ein Verleumder im edlen Sinne des Wortes, er vergoldet morsches, wurmdurchfressenes Holz. Er will helfen, geistig und materiell helfen und er war wirklich so glücklich in mancher Beziehung; — da mußte er die Massen erwärmen, begeistern, auf daß sie sein schönes Missionswerk ihm fördern helfen.

Er *spricht* in frommer Begeisterung.

Es soll aber einmal der vergoldende Schleier herabgezogen werden, wie vom Antlitz Mokana des Propheten, der, weil er häßlich war, stets verschleiert erschien, und endlich als Lügner erkannt wurde. Mich will bedünken, daß ein Verschweigen und ein Schönmalen, wie edel auch in ihren Motiven, nicht helfen können.

Ich *schreibe* in hoffnungsloser Wahrheitsliebe.

Zwei Stimmen werden sich gegen die Enthüllung der Geheimnisse von Jerusalem erheben. Die eine von den Jerusalemiten, die, zum Nachtheil der Armut, bis jetzt Grund hatten, daß die Zustände unbekannt bleiben. Es stände schlimm um die Wahrheit der vorliegenden Darstellung, wenn sich kein Aufschrei der Zeloten und der nunmehr vielleicht geschmälerten Einnahmen der Vorstände erhöbe.

Die Wahrheit ist eine Spitze, welche die Blitze anzieht. Man wird wahrscheinlich nicht bange sein, den Bannstral auf mich zu zücken. Ich bestätige hiermit, für den Fall den richtigen Empfang im befriedigten Bewußtsein, daß die Armen Jerusalems mich segnen werden, daß der Geist der Kultur mir Recht giebt!

Aber auch Jene werden gegen mich sprechen, die in diesen Enthüllungen eine Herabsetzung der jüdischen Glaubensgenossen vor den Augen der Christen werden erkennen wollen.

Mir gilt es höher, die Bahnen gezeigt zu haben, welche zum Ziele echte Frömmigkeit, Sittlichkeit und Moral haben.

Und so mit Gott befohlen!

König David's Grab.

Strenge Abwehr. — Legende von Benjamin von Tudela. — Der Sultan ujemßa. — Koranspruch. — Abendmahlkirche. — Das Grabmal. — Profet oder Dichter? — Harem des Zionwächters. — Christliche Kirchhöfe. — Leuchtende Berge.

Ein fast noch größeres Heiligthum als die Omarmoschee ist den Mohammedanern das Grab des königlichen Dichters, der ihnen, wie den Christen, als Profet heilig ist.

Ich durfte es als eine außerordentliche Begünstigung des Pascha betrachten, daß er die Erlaubniß ertheilte, das Grab zu betreten. Vor mir war das erst in neuester Zeit dem Herzoge von Brabant und seiner Gattin, dann dem Erzherzoge Ferdinand Max gegönnt.

Kein Jude hat jemals den Raum betreten, doch konnte ich auch nicht bemerken, daß die Juden in Jerusalem mit besonderer Sehnsucht, wie dies mit der Grabhöhle der Patriarchen in Hebron der Fall ist, an diesem Grabmale hängen. Vielleicht auch, weil das Buch der Könige ohne nähere Angabe nur einfach berichtet: „Und David legte sich zu seinen Vätern und wurde begraben in der Stadt David's."

Der Legenden erzählende jüdische Pilger des zwölften Jahrhunderts Benjamin von Tudela hat uns Folgendes vom Grabe David's überliefert:

„Die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben, waren unbekannt.

Vor fünfzehn Jahren ist die Mauer einer Kirche auf Zion eingestürzt. Der Patriarch ordnete an, sie wieder aufzubauen und die Steine dazu aus der Zionmauer zu brechen. An zwanzig Arbeiter wurden verwendet, aus denen zwei mit einander befreundet, noch bei der Arbeit blieben, als die übrigen sich schon entfernt hatten. Da stießen sie auf einen Stein, den sie nur mit Mühe wegwälzen konnten und sahen die Mündung einer Höhle, in welche sie hinabstiegen, in der Hoffnung, Schätze zu finden. Ein langer schmaler Gang nahm sie auf, an dessen Ende sie vor einem marmornen Palaste, dessen Säulen mit Gold und Silber verziert waren, standen. Eingetreten sahen sie in der Mitte einen Tisch, auf dem eine Krone und ein Szepter aus Gold lagen. Und dieses war das Grab David's und zur Linken das Grab Salomo's und so fort alle Gräber der Könige. Auch standen verschlossene Kisten da, von denen Niemand weiß, was sie enthielten. Als sie weiter vordringen wollten, wehte ihnen ein Sturm entgegen, daß sie ohnmächtig hinfielen und todt schienen, bis gegen den Abend hin. Da rief ihnen ein Geist zu: „Männer weicht von diesem Platze!" Sie erhoben sich erschrocken, tappten aus den Räumen sich wieder empor und gingen zum Patriarchen, um ihm zu erzählen, was ihnen begegnet ist.

Der Patriarch schickte zu dem Rabbi Abraham Hachoßid, der mit arabischem Namen Al-Constantino hieß und einer von denen war, die über den Fall Jerusalems ewig trauern und fragte ihn um die Sache. Dieser antwortete: „Es sind die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben."

Der Patriarch ließ am folgenden Morgen die beiden Arbeiter rufen. Sie aber waren noch von Grauen erfüllt und äußerten: „Gott will das Vordringen Niemandem gestatten." Der Patriarch befahl hierauf den Ort zu vermauern um ihn zu verheimlichen bis auf den heutigen Tag.

„Der Rabbi Abraham Hachoßid", schließt unser jüdischer Pilger, „hat mir diese Begebenheit selbst erzählt."

Die bewaffneten Kawasse des Pascha's und des Consuls geleiteten mich vor das Zionthor, oder wie es von den Mohammedanern genannt wird: das Thor des Propheten Daud.

Die Anmeldung beim Schech des Grabes war mir aus dem Divan des Pascha's vorangegangen.

Wir traten etwa nur fünfzig Schritte vom Thore entfernt in eine offene Thorhalle, in der zur Linken eine umgestürzte zerbrochene Säule von Mist umgeben lag. In einen schmutzigen Hofraum gelangt, wo Kinder und Hunde sich herumtrieben, traten wir in die Stube des Schech. Eine hohe, edle, achtzigjährige Greisengestalt; sein langer Bart, weißer als sein weißes, weites Gewand und sein weißer Turban. Vier seiner Freunde waren um ihn versammelt. Er ließ mir Pfeife, Kaffee und rosendurchduftetes Zuckerwasser reichen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln fragte mich der Schech:

„Du kommst aus dem Lande des Sultan njemza?"

Eigenthümlich ist es, daß der Kaiser von Oesterreich im Oriente überall nur als der „Deutsche" Kaiser bekannt ist und daß dieser Anachronismus sich mit dem slavischen Worte „njemza" fort und fort erhält. Als ich dem Schech bejahte, daß ich aus des Deutschen Sultans Landen sei, fragte er nach seinen Namen. Ich nannte Franz Jussuf, er schwieg eine Weile, wie im Nachdenken versunken, dann sprach er:

„Im Koran steht geschrieben: Ich habe Jussuf eingesetzt im Lande Mizraim, um die Träume zu deuten. Dein Sultan deutet die Träume und die Gedanken der Völker mit unserem Padischah, der alleinzige Gott wird die Beherrscher der Gläubigen und der Ungläubigen segnen und weil sie Freunde sind, wollen auch wir es sein, ihre demutvollen Diener."

Er legte seine Rechte an Herz, Stirne und Mund, was ich in gleicher Weise erwiederte.

Zwei seiner Diener, deren einer mir durch die frappante Aehnlichkeit mit der Büste Meister Pilgrams, des Erbauers der Stefanskirche in Wien und einen roten Turban, den einzigen,

den ich in Jerusalem sah, auffiel, war indeß gekommen, um mich an die heilige Grabstätte zu geleiten.

Wir traten, nachdem wir die Schuhe abgelegt hatten, durch eine Pforte zu einer Kirche mit drei Bogen, die von zwei in der Mitte des Raumes freistehenden Säulen sich zuspitzen. Eine dritte Säule ist halb vermauert und läßt erkennen, daß die Kirche ehemals länger war und durch eine Mauer abgetheilt wurde, in der sich hoch oben ein Fenster befindet, aus welchem wir später herabsehen werden. Zur Rechten vom Eingang sind drei Fenster, die wegen späterer barbarischer Vermauerung ungleich groß sind. Gegenüber dem Eintretenden an der Mauer ist eine rothbraune angestrichene Holzwand angebracht, die eine Nische birgt, zu der man auf einer abgebrochenen Säule, die als Auftritt dient, gelangt.

Zur Linken vom Eingange, in einer Ecke, ruht auf einer Säule und auf Spitzbogen ein steinerner kuppelartiger Baldachin; unter diesem führte uns eine Treppe hinab, in einen dunkleren Raum, wo uns ein hölzernes Gitterwerk von der Moschee vor uns abschloß. Die ziemlich niedrige Decke derselben ruht auf einer schweren viereckigen Säule, die Wände grau bemalt, zeigen Koransprüche, der Boden ist mit wenig kostbaren grüngelben Teppichen belegt. Aus der Moschee führt an der linken Wand vom Eingange eine nicht hohe Thüre in eine Kammer, die nur durch die offen bleibende Pforte spärliches Licht empfängt. Dem Eintretenden gegenüber, von einem schwer seidenen Vorhang überhängt, befindet sich der Mauer angebaut ein langer steinerner Sarkofag mit eingegrabener arabischer Goldschrift; sie verkündet, daß dies das Grab König David's sei.

Die Mohammedaner warfen sich auf die feinen Teppiche und berührten knieend und betend mit der Stirne den Estrich. Einer von ihnen, als er mich keinerlei körperlich ausgedrückte Verehrung bezeigen sah, fragte:

„Verehrst Du diesen Propheten nicht?"

Es wäre gewagt und dem frommen Moslim auch unverständlich gewesen, wenn ich ihm gesagt hätte, daß den Juden ihr König, nach dem Ausdrucke der heiligen Schriften, nur „der schöne Sänger

Israels" ist, mir aber, wie jeder fantasievolle und erhabene Dichter von prosetischem Geiste durchdrungen erscheine.

In der Oberkirche wieder angelangt, wohin die Legende das letzte Abendmahl Christi verlegt, umrudelte uns ein Haufe neugieriger Kinder: weiße, braune, schwarze Knaben und Mädchen. Alle verlangten sie Backschiesch, was ich ihnen auch gern gewährte. In der Diagonale der steinernen mauriſchen Kuppel, unter der wir wieder heraufgekommen waren, befindet ſich eine kleine Thüre, zu der ſechs Steinſtufen hinaufführen. Unſer Führer hieß uns aus der Kirche heraus auf die Terraſſe treten, weil, um uns die Gemächer hinter jenem Pförtchen zeigen zu können, ſich die Frauen aus denſelben früher entfernen müßten.

Es gingen nach einer kleinen Weile vier weiß verhüllte Frauengeſtalten an uns vorüber, nur aus dem Augenausſchnitt des Geſichtsſchleiers funkelte es ſchwarz hervor.

Wir traten wieder ein und die bezeichneten Stufen empor in ein Vorgemach, das einen Spitzbogen halb verkleidet zeigt. Aus dieſem in eine weiß getünchte kahle Stube gelangt, ſahen wir die Fenſter mit hölzernem Gitterwerk, entlang den Wänden einen ſchmutzigen breiten Divan, darüber mit Holzwerk vergitterte Niſchen zur Aufbewahrung von Kleidern.

Wir befanden uns im Harem des Zionwächters.

Durch die Kirche zurück, wieder im Hofraume ſtiegen wir eine Treppe empor zu einer weiten Terraſſe mit ſchöner Ausſicht über die ganze Stadt. Vor einer Niſche in der Mauer lagen Strohteppiche für die betenden Moslems. Eine ſchmale Treppe brachte uns in eine Halle, wo ſich ebenfalls in der Mauer angebauter, von einem grün kottonen Baldachin verhängter, friſch weiß übertünchter Sarkofag befindet. Auf ſeiner Ueberwölbung laſen wir dreizehn mit Bleiſtift hebräiſch geſchriebene Namen, wahrſcheinlich ließ man die Arbeit des Uebertünchens durch einen jüdiſchen Maurer beſorgen.

Aus dieſem Raume ſieht das oben angedeutete Fenſter in die Kirche hinab, ihm gegenüber ein anderes über einen Theil der Stadt jenſeit des Zionthores.

In den Hofraum zurückgekehrt, legten wir unſere Schuhe wieder an und gingen durch eine majeſtätiſch hochgewölbte Spitzbogenhalle ins Freie hinaus. Hier entließ ich das bewaffnete Gefolge, nur Kawaß Muſſa blieb bei mir.

Ich befand mich auf den chriſtlichen Friedhöfen, die hier in einzelne Abtheilungen für die auch noch im Tode getrennten Sekten geſondert ſind. Ich las viele Inſchriften der Grabſteine, die flach auf den Gräbern liegend, mir weithin zerſtreute weiße Blätter eines zerriſſenen Buches ſchienen, das der Tod geſchrieben hat. Sie erzählen von Pilgern aus allen Theilen der Erde und preiſen ihr Schickſal, daß es ihnen gegönnt war, hier vom Tode ereilt zu werden.

Es war Abend geworden, die Sonne ging hinter den Bergen von Moab unter, über welche ein golden violettes Leuchten und eine Verklärung ging, wie ſie Moſes ſah, nachdem die Herrlichkeit Jehova's an ihm vorübergezogen war, auf dem Berge Sinai.

Jüdiſche Legenden von König David's Grab.

Der Dolch.

In alter Zeit einmal beſuchte ein Paſcha von Jeruſalem das Grab des Königs David, oder, wie es die Moslim nennen, des Nebi Daud, „des Proſeten David," auf Zion. Um beſſer ſehen zu können, beug er ſich über die Oeffnung, die zur Gruft führt; da entfiel ſeinem Gürtel ſein mit Perlen und Diamanten beſetzter Dolch. Er befahl ſogleich ihm den Dolch zu holen und man ließ einen Moslem an einem Seile hinab in die Gruft.

Nach wenigen Minuten wurde er entſeelt emporgezogen. Da ließen ſie einen zweiten Moslem an einem Seile hinab und wieder nach wenigen Minuten zog man ihn ebenfalls entſeelt herauf. Und ſo geſchah es einem dritten und einem vierten.

Der Paſcha ſchwor, daß er ſeinen koſtbaren Dolch haben müſſe und wenn die ganze Bevölkerung Jeruſalems darüber zu Grunde gehen ſollte. Da ſprach der Kadi zum Paſcha: „Vernichte, o Herr, in deinem Zorne nicht ſo viele Rechtgläubige! Wenn du deinem Diener aber Gehör geben magſt, ſo ſende zu dem Chacham Baſchi, daß er einen Juden hinabſchicke, dir den Dolch zu holen. Sollte er ſich des weigern, ſo magſt du ihm drohen mit dem Tode aller Juden. Ich glaube aber, du wirſt deinen Dolch wieder erhalten, denn die Juden ſtehen beim Nebi Daud in größerem Anſehen und ſind einflußreich bei ihm."

Dem Paſcha gefiel dieſe Rede; er ſendete zu dem Oberrabbi Jeruſalems und befahl ihm, durch einen Juden den Dolch aus der

Gruft des Königs David holen zu laſſen. Der gottesfürchtige Rabbi erſchrak gar ſehr über den Befehl, die heilige Grabſtätte der Könige durch Fußtritte zu entehren. Weinend bat er um eine dreitägige Friſt, die ihm gewährt wurde.

Heimgekehrt, verſammelte er die ganze Gemeinde und ordnete ein dreitägiges Faſten an und begab ſich jeden Tag ſelbſt, mit Männern und Kindern hinaus vor die Stadt gegen Bethlehem, um am Grabe der frommen Patriarchenfrau Rachel die Todesnot ihrer Kinder zu erzählen und wehzuklagen. So thaten ſie drei Tage hintereinander, faſteten, beteten und wehklagten.

Am vierten Tage ſprach der Oberrabbi zu ſeiner Gemeinde: „Einer muß ſterben für uns Alle und den Gang in die Gruft der Könige thun. Wer von euch will gehen?“ Da alle ſchwiegen, ſprach er weiter zu ihnen: „So möge das Loos entſcheiden!“ Das Loos fiel auf einen ſehr frommen Synagogendiener. „Ich bin der Knecht Gottes!“ ſagte er, und bereitete ſich durch ein Bad und dreimaliges Untertauchen, wie durch geiſtige Reinigung zu dem Todesgange vor. Hierauf nahm er von den Seinen, dann von der weinenden Gemeinde Abſchied und ging hinauf auf Zion und zu der Gruft, wo die Könige von Juda begraben liegen.

Der Paſcha harrte ſchon mit ſeinem bewaffneten Gefolge und der arme Synagogendiener wurde an einem Seile hinabgelaſſen in die Gruft. Der Paſcha horchte hinunter durch die Oeffnung, den Juden, die mitgekommen waren, zitterte das Herz; da ſchrie es nach wenigen Augenblicken dumpf empor: „Hinauf, hinauf!“ Man zog das Seil, es wurde allmälig die blitzende Klinge des Dolches, dann der mit Perlen und Diamenten beſetzte Griff in einer geballten Fauſt ſichtbar; es erhob ſich das todtblaſſe Haupt des Synagogendieners, endlich die ganze Geſtalt, die ſich über den Rand der Gruftöffnung ſchwang und den Dolch dem erſtaunten und erfreuten Paſcha reichte.

Der Paſcha hielt fortan die Juden in Ehren, wegen des beſondern Schutzes, den ſie vom Nebi Daud genießen.

Die Gemeinde jubelte; in allen Häuſern wurden Gaſtmähler gehalten, aus denen Muſik von Cymbeln und Pauken ertönte.

Am glücklichſten aber war die arme Familie des Synagogendieners, der mit Speiſe und Trank, mit goldenen und ſilbernen Geſchenken überhäuft wurde.

Jeder wollte von ihm hören, wie es in der Gruft der Könige ausſehe; er aber ſchwieg darüber und nur dem Chacham Baſchi vertraute er, daß vor ihm plötzlich, als er in der Finſterniß ſich befand, ein funkelnder Greis geſtanden ſei, der ihm ſchweigend den Dolch überreichte.

Die fromme Wäſcherin.

Es lebte einmal in Jeruſalem eine fromme und tugendhafte Frau; ihr Mann und ihre Kinder ruhten ſchon lange im Thale Joſafat und ſie hatte keine Verwandte mehr auf Erden. Sie harrte in ſtiller Demut, bis man auch ſie zum Zionthore hinaus, in das Thal der Auferſtehung tragen werde, und betete fleißig und hielt ſtreng alle dem Weibe auferlegten Gebote. Weil ſie aber arm war, erwarb ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit ihr ſpärliches Brot, indem ſie die leinenen Gewänder der Reichen wuſch. So hatte ſie auch die Wäſche des Schech vom Grabmale des Nebi Daud auf Zion zu beſorgen.

Als ſie eines Tages ihm wieder ſein Linnenzeug blank und reinlich brachte und er allein mit ihr im Hofe der Moſchee war, ſprach er zu ihr: „Du biſt ein braves Weib und ich möchte dich für deine Tugend belohnen. Möchteſt du nicht einmal in das innere Gemach des Grabes Davids, das wohl noch keiner deiner Glaubensgenoſſen geſehen hat, gehen?“ Als ſie ihm antwortete: „Eine ſolche Seligkeit zu erleben wäre mein höchſtes Glück,“ ſprach er weiter: „So folge mir!“ Er ſchritt voran, bis er an eine unterirdiſche Pforte kam, die er öffnete und in die er ſie eintreten hieß. Kaum hatte ſie die Schwelle überſchritten, ſchloß er ſogleich von außen die Thür hinter ihr ab und ließ ſie in einem finſtern Raume. Er aber eilte zum Kadi und erzählte ihm, daß ein jüdiſches Weib ſich freventlich in das Grab des Nebi Daud eingeſchlichen. Als er dies bemerkt, habe er ſchnell die Thüre hinter ihr geſchloſſen, um ſie der gerechten Strafe ausliefern zu können.

Der Kadi rief zornig aus: „Beim Leben des Proseten, die muß verbrannt werden!"

Während dieses geschah, merkte die fromme arme Frau, daß sie der Schech betrogen habe und ihr Leben in Gefahr sei. Sie warf sich auf die Erde, weinte laut und flehte zu Gott, sie um des Königs David willen aus der Todesnot zu retten.

Plötzlich stand vor ihr ein ehrwürdiger Greis, den sie von keiner Seite herkommen gesehen hatte, worüber sie sich aber nicht wunderte und auch darüber nicht, daß sie ihn trotz der tiefen Finsterniß sehen konnte. Er selbst nur leuchtete in einem matten Bleiglanze, ohne die schwarze Nacht um sich her durch einen Lichtschein zu erhellen. Er faßte die Frau an der Hand, was sie ohne Grauen geschehen ließ, und führte sie durch lange, unterirdische, finstere Gänge, bis er aus einem Schutthaufen, nahe der Zion-Synagoge mit ihr hervorkam; hier aber sprach er zu ihr: „Geh in deine Wohnung, wasche sogleich die Linnen, die dort liegen und lasse durch nichts merken, was mit dir geschehen ist." Die fromme Frau wollte ihrem Retter danken, er war aber vor ihren Augen verschwunden.

Unterdessen waren der Kadi, der Mufti und die Effendis der Stadt und noch viele Gläubige auf Zion erschienen, um die Verbrecherin zu ergreifen und dem Moloch zu opfern. Das unterirdische Gemach wurde geöffnet und streng durchsucht, aber Niemand war in demselben zu finden. Der Kadi fragte zornig den Schech: „Spottest du unser?" Der Schech betheuerte beim Leben des Proseten, daß er die Wahrheit redete, und nannte den Namen der Wäscherin. Der Kadi schickte sogleich einige Diener in die Behausung der genannten Frau. Sie fanden sie emsig ihr Tagewerk verrichten und sie fragte, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen, was man denn bei ihr suche. „Bist du heute noch nicht ausgegangen?" fragten sie die Männer. Mit zankender Stimme erwiderte sie: „Was ausgegangen? Ich stehe seit Anbruch des Tages bei der Arbeit, um am Abend die gereinigte Wäsche abliefern zu können. Seht, was noch da schmutzig aufgehäuft ist. Die Zeiten sind gar schlecht, der Verdienst sehr schwer und dazu

die Hitze des Tages. Ich habe keine Zeit auszugeben und auch keine mit euch zu reden."

Als die abgesendeten Diener zurückkehrten und berichteten, wie sie die Frau fleißig bei ihrer Arbeit gefunden haben, hielten Alle die Aussage des Schech für eine Lüge, die er zur Verhöhnung des ehrwürdigen Kadi erfunden hatte. Er wurde ergriffen und auf Befehl des Kadi von umherliegenden dürren Olivenbaumästen ein Feuer angefacht und der Schech hineingeworfen.

Die fromme Wäscherin bekam jetzt alle schmutzige Linnen der Gemeinde zu waschen, denn Jeder wollte von ihr etwas über die merkwürdige Begebenheit hören. Sie zankte aber die neugierigen Leute aus. Erst auf ihrem Todtenbette erzählte sie, welches Wunder ihr begegnet war. Ihr durch Fleiß erworbenes Vermögen vermachte sie der Gemeinde von Jerusalem mit der Bedingung, daß an ihrem Sterbetage auf ihrem Grabe von einem frommen Rabbi das Gebet, Kadisch, gesagt werde. Und so geschieht es noch bis zum heutigen Tage.

Arabische Legenden.

König David ist, wie wir gesehen haben, den Mohammedanern als Nebi, d. i. Proset David heilig, denn von ihm spricht Gott im Koran: „Wir haben ihn bestellt zum Chalifen auf Erden; wir verliehen ihm Weisheit und die Kunst der Rede, daß er die Menschen richte nach Gerechtigkeit. Wir unterwerfen ihm die Berge vom Anfang zum Untergang und die Schaaren der Vögel."

Auf das Letztere bezieht sich der zu Ende dieser Blätter geschilderte Leichenzug König Davids. Der Geschichtschreiber Hafis Ibn Aßakir führt manche Sprüche des Königs David an, die sich überlieferungweise erhalten haben und unter denen der originellste ist: „Ein dummer Volksredner wirkt nicht mehr, als der Leichensänger am Haupte des Todten."

Die moslemitische Legende erzählt von dem Könige und Proseten folgende Züge und Erlebnisse:

Die Reue.

Ueber den am Uria verübten Verrath ergriff den König die bitterſte Reue. Er lag vierzig Tage und vierzig Nächte im Staube und weinte. Zwei Bäche ſtürzten aus ſeinen Augen und floſſen von der Terraſſe des königlichen Palaſtes in den Garten, wo ſie ſich verliefen. Die Thränenweide und der Weihrauchbaum entſproßten der Stelle.

Der Herr der himmliſchen Heerſchaaren ſandte einen Erzengel zu ihm herab und ließ ihm verkünden, daß ſeine Reue erhört ſei. David hörte aber nicht auf zu weinen und fragte: „Wie wird der Herr am Tage des Gerichtes richten zwiſchen mir und Uria?“ Der Erzengel wußte nicht Beſcheid und verſprach den Herrn zu fragen. „Ich werde,“ ſprach der Herr, „am Tage des Gerichtes den Uria entſchädigen. Mein Knecht David muß ſich aber mit Uria verſöhnen.“

David ging zum Grabe Uria's, und ſich auf ſein Antlitz werfend, ſprach er hinab: „Uria! Ich habe dir Unrecht zugefügt, willſt du mir verzeihen?“ Da ſprach es dumpf zurück: „Ja, mein Herr und König!“ Der König redete weiter: „Uria, ich habe nach deinem Weibe begehrt und dich durch einen verrätheriſchen Brief dem Tode auf dem Schlachtfelde preisgegeben. Verzeihſt du mir im Grabe?“ Da blieb das Grab ſtumm und antwortete nicht.

Der Herr ſandte den Erzengel in das Grab, der dem Uria tauſendfachen Erſatz im Paradieſe verſprach, und dann erſt verzieh er dem Könige.

Panzerhemde.

David beſaß die Kunſt, Eiſen in ſeiner Hand weich zu ſchmiegen und verfertigte ſchuppige Panzerhemden, die man vor ihm nicht kannte. Er ließ ſie verkaufen und verſorgte von dem Erlöſe ſeine Tafel. Ein reiſender Engel hatte ihn die Kunſt gelehrt und ihm vorgeſtellt, wie jeder König nebſt der Kunſt des Regierens noch eine zweite erlernen müſſe, damit er, wenn ihn ſein Volk fortjage, ſich Brot zu erwerben verſtehe.

Das Sterben.

König David entfernte ſich niemals aus ſeiner Burg, ohne ſein Schlafgemach zu ſchließen, und er erſchrak gar ſehr, als er eines Sabbats zurückkehrend bemerkte, daß er vergeſſen hatte abzuſchließen.

Und wirklich hatte ſich ein Fremder, ſeltſamen Ausſehens, eingeſchlichen. Der König fragte zornig, wer er ſei, der unangemeldet das Gemach eines Königs zu betreten wage?

„Ich bin," erwiderte der Fremde, „einer, der die Könige nicht fürchtet und den kein Riegel und kein Vorhang einzutreten hemmt." Der König ſagte traurig: „Dann biſt du der Tod!" legte ſich ruhig auf ſein Lager und gab den Geiſt auf.

Der Leichenzug.

Will denn kein gottbegeiſtert Lied
Zum Harfenſchlag erſchallen?
Der königliche Sänger ſchied,
Der Stral aus Zions Hallen.

O, Stadt der Städte! wie verwaiſt
Stehſt du im Wittwenkleide!
Dir iſt entflohn der holde Geiſt —
Du weinſt in tiefem Leide!

Und es beginnt der Leichenzug,
Faſt nicht zu überſchauen —
Empor ein banges Weinen ſchlug
Vom Chor der Klagefrauen.

Das Heer geht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten;
Und in der Ferne folgen bang
Die Prieſter und Leviten.

Trübheiße Glut drückt Kanaan,
Kein Hauch in Palmenzweigen,
Der Oſtwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen ſchweigen.

Da ſchwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreiſen,
Die letzte Ehre auch, dem Sohn
Des Liedes, zu erweiſen.

Und ſpannet ſeine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Daß ſo gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger ſchreiten.

Der Adler deckt den König nur,
Deß Geiſt auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Stral durchfuhr,
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun beſtattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langſam ſich empor der Aar
Mit rauſchendem Gefieder.

Nebi Samwil.

Aſchenhügel vom alten Opferdienſte. — Ramathaim Zophim. — Mizpa. — Samuels Grab. — Pilger aus den Dardanellen. — Gräber der Richter.

Kurz nach Sonnenaufgang holte mich Herr Endlicher ab. Wir ſtiegen zu Pferde von einem bewaffneten Diener begleitet, und ſprengten heiter nach den eine Viertelſtunde von der Stadt entfernten Aſchenhügeln, die man für Ueberreſte vom alten Opferdienſte des Tempels hält.

Dieſe Aſchenhügel ſind von bläulich grauer Farbe, deren einer beiläufig eine Höhe von 40 Fuß mißt. Eine unſichere Ueberlieferung bezeichnete ſie als die Aſchenhaufen der Brandopfer aus dem Salomoniſchen Tempel; während ſich die Meiſten hinneigten, ſie für Potaſchenüberreſte der Seifenſiedereien in Jeruſalem zu halten. Herr Finn lenkte die Aufmerkſamkeit auf dieſe Hügel und eine nach München überſendete Aſchenmenge veranlaßte eine Unterſuchung Liebigs. Dieſer zufolge iſt die Aſche wirklich als von den Brandopfern herrührend anzunehmen, denn ſie enthält vorwiegend thieriſche und keine vegetabiliſchen Beſtandtheile, denen ſogar kleine Knochentheilchen und Zähne beigemiſcht waren.

Wie überall um Jeruſalem über ſteinigten Boden, zwiſchen zerſtreut gepflanzten Oelbäumen, an den Gräbern der Richter vorüber gelangten wir in eine völlig unfruchtbare Landſchaft, durch die wir nach einem zweiſtündigen Ritte an ein kleines Dorf

kamen, das mitten in einer ſchönen Pflanzung von Feigenbäumen, Granatäpfeln, Oliven und Weinreben liegt.

Hinter demſelben ſtiegen wir die 500 Fuß ſteile Höhe von Ramathaim Zophim empor, wo der Mann Gottes Saul entgegen kam, als er die Eſelinnen ſeines Vaters ſuchen ging. Neuere Forſchung hat auch dieſen Berg, wo das Rama des Propheten Samuel gelegen haben ſoll, angezweifelt und mit ſcharfſinnigen Beweiſen die Stadt des Propheten im heutigen Dorfe Roba gefunden. Hier erkannte ſie die weithin ſchauende Mizpa, was Warte heißt, wo die Stämme Israels oft zuſammenkamen, Samuel ſie richtete und dem Herrn Opfer brachte. Wir wollen diesmal der dreifachen Ueberlieferung der Juden, Mohammedaner und Chriſten folgen und uns in unſerm Glauben nicht ſtören laſſen; jedenfalls ſtehen wir auf heiligem Boden!

Auf der Höhe angelangt befanden wir uns vor einer verfallenen Moſchee, ſie iſt auf den Grundmauern eines lateiniſchen Kreuzes erbaut, wahrſcheinlich auf den Trümmern des Kloſters St. Samuel, das zur Zeit der Kreuzzüge ſich hier befunden hat.

So diente dieſer Berg, wie mancher Miniſter der Gegenwart, je nach Umſtänden den entgegengeſetzteſten Syſtemen, dreien Religionsſtiftern: Moſes, Chriſtus, Mohammed.

Alte in Felſen gehauene Bauwerke liegen in Trümmern ringsumher, in denen noch drei Waſſerbehälter zu erkennen ſind.

Wir ſtiegen von den Pferden; ein kleines zehnjähriges Mädchen von ſchönem Angeſichte, faßte die Zügel unſerer Thiere zuſammen, um ſie während unſeres Aufenthaltes zur Tränke zu führen und zu halten.

Der wüſt genug ausſehende ſteinerne Bau nahm uns auf. Wir ſtiegen eine Treppe empor und befanden uns in einer Halle, die nach drei Seiten hin offene Fenſter hatte. Es iſt ein gewaltiger Ausblick hier nach allen Richtungen: Jeruſalem und der Oelberg ſchließen den Horizont nicht ab; das todte Meer ſchimmert fern her und die Berge hinter dem Jordan ragen empor. Näher liegt das Kloſter St. Johann in der Wüſte, das alte Engaddi. Nach einer andern Seite ſtreckt ſich die Küſten-

ebene mit Dörfern, der hohe Thurm von Ramleh und Jaffa, wiewohl nur dem bewaffneten Auge sichtbar und wie ein weißer Blitz: das mittelländische Meer. Es lagert auf dieser weiten Landschaft eine erhabene Einsamkeit und Stille.

Nachdem wir uns auf die Strohmatten der Terrasse gelagert hatten, um uns vom Ritte und trotz des frühen Morgens von der Sonnenglut zu erholen, nahmen wir ein kleines mitgebrachtes Mahl von Brot, Eiern, Käse und Wein ein. Plötzlich nahte eine lärmende Karawane, die zu uns heraufkam. Es waren dreizehn orientalisch gekleidete Juden. Der Vornehmste unter ihnen, ein stattlicher weißbärtiger Greis, Herr Isak Rußo aus den Dardanellen, kam, nachdem er ein wechselvolles Leben als Dragoman durchlebt hatte, nach Jerusalem, um dereinst da zu sterben. Zwölf seiner Freunde begleiteten ihn, sie wallfahrteten nach Hebron, Zafet und Tiberias und werden nach Beendigung der Pilgerreise von ihrem Freunde für immer Abschied nehmen und zurückkehren in ihre Heimat. Er aber wird bleiben, um sich „nach hundert Jahren" im Thale Josafat begraben zu lassen.

Die Pilger stimmten das Morgengebet an, und wieder klang die uralt heilige Sprache, wie vor Jahrtausenden auf der schönen Höhe über Felsen und Schluchten des gelobten Landes hinaus. Jeder Einzelne ließ dann vom Vorsänger das Gebet für irgend einen verehrten Todten sprechen; ich für den frommen hingeschiedenen Herrn Simon von Lämel, dem sich ein Mischberot, ein Segensspruch für Frau Elise Herz anschloß.

Nach dem Gebete stiegen wir eine Treppe herab in einen großen, viereckigen, von Mauern umgebenen Raum, der von einer eingebrochenen Wölbung nicht mehr ganz gedeckt ist. Aus dieser Halle, die mit Steinen, theils mit ärmlichen Hausrat gefüllt war, traten wir durch ein schlechtes Holzgitter, das die Halle theilt, zu dem Sarge des Propheten. Jeder von uns zündete eine Oellampe, die ein Synagogendiener aus Jerusalem mitgebracht hatte, zu Ehren der heiligen Stätte, an. Wir sahen von einem schmutzigen Wolltuche überhangen einen langen Sarkofag, an dessen vier Ecken kupferne Ezchajim, Lebensbäume, angebracht sind.

Wir hoben das Tuch empor und ſahen eine weiß übertünchte, oben etwas gewölbte ſteinerne Truhe, die durchaus nicht den Eindruck eines antiken Werkes macht. In der Mitte des Raumes, auf dem wir uns befanden, klaffte ein Loch das wie in einen Keller, in das eigentliche Grab geht. Wir leuchteten hinab, ohne irgend einen Gegenſtand in der leeren Gruft entdecken zu können. Der Muezim der Moſchee führte uns in einen Seitenraum und zeigte einen mit Steinen verlegten Eingang, der durch einen kleinen abwärts geſenkten Gang zu der eiſernen Thüre der Gruft führen ſoll, die, wie er ſagte, noch niemals geöffnet worden iſt.

Wir ſtiegen wieder die Treppe hinauf zur weitbinſchauenden Halle und wurden mit Tſchibuk und Kaffee bedient. Ich fragte den Muezim, ob viele Pilger herauf kämen? „Nicht viele", erwiderte er, „und mehr Juden und Mohammedaner, als Chriſten."

Wir nahmen von den Pilgern Abſchied, ſtiegen zu Pferde und jagten den Berg hinunter über die friſchgrüne Bahn am Fuße deſſelben hinaus, bis uns der Boden langſam zu reiten zwang. Nach einer Stunde waren wir wieder an den Gräbern der Richter angelangt.

In einem freundlich bepflanzten Thale, dem Wady Beit Hanina eine kleine Anhöhe entlang, wo die kleine Waſſerſcheide zum mittelländiſchen Meere ſich abſenkt, befindet ſich eine Anzahl von Grabhöhlen mit ſchön gemauerten Portalen. Wir ſtiegen in einige und fanden ſie in einzelne Grabkammern getheilt, in denen ſich Niſchen für die Todten befinden. Durch eines dieſer Portale gelangten wir in eine Vorhalle, in welcher vier ſchmale niedrige Pforten in Seitenkammern führen, in denen ſich an ſiebenzig Niſchen befinden, daher man ſie für die Gräber des Sanhedrins hielt. Die Juden verehren in ihnen die Gräber der Richter und halten ſie heilig. Sie gehen nicht vorüber, ohne in eines derſelben hinab zu ſteigen und ein Gebet zu verrichten.

Vor einem derſelben ſtanden zwei Männer, die einen Schlauch mit Waſſer einem Eſel auf dem Rücken feſter banden. Neben ihnen

waren zwei mohammedaniſche Frauen, die ſich als wir näher traten, nicht verſchleierten. Wir baten um Waſſer, das uns in freundlichſter Weiſe gereicht wurde. Die Frauen trugen einen eigenthümlichen ſilbernen Kopfſchmuck; als ich mich ihnen, um denſelben zu betrachten, näherte, ſtießen mich beide entrüſtet zurück.

Ich ließ ſie durch unſere Diener bedeuten; ſie fingen aber laut zu zanken an, während ſich die Männer ruhig verhielten.

Wir ſetzten uns wieder zu Pferde und ſprengten im Wettlauf in zwanzig Minuten bis an das Jaffathor.

Siloa.

Burgartiger Anblick. — Miſtſammlerinnen. — Weidende Thiere. — Rogel. — Lederner Eimer. — Siloa und Gichon. — Grotte der Nymphe Egeria. — Golgata und Vatikan. — Ein ſiehendes Mädchen.

Ich ritt eines Tages mit Herrn Endlicher Morgens um 6 Uhr zum Zionthore hinaus, den ſteilen Berg hinab, zur Siloaquelle.

Im Thale angelangt, das mit Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, mit Oleandern und Weinreben bepflanzt iſt, gewährte, wenn wir rückwärts ſahen, der Stadttheil über uns einen großartigen Anblick. Er gleicht einer gewaltigen, mit hohen Mauern, Zinnen und Warten geſchützten und geſchmückten Burg des Mittelalters, die auf hohen Felſen ruhend, unbezwingbar erſcheint.

Im Thale waren Männer und Frauen mit Feldarbeit beſchäftigt. Einige von den letzteren ſammelten ſorgfältig den Miſt der häufig hierher zur Weide und Tränke getriebenen Thiere in kleine Haufen, die ſie, damit er nicht wieder zerſtreut werde, mit Steinkreiſen umgaben. Sie zogen den Schleier, wahrſcheinlich um ſich in der Arbeit nicht zu ſtören, nicht vor und ſchenkten uns überhaupt keine Aufmerkſamkeit.

Das kleine Thal bot einen ganz lebhaften Anblick. Kühe, Schafe und Ziegen weideten zerſtreut umher. Der Brunnen, von den Arabern Ejub, Hiobbrunnen genannt, der Rogel der heiligen

Schrift ist tief mit großen Steinen ausgemauert. Kolossale Steinblöcke und ein großer Wassertrog liegen an einem zerbrochenen Bogenwerke umher. Hier stand ein alter Mann, der mit einem rinnenden, schlauchartig genähten, ledernen Eimer an einem Stricke Wasser für uns schöpfte. Zu einem Schöpfrade, oder einer sonst bequemen Vorrichtung hat es Sirien und Palästina seit Jahrtausenden noch nicht gebracht.

Das laue Wasser hatte einen eigenthümlichen Geschmack, salzig soll es nur schmecken, wenn das Wasser höher steht.

Der anliegende kleine ummauerte Teich, zu dem einige Stufen bis unter die Oberfläche führten, war nur halb von einem mit grünem Schlamme bedeckten Wasser erfüllt, dieß ist der 53 Fuß lange, 18 Fuß breite Teich, oder die Quelle Siloa; von welcher der Koran sagt: „Zemzem und Siloa sind zwei Quellen des Paradieses."

Eine steinigte Anhöhe hinauf kamen wir zur zweiten Quelle. Wir stiegen sechzehn breite Stufen zu einem kleinen Vorplatze, von welchem aus noch acht Stufen hinab zur Quelle führen, wo sie aus antikem Felsenschnitte emporquillt. Die Christen nennen sie die Quelle der Jungfrau. Der gelehrte Rabbi Schwarz wies aus Schriftstellen nach, daß sie die Quelle Gichon und mit der Quelle Siloa identisch sei, von der durch einen in den Fels gebauenen Gang der Siloateich gespeist werde. Robinson durchkroch mit vieler aufopfernder Mühseligkeit den Gang und fand ihn 1750 Fuß lang. Auch beobachtete er eine der Ebbe und Flut ähnliche Erscheinung, die bis jetzt noch nicht erklärt ist.

Wir saßen lange in der frischkühlen Dunkelheit von Felsen umwölbt. Gedanken, die sich in Jahrtausende vertieften, zogen an mir vorüber. Plötzlich stand in meiner Erinnerung eine andere Grotte in einem eben so einsam stillen Thale, nahe einer anderen Weltstadt vor mir — die Grotte, in der ich vor zwei Jahrzehnten saß, in welcher der König Numa die Eingebungen der Nymphe Egeria empfing. Jerusalem und Rom, zweimal in der Weltgeschichte mit einander verbunden, in alten Tagen als Besiegte und Siegerin durch Titus, den „Bösewicht" wie ihn die

Juden noch heutzutage nennen, und in ſpäterer Zeit durch Golgata und Vatikan. Welche Geſchichte wird der Pilger nach einem Jahrtauſend wieder zurückzudenken haben?

Ein Mädchen in einem weiten, langen blauen Kleide, baarfuß, mit Spangen um Fußknöchel und Arme kam mit einem Kruge, den ſie auf der Schulter trug, die Stufen herab. Als ſie uns ſah, kehrte ſie raſch um und war ſelbſt gegen eine vorgezeigte Silbermünze nicht zu bewegen, uns Waſſer zu ſchöpfen.

Wir ſtiegen die Treppe wieder empor und ſahen durch eine dem Felſen eingeſchnittene Rinne hell und friſch die Quelle gehen. Wir knieten nieder und tranken aus ihr.

Bethanien.

Grab des Lazarus. — Königin Meliſinde. — Kaiſerin Maria Thereſia. — Strohmatten.

Zu Pferde geſtiegen, ritten wir aus dem Siloathal in das von Joſafat, an Gräbern vorüber, zwiſchen ihnen hin und empor und langten nach einer halben Stunde in Bethanien an.

Etwa zwanzig elende Häuſer, deren Mauern da und dort fugengeränderte antike Steine eingebaut zeigen, ſind über die ſteinigte Höhe hingeſtreut.

Ein etwa zwölfjähriges, ſonnegebräuntes Mädchen mit großen ſchwarzen Augen, minder ſcheu als das am Siloabrunnen, nahm die Zügel meines Pferdes, um ſie zu halten, bis ich aus dem Grabe des Lazarus, das die Mönchsüberlieferung hierher verſetzt, wieder heraufkommen würde. Wir ſtiegen ſechsundzwanzig Stufen tief hinab, während wir uns mit mitgebrachten Wachslichtern den Weg erleuchten. Die Kirche, die ehemals ſich über demſelben erhob, iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden; ebenſo das Kloſter, das die Königin Meliſinde hier für ſchwarze Nonnen erbaute.

Alles war einſam und ſtill; keiner der Bewohner, die künſtliche Strohgeflechte verfertigen, ließ ſich ſehen, weder aus Neugierde, und was noch merkwürdiger iſt, auch nicht, um Backſchieſch zu betteln. Das Mädchen allein, das mein Pferd hielt, bat um ein ſolches, war aber nicht zu bewegen, von den Silbermünzen, die ihr um die Stirne als Schmuck hingen, zu verkaufen.

An den Schläfen endete das funkelnd weiße Stirnband, mit je einem Thaler, auf dem das Bruſtbild der ſchönen deutſchen Kaiſerin Maria Thereſia mich heimatlich anſah.

Wir ſaßen wieder zu Pferde und ſprengten den Oelberg empor, um wieder der ſchönen Ausſicht auf Jeruſalem froh zu werden. Der Moſcheewächter bewirtete uns oben mit Limonade Tſchibuk und Kaffee, während wir bequem auf Strohmatten, moſaikartig geflochten, auf einem Kunſtprodukte Bethaniens, ausruhten.

Gethsemane.

Keine achtzehnhundert Jahre alt. — Lacrimä Christi Wein. — Ein Zweiglein der Oelbäume.

Nachdem wir uns genug gerubt hatten, ritten wir nach abwärts zum Garten Gethsemane. Ein von weißen Mauern eingefaßtes Längenviereck nahm uns auf, nachdem der Gärtner, ein italienischer Franziskaner, die kleine eiserne Thüre geöffnet hatte.

Acht zerklüftete Olivenbäume, denen jedoch die Botaniker kein achtzehnhundertjähriges Alter zuerkennen, und eine große Zipresse warfen Schatten über zierlichst angelegte Beete, in denen Rosen, Levkojen, Nelken blühten und von Rosmarin eingefaßt waren. Eine Laube von leichtem Holzwerke gezimmert, lehnt an der, der Stadt näheren Mauer. Von Weinreben umrankt, deren Saft mit besserem Rechte Lacrimä Christi genannt werden könnte, als der, den uns einst der Eremit auf dem Vesuv kredenzte, lud uns die Laube zum Ruhen ein.

Als eine außerordentliche Gunst, die wir der Bekanntschaft Herrn Endlichers mit dem heitern Gärtnermönche zu danken hatten, wurde uns Jedem, da dies namentlich zur Pilgerszeit streng untersagt ist, ein kleines Zweiglein von den Oelbäumen gepflückt und von der Rinde ein Miniaturfragment abgebrochen.

Es war ein friedlich schönes Weilen in dem kleinen Garten, ein Anblick, der in Jerusalem so selten ist.

Die Grabkirche.

Die Juden abgewehrt. — Entgeisterung. — Shakespeare's Dramen. — Ernste Stimmung. — Das Grab. — Juden und Mohammedaner als Kirchenbauer. — Vielverbreiteter Irrthum. — Stalaktitenhöhle. — Kopten als Schwalben. — Gottfrieds und Balduins Sarkofage. — Kaffeeküche. — Golgata verkleidet. — Raritätenkabinet. — Der Erfinder des Tätowirens.

Wer sollte in Jerusalem sein und nicht das Verlangen haben auch die Grabkirche zu sehen? Der jüdische Pilger aber, wenn er ein historisches, oder künstlerisches Interesse daran hat, darf es nicht wagen, sich auf die der Christenheit so heilige Stätte zu begeben.

Es scheint dieser Fanatismus kein kluger zu sein. Nirgend mehr als in Jerusalem suchen die Christen Juden zu bekehren. Wenn sie dieselben nun gewaltsam von der Grabeskirche entfernt halten, so geschieht dies gewiß zu geringerer Befriedigung der Bekehrungslust. Oder ist man der Meinung, daß sich die Juden dann um so weniger bekehren ließen?

Ein seltsamer Widerspruch ist es freilich, daß es die Christen nicht stört, wenn der durch sein Religionsgesetz unversöhnliche Feind des Christenthums, der Mohammedaner, durch die Kirche frei und ungehindert geht, während der Jude nicht einmal dem Vorplatze, oder den der Kirche zunächst anliegenden Gassen sich nähern darf. Das Verbot der Christen ist übrigens überflüssig, denn der in Jerusalem ebenfalls fanatischere Jude betrachtet eine Kirche als einen unreinen Ort, dem er nur, wenn er nicht anders kann, mit Scheu sich nähert.

Ich mußte zu sehr früher Morgenstunde, wo kaum ein Besucher in der Kirche ist, sie betreten, der mohammedanische Kawaß des österreichischen Consulates begleitete mich. Auf dem schön gepflasterten Vorplatze mußte ich warten; der Kawaß ging die Pforte, vor welcher mehrere Arme beteten, öffnen zu lassen. Ich war allein und konnte ungestört die schöne, wenn auch künstlerisch nicht einheitliche Façade betrachten. Eine der Kirche unmittelbar angebaute Gärberei verbreitete den einer solchen eigenthümlichen Duft. Zwei Männer kamen aus dem Gebäude und schütteten, unbekümmert um den Platz, aus einem Kübel weithin ausgelaugte Lohe. Der Kawaß kam, nachdem ich längere Zeit gewartet hatte, und das hohe Portal wurde aufgemacht. So war ich denn nach anderthalb tausend Jahren der erste Jude, der diese Räume betrat, oder doch davon Kunde giebt.

Immer wieder, wenn wir einem großartigen Monumente gegenüber treten, vorzüglich wenn Religion und Geschichte es ehrwürdig machen, wenn es die Fantasie in verklärender Ferne sich wiederholt aufbaute, tritt eine ankühlende Enttäuschung ein.

So erlebte ich es vor der St. Peterskuppel in Rom, vor der Akropolis in Athen, vor den Piramiden in der Wüste. Das Alles wölbte und giebelte sich höher und fantastischer empor und war von einem Glanze und einem heiligen Hauche umweht, den die noch so kühnen Wölbungen, die mächtig ragenden Säulen und Bogen in der Wirklichkeit nimmermehr haben. Geistvolle Schilderungen der Grabkirche, die ich gelesen hatte, brachten eine ungleich fantasievollere Wirkung in mir hervor, als sie selbst.

Ich liebe es nicht Shakespeare's Tragödien — geschriebene Dome — dargestellt zu sehen. Die Coulissen und Soffitten verengen und verkleinern die Szene und die Gestalten. Beim Lesen aber, wo die Handlanger, welche die Coulissen vor- und rückwärts schieben, nicht stören, ist die weite Welt als Hintergrund der Handlung zu sehen. Es sind die ewigen Berge selbst die Coulissen, die hochfliegenden Wolken mit ihren Sonnenstralen und Blitzen die Soffitten; der Königssaal und die wilde Schlucht stehen so großartig und prächtig, so schwarzgrün und schauerlich vor

dem Auge der Fantasie, wie sie niemals ein Dekorazionsmaler lebendig machen kann.

Noch tönen Tasso's Gesänge, die Verse Klopstock's, wie Orgeltöne feierlich in meinem Ohre, noch vernehme ich die Verzückungen Chateaubriands und um auch Anwiderndes zu nennen, die andächtelnden Phrasen Lamartine's, die sie dem weltbistorischen Grabe zu Ehre anstimmten; eines Grabes, das allein hunderttausende Leben der Kreuzfahrer wert schien, um es zu erobern. Und haben wir es nicht selbst erlebt, welchen unheilvollen, zu keinem Siege führenden Krieg die heiligen Stätten heraufbeschworen haben? So trat ich, wenn auch anders denkend und glaubend, doch mit jener achtungsvollen Scheu, die ein historisch ehrwürdiges, architektonisch interessantes Bauwerk in uns wach ruft, an dasselbe heran.

Ich werde weder eine geschichtliche noch kunsthistorische Schilderung der Grabkirche hier versuchen und die tausend und aber tausend Beschreibungen derselben nicht vermehren. Ich werde die Gedanken, die in einem Juden, gerade in dieser Kirche auftauchen, nicht niederschreiben, weil sie kaum unbefangen aufgenommen werden dürften, ich werde nur einen skizzirenden Umriß der Kirche, wie sie sich in meinen Augen spiegelte, versuchen.

Durch ein hohes Portal eingetreten, wurde ich auf eine schöne Marmorplatte aufmerksam gemacht, auf der Jesus Christus von Josef von Arimathia gesalbt worden sein soll. Weiter vorschreitend, befand ich mich unter der kühn gewölbten Kuppel der Kirche, die auf sechzehn gewaltigen Säulen ruht, durch die sich zwei Galerien in der Höhe hinziehen. Die Rotunde mit buntem Mermormosaikboden beträgt etwa siebzig Fuß im Durchmesser. Die Kuppel ist, wie die im Pantheon zu Rom in der Mitte offen, so daß der Himmel herein sieht; aber sie zeigt ihn nunmehr auch an vielen andern Stellen, wo nämlich das Kupfer von Rost durchfressen, oder von den Griechen mit Absicht zerstört ist. Diese wollen den Bau durchaus notwendig machen, ihn auf ihre Kosten führen und so ihren Anspruch an den Besitz der Kirche erhöhen. Von der den Griechen angehörenden Terrasse allein kann man auf

die Kuppel gelangen, und es fällt auf, daß sie an dieser Seite zumeist zerstört, während die den Stürmen preisgegebene Nordseite, die aber nicht zugänglich, fast unversehrt ist. Durch die Fugen und Löcher zwitscherten jene Vögel, deren sich Venus zu ihrem Gespanne bedient, gleichsam daran mahnend, daß die heidnischen Römer hier zum Hohne der Christen einen Tempel dieser Göttin aufgerichtet haben. Eine Sekte gewährt der andern die Freiheit nicht, das Dach der Kuppel auszubessern, weil jede fürchtet, daß dadurch der anderen ein größeres Eigenthumsrecht an der Kirche erstehe.

„Wir hoffen" sagte mein italienisch erklärender Führer, „der Großsultan werde die Kuppel neu eindecken lassen."

Seitdem der Beherrscher aller Gläubigen, dem es ein Religionsgesetz ist, das Kreuz mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Großkreuze der christlichen Könige auf der Brust trägt, ist er auch allerdings geeignet, gleichsam ein Patron der heiligen Grabkirche, sie großmütig eindecken zu lassen.

Sind nicht auch die Giebel an der St. Stefanskirche in Wien zu großem Theil von geldbeitragenden Juden gebaut? Wie sich doch die Zeiten wandeln! An fast jeden mittelalterlichen Dombau knüpft sich irgend eine Sage, wie der Teufel selbst in irgend einer Weise den frommen Bau, wenn auch widerwillig fördern mußte. Der Teufel hat in unseren Tagen menschliche Gestalt angenommen. Juden und Mohammedaner bauen christliche Kirchen aus.

Es scheint uns hier die Stelle geeignet, einen Irrthum christlicher Pilger aufzuklären, der in Wort und Schrift wiederholt ausgesprochen worden ist, daß die heiligste Stätte der Christenheit sich im Besitze der Mohammedaner befinde. Dem ist nicht so! Die türkische Regierung nimmt durchaus keinen Einfluß auf den christlichen Besitz, dieser ist außer allem Zweifel und mangetastet.

Die Thatsache ist folgende: Drei mohammedanische Familien haben seit Jahrhunderten, um es so zu nennen, das Pförtnerlehen bei der Kirche. Um Unordnungen zu vermeiden, hält nur

eine dieser Familien den Schlüssel und theilt mit der anderen den kleinen Pförtnerlohn von 60 Para d. i. 7 Kreuzer fürs Aufsperren. Wenn das große Thor geöffnet wird, sind 70 Piaster und wenn es den ganzen Tag freien Zutritt gewährt, 100 Piaster zu bezahlen.

Aber ich gestehe, daß selbst dies mir als frevelhafte Parodie des Hälters der Himmelsschlüssel erschien. Als ich gegen einen katholischen Priester in Jerusalem mein Befremden darüber äußerte, erhielt ich die frappante Antwort: „Danken wir Gott, daß dem so ist. Jeder der es mit der Würde und Heiligkeit der Religion gut meint, müßte darum bitten, wenn es anders wäre. Wie der trojanische Krieg um die heilige Helena, der wir die Auffindung des heiligen Kreuzes verdanken und die bei uns begraben liegt" fuhr er im seltsamsten Anachronismus befangen, zu reden fort, „würde unter den christlichen Sekten der Kampf um den Schlüssel beginnen. Welche entehrenden, vielleicht blutigen Schauspiele würden sich abspielen! Endlich ist die Kirche selbst durch einen mohammedanischen Pförtner vor dem Fanatismus der Mohammedaner am besten geschützt."

Wir waren an eine offene marmorne Kapelle herangetreten, die in der Rotunde steht und von der Kuppel hoch überwölbt ist. Ich trat in einen von fünfzig silbernen Lampen, die an silbernen Ketten hängen, erhellten Raum. Unter dieser Lichtglorie ist ein Stein, den die Legende als jenen bezeichnet, auf welchem der Engel saß und verkündete, daß Christus nicht mehr im Grabe zu finden sei. Aus dieser Kapelle, dem Eingange gegenüber, trat ich, durch eine kleine niedere Oeffnung mich tief beugend, in einen dunkeln engen Raum, wo sich ein sechs Fuß langer marmorner Grabtrog befindet, dies ist das Grab Christi.

Ernste und scharfsinnige Forscher haben in neuerer Zeit bewiesen, daß alle diese Stätten nicht diejenigen sind, als welche sie bezeichnet werden, und daß die wirklichen unbekannt sind. Selbst ein katholischer Priester, der ironisch poetische Alban Stolz, wenn er von all den Stätten spricht, erlaubt sich überall das zweifelnde „soll".

Eine in Legenden und Sagen schwelgende Fantasie ist überall hier einer wunderseligen Andacht der aus der Ferne heran Pilgernden entgegen gekommen. Ein psychologisch denkendes, verständnißinniges Mönchsgeschlecht that übrigens gut daran, den nach sichtbaren Gegenständen und Erinnerungsmalen sich sehnenden frommen Pilgern solche zu zeigen. Einfache, äußerer Anregungen bedürfende, kindlicher Einfalt volle Menschen werden durch sie zu elegischer Andacht gestimmt, zu seliger Inbrunst entflammt.

Ich stand einst in einer großartigen Unterwelt. Alabasterblanke Stalaktiten spiegelten magisch den roten Glanz der Fackeln. Bald trat ich in einen Raum, den der Führer einen Dom nannte. Wir schritten die Stufen zu einem eisfunkelnden Throne empor, dann gingen wir Säulenfluchten entlang und blieben vor Altären stehen, über die herab weiße Baldachine von unseren Fackeln rot verbrämt hingen, und wieder zeigte man ein pfeifenähnliches Gebilde, als eine lautlose Riesenorgel. Diese Benennungen entsprachen freilich nicht ganz den Gegenständen, eine willige Fantasie ließ sich jedoch leicht anregen, um weiter zu bauen, Manches wegzudenken, und es entstand eine den Gebilden entsprechende Stimmung, die sich bald in einer Kirche, in einem königlichen Palaste, oder vor Obelisken träumen mochte.

So mag es dem frommen christlichen Pilger in der Grabkirche ergehen. Er erhält eine poetisch erfundene Szene für alle Gestalten und Gruppen der ihm heiligen Geschichten, die Illustrazion der Urbegebenheiten des Christenthums, ein marmornes Bilderbuch mit blauen, goldenen und silbernen Inizialen und Arabesken. Jedenfalls verehrt die Christenheit seit anderthalb tausend Jahren diese Stelle als das Grab Christi und so mag sie, wie ein Denkmal, das den Todten nicht birgt, aber ihm zum Gedächtniß errichtet worden ist, von gläubig Verehrenden begrüßt, aber von den sich anfeindenden Sekten wenigstens mit keinem Blute befleckt werden.

Wir belächeln mitleidig die tanzenden, oder die heulenden Derwische, oder diejenigen, die sich unter die Füße des über sie wegreitenden Sultans werfen.

Wie groß erscheint ein so crasses Barbarenthum gegen das Thun der Christen, die sich an dem ihnen heiligsten Grabe, am Sarkofage Christi, erschlagen, um an dem jährlich regelmäßig vom Himmel fallenden Feuer am Ostertage, zuerst die Kerze anzuzünden, oder dergleichen. An der Seite der Kapelle befindet sich die Oeffnung, durch die das Feuer sehnsuchtsvoll Andächtigen heraus gereicht wird. „Dieses Wunder", erklärte mir mein katholischer Führer, „machen diese Heräticker nur um mehr Geld von den Pilgern zu bekommen." In naiver Redseligkeit erzählte er mir auch, daß sich Pilger von den Heräticker gegen eine fromme Geldspende die Erlaubniß erbitten, mit ihren Frauen, deren Ehe nicht gesegnet ist, über Nacht in der Grabkirche eingesperrt beten zu dürfen. Und die Frauen ziehen dann von Hoffnung beseelt in ihre Heimat zurück.

Rührend erschien mir an der äußeren Rückwand der Grabkapelle der kleine hölzerne Altar der armen Kopten, wie das Nest eines aus weiter, weiter Ferne herübergezogenen Vogels, das einem mit vergoldeten Gebälken gezierten Marmorpalast angebaut ist. Diese demutvolle Armut schien mir besser zu dieser Stätte zu passen, als all der Prunk der armenischen und der griechischen Kirche, welch letztere in ihrer Mitte durch eine Säule den Mittelpunkt der Erde, symbolisch wohl sich selbst bezeichnend, zeigt.

Wir gingen dann in der weiten labyrintischen Kirche, die eigentlich aus vielen Kirchen und Kapellen besteht, die bald nebeneinander, bald hoch oben und wieder unten tief hin gebaut sind, umher: Zum Gefängnisse Christi, zur Stelle, wo er verspottet wurde, wo die römischen Soldaten um seine Kleider gewürfelt haben, wo Maria weilte, indeß ihr Sohn gerichtet ward, zur Longinuskapelle und dreißig Stufen hinab zu der der heiligen Helena. Hier ließ in neuester Zeit der Erzherzog Ferdinand Max statt eines alten hölzernen, einen marmornen Altar stellen, auf dem sich die Gestalt der heiligen Helena, das Kreuz in den Armen haltend, erhebt.

In der Kirche der Lateiner, deren Wänden entlang gebräunte Chorstühle stehen, wehte uns, unangenehm abwehrend, eine entsetz-

liche Ausdünstung entgegen; sie kommt aus einem anstoßenden Gange wo — doch die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben. Ein Mosaikkreis bezeichnet die Stelle, wo Christus Magdalenen als Gärtner erschienen sein soll. Das Altarbild ist, wie alle Bilder in der Grabkirche, völlig unbedeutend und auffallen muß es, wie die sich gern schmückende Kirche gerade in einer, die der ganzen Christenheit angehört, nicht ein wahres Kunstwerk aufzuweisen hat. Gibt es, wenn auch keinen Giotto, Cimabue, Gian Bellino oder Kranach, keinen frommen Maler mehr?

Der Franziskanermönch, der sich hier befand, geleitete mich nach freundlichster Begrüßung in die Sakristei und zeigte mir, sie aus einem hölzernen Kasten hervorholend, die schwere goldene Kette, die Sporen und das lange wuchtige Schwert Gottfrieds von Bouillon, dessen schwarz eiserner Griff Spuren ehemaliger Vergoldung zeigt. Ich zog es aus der modernen, rotsaffanen Scheide und schwang es, mit ernstem Gedankengruße, gegen die Stelle, wo ehemals die Sarkofage des ritterlich romantischen Helden und seines Bruders Balduin in einem dunklen Gange sich befanden. Als nach dem Brande der Kirche im Jahre 1808 die Griechen die Kirche wieder aufbauten, sah man die mit lateinischen Inschriften gezierten und vom Brande verschonten Sarkofage fortragen. Nach einer in Jerusalem verbreiteten Meinung sollen sie noch im griechischen Kloster verborgen liegen, oder vandalisch zertrümmert und die Asche des Helden zerstreut sein, der das Grab ihres Heilands aller Christenheit erobert hat. An der Stelle, wo ehemals die Sarkofage standen, sind steinerne, mit Strohmatten bedeckte Bänke angebracht, die zum Ruhen einladen.

Im Hintergrunde dieses Ganges befindet sich eine kleine Kaffeeküche und wird dem Gaste orientalisch höflich ein Täßchen Mokka angeboten. Mich widerte diese Höflichkeit an diesem Orte unsagbar an.

Der Franziskaner führte uns hierauf Treppen empor, zu kleinen Zellen, die in krummen winkeligen Gängen angebracht sind, in denen immer einige Mönche des lateinischen Klosters Wache halten, Buße thun und fasten. Sie dürfen drei Monate lang die

Zellen nicht verlassen, bis sie von Brüdern abgelöst werden. Ein diesen Zellen angebauter Stall, in welchem ein Mohammedaner Pferde hält, macht diese von üblen Dunst erfüllten Räumlichkeiten für jeden Besucher ekelhaft. Wir entfernten uns so rasch als möglich.

In die Hauptkirche zurückgekehrt, stiegen wir eine Treppe wieder empor und standen in einer kleinen Kirche, deren Decke auf einem Pfeiler ruht, zu dessen jeder Seite ein Altar ist. Wir standen auf Golgata. Aller Fels ist rings umher reich mit Marmor verkleidet; eine silberne Platte unterbricht an einer Stelle den Marmor. Empor gehoben zeigt sie den Spalt im Felsen, der durch das Erdbeben bei Christi Tod im Felsen entstanden sein soll.

Wenn es auch hier gelehrte Forschung unwiderleglich dargethan hat, daß dies nicht die Stätte, wo Christus gerichtet worden ist; so wird sie doch von Gläubigen dafür gehalten und von Denkern symbolisch betrachtet.* Darum sollte dieser Fels nicht um- und verbaut sein. Es wäre freilich von ihm keine Spur mehr auf Erden, denn welcher Pilger von den tausenden und aber tausenden würde nicht, wenn ein noch so kleines Fragment, als Reliquie mitgenommen haben. Aber der Eindruck und die poetische Gewalt ist verloren. Der Fels, auf dem, wie ihn der Talmud bezeichnet, „jener Mann" gerichtet wurde und den die tiefer denkenden Juden als „Heidenapostel" anerkennen, den eine Milliarde Menschen als ihren Erlöser anbetet, sollte nicht so versteckt, unansehnlich und fast unsichtbar gelassen werden. Dieser Fels müßte frei in nackter Einsamkeit, wie der des „göttlichen Dulders" Prometheus, oder doch wie der des kettenschmiedenden modernen Titanen im Weltmeere, emporragen, eine Piramide in der Wüste der Welt! Dieser Fels, wenn er der wirklich historische wäre, würde den Vandalismus zur Großartigkeit erheben: den Riesenbau der Grabkirche ringsum abzubrechen und die marmornen Trümmer in weitem ehrfurchtsvollen Kreise, als umfassenden Ring über die Berge Jerusalems zu schleudern.

Ich wurde von meinem Führer durch alle diese Räume, ich darf das Wort brauchen: gehetzt. Er mochte gerne, sobald als

möglich sein Geschäft, für das er fünf Franken zu bekommen hatte, vollendet haben und seine eintönige eingelernte Art zu erklären, war geradezu eine widerliche. Ich empfing zu meinem Leid den Eindruck eines zwar großartigen, aber nur eines Raritätenkabinettes. Meine gespannte Erwartung, meine erhöhte Stimmung, mit denen ich gekommen war, wichen einer geistigen und körperlichen Abspannung, zu der eine Aufgeregtheit über ein für mich immerhin bedenkliches Unternehmen noch mehr beigetragen haben mochte. Mussa, der Kawaß, vertraute mir später, es habe ihn der Führer, weil er mich keinerlei christlich übliche Verehrung den heiligen Stätten bezeigen sah, besorgt gefragt: ob ich denn kein Christ sei? Er habe ihn aber mit der Auskunft beruhigt: ich sei ein närrischer Engländer und dieses Volk, wenn auch christlich, sei ein berätisches.

Durch das Portal hinaus tretend, saß der mohammedanische Pförtner mit einigen Freunden gekreuzter Beine auf einem Teppich, behaglich Rauchwolken blasend, die sich in die Kirche hinein verzogen, und Kaffee trinkend. Hier verzehrt er auch sein Mahl, das ihm aus den Klöstern gesendet wird.

Vor der Kirche wurde ich von zwei Männern angesprochen, ob ich nicht irgend ein Heiligenbild mir auf den Arm tätowiren lassen wolle?

Die heilige Schrift verbietet mit klaren Worten das Tätowiren: „Ihr sollt nicht eingeätzte Schrift an euch machen.“ Die moslemitische Legende läßt, im Gegensatze zu diesem Verbote, keinen Anderen als den König David selbst das Tätowiren erfinden. Als dieser, erzählt sie, den Verrat an Uria begangen hatte, ergriff ihn tiefe Reue darüber. Um den schmerzlichen Ausdruck derselben sich für das ganze Leben gegenwärtig zu halten, ritzte er sich mit scharfem eisernen Griffel die Selbstanklage in Arme und Beine. Seitdem ist es im Morgenlande Sitte, daß Pilger nach Jerusalem und Mekka ihrem Leibe die Jahreszahl ihrer Pilgerfahrt,

oder einen Koranſpruch einätzen. Es artete dieſer fromme Gebrauch ſpäter aus und Verliebte brannten ihren Armen rote Herzen, wohl auch ganze Liebesgaſele ein. Die Beduinenweiber tätowiren noch heutzutage ihre Lippen blau, oder einzelne Male auf Stirne, Kinn und Wangen, als unvertilgbare Schönheitspflästerchen. Die Kreuzfahrer brachten die Sitte ins Abendland, wo ſie ſich bis heute noch unter Soldaten und Wanderburſchen und — Pilgern nach Jeruſalem erhalten hat.

Das österreichische Hospiz.

Schutträthsel für Archäologen. — Wolken kommen. — Schiebtruhen. — Entdeckte Grotten.

Vom österreichischen Consulatsgebäude, das auf einer Anhöhe am Damaskusthore steht, abwärts in der Spitze des stumpfen Winkels, den die Damaskusstraße und die Via dolorosa bilden, wird das österreichische Hospiz für Pilger und für Kranke gebaut.

Ein ganzer Berg von Schutt mußte abgetragen werden, bis man auf einen steinigten Grund gelangte. Der Schutt durfte aus besonderer Begünstigung des Pascha's unmittelbar vor dem Damaskusthore ausgeschüttet werden. Schon erheben sich ansehnliche Hügel desselben, die künftigen Räthsel für archäologische Kombinazionen. Ich sah der Arbeit der Araber oft zu, die fast immer unter Singen gethan wird. Eines Tages sangen sie: „Wolken kommen!“ und hörten nicht auf, diese zwei Worte den ganzen Tag singend zu wiederholen. Ein Arbeiter gab mit diesen Worten das Signal, daß der ihnen verhaßte, christliche strenge Aufseher nahe. Ein anderes Mal beginnen sie, wenn der Baumeister kommt, etwa: „Sei gegrüßt, o Herr!“ Und diese Worte bleiben der Liedestext für den ganzen Tag. Ich konnte zu jeder Zeit und selbst wenn die Arbeiter in heißester Sonnenglut die ununterbrochene Arbeit verrichteten, viel Heiterkeit unter ihnen bemerken.

Großes Vergnügen bereiteten die ihnen neuen Schiebtruhen mit Rädern zur Wegschaffung des Schuttes. Es gab ein förmliches Wettrennen damit. Dazwischen bewegten sich phlegmatisch

langweilige Kameele, denen die Steinlasten gleich schwer zu beiden Seiten angehängt werden. Kleine Esel mit Kalk, Wasserschläuchen und dergleichen erheben oft ihr grelles Schreien und trotten, angetrieben, munterer zwischen her.

Eines Tages wurden wir mit der Nachricht überrascht, es seien unterirdische Stuben entdeckt worden. Unsere Neugierde war sehr gespannt und wir stiegen auf Leitern in den Unterbau des Hospizes. Wir befanden uns da in einer mannhohen Grotte mit fünf aus dem Felsen gemeißelten, mit ihm zusammenhängenden Säulen, davon zwei viereckig sind, drei wie versteinerte Baumstämme aussehen. Zwei Fenster und eine Thüre waren mit Steinen verlegt. Im steinigten Fußboden, nahe den Wänden, sind runde Löcher, wie zum Durchzuge von Stricken bestimmt, ausgemeißelt, daher die Araber die Grotte für einen Pferdestall hielten. Uns schienen es vielleicht die Behältnisse für wilde Thiere, die für den Zirkus eines römischen Imperators hier gehalten worden sind. Die Kosten einer weiteren Ausgrabung, so anreizend sie war, durften nicht gewagt werden, und so ist eine vielleicht sehr interessante Entdeckung für Jahrhunderte wieder verloren; nur soviel schien sich festzustellen, daß diese Baulichkeiten unter dem Niveau der Via dolorosa sich hinziehen und die ohnehin willkürliche Annahme derselben monumental widerlegen möchten. Eine zweite, dem Damaskusthore nähere Grotte ist höher, aber kleiner, der Boden mit zollgroßen Steinen mosaikartig gepflastert; auf demselben lagen zwei Stücke prächtig weißen Marmors, davon ich, wie auch ein Mosaikfragment, durch die Güte des Herrn Gnehlicher mit in die Heimat brachte.

Das Kreuzkloſter.

Marmorbrüche für das Hoſpiz. — Weiß-Rot. — Sparſamkeit am unrechten Orte. — Die Bundeslade. — Bauſtil. — Schulen und Schlafhallen. — Totes Pferd.

Graf Pizzamano hatte die Freundlichkeit, mir ſeinen arabiſchen Rotfliegen-Schimmel, einen Paßgänger, ſatteln zu laſſen und ich ritt, als wir aus den Grotten heraufgekommen waren, in Begleitung des Herrn Endlicher zu dem Kreuzkloſter. Am Damaskusthore meldete der Kawaß unſern Hinausritt an, um, wenn wir nach ſieben Uhr etwa erſt zurückkehren ſollten, das Thor noch offen zu finden. Wir ſprengten durch eine mit Oelbäumen bepflanzte Thalſchwingung, zur Linken die Stadtmauer gegen das Jaffathor hinauf und gelangten zu den Steinbrüchen, aus denen das Hoſpiz die Steine holt. Es iſt ein poetiſcher Gedanke des Architekten, daß er die Fronten des Gebäudes ſchichtenweiſe mit rotem und weißem Marmor, den öſterreichiſchen Farben, bekleidet, und nur zu beklagen iſt es, daß eine ängſtliche Sparſamkeit die Ausführung eines großartig gedachten Baues hemmt. Es ſollte nicht vergeſſen werden, daß es der öſterreichiſche Klerus, daß es Oeſterreich iſt, das nach ſechs Jahrhunderten zum erſten Male wieder in der heiligen Stadt Fuß faßt und nicht zurückſtehen darf hinter den monumentalen Werken Englands und Preußens. Freilich hatte der urſprünglich ohne Lokalkenntniß voreilig entworfene Koſtenüberſchlag von 60,000 Gulden ſchon das Doppelte erreicht, ohne daß mehr als die Wegräumung des Schuttes und die Grundmauerung möglich geweſen wäre.

Am offenen mohammedaniſchen Friedhofe vorbei, über ſteinigte

Felder, auf denen verſtreut Olivenbäume grau grünen, in eine Thalſchlucht einlenkend, hielten wir nach zwanzig Minuten vor dem Kloſter. Auf einer der kleinen Anhöhen des zurückgelegten Weges, erzählt Geramb, ſoll die Bundeslade geſtanden haben. Wann und aus welchem Anlaſſe gibt der abenteuernde Fantaſt nicht an. Das Kloſter ſteht an der Stelle, wo der Stamm zum Kreuze für Chriſtus gefällt worden ſein ſoll.

Es iſt ſchwer, den Bau dieſes Kloſters zu ſchildern. Weite Höfe, freie Treppen, auf und nieder, große Säle, Erker, ein im Bau begriffener Glockenthurm, bogenübergewölbte Hallen, freie Terraſſen; alles ſcheint ohne Plan und zufällig entſtanden zu ſein, und gewährt eben dadurch ein fantaſieanregendes Bild. Nur ein architektoniſch meſſendes Auge könnte ein ordnendes Geſetz in dieſem modernen arabiſchen Baue erkennen.

Wir ſahen zwei Lehrſäle, wo Knaben in Elementargegenſtänden, Religion, Geographie und Sprachen Unterricht erhalten und wurden hierauf in die wohleingerichtete luftige Schlafhalle der Zöglinge und in den Speiſeſaal geführt, wo in muſterhafter Ordnung für das Abendmahl der Mönche und Zöglinge die Tiſche gedeckt waren.

Auf dem Rückwege hatte ich Mühe, das feurige Pferd zu bändigen. Jagend und über Gräben ſetzend, brachte ich es, mit ſtarker Fauſt die Zügel kürzend, nur dahin, daß es ſich bis zum Ueberſtürzen bäumte. Ich wünſchte mir in dieſem Momente die Schenkelkraft Gottfrieds von Bouillon, der jedem Pferde mit ihr die Rippen einbrechen konnte. Eine uns entgegenkommende Schaar von Kloſtereleven mit den ſie begleitenden Mönchen ſchien es zur Ruhe zu bringen. Ich hörte ſpäter, daß das ſonſt treffliche Pferd zuweilen tolle Launen habe, die ſelbſt dem geübteſten Reiter das Leben koſten können.

Die Dunkelheit hatte uns, wie immer im Morgenlande, plötzlich überfallen. Die vor dem Jaffathore Luſtwandelnden erſchienen im Abſtich zu dem noch roten Abendhimmel ſchwarz und größer. Die weiten Gewänder flatterten im Abendwinde und gaben der ganzen Szene ein fantaſtiſches Anſehen.

Das griechische Kloster.

Ein silbernes Herz. — Ein geweihtes Kruzifix. — Abgelehnte Spende. — Ein berühmter Vater.

Eine geistvoll anmutige serbische Dame in Wien, deren Herz damals bedrängt sein mochte, ließ eines aus Silber formen, als Weihgeschenk für die heilige Grabkirche. Sie bat mich, es dem griechischen Kloster zu übergeben. Mein Name war als der des überbringenden Pilgers in das Herz gravirt, und da ich vom griechischen Patriarchen Jerusalems, der seit Jahren seinen Sitz in Konstantinopel hat, ein Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte, wurde mir der Besuch, den ich nur bis nach Beendigung meiner Mission verschoben hatte, um so leichter. Dr. Fränkel begleitete mich.

Wir wurden von den Priestern, deren edel geformte Köpfe und schöne Gestalten auffielen, auf das Freundlichste empfangen; sie wußten, daß ich Jude sei und fanden nichts Störendes darin, daß ich der Ueberbringer eines Weihgeschenkes, auch ein schön aus Lindenholz geschnitztes Kreuz eines Freundes mit der Bitte überreichte, es auf dem heiligen Grabe zu weihen. Ein Priester wurde in die Grabkirche, die eigends aufgesperrt werden mußte, gesendet, um das Herz am Altare zu befestigen und das Kreuz zu weihen.

Wir empfingen unterdessen Tschibuk und Kaffee, süß eingesottene Früchte, Liqueur und frisches Wasser. Der Stellvertreter des Patriarchen schrieb mir eine griechische Quittung über den Empfang des sich opfernden Herzens, wobei er viele Mühe hatte, meinen Namen richtig zu schreiben, wie denn das Schreiben ihm

keine sehr geläufige Beschäftigung schien. Als ich für das Aufsperren der Grabkirche und das Weihen des Kreuzes, durch meinen Begleiter aufmerksam gemacht, eine kleine Geldspende für die Kirche überreichen wollte, wurde sie mit den Worten abgelehnt: „Wir sind Dir verpflichtet für das Weihgeschenk, das Du zu uns aus weiter Ferne gebracht hast. Der Name der frommen Dame ist mir nicht unbekannt, Gott segne sie und ihren in der Welt berühmten Vater!“ Wir schieden in der freundlichsten Art; etwa zwölf Priester gaben uns das Geleite.

Das armenische Kloster.

Marmor und Farbenpracht. — Bilder ohne Wert. — Straußeneier als Guirlanden.

Eine gleich freundliche Aufnahme, wiewohl ich dahin keine Empfehlung hatte, fanden wir im Kloster der Armenier. Es bildet mit seinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terrassen, seiner Kirche und einem Garten fast einen Stadttheil.

In der Wohnung des Patriarchen, der eben abwesend war, wurden uns auf silbernen Geschirren die üblichen Erfrischungen gereicht. Die Wände des hohen und weiten Saales, in dem wir uns befanden, prangen in Farben und Marmor. Ein kunstreich aus Alabaster gemeißelter Brunnen, schön geformte blanke Messinggitter fallen besonders auf, der Estrich ist bunter Marmormosaik. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht. Noch reicher ist die Kirche mit Marmor, Gold und Perlmutter geschmückt. Die Bilder jedoch sind alle ohne Kunstwert. Eigenthümlich waren vor einem Altare Guirlanden von leeren Straußeneiern, wie Riesenperlen an rotseidenen Schnüren als Zierde angebracht. Ein eben im Baue vollendetes Hospital, welches im ersten Stockwerke ein Längenviereck bildet, wird zur Aufnahme von hundert Knaben Raum bieten.

Das abiſſiniſche Kloſter.

Armut und Pracht. — Grab der Kaiſerin Helene. — Schwarze Mönche und Nonnen. — Weißer Bart eines Negers. — Maulbeeren. — Fußkuß.

Wie in der Grabkirche die arme Kapelle der Kopten zur Pracht des Ganzen einen rührenden Gegenſatz bildet, ſo iſt der Eindruck des abiſſiniſchen Kloſters einer Herberge der Armut zu vergleichen, gegenüber den Paläſten der Griechen und der Armenier.

In einem großen Hofraume, deſſen eine Seite durch die Grabkirche abgeſchloſſen iſt, liegen Säulenreſte, theils verſtreut, oder halb zerbrochen aufragend. An den Wänden ſind Bogenanſätze ſichtbar und das Ganze gewährt einen ruinenhaften Anblick. Einige Maulbeerbäume geben Schatten. In der Mitte dieſes Hofes befindet ſich ein kapellenartiger Bau, durch deſſen Fenſter ich in einen dunklen, tiefen, von einer Lampe matt erhellten Raum niederſah, in das vermeinte Grabmal der Kaiſerin Helene. Entlang der Mauern ſind einzelne Stuben, deren Thüren gegen den Hofraum offen ſind und nur ſo Licht erhalten. Dies ſind die Zellen der ſchwarzen Mönche und ſchwarzen Nonnen, die im Schmutze derſelben, in zerlumpten Kleidern rauchend auf dem Boden kauerten, oder im Hofe nicht wie, ſondern als wirkliche Bettler umhergingen. Eine Nonne, die mehr aus Gewohnheit als aus Züchtigkeit ihr ſchwarzes, altes, verfallenes

Antlitz verhüllte, rieb zwischen zwei Steinen Weizenkörner zu Mehl. Frappant war mir unter den Mönchen die hier zum ersten Male gesehene Erscheinung eines schwarzen Menschenantlitzes mit schneeweißen, vom Greisenalter gebleichten Augenbrauen und einem langen, weißen Barte. Ich wurde von den Mönchen, um ihre morgenländische Gastfreundlichkeit aus Armut nicht völlig verleugnen zu müssen, eingeladen, von den Maulbeeren, die eben reif an den Bäumen hingen, zu essen. Ein kleines Geschenk, das ich dem Mönche, der uns umherführte, gab, erwiderte er durch das Küssen meiner Füße.

Diakoniſſinnen.

Blumen und Dornenkränze. — Die Schweſtern und der Pfarrer. — Kranken- und Schulzimmer. — Weiblicher Apotheker. — Wohlthuende Ordnung.

Einen freundlichern Eindruck machte auf mich das Haus der preußiſchen Diakoniſſinnen. Eingetreten fand ich in einer Stube im Hofraume die Schweſter Charlotte, der ich vom Superintendenten der evangeliſchen Gemeinde in Wien Grüße zu überbringen hatte. Sie war fieberkrank und konnte ſich nur ſpielend mit dem Auftragen trockener Blumen, die an hiſtoriſchen Stätten gepflückt werden, beſchäftigen. Sie war ſo gütig, mir einige mit künſtleriſchem Sinne zuſammengefügte Kränze als Pilgerſpenden für Freunde zu überlaſſen und einen von mir erbetenen Kranz aus Dornen noch beſonders zu winden.

Die Schweſter Roſette führte uns in die Krankenſtuben, wo fünf Betten für Männer und vier für Weiber bereit ſind.

Die Krankenwartung, Apotheke und Küche werden von den Schweſtern beſorgt. In der Schule fanden wir vier Mädchen, die nach den Elementargegenſtänden in Religion, Naturgeſchichte, Geographie, in engliſcher und deutſcher Sprache von einer Schweſter unterrichtet werden.

Im Bibliothekzimmer gab der proteſtantiſche Pfarrer für den der k. preußiſche Conſul Dr. Roſen im Auftrage ſeiner Regierung eben ein Haus um 13,000 Thaler angekauft hatte, einer Schweſter Bibelunterricht.

Das Gespräch mit den Schwestern und dem Pfarrer, so freundlich es war, bot nichts, was ich als bedeutend oder belehrend in mein Notizbuch eingetragen hätte. Ein verständig klares Erfassen der Pflichten des Tages, ohne, wenigstens mir gegenüber, die leiseste pietistische Andeutung sprach sich ruhig aus. Das Institut ist noch räumlich und geistig in seinen Anfängen begriffen; das Ganze macht den Eindruck wohlthuender Ordnung und duftender Reinlichkeit.

Hareme.

Einrichtung. — Die Frauen. — Eine braune Sklavin. — Naive Fragen. — Herzliches Benehmen. — Zwillinge. — Dichter und die Frauenschönheit.

Herr Dr. Fränkel, der auch in den mohammedaniſchen Häuſern beſchäftigte Arzt, verſchaffte mir das im Abendlande ſtets mit ſehnſüchtiger Neugierde und mit feinſchmeckendem Lächeln beſprochene Vergnügen, der Gaſt eines Harems zu ſein. Nachdem ich, ohne eine Gefahr beſtanden zu haben, glücklich den weißen, braunen und ſchwarzen Frauen und Sklavinnen entkommen, und ohne türkiſche Eiferſucht zu erwecken, aus den Haremen zurückgekehrt bin, will ich dieſes Paradies des Moslem ſchildern und einige ſeiner Geheimniſſe verrathen.

Ohne früher angekündigt zu ſein, traten wir in das Haus des reichen Effendi Faëdi. Aus einer engen dunklen Vorhalle kamen wir, eine Treppe hoch auf eine offene Terraſſe. Hier empfing uns der auf und ab ſchreitende Herr des Hauſes in freundlichſter Weiſe und lud uns ein, ihm in das Frauengemach, das eine Treppe höher gebaut iſt, zu folgen.

Oben angelangt, befanden wir uns auf einem kleinen Vorplatze vor einer Thüre. Hier ſtanden mehrere Paare hölzerner Stöckelſandalen und gelber Pantoffel, wie ſie Frauen ablegen, um den Teppich der Stuben nicht zu beſchmutzen.

Die nicht eben alte, aber gealtert ausſehende Frau ſaß von vier verheirateten Töchtern umgeben, deren eine früher in Naplus wohnhaft, Witwe geworden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Dr. F. wurde wie ein Hausfreund in Europa aufs herz-

lichſte empfangen, faſt mit einer Umarmung, ihm und mir Sitze auf dem Divan angewieſen.

Das Geſpräch wurde arabiſch geführt und bezog ſich auf gemeinſchaftliche, mir fremde Gegenſtände und Verhältniſſe. Ich hatte Zeit, Szene und Perſonen zu betrachten.

Die Stube hatte vier Fenſter, ſtatt der Scheiben waren enge Holzgitter angebracht, die den Blick in die Straße gewährten, ohne daß man von unten herauf bemerkt werden konnte. Entlang den Wänden waren einen Schuh hohe, breite Divane, mit buntem Zitz überzogen; der Eſtrich mit einem Teppiche belegt. Eine Mauerniſche durch eine bunt angeſtrichene hölzerne Thüre zu einem Schranke benützt, unterbrach eine der Wände.

Die Frauen trugen weite, meiſt farbig geſtreifte Gewänder, die vorn offen, die Bruſt durch einen hell roſenroten, feinſten Schleier ſehen ließen. Das Haupt bedeckte ein Tarbuſch. Augen, Lippen und Wangen geſchminkt, hatten die Geſichtszüge nichts, was ihnen eine beſondere Bedeutung gegeben, oder, wiewohl ſie angenehm waren, Aufmerkſamkeit zugewendet hätte. Die Nägel und die Handflächen waren gelb gefärbt.

Die Frauen zogen von Zeit zu Zeit den Schleier über dem Kinne zuſammen, um ihn gleich wieder fallen zu laſſen, ſo daß dies Thun mehr als ein gewohnheitliches, als abſichtliches erſchien. Das Geſetz des Propheten hatte hier, wie ſchon häufig im Oriente, ſeine Kraft verloren:

„Und ſage den gläubigen Frauen, ſie ſollen ihre Augen niederſchlagen und ihre Keuſchheit bewahren und ihre Reize nicht entblößen und ſie ſollen ihre Schleier auf ihre Buſen fallen und ihre Reize Niemand als ihre Gatten ſehen laſſen und ſollen nicht ihre Füße auf eine Weiſe zuſammenſchlagen, daß dadurch etwas von den Reizen, die ſie verbergen, entblößt werde."

Eine abiſſiniſche Sklavin, jung und auffallend üppig, brachte mit dem üblichen ſtummen Gruße Limonade, die Waſſerpfeifen und den Kaffee. Ihr Haar war etwas kraus und hing regellos um das dunkle, broncefarbene Angeſicht, aus dem graubelle Augen eigenthümlich hervorleuchteten. Die Naſe war kurz und ſchön geformt

nur die aufgeworfenen Lippen und die Farbe mahnten an die fremde Race und ließen die prächtigen Zähne nur um so weißer hervorglänzen. Der Hausherr mochte bemerken, daß mein Auge länger auf der Sklavin weilte, denn er lächelte verständnißinnig und ließ, da er vernommen hatte, daß ich einen schwarzen Knaben kaufen wolle, nach einigen Tagen diplomatisch anfragen, ob ich mich nicht zu einem schwarzen Mädchen lieber entschließen könnte?

Die Witwe war die heiterste unter den Frauen, ihr Scherzen hatte kein Ende mit dem Doktor und zu mir gewendet ließ sie mich durch ihn fragen: Warum ich als sein Freund dulde, daß er nicht wieder heirate und ob ich selbst eine Frau habe? Als ich ihr dies bejahte, fragte sie weiter, ob ich denn nur die eine habe?

„Wir im Abendlande dürfen nicht zwei Frauen nehmen."

Mit wahrhaft mitleidigem Tone sagte sie: „Ihr Armen!" Und gleich wieder munter: „Was kennst Du auf Erden Schöneres als eine Frau?"

„Vier Frauen! wie Dein Proset sie jedem Moslim erlaubt."

Die Frauen lachten und der Hausherr sagte: „Du bist ein sehr kluger Frangi! und ich staune Deine Gelehrsamkeit an. Aber ihr im Abendlande seid im Irrthum über uns. Wir haben selten mehr als eine Frau. Aber wir können unsere Frauen, wenn wir mit ihnen unzufrieden sind, leicht verstoßen und immer wieder eine andere zu uns nehmen.

Die Frauen hörten ernst und unverwandten Blickes den Hausherrn an, wie sie immer ehrerbietig thaten, wenn er sprach.

Die Frau des Hauses fragte mich hierauf, ob wir unsere Frauen streng bewachen, und als ich ihr bemerkte, daß bei uns jede Frau die Hüterin ihrer eigenen und der Ehre ihres Mannes und von einer Bewachung nur im Sinne des Schutzes die Rede sei, erwiederte sie: „Es giebt keinen besseren Beweis für die Liebe des Mannes, als wenn er seine Frau streng bewacht."

Nach einer Stunde des Aufenthaltes nahmen wir zum allgemeinen Bedauern Abschied und wurden um so nachdringlicher zu baldigem Wiederkommen eingeladen, als die Frauen hörten, daß

ich ein Arzt sei. Sie reichten uns, wie es in England schöne Sitte ist, zum Abschiede auf das herzlichste die Hand und geleiteten uns bis zur Thüre des Zimmers, während der Hausherr uns bis zu der des Hauses vorausschritt.

Wir gingen hierauf in ein anderes Haus, um eine fieberkranke mohammedanische Frau zu besuchen. In einer Stube, wie die eben beschriebene, lag die Frau in einer Ecke auf dem Estrich. Das Bett wird in mohammedanischen Häusern jeden Abend bereitet und des Morgens wieder weggeräumt.

Die Kranke war fünfzehn Jahre alt, Mutter zweier Kinder und von sehr anmutiger Gesichtsbildung. Das Fieber rötete ihre Wangen und über stechenden Schmerz der Leber klagend, rief sie einigemal in rührend bittendem Tone: „Mache mich bald für meinen Mann gesund." Eine Sklavin hatte uns zu ihr geführt, und sie verrieth, vielleicht des großen Schmerzes wegen, den sie litt, keine Art von Verlegenheit, als sie mich, einen ihr völlig fremden Mann, mit dem Arzte eintreten sah. Dieser führte mich als Arzt auf und sie reichte mir sogleich beide Hände hin, um an beiden gleichzeitig den Puls fühlen zu lassen.

Einen reicheren, völlig fremden Anblick gewährte das Innere des Hauses von Effendi Mohammed Ali. Durch eine kleine Thüre in eine dunkle gewölbte Thorhalle eintretend, wo ein Pferd und ein Esel angebunden standen, gelangten wir, nur wenige Stufen empor, in einen großen Hofraum, in welchem Mandelbäume rot blühten und zwölf schwarze Sklaven jeden Geschlechtes und Alters, die Frauen nur mit langen Hemden, die Männer halb gekleidet, unter lebhaftem Schreien mit leichten Arbeiten beschäftigt waren.

Die Frauen scheuerten an den Zisternen messingene Geräte, Glutpfannen, Waschbecken, Untersätze von Nargilehs, die Männer putzten Pfeifenröhren, trugen kleine Holzbündel, die Kinder tummelten sich zwischen durch.

Unter ihnen ging die bunt gekleidete Frau des Hauses, eine Papierzigarette rauchend, umher und verhüllte, als wir eintraten, ihr Antlitz mit einem schwarzen undurchsichtigen Schleier. Sie begrüßte den Doktor und bedauerte, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, doch solle er es sich in demselben mit seinem Freunde gefallen lassen. Sie verließ hierauf rasch den Hofraum und zog sich in die Frauengemächer zurück.

Der Doktor bemerkte mir, daß die Verschleierung und die rasche Entfernung nur meinetwegen und weil der Herr des Hauses nicht gegenwärtig sei, stattfinde. Er hatte die Frau vor Jahren von Zwillingen entbunden, wobei sie sich weit natürlicher als jede Frau im Abendlande benommen, und seit jener Zeit eine besondere dankbare Verehrung für ihn habe. Wie denn seiner Erfahrung zu Folge, Dankbarkeit ein vorragender Zug im Charakter der Mohammedaner sei.

Zwei schöne, siebenjährige Knaben sprangen jetzt aus den Gemächern, in welche sich die Frau zurückgezogen hatte, heraus und an den Doktor freudig heran.

„Sehen Sie! die Mutter schickt mir ihre Kinder, um mich zu ehren. Hören Sie was sie mir antworten werden. „Wer bin ich denn, ihr lieben Kinder?"

Wie aus einem Munde riefen sie: „Du bist unser zweiter Vater."

Sie führten uns im Hause umher, das eine Treppe hoch einen großen Saal mit vielen holzgitterigen Fenstern hat. Die Divane waren von hochrotem Wollstoffe und mit goldenen Fransen verbrämt; die Polster ebenfalls mit rotem Stoffe überzogen und mit goldenen Blumen bepreßt. Kein Lüster, kein Spiegel war zu sehen: Fensterstöcke, in Mauernischen angebrachte Schränke und die Thüren von weichem Holze und mit keinerlei Farbe angestrichen.

„Sehen Sie, das ist die gerühmte orientalische Pracht!" sagte der Doktor.

Wir gingen über die Terrassen, durch Bogen, Höfe, durch ein unbeschreibliches Chaos von Baustiel zu einer anderen Seite des Gebäudes, wo ein zweiter Saal mit Nebenstuben eben vollendet war.

Gestatte uns nun der freundliche Leser, das Bild des morgenländischen Weibes im Spiegel der Dichtung zu betrachten.

Der Dichter gewährt ihm jede Huldigung, den süßesten Ausdruck der Zärtlichkeit und der selbst in Liebeswahnsinn übergehenden Zärtlichkeit, sowie der unverbrüchlichsten Treue, wie sie nur die Romantik aufzuweisen hat.

Wir haben kein Lobgedicht auf Frauen gefunden, welches dasselbe ganz schilderte, und so lassen wir die Anschauung der einzelnen Schönheiten des Weibes nach arabischen Dichtern hier folgen, und zwar in einer kleinen Blumenlese, die von abendländischen Dichtern noch nicht völlig unternommen wurde und die gleichzeitig allgemein verständlich, keiner Noten, dieser Bleigewichte an den Schmetterlingsflügeln eines Gedichtes, bedarf.

Schönheit.

Die Schönheit ist der Orient,
Der Blitz der durch die Wolken brennt;
Sie ist der Ring, der Wein, das Licht,
Das sich in Edelsteinen bricht;
Der Löwe und der Welten Blut,
Der Quell, das Meer, die Rosenglut,
Koran, der Himmel, Stern und Mond,
Der Gipfel an des Daseins Horizont.

Liebe.

Das Licht, die Sure, das Gesetz,
Aus Sternen ein gestricktes Netz.
Schmelztiegel, Dolch und Königsgeier —
Auf Erden lebt kein Liebesfreier,
Noch keinen Sklaven hat sie freigelassen.
Du mußt in Liebe dich zu Liebe fassen.

Stirne.

Es glänzt die Stirne, ob mit Fluch, mit Segen?
Als weiße Schicksalstafel mir entgegen.

Von ihr bezaubert ganz, der Frühling hat
Ins Antlitz ihr gewebt ein Lilienblatt.

Augen.

Aufrührer ſind fürwahr die Augen meiner Lieben,
Sie haben aus dem Land der Ruh mein Herz vertrieben.

Ach ihre Augen, zwei Todtſchläger,
Vom Rauſche voll zwei Seelenjäger.

Wimpern.

Mir will kein Nahen zur Geliebten glücken,
Da Dolch und Lanzen mir entgegen zücken.

Verſtohlener Blick.

Ein Himmelsunglück und ein wahres Schelmenſtück
Ein Unruhſtifter iſt ihr halbverſtohlner Blick.

Brauen.

Auf der Wageſchale ihrer Brauen
Iſt mein ſchwankendes Geſchick zu ſchauen.

Wangen.

Die Nachtigall hat ſich verirrt zu deinen Wangen,
Sie hielt für Roſen ſie, im Frühling aufgegangen.

Sie zog den Schleier fort von ihrem Wangenpaar,
Das göttliche Geheimniß ward mir klar.

Muttermal.

In ihrem Angeſicht der Neger wacht,
Verſinſtert ſteht darauf ein Stern der Nacht.

Sie weigerte den Mund im Scherz,
Da küßt' ich ihr verbranntes Herz.

Mund.

Zwei ſchön gereimte Verſe ſchwellen
Die Lippen dir, die purpurhellen.

Und wenn ſie ſpricht, ich höre ihre Seele
Erklingen ſanft Salomes Juwele.

Nur eingebildet iſt der Punkt,
Der ihr als Mund im Antlitz prunkt.

Zähne.

Wem ſie anmutsvoll entgegen lacht in Gnaden,
Dem erglänzen feucht die Trauben der Plejaden.

Prächtig ſah ich, als mir Gruß die Lippen ſandten,
In Korallen eingefaßte Diamanten.

Zunge.

Ihr Mund iſt eine Kanne von Rubinen,
Die Zunge dran muß ihr als Tiepe dienen.

Naſe.

Seh ich mir von ferne die Geliebte an,
Ein Profetenfinger winket mich heran.

Kinn.

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne-Grübchen ich gefallen.

Ohr.

In ihres Ohres Muſchel ruht
Die Perle meines Liedes gut.

Haare.

Das Haar von ihrem Haupt in Locken fällt,
Gleich Salomonis ſchwarzer Geiſterwelt.

Und ſchüttelt mit dem ſchwarzen Haupt die Holde,
Die Locken taumeln ihr, wie Trunkenbolde.

Ich ſah mein weißes Mädchen ſich erheben,
Verſchwinden gleich in ihrem ſchwarzen Haar;
Und ſo erſchien ſie mir ganz wunderbar,
Ein heller Tag von finſtrer Nacht umgeben.

Geſtalt.

Zeder, Palme, die Zipreſſe kaum
Gleichen dir, du Schmeicheleienbaum.

Die Geliebte.

Zur Kaaba pilgre ich heran,
Du biſt der Lichtvers im Koran.

Des Paradiesvogels Schatten
Biſt du auf Erden hier dem Gatten.

Antike Steinbrüche.

Gefangene Juden. — Eine Quelle. — Namen der Felsen. — Toaste auf den Frieden Europa's. — Tacitus Meinung? — Vermessung.

Im Jahre 1855 erzählte ein Jude zufällig dem schottischen Reisenden Douglas, daß sich vor dem Damaskusthore eine kleine Oeffnung der Stadtmauer befinde, die zu weiten und tiefen Höhlen unter der Stadt führe, aus denen die Steine zum Tempelbau gebrochen worden sind. Herr Douglas verfügte sich heimlich mit einigen Freunden dahin, und gab einen kurzen Bericht über seine Entdeckung im Londoner „Athenäum".

Kurz vor meiner Ankunft in Jerusalem gab es, in Beziehung zu diesen Höhlen eine bedenkliche, jedoch heiter endende Szene. Eines Tages wurde eine bedeutende Anzahl von Juden, die mit Leitern, Stricken, Brecheisen, Laternen versehen waren, von türkischen Soldaten als Gefangene in die Behausung des Pascha gebracht. Da die Meisten Aschkenasim waren, hielt man sie für russische Spione, welche, da der türkisch-russische Krieg eben loderte, im Interesse Rußlands die Stadt Jerusalem durch Aufnahme ihrer Befestigungswerke und durch heimliches Minengraben, verrathen wollen.

Da die meisten österreichische Unterthanen, oder seine Schutzbefohlenen waren, wurde der Consul von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und brachte die ernste Situazion bald zu friedlichster Lösung. Unter den Juden verlautete nämlich der Besuch des schot-

tischen Edelmannes in den Höhlen vor dem Damaskusthore, und da sie hörten, daß von dorther Steine zum Tempelbaue genommen worden sein sollen, konnten sie dem Drange nicht widerstehen und gingen unvorsichtig, keine Erlaubniß hiezu erbittend, die Höhlen zu besichtigen.

Meine Neugierde war ebenfalls rege geworden, und Graf Pizzamano, der selbst gerne die Höhlen sehen wollte, ließ unseren Wunsch beim Pascha melden. Der französische Consul Herr Barrere und der Architekt Herr Endlicher hatten sich uns angeschlossen.

Unter Vortritt der Kawasse und mit einem kleinen Gefolge von Männern, die Fackeln, Leitern und einige Flaschen Wein und Cognac trugen, begaben wir uns nach Mittag um drei Uhr vor das Damaskusthor. Etwa fünfzig Schritte vor demselben rechts, über moderne Schutthaufen, die vom Abgraben für den Grund des österreichischen Hospizes herrühren, gelangten wir vor eine niedere und schmale Oeffnung, die dort ist, wo die Stadtmauer auf sichtbarem lebendigen Felsen emporgebaut ist.

Wir befanden uns, etwa eine Klafter tief herabgelangt, unter einer weiten niedern Wölbung, unter der wir gebeugt gehen mußten. Der Boden war Schutt, und etwas gegen die Tiefe der Höhlungen geneigt. Thierknochen, wie sie Hyänen oder Schakale bei ihren Mahlzeiten mögen übrig gelassen haben, lagen umher.

Am Ende dieser Fläche befanden wir uns vor einem tiefen Abgrunde, über den sich mächtige Bogen wölbten, die auf riesigen, hohen Felsensäulen ruhten. Zwei Männer kletterten mit Fackeln hinab, die rote, fantastische Lichter zu der hohen Kuppel empor und in die Räume hin warfen. Wir gelangten durch schmale Gänge, da und dort über schmalste Felsensteige, an Klüften, an Gretten und Nischen vorüber, über Berge von Felsblöcken weg, unter Arkaden und säulengetragene Gewölbe. Auf einer Stelle wurden wir auf eine sickernde Nässe aufmerksam und ihrer Spur folgend, sahen wir es herabtropfen. Das Wasser schmeckte bitter, und erweichte den Fels. Ich nannte die Quelle: Thräne der Juden.

Weiterſchreitend ſchien eine auf die Spitze geſtellte Piramide unſeren Gang hemmen zu wollen; ſie war nur die Wand, hinter der wir wieder in andere Räume gelangten, wo koloſſale Felſenblöcke gemeißelt da lagen, die mit denen, der Größe nach wenigſtens, verwandt ſind, die wir an der Tempelmauer und ſonſt in Jeruſalem geſehen haben.

Wieder ſahen wir andere Stellen, wo nach einer leicht eingemeißelten Contur der Schnitt in den Felſen begonnen und mitten in der Arbeit unterbrochen nicht vollendet wurde. Wir wanderten mühſam, bald in eine ſchwindelnde Höhe, bald in einen finſteren Abgrund gelangend, an zwei Stunden durch dieſe unterirdiſche Welt, die bisher nur Einzelnen, wie eine Sage bekannt war.

Unſere Fantaſie war angeregt und wir fühlten uns wie Entdecker, die eine neue Welt betreten, berechtigt, ihr einen Namen beizulegen. Einen Felsblock, der ein länglich zugeſpitztes Dreieck an der Decke über uns bildete, nannten wir: die Davidsharfe; eine lange Felſengalerie: die des Gottfried von Bouillon; einen hohen Wall und einen Felſenthurm: Richard Löwenherz' Gefängniß; nicht fern eine Grotte, die des Sängers Blondell. Ein von einer Höhe den Abſturz drohendes Felsſtück wurde der Stein des Syſiſos, und ein langer viereckiger Raum, in deſſen Tiefe eine Niſche ſich befindet, die Kirche Leopolds des Glorreichen genannt. Vier Dome tauften die Conſuln: Königin Victoriahaus, Abdul Medſchids Moſchee, Franz Joſefs Palaſt, Napoleons Mauſoleum.

Wir tranken, in die Vorhalle dieſer unterirdiſchen Welt zurückkehrend, auf den Frieden Europa's, der eben durch die Zeitungen in Jeruſalem bekannt geworden war. Feurige Toaſte in einer Gräberwelt, im Lande der Wunder, der beſiegten Könige und der verſtummten Propheten!

Als wir die Flaſchen und die Gläſer unſerer aus Mohammedanern und Juden beſtehenden Begleitung reichten, tranken ſie fröhlich Cognac und Wein, und als hätten ſie die erhöhte Stimmung unſerer Reden verſtanden, ſchmetterten ſie die Gläſer an die

Felsen, daß es klirrte und im roten Fackellichte wie Sterne in der Finsterniß aufblitzte.

Einige Tage darauf besuchte ich diese Höhlen noch einmal mit dem gelehrten k. preußischen Consul Dr. Rosen, dem ich von unserem Gange erzählte und seine Wißbegierde rege gemacht hatte. Er sprach die Meinung aus, ob wir uns nicht in den „cavati sub terra montes" des Tacitus befänden und ob nicht Verbindungen mit den unterirdischen Räumen des Tempelplatzes sich entdecken ließen? Eine nähere Untersuchung der Archäologen und Topographen, wie Robinson und Tobler, würde gewiß die Dunkelheit dieser unterirdischen Räume aufhellen.

Herr Endlicher versprach genaue Messungen vorzunehmen, und einen Plan dieser Höhlen, die wir als uralte, vergessene Steinbrüche erkennen mußten, zu entwerfen. Wir werden die Arbeit mit einer sachlichen Beschreibung der gelehrten Welt vorlegen.

Auf dem Blutacker.

Hebräische und griechische Inschrift. — Campo santo in Pisa. — Die Höhlen. — Verschiedene Meinungen. — Das Judenreich wieder hergestellt. — Seltsame Gedanken.

Durch den k. großbritannischen Consul Herrn Finn wurde ich auf Grabhöhlen in Hakeldama, dem Blutacker aufmerksam gemacht, in denen sich Schädel verschiedener Racen gesondert und geschichtet befänden. Eingedenk des mir von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien gegebenen Auftrages, dem ich schon in Athen und auf dem Libanon genügen konnte, war mein Wunsch lebhaft, die Grabhöhlen zu durchforschen, und wohl auch ein Zeichen mitzubringen, daß ich in dieser Unterwelt gewesen sei. Als Herr Finn eines Tages mich einlud, mit ihm auf den Blutacker zu gehen, war ich durch Geschäfte verhindert. Seine freundliche Zuvorkommenheit machte mich später mit dem k. englischen Viceconsul von Kaifa Herrn Roggers bekannt, der die Güte hatte, unter Begleitung eines Kawaß mein Führer in die interessante Gräberwelt zu sein.

Wir begaben uns zum Jaffathore hinaus und durch das trockene Bett des Kidron schreitend, gelangten wir in die Thalschlucht Hinnom, an einen schroffen, senkrecht, bis 40 Fuß hohen, lang gestreckten Abhang. Dieser ist voll Grabhöhlen, fast nur eine in viele Kammern getheilte Gruft. Die meisten Grabhöhlen sind mit Steinen und Schutt so verlegt, daß man ihnen nahe sein muß, um sie zu bemerken. Eines dieser Gräber hat da, wo

man eintritt, eine vierzeilige, mit hebräiſcher Quadratſchrift geſchriebene Inſchrift; von denen nur fünf Worte leſerlich ſind. Die erſte Zeile beginnt mit dem Worte למלכות, die zweite mit שנה in der Mitte der vierten Zeile ſind die Wörter ש' למלכות und ein ש kaum ſehr deutlich mehr zu leſen. Der fantaſtiſche Schilderer Jeruſalems, Rabbi Hillel, will durch den letzten Buchſtaben, der ein S iſt, verleitet: Salomo leſen, und ſo das Grab bis in die Zeiten dieſes Königs zurückverſetzen. Die angeführten hebräiſchen Wörter bedeuten der Reihenfolge nach: „Tage" — „Jahr" — „Unter der Herrſchaft des Königs und Herrn." — Leider iſt das Wichtigſte, die Jahrzahl verloren. In einem anliegenden Grabe wurden eigenthümlich ſich ziehende im Geſteine befindliche Adern ebenfalls für jüdiſche Inſchriften angeſehen. An einigen anderen ſind griechiſche Inſchriften angebracht.

Ein neuerer, engliſcher Schriftſteller will dieſe Gräber, von denen ſchon Edriſi im zwölften, und Felix Fabri im fünfzehnten Jahrhundert als von alten Judengräbern ſprechen, entdeckt haben. Sie ſcheinen dieſelben zu ſein, von denen Benjamin von Tudela berichtet. Auch wird von dieſen Grabſtätten, als denen, für geſtorbene Pilger und Fremde geſprochen, in deren Räumen ſich fromme Einſiedler, etwa wie die moslemitiſchen Marabu aufhielten.

Ich fragte, wann wir denn das Hakeldama oder den für die dreißig Silberlinge angekauften Blutacker erreichen würden? und erfuhr zu meiner Ueberraſchung, daß wir uns eben auf demſelben befänden. Der Raum des Blutackers iſt nicht abgegrenzt und nur die Ueberlieferung bezeichnet ſeit Jahrhunderten eine gewiſſe Stelle des Bergabhanges als denſelben. Ein langes, ſteinernes, überwölbtes Gebäude, das in Ruinen liegt, und nur den Blick in einen tiefen, kellerartigen Raum gewährt, iſt das ehemalige Leichenhaus, durch deſſen Oeffnung im Gewölbe die Leichen hinabverſenkt wurden.

Ich erinnerte mich, daß ich zwanzig Jahre früher ſchon auf Erde vom Blutacker auf dem heiligen Felde in Piſa geſtanden habe. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lud man von dieſer

Erde, die nach frommer Annahme Leichen in 24 Stunden verwesen machen soll, ungeheure Mengen als Ballast in Schiffe und brachte sie nach Italien.

Wir hatten um die Höhlenräume genauer untersuchen zu können, Kerzen mitgenommen; doch konnten wir sie in den Gräbern selbst erst anzünden, indem wir nur auf Händen und Füßen uns fortbewegend, hineingelangen konnten.

Aus einem in den Fels gebauenen Vorgewölbe sahen wir zur Rechten und zur Linken niedere Oeffnungen in den Felsen eingeschnitten. Eingetreten waren in allen offene Sargtröge, in denen Schädel, nur wenig sonstige Knochenfragmente und Ueberreste von Gewändern lagen, zerbröckelte und zerfaserte kleine Stücke. Nachdem wir in alle sechs Grabhöhlen getreten und wieder in das Vorgewölbe zurückgelangt waren, krochen wir in eine Oeffnung, welche dem Eingange gegenüber ist, und zwar nach abwärts. Hier lagen hunderte von Schädeln chaotisch durcheinander.

Die Bildung derselben war in geringerer Anzahl kaukasisch, die meisten hatten den Negertypus; doch mag dieß zufällig in dieser Höhle so sein, denn schon in einer andern fanden wir das Verhältniß umgekehrt.

Von einer, wie ich in Jerusalem reden hörte, symmetrischen Aufschichtung derselben, wie die in der Schädelgruft zu Sedlec in Böhmen, sahen wir nichts; auch nicht eine Sonderung nach Racen. Vielleicht war es ursprünglich so; aber jeder Gast mag wohl, wie wir selber gethan, um sie zu betrachten, Schädel von ihrer Stelle genommen haben, ohne sie genau wieder an dieselbe zurückzulegen. Mancher rollte uns auch unter den Füßen zu einer andern Höhle hinab. Ich nahm drei der Schädel mit.

Eine andere Gruft hat einen aus zwei Seitensteinen und einem Quersteine gemeißelten Eingang, welche Zierarten, zwei Kränze und geflochtene Brote wie das Grab des Kalba Sebua haben. Die Vorhöhle zeigt matte Spuren von blauer und roter Malerei.

Vor der Höhle erwartete uns Herr Dr. Neumann, der wegen seines stärkeren Körperbaues mit uns nicht in die niedern und

schmalen Oeffnungen schlüpfen konnte. Der Kawaß that die Schädel sorgfältig in einen Sack, um den im Interesse der Wissenschaft begangenen Gräberraub vor den Blicken eines uns etwa Begegnenden zu schützen. Juden, Christen und Mohammedaner würden gleich sehr unser Thun verurtheilt haben, wenn wir nicht gar uns einer gefährdenden Mißhandlung ausgesetzt hätten.

Als wir auf dem Rückwege allgemeine Weltzustände, die sich zunächst auf die Gestaltung des Orients durch den letzten Friedensvertrag bezogen, besprachen, und Herr Roggers wie über ein großes Thema geistvolle Variazionen sprach, richtete er in einer plötzlichen Wendung die Frage an mich: „Glauben Sie, daß die Juden wieder in das gelobte Land zurückkehren und hier herrschen werden?"

Nein, mein Herr!

„Die Propheten aber sagen es voraus?"

Auch den Besitz Israels verkündet sein patriotischer Feldherr weit größer, als er geworden ist.

„Eben darum müssen die Juden wieder zurückkehren in das Land ihrer Väter, um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen."

Die Vorposten hier sind jedenfalls traurige Wiedereroberer. Sind sie Krieger? Sind sie Ackerbauer? Sind sie Handwerker? Ein Volk von Proletariern habe ich hier gefunden, das bettelnd die Hand nach Europa ausstreckt, und das, verzeihen Sie, mein sehr geehrter Herr! Ihre pietistischen Landsleute dem Glauben der Väter untreu zu machen bemüht sind, indem sie eben die wehrlose Armut der Juden als Enterhacken benützen.

„Nicht die Juden, die den Messias erwarten, sondern die, für welche er gekommen ist, werden das Wort der Propheten erfüllen."

Wie aber, wenn ich Ihnen den Spruch eines Propheten entgegenhalten würde, der in der Verstreuung der Juden über die

ganze Erde und nicht in ihrer Vereinigung hier auf dem kleinen Lande ihre zu lösende Aufgabe, die Verbreitung der Gottesidee findet? Es ist einer mächtigen Fantasie eigen, und die der Propheten war eine solche, daß sie oft Entgegengesetztes ausspricht, und je nach der momentanen Stimmung Anschauungen hat, die mit einander im Widerspruch sind. Die Wahrheit und Ehrwürdigkeit der vollberechtigten erhabenen Stimmung sind aber nicht immer ewige Wahrheiten. Oder wollen Sie von Männern, zumal des fantasiereichen Morgenlandes, die in der Begeisterung in Bildern und simbolisch sprechen, dieselbe Consequenz wie vom verstandesklaren Parlamentsredner des nebelreichen Nordens, wenn er die Sache des Volkes vertritt? Und selbst im Talmud, den man das Produkt einer grübelnden Weisheit nennt; nicht einen Satz finden Sie, dem nicht ein anderer entgegenstünde. Sie können die Eine That aus ihm rechtfertigen und zugleich verdammen. Und ich muß stets lächeln, wenn ein Talmudkundiger Stellen zitirt, um seine Behauptungen zu beweisen. In solchen Fällen erbitte ich mir jedesmal die den Gegenbeweis führende Stelle.

„Aber war es nicht nahe, mein Herr! Wenn sich die Absicht des Kaisers Nikolaus erfüllt hätte, und das türkische Reich getheilt worden wäre? Die Theilung Polens, welche die große Kaiserin Maria Thereſia weinend unterschrieb, es ist eben kein glorreiches, aber ein Beispiel für die kontinentalen Mächte. Wäre dann Egypten nicht Englands, Sirien Frankreichs, die Donau-Fürstenthümer Oesterreichs und weit mehr noch Rußlands geworden? Es sind Männer eigenthümlich strenggläubiger Art, die in unserem Parlamente sitzen. Mancher, seien Sie überzeugt, mein Herr! würde in einem solchen Momente, was er jetzt als nicht an der Zeit, als nicht praktisch erkennt und verschweigt, dann ausgesprochen haben: die Juden im gelobten Lande aus aller Herren Ländern zu sammeln und es zu einem jüdischen Griechenland etwa zu machen, oder Jerusalem zu einer Bundesfestung, wie das deutsche Mainz. Nennen Sie solche Redner Fantasten, mein Herr! Aber es gibt Menschen, zumal im altgläubigen Alt-England, die an die wörtliche Erfüllung der Profenworte glau-

ben, wenn ſie noch ſo nüchtern ſonſt die Gemeintereſſen des Landes vertreten." —

Es ſind eigenthümliche Geſtalten, die ſich auf dem dreimal heiligen Boden der heiligen Stadt bewegen, und es iſt, als ſtrömte er einen unſichtbaren Hauch aus, der die Gemüter anders, als im dunklen Abendlande ſtimmt. Da faßt nicht ſelten die Fantaſie die Zügel der Gedanken, und was vielleicht an einem anderen Orte ſeltſam, unklar erſcheint, hier hat es ein Recht, ausgeſprochen zu werden. Man befindet ſich eben im Lande der Wunder.

Der Tempel.

Die Zahl 40. — Juden betreten das Heiligthum. — Ein Wahnſinniger zum Tode verurtheilt. — Mehmed Ali begnadigt. — Verbot des Talmuds. — Aezetik der jüdiſchen Fantaſie. — Erherzog Ferdinand Max und Sir Moſes Monteſiore. — Wiſſenſchaft und Glaube. — Engländer und Juden. — Eben Sch'tia. — Mohammedaniſche, jüdiſche und chriſtliche Legenden. — El Akſamoſchee.

Auffallend und wohl der Bemerkung wert iſt, wie oft in den heiligen Büchern die Zahl vierzig wiederholt iſt. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnen die Gewäſſer der Sündfluth. Vierzig ſind der Geſchenke Jakobs an Eſau; beider Alter, als ſie heiraten iſt vierzig Jahre. Vierzig Jahre weilt das Volk Iſrael in der Wüſte, eben ſo viele Tage Moſes auf dem Sinai. Nach vierzig Tagen kehren die Männer zurück, die das erobernde Land auskundſchaften gingen. Vierzig Jahre dauert die Waffenruhe nach dem Siege über Kuſchan Riſchathaim und nach dem Siege am Berge Tabor durch Debora. Vierzig Tage ſtellte ſich Goliat höhnend vor das Lager der Iſraeliten hin. Vierzig Jahre regieren die Könige David und Salomo und der Hoheprieſter Eli. Vierzig Tage war Jeſus Chriſtus ausgeſetzt vor ſeinem Tode und vierzig iſt die Zahl der altjüdiſchen Prügelſtrafe. Vierzig iſt die runde Zahl der heiligen Schrift, die beim Mangel einer beſtimmten allgemein hin ausgeſprochen wird.

Der Zufall fügte es, daß ich juſt vierzig Tage in Jeruſalem verweilte und jeden Tag, um es ebenfalls in runder Summe zu ſagen, vierzig moraliſche Streiche in die Seele empfing. Der ſchmerzlich wehmütigſte war der vierzigſte Tag meines Aufenthalts in Jeruſalem.

Ich ſtand auf der Stelle des Allerheiligſten im Tempel Jehova's.

Wer würde ſich nicht ſehnen, dieſe Stätte zu betreten? Sie allein iſt eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem wert. Der Erfüllung eines noch ſo heißen Verlangens von Hunderttauſenden war ſtets das Verbot der Moslemin entgegen; dem jüdiſchen Pilger aber auch noch das der eigenen Glaubensgenoſſen. Seitdem der Tempel in Ruinen liegt und die Reinigungen durch die Aſche der roten myſtiſchen Opferkuh nicht mehr ſtattfinden können, betrachtet ſich Israel als unrein. Kein Unreiner aber durfte nach der heiligen Schrift das Heiligthum betreten, und haftete der Fluch des Ausgerottetwerdens auf demjenigen Juden, der dem Verbote entgegen handelte. So hat es zur Zeit des unzerſtörten Heiligthumes gegolten.

Nach der Zerſtörung finden wir in dem „Itinerarium hierosolymitanum" vom J. 333 nach der chriſtlichen Zeitrechnung folgende Stelle: „Es liegt ein Stein da" — wir werden dieſen ſpäter auf dem Tempelplatze in der Omarmoſchee ſehen — „zu dem jedes Jahr die Juden kommen, ſie ſalben ihn unter Wehklagen und Weinen und zerreißen ihr Kleid."

Ein Blutzeuge des alleinigen Gottes, Rabbi Akiba ging mit einigen Freunden auf den Tempelberg. Als ſie emporſtiegen und ſprachen: „Unſer Heiligthum, unſer Ruhm, wo unſere Väter dich einſt geprieſen haben, iſt verbrannt und all unſere Herrlichkeit zerzört." Da, durchs verwüſtete Gemäuer fuhr ein Fuchs auf und an ihnen vorüber und ſie fingen über den Anblick zu weinen an. Rabbi Akiba aber lachte. „Wie kannſt Du, Rabbi," fragten ſie ihn befremdet, „lachen, wenn Du ſiehſt, was profezeit wurde: „Auf dem verwüſteten Berge Zions ziehen Füchſe einher." Und er antwortete ihnen: „Dieſe erfüllte Profezeiung iſt mir eine Bürgſchaft für die Erfüllung einer anderen, die da ſpricht: „Ich der Herr werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umgeben."

Zur Zeit der egyptiſchen Eroberung Syriens im Jahre 1833, erzählte mir Herr Rabbi Schwarz, fanden die Moslems des Mor-

gens einen jungen Israeliten in der Moschee, der sich Nachts dahin eingeschlichen und thöricht Lampen und Geräte zerbrochen hatte. Man erkannte bald, daß er wahnsinnig sei, doch wurde er in einen Kerker geworfen.

Kein Jude durfte es wagen, sich in den Straßen sehen zu lassen, und der Wahnsinnige wurde vom hohen Rathe zum Tode des Verbrennens verurtheilt. Die Bestätigung des Todesurtheils mußte von Mehmed Ali eingeholt werden. Statt derselben erfolgte die frappante Entscheidung: Es seien die Wächter des Harams zu bestrafen, die ihres Amtes so schlecht gewaltet hätten. Die Strafe des lebendig Verbranntwerdens treffe aber nur die Unbeschnittenen. Der Jude darf zwar das Heiligthum nicht betreten, aber da er beschnitten ist, nicht verbrannt werden.

Die Erzählung dieser Begebenheit schien mir eine Warnung, denn der fromme Rabbi mochte, weil ich viel über den Gegenstand sprach, meine geheim gehaltene Absicht doch gemerkt haben.

Die Sehnsucht die Tempelstätte zu sehen, war in meiner frühsten Jugend, wenn ich ihre und des heiligen Dienstes Schilderungen las, rege geworden. Meine Fantasie ruhte oft auf den geheiligten Zinnen und auf den entweihten Ruinen! sie beherrschte mich, als mir das ungehoffte Glück zu Theil wurde, nach Jerusalem zu pilgern, sie ließ mich in der heiligen Stadt nicht ruhen, und wuchs, seit ich aus des Pascha's Audienzsaal in den Tempelhof vom Oelberg über den ganzen Raum gesehen hatte, zu einer leidenschaftlichen Forderung der Seele heran, der ich nicht zu widerstehen wußte. Wenn ich in der Nähe des Haram ging, was täglich geschah, und die Zugänge zum Tempel offen sah, blieb ich jedesmal stehen und ich mußte einer fast unwiderstehlichen Gewalt gebieten, um nicht einzutreten und mich einer Todesgefahr auszusetzen.

In neuester Zeit wurde es dem Erzherzog Ferdinand Max, und dem Herzog von Brabant gestattet, den Tempelplatz zu besuchen. Der österreichische Consul, der die Erlaubniß einholte, benützte die Gelegenheit und ließ, da der Andrang groß war, um die Prinzen zu sehen, jeden der Theil nehmen wollte, mitgehen.

Die mohammedanische Bevölkerung gewöhnte sich so an den Anblick „Christenhunde“ die ihnen nach Mekka heiligsten Stellen betreten zu sehen, und weil auch dem Schech eine ansehnliche Rente aus dem Besuchen erwuchs, war es nicht mehr schwer, die Erlaubniß zu erhalten.

Der sehr fromme und strenggläubige Sir Moses Montefiore nahm keinen Anstand den Tempelberg zu betreten und bis an die Stelle des Allerheiligsten vorzudringen.

Er war denn nach wenigstens anderthalb Jahrtausenden der erste Jude wieder, der da stand, wo der Hoheprieſter nur am Versöhnungstage allein hineingehen durfte. —

Es war ein Sabbat. Ich wohnte der ersten Frühandacht, die in der Synagoge der neu gegründeten Lehranstalt gefeiert wurde, bei, um später, wenn sich die Juden in den großen Synagogen versammeln und keiner von ihnen in den Straßen zu sehen ist, mich in den Tempelraum zu begeben. Ich durfte den russischen und polnischen Juden keinen willkommenen Anlaß geben, mich mit dem Banne zu belegen, was auch zum Leide der Großgemeinde geschehen wäre.

Mich selbst aber hielt ich für genug rein gestimmt, um die heilige Stätte zu betreten, nicht aber gewillt, eine kostbarste Erinnerung nicht zu erwerben, weil irgend ein Talmudist den Zutritt untersagt hat.

Es ist charakteristisch am Judenthume, daß es jede sinnliche Anregung zur Andacht vermeidet, ja wie wir es eben sehen, bei einem durch die heiligen Schriften durch Tradizion und Geschichte unwiderleglich echten Monumente streng verbietet. Kein Erinnerungsmal, kein Bild, kein Klang stimmen und tragen die Andacht des Juden empor. Sein Gottesdienst ist asketisch und an den unsichtbaren Gott darf kein Zeichen mahnen; keine gemeißelte Gestalt, als fürbittender Wegweiser in die Ewigkeit, aufgestellt sein. Wie tief muß der fromme Glaube in Gemüthern leben, daß er ein unversiegbarer Quell Jahrtausende lang, wie oft auch verschüttet und vergiftet, immer wieder gesund und klar zum Lichte strömt! Und doch wirft man dem semitischen

Stamme eine überwiegende Verſtandesſchärfe vor, die allerdings durch die ſoziale Bedrückung zu allen Zeiten und in allen Ländern immer wieder zugeſchliffen ward. Eine ſtets freie, ja gebotene Forſchung in den heiligen und profanen Schriften, konnten der Glaubensſeligkeit des Judenthums nicht die Schwingen lähmen, zum Aufſchwung zu dem unſichtbar Einen, konnte ihm nicht die Kraft bändigen, für den Glauben der Väter, Schmach und Hohn und Tod in Demut zu ertragen. Es iſt ein ſchlagender Beweis, wie Wiſſenſchaft, Forſchung und Erkenntniß dem echten Gottesglauben und der Frommheit des Gemüthes nicht ſchaden.

Wir dürfen es ausſprechen, daß das verſtändigſte, nüchternſte Volk, das Volk der Kaufleute: die Juden und die Engländer die den religiöſen Geboten am meiſten huldigenden Völker der Erde ſind. Dagegen bereiſeten wir vor zwei Jahrzehenden ein Land, wo jede wiſſenſchaftliche Forſchung verpönt, die freie Entwicklung des Geiſtes nicht geduldet wird, und fanden es gerade in religiöſer und ſittlicher Verkommenheit. Und dieſe, auf Beobachtung der religiöſen Obſervanz beſonders aufmerkſame Regierung, war in verhängnißvoller Zeit juſt die erſte, gegen die ſich die politiſche Empörung erhob.

Froh der günſtigen Bewilligung des Paſcha, begab ich mich um 8 Uhr Morgens, vom Kawaß des öſterreichiſchen Conſulates begleitet, in den Haram.

Wir betraten im Hauſe des Paſcha die Wachſtube, die mit Flinten, Piſtolen und Säbeln an den Wänden, wenn ſie ſonſt reinlich gehalten geweſen wäre, ein genug ſtattliches Anſehen gehabt hätte. Der Wachekommandant lud mich auf den Diwan, der mit einem zerriſſenen Teppich bedeckt war, zum Sitzen ein. Den dargebotenen Tſchibuk und den Kaffee lehnte ich unter ſchicklichem Vorwande ab, weil es Sabbat war und es den Juden nicht geſtattet iſt, Feuer zu berühren und daher auch Friſchgekochtes zu genießen.

Nach einigen Minuten Ausruhens kam der Schech der Moſchee,

eine hohe, starke, mit einem langen Stabe bewaffnete Gestalt, der Kawaß des Pascha's, noch einige bewaffnete und unbewaffnete Männer und ein syrischer Christ als Dolmetsch. Der Schech lud mich ein, ihm zu folgen.

Wir gingen durch einen dunkeln schmalen Gang und traten plötzlich in das volle Licht des Tempelplatzes hinaus.

Ich werde die Schilderung durch keinen Gefühlsausdruck unterbrechen, um dem Leser ein um so deutlicheres, ungestörtes Bild des Ganzen zu bieten.

Die Ebene des Berges Moria hat eine Breite von nahe an 1000, eine Länge von etwa 1600 Fuß und ist allseitig von massiven, nach innen etwa 15 Schuh hohen Mauern umgeben. Fünf Eingänge führen auf der Westseite, wo der Klageort der Juden ist, von der Stadt empor zum Tempelplatze.

An dieser Seite sind sarazenische Gebäude, Erker, Thürmchen, Bogen, Hallen, in denen sich einige „Medreschen", Schulen der Mohammedaner, Wohnungen für Derwische, für die Diener der Moschee und für Pilger befinden. Vor ihnen auf freiem Platze zwei überkuppelte Bäder. Gegen Morgen hochauf vermauert ragt das goldene Thor, oder wie es die Juden nennen: das Thor des Erbarmens, empor.

Auf dieser Ebene erhebt sich eine höhere Terrasse, zu der von allen Seiten breite Treppen emporführen. Wir stiegen eine derselben von Spitzbogen schön überwölbt etwa 15 Stufen hinauf. Diese Plattform ist 550 Fuß lang, 450 Fuß breit, mit buntem Marmor belegt und trägt den Richterstuhl König Davids und die Omarmoschee. Ehe wir die Stufen empor stiegen, mußte ich die Schuhe abthun, was den Gang durch die weiten, mitunter steinigen Räume sehr unangenehm machte.

Der Richterstuhl, wie ihn die Moslems benennen, ist eine auf hohen, schlanken Marmorsäulen getragene Kuppel, die mit den buntesten Marmorarten ausgelegt ist. Unter ihr befindet sich eine Bettstelle, die, wenn sie der andächtige Moslem betritt, ihm den Blick gegen Mekka gewährt.

Die nahe anliegende Moschee Omars, im siebenten Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung erbaut, stellt ein Achteck dar, dessen jede Seite siebenundsechzig Fuß mißt. Durch sechsundfünfzig, mit farbig brennendem Glase ausgefüllte Spitzbogen-Fenster fällt Licht in dieselbe. Die zwischen den Fenstern aufstrebenden Wandpfeiler sind mit schwarz, grün, rot und weiß glasirten Ziegeln belegt, während ringsum der untere Theil der Wandflächen mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt ist. Die mit Blei eingedeckte Kuppel funkelt mit einem goldglänzenden Ringe gekrönt. Soll er den Vollmond bedeuten? Marmorne Bogenhallen umgeben den Bau, zu dem von den vier Himmelsgegenden hohe Pforten führen. Eingetreten durch eine derselben befand ich mich in einem magischen Dunkel. Die brennenden Lichter der bunten Glasfenster waren durch die kühn gewölbte, lichtlos finstere Kuppel, die von vier schweren steinernen Pfeilern und zwölf korinthischen Marmorsäulen emporgehalten wird, gedämpft.

Unter dieser Kuppel, von rotem Damast überhangen, von reich vergoldetem Eisengitter umringt, ragt es wie ein unregelmäßig Gewaltiges, gerundet empor. Dies ist der Eben Sch'tia, „der Stein, auf dem die Bundeslade gestanden ist, aus welchem die Welt geschaffen wurde," wie es im Talmud heißt. Es ist ein Kalksteinfels, der wie ein auf die Fläche des Tempelplatzes herabgefallener kiklopischer Meteorstein daliegt und der Moschee den Namen Kubbet es Sukhrah, Kuppel des Felsens, gab. Zwischen dem den Riesen-Felsblock umgebenden Goldgitter und einem in der Runde sich hinziehenden Corridor, der von acht Steinpfeilern und sechszehn korinthischen Marmorsäulen gebildet wird, ging ich auf dem freigelassenen Kreise herum. Der Schech hob einigemal die schwere rote Damastdecke empor, um mich den Fels sehen zu lassen.

Die Wände der Moschee und die aus Gebälk kunstreich geformte Kuppel sind grüngolden, arabeskenhaft und mit Koransprüchen geschmückt.

Wir stiegen aus dem Prachtbau, der in seiner Ornamentik übrigens sehr vernachlässigt schmutzig ist, eine steinerne Treppe

hinab unter den mit Teppichen belegten Estrich der Moschee und befanden uns in einem „die edle Höhle der Moslemin“ befindlichen Raume, in welcher der in der Moschee selbst aufragende Felsen sich fortsetzt, oder vielmehr beginnt und wurzelt. Hier ist er nackt zu sehen, unterhöhlt und mit Holzbalken gestützt. Dieser Raum ist nur von bedeutender Mannshöhe, aber von einem nicht unansehnlichen Umfange. Hinabgelangt machte mich der Schech auf zwei Gebetnischen aufmerksam, in denen die Könige David und Salomo einsam wachend ihr Herz vor dem Herrn der Welt aufgethan und zu ihm gebetet haben sollen.

Der Schech schlug mit seinem langen Stabe auf eine dem felsigen Boden eingefugte, metallene Platte, daß es einen dumpfen Klang gab, wie ein unterhöhlter Boden. Wirklich befindet sich unter der Platte ein leerer, tiefgehender Raum, der Brunnen der Seelen, den die Moslems Birraruah nennen und der Eingang zur Hölle sein soll. Hierher kommen diejenigen, die mit den Abgeschiedenen geheimnißvolle Zwiesprache halten wollen. Später, weil die Bösen dem kühnen Besucher manche Gefahr brachten, wurde die offene Mündung des Brunnens mit der metallenen Decke geschlossen.

Der Felsen selbst ist nicht nur von Mohammedanern, sondern auch von Christen für heilig gehalten. Letztere meinten im Mittelalter, es sei der Stein, auf dem Jakob schlief, als die Engel vom Himmel her zu ihm niederstiegen und auf dem später der Todesengel stand, der das Volk wegen der Sünde König Davids zu schlagen gesendet worden ist. Die Legende erzählt auch, dieser Stein sei unter dem Allerheiligsten im Tempel gelegen und verwahre noch jetzt die Bundeslade und heilige Geräte in seinem Innern. Den Moslems ist der Felsen, nach dem in Mekka, der heiligste auf Erden, er wird „einer von den Felsen des Paradieses“ genannt, wohl auch als jener bezeichnet, auf dem Abraham saß, ehe er an das Opfer seines Sohnes ging. Der Schech machte mich auf die eingedrückten Fingerspuren der Hand Abrahams aufmerksam.

Herausgetreten aus den geheimnißvollen Räumen, stiegen wir

wieder eine Treppenflucht herab auf die Moriafläche. Riesige, Jahrhunderte alte Zypressen ragen hier in den tiefblauen Himmel empor; ein marmornes Bassin ist von einigen Orangen- und Olivenbäumen überschattet.

Wir gingen der zweiten Moschee, welche sich auf der Südseite der Tempelarea befindet, entgegen, zur el Aksa. Diese Moschee wird für eine altchristliche der Jungfrau geweihte Kirche gehalten; sie stellt ein Längenviereck dar und imponirt durch eine achtfache marmorne Säulenflucht, welche mächtige Architrave trägt, von denen aus sich kühne Bogen spannen. Bedeutungsvoll und wichtiger für die Alterthumsforschung sind neben und unter der Kirche in den Fels hinein gegrabene Gewölbe, die durch Kolospfeiler gestützt werden und Quaderstücke von gewaltigsten Dimensionen. Der Schech erklärte mir, es seien dies Unterbaue des Salomonischen Tempels. Er schlug mit einem Steine einige Fragmente los und gab sie mir zum Andenken; was er auch am goldenen Thore that. Ebenso brach er von den Zweigen der Zypressen ab, um mir sie als „Kinder des Heiligthums" zu verehren.

Ich legte wieder die Schuhe an und wanderte jetzt auf dem Tempelplatze umher, jedoch keinen Augenblick vom Schech und dem bewaffneten Gefolge verlassen. Einige Arbeiter, die mit Mauerausbesserungen beschäftigt waren, sonst befand sich Niemand auf dem weiten Platze.

Es war ein Schmerzwandeln in den stillen, sonnigen Räumen. Ueber die Mauern herein schaute der Oelberg mit seinen steinigten Flächen, aus denen graugrüne Olivenbäume emporragten, wie Pilger, die hinauf ziehend, stehen geblieben sind, um die Trauer der Landschaft, um die Stadt zu betrachten und die Zweigarme empor zu heben, um zu beten.

Unter meinen Begleitern erhob sich plötzlich ein Streit, indem Einer von ihnen von mir ein Backschiesch verlangte, während ich dem Schech, um auch die Uebrigen zu betheiligen, die ganze, früher bestimmte Summe übergeben hatte. Der Dolmetsch war nicht so

gefällig, mir die Ursache des Zankes zu erklären, doch konnte ich bemerken, daß der Schech gerne den größten Theil für sich behalten hätte. Es war mir ein Streit zwischen Arabern nicht das erste Mal hier vorgekommen, sonst hätte ich meinen müssen, daß die Männer nur blutig aus demselben hervorgehen würden; so heftig waren ihre Bewegungen, so blitzvoll die Augen, so gewaltig ihr Schreien. Und doch gingen sie nach wenigen Minuten wieder friedlich neben und hinter mir her.

Ich gewahrte im Weitergehen an der südlichen Seite der Stadtmauer eine Art Graben, zu dem keine Treppe hinabführte und an dessen einer Seite eine weite Oeffnung zu einer Höhle zu führen schien. Als ich fragte, ob man da eindringen könnte, bejahten das die Männer und munterten mich auf, hinabzugehen. Mein fragender Blick an den christlichen Dolmetsch wurde zustimmend erwiedert und so kletterte ich, während meine Begleiter oben blieben, an der einen Wand der Grabenwand etwa drei Klafter tief, auf einzelne vorragende Steine, oder in Fugen tretend, hinab, indem ich mich an den anderen Steinen mit den Händen festhielt. Ich trat dann durch die Oeffnung in eine tiefer liegende und abwärts führende Höhle, tief unter der Fläche des Tempelplatzes und stand in Finsterniß. Allmälig dämmerte es um mich her, dann in immer weiterem Kreise und zur Höhe empor. Ich stand in einem weiten Raume, in welchem viereckige gewaltige Steinpfeiler aufstreben und mächtige Bogen tragen.

Der ganze Raum ist mit Steinen und Schutt, an manchen Stellen bis an die Bogen reichend, angefüllt; ich mußte mühsam klettern, um wieder einige Schritte vorzudringen und das bei genug spärlichem Lichte, das an der Seite, von der ich hereingekommen war, durch Löcher hereindringt, die sich zufällig in dem auch vor diesem unterirdischen Bauwerke aufgehäuften Schutte befinden.

Ich war von einem heftigen Staunen ergriffen und konnte den Bau nur mit dem unterirdischen tausend Säulenwerke nahe dem Almeidan in Konstantinopel vergleichen. Schmerzlich war es mir aber, daß es Forschern wie Robinson und Tobler nicht gegönnt war, wie überhaupt auf den Tempelplatz so auch nicht hier herab

zu gelangen, um ihre gelehrte Kritik und ihre scharfen Maße anzulegen. Völlig unvorbereitet und ohne jeden Apparat, wie ich war, konnte ich nur ein allgemeines Bild dem Gedächtnisse einprägen und glauben, daß ich mich, vielleicht hier, in dem „cavati sub terra montes" des Tacitus befand; in jenen Höhlungen unter dem Tempelraume, in die sich zur Zeit der Belagerung durch Titus der letzte Kämpfer Jerusalems, Simon mit den Seinen zurückgezogen hat.

Ich war einer der Letzten, welche die ewig merkwürdige Stätte des alten Jehovatempels betraten; denn wieder ist es, seit Kiamil Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, von moslemitischer Seite streng untersagt.

Der letzte Hohepriester.

Die stolze Zion ist gefallen,
Es liegt die Gottesstadt verheert,
Die kühnen Säulen, Marmorhallen,
Wo sonst des Opfers Düfte wallen,
In Schutt und Trümmerwerk verkehrt.

Des Tempels Priester sind erschlagen,
Die Leichen ruh'n in kalter Nacht;
Es stört das mitternächt'ge Zagen
Nur, wenn ein Bogen, kühn getragen,
Nachherstend durch das Dunkel kracht.

Ein Priester nur entging dem Morden,
Das Schwert reicht' nicht an ihn heran;
Und als es tiefe Nacht geworden,
Da legt, verbrämt mit Purpurborden,
Sein weißes Priesterkleid er an.

Auf seiner Brust ein helles Prangen:
Der Urim Tumim Feuerschein,
Und seine Silberlocken hangen
Um edle, tiefgefurchte Wangen
In seines Bartes Schnee hinein.

So ſchreitet er durch öde Gaſſen,
Der Nachthall nur begleitet ihn.
Die Trümmerwerke rings erblaſſen,
Wenn durch gejagte Wolkenmaſſen
Sie plötzlich Mondeslicht beſchien.

Und auf des Tempels Quaderſtücke
Steigt ſtumm der Prieſtergreis hinauf,
Getroffen tief von dem Geſchicke,
Schickt er das Wort mit feuchtem Blicke
Zum ſchwarz umhang'nen Himmel auf:

„Du biſt von Deinem Volk gewichen,
Dein heil'ger Tempel iſt verheert,
Die hellen Schimmer ſind erblichen,
Die durch des Tempels Dunkel ſtrichen,
Mit Glanz des Cherubim Haupt verklärt.

Dein Zorn hat den Altar geſpalten,
Als Opfer fiel der Prieſter Schaar;
Du haſt uns würdig nicht gehalten,
Um Deinen Tempel zu verwalten,
Dein Volk iſt todt und Dein Altar.

So nimm des Tempels Schlüſſel wieder,
Ihn reich' ich bebend Dir empor!"
Und in die Kniee ſinkt er nieder,
Von ferne tönen wilde Lieder
Und dumpfer Siegerjubelchor.

Wie betend ſo die Arm' erhoben,
Des Tempels greiſer Pförtner kniet,
Reicht dunkel es herab von Oben,
Wie eine Hand aus Licht gewoben,
Die hoch empor den Schlüſſel zieht.

Und die es sah'n von ferne flimmern,
Die hielten es für Blitzesrot.
Da rings im Tag die Höhen schimmern,
Liegt auf des Tempels Marmortrümmern
Der letzte Hohepriester todt.

Jerusalemitanische Legenden.

Das Feuer in der Bundeslade.

In Jerusalem ist es Brauch, daß der Synagogendiener am Freitagabend den Wein, wenn Kidusch gemacht ist, mit in seine Behausung nimmt und ihn wenn der Sabbat ausgeht, zur Hasdalah wieder hinein trägt. Das hängt mit einer merkwürdigen Begebenheit zusammen, die ich jetzt erzählen will.

An einem Freitagabend schlief der Diener der Talmud-Thora-Synagoge ruhig auf seinem Lager, als er plötzlich von Jemandem, den er nicht kannte, geweckt wurde. Der Fremde befahl ihm, ohne Zögern in die Synagoge zu eilen, denn im Heichel, in der Lade, wo die Thorarollen aufbewahrt werden, lodere ein blutrotes Feuer und es drohe Gefahr, daß nicht allein die Synagoge, sondern die ganze Gemeinde von ihm verzehrt werde. Der Diener eilte erschrocken in die Synagoge, öffnete die Bundeslade, wurde aber kein Feuer gewahr; doch bemerkte er im Dunkeln, daß die Flasche Wein, die er nach Kidusch, dem Freitagabend-Segen, hinein gestellt hatte, von ihrem Platze verrückt sei; was ihm sehr verdächtig vorkam.

Er hob die Flasche heraus und merkte sogleich beim schwachen Scheine des Ner thamid, des ewigen Lichtes, daß die Flasche vertauscht sei und als er vom Inhalte etwas ausgoß, erkannte er, daß es Blut war. Er vernichtete die Flasche und stellte eine neue, mit weißem Wein

gefüllt wieder in das Heichel, verschloß daſſelbe und die Synagoge und leate ſich wieder auf ſein Lager und ſchlief.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Gottesdienſt begonnen, erſchien der Paſcha von Jeruſalem, der Biſchof des griechiſchen Kloſters, mit ihnen viele Moslemin, Griechen, Pfaffen und Soldaten. Alle Juden wurden bleich, nur der Synagogendiener nicht; er wußte, daß das ſchreckliche Feuer im Heichel glücklich unterdrückt und gelöſcht ſei.

Der Paſcha befahl ſeinen Dienern, alle Niſchen und Winkel der Synagoge zu durchſuchen und da er nichts fand, was verdächtig geweſen wäre, wies ein Grieche nach dem Heichel und rief: „Dort müßt ihr ſuchen!“ Die Diener öffneten das Heichel und fanden neben den Thorarollen alsbald die Flaſche. Der Grieche ſchrie: „Das iſt das Menſchenblut von einem Chriſtenkinde, das ſie zu ihrem Gottesdienſte abgeſchlachtet haben.“

Der Biſchof nahm die Flaſche und fragte den Oberrabbi: „Was enthält dieſes gläſerne Gefäß?“ Ruhig antwortete der Rabbi: „Wein, den wir zum Segenſpruche brauchen.“ Der Biſchof nahm den ſilbernen Becher, der in der Lade ſtand und goß ihn aus der Flaſche voll. Es war ein goldenroter, duftiger Wein, wie er aus der Rebe von Hebron gepreßt wird. Er reichte ihm dem Paſcha und allen Anweſenden, daß ſie ſich davon überzeugen. Nachdem der ſilberne Pokal allen gereicht war und alle ſich überzeugt hatten, bat der Biſchof den Oberrabbi wegen der Störung des Gottesdienſtes um Vergebung; ein Lügner, indem er auf den Griechen wies, habe ihn betrogen.

Der Paſcha riß den Dolch aus dem Gürtel, um den Frevler zu tödten; da hielt ihn der Biſchof mit den Worten ab: „Verunreinige nicht mit Verrätherblut ein Gott Vater geweihtes Heiligthum.“ Als ſie aus der Synagoge herausgetreten waren, glaubte ſich der Grieche durch das reumütige Bekenntniß retten zu können, daß er eine Flaſche mit Blut in die Lade geſtellt habe und nicht begreife, wie ſie wieder von dort weggekommen ſei.

Der Paſcha ergrimmte aber noch mehr und ſtreckte ihn mit dem Dolche nieder.

Regen.

Es werden wohl 150 Jahre her sein, da war die Bevölkerung Jerusalems in banger Sorge, denn schon war es Spätherbst und noch immer zeigte sich keine Wolke am Himmel, die Regen verkündet hätte. Vom Herbstregen hängt aber nicht allein die Fruchtbarkeit des Landes ab, sondern auch die Füllung der Zisternen. Menschen und Thiere geraten, wenn die Zisternen nicht genug Vorrat haben, in den Sommermonaten in gar schwere Not und Verzweiflung.

Alle Zisternen, besonders die Terrassen, von denen das Regenwasser in jene abfließt, waren sorgfältigst gereinigt. Alles harrte des Leben bedingenden Regens und es wollte noch immer keiner vom Himmel sich ergießen. Juden, Mohammedaner und Christen beteten zum Himmel und fasteten und zogen zum Grabe Rahels, das gegen Bethlehem ist, zu dem Grabe des Nebi Daud und in die Grabeskirche; der Himmel blieb verschlossen und seine Schleußen wollten sich nicht öffnen.

Da sandte der Pascha zum Oberrabbiner von Jerusalem, zu dem frommen Greise Galanti, gesegnet sei sein Name! und ließ ihm drohen: ihn und alle Juden aus Jerusalem und aus Palästina zu vertreiben und ihr Eigenthum einzuziehen, wenn es in drei Tagen nicht regnen sollte; denn nur das böse Volk der Juden sei an der Unbarmherzigkeit des Himmels schuld.

„Ihr rühmt euch stolz" ließ er ihnen sagen, „das auserwählte Volk Gottes zu sein und nennt ihn eueren Vater. Zeigt jetzt in der Zeit der Not, daß er euer Gebet erhört. Sonst thue ich, beim Leben des Propheten, wie ich gesprochen habe."

Die jüdische Gemeinde war in Verzweiflung. Der Oberrabbi ordnete ein dreitägiges Fasten an und vor der Tempelmauer wurde es von betenden und weinenden Männern, Frauen und Kindern nicht leer.

Als am dritten Tage sich die Sonne dem Untergange näherte, ließ der Oberrabbi der ganzen Gemeinde befehlen, ihm noch auf das Grab des Rabbi Schimon des Gerechten, gesegnet sei sein Andenken!

das Geleite zu geben, um dort um Regen zu flehen. Jeder aber, Männer und Frauen, sollen sich mit Regentüchern, Mänteln und Schuhen versehen, denn der Heimgang vom Grabe werde unter einem gewaltigen Regengusse stattfinden.

Alle staunten über diese Vorhersage, thaten wie ihnen geheißen ward und folgten ihrem frommen Oberrabbi in andächtigem Zuge durch das nördliche Stadtthor Bab-el-Amud. Als der Kommandant der Wache den Zug erblickte, der so gekleidet war, als ob es heftig regnete, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Als man ihm von der Vorhersage des frommen Rabbi erzählte, die mit dem wolkenlosen Himmel im Widerspruch stand, ergrimmte er heftig und schlug dem greisen Rabbi ins Angesicht. Der Greis blickte ihm ruhig ernst ins Auge und zog mit seiner Gemeinde weiter, bis sie in das Thal Josafat zu dem Grabe Schimon des Gerechten kamen. Der Rabbi kniete an der Stelle nieder, wo das Haupt des Hingeschiedenen ruhte und um ihn her die Gemeinde. Sie erhoben lautes Wehklagen und Beten: der Rabbi aber soll, so erzählten Diejenigen wieder, die ihm zunächst knieeten, unhörbare Worte in das Grab gesprochen haben. Die Worte waren aber so mächtig, daß ihnen, wenn sie dieselben auch nicht hören konnten, doch das Herz davon erbebte.

Plötzlich erhob sich ein starker Wind, so daß die Olivenbäume auf dem Oelberge geschüttelt wurden, und der blauweiße Himmel umwölkte sich. Es fielen schwere Tropfen und immer inbrünstig und lautlos sprach der Rabbi in das Grab, bis es in Strömen vom Himmel floß und die Anwesenden sich in ihre Mäntel und Decken tief einhüllen mußten.

Der Kommandant der Wache lief jetzt heran, warf sich dem Rabbi zu Füßen und bat ihn demütig um Verzeihung für die ihm zugefügte Beleidigung. Dann hob er ihn auf seine Schulter und trug ihn bis zur Behausung.

In Jerusalem herrschte maßlose Freude. Drei Tage und Nächte hindurch ertönten alle Häuser von Zimbeln und Pauken, von Liedern und Händeklatschen und die Juden feierten Gastmäler und freuten sich, wie es drei Tage und drei Nächte ununterbrochen regnete.

Mohammedaner und Christen sprachen es unverholen aus, daß

sie nur den Juden den Regen zu verdanken hatten und sie erkannten beschämt, daß das Gebet der Juden einen bessern Eingang bei Gott gefunden habe, als das ihre.

Der Kommandant der Wache kam am vierten Tage zum Rabbi mit der Bitte, ihn in den Bund der Väter aufzunehmen und dann sein Knecht sein zu dürfen.

Drei Kabbalisten.

Der Rabbi Schalom Scharebi, der Rabbi Chajim del Rosa und der Rabbi Josef David Azulai waren sehr fromme und tief gelehrte Männer. Ihnen waren die Geheimnisse der Kabbala erschlossen und sie wußten von den Dingen der Erde und des Himmels mehr, als andere Menschen und sie freuten sich ihrer Wissenschaft und hörten nicht auf zu forschen Tag und Nacht. Sie betrübte nur Eines, daß die Juden noch immer in Sklavenbanden schmachten, verstreut auf der Erde leben und der Meschiach noch immer nicht kommen wolle. Faßten sie in einer heiligen Nacht den gewaltigen Beschluß, mit ihrer Geisteskraft, mit ihres Herzens Willen den Meschiach zu zwingen.

Sie fingen an sich zur Beschwörung vorzubereiten durch dreitägiges Fasten, das sie mit Unterbrechung eines Tages durch viele Wochen fortsetzten; sie geißelten gegenseitig ihre Leiber und als es, was in Jerusalem selten ist, schneite, legten sie sich in den Schnee. Sie hielten sich während dieser Zeit fern von ihren Frauen, und beteten und forschten mehr, als sie je in ihrem ganzen Leben gethan.

Als sie sich genug geistig gereinigt glaubten, standen sie um die Stunde, in der man Chazos zu machen pflegt, auf, und gingen auf die hohe Terrasse der Synagoge und beteten jeder einzeln inbrünstig und heilig. Dann traten sie zusammen, sprachen geheimnißvolle, gewaltige Namen Gottes aus, welche sie noch niemals gewagt hatten, über ihre Lippen zu bringen und es zitterte ihnen das Herz dabei und ihre Kniee wankten.

Da ertönte durch die Luft das Bas kol, die Stimme eines Unsichtbaren: „Wenn ihr nicht ablasset von euerem inbrünstigen Denken und von euerem zwingenden Thun, muß die Welt aus ihren Fugen

weichen und zu Grunde gehen, denn ihr wollet beschleunigen, wozu es nach dem Rathschluß Gottes noch nicht Zeit ist."

Alle drei stürzten auf ihr Angesicht und hörten athemlos, was die Stimme weiter zu ihnen sprach:

„Einer von euch muß sich aus der heiligen Stadt entfernen, denn nur drei zusammen können den Meschiach zwingen."

Die Drei horchten noch weiter, aber die Stimme tönte nicht mehr und sie erhoben sich todtbleich von der Terrasse und wußten, was sie zu thun hatten. Jeder schrieb seinen Namen auf ein Pergamentblättchen, sie thaten diese in ein Buch, und bestimmten, daß Derjenige, dessen Name gezogen würde, Jerusalem sogleich verlassen müsse.

Noch an demselben Tage rüstete sich Josef David Azulai zur Abreise und Niemand in der Gemeinde konnte begreifen, warum er plötzlich die heilige Stadt verlasse und Allen that es um den frommen Rabbi leid. Er schiffte sich in Jaffa ein nach Livorno, wo er einen strengen Wandel führte, meist in schweigender Betrachtung sein Leben hinbrachte und als er gestorben war, den Ruf eines großen Kabbalisten hinterlassen hat.

Viele Jahre waren seit dieser Begebenheit vergangen, und Rabbi del Rosa lag, von seinen Schülern umgeben, zu sterben und er sprach zu ihnen: „Wenn ich todt sein werde, so tragt mich nicht aus dem Hause; ergreifet meine Beine und schleifet mich die Treppe hinab durch die Stadt, durch das Zionthor bis hinaus in das Thal Josafat und werft mich in die Grube." Die Schüler ergriff ein Grauen und sie fürchteten sich vor dem Sterbenden.

Als der Rabbi todt und die Leichenwaschung beendet war und die Todesklage anhob, da legten sie die Leiche auf eine Bahre und trugen sie auf ihren Schultern hinaus „in das Haus des Lebens", denn sie trugen Scheu den letzten Willen des Sterbenden zu erfüllen.

Als sie die Bahre hinsetzten, kamen Männer aus dem Dorfe Siluam, das oberhalb des südlichen Begräbnißplatzes liegt, und fingen wegen einer nicht bezahlten Schuld mit den Juden Streit an. Die Juden, weil sie unbewaffnet waren, mußten fliehen und die Fellachim ergriffen, um ihr Schmach anzuthun, die Leiche bei den Beinen, schleiften

sie über die Grabsteine, so daß das Haupt zerschmettert wurde und warfen sie dann in die Grube.

Von Rabbi Schalom Scharebi habe ich nichts erzählen gehört und weiß nicht, welchem Tode er verfallen ist.

Die Hand.

Die Sonne stand noch am Himmel, als drei Mädchen auf einer Terrasse saßen, wo drei Mandelbäume mit roten Blüten standen. Die eine hieß, wie jenes schöne Mädchen aus Sunem, Abisag; ihre Wangen waren, „wie der Riß am Granatapfel, zwischen schwarzen Zöpfen." Die zweite hieß Sultana, ihre Augen waren blau und man konnte sie wie die Sulamits Taubenaugen nennen; „ihr Haar glänzte schwarz wie die Ziegenheerden, die beschoren sind auf dem Berge Gilrad." Die dritte hieß Mirjam, ihre Lippen glänzten „wie eine rosinenfarbige Schnur" und alle drei waren lieblichen Ansehens.

Diese drei Mädchen saßen auf der Terrasse und sprachen allerlei heitere Reden, wie Mädchen pflegen und banden sich Blumen zwischen die goldenen Spangen an ihren Schläfen und in ihre mit goldenen Flittersternchen geschmückten Haare, die in vielen Flechten auf ihren Nacken bis an die Lenden fielen.

Um dieselbe Zeit saßen drei junge Schüler in der Jeschiba eines frommen Rabbi am Fuße des Berges Zion und sprachen von einigen schweren Fragen im Talmud und bemühten sich die Lösung zu finden. Einer von ihnen aber hörte nur scheinbar aufmerksam zu; seine Wangen waren bleich und eingefallen von vielem Nachtwachen und seine beiden Freunde warnten ihn schon oft getreulich nicht mit den Geistern anzubinden. Er aber wollte Macht über sie gewinnen und studirte die Kabbala. Seine Freunde waren jetzt zu eifrig in einen talmudischen Streit verwickelt und merkten nicht auf ihn, der in tiefster Gedankensehnsucht an Abisag dachte, die er mit verzehrender Glut, ohne Gegenliebe, liebte. Er träumte so mächtig von ihr und fühlte sich ihr so nahe, daß er sie zu zwingen meinte in leidenschaftlicher Trunkenheit.

Da ereignete sich etwas gar Seltsames unter den drei Mädchen auf der Terrasse. Die Sonne war im Untergehen; sie sahen sich um-

schlungen haltend, dem schönen Sterben zu und sangen die liebliche Stelle aus dem hohen Liede: „Ich bin eine Blume in Saron, und eine Rose im Thal.“ Da zuckte es wie ein weißer Schimmer über ihnen es senkte sich eine feine, bleiche Hand herab und griff nach der Hand Abisag's und eine weichtönende Stimme sprach die Trauungsformel: „Hare at mekudeschet li“. Darauf erhob sich die bleiche feine Hand, wie eine Taube glänzend und verschwand.

Die Mädchen hatten inne gehalten im Liede und sahen und hörten schweigend, was eben sich zwischen ihnen ereignete. Nur war es seltsam, daß keine von ihnen über die wunderbare Erscheinung und die weichtönende Stimme erstaunte und sie sangen wieder: „Mein Freund ist weiß und rot, auserkoren unter vielen Tausenden. Sein Haupt ist das feinste Gold, seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe, seine Lippen sind wie Rosen, die von fließenden Myrrhen triefen.“

Bald nach dieser Begebenheit wurde Abisag von ihren Eltern einem Manne verlobt. Da erschien ihr ein Jüngling mit eingefallenen Wangen und drohte ihr, sie zu verklagen beim Beddin, denn sie sei bereits ihm angetraut seit jenem Abend, wo er ihr die Hand gereicht und die bindende Trauungsformel gesprochen.

Abisag war sehr erschrocken und ging zum Oberrabbi von Jerusalem und erzählte ihm, was ihr widerfahren sei. Der Oberrabbi mit seinem Besdin erkannte aber die Verlobung mit der Hand, als zu Recht bestehend an und verschob die Verheiratung mit der Hand auf ein volles Jahr.

Die Eltern des Mädchens hörten nicht auf diese Entscheidung und bauten einen Trauhimmel auf und führten unter Zimbelklang und Paukenschall ihre Tochter Abisag dem harrenden Bräutigam zu. Siehe da wieder die feine bleiche Hand und eine weichtönende Stimme sprach: „Wenn es mir nicht gegönnt ist, daß Du mein Weib seiest, so will ich einen Kuß von Dir haben.“ Die Umstehenden sprachen: „Auch zwölf, wenn Du willst.“

Der Unsichtbare küßte, so daß man es hören konnte, die junge Braut und sie sank von dem Kusse getödtet, lautlos zu Boden.

Eine Familienmegilah.

Es war zur Zeit des Königs Saragasanus im Jahre 5167, der in Saragossa seine Residenz hatte, in welcher auch viele Juden lebten, die in zwölf prächtigen Synagogen beteten. Es herrschte die uralte Sitte, daß wenn der König das Judenviertel betrat, ihm sogleich die ältesten Rabbinen jeder der zwölf Synagogen mit den heiligen, pergamentenen Thorarollen, die in geschmückten Kästchen verwahrt waren, entgegen gingen. Ihnen schloß sich die ganze Gemeinde an, und während die Rabbinen den beim Anblick des gekrönten Hauptes üblichen Segen sprachen, rief die ganze Gemeinde: Amen!

So war es seit alten Zeiten her. Einmal aber fühlten einige sehr fromme Rabbinen ein Bedenken, ob es denn nach talmudischen Grundsätzen keine Entweihung sei, jedesmal sechsunddreißig Thorarollen dem Könige grüßend entgegen zu tragen? Da beschlossen sie, wenn der König wieder in das Judenviertel käme, aus jeder Synagoge nur drei leere, mit kostbaren Stoffen behängte Kästchen zu nehmen und ihm entgegen zu geben. So geschah es auch, und sie gingen dem Könige viele Jahre lang mit diesen leeren Kästchen entgegen.

Damals lebte am Hofe des Königs Saragasanus ein reicher Jude, der sein begünstigter Liebling war und Chajim Schamai hieß. Der fiel aber vom heiligen Glauben seiner Väter ab, und hieß dann Markus; wodurch er ein noch größeres Vertrauen am königlichen Hofe gewann, und wie die Abtrünnigen alle, ein größerer Hasser und Verläumder seines Volkes wurde, als die im christlichen Glauben Geborenen.

Als der König Saragasanus wieder einmal im Judenviertel erschien, und ihm in der althergebrachten Weise gehuldigt wurde, pries er, des Abends auf seinem Throne sitzend, in Gegenwart des versammelten Hofes die Anhänglichkeit der Juden an ihren König, und rühmte die fromme Sitte, den König mit ihrem Theuersten, mit dem Worte Gottes zu begrüßen. Da trat Markus auf und

sprach also: „Nicht glaube, o Herr, daß die Juden wirklich so treu an ihrem Könige hängen. Die schön gezierten Kästchen, die sie Dir entgegentragen, sind leer, und enthalten nicht die ihnen heiligen Thorarollen." Der König und alle Anwesenden erstaunten Solches zu hören, Saragasanus erzürnte sehr, und ordnete an, daß sein ganzer Hofstaat schon am folgenden Morgen bereit sei, mit ihm wieder ins Judenviertel zu ziehen und schwur, wenn sich die Wahrheit dessen, was Markus sagte, bewähre, alle Männer tödten, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen zu lassen und alles Geld und Eigenthum der Juden solle des Königs werden.

Während der König also ergrimmt redete, schlief der Diener einer der zwölf Synagogen, der fromme, tugendhafte Greis Ephraim Baruch, ruhig auf seinem Lager. Er erwachte plötzlich, und sah einen Mann, majestätischen Ansehens, mit langem Barte, einen ledernen Gurt um den Leib gewunden, vor sich stehen, und er erkannte den göttlichen Propheten Elijahu, der ihn also anredete: „Du schläfst? Mache Dich eilends auf, gehe in die Synagoge, setze in jedes der drei leeren Kästchen die Thorarolle, komme dann zurück und lege Dich wieder, um zu schlafen. Zu Niemandem aber rede, daß ich Dir erschienen bin, sonst bist Du des Todes." Erschrocken stand der fromme Diener vom Lager auf, und that, wie ihm befohlen war, und legte sich wieder, um zu schlafen.

Dieselbe Erscheinung hatten die Diener der eilf übrigen Synagogen, die ebenfalls dem Auftrage getreulich nachkamen, und jeder von ihnen glaubte, daß die Erscheinung nur ihm geworden sei.

Der verhängnißvolle Tag brach an; es war der 17. des 11. Monats Schebat, im 13. Jahre der Regierung des Königs Saragasanus, das 5180. Jahr nach der Zerstörung des zweiten Tempels; da erschien, kaum daß noch die Morgenröthe die schwarze Nacht zu verscheuchen begann, plötzlich der König Saragasanus im Judenviertel. Zu seiner Rechten ging der Verräther Markus; es folgten alle Großen des Reiches, eine Menge bewaffneten Kriegsvolkes von 300 Männern mit blanken Schwertern, um, wenn der König ihnen winkte, Alles niederzumachen.

Die Juden waren sehr überrascht, eilten von ihrem Lager, um den König zu begrüßen und ihm zu huldigen; die Rabbinen zogen ihnen mit den 36 Thorarollen voran. Da sprach, als sie sich dem Könige näherten, Saragasanus zu ihnen: „Ich will einmal die Gesetzrollen Eures Propheten Moses, in dessen Namen Ihr mich segnet, sehen." Todesangst überfiel die Juden, und die Rabbinen sprachen unter sich: „Weh uns! welches Unglück hat Gott über uns verhängt." Sie ahnten nicht, wie väterlich der Herr seine Frommen geschützt hatte. Die Diener des Königs Saragasanus ritten heran, und öffneten die Gehäuse der Gesetzrollen. Wie waren Alle erstaunt, als sie dieselben sahen, und den 44. Vers des 26. Kapitels im 3. Buche Moses aufgerollt fanden: „Aber auch so, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, werde ich sie nicht verwerfen und sie nicht verschmähen, sie zu vernichten, meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin der Ewige, ihr Gott." Und so fand es sich in allen 36 Kästchen.

Der König Saragasanus, als er sich so von der Verläumdung des Markus überzeugt hatte, war er sehr gnädig, dankte den Juden für ihre Anhänglichkeit, und erließ ihnen, als Zeichen seiner Huld, für drei Jahre alle Abgaben und Steuern. Den Verläumder Markus aber ließ er augenblicklich hängen, den Leichnam den Hunden vorwerfen und die Ueberreste verbrennen.

Die Gemeinde feierte ein Dank- und Freudenfest für die ihr gewordene, wunderbare Rettung und setzte für ewige Zeiten fest, daß der 17. Tag des Monats Schebat ein gottgeweiheter bleibe, ein Fast- und Bettag, an welchem die Armen reich bedacht werden sollen. Der Abend dieses Tages aber, wo diese Begebenheit gelesen wird, sei der Freude, Gastmälern und Gesängen geweiht.

Noch heute, nach 436 Jahren, lebt in Jerusalem eine aus Saragossa stammende Familie, welche die auf Pergament geschriebene, uralte Megila besitzt am 17. Schebat liest und mit einem Freudenmahle feiert.

Der leblose Lebendige.

Der berühmte Kabbalist Schalom Scherebi aus Jemen, der im Jahre 5525 nach Erschaffung der Welt Oberrabbi von Jerusalem war, saß eines Morgens in seiner Jeschibah, angethan mit weißem Ornate und darüber den weißen Taleth mit grünen Streifen. Um den linken Arm und das Haupt trug er die Tephilim geschlungen. Sein Diener trat ein und meldete ihm, daß in der Mikweh, im Frauenbade, auf dem sogenannten Batrak in der Patriarchenstraße, nicht das vorschriftmäßige Maaß Wassers enthalten sei. Der fromme Rabbi stand von seinem Sitze auf und nahm sich nicht einmal Zeit Talith und Tephilim abzulegen und folgte seinem Diener um die Mikweh zu untersuchen.

Als sie zu dem Batrak kamen, stand da ein junger Mohammedaner, dem die grünen Streifen am Talith des Rabbi, als eine Verhöhnung vorkamen, weil die grüne Farbe den Mohammedanern heilig ist, und nur die Abkömmlinge des Profeten grüne Turbanen tragen dürfen. Er zog den Dolch, den er im Gürtel trug, und zückte ihn gegen den Rabbi; aber seine Hand war plötzlich starr und konnte den Rabbi nicht erreichen.

Der eilende Rabbi bemerkte die Absicht des jungen Moslem nicht, ging in das Bad, um es zu untersuchen, und als er es vorschriftmäßig fand, ging er wieder, auf einem andern Wege in sein Haus zurück.

Der junge Mohammedaner aber stand an der Stelle, wo er des Rabbi ansichtig wurde, fest gewurzelt und erstarrt; die Hand ausgestreckt, so wie er sie zum Todesstreiche erhoben hatte, und in ihr den blitzenden Dolch. Er war anzusehen wie eine Statue aus Stein, die mit bunten Farben bemalt ist.

Die Leute, die vorüberkamen, konnten die fremdartige Erscheinung nicht begreifen, dann redeten sie dieselbe an, aber sie glotzte mit weit offenen Augen, die Lippen bewegten sich nicht zum Reden und doch konnte man merken, daß die Gestalt, wenn auch leblos, doch lebendig sei. Die Kunde von ihr durchdrang die ganze Stadt,

die Bewohner eilten schaarenweise herbei, und es entstand ein gar gewaltiger Tumult. Es kamen auch die Eltern, und sahen erschüttert ihren jungen Sohn, den sie bei seinem Namen, aber vergebens riefen. Er regte und bewegte sich nicht.

Die Menge staunte, fragte, und konnte das, was sie sah, nicht begreifen; bis einer zu erzählen anfing, wie er den Jüngling den Dolch gegen den Oberrabbi der Juden habe zücken sehen; der Rabbi sei ruhig weiter gegangen, während der Jüngling erstarrt stehen blieb. Nun war die Sache Allen klar, und man wußte mit einem Mal woran man sei und was man zu thun habe.

Die Eltern eilten zum Oberrabbi, und fielen ihm zu Füßen, und baten ihn, ihren Sohn aus der Erstarrung zu erlösen. Jetzt erst erfuhr der Rabbi, in welcher Gefahr er gewesen und wie ihn Gott der Heerschaaren gerettet habe. Er weigerte sich aber den Jüngling zu retten; da versprachen die mohammedanischen Bewohner der Stadt, die alle den unglücklichen Eltern zum Hause des Rabbi gefolgt waren, daß keinem Juden fortan ein Haar gekrümmt werden dürfe. Der Rabbi hieß sie einen Eid schwören, daß sie die Juden nicht mehr verhöhnen und kränken würden, und sie schwuren ihn mit lauter Stimme.

Der Rabbi ging jetzt, wo der versteinerte Jüngling stand und sprach in Gegenwart der lautlos horchenden Menge zu der Menschenstatue:

„Senke den Arm mit dem blitzenden Dolche."

Der Jüngling ließ den Arm sinken.

„Sieh mit den Augen."

Und die Augen fingen an sich zu bewegen und weich zu glänzen.

„Rede mit Deinem Munde."

Und der Jüngling sprach: Gelobt sei Allah, Mohammed ist sein Proset und die Menschen alle sind seine Kinder.

„Geh!"

Und der Jüngling ging.

Die Menge erhob ein Jubelgeschrei, und zwei Männer faßten den Rabbi, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn, von

der Bevölkerung der ganzen Stadt begleitet nach seiner Behausung.

Die Juden aber standen, so lange dieser Fromme lebte, im größten Ansehn und Jeder fürchtete sich, sie durch Wort oder That zu beleidigen.

Rabbi Kolonimos.

Im Jahre 5480 nach Erschaffung der Welt lebte Rabbi Kolonimos als Oberrabbiner der aschkenasischen Gemeinde in Jerusalem. An einem Sabbat vor Tagesanbruch stand der Rabbi von seinem Lager auf, und ging, wie er jeden Morgen that, zur Westmauer des Tempels, um in einsamem, inbrünstigem Gebete seine Gedanken zu Gott zu erheben. Er hatte kaum die Schuhe abgelegt und die Stirne träumend an einen Stein der Mauer gelehnt, da stürzte der Synagogendiener todtbleich zu ihm heran, und meldete ihm zitternd, daß die Gemeinde in der größten Gefahr schwebe, indem die Mohammedaner bewaffnet das Judenviertel umlagern, schon das Thor der Synagoge erbrechen, und droben, die ganze Gemeinde nieder zu metzeln, wenn der Oberrabbi ihnen nicht ausgeliefert wird. „Warum verlangen sie aber nach mir?" fragte der Rabbi. „Herr, ich wage das Entsetzliche nicht zu wiederholen." Der Rabbi aber erwiderte: „Man fand einen gemordeten Knaben vor der Synagoge liegen, und die Wüthenden sagen, ich hätte ihn erschlagen." Der Synagogendiener antwortete, staunend woher dem Rabbi die Kunde gekommen: „Du hast es ausgesprochen, o Herr!" Der Rabbi redete in ehrwürdiger Ruhe weiter zum Diener: „Bewahre mich der Himmel, daß ich Menschenblut vergieße. Sie reden Lügen, eitel Lügen, und die Wahrheit wird an den Tag kommen."

Während er dies sagte, stürmte eine tobende Menge schon heran, mit gezückten Schwertern und geballten Fäusten dem Rabbi drohend. Sie ergriffen und schleppten ihn zum Gerichtshause vor den Kadi, und riefen: „Wir bringen Dir den Mörder!"

Im Gerichtssaale lag auf dem Teppich die blutige Leiche des gemordeten Knaben, seine Augen waren offen und aus seiner Brust quoll Blut hervor.

Der Kadi fragte ernst: „Warum hast Du diesen Knaben gemordet?“ Eine lautlose Stille entstand plötzlich im Saale, um die Antwort zu vernehmen.

Der Rabbi antwortete: „Ich habe nicht gemordet.“

Da begann das Toben der Menge wieder, Schreie und Flüche wurden laut, und Einige stürzten gegen den Rabbi los, um ihn zu tödten. Der Kadi gebot Ruhe, und fragte den Todbedroheten: „Wie willst Du Dich von dem Verdachte des Mordes reinigen?“

Der Rabbi erwiderte: „Lasse mir Dinte, Papier und Feder reichen, und der Todte soll Dir selbst den Mörder nennen!“

Als man ihm Dinte, Papier und Feder brachte, schrieb er geheimnißvolle Buchstaben auf das Papier, und legte es an die Lippen des ermordeten Knaben. Und da war es entsetzlich anzusehen, wie die Leiche sich emporrichtete, und sitzend mit offenen Augen die Menge anstarrte, dann aber plötzlich aufsprang, auf einen Mohammedaner losstürzte, und mit einer die Herzen zerschneidenden, fürchterlichen Stimme schrie: „Dieser hat mich erschlagen!“ Nach diesen Worten stürzte der blutige Knabe wieder als Leiche auf den Teppich zurück.

Der Mörder bekannte, entsetzt über die Erscheinung, seine blutige That und wurde vor dem Gerichtshause durch den Diener des Kadi sogleich gehängt.

Die Eltern des Knaben stürzten jetzt zu den Füßen des Rabbi hin, und baten ihn, den Knaben durch seine geheimnißvolle Macht lebendig zu erhalten. Der Rabbi antwortete ihnen: „Das darf ich nicht. Mir war es nur gegönnt, die Gemeinde Gottes zu retten.“

Der fromme Rabbi aber vollbrachte fortan sein Leben in Buße und Fasten, denn er hatte durch Schreiben den Sabbat entweiht. Er lebte noch viele Jahre und Alle hatten große Ehrfurcht vor ihm. Sterbend befahl er, daß hundert Jahre lang jeder, der

an seinem Grabe vorübergehen werde, einen Stein auf dasselbe werfe, weil in alten Tagen derjenige, der den Rubetag entheiligte, gesteinigt wurde.

Und so geschah es volle hundert Jahre nach seinem Tode, bis vor vierzig Jahren der letzte Stein nach seinem Grabe geschleudert wurde. Am südöstlichen Abhange des Oelberges ist aber noch jetzt der Steinhügel sichtbar, unter welchem der wunderwirkende Rabbi Kolonimos begraben liegt.

Aberglaube.

Wenn in Jerusalem, der die Zisternen füllende Regen lange ausbleibt, und Sorge darüber entsteht, und zu dieser Zeit ein Rabbi stirbt, gibt man dem Todten, ein von dem Sterbekleide abgeschnittenes, naßgemachtes Leinwandstück in die Hand, damit er nicht vergesse, wenn er jenseits anlangt, um Regen zu bitten.

Wenn innerhalb eines Jahres in einem Hause sich zwei Todesfälle ereignen, wird, wenn Männer gestorben sind, ein Hahn geschlachtet, wenn aber Weiber, eine Henne. Kopf und Füße müssen begraben, das Fleisch an Arme vertheilt werden.

Ein Geiziger verschluckte sterbend seine Perlen und Diamanten, sein Diener bemerkte das und grub die Leiche aus, um sie zu berauben. Die Leiche, aber sprach zu ihm: „Ich bin ein Rabbi gewesen, den Geizigen, den Du suchst, haben die Geister fortgetragen, weit von hier in mein Grab. Mich aber brachten sie in sein Grab, um mich für meinen frommen Lebenswandel zu belohnen, durch ein Grab im gelobten Lande unserer Väter."

Die Geister haben Hühnerfüße, sind bald sehr groß, bald sehr klein, und alle schwarz.

König Salomos Asmodai, den er in seinem Siegelringe gefesselt hielt, ist nicht mehr; jetzt herrscht dessen Sohn Daniel.

Zur Zeit des Asmodai hatte ein Mann eine Wasserkanne vorsichtig genug hingesetzt, und fühlte plötzlich Schmerz in seinem

Fuße. Ein Chacham ſah in das Waſſer der Kanne und ſprach hinein: „Was haſt Du dem Manne da gethan?“ Asmodai, der Geiſt antwortete aus dem Waſſer heraus: „Siehſt Du nicht, daß er das Gefäß auf meinen Fuß geſetzt hat?“ Und der Chacham ſprach entgegen: „Du kannſt als Geiſt den Mann, er aber Dich nicht ſehen.“ Der Waſſerträger bat hierauf, indem er die Kanne aufhob, den Geiſt um Verzeihung, und der Schmerz in ſeinem Fuße hörte auf. Der Stelle aber, auf der die Kanne ſtand, war es wie die Spur eines Hühnertrittes eingedrückt.

Es gibt Häuſer in Jeruſalem, wo Männer und Frauen nicht zuſammen wohnen können, die Schedim, die böſen Geiſter, erlauben das nicht, und ſo wohnen nur Weiber darin.

„Ajin rah“ das böſe Auge iſt auch in Jeruſalem ſehr gefürchtet. Wenn ſie ein Haus friſch übertünchen, malen ſie eine Hand mit ausgeſtreckten Fingern — „Chamſa“ fünf — an die Wand. Kindern binden ſie ein ſilbernes oder goldenes Händchen an den Kopf. Wenn Jemand unwohl iſt und glaubt, es durch das Ajin rah zu ſein, läßt man den „Abſprecher“ und die „Abſprecherin“ holen, dieſe fahren mit einem Kamm, oder ſtiellosen Meſſer über den Kopf des Unpäßlichen und ſprechen dabei die Namen der Erzväter Abraham, Iſak und Jakob, und den Namen Moſes des Lehrers aus. Eine alte ſephardiſche Frau und ein junger Sephardi haben als Abſprecher und Abſprecherin in Jeruſalem ein gutes Einkommen.

Die Geiſter ſtahlen des Nachts ein Kind, weil Niemand bei der Wöchnerin wachte; ein Frommer ging eben in die Synagoge, ſah das Kind von den Geiſtern tragen und nahm es ihnen ab.

Geſegnete Frauen meſſen mit einem Seidenfaden die Weſtmauer des Tempelplatzes, und winden ihn um den Leib, um den Segen nicht zu verlieren, oder ſie hängen ein, an einer Schnur befeſtigtes Schlöſschen um den Hals, deſſen Schlüſſel ſie wegwerfen. Unfruchtbare Frauen rupfen das Gras aus den Ritzen der Weſtmauer, kochen es, und trinken den Abguß.

Indukte iſt eine abergläubiſche, ſogenannte ſympathetiſche Heilungsart, und muß in Fällen eines heftigen Schreckens, oder einer

Gemütsbewegung angewendet werden. Denn da beherrscht ein böser Geist den Menschen. Man muß daher dem Geiste schmeicheln, „indulgere“ daher Indulte, damit er vom Menschen ablasse.

Die Indulte ist eine doppelte: eine neun- und eine vierzigtägige.

Bei der kleinen Indulte muß der Kranke von einer pulverisirten, in Zuckerwasser aufgelösten Mumie drei Nächte hintereinander trinken, jedesmal ein Loth. Der Kranke wird früher gewaschen, in weißes Leinen gehüllt und in ein weißes Bett gelegt. Die Frauen im Hause dürfen nicht ihre Weiblichkeit haben, sonst schaden sie dem Kranken und sich selbst. Der Kranke bleibt allein, keine Thiere, namentlich dürfen sich keine Hühner im Hause befinden. Jeder Geruch von Knoblauch, oder Zwiebel muß sorgfältig vermieden werden. Der Kranke darf während der neun Tage nichts anderes als Milch, Butter und Brot genießen.

Ein Rabbi ging an dem Fasttage Schiwe asar be Tamus mit drei seiner Kollegen, weil der Tag sehr heiß war, in einen kühlen Zisternenraum, um sich abzukühlen; da sah er im Wasser einen Schatten, über welchen er sehr erschrack. Die Indulte war sofort angezeigt. Am neunten Tage aber entstand im Hause ein Knoblauchgeruch, die Wirkung war gestört, und man mußte die vierzigtägige Indulte anwenden.

Zwei Frauen gingen zu einundvierzig säugenden Müttern — so viele müssen es sein — und während die eine ein tiefes Schweigen beobachtend, jede Säugende „mölkte,“ erzählte die andere von den Leiden des kranken Rabbi. Als man ihm die Milch brachte, trank er sie, ohne den üblichen Segensspruch zu sagen und lag dann, als sich die Frauen entfernt hatten, schweigend und allein hin. Da kam surrend und golden ein Bienenschwarm an die Gardinen seines Bettes, und sog, ohne den Mund anzulegen an dem Kranken, und die Milch aus seinem Leibe, etwa wie Bienen, nur den Duft und nicht den Honig, aus einer weißen Blume ziehen. Er gerieth, während er dem Flattern der schönen Thierchen zusah in einen heftigen Schweiß, schlief ein, und da er erwachte, war er genesen.

Wenn Kinder erſchrecken, ſtreut man von ihrem Bette Zucker, bis zur Ziſterne. Der Geiſt folgt, genäſchig wie er iſt, der Spur und ſtürzt ins Waſſer.

Die Juden in Afrika ſchlachten am Schluſſe der Indulkekur auch noch einen ſchwarzen Hahn und glauben den Geiſt getödtet zu haben.

Als ich dem Rabbi, der mir die große Indulke, als an ſich ſelbſt erlebt, erzählte, bemerkte: daß ich einmal, ich wiſſe nicht mehr wo, in einer vergilbten Pergamentrolle den Spruch geleſen habe: „Du ſollſt keinem Aberglauben huldigen!“ da ließ er ſich von meiner Ironie nicht irre machen, und erwiderte: „Du haſt Recht. Der Aberglaube, als ein Lügenhaftes iſt verboten; die Dir mitgetheilten Dinge ſind aber wahr!“

Abſchied.

Beim Paſcha. — Zündhölzchen als Bibliothek. — Gegengeſchenk. — Freiherr von Bruck. — Preußiſche Legazionen. — Strenge Mautbeamte. — Prieſterſegen. — Dankadreſſe an Frau von Herz-Lämel. — Ein Gedicht.

Meine Aufgabe war glücklich gelöſt. Ich rüſtete mich zur Abreiſe, reicher geworden an Erlebniſſen eigenthümlicher Art, aber von jener Wehmut erfüllt, die ein unglückliches Glück in der Seele eines Dichters iſt. All' die Geſänge, die ich dem heiligen Lande und ſeinen proſetiſchen Geſtalten geweiht hatte, hier wären ſie niemals in meiner Seele empfangen, und vom Geiſte großgezogen worden.

Ich begab mich mit dem Grafen Pizzamano zum Effendi Abdala Waſi Nakib d. h. Richter, wenn zwiſchen den Grünbeturbanten, den Abkömmlingen des Proſeten ein Streit entſteht, zum reichen Suleiman Ibn Dſchari und zum Paſcha von Jeruſalem um Abſchied von ihnen zu nehmen.

Wir fanden den Paſcha Kiamil diesmal in ſeiner Wohnſtube, die mit violettem Ziz als Zelt tapezirt war; in einer Ecke befand ſich ein ſehr breiter erhöhter Divan, der als Schlafſtelle dient, in der Mitte des Zimmers war ein Tiſch, auf dem einige Schreibrequiſiten und ein auf Pergament geſchriebener Koran, rot gebunden mit Goldſchnitt lagen.

Nach den üblichen Höflichkeitsformeln, Tschibuk und Kaffee fragte mich der Pascha wiederholt, wie er mir dienen könne? Ich dankte ihm für seine freundliche Gnade und die Auszeichnungen, die er mir erwiesen und überreichte ihm 100.000 Stück — Zündhölzchen als Geschenk. Sie waren in Etuis, die Bücher darstellten, zierlich verpackt aus der Fabrik des Herrn Pollack in Wien und verbreiteten, wenn man sie anzündete, einen angenehmen Wohlgeruch. Ich ließ dem Pascha durch den Dolmetsch sagen: nachdem ich in Jerusalem eine Schule gegründet habe und ein Schriftsteller sei, hoffe ich, werde er es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich eine Bibliothek voll feuriger Gedanken in seiner Wohnung anlege, die ihm wohl duftend sein möge!

Er nahm das, mehr humoristische als wertvolle Geschenk äußerst freundlich auf und erwiderte es noch an demselben Tage durch einen kostbaren mit Gold und Seide geschmückten Tschibuk.

Er trug mir die wärmsten Grüße für Se. Exzellenz des Freiherrn von Bruck auf, nach welchem ich überhaupt im Oriente aller Orten mit vieler Theilnahme gefragt wurde. Sein Name lebt, namentlich in Konstantinopel wie eine Zauberformel in der Erinnerung. Er ist der einzige österreichische Staatsmann, der während einer nur kurzen Wirksamkeit den Namen Oesterreichs höher hob als viele seiner Vorgänger, die ein ganzes Leben im Oriente zubrachten; er bewirkte dies durch seinen in sich ruhenden Charakter, durch eine würdevolle imposante Persönlichkeit, durch glänzende Großmut.

Ich begrüßte noch einmal den Chacham Baschi, die angesehensten Rabbinen, die Herren Finn, von Barrere und Dr. Rosen, dem ich zu besonderem Danke für manche heitere Stunde und geistvolle Belehrung mich besonders verpflichtet fühlte. Es ist charakteristisch, daß die meisten Männer der preußischen Legazion im Oriente Männer der Wissenschaft waren und sind. Dr. Schultz, von Wildenbruch, Dr. Otto Blau, Dr. Wetzstein, Dr. Rosen, sie alle, der orientalischen Sprachen, trotzdem sie keine munifizente Ka-

demie wie in Oesterreich darin unterstützt, vollkommen kundig, haben sich einen Namen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gemacht und zur Kunde des Morgenlandes reichlich beigetragen.

In meiner Wohnung sah es bunt, wie auf einem Jahrmarkte aus. Gegenstände aller Art, die ich als Pilgerspenden in die Heimat bringen wollte, lagen bunt umher: Erde aus dem Thale Josafat, Wein von Hebron, Oel vom Oelberge, Thonpfeifen und Seife aus Jerusalem, Rosenkränze und Kreuze aus Bethlehem, Photographien heiliger Orte und Monumente, Flaschen mit Jordanwasser, Rosen von Jericho, Steine vom todten Meere, Blumen von Zion und den Gräbern der Könige, der Grundstein für den neuen Tempel in Wien, Schofar und Ezchajim, Amulete, Bruchstücke von der Tempelmauer, Pergamentrollen und Bücher, Schädel vom Blutacker, Beduinenmäntel, barbarisch gestickte Arbekanfot u. s. w. u. s. w.

Rabbi Motche Schnitzer der Steinmetz und Zauberformler bewältigte dieses Chaos in wunderbarer Weise. Er sang während er Alles verpackte halblaut Lieder mit eigenthümlicher Melodie und ich glaube, daß es geheimnißvolle Beschwörungen waren, denn Alles kam unversehrt in Wien an.

Noch sollte ich einen besseren Begriff von dem Mautamte in Jerusalem bekommen, das mich an die strenge Untersuchung in Konstantinopel erinnerte, und freilich durch die Art und Weise in Damaskus und in Jaffa wieder vernichtet ward. Um in Jaffa die wohlverpackten Kisten nicht wieder öffnen zu müssen, wollte ich sie mit dem Jerusalemer Mautzeichen versehen lassen. Zwei Mautbeamte kamen zu mir in die Stube, und wollten, ehe sie die Kisten versiegelten, den Inhalt sehen. Bei der sorgfältigen Verpackung der Hunderte von kleinen Gegenständen, die einen vollen Tag in Anspruch nahm, war dies unmöglich, und so verweigerten sie, die vielleicht nur einen flüchtigen Blick in die Kisten gethan hätten, die Versiegelung, weil der Form nicht genügt werden wollte. Weder der österreichische Consul, noch später der Dragoman des Pascha's, der eine schriftliche Deklarazion der Gegenstände von mir unter-

zeichnet vorlegte, vermochten das sonst so berüchtigte Pflichtgefühl türkischer Mautbeamter zu beugen. Endlich versicherten sie, daß eigentlich ihre Siegel nicht nützen würden beim Einschiffen der Kisten in Jaffa. Ich erspare vielmehr zweimal siegeln zu lassen.

Herr Philibert in Jaffa an den ich Kreditbriefe hatte, und dem ich manche Freundlichkeit schuldig wurde, ließ als ich in Jaffa ankam, meine Kisten, ohne daß sie irgend einen Anstand gefunden, oder eine Durchsuchung erfahren hätten, auf das Schiff bringen, das mich nach Egypten führte. In Alexandrien vollbrachte ein ganz kleines Backschiesch, was consularische Gewalt und Paschawillkür nicht vermochten.

An demselben Tage erhielt ich vom Chacham Baschi die diesem Kapitel in worttreuer Uebersetzung angefügte Dankadresse an Frau Elise von Herz-Lämel und ein Gedicht an sie.

Am 6. Juli, einem Sonntage, wartete vor meiner Thüre der mir von Grafen Pizzamano empfohlene Führer und Dolmetsch, der arabische Christ Matthia mit zwei Pferden, einem Maulthiere, dem mein Gepäcke aufgeladen wurde und mit einem Esel für den begleitenden Diener. Ich theilte unter die angesammelten jüdischen Bettler Geld aus und ging mit den beiden Doktoren Fränkel und Neumann langsam zum Jaffathore. Hier baten die Thorwächter um Backschiesch und dankten für eine kleine Gabe in höflichster Weise.

Vor dem Thore wartete ein Mann aus dem Kreise der Kohanim, der Priester, und sprach mir den üblichen Segen nach: „Es segne Dich Gott und behüte Dich; er lasse leuchten sein Angesicht über Dich und sei Dir gnädig. Es wende Gott sein Angesicht zu Dir und bringe Dir den Frieden."

Ich nahm von den beiden Freunden wehmütigen, herzlich gefühlten Abschied. Ich bin ihnen für geistige Unterstützung, für mit mir getheilte Sorgen und gemeinschaftlich empfundene Kränkungen,

für Gastfreundschaft und Theilnahme jeder Art für immer verpflichtet geworden.

Ich schüttelte den Staub Jerusalems stark von meinen Füßen und in den Sattel geschwungen ritt ich rasch die Höhe empor und oben das Pferd wendend, heftete ich noch einen langen Blick auf die Stadt, auf Moria, auf Zion, auf den Oelberg — ich setzte dem Pferde die Sporen ein, Jerusalem war verschwunden.

An Frau von Herz-Lämel in Wien.

„Der Herr, der Gott der Heerschaaren, sei mit uns!

Die Herrscherin der Frauen mit edlen Sitten und Frömmigkeit begabt, Frau Liwet Herz, von der edlen Familie Lämel; ihr Namen sei gesegnet, ihre Leuchte erlösche nie, dem milden Lichte des Mondes und dem siebenfachen Lichte der Sonne vergleichbar! So sei der Wille des Ewigen!

Nach dem Gebete für Dein Lebensglück und Deinen Seelenfrieden stehen wir, mit zum Himmel emporgehobenen Händen und sehnsüchtigen Blicken, zu ihm, der in Zion thront, und an Jerusalem Wohlgefallen hat, daß Deine Tage und Jahre lange dauern mögen, Du freudvoll blühen mögest, wie die Rose, behütet und beschützet vor allem Bösen!

Der heutige ist ein Licht verkündender Tag für die Juden, denn es nahete uns mit leuchtenden Blicken Seine Herrlichkeit, der erfahrene Arzt, der glänzende Dichter, der treue Abgesandte, der mit Geist begabte Herr L. A. Frankl. Er kam mit der Botschaft der Milde nach der heiligen Stadt, von Dir gesendet mit Liebe und Erbarmen sich der kleinen Kinder von Jerusalem anzunehmen, und das Banner der heiligen Thora für sie zu entrollen und aufzurichten; ein Lehrinstitut zu errichten für kleine arme Kinder, zum Heil der Seele Deines edlen seligen Vaters, Simon Edlen von Lämel, bis zur Zeit der Messiaserlösung!

Der Abgesandte war glücklich in seiner Sendung und er gründete mit aller Macht und Kraft das erwähnte Lehrhaus. Nach verrichtetem Gebete nähern sich die Kinder dem königlichen Tische, um, nach eines jeden Maaß, zu essen und zu trinken, und gleich darauf bis zur Mittagszeit im Zelte der göttlichen Lehre zu verweilen. Zur Mittagsstunde nach eingenommenem sättigenden Mahle kehren sie wieder zum Unterrichte der Thora, der Propheten und der heiligen Schriften mit Andacht zurück, um die Worte des Herrn erklären und deuten zu können, jeder nach seinem Fassungsvermögen! Gott fügte es, daß wir zwei tüchtige, gottesfürchtige Lehrer gefunden haben, die auch im Schönschreiben zu unterrichten befähigt sind. Ebenso ist auch für die Bekleidung der Entblößten gesorgt, zweimal im Jahre, und es wacht täglich ein befähigter Arzt über den Gesundheitszustand der Kinder. Mit den Namen Deines edlen Vaters geziert wird diese Lehranstalt blühen und gedeihen; auch ist sie so verzeichnet im Gedenkbuch der Gemeinde der Sepharadim.

Am Tage der Einweihung dieses Hauses waren wir, die Rabbinen, Chachamim und Vorsteher und Leiter der heiligen Gemeinde, versammelt, sprachen das andächtige Gebet für das Seelenheil Deines seligen Vaters und den Segen für dessen fromme Tochter, für Dich, edle Herrin! sowie für die hochherzigen Vertreter der israelitischen Wiener Kultusgemeinde und alle Großen der Erde, für Jeden mit seinem Namen.

Am Neumond Tamus (Parschat Chukat) des Jahres 5616 (1856) wurde die fromme That ins Leben gerufen und der Schulunterricht begonnen. Gott verleihe der Anstalt ewige Dauer zum Andenken des frommen Mannes, des Herrn von Lämel, bis zu den Tagen des Messias!

Wir unsererseits loben mit Freudigkeit Gott den Herrn, der uns einen Retter und Helfer zugewiesen: ein Lebenshaus, ein Haus der göttlichen Lehre zu gründen, die unschuldigen Kinder zu erleuchten und zu belehren, auf deren Unschuld, nach dem Ausspruche der Weisen, die Welt gegründet ist. Möge Alles zum Seelenheil Deines edlen Vaters gereichen, auf daß seine unsterb-

liche Seele in Eden unter dem Schutze des Allgütigen der ewigen Wonne sich erfreue, daß jeder ein Loblied anstimme, von Deinen hochherzigen Handlungen durchdrungen, mit den Worten der alten Weisen: „Heil, der Dich gezeugt!“ Dein Name, edle Frau! wird die weihevolle Stadt mit Segenswünschen für und für ob Deiner Thaten verherrlichen. Hienieden und in einer bessern Welt, Jenseits, wird Dein Ruhm ewig blühen! Segen sei der Abglanz, die Lichtspur Deiner Milde! Gott erfülle Dir alle Deine Wünsche! Mit seiner Rechten reiche er Dir langes Leben, mit seiner Linken irdische Güter, Reichthum und Herrlichkeit! Wir, die Erwählten von Deinem verehrten Bevollmächtigten, Dr. L. A. Frankl, wir weihen Dir den schuldigen Tribut des Lobes und der innigsten Anerkennung, Dir gelobend, das Wohl der Anstalt nach Kräften zu fördern und zu heben.

Jerusalem, Nemand Tamus 616.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbiners von Jerusalem, Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. Simon Fränkel,
Direktor des Montefiore'schen Ophthalmatory.

Mordechai Chajim Mejuchas,
Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. Bernhard Neumann,
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitales.

Meir Rafael Panigel,
Mitglied des Beding, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt.

Am Tage nach der Einweihung der Schule übergab mir ein Mann ein Gedicht, welches Frau Elise von Herz-Lämel feiert und darum schon von besonderem Interesse ist, als es von einem Porisch herrührt und zeigt, wie selbst im Kreise dieser fanatischen Gemeinde, einzelne die Wohlthat der gegründeten Lehranstalt empfanden. Wir theilen den Schluß des Gedichtes in freier Uebersetzung hier mit:

An Frau Elise von Herz-Lämel

am Einweihungstage der Lehranstalt am 23. Siwan 5616.

„Wie die Morgenwolke die Sonne umhüllt und ein frischer Windhauch sie verjagt, daß das Licht des Tages hell stralet, so wird auch Dein Werk hervorleuchten.

Wenn einem Baum, an Gewässern gepflanzt, auch die Krone abgeschnitten wird, er behält dennoch die Kraft der Wurzel, er stirbt nicht ab und grünt und blühet frisch hervor.

Eine echte Glaubensflamme, wenn auch durch einen Sturm niedergedrückt, ihre in der Asche fortglimmenden Funken brechen wieder hervor und werden dem Hause Jakobs zur Feuersäule, so daß sie leuchtet auch in finsterer Nacht.

Die Flamme, die den Geist Jochannan ben Sakai's belebte, als er nach der Zerstörung nur eine Schule gründen zu dürfen sich erbat, sie lebt als Funke in Deinem edlen Herzen wieder auf.

Du erhebst Dich als eine Mutter in Israel und pflanzest einen Baum des Lebens auf Zion. Du hast so Jeruschalaim zum Siegelringe Deiner Rechten gemacht.

Die Kinder der heiligen Stadt werden in die von Dir gegründete Anstalt wallen und die Gotteslehre in ihren jungen Seelen empfangen.

Du hast ein Haus der Tugend hergestellt, eine Schöpfung, ein Denkmal Deiner Milde. Ein Mann herrlichen Geistes voll ist Dein Bote, um das Haus an der Stätte des Glaubens aufzubauen.

Auf, ihr lernbegierigen Kinder! auf, ihr Väter und Kinder, segnet und danket der Frau Liwet Herz, aus der edeln Familie der Lämel.

Ihr Andenken wird segenvoll blühen für die Wohlthat, die sie euch erwiesen hat, die fortdauernd für euch wirkt. Sie hat ihren Namen eingezeichnet in der Stadt des Ewigen."

Fort.

Einfache Begleitung. — Tennen. — Bunte Bilder.

Das Schiff, das mich nach Egypten bringen ſollte, legte erſt in vierzehn Tagen in Jaffa an und ich benützte dieſe Zeit, um die Städte Paläſtina's und das Land der alten Phönizier zu bereiſen.

Am 6. Juli 1856, wie ich bereits berichtet, ritt ich von der heiligen Stadt fort. Nicht wie über den Libanon in ſtattlicher Karawane, diesmal nur von einem Dolmetſch und einem Diener begleitet und zwei Maulthieren, welche mein Gepäck trugen, gefolgt. Ich hatte, um die Koſten zu ſparen, weder Zelt noch Küchengeräte mitgenommen und war ſomit jeder zufälligen, oder auch ſich verweigernden Gaſtfreundſchaft preisgegeben. Aber der vom Grafen Pizzamano mir empfohlene Dragoman Matthia war verläſſig, aller Wege genau kundig.

Wir haben den Weg von Jaffa nach Jeruſalem bereits geſehen, die Erſcheinung iſt dieſelbe geblieben, nur an den wenigen Dörfern, wo wir vorüberkommen, wird das Getreide gemäht und liegt um kleine offene Plätze, wie Wände und Hügel aufgeſchichtet. Auf dem kreisrunden Platze mitten inne werden von einem Manne, oder einem Weibe zwei, auch drei Ochſen im Kreiſe herumgetrieben, um die Aehren auszutreten. Wenn wir an ſolchen Tennen vorüber-

kommen, laufen uns Kinder mit irdenen Krügen zu und bieten laues Waſſer zum Trinken an.

Wenn wir uns von dieſen Stätten entfernen, iſt es wieder einſam, die Felſen und die Flächen ſind kahl und das Gebirge von Juda wirft blendend und heiß die Stralen der Sonne zurück.

An mir ziehen die Erſcheinungen und die Erlebniſſe der letzten Wochen bunt und wirr noch einmal vorüber. Meine Seele iſt bewegt und ich fange an Gedanken und Gefühle, die in Jeruſalem in mir einzeln auftauchten, zu ordnen und zu formen. Je nach ihrem Inhalte ſeze ich, faſt unbewußt, als wollte ich ihnen entfliehen, zuweilen das Pferd in Galopp, dann laſſe ich es wieder langſam über Felſen ſeinem eigenen Willen folgen und es ſchlägt auf den Steinblöcken gleichſam den Takt zu den wunderlichen Rhythmen in mir, die hart und ſchroff wie das Gebirge ſelbſt ſind, das mich einſam umgiebt.

Es füllten ſich einige Blätter meines Tagebuches mit einem Klageliede auf Jeruſalem.

An Jerusalem!

„Wie geht das zu, daß die heilige Stadt
zur Buhlerin geworden ist"
Jesaia 1, 21.

Ich schüttle ab den Staub von meinen Schuhen
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, in dem Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar stand.

„Wer weilen dürfte an den heilgen Stellen!"
War meiner Jugend Wunsch und früher Traum.
Es sehnt der Hirsch nach frischen Wasserquellen,
Wie nach Jerusalem mein Herz, sich kaum!

O hätt' ich niemals deinen Grund betreten
Und dich geschaut nur mit der Sehnsucht Blick.
Was führte, günst'ger mir als dem Propheten,
Mich in das Land der Väter das Geschick?

Gebälk von Zedern sah ich stolz sich heben,
Musik der Psalmen tönte wunderbar —
Und schöner, als es jemals war im Leben,
In Glorien stellte sich dein Bild mir dar!

Ich kam — o nur die Berge sind geblieben,
Zu Gräbern ausgehöhlt, bis hoch empor,
Drin ruhn, vom Zorn Jehova's aufgerieben,
Sein Volk, die Könige, der Priester Chor.

Wo sind die Palmen, wo die duft'gen Blumen?
Und der so lang um Zions Fall geweint,
Und Spiegel war von seinen Heiligthumen,
Der Kidron selbst, er ist versiegt, versteint.

Unsterblicher Genoß! dein muß ich denken,*
Den auch hierher geführt der Sehnsucht Pein,
Mit Thränen diesen heil'gen Staub zu tränken
Und an das Herz zu drücken jeden Stein.

Wie eine Harfe in des Sängers Händen,
In Sehnsucht zitterte, wie mir, dein Herz,
Wenn Königskronen sich ums Haupt dir wänden,
Du würdest sie hinschleudern hier im Schmerz.

Und als du sahst die Hunde hier, zerfleischen
Dein Volk, den edlen königlichen Leun,
Gehört die Hungerbrut der Raben kreischen,
Die, Adler zu verzehren sich nicht scheun:

Da haben Zorn und Gram dein Herz bezwungen
Und auf Ruinen weinend vor dem Thor,
Hast du dein schönstes, ew'ges Lied gesungen,
Es brach, wie Wasser rauscht vom Fels, hervor.

Ein Reiter sprengte da von Zion nieder
Und warf die Lanze funkelnd dir ins Herz,
Und auf den Lippen noch das Lied der Lieder
Verging dein Geist in wehem Todesschmerz.

* Juda Halevi, der berühmteste spanisch-hebräische Dichter starb im zwölften Jahrhunderte vor den Thoren Jerusalems.

Gleicht auch mein Lied nicht deiner Zionide,
Juda Halewi hieß mein Vater auch,
Und Zions Untergang im Klageliede
Beſing auch ich, umweht von Gräberhauch.

Doch meinen Namen nennet ein Jahrhundert
Dem andern nicht, wie deinen ſtolzen Ruhm.
Warum traf mich, wenn nicht gleich dir bewundert,
Auf Zions Schutt ein größres Martirthum?

Ein Lanzenſtoß hat dir das Herz durchſtochen,
Mir gingen tauſend durch die Seele hier;
Ein fremder Feind hat dir das Herz gebrochen,
Der Stammgenoſſe und der Bruder mir!

Du Glücklicher! vom Feind ſahſt du getreten
Dein Volk; ich aber wie es ſelbſt ſich ſchlägt
Und in der Stadt des Herrn und der Propheten
Zur Schau die geiſtigen Ruinen trägt.

Zerbrochne Säulen und geborſtne Quadern,
Was ſind ſie wert noch, denen Gott gegrollt!
Wenn dem, der um ſie weint, nicht in den Adern
Der rote Strom der echten Liebe rollt!

Sie kommen in Jeruſalem zu ſterben
Und auszuruhn im Thale Joſaphat —
Es ſtarb auch mein Herz, als ich dieſen Erben
Von Gottes heil'gem Königreich genaht.

Ich ſah auch ſie, die neuen Zionswächter,
Den Reigen tanzen um das goldne Kalb,
Von Ismael verachtete Verächter,
Sind halb des Glaubens ſie, des Wahnes halb.

Jehova's Witwe seit uralten Tagen,
Legt sie den Schleier ab, getröstet schon?
Seh ich das Heiligste zu Markt sie tragen,
Scheint sie vielmehr das Weib von Babilon!

Und wenn es noch nicht in Ruinen läge,
Das dreimal heilige Jerusalem,
Jetzt müßten es zerschmettern Gottes Schläge,
Zerbrechen ihm das Stralendiadem.

Wohl leben zehn Gerechte unter ihnen —
Von welchem Volk? zu sagen wär' es schwer!
Wie stürzte sonst sich über die Ruinen,
Vertilgend nicht ein neues todtes Meer!

Doch ist der Tempel Gottes nicht mehr deiner,
Du weine nicht mein Volk an seiner Wand!
Wird doch in ihm verehrt, wie einst, nur Einer,
Der unsichtbar der Welten Kreise spannt.

Ich schüttle ab den Staub von meinen Schuhen,
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, wo die Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar stand.

Arabiſche Gaſtfreundſchaft.

Hanna Ajub. — Betende Mönche. — Schmuck und Schönheit. — Sultanin von Oeſterreich. — Schwarze Bedienung. — Ein Fächer.

Nach neunſtündigem Ritte erreichten wir Ramleh und kehrten im Hauſe des öſterreichiſchen Conſularagenten ein, das ſich aus der Ferne durch die auf dem Dache aufgehißte weiß-rote Flagge ankündigte, bei Herrn Antonio Ajub, einem ſyriſchen Chriſten, dem ich empfohlen war.

Wir traten in den ſchönen Hof des Hauſes, wo unter dem Schatten von blühenden Mandelbäumen zwei Negerinnen meſſingene Geſchirre blank ſcheuerten. Eine von ihnen unterbrach das Geſchäft und kehrte bald mit Limonade und Tſchibuk für mich zurück, während ein Neger mir das Waſchbecken brachte, um mir Geſicht und Hände vom Staube zu befreien. Die Negerin ließ von zwei Mägden Polſter herbeiſchleppen und ſie auf den blanken Flieſen des Hofes für mich zu einem Divan bereiten. Die ſchwarze Sklavin that all dies aus eigenem Antriebe; doch hatte ſie nicht das Recht, mich in die Gemächer des Hauſes zu führen, weil ihr dies von ihrem Herrn noch nicht befohlen war.

Ich freute mich der Ruhe, des Schattens und des Nargileh's in dem ſtattlich ſchönen Hauſe, da kam Matthia mit der unangenehmen Nachricht, daß wir fort müßten, um die Gaſtfreundſchaft des Franziskanerkloſters in Anſpruch zu nehmen, denn Herr Ajub

sei mit seinem Sohne verreiset und die Dame des Hauses könne uns nicht beherbergen in diesem Falle. Ich erklärte Matthia, daß ich der Dame doch den Brief mit den Grüßen der Gräfin Pizzamano, übergeben wolle und da sie sich zu Besuch bei einer Freundin befand, sendete ich ihr das Schreiben durch eine der Sklavinnen.

Matthia rüstete nichtsdestoweniger zum Aufbruche, denn es sei gegen alle Sitte, daß wir im Hause bleiben. Ich zögerte absichtlich, um die Rückkehr der Sklavin zu erwarten und zu hören, wie orientalische Gastfreundschaft sich gegen mich benehmen würde. Sie täuschte mich nicht, denn schon nach kurzer Zeit kam ein Verwandter des Hauses, um mich im Namen der Frau zu begrüßen und sich des Gastes zu freuen. Ich wurde in das erste Stockwerk, durch Flügelthüren in einen schönen, von elf Fenstern beleuchteten Saal geführt und bedeutet, daß ich der Herr des Hauses und mir Alles zu dienen bereit sei.

Matthia sagte mir: „Das habt Ihr unserem Consul zu danken, der in so großem Ansehen steht, daß die Frau des Hauses das Auskunftsmittel fand, Euch dennoch beherbergen zu können."

Werden wir sie selbst nicht zu sehen bekommen?

„Das wäre ein großes Wunder!"

Matthia wurde abberufen, kehrte aber bald wieder zurück mit dem Auftrage mich zu fragen, was ich speisen wolle? Ich erbat mir Milch und Reis. Der Oheim der Hausfrau kam und lud mich ein, den Sonnenuntergang auf der Terrasse anzusehen und mich der Abendkühle zu erfreuen.

Es war ein wunderbarer Anblick: die Ebene von Saron im Halbkreise vom Gebirge Juda weit hinaus umschlossen, im Abendgolde leuchtend. Ihm gegenüber in unabsehbarer Ferne der rote Ball der Sonne ins Meer sinkend und um mich her in nächster Nähe die üppigsten Gärten, kleine Waldungen von Orangen-, Zitronen- und Olivenbäumen und da und dort eine Palme über den phantastischen Häusern, Kuppeln, Minareten und Thürmen.

Matthia brachte, kaum daß die Sonne untergegangen war, mir meinen Mantel, denn mit der Dunkelheit tritt im Oriente gleichzeitig eine empfindliche Kühle ein, die leicht Fieber erzeugt,

wenn man ihr unverwahrt ausgesetzt bleibt. Er theilte mir ganz befremdet mit, daß die Dame des Hauses sich von ihren Sklavinnen schmücken lasse, um mich auf der Terrasse zu begrüßen. Wirklich erschien sie bald, nachdem von einer Negersklavin für sie ein Teppich auf der Terrasse ausgebreitet und mir ein Blumenstrauß übergeben worden war.

Frau Hanna Ajub ist eine Dame von 33 Jahren, die schon elfjährig vermählt und durch ihren siebenzehnjährigen Sohn bereits Großmutter war. Sie muß von wundervoller Schönheit gewesen sein. Ein roter Feß mit goldener Quaste, von Perlen und Smaragden umwunden, bedeckte ihr edles Haupt, von dem schwarze Haare mit seidenen, goldflittergezierten Schnüren durchflochten, lang den Nacken herabfielen. Um den Hals an einer Perlenschnur hing eine goldene Cilinderuhr, die sich im bunten Gürtel verbarg, während an diesem zwei edelsteingeschmückte Täschchen hingen, in denen sich Talismane befanden, trotzdem, daß an der Stirne ein diamantenes Kreuzchen vom Feß herabhing. Die Gewänder waren von bunter, schwerer Seide, die Pantoffeln rot und goldgestickt.

Ich war aufgestanden, als die Dame auf die Terrasse kam; sie nahm auf dem für sie ausgebreiteten Teppich Platz und grüßte mich dann, indem sie die rechte, von Ringen funkelnde Hand an Stirne, Herz und Lippen legte.

„Ich preise mein Haus", ließ sie mir durch Matthia sagen, „daß ein Hadschi, ein Pilger aus Jerusalem, unserem Hause die Ehre anthut, in ihm auszuruhen."

Ich betrachte Dein Haus als ein Asyl für diese Nacht und Du bist das heilige Bild der Tugend und Schönheit in ihm.

Die Dame hörte diese Huldigung ruhigen Blickes, als eine ihr vollkommen gebührende an, wie denn in ihrem ganzen Wesen eine durch Anmut gemilderte Feierlichkeit herrschte, während die Bewegung der Arme und das Neigen ihres Hauptes etwas von königlicher Huld hatte.

Frau Hanna ließ viele Fragen über die Sitten und Gewohnheiten meines Landes an mich richten, wobei sie es nicht an feinen Bemerkungen, an Lob und Tadel fehlen ließ.

„Ist eine Kirche des Abendlandes so groß und prächtig, wie die des heiligen Grabes?"

Viele sind größer und prächtiger, die St. Peterskirche in Rom würde zwei solche Kirchen, wie die des Grabes in Jerusalem, einschließen.

„Hast Du sie gesehen?"

Ja.

„Und der heilige Vater rühmt sich eine schönere Kirche zu besitzen, als das heilige Grab?"

Ich suchte ihr das Bedürfniß der Kunst, der Religion zu dienen, zu erklären und wie der Papst eben durch das Prachtwerk seine tiefste Verehrung ausdrücke.

„Flattert auf der Burg in Wien auch eine weiß-rote Flagge, wie diese hier auf unserem Hause?"

Das nicht, aber das Wappen ist überall mit Farben gemalt und aus Metall geformt, zu sehen.

„Wie viele Millionen Piaster ist der Schmuck der deutschen Sultanin wert?"

Man könnte zehntausend Ernten von Palästen für ihn kaufen.

„Ist sie schön?"

Ich schilderte die Erscheinung der Kaiserin von Oesterreich zu Pferde.

„Mein ganzes Haus fühlt Ehrfurcht und Freundschaft für den deutschen Sultan."

Nicht fern der unseren erschienen auf einer Terrasse mehrere Franziskanermönche; ich erkannte jetzt erst das Kloster wieder. Es war fast Nacht geworden, ein Glöcklein erscholl und die Mönche knieten im Gebete nieder, über ihnen wiegte eine Palme die Blätter im Abendhauche.

Die beiden Negersklavinnen kamen, jede mit einem papiernen Fanale, um uns zur Tafel einzuladen. Frau Hanna Ajub schritt voran, ich folgte ihr in eine im Hofe kühl gelegene Halle, wo ein langer Tisch, reich mit Silber gedeckt und seltsamer Weise nur von einer Wachskerze erhellt war.

Mir wurde, wie ich es gewünscht hatte, Milch, die rosen-

duftend war und Reis mit kaltem saueren Rahm übergossen, in zwei silbernen Näpfen vorgesetzt; die Dame und ihr Oheim aßen aus eigenthümlich aussehenden Schüsseln, ohne mich einzuladen mit ihnen zu essen, denn mein Wunsch nach Milchspeisen galt ihnen als Befehl des Gastes.

Nach der Tafel, von der sich die Dame, ein Gebet sprechend, ohne Gruß entfernt hatte, wurde ich in eine große lichte Stube geführt, in der ein treffliches, mit feinstem weißen Schleier überhangenes Bett mich aufnahm.

Die Sonne schien bereits in die Stube hinein, als ich am andern Morgen erwachte. Ich stand rasch auf und begann, mich anzukleiden.

Es wurde dies wahrscheinlich bemerkt, denn es traten sogleich die beiden Negersklavinnen und ein Neger ein. Jene trugen ein silbernes Waschbecken und eine Kanne. Die mit dem Becken kniete vor mir nieder, während die andere mir Seife bot und aus der Kanne Wasser über meine Hände goß. Nachdem ich mich gewaschen hatte, trat der Neger, dem ein gold- und blumengesticktes Handtuch über die Schulter hing, an mich heran und reichte mir es zum Abtrocknen. Die drei schwarzen Menschen, die eigenthümliche Art mich zu bedienen, wirkten komisch auf mich, ich hatte Mühe mein Lachen zu unterdrücken und ernsthaft drein zu sehen.

In einer Vorhalle des großen Saales erwartete mich die Dame des Hauses und ihr Oheim zum Frühstück: schwarzer Kaffee, in Zucker eingesottene „Lilien von Saron," Ziegenbutter, Käse, Kaktusfrüchte, feines Brot waren auf einem niedrigen Tischchen in zierlicher Ordnung aufgestellt.

„Hast du schöne Träume gehabt?" ließ mich die Dame fragen.

Mir träumte von einem prächtigen Hause, in welchem ein Engel der Gastfreundschaft wohnt.

„Wäre Antonio Ajub, mein Herr und Gatte zu Hause gewesen, er hätte dich mehr ehren können, als seine arme Frau. Er wird trauern, den Gast versäumt zu haben."

Die Sklavinnen brachten uns jetzt Nargilehs und wir fingen, wie die Araber sich ausdrücken, Tabak zu „trinken“ an; bis Matbia kam, um zu melden, daß die Thiere gesattelt seien. Er reichte mir meine Reitgerte, die mir der weibliche Dolmetsch serbischer Märchen in Wien, zur Reise durch die Wüste mitgegeben hatte. Durch einen leichten Druck entfaltete sich aus der Gerte ein grüner Fächer und sie erfüllte so einen doppelten Zweck. Frau Hanna Ajub bewunderte zu meiner Freude die hübsche Vorrichtung und ich ließ sie ihr mit den Worten reichen: „Lasse diese Wolke dir für die Sonne deines Antlitzes gefallen.“ Ich reichte ihr die Hand zum Abschiede, die sie herzlich, wie eine Freundin im Abendlande thun würde, ergriff; doch duldete sie nicht, daß ich ihre Hand küsse.

Schluß der Tragödie.

Kameelritt. — Blutrache. — Löwin und ihre Jungen.

Ich befand mich seit Monaten im Oriente und war bereits so vielen Karawanen von Kameelen begegnet, ohne noch dies fantastische Thier bestiegen zu haben.

Ich gab Matthia den Auftrag, mir eines für den nur dreistündigen Ritt bis Jaffa zu mieten, um mich auf der Ebene, für das Reisen in der Wüste einzuüben. Das Kameel beugte demütig seine Knie, ich kletterte in den hölzernen, mit einem Teppich weich belegten Sattel und mich an demselben festhaltend, fühlte ich mich, als das Thier aufstand, wie empor geworfen. Es gewährt eine eigenthümliche Empfindung, sich plötzlich so hoch über der Umgebung und nur der Willkür eines, wenn noch so geduldigen Thieres preisgegeben zu fühlen. Kein bändigender Zügel leitet das häßliche Ungeheuer, das neben seiner weitschrittigen Bewegung auch eine nach beiden Seiten wiegende hat, die bei leicht reizbaren Magennerven die Erscheinung der Seekrankheit aufkommen läßt. Ich fühlte mich völlig wohl, und erst an die fort und fort vorwärts fallende Bewegung meines Körpers gewöhnt, fing ich an, ein angenehmes Behagen zu empfinden, und ließ mir den Tschibuk reichen. Später versuchte ich es auch, aus Langeweile, da das Thier den Reiter durchaus nicht beschäftigt, zu lesen. Matthia mit den Maulthieren, die einen schwachen Trab gingen,

hatten Mühe, mit meinem phlegmatisch und langsam schreitenden Kameele gleichen Schritt zu halten.

Gegen zehn Uhr Morgens erreichten wir Jaffa.

Als wir durch die üppigen Gärten, schon nahe der Stadt gekommen waren, sahen wir eine zahllose Menge von Menschen. Wir konnten bemerken, daß eine freudige Bewegung durch die Massen ging, aus der einzelne Jubelschreie und die Musik von Pfeifen und Handtrommeln zu vernehmen waren.

Wir bielten, uns durchwindend, endlich nahe am Thore, um zu sehen, was es sei, das diese Menschenwogen so bewege?

Es ging mitten in der Menge eine weiß verschleierte Frau langsamen Schrittes, ihr zur Rechten und Linken ein fünfzehn- und ein etwa zwölfjähriger Knabe. Beide weiß beturbant, trugen lange Flinten über den Schultern. Es ist eine Mutter mit ihren Söhnen und ihr gelten die freudigen Zurufe, ihr der Jubel, ihr die Klänge der Musik.

Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Aufzuge.

Der Leser dieser Blätter erinnert sich noch der wilden Szene in jener Nacht, da wir im Kloster zu Ramleh übernachteten. Ein türkischer Bauer wurde von drei Beduinen, die mit Kameelen sein eben eingeheimstes Getreide stehlen kamen, erschossen. Zwei nahmen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der Mörder fiel in die Hand der Bewohner von Ramleh, und wurde dem Gerichte übergeben. Nachdem er vierzig Tage im Gefängnisse zugebracht hatte, wurde er von vier Bewaffneten nach Jaffa eskortirt.

Das kam der Familie des Ermordeten bedenklich vor, denn eigentlich hätte der Mörder nach Jerusalem, vor das Gericht des Paschas geführt werden müssen. In Jaffa konnte er sich vielleicht durch Bestechung retten, oder die Flucht ergreifen. Die Wittwe zing mit ihren Söhnen nach Jaffa, um die strafende Gerechtigkeit nicht schlafen zu lassen. Der Mörder ritt zwischen den Bewaffneten ruhig hin und wußte nicht, daß der Tod mit ihm ziehe.

Zwischen den Gärten von Jaffa, die von hohen Kaktuswänden eingehegt sind, erschallen, wie auf ein gegebenes Zeichen

zwei Flintenschüsse zugleich. Der Mörder stürzt vom Pferde, in Haupt und Herz getroffen, und die Bewaffneten sprengen davon.

Der fünfzehn- und der zwölfjährige Sohn haben den an ihrem Vater begangenen Mord gerächt. Sie brechen hinter den Hecken hervor, und rühmen sich vor der zusammen geströmten Menge ihrer That, die jeder begreift und jeder preist.

„Die glückliche Mutter!“ ruft es aus der Menge. „Seht die Mutter zweier Helden!“ — „Seht die Löwin, die zwei Junge hat!“ Und wieder Jauchzen, Zimbeln und Trommeln.

Nach Khaifa.

Ungarn und Palästina. — Der Engel des Windes. — Die Seekrankheit. — Jüdische Gemeinde.

Ich kehrte wieder bei meinem braven Landsmann Platner ein und fand die freundlichste Aufnahme. Fast zugleich mit mir traf ein Webermeister, Herr Elbe aus Hamburg ein, den Sir Moses Monteſiore nach Jeruſalem ſandte, um die jüdiſche Jugend, die Luſt zur Weberei hätte, in derſelben zu unterrichten. Es war ein ältlicher, müder Mann mit einer jungen Frau und ſchien mir in ſeiner wenig energiſchen Weiſe kaum geeignet, Luſt und Liebe zum Handwerk erwecken zu können.

Ich theilte Herrn Platner meinen Plan mit, auf den Karmel zu gehen. Er ſah nach der See und meinte: „Der Wind iſt ſehr günſtig; ich rathe Ihnen, ein Boot mit einem Segel zu nehmen, es trägt ſie in ſieben bis neun Stunden an den Fuß des Karmel nach Khaifa."

Mein Entſchluß war raſch gefaßt und Matthia beauftragt, ein Boot zu mieten.

Frau Platner fing aber mit ihrem Töchterchen ein tapferes Kochen an, und ſie ſetzte einen beſonderen Ehrgeiz darein, die Seefiſche nach heimiſch ungariſcher Weiſe mit Paprika und vom

edelsten Schöpse Palästina's, Gulyaschhusch zu bereiten und Reis mit feinstem Knoblauchdufte zu versehen. „Sie sollen glauben" sagte sie, „daß Sie sind in Ungarn. Was sind die Fisch aus dem Meere, gegen die aus der Theiß! und Ochsen, wo hat man hier Ochsen? Da muß man nur in Ungarn leben. Ich sage Ihnen dieses Erez Jisroel, Land Israel, ist Ungarn, und Ungarn ist eigentlich Erez Jisroel."

Ein treffliches Mahl stand bald in einer gegen die See offenen Halle, und ich rathe jedem Reisenden, bei Herrn Platner einzukehren, um gut und reinlich zu wohnen, vortrefflich zu speisen und sich unter herzlichen, deutsch redenden Menschen zu befinden.

Matthia kehrte zurück und meldete, daß unser Boot nach der Mittagsglut bereit sein werde, in See nach Khaifa zu gehen.

Frau Platner packte einen Korb voll Speisen für uns, um wenigstens für drei Tage auszureichen. Braten, Fische, Eier, Käse, Rhum, Wein, Zucker und Kaffee, Oliven, Kuchen, Brot; jedenfalls war ich besser versehen, als meine Urahnen, da sie aus dem Lande Mizrajim zogen und nur ungesäuertes Brot mitnehmen konnten. Dafür hatte ich wieder keine goldenen und silbernen Gefäße wie sie mitgenommen.

Mein Gepäck hatte ich in Jaffa zurück gelassen, und nur mit einem kleinen Reisesacke, in meinem Beduinenmantel vom Libanon und meinen Waffen trat ich, ohne weitere Begleitung als Matthia, die Reise durch Palästina an. Mussa Mustafa hieß der Rais unseres genug kleinen Bootes, über dem ein weißes Segel, frisch geschwellt glänzte. Er war ein schöner ernster Mann, der zwei Ruderern gebot.

Wir fuhren fröhlich die Küste entlang. Mir war diese wieder neue Art zu reisen, von besonderem Interesse, und „ehe der Mond aufgeht" sagte Mussa Mustafa, „sind wir in Khaifa." Die See lag glatt und blau, wie ein stählerner Spiegel, und die Dünenhügel des Gestades zogen rasch an uns vorbei. Denn es wehte der frischeste Wind und wir lagen ganz behaglich unter

dem Segel vor der brennenden Sonne geſchützt. Unſere Freude währte nur zwei Stunden. Der Wind legte ſich und unſer Segel hing ſchlaff herab; die Ruderer brachten das Boot kaum vorwärts. Der Rais wurde bedenklich und meinte, wir könnten jetzt allenfalls vierundzwanzig Stunden und länger auf der See liegen. Es war dieſe Mittheilung doppelt unangenehm, weil meine Reiſe Tag für Tag vorgezeichnet war, wenn ich rechtzeitig wieder in Jaffa ſein ſollte, um mit dem anlandenden Schiffe zu gehen. Endlich fing ein Schwindel an, mir den Kopf einzunehmen, und war der Vorbote einer heftigen Erkrankung. Sie blieb mir und Matthia nicht lange aus; wir wurden elend.

Der Rais kochte Kaffee und goß zur Hälfte Rhum und ziemlich viel Pfeffer hinein. Ich trank ein ſtarkes Glas davon, und fühlte ein Brennen im Magen, und eine Betäubung, die mich bald vom heftigſten Uebel befreite.

Plötzlich erwachte ich; der klarſte Mond und prächtig große zitternde Sterne hingen über mir. Die See plätſcherte ſanft an die Planken des Bootes, das ſich nicht vor- nicht rückwärts bewegte, und nur ſanft wiegte. Vom Geſtade her warfen Felſen, an denen die See laut brandete, Schatten, und um mich her war es vollkommene Ruhe. Der Rais lag in ſeinen Mantel gehüllt, die beiden Ruderer ſaßen auf den Bänken und ſchliefen; die Ruder waren ihren Händen entglitten. Matthia regte ſich nicht. Die Szene und die Gruppen waren genug eigenthümlich, um meine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Ich ſah nach der Uhr, es war Mitternacht und die Sorge legte ſich mir ſchlaflos ans Herz, jede Stunde der Zögerung könnte meinen Reiſeplan verderben. Ich fühlte mich ſehr ſchwach und betäubt.

Ein Rauſchen weckte mich, ich ſchlug wieder die Augen auf; da war es heller Tag um mich, das Segel flatterte, und der Rais ließ mir Glück wünſchen, denn „der unſichtbare Engel des Windes" ſei wieder mit uns. Das Vorgebirge des Karmel erhob ſich vor unſeren Augen. Die Ruderer unterſtützten den leichten Wind, der ſich in das Segel legte, und ich hatte, während Matthia

für uns Kaffee braute, Zeit, über das seltsame Wesen der Seekrankheit nachzudenken.

Ich habe auf früheren und späteren Seereisen an mir wahrgenommen, daß ich oft bei bewegter See vollkommen gesund, und bei spiegelglatter, wie diesmal, so krank wurde, wie kaum im Sturme. Es hängt, da das Individuum dasselbe war, entschieden von der jedesmaligen Nervenstimmung ab, ob der Seefahrende erkranke oder gesund bleibe. Wenn der Magen vollkommen gesund am Menschen und mäßig gefüllt ist, wird ihm die See weniger anhaben, als wenn er schwach und überladen ist; wiewohl er bei vielen blos durch die Geruchsnerven, wenn sie durch den Ausdunst des Tbrans oder der See gereizt werden, erkrankt.

In neuerer Zeit wurde das Einnehmen von Chloroform empfohlen, das wohl unmerkbar nützt, aber dadurch es selbst die Symptome der Seekrankheit auch auf dem Festlande zu erzeugen pflegt. Daß eine Betäubung durch ein geistiges Getränk nützt, wenn ihm zugleich ein, den Magen stark reizendes und erwärmendes Mittel beigegeben ist, habe ich an mir selbst erfahren durch das derbe Mittel Mussa Mustafa's. Ich habe es später auf der langen Reise von Egypten nach Europa wieder versucht, und wenigstens an mir als wirksam erprobt. Ich rieth es da einer sehr erkrankten, zarten Dame, und erreichte den Erfolg, daß die heftigsten Symptome einhielten, und ein viele Stunden andauernder Schlaf erfolgte. Ob die heftigen Kopfschmerzen beim Erwachen ein Symptom der Krankheit, oder eine Folge des Mittels waren, ließ sich natürlich nicht unterscheiden. Wenn man es anwendet, dabei den Unterleib mit einer breiten Binde fest zusammenschnürt, sich auf dem Decke in der Mitte des Schiffes, wo die Schwankung am wenigsten empfunden wird, horizontal auf den Rücken legt, so glaube ich, daß die Krankheit wenigstens nicht jenen entsetzlichen Grad erreicht, wo der Mensch lieber zu sterben wünscht, als weiter solche Qual zu dulden. Daß der Seekranke, wenn er das Land betritt, plötzlich gesund und hungrig sei, ist geradezu nicht wahr. Im besten Falle ist der Kopf noch lange eingenommen.

Um neun Uhr Morgens nach einer Fahrt von einundzwanzig Stunden, die ſonſt in ſieben Stunden vollendet wird, erreichten wir den kleinen verwahrloſten Hafen von Khaifa, und durften den Wind ſegnen, daß er uns nur einen halben Tag verließ. Der Rais erzählte mir, daß er ſchon zuweilen, von Jaffa nach Khaifa fahrend, drei Tage auf dieſer See gelegen habe.

Wir gingen in der Nähe des Hafens in ein genug ſtattliches Kaffeehaus, wo die Tiſche von weißem Marmor, Divane ſchwellend gepolſtert waren. Ueber uns war keine Decke, nur das Holzwerk des Daches ſchaute kahl herab. An den Wänden waren viele hundert Flaſchen mit geiſtigen Getränken angebracht. Der Wirt, ein Grieche, mochte mir die blaſſen Folgen der Seekrankheit anſehen, denn er ſetzte mir, ſtatt des üblichen Kaffees geglühten Cyperwein vor.

Matthia ging, um meinen Brief an den öſterreichiſchen Conſularagenten, Herrn Skopovich, und meine Karte an den engliſchen Vizeconſul Herrn Roggers abzugeben, denſelben, mit dem ich in Jeruſalem das intereſſante Geſpräch über ein gewiß künftiges Judenreich in Paläſtina hatte. Ich unterhielt mich unterdeſſen mit einem ſpaniſchen Juden, der in das Kaffeehaus gekommen war, um mir ſeine Dienſte als Dragoman anzubieten.

Ich fragte ihn um die Zahl und Zuſtände der Glaubensgenoſſen und erhielt folgende wenige Nachrichten von ihm: „Wir bilden blos eine kleine Gemeinde, die kleinſte faſt im gelobten Lande. Sie zählt nicht mehr als 100 Seelen. Wir leben ärmlich nur vom Handel und an uns denkt Niemand, während unſeren Glaubensgenoſſen nach Jeruſalem, Hebron, Safet und Tiberia aus aller Welt reiche Unterſtützung zufließt. Und zu was benützen ſie das viele Geld? Um gut zu eſſen und zu trinken, und zu Müſſiggang, den ſie nur durch Gebet unterbrechen. Gott ſchenkt dem Menſchen nichts, wenn er noch ſo viel betet, er muß arbeiten, dann hilft ihm Gott. Unſere Synagoge iſt klein und elend, unſere Kinder haben keine Schule und

lernen nichts. Das Handwerk ist ihnen versperrt, weil wir sie zum Türken nicht in die Lehre zu geben wagen dürfen. Besser Armut, als Laster."

Matthia kehrte zurück mit der Nachricht, daß die beiden Herren nicht anwesend seien, und daß die Pferde bereit stehen, die uns zum Kloster auf den Carmel bringen werden.

Auf dem Carmel.

Giovanni Batiſta. — Die Bibliothek. — Die Proſeten. — Bergzottesdienſt. — Flora. — Das Denkbuch.

Wir ritten zum Thore von Khaifa hinaus, vor welchem ſich mehrere Tennen befanden. Die Art das Korn zu erhalten, war von der verſchieden, die wir in der Ebene von Saron geſehen haben. Hölzerne Bohlen zu einem Quadrat zuſammengefügt, welches etwas über eine Klafter im Geviert hatte, lag auf den in einem größeren Kreiſe zuſammengelegten Aehren. Ein Ochſenpaar war vor die Bohlen geſpannt, und wurde von einem auf ihnen ſtehenden Manne gelenkt. So wurden ſowohl durch den Tritt der Thiere, als durch die ſchwere, nachlaſtende hölzerne Tafel die Aehren von den Körnern befreit.

Wir zogen zwiſchen Oelbäumen, darunter ſehr alten, bald empor; uns zur Rechten Felder, die uns vom brandenden Meere trennten, und durch welche der alt-bibliſche Bach Kiſon zum Meere fließt. Auf dem ſteilen gebahnten Wege, der uns führte, haben wir zur Linken ſchroff abfallende Felſen, in denen ſich da und dort eine Höhle ſchwarz aufthut. Oelbäume und üppiger Lorber bedecken grünend den Berg, an deſſen Spitze wir nach einer halben Stunde anlangen.

Matthia ging in das weitläufige ſtattliche Kloſter, vor deſſen Pforten wir hielten, um uns zu melden. Er kehrte bald mit einem jungen Carmeliter zurück, der mich freundlich willkommen hieß, und

eine lichte, breite Treppe empor, in einen großen Saal führte mit Divanen und der Aussicht auf das Meer, das an 600 Fuß tief unter uns an den Felsen schlägt. Bald darauf erschien der Prior-Stellvertreter, ein Malteser, und fragte, aus welchem Lande ich komme? Als er hörte, aus Oesterreich, beklagte er sehr, daß der Erzherzog Ferdinand Max nicht das Bergkloster besucht, und nur in Khaifa verweilt habe. Der französische Consul wollte nicht gestatten, daß die französische Flagge, unter deren Schutz das Kloster steht, eingerefft, und dafür die österreichische aufgehißt werde. „So haben wir den Besuch eines, wie wir hören, geistvollen Fürsten und er selbst eine schöne Erinnerung eingebüßt.“ Der Prior fragte nach meinen Wünschen, und als ich ihm sagte, daß ich noch von der See unwohl sei, rieth er mir, in einem der anstoßenden Gemächer mich zur Ruhe zu begeben, und wenn ich erwacht sein würde, es ihm melden zu lassen, weil er mich selbst an die heiligen Orte führen wolle.

Ein Schlafgemach, das durch eine blanke Reinlichkeit anmuthete, und dem alle anderen, in gleicher Reihe liegenden, glichen, nahm mich auf. Auf dem Nachttische lag eine Bibel in frischer, und eine Geschichte des Klosters in italienischer Sprache. Ich ahnte nicht, als ich im Jahre 1838 in dem schönen Frascati bei Rom lustwandelte, und im Jahre 1841 in Wien, einen dort geborenen schlichten Carmeliter am Stefansthurme vorübergehen sah, dem ich einen Artikel in meinen „Sonntagsblättern“ widmete, daß ich in dem von ihm neuerbauten Kloster auf dem Berge Carmel einst ausruhen sollte.

Giovanni Batista war der einzige Mönch, der sich aus der Zerstörung des Klosters durch die Franzosen und später durch die Türken, retten konnte. Er flüchtete nach Rom, von wo aus er im Jahre 1819 wieder nach dem Carmel gesendet wurde, um das Kloster herzustellen, ohne Begleitung, ohne Geld. Als Abdalah Pascha von dem Plane des Mönchs hörte, ließ er die Ueberreste des Klosters mit Pulver zersprengen, weil er fürchtete, die Mönche könnten, da eben die griechische Revolution ausgebrochen war, von dem Vorgebirge aus, dem türkischen Feinde,

wenn er hier durch's Meer zog, Signale geben. Im Jahre 1826 erwirkte der Carmeliter persönlich in Konstantinopel einen Ferman zum Wiederaufbau des Klosters. Er eilte zurück auf den Carmel und zwischen Ruinen sitzend, entwarf in er seinem Geiste, und dann mit dem Reißblei den Plan eines großartigen Gebäudes. Er hatte nicht über 100 Francs zu gebieten, und die Ausführung seines Planes nahm, nach seiner Berechnung, deren 400,000 in Anspruch.

Giovanni Batista ist ein Beispiel dessen, was ein Glaubenstarker Wille, und eine nicht ablassende Thatkraft vermögen, wenn ihnen ein weiser Sinn zur Seite steht. Auf seinen Wanderungen zwischen dem Carmel und Nazaret hatte er am Kison zwei verlassene Mühlen bemerkt, sie in Stand setzen, und vom Ertrage den Bau zu beginnen, war sein erster Gedanke. Die Mühlen gehörten einer Drusenfamilie, die es für ein Verbrechen hielt, einem Christen Grundbesitz zu verkaufen; doch ließ sie sich herbei, die Mühlen zu verpachten. Ein dem Mönche befreundeter Mohammedaner lieh, ohne Zinsen, ein kleines Kapital, und so unternahmen drei Männer, jeder einer anderen Religion angehörend, die Wiederherstellung der Mühlen, von der die Grundsteinlegung eines christlichen Klosters abhing.

Giovanni Batista reiste durch alle Länder Asiens, um bei seinen Glaubensgenossen Geld zu sammeln, mit dem er immer wieder auf den Carmel zurückkehrte, um zu bauen. Der mehr als sechzigjährige Greis ermüdete nicht, und ging später noch nach Europa, und sammelte in seinem Hute für den uralt heiligen Berg Carmel in Palästina, Almosen. Ihm wurde das Glück zu Theil, das großartige Werk zu vollenden.

Der Prior erschien nach einigen Stunden wieder, und hatte die Güte, mich durch die überall lichten Räume des Klosters, *und viele Stufen hinab, zur Kirche zu führen*, die in die Grotte gebaut ist, in welcher der Profet Elia geweilt haben soll.

Die Kirche iſt eine mäßig große Rotunde, die aus der Kuppel Licht empfängt. Die Wände ſind marmorartig gemalt, der Fußboden von ſchwarzem und weißem Marmor blank. Aus der Rotunde führen einige Stufen zu einem tiefen, in den Felſen hineingehauenen Raum, wo ſich ein Altar befindet, der von Lampen beleuchtet iſt.

Der Prior kniete nieder und betete.

Ich hielt es, da ich ruhig ſtehen blieb, für meine Pflicht, ihm zu ſagen, daß ich kein Chriſt ſei.

„Du biſt ein Pilger nach Jeruſalem," erwiederte er, „und das iſt genug, um den Mönchen auf dem Berge Carmel ein willkommener Gaſt zu ſein. Ohne die Hülfe eines Nichtchriſten ſtünde vielleicht dieſer zur Ehre Gottes aufgeführte Bau nicht."

Der Bibliothekſaal, wo in vier großen Kaſten meiſt religiöſe Bücher in lateiniſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache aufgeſtellt ſind, empfing uns mit einem feuchten, modrigen Dufte, was wohl daher zu kommen ſchien, daß er ſelten betreten werden mag. Ich erlaubte mir die Bücherſammlung mit meinen „Hebräiſchen Elegieen", die der Dichter Letteris ſo trefflich in's Hebräiſche überſetzte, zu vermehren, was der Prior ſehr freundlich aufnahm.

„Es iſt das einzige Buch, das wir jetzt beſitzen, und das vielleicht ſeit einem Jahrtauſende das Kloſter beſitzt, welches in der heiligen Sprache geſchrieben iſt, in welche der Profet weißſagte, den wir hier verehren."

Die echt tolerante Anſchauung des ehrwürdigen Priors, wie aller Mönche, die ich ſpäter auf dem Carmel kennen lernte, war eine ſehr wohlthuende, und ſtach gar ſeltſam zu der Abweiſung eines Juden ab, die wir von den Franziskanermönchen in Ramleh zu erzählen hatten.

Ich benutzte die ſpäteren Nachmittagſtunden und den Abend zu Spaziergängen auf dem Berge. Ein weisbärtiger, ſpaniſcher Mönch, und ein Belgier, der etwas deutſch ſprach, waren meine Begleiter. Das ganze Gebirge Carmel, vor allem aber ſein Abſturz hier in die See iſt ſeiner reichen Flora wegen berühmt. Von den aromatiſchen Kräutern des Berges mußte in früheren Jahrhunderten den Königen von Frankreich geſendet werden; ſie wurden für beſonders heilkräftig gehalten. Die Pflanzenwelt hat hier einen dreifachen Charakter: der Berge, der Thäler und des Seegeſtades, und bietet eine reiche Mannigfaltigkeit dar. Ueber dem Kloſter empor erhebt ſich der Berg noch über tauſend Fuß, und iſt mit einer kleinen Eichengattung, Quercus crinita bewachſen, deren Eicheln eßbar ſein ſollen. Zahlreiche Inſekten von bunten Farben flogen und ſprangen um uns her, und Vögel ſangen ihr luſtiges Lied.

Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, that ſich die großartigſte Welt auf. Vor uns iſt das blaue Meer, weithin aufgerollt und von weißen Segeln bedeckt, ſeine Brandungsdonner ſchlagen gedämpft empor. Wir ſehen die weitgeſchwungene Bucht, an deren fernem Ende ſich das fantaſtiſch darſtellende, alte Ptolemais mit ſeinen Mauern, Thürmen, Zinnen und Kuppeln erhebt. Wir wenden uns und ſehen die ſchneebedeckten Berge des Libanon im Sonnenglanze leuchten.

Wenn man auf dieſer Höhe ſteht, begreift eine leicht anregbare Fantaſie, wie von urälteſten Zeiten her, proſetiſche Dichter und begeiſterte Volksredner den Carmel, der in hebräiſcher Sprache „fruchtbares Feld" bedeutet, ſo oft als Bild benutzen, wenn ſie Pracht und Segen ſchildern wollen. Wenn Jeſaias im Schwunge der Rede, ſelbſt der Wüſte Blütenthum verheißt, ſo ruft er aus: „Sie wird blühen und fröhlich ſtehen in aller Luſt und Freude, denn die Herrlichkeit des Libanon iſt ihr gegeben, der Schmuck Carmels und Sarons". Im Liede der Lieder weiß der begeiſterte Liebesſänger nichts ſchönres der Braut zu ſagen, als: „Dein Haupt ſteht auf dir wie Carmel!" Jeremias verſpricht dem Volke wenn es an Jehova halten wird, „daß er es wieder heimbringen

wird zu seiner Wohnung, daß es auf Carmel und Basan seine Heerden weide." Wenn Amos dem Volke traurige Zeiten verkündet, und das Strafgericht des Herrn, so läßt er „seine Stimme aus Zion hören, daß die Triften der Hirten trauern, und Carmels Haupt vertrocknet." Hier fiel alles Volk auf das Angesicht, als Elias das Feuer vom Himmel erflehte auf den geopferten Farren, „und es fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in den Gruben."

Es ist ein durch die frühen Entwicklungsepochen der Völker gehender Zug, daß sie gern auf Anhöhen beteten und sich mit empor gestreckten Armen, wie Statuen von Pidestalen, gerne erhoben. Den Völkern sind die Berge heilig. Auf Moria baut der Patriarch einen Altar, auf Horeb erscheint Gott Moses im brennenden Dornenbusche und übergiebt ihm unter Gewitter auf dem Sinai die Tafeln des Gesetzes. Die Bedeutung des Berges Tabor ist in den Richtern verzeichnet und auf der Höhe von Mizpa richtete Samuel das Volk. Auf dem Gebirge Ararat ruhte die Arche, der Libanon ist heilig. In der Urgeschichte eines jeden Volkes fast, ragen die Berge, als die ersten, von der Natur gegründeten Säulen seiner Tempel empor, und König David singt: „Gott hat Lust auf dem Berge zu wohnen."

Die ursprüngliche Bergverehrung der Cananiter scheint nicht ohne Einfluß auf den Gottesdienst der Juden gewesen zu sein. Der Carmel diente übrigens vielen Göttern: er war ein Heiligthum des Zeus, Tacitus nennt den Berg selbst einen Gott, der seinen eignen Altar trug. Die Phönizier verehrten keinen Gott, sondern die Gottheit überhaupt auf dem Carmel, die sich in der Natur majestätisch offenbart. Pythagoras soll lange in einsamer Selbstbetrachtung auf dem heiligen Carmel gelebt haben, ehe er seine Lehre verkünden ging.

Alle die Völker sind vergangen, ihre Geschlechter sind Staub, vom Staube nicht mehr geschieden. Ich stieg mit dem Stolze, der Sohn eines Volks zu sein, das alle andern überdauert, von dem Berge nieder, der ihm heilig war.

Als wir den Berg herab wieder vor das Kloſter gekommen waren, wandelten die Mönche einzeln und paarweiſe in dem Garten, der zum Theil eine Fortſetzung der Terraſſe iſt, und zum Theile von Felſen niederhängt. In der Mitte des Gartens, der ſchöne Weinlaubengänge, Mandelbäume, Granaten und Zipreſſen hat, erhebt ſich eine ſteinerne Piramide, unter welcher die hier im Kampfe gefallenen Franzoſen ruhen.

Es waren zwölf Mönche, die das Kloſter bewohnen, und jeder gehört einem anderen Vaterlande an; das meine war durch einen Laienbruder Johann Zwittlinger, aus Hohenfurt in Böhmen, vertreten. Er iſt ein Tiſchler, frommer Sinn führte ihn nach Rom, wo er nach ſiebenjährigem Aufenthalte hierher geſendet wurde, und ſeitdem fromm und heiter im Kloſter ſein Handwerk übt. Er lag am Fieber darnieder. Ich ſtattete ihm mit einem Mönche, der Arzt und Apotheker iſt, einen Beſuch ab. Der Mönch hörte gar aufmerkſam zu, als ich mit ihm die Sprache unſerer Heimat redete, welche er früher niemals vernommen hatte.

Abends hatte ich noch eine Beſprechung mit Matthia über den Plan der Reiſe. Es war ein lebhafter Wunſch in mir, Nablus zu beſuchen, das vor einigen Monaten im Aufſtande war, weil ein Miſſionär das Unglück hatte, einen mohammedaniſchen Bettler zu erſchießen. Der öſterreichiſche Generalconſul in Beyrut wollte mir, als ich über Nablus nach Jeruſalem reiſen wollte, die Reiſe nicht geſtatten. Ich fragte bisher aller Orten um die Zuſtände der Stadt, auch die Mönche, und erhielt die Auskunft, daß die Stadt wieder beruhigt, jedoch kein Vertreter einer europäiſchen Macht noch dahin zurückgekehrt ſei.

Matthia meinte, wir könnten ſicher dahin gehen, um ſo mehr, als ich mich völlig fränkiſch kleide. Dieſer Grund war mir nicht klar, worauf er mir auseinanderſetzte, daß ſich alle Jene im Oriente, wenn nicht gefährden, doch nicht nützen, wenn ſie arabiſche Tracht anlegen. Der Orientale meint, dahinter

ſtecke die Abſicht, nicht erkannt werden zu wollen; während er an die Erſcheinung eines Franken gewohnt iſt, der das Land und ſeine Ruinen zu ſehen kommt. Zu dem weiß der Einheimiſche ſogleich, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der unter dem Schutze einer europäiſchen Macht reiſt.

Ich war entſchloſſen, die alten Samaritaner zu beſuchen. Matthia theilte unſere Reiſe genau nach Tagen ein, und erzählte mir, daß in Khaifa ein aus dem Feldzuge zurückkehrender Baſchi Bozuck mit drei Pferden angelangt ſei. Seine Meinung war, die Thiere zu mieten, und dadurch gleich den gut bewaffneten Mann als Bedeckung zu gewinnen.

Ich freute mich des gefaßten Entſchluſſes, und entließ den Laienbruder, der noch gekommen war, um nach meinen Wünſchen zu fragen, mit einem zufriedenen: Gute Nacht!

Um fünf Uhr Morgens waren unſere Pferde geſattelt. Auf dem Tiſche im Saale war ein treffliches Frühſtück vorbereitet. Der Prior kam, um mir glückliche Reiſe zu wünſchen, und reichte mir einen Strauß getrockneter Feuernelken, die kleinblätterig ſo blaupurpurn glänzten, daß ſie unwillkürlich an die berühmte Purpurſchnecke des nahen Sidons mahnten, und ein berühmter Schmuck des Berges Carmel ſind. Er reichte mir zugleich das Fremdenbuch des Kloſters, das erſt ſeit dem Jahre 1841 geführt wird. Ich fand von mir bekannt geweſenen Oeſterreichern nur den General von Pott, den Conſul Craigher, der ein Buch über ſeine Reiſe im Oriente herausgegeben hat; beide gehören nicht mehr den Lebenden an. Ein Oeſterreicher, Dr. Carl Ridlinger, aus Gmunden, war mit einem hübſch geformten Gedichte eingezeichnet.

Ich ſchrieb, gedrängt wie ich war, denn unſere Pferde waren bereits geſattelt, folgende Verſe ein:

Das Feuer Gottes fiel auf Opfer nieder,
Geſchlachtet wurden Prieſter hier des Baal,
Groß angewachſen wieder iſt die Zahl!
Profete du des Herrn! wann kommſt du wieder?

St. Jean d'Acre.

Schöner Ritt. — Jüdiſche Gemeinde. — Ein Feigenbaum. — Süße Raſt.

Wir ſchieden des Morgens um 6 Uhr vom Kloſter Carmel, ritten den Berg hinab, wieder durch Khaifa und dann hart am Seegeſtade fort, ſo nahe, daß uns die heranrollenden Wogen oft weiße Schäume unter die Füße unſerer Pferde goſſen. Die See war etwas bewegt und ſchlug breite, grüne Wogen von jener donnernden Muſik begleitet, welche die durch den Anblick des Meeres höher geſtimmte Seele mit wonnevollem Schauer erfüllt. Zu unſerer Rechten lagen kahl und traurig unfruchtbare Sandhügel; über die nur ſelten eine Palme, die gern im Sande gedeiht, emporragte. Ein kühler Hauch von der Flut her milderte das ſtrömende Feuer der Sonne. Die See bildet hier einen halben ungeheuren Bogen, an deſſen beiden ſichtbaren Enden, wenn wir nach rückwärts ſchauten, der majeſtätiſche Carmel mit ſeinem Kloſter aufragte und vor uns weiß funkelnd mit Zinnen und Mauern, Kuppeln und Minareten das alte Ptolomais lag. Und über dem großartigſten Bilde wehte der Himmel wie eine blaue Siegesfahne, auf die der ſilberſtrahlende Glanz der Sonne geſtickt war. Welche Erinnerungen laſſen ſich auf dieſer Szene, bald wie Adler wild, und wieder friedlich wie Tauben, nieder und feſſeln die Gedanken, und entzügeln die Fantaſie.

Zwischen Meer und sand'gen Dünen,
Ich und mein Genoß,
Reiten auf dem flüchtig, kühnen
Beduinenroß.

Da und dort auf einem Hügel
Ragen Palmen schön,
Wehen wie Prosetenflügel
Zu des Himmels Höh'n.

Und Geschichte und Legenden,
Längst schon todt geglaubt,
Funkeln mir, den Blick zu blenden,
Kronenhaft um's Haupt.

Unter meines Rosses Füße,
Huld'gend vor mir her,
Silberteppiche als Grüße
Gießt das salze Meer.

Und so zieh ich, eh ich sterbe
Wie ein Prinz mit Glanz,
Als ein nachgeborner Erbe
Dieses Wunderlands.

Es hatten sich zwei Herren zu Pferde angeschlossen, Männer aus St. Jean d'Acre und führten mit Matthia ein lebhaftes Gespräch. Ich ritt ihnen immer vor, um in meinen Betrachtungen nicht gestört zu sein, und hielt nur dann, wenn die See, wie ein kleiner Fluß in die Dünen hineinspülte, und wir ihn zu durchsetzen hatten.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte mir fort und fort das Spiel der Seespinnen, die von der Größe einer Maus mit jeder sich heranwälzenden Woge auf den Sand des flachen Ufers gespült wurden und mit unglaublicher Gelenkigkeit ihrer langen Beine wieder in die See der sich zurückziehenden Woge nachliefen, bis sie nach einigen Secunden wieder auf dem Trockenen waren.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir die Mauern der in alter und neuer Zeit historisch merkwürdigen Stadt.

Sie trägt noch die deutlichen Spuren der letzten Kriegsereigniſſe. Zerbrochenes Mauerwerk, umgeſtürzte Säulen, verfallene Häuſer gewähren einen traurigen Anblick. Der Bazar war eben nicht am Beſten ausgeſtattet, ich ſah mich vergebens nach einer Reitpeitſche um. Viele Läden waren geſchloſſen. Ein Chan, deſſen Hofraum ein Längenviereck bildet, zu deſſen beiden Seiten je zehn marmorne korinthiſche Säulen ſich erheben, war das ſchönſte Gebäude, das ich ſah. Die Straßen ſind wie die einer jeden orientaliſchen Stadt, eng, ſchmuzig, wenige von ihnen belebt.

Wir hielten mitten in der Stadt vor einem Kaffeehauſe, das dargereichte Waſſer ſchmeckte lau, und die Mühe Matthia's war vergebens, eine Zitrone zu einer Limonade aufzutreiben; dafür wurde mir ein fad ſüßer Abguß von Zibeben gereicht.

Mein Aufenthalt war zu flüchtig, um nähere Erkundigung über die Juden von St. Jean d'Acre einzuholen; ich erfuhr nur, daß deren 120 hier leben, die ſich mit Fiſchfang, Gewerben und Handel ernähren. Sie beſitzen eine Synagoge.

Nach einer Stunde verließen wir wieder die Stadt, um vor derſelben in dem einfachen Garten eines Bewohners von Akka unſere eigentliche Mittagsraſt zu halten. So angenehm der Aufenthalt hier war, hätte ich doch gewünſcht, in der Stadt ſelbſt geblieben zu ſein. Aber Matthia verſicherte mich, ich hätte vor den Bettlern von St. Jean d'Acre nicht Ruhe zum Eſſen gehabt.

Wir kamen in einen Hofraum, in welchem neben einem elenden Wohngebäude ſich ein Schöpfbrunnen in der primitivſten Form, und ein wild verwachſener Garten befand. In der Mitte deſſelben ragte ein rieſiger Feigenbaum auf, der ſeine Aeſte überhängend bis zur Erde ſenkte, ſo daß er eine breitblätterige, große Laube bildete. In dieſer breitete der Herr des Gartens eine Strohmatte aus, auf die er mich zum Sitzen einlud. Er rupfte ein Büſchel Majoran aus, und brachte es mir, „damit mir der Aufenthalt in ſeinem Garten ein angenehmer ſei.“ Dann brachte er mir grünen Lauch und Zwiebel und verſicherte mich, daß ſie vortrefflich ſchmecken.

Ich hatte seit Jaffa kaum etwas gegessen, und die Nachbetäubung der Seekrankheit hatte mich erst während des schönen Morgenrittes an dem Seegestade verlassen. Und so pries ich die Sorgfalt meiner Gastfreunde in Jaffa, die mir einen so bedeutenden Vorrath an Speisen mitgegeben hatten. Nach dem unvermeidlichen, aber stets willkommenen Kaffee überfiel mich ein so tiefer Schlaf, aus dem Matthia mich vergebens zu wecken versucht hatte. Weil aber die Zeit drängte, mußte er es doch thun; er bemerkte, ich hätte so tief und fest geschlafen, daß mir Gott, wie dem ersten Menschen aus meinen Rippen hätte ein Weib schnitzen können. Vielleicht rief der schöne Feigenbaum mit seinen halbreifen Früchten den biblischen Vergleich in ihm hervor.

Ich fühlte mich, wie seit lange, nicht so gestärkt und reisemutig.

Rame.

Weißes Dromedar. — Druſen und Juden. — Gott und Sultan. — Dämonen der Nacht.

Wir erreichten nach einem zweiſtündigen Ritte durch die fruchtbare Ebene Sahel Aka, das ſchöne Dorf Berue und einen Bergrücken. Ueber ſteinigte Wege empor, ſahen wir zur Rechten in fruchtbare baumbepflanzte Thäler hinein, und wenn wir uns im Sattel zurückwendeten, das Meer. Wir ſtiegen dann in ein reizendes ſchmales Oliventhal Schabur. Die Bäume ſind den ſanften Hügeln angepflanzt, welche ein Thal bilden, zwiſchen ihnen und unſerem ebenen Wege, liegen Getreidefelder, in denen Feigen und Granatäpfelbäume ſtehen. Mais und Tabakpflanzungen werden immer üppiger und auf einem Berge uns entgegen grüßt eine im Sonnenſcheine weißglänzende Stadt, die je näher wir kommen, wie jede orientaliſche Stadt, ihren Zauber einbüßt, es iſt das Dorf Maſd el Krum.

Im Dorfe iſt lebhafte Bewegung, die Bevölkerung zeigt ſich mannigfach thätig in Feld- und Gartenarbeit. Matthia wollte hier übernachten, da aber die Sonne hoch ſtand, beſtimmte ich das nächſte Dorf zur Nachtruhe, um am folgenden Tage vor Mittag in Safed anzulangen. Wir labten uns an einem friſchen Brunnen des Dorfes und ſetzten unſern Weg fort.

Das ſchöne Thal, durch das wir gekommen ſind, zieht ſich weiter hin, bis ſich nach einer Stunde die Oelbäume allmälig ver-

lieren, und wellige Hügel uns zu langsamerem Reiten zwingen. Wir sehen zu unserer Linken ein kleines Dorf. Nach einer zweiten Stunde schimmert von der roten Abendsonne beleuchtet, auf einem Berge, ein festungartig angelegtes, von gezackten Mauern theilweise umgebenes Dorf, es ist Rame.

Eine lange Strecke vor dem Dorfe schon begann ein sehr steinigter Weg, hinter welchem uns wieder reiche Baumpflanzungen aufnahmen. Hier kamen wir an eine Quelle, wo Weiber Wasser schöpften, und auf dem Kopfe die Krüge den steilen Berg emportrugen. In der Mitte der Anhöhe war eine Tränke für Thiere, mit ungeheueren Steinen eingefaßt, die durch die Zeit glatt polirt, seit undenklichen Tagen da liegen mögen. Ein Neger tränkte ein schneeweißes Dromedar, das erste, das ich in Palästina sah. Wir stiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Zäume ab und ließen auch sie vom kühlen Wasser schlürfen.

Mit dem Sonnenuntergang hatten wir die Höhe erreicht und kehrten in dem Hause des Christen Daut Jaub, was David Jacob bedeutet, ein.

Wir lagerten uns in einer hohen, flach überdachten Vorhalle, die eigentlich wie ein breiter und ziemlich langer Thorweg sich ausnahm. Es standen da zwei Kameele, Esel, Ziegen, zwischen denen Flügelvieh durchlief und flatierte. Die Frau des Hauses war mit dem Melken des Kameeles beschäftigt und brachte mir eine irdene Schüssel voll der Milch. Ich schmeckte zum ersten Male davon, ohne ein besonderes Behagen zu empfinden; doch zwang ich meinen Gaumen sich an das Getränk zu gewöhnen.

Es war die Dunkelheit rasch eingetreten, und der Hausherr geleitete mich in eine der geschilderten Vorhalle nahe weitläufige Stube. Ein hohes und regelmäßiges Viereck bildend, war sie vom platten Lehmboden bis zur halben Höhe der Wände mit schwarzen, roten und gelben Streifen bemalt. In einer Ecke war ein Kamin mit Arabesken aus gebranntem Thon geziert. In diesen Raum fiel von einem breiten überwölbten Fenster, das durch eine kleine steinerne Säule in zwei längliche Bogen getheilt war, Licht. Ueber diesem Fenster im Stein war ein durchbrochenes Kleeblatt.

Dieſes Fenſter, das keine Scheiben hatte, war blos durch hölzerne Läden zu ſchließen, zu ihm hinauf gelangte man aber nur über eine hohe Stufe, die ſo breit war, daß das Fenſter eigentlich einen Erker bildete, in welchem ſich niedere Divane befanden.

Als ich Matthia aufforderte, unſeren Speiſevorrath aufzutiſchen, legte der Hausherr zuerſt einen Teppich in die Mitte des Zimmers, dann ſtellte er einen nur einen Schuh hohen runden Tiſch auf denſelben, und bedeckte ihn zuerſt mit den Speiſen, die ſeine Frau zubereitet hatte: Reis in Ziegenmilch gekocht, reichlich mit ſchwarzem Zucker beſtreut, ſaure Milch, rohe Quarkklößchen in Oel getunkt und Gurken, Oliven und Brot.

Nachdem ich, um den Wirt nicht zu beleidigen, etwas von den ſeltſamen Speiſen genommen und heimlich in meine Rocktaſche geſteckt hatte, brachte Matthia Fiſche in Eſſig und Braten mit Kuchen, die wir von Jaffa mitgenommen hatten.

Schon während der Tiſch vorbereitet wurde, fanden ſich mehrere Beſuche ein, die bis auf zwölf angewachſen, ſich alle gekreuzter Beine hinſetzten und uns ſchweigend zuſahen, wie ich und Matthia auf dem Teppich um das niedere Tiſchchen lagernd, aßen.

Ich ließ durch Matthia die Herren einladen, mit uns zu eſſen; was ſie annahmen, indem jeder auf ein Stück Brot irgend einen Biſſen ſich von Matthia reichen ließ.

Ich knüpfte mit ihnen ein Geſpräch an: „Wie viele Mohammedaner und Chriſten bewohnen Rame?“

Hier leben nur Chriſten und Druſen.

„Bekennen ſich denn die Druſen nicht als Mohammedaner?“

Sie ſagen zwar, daß ſie an Gott glauben, aber in Wahrheit iſt dem nicht ſo. Sie nehmen nicht an, daß die Menſchheit von einem Paare abſtamme, ſondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menſchenpaar zugleich weiße und ſchwarze Kinder erzeugen. Sie glauben auch nicht an die Sündflut.

„Und lebt Ihr mit Menſchen, von denen Ihr ſagt, daß ſie an keinen Gott glauben, in Frieden?“

Es ſind brave tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig iſt, es ſind hülfreiche Nachbarn und ihre Weiber ſind keuſch.

„Kommt ihr zuweilen nach Safed zu den Juden?“

Dieſes Volk iſt verflucht, weil es Chriſtum gekreuzigt hat und nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubt.

„Sie glauben aber an Gott und ſollten Euch höher gelten, als die Druſen.“

Aber ſie verachten uns als Götzendiener.

Das vorangehende Geſpräch hatte ich mit einem Greiſe; ein jüngerer Mann gab ihm eine andere Wendung:

„Jetzt wird die Welt bald für alle Menſchen gleich ſein!“

Meinſt Du im Reiche des Sultans?

„Was haſt Du gehört vom Hat Humajum? Wir zweifeln daß er gegeben iſt, denn wir ſpüren nichts davon.“

Ich merkte, wie ſchon früher bei ähnlichen Anläſſen und durch das eben angeführte Geſpräch angeregt, daß den Menſchen im Morgenlande namentlich den Bergbewohnern Alles eindringlicher und klarer war, wenn es irgend mit religiöſen Anſchauungen verknüpft wurde und ſo erwiderte ich dem Manne:

Gott, welcher mächtiger iſt als der Sultan, und mächtiger als alle Sultane der Erde, hat die Welt auch nicht plötzlich erſchaffen. Ihr wißt, daß er dazu ſieben Tage brauchte. Und der Sultan ſoll mit einem Male ſeinem ganzen Reiche eine andere Ordnung geben?

„Du biſt ein weiſer Frangi!“

Gott der Herr hat gute und böſe Geiſter, und wenn ſein Wille auch heilig iſt und doch erfüllt wird; ſo ſuchen ihn die böſen Geiſter doch zu ſtören und ſebt, das iſt Gott, der mächtigſte Herr der Welten. Der Sultan hat auch gute und böſe Miniſter.

„Die mächtigſten Sultane von England und Frankreich ſollen ſeine Miniſter ſein.“

Sie ſind ſeine Freunde.

„Warum rathen ſie ihm aber, wenn ſie gute Chriſten ſind, daß unſere Kinder gleich denen der Türken Soldaten werden müſſen.“

Ihr wolltet in Allem den Türken gleich ſein, und doch nicht gleich ihnen, heilige Pflichten erfüllen? Was nützen Euch Freiheiten, wenn ein Feind kommt und Euer Land erobert, weil Ihr es nicht mit eurem Blute vertheidigen wolltet.

Ich habe abſichtlich dieſes Geſpräch hier angeführt, weil es die Anſchauung und Stimmung der ganzen chriſtlichen Bevölkerung in Syrien und Paläſtina ausdrückt, wie ich ihr aller Orten begegnet bin. Alle tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß ein Loskaufen vom Militairdienſte in jedem Falle möglich ſein werde.

Es war ſpät geworden, ich ließ der Geſellſchaft Kaffee und Aquavit reichen und ihr gute Nacht wünſchen; worauf ſie ſich, wie mir Matthia ſagte, erſt entfernen würden. Denn zu geben, ehe ich es ihnen nicht erlaubt, wäre eine Unhöflichkeit.

Matthia warnte mich, die mir zum Schlafen angebotenen Polſter anzunehmen und brachte meinen Sattel, breitete eine hirſchlederne Decke aus und reichte mir meinen Mantel zum Einhüllen. Es währte aber nicht lange, nachdem er mit dem Lichte aus der Stube fort war, daß die Quälgeiſter aus dem Lehmboden ſtiegen, ſich auf Flügeln, die eitel Stacheln waren, von der Decke auf mich niederſenkten. Ich zündete raſch eine Kerze an und wie alle finſtern Dämonen, flohen auch die in Rame vor dem Lichte.

Als ich erwachte, war es hell um mich her, die Kerze war niedergebrannt, der volle Mond hing prächtig über der weiten Landſchaft; aber mein ganzer Körper brannte, als wäre ich nackt in Brenneſſeln gelegen. Ich ging vor das Haus an den Brunnen und hüllte mich in ein immer friſch befeuchtetes Linnen, bis es Morgen wurde.

Ich weckte Matthia und Achmed; die Pferde, die wie jedesmal uneingeſtallt, an einen Ring feſtgebunden im Freien blieben, wurden gefüttert, der Hausherr bereitete uns Kaffee und Nargileh.

Um fünf Uhr ſaßen wir zu Pferde und ritten die Höhe von Rame hinab. Mehrere Frauen waren in der Morgenkühle vor den Häuſern ſchon thätig. Es fiel uns ihr beſonderer Kopfſchmuck auf.

Zwei trugen ein hohes ſilbernes Horn, wie wir es ſchon auf dem Libanon geſehen haben, während die andern das übliche Stirnband, aus aneinander gereihten Silbermünzen von beiden Schläfen herabhängend am Kinn gebunden hatten. Sie ſahen wie die metallenen Sturmbänder an einer Pickelhaube aus.

Ein dichter Olivenwald nahm uns auf, nach einer Stunde führte uns ein Berg hinan, wo durch eine Leitung ein ſchöner Waſſerfall uns mit einem kühlen Tranke labte.

Wir waren an demſelben gleichzeitig mit einem Knaben, der einen beladenen Eſel ritt, eingetroffen. Sein Anzug, mehr noch die Schläfenhaarbüſchel verriethen mir den galiliſch-jüdiſchen Landsmann. Er hieß Herrſchel, der völlig verwaiſt im Dienſte eines jüdiſchen Krämers in Rame ſtand. Es war dies der einzige Fall eines in Paläſtina iſolirt anſäſſigen Juden.

Die Berge waren von Geſträuchen grün; in einem Einſchnitt ſahen wir das Dorf Betanan und über demſelben am Gipfel des Berges ein zweites Dorf Zarada. Endlich tauchte der ſchöne Kegel des Berges Tabor und ein funkelndes Stück des galiläiſchen Meeres auf.

Nachdem wir die Berge überſchritten hatten, ſahen wir zu unſerer Linken das Dorf Samei in ein tief geſchwungenes, grünendes Thal hinabgehen und jenſeit deſſelben, einen Bergabhang nieder, lag weithin geſtreckt Safed.

Als wir auf die Thalſohle gelangten, erblickten wir zu unſerer Linken in den Bergen hoch liegend Marun, das ſich durch eine weiß ſchimmernde Grabüberwölbung ankündigt. In derſelben liegt der Verfaſſer des Sohar begraben, zu dem die Juden Paläſtina's und Syriens, wohl auch Pilger aus andern fernen Ländern Aſiens und Afrika's Jahrelange Wallfahrten und drei Tage und Nächte unter Zelten mit heitern Genüſſen, Geſängen und Muſik zubringen. Ich hörte mannigfache, meiſt heitere Legenden, die ſich an dieſe Grabſtätte knüpfen, erzählen.

Der Weg, der uns wieder emporführte, wurde ſo felſig und ſteil, daß wir eine Stunde lang die Pferde hinter uns am Zügel

führen mußten, bis wir auf eine abgemähte Getreideebene hinankamen, und, ſchmachtend in der Glut des Tages nach mehr als fünfſtündiger Reiſe die Ebene tief hinab, und wieder einen kahlen Berg empor, vor Safed anlangten; ein und eine halbe Stunde ſpäter, als wir es zuerſt erblickt und ſchon nahe geglaubt haben. Vor Safed, zur Rechten, ſahen wir noch ein kleines Dörfchen, Ein Maſatum.

Safed.

Magenheilige. — Geſchichte und Gegenwart. — Die jüdiſche Bevölkerung. — Perkyn. — Synagogen.

Ich kehrte bei einem galiziſchen Juden Herrn Schmul Barner aus Zember ein, der vor 37 Jahren mit ſeinem Vater in Safed einwanderte, jetzt eine Weinſchänke hält, und Fremde beherbergt. Aus einem reinlichen Vorhofe gelangte ich in eine mäßig kleine Stube, aus dieſer in eine zweite, deren Einrichtung auf Wolhabenheit ſchließen ließ, und deren Reinlichkeit einen wolthuenden Eindruck machte.

Bald war ein erquickendes Mahl für mich auf dem Tiſche bereit, zu dem ich Matthia einlud. Er weigerte ſich zu eſſen, und als ich in ihn drang, bemerkte er kurz und beſtimmt: „Ich eſſe bei dem Volke der Juden nicht.“ Jetzt erſt fiel es mir auf, daß er auf der ganzen Reiſe nichts von den aus Jaffa mitgebrachten Fleiſchſpeiſen genoſſen hatte. Unſer Baſchi Boguk dagegen ließ ſich um ſo beſſer das Hammelfleiſch ſchmecken, als er vor ſeinen Augen das Thier von einem Juden ſchlachten ſah, und es gewiß nicht berührt hätte, wenn es aus einer chriſtlichen Fleiſchbank gekommen wäre.

Wir waren denn drei wunderliche Magenheilige!

Es war bald in Safed bekannt, daß ich angekommen ſei, und mein Wirth hatte Mühe die ſich vor dem Hauſe anſammelnde

Armen fern zu halten. Es mochte dem alten Lot, die Abwehr nicht ſo ſchwer geworden ſein, als die Sodomiter ſein Haus ſtürmen, und die bei ihm eingekehrten Männer heraus haben wollten.

Ich ließ der Menge ſagen, daß ich, abreiſend eine Summe für ſie dem Vorſteher der Gemeinde zur Vertheilung übergeben, jetzt aber durchaus kein Almoſen vertheilen würde.

Ich hatte jetzt fünf Rabbinen von Safed zu empfangen, von welchen drei der ſephardiſchen und zwei der aſkenaſiſchen Gemeinde angehörten. Sie leiteten ihr Geſpräch ſogleich mit der Schilderung der Armut in Safed ein.

Einer von ihnen ſprach: „Wir haben durch Krieg, durch Plünderungen im Frieden, durch Erdbeben und Peſt ſchwer gelitten. Das Sterben iſt uns gleichgültig geworden, aber wir können nicht leben. Wir möchten arbeiten, Fabriken errichten, das Feld bebauen, Schulen einführen. Wer aber hilft uns dazu?“

Es kommen doch Gelder aus aller Welt, um Euch zu unterſtützen?

„Es kommt Geld, viel Geld; Gott ſegne die menſchenfreundlichen Spender! aber es wird verbraucht, damit die Leute nicht Hungers ſterben. Alle Theilnahme wendet ſich Jeruſchalaim zu; und nur Jeruſchalaim?“

Das iſt unſer aller heiligſte Stadt; Safed iſt in der heiligen Schrift nicht erwähnt, und es iſt ungewiß, ob unter dem Namen Zeph in der Chronik des Joſephus eure Stadt gemeint ſei.

„Das Elend der Gegenwart, und nicht der Glanz der Vergangenheit entſcheidet ob uns unſere Brüder helfen ſollen. In Safed in Tiberia wäre leichter Gutes zu wirken, denn in dieſen heiligen Städten ſind wir, Aſkenaſim und Sephardim vereint und nicht in Gemeinden getrennt, und keine Feinde unter einander. Unſere Brüder im Abendlande ſollten ſie nicht auch an Safed denken, wenn ſie Anſtalten errichten? Weißt Du nicht, was die Chriſten für die Geiſtlichen thun, und der Jude hat ja ein beſſeres Herz!“

Die Geiſtlichen ſind nur einzelne Männer, ſie vermehren ſich nicht.

„Durch sich selbst nicht, aber es kommen immer mehr in's Land."

Ein einzelner Mensch braucht nicht so viel, wie eine Familie.

„Wir sind mäßig und eine jüdische Familie mit vielen Kindern ißt und trinkt nicht auf, was ein Geistlicher.

Meinen Gästen gesellte sich jetzt ein Chirurg Herr Diamant aus Lemberg zu, der in der türkischen Armee diente, und nunmehr hier seine Kunst übt. Er hatte einige Kenntnisse von der Vergangenheit Safeds und theilte mir Folgendes mit: „Es ist kein Zweifel daß Safed schon früh von Juden bewohnt worden ist; es finden sich Grabsteine, die an 1200 Jahre alt sind und vielleicht sind sie nicht die ältesten; denn manche Inschrift ist nicht leserlich, mancher Stein mochte, nach alter Sitte, auch keine gehabt haben. Der jüdische Pilger aus Tudela fand keine Juden in Safed. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind Juden ununterbrochen hier angesiedelt. Ein Jahrhundert später besaßen sie schon siebenzehn Synagogen und eine Buchdruckerei."

Herr Rabbi Schwarz in Jerusalem erzählte mir daß sich auf der Hofbibliothek zu Wien, eine Vertheidigungsschrift des Werkes More Nebuchim von Meimenides befindet, das von Safed ausging.

„Es ist ein wahres Glück" erwiederte Herr Diamant, „daß diese Ehre den Bewohnern von Safed in alter Zeit wiederfahren ist; die heutigen Chassidim möchten das Werk sammt dem Verfasser verbrennen."

Herr Mordachai Segal aus Polen, den ich schon in Beyrut kennen gelernt hatte, nahm das Wort und erzählte von den Erdbeben, welche die Bewohner von Safed getroffen haben. Vor 100 Jahren, durch welches 200 Juden ihr Leben und alle ihre Häuser einbüßten, und zwölf Synagogen zu Grunde gingen. Ein halbes Jahrhundert später wüthete die Pest und die Bewohner flohen. Mehr aber als Pest vernichtete die Empörung der Araber gegen Mehmed Ali's Sohn Ibrahim im Jahre 1834. Ihnen verbanden sich die Beduinen und es begann eine furchtbare Plünderung. Wer sich dieser wiedersetzte, wurde erschlagen, es fielen Szenen vor, vor denen die Menschlichkeit sich entsetzte. Ein Araber erschlug

seine Mutter, weil sie ihm seine Grausamkeit gegen die sonst guten Nachbarn vorwarf. Es waren alle Gräuel entfesselt, bis der Emir Beschir vom Libanon, durch Ibrahim Pascha aufgefordert, mit den Drusen anrückte und dem Verderben Einhalt that. Die jüdische Bevölkerung war nun arm und hülflos, bis sie ein neues Verderben von einem qualvollen Dasein erlöste. Im Jahre 1837 begrub ein Erdbeben 1500 Juden in wenigen Secunden unter ihren Häusern, und ein Jahr darauf verheerten die von Ibrahim Pascha abgefallenen Drusen die Stadt, die sie vor wenigen Jahren zu schützen gekommen waren. Hat eine Stadt der Erde noch so grausame Schicksale erlebt? Schreit unser Elend nicht zum Himmel? Die Menschen hier brauchen nicht zu weinen und zu flehen, für uns spricht das Unglück."

Dem ehrwürdigen Manne rollten die Thränen über die Wangen, und die übrigen Rabbinen ergriffen die Schaufäden an ihren Gewändern und küßten sie.

Es ist ein eigener Zug im Menschenherzen, der ihn immer anlockt zur Stätte seiner Väter, zu seiner Heimat auf Erden zurückzukehren. Die Erde bebt, es schlagen Flammen aus Bergen, alles liegt in Ruinen, nur das nackte Leben ist gerettet, und die Menschen kehren dahin zurück, um ihre Hütten auf dem Boden zu erbauen von dem sie wissen, wie treulos er ist. Sind es vielleicht seine begrabenen Schätze, ist es die Macht der Gewohnheit, die unsterbliche Erinnerung an den Schauplatz seiner Jugend die den Menschen immer wieder dahin ziehen, wo er Verderben und Untergang erlebte? Wer weiß es zu sagen!

Auch in Safed tritt uns eine solche Erscheinung entgegen. Wieder leben 2100 Juden dort; davon sind 800 Sephardim, 1300 Aschkenasim; von den letztern sind 400 aus Galizien und Ungarn, 900 aus Rußland. Von allen haben nur 41 ein Gewerbe, und zwar sind: 4 Maurer, 2 Tischler, 5 Blechner, 7 Schneider, 4 Schuhmacher, 15 Krämer, und 4 Schreiber.

In der Nähe von Safed, erzählten sie mir, im Dorfe Perkyn lebt ebenfalls eine sephardische Gemeinde, die nur 50 Seelen

zählt und eine kleine Synagoge hat; sie ernähren sich ausschließlich vom Ackerbau und von der Viehzucht.

Auf meine Frage warum die jüdischen Bewohner von Safed dieses gute Beispiel nicht nachahmen, erhielt ich eine ungenügende verlegene Antwort.

Es war gegen Abend, die Zeit zum Gebete. Die Glut des Tages hatte sich abgekühlt, und ich bat meine Gäste, mich in ihre Synagogen zu führen.

Wir traten zuerst in die älteste des „Ram Ari" auf deren Ruinen im Jahre 1855 der reiche Kaufmann Jizchag Queda in Triest einen schönen steinernen Bau aufführen ließ. Eine Steintreppe herab, gelangten wir in einen geräumigen viereckigen Hof, aus diesem in eine Halle mit gemalten hölzernen Galerien an den Wänden für Frauen. Unter diesen weg stiegen wir noch eine Anzahl steinerner Stufen hinab, und wir waren in einer großen Bogenhalle. Ein schön geschnitztes, hölzernes, hohes Thor verschloß die Thoralade, zu der man auf drei Stufen emporsteigt, es wurde Tags zuvor von Damaskus gebracht, und von allen bewundert. „Herr Queda zahlte 6000 Piaster für dasselbe, und für 2000 sollte noch Gold daran verwendet werden. Das ganze Gebäude, das in seiner massiven Ausführung 70000 Piaster in Anspruch nahm, macht einen schönen, würdigen Eindruck und ist wohl geeignet, wenn es ein Erdbeben nicht zerstört, dem frommen Gründer ein sichtbares Andenken für Jahrhunderte zu bleiben. Der Fußboden ist mit schönen Fließen gepflastert, die von Triest hieher gesendet worden waren. Zu beiden Seiten der Eingangstreppen befinden sich zwei Zisternen, an denen sich die Eintretenden die Hände waschen, wohl auch an Festtagen, wo der Gottesdienst viele Stunden dauert, trinken, wenn die Glut des Tages zu drückend wird.

Die Synagoge „Stambuli" ist klein, auf vier Bogen ruhend. Der Almemer aus Holz, der Vorhang der Thoralade ohne Inschrift, an einem schlechten Luster aus weißem Blech einige Lampen.

In dieſe Synagoge gehen alle Juden, die aus Konſtantinopel kommen, beten, daher iſt ihr Name.

Die Synagoge „Jizchak Abiat“ deren Dach auf vier Bogen ruht, deren Fenſter theils völlig offen, oder holzvergittert ſind, machte einen ebenſo ärmlichen Eindruck. Als ich bemerkte, daß in der Lampe vor der Thoralade das ewige Licht nicht brenne, ſagte ein Rabbi: „Du ſiehſt Herr! daß unſer Licht erloſchen iſt.“

Im Vorhofe blühte ein ſchöner Baum, ſtatt rings um ihn heiter zu ſitzen, befanden ſich in einer dunklen Halle 40 Kinder, die zuſammengedrängt kauerten und deren einige, immer aus einem Buche laut leſend und ſingend ſich vor- und rückwärts neigend, durch einander ſchrieen. Solche Abrichtungſtuben fürs Leſen unverſtandener Gebete giebt es in Safed fünf.

Die Synagoge des Zadik Rabbi Joſeph unterſcheidet ſich vor der eben geſchilderten nur dadurch, daß im Vorhofe, wo ein Feigenbaum und Mais gepflanzt iſt, ſich das weiß übertünchte Grab des Gründers befindet.

In dem Bet Hamidraſch, „Maranembet Joſef“ im Jahre 1850 ebenfalls von Herrn Queda erbaut, und „Bet din“ befinden ſich kleine Bücherſammlungen; doch weder ältere Druckwerke, noch Manuſkripte. All dies ging in den mannigfachen Verheerungen, die Safed trafen, unter.

Die bisher genannten Synagogen gehören den Sepharedim; die folgenden den Aſchkenaſim:

Die Synagoge des Rabbi Eiſik befindet ſich in dem verwahrloſeſten Zuſtande; die auf dem Vorhange der Thoralade geſtickten Roſen von roter Seide konnten leider die entſetzliche Unreinlichkeit nicht überduften, und die beiden geſtickten Löwen, die eine Krone in ihrer Pranken emporhalten, erinnerten nur daran, daß, wie das Licht erloſchen, auch die Krone vom Haupte Israel gefallen iſt. Als ich die ruſſiſch-polniſchen Glaubensgenoſſen auf den unſagbaren Schmutz aufmerkſam machte, verſtanden ſie mich nicht, hier haben die ſumpfigen Sträme polniſcher und orientaliſcher Unreinlichkeit ſich vereinigt.

Die Synagoge „Ebenra“ iſt größer und weniger ſchmutzig;

ebenſo eine dritte, die auch von Ari gegründet ſein ſoll. Mit der letzteren iſt ebenfalls ein Bet-Hamidraſch verbunden.

Als wir aus den verſchiedenen Gebäuden herausgetreten waren, war die Sonne bereits hinter den Bergen untergegangen und es lag ein Friede und eine Verſöhnung über dem mit allen Arten von Bäumen reich bepflanzten Thale, als hätte die Erde ſich dem Menſchen hier immer fromm und mit Segen dienend erwieſen, als müßte dem Würgengel über den ſchönen Anblick ein Hauch des Erbarmens durch die Seele gehen!

Zum galiläiſchen Meere.

Ein entſetzliches Lager. — Die Steine der Chriſten. — Kapernaum. — Magdala. — Szenen und Geſtalten.

Ich habe die blanke Reinlichkeit im Hauſe des Herrn Barmer zu früh gelobt, hinter ihr lauerten die Dämonen der Nacht. Sie krochen als Inſekten an mich heran, ſie legten ihre verfluchten Lippen an mein Leben, ſie verſagten den Engel des Schlafes und des Traumes. Mir war, als hätte man mich auf Skorpionen gebettet, ich ſprang empor und legte mich auf die kühlen Flieſe des Vorhofes, wo auch Matthia und unſer Begleiter Achmed ſchliefen. Mein Kommen weckte den Letzteren, er ſtand auf, unſere Pferde zu füttern.

So brachen wir früher als ſonſt auf, um drei Uhr Morgens und genoſſen einer angenehmen Kühle und des allmälig ſich entfaltenden Tages, der durch dünnere Wolken, als im Abendlande, ſich leichter Bahn zu brechen ſchien.

Wir ritten den ſteinigten Berg, auf dem Safed liegt, zwiſchen Oelbäumen hinab, ein tiefliegendes grünendes Thal zu unſerer Rechten und dann einen Bergrücken wieder empor. Ein ferner runder Berg erhob ſich in ſchattenhaften Umriſſen, es war der Tabor, eine graue Fläche, wie geſchmolzenes Blei, weit hinaus und tief unter uns, es war das galiläiſche Meer; von den Bergen, die uns in der Nähe umgaben, floß es liche herab, es war die aufgehende Sonne.

Der Weg führte uns wieder abwärts durch Olivenbäume, zwischen abgemähten Feldern, in eine grüne Schlucht zur Quelle Ainkale. An ihrem Rande lagerten wir nach zweistündigem Ritte um zu frühstücken. Nicht ferne derselben stand einsam ein steinernes Haus, vor welchem die Bewohner thätig ab- und zugingen. Hinter demselben erhoben sich schroff aufragende, kahle Felsen von rötlicher Farbe, die sich mehr als eine Stunde hinzogen.

Nach einer angenehmen Rast, ritten wir wieder die Schlucht empor, über einen Bergrücken hin. Vor uns lag jetzt in vollem Sonnenglanze das langgestreckte galiläische Meer, das wir, bald in Klüfte hinab und wieder empor reitend, noch zweimal verloren und wieder sahen. Eine unweitlich zerklüftete Felsenmasse wie Steinbrüche, aus denen Jahrtausende lang die Menschen die Steine zu ihren Tempeln, Palästen und Pyramiden geholt zu haben schienen, ohne die Brüche zu erschöpfen, lagerten sich zu unserer Rechten. An ihnen vorbei gelangten wir endlich über Abhänge, die mit Krüppelreichen bewachsen sind, an das Ufer des Meeres, an dem wir fortan bis Tiberia reiten sollten.

Matthia sagte mir: „Seht ihr dort den Felsen? Christus hat dort mit fünf Broten und zwei Fischen die Hungrigen gespeist. Christliche Pilger verehren hier die ihnen heilige Legende, indem sie betend an einigen Steinblöcken, die Broten gleich geformt sind, niederknieen an den Hadscher el Noazra, wie die Araber „die Steine der Christen" nennen.

Jenseit des Sees machte er mich auf Kapernaum aufmerksam, und auf das Ufer, wo die wildesten Beduinen, unzugänglich fast, ihre alte nomadische Freiheit behaupten. Kahle Berge hoch und schroff ziehen sich die meilenlange See hin. Auf ihr selbst ist kein Schiff, kein Boot, kein Leben sichtbar. Auf dem Wege, den wir reiten, sind wir dem Meere bald ganz nahe, bald durch grünes Wiesenland und Felder von ihm getrennt. Grünes Gesträuch, rotblühende Oleanderbäume geben ihm ein heiteres Aussehen. Diese Flächen, die der See, wenn ihn ein Sturm bewegt, mit seinen Wogen überfluten mag, gewähren einen angenehmen Anblick. Auf ihnen sind uns, die wir nach mehrstündigem

Ritte durch den alten Erbbesitz des Stammes Naftali keinem Lebenden begegnet sind, die kleinen, da und dort weidenden Schaf- und Ziegenheerden willkommene Erscheinungen. Ein Hirte bläst auf einer Rohrpfeife, und so barbarisch die Töne sind, die er ihr entlockt, uns ist es ein angenehmes Schallen.

Wir kommen an weidenden Kameelen vorüber, und die auf unserem Wege zu Tausenden liegenden runden, porösen, schwarzen und braunen Steine, von der Größe einer Melone, bis zu der eines Taubeneies, fesseln unsere Aufmerksamkeit und lassen uns nicht vergessen, daß wir im eingesunkenen Riesenkrater urweltlicher Vulkane uns befinden, die ihrem ungeheueren Sturze nachsinnend, zuweilen noch vor der Macht erbeben, die sie hinwarf.

Es begegnete uns eine eigenthümliche Gruppe. Ein Knabe führt ein Kameel am Halfter, das zu beiden Seiten einen großen Korb hängen hat, in deren jedem eine Frau sitzt, die bei unserem Nahen sich verschleiern.

Der Weg führt uns jetzt steinigt empor, wir sind über zwanzig Klafter über dem Spiegel des Sees. Achmed, wahrscheinlich von dem Flötenspiel des Hirten aufgemuntert, hat schon lange einen entsetzlich schreienden Gesang angehoben, der mir fast eine Marter ist aber ihm viele Freude zu machen scheint. Wir wollen ihn nicht stören, und geben unserem Pferde die Sporen, um uns aus den entsetzlichen Schallwellen heraus zu retten. Aber die Glut der Sonne dringt schärfer ein, als unsere Sporen, das arme Thier ist müde, und dürstet und schreitet wieder langsam, wenn es zehn Schritte weit trabte.

Der Weg wird breiter, und dehnt sich zu einer Fläche aus, wir sehen zur unserer Linken das Dorf Magdala. Es besteht nur aus Lehmhütten, auf deren Terrassen, schilfbedeckte Lauben, die von vier Stangen leicht aufgebaut waren und den Laubhütten der Juden glichen. In diese flüchten sich die Bewohner, wenn die Fieberzeit anrückt, in die kühlen aber erdigen Behausungen.

Die Glut der Sonne war fast nicht mehr zu ertragen, das uns in Magdala angebotene Wasser schmeckte lauwarm, und die Sehnsucht Tiberia endlich zu erreichen, stieg mit jeder Wendung

des Weges; aber immer wieder ſchob ſich ein neuer Felſen vor. Das Meer, das wir faſt ſeiner ganzen Länge nach überblicken, ſteigert wie eine zerſchmolzene Sonne noch durch den Geſichtsſinn die Glut, die vom Himmel auf uns niederwogt.

Verfallenes Mauerwerk, die zerbrochene Kuppel einer Moſchee, ein Palmbaum, ein zerſchmettertes Thor, vor demſelben mehrere Tennen treten uns entgegen.

Wir ſind in Tiberia.

Tiberia.

Seltsamer Lebenslauf. — Rabbi Akiba's Liebe. — Herodes' Palast. — Berühmte Gräber.

Wir kehrten bei Herrn Chajim Weismann aus Brody ein, der hier ein Haus mit zwei luftig großen Sälen und offenen Vorhallen bewohnt, als Wirt Reisende beherbergt, und als — Arzt und Apotheker Menschen und Thiere heilt.

Der Lebenslauf dieses Mannes ist genug wunderlich. Ein achtjähriger Knabe, der nichts lernen wollte, entlief er seinen Eltern und kam nach langem Umherirren in eine große Stadt, die man ihm Jassy nannte, die aber dem Knaben nicht gefiel, er lief weiter und gelangte nach Bukarest. Ein Arzt, zu dessen Thüre er abgehärmt und hungernd kam, nahm ihn in sein Haus auf, und bediente sich seiner viele Jahre als Diener. Dem Knaben gefiel das Thun des Arztes, den er mit dem Medikamentenkasten immer zu begleiten hatte, und er merkte sich die Symptome der Krankheiten und die Mittel, die sein Herr anzuwenden pflegte. Er glaubte nach einigen Jahren von seinem Meister nichts mehr lernen zu können, verließ ihn und wurde aus Lernbegierde der aufmerksame Diener mehrerer Aerzte hinter einander. Fünfzehn Jahre alt, ergriff ihn wieder die Wanderlust, er zog durch die ganze Welt, Kranke heilend, die sich eben einem Knaben anvertrauen mochten, und wenn die Praxis nichts einbrachte, bettelnd, wohl

auch durch Schwänke sich freundliche Gastfreundschaft erwerbend. Welche Erlebnisse, welche Begegnungen müssen es gewesen sein, bis er nach solcher zweijährigen Wanderschaft nach — Tunis kam. Ein schöner Jüngling versprach er hier in einigen verzweifelten Krankheitsfällen, wo alle Hoffnung aufgegeben war, fast prophetische Heilungen, die ein günstiger Zufall bestätigte. Bald war ihm die Aufmerksamkeit zugewendet. Man wallfahrtete zu dem Hause, in dem er wohnte, um von seiner Hand berührt, von seinem Auge betrachtet zu werden, von seinen Heilmitteln zu erhalten. Bald waren Ruhm und Gold sein. Der Bey von Tunis nahm ihn als Leibarzt in seinen Palast, bei dem er drei Jahre hochgeehrt lebte. Länger ließ ihn sein lebhafter, unstäter Geist nicht ruhen; eines Tages entfernte er sich heimlich mit einem ersparten Vermögen von 10,000 goldenen Dukaten. Es war der unwiderstehliche Wunsch in ihm aufgetaucht, das gelobte Land zu sehen, von dem der Vater in seiner Heimat immer wieder sprach. Der zwanzigjährige junge Mann tauchte plötzlich verheiratet mit einer schönen afrikanischen Jüdin und ihrer jüngeren Schwester in Tiberia wieder auf. Er baute Häuser, die schönsten in Tiberia, und lebte als wohlhabender Mann, der nur, um ein Werk des Erbarmens zu üben, uneigennützig den Kranken beisteht, die meilenweit von seinem bald erworbenen Rufe angelockt, zu ihm heranpilgern. Das Erdbeben im Jahre 1837 begrub ihn mit Weib und Kindern unter den Trümmern seines Hauses. Nach achtzehnstündiger Verschüttung wurde er lebend unter den Trümmern hervorgeholt, sein Weib und seine Kinder waren Leichen; seine Häuser Schutthaufen. Um diese Zeit kam der Fürst Pückler-Muskau nach Tiberia. Weismann diente ihm als Dolmetsch, als Führer durch die ganze Landschaft Galiläa. Der noch lebende „Verstorbene" gab ihm den Rath, ein Gasthaus einzurichten, der sich als sehr praktisch bewährte und nunmehr auch mir zu Statten kam.

Im Hause des Herrn Weismann begrüßte mich noch ein Oesterreicher, Herr Stern aus Neustadtl im Trentschiner Comitate, der sehr mittelmäßiger Kenntnisse, als Söldling der jerusa-

lemitanischen Mission hier, wie ich erfahren konnte, vergebens Proseliten zu machen suchte. Vielleicht auch war er gekommen, weil die Legende hieher den Fischzug Petri verlegt.

Noch traf ich hier wieder mit einem preußischen Edelmanne, Herrn von Herfort zusammen, mit dem ich von Jaffa nach Jerusalem ritt und dem ich später in Egypten wieder begegnete. Er reiste zu seinem Vergnügen mit einem photografischen Apparat und hatte eine bereits höchst interessante Sammlung von Monumenten, Landschaften, Ruinen und Figuren.

Ich hatte die Reise so eingerichtet, um den Sabbat hier zu ruhen und mußte, da es Freitag war, die Umgebungen und die Bäder von Tiberia noch heute kennen lernen.

Nach kurzer Rast ließ ich zwei Pferde satteln und ritt mit dem Synagogendiener Reb Mosche aus Berditschew, den mir Herr Weismann als sehr ortskundig und gelehrt empfahl, zu den zahlreichen Grabstätten der berühmtesten Männer der Bibel und des Judenthums. Das kleine Städtchen, das wir durchreiten mußten, gleicht mehr einem Ruinenhaufen. Zerfallene Mauern, eingesunkene Terrassen, da und dort eine stehengebliebene Pforte eines verschwundenen Hauses, die zerfallende Moschee, in deren Hofraum eine Palme grüne Arme hoch zum Himmel streckt, ist die Szene, auf der wir uns bewegen. Selbst die Häuser, die ganz bewohnt erscheinen, sind nur aus Trümmern, wie sie der Zufall dem Maurer zu Gebot stellte, aufgebaut, ungetüncht, Behausungen der Armut und der hungernden Not. Wer soll auch auf diesem Boden feste Häuser zu gründen Mut und Lust haben? „Wir leben" sagte mir mein Begleiter, zu dem ich von dem verkommenen Aussehen der Stadt sprach, „von einem Tag zum andern und immer darauf gefaßt, zu sterben. Wir danken jeden Morgen, mehr als alle Menschen in der Welt, daß wir wieder erwacht sind und sich über Nacht die Erde nicht aufgethan und unsere Weiber, Kinder, Brüder verschlungen hat. In Tiberia lernt man fromm sein und nur auf das künftige Leben denken."

Durch ein verfallenes Thor waren wir nach zehn Minuten vor der Stadt. Die Glut des Tages, es waren zwei Stunden nach Mittag, war furchtbar, trotzdem ein heftiger Wind wehte, oder vielmehr, weil er wehte, es waren Flammen, die wir bei jedem Athemzuge einathmeten und die Empfindung gleich jener, die man hat, wenn man im Hochsommer einem glühenden Kohlenmeiler oder einem Hochofen nahe tritt. Ich habe später in der Wüste keine gleich hohe Hitze empfunden. Mein Thermometer zeigte 40 Grad R.

Wir ritten eine mäßige Anhöhe, rechts vor dem Thore, empor, und waren vor den Grabe des Rabbi Jochannan ben Sakai, desselben, den wir auf den ersten Blättern dieses Buches im Liede gefeiert, in dessen Synagoge in Jerusalem wir gebetet haben. Auf einem festen Unterbaue aus viereckigen Steinen, die zwei Stufen bilden, liegt ohne Inschrift ein ungemeißelter Stein. Er birgt die sterblichen Reste des unsterblichen, des gelehrten und mutigen Mannes. Zu seiner Rechten liegen vier, zur Linken einer seiner Schüler. Hinter diesen Gräbern ragen zwei kurze Säulen halb aus der Erde hervor, sie bezeichnen die Gräber des Raw Ami und des Raw Aschi.

Diese Gräber befinden sich auf einem mit kleinen Steinen gepflasterten Raume, der 20 Schritte lang und 15 breit, von drei Seiten von einer nur 2 Schuh hohen Mauer umgeben ist.

Etwa 20 Schritte weiter führen vier Stufen zu einer Einfassung von ungemeißelten Steinen; in derselben befindet sich ein weiß übertünchter, oben sich wölbender Sarkofag, in welchem die Nachwelt die Gebeine Rambams verehrt. Hier lagen unzählige kleine Steine, welche von Besuchenden hingelegt werden und die mein Begleiter um einen Stein vermehrte. An diesem Grabe wird an dem Vorabende eines jeden Neumondtages von der ganzen Gemeinde gebetet. Einzelne gehen täglich und zu jeder Stunde hieher, um ein Gebet zu verrichten.

Wir ritten jetzt einen ziemlich steilen Berg hinan, in ihm ruhen Rabbi Akiba mit seinen 24,000 Schülern.

„Ich will erzählen die schönsten der Geschichten.“ Mit diesen

Worten leitet der Koran die Erzählung von Jussuf in Egypten ein, sie verdienen angeführt zu werden vor dem Berichte, den wir von dem gelehrten, frommen, berühmten Lehrer geben wollen, vor dessen Grabe wir stehen.

Rabbi Akiba ben Josef war ein Hirte des reichen Kalba Zebua in Jerusalem, dessen Grab die Juden noch heutzutage in denen erkennen wollen, die man die Gräber der Könige nennt. Er liebte die Tochter seines Herrn, Rachel, und der arme Hirte fand Gegenliebe in dem Herzen der Jungfrau. Nur eine Bedingung knüpfte sie an ihre Liebe, daß er hingehe und sich Wissenschaft aneigne. Akiba, nicht mehr in den Jünglingsjahren, zog in die Ferne und wurde der fleißigste Schüler der berühmtesten Lehrer. Kalba Zebua verstieß seine Tochter, weil sie Akiba's Weib geworden war, und harrte, bis der geliebte Gatte nach Jahren, umgeben von dem Glanze seiner gewonnenen Gelehrsamkeit, wiederkehrte und sie freudig begrüßte. Der Vater blieb unversöhnt. In Akiba war der Geist der Forschung aber so rege, daß er, auf Anregung seines geistigen Weibes, wieder die Heimat verließ, um hinzuziehen, wo große Gesetzeslehrer Weisheit lehrten. Sie harrte Jahre lang in Treue ihres Gatten und war so arm, daß sie ihre schwarzen Haarflechten abschnitt und Ringe zum Verkaufe aus ihnen anfertigte. Der Ruhm ihres Gatten erfüllte schon die Welt, seine neuen und geistvollen Deutungen des Gesetzes wurden selbst zu Gesetzen. So hoch galt sein Ansehen, daß ein ihm früher weit überlegener Rabbi äußerte, daß derjenige, der von Rabbi Akiba weiche, vom ewigen Leben weiche, und was die Ueberlieferung vergessen hat, stellt sein divinatorischer Geist wieder her. Seine Schüler sagten von ihm, daß mancher Sinn der Thora, der selbst dem Propheten Moses unbekannt geblieben ist, ihm klar wurde. Eine wunderliche hyperbolische, aber für die gelehrte Weise Akiba's charakteristische Legende erzählt, daß der Prophet den Herrn gefragt habe, welche Bedeutung gewisse Zeichen über einzelnen Buchstaben in der Thora haben? Der Herr erwiederte, daß nach vielen Geschlechtern ein Mann, Namens Akiba, erstehen werde, der den geheim-

nißvollen Sinn der Zeichen deuten werde. Der Proset bat den Herrn, ihm den Mann im Bilde zu zeigen; darauf ihn der Herr acht Geisterreihen hinter Akiba niedersetzen hieß. Der Proset hörte Akiba sprechen und deuten, aber er konnte ihn nicht verstehen. Nach vielen Jahren kehrte Akiba heim, ihm folgten 24,000 seiner Schüler. Alles Volk zog ihm jubelnd entgegen. Da drängte sein Weib sich durch die Menge, fiel vor dem durch ihre Liebe Beglückten, von der Weisheit geweihten Manne nieder und umschloß weinend seine Knie. Die Schüler wollten das Weib, das sie nicht kannten, fort stoßen; der Meister aber sagte ihnen: „Lasset sie! Was ich geworden bin und ihr durch mich, das ist dieses edlen Weibes Werk.“ Er hob sie vom Boden auf und küßte sie. Jetzt wurde auch der harte Vater versöhnt und überhäufte seine Kinder mit Reichthümern.

Ein ummauerter Felsenvorsprung mehr als in der halben Höhe des Berges, beherrscht das einfache Steindenkmal Rabbi Akiba's, den Berg selbst, die zu seinem Fuße sich dehnenden Felder, dann die Stadt und hinter ihr die See und jenseits die kahlen Felsenwände des Hauran, die seine Ufer bilden. Durch das Meer geht ein dunkler sich abscheidender Strom, der sich stolz mit den Fluten des Meeres nicht vermengen mag, wenn er auch seine ganze unabsehbare Länge durchmißt. Es ist der Jordan. Man hat diese Erscheinung symbolisch auf das jüdische Volk gedeutet, das mitten durch die Flut der Völker geht, sich mit ihnen nicht vereinigt und seine bergentsprungene Freiheit und Klarheit nicht aufgiebt.

Zu dem Grabe zieht die Gemeinde von Tiberia und Pilger, die aus allen heiligen Städten Palästina's kommen, am dreiunddreißigsten Tage der Sefira, empor. Alle mit brennenden Lichtern beten sie dort und schlagen Zelte auf, um unter ihnen, auf den Gräbern der 24,000, einen Tag und eine ganze Nacht zu wohnen. Hinter dem Grabmale befindet sich eine tiefe Höhle, in welcher für die Andächtigen Wasser kühl gehalten wird.

Unter dem Grabmale des Rabbi Akiba, etwa 30 Fuß, liegt das Grab des Rabbi Chia zur Rechten und Linken das seiner

beiden Söhne. Der Raum iſt von drei Seiten ummauert und offen, in deſſen Hintergrunde eine Höhle iſt.

Ein anderes Grab birgt den Raf Hamnuna den Alten, zu dem die Juden, nach langer Dürre, um Regen flehen gehen. Wer ein körperliches Leiden hat, wallfahrtet zu der Grabſtätte des Meier ben Neß und des Zacharia Akana.

Wir mußten von den Pferden ſteigen und ſie den Berg, an einem ſteilen Abhange herab führen, um über ein ſchmales Stück Land, das zwiſchen dem Berge und dem See liegt, zu gehen. Hier liegt der türkiſche Friedhof, da und dort ragende oder liegende Säulen von grauem Granit und rotem Syenit. Ich zählte deren neunzehn, die ganz zerbrochen ſind, nur eine ſtand vollkommen aufrecht, zwei ſchief und ſonſt konnte ich viele Steine bemerken, welche die Spur des Meißels deutlich zeigten. Die Juden halten dafür, daß Herodes II. hier auf alten Gräbern ſeinen Palaſt baute und fluchen ſeinem Andenken; ebenſo einem Manne, der Joſefus hieß, zum Chriſtenthume überging und von einem unter dem Kaiſer Hadrian im Baue begriffenen Tempel die Steine nahm, um eine Kirche aus ihnen zu bauen. Manche Zauber, die ihm hindernd in den Weg traten, ſoll er durch andere beſiegt haben. Dieſem welligen Landſtrich entlang erheben ſich Felſenwände, von dem Berge, den wir beſtiegen haben, durch eine Schlucht getrennt, in denen viele Grabhöhlen mit gemauerten Zugängen zu ſehen ſind.

Mein Legenden kundiger Begleiter erzählte mir, daß auf der Höhe des Felſenkammes ein Schloß der Mutter König Salomo's geſtanden habe, während er mich auf ein verfallenes Gebäude am Fuße der Bergwand, als auf den Meierhof der Mutter Abrahams, aufmerkſam machte. In die weitläufigen Ruinen kommen die Türken, wenn ſie ein Beſchneidungsfeſt feiern, ſie breiten ihre Teppiche aus, ſpeiſen daſelbſt, hören Muſik und feuern luſtig ihre Gewehre ab.

Die Bäder.

Ibrahim's Badewanne. — Chemische Bestandtheile. — Die Synagoge. — Fantastisches Nachtgemälde.

Eine halbe Stunde fern von Tiberia kündigten sich durch einen schönen Ueberbau die vom Alterthume her berühmten warmen Bäder an. Sie liegen einige Fuß höher als der See, und etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Aus einer offenen Halle tritt man in eine zweite, aus dieser in eine Rotunde, die von einer auf Säulen ruhenden Kuppel getragen ist. Ringsum sind marmorne Gänge, aus denen man in einzelne Badestuben gelangt. Dieser Bau rührt von Ibrahim Pascha her, ebenso die schöne, weißmarmorne Badewanne der unmittelbar an die Rotunde stoßenden Halle. Ich nahm in derselben ein Bad, doch mußte ich zwei Drittheile Wasser aus dem See dazu schöpfen lassen, um ein noch immer sehr warmes Bad zu bekommen.

Mein Thermometer in das Wasser einer Quelle gethan, deren es vier giebt, zeigte 49° R. Das Wasser schmeckt scharf salzig und bitter und hat einen schwefligen Geruch. Eigenthümlich ist es, daß das Wasser einer jeden der vier Quellen in ihrem Abfluß zum See einen anders gefärbten Bodensatz zurückläßt: einen rötlichen, gelben, weißen und grünen. Eine gründliche Analyse dieses Wassers ist noch nie unternommen, oder vielleicht nur nicht bekannt gemacht worden. Bei Pococke's nicht streng analytischer Untersuchung zeigte sich eine ansehnliche Menge dicken, festen Vitriols,

etwas Alaun und ein mineralisches Salz. Dr. Turner berichtet, daß der Bodensatz, hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk, und wenigem Kochsalz bestehend, sich nicht von dem des todten Meeres unterscheide. Ich erinnerte mich an das ebenfalls noch nicht analysirte Wasser in Krapina in Croazien, das einen beinahe gleichen Wärmegrad hat, und in welchem ich, wie hier, mit dem überraschendsten Erfolge Gichtkranke und an Rheumatismus Leidende Hilfe suchen sah.

Die Sonne war dem Untergange nahe und goß wieder über Himmel, See und Berge jene Verklärungen, wie ich sie nur im Morgenlande sah.

Wir ritten jetzt hart am Ufer des See's, wo eine schöne Granitsäule, von seinen Wellen bespült aufragt, und noch Säulensockel und gemeißelte Steinfragmente zu sehen sind. Einen ziemlich großen, rohen Felsblock, der im See etwa zehn Schritte fern lag, bezeichnete mir mein Begleiter als denjenigen Stein, der, von Moses mit dem Stabe geschlagen, in der Wüste Wasser gab.

Nach einer halben Stunde waren wir durch ein geborstenes Thor wieder zwischen den modernen Ruinen der merkwürdigen Stadt.

Herr Weismann erwartete mich, um mit ihm zum Abendgebete in die Synagoge zu gehen, deren Tiberia sieben besitzt. Die in polnischer Tracht Versammelten, der wunderlich geschnörkelte Gesang, die ganze Einrichtung der Synagoge ließen mich für einen Augenblick völlig vergessen, daß ich auf heiligem, durch Legende und Geschichte, durch Wahn und Weisheit geweihtem Boden stehe.

In unser Haus zurückgekehrt war in der luftigen Vorhalle ein Tisch, um den Bänke standen, festlich gedeckt mit weißen Linnen, über ihm brannte die siebenzackige Messinglampe, und die schöne Frau des Hauses, die Schwester der im Erdbeben umge-

kommenen ersten Gattin des Herrn Weismann, trug uns eigenthümlich zubereitete Fische auf mehreren Schüsseln auf. In jeder befand sich eine andere Gattung, und diese war wieder durch die Bereitung von den andern verschieden. Wein von Hebron füllte goldbraun die Gläser.

Die Wirtin, nachdem sie mich und den Hausherrn ehrerbietig bedient hatte, setzte sich mit ihren Kindern und Dienerinnen auf den Fliesen der Halle nieder, um ebenfalls zu speisen.

Es waren wunderliche Geschichten, die mir Herr Weismann erzählte aus seinem Leben, von seinen Krankenheilungen, von Wundern und verständigen praktischen Unternehmungen. Es war ein eigenthümliches Gemisch von Treuherzigkeit und Schlauheit, von Frömmigkeit und Weltsinn in seinen Reden, und nicht zu unterscheiden, was die vorwaltende Richtung seines Wesens ist.

Es war schon tiefe Nacht geworden; da lud er mich ein, mit ihm auf der Terrasse des Hauses zu schlafen, denn die Hitze in den Stuben sei eine unerträgliche.

„Und die Fieber und Kopfschmerz erzeugende Nachtluft, Herr Dokter?"

Da lassen Sie mich sorgen, erwiederte Reb Chajim Weismann.

Wir stiegen eine steinerne Treppe empor, und befanden uns auf einer das ganze Haus deckenden Terrasse; hier waren für mich und den Hausherrn Teppiche ausgebreitet, über denen Linnen zum Zudecken lagen. Herr Weismann wand mir ein Tuch von weichem weißen Wollstoffe als Turban um den Kopf, mit der, der abendländischen entgegengesetzten Bemerkung „der Kopf muß warm gehalten werden"; dann füllte er irdene unglasirte Krüge mit Seewasser, um es durch Verdünstung in ihnen kühl zu machen, und lud mich ein, mich niederzulegen, denn er müsse, weil ein starker Wind gehe, das über mich gebreitete Linnen zu beiden Seiten mit Steinen beschweren, damit es nicht fortgetragen, und ich schlafend der Nachtluft ausgesetzt werde.

Ich konnte mich von dem Anblick, der sich von der Terrasse aufthat, noch nicht trennen.

Die Sterne flackerten klar und groß vom schwarzen Himmel. Mir gegenüber hob sich der Berg mit den 24000 Gräbern; nur zwanzig Schritte ferne brauste der mir unsichtbare See. Die Stadt Tiberia aber leuchtete in tausend Freudenfeuern. In jeder Stube wo Juden wohnten, brannten Lampen, schollen die wohlbekannten, wunderlichen Melodien, welche die Engel des Sabbat begrüßen, und da und dort bewegten sich Gestalten in weißen flatternden Nachtgewändern auf den Terrassen.

Sabbatrast.

Seebad. — Die jüdische Gemeinde. — Erdbeben. — Szene. — Polnische Könige. — Eine Chronik.

Die Insektenzeister von Safed, die sich mit Vampirrüsseln an mich gelegt hatten, fingen an, mich die Glut ihrer höllischen Abkunft empfinden zu lassen. Ich erwachte vor Sonnenaufgang mit einer allgemeinen Hautentzündung.

Herr Weismann, als ich ihm dies mittheilte, ließ mich hart an: „Wenn Sie bei einem Doktor sind, wie können Sie nicht fragen? Das warme Bad mit seinem Salz hat Ihnen geschadet! Jetzt kommen Sie geschwind in den See baden."

Darf man in Tiberia am Sabbat baden?

„Die Menschen möchten hier in der Sonnenglut zu Grunde gehen, wenn sie nicht einigemal des Tages baden. In Tiberia ist das Baden von dem Rabbi erlaubt."

Wir gingen selbander, weiß beturbant, nur in einen Leilach gehüllt, hölzerne Pantoffeln an den Füßen, an den See. Er flitterte in mettallweißem Glanze und ebnete nach dem Sturme der Nacht seine Wogen. Wir trafen schon einzelne Badende, und blieben in der kühlen wohlthuenden Flut, bis die Sonne aufgegangen war, und die Welt um uns wieder in brennenden Farben leuchtete.

Ich konnte die Synagogen nicht besuchen, und mußte den ganzen Tag auf dem Divan ruhend zubringen, und mich in kalt-

feuchte Tücher einwinden. Nur ſo entging ich dem brennenden Schmerze, und mußte herzlich lachen, als mir Herr Weismann das in ganz Galiläa bekannte Wort mittheilte: „Der König der Flöhe hält Hof in Tiberia."

Nach dem Frühmale, das um 6 Uhr Morgens, ſchon nach dem Gottesdienſte gehalten wird, erhielt ich den Beſuch des ehrwürdigen Oberrabbi's von Tiberia, des Herrn Schmul Chaſim Cohen Conorti mit ſieben Chachamim.

Alle trugen weite weiße Mäntel, mit blauen, breit eingewebten Streifen, an deren Enden die Schauſäden hingen. Ich ſah die Urform des Talit, den die Juden noch jetzt in den Landſynagogen um den ganzen Leib thun, wohl auch das Haupt mit ihm verhüllen. Es ſchien mir, daß dieſe Tracht, wie ſie auch eine orientaliſch nationale iſt, weit würdiger der Nachahmung, als die der proteſtantiſchen Prediger. Es erſcheint mir jedesmal als widerlich nachäffend, wenn unſere Prediger in ſchwarzer Kutte und weißen Bäffchen, mit dem ſogenannten Quadratchen auf dem Haupte, den Talit zu einer Stola ſchmal zuſammengelegt, erſcheinen, und noch dazu häufig mit wenig originellen ſalbungsreicher Kantilene ſprechen.

Herr Conorti war zweimal auf ſeiner Reiſe durch Europa auch nach Wien gekommen: im Jahre 1838 nach dem furchtbaren Erdbeben, das die Stadt getroffen hatte, und im Jahre 1848. Beidemal um für ſeine unglückliche Gemeinde die Wohlthat anzuſprechen.

Wie in Safed trat mir auch hier die Klage entgegen, warum ſich alle Theilnahme des Abendlandes nur Jeruſalem zuwende, während die Juden in Afrika und in Aſien auch an Safed und Tiberia denken.

„Sind wir nicht auch auf dem heiligen Boden Gottes? Haben wir nicht noch gelitten, als ſchon Jeruſchalaim in Trümmern lag? Haben die heiligen Blutzeugen unſeres göttlichen Glaubens nicht Tiberia ehrwürdig gemacht und wurde hier nicht die

Lehre vom Untergange gerettet, und ſtrahlte ſie nicht von hier aus neu aufgehend über alle Welt? Wenn Meſchiach erſcheint, wird er freilich in Jeruſchalaim zuerſt auftreten. Aber was ſollen wir jetzt thun? Wir ſind arm und elend und Gott, wie geſunken iſt unſere Seele! Es ſei fern von mir, die frommen Brüder in Jeruſchalaim zu verleumden; aber wir in Tiberia leben heiliger, weil wir einiger ſind."

Wie viele Juden leben in Tiberia?

„Verlange o Herr! das nicht zu wiſſen. Wir wurden, weil wir von Sir Moſes Monteffiore mit Almoſen, Kopf um Kopf betheilt werden ſollten, gezählt; da kam wie zu König Davids Zeiten die Peſt und hat viele von uns hingerafft."

Herr Weismann bemerkte mir deutſch: „Er meint die Cholera, was weiß das Volk, was Peſt und was Cholera iſt! Ich habe die Leute mit Opium kurirt, und ſie haben ſich eingebildet, es iſt ihnen von Pſalmenſagen beſſer geworden."

Ich hatte fort und fort Beſuch und gelangte, wiederholt daſſelbe fragend, um die Richtigkeit zu erproben, zu folgenden ſtatiſtiſchen Notizen:

Die jüdiſche Bevölkerung von Tiberia betrug zur Zeit meiner Anweſenheit 1514 Seelen, davon ſind 881 Aſchkenaſim, 633 Sepharedim.

Sie bilden nur eine Gemeinde; die Letzteren haben 2 Synagogen mit einer Medreſe, die Erſteren 5 mit 5 Medreſen oder Lehrhäuſern. Die Sepharedim beſitzen 23 Häuſer. Unter den Aſchkenaſim ſind 200 geborene Oeſterreicher aus Galizien und Ungarn; die übrigen ſind größtentheils aus Rußland. Der Unterricht der Jugend iſt wie überall im Oriente ein völlig vernachläſſigter. Die Stadt, in der das gelehrte Synhedrion ſaß und die größten Weiſen lebten und lehrten, hat der Unwiſſenheit einen feſten Sitz gegründet. Als ich fragte, ob die Kinder auch arabiſch lernen, das zum Verkehre in Paläſtina ſo nötig iſt, bemerkte Herr Weismann:

„Arabiſch? warum fragen Sie nicht, warum die Menſchen hier überhaupt nicht reden lernen, wie ein Menſch reden ſoll!"

Aber die Kinder lernen doch ſchreiben?

„Schreiben? wozu? fällt ihnen denn etwas ein, was zu ſchreiben wäre?“

Alle beziehen Almoſen aus der Heimat, doch weniger als die Glaubensgenoſſen in Jeruſalem und auch weniger, als die zu Hebron. Die Meiſten beſchäftigen ſich nur mit dem Studium des Talmud, den Handel verachten die Tiberianer, weil er den Geiſt von Gott ablenkt und gemein macht. Nur wenige ſind Handwerker: 1 Schmied, 2 Maurer, 1 Tiſchler, 3 Schneider, 1 Schuſter, 2 Uhrmacher, 1 Fiſcher, 6 Krämer.

Gegen zehn Uhr Morgens hatte die Glut des Tages wieder eine ſolche Kraft erreicht, daß ſich ſelbſt die Einheimiſchen matt und gelähmt fühlten. Es ſuchte Jeder in den untern Hallen des Hauſes, auf den nackten Flieſen ſich hinſtreckend, vergebens einige Kühlung. Ich ſchlief mehre Stunden, und verbrachte bis gegen Abend hier die Zeit in langweiliger Abſpannung.

Vor Sonnenuntergang gingen wir wieder in den See baden. Ich machte im Waſſer die Bekanntſchaft der ganzen jüdiſchen Bevölkerung. Nicht fern von uns war ein mit hohem Lattenwerke abgeſperrter Raum, in welchem alle Frauen badeten.

Ins Haus zurückgekehrt, war für uns das Mittagmahl aufgeſtellt: kalte Fiſche in Oel ſchwimmend, entſetzlich fettes Hammelfleiſch, grüne Zwiebeln, die ſchon geſtern aus der Erde gezogen, völlig welk waren, kalte Eier und ein von Oel triefender Kuchen. Ich wagte nicht, von dieſen Speiſen etwas zu berühren, trotzdem ich ſeit dem frühen Morgen nichts genoſſen hatte. Ich ließ mir am Weizenbrote und am Weine genügen. Erſt ſpäter nach dem Sabbatende erhielt ich einiges friſch Bereitete.

Es kamen wieder Beſuche. Jeder der Männer erzählte irgend eine Schreckensſzene aus dem Erdbeben, keiner von ihnen, der nicht eine Mutter, einen Bruder, oder Kinder, eine Gattin oder Schweſter verloren hätte. Mancher war anweſend, dem die Erde plötzlich Alle begrub. Von 2000 Einwohnern waren damals nahe an

300 in einigen Minuten verschwunden. Ein Mann erzählte, daß er mit seinem Sohne eine Stunde von Tiberia fern einen Berg herabgeschritten sei; vor ihm wenige Schritte sein Sohn. Da sah er plötzlich sich die Erde weit aufthun, seinen Sohn versinken und den Grund sich wieder schließen. Er konnte die Erscheinung nicht begreifen und blieb erstarrt stehen, während er den Boden unter sich schwinden fühlte. Er eilte laufend nach Tiberia und fand einen Schutthaufen.

Reb Meschr, der mich zu den Gräbern und Bädern begleitet hatte, brachte des Abends einen kostbaren silbernen Trinkbecher, auf dem alle Könige Polens in schön getriebener Arbeit zu sehen waren. Sein Großvater hatte diesen Pokal vom letzten Könige Stanislaus August Poniatowsky als Belohnung für treue Dienste erhalten, und der Enkel wollte mir jetzt das theure Familiengut verkaufen. Sein Wunsch war, für das Geld ein Boot zu kaufen, um den See befahren und fischen zu können; wodurch er seine zahlreiche Familie erhalten zu können sicher war. Ich zog es vor, eine mir gleichzeitig angebotene Chronik von Tiberia zu kaufen, welche in hebräischer Sprache geschrieben, Historisches und Wunderbares, Gebete und Gedichte in hebräischer und spanischer Sprache enthält.

Während der ehemalige Besitzer vielleicht jetzt den See Genezaret in einem Boote befährt und fischt, wollen wir ein Blatt aus der von ihm erworbenen Chronik mittheilen.

Ein Blatt aus der Chronik.

Rabbi Abulafia. — Belagerung. — Wunderbare Rettung. — Bomben als Fangbälle. — Todtenhaupt- und Mohnblume. — Loblied auf Tiberia.

Wir theilen in Folgendem ein Blatt aus der Chronik von Tiberia mit, es enthält jedenfalls eine Thatsache, die in keinem historischen Werke mitgetheilt wird, immerhin eine Bedeutung für die Stadt hat und wohl verdiente, aufgezeichnet zu werden.

Im Jahre 5500 der Schöpfung, also vor 118 Jahren unter der Regierung des Sultan Mohammed weckte Gott den heiligen Geist unseres Lehrers Chajim Abulafia, daß dieser nach der heiligen Stadt Tiberia gehe, um daselbst die Ruinen wieder aufzubauen, und den Grund zu befestigen. Tiberia war seit 70 Jahren ohne Einwohner, zerstört und wüste, es befand sich in demselben weder eine Synagoge, noch ein Lehrhaus, und es wurde, seitdem sie zerstört ward, in ihr kein Kadisch, kein Gebet für die Todten, gehört. Rabbi Chajim Abulafia war in allen seinen Unternehmungen glücklich, und so ging er getrost nach Tiberia im Monate Siwan desselben Jahres. Gleich bei seinem Eintritte in das Land gewann er, durch Gott, die Gunst der Herren der Stadt, und besonders die des Schech Dahir al-Amar, dessen Ruf groß war in ganz Palästina.

Die Straßen, die früher nur mit bewaffneten Karawanen durchzogen werden konnten, unter seiner Regierung wurden sie sicher. Das ganze Land war ruhig und alle Herren der Stadt

unterwarfen sich dem Schech und nannten ihn Schech al maschech, den Herrn der Herren. Er hatte viele Beduinenstämme, welche die Wege gefährlich machten, gänzlich vernichtet, so daß Jeder getrost mit dem Gelde in der Hand reisen konnte. Nicht minder berühmt war der Schech seiner Freigebigkeit wegen, sein Haus stand einem Jeden offen, und die Reisenden aller Nationen und Confessionen fanden bei ihm eine offene Tafel.

Zwei Jahre vor der Ankunft des Rabbi in dem Lande war derselbe in Asmir. Als der Schech erfuhr, daß der Rabbi nach dem Lande kommen wolle, sandte er ihm ein Schreiben nach dem andern, in welchen er sagte: „Mache Dich auf, und nimm das Land Deiner Väter Tiberia in Besitz."

In der That war der Großvater des genannten Rabbi Jacob Abulafia Rabbi in Tiberia, bevor es zerstört wurde. Als der Rabbi nach Tiberia kam, erwies ihm der Schech große Ehre, und ließ ihn mit kostbaren, fast königlichen Gewändern bekleiden. Er that was der Rabbi verlangte, und in zwei Jahren ungefähr waren Straßen und Häuser für die Juden gebaut, eine prachtvolle Synagoge, dergleichen in ganz Palästina keine zu sehen war, wurde hergestellt, herrliche Badehäuser und Gewölbe für den Bazar waren angelegt, und das ganze Land von Straßen durchzogen. Man bebaute die Felder, bepflanzte die Weingärten, überhaupt nahm die Liebe der Stadtherren zum Rabbi täglich zu, und alle Einwohner waren überaus froh und zufrieden.

Im Jahre 5502 nach 2½jähriger Ruhe, wie in Salomo's Zeiten, kam plötzlich am 22. Ab ein Schreiben aus Damaskus an den Rabbi; es rührte von zwei vornehmen Männern, Herrn Chajim Parchi und Josef Luschati her, welche die Geldwechsler des Soleiman Pascha von Damaskus waren.

Im Briefe stand geschrieben: „Der Herr möge den schleunigen und festen Befehl des Sultans an den Pascha von Damask wissen: Dieser soll nach Tiberia ziehen, die Stadt mit Gewalt nehmen, und den Schech Dahir tödten. Der Pascha rüstet bereits ein Heer mit vielem Kriegsgeräthe, darunter auch Schleudersteine, welche geschleudert auf sechs Bogenschüsse weit 20 Menschen auf einmal

tödten. Es iſt Gefahr für das Volk in Tiberia. Eile Rabbi, mit der ganzen heiligen Gemeinde aus der Stadt, und fliehe nach Safed, dahin wird der Paſcha Leute zur Beſchützung für die Juden ſchicken. Alles Hab und Gut aber laſſe nach Akka bringen."

Der Rabbi Abulafia erſchrak gar ſehr über den Brief, und eilte ſogleich zum Schech und erzählte ihm den Inhalt. Dieſer aber ſagte, die Sache könne aus drei Gründen nicht wahr ſein. Würde die Zerſtörung Tiberia's wirklich beſchloſſen ſein, ſo hätten es die Juden aus Konſtantinopel hieher berichtet. Nicht der Paſcha von Damaskus, ſondern der von Sidon, zu deſſen Gebiete Tiberia gehört, müßte den Auftrag erhalten haben. Auch wüßte er nicht, warum dieſer Befehl ergangen ſein ſollte, da er dem Sultan ganz beſonders ergeben iſt, und den jährlichen Tribut pünktlich entrichtet. Das Schreiben, fügte er hinzu, ſei vom Paſcha von Damaskus veranlaßt, und nur ein Schreckmittel für Tiberia, damit man ihn mit Geld beſänftige.

Als der Rabbi dieſe Worte hörte, freute er ſich ſehr, und ſchrieb ſogleich Antwort nach Damaskus, daß an der ganzen Sache nichts ſei; aber ſchon nach fünf Tagen kam ein zweites Schreiben, in welchem die drohende Zerſtörung als noch ſicherer beſtätigt wurde. Wieder ſagte der Schech, die Sache ſei nicht wahr, weil der Paſcha in Sidon ihn verſichert habe, daß er am Hofe ſehr angeſehen ſei.

Am 5. Ellul wurde dem Schech berichtet, daß der Paſcha aus Damaskus mit einem großen Heere ausgezogen ſei, um nach Tiberia zu gehen. Jetzt rüſtete der Schech und beſetzte die gefährlichſten Plätze. Als die Juden dies ſahen, wußten ſie nicht, was ſie anfangen ſollten, und eilten zum Rabbi. Er rieth ihnen, in Tiberia zu bleiben; indem ſie Gott auch hier retten könne. Er befahl am andern Morgen den Vorſtehern, die heiligen Grabſtätten zu beſuchen und daſelbſt zu beten.

Am folgenden Tage, es war ein Freitag, ſah man von den Höhen ein großes Heer mit Heergerät und Zelten ſich nähern. Der Schech bereute es, daß er die nicht wehrhaften Bewohner nicht wegziehen ließ; denn jetzt konnte er ſie nicht mehr beſchützen. Zwar ermuthigte ihn der Paſcha von Sidon, er ſolle nur aus-

zieben, um dem Pascha zuvorzukommen; der Schech schickte zu seinem Bruder Saat, der in der Festung Tirchanah wohnte, er möge ihm mit seinen Männern zu Hilfe kommen.

Am Sabbat beim Sonnenaufgang lag Soleiman Pascha vor der Stadt, und den Bergthurm angreifend, schleuderte dessen Besatzung einen Stein, der 14 Mann umbrachte, und das Heer zog sich eine weite Strecke zurück. Am Abend ließ der Pascha Schanzen aufwerfen, um aus ihnen hervor Bomben nach der Stadt zu schleudern. Aber wunderbarerweise wurde weder ein Mensch, noch ein Thier beschädigt; die meisten fielen ins Meer. Jüdische Kinder haschten manche als Fangbälle auf, und rollten die Kugeln lustig vor sich hin. Es sind noch einige dieser Bomben im Hause des Rabbi aufbewahrt, um sie den Wallfahrern zu zeigen.

Als das Beschießen erfolglos blieb und endlich aufhörte, schickte der Schech, weil er den Pascha vielleicht zum Frieden geneigt glaubte, wie es der Brauch bei den Arabern ist, eine Frau mit Geschenken zu ihm. Er nahm die Geschenke, und schickte den weiblichen Gesandten unverrichteter Sache zurück mit den Worten, nicht eher Frieden zu schließen, bis man den Schech ausliefere. Die Leute von Tiberia waren ob dieser Nachricht sehr betrübt, aber der Schech tröstete sie mit der erwarteten Hülfe seines Bruders. Der Pascha ließ schweres Geschütz anrücken und schleuderte es gegen Tiberia ebenso erfolglos wie früher das leichte.

Die Juden beteten unaufhörlich, Morgens und Abends in der Synagoge und lebten sonst fröhlich in ihren Häusern, vertrauten auf Gott und zogen, trotz der erhaltenen Bewilligung, nicht aus der Stadt. Als nun das Volk murrte und sagte: „Das Heer von Tirchanah hätte sie getäuscht," beruhigte sie wieder der Schech mit den Worten: „Er wolle keinen Angriffskrieg führen, damit man nicht sage, wenn der Pascha umkäme, daß er die Wallfahrt nach Mekka gestört habe."

Der Pascha versuchte nun, die Verbindung Tiberia's mit Acka zu unterbrechen, um den Belagerten die Lebensmittel abzuschneiden, aber auch dieses gelang ihm nicht. Wieder versuchte der Schech auf den Rath seiner Freunde dem Pascha Friedensvorschläge zu

machen. Dieſer verlangte aber, daß der Schech den Bergthurm zerſtöre, und daß er das Heer des Paſcha's durch die Stadt gehen laſſe; der Schech wollte darein nicht willigen.

Die Juden feierten unterdeſſen das Neujahr- und Verſöhnungsfeſt und bauten Laubhütten und wunderbar genug, konnten ſie die Pflanzengattungen für das Feſt aus den Gärten, die außerhalb der Stadt lagen, holen.

Der Paſcha wendete jetzt eine andere Liſt an, um die Stadt zu erobern. Er ſtellte ſeine Streitkräfte ſo, als ob er die nördliche Seite der Stadt angreifen wollte, um die Streitkräfte von Tiberia dahin zu locken, und dann den Thurm zu nehmen. Aber der Thurm blieb nicht ohne Beſatzung, und als der Paſcha die Leitern anlegen ließ, am Sabbat Bereſchit, ſo wurden ſie alle zurückgeſchlagen, und nicht Einer entkam.

Da kam ein Geſandter aus Konſtantinopel, der den Paſcha im Namen des Sultans aufforderte, die Wallfahrt nach Mekka unverweilt anzutreten. Der Paſcha aber hoffte noch mit Minen etwas auszurichten. Er ließ den Chef der Minengräber kommen und fragte ihn: „Wie lange brauchſt Du noch, um die Arbeit zu vollenden?“

Achtzehn Tage, Herr! Aber Gott führt die Gräber den unrechten Weg, und ſie entfernten ſich immer mehr von der Mauer, daran iſt ein Zauber der Juden ſchuld. Befehle Herr! daß auch Juden zur Arbeit verwendet werden.

Man holte Juden aus Safed; da der Chef der Minengräber auch mit ihnen nichts bewerkſtelligen konnte, ließ ihn der Paſcha enthaupten. Als der Kopf auf einen Pfahl geſpießt über die Mauern der Stadt hereinragte, erſchien er den geſegneten Frauen der Juden als eine Mohnblume.

Der Geſandte aus Konſtantinopel drängte endlich den Paſcha abzuziehen. Der fünfzehnte Tag der Minenarbeit war der einundachtzigſte Tag der Belagerung, welche Zahl hebräiſch „Af“ d. i. Zorn giebt, was andeutete, daß Gott den Zorn abgewendet hat an dieſem Tage. Der Paſcha zog mit ſeinem Heere ab; doch

schwur er, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka vollendet haben würde, wieder zu kommen.

Jetzt vernahmen die Juden in Tiberia, daß in Safed eine Pest gewütet habe, welche die meisten Einwohner der Stadt wegraffte. Sie erkannten nun dankbar den Willen Gottes, daß sie nicht nach Safed flüchten sollten. Den Tag aber, an welchem der Pascha die Belagerung aufhob, den 4. Kislaf, erklärten sie als einen Festtag und sagten Hallel. Dieses Fest wird noch heut zu Tage in Tiberia gefeiert.

Der Pascha, von Mekka zurückgekehrt, wurde von seinen Leuten wegen der verunglückten Belagerung verlacht. Dies und sein gethaner Schwur veranlaßte ihn, den Krieg wider Tiberia von Neuem zu beginnen. Am 12. Tamus kam wieder ein Schreiben vom jüdischen Seraf des Pascha's an den Rabbi in Tiberia, der ihm die Rüstungen meldete. Die Meisten wollten fliehen, aber der Rabbi rieth ihnen wieder, zu bleiben und versorgte sich auch nicht einmal mit Lebensmitteln; denn er behauptete, der Pascha werde nicht einmal zur Stadt gelangen. Diesmal waren die Rüstungen stärker, und die Verbindungen mit Tiberia vom Feinde sogleich abgeschnitten.

Der Pascha schiffte sich ein, kam nach Akka, von da nach Lubei, zwei Stunden von Tiberia. Am Freitag des 3. Ellul kam die Nachricht, daß der Pascha nahe an Lubei rücke. Alles Volk in Tiberia war sehr bestürzt.

Am selben Abende las der Sohn des Rabbi die Haforah: „Ich bin es, der euch tröstet", und der Rabbi predigte am Sabbat über den Text: „Fürchte nicht einen Menschen, der sterblich ist."

Am andern Tage meldete man, daß der Pascha krank sei, und besinnungslos liege. Am Dienstag verschied er, und am Mittwoch kehrte der Vezir nach Acka um, und führte den Leichnam nach Damaskus. Am 7. Ellul, dem Sterbetage des Pascha's, sprach der Rabbi ein Dankgebet und setzte mit der Gemeinde auch diesen Tag als ein Freudenfest für spätere Nachkommen ein.

Ein Schüler des Rabbi Chajim Abulafia, deſſen Geſchlecht in dem ehrwürdigen Chacham Baſchi von Jeruſalem, in deſſen Kindern und Enkeln noch fortblüht, hat ſeinen Lehrer und die Stadt Tiberia beſungen. Ein Sendbote aus Tiberia brachte dieſes und andere Lieder vor dreißig Jahren nach Wien, wo er ſie in einem heiteren Abendkreiſe des Chachams der ſepharediſchen Gemeinde ſang. Der ehrwürdige Herr Ruben Baruch, dem Worte und Melodie gar ſehr gefielen, prägte ſie ſeinem Gedächtniſſe ein. Seiner freundlichen Güte verdanken wir es, daß wir das bisher ungedruckte Lied hier mittheilen können, als eine Probe, wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die hebräiſche Sprache in Paläſtina poetiſch geſtaltet wurde. Es iſt ſomit wenigſtens nicht ohne literar-hiſtoriſchen Werth; ſo wie die Muſik nicht ohne Intereſſe, deren richtige Notenſprache der Cantor Herr Julius Sulzer niederzuſchreiben die Güte hatte. Die Anfangsbuchſtaben der Strophen geben den Namen des Dichters: „Ich David bar Aharon ben Chaßid, Chaſak."

אוֹחיל יום יום משתאה
עיני חמיד צופיה
אעברה נא ואראה
ארמת קו"דש טבריה
ארמת קו"דש טבריה אעברה נא ואראה:

נְעימה ישיבתה
גם טוכה ראייתה
ים כנרת חומתה
שם העיר הבנויה
אעברה נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

יְשורים בלבותם
נחו על משכבותם
בחוכה קבורתם
כולם בני עליה
אעברה נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דְּרָךְ הַר אַחְבּוֹנָן
שָׁם קְבוּר רַבִּי יוֹחָנָן
כֵּן זַכַּאי שֵׁם יַחְלוֹנָן
יְחִיד בְּדוֹרוֹ הָיָה
אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה:

וְחַמְשָׁה תַּלְמִידִים
מְזֻהָב נַחְמָדִים
צַדִּיקִים וַחֲסִידִים
מוֹנֶה שִׁבְחָם הָיָה
אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה:

דִּימָה הָאֶחָד לְבוֹר סִיד
טִיפָּה אַחַת לֹא יִפְסִיד
וְלַחֲבֵרוֹ הַחָסִיד
וְאֶחָד דָּחִיל הוֹבִיא
אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה:

כַּר חָכָם וְעָז נִבָּר
כְּמַעְיַן הַמִּתְגַּבֵּר
אַשְׁרֵי יוֹלַדְתּוֹ עַל מִשְׁבָּר
אַת בְּנוֹ שֶׁל הַנְּגִיעָה
אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה:

אַשְׁרֵי הַשָּׁם רְעִיוֹנָיו
יְשִׁים שָׁם לְנֶגֶד עֵינָיו
רַבִּי חִיָּיא וּבָנָיו
יְהוּדָה וְחִזְקִיָּה
אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה:

דַּר נִבֵּהּ רָם וְעָל
הוֹקִם עָלָיו מִסְעָל
רַבִּי מֵאִיר הוּא בַּעַל
אַתְיָא וְתִסְהַיָּיא
אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טְבֶרְיָה אַעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה:

ראש הור יש סעכה
קבר רבי עקיבה
עמו עשרים וארבע
האלף תלמידייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

קבר בתוך המתמון
הרב משה בר מימון
ומפרש דת המון
ורב כל חכמייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ברם וטר לשוכה
הרב מורי הוא רבא
עץ חיים שר העבא
מטשפחת אבועלפייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

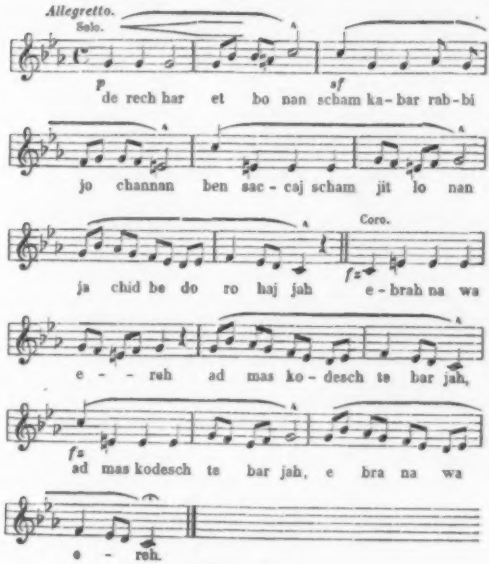
גור האל בראשו
אליו העם ירדושו
תורה מפיו יבקשו
מעפרא ועד פנייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

חסין יה סי כמוהו
איש אלדים קדוש הוא
בהבל רוח פיהו
רשפי אש שלהבת יה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

חרש העיר שכולה
בחומה וקהלה
ביח מדרש הוא כלכלה
כל יסיו אשר הוה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

אֹרְחוֹ לְעוֹלָם יִהְיֶה
כִּסְאוֹ לְנֶגְדִּי יִהְיֶה
בִּרְכַּת הַדְּיוֹט אֶל תִּהְיֶה
קְלָלָה וְגַם בְּזָוִיָּה
אַעֲבֶרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קָדֶשׁ טַבְרִיָּה, אַדְמַת קָדֶשׁ טַבְרִיָּה אַעֲבֶרָה
נָא וְאֶרְאֶה:

קוֹל וְזִמְרָה שִׁיר רִנָּנִי
אִמְרֵי פִי וְהִגְיוֹנִי
יִהְיוּ לְפָנַי אֲרֻנִי
כְּמוֹ סֶלָה נְקִיָּה
אַעֲבֶרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קָדֶשׁ טַבְרִיָּה, אַדְמַת קָדֶשׁ טַבְרִיָּה אַעֲבֶרָה
נָא וְאֶרְאֶה:



Nach Nazaret.

Die Mütter. — Ein Kollege. — Einsamkeit. — Kana. — Drei Religionen.

Ich bestimmte unsern Aufbruch auf drei Uhr Morgens, um vor der Mittagsglut in Nazaret einzutreffen.

Ich badete noch einmal im See, es war mitternächtige Ruhe über den leise rauschenden Wellen und über den Bergen. Es wehte uns kühl und erfrischend an. Nur Herr Weismann störte mich mit seinen ununterbrochenen Reden. Er wollte durchaus, daß ich noch einen Tag bleibe, um mich an den Eintritt des Jordans in den See und an seinen Austritt zu rudern und mich in eine Schlucht zu führen, wo die „Anoschim" und die „Imahet" begraben liegen.

„Die Mütter; 's klingt so wunderlich!"

In dieser Schlucht, berichtete er, ruhen Abigail, die Königin Esther, die dem Patriarchen zugeführten Sklavinnen Bilha und Silpa und Zipora, die Gattin des Propheten. Dann wollte er mich nach dem nahen Ebetien zu den Gräbern Jetro's und der Prophetenmutter Jochebed bringen und an eine Höhle, wo der Kaiser Antonius und der Rabbi Hakadosch heimliche Zusammenkünfte hatten und philosophische Gespräche führten.

Es ist ein Legenden zeugender Boden, dieses Galiläa, sie spielen fort und fort, wie geheimnißvolle Zwiesprache zwischen Wind und Wellen, um die Fantasie Desjenigen, der ihnen gerne lauschen mag.

Die Pferde waren gesattelt, ein Frühstück aus Kaffee und polnisch gebranntem Branntwein und Mundvorrath für einige Tage bereit. Als ich Herrn Weismann um die Rechnung ersuchte, sagte er: „Werde ich von einem Kollegen etwas annehmen?“ Er sagte dies so herzlich, als bestimmt und ich freute mich, als er einige antike, auf Tiberia geprägte Silbermünzen, die er mir Tags zuvor gezeigt hatte, mir auf meine Bitte überließ und das Doppelte des Werthes annahm.

Wir ritten einen Berg hinan, dessen Spitze wir nach einer halben Stunde erreichten. Vor uns that sich eine weite Bergebene auf; der See, nach dem wir noch einmal zurück blickten, war bald verschwunden und es begann allmälig Tag zu werden. Ein Mann, der zwei beladene Esel trieb, schloß sich uns an. Es streckten sich links und rechts abgemähte Getreidefelder aus, und ganze Flächen waren mit dem weißen Flaum von Disteln bedeckt, es sah aus der Ferne aus, als ob Schnee läge. Der Tabor erhob in blauer Ferne sein Haupt. Ueber uns sangen Lerchen fröhlich und da ihr Lied und der Ton derselbe ist, wie in der Heimat, sangen sie mir Erinnerungen von dort in die Seele und wiegten mich eine Weile in angenehme Täuschung, bis Hadschi Achmed aus dem Lande Mizraim einen schreienden arabischen Gesang anhob, von dem er nicht abließ, bis wir Nazaret erreicht hatten, einen halben Tag lang.

Nach zwei Stunden kam uns ein Zug von acht Eseln, von zwei Männern getrieben, aus dem Dorfe Lubieh entgegen, das zu unserer Linken auf einer mit Feigen- und Olivenbäumen bewachsenen Anhöhe lag. Dieser Anhöhe gegenüber, ebenso grün bepflanzt, liegt eine zweite, aber ohne Häuser; zwischen durch führt unser Weg und ist von Kaktus eingesäumt. Eine Heerde Ochsen und Kühe weidete vor dem Dorfe, in welchem wir keinen Menschen erblickten, es schien wie ausgestorben.

Unser Ritt wurde immer einsamer und trauriger. Kahle Berge umschlossen bald schmale Thäler, bald größere Flächen, auf denen weiße Steine von bedeutendem Umfange flach hingesäet lagen. Der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, eine Erschei-

nung, die ich ſeit Monaten nicht geſehen hatte und mir nach den glanzvollen Tagen die Landſchaft noch trauriger erſcheinen ließ. Es wehte ein ſanfter Windhauch und wir hatten an dieſem Tage wenig von der Hitze zu leiden.

Mitten in dieſer Steinwelt halten wir; ein flacher Block iſt unſer Tiſch, um den wir uns lagern, um ein kleines Mahl einzunehmen. Drei Weiber, die zwei beladene Kameele führen, ziehen an uns vorüber.

Wir brechen wieder auf und gehen weiter durch die traurigen Einſamkeiten, durch Felſen und Felſen, die heiß und ſtrauchlos emporragen, durch Thäler, deren Saaten zu Tage liegen und jene weißen Steine ſind, von denen wir geſprochen haben. Waren dieſe Thäler, dieſe Berge zu irgend welchen Zeiten grün und fruchtbar? Liegen ſie ſeit Urzeiten ſo? Wir haben abſichtlich die uns Begegnenden verzeichnet, um an ihrer ſo ſehr geringen Zahl merken zu laſſen, wie entvölkert dieſe Gegenden ſind.

Ein unheimliches Gefühl legt ſich an die Seele, es ergreift ſie wie Weltverlaſſenheit und ſie möchte, wie ein Vogel aus der Glasglocke hinaus, in der man ihm die Luft ausgepumpt hat.

Ich empfand zum erſten Male im Leben hier, welch ein erhabenes Grauen die Einſamkeit hat.

Nach mehreren Stunden langten wir an einem elenden Dorfe, Kefr Kenna, an, das den Pilgern als jenes Kana genannt wird, wo Jeſus bei einer Hochzeit den Gäſten das Waſſer in Wein verwandelte, welche heiter ſchöne Gaſtlichkeit als ſein erſtes Wunder bezeichnet wurde. Neuere ſcharfſinnige Forſchung hat den Beweis geführt, daß Kefr Kenna, wie ſchon der Name zeigt, nicht Kana ſei, wo die Hochzeit ſtatt fand, ſondern Kana el Jelil, welches im Norden der Ebene el Butt, auf drei Stunden von Kefr Kenna entfernt, liegt. Wirklich wird auch Kana el Jelil in älteren Werken immer als das neuteſtamentariſche Kana bezeichnet. Erſt im ſechzehnten Jahrhunderte wurde trotz des abweichenden Namens Kefr Kenna von den Mönchen ſubſtituirt, weil dieſes eben den Pilgern bequem am Wege lag. Hier zeigen ſie

das Haus, eigentlich einen wüſten Steinhaufen und auch die irdenen Krüge, in denen ſich das Wunder begeben haben ſoll.

Hinter dem Dorfe, durch das wir hinab reiten, iſt eine große Waſſertränke, in deren Nähe einige Gärten von hohen Kaktuswänden eingefaßt ſind. Frauen und Mädchen in weiten blauen Wollgewändern, mit einem roten Schleier, der vom Haupte rückwärts bis an die Knöchel fällt, die Stirn mit einer Binde, an die Silbermünzen gereiht ſind, umwunden, tragen irdene Waſſerkrüge auf dem Haupte, die ſie mit der Hand feſt halten. An den ſchön geformten Armen funkeln breite Ringe. Sie verſchleiern ſich nicht bei unſerem Nahen, aber unſeren Gruß erwiedern ſie durch Lachen unter einander.

Matthia bemerkte: „Im Morgenlande ſind die Weiber keine ſolche Höflichkeit gewöhnt.“

Wir tranken von der friſchen Quelle und zogen wieder weiter, ſteinigte Berge empor, in deren Einſchnitt wir zur Rechten das kleine Dorf Renie an einem Berge hängen ſahen. Der Weg, der fort und fort über Steingerölle, über kahlen Grund und natürliche Felſentreppen führt, mahnte mich an die gefährlichen Ritte im Libanon.

Wir ſaßen ſchon nahe an ſechs Stunden im Sattel, wir mußten Nazaret nahe ſein und immer, wenn wir eine Höhe emporritten, meinte ich es ſehen zu müſſen und immer lag eine neue vor uns.

Hadſchi Achmed aus Mizraim, der ſeit Tiberia immer ſein ſchreiendes Singen hinter uns vernehmen ließ, ſprengte jetzt plötzlich an uns vorüber und die Anhöhe hinan; ſo daß wir eine gute Strecke hinter ihm zurück blieben. Er hatte dergleichen auf unſerer ganzen Reiſe noch nicht gethan und war immer theils zum Schutze, theils aus Ehrerbietigkeit hinter uns geblieben. Matthia, der fort und fort gegen den Mann wegen ſeiner Unreinlichkeit unwillig war, bemerkte: „Iſt der Teufel in das Schwein gefahren?“

Hadſchi Achmed aus Mizraim aber hatte einen ſchönen Gedanken, der ihn die Felſen hinan jagte. Er hielt auf der

Spitze, zog seinen krummen Säbel, mit dem er vor sich hinzeigte und im Sattel zurückgewendet, rief er uns zu: „En Nasirah!“

Als wir den Kamm des Berges erreicht hatten, lag ein Thalkessel vor uns aufgethan. Eine Anhöhe herab lag Nazaret, ein syrisches Dorf, das steinern zwischen grünen Bäumen liegt, aus denen die Kuppel einer Moschee, eine einzige Palme und das kastellartige Kloster emporragt.

Achmed der Mohammedaner, der Jesum ebenfalls als Propheten anerkennt, stieg vom Pferde und blieb, es am Zügel haltend, stehen.

Matthia der arabische Katholik, kniete nieder und verrichtete sein Gebet.

Ich blieb betrachtend im Sattel und dachte an die Worte Nathanaels im neuen Testamente: „Was kann von Nazaret Gutes kommen?“ Von ihm aber sagte Jesus: „Siehe, ein rechter Israelite, an welchem kein Falsch ist.“

Achmed bestieg wieder das Pferd, Matthia führte das seine am Zügel hinter sich. Nach einer Viertelstunde waren wir an dem Brunnen der Jungfrau angelangt. Eine Negerin in weitem roten Beinkleid, darüber einen kurzen blauen Rock, einen weißen Turban um das Haupt, schöpfte Wasser.

Im Kloſter.

Monument für Dr. Bayer. — Gaſtfreundſchaft. — Die heiligen Orte. — Gemälde. — Einſtürzende Mauer.

Dem Kloſter gegenüber, nur zwanzig Schritte fern, befindet ſich das neue Pilgerhaus, ein ſtattliches Gebäude mit einem ſchönen Saale und vielen lichten, ſehr reinlich eingerichteten Zellen.

Hier empfing mich in freundlichſter Weiſe Fra Angelino Coſta aus Genua, indem er mir in einem Pokale ein kühlendes Getränk, Eſſigwaſſer mit Obſtſaft reichte, und dann die Zelle anwies, in der ich wohnen ſollte. Er meldete mir zugleich, daß mich der Guardian, dem ich ein Schreiben des Padre Präſidente in Jeruſalem zu überbringen hatte, nach Mittag in ſeiner Wohnung erwarte. Fra Angelino war ſehr erfreut, zu hören, daß ich ſeine „ſtolze“ Vaterſtadt kenne, den Geburtsort zweier unſterblicher Entdecker, eines im Gebiete der Meere und eines im Reiche der Töne. So oft wir uns begegneten, fing der greiſe Mann immer wieder von der „La ſuperba Genova“ zu ſprechen an, die er nicht wieder zu ſehen meinte.

Vom Ritt und der Glut des Tages ermattet, begab ich mich einige Stunden zur Ruhe; ich fand ſeit dem Kloſter auf dem Karmel keine ſo treffliche Lagerſtätte, keine ſo anmutend blanke Reinlichkeit; wiewol in der Nacht auch hier die Inſektengeiſter nicht fern blieben, doch ließen ſie ſich durch Florvorhänge und eingeſtreutes magiſches Pulver aus Perſien wenigſtens etwas fern halten.

Ich ging nach der gepflogenen Raſt ins Kloſter. Ein groſſes eiſernes Thor wurde auf wiederholtes Pochen aufgethan. Innerhalb deſſelben zur Linken und zur Rechten liegt der Friedhof für die Mönche und für die Gemeinde. Eine Bogenhalle durch war ich in einem großen viereckigen mit breiten Flieſen gepflaſterten Raum angelangt, in welchem ſich ein Brunnen befindet. Eine Vorhalle in einer Ecke dieſes Hofes nahm mich auf und brachte mich eine ſteinerne Treppe empor in breite ſchattige Gänge, aus denen Thüren zu den einzelnen Zellen der Mönche führen. Das Innere des Kloſters unterſcheidet ſich kaum von dem, wie man es im Abendlande häufig ſieht.

Der Guardian Angelo Veneziani di Caprarota, eine ſtattliche Geſtalt mit auffallend langem ſchwarzen Barte, empfing mich auf das freundlichſte. Ich überreichte ihm den Brief, den er mit aufmerkſamer Theilnahme las. Ich muß bemerken, daß in demſelben ausdrücklich mein Glaubensbekenntniß bezeichnet war, um die mir fort und fort erwieſene Gaſtlichkeit und wahrhaft liebenswürdige Toleranz noch mehr hervorzuheben.

Meine Aufgabe in Nazaret war eigenthümlicher Art.

Als der Herzog Max in Bayern Paläſtina bereiſte, ſtarb ſein Leibarzt Dr. Bayer in Nazaret an der Peſt. Der liebenswürdige Fürſt wollte ſeinem ärztlichen Freunde ein Grabmonument ſetzen laſſen. König Ludwig ſoll geäußert haben, daß in Nazaret keinem Menſchen ein Monument zieme, auch würde ein ſolches im Morgenlande, mehr als überall der baldigen Zerſtörung ausgeſetzt ſein. All dies theilte mir der Leibarzt des Königs von Griechenland, Herr Hofrat Röſer mit, und erſuchte mich wegen eines anderen, lebendig wirkenden Denkmales Erkundigungen im Kloſter zu Nazaret einzuziehen. Er hatte den praktiſchen Gedanken, daß das Kapital für ein, wie es großherzig gedacht war, ſchönes Monument beſſer angewendet wäre, wenn es angelegt und die Zinſen zum Gehalte eines europäiſchen tüchtig gebildeten Arztes beſtimmt würden, der ſich entſchlöſſe, in Nazaret ſeinen Aufenthalt zu nehmen, um für dieſes und für die in einem weiten

Kreiſe ohne Arzt lebenden Bevölkerungen ein heil- und ſegenvolles Wirken zu entfalten.

Der Guardian wie ſchon der ehrwürdige Padre Präſidente in Jeruſalem, nahm den Gedanken in dieſem Sinne lebhaft auf und die Wohlthat erkennend, verſprach er, unter Zuſtimmung des Padre Präſidente in Jeruſalem, an der er nach dem mir mitgegebenen Schreiben nicht zweifeln könne, die dankbarſte Unterſtützung. Der Arzt könnte in der Caſa nuova wohnen und ſpeiſen, bis er ſein Haus eingerichtet haben würde und mit einem Gehalte von 6, höchſtens 800 Silbergulden jährlich mit einem Diener gut auskommen.

Ich berichtete ſeiner Zeit an Herrn Hofrat Röſer nach Athen.

Der Guardian führte mich zum Friedhofe, an dem ich zwiſchen dem Thore des Vorhofes und dem Kloſter vorüber gekommen war, um mir das Grab des „Märtirers“ Dr. Bayer zu zeigen, denn er hatte ſich im Dienſte der Wiſſenſchaft unter den Peſtkranken zu ſehr preisgegeben.

Wir traten in einen viereckigen von Mauern umgebenen Raum, in deſſen Mitte eine kurze ſteinerne Säule, der ein eiſernes Kreuz eingepflanzt iſt, aufragt. Kein Grab iſt durch einen Stein, durch ein Kreuz aus Eiſen oder Holz, durch einen Baum, oder eine Blume bezeichnet. Wer es nicht wüßte, daß er ſich auf einem Friedhofe befindet, er würde auch durch keinen Grabhügel daran gemahnt, denn die Gräber ſind flach verſchüttet. Dürres Kräuterwerk lag verworren über allen Gräbern; nur das des Dr. Bayer, wenn man eintritt, links an der Mauer, iſt etwas erhöht und mit einer Diſtel bepflanzt.

Es iſt ein Boden hier, auf dem die Dornenkronen ſprießen.

Gegenüber dieſem Raume führt eine Pforte zu einem völlig gleichen Raume, in deſſen Mitte ſich eine Palme — die einzige in Nazaret — erhebt und den Todten Frieden zuweht. Eine Laube aus Weinranken auf viereckig gemauerten niederen Säulen ruhend, iſt der Eingang zur Gruft und die Oberfläche des ebenen Platzes iſt mit Tabak bepflanzt. Der Guardian ſagte:

„Pulvis et umbra sumus!“ Ich erwiederte ihm, in Anspielung auf den Tabak: „Fumus reverendissime Domine!“

Schönere Symbole sah ich noch auf keinem Gottesacker, als auf dem zu Nazaret: Rauch, Rauch und Ruhe!

Fra Angelino holte mich zum Mittagstische in die Casa nuova ab, wo in dem Saale für mich allein gedeckt war. Als ich ihm bemerkte, daß ich meinen Proviant mitführe, erwiederte er: „Wenn es dir ein Gesetz ist, von unsern Speisen nicht zu essen; so ist es uns eines, dir sie vorzusetzen und die fromme Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen.“ Und so wurde, während der drei Tage, die ich im Kloster verlebte, jedesmal ein reichliches Mahl für mich auf und wieder abgetragen.

Nachdem ich schwarzen Kaffee genommen, machte mir der Guardian in Begleitung des Padre Wenzeslaus Kichel aus Stams in Tirol und des Fra Joachimo aus Valencia in Spanien seinen Gegenbesuch und lud mich ein, die heiligen Orte zu besuchen. Ich habe sie alle betreten und erhielt von den mich begleitenden Herren die ausführlichsten Nachrichten über ihre Heiligthümer. Diese Orte sind tausendmal beschrieben, ich werde ihre Beschreibung nicht wiederholen und nur einiger Kunstwerke erwähnen, weil ich in vielen Büchern über Nazaret kaum etwas über dieselben fand. Vor allem fiel mir ein schön gemaltes Bild, die Empfängniß Maria's darstellend, von Antonia Darallo auf und ein schwarzer Christus von edelster kaukasischer Gesichtsbildung. „Leider nur eine Copie“ bemerkte der Guardian „das Original soll der von Reisenden viel gepriesene Consul Catafago sich vor Jahren angeeignet haben.“ Einen äußerst schönen Eindruck wecken die Tapeten, welche die Wände der Kirche bekleiden. Keine Raphaelischen Kunstwerke, wie ich sie im Vatikane sah, erfreuen sie hier fast mehr das Auge als jene in Rom, wo es von tausenden umgebenden Kunstwerken entzückt wird. Was in der Wüste die Oase,

waren dieſe Werke einer edlen künſtleriſchen Arbeit für mich in Nazaret, der ich ſo lange nichts ſah, was mich an die malende Kunſt erinnert hatte. Auf den Tapeten ſind nach ſtrengen Zeichnungen und künſtleriſch angeordneten Gruppen die Verheiratung Joſefs und Maria's, die Verkündigung, die Geburt des Kindes, und die Anbetung der drei Könige in lebhaften Farben geſtickt und genug ausdrucksvoll ausgeführt.

Es war Abend geworden, und wir ſtatteten bei einem reichen Chriſten Herrn Aleis Chalil einen Beſuch ab, um ſein eben vollendetes neues Haus zu ſehen, das im arabiſchen Style aufgeführt, wohnlich und prächtig genug ſich darſtellte. Es wurde jedem von uns vom Hausherrn ein ſchöner Blumenſtrauß gereicht, während die Diener des Hauſes den unvermeidlichen Tſchibuk und Kaffee brachten.

Das Geſpräch drehte ſich um die Mauer der Kapelle, in welcher der niedere große Stein verehrt wird, auf dem Jeſus mit ſeinen Freunden gegeſſen haben ſoll. Die Mauer drohte einzuſtürzen und Herr Chalil ſtellte dieſen Sturz in ſehr nahe Ausſicht. Die Herren beklagten das gar ſehr, trauten ſich aber nicht den Antrag des Herrn Chalil anzunehmen, die Mauer auf ſeine Koſten herſtellen zu laſſen, bis ſie nicht die Erlaubniß hiezu erhalten hätten. „Die Mauer fragt aber nicht um Erlaubniß“ bemerkte Herr Chalil „und ſtürzt ein.“ Die Mönche erwiederten: „Leider!“ Wir empfahlen uns, nachdem es ganz dunkel zu werden anfing. Ich erhielt noch an demſelben Abende eine ungewöhnlich große Melone von Herrn Chalil zugeſendet.

Der Tabor.

Vegetazion. — Ebr. — Legende der Verklärung. — Hiſtoriſches. — Mönche als Berichterſtatter.

Ich wurde am 14. Juli des Morgens um drei Uhr vom Pater Wenzeslaus, deſſen Begleitung ich mir vom Guardian erbeten hatte, geweckt. Die dem Kloſter angehörigen Maulthiere, ſtanden für uns geſattelt, ein Diener und Matthia folgten uns zu Pferde.

Um ½4 Uhr ritten wir von der Pforte der Caſa nuova ab, den Abhang hinunter und waren nach einer Viertelſtunde die ihm entgegengeſetzten Hügel hinauf gelangt. Ueber eine Bergebene fort, die zur Rechten in das Thal Esdraelom ſich abflacht, kamen wir in ein Wady, das von vielen Krüppeleichen, eigentlich nur von Buſchwerk mit Eichenblättern bewachſen war. Den Tabor hatten wir ununterbrochen als eine koloſſale Kugel vor uns, deren unteres Ende von kleinen Vorhügeln umgeben, unſichtbar war. Wir ritten über dieſe und befanden uns nach zwei Stunden am Fuße des Berges. Zur Rechten hinaus, nicht fern liegt das Dorf Deburieh, welches für das altteſtamentariſche Dabrat im Stammesantheile Iſaſchars gehalten wird. Auf einem nach ſyriſcher Anſchauung guten Reitwege gelangten wir durch einen Eichenwald, der aus Quercus aegilops und Ilex beſteht, mit dem der ganze Berg bewachſen iſt, in einer halben Stunde auf den Gipfel. Ich ſchnitt ſpäter einige Aeſte ab, die mir zu Stäben beſonders geeignet ſchienen. Da und dort grünte ein Buxumbaum zwiſchen den Eichen.

Die Vegetation ſproßt aus Kalkſtein empor, aus dem der ganze Berg, den die Araber Jebel et-Tur nennen, beſteht.

Der Gipfel des Berges iſt abgeflacht und hat in der Mitte eine baumloſe Einſenkung. Den Umkreis des Gipfels, der zerſtörte von Gras und Bäumen überwachſene Fundamente von Mauern zeigt, umritten wir in einer halben Stunde ohne einen der Eher anſichtig zu werden, die ſich auf dem Berge aufhalten. Wir hielten an einem Hauſe, das mehr der Behauſung eines Eremiten gleich ſah, wo ein griechiſcher Pope unſere Thiere zu füttern übernahm und uns friſches Waſſer aus einer Ziſterne brachte. Es befinden ſich deren mehrere auf der Höhe, erzählte er uns, doch ſei nur Eine gut erhalten.

Nachdem wir ausgeruht hatten, fingen wir auf der Anhöhe zu wandern an. Wir ſchritten durch ein Chaos von Ruinen zwiſchen zerſtörten Feſtungswerken, eingeſtürzten Hallen, zerbrochenen Bogen, in den Felſen hinab gemauerten Kellern, einzeln hingeſchleuderten Quaderſtücken und unverſtändlichen Steinblöcken. Ein einziger Thorbogen, von den Arabern Bab el-Hawa, Thor des Windes genannt, ragt noch aufrecht. Alle Jahrhunderte hindurch haben die Juden, die Römer, die Kreuzfahrer und die Sarazenen hier gebaut und befeſtigt, und die Zeit hat die Werke Aller zerſtört.

Mitten unter dieſen Ruinen gelangt man in einen Keller, in welchem ein Altar aufgerichtet iſt, aus dieſem führt es in ein zweites Gewölbe, mit drei kleineren Altarniſchen. Jedes Jahr einmal kommen die Mönche des Kloſters in Nazaret herauf, um die auf den Berg Tabor verſetzte Verklärung zu feiern. Die griechiſchen Chriſten begehen an einer andern Stelle unter den Ruinen einer Kirche das Feſt der Mutter Jeſus. Nirgend wird von den Evangeliſten des Berges Tabor gedacht und erſt im vierten Jahrhunderte taucht von dieſem Berge die Legende auf, die vielmehr auf einen Berg am galiläiſchen Meere zu verſetzen iſt. Auf dem Tabor befand ſich zur Zeit als das Wunder auf ihm hätte geſchehen können, eine befeſtigte Stadt.

Die Ausſicht vom Tabor iſt eine die Phantaſie prächtig anregende. Wir überblickten die ungeheure Ebene Esdraelon vom

Kiſon, dem Bach der Vorwelt durchfloſſen, bis zum Gebirge Karmel, an deſſen Fuß die See brandet. Wir ſahen die Gebirge um Safed ſchneeüberglänzt vom Jebel esh-Scheikh, und den von den Mönchen genannten Berg der Seligkeiten mit zwei Spitzen, den die Araber die Hörner von Hattin nennen. An ſeiner Abſenkung tief funkelt das galiläiſche Meer im Sonnenglanze. Jenſeit des Jordans ragen die Berge Baſan und Gilead empor. Näher ſehen wir den Berg Gilboa und das Dorfchen Endor. Der mächtige König Saul und die Hexe tauchen vor unſerer Phantaſie auf. Deutlich und beſtimmt zeigt ſich die Waſſerſcheide, der nach dem Jordan und nach dem mittelländiſchen Meere ſich abſtürzenden Gewäſſer.

Welche Erinnerungen verklären dieſe Berge, dieſe Ebene!

Vom Tabor ſtieg Debora und Barak mit 10.000 Kriegern und ſchlugen den Siſſera, der 900 eiſerne Wagen hatte, und deſſen erſchlagenes Heer der Kiſon fortwälzte. In dieſer Ebene ſchlug Ahab mit dem Volke der Iſraeliten das ſyriſche Heer; hier fiel Joſias im Kampfe gegen den König von Egypten.

Die Kämpfe der Römer und die gänzliche Niederlage der Kreuzfahrer bei Hattin berührend, denken wir nur der Vertheidigung Kleber's mit 1500 Mann gegen 25.000 türkiſche Soldaten. Er kämpfte vom Sonnenaufgang bis Mittag und glaubte unterliegen zu müſſen. Da rückte Napoleon mit nur 600 Mann heran, bei deren Anblick die Türken, eine Armee im Anzuge meinend, die Flucht ergriffen und zu Tauſenden erlagen. Es war dies beim Dorfe Fuleh.

Wir kehrten zu unſerer Lagerſtelle zurück, wo uns ein Frühſtück, das der gaſtfreundliche Guardian für uns beſorgen und heraufbringen ließ, erquickte.

Mein freundlicher Landmann und Begleiter erzählte mir Manches von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner Paläſtina's was man nicht in Büchern zu leſen pflegt, weil es nur dem aufmerkſam Beobachtenden ſich erſt nach Jahren zu offenbaren und klar zu werden pflegt. Namentlich ſind es die Prieſter, die durch die ihnen obliegende Seelſorge, alle Zuſtände und Verhältniſſe

des innersten Familien- und des öffentlichen Lebens kennen lernen und im Besitze der genauesten Kenntnisse sind. Niemand kennt Palästina und Syrien besser, als die Franziskaner, die seit Jahrhunderten, die von den fränkischen Königen zurückgelassenen tapfern Posten sind. Ich weiß nicht, ob es ihnen nicht gestattet ist, oder ob sich wirklich seit so langer Zeit kein begabter Geist unter ihnen befindet, der die Welt belehren und aufklären könnte. Die ersten und oft besten Nachrichten und Schilderungen des gelobten Landes verdanken wir, namentlich im Mittelalter, den Mönchen, die es jetzt den wandernden, nicht immer genau beobachtenden Missionären fast ausschließlich überlassen, Berichte zu schreiben. Die Mönche, die vom Abendlande kommen, bringen selten die Kenntniß der arabischen Sprache mit und müssen die ersten Jahre ihrer Anwesenheit zur Erlernung derselben fleißig verwenden. Geographische und historische Kenntnisse, botanisches und geographisches Wissen sind weniger das Eigenthum der Franziskaner, als fromme Glaubenstreue und demuthvolle Ausdauer mitten unter politischen Bedrängnissen und den Gefahren des Klima's und wohl auch zuweilen der Pest. So ehrwürdig das Thun und Dulden dieser Mönche ist, so ist doch zu beklagen, daß nicht in jedem Kloster wenigstens ein Mönch ist, der geeignet wäre die Naturgeschichte, die Volkskunde, die Alterthumswissenschaft, die Kenntniß des socialen Lebens zu beleuchten und zu fördern. Selbst der Arzt des Klosters in Nazaret, und es befindet sich im Umkreise von zehn Stunden kein anderer, ist ein Autodidakt.

Interessant war die Mittheilung meines ehrwürdigen Begleiters, daß nach seiner Ueberzeugung nicht selten Scheintodte beerdigt werden. Er selbst ließ einmal auf ein Kind, das schon im Grabe lag, nicht die Schollen schütten, weil es ihm schien, daß es noch lebe. Es erholte sich wirklich und lebte noch zwölf Stunden.

Matthia mahnte zum Aufbruche, um noch vor der größten Sonnenglut im Kloster zurückgekehrt zu sein. Es war neun Uhr, mein Thermometer zeigte in der Sonne bereits 30 Grad Réaumur. Wir führten die Thiere hinter uns am Zügel den Berg hinab und

beſtiegen ſie erſt am Fuße deſſelben. Mit uns gingen einige Männer, die heraufgekommen waren, um ihre Eſel mit Holz zu beladen. Nach einer Stunde erreichten wir eine Ziſterne, wo eben ein Beduine zu Pferde hielt, die lange Flinte quer über den Sattelknopf gelegt, einen baumhohen Spieß in der Rechten. Er ſtieg vom Pferde und ſenkte an einem Stricke einen kleinen ledernen Schlauch in die Ziſterne und reichte uns den rinnenden mit lau und lettig ſchmeckendem Waſſer.

Um zwölf Uhr hielten wir wieder vor der Pforte der Caſa nuova.

Betrachtung.

Sinai und Golgata. — Rabbinen und Bischöfe. — Die Frauen. — Kirchliche Malerei.

Ich ſtand mit der Sonne auf und ging auf eine der Anhöhen, um in einſamer Betrachtung die Scene, auf der ich mich befand, zu durchdenken. Hier in der ärmlichen Hütte eines Zimmermanns wurde ein Kind geboren, welches unſcheinbar und ſtill heranwuchs. Dieſelben Abhänge und Felſen, dieſelbe von Bäumen umgrünte Quelle, weit hinaus den grünen Tabor, den ſchneebedeckten Hermon und das funkelnde mittelländiſche Meer ſah es, wie jetzt ich nach zwei Jahrtauſenden. Dieſe erhabenen Bilder und Erſcheinungen, auf denen jetzt die Einſamkeit ſchlummert, drangen in ſeine Seele und weckten und erregten Gedanken und Gefühle in ihm, die ſpäter das Antlitz der Welt umprägen, den Geiſtern eine durch Jahrtauſende fortſchwingende Bewegung geben ſollten.

Der jüdiſche Rabbi Jeſchu dachte dieſe Erſchütterung nicht, ſein Wort war aber ſpäter der einfache Laut in einer kalten Welt, welcher die Lawinen von den Bergen rollen machte. Sie begruben und wollten auch nicht begraben die ewigen Satzungen des Moſaismus, die Religion, die vor der chriſtlichen, die Liebeslehre in ihren ſteinernen Tafeln vorerſt nur einem Volke gepredigt hatte. Er war ja nicht gekommen, „um das Geſetz Moſes' abzuſtellen, ſondern es zu befeſtigen" und es vielen noch heidniſchen Völkern theilhaftig zu machen.

Es lockt die Fantaſie den Menſchen ewig an, an die Quellen der großen Ströme zu gelangen und ſie in ihrer Kindheit zu

ſehen und erforſchend zu betrachten. Ich ruhte jetzt an der Quelle eines ſolchen Stromes, der über die ganze Erde ſeine gewaltigen Wogen ausgoß.

Auf dem Sinai und in Golgata und wo ſonſt auf den Höhen und in den Tiefen eine Weltreligion ihren Anfang genommen hat, wird den Pilger ein erhabenes Grauen, ein ehrfurchtvolles Gefühl ergreifen und ihn andächtig ſtimmen. Alle Stellen der Erde ſind heilig, wo ein Licht erglommen, das zur Leuchte für die Welt geworden iſt.

Darf der Menſch es wagen, zu glauben, daß der ewige Wille ſchon abgeſchloſſen und ein in ſich ewig ruhender iſt? Zu welcher Stätte wird die Menſchheit in kommenden Jahrtauſenden wallfahrten? Keine Fantaſie kann die Zukunft ſchauen, aber ſie kann künftige Zeiten überflügeln und ſich als Bürgerin jetzt noch ungeahnter Nachwelten erklären.

Knaben und Mädchen zogen an mir vorüber zur Kirche, denn es war das Zeichen zum Gebete gegeben worden. Ich betrachtete ſie mit Ehrfurcht und Achtung, wie jede Zukunft, wenn auch der Gedanke nicht auftauchte, daß eines von dieſen Kindern wieder ein Weltſchickſal zu entſcheiden berufen ſei. Es trägt der Boden, wo ein großer Menſch geboren worden iſt, nicht einen zweiten, wie ein großkronenhafter Baum aus dem Boden, in dem er wächſt, alle Kräfte zieht und nichts übrigläßt, um einen ebenbürtigen hervorſprießen zu machen.

Aber all meine Fantaſien waren von den Erſcheinungen und Geſtalten des Chriſtenthums während meines Aufenthaltes in Nazaret in Anſpruch genommen, und die Eindrücke, die ich in früheſter Jugend durch Umgang und in der Schule empfangen hatte, tauchten wieder lebendig in mir empor, und ich konnte die pſychologiſch berechnende Vorſicht der Rabbinen begreifen, die es von Uebel halten, wenn jüdiſche Kinder chriſtliche Schulen beſuchen, oder wenn die franzöſiſchen Biſchöfe das Leſen der griechiſchen Klaſſiker in der Schule für gefährlich erklären. Verbieten doch auch Regierungen gewiſſe Lieder und Melodieen, die, in der Jugend vernommen, die Völker empöreriſch machen können, wenn ſie erklingen.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkellosen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Asketik in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemagerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo ſich

der Typus der Menſchengeſtalt bis auf die Tracht treu erhalten hat, würde für ihre Abſicht beſſer paſſen, als eine Wallfahrt nach Rom, wo die chriſtliche Kunſt ſo ſehr den griechiſch ſchönen Einfluß ſpiegelt, ja in manchen Bildern völlig heidniſch iſt. Nie ſah ich ſchönere Modelle zu Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente als in dem Lande der Bibel.

Die Findung Moſes' im Nil, die wir von einem franzöſiſchen Meiſter vor einigen Jahren in Wien ſahen, iſt die lebendigſte Illuſtration zu Dem, was wir hier ausgeſprochen haben. Horace Vernet hat ſeine ſchönſten Triumfe ſeinen Reiſen im Oriente zu danken, wiewohl er, was ſeine Geſtalten der Bibel betrifft, denn doch zu franzöſiſch frivol iſt.

Ich fand die Frauen von Nazaret ſehr ähnlich denen von Egypten, was mir von anderen Frauen in Paläſtina, noch weniger in Syrien aufgefallen iſt. Wie auch Maria durch ihr Auftauchen in Egypten beiden Ländern gleichſam angehört und ſie verbindet. Antoninus Martyr im ſechsten Jahrhundert beſchreibt die Schönheit der Frauen in Nazaret, was noch in modernerer Zeit ebenfalls Reiſende thaten, ohne es, wie er, dem Einfluſſe Maria's zuzuſchreiben.

Nazaret war bis zu Kaiſer Konſtantins Zeiten nur von Juden bewohnt; jetzt befindet ſich unter den dreitauſend Einwohnern, davon tauſend Mohammedaner ſind, nicht einer; wiewohl die Juden wenigſtens türkiſcher Seits kein fanatiſches Hinderniß fänden, ſich daſelbſt anzuſiedeln. Uebrigens hat der Ort, der in der Bibel nicht genannt iſt, keine hiſtoriſche oder religiöſe Anziehungskraft für ſie.

Vom Brunnen der Jungfrau fort durchwanderte ich das kleine Städtchen in allen ſeinen Richtungen. Handwerk und Gewerbe waren ſchon überall thätig. Auf einem offenen Platze blieb ich ſtehen und ſah, allerlei Gedanken denkend, lange einem Zimmermann zu, der an ſeinem Baume zimmerte und aus einem Schlauche Waſſer trank, das ihm ſein Weib mit einem Kinde auf dem Arme zur Arbeitſtätte gebracht hatte.

Fra Joachimo.

Fieber und Pest. — Geschenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Klosterruinen. — Beim Wiedersehen.

Als ich in die Casa nueva zurückkehrte, sagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo schon zweimal besucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr sogleich zu melden.

Fra Joachimo ist in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er sieben Jahre blieb. Von seinem Oberen nach Jerusalem gesendet, lebte er daselbst fünfzehn Jahre und weilt nun ebenso lange in Nazaret. Er ist jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, schlank und jugendlich aufrecht; sein Profil ist edel und ausdrucksvoll geschnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar schwarz, der Bart grau.

Von besonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Klosterbibliotheken Spärliches über dasselbe enthielten, beobachtete aufmerksam, wenn seine Brüder erkrankten, und um dies besser zu können, pflegte er sie und ließ sich gern selbst zu untergeordneten Diensten in der Apotheke verwenden.

Die auf diese Weise erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten versuchen, und allmälig hatte er soviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreisen aufgeführt wird.

Auf Veranlassung des Hofrat Dr. Röser wurde er zum Mitgliede der k. griechischen Gesellschaft der Aerzte in Athen erwählt.

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu besuchen. „Ich beginne," sagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Wasser aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil sie natürliche Heilmethode ist. Ist sie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret so wenig Wasser, denn wenn diese Quelle im Hochsommer versiegt, müssen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Wasser zu holen."

Wo wir gingen, blieben die Menschen stehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun," sagte Fra Joachimo mir, „sind Christen; aber nicht blos Katholiken, sondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen sind die zahlreichsten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen sich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römischkatholische sind nur siebenundsechzig, griechischkatholische zweiundsechzig. Die geringste Bevölkerung bilden vierzig maronitische Familien. Es herrscht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwischen den Christen und Mohammedanern ist fast größer noch als die unter den Christen. Gott liebt alle Menschen gleich."

Zuweilen blieben auf unserm Gange eine Frau oder ein Mann stehen und streckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaste, ohne ein Wort über ihr Leiden zu sagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetischen Rath oder schickte den Kranken in sein Haus und versprach, ihn zu besuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuser, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthschaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall fast waren die Fenster ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkischen Häusern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgestell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polstern, die auf den gestampften Lehmboden oder auf platten Fliesen gelegt waren. Die mohammedanischen Frauen verhüllten sich, wenn wir eintraten, doch ließen sie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder spielten in der

Stube meiſt ganz nackt umher. Die Meiſten, die wir beſuchten, litten am kalten Fieber. „Dieſes Volk“, bemerkte Fra Joachimo, „kann ſich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil ſie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn ſie ſo viel von den Melonen eſſen, feinſt zerriebenen Tabak auf dieſelben zu ſtreuen.“

Am traurigſten ſprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Prieſter in dieſer heiligen Stadt am meiſten anwidert; wiewohl ſie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachläſſigung, ſelten ſecundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo ſtand wiederholt unter Peſtkranken; er hält die Peſt für nicht anſteckend durch Berührung und behandelt ſie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche ſtarben faſt alle, dann genaſen immer mehr, trotzdem die Symptome dieſelben ſind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich verſuchte auch die Peſt hydropatiſch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei ſtarben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen.“

Wir beſchloſſen unſere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte ſchon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klaſſiſchen Werken faſt nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhafteſten Intereſſe um die im Abendlande üblichen Heilarten verſchiedener Krankheiten und notirte fleißig in ſein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich“, äußerte er, „wenn der ſchöne, menſchenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein ſtudirter Arzt in Nazaret ſich anſiedelte.“ Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte.“ Wir kehrten hierauf ins Kloſter zurück, wo vor der Apotheke ſchon eine beträchtliche Anzahl von Menſchen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für ſich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

Fra Joachimo hatte kaum ſeine Geſchäfte abgethan, ſo ſandte er mir durch einen Diener einen kühlenden Obſtabguß und kam bald ſelbſt, um mir ſeinen Tſchibuk mit einer ſchönen, grüngläſernen Spitze zu verehren. „Er iſt gefüllt mit Tabak“, bemerkte er, „der über meiner künftigen Gruft wächſt. Ich werde mein ſchönes Vaterland nicht wiederſehen. Wie iſt es ſchön, mein Vaterland!“

Er erzählte mir Manches aus ſeinem Kloſterleben, in einer eigenthümlich aus ſpaniſchen und italieniſchen Redensarten und Endungen zuſammengeſetzten Sprache. Immer mehr lernte ich ſein edles, frommes Gemüt, ſein liebenswürdiges Wohlwollen kennen. Er mochte auch lange keinen ſo theilnehmenden Zuhörer gehabt haben. Er empfahl ſich, weil ihn wieder die Pflicht rief und erbat ſich zu meiner Freude, faſt wie eine Gnade, die Erlaubniß, wenn die Glut des Tages abgenommen haben würde, wiederzukommen. „Du wirſt ſobald von uns ſcheiden!“ waren ſeine letzten Worte.

Nachdem die Schaugerichte eines Mittagstiſches wieder abgetragen waren und Matthia mir aus dem Vorrate von Tiberia gereicht hatte, kam Fra Joachimo, um mit mir den Kaffee zu nehmen. Wieder brachte er mir ein Geſchenk, ein aus Feigenholz geſchnitztes Käſtchen, das er noch aus ſeinem elterlichen Hauſe beſaß. Ich befand mich ſeiner Güte gegenüber in wahrer Verlegenheit und wußte ſie durch nichts als durch ein kleines Mikroſkop zu erwiedern, deſſen ich mich auf der Reiſe bediente. Er nahm es erſt dann dankbar an, als ich ihm den Vortheil zeigte, den es ihm bei der Unterſuchung von Krankheitſtoffen gewähren könne.

Wir machten wieder einen Spaziergang durch Nazaret, beſahen die griechiſchkatholiſche Kirche, die über der Quelle der Jungfrau liegt, und ruhten im Hofraume aus wo, aus einem Weinſtocke, eine zwölf Fuß lange und breite Laube Schatten giebt und voll Trauben hing. Es geſellte ſich ein arabiſcher Arzt zu uns, der mit Fra Joachimo in würdig kollegialem Einvernehmen lebt, denn dieſer behandelt die Kranken unentgeltlich und ſtört das Einkommen des arabiſchen Charlatans nur wenig, denn zu

ihm haben die Araber noch ein größeres Vertrauen. Er erinnert sich als Kind Napoleon gesehen zu haben, der nach dem Siege in der Ebene Esdraelom nach Nazaret kam und daselbst, Ruhe haltend, speiste. Als ich zufällig meiner Reise durch Italien erwähnte, fragte er mich, ob ich auch in Loretto gewesen sei? Als ich dies bejahte, mußte ich ihm genau schildern, wie die Hütte der Eltern Christi aussehe, welche die Engel, um sie vor Entweihung der Mohammedaner zu schützen, von Nazaret nach Loretto in einer Nacht trugen. Ein mohammedanischer Knabe lief, um vom christlichen Küster den Schlüssel zur „Synagoge" zu holen, in welcher Jesus als Knabe gelehrt haben soll. Nachdem wir den ärmlichen und schmutzigen modernen Bau gesehen hatten, gingen wir in der halben Höhe des Bergabhanges, auf dem Nazaret liegt, zum Städtchen hinaus, zu den Ruinen des ehemaligen Frauenklosters St. Maria del Tremore. Es soll an derselben Stelle erbaut sein, wo Maria erfuhr, daß sie ihren Sohn vom Berge herabstürzen wollten. Wir sahen eine ausgemauerte Höhle, durch die das mit Mauern hochgeschützte Kloster allein zugänglich war. Nicht weit von diesen Ruinen ist eine etwa vier Klafter lange, drei Klafter breite Vertiefung, deren Wände mit Quadern ausgemauert sind. In den Quadern sind künstliche Einschnitte und Löcher. Aus dem mehrere Klaftern tiefen Grunde ragt ein mehr als hundertjähriger Feigenbaum auf. Wir konnten den Zweck dieses Bauwerkes nicht ergründen, und auch die Ueberlieferung weiß nichts von ihm zu berichten. Fra Joachimo machte mich auf einen Hügel aufmerksam, der, etwa dreiviertel Stunden fern, eine weiße Kapelle emporhebt; dort sollen Johannes und Jakob, die Söhne des Zebedäus, gewohnt haben.

Die Sonne versank hinter den Bergen von Nazaret, ihre Spitzen glühten noch, während das Thal schon im Schatten lag. Wir betrachteten lange schweigend die friedliche Scene. Wer sie sah, hätte glauben können, es sei Friede über alle Welt gebreitet, und die Erlösung von Haß und der Verfolgungssucht in alle Gemüter der Menschen eingekehrt.

Fra Joachimo, den das verklärende Abendleuchten wemütig gestimmt zu haben schien, ergriff meine Hand und sagte: „Du

ſcheideſt morgen ſchon aus dieſem Thale. Werden wir uns wiederſehen?"

Ich zweifle, daß ich jemals dieſe Erde wieder betrete.

„Wir werden uns wiederſehen! Wenn nicht hier, ſo doch im Paradieſe."

Glaubſt Du, daß Chriſten und Juden ſich da zuſammenfinden werden?

„Es thäte mir leid," erwiederte er, mit einer Thräne im Auge, „wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten. Aber Gott iſt gnädig."

Es war dunkler geworden, wir ſtanden bewegt auf und ſchritten Nazaret zu.

Die Ebene Jesreel.

Ein Denkblatt. — Der Felsensturz. — Fruchtbarkeit. — Trümmer von Jesreel. — Genius und Schlange. — Reisende Engländer. — Ein Wiedersehen.

Wir hatten unseren Hadschi Achmed aus Mizraim entlassen, weil wir schon all die Tage unserer Reise mit seinen Pferden nicht zufrieden waren. Matthia miethete in Nazaret neue Pferde, deren Besitzer mit einem Eselchen, der unser Gepäck trug, folgte. Im Kloster rieth man uns überdies einen Beduinen, als Schutzwehr, mitzunehmen, weil die Männer in Samaria räuberisch und durch die letzten Vorfälle in Naplus in Aufregung seien.

Fra Angelino brachte das Frühstück und beklagte meine Abreise. Niemand fragt in den Klöstern der Terra santa, wie lange der Gast weilen wolle, ihm wird jede Aufmerksamkeit zu Theil und wenn er geht, hängt es völlig von ihm ab, ob er dem Kloster eine Spende zurücklassen wolle, oder nicht.

Fra Angelino reichte mir das Denkbuch des Klosters, in das ich flüchtig geformte Verse schrieb, die aber mein wärmstes Gefühl ausdrückten:

Pilgernd nicht zum heilgen Grabe,
Doch zu Zions Heiligthum,
Fand ich, zu der Mönche Ruhm,
Obdach hier und frische Labe.

Möge sie Jehova segnen
Für so menschlich ächte Art —
Und auf weitrer Pilgerfahrt
Mir noch gleiches Heil begegnen.

Ich blickte nach allen Seiten und zögerte faſt, mich in den Sattel zu ſchwingen; mir war als könnte ich von Nazaret nicht ſcheiden, ohne von Fra Joachimo Abſchied zu nehmen. Er war nicht zu ſehen.

Wir ritten endlich fort, durch das mäßig ſich abſenkende Thal, bis wir nach einer halben Stunde an eine Quelle gelangten. Fra Joachimo grüßte mich ſchon von ferne und reichte mir, als ich herankam, einen Becher friſch geſchöpften Waſſers und eine kleine Flaſche von ihm aus Weinreben kräftig gezogenen Geiſtes.

Hier wartete auch der Beduine, der uns zum Schutze mitgehen ſollte, neben ihm ſchlürfte hörbar ſein kleines, ſchlankes Pferd.

Fra Joachimo war zu keinem Geſpräche zu bewegen, er hörte nur zu und als Matthia zum Aufbruch mahnte, umarmte er mich ſchweigend und ging. Ich ſah dem herzlichen Manne nach und war, wie beim Scheiden eines Freundes noch lange tief gerührt.

Nach einer Stunde langten wir wieder ſteigend an einem ſchroff ſich abſenkenden Felſen an, der zur Linken unſeres Weges war. Zu dieſen Felſen ſollen die Juden Jeſum geſchleppt und ihn hinabzuſtürzen bedroht haben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eine empörte Volksmenge in Nazaret, wo der Felſenabhänge genug ſind, um eine ſo grauſame Lynchjuſtiz zu üben, ihr Opfer erſt eine Meile weit ſchleppen werde, um es dem Tode zu weihen. Kein Schriftſtellermönch vor den Kreuzzügen erwähnt dieſes Felſens, der allerdings wildſchön geformt und wohl geeignet iſt, daß ihn die Fantaſie zum Träger einer grauenhaften Begebenheit mache.

Wir waren endlich in die ſchönſte und größte Ebene Paläſtina's gelangt, in die bibliſche Jesreel, oder wie ſie ſpäter die Griechen nannten Esdraelom. In ihrer ungeheuern Ausdehnung vom Tabor bis zum Carmel, und in ihrer Breite von Dſchenin bis Nazaret rechtfertigt ſie die Bezeichnung des Hiſtorikers Joſephus, als μέγα πεδίον, die große Ebene; wie ſie auch die frucht-

barste des gelobten Landes ist und, gehörig bebaut, die Speicher einer dreifach größeren Bevölkerung als die jetzige in ganz Palästina, mit Korn füllen könnte. Diese Fruchtbarkeit wird schon von Ethan dem Esmaliten besungen: „Jesreel ist ein Feld des Getreides, dessen Samen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren keine Schnitter ernten."

Der geologische Grund dieser Fruchtbarkeit wird in dem Umstande gefunden, daß der Boden aus basaltischem Tuff besteht, der in seiner Verwitterung sich mit Alluvialmasse verbindet und daß Quellen und Bäche die Ebene bewässern. Ich sah sie, da ich die Ebene im Juli durchzog, nicht in ihrer Pracht, vielmehr erschien sie, wie eine Hutweide, die von der Sonne verbrannt ist. Selbst der Kison, der nach der Schlacht Debora's die Leichen eines geschlagenen Heeres fortwälzen konnte, war völlig vertrocknet und hat selbst zur Zeit der Regenmonate nur das Ansehen eines starken Baches.

Eine neue Erscheinung war mir, als Mahmud, so hieß der uns begleitende Beduine, auf dem Wege mit seinem langen Spieße abgelegte Schlangenhäute aufspießte und mir an dieser seltsamen Gabel fernher reichte.

Es ist ein von den vielen auf feinste Naturanschauung begründeter religiöser Glaube der Griechen, daß sie sich den Genius als Schlange dachten, dem sie Milch und Honig opferten. Hat nicht der Genius der Zeiten etwas von der Natur der Schlange, sind die Völkerlenze, wenn sie immer wieder nach Jahrhunderten auftauchen, nicht das Ablegen seines alten Panzerhemdes ein Verjüngen und ein Erneuen? Wenn neue, große, befruchtende Gedanken durch die Welt gehen und sie zu ihrem Heile umwandeln; so ist dies die geistige Schlangenthat des Genius und so gesellt sich vielleicht diesem Symbole der Schlange das der christlichen Anschauung, die im Ringe dieses Thieres Ewigkeit sieht.

Die Ebene erhielt ihren Namen von der Stadt Jesreel im Stamme Isaschar, welche die Residenz der Könige von Israel war. Sie liegt auf den Vorhöhen des Berges Gilboa, ein

elendes Dorf von etwa vierzig Häusern, das den Namen Zerin führt. Nichts erinnert an die Größe der drei Jahrtausende alten Stadt, in welcher Isboseth, der Sohn Sauls und Ahab und Jesabel ihren Palast hatten, als einige Mauerfragmente und unter Trümmern elf Sarkofage aus Basalt, die altjüdischen Ursprunges zu sein scheinen. Aus den Trümmern ragt ein zerbrochener, doch immer noch ersteigbarer viereckiger Wartthurm empor. Vielleicht ist es derselbe, der in dem Buche der Könige genannt wird: „Der Wächter, der auf dem Thurme von Jesreel stund, sahe den Haufen heran kommen und sprach: „Ich sehe einen Haufen.“ „Da sprach der König Joram: „Nimm einen Reiter und sende ihnen entgegen und sprich: „Ist's Friede?“ Es war aber Krieg und Mord.“

Unfern von Zerin ist eine große Quelle, die für die Ain Jesreel der Schrift gehalten wird. Die Beni Saker eines arabischen Stammes nennen sie Ain Dschal und die Quelle Goliats. An ihr lagerten Saul und Jonathan, ehe sie auf Gilboa fielen, hier das christliche Heer der Kreuzfahrer unter König Fulco. Noch heute enthält der kleine Teich, der durch die Quelle gebildet wird, viele kleine Fische, an denen sich die rings lagernden Kreuzfahrer erquickten.

Plötzlich jagte, nicht fern von uns, eine Gruppe von acht Gazellen auf. Wir feuerten unsere Gewehre ab; nur das des Beduinen traf. Er sprengte an die Stelle hin und brachte das blutende schlanke Thier, das noch einen Kräuterbissen im Mund hatte und mitten im Genusse getroffen wurde. Ich brachte das Fell dieses Thieres mit in die Heimat. Noch zweimal an demselben Tage sprengten kleinere Gruppen von Gazellen in unserem Gesichtskreise auf.

Wir begegneten während eines fünfstündigen Rittes über die Ebene nur zwei Eseltreibern und erreichten, da wir gute Pferde hatten, zwei englische Offiziere, die vor uns von Nazaret aufgebrochen waren. Sie hatten in der Krim gekämpft, kamen nach Konstantinopel und entschlossen sich von da nach Jerusalem und Egypten zu gehen. Doch mußten sie die Reise in vier Wochen vollendet haben. So kam es, daß sie nur einen Tag in Jerusalem

weilten, um in der Grabkirche zu beten, den Oelberg zu besteigen und Bethlehem zu sehen. Einer der beiden Herren war von der ungeheueren Anstrengung der Reise so krank, daß er sich auf dem Pferde festbinden ließ, um wenigstens das Dorf Jenin, wo Mittagrast gehalten werden sollte, zu erreichen. Ich war glücklich, ihm durch einige Doverische Pulver einen guten Dienst leisten zu können.

Die Verlassenheit der Ebene Jesreel, welche die Araber Mendj beni Amer, die Wiese der Söhne Amers nennen. Seit Jahrtausenden war dieses Thal, bis zum heutigen Tage die Straße der Heere, der plündernden Beduinen und die friedlichen Bewohner, immerwährenden Kämpfen, oder Qualen ausgesetzt. Sie zogen sich immer mehr aus der Fläche zurück, den Bergen zu, wohl auch hinan, bis sie in nicht leicht zugänglichen Schluchten und Gebirgen ihren Wohnsitz aufschlugen.

Wie wäre sonst eine so fruchtbare Ebene, die acht Stunden lang und fünf Stunden breit ist, völlig entvölkert. Sie macht als ein nicht ganz eben, sondern ein eben gewelltes Land, einen um so einsameren Eindruck, als auch nicht ein Baum sie unterbricht.

Um 10 Uhr erreichten wir an einer ziemlich langen steinernen Wasserleitung vorüber reitend, das in Gärten liegende Dorf Jenin.

Wir lagerten uns in einem schönen, schattenreichen Garten, wo eine Karawane sich bereits des Mahles erfreute. Ich wurde auf die angenehmste Weise überrascht, es waren alle Männer aus den Dardanellen, mit denen ich auf der Höhe, wo der Proset Samuel das Volk richtete und begraben liegt, vor mehreren Wochen zusammen traf. Herr Bechor Afgana, der mein Begleiter zum Grabe Rahels bei Bethlehem gewesen ist, war der Führer der Karawane. Wir freuten uns Alle des zufälligen Zusammentreffens und ergänzten gegenseitig unsere Küche.

Nach einem erquickenden Schlafe war es um mich her im Garten leer und still geworden; die Karawane war fortgezogen und hatte für mich kühl wässerige Kaktusfeigen und eine Flasche Wein von Hebron als Abschiedsgruß zurückgelassen.

Ein Nachtlager.

Magnetiſirtes Pferd. — Ungaſtlichkeit. — Moſcheeteppich. — Schakale.

Um 2½ Uhr ſaßen wir wieder zu Pferde. Ich wechſelte das meine mit der weißen Stute Mahmud's, die Dſchilfe hieß und bäumend manches Bedenken zu haben ſchien, einen ihr fremden Herrn zu tragen. Mahmud ſprach zärtliche Worte zu ihr, glättete ihr die Mähnen, ſtrich mit den Fingern kreuzweis von der Stirne über die Augen herab, was auf das Thier eine magnetiſche Wirkung übte; es wurde vollkommen ruhig, ließ ſich von mir beſteigen und trug mich gelenk und freudig durch die Berge und Thäler Samarias, deſſen Grenzen wir überſchritten hatten.

Wir ritten durch ein enges, mit Olivenbäumen bepflanztes Thal, das ſich langſam empor lehnte, bis wir auf eine kleine Hochebene, die in eine zweite große übergeht, gelangten. Hier ſah uns ein Dorf entgegen, welches Mahmud Abatie nannte; auf einer es überragenden Höhe liegt ein kaſtellartiges Gebäude mit zwei ſich dehnenden Flügeln. Als wir durch das Dorf zogen, ſahen uns die Bewohner finſter und ſchweigend an. Matthia, der ſonſt ziemlich unbeſorgt war, hieß Mahmud, der uns oft voran zu reiten pflegte, bei uns zu bleiben. Das Dorf ſelbſt ſah kriegeriſch aus; jedes Haus aus maſſiven Steinen gebaut, iſt geeignet, ſich wie eine kleine Feſtung zu vertheidigen.

Ein ſehr ſteinigter Weg führte uns zum Dorfe hinaus. Ein ſamaritaniſches Weib, das mit einem gefüllten Kruge auf dem Haupte von einer Quelle uns entgegen kam, gab auf unſere Bitte

zu trinken und — ein mir nur diesmal vorgekommener Fall — verweigerte ein Bakschiesch anzunehmen.

Zur Rechten hinab senkte und dehnte ein Thal sich aus, das durch seine reichen Baum- und Weinpflanzungen einen entzückenden Anblick gewährte; ich sah kein schöneres im ganzen Morgenlande. An einzelnen Stellen, mitten in all der grünen Pracht, lagen kleine Berge von Getreide, „weiß zur Ernte", wie es der Prophet Micha schildert, und hier schon aufgehäuft, um auf den Tennen seinen Segen zu geben.

Als wir den Berg überschritten hatten, auf dessen Rücken das Dorf liegt, nahm uns wieder eine große Rundebene auf, die weit hinaus zu unserer Linken von Bergen begrenzt ist und uns entgegen mit einem runden Berge abschließt, auf dessen Höhe das Dorf Sanur festungsartig aufgebaut ist.

Am Fuße dieses Berges vorbei, that sich vor uns ein neues Längenthal auf, das ebenfalls reich bepflanzt auf der halben Höhe der Berge, die es umgeben, das Dorf Dscheba zeigte. Dieses war das Ziel unserer heutigen Reise, wir erreichten es nach einem halbstündigen Ritte.

Das Erstemal im Morgenlande begegnete mir hier Ungastlichkeit. Kein Bewohner wollte uns in seinem Hause aufnehmen. Matthia äußerte: „Diese Bewohner Samaria's sind immer trotzig und rebellisch und hier in Dscheba haben sie, wie ich eben gehört habe, vor drei Tagen den Schech vertrieben, sonst müßte uns Der eine Aufnahme verschaffen. Wir sind eben nicht mehr fern von Sebaste und Nablus und der Aufstand gegen die Christen bewegt noch alle Gemüter."

Wir hatten kein Zelt und es war in mannigfacher Beziehung bedenklich im Freien zu bleiben. Endlich wurden wir auf ein verlassen stehendes, verfallendes Haus aufmerksam gemacht, das nicht fern der Moschee liegt und eine theilweise noch erhaltene Terrasse hat. Wir ritten dahin und führten die Pferde mit uns empor, denn Mahmud hielt dieselben nicht für sicher, wenn wir sie nicht unter unseren Augen behielten.

Auf einer Seite der Terrasse erhob sich eine Wand, in deren Schutz wir uns lagerten und die Aussicht in das schöne Thal und auf das in der Abendsonne noch glühende Sanur hatten.

Matthia sendete unseren mohammedanischen Diener aus, um Milch und Eier zu kaufen; doch kam er unverrichteter Sache mit den Worten zurück: „Das Volk ist finster und uns nicht gut gesinnt."

Matthia begann, so gut es ging, meinen schon sehr zusammengeschmolzenen Speisevorrath zu einem Mahle vorzubereiten. Ein Rest von einer noch aus Wien hergebrachten Suppengallerte that die vortrefflichsten Dienste.

Einige Dorfbewohner kamen zu uns, ich wußte nicht in welcher Absicht, setzten sich, ohne zu grüßen auf die Terrasse, gingen eben so schweigend fort, bis Andere kamen. Sie sahen meinem Essen zu und Matthia rieth mir, in ihrer Gegenwart keinen Wein zu trinken; weil die Fanatischen noch mehr daran erinnert würden, daß wir keine Mohammedaner sind.

Es wurde Nacht, da schleppte Mahmud einen schmutzigen, zerschlissenen Teppich herbei und breitete ihn auf der Terrasse aus, um nicht auf dem harten Estrich liegen zu müssen.

Mir ahnte nichts Gutes und ich fragte ihn: „Woher hast Du den Teppich?"

Aus der Moschee, Herr!

„Da werden uns ja die Einwohner steinigen, Mahmud. Was thust Du, Wahnsinniger?"

Ziehe nur Deine Schuhe aus, denn das wäre eine Sünde, wenn Du den Teppich der Moschee mit den Schuhen betreten würdest.

„Gieb ihn sogleich an die Stelle zurück, woher Du ihn genommen hast."

Es gingen wieder Menschen an unserem Hause vorüber und ein Zurücktragen des Teppichs war nicht möglich. Als es wieder ruhig wurde, hieß ich Mahmud meinen Befehl ausführen.

„Fürchte nichts, mein Herr! Wir brechen vor Sonnenaufgang auf, ehe noch Jemand wach im Dorfe iſt und ich lege den Teppich wieder an ſeinen Ort und des Nachts darf Niemand auf die Terraſſe treten. Du wirſt ſchlafen, wir aber dürfen die Waffen nicht ablegen und müſſen Wache halten."

Ich war entſetzt über die Situazion, in der ich mich befand und der Teppich konnte ein gerechter Grund zu Feindſeligkeit und Angriff werden. Die Nacht wurde empfindlich kalt. Matthia wagte nicht ein Feuer anzufachen, um das Dorf an unſer Daſein nicht zu erinnern. Mahmud rieth mir, ächt beduinenhaft, mich zu meinem Pferde zu legen, um durch dieſes Wärme zu empfangen. Mir ſchien ein behufter Lagergenoſſe doch einigermaßen bedenklich.

Ich hüllte mich feſt in meinen Beduinenmantel und vertraute meinem bisherigen Reiſeglücke.

Plötzlich fing es an von mehreren Seiten zugleich, näher und ferner zu ſchreien und zu weinen, wie Kinder ſchreien und weinen.

Ich ſprang empor und fragte Matthia, was es ſei?

„Seid ruhig, Herr! Es ſind nur Schakale."

Nur!

Sebaste.

Betäubtes Erwachen. — Wilde Begegnung. — Nebel. — Ruinen. — Verwehrter Eintritt. — Mahmud's Reitkünste.

Ich erwachte durch die laute Redseligkeit der Araber, welche sie niemals verläßt und Stundenlang unter Schreien und Lärmen können sie, wie die europäischen Weiber, über die unbedeutendsten Gegenstände sich unterhalten.

Ich fühlte in meinem Kopfe eine erschreckende Dumpfheit und eine Beklemmung der Brust. Als ich mit Matthia darüber sprach, meinte er: „Euere Kopf- und Brustbedeckung ist Euch gewiß während des Schlafes entfallen und die Kälte der Nacht hat Euch wehe gethan. Das wird mit der Sonne, wenn Ihr Euch heiß reitet, verschwinden."

Matthia drängte zur Abreise, ohne ein Frühstück, weil er gerne sobald als möglich sich vom Dorfe entfernen wollte. Der Himmel war grau, wie er etwa im November sich in Deutschland über Berg und Thal legt und ein kalter Nebel verhüllte uns die Gegend. Wir ritten durch ein fruchtbares Feigen- und Oliventhal, wie denn Samaria überall reicher bebaut erscheint, als Galiläa und Judäa. Der Weg führte uns bald zwischen Bergen empor. Wir begegneten zwei bewaffneten Hirten mit kleinen Ziegenheerden und zwei wild und fremd blickenden Männern, die bei unserem Nahen ihre langen Flinten von der Schulter

nahmen. Auf nackten Felsensteppen gelangten wir in eine Landschaft, wo uns zur Rechten in einem tiefen weiten Bergkessel aus dessen Mitte sich wie eine Insel ein einsamer kegelförmig steiler Berg erhob, auf dem ein Dorf, Silte nannte es Mahmud, wie eine weitläufige mittelalterliche Burg lag.

Wir ritten fast eine Stunde im Kreise und gelangten endlich in den Thalkessel hinab, wo der Berg, der uns einsam und abgesondert zu stehen schien, durch Abflachung mit dem Thale zusammenhing, welche den Berg zugänglich macht.

Während wir durch Thalniederungen unseren Weg fortsetzten, erschienen immer mehr Dörfer auf fernen und näheren Bergabhängen. Der Nebel blieb hinter uns in den Bergen zurück, aber die Sonne konnte den grauen Himmel nicht durchbrechen. Dieser Mangel des Lichts schien mir zu der Einsamkeit und den kriegerisch angelegten Behausungen der Menschen besser zu passen, als der ewig grelle Sonnenschein, der im Morgenlande das Reisen zur Qual macht.

Wir gingen durch ein immer breiter sich ausdehnendes Thal, indem die Berge zurücktraten, bis wir wieder mäßig emporsteigend, in einer geschwungenen Bergeinsenkung acht Säulen, je zwei und zwei neben einander sahen, hinter welchen eine einzeln stehende Säule aufragt. Ein Hirt weidete seine Schafe zwischen diesen Ueberresten von Usbuste, wie heut zu Tage die Ruinen der hebräischen Stadt Schomrom heißen, oder wie sie Josephus nennt: Samaria.

An diesen Säulen vorbei durch Baumpflanzungen und in niedrigen Steineinfassungen gehegten Gärten ritten wir ziemlich steil den Berg empor. Wir gelangten an Trümmer eines noch als Thor- oder Triumphbogen erkennbaren Baues, und uns zur Linken wendend, ritten wir zwischen einer Doppelallee von noch aufragenden, meist kapitällosen halb zerschmetterten Säulen hin, die 16 Fuß hoch sind und deren Durchmesser nicht ganz 2 Fuß mißt. Eine Säule von der andern 8 Fuß, eine Reihe derselben von der andern an 50 Fuß entfernt. Da und dort hin gestreute, zerbrochene Kapitäle zeigen von jonischer Ordnung. Alle Säulen, die noch aufragenden und hinliegenden, oder wo nur die Sockel waren, zählte

ich, eine Viertelstunde langsam zwischen durch reitend, auf neunzig. Man hält diese Säulen, die sich auf einer jetzt mit Getreide und Bäumen bepflanzten Bergfläche hinziehen für den prachtvollen Umbau des Tempels, den Herodes auf der Höhe des Berges erbaut hatte.

Wir kamen endlich an das Dorf, das aus elend gebauten Häusern besteht, in deren Mauern einzelne Säulenstücke, Kapitäle, große gemeißelte Quadern zu sehen sind.

Dies ist, oder vielmehr ist nicht mehr die alte Stadt Schomrom, die der König Amri erbaute und die Residenz der Könige von Israel war. Nirgend traf das prosetische Wort Micha's so genau ein wie hier: „Und ich will Samaria zu Steinhaufen im Felde machen, die man um die Weinberge legt und will ihre Steine ins Thal schleifen und zu Grund einbrechen. Alle ihre Götzen sollen zerbrochen werden."

Am Ende des Dorfes liegen die Ruinen der Kirche Johannes des Täufers, in welcher er nach der modernen Mönchslegende begraben liegen soll, entgegen dem Berichte der Kirchengeschichte des Eusebius, der das Martyrthum und das Grab Johannes an das todte Meer verlegt.

Wie das Thor der Stadt über den Westrand des Berges ragt, so die Kirche auf dem östlichen. Vor derselben lagerte eine Karawane von Kameelen und Maulthieren; ich erwartete den Wächter, der mir die Ruine der in eine Moschee verwandelten Kirche öffnen sollte. Matthia kam und berichtete, daß der Wächter sich weigere, mir den Eintritt zu gewähren und wiewohl er durch den Schech hierzu gezwungen werden könnte, rathe er dies nicht zu wollen, indem auch hier die Bevölkerung durch die letzten Vorgänge in Nablus in feindlicher Aufregung sei.

Ich mußte mich denn begnügen, die ruinenhaften Umfangmauern zu besteigen, um in den schön gepflasterten Vorhof des Gebäudes zu blicken. Hier zeigte sich in einer Nische ein Grabmal und die kleine Kuppel der Moschee. Zwei verkrüppelte Palmen geben ein Zeichen, daß sie auf Bergen eben nicht schlank und hoch gedeihen. Das ganze interessante Bauwerk ist ein Gemisch von römischem und maurischem Baustile. Spitz- und Rundbogen sind

hier friedlich neben einander gebaut, die Fenster sind hoch und schmal.

Innerhalb dieser Kirche in einer unterirdischen Kammer verehren die Araber das Grab des Nebi Yehya, des Proseten Johannes des Täufers.

Der Blick von diesem fleißig bebauten Berge, wo man sich immer auf seinem Rande befindet, schweift in eine großartige, von Bergen eingeschlossene Landschaft und läßt wohl erkennen, wie Herodes diesen Berg nicht allein mit einer Tempelstadt bedecken, vielmehr eine gut befestigte Residenz erbauen wollte.

Dort wo der Berg von der Kirche abfällt und zwischen Olivenbäumen niedergerollte Architekturstücke zeigt, stiegen wir in ein schön bepflanztes Thal. An einer Quelle zwischen Feigenbäumen lagerten wir uns, um ein Frühstück einzunehmen. Männer und Frauen waren mit Hacken und Schaufeln thätig, um die steinernen Rinnen, die das Quellwasser in ihre Gärten leiten, tiefer zu graben, weil die Quelle im Sommer zum Theil versiegt, wenigstens nicht so reichlich überfließt. Ein junger Mensch kam an unsere Lagerstelle und bot mir eine Kupfermünze mit der schwer leserlichen Prägung: „Sebaste Syriä" zum Kaufe an. Er war erfreut, als ich ihm einen Piaster, sechs Kreuzer, für dieselbe gab.

Um noch vor der drückendsten Mittagsglut in Nablus einzutreffen, mußten wir bald aufbrechen.

Matthia ritt diesmal, ohne daß ich den Grund wußte, voran, und war bald aus unserem Gesichtskreise hinter Hügeln verschwunden. Ich war mit Mahmud und unserem Eseltreiber allein. Mahmud war eine der schönsten Männergestalten, die ich im Oriente sah. Sein Kopf war von edelstem griechischen Schnitte, die Hautfarbe tief gebräunt. Da wir mit einander nicht reden konnten, suchte er mich durch seine Reiterkünste zu erheitern. Bald that er, als ob er mit seiner Lanze einen Feind anreiten wollte, bald führte er alle Attitüden aus, die ein Reiter annimmt, wenn er einer geschleuderten Lanze ausbeugen, oder sich vor den Hieben eines Säbels schützen will. Um diesen gespielten Kampf noch lebendiger zu machen, feuerte er seine Pistole ab und im Hinjagen durch das Thal, in

dem wir uns jetzt befanden, lud er sie wieder mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, um sie abermals abzubrennen. Was ich auch jemals an Reiterkunststücken in einer Arena sah, es reichte nicht an die kühne Gewandtheit, an die Pracht und Kraft der Bewegungen dieses schönen Beduinen.

Um ihm meine Freude an seinem plastisch schönen Thun zu bezeugen, hielt ich eine Silbermünze empor und warf sie ihm hoch durch die Luft entgegen. Sein Falkenauge hatte sie funkeln gesehen und im rasenden Galopp sein Pferd zügelnd, daß es plötzlich wie eingewurzelt stand, fing er die Münze mit seiner linken Hand auf.

Es hätte mir daran genügen sollen, aber ich wollte ihm noch ein anderes Zeichen meiner lebhaften Theilnahme geben und eine Pistole aus der Halfter ziehend, brannte ich sie ab. In diesem Momente griff mein bisher ruhig sicheres Pferd aus und jagte toll mit mir durch die Fläche. Da keine Bäume und Felsen sichtbar waren, ließ ich das Thier hintoben, bis es in Schweiß gebadet, ermüdete und wieder ruhig im Schritte ging.

Wir langten an einem, von großen Steinblöcken umgebenen Brunnen an, wo mehrere Reiter ihre Pferde tränkten und Kameele wiederkauend umher lagen. Mathia trat mir mit einem Glase schwarzen Kaffee's, in den er den aus Nazaret von Fra Joachimo erhaltenen Rebengeist gemischt hatte, entgegen und forderte mich auf, zu trinken. Denn ich sei ihm, sagte er, seit dem frühen Morgen sehr blaß vorgekommen, was allerdings durch den scharfen Ritt jetzt nicht mehr der Fall war.

Noch eine halbe Stunde durch ein prächtig bebautes Thal, im Angesichte der Berge Garizim und Ebal, und wir waren nach sechsstündigem Ritte in Nablus.

Nablus.

Erkrankung. — Herzliche Theilnahme. — Ahriman und Ormuzd. — Avicenna's Erigonen. — Der Teufel will Arznei. — Geheimnißvolles Heilverfahren.

Matthia hatte Recht, um mich besorgt zu sein, denn kaum hatten wir in dem Hause eines ihm bekannten Griechen Givies Unterkunft gefunden, erneuerte sich, fast plötzlich, der dumpfe Kopfschmerz, den ich am Morgen empfunden hatte. Ich fing an ein Zittern zu fühlen, und schwer zu athmen, der Puls gab hundert Schläge in der Minute und ein brennender Durst verzehrte mich.

Ich sank kraftlos auf den Divan einer mir eingeräumten, großen Stube zusammen und meinte mich am Beginne einer schweren Krankheit.

Kein Moment meiner Reise war peinvoller als dieser. In einer fremden Stadt, aus der alle Europäer, des stattgehabten Aufruhrs wegen, entflohen waren; ohne Arzt, preisgegeben jedem Zufall der Krankheit, fast ohne Geld, dessen ich der Vorsicht wegen nur so viel mitgenommen hatte, um knapp auszukommen — ergriff mich eine angstvolle Bekümmerniß, die der Fieberzustand nur noch erhöhte.

Ich fand von der Frau des Hauses die freundlichste Theilnahme. Immer wieder, wenn ich zu trinken verlangte, stieg sie die Treppe hinab und brachte vom Brunnen Wasser; sie that das unermüdet und sprach jedesmal mit mir in so weichem, rührendem Tone, daß ich ihr Bedauern und ihren Trost zu vernehmen

glaubte. Zuweilen schickte sie mir ihr kleines sechsjähriges Mädchen, oder ihren nicht viel älteren Knaben, um mir die Fliegen fern zu halten. So oft sie auch kamen, brachten sie mir jedesmal eine Orangenblüte, eine Nelke, Lavendel, oder Rosmarin und freuten sich, wenn ich ihnen andeutete, daß mir ihre duftende Liebesgabe wohlthue.

Matthia kam zu wiederholten Malen und sagte mir, die Hausfrau ruhe nicht, in ihn zu dringen, daß ich einen Arzt, deren die Stadt so viele ausgezeichnete habe, rufen lasse.

Ich trank heiße Limonade und ließ mich mit wollenen Decken belegen, und in fast gedankenlosem Hinstarren kam ein trefflicher Arzt, der Schlaf.

Als ich erwachte hing in der Stube eine große Laterne herab, die mit einer Oellampe den dunkel gewordenen Raum erleuchtete. Ich war allein und fühlte mich bis zum Tode matt; doch hatte der Kopfschmerz nachgelassen und mit einem eintretenden Symptome heftiger Erkältung ließ die Schnelligkeit des Pulses nach. Ich nahm es als ein gutes Zeichen, daß ich anfing Langeweile zu empfinden und gab, da es erst acht Uhr Abends war, dem eintretenden Matthia den ihm sehr willkommenen Auftrag zwei der berühmtesten Aerzte von Nablus zu holen. Ich wollte bei schlechter Gelegenheit meine Kollegen, die arabischen Epigonen des Avicenna kennen lernen.

Es traten nach einer Stunde zwei ehrwürdig aussehende Männer ein, der eine war ein Greis mit langem schneeweißen Barte, der andere ein ernstblickender Mann mit schwarzem Barte. Als sie mit einander über meine Krankheit später sprachen und in einen lebhaften Widerspruch geriethen, erschienen sie mir durch den Umstand ihrer schwarzen und weißen Bärte wie Ahriman und Ormuzd, wie Licht und Finsterniß, die um eine Menschenseele mit einander ringen.

Matthia reichte ihnen Kaffee und Tschibuk und beide setzten sich neben den Divan, auf dem ich lag, gekreuzter Beine auf einen für sie ausgebreiteten Teppich nieder.

„Ich ließ Euch, meine geehrten Herren! bitten, zu mir zu kommen und meine Krankheit zu heilen."

Daran haſt Du wohl gethan! ſprach Ormuzd. Du biſt weiſe, ſagte Ahriman!

Ich erzählte den Herren, was ich für den Grund meiner Krankheit, die ich ihnen ſchilderte, hielt. Ahriman griff mit ſeiner Rechten nach meinem Pulſe. Es iſt unſagbar, warum ein arabiſcher Arzt nie mit der linken Hand den Puls taſtet, wie überhaupt auch beim Speiſen die linke Hand völlig ruhen muß; ſie iſt unrein. Nun berührte Ormuzd meinen Puls.

„Glaubſt Du", ließ mich Ahriman fragen, „daß ich Dir helfen kann?"

Ich hätte Dich ſonſt nicht rufen laſſen, wenn ich nicht gehofft hätte, daß ſich Deine bewährte Wiſſenſchaft an mir erproben werde.

„Nicht ich, ſondern die Arznei, wird dich heilen. Glaubſt Du an die Kraft der Arzneien, oder an geheimnißvolle Kräfte?"

Ein Jünger der modernen ſkeptiſchen Schule Wiens, erwiederte ich, daß ich an der Kraft der Arzneien zweifle und an die geheimnißvollen Kräfte glaube.

„Dein Geiſt, Herr! iſt klar und Dein Herz iſt fromm," ſagt Ormuzd.

Ich mußte mich völlig entkleiden und auf den Bauch legen. Licht und Finſterniß fingen nun weich und warm an über meinen Rücken zu ſtreichen, bis zur Cauda equina herab. Da ruhten die Hände der geheimnißvollen Mächte aus und es begann ein wunderlich ſingendes Reden, wie Frage und Antwort hinter meinem Rücken. Wieder fuhr es, wie trockene Flammen über mich herab und wer weiß, welche Farben ein mit odiſchem Hellſehen begnadetes Auge an mir entdeckt hätte.

Dieſes Thun dauerte mehr als eine Viertelſtunde, dann beſtrich Ormuzd meine Stirne mit einem fein duftenden Oele, das Ahriman mit Baumwolle wieder auftunkte und wand mir ein Tuch, feſt anliegend, turbanartig um das Haupt.

Beide Herren redeten nun untereinander und waren nach einer arabisch heftigen Zwischensprache wieder ganz ruhig. Der Greis sendete seinen Diener, der auf der Terrasse vor der Stube sein harrte, in seine Wohnung, um eine Arznei zu holen.

„Sprachst Du nicht, daß Du mich nur mit geheimnißvollen Kräften heilen wolltest?"

Der Iblis, der Teufel, die Krankheit will seine Nahrung haben und weicht nicht, wenn man ihn hungern läßt.

„Gieb ihm zu trinken, geehrter Herr."

In der Furcht, die herbeigeholte Arznei nehmen zu müssen, that ich, als ob mir ein Schlaf ankäme und war es die Wirkung des magnetischen Verfahrens? war es meine Ermattung? Ich erwachte am folgenden Morgen, als die Sonne schon heiß auf die Terrasse brannte, auf die ich durch die offene Türe der Stube von meinem Lager hinausschaute.

Neben mir stand ein Glas, in welchem sich dem Dufte und Geschmacke nach in Wasser sehr verdünnte Opiumtinktur befand, welche die Aerzte mir vorher geben wollten. Mathia hatte einem jeden 20 Piaster, zwei Silbergulden gegeben, um, wie er sagte, mir in der Stadt einen Ruf der Großmut zu bereiten.

Bei den Samaritanern.

Der Prieſter. — Die Synagoge. — 150 Seelen. — Uralter Pentateuch. — Verachtung des Talmud. — Geſtohlene Gebetbücher. — Armbänder. — Taubenanbeter. — Die Juden.

Mein Puls ſchlug wieder regelmäßig, aber die Betäubung des Kopfes und die Mattigkeit der Glieder, wenn auch in gemäßigterem Grade, dauerten noch fort. Da ich aber nicht Ausſicht hatte, jemals wieder nach Nablus zu kommen, ſo überwand ich meinen Zuſtand und ließ mich zu den Samaritanern bringen. Wiewohl ſie nicht ſehr fern wohnten, befahl ich doch, die Pferde zu ſatteln.

Matthia theilte mir mit, daß Mahmud mit ſeinen Pferden zurückgekehrt ſei, indem er uns nicht ferner bis nach Jaffa begleiten wollte und ſo hatte er neue Thiere gemiethet, die uns jetzt durch die Stadt bis zur Behauſung der Samaritaner trugen.

Die Straßen ſind auch hier, wie in allen Städten des Orients eng und ſchmutzig, die Häuſer aber höher und feſter gebaut; ſie machen faſt den Eindruck mittelalterlicher Burgen und ſcheinen ganz geeignet, daß die Bewohner, wenn ſie verproviantirt ſind, ſich gegen einen Angriff lange vertheidigen können. Der Bazar war reicher und lebhafter, als ich mir ihn gedacht hatte. Was ſich aber ganz wohl begreift, wenn man bedenkt, daß die Stadt die Vermittlerin des Handels und der Karawanen zwiſchen Damaskus und den Seeſtädten iſt.

Das Quartier der Samaritaner befindet ſich am Fuße des Garizim, es iſt aus mehreren ſehr großen und maſſiv gebauten

Häusern zusammengesetzt. Wir gingen in jenes Haus, wo sich die Synagoge befindet.

Ein kleiner Hofraum mit Marmor gepflastert, in welchem vier Orangenbäume standen, führte uns in eine dem Hofe zu offene viereckige, gewölbte Halle. In dieser war der den Kommenden entgegengesetzten Wand eine Marmortafel mit einer samaritanischen Inschrift eingefügt.

Wir warteten in dieser Halle auf den Hohenpriester der Samaritaner. Es kam ein hoher, starker Greis, von etwa siebenzig Jahren, ganz in weiße Gewänder gehüllt, in deren Saume blaue Streifen eingewebt waren. Sein Haupt umwand ein weißer Turban. Sein Kopf hatte eine merkwürdige Bildung, er war, wie aus verwittertem Gestein gemeißelt, alle Züge stark und energisch, während die langen, überhängenden, an einander gezogenen Brauen dem Antlitz einen Ausdruck von Zorn gaben, der durch die kraftvolle Stimme des Greises noch erhöht wurde.

Er hieß uns die Schuhe ablegen und öffnete die Thüre der Synagoge. Wir befanden uns in einem mäßig großen ziemlich hoch gewölbten Raume, der nur durch ein Fenster Licht empfängt. Der Thüre gegenüber und zur Rechten und Linken sind eben so hohe, wie die Synagoge selbst vertiefte Räume, etwa wie Alkoven, in die man über eine Stufe gelangt. Fünf weiße Blechreife, an denen Oel gefüllte, weißgläserne Lampen angebracht waren, hingen von dem Gewölbe herab. Der Estrich war mit Strohdecken belegt. Der Bau dieser Synagoge ist 500 Jahre alt.

Der Hohepriester Salameh Cahen, derselbe, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Sylvester de Sacy correspondirte, erzählte mir, indem er sich auf die Schwelle eines mit einem Vorhange verhüllten Alkovens setzte, daß er vom Stamme Levi abstamme, während die übrigen Samaritaner dem Stamme Ephraim und Manasse angehören.

„Auch ich bin ein Levite."

Du bist ein Jude? fragte er erstaunt und kommst zu uns, den Samaritanern, die von den Juden verachtet werden?

„Verachtet Gott? und darf das ein sterblicher Mensch?"

Du bist nicht, wie die Andern! Wir würden gerne mit den Juden in Freundschaft leben, aber sie vermeiden jeden Verkehr mit uns.

„Wie groß ist die Gemeinde der Samaritaner?"

Unsere Zahl ist klein, wir zählen nur 150 Seelen. Früher gab es, noch vor 100 Jahren einzelne Samaritaner in Damaskus, in Jaffa, in Askalon und Gaza. Auch im Lande Mizraim giebt es seit 300 Jahren keine Samaritaner mehr. Ist es wahr, daß in Genua Samaritaner leben?

Als ich über diese Frage erstaunt, sie verneinte, konnte ich nicht erfahren, wer dem Hohenpriester diese Mittheilung gemacht habe. Als ich ihn erinnerte, daß Wilson ihm Grüße von Samaritanern aus Bombay gebracht habe, konnte er sich nur dunkel dieses Reisenden erinnern; doch wußte er, als ich von Sylvester de Sacy mit ihm sprach, daß dieser bereits gestorben sei.

„Wir sind," fing er wieder zu klagen an, „allein auf der Welt und arm. Hätten uns die Engländer in diesem Jahre nicht 100 Pfund geschickt, wir hätten mit unsern Kindern hungern müssen."

Arbeiten denn die Samaritaner nicht, um ihr Brot zu erwerben?

„Es sind einige Schneider und Schuhmacher und Krämer unter uns. Wir sind ein armes Volk. Wir dulden seit Jahrtausenden; aber wir dulden freudig, denn wir erhalten das reine Gesetz Moses' auf Erden."

Willst Du die Gnade haben und mir Euer berühmtes heiliges Buch zeigen?

„Ich werde Dir diesen Segen gewähren!"

Während wir sprachen kam der Sohn des Hohenpriesters, auf den er seine Würde vererben wird, und zwei Knaben, seine Enkel herein. Er war in weiß und gelb gestreiften Wollstoff gekleidet und trug einen hochroten, seidenen Turban. Sie setzten sich neben uns auf die Strohdecke.

Der Hohepriester war aufgestanden und schob von dem Alkoven, dem er mit dem Rücken zugekehrt saß, den von der Decke, bis zum Estrich herabhängenden seidenen, gelbweiß gestreiften Vor-

hang zurück. Hinter diesem, dem Berge Garizim zugewendet, in einem hölzernen auf einem mit buntem Tuche belegten Betpulte stand die Bundeslade offen und ohne Thüren.

Der Greis hob einen länglichen schmalen Kupferkasten hervor, der künstlich mit Silber eingelegt, mit dem Namen Desjenigen geziert ist, der ihn vor 500 Jahren verfertigt hat. Er öffnete das Gehäuse und in ihm lag, von einem rotseidenen Mäntelchen bedeckt, jener berühmte, auf Pergament geschriebene Pentateuch, der von Abisua, dem Sohne Pinehas, Sohn des Eleasar geschrieben und 3460 Jahre alt sein soll. Dieser Pentateuch ist auf sehr vergilbtes Pergament geschrieben, das bereits sehr morsch und brüchig und vielfach zerrissen ist. Er würde nicht mehr zusammenhalten und in kleinste Fragmente aus einander fallen, wenn er nicht mit der größten Sorgfalt auf neueres Pergament gelegt, theils angeklebt, oder wenn die Fragmente größer sind, angenäht wären.

Ich legte meine Finger an diese jedenfalls uralte Thorarolle und küßte sie dann nach der in Synagogen hergebrachten Weise. Der Hoheprieſter sagte:

„Du thust gut daran, Du küssest das wahre, unverfälschte Gesetz Moses'. Wir zeigen es nicht Jedem."

Unmittelbar nach dieser Bemerkung rühmte er mir die Großmut einiger Reisenden, denen er die gleiche Ehre erwiesen hatte. Ich bat ihn, mir eine Stelle vorzulesen.

„Das sollen meine Enkel thun, damit Du siehest, daß unsere Kinder hebräisch lesen können, auch schreiben."

Er sandte einen der Knaben um sein Schreibbuch; der andere las.

Es war ein wunderliches Rezitativ, von dem der Juden völlig verschieden und wenn ich nicht gewußt hätte, daß aus dem Pentateuch gelesen werde, ich wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß es hebräisch sei.

Ich fragte den Hohenpriester, ob er auch das El Assuri lesen könne, er bejahte dies; konnte aber, als ich ihm meine hebräische Denkschrift „Kol mebasser" überreichte, nur mühsam das Wort Israel heraus buchstabiren.

„Aus welchem Lande kommſt Du?"

Aus dem großen Reiche des Sultan njemßa.

Er ſchüttelte das Haupt, als Zeichen, daß er es nicht kenne, was er auch that, als ich Oeſterreich nannte.

„In Deinem Lande ſchreiben die Menſchen nicht hebräiſch, wie im gelobten?"

Der Knabe, den ſein Großvater, um das Schreibbuch geſchickt hatte, zeigte mir ſeine hebräiſche und arabiſche Handſchrift, die beide genug zierlich waren. Alle Samaritaner ſprechen arabiſch.

Ich fragte den Hohenprieſter, ob er den Talmud leſe?

„Niemand von den Samaritanern, weil wir an ſeinen Inhalt nicht glauben. Das Geſetz Moſes' iſt einfach und klar. Hätte Gott gewollt, daß wir noch mehr Gebote halten, er hätte ſie nicht den Deutungen der Rabbinen überlaſſen."

Leſet Ihr nicht zuweilen ein arabiſches Buch?

„Das thun wir."

Warum dann nicht auch den Talmud, nicht um an ſeinen Inhalt zu glauben, ſondern aus Neugierde. Die Karaïten halten auch die Geſetze des Talmud nicht; ihnen iſt wie Euch nur das Wort Moſes' heilig; aber Manche von ihnen leſen doch den Talmud.

„Was kann er für uns enthalten!"

Willſt Du, ehrwürdiger Herr! mir nicht ein geſchriebenes Gebetbuch, von den Eueren, auf die Reiſe geben?

„Wir verkaufen kein Buch. Es wollte ein Reiſender uns ſo viel Silber geben, als ein Gebetbuch ſchwer iſt, wir verweigerten es ihm. Der engliche Conſul half einem von den Unſeren nach England, der war ein Abtrünniger und hat uns fünfzig Gebetbücher geſtohlen."

Du ſagteſt mir, daß Ihr ſehr arm ſeid. Warum verkauft Ihr nicht geſchriebene Gebetbücher? Was Menſchen ſchreiben iſt ja nicht heilig.

„Aber die Menſchen, die unſere Gebetbücher nicht verſtehen, könnten ſie zu unheiligen Zwecken verwenden."

Der Greis ſtand auf, that den Pentateuch wieder in die Lade, zog den Vorhang vor und neigte ſich tief zur Erde. Dann verließen wir die Synagoge. In dem Hofraume waren jetzt zwei Frauen, die ſich raſch verſchleierten, damit beſchäftigt, kupferne Gefäße blank zu ſcheuern. Sie trugen drei Finger breite ſilberne Armbänder von ſeltſam fremder Form. Ich ließ ſie fragen, ob ſie mir dieſelben verkaufen wollten? Was ſie ſogleich bejahten und ſo wurde ein Schmuck von den armen Samaritanerinnen mein, der am Arme der Dame, der ich ihn mitbrachte, ſogleich die Aufmerkſamkeit feſſelt.

Ich muß es bemerken, weil es der einzige Fall auf meiner Reiſe im Oriente war, daß mir im Hauſe der Samaritaner keinerlei Gaſtfreundſchaft erwieſen, dagegen wiederholt, wahrſcheinlich um mich zu einer gleichen aufzumuntern, die Großmut der Reiſenden gerühmt wurde. Ich ließ ein Geldgeſchenk zurück und ſchied.

In Nablus lebt auch eine kleine ſepharediſche Gemeinde in einem einzigen Hauſe beiſammen; ſie zählt nur vierzig Seelen und hat keinen Chacham. Ich beſuchte das Haus, das ein ſchmales Sackgäßchen bildet, zu deſſen beiden Seiten enge, unſagbar ſchmutzige Kammern ſind, die nur durch die Thüre Licht empfangen. Die Weiber mit ihren Kindern, in einem ekeln Anzuge, umringten mich bald und bettelten. Es war blos ein ältlicher Mann anweſend, der mich in die Synagoge führte, die ſich in demſelben Hofraume befindet. Wir ſtiegen vier Stufen zu einem Raume hinab, der höchſtens für zwanzig Perſonen gedrängt Platz bietet und kahl und weihelos ausſieht.

Ich fragte den Mann, ob er mit den Samaritanern umgehe?

Die Weiber erhoben ein abwehrendes Geſchrei und eine von ihnen ſagte: „Biſt Du bei den Taubeanbetern geweſen?“

Ich bejahte es.

Wieder kehrten ſich die Weiber mit einem mißbilligenden Schreie ab und die Eine ſprach wieder: „Weißt Du auch, daß

ſie Schlachtopfer bringen auf dem Berge Garizim? Nimm ein reinigendes Bad, Herr! da Du ſchon bei ihnen geweſen biſt."

Ich erbat mir für die Weiterreiſe einige geſchlachtete Hühner von ihnen, die ſie mir in das Haus zu bringen verſprachen; der alte Mann, welcher der Vorbeter, der Beſchneider, der Schlächter, der Arzt und der Amulettenſchreiber dieſer kleinſten Gemeinde, die ich im Oriente fand, iſt, brachte mir das Gewünſchte und noch einen gebackenen in Oel getunkten Kuchen mit, den ich nicht zu eſſen wagte.

Auf dem Garizim.

Die Waſſerſcheide. — Die zwölf Steine. — Ueberlieferungen. — Jüdiſche Conſtituante. — Lichtberge. — Ein ſchönes Sprüchwort.

Ich ruhte bis nach der Mittagsglut, denn mein Unwohlſein hatte ſich in Mattigkeit aufgelöſt und ich wollte Kräfte ſammeln, um gegen Abend den Garizim zu beſteigen.

Matthia kam um fünf Uhr mit einem Samaritaner, der unſer Führer ſein ſollte. Wir ſtiegen zu Pferde und waren durch eine reich mit Bäumen bepflanzte und bewäſſerte Schlucht am Fuße des Garizim, welcher, wie der ihm gegenüberliegende Ebal, ſich kahl und ſteinigt erhebt. Zwiſchen beiden lang hingeſtreckt liegt das ſchmale, üppig grüne Thal von Nablus, aus ſeinen prächtigen Bäumen und duftenden Gärten das bibliſch alte Sichem mit ſeinen maſſiven Steinhäuſern, funkelnden Kuppeln, weißen Minareten hervorleuchtet. Alle Häuſer haben, wie die in Jeruſalem, Kuppeln, und das Thal zwiſchen den Bergen des Segens und des Fluches liegt als ein ſelig junger, grüner Strom mitten [illegible]. Nur Damaskus gewährt, rückſichtlich ſeiner Fruchtbarkeit und ſeines Quellenreichthums, einen gleich erquickenden Anblick.

Erſt in neuerer Zeit wurde durch den ſcharfſinnigen Beobachter Robinſon die intereſſante Entdeckung gemacht, daß Nablus auf der Waſſerſcheide des Thales liege, indem die Quellen im Oſten nach dem Jordan, die im Weſten nach dem mittelländiſchen Meere abfließen. Das Thal iſt nur eintauſendſechshundert Fuß

breit und die beiden Berge erheben sich steil etwa achthundert Fuß über demselben empor. Daß der Berg des Segens fruchtbar, der des Fluches kahl sei, ist eine Legende, die von der poetischen Anschauungsweise vieler Reisenden, Benjamin von Tudela an der Spitze, zeugt. Ich sah beide Berge gleich kahl und unwirtlich.

Zahlreiche Grabhöhlen am Ebal, während der Garizim keine enthält, zeugen nur von der Anschauungsweise des Volkes seit alten Tagen, welche mit jener der Reisenden zusammenstimmt.

Nach einer starken Viertelstunde hatten wir die Höhe des Berges erreicht, die sich als ein langgezogenes Tafelland darstellt. Auf einer kleinen Anhöhe des Bergrandes befindet sich ein Welv, wo die Samaritaner am Neujahr-, am Versöhnungs-, Laubhütten- und Paffahfest ihr Gebet verrichten kommen. Am letztern bringen sie eben Lämmer als Opfer dar. Die Stelle zu diesem Opfer ist durch zwei Reihen Steine und eine sehr nachlässig ausgemauerte Grube bezeichnet.

Hinter dieser Anhöhe liegen die weitläufigen Ruinen einer wahrscheinlich aus der Römerzeit stammenden Veste, deren zerstörte Mauern und Thürme fugengeränderte Steine zeigen. Diese Ruinen, die lange irrig für Ueberbleibsel des alten Tempels gehalten wurden, sind übrigens selbst unter den Samaritanern unter dem Namen: das Kastell bekannt.

Tiefer als dieses Kastell liegen flache Steine, die ihrer Größe wegen auffallen. „Hier liegen", sagte unser samaritanischer Führer, „die zwölf Steine begraben, welche die Israeliten aus dem Jordan mitgebracht haben."

Benjamin von Tudela berichtet, er habe den Altar der Samaritaner aus diesen zwölf Steinen aufgebaut gesehen.

Als wir von dieser Stelle weiter gingen, forderte mich unser Führer auf, die Schuhe abzulegen. Ich folgte seiner Aufforderung, wie schmerzlich es auch war, über die Steine hinzugehen. Wir betraten, während Matthia zurückblieb, eine ziemlich große Felsenfläche, auf der die Stiftshütte mit der Bundeslade gestanden haben soll. Ringsher sind kaum kenntliche Ueberreste einer Mauer, die vielleicht diejenige des Tempels gewesen ist.

Unſer Führer erzählte: „Hier oben dürfen wir nach jeder Weltgegend uns wenden, um zu beten; aber unten müſſen wir das Angeſicht immer gegen den Garizim kehren. Hier wird der el Muddy, der Führer, erſcheinen, der uns erlöſen wird aus der Sklaverei. Es iſt bald das Maaß der Welt voll und unſere Erlöſung iſt nicht mehr ferne."

Nahe dieſer großen Felſenfläche zeigte er mir die Stelle, wo Abraham ſeinen Sohn Iſaak opfern wollte. Als ich ihm ſagte, daß dieſe Begebenheit auf dem Berge Moria in Jeruſalem, wo der Tempel Jehova's ſtand, ſich zugetragen habe; erwiderte er: „Es wäre mir eine Sünde, Dich in Deinem Glauben zu ſtören. Hier aber iſt der Ort."

Welche Stelle es auch geweſen ſein mag, wo dieſe oder eine andere That ſich begeben hat, oder irgend ein Stein oder Tempel lag — wieder wie in Jeruſalem betrachten wir die ganze große Szene, die kaum wie eine andere in der heiligen Schrift beſtimmt gezeichnet iſt. Und es iſt von tiefem Eindruck, nach Jahrtauſenden, mit der unantaſtbaren Urkunde in der Hand, den Schauplatz zu ſehen, auf ihm umherzuwandeln, wo ein großes religiöſes und politiſches Ereigniß ſtattgefunden hat, welches eines der merkwürdigſten Völker der Erde erlebt hat und zu dem man ſelbſt gehört.

Die Araber nennen den Garizim el Tur; nur die Samariter bezeichnen ihn mit dem alten Namen: „der Berg des Segens, Griſim." Entgegen der heiligen Schrift, wie wir geſehen haben, verlegen ſie den von Joſua „dem Gotte Iſrael erbauten Altar auf dem Berge Ebal" auf den Garizim und behaupten, die Nennung des Berges Ebal ſei in dieſer Beziehung eine Fälſchung des Textes. Der ſieghafte Feldherr baute den Altar von ganzen Steinen, die mit keinem Eiſen behauen waren. Er brachte Brand- und Dankopfer dar und ſchrieb das Geſetz Moſes' auf Steine, die mit Kalk überzogen waren. Und das ganze Iſrael mit ſeinen Aelteſten und Amtleuten und Richtern ſtunden zu beiden Seiten der Bundeslade, die Fremdlinge ſowohl als die Einheimiſchen, eine Hälfte neben dem Berge Griſim und die andere neben dem Berge Ebal, zu ſegnen das Volk Iſrael.

Jakobs Brunnen und Joſefs Grab.

Tiefe des Brunnens. — Legende. — Die Bibel. — Die Paßſtadt. — Feſte am Grabe.

Ich ließ um fünf Uhr Morgens ſatteln, um rechtzeitig wieder in der Stadt zu ſein, da ich an demſelben Tage die Reiſe fortzuſetzen beſchloſſen hatte.

Der friſche Hauch des Morgens vollendete meine Geneſung, und durch das üppig bebaute Thal vor dem Stadtthore eine halbe Stunde hinreitend, erreichten wir den Brunnen, den die Mohammedaner ſowohl, wie die Samaritaner als den des Erzvaters anerkennen. Eine Höhle in den Felſen hinab iſt theilweiſe mit einem Steine bedeckt. Waſſer konnten wir durch hinabgeworfene Steinchen nicht entdecken; doch ſoll der Brunnen jetzt der heißen Sommerzeit wegen ausgetrocknet geweſen ſein. Die Chriſten, welche dieſen Brunnen Bir es Samiriveh nennen, verehren ihn nicht allein des Erzvaters wegen, ſondern weil an ihm das ſchöne Geſpräch mit der Samaritanerin geführt worden ſein ſoll.

In der Nähe liegen faſt ganz verſchüttete, unanſehnliche Ruinen einer ehemaligen Kirche; vier zerbrochene Säulenreſte ringsumher.

Die Tiefe des Brunnens wird verſchieden angegeben; der Zufall, daß einem Reiſenden eine Bibel hinabgefallen iſt, die ein an einem Seile hinabgelaſſener Araber wieder heraufholte, hat die Tiefe auf fünfundſiebenzig Fuß feſtgeſetzt, die früher noch größer ſein mochte, indem faſt jeder Reiſende, um ihn zu meſſen, Steine hineinwirft. Die Mönchslegende erzählt, daß der Brunnen jedes

Der Ebal.

Urſache des Aufruhrs. — Samaritaniſche Begräbnißſtätte. — Ebal arabiſch. — Muſik.

Als wir den Garizim herab ritten, war es noch lange bis zum Sonnenuntergang und mein Führer fragte mich zu meiner Verwunderung, ob ich nicht noch auf den Ebal ziehen wollte.

„Iſt es denn nicht gefährlich, da hinauf zu gehen? Es iſt noch wenigen Reiſenden gelungen, ihn zu beſteigen.“

Ich führe Dich, Herr! ungefährdet wieder zurück.

„Aber das Volk von Nablus iſt jetzt aufrühreriſcher als je und es ſind, Du weißt es, vor nicht langer Zeit ſo blutige Opfer gefallen.“

Die Empörung war gegen einen vierzehnjährigen Knaben gerichtet, den der franzöſiſche Conſul durch ſeinen Einfluß beim Paſcha von Jeruſalem zum Agenten gemacht hat. Die franzöſiſche Flagge wurde bei dieſer Gelegenheit zerriſſen und mit Füßen getreten und wir hören, daß der Paſcha abgeſetzt werden wird.

„Ein engliſcher Miſſionair hat einen zudringlichen Bettler erſchoſſen. War nicht darum der Aufſtand?“

Das war zufällig, Herr! und nur die Veranlaſſung eines ſchon ſeit lange kochenden Grolles. Du biſt kein Franzoſe und kein Engländer, Herr! und Dir wird hier kein Leid widerfahren.

„Woher wiſſen die Leute, daß ich keines von beiden bin und wenn ich mißhandelt oder erſchlagen werde, kann es mir nützen, wenn ſich ſpäter erweiſet, daß ich den beiden großen Nazionen nicht angehöre.“

Der Schech ließ in dem Hause, wo Du wohnst, nach Dir fragen und dann haben die Aerzte, die Du so großmütig belohnt hast, von Dir erzählt.

So bedenklich diese Mittheilungen waren, ich hätte es doch unternommen, den Ebal zu besteigen; aber meine Mattigkeit war noch nicht völlig gewichen und ich mußte mich schonen, um den mir noch bevorstehenden zweitägigen Ritt nach Jaffa ertragen zu können.

Aber es war ein Schmerz, gerade diesen Berg, der noch so wenig bekannt ist, nicht besteigen zu können.

Als wir die schöne Quelle Asal erreicht und aus derselben treffliches Wasser getrunken hatten, kamen wir an der Begräbnißstätte der Samaritaner vorüber. Ich fragte meinen Führer, ob die Samaritaner besondere Beerdigungsgebräuche hätten, worauf er mir erwiderte: „Wir begraben unsere Todten nicht selbst, denn das Berühren einer Leiche verunreinigt. Wir lassen die Todten durch Mohammedaner auf den Begräbnißplatz bringen und in die Grube legen. Erst nach einigen Stunden gehen wir hinaus und trauern auf dem zugeschütteten Grabe um den Todten."

Ich schickte die Pferde in die Stadt zurück und ging noch einmal zur schönen Quelle, wohin auch eine Gruppe mohammedanischer Männer aus Nablus gekommen waren, um sich des allmälich rot leuchtenden Abends und der kühlen Quelle zu erfreuen.

Sie knüpften bald mit Matthia ein Gespräch an, indem sie fragten, wie lange ich in ihrer Stadt bleibe und was die Absicht meines Kommens sei. Matthia übersetzte mir ihre Reden, die unter den gegebenen Umständen nicht unbedenklich schienen und wie ich mich später überzeugte, nur aus gewöhnlicher Neugierde hervorgegangen waren. Auf ihre Frage, wie mir die Stadt gefalle, ließ ich ihnen sagen, daß sie so schön wie Damaskus sei, aber noch schöner durch den Ruhm der Tapferkeit ihrer Männer.

„Das ist ein edel denkender Mann!" sagten sie unter einander.

Ich sprach über die beiden Berge, in deren Angesicht wir saßen und als ich die Verwunderung aussprach, daß der Ebal

ahler und traurtger als der Garizim daſtehe, erwiederte einer ver Männer: „Das iſt natürlich, Herr! der Ebal iſt der Sonne mehr ausgeſetzt, als der Garizim."

Ich erhielt ſo die einfachſte Löſung einer ſeit Jahrhunderten von Reiſebeſchreibern legendenhaft geſchauten Thatſache, die den Berg des Fluchs gerne als verflucht und von Grün und Blüte verlaſſen betrachtet.

Ich fragte um den Namen des Ebal, indem ich auf den Berg zeigte, weil ihn, wie Ritter berichtet, Robinſon trotz wiederholten Fragens nicht erfahren konnte. Die Männer nannten mir den Namen Dſchebel Emat e din; doch kann ich nicht dafür einſtehen, daß ich die nicht immer gut verſtändliche Ausſprache der Araber, wenn ſie Namen nennen, mißhörend, vielleicht unrichtig ſchreibe.

Ich ſchied von den Männern, zu denen ſich noch etwa funfzehn geſellt hatten, unter freundlichſter Begrüßung, und ſo erfuhr ich auch am folgenden Tage, wo ich die Stadt und die Umgebung durchwanderte, in der eben erſt durch einen Aufruhr fanatiſirten Stadt durchaus nichts Unfreundliches, in einer Stadt, deren Bevölkerung faſt von allen Reiſenden, als dem Fremden ungaſtlich, wenn nicht feindlich geſchildert wird.

Als ich in meine Wohnung zurück kam, wurde ich von einer Gruppe Muſikanten, die auf der Terraſſe ſaßen, begrüßt: Geige, Hackbret und Handtrommeln begleiteten wieder jenen unangenehmen Geſang, den wir ſchon in dieſen Blättern geſchildert haben.

Die Hausfrau hatte die Leute beſtellt, um ihrem Gaſte Freude zu machen!

Jakobs Brunnen und Joſefs Grab.

Tiefe des Brunnens. — Legende. — Die Bibel. — Die Paßſtadt. — Feſte am Grabe.

Ich ließ um fünf Uhr Morgens ſatteln, um rechtzeitig wieder in der Stadt zu ſein, da ich an demſelben Tage die Reiſe fortzuſetzen beſchloſſen hatte.

Der friſche Hauch des Morgens vollendete meine Geneſung, und durch das üppig bebaute Thal vor dem Stadtthore eine halbe Stunde hinreitend, erreichten wir den Brunnen, den die Mohammedaner ſowohl, wie die Samaritaner als den des Erzvaters anerkennen. Eine Höhle in den Felſen hinab iſt theilweiſe mit einem Steine bedeckt. Waſſer konnten wir durch hinabgeworfene Steinchen nicht entdecken; doch ſoll der Brunnen jetzt der heißen Sommerzeit wegen ausgetrocknet geweſen ſein. Die Chriſten, welche dieſen Brunnen Bir es Samirieh nennen, verehren ihn nicht allein des Erzvaters wegen, ſondern weil an ihm das ſchöne Geſpräch mit der Samaritanerin geführt worden ſein ſoll.

In der Nähe liegen faſt ganz verſchüttete, unanſehnliche Ruinen einer ehemaligen Kirche; vier zerbrochene Säulenreſte ringsumher.

Die Tiefe des Brunnens wird verſchieden angegeben; der Zufall, daß einem Reiſenden eine Bibel hinabgefallen iſt, die ein an einem Seile hinabgelaſſener Araber wieder heraufholte, hat die Tiefe auf fünfundſiebenzig Fuß feſtgeſetzt, die früher noch größer ſein mochte, indem faſt jeder Reiſende, um ihn zu meſſen, Steine hineinwirft. Die Mönchslegende erzählt, daß der Brunnen jedes

Jahr einmal nur von frischem Wasser überquelle, und zwar an dem Tage, wo Jesus mit der Samaritanerin an demselben sprach.

Etwa dreihundert Schritte nördlich vom Jakobsbrunnen erhebt sich in dem von mäßigen, schön geformten Bergen umgebenen Rundthale ein weißschimmerndes, viereckiges Gebäude, das Grab Josefs. Eine schönere Ruhestätte ist nicht mehr zu finden, und jedenfalls wurde der Sohn schöner gebettet als seine schöne Mutter zwischen Bethlehem und Jerusalem.

Ich setzte mich, ehe ich das Grab betrat, auf einen Stein und schlug, während die große Szene mich umgab, die Bibel auf, um in ihr zu lesen, was sich alles hier begeben hat. Wie genial auch schon das gelobte Land geschildert und beschrieben wurde, die einfach naive Darstellung der Bibel überbietet Alles. Und da die Zustände im Morgenlande sich so wenig verändern, die Menschen in ihren Gewohnheiten bis auf die Tracht sich treu geblieben sind, so meint man oft, die Bibel schildere die Gegenwart.

Dieses durch sein Alterthum, seinen Geist und seine Poesie heilige Buch ist, wo es naive Zustände schildert, das unübertroffenste, das des Menschen Geist geschaffen hat. Welches Volk der Erde besitzt eine solche Urkunde seiner Geschichte, seiner Poesie, ein solches Adelsdiplom seines Geistes?

Dies also ist Schechem, die Asylstadt auf dem Gebirge Ephraim, die Genossin von Kades und Hebron. Schon Abraham kam bis zu dieser Stadt und Jakob schlug sein Lager vor derselben auf, bis er aufbrach und nach Bethel zog. Seine Söhne gingen das Vieh ihres Vaters zu weiden gen Sichem und verkauften hier ihren Bruder an die Ismaeliten, die mit einer Karawane vorüberzogen, nach Egypten; wie eben auch jetzt eine solche, bestehend aus Kameelen und Maulthieren, auf denen weiß beturbante, bewaffnete Männer sitzen, nahe bei mir vorüberzieht. Auf diesem Felde lagerten die Brüder, ehe sie hingingen in die Stadt, um die Schmach ihrer Schwester Dina zu rächen. Ich befinde mich auf dem Stück Feldes, das Jakob von den Kindern Hemor,

des Vaters Sichem um 100 Kesita kaufte und als Erbtheil besaß. Hier wurden Josefs Gebeine nach dem Einzuge Israels in Kanaan begraben.

Zur Zeit der Richter wurde Schechem von Abimelech, gegen den es sich empörte, zerstört. Hier sprach der König Rehabeam das unglücklich-verhängnißvolle Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich werde euch mit Skorpionen züchtigen.“ Und die Stämme fielen von ihm ab und der Zerfall des jüdischen Reiches begann.

Die Geschichte hat ihre Lieblingsstellen auf der Erde, die sie mit allem Zauber der Vergangenheit umgiebt, die sie mit Lied und Sage verherrlicht und nicht sterben läßt im Gedächtnisse der Menschen.

Vier Jahrtausende zurück reichen die Erinnerungen dieser Stadt und ist es nicht wunderbar, daß die letzten Ueberreste eines verlorenen Volkstammes sich gerade hier befinden, welcher das Buch der Bücher in einer mehr als dreitausendjährigen Urschrift zu besitzen meint und auf den Berg hinaufgeht und noch jetzt Schlachtopfer dem Gotte Jehova darbringt.

Es verdient allgemein bekannt gemacht zu werden, daß der deutsche Gelehrte Olshausen den lange im Josefus unverstandenen Namen der Stadt Mabortha auf die einfachste Art erklärt hat, indem er nachwies, daß dieses Wort im Aramäischen, Paß bedeutet. Natürlicher konnte die Stadt, die eine Paßlage zwischen den zwei Bergen hat, nicht bezeichnet werden. Der römische Name der Stadt Flavia Neapolis hat sich auf Münzen erhalten.

Wir wollen das Grab Josefs betreten und gelangen in einen roh aufgemauerten Vorhof, aus dem wir zur Linken in einen zweiten ungedeckten Raum kommen, der von einer 15 Fuß hoben, 4 Schuh dicken Mauer umgeben ist. Hier befindet sich, dem Eintretenden zur Rechten, ein weiß übertünchter, 8 Spannen langer, 7 Spannen hoher Sarkofag, zu dessen beiden Enden sich ebenfalls weiß übertünchte Säulen befinden, die nicht höher als der

Sarkofag sind. Beide sind oben, wo das Kapitäl sein sollte, ausgehöhlt und zeigen die Spuren, daß Holz in diesen Vertiefungen verbrannt worden war. Dem Eintretenden entgegen befinden sich zwei Nischen, in deren einer zwei Marmortafeln eingefugt sind; die obere enthält mit vertiefter, die untere mit erhabener Schrift die Bibelstellen eingemeißelt, die sich auf den Tod und das Begräbniß des edlen Todten beziehen. Diesen Nischen gegenüber, zur Rechten der Eingangsthür ist noch eine dritte und ein aufgemauerter Divan angebracht. Zur Linken des Einganges in der Ecke des viereckigen Raumes ist eine Aufmauerung, die bis zur halben Höhe der Umfangsmauer reicht, aus ihr grünten fröhlich drei Reben empor, deren eine ich abschnitt, um sie als ein heiteres Erinnerungszeichen an den durch Schönheit, Keuschheit und Weisheit verklärten Patriarchen mit in die Heimat zu bringen.

Wie beim Brunnen vereinigte sich auch bei diesem Grabe die Meinung der verschiedenen Religionsbekenntnisse, daß es die Ruhestätte des Patriarchen sei. Der Aufbau des Ganzen ist von einem mohammedanischen Welv wenig unterschieden und nicht sehr alt. Die Bewachung desselben, wiewohl weder Vorhof noch der innere Raum eine schließbare Pforte hat, ist den Juden überlassen. Es scheint auch, daß es vorzüglich Juden sind, die zu dem Grabe wallfahrten, denn ich fand außerordentlich viele hebräisch, mit Bleistift geschriebene, oder auch in die Wände eingegrabene Namen; arabische waren nur wenige darunter.

Der Jude, von dem ich mir einige Hühner für die Reise erbeten hatte, begleitete mich und erzählte mir, daß der Bau von den Mohammedanern, die Jussuf als Propheten verehren, herrühre und daß sie heitere Familienfeste gerne an diesem Grabe begehen.

Legenden von Juſſuf.

Der geſtohlene Gürtel. — Jakobs Unglaube. — Der Erzengel. — Schnitt in die Finger. — Suleicha.

Wie in der Bibel dem ſchönen Patriarchenſohne mehrere Kapitel, ſo iſt ihm auch im Koran eine ganze Sure gewidmet, die mit dem Verſe anhebt: „Wir wollen dir erzählen die ſchönſte der Geſchichten.“

Eine der berühmteſten arabiſchen Geſchichten vom Anfange der Welt bis auf das Jahr der Hidſchra 309 von Thabari, deren Original verloren gegangen iſt und ſich nur in einer perſiſchen und türkiſchen Ueberſetzung erhalten hat, erzählt ebenfalls die Geſchichte Juſſufs, aus der wir nur einige Nachrichten, welche in der Bibel nicht enthalten ſind, hier mittheilen wollen:

Die Schweſter Jakobs des Erzvaters, erbat ſich den kleinen Juſſuf, um ihn bei ſich zu erziehen, denn das Kind gefiel ihr, wegen ſeiner ungewöhnlichen Schönheit ganz außerordentlich. Als er einige Zeit bei ihr weilte, ergriff den Vater Sehnſucht nach ſeinem Kinde; er kam, um es zurück zu fordern. Da band die Baſe heimlich einen aprikoſenfarbenen Gürtel dem Kinde um den Leib und erhob, als ihr Bruder in ihr Zelt kam, einen großen Lärm, daß ihr ein Gürtel geſtohlen worden ſei. Als man ihn um den Leib des Knaben gewunden fand, erklärte ſie ihn auf zwei Jahre für ihren Leibeigenen, denn nach dem Geſetze Abrahams wurde ein Freier leibeigen, wenn er geſtohlen hatte.

Nach dem Tode der Base kehrte Juſſuf in das älterliche Haus zurück.

Jakob glaubte nicht, als ihm es ſeine Söhne berichteten, daß ein Wolf ſein Kind zerriſſen habe, denn als ſie ihm das blutige Hemd brachten, war dieſes ganz. Doch ſprach er ſeinen Verdacht nicht aus und glaubte im Herzen ſtill an ein Wiederſehen. Ein ſolcher Glaube wurde in ihm noch beſonders durch einen Traum beſtärkt, in dem ihm der Todesengel erſchien. Er fragte dieſen, ob er ſeines Kindes Seele genommen habe? „Nein!“ erwiederte der Todesengel. Zuweilen auch, wenn er des Abends vor dem Zelte ſaß, hauchte es ihm vom Hemde ſeines verlorenen Kindes roſenduftend an.

Thabari nennt den Karawanenführer, der Juſſuf nach Egypten brachte, Maleb. Als er an der Ziſterne vorüberzog, in welche die grauſamen Brüder den Knaben hinabgeſenkt hatten, hieß er ſeinen Sklaven Buſchra Waſſer ſchöpfen. Juſſuf klammerte ſich an den hinab geſenkten Eimer feſt. Von unten herauf leuchtete ein Roſenſchimmer, es war der Wiederglanz von Juſſufs Wangen.

„Heil uns, o Buſchra!“ rief Maleb, „ein ſchöner Knabe!“

Wo die Karawane zog, erregte Juſſufs Schönheit ein ſolch beunruhigendes Aufſehen, daß ihn Maleb mit einem ſiebenfachen Schleier umwand, aber ſein Wangenglanz leuchtete durch. Einen förmlichen Aufruhr erregte die Schönheit des Knaben auf dem Sklavenmarkte von Memphis, wo der Farao Rijan, ein Sohn Walids aus dem Geſchlechte der Amalekiter herrſchte.

Juſſuf wäre der ſchönen und wollüſtigen Egyptierin nicht widerſtanden, wenn ihm nicht über deren Lager ſein Vater mit drohendem Finger gewinkt und zu ihm geſprochen hätte: „Juſſuf, Juſſuf! was beginnſt Du? Noch ſchwebſt Du in Lüften, ein leichtbeſchwingter Vogel, um einſt auf dem Baume des Profetenthumes zu ſitzen. Hüte Dich, daß Du nicht ohne Schweif und Schwingen zur Erde niederſtürzeſt!“

Als Juſſuf in den Kerker geworfen war, und trotzdem ein Gerede unter den Frauen von Memphis über Putifars Gattin

Suleicha entſtanden war und über ihre Tugend gemunkelt wurde, erbat ſie ſich den Jüngling für einen Tag von ihrem Gatten. Darauf lud ſie die Damen von Memphis zu einem Feſte. Als am Schluſſe der Tafel Pomeranzen aufgetragen wurden und die Frauen ſie mit ſilbernen Meſſerchen ſchälten, ließ Suleicha durch den ſchön geſchmückten Juſſuf Scherbet herum reichen. Alle waren plötzlich wie verzaubert, ſie konnten die Blicke von dem ſchönen Jünglinge nicht abwenden und ſchnitten ſich, ohne daß ſie es merkten, in die Finger. Da rief die Frau vom Hauſe den Damen von Memphis zu: „Euere blutenden Finger, ihr Tugendhaften, ſind meine Rechtfertigung!“

Als Juſſuf im Kerker immer vergebens durch des Mundſchenken Fürſprache auf ſeine Freiheit hoffte, erſchien ihm eines Nachts der Erzengel Gabriel und ſprach:

„O Juſſuf, wer hat dich erſchaffen?“

Gott der Herr.

„Wer hat dir ſolche Schönheit gegeben?“

Gott der Herr.

„Dein Vater hat zwölf Söhne; wer hat ihm vor Allen die große Liebe zu dir eingeflößt?“

Gott der Herr.

„Wer gab deinen Brüdern in den Sinn, daß ſie dich, ſtatt zu tödten, in den Brunnen warfen?“

Gott der Herr.

„Wer rettete dich aus den Brunnen?“

Gott der Herr.

„So Vieles hat Gott der Herr für dich gethan, Juſſuf! wie kannſt du auf ein Geſchöpf vertrauen ob der Rettung aus dem Kerker?“

Juſſuf weinte und vertraute fortan nur auf Gott den Herrn.

Als Juſſuf vor den Farao gebracht wurde, redete ihn dieſer in ſieben Sprachen an und Juſſuf erwiederte ihm ebenfalls in ſieben Sprachen. Die Prieſter des Farao, die auch Träume deuten konnten und vieler Sprachen kundig waren, ſtanden weit

hinter Juſſuf zurück, erzählt der Geſchichtſchreiber. Er beſaß, was mehr als Klugheit und Willenſtärke iſt: Seherblick und Herrſcherkraft, die unumgänglichen Erforderniſſe des Profetenthums.

Farao gab Suleicha, die „eine unberührte Perle im Hareme des verſchnittenen Putifar geblieben war“ Juſſuf zum Weibe.

Aber die Scham über ihr früheres Thun ſühnte nun die Gattin durch freiwillige Entſagung, wiewohl ſie Juſſuf mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte. Was früher Juſſuf, verſagte jetzt Suleicha und ſo iſt dieſes Liebesabenteuer ein Gegenſtand aller Romanſchriftſteller des Morgenlandes geworden; ein Beiſpiel ſinnlicher und enthaltſamer, ſeltener und ſonderbarer Liebe.

Wie die Liebe der Nachtigall zur Roſe, des Schmetterlings zur Flamme: ſo rein und ſchön wird die Juſſufs zu Suleicha beſungen.

Wir aber wollen dieſes Blatt mit einem ſchönen Verſe Saadis ſchließen:

Und weißt du, was die Nachtigall
Voll Sehnſucht in den Bäumen ſingt?
„Verloren iſt der Menſch im All,
Der, wenn der Lenz und Liebe klingt,
Nicht froh ſein Herz zum Opfer bringt!“

Dſchel Dſchule.

Sonne und Quelle. — Gang der Frauen. — Brotbäckerei. — Nächtlicher Ritt. — Ein Leopard.

Der orientaliſche Dichter vergleicht die Sonne mit einem Falken, der aus dem azurnen Neſte des Himmels herabſchießt auf die Erde. Oder die Sonne iſt ihm ein Löwe, der die Nacht, die flüchtige Gazelle verjagt. Im Morgenlande begreift man den hyperboliſchen Dichter. Es ſollten diejenigen, denen es Pflicht iſt, die heiligen Schriften dem Volke zu erklären, ſich die Kenntniß der morgenländiſchen Denker und Dichter überhaupt aneignen, um die Profeten beſſer zu verſtehen und wohl auch einzuſehen, daß ihre Sprache — und nur dieſe meinen wir — häufig die allgemein poetiſche und bilderreiche des Morgenlandes iſt. Wer den chriſtlichſten profetiſchen Dichter Dante allein läſe, ohne ſeine Vorgänger oder ſeine Mitlebenden zu kennen, dem würde er über alles Maaß hinaus gewaltig und unerklärlich erſcheinen. Ebenſo, um eine andere Kunſt zu nennen: Rafael Sanzio, wenn man nicht ſeine Vorgänger Francia und Perugino, ſeine Zeitgenoſſen Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti ſtudirt.

Die Verehrung und Bewunderung für die Sprache der Profeten und Pſalmenſänger wird keine geringere werden, wenn man ſie im Zuſammenhange mit den Profeten und Dichtern nachbarlicher Völker ſtudirt.

Die große Mehrheit der christlichen und der jüdischen Lehrer entbehrt einer solchen allgemeinen Literatur und Culturkenntniß und die Schüler lernen — Unwissenheit.

Um 9 Uhr Morgens bei einer schon fast unerträglichen Glut verließen wir Nablus. Wir mußten die Lichtpfeile auf uns niederregnen lassen, bis wir in der Nähe des Dorfes Residia an einen schön ummauerten Brunnen kamen, der von einer Palme beschattet uns erquickte.

An keiner Quelle zieh vorüber
Im heiß durchglühten Sonnenland,
Gastfreundlich rauschend geht sie über
Berührt von Deinem Lippenrand.

Mirjaden Pilgern, die im Grabe
Verweht vom Wüstensande sind,
Gewährte Kühlung schon und Labe
Das bergentsprungne, frische Kind.

Wie auch vom blauen Himmel nieder
Der Sonnenblick versengend flammt,
Sie regt die hellen Silberglieder
Und übt ihr frisches Schenkenamt.

Sie weht mit ihrem Palmenfächer
Dir Kühlung zu und grünen Trost
Und singt ein Schlummerlied dem Zecher,
Er träumt von ihrem Hauch umkost.

Aus dem Dorfe kamen mehrere Mädchen um Wasser zu schöpfen, während wir am Brunnen lagerten. Sie waren weiß gekleidet; ihr dunkles Antlitz mit brennenden schwarzen Augen glänzte, wie braunes Gold aus den weißen Schleiern und an den nackten Armen funkelten Armbänder.

Als sie sich mit den Wasserkrügen auf dem Kopfe entfernten, konnte ich abermals eine Erscheinung wiederholt sehen, die mir im Morgenlande vielfach in den Dörfern auffiel: die stolze schöne Haltung der Frauen. Die Gewohnheit, Alles auf dem Kopfe zu tragen und abwechselnd mit den Armen fest zu halten, giebt diesen

einen plastischen Schwung und zwingt die Gestalt, den Oberleib streng aufrecht und ruhig zu halten; dafür die Hüften die Bewegung wiegend übernehmen müssen. Das Auge folgt gerne diesen wandelnden Königinnen.

Nach dem Ritte einer Stunde sahen wir rechts einen Berg hinab ein Dorf hängen, das unser Begleiter Sawata nennt, während uns ein anderes auf einem Berge gelegenes wie eine weitläufige mittelalterliche Burg entgegensieht: Ariet Dschid. Es ist von schönen Oelbäumen, Mais- und Tabakpflanzungen umgeben. Wir umreiten den Berg und gelangen hinter demselben in einen ebenfalls gut angebauten Thalkessel. In einer Höhle ruhen wir aus, um zu frühstücken.

Wir zogen nun über das Gebirge Raß el arnin an den Dörfern Ariet Hedsche, Fundek, Dschen Safur vorüber und gelangten in das Wadi Azun. Das Flußbett in demselben war völlig ausgetrocknet, die Bergrücken des schmalen Thales von der Tiefe, bis zur Höhe begrünt; im Thale selbst unzählige Johannisbrotbäume. Gegen das Ende dieser anmuthigen Schlucht grünten wieder Oelbäume. Wir ritten sehr rasch durch den Wadi, denn Matthia und unser Führer bezeichneten ihn als wenig sicher. Wir begegneten während des ganzen Tages nur sehr wenigen Menschen, in dieser Schlucht gar keinem und gelangten ungefährdet auf einen hohen, mit uralten Oelbäumen bepflanzten Bergrücken.

Wir verschliefen die Mittagsglut unter den Bäumen gelagert, und kamen niederreitend in die große Ebene Hadschar en nus. Da es noch nicht nahe zum Sonnenuntergange war, ritten wir das Dorf Hable, wo wir übernachten wollten, durch, nach dem noch eine Stunde fernen Dschel Dschule. Ich finde auf Robinsons Karte dieses Dorf nicht verzeichnet.

Es sind etwa 40 aus Lehm aufgeführte Hütten, deren jede von einer Lehmmauer umgeben ist und in einem weitläufigen Hofe eine Stube und gewölbte Erdwölbungen hat, in denen die Bewohner schlafen und während der Regenzeit sich aufhalten.

Im Hofe tummelten sich Kinder zwischen Hühnern und Hunden umher. Ein Pferd und ein Esel standen friedlich in einer

Ecke angebunden. Drei Weiber, unverschleiert, waren um einen Ofen beschäftigt, um Brot zu backen, das in jeder Familie täglich frisch bereitet wird. Der Ofen ist ein etwa vier Schuh hoher runder Herd aus Lehm, der wie eine plumpe Säule etwa aussieht, die oben mäßig gewölbt ist. Da legen, während im Ofen eine Kohlenglut unterhalten wird, die Bäckerinnen rund und flach gewölbten Teig, einen Schuh etwa im Durchmesser hin. Nach einer halben Stunde nehmen sie das noch weiche und mehr gekochte Brot vom Ofen weg. Ich wurde jedesmal, aber noch mehr später in Egypten, wo sie das Brot noch dünner und etwas härter backen, an das ungesäuerte erinnert, das die Juden am Osterfeste essen.

Matthia bereitete mir aus dem Sattel, dem Gepäcke und der Pferdedecke ein Lager in einer der geschilderten Lehmhöhlen, in der dürres Reisig die Wände verdeckend zieren sollte. Er machte mich schon früher aufmerksam, nicht nach der Uhr zu sehen, um die Lust nach ihr nicht zu reizen. Er legte sich quer vor den Eingang und unser Führer blieb im Hofe bei den Thieren wach.

Ich lag, wiewohl völlig angekleidet, bald wieder wie in Brennesseln. Schakale umschwärmten heulend das Gehöfte und weckten erschrocken schreiende Katzen in unserer Nähe auf. Wir entschlossen uns nach Mitternacht aufzubrechen und erreichten bald hinter dem Dorfe einen Neger, der einen beladenen Esel mit seinem Füllen vor sich her trieb. Wir schlossen uns gegenseitig gerne aneinander an. Einige Kameeltreiber begegneten uns.

Plötzlich blieb Matthia's Pferd stehen und zeigte eine auffallende Unruhe. Matthia rief uns zu, hart an ihn heran zu reiten, neben ihm stehen zu bleiben und die Pistolen zu spannen. In diesem Momente sprang in langen Sätzen quer über unsere Straße ein Leopard an uns vorüber. Wir feuerten ihm nach, das Thier verschwand in der Finsterniß; es war das einzige wilde, das ich in Palästina sah.

Wir ritten weiter durch die Nacht und kamen an zwei Mühlen vorüber, wo mehrere Karawanen lagerten. Ich wollte bleiben, denn schon oft hatte ich mich plötzlich darüber ertappt, daß ich, müde von vierzehntägiger, anstrengender Reise eingeschlafen war

und ſo vom Pferde getragen wurde. Es widerfährt dieſes bedenkliche Einſchlafen wohl auch dem Reiter des Tages, wenn die Glut zu drückend wird. Auf den entſetzlichen Gebirgswegen Syriens und Paläſtina's iſt dieſes Ermatten vielleicht das Gefährlichſte des Reiſens.

Matthia ſchien nicht den Mut zu haben, unter den fremden Männern zu übernachten und ſo ritten wir weiter.

Bald vernahmen wir durch die Stille der Nacht fernen dumpfen Donner, es waren die Brandungen des mittelländiſchen Meeres.

Zwei Stunden noch zogen wir durch ſandige Dünen, endlich eine Höhe empor und das weite Meer lag ſilberflitternd vor uns, auf ihm eine purpurne Rieſenroſe, die aufgehende Sonne.

Wir waren wieder in Jaffa.

Ehe wir Paläſtina verlaſſen, bin ich noch jenen viertägigen Ausflug zu ſchildern ſchuldig, von dem ich bei Gelegenheit meiner Kämpfe in Jeruſalem geſprochen habe: nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meer, nach St. Saba, Hebron und zum Grabe Rachels, der ſchönen Patriarchenfrau.

Jericho.

Mussa der Kawaß. — Schnee in Sonne. — Beduinen und Juden. — Keine Rosen. — Der Aga. — Ein geraubter Ochs. — Häßlichkeit der Weiber. — Tanzende Hexen. — Gesang. — Waffentanz.

Wir ritten, eine stattliche Karawane, um 6 Uhr Morgens von Jerusalem fort. Drei Deutsche, ein englischer Arzt, der Architekt Endlicher. Maulthiere trugen unsere Zelte, waren mit vollem Geräthe und Küchenproviant versehen und sechs Beduinen folgten uns als Bedeckung.

Voran zog Mussa der Kawaß.

Wir wollen diesen Führer unserer Karawane näher betrachten. Es ist eine breitschulterige, untersetzte Gestalt, arabisch gekleidet; ein krummer Säbel hängt an seiner Linken, aus dem Gürtel funkeln Pistolen und Handschar, vorn über den Sattel gelegt ist die Flinte, um im Momente einer Gefahr, sie rasch zur Hand zu haben. Das Haupt bedeckt ein rotgelbes Tuch, dessen Enden flattern, wenn er bald der Karawane voran sprengt, oder wieder zurück reitet, um zu sehen, ob Alles beisammen und in Ordnung ist. Er reitet so den Weg zweimal, den wir einmal vollendend beiß genug empfinden. Der Kopf Mussa's ist das Interessanteste an ihm: ein rotbraunes Gesicht mit lebhaften Augen, grauem Schnurrbart, macht den Eindruck einer Gutmüthigkeit, die nicht ohne Schlaubeit ist und kaum vermuten läßt, daß dieser Mann von stets bewußter tapferer Entschlossenheit und — lächelnder Grausamkeit sei.

Muſſa war, als Ibrahim Paſcha Syrien eroberte, deſſen Henker.

Jetzt iſt er der treffliche Kawaß des öſterreichiſchen Generalconſulates in Jeruſalem, gekannt und gefürchtet in ganz Paläſtina.

Als der Generalconſul eines Tages auf einer Reiſe, in der Ferne eine lagernde bedenkliche Beduinengruppe ſah, riß ſich Muſſa, wie ein Blitz von der Karawane los, ſprengte unter dem ſich ankündigenden Rufe „Muſſa Kawaß!“ an die Gruppe hin und befahl den Beduinen ihre Waffen in einem Kreiſe niederzulegen. Die Männer ſtaunten über einen ſolchen Mut und — folgten. Muſſa blieb bis die Karawane aus dem Geſichtskreiſe war, dann ritt er, die Beduinen grüßend, davon.

Als ſich ein Dieb im Conſulatsgefängniſſe befand und der neue Conſul nach europäiſch üblicher Weiſe ein ſchriftliches Protokoll mit ihm und wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne allen Erfolg aufnahm, verſprach Muſſa, wenn es ihm überlaſſen würde, das Geſtändniß bald zu erlangen. Der Conſul, nichts Böſes ahnend, ließ den Kawaß gewähren, bis er aus dem Gefängniſſe ein furchtbares Schreien vernahm. Er eilte hin und ſtand vor einer entſetzlichen Szene. Der Dieb hing nackt, an den Füßen feſt gebunden, ſo daß ſein Kopf faſt den Boden berührte. Muſſa zog einen eiſernen rotglühenden Ladſtock aus einem Kohlenfeuer und als der Conſul voll Entſetzen ihn anſchrie, erwiederte Muſſa ruhig lächelnd: „Ich weis ſchon, wo die geſtohlenen Sachen ſind! Der Schuft hät gleich bekannt, als er merkte, daß ich ihn ſpießen wollte.“

Einen verläſſigeren, anhänglicheren und ſo ſeltſam dies klingt, einen gutmüthigeren Diener hat das öſterreichiſche Generalconſulat nicht. Wenn er mit einem Kinde ſpielt, mit ſeinem Herrn oder mit Freunden umgeht, iſt kaum ein gemütvollerer Menſch zu ſehen. Seine Tapferkeit, ſein entſetzlicher Mut ſind keine Folgen einer heftigen Aufregung, ſie ſind auch Eigenſchaften in ſeinem Weſen, die ſich naturgemäß regen und bewegen, weil ſie eben in ihm ſind. Wenn er ſeinen Herrn in einer einfachen Situation ſieht, z. B. im Wortwechſel mit einem das Gepäck zu ſehr zer-

ſtörenden Mautbeamten, ſo iſt es eine ruhige Frage: „Herr! ſoll ich den Kerl erſchießen?“ wie etwa ein Diener in Europa fragen würde, „Soll ich den Mann bedeuten?“ Und es bedürfte nur eines leiſen Nickens und er ſchöſſe den ſeinem Herrn unangenehmen Menſchen todt.

Graf Pizzamano hatte die Güte mir Muſſa zur Begleitung zu geben, um nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meere nach dem Kloſter St. Saba, nach Hebron und Bethlehem zu geben. „Ich bin vollkommen beruhigt über Sie, wenn Sie Muſſa begleitet.“ Er rechtfertigte das in ihn geſetzte vielfach erprobte Vertrauen vollkommen. Etwas Beſſeres kann Graf Pizzamano einem Fremden nicht erweiſen, als wenn er ihm dieſen Mann zum Begleiter durch das Land giebt, das Niemand beſſer kennt als er.

Der Weg von Jeruſalem nach Jericho iſt von Pilgern tauſend und tauſendmal geſchildert worden. Wir ſetzten ihn, der ſich durch wüſte Berge zieht, am 3. Juni in einer Hitze durch, die das Queckſilber in meinem Thermometer auf 36 Grad ſteigerte. Nach ſieben Stunden erreichten wir eine Höhe, wo ein verlaſſener Chan ſtand, der uns für eine kurze Raſt Schatten giebt und wir ſehen in die Jordanoaſe hinab; zu unſerer Rechten dehnt ſich blaugrün, zwiſchen rötlich-gelben Felſen in ſeiner Länge unabſehbar das todte Meer aus und ein lang geſtreckter ſchwarzgrüner Streif, am Fuße des Gebirges bezeichnet den Lauf des Jordans, den wir noch nicht ſehen.

Wir reiten die Höhe hinab und erreichen nach einer Stunde die Eliſäusquelle, die Ain es Sultan. Ein Trunk friſchen Waſſers iſt dem Wanderer durch eine Wüſte die Befriedigung des höchſten Wunſches. Die Thiere wittern die Nähe der Quelle und gehen raſcher, die Araber beginnen ein Lied zu ſingen und es geht eine freudige Bewegung durch die Karawane. Als ich Muſſa fragte, was die Beduinen ſängen, ſagte er mir: „Dieſes Volk iſt verrückt und ſingt nur immer dieſelben Worte.“

Welche Worte?

„Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne!“

So poetiſch bezeichneten die Bewohner der Wüſte das Waſſer.

Wir lagerten bald am Rande der ſchönen umgrünten Quelle. Jeder von uns ließ das kühle Waſſer in ſeinen Becher fließen, während den Pferden und Mauleſeln die Zäume abgenommen wurden und mitten in dem Baſſin, das ſich unter der Quelle füllt, ſchlürften auch ſie ſtehend mit athmendem Behagen.

Wir waren nicht zufrieden, daß wir wieder aufbrechen und noch eine halbe Stunde nach Jericho, dem heutigen Richa reiten ſollten.

„Die Moskitos," erwiederte Muſſa, „würden Euch an dieſer Stelle allen Schlaf rauben und Euch mörderlich ſtechen."

So ritten wir denn weiter durch die Jordanaue. Der Boden war eben, die Gräſer verbrannt und zahlloſes, einzeln ſtehendes dorniges Buſchwerk und Bäumchen über ihr zerſtreut. Die Araber nannten es Sidr; es iſt auch unter dem Namen Dom bekannt und mit dem Rhamnus napeca identiſch.

Um 4 Uhr nach Mittag waren wir in Jericho, wo uns unter rieſigen Feigenbäumen unſere Zelte, blau und weiß entgegen ſchimmerten. Blau und weiß, die Nazionalfarben Juda's und des modernen Hellas!

In einiger Entfernung von unſeren Zelten waren noch zwei andere aufgeſchlagen, die jener beiden ſchweigſamen Amerikaner, welche wir auf der Fahrt von Konſtantinopel nach Beyruth kennen gelernt haben und deren Einer ununterbrochen den Thomas a Kempis und der Andere „die Kunſt Leder zu preſſen" las. Sie ſahen aus denſelben Bücher, die ich wieder erkannte, gleichgültig auf, um gleich wieder ihr Leſen fortzuſetzen. In einem anderen Zelte wohnten zwei engliſche Geiſtliche.

Unſeren beiden Zelten nicht ferne ſpannte ſich für uns ein drittes aus, in welchem ein jüdiſcher Koch unſere Küche vorbereitete.

Wir blieben im Freien unter den Feigenbäumen, wo Muſſa für uns Teppiche ausbreiten ließ. Bald verſammelten ſich die Männer von Jericho um uns her, um uns müßig zu begaffen. Auffallend war mir die dunklere Farbe der Bewohner und eine Mahnung

an Negerbildung in ihren Gesichtszügen. Vielleicht ist eine früher stattgehabte Mischung mit Ethiopiern daran und an der schlaffen Trägheit schuld, die den Bewohnern von Jericho nachgesagt wird. Ebenso soll ihre Unsittlichkeit daran erinnern, daß sie in der Nähe der Städte Sodoma und Gomorha angesiedelt sind.

Die Beduinen, die uns begleiteten und alle, die ich schon früher gesehen hatte, machten den entschiedenen Eindruck auf mich, daß sie die wahren Stammgenossen der Juden sind. Die gebogene Nase, das spitze Kinn, überhaupt die Energielosigkeit der unteren Kinnlade, die mehr kleine und magere Gestalt, die Hast und Bewegungen der Hände, mit denen sie jede ihrer Reden begleiten, das kurze fragende Vorsichhinstrecken derselben, das einseitige Achselzucken machten mich oft glauben, daß ich mich mitten unter Juden befinde. Bis auf das eigenthümliche Schnalzen mit der Zunge, wenn sie sich wundern, der nasale Ton der Rede, das Vorwalten der Gurgeltöne in der arabischen Sprache, Alles vereinigt sich, um noch jetzt zu beweisen, daß Ismael ein Bruder Isaaks gewesen ist. Nur Eines war anders: der aufrechte energische Gang der Beduinen, ihnen hat noch kein Haß der Jahrhunderte, keine Liebe des sie umgebenden Mohammedanismus den Nacken sklavenhaft gebeugt; in ihnen geht noch das Barbarenthum der Freiheit aufrecht und, wie geistig versunken diese Bevölkerungen der Wüste sind, ihre berechtigte Menschheit ist noch nicht auf Scheiterhaufen gelegt, in Folterkammern entsetzt, im Leben noch nicht gedemüthigt worden.

Der Nachkommen Isaaks aber ist das geistige Eigenthum, ungebrochen ist das, was ewig lebt in ihm; so wie die Gestalt des Wüstenbruders, schlank und frank ist!

Ist hier nicht der Boden, auf dem eine Rose sprießt, die dürr und verholzt erscheint, die aus einem ihr unwirtlich sandigen Boden emporschlägt? Thau und Regen erquickt sie nicht, ihre Wiege wird von den Stürmen der Wüste geschwungen. Ich grüße dich Rose von Jericho! die du wieder aufblühst, wenn eine warme Hand der Liebe dich pflegt, wenn die Huld des Herrn dich be-

wässert. Du bis die Anastatika, wie dich die Wissenschaft nennt, die Blume der Auferstehung!

Ich mußte dein gedenken Volk Israels auf dem Boden, wo die Rosen von Jericho sprießen.

Als wir ausgeruht waren und die niedergehende Sonne ihre Gluten abgedämpft hatte, traten wir unsere Wanderung durch Jericho an.

Wir zählten zwölf elende Hütten, aus Lehm und Reisig, in denen zweihundert Menschen wohnen. Das ist die Palmenstadt, die paradiesische Landschaft, der Siz der Götter, wie sie der alte Geschichtschreiber nennt. Von antiken Baudenkmalen ist außer einer zerstörten Wasserleitung, einem Stück Straße nichts mehr sichtbar. Hier in dem fast tropischen Klima, wo noch jetzt tropische Pflanzen gedeihen, trug die Palme Früchte, die sie in dem nur sechs Stunden fernen Jerusalem versagte. Hier war, durch zwei große Quellen und sorgfältig geleitetes Wasser eine Pracht der Gärten, die der Stadt den Namen der duftigen verschaffte.

Durch Feigenbaumpflanzungen gelangten wir an eine Thurmruine, die etwa 30 Fuß im quadratischen Umfange und 40 Fuß Höhe hat. Der Bau ist entschieden sarazenischen Ursprungs, wird aber als das Haus des Zachäus bezeichnet. Wir gingen durch einen kleinen Vorhof, eine steinerne Treppe empor, und gelangten auf die Terrasse, wo uns unter einem aus dürren Zweigen bestehenden, von vier Pfählen gehaltenen Dache der Aga der türkischen Besazung freundlich empfing. Es wurden Teppiche für uns ausgebreitet, dann Tschibuk und Kaffee gereicht. Der Aga war von seinen Soldaten umgeben, Männer in albanesischer Tracht, er selbst als türkischer Offizier in blauem Waffenrock und rotem Fez. Er fragte uns um den Frieden, über seine Bedingungen und „ob der russische Wolf jetzt seinen Hunger verloren haben wird?"

Von der Terrasse aus, die mit einer niedrigen, mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben ist, sahen wir dem präch-

tigen Sonnenuntergange zu und kehrten wieder an unſere Zelte zurück.

Nicht fern von ihnen war eine bewegte lärmende Szene. Mehrere Männer hatten der Heerde eines feindlichen Beduinenſtammes einen Ochſen geraubt, den ſie im Triumphe nach Jericho brachten.

Die Bevölkerung war voll Jubel und verſammelt, um ihren Antheil an der Beute zu nehmen. Die Männer ſchnitten dem Thiere mit langen Meſſern auf ein gegebenes Zeichen die Sehnen durch, ſo daß es ſtürzte, dann erſt ſchnitt Einer von ihnen dem Thiere den Hals durch. Das Abziehen des Felles, das Ausweiden und Zerhacken dauerte nicht fünfzehn Minuten und dann bekam jeder männliche Bewohner Jericho's ſein Antheil.

Während all dies geſchah, fing der Schech von Jericho, der von drei Beduinen umgeben war, durch Muſſa ein Geſpräch mit mir an.

„Hat man Dir nicht auch geſagt, daß es unſicher ſei, an den Jordan zu reiſen."

Man rühmte mir die Tapferkeit der Männer vom Jordan.

„Wenn Du den Tribut zahlſt, ſo kannſt Du vollkommen ſicher reiſen."

Wir haben ihn ſchon unſerm Führer gegeben.

„Aber uns Männern von Jericho noch nicht. Wir geleiten Dich morgen."

Muſſa befriedigte ihn für uns Alle mit einem Napoleond'or. Als ich den meſſingenen Siegelring des Schechs, in welchen ſein Name eingeſchnitten war, gegen einen broncenen mit böhmiſchen Steinen beſetzten, den ich an den Finger geſteckt hatte, einzutauſchen ihn antragen ließ, war er ſogleich bereit dazu. Auffallend war mir, daß er an den Ring roch und ihn auch zum Daranriechen den Beduinen hinreichte.

Muſſa ſagte mir: „Dieſes Volk erkennt mit dem Geruche, was echtes Metall iſt."

Einige verſchleierte, entſetzlich ſchmutzige Weiber, die noch

zwei ähnliche Ringe an meinen Fingern funkeln sahen, ließen mich um dieselben bitten. Ich versprach ihnen, wie den Frauen in Baalbek, Kopfschmuck und holte solchen aus meinem Reisesacke. Ich wählte diesen, weil ich die Frauen sehen wollte, indem ich darauf bestand, ihnen den Schmuck so in die Haare zu thun, wie ihn die Frauen in meiner Heimat tragen.

Ich bestand auf meiner Forderung, da redete der Schech ihnen zu, sich nur zu entschleiern, denn der Effendi sei edel und meine es ehrbar mit ihnen.

Warum waren diese Weiber von Jericho nicht standhafter? Warum hingen sie nicht treuer am Gesetze ihres Propheten? Zigeunerhaft braune Köpfe mit breiten Nasen, wie es schien, noch nie gekämmten Haaren, gafften mich mit großen schwarzen Augen an. Hals und Hände, die nichts von dem Balsam hatten, welcher der Stadt im Alterthume den Namen der wohlduftenden gegeben hat, waren rothraun und schwielig. Ich gab ihnen rasch den versprochenen Schmuck, den sie ohne Dank annahmen und gingen.

Der Koch lud uns unter das Zelt zum Speisen; er war ein Künstler aus der Gemeinde der Sepharedim und wir seine dankbaren Bewunderer.

Ich lud den Schech von Jericho an unsern Tisch, nicht ohne Absicht, von ihm über den Balsambaum etwas zu erfahren und Rosen von Jericho zu erhalten. Von dem Baume, dessen Balsam schon Alexander dem Großen täglich in einer vollen Muschel gebracht wurde, mit dem Pompejus seinen Triumpfzug schmückte, wußte er nichts; er ist wie die Palmenstadt verschwunden. Anders aber ist es mit den Rosen von Jericho, die haben weder im Alterthume daselbst geblüht, noch sind sie jetzt um Jericho zu finden.

Kein Botaniker hat dieses Wüstengewächs, das wohl in Sandebenen des südlichen Palästina's und Arabiens und am Fuße des Sinai heimisch ist, hier jemals gefunden. Es scheint, daß eine Stelle in Jesus Sirach den Irrthum veranlaßt hat: „Ich bin aufgewachsen wie ein Palmbaum am Wasser, und wie die Rosenstöcke, die man zu Jericho erziehet.“ Die hundertblätterige

Rose gedeiht noch im Boden von Jericho, wenn auch die Palme längst aus ihm entwurzelt ist.

Während wir zu Tische saßen, war es tiefe Nacht geworden. Vor unseren Zelten lagen die Thiere, Waffen und Reitzeuge hingen in den Aesten, die Beduinen saßen plaudernd neben ihren langen, in den Boden gestoßenen Lanzen. Der Himmel hatte flackernde, größere und nähere Sterne, als wir sie im Abendlande zu sehen gewohnt sind.

Plötzlich erscholl von der Richtung der Hütten her ein wildes Singen, ein trillerndes Heulen, dazwischen ein Zusammenschlagen von Metallen. Als wir Russa erschreckt fragten, was es sei, theilte er uns mit, daß er Kämpfer und Tänzerinnen bestellt habe, die uns ein schönes Schauspiel aufführen würden.

Der barbarische Gesang näherte sich und wir sahen endlich fünf Weiber in langen dunkelblauen Hemden mit geschlitzten, bis an die Knöchel spitz zulaufenden Aermeln. Die Gesichter braun, wie die von Zigeunerinnen, die Augen geschminkt, die Lippen, aus denen weißblanke Zähne funkeln, blau tättowirt, die Brüste frei, das Haupt mit einem nach rückwärts fallenden Schleier bedeckt.

Die Männer, zehn an der Zahl, das Haupt mit einem Beduinentuche umhüllt, Arme und Beine nackt, der Leib in eine weite Hose und Jacke gehüllt, sind fast milderen Aussehens als die Weiber. Sie haben ein Bündel Holz gebracht, auf dem Vorplatze unserer Zelte hingelegt und angezündet. Das frisch gebrochene Holz dampft und raucht und beizt uns die Augen, die wir in einem Halbkreise uns auf Teppichen lagernd, das Seltsame, das sich uns darstellen soll, fast nicht mehr erwarten, denn das, was wir sehen, ist schon fremd genug und wild und fantastisch.

Vier von den Weibern faßten sich an den Händen, einen Kreis um das Feuer bildend und sich langsam bewegend. Uns näher und außerhalb dieses Kreises fängt das fünfte der Weiber einen seltsamen Tanz an, nach dem Takte eines Gesanges, den ihre vier Genossinnen singen. Die Tänzerin hält ein schmales langes Tuch in der Hand, das sie wie einen Reif bald nach vorn, bald nach

rückwärts über den Kopf ſchwingt; dann läßt ſie dieſes Tuch fallen und hebt und bewegt die Arme, daß die weiten langen Aermel wie dunkle Fittige die Geſtalt umflattern. Sie bewegt ſich nach vor- und rückwärts und dreht ſich um ſich ſelbſt, was ſie jedesmal mit jenen entſetzlichen Trillern begleitet, die durch ein raſches Bewegen der Zunge, während heftigen Schreiens hervorgebracht werden. Dieſe Triller werden von den vier um das Feuer kreiſenden Hexen begleitet, bis ſie wieder die monotone Singweiſe beginnen, welche den pantomimiſchen Tanz begleitet. Die Worte, die ſie ſingen, ſind nur zwei, ſie wiederholen ſich fort und fort: „Gute Ankunft!“ — „Gute Geſundheit!“

So tanzten, kreiſten, ſangen und johlten ſie, mitten in dem Rauche der unabläſſig von den Männern geſchürten Flammen, eine halbe Stunde lang. Die Kleider, was ſie ſonſt zu thun pflegen, wenn ſie juſt nicht auf einem offenen Platze tanzen, warfen ſie nicht ab und nichts war in ihren Bewegungen ſo abſcheulich, wie ich es ſpäter von den Almeen in Egypten zu ſehen bekam.

Die Weiber ſanken endlich zu Boden und es traten die Männer vor.

Sie ſtellten ſich, ohne ſich zu berühren, nahe an einander, jeder mit einem langen, blanken Meſſer, ihnen gegenüber, ebenſo bewaffnet, ein einzelner Mann. Jene ſingen, um ihn zu verhöhnen, einen fortgeſetzten Ruf an: „Gheb! Gheb! Gheb!“ Er blieb Anfangs ruhig und ſchwang gleichgültig ſein Meſſer. Die Männer drängten jetzt an einander, indem ſie ſich an die Schultern lehnten, den Rücken neigten und mit dem Rufe „Gheb!“ vordrangen, ſo daß der Verhöhnte nach rückwärts ſchreiten mußte. Plötzlich aber, ſeine Ruhe und ſein Zurückweichen ſchienen nur Täuſchung über ſeinen Mut zu ſein, ſprang er vor und ſchlug klirrend mit ſeinem Meſſer an die der Gegner, ſo daß Funken ſprangen und es gab ein heftiges Klirren, wenn er bald mit dem Einen kämpfte, bald ſolche Bewegungen machte, daß er, wie mit einer Sichel, die Meſſer Aller umhieb. Der Kampf wurde immer leidenſchaftlicher, die Weiber ſtanden auf und hoben einen wilden Geſang an, der mit jenen wunderlichen, entſetzlichen Trillern das

Klirren der Messer, das fortgesetzte „Ebeb! Ebeb! Ebeb!“ der Männer begleitete.

Es währte eine Stunde lang. Das Feuer war verloschen, wir gaben den Kämpfern eine Flasche Raki und den Weibern zwei Silberthaler und hörten sie noch lange, indem sie abzogen, durch die schwüle Nacht singen.

Zum Jordan.

Gegen mosaisches Gebot. — Zwölf Steine. — Wüste und Garten. — Bad. — Todtenhemde. — Die Beduinen.

Um halb fünf Uhr Morgens waren unsere Zelte abgebrochen, die Thiere gesattelt und wir bereit, an den Jordan zu reiten. Wir durchzogen größere und kleinere Tennen, wo Getreide aufgespeichert lag und von Ochsen ausgetreten wurde, deren Mäuler, entgegen dem mosaischen Gebote mit Leinwandlappen zugebunden waren.

Eine halbe Stunde hinter Jericho sind zerstörte Grundmauern sichtbar und liegen einzelne große behauene Steine umher, sie sind als die Ueberreste von Gilgal erkannt worden. Im 8. Jahrhunderte verehrten hier noch Pilger die an eine Kirche angelehnten zwölf Steine, welche Josua aus dem Jordan genommen hatte und von denen die Samaritaner glauben, daß sie unter ihrem Opferplatze auf dem Garizim vergraben liegen.

Wir reiten durch kahle Flächen, die mäßigen Anhöhen und Felsen schieben sich, häufig fast viereckig wie Unterbaue von Kastellen und Thürmen in die sandige Ebene vor. Zuweilen sprengt einer von unseren Beduinen diese Anhöhen empor, um auszublicken, ob kein Ueberfall zu fürchten sei. Wenn er ruhig auf dem Plateau eines solchen Hügels hält, erscheint er in der Ferne wie eine Reiterstatue.

Erſt dem Strome ſchon nahe, erblickt man ſeine grünen, faſt waldigen Ufer und wieder iſt ein ſchönes Pilgerziel, nach dem die Fantaſie oft im Leben ſehnſuchtsvoll ihre Schwingen dehnte, erreicht.

Dies alſo der heilige Strom, an den wir durch ein Ufer dringen, auf dem haushohes Schilf, Tamarisken, Pappeln und Weiden in friſcheſter Grüne wachſen und duftigen Schatten geben. Man irrt wie durch einen verwilderten Park, Zweige auseinander biegend, Gebüſch umgehend und der Pilger fühlt ſich von einem unſagbaren Wohlbehagen durchdrungen, wie er ſeit lange nicht empfunden und die Legenden und Geſchichten, die in Jahrtauſende zurückreichen, erhöhen ſeine Stimmung mit einem Gefühle, das aus Wehmut und Entzücken zuſammengeſetzt, ſein ganzes übriges Leben nachklingen wird.

Der Strom iſt nicht breit, kaum wie die Tiber in Rom, er rauſcht an der Stelle, wo wir baden werden, faſt reißend nach abwärts, ſeine Wellen ſind gelblich.

Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man das einſt gelobte Land durchwandert, ſeine nackten Felſen, ſeine einſamen Thäler von der Sonne bis zur Unfruchtbarkeit verſengt ſieht; wenn man dagegen die Schilderungen der Bibel und der Proſeten lieſt, welche überſtrömen von Entzücken über all die grüne Pracht und geſegnete Ueppigkeit des Landes.

Das Land iſt entvölkert, das Barbarenthum herrſcht in ihm ſeit vielen, vielen Jahrhunderten; aber kaum war es trotz der günſtigſten Verhältniſſe jemals ſo, wie der Leſer der Bibel und der Proſeten es ſich vorſtellt.

Das Klima, wenn faſt Alles wechſelte, iſt daſſelbe geblieben, die Formazion der Berge hat ſich nicht verwandelt. Eine Hauptbedingung des Wachsthums, die Quellen und die Leitung der Waſſer iſt freilich verſchwunden. Doch kann dieſes Land mit ſeiner, der tropiſchen ſich nähernden Glut, niemals den Anblick eines grünenden Gartens, einer friſchen Landſchaft gewährt haben.

Einem Volke aber, das lange in der Wüſte gelebt hat, dem Kundſchafter ſaftigkühle Trauben dahinbringen, das aus den troſt-

losen Einſamkeiten plötzlich an einen friſch hinſtrömenden Fluß, deſſen Waſſer ſüß und wohlſchmeckend iſt, in die Oaſe von Jericho gelangt, ihm muß Alles weit üppiger und glanzvoller erſcheinen, als dem an einen ſolchen Anblick gewöhnten Menſchen.

Noch jetzt, wenn man die Dichter des Morgenlandes lieſt, kann man dieſelben poetiſchen Entzückungen vernehmen, die ſie ergreifen, wenn ſie von einer Quelle, von dem ſie umgebenden Grün, von dem Schatten der Bäume ſprechen.

Wie oft ſchilderten mir meine Führer die Freude, die wir empfinden werden, wenn wir die beſtimmte Stelle der Mittagraſt erreichen würden. „Dort wirſt Du im glücklichen Schatten eines Gartens ruhen!“ pflegten ſie zu ſagen und als wir hinkamen, waren es oft drei, vier Oelbäume, die aus nackten Felſen wuchſen.

Muſſa mahnte uns raſch ein Bad zu nehmen, denn das zu lange Weilen am Strome ſei immer bedenklich, weil die Ueberfälle häufig in dem Momente zu geſchehen pflegen, wo Kleider und Waffen am Ufer liegen und die Pilger, wehrlos nackt im Strome ſtehen.

In früheren Jahrhunderten warfen die Pilger, namentlich die aus Egypten kamen, Balſam und Gewürze in den Strom, ein Prieſter weihte ihn, ehe ſie ihn betraten und noch heut zu Tage bewahren die griechiſchen Pilger das Hemd, in dem ſie baden, auf, um ſich in ihm begraben zu laſſen.

Tauchen nicht die alten heidniſchen Nilverehrungen an dieſem Strome auf?

Wer nie durch die Wüſte ritt, er ſpreche nicht von der Erquickung eines Bades, nie von dem Labſal eines friſchen Trunkes, nie von der Kühle eines Schattens.

Es war uns ein Schmerz, dem fortgeſetzten Drängen Muſſa's zu folgen; wir ſtiegen ans Ufer und fanden ein treffliches Frühſtück vorbereitet. Ich füllte noch einige Blechflaſchen mit Waſſer und ſchnitt, in Erinnerung der zwölf Stämme Israels, zwölf Weidenſtäbe ab, die ich mit Griffen aus Holz vom Oelberge verſehen ließ und in die Heimat brachte.

Es dürfte, ehe wir vom Jordan scheiden, hier die Stelle sein, um über die Stämme der Beduinen, die an seinen Ufern wohnen, ein Wort zu sagen: Die Bedawin, wie sie sich selbst nennen, sind Araber, fanatischer als die Moslem, wiewohl sie kaum das Gebet kennen, nur die Beschneidung und Fasten beobachten. Unter ihnen leben heilige Männer, Fakire, die allein etwas vom Koran wissen. Die Bejahung gilt nur dann unter ihnen, wenn sie derselben einen Fluch folgen lassen. Sie halten sich königlicher Abkunft und erkennen selbst die Blutverwandtschaft mit den in den Städten wohnenden Moslem nicht an. Auf den Bergen frei, wild und unabhängig wohnend, ziehen sie zur Regenzeit in das wärmere Jordanthal; neun Stämme am östlichen, acht am westlichen Ufer; jene sind die Söhne von Edom, diese von Moab. Seitdem einige Männer der östlichen Brüder sich mit ihren Weibern vor der Verfolgung der syrischen Regierung zu den westlichen flüchteten und von ihnen geplündert wurden, herrscht Blutrache zwischn ihnen. Von den westlichen Beduinen baut ein Stamm den Acker und wird von den frei umherziehenden Brüdern verachtet. Wann wird die Kultur in diese Bevölker ngen dringen, aber auch ihrer Freiheit ein Ende machen?

Wir saßen wieder zu Pferde und mit dem Strome gehend, der durch einen immer flacher werdenden welligen Boden hinzieht, und der ein leichtes Gefälle hat, erreichten wir nach einer Stunde seinen zweiarmigen Ausfluß in das todte Meer. Das Ufer ist schon eine bedeutende Strecke vor seiner Mündung völlig kahl.

Das todte Meer.

Fabeleien. — Versteinerte Bäume. — Sodomsäpfel. — Begegnung. — Moses' Grab. — St. Saba. — Ida Pfeifer. — Herzogin von Brabant.

Der zwanzig Stunden lange See, den die Araber Birket Lut, das Meer Lots nennen, lag blau wie der Himmel vor uns, eingegrenzt von rötlich gelben, nackten Felsen, die bis zu 3000 Fuß ansteigend in der ersten Frühlingszeit theilweise grün bekleidet sind und durch ihre kühnen Umrisse einen angenehmen Eindruck hervorrufen. Das Ende des See's ist auch durch das Fernrohr dem Auge nicht erreichbar, weil dasselbe von der Halbinsel Mezraah im Süden verdeckt ist. Die größte Breite beträgt 4—5 Stunden.

Es liegen am Ufer hin geschwärzte Kalksteine, darunter auch Feuersteine. Vulkanisches Gestein habe ich, wenigstens an der Stelle, wo wir uns befanden, nicht gefunden; da und dort aber ausgespülten Asfalt.

Wir nahmen ein Bad, doch wurde mir die Freude nicht zu theil, das Vergnügen des Schwimmens zu haben, ohne dessen kundig zu sein. Zwei meiner Begleiter, beide gute Schwimmer, nahmen mich in ihre Mitte; ich legte mich aufs Wasser, wurde aber nur durch sie gehalten. Wenn sie mich einen Moment frei ließen, sank ich unter die Oberfläche. Die beiden Herren versicherten mich, daß sie das Wasser mehr als das eines Teiches

oder Flusses trage; welche Erscheinung leicht durch das größere spezifische Gewicht, als jenes des mittelländischen Meeres, erklärlich ist; daher auch keine Fische in dem See fortkommen. Daß aber Vögel, hinfliegend über dem Wasser, betäubt und todt in dasselbe fallen ist eine Fabel. Wir sahen selbst deren über den Spiegel hinfliegen. Das Wasser befühlt sich ölig, prickelt auf der Haut und hat einen bitteren brennenden Geschmack.

Nebst den zahllosen, verschieden farbigen, meist flach und nierenförmigen Steinen des Ufers fielen uns klafterlange, weiß glänzende Stellen auf, die wie gefrorene Wasserlachen, oder Schneewehungen aussahen. Es war zu Tage liegendes Salz.

Eine auffallende Erscheinung waren uns ziemlich dicke umherliegende Baumstämme, deren Aeste mit einer Salzkruste überzogen sind, die fast versteinert und kaum loszulösen ist. Wenn auch nicht so alt, wie der versteinerte Wald, den wir in der Libischen Wüste gesehen haben, scheinen diese Stämme vielleicht in eine Zeit zurückzureichen, wo die jetzt kahlen Berge bewaldet waren.

Es dürfte hier der Platz sein, um auch ein Wort von den Sodomsäpfeln zu sagen, die von außen so schön und innen Asche sind.

Diese werden bis jetzt nur am Südende des Salzsee's auf 12—15 Fuß hohen Stämmen gesehen, sie hängen wie kleine Apfelsinen rötlich gelb, zwei bis drei nebeneinander. Sie sind weich, die Schale platzt leicht und sie zeigen im Innern eine seidenartige Wolle, welche die Saamenkapseln umspinnt. Sie sind saft- und fleischlos und mögen dadurch, daß sie dem Wanderer weder Nahrung noch Erfrischung geben zu der poetischen Fikzion, voll Asche zu sein, Anlaß gegeben haben. Die Araber nennen diese Frucht Oescher und ziehen aus der Rinde des Baumes einen milchartigen süßen Saft, den sie Unfruchtbaren zu trinken geben.

Es ist nicht sicher gestellt, daß diese Frucht die von Josephus und Tacitus besonders, als mit Asche gefüllt, beschrieben ist, wirklich der Sodomsapfel sei. Neuere wollen sie in einer verkohlt aussehenden Frucht einer Akazienart erkennen, die sie als Logonychium Stephanarium bezeichnen.

Interessant in dieser Beziehung ist auch ein in der Umgebung von Jericho vorkommender Strauch Leimun Lut, die Limone Lots, die gelbliche, einen Zoll dicke Beeren trägt. Einst waren sie, erzählen die Araber, groß wie Limonen, als aber das Volk von Sodoma und Gomorrha sündenhaft und verbrecherisch wurde, hat der Herr den Baum zu einem Strauche mit kleinen bittern Beeren verflucht. Auch diese Frucht wurde für den Sodomsapfel gehalten, weil es häufig vorkommt, daß eine Blattwespe sich einbohrt, das Mark, während das Aeußere der Beere schön bleibt, aufzehrt, sodaß sie zerdrückt nur Staub enthält.

Wir brachen nach einer Stunde wieder auf und ritten kahle Berge hinan, sandige Schluchten durch, in eine entsetzliche öde Wüste, welche die Sonne in ein Glutmeer umwandelte. Wir verloren den See aus den Augen und kamen an eine große Zisterne, die tief, grün brackiges Wasser zeigte. Ein Beduine entkleidete sich vollständig und ließ sich an einem Stricke hinab, um uns in einem ledernen Schlauche Wasser heraufzubringen. Der Mann stand unten bis an die Brust im Wasser und schöpfte. Wir vermischten den warmen Brei mit Rhum, um nur den Ekel zu überwinden und die am Gaumen klebende Zunge zu befreien. Vergebens! Wir theilten eine einzige in unserm Vorrate übrig gebliebene Pomeranze und tranken Rhum, um vor Glut und Ermattung nicht vom Pferde zu sinken. Unerwartet kam uns Erfrischung zu.

Begegnung.

Bin im heißen Wüstensand
Einem Mann begegnet,
Der, zur Brust gelegt die Hand,
Grüßend mich gesegnet.

Die Prophetenabkunft ließ
Grün sein Turban merken,
Und aus seinem Schlauche hieß
Er mich, frisch zu stärken.

Für so gastlich schöne Art
Reicht ich ihm vom Sattel,
Die ich für den Weg gespart
Eine süße Dattel.

„Eh wir scheiden, sprich zuvor
Welches Ziel ist Deines?"
Und er sprach: „Weiß ich's, Du Thor!
Gott bestimmt mir meines."

Einer hin, der Andre her
Zogen wir jetzt weiter —
Und noch viel im Wüstenmeer
Dacht ich an den Reiter.

Es ist kein Vergnügen, im Oriente zu reisen, vielmehr eine Arbeit und die erhabenen und unvergeßlichen Szenen werden mit Anstrengung und Gefahr erkauft. Nicht die Menschen bringen sie, es wurde mir nur Freundliches, im äußersten Falle nur Gleichgültigkeit erwiesen, aber das Klima, die ungewohnten Speisen, das Anstrengende des Reisens zu Pferde und zu Kameele fordern eine andauernde Widerstandskraft, etwas vom Organismus, was man eisern nennt.

Wenn man oft tagelange Anstrengung überwunden hat, die noch durch die Arbeit eines gerne beobachtenden Geistes erhöht werden, so wirken die Erscheinungen, die Bilder und ewigen Monumente, zu denen und um derentwillen man pilgert, weit weniger, als sie es müßten, wenn man sie frisch und munter erreichen könnte.

Man sinkt aus dem Sattel, in den Sand und meint oft nicht mehr weiter reisen zu können.

Fast gleichgültig sah ich so, zur Linken unseres Wüstenzuges über einer Hochebene den Berg des Nebi Musa, wo ein weiß blinkendes Minaret, neben einer Moschee, die kastellartig gebaut ist, das Grab des Propheten Moses ist, zu dem die Mohammedaner wallfahrten.

Keine Stelle ist in der Bibel genauer bezeichnet, als der Sterbeort Moses' und das Grab Nabels und doch zeigt die mo-

hammedanische Ueberlieferung einen anderen Platz und hält ihn mehr denn ein Jahrtausend heilig.

Schön ist die Legende der Rabbinen, daß Moses durch einen Kuß gestorben sei; eben so schön die der Araber:

Als die Zeit kam, daß Moses sterben sollte und er eines Tages mit Josua sich im Felde erging, kamen sie an eine Stelle, wo ein Mann ein Grab grub. Der Proset, den die moslemitische Legende als neugierig schildert, fragte sogleich:

„Für wen bereitest Du das Grab?"

Komm zu mir herab und ich will es Dir vertrauen.

Moses stieg hinab und sogleich wölbte sich das Grab über ihm zusammen. Es war der Todesengel, der den Proseten nicht grauenhaft nahen darf, der ihn in das Grab lockte und ihm unbewußt die Seele entführte.

Josua kehrte in das Lager zurück und berichtete dem Volke, was geschehen ist. Dieses glaubte ihm aber nicht und eilte wehklagend hinaus und öffnete das Grab. Da lag nur das Herz des Proseten darin und dem Volke wurde klar, daß sein Gefühl und sein Geist unter ihnen geblieben sei und sie hörten zu weinen und zu klagen auf.

Wir langten nach Stunden am Kidronbette an, das völlig vertrocknet war und sahen, wie eine mittelalterliche Veste, das Kloster St. Saba vor uns. Von Bergen und tiefen Schluchten umschlossen, ragt es einsam empor und sperrt sich mit seinen 40 griechischen Mönchen für alle Welt ab. Mussa klopfte, als wir vor dem Kloster angelangt waren, an das schwere eiserne Thor, in der Höhe über demselben öffnete sich ein eiserner Flügel vor einem Fenster, ein Korb wurde herabgelassen. In diesen legte Mussa unsern Empfehlungsbrief vom griechischen Patriarchen in Jerusalem und nach längerem Harren wurde uns die Pforte aufgethan.

Es wäre schwer, die innern Räume zu schildern, um von dem fantastischen Baue einen klaren Begriff zu geben. Eine poetische Bauwildniß wäre vielleicht der bezeichnendste Ausdruck für das, was die Fantasie eines träumenden Baumeisters hier geschaffen hat.

Wir fanden die gastfreundlichste Aufnahme, vortreffliche Betten und Alles, mit Ausnahme von Fleisch, was nötig war, um von unserem Koch ein erquickendes Mahl bereiten lassen zu können.

Vor Tische sahen wir alle Räume des Klosters, es war eine Reise, Treppen auf, Treppen ab, durch Hallen und Bogengänge, über Terrassen und Zinnen, durch Kirchen, Zellen und Säle.

Wir sahen dem Sonnenuntergange von der höchsten Terrasse zu und im letzten Schimmer die Zinnen eines einige 100 Schritte fernen Thurmes leuchten. Die kleine eiserne Pforte zu ihm kann nur auf einer hohen Leiter erreicht werden. In diesem Thurme werden weibliche Pilger beherbergt; in ihm wohnten zwei bekannte Oesterreicherinnen: vor 16 Jahren die Weltpilgerin Ida Pfeifer, vor 3 Jahren die Herzogin von Brabant.

Bethlehem.

Bibliſche Gruppen. — Tandelmarkt im Kloſter. — Talent zur Plaſtik. — Troß der Frauen. — Teiche Salomo's. — Bethſur.

Wir brachen des Morgens um 4 Uhr auf und verließen das gaſtfreundliche Kloſter; nach einer halben Stunde ragten nur noch zwei Thürme aus der Kluft empor und ſchimmerte ein Stück des todten Meeres. Bald waren auch dieſes verſchwunden und aus der Wüſte heraustretend, gelangten wir zwiſchen bebaute Felder, aus denen ſteinerne Vogelſcheuchen hervorragten. Wir kamen an zwei kleinen Beduinenlagern vorüber; jedes hatte an zehn ſchwarze, zerriſſene Zelte, vor denen einige Pferde weideten. Männer und Frauen beachteten uns kaum, einige Kinder kamen bettelnd an unſern Weg heran, indem ſie uns laues Waſſer zum Trinken anboten. Sie liefen, mit kleinen Münzen beſchenkt, jubelnd zu den Zelten zurück. Der Eindruck eines ſolchen Beduinenlagers iſt faſt derſelbe, wie einer Zigeunerbande in den Puſzten Ungarns.

Da und dort in den Feldern waren Weiber beſchäftigt, die Aehren der Weizenernte einzuſammeln; begegneten uns einzelne Hirten mit kleinen Ziegen- oder Schafheerden. Zuweilen zieben Kameele, auf denen Frauen ſitzen, die ſich raſch verſchleiern, an uns vorüber. Es iſt begreiflich, daß die Fantaſie auf dieſer Szene die Urgeſtalten der Bibel noch ſich bewegen ſieht: die heerdentreibenden Erzväter, Eleazar, der ſeinem Herrn die Braut zuführt, die Aehrenſammlerin Rut.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir Betlehem und zogen durch die kleine, schöne Stadt, bis zum Kloster, in welchem wir sehr freundliche Aufnahme fanden und mit einem trefflichen Frühstück bewirtet wurden. Auffallend waren mir im Speisesaale zwei Portraits, die einzigen im ganzen Kloster: Robert Dangian, Anjou?) und seine Gemalin.

Nach dem Frühmahle wurden wir an alle, den Christen heiligsten Orte geführt; sie sind in jeder Reisebeschreibung geschildert, mir bleibt nur, bei dem unglaublichen Hasse der christlichen Sekten, welche sich hier wie in der Grabkirche in Jerusalem anfeinden und bekämpfen, zu bemerken, daß ich selbst mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und behandelt wurde; fast schien es mir mit noch größerer als meine Reisegefährten.

Unangenehm war es uns in den Vorhallen und Gängen der historisch heiligen Orte von Betlehemiten angefallen zu werden, die sich untereinander stoßend und wegdrängend, uns aus Perlmutter und Olivenholz gearbeitete Kränze, Bilder, Kreuze u. dgl. mit der impertinentesten Zudringlichkeit anboten. Ich meinte die widerlichen Szenen des ehemaligen jüdischen Tändelmarktes zu Prag wiederzusehen, nur daß diese an keinem Orte stattfanden, welcher der Andacht und Betrachtung gewidmet war.

Fast vor jedem Hause sahen wir Splitter von Perlmutter glänzen. Die meisten Betlehemiten leben von dem Verfertigen frommer Pilgerspenden. Nichts wäre wünschenswerther, als daß ein tüchtiger Zeichnenlehrer an der Klosterschule angestellt wäre, welcher die, wie es scheint natürliche Anlage der Betlehemiten zu plastischen Arbeiten, bedeutend fördern könnte. Es ist zum Staunen, was diese Autodidakten an schönem Schnitzwerk leisten.

Als wir durch das Städtchen, das in einer Olivenwaldung auf anmutiger Höhe liegt, ritten, fiel uns die Tracht der Frauen auf, alle trugen einen roten Rock, ein blaues Oberkleid, oder einen blauen Rock und ein rotes Oberkleid, während vom Kopfe ein weißer Schleier niederfiel. Die Betlehemiten sind wegen ihrer schöneren Gesichtsbildung und geistigeren Anlagen geachtet.

Wir sprachen schon in Nazaret davon, wo die Kirchenbildmaler ihre Studien machen sollten. Ein ächter Historiker kehrt immer wieder zu den Urtexten zurück; der Maler sollte die Originalgestalten aufsuchen und nach der Natur zeichnen, statt ein gedankenloser Nachahmer der Byzantiner, oder der alten Italiäner zu sein.

Durch schöne Oelbaumpflanzungen, eben gemähte Weizenfelder, in denen häufig Feigenbäume wachsen, zwischen durch mit grünem Strauchwerk und duftendem Lawendel bewachsenen Anhöhen, gelangten wir um 9 Uhr an ein verlassenes mittelalterliches Castell, Kasr el Burak, wo wir Halt machten. Ein tiefer, frischer Brunnen und noch eine versunkene Quelle, in der man die „gesiegelte" des hohen Liedes erkennen will, speist hier die drei großen viereckigen, in Terrassen abfallenden Teiche Salomo's. Aus diesen, die in den Felsen geschnitten und mit gewaltigen, gemeißelten Steinen eingemauert sind, führt noch heut zu Tage eine Leitung Wasser nach Jerusalem, das ich in der Moschee vor der Wohnung des Kadi in einem marmornen Bassin zu Tage treten sah. Tief in einer Schlucht, zur Seite der Wasserleitung liegt eine prächtig grüne Oase mitten zwischen unfruchtbaren Felsen; sie führt seit undenklichen Zeiten den Namen: Die Gärten Salomo's.

Wir badeten im obersten und kleinsten Teiche, ruhten dann im Schatten der Castellmauern während der Mittagshitze und zogen bei einem angenehm uns entgegenwehenden Windhauche, der gegen ein Uhr erwachte, weiter.

Wir kamen durch anmutige Thäler, zwischen schön geschwungenen Anhöhen, auf denen Krüppeleichen und Erdbeersträuche häufig wachsen, zu einem Brunnen, wo ein antiker steinerner Trog lag, an dem Weiber blaue Hemden wuschen, indem sie dieselben eintunkten und mit flachen Steinen klopften. Ueber diesen Brunnen, eine Anhöhe empor ziehen sich Ueberreste eines einst befestigten Platzes, den uns die Weiber ed Dirweh nannten. Diesen Ruinen gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein Thurm, dessen kolossale Unterbaue uralt sind. Neueste Forschung hat in den umhergestreuten Trümmern die alte Veste Bethsur erkannt und fast außer allen Zweifel gestellt.

Es kamen zwei große Ziegenheerden, darunter schwarze, weiße und gesprenkelte Thiere, von vier Hirten getrieben, ein Greis mit zwei beladenen Kameelen. Die Weiber schöpften sogleich mit einem ledernen Schlauche Wasser, gaben den Männern zu trinken und füllten dann den Trog mit Wasser für die Thiere. Um das biblische Bild zu vollenden, holte ich aus meinem Reisesacke zwei Armringe und schenkte sie den beiden Frauen. Sie waren freudig überrascht und fragten Mussa: „Welches gesegnete Land hat den gnadenreichen Herrn geboren?"

Um 6 Uhr Abend erreichten wir Hebron.

Hebron.

Zelte und Grabsteine. — Aerztliches. — Huhn und Weihrauch. — Wein. — Glasfabrikation. — Nachtszene.

Kein Anblick wirkt lieblicher, als der von Hebron, wenn man durch die Wüste gewandert ist und sein gesegnetes Thal, seine sanft geschwungenen Höhen erreicht. Die Hügel sind mit Weinreben bepflanzt, aus denen noch, wie sie vom liebeseligen Dichter im Hohenliede geschildert werden, die Wächterhäuschen wie kleine Wartthürme emporragen. Feigen- und Olivenbäume grenzen die Weingärten ein und erheben sich in ihnen mit ihrem dunklen und silbergrauen Grün. Wir zieben auf steinigtem Boden zwischen ihnen hin und erreichen in einem eingeengten Thale, das sich weiter hin mehr breitet, die Stadt, die sich in ihm selbst und einen Abhang herab steinern und kuppelhaft baut. Aus der Mitte ragt die schön gewölbte Kuppel der Moschee empor, unter ihr ruhen die Patriarchen.

Hinliegende Steinblöcke lassen annehmen, daß wir durch das einstige Thor reiten, um in die jetzt mauerlose Stadt zu gelangen. Wir ritten durch dieselbe und kamen auf einen sanft abhängenden Platz, wo uns unsere Zelte hell und gastlich entgegenglänzten. Rings umher waren Gräbermonumente. Eine seltsame Nachtherberge für Wanderer durch die Wüste! Und er fragt allenfalls: Warum noch weiter ziehen? Wärest du nicht o Herz bereit, gleich hier auszuruhen? Was willst du noch? Hast du nicht genug an den Träumen, die du deine Welt nanntest? Hast du

nicht Alles schon erlebt? Wiederholung nur ist das Leben, das dir noch zukommen wird. Nirgend aber mag es sich leichter sterben, als in der Wüste, wo der Wind die Gräber aufwühlt und sie wieder zudeckt, und wo sie keine Thräne des Wanderers hervorlocken, weil er es nicht weiß, ob er über einem Menschenherzen pilgert. Keine Blume, kein Thau, keine Thräne! So ist es recht. Wozu dieser weichstimmende Todtendienst, der den Menschen demüthigt, der seine Thatkraft schwächt. Sterben und vergessen sein, wie es auch schmerzt, es ist das Beste, das der Mensch erreicht. Das Höchste aber ist es mythisch zu werden, nur die Mythe gewährt, was wir so nennen: Unsterblichkeit!

Wir lagerten uns vor den Zelten. Zu unserer Linken an der östlichen Thalseite wölbt sich aus den Häusern das Haram, die schön gekuppelte Moschee, empor, unter der die Patriarchen ruhen, in der Doppelhöhle Machpelah. Höher hinauf liegt ein arg zerschmettertes Castell, das zur Zeit der Kreuzzüge unter dem Namen St. Abraham bekannt war, und die Burg Davids, als er in Hebron herrschte, gewesen sein soll. Vielleicht beweisen dereinstig mögliche Nachgrabungen, was jetzt nur als Sage vorhanden ist.

Zu unserer Rechten erhebt sich ein einstöckiges massives Gebäude, auf dem eine mit dem Halbmond geschmückte rote Fahne flattert. Es ist das türkische Quarantainehaus, an dem der aus Leipzig gebürtige Dr. Helbig angestellt ist, an welchen ich eine Empfehlung und ihm gleich bei unserer Ankunft zugesendet hatte.

Er kam sogleich an unsere Zelte und lud uns zu einem Spaziergange ein.

Wir stiegen hinter dem türkischen Leichenhofe zwischen reicher Oelbaumpflanzung eine steinigte Anhöhe empor. Wir gelangten an den Abrahamsbrunnen, der tief gegraben, Hebron das ganze Jahr hindurch mit Wasser versiehet. Ein noch mehr steinigter und beschwerlicher Weg führte uns zu Jesses, d. i. Isais' Grab. Es ist eine kleine verwahrloste Halle, vor welcher einige schön gemeißelte Steinfragmente liegen, in ihr selbst geht ein tiefer Schacht hinunter. Die Juden geben den ganzen Monat Elul früh und Abends

hierher beten und lange hielten sie ihre Gebete für besonders erhört, weil es wie Duft emporstieg aus dem Schachte. In diesen Schacht werfen sie Haarbüschel von Kranken, die mit besonderen Sprüchen versehen sind und beten um Genesung derselben. Da es noch heut zu Tage ein Gebrauch der Juden ist, am Vorabende des Versöhnungstages ein Huhn, oder sonstiges Geflügel für sich als Opfer zu schlachten; so geschah es, daß vor einigen Jahren Einer von ihnen ein Huhn als lebendiges Sühnopfer in den Grabschacht hinabwarf. Zum Staunen der Wächter der Moschee, die auf der entgegengesetzten Anhöhe eine halbe Stunde fern liegt, hörten sie unter den Gewölben des Haram ein Hahngekräh. Man forscht nach und erkannte das Huhn, welches der Jude in Isais' Grab hinabgeworfen hatte. Nun war auch der Weihrauchduft erklärt, der aus der Moschee unterirdisch sich fortzog und die Betenden in Jesses Grab so lieblich getröstet hatte.

Es wäre interessant die unterirdische Verbindung der beiden, einander so fern stehenden Gebäude, von der ich in keinem Reisebuche noch eine Andeutung fand, zu durchforschen.

Nicht fern von diesem Grabdenkmale ragt ein uralter Pistazienbaum empor und erinnert an das Geschenk, das Jakob seinen Söhnen nach Egypten mitgab, um ihnen Gunst in den Augen des Vicekönigs Josef zu erwerben. Der Blick von dieser Anhöhe in ein schön geschwungenes Thal hinaus, überragt an Lieblichkeit jeden anderen, den ich in Palästina gesehen habe. Uralte Oelbäume, da und dort ein Wallnußbaum, die Juglans regia, zahlreiche Feigen-, Granaten- und Aprikosenbäume grünten in allen Abstufungen der Farbe auf frischen Wiesenhängen. Die Hügel mit Weinreben bepflanzt, gewährten heitere Gedanken und im tiefen Hintergrunde, sahen wir durch das Fernrohr die berühmte Eiche Abrahams. Kinder brachten uns duftende Sträuße von Blumen, die sie auf den Feldern gepflückt hatten.

„Sehen Sie diese Oelbäume", sagte Dr. Helbig, „alle stammen aus uralter Zeit, Sie sehen keinen, der seit vierhundert Jahren von den Türken gepflanzt worden wäre, und so muß die reiche Vegetation dieses gesegneten Thales immer mehr zu Grunde

gehen. Mit den Quellen ist es nicht besser; ich kenne ein, zwei Stunden von hier fernes Dorf, wo hundert Quellen, darunter mineralische, existiren und es lassen sich die Spuren von einer noch größeren Anzahl gut erkennen. Man merkt überall, daß kein Gemeinwesen und keine Regierung existirt. Ich kann z. B. nur unter heftiger Zudringlichkeit vom Gouverneur jedesmal meinen Sold, der nebst freier Wohnung in 900 Piastern monatlich besteht, erhalten. Der Sold ist sicher, aber ich muß ihn immer dringend verlangen. Er wurde mir jetzt gerade seit sieben Monaten nicht ausgezahlt. Ich werde einfach die Ausweise und Tabellen, die ich der Regierung amtlich zu liefern habe, zurückbehalten. Der Gouverneur, der sie an den Pascha zu senden hat, wird mir dann mit allen Höflichkeitsbezeigungen meinen Sold bei Pfennig und Heller auszahlen. Es sind hier sehr primitive Zustände, die dem Europäer unglaublich scheinen und deren manche auch nur dem länger weilenden Arzte bekannt werden. Sollten Sie glauben, daß ein Tischler und ein Fleischhauer hier meine Collegen sind? Jener heilt alle Bein- und Armbrüche, indem er die geschicktesten Schienen hobelt und zuschneidet und der Fleischhauer, der die besten Begriffe von Anatomie haben muß, zählt die Luxazionen zu seinem ausschließlichen Monopole. Ein Gärtner ist Impfarzt; er streift mit einer offenen Feige den ursprünglichen Stoff von dem Kuheuter, bringt dem Kinde mit einer Nadel mehrere Stiche bei und streicht dann die Feige über die wunden Stellen."

Und bei welchen Krankheiten, oder Operazionen bedient man sich denn Ihrer Kunst?

„Ich werde meist von den Juden gerufen, die sich, intelligent wie sie sind, kaum den arabischen Naturalisten anvertrauen, die übrigens ihre Spezialität, der sie sich widmen, meist gründlich verstehen."

Wir statteten dem Doctor in seiner bequem eingerichteten Wohnung unseren Besuch ab und bestiegen die Terrasse des stattlichen Quarantainegebäudes; das einzelne hoch gewölbte Abtheilungen für Menschen und Thiere enthält. Seit der Anstellung

des Dr. Helbig, der früher in Bajezit stazionirt war, kam kein Pestfall vor.

Die Sonne war im Niedergehen und machte die nicht ferne, weit hinausgestreckte Wüste rötlich-golden funkeln. Wir kehrten zu unseren Zelten zurück und fanden ein, während unseres Spazierganges vorbereitetes, treffliches Mahl. Mehrere Juden hatten uns Mehl, Eier, Reis, lebendige Hühner und Wein gebracht und unserem Koche verkauft.

Der Wein ist ein Haupterwerbsmittel der Bewohner von Hebron, er gedeiht fast ohne Pflege und ebenso wenig geben sich die Hebroniten Mühe ihn zu bereiten. Die meisten Trauben werden nach Jerusalem verkauft und hier einer wenig razionellen Behandlung unterworfen. In neuerer Zeit wurde die europäische Bereitung versucht und ein Wein gewonnen, welcher dem edelsten Rheinwein gleichkommt. Ich brachte eine Flasche voll, hermetisch geschlossen nach Wien, er war aus Trauben gepreßt, die in der Nähe der uralten Patriarchenhöhle Machpelah gereift waren. Sie waren am 4. Juni, wo ich in Hebron war, schon über einen Schuh lang und die Beere, wie kleinste Taubeneier groß. Ob sie die Länge und Schwere erreichen, daß zwei Männer eine Traube auf einem Stabe tragen müssen, möchte ich bezweifeln. Kundschafter und Reisende pflegen gerne zu übertreiben. Ebenso bedarf es noch des historischen Beweises, daß Noa hier die erste Rebe pflanzte. Nicht alle Trauben werden zur Weinbereitung verwendet, viele getrocknet und noch mehr zu einem Syrup, dessen sich die Bewohner Palästina's statt des Zuckers bedienen, verkocht.

Während wir aßen kamen einige Männer zu uns, um gläserne Armringe aller Farben, Fingerringe und blaue Korallen zu verkaufen. Wie die Weinbereitung nur von Juden, wird die Glasfabrikazion nur von Mohammedanern betrieben. Die letztere soll durch venezianische Juden im zwölften Jahrhunderte hier eingeführt worden sein. Wir kauften das Dutzend Armringe für einen Kreuzer, für denselben Preis zwei Dutzend Fingerringe.

Es war schon finstere Nacht, das Zelt mit bunten Papierlaternen beleuchtet und vor demselben begannen von einer Hand-

trommel, einer Pfeife und einem Hackbrette die schon geschilderten Melodien orientalischer Musikanten.

Die Szene, auf der wir uns befanden und heiter tafelten, war eigenthümlich genug. Die Stadt, die um sieben Jahre älter ist als Zoan, der vermeintliche Geburtsort Moses, gegenüber der uraltheiligen Doppelhöhle Machpelah, jenseit der grünen Thäler die libische Wüste, wir selbst unter den Zelten, die auf mohammedanischem Friedhof stehen — wie seltsam, fantastisch und fremd dies Alles! Nur über uns die bekannten Sterne der Heimat, aber größer, heller und flackernder.

Die Doppelhöhle Machpelah.

Antiker Teich. — Purim taka. — Der Zehnte. — Sarkofage der Patriarchen. — Fabeleien. — Prügel. — Abners Grab. — Synagogen. — Bibliothek. — Arabische Legenden. — Eiche und Zelt.

Ich hatte einen Mann der sephardischen Gemeinde für den frühesten Morgen bestellt, um mit ihm die Stadt zu durchwandern und die Synagogen zu sehen. Er kam, als eben die Sonne über dem Haine von Mamre aufging.

Wir gingen an einem antik ausgemauerten Teiche, der in der Form dem Siloateiche und den Teichen Salomos' gleicht, vorbei; vielleicht demjenigen, an welchem König David die Meuchelmörder seines Gegenkönigs Isboset, des Sohnes Sauls, hängen ließ.

Wir gingen zuerst zur Moschee, die von einem kleinen Vorplatze aus, eine breite und tief sich emporstreckende Treppe sehen läßt. Vor dem Eingang des hohen Thores, das in einer Einfassung von roten und weißen Marmorlagen angelt, ist, da wo die Fronte der Moschee endet, ein Winkel mit kleinen Steinen abgeschnitten. In halber Manneshöhe ist ein Loch durchgebrochen, das in die unterirdischen Räume der Moschee führt. In diesen abgegrenzten Winkel, der zehn Personen, nur hart an einander gedrückt, fassen kann, kommen an jedem Vorabende eines Festes die Juden, um zu beten. Auch ist es ihnen gestattet ein Drittheil der Stufen, die zur Moschee emporführen, wo ebenfalls ein Loch in die finstern Unterbaue der Moschee sehen läßt, zu ersteigen. Zu dieser Mündung kommen die Juden für einen schwer Kranken beten. Als

einmal ein grausamer Schech den Juden Geld und zwar, um sie sicherer zu verderben, in einer Münze verlangte, die in ganz Palästina nicht zu finden war, gingen sie hierher, die Hülfe der Erzväter anzuflehen. Am folgenden Tage brachte ein Reisender, der aus der Wüste kam, einen Beutel voll jener Münzen, welche der Schech gefordert hatte.

Purim taka.

Vor vielen Jahren herrschte ein geldgieriger Pascha in Hebron. Unter Androhung, die vornehmsten Juden zu verbrennen, die übrigen als Sklaven zu verkaufen, verlangte er von ihnen 50,000 Piaster. Sie waren sehr arm und in Verzweiflung, sich nicht retten zu können. Da beschlossen die Rabbinen ihre Not und ihre Gebete den Erzvätern vorzutragen und schrieben Alles auf ein Blatt Papier nieder. Gegen ein Bakschiesch versprach der Moscheewächter, das Blatt an einem Faden in die Grabhöhle der Patriarchen niederzusenken; denn auch die Mohammedaner wagen den heiligen Ort nicht zu betreten und beleuchten ihn durch einen Schlott, der aus der Moschee in das Grabgewölbe unter ihr niederführt.

Der Pascha fühlte sich in dieser Nacht geweckt, da standen drei ehrwürdige Greise vor ihm und verlangten 50,000 Piaster; sie drohten, ihn zu tödten, wenn er das Geld ihnen nicht geben würde. Es lag ein so tiefer Ernst in den Gesichtszügen der Greise, eine so erschreckende Todtheit in ihren Augen, daß der Pascha zitternd vom Lager aufstand und einen Beutel, der die geforderte Summe in Gold- und Silbermünzen enthielt, aus seinem Geldschranke holte und den Greisen übergab.

Am frühen Morgen pochte es an dem Thore des weitläufigen Hauses, in welchem alle Juden, wie noch heutzutage, beisammenwohnen, und die Bewaffneten des Paschas kamen von der Gemeinde die 50,000 Piaster zu holen.

Es waren Alle betend in der Synagoge versammelt, denn sie wußten jetzt ihr Ende herannahend. Die Vorsteher schickten den Synagogendiener, um zu öffnen; da bemerkte er einen Geldbeutel im Fenster der Vorhalle, wo die Juden ihre Hände waschen,

ehe sie die Synagoge betreten. Er brachte ihn den Vorstehern und lief erst dann, um den Kawassen die Pforte zu öffnen.

Der Oberrabbi mit den Vorstehern machten sich sogleich auf, um dem Pascha die geforderten 50,000 Piaster zu überbringen, denn der Beutel enthielt in Gold und Silber genau die Summe, keinen Para weniger. Der Pascha erkannte sogleich den Beutel und das Geld und sprach ehrerbietig zu den Juden:

„Wahrlich, Ihr seid ein gottgeliebtes Volk! Er schützt und schirmt Euch. Dieses Geld wurde mir von den Erzvätern Abraham, Isak und Jakob abgefordert, um meine Seele zu retten vor einer schlechten That. Es schlummert und schläft nicht der Wächter Israels. Wenn Ihr so würdig seid, daß die seit Jahrtausenden schlafenden Väter um Euretwillen aufstehen; so will ich Euch hoch in Ehren halten. Nehmt das Geld als ein Geschenk von mir und wenn mir Not und Unglück drohen, werde ich um Euch schicken, daß Ihr für mich zu den Erzvätern betet."

Die sephardischen Juden feiern noch heut zu Tage ein Purim taka, so genannt vom arabischen Worte „Taka", das Fenster bedeutet, weil in einem solchen das Geld gefunden wurde.

Der Zehnte.

Es war zur Zeit des Eliaser Archi in Hebron, seit Erschaffung der Welt 5360 Jahre. Die jüdische Bevölkerung bestand kaum aus einem Minjan und sie konnten keinen Gottesdienst abhalten, wenn nicht ein jüdischer Wanderer, oder Pilger zufällig nach Hebron kam. So war es auch einmal am Vorabende des Versöhnungstages, die Sonne schon dem Untergehen nahe und noch war kein Gast gekommen, der als Zehnter das Minjan gebildet hätte. Die Juden waren gar sehr betrübt darüber und sandten nach allen Seiten Leute aus, um zu sehen, ob kein Glaubensgenosse nahe sei?

Schon glänzten die Wipfel der Oelbäume und die Rebenhügel in rotem Abendlichte, als man plötzlich von ferne, unweit der Maabroth Hamachpelah, dem Grabe der Patriarchen, einen ehrwürdigen Greis herankommen sah. Ein weißer Talar umwallte,

wie ein Sterbekleid die hohe Gestalt, ein weißer Bund umhüllte das Haupt und ein langer weißer Bart floß bis über die Brust herab. Die Freude war sehr groß, als er durch seinen Gruß sich als einen Juden zu erkennen gab. Alle eilten herbei, um ihn willkommen zu heißen; nur betrübte es sie, daß sie ihm, da es bereits Nacht geworden war, keine Speise mehr vorsetzen durften. Der schöne Greis tröstete sie und sagte ihnen, daß er den Fasttag mit Hülfe des Herrn leicht zu ertragen hoffe.

Sie führten ihn hierauf in die Synagoge und der heilige Gottesdienst begann, die ganze Nacht hindurch und den ganzen langen Tag darauf erschollen die frommen Bußgesänge. Die Gemeinde erwies ihrem lieben Gaste, der durch volle 24 Stunden in der inbrünstigsten Andacht, Allen als ein ehrwürdig schönes Beispiel dastand, alle frommen Ehren, und da erschien es ihnen, als ob es von seiner Stirne leuchtete; doch konnte das auch ein Widerglanz der Sonne sein, denn in seltsamem Widerspruche mit den Stralen auf der Stirne, waren die Augen des Greises glanzlos und fast starr.

Als der erste Stern am Himmel sichtbar und der Schofar geblasen wurde, wollte Jeder der Gemeinde den Gast in seinem Hause bewirten. Es mußte durch das Loos entschieden werden, welches dem Chazan, dem sehr frommen, armen Vorbeter der Gemeinde zufiel. Freudig führte er den ehrwürdigen schönen Greis zu seinem kleinen Hause. Hier schritt er durch die niedere Pforte und einen schmalen dunklen Gang seinem Gaste voran; aber der Greis folgte ihm nicht und war verschwunden. Der arme Chazan meinte, der Gast sei vielleicht irrig in das Nachbarhaus getreten, aber Niemand hatte ihn da gesehen.

Nach langem vergeblichen Suchen und Fragen ging er betrübt nach Hause und warf sich, ohne nach dem langen Fasttage sich mit Speise und Trank zu laben, auf sein Lager. Im Traume aber erschien ihm sein lieber Gast und sprach trostreiche Worte zu ihm: „Lieber guter Mann! Sei nicht betrübt Deines Gastes wegen. Ich bin Abraham Abischem. Mir ist Euer Kummer, daß Ihr am Versöhnungstage kein Minjan habet, in meiner Grabes-Doppelhöhle

zum Herzen gegangen und so stand ich auf und erschien Euch als die zehnte Person. Als aber der Gottesdienst zu Ende war, ging ich wieder zurück, woher ich gekommen war."

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie tief dem jüdischen Volke seine Geschichte, seine heiligen Ueberlieferungen, seine Urgedanken und Lehren innewohnen, man könnte diese Legenden als die poetischen Blüten eines unausrodbaren frommen und gottgläubigen Bewußtseins anführen. Noch in unseren Tagen tauchen mit scharfem, unabgegriffenem Gepräge Gestalten und Bilder, die vor vier Jahrtausenden lebten, empor und trösten und erheben die Epigonen unsterblicher Väter.

Die Moschee ist von einer etwa 200 Fuß langen, 150 Fuß breiten Mauer umgeben, an deren vier Enden Minarete angebracht sind. Die Steine des Unterbaues zeigen, wie die der Tempel-Westwand Fugenränderung und sind manche von einer Länge von 38 Fuß. Ich bestieg die Ostseite dieser Mauer und sah in einen Hofraum, wo eine Kapelle vor dem Eingange der Moschee steht, welche ebenfalls ein Längenviereck bildet.

Ursprünglich eine Kirche, deren Gründungszeit unbekannt ist, war es im 6. Jahrhunderte den Juden gestattet, sich derselben zu nähern und Weihrauchopfer darzubringen. Benjamin von Tudela erzählt, daß er die Grabstätte betreten habe. In späteren Jahrhunderten war dies, bis zum heutigen Tage, weder Juden noch Christen gestattet.

Herr Dr. Fränkel, mein Gastfreund in Jerusalem, erzählte mir, daß er bald nach seiner Ankunft daselbst, im Jahre 1843, zu dem berüchtigten Schech von Hebron Abd el Rachman, der erkrankt darnieder lag, berufen worden sei. Er weilte mehrere Tage in Hebron, bis der Schech genesen war, der für ihn eine dankbare Vorliebe gewonnen hatte. Der Arzt erbat sich die Gunst, die Grabhöhle zu betreten, die der Schech nur sehr vorsichtig ge-

währte; indem er ihn selbst eine schmale, dunkle Treppe hinab begleitete. Er sah drei Sarkofage mit grünem Damast überhangen; als er diesen weghob die Namen der Erzväter in hebräischer und arabischer Goldschrift.

Es stimmt diese Schilderung theilweise mit der eines spanischen Renegaten überein, der noch drei andere Sarkofage, die der Patriarchenfrauen, gesehen hat. Doch ist es wahrscheinlich, daß diese Monumente nur Scheinsarkofage sind und die eigentlichen unterirdisch liegen, denn von dort her besitzt man eine griechische Votivtafel aus den ersten Jahrhunderten nach christlicher Zeitrechnung, welche am Grabe des Erzvaters eingefügt ist. Auch will man Josefs Grab gesehen haben, der doch ausdrücklich in Sichem begraben worden ist. Mein Begleiter sprach auch von Adams Grab hier, weil die Stadt, ehe sie den Namen Hebron erhalten hatte, Kiriat arba hieß. Arba bedeutet im Hebräischen vier, was die Talmudisten auf den Erzvater der Menschheit und auf die Patriarchen deuteten; im Widerspruche mit der Stelle in Josua, welche sagt: Kiriat Arba, die Stadt Arbas, der ein großer Mensch war unter den Enakim. Ebenso erzählt man, daß Adam in der Nähe von Hebron aus der roten Erde eines Ackers gebildet worden sei. Der Kirchenvater Hyeronimus schrieb seinem jüdischen Lehrer diese Legende nach, die seinen Vorgängern völlig unbekannt war. Christliche Pilger wallfahrteten in späteren Jahrhunderten, nicht ohne Gefahr, zu diesem Acker, warfen sich aufs Angesicht und netzten ihn mit Thränen der Andacht, nahmen wohl auch Erde mit, welche sie für heilkräftig hielten. Wie heutzutage noch manche Stellen, sogar im Widerspruche mit den heiligen Schriften, gezeigt werden, wo dies oder jenes sich zugetragen haben soll; so ließ man im Mittelalter bei Hebron eine Höhle verehren, in welcher die Erzeltern ihre Lebenstage gelebt haben, man zeigte die Stelle, wo der erste Brudermord geschehen ist und dergleichen. Es wurde eben auf die Fantasie der Pilger speculirt und so, wie auch noch heute ein angenehmes Einkommen gesichert.

Als ich mit meinem Begleiter wieder auf den kleinen Vorplatz getreten war, verlangte ein Türke, mit grünem Turban,

dem Zeichen der Prosetenabkunft, ein Bakschiesch, das ich ihm gerne gewährte. Er war aber nicht zufrieden und es entspann sich zwischen ihm und meinem Führer ein Wortwechsel, der damit endete, daß der Jude, Angesichts der Doppelhöhle Machpelah den Mohammedaner derb durchprügelte. Ich war über diese Kühnheit erstaunt und wohl auch erschrocken; sie lieferte aber zugleich den Beweis, wie sich die Zeiten geändert haben, wenn ein Jude vor der Moschee in Hebron, der fanatischen und wilden Stadt, es wagen durfte einen Mohammedaner zu züchtigen.

Als ich meinen Führer über seine Rohheit, die mich auch so leicht Verlegenheiten hätte aussetzen können, zur Rede stellte, erwiederte er, ganz ruhig geworden: „Wenn Die sehen, daß man Mut und Kraft hat, werden sie feig und schwach."

Wir gingen, um das Grab Abners, des Feldherrn Sauls zu sehen und traten durch eine enge Vorhalle in den kleinen Hofraum eines türkischen Hauses. Unter einem Baume saß da auf einer Strohdecke ein ehrwürdig aussehender Mohammedaner rauchend; er lud uns zu sich auf den Strohteppich und ließ uns Tschibuk und Kaffee reichen. Dann führte er uns an der schmalen Seite des Hofes, wo eine überkuppelte Kapelle steht, sechzehn steinerne Stufen hinab. Ein kleiner Raum nahm uns unten auf, der durch einen bunten Vorhang aus Baumwollenstoff, dem zwei seidene, grüne Spiegel aufgenäht waren, getheilt ist und weggeschoben, uns einen neun Schuh langen, weiß übertünchten Sarkofag sehen ließ. Hierher kommen die Juden an jedem Neumond beten.

Ich besuchte hierauf die beiden sephardischen und die eine aschkenasische Synagoge. Alle drei sind sehr ärmlich, ebenso sahen die Männer aus, die mit dem weißen Gebetmantel angethan hier Talmud studirten; was sie die ganze Nacht hindurch abwechselnd thun. Einer von ihnen, als ihm mein Führer sagte, daß ich ein Jude sei, ging an die Bundeslade und öffnete sie mir zu Ehren.

Ich zog die Schaufäden aus meinem Gewande hervor, berührte mit ihnen die Thorarollen und küßte sie.

An der Wand der Synagoge hing ein geschriebenes hebräisches Gebet für Sir Moses und Lady Judit Montefiore.

In der Lehrschule waren die Kinder noch nicht versammelt, die Wände entlang standen an 2000 Bücher, viele Exemplare des Pentateuch, des Talmud, Gebetbücher und nur ein weltliches Buch, ein französisch-arabisches Wörterbuch, das mir als das Geschenk eines französischen Rabbis mit einigem Stolze gezeigt wurde.

Ueber die Gliederung der beiden Gemeinden in Hebron haben wir bei der Darstellung der Juden in Jerusalem berichtet. Der Bildungsgrad ist derselbe. Die Zahl der sephardischen Juden ist nahe an 300, der aschkenasischen an 100; nur wenige unter ihnen sind Rajas; die größere Anzahl steht unter dem Schutze europäischer Consulate.

Ehe wir von der Nähe der Patriarchengruft scheiden, über der in der ältesten Zeit sich eine Synagoge, dann eine Kirche St. Abraham und jetzt eine Moschee erhebt und so von drei Weltreligionen Verehrung empfing; wollen wir zwei schöne Legenden mittheilen, welche die Araber von Abraham, den sie El Khalil nennen, den Freund Gottes, erzählen:

Gotteserkenntniß.

Nimrod trachtete nach dem Leben des Kindes Abraham, weil die Wahrsager verkündeten, er werde den Göttern gefährlich werden. Die Mutter verbarg ihn fünfzehn Jahre lang in einer Höhle. Als sie die Gefahr vorübergezogen glaubte, führte sie ihn zum ersten Male aus der Höhle.

„Es war eine wilde, stürmische Nacht. Der Engel der Winde rauschte mächtigen Fluges einher, ein einziger Stern blickte durch die zerrissenen Wolken. Abraham sah nichts, als die Finsterniß, hörte nichts als die Windsbraut; da meinte er das reine Licht,

das mitten im Kampfe der Naturkräfte ſo ruhig herab blickte, ſei die höchſte Kraft, welche Einheit und Ordnung unter die übrigen bringe. Er warf ſich nieder und betete an. Als aber der Stern untergegangen war, erkannte Abraham ſeinen Irrthum und rief: „Ich bete nicht an, was untergeht!“

Nun erhob ſich der Mond in Glanz und Klarheit. Abraham rief: „Dies iſt mein Herr!“ und warf ſich nieder, ihn anzubeten. Als aber der Mond untergegangen war, rief Abraham: „Er iſt es nicht, mein Herr! ich bete nicht an, was untergeht.“

Nun ſtieg in voller Pracht und Herrlichkeit die Sonne empor und durch Licht und Wärme entfalteten ſich vor Abrahams Augen zum erſten Male die Wunderwerke der Schöpfung. „Er iſts, mein Gott und Herr!“ rief er im Entzücken der höchſten Wonne und ſtürzte anbetend zur Erde. Die Sonne vollbrachte ihren Lauf und ſank in Weſten unter. „Er iſt es nicht, mein Gott und Herr!“ rief Abraham „ich bete nicht an, was untergeht, ich wende mein Geſicht zu Dem, der das kleine und das größte Licht erſchaffen, zum Herrn der Himmel und der Erden, er iſt mein Herr und Gott!“

Auferſtehung der Todten.

Als Abraham hundertundneunundneunzig Jahre alt war, pilgerte er nach Mekka; da fragte er den Herrn, wie denn die Auferſtehung vor ſich gehen werde?

„Tödte vier Vögel,“ befahl ihm der Herr, „zerhacke ſie und miſche ihr Fleiſch wohl durcheinander, theile es in vier Töpfe und ſtelle dieſe auf die vier Berge bei Mekka. Die Köpfe der Vögel aber behalte bei Dir.“

Als Abraham ſo gethan hatte, ſprach zu ihm der Herr: „Rufe die Vögel jetzt bei ihren Namen!“

Abraham rief ſie bei ihren Namen und das Fleiſch in den Töpfen fing an zu gähren und wälzte ſich brauſend von den Bergen herab und trennte und ſonderte und band und vereinte ſich in die alte Form. Und als die Vögel auf den Füßen ſtanden, ſetzte jeder Vogel den ihm gehörenden Kopf auf.

Und es sprach der Herr: „So erstehen auch einst die Menschen aus den Gräbern und greifen nach ihrem wesentlichsten Unterscheidungsmerkmal, dem Kopf."

Mussa, der Kawaß erwartete uns schon mit Ungeduld, er hatte die Maulthiere vorausgeschickt und unser Frühstück, in nicht genug zu dankender Aufmerksamkeit, unter der Eiche im Haine Mamre angeordnet, wo die Erzväter ihre Zelte hatten und wo Abraham von den drei Wanderern der Untergang Sodoma's und Gomorha's angekündigt worden war.

Josefus Flavius nennt den Baum eine Terebinthe, die späteren Schriftsteller eine Eiche, was diejenige, zum Geschlechte Quercus ilex gehörend, wirklich ist, in deren Schatten wir lagerten: die Araber kennen sie unter dem Namen Sindian. Ich brachte Eicheln und einige Zweige dem gelehrten Reisenden Dr. Kotschi nach Wien mit, von dem wir zunächst über die Eichen im Morgenlande eine Abhandlung erhalten werden.

Wir ritten durch Weingärten und gelangten nach einer halben Stunde auf einen mäßig sich absenkenden Wiesenplatz, in dessen Mitte die Rieseneiche steht. Ich maß den Umfang des Stammes auf 22 Fuß, er theilt sich in einiger Höhe in drei dicke Stämme, von denen einer in ziemlicher Höhe sich wieder in zwei theilt. Die Aeste strecken sich bis 90 Fuß im Umkreise, sie sind dicht und waren dicht belaubt. In der Nähe befindet sich ein Brunnen.

Die Botaniker bezweifeln mit Recht das hohe Alterthum dieses Baumes, über welchen übrigens schon vom fünften Jahrhunderte her, Nachrichten vorhanden sind.

Die Juden halten aber eine andere Stelle, nördlich von Hebron, für diejenige, wo das Zelt Abrahams gestanden haben soll. An derselben befinden sich auch antike Mauerreste. Diese bilden die niedere Umfangmauer, jedoch nur zweier Seiten eines großen viereckigen Raumes, sie besteht aus zwei kolossalen Steinlagern. In dem weiligen Raume, der grün bewaschen war, befindet sich eine Zisterne;

auf einem Steine saß eine mächtige Eule, die einzige, die ich im Morgenlande sah.

In neuerer Zeit tauchte, im Zusammenhange mit Bibel und Talmudstellen die Meinung auf, daß das Hebron der Schrift auf dieser Höhe, die eine Stunde von der jetzigen Stadt fern ist, gestanden haben mag. Josua bezeichnet die Stadt „auf dem Gebirge Juda." In der Mischna tamid heißt es, daß die Morgenopfer in Jerusalem erst dann gebracht wurden, „wenn es anfing Licht zu werden bis Hebron." Unmöglich ist es aber das heutige, im Thale fast versteckte Hebron von Jerusalem aus zu sehen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die genaue Durchforschung der Höhen, wo das Zelt Abrahams ist, zu mancher Entdeckung führen werde.

Nicht fern auf einer Anhöhe besuchten wir die Ruinen einer Moschee Neby Yunas, des Propheten Jonas. Mauerreste, die kaum aus dem Boden hervorstehen, fassen den Hügel ein. Mussa nannte uns den Ort Hulhul, wahrscheinlich das von Josua genannte Halhul.

Rachels Grab.

Ueberbaue. — Der wandernde Stein. — Ewiges Licht. — Legende.

Kein Grab der uralten Welt iſt genauer bezeichnet, als dasjenige, dahin der trauernde Patriarch ſein geliebteres Weib Rachel, die ſchöne Mutter des ſchönſten Sohnes begrub.

„Und Jakob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dasſelbe iſt das Grabmal Rachels bis auf dieſen Tag."

Von Geſchlecht zu Geſchlecht erbte die Erinnerung fort. Während Weltſtädte verſchwanden und Niemand weiß, wo ſie hingebaut waren, dieſes kleine, faſt unſcheinbare Denkmal hat ſich im frommen Gedächtniß der Welt erhalten. Jedes Jahrhundert hat es immer wieder, wenn das Denkmal zerſtört war, neu hergeſtellt. Bald erhob ſich eine rohe Steinpiramide auf dem Grabe, bald waren es zwölf Marmorblöcke, die zwölf Söhne Jakobs bezeichnend, die auf demſelben lagen. Einen ſie abſchließenden Marmor, der dem Patriarchen ſelbſt zur Ehre emporragte, nahmen die Mönche des nahen Eliasklooſters in ihre Kirche; aber es wiederholte ſich die oft erfundene Legende, daß der Stein nächtlings an ſeine Stelle zurückkehrte. Als im Laufe der Zeiten dieſe Steine verſchwunden waren, wurde eine ſäulengetragene Kuppel, ſpäter eine bogengewölbte Halle, dann eine Moſchee und immer wieder, wenn dieſe Bauwerke zerſtört waren, ein neues hingeſtellt.

Die Bekenner dreier Weltreligionen beugten und beugen ihr Knie in Andacht vor dieſem Grabe. Hier lagen ſie gemeinſam ver-

ehrend in Frieden, während ſie ſich, kaum aufgeſtanden und nicht fern dem Grabe, mit Feuer und Schwert bekämpften. So mächtig iſt der Zauber, den die Stätte ausübt, wo ein ſchönes, edles, frommes Menſchenherz zu ſchlagen aufgehört hat!

Während die Juden und Chriſten hier beteten, trieb eine noch innigere Andacht die Mohammedaner von Bethlehem an, ſich hier begraben zu laſſen und ein Schech Mohammed ließ, nachdem die Moſchee verfallen war, ein kuppelartiges Gebäude über dem Grabe vor dreihundert Jahren aufführen, deſſen Form wenigſtens ſich bis zu dem heutigen Tage erhalten zu haben ſcheint.

Merkwürdig iſt es, daß die Mohammedaner, die mit fanatiſcher Eiferſucht ihre Heiligthümer jedem Giaur zu betreten verbieten, dieſes ſelbſt mit einer Moſchee geſchmückt geweſene Grabmal ſeit wenigen Jahrzehnden den Juden gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Piaſtern überlaſſen.

Als ich über einen welligen, mit Oelbäumen bepflanzten Boden, von Bethlehem kommend, bei dem Denkmale angelangt war, erwartete mich vor demſelben ein ſerbaredifcher Jude mit dem Schlüſſel.

Wir traten durch einen breiten offenen Spitzbogen in einen kleinen Vorhof, den etwa neun Schuh hohe Mauern bilden. Uns gegenüber in einer Niſche befindet ſich ein ſteinerner Turban über einem mohammedaniſchen Grabe.

Dem Eintretenden zur Rechten iſt eine kleine eiſerne Thüre ſichtbar, durch die wir in eine mit einer Kuppel überwölbte Halle gelangten. Unter ihr befindet ſich auf einer Steinſtufe ein aufgemauerter, weiß übertünchter Sarkofag, der wie ein Koffer mit gewölbtem Deckel ausſieht. Auf demſelben befinden ſich die Namen zahlreicher Pilger. Man kann den Sarkofag umſchreiten; vor demſelben, der Eingangsthüre zugewendet, ſchließt ein viereckiger, ein und einen halben Schuh großer Marmorſtein die Gruft ſelbſt ab. Ich hob ihn empor und ſah in ein finſteres Loch hinab, das nichts als einige Steine enthielt, als ich es mit einer Lampe erleuchtete.

Von dem Grabſteine lag ein kleines Eckſtück abgebrochen, ich nahm es mit und verehrte ſpäter der Grabkuppel eine ſchön-

geformte metallene Lampe, um ein ewiges Licht darin erhalten zu können.

Es ist Sitte, daß der jüdische Führer Oel und Lampen mitbringt und diese von den Pilgern zur Ehre der todten Patriarchenfrau anzünden läßt. Dann sprechen sie das schöne hebräische Gebet, welches dem Andenken der Todten gewidmet ist.

Welches Weib der Erde, das weder durch den Glanz des Wunderglaubens verklärt, noch durch ein großes geschichtliches Ereigniß verewigt ist, genießt nach vier Jahrtausenden eine gleiche Verehrung. Juden, Christen und Mohammedaner beugen gleich ehrfurchtsvoll ihr Haupt und ihr Knie, vor der Gestalt einer schönen, in der Blüte hingerafften Mutter, deren Dasein nur durch menschlich schöne Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern bezeichnet ist.

Es ist ein edler Zug des Menschenherzens, daß es gerne verklärt, was ihm schön und edel scheint. Geist und Fantasie müssen ihre Stralen leihen zu einem Heiligenschein, der die Gestalten umgiebt und der Mensch betet frommer an, was er selbst geschaffen hat.

Die Legende erzählt, daß es der Geist der Mutter war, der ihren Sohn Josef in Egypten rettete, als ihn Putifars Weib verführen wollte; ihr Geist lehrte ihn die Träume deuten, die Weisheit der Welt und der Herrschaft Kunde. Als Josef zum Sterben lag im Egyptenlande, wehte es ihn und die Seinen an wie Trost; es war von den Schwingen des Geistes seiner Mutter.

Als ihr Kind nun todt war, wandte sich die Liebe der Mutter dem ganzen Volke zu. Die biblische Ahnfrau, erscheint sie immer wieder, wenn Israel ein Unheil droht und wenn es traurig ist. Sie naht, wenn es von Gott nicht mehr beherrscht sein will und von dem Propheten verlangt, daß er das Königthum einführe. Den gesalbten Saul, da er an ihrem Grab vorüberzieht, blendet es wie ein Sonnenglanz in Wellen aus ihm empor und er beginnt mit den ihm begegnenden Sängern zu weissagen. Und als das Volk in die Verbannung zog und am Grabe vorüberkam, da hörte es eine klägliche Stimme und bitteres Wei-

nen auf der Höhe: „Rachel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen."

Ihres Wandels Segensnähe
Hat sie immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt.

Gab ein Machtspruch die Befehle
Abzuschwören ihren Gott,
Sie war nahe ihrer Seele
Und sie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimatlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß sie noch die Hüter
Des gestürzten Tempels sind.

Wenn ein Mann von ihrem Stamme
Forschend bei der Lampe denkt,
Sie naht still ihm, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne schwenkt.

Komm und sammle mild zur Einheit
Jedes Geist- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Glanz von deinen Kindern bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke —
In ein Kanaan will sein Herz?
Führe du als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

Abschied vom Leser.

In Jaffa wieder angelangt, kehrte ich bei Herrn Platner ein und hatte die Freude, Herrn Albert Cohn, der eben aus Egypten kommend, nach Jerusalem ging, zu begrüßen.

Es waren tief ernste Gespräche, die wir über die Zustände der Juden in der heiligen Stadt und im ganzen Morgenlande führten.

„Wir streuen" sprach der begeisterte Mann, „Saatkörner in die Furchen der Gemüther und Geister unserer im Morgenlande verdunkelten Glaubensgenossen. Es gehen auch auf den Feldern nicht alle auf. Gottes Sturm, Regen und Sonnenschein müssen wehen und leuchten, damit der Segen, die goldene Frucht gedeihe. Wir müssen den Armen doppeltes Brot reichen, um sie körperlich und geistig zu nähren. Ist es nicht ein Land der Wunder, dieses Palästina noch heutzutage? In demselben Jahrzehent erwacht in drei, durch Meere getrennten, großen Reichen, in drei Menschenherzen der gleiche Gedanke: den körperlichen Hunger der Glaubensgenossen in Jerusalem zu stillen, den geistigen nach Lehre und Bildung zu wecken. Wie jene drei Engel zu dem Zelte Abrahams bei Hebron mit schöner Botschaft kamen, so kommt aus England, Frankreich und Oesterreich von drei edlen Menschen der greisen Jeruschalaim ein geistiger Segen! Und eine Mutter hat es schwerlich im fernen Böhmen und im fernen Ungarn ihrem Knaben an der Wiege vorgesungen, daß wir Beide uns hier treffen werden, um mit zu rathen und mitzuhelfen."

Der österreichische Vizeconsul Herr Damiani kam mich zu begrüßen und mir Briefe aus Jerusalem vom Großrabbi und seinem geistlichen Tribunale, dann von den Vorstehern der Gemeinde Chassidim zu überbringen; wir theilen beide, nebst einigen noch nachträglich erhaltenen Daten, im Anhange mit.

Die Briefe aus Wien brachten tief schmerzliche Nachrichten, welche mit der, vor meiner Abreise mich vollkommen beruhigenden Ansicht der Aerzte im traurigen Widerspruche waren.

Ich hatte mir den Sinai als Ziel der Reise gedacht, und wollte zwei Tafeln seines Gesteines für den geweihten Tempel der jüdischen Gemeinde in Wien mitbringen, damit sie seine Giebel schmücken.

Das poetisch große Ziel verschwand und ich eilte über Egypten der Heimat zu.

Am 22. Juli wirbelte im Hafen vom französischen Dampfschiffe der Rauch auf. Meine aufmerksamen Gastfreunde hatten ein eigenthümlich schönes Frühmahl für mich vorbereitet, um mich zu mahnen, daß es das letzte auf der heiligen Erde des gelobten Landes sei: Milch und Honig in gläsernen Tassen, Brot von Weizen aus der Ebene von Saron, die erst gereiften Trauben und Feigen in Körbchen, die aus Palmenblättern geflochten waren, Zitronen und Pomeranzen von dreifacher Größe als die europäischen, kostbarer Wein von Hebron und duftende Blumen aus den Gärten von Jaffa dufteten auf der Tafel.

Um 11 Uhr begab ich mich an Bord, um schmerzlich das Wort des römischen Dichters an mir selbst zu erfahren, daß „die schwarze Sorge" mit dem Schiffer zu Schiff geht und hinter den Reiter sich setzt.

Wie vom Lande der Väter, so scheide ich auch vom Leser, der so freundlich war, mein Begleiter durch dasselbe zu sein.

Ich zog durch die See, durch die Wüste, ich bestieg die Piramiden und werde, wenn meine Erzählungen und Schilderungen aufmerksame Hörer finden, sie ihnen gerne mittheilen.

Auf Wiedersehen!

Anhang.

Dank und Bitte

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Der Herr der Heerschaaren sei mit uns!

Eine Perle, ein Edelstein mit siebenfachem Stral ist der geehrte Herr Dr. Ludwig August Frankl, sein Licht leuchte in düsterer Nacht!

Unser Gebet dringe vor den ewigen Gott, der in Zion thront und der Jerusalem erkiesen, für Dein langes Leben und für Deinen glanzvollen Ruhm! Mögest Du die höchsten Höhen ersteigen in ehrenvoller Stellung, mit großem Reichthum und herrlicher Nachkommenschaft gesegnet sein!

Solches werde Dir zum Denkzeichen der zum Ruhme des verewigten Herrn Simon Edlen von Lämel gegründeten und im Auftrage der hochherzigen Frau Elise Edlen von Herz-Lämel, Tochter des gedachten Unsterblichen, von Dir ins Leben gerufenen Lehranstalt.

Nachdem die weisen Rabbinen und Gelehrten, unter Vorsitz des Großrabbi, sich versammelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alles im Namen und zum Ruhme des Herrn geschah, haben wir Alles genehmigt und bestätigt, wie es in den Statuten verzeichnet wurde. Wir, die Oberen und die Leiter der gedachten Anstalt, haben uns mit ganzer Willenskraft diesem gemeinnützigen Lehrhause gewidmet: die Lehrer in ihrer Lehrweise, die Kinder in ihrem Lernen, sowie in ihrer Verpflegung zu überwachen. Dieses ist von nun an unsere Pflicht, unsere Aufgabe, und Gott wird unser Streben unterstützen!

Wir haben eine Auswahl unter den sechs- bis siebenjährigen Kindern getroffen und brachten zwanzig Zöglinge in die Talmud-Thora-Anstalt. Aber es schmerzt uns sehr, daß blos diese zwanzig Kinder die Vortheile des Unterrichtes, der Verpflegung und freien Kleidung genießen sollen, während noch andere arme verwaiste Kinder,

zwanzig an der Zahl, die gedachten Wohlthaten nicht genießen können; auch der zweite Lehrer ist gekränkt, daß er blos seines Lohnes theilhaftig werden kann und sonst keine Vortheile erhält. Dieses schmerzt uns um so mehr, als es Haß und Neid zwischen den Erwachsenen, wie zwischen den Kindern rege macht, indem viele drückenden Mangel leiden müssen. Es ist daher billig und recht, diese neidischen und gehässigen Gefühle nach Kräften zu unterdrücken, damit sie nicht überhandnehmend den Fortgang und das Gedeihen der Anstalt stören möchten. Denn tausend Todesarten gleichen der Bosheit des Neides nicht!

Darum bitten wir, die Leiter und Vorsteher der Lehranstalt, Deine Herrlichkeit, daß Du mit der Dir eigenen Umsicht und Barmherzigkeit einen fürsprechenden Engel abgebest, das edle Herz unserer Glaubensgenossin zum Mitleid zu bewegen, damit, sowie die geistigen, auch die körperlichen Wohlthaten an Alle gleich vertheilt werden können.

Dir, geehrter Herr! liegt diese Pflicht ob, auch das Ende der gottgefälligen That mit Ruhm zu krönen und noch obendrein die Anstalt für den Talmud-Unterricht zu erweitern, den zwei Lehrer leiten sollen für je zehn Zuhörer, damit nicht die Thora von Israel vergessen werde! Gott der Herr wird die Frucht dieser theuern Saat an der hochherzigen Frau von Herz-Sämel und allen ihren Angehörigen mit langem Leben und Segensfülle lohnen.

Das sind die Worte der Bittsteller, die sich unterzeichnen am 1. des Monats Tamus 5616 = 1856.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbis von Jerusalem, Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. Simon Fränkel,
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.

Mordachai Chajim Mejuchas,
Mitglied des Beddins, Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. Bernhard Neumann,
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitals.

Meier Rafael Panegl,
Mitglied des Beddins, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt."

Bitte der Gemeinde Chassidim

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Mit Hilfe des gebenedeiten Gottes am Donnerstag des Seder Pinchas am 14. des Monats Tamus 617 = 1856. Hier in der heiligen Stadt Jerusalem; sie werde bald aufgerichtet in unseren Tagen, Amen!

Es erfreue sich alles Guten, alles Glückes und aller Seligkeit der ausgezeichnete, hochgelehrte Mann, der ausgezeichnete, rühmlichst bekannte Dichter, Herr Doctor Ludwig August Frankl, Gott sei sein Schutz und verleihe ihm langes Leben!

Alles Herrliche sah Dein Auge, Herr! als Du durch Gottes Huld des Glückes theilhaftig geworden, den Berg Zion und Jerusalem zu besuchen. Du hast Weisheit erworben, was mangelt Dir noch? Heil Dir, daß Du so glücklich warest, die heiligen Steine der Vorzeit zu küssen und dem heiligen Staube zu huldigen!

Wir haben ein Anliegen an Dich, geehrter Herr!

Du hast Dich durch den Augenschein überzeugt, daß wir einen Bauplatz angekauft haben zum Bau einer Synagoge, mit der Aussicht auf die Trümmer des zerstörten heiligen Tempels. Auch ist Dir der Wille des kaiserlich österreichischen Consuls, des Herrn Grafen Pizzamano, bekannt geworden, den Bau nach erwirkter amtlicher Bewilligung so schnell als möglich in Angriff zu nehmen. Darum, o Herr! richten wir an Dich die Bitte: unsere Stütze, unser Sachwalter und Fürsprecher zu sein bei den wohlthätigen Menschenfreunden in Oesterreich, Mähren und Böhmen. Wolle die dringende Nothwendigkeit dieser gottgefälligen Handlung den Edlen Deines Vaterlandes eindringlich vortragen, damit sie sich zu dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke vereinen mögen, um uns Unterstützungen angedeihen lassen zu wollen.

Dein Name wird dann bis in die späteste Nachwelt zum Ruhme fortleben! Auf, Gesegneter Gottes! ergreife mit Kraft diese gemeinnützige Angelegenheit mit Freuden und mildem Herzen! Lasse Dich von der Mühseligkeit, die damit verbunden ist, nicht abschrecken, und Gottes Wille wird durch Deinen Eifer gelingen! So wird der Lohn der Tugend Dir anheimfallen zum ewigen Andenken!

Eingeschlossen erhältst Du das offene Schreiben, unser Bittgesuch an alle Wohlthäter in Israel, um ihr Mitleid und Erbarmen rege zu machen, milde Spenden zum Bau des Andachtshauses großmütig

zu widmen, welche sie Dir einhändigen möchten, damit die Gelder uns, um so sicherer und ohne überflüssige Ausgaben zukommen möchten.

Wir wiederholen unsere Bitte: Beschleunige die Sache Gottes und der Frömmigkeit so schnell als möglich und strenge alle Deine Kräfte an, um uns durch Deine Beredtsamkeit den Segen Gottes zu erwirken, damit Du einst der Gnade theilhaftig werdest, den Wiederaufbau Jerusalems und die Sammlung der Versprengten und Verstoßenen Israels mit eigenen Augen zu sehen.

Dieses sind die Worte Deiner treuen Freunde!

Die Vorsteher
der Gemeinde Aschkenasim Chassidim in Jerusalem:
Rissim Back, Salomo Rach, Sohn des sel. Moses,
Jacob Mose Cohn."

Aufruf.

Ihr edlen Gläubigen und Treuen in Israel, Ihr Vornehmen, Geehrten und Wohlthäter, feste Stützen unseres Volkes in Oesterreich, Mähren und Böhmen! Gott sei mit Euch, verleihe Euch Segen und Glücksgüter in allem Thun und Lassen in Ewigkeit!

Zion verkündet Euch den Frieden, Jerusalem, die heilige Stadt, das Heil des Ewigen! Er lasse uns in seiner Huld den Aufbau des Tempels erleben, daß die Priester in ihren Tempeldienst wieder eintreten und Israel wieder seine vorige Stellung erlange, bald in unseren Tagen, denn die verkündete Zeitfrist ist nahe! Zion werde erlöst durch Gerechtigkeit und ihre Gefangenen durch Tugend! Nun kommen wir vor Euch, des Volkes Edle! unsern Kummer auszuschütten, mit Zuversicht vertrauend, daß unsere aufrichtigen, vom Herzen strömenden Worte auch zum Herzen der Edlen dringen werden, uns ein Zeichen der Milde zu erweisen, wegen der Liebe zu Zion und der Anhänglichkeit zu Jerusalem! Wir wollen nicht viele Worte machen und erhabene Reden führen, sondern mit bebender Lippe und gedrücktem Gemüte in Kürze unser Anliegen vortragen. Es ist bekannt, daß überall, wo eine israelitische Religionsgenossenschaft lebt, unsere Brüder auch ein Haus der Andacht, eine Synagoge besitzen, wo sie ihr Herz vor dem Herrn ausschütten können. Nur unsere Gemeinde, die „Aschkenasim" allein, die unter dem allgnädigen Schutze Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich hier in Jerusalem, der heiligen Stadt, leben, sind noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, hier ein Gotteshaus für

ihren Ritus zu besitzen, sondern müssen sich begnügen mit einem den Türken angehörigen Lokale, welches sie zum Behufe der Verrichtung ihres Gebetes jährlich mieten, welcher Mietzins noch jährlich unverhältnißmäßig gesteigert wird. Auch sind wir genöthigt, alle Jahre das Lokal unserer Betstube zu wechseln, unvermögend, einen festen, unwandelbaren Ort der Andacht zu bestimmen. So müssen wir leider herumirren in allen Ecken und Enden der Stadt, und das brennt in unseren Herzen wie ein Dornenfeuer und kränkt unser Gemüt. Gott möge sich unser erbarmen! Nun sind es bereits dreizehn Jahre, daß wir durch große Anstrengung einen Bauplatz zu einem Bethause an uns gekauft, einen herrlichen Bauplatz, dem Orte unseres ehemaligen heiligen Tempels gegenüber. Auch haben wir die nötigen Bausteine, trotz des großen Geldmangels, angeschafft. Wir sparten uns den Bissen vom Munde ab, um nur die Baumaterialien zusammenzubringen. Wiewohl überzeugt, daß die Baukosten für unsere Kräfte unerschwinglich sind, so hegten wir das Vertrauen, daß hochherzige Menschenfreunde uns ihre Unterstützung angedeihen lassen würden, um auch einen Antheil an dem Werke des Herrn zu haben! Leider aber, unserer großen Sünden halber, gelang es uns bis jetzt noch nicht, unser Vorhaben zu verwirklichen, da die Gesetze des Landes uns große Hindernisse in den Weg legten.

Da aber nunmehr durch des Allmächtigen Gnade wir einen Schutz und Schirm an dem edlen hochherzigen Grafen von Pizzamano gefunden, der den Willen der Regierung des ruhmgekrönten, mit allen Tugenden geschmückten Monarchen, Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I., in Jerusalem vertritt und als Consul von Oesterreich hier seine segensreiche Wirksamkeit nach allen Richtungen entfaltet; da dieser edle Herr vor ungefähr fünf Monaten uns die Erlaubniß zum Bau eines eigenen Bethauses von den Landesbehörden großmütig erwirkte, so betrachten wir dieses als einen Wink vom Himmel. Möge der Allgütige den glanzvollen Ruhm seiner glorreichen Majestät bis an die Sterne erheben und die Räthe der Krone und Stützen seines Thrones mit seiner göttlichen Weisheit erleuchten. Leider aber ist unsere Kraft gelähmt und unsere Geldmittel sind erschöpft. Die Theuerung, die Hungersnot hat uns gänzlich verarmt. Eigene Abgeordnete auszusenden, um milde Gaben in fernen Landen zur Ausführung unseres längst gehegten Wunsches zu sammeln, können wir aus verschiedenen Ursachen nicht effectuiren, besonders aus dem Grunde: weil die Reisekosten solcher Emissaire die Hälfte der einfließenden Gelder verschlingen. Was uns besonders betrübt, ist die wiederholte Mahnung und Aneiferung, die von Seiten des Herrn Grafen von Pizzamano an uns oft ergeht: „den Bau endlich aufzuführen", da jetzt die Bewilligung einmal er-

theilt wurde, welche im Verlauf der Zeiten Beschränkungen erleiden könnte, ohne dieser Mahnung Folge leisten zu können.

Nun hat es Gott gefügt, daß der verehrungswürdige, hochgelehrte Herr Doctor Ludwig August Frankl uns besuchte. An ihn wendeten wir uns mit der Bitte: daß er die Sache Gottes auf seine Schultern lade, die hochherzigen Wohlthäter in seinem Geburtslande zu bewegen, wohlthätige Spenden zum Bau der Gotteshallen uns zufließen zu lassen, da er mit eigenen Augen diese heiligen Stätten gesehen und mit eigenen Ohren die Ermahnungen des Consuls gehört hat. Darum wenden wir uns mit diesem Sendschreiben an alle Wohlthäter unseres Volkes, sie mit folgenden Worten des Psalmisten anflehend: Wer nur das Leben wünscht und glückliche Tage zu sehen liebt, der widme uns eine wohlthätige Gabe von seinem Gute nach Kräften und händige seine großmüthige Spende dem gedachten Herrn Doktor ein. Sämmtliche Beiträge werden zum Andenken in ein Denkbuch eingetragen werden, damit man an allen Sabbat- und Festtagen einen Segen für Euer Wohlergehen (Mi scheberach) anstimme nach dem Ablesen des Gesetzbuches. Nach Eurem Namen wird das Gotteshaus benannt werden, und des Ruhmes Glanz eines Bethauses auf dem heiligen Berge in Jerusalem wird auf sie, die Wohlthäter, zurückstrahlen. Gottes Segen wird der Lohn sein; für jeden gespendeten Pfennig werdet Ihr ein Maaß voller Goldstücke erhalten und des Glückes theilhaftig werden, einst den Abglanz des Ewigen in seinem neuen Tempel zu schauen.

Dies sind die Worte der Vorsteher und Leiter der Gemeinde der „Aschkenasim", die sich unterzeichnen am Donnerstag der Parasche Pinchas am 14. des Monats Tamus 616 = 1856.

Jehuda, Sohn des Rabbi **Dob David. Jesaia Gottlieb. Löb Oxer** aus Pidkanim. **Nissan Stein. Löb Meinhart. Salomo Roach**, Sohn des **Moses** sel. **Hirsch Gottlieb. Israel Borg. Nissan Bak. Jakob Moses Gottlieb** aus Sadegore. **Löb Stein. Isak Feuermann.**

Folgt die Legalisirung des k. k. österreichischen Consuls

Pizzamano.

Verzeichniß

der in Jerusalem jetzt lebenden protestantisch getauften Juden.

I. Aschkenasim.

Name des Familienhauptes.	Beschäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe der Angehörigen.
Simon Rosenthal .	Gastwirth	Rußland	Jerusalem	Frau, 6 Kinder
Bergheim	Kaufmann	Pr. Posen	„	Frau, 7 Kinder
Mar Ungar . . .	Schneider	Ungarn	„	2 Kinder
Scher	„	Rußland	„	Frau, 2 Kinder
Moses Orenstein . .	„	Rußland	„	1 Kind
Frau Hauser . . .	Gastwirthin	Rußland	„	2 Kinder
Duckert	Drageman	Rußland	„	Frau
Hefter	Missionär	Galizien	Ausland	Frau, Schwester, 3 Kinder
Hananer	„	Bayern	Jerusalem	4 Kinder
Meschulem	Agronom	Rußland	„	6 Kinder
Dines	Photograph	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Hirschon	Missionär	Rußland	„	Frau
Stern	„	Ungarn	„	
Abram Ger	Schneider	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Josel Schuster . .	Schuster	Rußland	„	Frau, 5 Kinder
Mosche Elkes . .		Rußland	„	2 Kinder
Mosche Schve . .	Uhrmacher	Rußland	„	Frau, 5 Kinder, Schwester
Simon Apotheker .	Apotheker	Rußland	„	
Hirsch Minsker . .		Rußland	„	
Spiro		Rußland	„	
Samuel Twerjer .	Apotheker	Tiberias	„	
Samuel Berdyczow	Drechsler	Rußland	„	
Gerschon		Rußland	„	
Aron Klempner . .	Klempner	Galizien	„	
Josefson		Rußland	„	
Bloch		Rußland	„	
Samuel Hirsch . .	Tischler	Rußland	„	
Mosche Samuel . .	Diener	Rußland	„	
Moses Blum . . .	Agronom	Rußland	„	
Im mech. Institut				

II. Sepharedim.

Name des Familienhauptes.	Beschäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe der Angehörigen.
Schuchami	Missionär	Türkei	Jerusalem	Frau, 4 Kinder
Morpurgo	Schreiber	Italien	"	Frau
Jizchak Kamchi . .		Jerusalem	"	Frau, 1 Kind
Jerael Chalwe . .	Hausirer	Jerusalem	"	Frau, 3 Kinder
Simon Bagdadi .		Jerusalem	"	Frau, 3 Kinder
4 Kinder des Samuel Janischerli		Jerusalem	"	
Nissim Coral . . .		Jerusalem	"	
Chaim Nachman .	Buchbinder	Jerusalem	"	
Masaud Mugrebi .		Marocco	"	Frau
Im mech. Institut Waisen in der Erziehungsanstalt .			"	

Giebt eine Summe von einhunderteinunddreißig Seelen.

Uebersicht der jüdischen Bevölkerung.

Palästina.

Jerusalem	5700
Safed	2100
Tiberia	1514
Hebron	400
Jaffa	400
Saida	150
St. Jean d'Acre . . .	120
Khaifa	100
Schafamer	60
Jrkwin	50
Nablus	40
Rame	5
	10,639.

Syrien.

Damaskus	5000
Beirut	180
Deir el Kamar . . .	100
Chasbeia	100
Tripolis	40
	5420.

Zu König Davids Grab.

Wie zu den vorliegenden Aktenstücken, gelangte ich erst nach meiner Abreise von Jerusalem durch die Güte des Herrn Grafen Pizzamano zu den Maßen und Inschriften des Grabes König Davids.

Nachdem beides bisher unbekannt, so werden Forscher und die, welche sonst an den heiligen Denkmälern Jerusalems Theil nehmen, sie hier willkommen heißen.

Der steinerne Sarkofag, der, an die Mauer anstoßend, sich in schiefer Fläche gegen dieselbe erhebt, mißt, die Holzbekleidung eingeschlossen, 5 1/6 Wiener Elle, seine Höhe bis zum Endpunkte der schiefen Fläche 2 2/12, die Höhe der schiefen Ebene selbst 1 4/6 und die Breite der Bodenfläche 1 1/2. Die fünf reich mit Gold verbrämten Teppiche sind Geschenke der Sultane: Mustafa, Selim, Abdulhamid, Mahmud und Abdul Medschid.

Auf diesen Teppichen und den Wänden sind die folgenden Inschriften zu lesen:

بسم الله الرحمن الرحيم

Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen.

نصر من الله وفتح قريب

Der Sieg kommt von Gott und eine Eroberung steht nahe bevor.

انا فتحنا لك فتحا بينا

Wir haben dich siegen gemacht in einem bedeutenden Kampfe.

يا دوٗد انا جعلناك خليفة فى الارض بين الناس
بالحق ولا تتبع الهوى فيضلك عن سبيل الله

O David! ich habe dich zu meinem Statthalter gemacht auf Erden und richte nun nach dem Gesetze unter den Menschen, und folge nicht der Leidenschaft, die dich vom rechten Wege abweichen macht.

وما ارسلناك الا رحمة للعالمين وبشر المومنين يا محمد

Aus Mitleid nur für die Menſchen haben wir dich geſchickt, und bringe nun, o Mahommed! den Gläubigen die frohe Botſchaft.

لقد جاكم رسول من انفسكم عزيز عليه ما عنتم حريص عليكم بالمومنين روف رحيم فان تولوا فقل حسبى الله لا اله الا هو عليه توكلت وهو رب العرش العظيم

Wir ſchicken dich ihnen als Profeten, der du ein Menſch wie ſie biſt, der du mir wert biſt und über ſie wachteſt zur Zeit ihres Ungehorſams, mild und gnädig, und wenn ſie dich nicht hören wollen, ſprich: Auf Gott rechne ich, ihm vertraue ich, er iſt der Herr des himmliſchen Thrones.

سبحان الذى اسرى بعبده ليلا من المسجد الحرام الى المسجد الاقصى

Gott, der ſeinen Diener bei Nacht vom heiligen Tempel in Mekka bis zum Tempel Akſa in Jeruſalem kommen machte.

وما توفيقى الا بالله العلى العظيم

Und ich habe keine Stütze als Gott, den Allerhöchſten.

رب يسر ولا تعسر رب تمم بالخير

O Gott gewähre Gelingen meinem Werke, laß es nicht mißlingen, o Gott laß es enden mit Glück.

رأس الحكمة مخافة الله

Der Anfang der Weisheit iſt Gottesfurcht.

من صمت نجا

Wer ſchweigt, der rettet ſich.

العلم طوب من ذهب

Die Wiſſenſchaft iſt ein goldenes Gefäß.

وما ربك بظلام العبيد

Gott iſt nicht ungerecht gegen ſeine Diener.

قل اللهم مالك الملك تؤتى الملك من تشا وتنزع الحكم ممن تشا

Sprich: o Gott, Herr der Herrschaft, verleihe die Macht wem du willst und nimm sie von wem du willst.

وترى الملايكة حافين من حول العرش يسبحون بحمد ربهم وقضى بينهم بالحق وقيل الحمد لله رب العالمين

Die Engel, die den himmlischen Thron umgeben, singen und loben Gott. Du richte nach dem Recht zwischen den Menschen und sprich: Ich lobe Gott, den Herrn der Menschen.

وما يلقاها الا الذين صبروا وما يلقاها الا ذو حظ عظيم

Nur die Geduldigen gelangen in das Paradies und die Gott am meisten genehm sind.

من عمل صالحا فلنفسه ومن اسا فعليها وما ربك بظلام العبيد

Wer Gutes thut, thut es zu seinem Frommen, und wer Böses thut, schadet sich selbst. Gott übt nicht Gewalt gegen seine Diener.

فمن يعمل مثقال ذرة خيرا يره ومن يعمل مثقال ذرة شرا يره

Und wer ein Körnlein Gutes thut, findet Gott, und wer ein Körnlein Böses übt, findet Böses.

سبحان ربك رب العزة عما يصفون وسلام على المرسلين والحمد لله رب العالمين

Gott der Herr ist der Herr der Höhe, der Herr der Gerechten! Friede seinen Gesandten! Lob sei Gott, dem Herrn der Menschen.

Abgethan!

Nach Wien zurückgekehrt, fand ich eine Denkschrift bezüglich der „Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt" von einem Herrn Ignaz Deutsch an den kaiserlich österreichischen Consul in Jerusalem gerichtet.

Diese Denkschrift war, wie eine Schlußnote bemerkt, an das hohe kaiserliche Ministerium des Aeußern von jenem Herrn schriftlich überreicht, aber mit dem bezeichnenden feinen Schicklichkeits- und Anstandsgefühl, ohne den Erfolg abzuwarten, sogleich durch den Druck veröffentlicht werden.

Jener Herr hätte mir keinen willkommeneren Dienst erweisen können.

Das hohe Ministerium sendete die Eingabe an den kaiserlichen Internuncius in Konstantinopel mit der Weisung, über diese Angelegenheit von dem kaiserlichen Consul in Jerusalem Bericht zu verlangen.

Ich sah dem Erfolge mit selbstbewußter Ruhe entgegen und wirklich fand meine in diesem Buche mitgetheilte Darstellung eine amtliche Bestätigung, die mich der Mühe enthob, jene leichtfertige Denkschrift zu widerlegen.

In der Denkschrift heißt es: „Sämmtliche Religions- und Gemeindevorsteher der österreichischen deutschen Juden in Palästina haben über die Absichten und Reformbestrebungen des Dr. Frankl in Jerusalem an ihre Glaubensgenossen in ganz Europa jammervolle Berichte eingesendet."

Es fiel auf, daß diese jammervollen Berichte nur von Absichten und Bestrebungen sprachen, ohne das Wesentliche zu erörtern, wie und auf welche Art die Absichten und Reformbestrebungen in der Wirklichkeit ausgeführt werden sollen, und ganz von einer speziellen Angabe der Einzelheiten der Reformen schweigen.

Es heißt ferner: „Wie alle Berichte aus Jerusalem übereinstimmen, hat Dr. Frankl auf alle diese Vorstellungen keine Rücksicht genommen und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevertreter der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Erziehungsanstalt zu gründen, mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen."

Es wurde deutlich und klar hervorgehoben, wie weit die oben angeführten Berichte: „und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevorsteher der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Kinderbewahranstalt zu gründen" — von der Wahrheit abweichen.

Die Vertreter von Vierfunftel der Bevölkerung haben um Errichtung der Anstalt dringend gebeten, und die weitere Angabe: „mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen", — zeigte sich nur als ein Produkt der wie es schien überaus fruchtbaren Fantasie der Berichterstatter.

Die Denkschrift enthält ferner: „Die Folgen dieser gewaltsamen Reformbestrebungen sind nun auf eine betrübende Weise eingetreten. — Die Aufregung und Verzweiflung unter den österreichischen Juden ist über alle Maßen."

Auch dieser Bericht zeigte sich nicht als ganz der Wahrheit gemäß, denn außer den spanischen sind auch die deutschen Juden der Chassidim u. s. w., unter denen viele österreichische Unterthanen sind, über die Errichtung der Anstalt sehr erfreut, und sogar viele achtbare Mitglieder der Gemeinde Peruschim haben ausdrücklich erklärt: „daß nur die Furcht vor einem Geldschaden, den ihre Gemeindevorsteher, die als Opponenten in dieser Angelegenheit sich auszeichnen, bei der Vertheilung der Almosen „Chaluka" ihnen zufügen möchten, sie von dem Genusse dieser Wohlthätigkeitsanstalt abhält."

Zugleich wurde berichtet, daß in Jerusalem keine besondere österreichische Gemeinde existirt, sondern die österreichischen Unterthanen unter alle Gemeinden vertheilt sind, die Vertreter aller Gemeinden, sowohl spanischer als deutscher, mit gleichem Rechte als Vertreter der österreichischen Unterthanen sich ausgeben können.

Die Denkschrift theilt mit: „Bereits sind ehrliche, wahrhaft fromme Gläubige verhaftet worden u. s. w., weil sie, ihre alten religiösen Einrichtungen durch neue Institutionen gefährdet glaubend, ihren Schmerz auf eine auffallende Weise kundgaben."

Es wurde bemerkt, daß diese sogenannten ehrlichen, wahrhaft frommen Gläubigen den wiederholten Aufforderungen des kaiserlichen Consulats, keine Demonstrationen zu machen, Trotz geboten und den Dr. Frankl auf eine sehr wenig ehrliche, noch minder fromme Weise angegriffen haben, und das kaiserliche Consulat, um üblen Folgen vorzubeugen, sich zu der nicht angenehmen Pflicht veranlaßt sah, einige Individuen auf kurze Zeit zu verhaften.

Es wurde klar, daß zwei Zuschriften des kaiserl. königl. Consuls an den Herrn Rabbi Bordaki vom 10. und 15. Juni 1856 weder im

Original noch in richtiger Abschrift an jenen Herrn Ignaz Deutsch gelangt seien, denn sonst hätte er gewiß den in den angeführten Zuschriften gar nicht enthaltenen Satz: „Wurde derselbe (Herr Bordaki) aufgefordert, seine Gemeindeangehörigen zu bestimmen, sich den Wünschen und Absichten des Dr. Frankl in Allem zu fügen", angeführt.

Die Denkschrift führt an: „Sir Moses Montefiore u. s. w. niemals habe dieser Herr die Absicht gehabt, die Juden in Palästina wider ihre Absichten zu stimmen."

Es wurde bemerkt, daß auch dieser unermüdliche Veteran der Wohlthätigkeit für die Juden in Palästina, eine Unterrichtsanstalt für die israelitische Jugend weiblichen Geschlechts errichtet, persönlich eingeweiht und eröffnet habe und undankbarer Weise in der Synagoge der Peruschim „Churba" mit Exkommunikazion „Cherem" belegt und von einem Individuum öffentlich angegriffen und die Behörde veranlaßt wurde, den Angreifer zu verhaften.

In der Denkschrift heißt es: „Ganz verschieden ist es, wenn der größere Theil irgend einer Gemeinde, oder mindestens ein ansehnlicher Theil derselben das Bedürfniß in sich fühlt, ihrem Gottesdienst oder ihrem Lehr- und Erziehungswesen eine andere Gestaltung zu geben und zu diesem Ende neue Institutionen gründet; da wäre der Grundsatz statthaft: wer über solche Anstalten anders denkt, der möge sich und seine Kinder von denselben fernhalten; wie weit entfernt aber ist ein solches Verlangen von der Judengemeinde in Palästina."

Es wurde dagegen bemerkt, daß nicht der größte oder angesehenste Theil einer Gemeinde, sondern die ganze spanische Großgemeinde und die zwei Gemeinden der deutschen Juden, wie gesagt ⅘ der jüdischen Bevölkerung um die Gründung dieser Anstalt gebeten haben, und nur die Vorsteher der kleinen Minorität ⅕ der Bevölkerung, die eine besondere Gemeinde bilden und deren ganzer Gemeinde es freisteht, von dieser Anstalt gar keinen Gebrauch zu machen, dagegen waren.

Die Denkschrift sagt: „Es ist eine offenkundige Thatsache, daß nur solche Juden dorthin gehen, die einen unverbrüchlich frommen Lebenswandel hinter sich haben, die bereits auf zeitliche Lebensgüter verzichten."

Es wurde die Bemerkung entgegengestellt, daß eine vieljährige Erfahrung in Jerusalem viele Fälle aufzuzählen hat, die nicht besonders geeignet sind, für den unverbrüchlichen Lebenswandel und das Verzichten auf alle Lebensgüter, besonders der aus Rußland, aus ver-

schiedenen Gründen heimlich sich entfernenden Juden, als Beweise zu dienen.

Die Denkschrift sagt: „Möge berücksichtigt werden, daß diese Gemeinde bereits im zweiten Jahrhunderte unter dem allerhöchsten Schutze der österreichischen Kaiser stehe."

Man nahm sich die Freiheit, dagegen zu bemerken, daß diese Gemeinde „Peruschim" und die deutschen Juden überhaupt erst seit dreißig Jahren in Jerusalem ansässig sind.

Die Denkschrift sagt: „Und so möge nur der Grundsatz, der in allen Gemeinden des österreichischen Kaiserreiches eine allgemeine Geltung hat, auch für die österreichischen Juden in Palästina zu Recht bestehen, daß alle Stiftungen und Institutionen, die irgend Jemand für israelitische Unterthanen in der heiligen Stadt zu gründen beabsichtigt, nur mit der vollkommenen, freien Einwilligung der gesetzlich bestehenden Religions- und Gemeindevorsteher dieselben ins Leben treten können, dann möge auch Dr. Frankl eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem gründen, nur möge das Bethaus und der Gottesdienst sowohl als der Unterricht der Jugend wie bisher ausschließlich der Leitung und Ueberwachung der Religions- und Gemeindevertreter anvertraut bleiben."

Es wurde zu besonderer Beruhigung dagegen mitgetheilt, daß bei der Gründung der Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt ganz nach dem angeführten Grundsatze verfahren wurde, indem dieselbe mit der vollkommen freien Einwilligung der gesetzlich bestehenden Religions- und Gemeindevorsteher, des Oberrabi mit seinem Rabbinenkollegium, der spanischen und der Gemeindevorsteher der deutschen Chassidim und der deutsch-holländischen Gemeinde ins Leben getreten ist.

Der Gottesdienst sowohl als der Unterricht der Juden ist ausschließlich der Leitung und Ueberwachung der Religionsvertreter der angesehensten Mitglieder des Rabbinenkollegiums anvertraut.

Eine noch schlagendere Widerlegung der Denkschrift fand durch folgenden amtlichen Akt statt:

Die in der Denkschrift des Ignaz Deutsch gemachten Angebungen veranlaßten den kaiserlichen Consul in Jerusalem eine strenge Untersuchung anzustellen, um zur vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, ob in der Wirklichkeit keine von den angegebenen Reformen sich eingeschlichen haben.

Es wurden alle Rabbinen und Vorsteher der verschiedenen Gemeinden schriftlich aufgefordert, die folgenden vier Fragen zu beantworten:

1. Hat Herr Dr. L. A. Frankl in der von ihm am 27. Juni d. J. im Namen der Frau Elise Herz eröffneten Unterrichtsanstalt in Jerusalem religiöse Reformen eingeführt?

2. In was bestehen diese Reformen?

3. In wie weit sind dieselben gegen den religiösen Glauben und die Gebräuche der Juden?

4. Ist mit dieser Lehranstalt ein Bethaus vereinigt und ein europäisch moderner Gottesdienst eingeführt worden?

In den schriftlichen Antworten erklären:

Der Oberrabbi mit seinem Kollegium der spanischen Gemeinde,

die Rabbinen und die Vorsteher der deutschen Chasidim und endlich

die Rabbinen und der Vorsteher der deutsch-holländischen Gemeinde:

Daß bei der Errichtung dieser Anstalt nicht die mindesten religiösen Reformen eingeführt wurden, und daß die Knaben ihre Gebete nach dem alten Ritus verrichten und somit gar keine Spur von einem europäisch modernen Gottesdienst existire.

Die obengenannten Rabbinen, besonders die der spanischen Juden, fühlen sich verletzt, sprechen mit Erbitterung über ihre Gegner, die gegen die Wahrheit so grob verstoßen, Dinge erdachten, von denen sie betheuern, daß dieselben nicht im Entferntesten existiren.

Die Rabbinen und Vorsteher der Gemeinde Jerusalem und die Rabbinen und Vorsteher der Warschauer Gemeinde antworteten: Daß die ihnen bekannte religiöse Tendenz des Gründers, Herrn Dr. L. A. Frankl, ferner die in der Anstalt existirenden gemalten Bilder der biblischen und Naturgeschichte, sowie der Unterricht in fremden Sprachen nicht im mindesten anstößig sei.

Die Rabbinen und Vorsteher der Galizianer Gemeinde beschränkten sich in der Antwort nur auf die religiöse Tendenz des Dr. Frankl als Ursache der Nichtannahme der Anstalt. Von einem europäisch modernen Gottesdienst aber schwiegen die Vertreter der drei letzten Gemeinden gänzlich.

Die Rabbinen der drei ersten Gemeinden, nämlich der spanischen, der Chasidim und der deutsch-holländischen Gemeinde, befragt über die Einwendung der drei letzten Gemeinden, erwiderten, daß die persönlichen religiösen Ideen des Herrn Dr. Frankl, die ihnen übrigens von keiner schlechten Seite bekannt sind, kein Anstoß seien; daß die persönliche

Ansicht des Stifters oder des Vollziehers mit den Anordnungen des Stifters gar keine Gemeinschaft mit der Stiftung selbst habe, und nur die letzte sei zu untersuchen, ob sie nichts gegen die Religion enthalte; als Beweis der Richtigkeit ihrer Meinung führen sie an die so vielen in allen vier Welttheilen gesammelten Spenden, die von Personen mit verschiedenen Ansichten und sogar ganz fremder Religion kommen und doch von allen Israeliten der heiligen Stadt genossen werden. Die Bilder, glauben sie, da sie nur gemalt und nicht erhaben sind, wären dem Gesetze nach erlaubt, und sind zu unbedeutende, leicht zu entfernende Gegenstände, die nicht verdienen, in Frage gestellt zu werden. — Der Unterricht in fremden Sprachen, der gegenwärtig auf die arabische Landessprache sich beschränkt, ist ein dringendes Bedürfniß, welches nicht im mindesten gegen die Religion anstößig ist.

Es ergab sich als Schluß der ganzen Untersuchung, daß die große Majorität der Juden große Sympathie für die Simon Edlen von Lämel'sche Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt besitzt, während die kleine Minorität dagegen ist und ihre Meinung jener aufzudringen sucht.

Es wurde dem Ignaz Deutsch hiernach zur eigenen Entscheidung überlassen, welche Erziehung für die jüdische Jugend zweckmäßiger sei, ob diejenige der in Rede stehenden Anstalt, oder die der neununddreißig in der englischen Missionsschule erzogenen jüdischen Kinder (siehe: Allg. Zeitung, Nr. 167, Jahrg. 1856).

Man erwartete von Herrn Ignaz Deutsch, daß er den ihm nun authentisch bekannten Sachverhalt zur Ehre der Wahrheit und zur Aufklärung des durch seine Denkschrift irregeleiteten Publikums ebenfalls durch den Druck mittheilen werde.

Herr Ignaz Deutsch that dies nicht.

Der ruhigen, unparteiischen und gerechten Beurtheilung mag es überlassen bleiben, eine Handlungsweise richtig zu bezeichnen, welche sich beeilt, zugekommene Lügen und Verleumdungen durch den Druck zu verbreiten, die authentische Widerlegung derselben aber, ungeachtet der directen Aufforderung zur Veröffentlichung, der Lesewelt vorenthält.

Wirkung in Jerusalem.

Welches Befremden und welche Entrüstung in Jerusalem über die Denkschrift jenes Herrn Ignaz Deutsch wach wurde, findet in den nachfolgenden beiden Briefen ihren Ausdruck.

Der Pascha von Jerusalem an Dr. L. A. Frankl.

„Hochstufiger, vielgradiger, ehrwürdiger, einsichtsvoller, die Treue ehrender Doctor Frankl!

Wie es das Bekannte Ihrer Freundschaft ist, hat die Unterthanin der erlauchten österreichischen Regierung Frau Elise Herz hier eine Anstalt errichten lassen, um die Volkskinder durch Beseitigung ihrer bisherigen thörichten Unwissenheit die Wohlthaten eines gründlichen Unterrichtes und einer wohlthuenden Erziehung genießen zu lassen.

Während Ihrer Anwesenheit (der Anwesenheit Ihrer freundschaftlichen Person) hierorts in Angelegenheiten der erwähnten Schule kam mir ein Gerücht zu Ohren, demzufolge damals unter den hiesigen Juden eine Ihrem edlen Streben entgegengesetzte und feindselige Stimmung geherrscht haben sollte. — Wie es allgemein bekannt ist, hatte ich mich zur Zeit der Eröffnung dieser Schule in Gesellschaft des Oberrabbi und mehrerer anderen Rabbinen dahin begeben, und damals, außer der vollkommensten Befriedigung und der übermäßigen Danksagung sämmtlicher Anwesenden ob der Realisirung dieses so edlen Werkes, nichts auf jenes Gerücht Bezügliches vernommen. Und selbst jetzt, wo das Volk seine Kinder freudig in jene Schule sendet, hat es (Gerücht) sich als völlig grund- und bodenlos und als böswillige Erfindung erwiesen.

Ich beeile mich, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen und hoffe, daß die zwischen uns bestehende Freundschaft stets wachsen und gedeihen werde.

Jerusalem den 29. Safer 1273.

Ismail Kiamil Pascha.“

Der voranstehende Brief ist türkisch und dessen Uebersetzung durch die Güte des mir befreundeten kaiserlichen Oberen und Direktors der k. k. orientalischen Akademie in Wien, Herrn Philipp von Körber, veranlaßt.

Die Rabbinen von Jerusalem an Herrn Dr. L. A. Frankl.

„Mit der Hilfe des Herrn, der thronet zu Zion und der Je-
rusalem errichtet!

Wir zitterten und bebten ob des Gerüchtes, das uns zu Ohren gekommen ist: Lästerer sind ausgegangen, die überall laut die Lüge verkünden, als hätte Doctor Frankl zur Zeit der Gründung der Simon Edlen von Lämel'schen Schule auch irgendwie Reformen nach neuer Art im Bethause einführen wollen.

Darum bekennen und bezeugen wir, daß, so oft wir auch mit Doctor Frankl über benannte Schule gesprochen haben, wir nie auch nur die leiseste Andeutung vernommen, die dahin gegangen wäre, die geringste Reform in unseren Glaubenslehren oder in unserm Bethause zu befürworten. Jetzt, wo die Schule in voller Thätigkeit ist, ist sie eben nach den Grundsätzen unserer heiligen Religion in vollem Maße errichtet, ohne daß auch nur die unbedeutendste Veränderung stattgefunden hätte.

Dieses unser Zeugniß ist wahr wie der Ausspruch Gottes. Geschrieben und gesiegelt mit eigener Hand nach Recht und Gerechtigkeit in der heiligen Stadt Jerusalem am 24. Tischri 5617. („Verstummen sollen die Lippen, die gegen den Gerechten die Unwahrheit sprechen.")

Das Gesagte ist klar und wahr.

Chajim Nissim Abulafia,
Chacham Baschi.
Chajim David Chazan,
Mordachai Mejuchas,
Rafael Meyer Panigel,
Mitglieder des Großrabbinenkollegiums in Jerusalem."

„Der unterzeichnete Vorsteher der deutschen Chassidim bestätigt hiermit das Vorhergesagte, daß Doctor Frankl weder durch Wort noch durch That irgend etwas Reformatorisches begünstigt hat.

Nissim Back,
Vorsteher und Rabbi."

„Die Wahrheit soll gesagt und niedergeschrieben werden, daß das Obige in Betreff des Doctor Frankl wahr ist. Derselbe hat nichts gesprochen, was reformatorisch wäre, viel weniger, daß derselbe in der Schule etwas eingeführt hätte, was gegen das Gesetz Moses und der Juden wäre.

Josef Schwarz,
Vorsteher und Rabbi."

„Auch ich fühle mich verpflichtet, die Wahrheit des Obengesagten zu bestätigen, daß nicht die kleinste Neuerung, weder im Glauben noch beim Gebete, von Seite des Doctor Frankl unternommen worden ist.

Nathan Coronel,
Rabbi."

Inhalt und Unterschriften bestätigend:

Der k. k. Consul
Pizzamano.

Die hebräischen Originale, wie überhaupt alle Documente, worauf in diesem Buche Bezug genommen wird, befinden sich in meinem Besitze; die Uebersetzung wurde theils vom Rabbi Herrn Horwitz, theils von Herrn Dr. M. Letteris besorgt.

Statuten der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem.

Diese von Frau Elise Herz, gebornen von Lämel, zum Andenken ihres seligen Herrn Vaters, Simon von Lämel, mit einem Kapitale von 50,000 fl. in 4½ prozentigen k. k. österreichischen Staatspapieren fundirte Anstalt steht unter dem Schutze der Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und ist der Oberaufsicht des kaiserlich österreichischen Consulates in Jerusalem empfohlen.

Kuratoren der Anstalt

sind die jeweiligen Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde in Wien.

Die Aufgabe der Anstalt

ist eine doppelte:
eine religiös geistige,
eine materielle,
und zwar der mittellosen israelitischen Jugend Unterricht zu ertheilen und den armen Kindern Kost und Kleidung zu verabreichen.

Die Zahl der Aufzunehmenden.

Aufgenommen werden 40 Kinder, 20 interne, welche Kost und Kleidung erhalten, 20 externe, die nur am Unterrichte theilnehmen.

Bedingungen der Aufnahme.

Bei der Aufnahme sind zu berücksichtigen:
Kinder österreichischer Unterthanen,

vater- oder mutterlose,
vaterlose,
mutterlose
} Waisen,
arme Kinder überhaupt.

Bei gleicher Berechtigung entscheidet das Loos.

Unterrichtsgegenstände.

Die Kinder erhalten Unterricht:
In der Religion,
in den Elementargegenständen, vorläufig in der hebräischen und arabischen Sprache, denen sich später die deutsche und italienische anschließen sollen,
im Schreiben,
im Rechnen,
in Naturlehre, Geografie u. dergl.

Dauer des Unterichtes.

Die Kinder, die in einem Alter von wenigstens 5 Jahren sein müssen, verweilen 3 Jahre in der Anstalt, nach welcher Zeit sie Anderen Raum machen.

Lehrer und Verwalter.

Es fungiren zwei Lehrer an der Anstalt:
Ein Oberlehrer und
ein Unterlehrer.

Der erstere ist verpflichtet, den höhern Unterricht zu ertheilen, den niedern zu überwachen, die Ordnung der Anstalt zu erhalten, die Oekonomie zu leiten und durch seine Gattin, wenn er verheirathet ist, die Küche besorgen zu lassen. Der Unterlehrer fungirt als Gehilfe und ist dem Oberlehrer untergeordnet.

Dienerschaft.

Ein Pförtner bewacht das Haus, hat für die Reinlichkeit desselben zu sorgen und ist in der Küche angewiesen, rücksichtlich des Wasserschöpfens, der Feuerung u. s. w. mitzuhelfen.

Das leitende Comité

besteht aus 5 Personen und überwacht unmittelbar die Anstalt.

Ein vom Comité gewähltes Mitglied führt den Vorsitz und die Kasse.

Ein Controleur unterfertigt die Quittung mit, gegen welche beim kaiserlichen Consulate die Monatquote erhoben und ebenso die Jahresrechnung revidirt wird.

Zwei Mitglieder überwachen den Unterricht, die Moral der Zöglinge u. s. w.

Das Comité hält jeden 15. und letzten des Monats eine Sitzung, bei welcher die Majorität der Stimmen entscheidet.

Das Comité veranstaltet mit Ende jeden Semesters eine öffentliche Prüfung und verfaßt einen raisonnirenden Bericht über die Leistungen und den Stand der Anstalt mit jedem Jahresschlusse an die Kuratoren in Wien, dem zugleich die Jahresrechnung beigegeben wird, sowohl über die kurenten, als außerordentlichen Ausgaben, die jedoch niemals die Zinsen des Stiftungskapitals übersteigen dürfen.

Das Comité haftet für die ihm übergebenen und in einem Verzeichnisse namhaft gemachten Gegenstände: Silbergeräthe, Geschirre, Bücher, Bilder u. s. w. — Das Verzeichniß ist vom Comité unterfertigt und beim kaiserlichen Consulate niedergelegt.

Wichtige Gegenstände, als Lokalveränderung, Wahl des Oberlehrers, Veränderungen im Comité sind beim kaiserlichen Consulate mitzutheilen.

Sollte dieses jedoch anderer Ansicht und eine Vereinigung der Stimmen nicht möglich sein, so ist ein motivirendes Protokoll aufzunehmen und der Gegenstand den Kuratoren in Wien zur Entscheidung vorzulegen.

Auflösung der Anstalt.

Sollte die Anstalt dem Sinne und dem Willen der Stifterin innerhalb dreier Versuchsjahre nicht entsprechen, so steht es ihr zu, den Stiftungsbetrag dem in ihrem Stiftsbriefe näher bezeichneten Zwecke (Stiftungen für Studirende in Prag und in Wien) zuzuführen, oder noch eine Versuchszeit zu bestimmen.

Die Genehmigung der vorliegenden prov. Statuten ist sowohl von der Stifterin als von den Kuratoren abhängig und der Entwurf der kaiserlichen österreichischen Regierung vorzulegen und Sankzion zu erbitten.

Das leitende Comité

besteht derzeit aus den Herren:

David Chazan,
Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem. Vorsitzer und Kassirer.

Dr. Fränkel Simon,
Direktor des Montefiore'schen Dispensatoriums.

Mejuchas Mordachai,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jerusalem. Aufsicht des Unterrichts und der Moral.

Dr. Neumann Bernhard,
Direktor des Rothschild'schen Hospitals. Controleur und Sanitätsaufsicht.

Panegel Meyer,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jerusalem. Aufsicht des Unterrichts und der Moral.

Lehrer- und Dienstpersonal.

Herr Perez Moschon, Oberlehrer und Verwalter.
„ Moreno Chajim, zweiter Lehrer.
Moschin Senior, Pförtner.

Eine Instruktion

für die beiden Lehrer und den Pförtner wird von dem löbl. Comité gegeben; ebenso die Schulordnung, zu welcher hier nur bemerkt wird, daß ein Knabe, der 3 Tage von der Schule wegbleibt, d. h. 3 mal ohne eine genügende Entschuldigung vorzubringen, ausgeschlossen wird und die ihm gegebene Kleidung abzunehmen ist.

Für den Ausgeschlossenen findet sofort die Aufnahme eines andern Knaben statt.

Jerusalem, 4. Juli 1856.

Dr. L. A. Frankl.

Folgen die Unterschriften der Comitémitglieder.

Zum Schlusse.

Ehe ich diese Blätter schließe, drängt es mich, dem tiefgefühlten Danke Ausdruck zu geben, den ich vor Allem dem hohen k. k. österreichischen Ministerum des Aeußern, vielen hohen und bedeutendsten Persönlichkeiten schulde, die durch eindringliche Empfehlung mich unterstützt haben, die mir gewordene Aufgabe glücklich zu lösen, eine humanitäre und geistige Anstalt ins Leben zu rufen.

So möge denn eine Schule, die zum ewigen Andenken des edlen Mannes, dessen Namen sie führt, blühen und Früchte tragen, wie sie zugleich ein Monument für die großmütige, edle und fromme Stifterin ist.

Sie wird bestehen und gedeihen, geschützt von Oesterreich, dessen Beruf es ist, die Kultur nach Osten zu tragen.

Der kleine Widerstand, den die Gründung gefunden hat und welcher selbst nur künstlich hervorgerufen war, ist verschwunden, und laut Mittheilungen des kaiserlichen Generalconsuls, Herrn Grafen Pizzamano bewerben sich bereits ehemalige Widersacher um die Aufnahme ihrer Kinder. Der amtliche Bericht lautet nach nunmehr zweijährigem Bestande der Anstalt vollkommen befriedigend, und nur der eine Wunsch wird lebhaft ausgesprochen, daß das Stiftungskapital durch Wohlthäter, denen die Bildung und Erziehung ihrer Glaubensgenossen,

in der ihnen ewig heiligen Stadt am Herzen liegt, vermehrt werden möchte.

Die Zahl der sich andrängenden Kinder wird eine immer größere, während bis jetzt die Mittel nur für 40 ausreichen.

Schon weiset die k. k. Wiener Zeitung vom Januar dieses Jahres eine Summe von 200 fl. nach, welche eine unbekannte Dame zum Stiftungskapitale der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem gespendet hat.

Durch Anregung des Rabbiners in Baja, Herrn Dr. Bilcher, haben zwei dortige geehrte Gemeindemitglieder jeder 5 fl. der Anstalt gewidmet und ein drittes Gemeindemitglied für dieselbe in seinem Testamente großmütig bestimmt.

Jeder an die Kuratoren der Anstalt, das ist an die Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde in Wien gelangende Beitrag wird mit dem besten Danke angenommen und ordnungsmäßig dem Stiftungskapitale zugefügt.

Wien, im Mai 1858.

Frankl.

Riek'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.